



Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Redigirt und herausgegeben

von

Rudolf Glaser.

Vierter Jahrgang.

1840.

Prag.

Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntergasse Nr. 73.

Inhaltsverzeichniß

des Jahrgangs 1840 von „Ost und West.“

(Die Ziffer zeigt die Nummer des Blattes an.)

Novellen, Erzählungen, Sagen, Mährchen.

Drama.

Gedichte

von

Rhythmische Uebersetzungen.

Vermischte Aufsätze.

Musik.

Bildende Kunst.

Literatur.

Theater.

Correspondenzen

aus

Mannigfaltige Notizen.

Artistische Beilagen.

Nro. 1. Mittwoch den 1. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sitten des alten russischen Adels.

Ein Fragment.

Nach dem Russischen von Bernhard Stolz.

Ich weiß nicht, ob man noch heute, selbst in Moskau, ein Haus finden dürfte, wie das der Gräfin B. war; in Petersburg wenigstens darf man nicht daran denken, es zu suchen. Stellt Euch die Zimmer und die Lebensweise einer russischen Bojarin aus den alten guten Zeiten vor: Tapeten von indischer Seide, lange, schmale Spiegel in vergoldeten Rahmen, überall Uhren mit Spielwerk, japanische Vasen, chinesische Puppen, Tische mit eingelegtem Schnitzwerk, eine Menge Bedienten mit Livréen, in deren Stickereien reiche Wappen prangen, Papageien, Narren beiderlei Geschlechts, Zwerge, Adoptivtöchter, arme Verwandte und dreißig und mehr Gäste zu Mittag- und Abendessen; bei jeder Mahlzeit Musik, Abends Tanz; und Alles dies jeden Tag des Jahres. Während der Weihnachts-, Oster- und Fastenzeiten glänzende Bälle, Maskeraden, französisches Schauspiel; — mit einem Worte alle neue Erfindungen der Vergnügungssucht sind die nothwendigen Bestandtheile dieses Ganzen. — Unsere Väter liebten das Vergnügen nicht weniger als den Luxus; sie ergötzten sich bei weitem mehr, als wir, sie warfen sich mit Leidenschaft, mit Raserei dem Vergnügen in die Arme, denn darin bestand nach ihnen die Civilisation. Sie verfuhren mit den Entdeckungen des Geistes und des guten Geschmackes wie der Wilde, der sein letztes Beil für ein wenig Branntwein dahin gibt, und das kostbare Getränk in einem Zuge hinunter schlürft, und nicht fragt, woher es kommt und wie man es zubereitet.

Die Gräfin B. war mir verwandt und liebte mich sehr; wenigstens dachte ich so, weil sie am Ostersonntage nie vergaß, mir einen Korb voll Eier von Krystall, Porzellan oder Silberdraht zu schicken; weil sie mir einen Chinesen geschenkt hatte, der im Zimmer herumlief und die Arme bewegte; weil sie ganz besonders für mich einen Hund hatte abrichten lassen, der mich in einer kleinen Droschke im Garten herum fuhr; und vor Allem, weil ich bei meiner Coco (so nannte ich die Gräfin) immer so viel Leckereien essen konnte, als ich nur wollte. Das rührte Alles daher, weil ich in dieser Zeit ein kleiner rothbackiger Junge mit blonden Locken war und weil meine Coco Kinder liebte.

Aus dieser Vorliebe für Kinder rührte es her, daß die Zahl der Adoptivtöchter, welche nach einer sehr alten Sitte in jedem anständigen Hause von Moskau sein müssen, in dem der Gräfin sehr groß war. Wißt Ihr, was eine Adoptivtochter in solchen Häusern bedeutet? Sie ist das unglücklichste Geschöpf von der Welt! Denn früher ging es damit folgendermaßen zu, und ich glaube, jetzt ist es nicht anders geworden: Man nimmt eine seiner Sklavinnen, wenn sie noch ganz klein ist, kleidet sie vornehm an, erzieht sie mit seinen eigenen Kindern, und liebkost sie, bis sie groß ist. Aber wenn sie erwachsen, dann beginnen die Leiden einer Adoptivtochter: sie muß sich der ganzen Familie angenehm zu machen wissen, darf keinen Wunsch, keinen Willen, keinen Gedanken für sich haben; muß die Töchter vom Hause ankleiden und für sie arbeiten; sie schleppt den kleinen Hund spazieren, und erträgt mit demüthiger Ergebung die üble Laune ihrer sogenannten Wohlthäterin; sie muß lachen, wenn sie weinen möchte, und weinen, wenn ihr das Lachen hinter den Lippen sitzt. Bei der geringsten Versäumniß hagelt es Vorwürfe über ihre Nachlässigkeit, Trägheit, Undankbarkeit. Wie blutet da ihr armes Herz! Und noch viele andere Leiden hat sie zu dulden, Leiden, die uns vielleicht unscheinbar vorkommen möchten, aber die für die Adoptivtochter in ihrer beschränkten Sphäre sehr empfindlich sind. Die Diener beneiden sie, stehn vor ihr nicht auf, antworten ihr in groben Ausdrücken, versäumen absichtlich sie bei Tafel zu bedienen; ja, die Männer reden in ihrer Gegenwart ohne Schonung von Dingen, welche junge Mädchen schamroth machen müssen. Man nimmt sie nur dann ins Schauspiel oder auf Spazierfahrten mit, wenn ein Platz in der Loge oder im Wagen übrig ist. Ist sie unglücklicher Weise schön, so läßt man sie es entgelten, daß die Töchter des Hauses so wenig Glück bei Männern machen. Man weiset ihr die unteren Zimmer an, wenn im Salon junge Männer sind, die gute Partien abgeben könnten, und sie muß also entweder unverheirathet bleiben, oder irgend einem Beamten der vierzehnten Klasse ihre Hand reichen, der grob und ohne Bildung, sie die niedrigsten häuslichen Geschäfte verrichten läßt, nachdem sie alle Vergnügungen gekostet hat, die Luxus und Reichthum nur bieten können.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch ein Wörtchen von der Lebensweise dieser Leute sagen. Denkt Euch alle ehrgeizigen Bedürfnisse des reichen Mannes, mit allen Unannehmlichkeiten der Armuth verbunden; denkt Euch, daß in dem Hause des Kanzleischreibers, der vielleicht ein tausend Rubel Besoldung hat, dieselben Gewohnheiten herrschen, wie in jedem reichen Hause, nun denkt Euch auch, daß, was in letzterem mit großen Kosten und mit Hülfe zahlreicher Dienerschaft geschieht, die Hand der Frau in dem Hause des Schreibers allein ausführt.

Aber um wieder auf die Adoptivtochter zurückzukommen, so hieß diejenige, welche bei der Gräfin B. am meisten in Gnaden stand, Kathinka, und war die Tochter des Haushofmeisters. Ihr kleines, rundes Gesichtchen hatte gefallen, und die Gräfin ließ sie mit ihren beiden Töchtern erziehen, sie trug auch gleiche Kleider mit denselben. Wenn die Zahl der Gäste eine unglückliche war, so mußte Kathinka mit an der Tafel essen; fehlte es an einer Tänzerin, so tanzte Kathinka. In der Zeit, von der ich rede, war sie zehn, ich sechs Jahre alt. Ich hatte sie recht lieb. Die Gräfin hatte es bemerkt und ihr immer anbefohlen, für meine Unterhaltung zu sorgen. Sobald ich eintrat, lief mir auch die niedliche Kathinka entgegen, ging mit mir in den Garten, zeigte mir Bilder und ließ die chinesischen Puppen mit den Köpfen wackeln und die Zungen herausstrecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein noch ungedruckter Brief von Jean Paul an Professor A. G. Meißner in Prag*).

Wolgeborner,
Hochzuverehrender Herr Professor,

Inzwischen würd' ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, es auch sehr wol überlegen, ob ich es am Ende verdienet, einer geworden zu sein. Denn da alle Wesen aus Vorzügen und Mängeln bestehen; so begehret man von einem Professor am ersten, daß er beide an sich zu vereinen wisse und nicht ganz entblösset von den besten Fehlern eines Gelehrten sei, z. B. von leerer Wortkentnis, Kriechungsgeist rc rc: man hat aber viele Ursache zu besorgen, daß Ihnen diese letztern völlig mangeln. Sind Sie überdies ganz gewis, daß Sie Ihren neuen Posten nicht vielleicht einem Manne weggenommen haben, der gänzlich dazu ungeschikt gewesen wäre? Ich wil es nicht wünschen; denn in diesem Falle würde er wirklich diesem gehöret haben, weil es hierin bei einzelnen Personen gar nicht anders als bei ganzen Völkern ist, wo nach Lessing das ungebildete Judenvolk die Bildung der übrigen Völker zu besorgen hatte. — Dazu sind Sie jezt auf einmal wirklich im Himmel, welches in vielen Rüksichten äusserst gut sein mag. Denn in was sezen die grösten und längsten Philosophin den Himmel anders als in einer Vermehrung der alten Tugenden mit neuen und was ist die Belohnung eines guten Herzens anders als die Verbesserung desselben? Sie dürften es mithin schwerlich läugnen können, daß Sie mit einem neuen Himmel belohnet worden, da Sie in der That iezt so vielen Unterricht ertheilen können, welches die katholischen Lehrer unter die Tugenden und die 7 Werke der Barmherzigkeit zu zählen pflegen.

Doch ich lasse den Voltüre; und wünsche Ihnen aufrichtig, ohne Dekorazion und Zierbuchstaben, zu Ihrer neuen Stelle Glück, so wie denen, deren Lehrer Sie geworden. Wer wirklich Gutes zu thun sucht, den mus es mehr freuen, an einem Orte zu sein, wo er das Licht erschaffen mus, als an einem, wo er es nur sehr vermehren könte.

Ich gäbe aber verschiedenes darum, wenn nicht mit iedem Vergnügen die Nachgeburt eines Misvergnügens verknüpfet wäre: was hülft es z B. Ihnen, daß Sie das Vergnügen erlanget, ein Professor geworden zu sein? Der Nachtheil komt leider bald genug hinterdrein, indem ich nämlich wirklich eine Bitte an Sie thue. Hier send' ich Ihnen Satiren, die noch im Stande der Natur sind, weil ich mich, so lange ich noch keinen Verleger habe, ans Poliren derselben nicht bringen kan. Daß Sie ihnen einen zuführten, da es in Prag doch wol leichter ist, wäre meine zwote Bitte; und meine erste, daß Sie selbige zu beurtheilen würdigten. Kein Verleger, das bin ich überzeugt, nimt sie auf das Wort seines eignen Geschmakkes an, weil diese Leute insgesamt nur für die possenhafte Französische Satire**) stimmen; aber vielleicht thut es einer doch, wenn er sieht, daß sein Geschmak dem Ihrigen widerspricht.

Meine dritte Bitte ist, daß Sie mir, sobald als es Ihre vermehrten Geschäfte verstatten, zu schreiben die Güte haben; und meine lezte, daß Sie mir sie alle verzeihen. Leben Sie wol und glauben Sie stets, daß ich immer mit der grösten Hochachtung bin

Euer Wohlgeboren

Hof im Voigtlande d. 7 März 1786.

gehors. Diener
J. P. F. Richter.

N. S. Was macht meine Satire über die menschlichen Tugenden? Verte

Nachnachschrift: eben da ich das Paket auf die Post schikke: hör' ich, daß man hier nach Prag nur das Drittheil frankiren kan. Ich will Sie also blos mit diesem Briefe geplaget haben und ich hoffe, daß Sie meine zwote Bitte vielleicht ohne das Paket befriedigen können.

Zweikampf Adam Tarlo's, Wojewoden von Lublin mit Kasimir Poniatowski, Reichsunterkämmerer, im Jahre 1741.

Polnisches Sittengemälde**).

(Aus gleichzeitigen Memoiren.)

In demselben Jahre 1744 am 16. März fiel bei der, eine halbe Stunde von Warschau gelegenen, durch ihr Weizenmehl bekannten Mühle Marymont, Adam Tarlo, Wojewode von Lublin, ausgezeichnet durch Ruf und Tapferkeit, im Zweikampf, und zwar aus folgendem Anlasse. Er hatte zur Gattin ein altes Weib, die getrennt von ihm auf ihren Gütern lebte. Ein Freund geselliger Genüsse, dazu jung und aufgeweckt, verliebte er sich in eine gewisse Anna — so wurde sie allgemein genannt — natürliche Tochter L...s, Wojewoden von Krakau und einer Krakauer Bürgersfrau, welche L... ihrem Gatten abwendig gemacht, und nachdem er mit großem Kostenaufwand ihre förmliche Trennung von ihm erzielt, zwei Jahre nach Anna's Geburt zur Frau genommen hatte. Anna, zur reizenden Jungfrau herangewachsen, eroberte Tarlo's Herz, welcher, da er seine Alte aus Vermögensrücksichten nicht verlassen durfte, in Gewartigung ihres baldigen Todes sich jetzt schon um Anna's Herz und Hand bewarb und ihr in Gesellschaften vor allen andern den Vorzug gab.

---

*) Wir verdanken diesen höchst interessanten Brief der gütigen Mittheilung des Hrn. Alfred Meißner, eines Enkels des Professor Meißner, an welchen das obige Schreiben gerichtet ist. Alfred Meißner ist selbst Dichter, und zwar ein wahrhaft origineller Dichter, wie seine in „Ost und West" mitgetheilten Productionen hinlänglich beweisen.
Die Red.

*) Wer kennt jetzt diese Satyren? indeß Jean Paul als Stern erster Größe am Himmel der Poesie strahlt.
Die Red.

**) Eine böhmische Uebersetzung dieses Sittengemäldes befindet sich in der so eben erschienenen, von J. Maly unter dem Titel: Dennice (Morgenstern) herausgegebenen Sammlung belletristischer und belehrender Aufsätze, Prag bei Spinka, 1. Bdes. 1. Heft.
Die Red.

Auf einem Balle beim Reichs-Großmarschall Bielinski nahm er vor Allen Annen zum Tanze. Darauf forderte er die Tochter des Wojewoden von Masowien, Poniatowski, auf, welche später den Reichs-Großfeldherrn Branicki heirathete. Indessen hatten die Damen, entrüstet über den Vorzug, den Carlo Annen gab, unter einander verabredet, daß Keine mit dem Wojewoden tanzen werde. Nachdem sonach Carlo von Fräulein Poniatowska die Antwort erhalten, er möge seinen zweiten Tanz mit derselben Person tanzen, mit welcher er den ersten getanzt, wandte er sich im Jähzorn von ihr ab und rief laut durch den Saal: „Ich erkläre einen Jeden für ehrlos, der Fräulein Poniatowska zum Tanze nimmt.“ Dies hörend befahl die Wojewodin von Masowien, ein stolzes Weib mit einem männlichen Herzen, ihrem Sohne Kasimir, welcher Reichsunterkämmerer war, seine Schwester augenblicklich zum Tanze zu führen. Kaum war er mit ihr in den Reigen getreten, als ihn der Wojewode von Lublin einen ehrlosen Wicht hieß. Der Unterkämmerer gab dem Wojewoden den Schimpf zurück; da entstand Lärm und man griff zum Degen, denn sie trugen Beide französische Tracht. Der Hauswirth jedoch bedrohte sie mit Arrest dafür, daß sie in des Königs Gegenwart zu den Waffen gegriffen und das Gastrecht seines Hauses verletzt hatten, und befahl ihnen die Gesellschaft zu verlassen. Bielinski verstand keinen Spaß, daher gehorchten ihm die Beiden, während sie sich beim Weggehen Ort und Zeit bestimmten. Am dritten Tage darauf fand das Duell bei Piaseczne, drei Meilen von Warschau, Statt. Sie schlugen sich zu Pferde auf Pistolen. Der Wojewode tödtete das Pferd unter dem Unterkämmerer, welcher als ein junger Mensch und zum ersten Male in eine solche Angelegenheit verwickelt, indem er vom Pferde fiel, Angst bekam und ausrief: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Wojewode!“ Durch Vermittlung der Secundanten umarmten sich Beide und schieden als Freunde.

Noch ehe sie nach Hause kamen, wußte man in beiden Familien den Ausgang des Zweikampfs. Als der Unteekämmerer seiner Mutter die Hand küssen wollte, gab sie ihm eine Ohrfeige und sprach: „Lieber wollte ich dich todt vom Platze bringen sehen, als mit solcher Schande beladen zurückkehrend. Nenne dich nicht meinen Sohn, solange du die Schande nicht ausgelöscht hast.“ Der Unteekämmerer, der sich gestehen mußte, daß er nicht zur Hälfte so gewandt sei in Führung jeglicher Waffe wie der Wojewode, hatte wenig Lust, sich zum zweitenmale mit ihm zu messen, jedoch von der Mutter angespornt, sah er sich dazu genöthigt. Er suchte daher neuen Anlaß zum Streit, welchen bald einige Schmähschriften lieferten, die von beiden Seiten circulirten. Der Wojewode, höchlichst beleidigt, daß man in jenen Pasquillen die Ehre seiner Anna anzutasten wagte, forderte den Unterkämmerer zum wiederholtenmale, ihm die Wahl des Ortes und der Waffen überlassend. Der Unterkämmeeer bestimmte einen Ort bei Pulawy, der Besitzung seines Onkels Czartoryjski, russischen Wojewoden, und wählte Pistolen. Zu diesem Duelle kam es nicht; es wurde durch einen königlichen Arrest verhindert, welchen, wie man erzählte, die Familie des Unterkämmerers erwirkt hatte, die dem Glücke mißtraute, als sie sah, daß des Wojewoden Partei stärker sei. Abermals versöhnten sie sich und leisteten einander Abbitte durch königliche Vermittelung; dies geschah jedoch nur dem Scheine nach, und man wartete auf eine günstigere Gelegenheit, den Wojewoden zu verderben, die sich endlich darbot. Der bishee immer herausgeforderte Unterkämmerer forderte nun selbst den Wojewoden auf den oben genannten Ort, und man verabredele eine Frist von vierzehn Tagen, damit sich beide Theile gehörig mit Zeugen und Freunden versehen könnten. Zum Unglück war damals niemand von des Wojewoden Familie in Warschau, hingegen versammelte sich des Unterkämmerers Partei vollzählig. Die Hausgenossen und Vertrauten des Wojewoden riethen ihm dringend, auf diesen Termin nicht einzugehen, sondern lieber eine gelegenere Zeit abzuwarten, wo er eine gleiche Anzahl Freunde und Verwandte um sich versammeln könnte. Zum Zeugen wählte er einen Husarenoffizier, nebst welchem ihn nur einige seiner Diener begleiten sollten. Er machte sein Testament und ordnete sein Haus. Als man ihm sein Pferd vorführete, wieherte es ganz ungewöhnlich, bäumte sich und scharrte ein Loch in die Erde. Da bat die Dienerschaft unter Thränen ihren Herrn, nur diesmal nicht auszureiten, sein Roß selbst warne ihn ja durch seltsame Unruhe vor Unglück. Der Wojewode jedoch achtete nicht darauf, und bestieg das unruhige Pfeed mit Gewalt. In allen Gassen, durch die er ritt, lag das gemeine Volk auf den Knien, zu Gott mit lauter Stimme betend, Poniatowski möge fallen, der Wojewode aber gesund zurückkehren. So sehr war er beim gemeinen Volke beliebt und so groß war der allgemeine Haß gegen den Unterkämmerer oder vielmehr seine Mutter, die ihres unfreundlichen Aussehens und rauhen Benehmens wegen allgemein nur die H a g e l w o l k e genannt wurde. Sie führte das Hausregiment und hielt ihren Mann unter dem Pantoffel. Sie war die Hauptanstifterin dieses Duells, indem sie den Gedanken an das frühere unmännliche Benehmen ihres Sohnes nicht ertragen konnte. Unaufhörlich warf sie ihm die Schande vor, die er dadurch auf seine Familie gebracht; sollte er auch fallen, so würde diese doch nicht verwaisen, da er ja mehrere Brüder habe. — Deshalb übertrug das Volk seinen Haß gegen die Mutter auf den Sohn, dem man den Untergang wünschte. Indessen kam es anders.

(Beschluß folgt.)

Correspondenz aus Hannover.

Dezember 1839.

Es gibt, nach meiner Meinung, nicht leicht eine unbehaglichere Arbeit, als das sogenannte Correspondieen für literarische Tagesblätter, deren Form und Einrichtung und hergebrachte Sitte es erforderlich macht, in stereotypen Zeiträumen das Nächstvergangene referirend noch einmal zu vergegenwärtigen. Die politischen Correspondenten, welche tagtäglich oder so oft, als meldenswerthe Dinge passiren, schreiben können, dürfen wenigstens ihre Nachrichten in dem noch frischen Gefühle der Begeisterung oder des Unmuths bringen; sie können ihre Relationen lebendiger färben. Aber ein Unsereins sitzt da mit einer Erinnerung voll guter und schlechter Musik, die sich zu grausamen Dissonanzen vermengt, voll schlechter Theater-Vorstellungen, die er glücklicherweise schon wiedee vergessen hat, von Stadtgeschichten und allerhand sonstigen Dingen, die ihre Pflicht: nämlich einen Tag zu existiren, redlich gethan haben; — und muß das Alles nun wieder zum Leben wecken, systematisch beschwatzen und zu einer möglichst erbaulichen Novelle, ja nach dem Stoffe auch wohl zu einem grotesken Epos verarbeiten. Wenn ich so durch alle Journale der Welt die breslauer Correspondenzflut ihre langweiligen Wogen hinwälzen sehe: so erschrecke ich über eine referentliche Gewissenhaftigkeit, welche die trostloseste aller Arbeiten mit dem unverdrossenen Muthe des Taglöhners ausübt. Ich kann ein classisches Beispiel eines Correspondenten anführen, in dessen Tagebuch ich geblickt habe: das war mit der mathematischen Genauigkeit eines Comptoir-Hauptbuches geführt, führte als Haupttitel die Namen von sechs oder acht Tagesblättern auf, welche diese treue Seele bediente, unter jedem genau bemerkt, bis zu welchem Datum, bis zu welcher Theater-Vorstellung ihm berichtet war. Der Mann hatte eine wunderbare Geschicklichkeit darin erworben, seine Materie in zwanzig verschiedene Formen zu bringen, wobei es natürlich auf einige Widersprüche nicht ankam. Trotz aller Vorsicht aber, niemals für ein Journal denselben Ausdruck zu gebrauchen, welchen er dem andern schon gewidmet hatte, kam er elend um seine Stelle, da er einst alle seine Kunden mit einer falschen Nachricht bedient hatte, die Lärm zu machen geeignet war. Diese Unvorsichtigkeit entlarvte ihn, und an e i n e m Tage erhielt er sechs Verabschiedungen. Seitdem ist der arme Patron ein Todfeind des Journalismus geworden, und schreibt seine Correspondenzen blos für sich selbst nieder. Nun möchten Sie aber endlich wissen, ob nichts besseres, als diese erbaulichen Betrachtungen aus Hannover zu vermelden sei? — Zunächst hat der König jetzt für die Unterhaltung und Bewirthung einiger Gäste von Distinction, nämlich des Kronprinzen von Preußen und zweier seiner Brüder, und des Herzogs von Braunschweig zu sorgen, welche an den ritterlichen Freuden der Jagd in unserer Gegend sich ergötzen wollen. Das Publikum genießt von solchen Visiten den Vortheil, daß bei dieser Gelegenheit in der Regel etwas Exquisites zur Schau gebracht wird; diesmal z. B. das braunschweiger Ballet, das expreß hieher berufen, und auf zehn Stunden im Umkreise als das vortrefflichste berühmt ist. Unser eigenes Ballet ist untergegangen. Doch das sind alles Allotria. Ich habe in der heutigen Vorrede zu meinem Briefe auf alle referentenzierende Gewissenhaftigkeit verzichtet, und höre deshalb vor allem auf die Mahnungen meines Gedächtnisses. Dieses erinnert zuerst an H. W. E r n s t, den Violinisten. Weil es Mode ist, der Kritik jetzt immer ein Conterfei, wenigstens einige physiognomische Studien vorauszuschicken: so denken Sie sich in E r n s t einen großen, schlanken Mann von etwa 30 Jahren, mit bleichen, ernsten Zügen, Kinn und Lippen von rabenschwarzem Barte umlockt. Auf den ersten Blick, auch auf die Länge, mahnt E r n s t's Erscheinung an die des rührenden Gutzkow, selbst der orientalische Grundzug findet sich wieder; nicht minder das Schlaffe, Hinfällige in Gang und Haltung. Dabei ist er von Paganinismus auch nicht ganz frei, und wenn es je einen Sterblichen gegeben hat, der geschaffen war, alle seine Nachahmer zur Verzweiflung zu bringen: so ist dies Paganini gewesen. Aber davon abgesehen, — Ernst ist ein großer, eigenthümlicher Künstler. Sie haben ohne Zweifel den Hannoverischen Enthusiasmus mit dem Hamburger Echo in den Journalen gefunden; ich müßte aber

irren, oder die diesseitige Begeisterung war in diesem Falle wirklich eine ganz reine, hochverdiente, der Kunst allein geweihte, durch nichts bestochene. Zu einer Analyse des Ernst'schen Spiels gehört ein eigener Artikel; wollten Sie mir diesen selbst gestatten: so würde ich dennoch wahrscheinlich darauf verzichten, denn alle Kritik wird sich immer nur auf die banalen Phrasen: Voller, markiger Ton, leichte Bogenführung, seelenvoller Gesang, unübertreffliche Leichtigkeit in der Besiegung von Schwierigkeiten, Geist und Ausdruck im Vortrag, beschränken. Verbinden Sie die hier gelieferten Ingredienzen durch einige überflüssige Declamationen, so sind sie fast überall anwendbar. Für das, was an dem Spiele eines so großen Künstlers, wie Ernst, am Höchsten bewundert wird, hat die Kritik gar keine Worte und braucht sie auch nicht. Daß die Leistung erhaben und hinreißend ist, beweiset ihr Eindruck; daß das Erhabene in der Kunst göttlichen Ursprungs ist, wissen wir allzusammen; dieses göttlich Geborne in der Kunst nun noch weitläufig in irdischen Worten commentiren wollen, kann eigentlich nur dem Deutschen einfallen, der über Alles philosophirt, selbst über das Ausströmen des begeistertsten Gefühls. Ernst wird den nachdauernden Ruhm seiner wenigen Kunstverwandten theilen.

(Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Rheinisches Odeon, herausgegeben von J. Hub und A. Schnezler. — Dritter Jahrgang 1840.

Der dritte Jahrgang des rheinischen Odeons für 1840 ist erschienen. Wir freuen uns, daß dieses unter guten Auspicien begonnene Unternehmen seinen guten Fortgang hat. Männer wie Schlegel, Arndt, Grabbe, Kerner, Bechstein, Mosen, Rückert rc. rc. lieferten bereits in die frühern Jahrgänge ein. Wir begrüßen alle frisch aus der Brust entsprungenen Klänge; sie zeugen davon, daß es noch andere Mächte gibt außer der gegenwärtig durch materielle Bestrebungen beengten. Vorzüglich aber begrüßen wir das rheinische Odeon deshalb, weil es sich von aller Coterie entfernt halt. Die Coterie ist der Tod aller Poesie und Wissenschaft. Tendenzen, auch vortreffliche, sobald sie rechthaberisch andere Tendenzen ausschließen, sind erstarrte Stämme, aus welchen der Frühling keine neue Blätter treibt, ja sie hemmen den Frühling, sie entkräften den Blütendrang eines jugendlichen Gemüths durch die höchstphiliströsen Reflexionen, ob dieser oder jener Anstrebende bereits den Namen gewonnen habe, der ihn zur Aufnahme in ihre von der öffentlichen Meinung gestempelte Gesellschaft berechtigen könnte. O, es gibt in gegenwärtigen Weltverhältnissen der Männer nicht viele, welche den Muth hatten, ohne Rücksicht auf Empfehlung und Titel der gebieterischen Macht der Wahrheit zu folgen.

Die neuere Literatur fühlte im Gegensatz zu der frühern frisirten und paßvisirten Perückenwirthschaft das Bedürfniß einer größern Entfesselung, sie stickte Fahnen und wollte die in der Abgeschiedenheit schlummernden und ignorirten Kräfte emancipiren. Aber der Aufruf geschah vorzüglich, um sich selber dadurch einen Namen zu erwerben. Hat doch ein Namhafter aus jener Periode zu wiederholten Malen erklärt, daß er mit vier Anderen allein die neuere Literatur begründet. Und dieser bildet gegenwärtig eine Coterie. Auch dem bereits verstorbenen deutschen Musenalmanache hat das Streben nach Coterie den letzten Stoß gegeben. Schwaben und Berlin warfen sich darin Kußhände zu. Und als Heine mit seinen zwinkernden Augen und ironischen Lippen vorne im Buche den Herren den Weg vertrat, da schrie man über Beeinträchtigung seiner Zunftgerechtsame und wollte vor lauter Desperation nicht mehr Mitarbeiter sein, und der Musenalmanach kränkelte immer mehr und mehr, und ließ sich vollends mit Chamisso begraben.

Am rheinischen Odeon arbeiteten Verfasser aus den entlegensten Theilen Deutschlands. Da finden wir die Namen Blomberg aus Köln, Firmenich aus Düsseldorf, Tellkampf aus Hannover, Sterneberg aus Münster, Rittersberg aus Prag, Freudentheil aus Hamburg, Hülle aus Bremen rc. Der provincielle Ausdruck „rheinisch“ entspricht daher den an keine bestimmte Örtlichkeit gebundenen Beiträgen nicht. Passender würde die Aufschrift „deutsches Odeon“ sein. Und wirklich soll die Redaction beabsichtigen, diesen Titel statt jenes anzunehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

(Zur Beherzigung für die Pragerinnen.) Im niederrheinischen Volkskalender für 1840 heißt es unter Anderm: „Ein Frauenzimmer, welches eine Nacht durchtanzt, würde nach mäßiger Berechnung einen geraden Weg von drei deutschen Meilen zurücklegen — es legt sie aber, fest geschnürt, im vollen Rennen zurück. Kein Reiter würde seinem Pferde zumuthen, drei Meilen im vollen Galopp zurückzulegen — kein Pferd würde es auch aushalten, — aber unsere schwachlichen, nervenkranken Damen halten es aus. Der grenzenlose Unsinn dieser Tanzwuth liegt am Tage. — Darum, ihr Frauen — hütet euch! darum, ihr Väter, Männer, Brüder, hütet eure Töchter, Frauen und Schwestern! streitet, was ihr könnt, gegen die raschen Walzer, gegen die Galoppaden! Jede so rasend durchtanzte Nacht kostet ein Jahr des Lebens und erschüttert die Gesundheit in ihren Grundvesten. Tanzen möget ihr, aber nicht galoppiren — das überlaßt den Pferden!“ —

(Miß Pardoe.) Miß Pardoe, die berühmte Verfasserin des köstlichen Buches: „Der Roman des Harems“ (von welchem kürzlich in Berlin eine treffliche Übersetzung von W. Alexis und J. Neumark erschien) hält sich — wie das Pesther Tageblatt berichtet — seit 5 Monaten in Ungarn auf, und hat bereits den ersten Band ihres Werkes über Ungarn dem Verleger in London abgeliefert. Die Beschreibung des Reichstags nimmt darin eine der ersten Stellen ein. Der zweite Band wird sich hauptsächlich mit den Landesinstituten beschäftigen, wozu ihr der Provincialcommissär v. Döbrentei die trefflichsten Daten zu geben bemüht ist. Der letzte Band wird blos von der Donau in jeglicher für Handel und Industrie wichtigen Beziehung handeln, und Ungarn in seiner künftigen Wichtigkeit für den Großhandel und in seiner commerciellen Beziehung zu Europa und insbesondere zu England darstellen. Allenthalben drückt sich die angenehme Überraschung der Schriftstellerin und die daran sich schließende Sympathie für Ungarn aus, und man weiß aus sicherer Quelle, daß der beinahe tägliche Umgang, dessen eine hochgestellte Dame die Fremde würdigt, zur Begründung eines möglichst günstigen und angenehmen Bildes über Ungarn recht thätig beigetragen hat.“ — So wird der Osten dem Westen täglich bekannter, so erweitert sich immer mehr ihre geistige Wechselwirkung.

(Maciejowski.) Wenzel Alex. Maciejowski, der bekannte Verfasser des schätzbaren Werkes: „Geschichte der slawischen Gesetzgebung“ ist im J. 1792 geboren. Seine erste Erziehung erhielt er bei den Piaristen in Piotrkow, von wo er 1812 nach Krakau kam und von Bandtkie, unter dessen Augen er arbeitete, zu jenen gründlichen Forschungen angeregt wurde, in welchen er sich seit dieser Zeit so sehr ausgezeichnet hat. Von 1814 — 1816 besuchte er die Universität zu Breslau, wo er in freien Stunden für den Buchhändler Korn aus dem Deutschen ins Polnische übersetzte. Im J. 1817 studirte er in Berlin und begab sich hierauf nach Göttingen, wo er zum Doctor der Rechte promovirte. Im J. 1818 wurde er zum Professor der Philologie am Lyceum zu Warschau, 1819 zum Prof. des römischen Rechts an der Universität ernannt. 1837 wurde er Richter beim masovischen Civiltribunal. J. M.

(Eisenbahn-Speculant.) James, der eigentliche und erste Anreger der Eisenbahnen, besaß im J. 1812 ein Vermögen von mehr als einer Million Thaler, und erlebte es, daß er die ganze Summe durch Speculationen in Eisenbahnen verlor.

(Wieder ein Violinvirtuos!) Der ungarische Violinvirtuos und Compositeur Marcus Rózsavölgyi (Rosenthal) hat auf seiner Kunstreise im Vaterlande viel Enthusiasmus erregt. Er soll besonders originell in Auffassung und Executirung von Nationalliedern und Tänzen sein, und das Nationalgefühl mächtig ansprechen, daher er auch in Pesth, Raab, Pápa, Steinamanger, Preßburg mit herzlicher Freude empfangen wurde.

(München.) Die hiesige israelitische Cultusgemeinde hat dem Orden der barmherzigen Schwestern, in dankbarer Anerkennung der zarten und sorgfältigen Krankenpflege, welche dieser Orden von jeher den Israeliten zu Theil werden ließ, eine sehr schöne und kostbare, für das Refectorium des neuen Klosters bestimmte Uhr zum Geschenke gemacht. Dieselbe trägt die eingegrabene Inschrift: „An den Orden der barmherzigen Schwestern die israelitische Cultusgemeinde in München.“ Ein herzlich dankbares Schreiben begleitete das Geschenk.

(Warschau.) Der durch seine Arbeiten rühmlich bekannte Professor Kokular hat so eben ein prachtvolles Altarblatt: die Dreifaltigkeit, für eine Warschauer Kirche vollendet. Jk.

Redacteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek in Prag, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 2. Samstag den 4. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sitten des alten russischen Adels.

Ein Fragment.

Nach dem Russischen von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung).

Eines Tages war Kinder- bal costumé. Ich war natürlich eingeladen, kam aber ein wenig spät, wenn ich nicht irre, wegen meiner Husarenuniform, die ganz mit Gold bedeckt war und an der noch Etwas hatte geändert werden müssen. Ich war nicht wenig stolz auf meine Uniform, und wurde es erst recht, als ich beim Hereintreten sah, daß ich am schönsten von Allen geputzt war, und man deshalb von allen Seiten mich bewunderte und liebkoste. Alle Kinder tanzten schon, und ich fand keine andere Tänzerin als — Kathinka. Ich wurde zu ihr geführt; aber da faßte mich, ich weiß nicht wie, ein Uebermuthsschwindel, daß ich stolz die goldenen Quasten meines Tschakos zurückwarf und ganz laut erklärte, daß ich mit einer Kalopka*) nicht tanzen wolle. Nun, was geschah? Anstatt mich bei den Ohren zu nehmen und mich zu zwingen, Kathinka um Verzeihung zu bitten und mit ihr zu tanzen, fing im Gegentheil Alles an zu lachen und mir Recht zu geben. „Der kleine Tausendsasa! bravo! Ein Prinz, und, was noch mehr sagen will, ein Husar, sollte mit einer Kalopka tanzen?“ Das nannte man bei uns feine Bildung, bon ton; aber Kathinka fing an zu weinen, und als ich ihre Thränen sah, mußte ich gleichfalls weinen. Sie that mir leid, aber wie ich aus den Worten der erwachsenen Leute, die mich umgaben, hatte schließen müssen, so dachte ich, daß ich im Grunde Recht gehabt hätte, und wollte trotz der Vorwürfe meines Gewissens meine Rolle behaupten. Ich wandte Kathinka den Rücken und nahm stolz die Hand der Gräfin, welche, indem sie meine Worte wiederholte, selbst mit mir zu tanzen begann. Ich hatte meinen Kummer bald vergessen und sprang den ganzen Abend vergnügt herum. Kathinka aber hörte gar nicht auf zu weinen, denn nachdem ich ihr das gesagt hatte, wollte Niemand mehr mit ihr tanzen. Diese Beleidigung, die den allgemeinen Beifall erhalten hatte, wiederholte ich sogar noch mehre Male; später aber, als ich Kathinka besser kennen lernte und einsah, wie weit ihr Verstand dem meinigen voraus war, wie sie schon so früh ihre schwierige Stellung begriffen hatte; da fühlte ich's, wie meine abschlägige und ungezogene Antwort sie tief hatte verletzen müssen. Ich war der Erste gewesen, der ihr den Blick auf alle Demüthigungen, die ihrer harrten, geöffnet hatte, und dieser Gedanke quälte mich mit so heftigen Gewissensbissen, daß sich der Eindruck davon niemals bei mir verloren hat. Ich erzähle hier keinen Roman; Ihr müßt also weder eine klassische Intrigue noch romantische Abenteuer erwarten, wie in den geistreichen Schriften von den Verfassern des Salamander und des Barnave; auch keine zierliche und bis ins Einzelnste gehende Beschreibungen von Trachten dürft Ihr bei mir suchen, wie Walter Scott und seine Nachahmer sie uns so gerne geben: was ich erzähle, ist Wahrheit in ihrem einfachsten Gewande.

Ich will Euch nun hier die Hauptpersonen im Hause der Gräfin vorführen: der Erste ist der alte Graf, ihr Gemahl, welchen man gewöhnlich Jeannot nannte; dann kommt sein Sohn Wladimir, der den Beinamen Wowo hatte, dann noch ein anderer junger Mann, Boris, oder Bobo*). Den Grafen kannte ich beinahe gar nicht, weil er fast immer auf Reisen war. Er brachte gewöhnlich nur einige Wochen in Moskau zu, gab ein großes Diner und reiste dann wieder nach St. Petersburg oder ins Ausland. Wie ich später erfuhr, nannte man einen solchen Herrn zu seiner Zeit einen Philosophen, jetzt hat man dafür den richtigeren Ausdruck Wüstling. Er machte französische Verse, ging niemals in die Messe glaubte an Nichts und gab Almosen ohne Ueberlegung in die Kreuz und Quere. Es vereinigten sich in ihm auf eine seltsame Weise die größte Philanthropie und die vollendetste Gleichgültigkeit in Beziehung auf das Loos seiner Kinder, der dummste Adelstolz und der unzweideutigste Jakobinismus. Haben wir auch heut zu Tage noch einige Exemplare solcher Beschaffenheit, so nimmt doch ihre Zahl — Gottlob! — täglich ab, was denen, die unser Jahrhundert verachten, beweisen mag, daß wir etwas besser sind, als unsere Großväter. War es Gewohnheit, war es Sitte, der alte Graf machte sich kein Gewissen daraus, in einem zärtlichen Verhältnisse mit einer seiner Skla-

*) Die Tochter einer Sklavin. Eine Bezeichnung, wodurch man zugleich Verachtung ausdrückt.

*) Wowo eine nicht ungewöhnliche Verstümmelung des Namens Wladimir, wie Bobo aus Boris zusammengezogen ist; ähnlich dem deutschen Mimi (Wilhelmine), Pini (Philippine), Tini (Albertine) u. s. w., welche ebenso albern und widrig sind.

vinnen zu stehen, dies selbst seiner Gemahlin als eine höchst einfache Sache zu erzählen, und endlich sogar Wladimir zu seinem Adoptivsohn zu machen. Meine gute Coco verzieh ihrem Gemahle Alles. In jener Zeit waren zudem ähnliche Beispiele nicht selten: eine flüchtige Neigung und Unthätigkeit rechtfertigten viele Dinge, die man heut zu Tage der aufrichtigsten Liebe nicht verzeihen würde, und es bleibt doch wahr: sind wir auch weniger glücklich, so sind wir doch besser als unsere Großväter.

Meine Coco, welche, wie schon bemerkt, eine sehr große Kinderfreundin war, schloß auch Wladimir in ihr Herz ein; sie liebkoste ihn und kleidete ihn, als wäre er ihr leiblicher Sohn gewesen. Aber Boris, der sogenannte Bobo, war ein Wesen ganz eigener Art. Jeannot der Graf, hatte vor seiner Verheirathung, ich weiß nicht, in welcher Absicht, einen jungen Mann aus Italien mitgebracht, den man Paulino nannte und der bei ihm die Stelle eines Kammerdieners und Secretärs zugleich bekleidete. Der Italiener hatte sich das vollste Zutrauen des Grafen zu erwerben und sich nach und nach aller Geschäfte zu bemächtigen gewußt. Nach der Sitte jener Zeit wurde er bei einer Kanzlei eingeschrieben, und es dauerte nicht lange, so hatte sich Paulinow in Ossip — Iwanowitsch — Pawlinow, Assessor beim Collegium, verwandelt. Bald darauf heirathete Pawlinow die Hausverwalterin, eine Deutsche, und gelangte durch seinen großen Diensteifer in sehr kurzer Zeit vom Posten eines Kammerdieners zu dem eines Tafelmeisters. Endlich wurde er Intendant, und sein Sohn Boris, mit dem Beinamen Bobo, der Günstling und Adoptivsohn der Gräfin. Bobo war zwölf Jahre alt, als ich ihn kennen lernte. Er war mir zuwider; denn von seiner Mutter aufs Albernste verwöhnt, war er grob und impertinent, und immer sehr kurz in seinen Reden. Er lachte nicht anders, als wenn er hinter dem Rücken der Gräfin uns necken oder ärgern konnte, unsere Kartenhäuser umgeblasen oder Dinte auf unsere Bilder gegossen hatte. Die gute Kathinka nannte er nur Katka, und setzte auch seit dem unglücklichen Ballabenteuer jedesmal gewissenhaft „Kalopka" hinzu. Er sah wohl, daß dies Wort mir immer Thränen in die Augen trieb und wiederholte es deshalb, so oft er nur Gelegenheit dazu hatte. Natürlich verging denn auch kein Tag ohne Streit. Die Gräfin trennte, versöhnte, nöthigte uns Einer den Andern um Verzeihung zu bitten, und vermehrte dadurch nur unsere gegenseitige Abneigung. Mit den Jahren wurde Boris noch verschlagener und klüger. Vor den Augen der Gräfin verbarg er seinen Haß gegen Wladimir und nannte ihn stets mit dem freundschaftlichen Namen Wowo; war sie aber nicht zugegen, so wandte er ihm den Rücken, und nannte ihn „Gnädiger Herr," ein Spitzname, den die Dienerschaft aus Spott ihm beigelegt hatte.

Aber ich wuchs heran. Die Leidenschaft zu meiner Coco war ein wenig kälter geworden. Zwar nannte ich sie noch immer mit diesem zärtlichen Namen, aber, da ich mit meinen Studien beschäftigt war, besuchte ich sie viel seltener. Meine Stelle nahm bald ein anderer rothbackiger kleiner Knabe ein, und ich wurde in eine Pension nach Petersburg geschickt.

(Fortsetzung folgt.)

Zweikampf Adam Tarlo's, Wojewoden von Lublin, mit Kasimir Poniatowski, Reichsunterkämmerer, im Jahre 1744.

(Beschluß.)

Sobald sich die Beiden an Ort und Stelle eingefunden hatten, begannen sie einen Wortwechsel wegen der erwähnten Schmähschriften, davon der Wojewode die betreffenden aus der Tasche zog, sie an die Spitze des Degens steckte und dem Unterkämmerer ans Herz anzuheften drohte. Auch Poniatowski blieb in pöbelhaften Ausdrücken nicht zurück, und es gibt im Polnischen kein beleidigendes, niedriges, unflätiges Schimpfwort, womit sie sich nicht wechselseitig beehrt hätten. Endlich wollte der Wojewode den Kampf mit dem Degen,der Unterkämmerer hingegen mit Pistolen. Nachdem sie so eine Zeit lang hin und her gestritten, ohne daß Einer dem Andern nachgab, wählte der Wojewode den Kampf mit Pistolen, und um Herzhaftigkeit zu zeigen, verkürzte er die von den Secundanten auf 20 Schritte ausgemessene Distanz auf 5 Schritte. Sie stellten sich zu Fuß einander gegenüber und feuerten jeder zweimal, jedoch ohne Erfolg, außer daß Einer einen vorübergehenden Bauer verwundete. Nach dem zweiten Schuße nahm der Wojewode keine Rücksicht mehr, weder auf die Secundanten noch auf jemand andern, und drang mit dem Degen auf seinen Gegner ein. Dasselbe that auch der Unterkammerer, und nach einigen Ausfallen und Paraden sank der Wojewode, das Herz durchbohrt, mit dem Ausrufe: „o mon Dieu!" zu Boden und verschied augenblicklich.

Den Unterkämmerer, welcher eine leichte Rippenwunde hatte, luden seine Freunde auf einen Wagen und führten ihn in die Kaserne der Reitergarde bei Zdroje, wo er mehrere Wochen das Bett hütete. Die Aufregung, welche in Folge dieses Ereignisses in Warschau entstand, so wie das Weinen des gemeinen Volkes und dessen Verwünschungen gegen Poniatowski waren Ursache, daß seine ganze Familie durch einige Zeit auf ihrer Hut war, weßhalb sie auch den verwundeten Unterkämmerer zur größern Sicherheit in die Kaserne eines Corps, dessen General sein Oheim Czartoryski war, einlogirten — eine um so nöthigere Vorsicht, als man vernahm, daß Tarlo, Wojewode von Sandomir, ein Vetter des Getödteten, ein heftiger und rachgieriger Mann, und Nicolaus P— Starost von Kaniow, welcher eine starke Hausmacht besaß, und mit den Tarlo's durch Bande des Bluts verbunden war, geschworen hätten, eines von den Kälbern zu tödten, worunter die Poniatowski's gemeint waren, die ein Kalb in ihrem Wappen führten. Es kam jedoch zu keinem Blutvergießen; die Parteien nahmen ihre Zuflucht zum gesetzlichen Wege, und der Proceß zog sich durch mehrere Tribunale. Er endete mit Auferlegung einer Geldbuße und Verurtheilung zum Gefängniß, in welchem der Reichsunterkämmerer mehr denn ein halbes Jahr lustig bei Ball und Gesellschaft zubrachte. Tarlo, Wojewode von Sandomir, starb sechs Jahre nach dieser Begebenheit. Der Starost von Kaniow, nur Schwächlingen furchtbar und tapfer bei Saufgelagen, wagte sich nie an die verbundenen Familien der Czartoryski und Poniatowski. Anna, der Anlaß des Streites, verheirathete sich nach Ungarn an einen Grafen Esterhazy, einen mächtigen Magnaten.

Zweierlei Nachrichten waren von dem Orte des Zweikampfs nach Warschau gekommen. Einige sagten aus, daß der Wojewode, in der Verblendung der Leidenschaft zu hitzig auf Poniatowski eindringend, durch dessen eigene Hand fiel; Andere hingegen behaupteten, ein gewisser Korf, Major im sächsischen Regimente Sibilski, welcher des Unterkämmerers Secundant war, habe sich unter dem Vorwande, ihnen Muth einzusprechen, unter die Kämpfer gemischt, und unter der Hand des verwundeten Poniatowski dem Wojewoden den Todesstoß versetzt. Die Meinung, daß Korf der Mörder sei, behielt die Oberhand; indessen beschuldigte das Decret des Tribunals blos den Unterkämmerer. Ein anderer Umstand jedoch schien jenen Verdacht zu bestätigen: Korf hatte nach dem Zweikampf das Land verlassen, und obwohl zugleich mit dem Unterkämmerer vor das Tribunal geladen, kehrte er dennoch erst nach geendigtem Processe zu seinem Regimente zurück.

Da dieser Zweikampf, als ein öffentlicher, zu den Ohren des Consistoriums gelangte, indem beide Theile um die Erlaubniß baten, früher beichten zu dürfen, was ihnen jedoch abgeschlagen wurde: befahl das Consistorium allen Predigern in Warschau, von der Kanzel herab gegen beide kampffertige Gegner, und gegen Jeden, der bei dem Zweikampfe gegenwärtig wäre, den päbstlichen Bann zu schleudern. Ungeachtet des Verbotes jedoch lief halb Warschau auf den bestimmten Platz, obgleich wegen der ungeheuern Volksmenge kaum der Hundertste etwas sehen konnte. Sogar die Studirenden vernachlässigten an diesem Tage ihre Collegien, Einige, um den Zweikampf zu sehen, Andere aus Muthwillen. Alle, welche nach Marimont gelaufen waren, wurden, wenn

sie auch nichts gesehen hatten, auf der Nunciatur und in den Klöstern von eigens dazu bevollmächtigten Priestern unter kirchlichen Ceremonien feierlich vom Banne losgesprochen, und Niemand wurde zu den Sacramenten zugelassen, bevor er nicht des Bannes los und ledig war. Die Studenten wurden in ihren Collegien durch Ruthenstreiche vom Banne losgesprochen; ein Jeder, der am Tage des Zweikampfes nicht in der Vorlesung gegenwärtig gewesen, erhielt, wobei keine Ausrede galt, sieben Streiche.

Dem Wojewoden wurde trotz aller Verhandlungen mit der geistlichen Obrigkeit kein Begräbniß gestattet. Sein Körper ward auf seine Güter gebracht und dort irgendwo verborgen.

Correspondenz aus Hannover.

(Beschluß.)

Außer diesem Phänomen hat hier in musikalischer Beziehung hauptsächlich die Sängerin Stöckl aus Wien, bekannter als Clara Heinefetter, Sensation erregt. Nun ja, sie hat sehr treffliche Eigenschaften: eine Stimme wie Wenige, Takt, Aplomb und Gewandtheit, einen lebhaften regen Geist, — aber ein Bedeutendes fehlt ihr: das Weibliche. Ihre Leistungen sind Freskomalereien, wie von Mannshand, ohne die sanfte Milderung weicherer Töne. Alles in den stärksten Zügen hingeworfen, auf starke Effecte berechnet; feinere Nüancirungen sucht man vergebens. Den gros ihrer Darstellungen muß man loben, selbst bewundern; ausgebildete, plastisch geformte Kunstgebilde sind sie nicht. Daß sie aber gerade in der Art, wie sie gegeben werden, eine starke Wirkung nicht ausschließen, ist klar; daher der große Beifall, den die Sängerin fand. Das Theater ist im Uebrigen jetzt völlig Eigenthum des Hofes geworden: von ihm gehen alle Anordnungen aus, selbst die Wahl der Stücke und Opern. Auf das Schauspiel hat dieser Einfluß — wenn es nicht Zufälligkeit ist, — sehr gut gewirkt; dasselbe gehört in diesem Augenblicke unstreitig zu den bessern in Deutschland, und erwirkt, durch die sehr glückliche Constellation seiner Mitglieder, häufige Triumphe. Die Oper hingegen ist sehr schwach und läßt das Publikum völlig indifferent.

Nach dieser Uebersicht der Kunstereignisse habe ich allenfalls nur noch des in diesen Tagen abgehaltenen Concertes des wackern Marschner zu gedenken, welches neue und interessante Compositionen dieses Meisters darbot, nämlich östliche Klänge, äußerst liebliche Melodien auf verschiedene Texte, die in einem gewissen Zusammenhange stehen. Marschner schreibt auch an einer neuen Oper, die baldigst vollendet sein wird. Ich bedaure aber, Näheres darüber nicht mittheilen zu können.

Die hannoversche Literatur bietet mir auch heute keinen Correspondenzstoff. Eine Biographie des verstorbenen Oberconsistorial-Raths Sextro, eines gelehrten und wohlthätigen Hannoveraners, wird doch außer Landes nicht auf größere Theilnahme zählen können, als welche biographische Denkmale verdienstvoller Männer überhaupt in Anspruch nehmen. Bei Engelmann in Leipzig ist eine Pandora erschienen, die von zwei hannoverschen Schriftstellern herrühren soll und welche im Hamburger Correspondenten als eine bedeutende Erscheinung der Gegenwart gerühmt wird. Ich hoffe, in meinem nächsten Briefe vielleicht ein Mehres über den Antheil Hannovers an dieser Literaturerscheinung sagen zu können; bis jetzt liegt derselbe noch zu sehr im Finstern. Der Journalismus ist in ziemlich glücklichem Fortgange begriffen. Das vaterländische Archiv, die bedeutendste hannoversche Zeitschrift, verspricht eine abermalige Erweiterung. Das Archiv ist seit 20 Jahren ununterbrochen erschienen und eine reiche Quellensammlung zur Kunde hannoverscher und braunschweigischer Geschichte. Gegenwärtig hat der hier bestehende hochachtbare historische Verein für Niedersachsen dasselbe zu seinem Organ gewählt, wodurch seine Mittel bedeutend erweitert sind. Das seit einem Jahre bestehende hannoversche Museum wird mit Neujahr wieder aufhören, da der Redacteur desselben eine ausgebreitete Theilnahme für sein Journal nicht hat finden können, und gegenwärtig ernstern Studien sich widmen will. Derselbe kündigt für den Winter auch dramaturgische Soirées an, die Unterstützung finden sollen. Die Posaune findet immer größere Anerkennung und hat sich, wie nicht zu verkennen, zu einem ganz schätzbaren literarischen Tageblatte emporgearbeitet. Mit den Relationen über allerhand Sehenswürdigkeiten, die jetzt hier den Haufen ergötzen, als: einem Zauberer, der sich Professor Becker nennt, und Köpfe und Arme abschneidet, daß einem die Haut schauert, ferner dressirten Flöhen und dergleichen Nichtsnutzigkeiten will ich Sie verschonen, und schließlich nur noch um nachsichtige Aufnahme dieses planlosen Neuigkeitsbogens bitten.

Aus Triest.

1. December.

Nicolai's neue Oper „Enrico secondo" ist endlich in die Scene gegangen und hat theilweise, ja man darf sagen, meist sehr angesprochen. Das Libretto ist eine der vorzüglichsten Dichtungen von Felice Romani, ein herrliches Gewebe der interessantesten Situationen, die er aus dem einfachsten Sujet entwickelt hat. Die Composition zeichnet sich durch eine gute Instrumentirung aus, was sie mit der deutschen Musik gemein hat; doch ist darin nicht minder die Melodie berücksichtigt worden, und jene Stellen, wo beide mit Geschmack und Umsicht vereint sind, wurden mit dem einstimmigsten und rauschendsten Beifall aufgenommen. Dahin sind besonders das wirklich meisterhaft gearbeitete Largo des ersten Actes, ein Duett zwischen der Prima Donna und dem Tenor, und endlich einige Chöre zu rechnen. Die Oper hat überhaupt vielleicht sechs verschiedene Pieçen aufzuweisen, die recht charmant sind, und sie würde unstreitig im wahren Sinne des Wortes Furore gemacht haben, wenn nicht das Finale des zweiten und letzten Actes effectlos wäre. Uebrigens kann Herr Nicolai mit der Aufnahme zufrieden sein, um so mehr als seine Oper ein Erstlingsproduct ist, und er als Deutscher auch manche Parteien vorhinein gegen sich hatte. Auf mehrere Pieçen folgte, wie gesagt, der größte Applaus, und er selbst ward nach dem ersten Acte zweimal auf die Bühne gerufen. Gespielt wurde, zumal am zweiten Abende, vortrefflich, und wie konnte es bei unserem Künstlerkleeblatte (Ungher, Moriani und Cosselli) auch anders sein? Eine zweite Prima Donna, die in der Oper zum ersten Male hier auftrat, Dem. Dabedeilhe, eine Spanierin von Geburt, hat keine üble Stimme, aber noch zu wenig Gewandtheit. Sie dürfte es vielleicht durch Fleiß mit der Zeit über die Mittelmäßigkeit bringen.

Die Herbststaggione geht heute zu Ende; für den Carneval sind die Schoberlechner, Poggi und einige andere tüchtige Künstler verschrieben. Unser in diesen Blättern bereits erwähnte Kunstverein ist nun als wirklich gebildet zu betrachten, er zählt bereits mehr als 300 Mitglieder. — Von den neuen hiesigen Etablissements verdient die unlängst errichtete Buchhandlung des Hrn. H. Favarger besondere Erwähnung; sie ist das Rendezvous des gebildeten Theiles unsers Publikums, und man weilt dort sehr gern, da der überaus artige und zuvorkommende Inhaber seinen reichen Bücher- und Bilderschatz bereitwillig öffnet, und so die nützlichste und angenehmste Unterhaltung bereitet.

Deutsche Literatur.

Rheinisches Odeon, herausgegeben von J. Hub und A. Schnezler. Dritter Jahrgang. 1840.

(Beschluß.)

Gustav Pfizer eröffnet die Sammlung mit zwei kräftigen Gedichten. Das erste mit der Ueberschrift: „Werbung" ladet ein zu den Fahnen deutschen Gesanges. Mögen Alle, die sich berufen fühlen, mit Klang und Sang den Lustgarten deutscher Lyrik anzubauen, einstimmen in die Worte des Dichters:

> Fühlt ihr, deutsche Sangsgenossen,
> Keinen Wunsch in Eurer Seele,
> Nicht dem eignen Selbst nur fröhnend
> Euch zu reihn zu Einer Schaar?
> Eine Phalanx, erzgegossen,
> Wo kein Schild, kein werther, fehle,
> Von des Sanges Wohllaut dröhnend,
> Stellt Euch Eurem Volke dar!

Das zweite Gedicht: „Auf den Jahreswechsel 1830" ist allegorischer Art und gibt zu Ahnungen Veranlassung. Die Allegorie liefert Bilder, an welchen Gedanken haften. Der christliche Gedanke ging aber so tief, daß er von dem äußern Bilde nicht ganz dargestellt werden konnte. Deshalb deutet er oft blos an, im Gegensatz zum griechischen Symbol, welches erschöpft. Das aber ist ewig der Witz und die Aufgabe der Poesie, den Gedanken mit dem Körper zu einem schönen Bilde zu vereinen, wie sich denn auch auf einem schönen menschlichen, durch keine Reflexionen verschrobenen Körper die Seele mit ihren Gedanken meist deutlich ausprägt. Ja, die Natur, dies All der Wesen und Sterne, läßt kein Überwiegen des Einen über das Andere zu. Sie ist der plastische, in Eins sich versöhnende Gedankenleib Gottes. Die in diesem Gedichte vorkommenden Figuren sind dagegen zu wenig durch feste Umrisse bezeichnet und lassen daher auch weniger die Gedanken erkennen, die sich gewissermaßen vom Körper lösen und hier und dorthin flatternd sich in Unbestimmtheiten verlieren. Mit einem Worte: man kann in dies Gedicht zu viel hin-

einlegen. Unterlassen wir daher eine consequent durchzuführende Erklärung desselben, obwohl wir viele treffende und schöne Bezüge darin gefunden haben. — Justinus Kerner lieferte „Verse." Er warnt vor der Freude, da sie bald an dem mächtigern (?) Schmerze zerschellen konnte. Der Mensch, wenn er aus seinem Frühling getreten, bleibe blütenlos, aus dem Baume aber triebe es in neuen Lenzen nach den Früchten des Herbstes. Aber gibt es denn keine Blüten im Alter, entsprungen aus den Trieben unserer geistigen Natur! Kerner verweist zu sehr auf das Jenseits, und verliert aus Mangel an innerer Selbstkraft den diesseitigen Boden, den wir eben mit unsern aus Gott entsprungenen Kräften anbauen und in eitel Schönheit verwandeln sollen. — Adolph Stöber gibt uns in dem Gedichte „der Bergstrom" eine genetische Entwicklung des durch alle Hemmungen sich Empordringenden. Alles ist kräftig und plastisch ausgedrückt. Auch August Stöber liefert Werthvolles. Von E. Dullers Beiträgen ist Nr. 3 der beste, weil in ihm die Gedanken am deutlichsten ausgesprochen sind. Das Uebrige leidet an Dunkelheit und hat daher auch nur scheinbar Tiefe. „Die Abendklänge" von Luise Freiin von Bornstedt, zeugen von Kraft der Gedanken und des Ausdrucks. August Palmer schlagt in drei schon geformten Sonetten mit dem Schwerte der Ironie auf „Philisterherzen," die schwer in Glut zu bringen sind und auf „Kanzeleien-Wüstensand-Kameele." Ludwig Wihl zeigt große Anlage zu philosophischen Abstractionen, welche allerdings die Perspective ins Weite und Unendliche eröffnen. Ohne das Herz aber mit seinen Pulsschlägen und Blutquellen bleibt jene Weite nur eine Leere. Möge sich Herr Wihl vor der Idee in Acht nehmen, die er im Gegensatz zu dem in der Person des Moses erscheinenden Wirklichen im Sinne zu haben scheint. Und würde Hegel selber mit dieser blos abstracten „Weltidee" zufrieden gewesen sein? Hat Hegel nicht die Phänomenologie des Geistes geschrieben, jene Liebeswanderfahrt, auf der er auch Moses begegnete, welchen er sicherlich für eine in der unendlichen Kette der Erscheinungen abgestufte und verkörperte, aber nicht von seiner Idee losgetrennte Idee erkannte. Nicht durch Reflexionsschrauben dürfen wir uns aus den philosophischen Abstractionen in den poetischen Garten hineinschieben lassen. Denn der wahre Philosoph ist auch der wahre Poet und umgekehrt. Beiläufig gesagt ist in Nr. 5 der Winter ganz unpassend mit einer reißenden Hyäne verglichen. Die Hyäne lebt in heißen Wüsten und schießt in Sprüngen heran. Der Winter aber schläft allgemach ein und liegt bleich und starr und knirscht nur zuweilen wie ein ungeschlachter Philister mit den Zähnen zusammen. — Laurenz Lersch gibt in seiner „Kosmogonie" eine poetische Darstellung des aus „der wüsten Verwirrung" Geformten und Entwickelten. Er läßt aus derselben Sonnen und Sterne und das All entspringen. Es muß hier aber bemerkt werden, daß das Chaos, dies Durcheinander der Stoffe, nur für den einzelnen Weltkörper wie für den individuellen Menschen das Ursprüngliche ist. Dagegen für das All der Welten ist das Bewußtsein, oder die Einigung der Form mit den Stoffen das Ursprüngliche. Das Einzelne entwickelt sich aus dunklen Anfängen, das All steht ewig klar und vollendet da. Lassen wir auch dieses aus einem wüsten Chaos entstehen, so setzen wir ein ursprüngliches Unbewußtsein und es käme, da Gott mit allem Ursprünglichen identisch ist, ein unbewußter Gott heraus, was eben gar keinen Sinn hat. Und sollte erst nach der Formbildung der Wesen Eros entstanden sein? Ist dieser nicht vielmehr die aus dem Bewußtsein Gottes entspringende Gewalt, welche das Zerstreute sammelt und in Liebe zu einander gesellt? — Ignaz Hub, der Begründer und Hauptredacteur des rheinischen Odeons, gibt uns die Fortsetzung der in frühern Jahrgängen begonnenen „Türkischen Klänge." Hub ist bei aller lyrischen Innerlichkeit zugleich objectiv. Er führt uns in ferne Verhältnisse und hellt mit schlagenden Gedanken eine fremde Situation mit ihren Localfärbungen auf. Wir erkennen in seinen Klängen sogleich jene fatale türkische Romantik, wo die zerstörerische Faust eines plötzlichen und unerbittlichen Schicksals Herzen und Rosen zertrümmert. Ein Cyclus von 6 Gedichten, überschrieben „der Kaisermörder" erzählt uns das Schicksal der Mörder des Kaisers Albrecht. Wir werden in die Schweiz versetzt mit ihren Gletschern und Schlünden. Die Aar mit ihren donnernden Fluthen kann den Schrei des Gewissens nicht übertäuben, und die Schellenmelodien auf den Grütlimatten können sie nicht besänftigen. — August Schnezler liefert ganz anmuthige Sagen über Albertus Magnus in gewandter Sprache. Trefflich ist das Gedicht „der letzte Doge." Der Doge träumt. Er sehnt sich aus einer jämmerlichen Gegenwart zurück in eine glorreiche Vergangenheit, er denkt an Venedigs Flotten, an das Glück, welches zauberähnlich wie ein Feenpallast aus der Tiefe des Meeres steigt. Und die Wogen drängen gegen ihn an, ja sie verwandeln sich in der Anschauung des träumenden Dogen in ein Weib, in die Meerkönigin, welche sich liebend über ihn hinneigt. Da, vor der Gestalt zurückschreckend, wie vor einem Gespenste, weil es aus tiefer Vergangenheit herauf kam, erwacht der Doge und „Venedig ist gefallen!" brüllt es draußen, und Galliens Flaggen wehn vom Bucentauro. — Juliane Glaser gab uns drei tief und innig empfundene Lieder. Sie beklagen den Frühling, der, obwohl er sich ewig unter den Geschlechtern erneuert, doch für den Einzelnen hier auf Erden verschwindet:

Aus der Erde tiefsten Keimen
Lockst du Blüten vor und Freuden,
Doch aus tiefen Seelenräumen
Lockst du blasse Blümlein — Leiden!

Vorzüglich an Inhalt und Form sind die Gedichte von Karl Gödeke. „Genügen der Liebe" und „Erinnerung der Liebe" würde sich gut für musikalische Composition eignen. Das Gedicht „Abschied" ist einfach und klar gehalten, wie es den aus der Unschuld des Gewissens entsprungenen Gefühlen der Königin Caroline Mathilde von Dänemark angemessen war. Die Gedichte des Ritter von Rittersberg verrathen Kraft.

Es würde zu weit führen, wenn wir jedes einzelne Gedicht näher berücksichtigen wollten. Erinnern wir uns nur noch an das kraftvolle Gedicht von Arens „der Flüchtling," an Julius Mosen, W. von Laufenburg, Künzel, Hebbel, Debeke, Blomberg, Düntzer, Schücking, Waldeck &c. Auch manches Schwache und Mittelmäßige ist mit unterlaufen. Jedoch ist uns von den hier versammelten Lyrikern des Schönen so viel geboten, daß uns dadurch der Eindruck des Ganzen nicht getrübt werden kann. Möge sich das rheinische Odeon viele Leser erwerben und immermehr an Trefflichkeit gewinnen!

Rudolf Kulemann.

Notizen.

(Schauerromane.) Man spricht so viel von der allgemein verbreiteten Bildung in unserer Zeit. Auf eine andere Meinung wird man kommen, wenn man den Artikel: Romane im Michaelismeßkatalog 1839 aufmerksam durchsieht. Da industriöse Buchhändler gewiß nichts in großer Menge verlegen werden, was nicht einen großen Absatz findet, so kann man aus der Flut von Ritter- und Räuberromanen, mit denen diesmal der Büchermarkt überschwemmt wird, auf den Geschmack der großen Menge schließen. Man findet nichts weniger als 28 solcher Werke (in 32 Bänden) verzeichnet! Natürlich hat sich Fürst in Nordhausen und Schreck in Leipzig wieder am meisten ausgezeichnet. Ersterer lieferte 15, Letzterer 8 Bände. Wir wollen die anlockendsten Titel herausheben: Der edle Räuberhauptmann, Das Räubermädchen in Baden, Pontolino, der furchtbare Räuberhauptmann (2 Bd. 3. Auflage!!), Magnus Scelus der Bluthund, Der schwarze Fabian, Urach der Schwarze, Die Todtenschenke, Die Wunder der Todtengruft, Die tanzenden Schädel am Rabenstein, — und endlich ein humoristischer Titel: „Romanus Engelbert von Starkenburg, durch Gottvertrauen unerschrocken in allen Gefahren seines Lebens, und der Erste, welcher der heiligen Vehme ein Schnippchen geschlagen hat"!!

(Mendelssohn-Bartholdy.) Im „schwäbischen Humoristen" wird aus Braunschweig berichtet: Über Mendelssohn muß ich Ihnen noch sagen, daß als er erschöpft nach seinem Paulus sich in einen Sessel warf, es einer Dame einfiel, ihren Blumenstrauß auf den Componisten zu werfen. Dies Impromptu war ein Signal zum allgemeinen Bombardement, und im Augenblick war der Held mit mehr denn 500 Sträußchen bedeckt, und viele kamen aus wahrhaft schönen Händen, denn Braunschweig ist bekanntlich reich an hübschen Mädchen.

(Tänzerinnen.) Ein Münchener Correspondent sagt im „schwäbischen Humoristen": „Wenn ich wieder auf die Welt käme, würde ich eine Balletttänzerin! Wie so ein Ding im kurzen Röckchen sich ringelt und schlingelt, Anmuth, Lust und Leben von der Scheitel bis zur Zehe ist! Der Beifall bricht in Strömen aus, es regnet Kränze und Präsente; Ridiküle, Schubladen, Kasten und Gemach wird voll. Nicken und Blicken, Entzücken und Beglücken wechseln unaufhörlich. Welch Furore hat nicht die Taglioni gemacht! Wie viel Köpfe verrückten nicht die Füße der Elsler! Welchen magischen Reiz und Duft verbreitete nicht die „erotische Neuheit" der tanzenden Blumen Hindostans? Und ist nicht erst jüngst ein hiesiger Blattschreiber von den Entrechats der Horschelt im „Berggeist" so begeistert worden, daß er wahnsinnig wurde?" — —

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek in Prag, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 3. Mittwoch den 8. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 185) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

An * * *

Von Karl Egon Ebert.

Manch Geschick erfährt ein Dichter,
Lob und Tadel muß ihm werden,
Denn er hat gar viele Richter,
Viele Sinne gibt's auf Erden.

Hier der Doktor vom Katheder
Preist und schmäht in Einem Tone,
Dort ein Knäblein spitzt die Feder
Hoch am Rezensententhrone.

Gnädig stolzes Beifallnicken
Zollt der Autor in der Mode,
Und ein Stümper will ersticken,
Schimpfend in Sonett und Ode.

„Herrlich!“ schreit ein Aufgeregter,
Und ein Stutzer ruft: „Wie fade!“
Leise seufzt ein Ueberlegter:
„Schlechte Reime! schade, schade!“

Babylonische Verwirrung
Herrscht im weiten Reich des Schönen;
Läßt durch solche trübe Irrung
Noch sein Lied ein Sänger tönen?

Wahrlich, daß noch Viele singen,
Wie's die Welt auch möge treiben,
Ist, weil von drei würd'gen Dingen
Immer sie befeuert bleiben.

Eines ist der Drang, der hohe,
Nach dem Edlen, Schönen, Hehren,
Dessen heil'ge Wunderlohe
Dichterherzen treulich nähren;

Dann das Wort der seltnen Meister,
Die Gericht mit Wahrheit üben,
Die, als echt erhab'ne Geister,
Liebend tadeln, tadelnd lieben;

Dann der Anklang der Gedanken,
So in Lust, als Gram und Schmerzen,
Die wie Epheu fest sich ranken
Weit vom Herzen hin zum Herzen. —

So auch Dir, der mir gesungen,
Den ich nie geschaut auf Erden,
Ist mein Lied an's Herz gedrungen,
Und wir sollten Freunde werden;

Nicht, weil Du erkannt mein Streben,
Und, geneigt, zu hoch mich stellest,
Nur, weil Du Dein innres Leben
Meinem Leben zugesellest.

Mehr, als Kränze, muß es lohnen,
Wenn, befreundet und verbunden,
Hier und dort uns Edle wohnen,
Die sich frei zu uns gefunden.

Und so sei der Druck der Hände
Herzlich, innig Dir erwiedert,
Wie ich warme Grüße sende
Allen, mir im Geist verbrüdert.

Sitten des alten russischen Adels.

Ein Fragment.

Nach dem Russischen von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung).

Wladimir und Kathinka lebt n Beide unter einem Dache, sie nahmen dieselben Stunden, und Beide, gleichmäßig von dem Hasse der andern Adoptivkinder, der Diener, der Kammerfrauen verfolgt, suchten für ihre Leiden Trost in gegenseitiger Mittheilung. Erst vertrauten sie sich ihren Kummer, aber so wie derselbe sich täglich mehrte, so wuchs auch ihre Anhänglichkeit von Tag zu Tag.

Wladimir's Aeußere war ganz romantisch: Er war mager; große schwarze Augen und ein gebräunter Teint gaben ihm das Ansehen eines Südländers, dessen Feuer durch das slawische Blut, welches in seinen Adern floß, gedämpft schien. Er hatte eingesehen, daß sein Leben ein beständiger Kampf sein würde, und daß er auf Niemanden, als auf sich selbst, sich würde verlassen können. Mit Eifer ergab er sich daher den Studien, und Kathinka nahm an seinen Arbeiten Theil. Sie las begierig Alles, was ihr in die Hände fiel, und übertraf im Wissen bald die jungen Gräfinnen und Bobo, die nur aus Anstand studirten.

Als ich die Erziehungsanstalt verließ, brachte ich eine Zeit lang auf unsern Gütern zu. Zwei oder drei Tage blieb ich in Moskau, um meine Coco zu besuchen. Ihr Haus war gar sehr verändert. Die Verschwendung der Gräfin oder vielmehr die ihres Gemahls im Auslande, wo er öffentlich mit einer Schauspielerin lebte, hatten das Vermögen der Gräfin ganz zerrüttet, und ein großer Theil ihrer Besitzungen war bereits zur Befriedigung ihrer Gläubiger verkauft worden.

Ich durchlief die Zimmer, welche Zeugen meiner Kinder-

spiele gewesen waren. Nur die Menge der Diener und die chinesischen Puppen erinnerten an den alten Glanz. Die seidenen Vorhänge waren verblichen, die Möbeln abgenutzt, die Tapeten zerrissen, die Vergoldungen stellenweise abgestoßen. Nur eine einzige Kerze brannte in jedem Zimmer. Ich trat in den Saal: um einen runden Tisch, auf dem eine Lampe brannte, saßen in großen Lehnsesseln, die Gräfin, ihre Töchter und Kathinka. Alle waren unbeschäftigt, und tiefes Stillschweigen herrschte. Kathinka's Anblick überraschte mich: sie war gerade keine Schönheit geworden, aber ihr Gesicht hatte einen wunderbaren Ausdruck angenommen. Ich konnte diesem Blick voll Innigkeit, in dem ihre ganze Seele sich spiegelte, nicht begegnen, diese reiche und zierliche Taille nicht sehen, ohne verwirrt zu werden. Die Gräfin freute sich sehr, mich wieder zu sehen, und sagte, als die gewöhnlichen Eingangsfragen gethan waren: „Ja, mein lieber Freund, ich fange an, alt zu werden; ich leide sehr oft und empfinde Langeweile. Man vergißt mich ganz, ich danke dir, daß du es nicht auch so gemacht hast. Du bist ein guter Junge, aber, siehst du, an alte Leute denkt man nicht mehr" u. s. w. Aus allen ihren Worten sprach die Bitterkeit eines getäuschten Ehrgeizes und einer quälenden Eifersucht. Wie dieses letztere Gefühl in das Herz meiner Coco gekommen war, konnte ich nicht begreifen; aber ich konnte nicht daran zweifeln, sie war neidisch, sehr neidisch.

Ich wußte, daß man den Moskowitischen Damen keine größere Freude machen kann, als wenn man ihnen Neuigkeiten von Petersburg erzählt, und fing also an zu berichten. Man hat oft gefragt: warum Menschen ohne Bildung und Kenntnisse boshafter seien, als wirklich unterrichtete, gebildete? Es kann aber nicht wohl anders sein; denn der aufgeklärte Mensch, wenn er das Bedürfniß hat, seinen Zorn auszulassen, bemüht sich dies unter dem zierlichen Scheine eines Epigramms oder der Satyre zu thun und ihm so einen angenehmen, pikanten, aber durchdringenden Geschmack zu geben, so daß in dem Herzen eines Menschen, den das Gerücht böse nennt, oft eben so wenig Bosheit liegt, als in dem eines satyrischen Dichters. Diese Sorgfalt aber und dieses Studium erachtet der gemeine Mann für überflüssig: er ergibt sich ohne Umschweife dem Zorne, ihm ist jedes Mittel recht, durch welches er sein Gift ausläßt, und er genießt schon im Voraus seine Bosheit, weil er sich ohne Rückhalt ihr hingibt. So war es auch mit meiner Coco. Sie folgte mit dem lebhaftesten Interesse meiner Erzählung, lächelte, sagte hie und da ein bedeutsames Wort, und eine ganze Welt von Bosheit, Spott, Verachtung und Ironie lag in ihrem Lächeln. Ein verliehener Orden, eine übertragene Stelle, eine Erbschaft, Alles gestaltete sich für sie gleichsam zu einer persönlichen Beleidigung, und es dauerte nicht lange, so wurde sie ernstlich böse. Ich wandte mich an die jungen Gräfinnen: diese waren, beiläufig, erstaunlich dumm, und in ihrer Bildung so weit zurück, daß sie sogar russische Worte mit französischen vermischten und verwechselten; sie hatten nur Ohren für Verlobungsanzeigen und Hochzeiten, und gerade diese Dinge waren es, die immer meine Coco am meisten in Wuth versetzten. Ich wandte mich an Kathinka. Kathinka wurde verlegen und antwortete aus Angst und Unruhe kaum ein Wort, doch benützte sie bald einen günstigen Augenblick und sagte mit leiser und ängstlicher Stimme: „Um Gottes Willen sprechen sie mit den Gräfinnen!"

Diese Worte enthüllten mir die ganze Bitterkeit der Lage des armen Mädchens, doch verstand ich sie nur zur Hälfte; erst später wurde ich über den ganzen Zusammenhang folgendermaßen belehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

P o e s i e.

Die schöne Literatur ist gegenwärtig der Prüfstein, nach welchem das literarische Leben eines Volkes beurtheilt wird, und zwar nicht mit Unrecht, da nur dort, wo bei reicher Productivität auch Eigenthümlichkeit hervortritt, von einer Nationalliteratur die Rede sein kann, diese Eigenthümlichkeit aber im Gebiete der Belletristik am unzweideutigsten sich herausfinden läßt. Nur in den ursprünglichen Intuitionen der Dichter von Beruf spricht sich die höchste Geisteskraft und Productionsfähigkeit desjenigen Volkes aus, dem sie entsprossen sind. Die Wissenschaften haben zu ihrer Grundlage etwas Gegebenes, das durch sie bearbeitet wird; sie sind Ueberlieferungen, die einmal gefunden, sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, um die zerstreuten Blätter des menschlichen Wissens z u r E i n h e i t zu bringen und sie an den großen Baum der Erkenntniß zu befestigen; die Kunst aber, aus der Einheit hervortretend, entwickelt sich zur Mannigfaltigkeit, und streut ihre Blüten nach allen Seiten hin, um das irrende Menschengeschlecht mit ihrem Dufte auf allen Wegen zu laben. Sie ist unerschöpflich in ihren Gaben, so wie unendlich reich an wohlthätigen Kräften, und jemehr ein Volk zur allgemeinen Weltveredlung auf dem Wege des Schönen beigetragen hat, desto höher wird es gestellt in der Culturgeschichte der Menschheit. Fragen wir nun, in wie weit die böhmische Nation sich für diesen Zweck wirksam gezeigt hat, und werfen wir zugleich einen Blick auf ihre Geschichte, so darf es uns nicht wundern, daß die Stürme, die ihre stärksten Eichen gebrochen, auch der zarten Blüten nicht geschont haben. Liest man in den Chroniken der Böhmen, so muß man zugestehen, diese Nation habe ihre Vergangenheit poetisch d u r c h l e b t, und sei nicht zu der Ruhe gekommen sie zu besingen; nachdem aber ihre Drangperioden vorüber gegangen, war auch die Liederzeit entschwunden; — die Nachtigallen sangen nicht in entlaubten Hainen, und die Dichter schwiegen, weil es dort keine Lorbern mehr gab, sie zu krönen.

Das Volk aber sang seine alten, erotischen Lieder auf dem Lande fort, so, daß die böhmische Poesie, ein irrendes Mädchen, von Dorf zu Dorf betteln ging, von den Gebildeteren aber, als g e m e i n, unbeachtet blieb. Wer jedoch die Volkspoesie der Böhmen kennt, und sie v e r s t e h t, der weiß, inwieweit die Verächter derselben Recht hatten. Aber die Nation achtete nicht auf ihr leeres Gerede, und die neue und neueste Zeit rief verwandte Töne und Stimmen berufener Dichter unter den böhmischen Slawen hervor.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts trat die schöne Literatur der Böhmen in zeitgemäßer Form wieder öffentlich auf, und nahm an Publicität immer zu, bis auf die jüngsten Tage, wo das moderne Aussehen manche Kreise der früher Unbekannten öffnete, auf welche sie kräftig einwirken kann.

Seit ihrem Wiederaufleben bis jetzt, hat die gebundene Rede über die schöne Prosa den Sieg davon getragen, und es kann noch nicht eine gleiche Anzahl guter Prosaisten den besseren Dichtern an die Seite gesetzt werden, doch geben die jüngsten Produc-

tionen für die nächste Zukunft bessere Aussichten, und es scheint, daß wir in Kurzem Gelegenheit finden werden, neuböhmische Romane und Novellen zu besprechen.

Ziehen wir aber eine Parallele zwischen der frühern und der neuern Dichterschule der Böhmen, so finden wir — mit Berücksichtigung der Verhältnisse, unter denen beide hervortreten — bei der ältern Schule mehr Productivität, bei der neuesten mehr Eigenthümlichkeit. Die früheren Dichter hatten jedoch einen sehr schweren Stand in Böhmen. Als Vorkämpfer für das Durchdringen der Nationalliteratur hatten sie viel Vorurtheile und bösen Willen hinwegzuräumen. Sie mußten sich für ihre Idee aufopfern, und wenn alles beseitigt war, noch mit einer Sprache ringen, die Jahrhunderte lang vernachlässigt, zwar vom Volke allgemein gesprochen, aber für höhere Zwecke nicht ausgebildet war. Diesen wackeren Männern ist Böhmen alles schuldig, was es an neuem schöngeistigen Reichthum besitzt, und den Nachfolgern ist es nun ein Leichtes, da fortzubauen, wo ihre Väter mühevoll den Grund gelegt hatten. Da treten uns denn J. Puchmayer, Rautenkranz, Adalbert Negedly und Hněwkowsky als eigentliche Poeten der ältern Schule entgegen, neben denen sich zwar noch Mehrere versucht, aber nicht hauptsächlich die schönwissenschaftliche Richtung eingeschlagen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Jena.

22. Dezember 1839.

Die Blütezeit der hiesigen Universität ist vorüber, und sie wird sich bei den obwaltenden Verhältnissen nie wieder zu der frühern Bedeutsamkeit erheben. Die Charakteristik des jetzigen Zustandes der Akademie in den Hallischen Jahrbüchern, welche so großes Aufsehen erregte, bleibt trotz aller Vertheidigungen doch eine unumstößliche Wahrheit. Das besuchteste Collegium dieses Halbjahrs ist das des Prof. Wolff, was auch vorzüglich dem Gegenstande desselben: „Göthes Faust" zuzuschreiben ist, denn nur die eigentlichen Brodcollegien pflegen sonst fleißig besucht zu werden. O. L. B. Wolff's letztes Werk: „Portrait's und Genrebilder" enthält viele künstlerisch und literarisch interessante Artikel, z. B. über W. Müller, St. Schütze, Müllner, C. Banck. Der Letztere hält sich gegenwärtig hier auf, wird aber binnen Kurzem wieder nach Dresden gehn. Ich konnte nicht unterlassen, diesen geistreichen Liedercomponisten aufzusuchen. B. ist eine echte Künstlernatur und hat daher auch ihre besondern Eigenthümlichkeiten. Man nennt ihn schroff und verschlossen. Das Wahre davon ist, er ist geistiger Aristokrat, geistreich, scharf und sarkastisch in seinen Urtheilen. Sein kritischer Blick ist, um so mehr, da er umfassende Kenntniß der Poesie und bildenden Kunst besitzt, bis zur höchsten Feinheit ausgebildet, und es ist zu beklagen, daß er sich von der öffentlichen musikalischen Kritik (er war ein thätiger Theilnehmer beim Entstehen der neuen musikalischen Zeitung) ganz zurückgezogen hat. B's Urtheile über jetzige musikalische Zustände sind treffend und beachtungswerth. Mit Unrecht wurde er von Manchen der neuromantischen Schule (sogar von der alten musik. Zeitung) zugezählt; eben so sein Freund Henselt. B. meint, die neuromantische Schule hätte zwar poetische Anregung genug gegeben, was nicht anders möglich gewesen, da sie sich auf Beethoven und Fr. Schubert stütze, indeß wäre zu beklagen, daß ihre deutschen Jünger nicht Talent oder Muth genug gehabt hätten, ihre Ansichten und Ideen recht frei zum Durchbruch kommen zu lassen; sie sei da hinter der Poesie zurückgeblieben. Bei einer Revolution der Ideen in einer Kunst müßten eben ihre Verfechter exaltirt genug sein, um sich zu opfern, damit die Nachfolgenden ruhig über sie hinweg zum Ziel und Siege schreiten könnten. So habe es aber an der Thatkraft sehr gefehlt; man kranke am Suchen nach neuen Formen, und habe sich z. B. auf dem Piano in der stereotypen Etudenform festgesetzt: wie Viele seien darüber auf verworrene Abwege gerathen und schlügen sich jetzt mit Irrlichtern herum. — B. behauptet, daß der Speculationscharakter unsrer Zeit auch aus der Musik allen höheren poetischen Gehalt, alles wahre Künstlerstreben immer mehr verdränge. — B's neueste Werke sind: „Meeresfahrt," „Duetten für zwei Soprane," „Salon de Concert" — „Halle der Völker." — In einem hiesigen Concert wurden vierstimmige Lieder aus seinem „deutschen Liederbuch" mit großem Applaus vorgetragen; sie sind reizend melodiös und einfach gesetzt. Die academischen Concerte haben sich durch einen bessern neuen Musikdirector (Stade) bedeutend höher gestellt, doch fehlt alle Theilnahme und Hülfe von Oben herab. — Frl. v. Schopenhauer, die sich ebenfalls hier aufhält, hat den poetischen Nachlaß ihrer Mutter herausgegeben. — In Weimar gastirt jetzt die Schebest mit effectvollem Spiel und routinirtem Gesang, aber sehr müder Stimme. — Bei der dortigen Ausstellung für bildende Kunst haben die Arabesken-Cartons für das Wieland-Zimmer im Schlosse, über Wielands Oberon, großes Aufsehen gemacht. Sie sind von C. Simon mit reichster Fantasie geistreich componirt, kühn und correct gezeichnet, und in ihrer Allegorie überraschend sinnreich. Im Kunstblatt des Morgenblatts findet sich darüber ein größerer Artikel von Sternberg.

— St. —

Aus Ungarn.

Dezember.

Ein mit A. unterzeichneter Prager Correspondent berichtet in dem Pesther „Spiegel" Nr. 96 vom 30. November: „In böhmischer Sprache ist Körner's „Zriny" gegeben und mit Acclamation aufgenommen worden. Die Uebersetzung ist nicht schlecht; zu verwundern ist es aber, wie der Uebersetzer, Hr. Tomsa, das Wort „Ungar" mit „Slowan" (ein Slawe) übertragen konnte." Der Prager Correspondent würde sich nicht verwundern, wenn er wüßte (was freilich auch Körner nicht wußte), daß der berühmte Held Nikolaus Zriny aus einer kroatischen Familie abstammte,*) eigentlich Zrinjski hieß, in Kroatien und Ungarn begütert war, nicht nur magyarisch, sondern auch kroatisch (so wie auch deutsch) sprach, und daß sein Neffe seinen Heldentod bei Szigeth nicht nur in einem magyarischen, sondern auch ilirischen epischen Gedicht besang, weßwegen auch der ausgezeichnete slawische Dichter Johann Kollar in Pesth in seiner „Slawy Deera" (Tochter des Ruhms) mit vollem Rechte singt: „My sme dali Uhrům Zriniho" (Wir haben den Ungarn den Zriny gegeben).**) Der Uebersetzer, Hr. Tomsa, wußte dies wahrscheinlich so gut, wie ich und viele Andere, und nennt daher Zriny einen „Slowan." Allerdings war Zriny als ungarischer Magnat zugleich ein Ungar.

Vielen Böhmen und andern Slawen dürfte es unbekannt sein, daß unser gemeinschaftlicher Landesvater Kaiser und König Ferdinand nicht nur, wie sein verewigter Vater Franz I., in der böhmischen Sprache (in welcher er von dem Professor Hromadka in Wien unterrichtet wurde), gut bewandert, sondern auch ein böhmischer Dichter ist. Er überraschte einst vor mehren Jahren seinen durchlauchtigsten Vater, den Kaiser und König Franz, mit einem böhmischen Gedicht zu seinem Namenstage. Dieses merkwürdige böhmische Gedicht erhielt der Verein der Freunde der slawischen Sprache und Literatur in Ofen in einer Abschrift, und gedenkt dasselbe in dem nächsten Jahrgange der „Zora" mitzutheilen, wenn der Verein dazu die bereits angesuchte allerhöchste Erlaubniß erhalten wird. Die »Zora« (Aurora) wird nicht für das Jahr 1840, sondern 1841 erscheinen, da die Kupferstiche nicht zur gehörigen Zeit fertig geworden und einige erwartete Beiträge nicht zeitig genug eingegangen sind. Beiträge zur »Zora 1841« werden uns auch von böhmischen Dichtern und Novellisten sehr willkommen sein.

Dragutin.

Aus Hannover.

Dezember.

Ich lasse meinem jüngsten Briefe unerwartet schnell ein Postscript nachfolgen, um Ihnen die freudenreiche Botschaft zu bringen, daß einmal wieder ein rein belletristisches Opus in Hannover fertig geworden ist, und zwar die Pandora im Verlage des Herrn Engelmann in Leipzig; sie führt als Verfasser-Namen die französischen Pseudonymen: Emile d' Estrées und Frédéric du Gardien. Beide sind aber ehrliche Deutsche und sogar Hannoveraner. Da es nun in dem Hamb. Correspondenten bereits einige Debatten über die Autorschaft gegeben hat, so wird es nicht unschicklich sein, wenn ein Dritter diesen Streit aktenmäßig schlichtet. „Die Pseudonomanie ist eine Krankheit des Jahrhunderts;" Ihre Leser können in einem so anhebenden Artikel der neuesten gazette musicale ganz amusante Betrachtungen über diese Manie finden, die (nämlich die Manie) der Aufsatz tadelt. Früher hat das u. a. auch schon eine Autorität gethan, welche gegen die gazette musicale Stand halten kann, nämlich J. J. Rousseau: „Tout honnête homme doit avouer les livres qu'il publie." Ich glaube, die Verfasser der Pandora wollen zu den rechtschaffenen Leuten gehören, und wenn sie auch den Genfer Philosophen mit seinem Spruche perhorresciren, so seh' ich doch nicht ein, warum ich dem neugierigen Deutschland ihre Namen verschweigen, und das Lob, welches die Pandora ernten

---

*) Nämlich aus der Familie Subić. s. Pavla Vitezovića Senjskoga, zlatoga viteza, odiljenja Sigetskoga i smrti Nikole kneza Zrinjskoga. Agram, gedr. bei Franz Suppan 1836. Seite 1 — 39.

**) Ilirisch würde dies lauten: Mi smo dali Ugrom Zrinjskoga.

wird, nicht meinem speciellen Vaterlande vindiciren sollte? Also der Frédéric du Gardien ist kein Anderer als der Novellist Friedrich Voigts, dessen Schatzgräber in der Urania von 1832 die Lesewelt nun freilich beinahe vergessen haben wird, dessen Geige in der vorjährigen Penelope aber derselben Lesewelt noch im Gedächtnisse ist. Nicht mit gleicher Entschiedenheit wage ich den Emilo, welcher auch in der Abendzeitung ab und an vorkommt, zu enthüllen, doch zweifle ich nicht, daß derselbe ein früherer Secretair des Fürsten Pückler ist, der jetzt auf einem Bremer Kaufmanns-Comptoir arbeitet; wenigstens hat seine Schreibart alle Symptome des Abgelernten von seinem frühern Gebieter, das Leichte, Lose, Schillernde und Spielende seiner Darstellung. Was darum Emil zu der Pandora geliefert hat, ist nicht mehr, als ein Bijouteriekästchen ohne besondern Werth; Voigts hingegen hat den soliden Antheil daran: die prachtvollen Ghaselen und das sinnreiche, tiefpoetische Mährchen: Die Heimat. Daß er sich, in Betreff der ersteren, über eine wahrscheinlich nur scherzweise im Hamb. Corresp. ausgesprochene Verwechslung mit Rückert ernstlich entrüstet, ist sehr bescheiden und erhöht den Werth seiner anspruchlosen Leistungen. Im Ganzen genommen hat die Leipziger Pandora dasjenige mit der Griechischen gemein, daß sie die Hoffnung zurückläßt: die Verfasser werden künftig weniger Gutes und Mittelmäßiges durcheinander, als blos Gutes liefern; und gerade das ist es auch, was über die mancherlei Quisquilien, namentlich in den „Vorlesungen," hinwegsehen läßt. Dies mag vorläufig genügen; mehr Lob auszusprechen, muß ich Andern überlassen, mir würde es vielleicht als Vorliebe ausgelegt werden.

Deutsche Literatur.

Pallas Athene. Aphoristisches Taschenbuch für 1840 von Dr. Anton Fähnrich.

Das Interesse, welches das kleine, sehr nett gedruckte Buch erweckt, ist ein doppeltes, dem Inhalte und der Bestimmung nach. Der Inhalt, durchgehends aus Aphorismen bestehend, zieht das ganze Gebiet der Wissenschaft, der praktischen Lebensphilosophie, der Geschichte und Literatur, der Mathematik, überhaupt Alles, was für den Gebildeten von Interesse sein kann, in geistvollen, kurzen Bemerkungen in sein Bereich. Man hat es hier nicht mit zusammengesuchten Lesefrüchten gewöhnlicher Art zu thun, sondern es tritt beinahe überall das selbstständige, geistvolle Weiterführen irgend eines hingeworfenen, schon mehr oder weniger bekannten Satzes uns entgegen. Dadurch erhalten diese Aphorismen zum großen Theile den eigenthümlichen Anstrich origineller Conception, und es wird Wenige geben, die in dem kleinen Buche nicht, jeder nach seiner Art, recht viel Ansprechendes finden möchten. Vorzüglich geistvoll sind einige Bemerkungen, die Herr Fähnrich über Literatur und Mathematik mittheilt. Auffallend ist es, daß er, der meistens die Namen der Schriftsteller, die ihm zu seinen Bemerkungen Anlaß geben, ganz anführt, dieses bei einigen jüngern, z. B. Seidlitz, nicht gethan hat, den er bald blos S., bald Dr. S. nennt.

Da der reine Ertrag des Buches zur Begründung eines Stiftungsplatzes für einen armen Blinden in dem schönen Klar'schen Institute bestimmt, zudem der Preis sehr billig gestellt worden ist, so läßt sich wünschen und hoffen, daß das Buch bei seinen vielen Vorzügen eine solche Abnahme finden wird, daß der edle Zweck des Verfassers bald in Ausführung gebracht werden könne.

Die Ausstattung des Buches ist wie Alles, was aus der bekannten und trefflich eingerichteten Medau'schen Officin hervorgeht, sehr geschmackvoll und schön. Sz.

Notizen.

(Kalenderwesen in Böhmen.) Gratulationen und Kalender kehren mit jedem neuen Jahre zurück, während aber die Wünsche die alten bleiben, ja sogar rococo werden, regeneriren und veredeln sich diese untrüglichen und wahrsten Zeitendeuter in Form, Gestalt und Tendenz. Besonders nimmt in jüngster Zeit das Kalenderwesen in Böhmen einen mächtigen Aufschwung, und es ist fast unglaublich, welch einer großen Verbreitung dieser Zweig der Volksliteratur sich erfreut. Außer den vielen Wand-, Comptoir- und Taschenkalendern, die auch ihr Publikum finden, werden in Prag bei Haase, Spurny, Rost, in Leitmeritz bei Medau, in Eger bei Kobrtsch et Comp. Wirthschafts- und ökonomische Kalender ausgegeben. Zu den bereits bestehenden Kalendern sind für das Jahr 1840 hinzugekommen: bei Medau „National-Kalender," „Termin- und Geschäftskalender;" bei Rost Conversations-Kalender, und aus dem Hennig'schen lithographischen Institute sind zwei neue Kalendergattungen hervorgegangen, die schon die Frucht des jovialen Jahres 1840 sind, in welchem Jupiter der herrschende Planet ist. Sie heißen „das Prager Stubenmädchen im Kalender-Liebes- und Kartenschmuck" und „der Wiener Praterwirth." Läuft der böhmischen Kalenderschürze jeder Garçon nach, so findet der Praterwirth in der Residenz vielen Anklang. — Medau, bei dem bisher gesagt fünf Kalender erscheinen, hat mit seinem „Nationalkalender" ein reichhaltiges Jahrbuch geliefert, das für den Geschäfts- und Gewerbsmann, wie für Freunde der Statistik des Lehrreichen und Nützlichen Viel und Vieles bringt. Der treffliche Jaksch'sche Schullehrerkalender ist vorzüglich für den Schulmann berechnet und wendet sein bedeutendes Erträgniß wohlthätigen Anstalten zu. Am meisten Absatz findet der von der k. k. böhm. patriotischen Gesellschaft in deutscher und böhmischer Sprache herausgegebene Wirthschaftskalender, der bei Haase erscheint, und dessen Abnehmer sich auf mehr als 60000 belaufen; nächst ihm steht der Leitmeritzer Haus- und Wirthschaftskalender, von welchem (er erscheint in deutscher und böhmischer Sprache) ungefähr 40000 Exemplare abgesetzt werden. Ueber 40000 Abnehmer wird schwerlich ein Kalender von den sonst bestehenden haben, und die Summe der zum Verkaufe gebrachten Kalender ist eher zu gering angegeben, wenn wir sie auf eine Million annehmen. Es kommt also mindestens auf 4 Einwohner in Böhmen ein Kalender. Freilich wird nur dies eine Buch so stark abgesetzt, allein Stadt und Land gewinnen daraus Viel für Lehre und Anwendung, was früher oder später seine Früchte trägt. A.

(London.) Das Silberzeug im Windsorschloß, das in einem Zimmer von mäßiger Größe und einem anstoßenden Closet aufbewahrt ist, wird zu £1,700,000 Pfd. St. (20,400,000 fl.) geschätzt. Darunter ist ein von Georg IV. herrührendes Goldservice für 130 Gäste; Stücke von der spanischen Armada her, aus Indien, Birma, China ꝛc., namentlich ein aus Edelsteinen gebildeter Pfau, der ehemals dem König von Ava gehörte, 30,000 Pfd. St. in Werth; ein Tigerkopf, vormals Tippu Saibs Fußschemmel, der einen gediegenen Goldklumpen als Zunge, und krystallene Zähne hat; goldene Schilde, einer von 8000 Guineen Werth, das für Georg IV. verfertigte prächtige silberne Kühlgefäß zum Wein, auf dessen Ciselirarbeit und sonstige Verzierungen zwei Jahre verwendet wurden, und worin zwei erwachsene Personen bequem Platz haben, ꝛc.

(Agram.) Die Directoren des hiesigen Theaters, die Brüder Börnstein, haben beschlossen, eine illirische Nationalbühne zu gründen, und bieten allen Jenen, welche Lust und Talent zur Bühne haben und der illirischen Sprache mächtig sind, ein anständiges Engagement an. Von mehreren Seiten wird jetzt für die Beförderung der illirischen Sprache und Literatur so viel gethan, daß wir derselben eine schöne Zukunft vorhersagen können.

(Der fruchtbare Weinstock.) In Medzibor, einem oberschlesischen Städtchen, wo früher der Weinbau stark betrieben wurde, brachte im vorigen Jahre ein einziger Weinstock 809 Trauben. Derselbe befindet sich an der Rückseite der Wohnung des polnischen Pastors, wo er die Morgensonne größtentheils, die Mittagssonne aber ganz hat. Die Trauben waren von mittlerer Größe, sehr gedrungen und süß, der Wein selbst gehört zu einer Fruchtsorte, welche auch in ungünstigen Jahren reift. (Dampfb.)

(Straßburg.) Am 28. Nov. wurde hier La mort de Kleber, ou les francais en Egypte, Mimodrama in 3 Akten, wiederholt. Wohin wird doch die Sucht, etwas Neues zu leisten noch führen? Infanterie mit Sappeurs, ganzer Regimentsmusik, Cavallerie und Artillerie mit zwei Kanonen erschienen auf der Scene, schossen Bresche in eine Festung und stürmten sie. Als Kleber die dreifarbige Fahne auf die Zinne pflanzte, brach das Publikum in Jubel aus. — Die Assisen sind mit Arbeiten überladen, mehrere Todesurtheile müssen ausgesprochen werden, doch die Hinrichtungen geschehen nicht mehr in der bisherigen Weise. Da man nämlich die Erfahrung gemacht, daß das Volk dadurch aus der ganzen Umgegend herbeigelockt und zum Müßiggang und zu Trinkgelagen verleitet wird, die selten ohne Excesse ablaufen, so verkündet man den Tag und die Stunde des Gerichtes nicht mehr vorher; unvermuthet wird die Guilotine aufgeschlagen, und die Execution ist vorüber, bevor die Hälfte der Stadt oder gar die Entferntwohnenden davon Nachricht erhalten konnten. —

(Aus dem schwäb. Humoristen.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 4. Samstag den 11. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sitten des alten russischen Adels.

Ein Fragment.

Nach dem Russischen von Bernhard Stolz.

(Beschluß).

Die Gräfin war trotz der Sittenverderbniß ihrer Zeit eine gewissenhafte Beobachterin der Gesetze einer strengen Moral. Was sie selbst erlebt und was unter ihren Augen sich zugetragen, hatte in ihr die Neigung zu eigenwilligem Polizei- und Inquisitionsverfahren wahrscheinlich rege gemacht. Es war ihr daher nicht möglich, einen Mann in Gesellschaft einer Frau zu sehen, vor allem, wenn sie durch Bande der Freundschaft verbunden waren, ohne sogleich ein Heer böser Gedanken in ihrem Kopfe zu beherbergen. Sie konnte sehr oft fragen, was wohl diese oder jene jungen Leute sich zu sagen hätten; denn zu ihrer Zeit begnügte man sich mit Tanzen, Courmachen, und stummen Liebesabenteuern. Am meisten skandalisirte sie, daß die heutige Jugend, im Bewußtsein ihrer Unschuld, über Alles ohne Verlegenheit reden konnte. Das erschien ihr als die tiefste Stufe der Verderbtheit, oder vielmehr als das Niedrigste, was die Verderbtheit mit ihrer Maske bedeckte. Uebrigens gab sich die Gräfin nicht Rechenschaft von diesem Gefühle, und es würde mir schwer fallen, Euch ihr System aus einander zu setzen, denn sie hätte es selbst nicht gekonnt. Was man so hätte nennen können, war ein chaotisches Gemengsel von Worten, die sie nur halb verstanden hatte und für Gedanken hielt; waren einige alte Anekdoten, die sie die „Frucht ihrer Erfahrung" nannte; waren endlich zwei oder drei Redensarten, die bei ihr Grundsätze der Moral hießen. Man konnte bei dem besten Willen keinen Sinn und Verstand in diesem Allen entdecken, aber die Gräfin glaubte fest an die Untrüglichkeit ihres Systems. Man findet noch heutzutage mehr als eine hochehrwürdige Dame vom Schlage der Gräfin, die, in Zeiten ihrer Jugend gewöhnt, die größte Sittenlosigkeit unter strenger steifer Form und Etikette zu verbergen, sich eine Offenheit nicht denken kann, welche gerade des unschuldigen Gemüths Kennzeichen ist.

Dem sei, wie ihm wolle; die Gräfin trennte, sobald die jungen Leute in ihrem Hause heranwuchsen, die männliche Jugend streng von der weiblichen. Sie hatten verschiedene Zimmer und sogar verschiedene Unterrichtsstunden. Nur zu den Mahlzeiten kamen sie zusammen unter der Aufsicht ihrer Hofmeister und Gouvernanten, denen man von Zeit zu Zeit lange Reden hielt über den Anstand und über die Gefahr der Geschlechter mit einander zu reden und sich zu nähern. Mit einem Worte: Alles war vorgesehen, berechnet. Die Gräfin war sehr mit sich selbst zufrieden, nur war Eines der Wachsamkeit ihrer Argusaugen entgangen, daß nämlich die neue Generation viel früher zu leben d. h. zu denken und zu fühlen anfängt, als die alte gethan hat. Wladimir und Kathinka liebten sich schon längst, ja, es hatte schon zwischen ihnen jene kleine Zwistigkeiten gesetzt, jenes Schmollen, jenes Aufwallen der Eifersucht — besonders von Seiten Wladimirs, der auf jeden Menschen, auf Bobo aber vor Allen eifersüchtig war — die das Gepräge tiefer Leidenschaft sind. Nachdem der Liebe elegische Herrschaft einmal begonnen hatte, wurde Wladimir unwillkürlich dazu getrieben, Verse, die er „an Sie" gedichtet hatte, Kathinka in die Tasche zu schieben. Diese Verse fielen der Gräfin in die Hände, aber sie konnte nicht entscheiden, ob es Liebesverse seien oder nicht; doch verbot sie Wladimir aufs Gerathewohl seinen poetischen Träumereien ferner nachzuhängen, und verdoppelte ihre Wachsamkeit.

So lange bei der Gräfin Bälle oder Soiréen Statt fanden, konnte diese Wachsamkeit nicht ihren höchst möglichen Grad der Vollkommenheit erreichen, als aber die Bälle aufhörten und die Visiten weniger zahlreich wurden, machte die Sorge für Etikette und feine Lebensart die Hauptbeschäftigung der Gräfin aus. Kathinka mußte in aller Frühe vor ihrer Wohlthäterin erscheinen, den Thee serviren, Rechnungen schreiben und über den Anzug der jungen Gräfinnen verhandeln. Zu diesen Beschäftigungen wurde der Morgen hingebracht. Die Gräfin, die fest an alten Vorurtheilen hielt, fand es unschicklich, daß junge Mädchen spazieren *gingen*; man durfte also Morgens nicht das Haus verlassen. Eine ungeheuere Berline und vier unter der goldgestickten Decke ergraute Pferde dienten bei feierlichen Gelegenheiten dazu, die Familie in irgend ein entferntes Kloster oder zu einem Diner in das Palais des Archimandriten zu führen. Nach dem Essen stellten sich gewöhnlich die Comtessen an's Fenster. Eine Zeit-

lang erhielt sich die Lebhaftigkeit der Unterhaltung; ein Fußgänger, der harmlos vorüber schritt, eine Droschke, die über das Pflaster rasselte, das Geschrei eines Sackträgers, und in Ermangelung eines Besseren, das Gekläff eines Hundes, Alles wurde verhandelt und bildete den Text zu tausend Kommentaren und Konjekturen. Wenn dann alle Fenster der Nachbarschaft gehörig examinirt, alle Schornsteine untersucht und gezählt waren, so blieb den Damen kein anderer Zeitvertreib, als Kathinka. Zuerst gingen sie musternd und verhöhnend die Toilette des armen Mädchens durch, und waren sie damit fertig, so lieferte jedes ihrer Worte ihnen Stoff genug zu bittern Bemerkungen. Nahm sie etwa ein Buch in die Hand, so schalt man sie eine altfränkische Gelehrte, schwieg sie still, so frug man sie, wo sie ihre Zunge gelassen habe? sprach sie, so hieß sie eine Schwätzerin. Aber den hauptsächlichsten Vorwand zum Angriffe mußte Wladimir geben. Dieser besuchte, nach der Anordnung des Grafen, die Universität, und erschien nur zur Tafel. Der unbefriedigte Drang, seine Gedanken, seine Empfindungen, seine Erlebnisse Kathinka mitzutheilen, drückte dem Armen das Herz ab.

Die Gräfin beurtheilte die Dinge nach ihrer eigenen Ansicht, die, wie wir schon wissen, ein wenig r o c o c o war. Der Gedanke einer Heirath zwischen Kathinka und Wladimir erschien ihr nicht gerade abstoßend, aber sie hielt es für unpassend, daß ein junges Mädchen mit einem jungen Mann sich unterhalte, bevor die Sache „vollkommen arrangirt" sei. Sie wußte auch nicht, was sonst den Inhalt eines Gesprächs zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts ausmachen sollte. Ihre Wachsamkeit schloß also den Liebenden den Mund; wollte Wladimirs gepreßtes Herz sich ja einmal Luft machen, so unterbrach ein ernster Blick der Gräfin schnell die nach Worten ringende Aufwallung und drängte die Rede zurück in den tiefsten Grund seiner Seele, die voll von unerträglichen Qualen war. Es blieb dem armen Wladimir nichts übrig, als alle Gedanken, die in ihm auftauchten und verschwanden, durch seine beredten Augen Kathinka mitzutheilen. Aber jetzt, an der Gränze des Reiches der alten, begann der Scepter der j u n g e n Gräfinnen. Sie waren eifersüchtig auf die Gefühle, welche Kathinka zu erregen im Stande war. Obgleich sie sehr beleidigt gewesen sein würden, hätte man ihnen Wladimir zum Gemahl vorgeschlagen, so war es doch für sie die schrecklichste der Qualen, täglich einen jungen Mann zu sehen, der vor Liebe, und zwar vor Liebe für eine Andere, sich verzehrte. Ironie, Zank, Verläumdung, alle Mittel wandten sie an, diese gegenseitige Liebe zu trüben; aber vergeblich: die Liebe sieht heller, als der Haß.

Wladimir hatte sich mit Leidenschaft der Malerei gewidmet. Lange Zeit verbarg er seine Arbeiten; endlich erschien er eines Tags vor der Gräfin mit einer Kopie der heiligen Cäcilie von Carlo Dolce. Mit hoher Begeisterung hatte er an diesem Bilde gearbeitet, denn er glaubte eine Aehnlichkeit mit Kathinka darin zu entdecken. Der himmlische Blick der Cäcilie, der reine Ausdruck ihres Gesichts schienen ihm das Abbild ihrer Seele, spiegelten die Sanftmuth ihres Herzens, ihre christliche Entsagung, ihre Selbstverläugnung und den Schmerz, der in ihrem Innern sich angehäuft hatte. Kathinka hatte ihn wohl verstanden, aber die Gräfin sah darin nur eine nützliche Beschäftigung und schickte das Gemälde ihrem Gemahl.

Der Graf bildete sich ein, ein großer Kenner zu sein. Er war entzückt über Waldimirs Arbeit, meinte, daß er zum Maler geboren sei und schickte ihm den Befehl, augenblicklich nach Italien abzureisen.

Ich will Euch ein anderesmal erzählen, was aus ihm wurde, und wie das Loos der beiden Adoptivkinder sich gestaltet hat.

Das slawische Evangelium zu Rheims.

Seit jeher beschäftigte dieses räthselhafte Manuskript die Neugierde slawischer Gelehrten. Man wußte, daß dasselbe in einem prächtigen, mit Gold beschlagenen und mit Edelsteinen und Reliquien besetzten Einbande als ein werthvoller Schatz zu Rheims aufbewahrt werde, daß Frankreichs Könige bei ihrer Krönung darauf den Eid zu leisten pflegten, endlich, daß es eigentlich aus zwei verschiedenen Manuskripten bestehe, deren Schriftzüge Niemand enträthseln konnte. Seit Zar Peter erst wußte man, daß das eine Manuskript ein cyrillisches sei, über die Schriftzüge des andern schwebte noch immer das vorige Dunkel. Von nun an erschöpften sich die Gelehrten in Muthmaßungen über das slawische Evangelium zu Rheims, wie nicht minder über die Art und Weise, wie und bei welcher Gelegenheit es dahin gekommen. Am gelindesten beurtheilt waren alle diese Muthmaßungen übereilt, wenn nicht gerade zu lächerlich, indem sie einzig und allein auf sehr ungewissen Kombinationen beruhten, und man ja das Manuskript selbst, welches doch aller Wahrscheinlichkeit nach eine Auskunft über sich selbst enthalten mußte, noch gar nicht untersucht hatte. Das Gerücht, als wäre dies werthvolle Denkmal slawischen Alterthums während der Gräuel der französischen Revolution vernichtet worden, benahm den Gelehrten alle Hoffnung zu einem möglichen Aufschluß über dasselbe. Allmälig hatte man bereits darauf vergessen, als im Jahre 1831 ein gelehrter Franzose dasselbe in der rheimser Munizipalbibliothek wiederfand, zwar beraubt seines kostbaren Einbandes, übrigens jedoch unversehrt. Herr Sergij Strojew, von der russischen Regierung im Jahre 1836 mit gelehrten Aufträgen nach Frankreich geschickt, besah das rheimser Manuskript. Der cyrillische Theil enthält 18 Pergamentblätter in Quart, der andere, dessen Schriftzüge Herr Strojew irrig für armenische hielt, enthält deren 30. Ein Facsimile, welches sich Herr Strojew durch seinen Freund, Professor Sylvestre, von einigen Seiten des Manuskripts verschaffte, klärt alle Zweifel über dasselbe auf. Die unbekannten Schriftzüge sind nämlich glagolitische, nnd die letzte Seite dieses Theils des Evangeliums bringt in b ö h m i s c h e r S p r a c h e Folgendes zur Kenntniß des Lesers:

Let hospodinowých 1395. Swato Ewangelie a Epištolie, geśto su pisány slowanským gazykem, tyż magj spiewány býti na hody, když otec pod ko unú mši slúżj. A druhú stranú těchto kuižek, w nieiž gest po wierie ruského zákona, psal gesti Prokop otec swú rukú, a to pj-mo ruské dal nebožtjk Karel cjsař řjmský k uslawenj tomuto k'ášteru, a ke cti swatému Jeronymu i swatému Prokopu. Hospodine, rač mu dáti pokog wěčný Amen.

Zu deutsch:

„Im Jahre des Herrn 1395. Diese Evangelien und Episteln, welche geschrieben sind in slawischer Sprache, sollen gesungen werden an Festtagen, wenn der Abt mit der Inful die Messe liest. Und den andern Theil dieses Buches, darinnen ist nach dem Glauben des russischen Gesetzes, schrieb der Abt Prokop mit eigener Hand, und diese Schrift schenkte der selige Karl, römischer Kaiser,

diesem Kloster zu seiner Verherrlichung, und zur Ehre des heiligen Hieronymus und Prokop. Herr, gib ihm den ewigen Frieden, Amen."

Hiemit ist der Ursprung des Evangeliums aufgeklärt; denn jener römische Kaiser Karl ist Niemand anderer als Karl IV, der Stifter des slawischen Klosters glagolitischer Liturgie zu Emaus in Prag, welcher zu dessen Verherrlichung und zu Ehren des heiligen Hieronymus (muthmaßlichen Erfinders des glagolitischen Alphabets) und Prokop (ersten Abtes des slawischen Sazawer Klosters cyrillischer Liturgie) besagtem Kloster ein eigenhändig von demselben heiligen Prokop cyrillisch geschriebenes Evangelium schenkte. Daß jener im Manuskripte erwähnte Abt Prokop niemand anderer sei, als eben der heilige Prokop, darauf deutet nicht nur der Zusatz: „mit eigener Hand" hin, was man von einer unberühmten Person nicht gesagt haben würde, sondern auch die Worte „zu seiner Verherrlichung," welchen Ausdruck man von einem gewöhnlichen Manuskripte nicht gebraucht hätte. Die größte Gewähr dafür sind jedoch die Schriftzüge des cyrillischen Theiles selbst, welche nach dem Urtheile sachkundiger Männer gerade in diesen Zeitpunkt gehören. Daß die slawischen Mönche zu Emaus nicht lieber aus des heiligen Prokops Manuskripte die Evangelien lasen, ist ganz natürlich; denn dieselben waren ja „nach dem Glauben des russischen Gesetzes" d. h. nach den Vorschriften der griechischen Kirche, während sie selbst der römischen Kirche angehörten, cyrillisch vielleicht gar nicht lesen konnten, und ihre liturgischen Bücher mit ihrer eigenen Schrift, der glagolitischen, schrieben. Wie nichts desto weniger die Emauser Mönche die Handschrift des heiligen Prokop hoch hielten, beweist das, daß sie dieselbe gleichsam als eine theure Reliquie demjenigen Evangelienbuch beifügten, aus welchem der Abt nur an hohen Festtagen las, wenn er mit der Inful auf dem Haupte pontifizirte. Ueber die Entstehung und den ursprünglichen Zweck dieses so lange räthselhaften Evangeliums kann nunmehr nicht der mindeste Zweifel obwalten, und es bleibt für jeden Slawen, insbesondere aber für den Böhmen ein unschätzbares Denkmal der so heftig bestrittenen cyrillischen Liturgie in Böhmen. — Wie das Evangelium nach Frankreich gekommen, bleibt bis jetzt immer noch ein undurchdringliches Geheimniß.

J. M.

Steirische Briefe.

Jänner.

In einem Kaffeehause traf ich täglich dieselbe Erscheinung: einen blassen jungen Mann mit melancholisch vor sich hin gerichteten Blicken, welche nur dann zuweilen einen unruhigen Ausdruck annahmen, wenn ein langsamer Leser die „allgemeine Zeitung" allzu rücksichtslos dem Umlaufe entzog; einmal hörte ich ihn wohl auch in etwas gereiztem Tone zum Marqueur sagen, indem er einen ärgerlichen Blick auf eine jener Leseschnecken warf, die jedes Zeitungsblatt in den planlosesten, bizarrsten Richtungen durchkriechen: „Dieser Herr meint wohl, die Christino's schlügen sich blos für ihn, und nicht eben so gut für die andern Gäste des Kaffeehauses."

Eines Tages hatte ich eben die allgemeine Zeitung zur Hand genommen, als er eintrat; ich bin gewohnt, Abhandlungen, welche meine Allwissenheit in ihrem festen Auftreten beirren könnten, ganz ministeriel abzufertigen; auf solche Weise geschieht es häufig, daß ein guter Theil der allgemeinen Zeitung dem Vehmgerichte meines Scharfblicks entrinnt. Ein Artikel, welcher das Papiergeld in seinem Verhältnisse zum Baren besprach, gab mir Anlaß, über einige Seiten mit ausgespannten Fittigen wegzufliegen; ermüdet von diesem wissenschaftlichen Adlerfluge übergab ich das Blatt dem jungen Politiker, welcher sich in übertriebenen Dank für die bezeigte Aufmerksamkeit ergoß. Ich wiederholte noch öfter diese Artigkeit, und der junge Mann schien davon fast ergriffen; ja ich bemerkte, daß er mich oft mit recht liebevollen Blicken betrachtete. Bei Gelegenheit knüpften wir mit einander ein Gespräch an, in welchem er sich ungefähr folgender Art äußerte: Sehen Sie, mein Herr, ich bin arm — sein fadenscheiniger Rock wurde in diesem Augenblicke ein förmliches Rockgerippe, und aus seiner abgenützten Kravatte sprangen einige wankelmüthige Roßhaare in die Höhe — ich bin ärmer, sagte er, als eine Lilie auf dem Felde. Meine Eltern gaben mir eine sorgsame Erziehung, starben aber vor der Zeit, und ich mußte Tagschreiber werden. Bei allem dem bin ich eben nicht unglücklich. — Die Hoffnung hält mich aufrecht, und diese Hoffnung ist kein „eitler Wahn, erzeugt im Gehirne des Thoren," es ist eine sehr hausbackene und verläßliche Hoffnung, nämlich die, daß morgen, so wie gestern und vorgestern, eine Nummer der allgemeinen Zeitung erscheint. Ein Glas schwarzen Kaffee's, eine Pfeife Tabak, und die allgemeine Zeitung, das sind meine rauschendsten Vergnügungen, das ist für mich Concert spirituel, bal paré, und Turnier von Eglinton. Eine gute Zeitschrift dürfte überhaupt das wirksamste Bildungsmittel sein. Durch Bücher wird uns zu sehr die Blässe der Theorie „angekränkelt." Zeitschriften jedoch athmen den gesunden kraftvollen Hauch der Gegenwart, des warmen treibenden Lebens, und geben unserm Geiste Stärke und Geschmeidigkeit zugleich, ohne ihn, wie Bücher, zu einem unbeholfenen, gelehrten Leviathan zu machen — zu einem geistigen Ungeheuer, statt zu einem geistigen Koloß.

Aber — warf ich ein — bieten Ihnen nicht schöngeistige Zeitschriften eben so reiche geistige Hülfsmittel, nur in anderer Richtung?

Mein Herr! — erwiederte der Anhänger der berühmten Augsburgerin, indem er mich mit etwas verschmitztem Blicke betrachtete, gleich als ob er bei sich sagte: wohl möglich, daß du selbst ein ästhetischer Zierling bist, etwa irgend eine journalistische Obscurität — mein Herr, sagte er, ich würde mich einer unsterblichen Albernheit schuldig machen, wenn ich behauptete, es gäbe nicht auch gute Zeitschriften im schöngeistigen Fache — obgleich ich überzeugt bin, daß es mehr „Löbliche Redaktionen" als löbliche Zeitschriften gibt, allein ein politisches, überhaupt ein historisches Blatt gewährt dem Leser größeren Vortheil, als ein schöngeistiges. Bei dem letzteren ist die Form das Entscheidende, bei dem ersteren der Stoff. Der Stoff aber verbürgt uns in der steten Wiederkehr wichtiger Verhältnisse der Außenwelt eine weit beständigere Befriedigung als die Form, welche auf höchst unsichere und wandelbare Art durch alle Schattirungen des Talentes und der Geistesstimmung bedingt ist. Wir wissen, wie selten die schöne Literatur, nach dem gesammten Aufgebot ihrer Kräfte, uns geisterquickende und bleibende Leistungen bietet, was wollen wir also von den flüchtigen Horen erwarten? was von der Journalliteratur? Gestehen Sie nur, auf welche wunderliche Weise die Apuntamentos von Journalisten einen vernünftigen Mann zu unterhalten suchen! und auf die Unterhaltung vernünftiger Männer muß es doch jede Zeitschrift absehen! Da setzt man uns ganz gnädig Erzählungen und Novellen vor, welche eigentlich nichts sind als flüchtig zusammengeleimte Pappschachteln, welche einen tief in Wortwolle eingehüllten Brautkranz enthalten. Wie abgeschmackt, wie beschränkt, die Lösung einer Novelle, eines Lustspiels stets in dem Zustandekommen oder Mißlingen einer Heirath zu suchen! Wohl mag die individuelle Entfaltung des Menschengeistes, welche uns die Novelle, das Lustspiel wie durch ein Vergrößerungsglas zeigen soll, sich am Ende in Liebe verklären und versöhnen, aber da bleibt doch immer Charakterzeichnung die Hauptaufgabe für den Dichter; Liebe und Hochzeit können ihm nur Mittel, niemals Zweck sein — eine Handlung ohne Charakterzeichnung — ein Schattenspiel für Kinder! Ich habe sie genossen diese Novellen mit ihrer Stubenmädchenweisheit vom Männlein und Weiblein, mit ihrem schwächlich koketten Gekreisch von Leidenschaft, ich habe sie verwünschen gelernt in ihrer undeutschen Flachheit und weibisch nervenschwachen Weltanschauung, so daß ich mit Hamlet sagen kann: „es hat mich toll gemacht!" und diesen Grimm haben jene zartwolligen Gedichtchen mit rosenfarbenen Wortschleifen und winzigen Gefühlsglockchen, so auf den Triften der Journalistik einherhüpfen, trotz ihrer blöden Zahmheit nicht begütigen können. Eines aber hat mich vollends der Schöngeisterei entfremdet, indem es das Andenken an alles andere literarische Elend in seiner ekelhaften Entsetzlichkeit überbietet und auslöscht, und das ist — der Journalspaß, dieses zudringliche Fratzenbild, das in die geweihten Hallen der Literatur frech und jauchzend seinen Narrentrödel und seine Verrenkungen mitbringt, dieses rothe Mäuschen aus Göthe's Faust, so fast jeder Zeitschrift aus dem Munde springt und dem Vernünftigen nur Widerwillen erregt, ja selbst der Mehrzahl der geistig Unmündigen eine instinktmäßige Geringschätzung der Journalliteratur einflößt, und nur den niedrigen Troß ergötzen mag! Warum erheben sich nicht bessere Geister aus dem Publikum, um jenen schnöden Narren, jenen traurigen Hanswürsten, deren Schriftstellerwappen nach Lichtenberg eine Hand mit einer Feder ist, ihre Unberufenheit zum literarischen Priesterthum vorzuhalten?

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Brünn.

Von Fr. Walter.

Den 29. Dezember wurde das zweite Concert spirituel abgehalten und erregte noch wärmere Theilnahme als das erste. Die exeku-

tirten Piecen: „Symphonie in Es von Spohr,“ „Hymne von Mozart,“ „Erster Satz aus dem A-moll Concert von Hummel,“ „Ouverture zu den Ruinen von Athen, von Beethoven,“ „großes Finale des Oratoriums: das befreite Jerusalem von Abbé Stadler“ gewährten geistreichen Genuß und sprechen entschieden für den gebildeten Geschmack des leitenden Ausschußes. Die Aufführung gelang recht gut. Dieses Aufleben eines besseren Geschmackes berührt jeden Kunstfreund sehr angenehm, und es bleibt nur noch der Wunsch, daß solche Produktionen permanent würden. — Auf der Bühne brachte uns Direktor Thiel die „Ghibellinen“ und verpflichtete sich Meyerbeers Freunden ungemein. Meyerbeer ist die eigenthümlichste, ich möchte sagen, die modernste Individualität unter den Operndichtern der Jetztzeit. Genial in der Komposition seiner Werke, phantastisch in der Form, kühn im Aufschwung, aber auch zuweilen bizarr und fast kindisch, ist er mehr im Zusammenhange mit dem Zeitgeiste als nach den stereotypen Regeln alter Theorien zu beurtheilen. Paris hat ihn großgezogen, an den Gestalten, Bildern und Ideen dieser Weltstadt hat er seine Phantasie genährt, und so wie Paris die vorwärts treibende Kraft in sich birgt, ist an Meyerbeer ein musikalischer Fortschritt offenbar geworden; denn wenn die Schlacken abgefallen sind, wird manche seiner neu geschaffenen Formen vergeistigt und zur Norm werden. Nicht alle seine Effektfiguren sind gedankenleer, so bizarr auch das Ungewöhnliche ihrer Form erscheint, er schreibt für Laien und Musikgelehrte. — Das Schauspiel „der Juwelier von Florenz“ nach Alex. Dümas Alchemiste von dem hiesigen Literaten Seraphin Mandelzweig kam den 1. Januar zur Darstellung und sprach sehr an. Darsteller und Verfasser wurden durch vielfachen Beifall ausgezeichnet. — Bei Rudolph Rohrers sel. Witwe erscheinen nächstens: „Der Landwirth als Haushälter,“ gekrönte Preisschrift von Dr. und Prof. Nestler in Olmütz, und ein Band Novellen von Rudolph Hirsch, deren Ertrag zur Unterstützung der im Brande verunglückten Bewohner des Dorfes Ruslau bestimmt ist.

Prager Bühne.

Das neue Jahr bescheerte uns bei seinem Beginnen zwei sogenannte Novitäten, ein Theaterjournal und einen Theaterplan, denen wir unsere Aufmerksamkeit nicht entziehen dürfen.

Die Novitäten am 1. Jan. waren: 1) Der Student und die Dame, Lustspiel in 2 Akten, nach Scribe und Mellesville von Castelli, eher eines Franzosen würdig, als eines Deutschen, oberflächlich, aber angenehm tändelnd; unwahrscheinlich aber unterhaltend; leicht und flüchtig in Handlung und Ton. — Unverkennbare Fabrikarbeit, wie sie dutzendweise von Scribe et Comp. versandt wird. Ein Deutscher kann so etwas nicht machen, und wir beneiden auch den Franzosen nicht um die Ehre, obgleich wir durch die Aufführung dieses Lustspiels und des folgenden recht angenehm unterhalten wurden.

Ein junger, armer Jurist, Ferdinand Helm (Hr. Kroll), mit der schnippischen Tochter (Mad. Zängl) eines reichen Tapezierers (Hr. Polawsky) verlobt, — 1. Akt — findet in einer reichen Lady Wilton, (Mad. Binder), seine Mutter wieder, die ihre Ehe bis zu dem Tode hartherziger Verwandten ihres Gemahls hatte verheimlichen müssen. 2. Akt. — Da das Stück sich mit Aufstellung des Faktums begnügt, und auch weiter keinen Anspruch machen kann, so müssen wir unsere Beurtheilung auch nicht weiter auf Ideen und Charaktere ausdehnen. In der Thatsache selbst übersieht und entschuldigt es aber nur das sanguinische Temperament eines Franzosen, daß es am Ende doch gar zu unwahrscheinlich ist, wenn Lady W. ihren Sohn in Armuth leben läßt, da sie doch seinen Aufenthalt kannte, so wie, wenn sie nicht — da sie doch von ihrem Gatten getrennt leben mußte, — selbst die Erziehung ihres Sohnes leitete, und wenn sie endlich dem längst Erwachsenen noch bis zum letzten Augenblick, wo der Vater von Straßburg zurückkehrt, ein Geheimniß aus der Sache macht. Jedes Sonderbare berauscht den Franzosen, und den Rausch vergißt er nicht leicht, es ist ihm auch ziemlich gleich, ob er ihn dem Fusel oder dem Champagner verdankt, genug daß er ihn hat. Bei uns Deutschen verdampft ein solcher Rausch schneller und wir pflegen im Katzenjammer gewöhnlich zu analysiren, was wir genossen haben. Wenn der Deutsche über einen Stein stolpert, so sieht er sich gewiß die Stelle genau an, um die Ursache zu begreifen, die ihn zu so ungewöhnlicher Bewegung veranlaßte, ja, vielleicht zwanzig Schritte weiter, fällt ihm erst ein: „es war doch sonderbar!“ und er kehrt noch einmal um. Er wird sich den Platz merken, und wenn er daran in spätern Jahren vorbeigeht, sichs im Gedanken wiederholen: „hier bin ich einmal gestolpert!“ Ein Franzose wird eines solchen Ereignisses halber nie ein Gespräch unterbrechen. Die Aufführung war im Ganzen recht brav.

2) Der Militärbefehl, Lustspiel in 2 Akten nach Ancelot von C. W. Koch. Diesem Stücke liegt eine Anekdote vom „alten Fritz“ zum Grunde. Der König von Preußen nämlich, um die ausgezeichneten Verdienste eines seiner besten Offiziere zu belohnen, der weder von Adel noch reich ist, befiehlt demselben, die reizende Tochter eines reichen Edelmanns zu heirathen. Der Vater hatte guten Grund, dem königlichen Befehle sich nicht zu widersetzen, und dem jungen Offiziere sind zwanzig Minuten gesetzt, um sich vor Ablauf derselben die Liebe des Fräuleins zu erwerben. Auf eine abschlägige Antwort der Dame gefaßt, zeigt er so viel Edelmuth und Liebenswürdigkeit in der Unterredung mit ihr, daß sie, unterstützt von der Furcht, daß des Königs Ungnade ihren Vater treffen möge, sich zu gehorchen entschließt. 1. Akt. Hiermit ist die Geschichte eigentlich zu Ende und das Lustspiel konnte hier füglich auch schließen; aber Thatsachen, wie die vorliegende, so gut sie sich auch in der Wirklichkeit ausnehmen mögen, sind doch für das Drama eine schlechte Acquisition. Die Wirklichkeit ist in sich selbst motivirt; das Drama aber will selbst die abnormen Wege der Leidenschaft und der Zufälligkeiten den Gesetzen des logisch geordneten Denkens unterworfen wissen, und das positive Faktum wird erst bühnengerecht, wenn es wohlbegründet erscheint. Der zweite Akt, der das Stück um Etwas länger macht, hilft diesem Mangel nicht ab; er sucht nur zu consolidiren, was im ersten flüchtig gereiht ist, indem die junge Frau eine Nacht in der Kaserne, wohin ein abermaliger Befehl ihren Gemahl vom Hochzeitsballe verwiesen hat, zubringen muß und dort Erfahrungen sammelt, welche manche Vorurtheile ihrer Erziehung zerstören, und sie zu der Frau eines Soldaten würdig ausrüsten sollen.

Da unsere besten Kräfte sich in die Hauptrollen getheilt hatten, so mußte die Aufführung wohl befriedigen; nur können wir nicht begreifen, wie die vielen und unter sich oft gewiß verschiedenen Partien der Dem. Frey, z. B. Sophie in „Der beste Arzt,“ Wilhelmine in „Die Wasserkur,“ Flora in „Rococo,“ Pauline in „Noch ist es Zeit“ u. s. w. dieser Künstlerin keine größere Abwechslung in der Auffassung ihrer Rollen, von denen die eine mit sehr geringen Abstufungen immer aussieht, wie die andere, erlauben wollen.

Ueber das Theaterjournal u. s. w. mögen uns in einem der nächsten Blätter wenige flüchtige Gedanken erlaubt sein. B. St.

Notizen.

(Alex. Dreyschock.) Dieser ausgezeichnete Pianist hat vor Kurzem in Weimar dreimal im Hoftheater, zweimal auf dem Zimmer der Großherzogin und einmal in einem von Ihrer kais. Hoheit veranstalteten Hofconcert gespielt, und wie überall auch hier den lebhaftesten Beifall geerntet. Von Ihrer kais. Hoheit erhielt er eine goldene Dose mit hundert Louisd'or und — als besondere Auszeichnung — Empfehlungsbriefe an den Kaiser von Rußland und seine Umgebung. Auf eine Einladung des Erfurter Musikvereins reiste Dreyschock nach Erfurt und gab daselbst ein Concert, welches der Verein für ihn arrangirt hatte. Der ausgezeichnete Beifall des Publikums bestimmte ihn, noch zwei Concerte zu veranstalten, welche sehr zahlreich besucht waren. Am Schluße des letzten, das er in Gemeinschaft mit der Sängerin Schebest gab, ward diese von dem Enthusiasmus des Publikums, welches dem jungen Künstler Blumen und Kränze zuwarf, so angeregt, daß sie einen Kranz von der Erde aufhob, dem Virtuosen auf das Haupt setzte und dazu einige Worte improvisirte, welche das Orchester mit einem Tusch von Trompeten und Pauken begleitete. — Zunächst wird sich Dreyschock in Berlin hören lassen und hierauf über Warschau nach Petersburg reisen. — Ein besonderes Glück machen seine neuen Rhapsodien; die erste mußte er im Concerte zu Erfurt wiederholen. —

So eben vernehmen wir, daß Dreyschock in Berlin angekommen ist, und daß sein erstes Concert am 9. Januar im Opernhause statt findet. Früher hatte er in einer Quartettunterhaltung bei dem Concertmeister Ganz eine seiner Rhapsodien gespielt und dadurch eine solche Sensation erregt, daß sich der Ruf davon schnell durch Berlin verbreitete.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 5. Mittwoch den 15. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Jak. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Probescenen

aus dem als gedrucktes Manuskript an die Bühnen versandten Trauerspiele Elfride von Hermann Marggraff. *)

Zur Erklärung. Elfride, die schöne aber ehrsüchtige Gemahlin des Grafen Athelwold, später Königin von England, hat nach ihres zweiten Gemahls, Edgar's I., Tode ihr Auge auf dessen Sohn erster Ehe, Eduard, geworfen. Dieser aber liebt Edburge, Nichte des Primas Dunstan. Aus Eifersucht und in der ehrgeizigen Absicht, ihren eigenen Sohn, den kleinen vierjährigen Ethelred auf den Thron zu bringen, zugleich von Ingwar, einem unehelichen Sohn des verstorbenen Königs, dazu gespornt, ladet sie Eduard zu einem Gastmahle ein, dessen tragischen Ausgang Rollo, ein Than, in den hier mitgetheilten Scenen dem Dunstan erzählt.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Zimmer im Hause Dunstan's.

Dunstan; Edburge.

Dunstan.

Edburge, fasse dich! die Hoffnung stirbt nicht.

Edburge.

Nein, keinen Trost! Sein Roß, mit Blut gezeichnet,
Allein in's Schloß zurückgekehrt! Man hat es
Dem Thiere angeseh'n, daß es getrauert.
Den Kopf trug es gesenkt und Trank und Nahrung
Hat es seit jenem Augenblick verweigert.
Die Diener sagen: schmerzhaft sei sein Blick;
Zuweilen stöhn' es auf, so dumpf und angstvoll,
Als müht' es sich, des Herren Tod zu künden.

Dunstan.

Es war sein Lieblingsroß!

Edburge.

Es war, ganz recht!
O seht, auch Ihr verzweifelt!

Dunstan.

Nein, Edburge!
Das Längst' im Menschenleben ist die Hoffnung —
Ich hoffe noch.

Edburge.

Im Traume sah ich ihn,
Des schönen Leibes Blüthe arg zerstört,
Zertrümmert seiner Glieder Wunderbau,
Zerbrochen seines Augs krystallne Schale,
Der Wange Morgenroth in Dämmerfarbe
Des Todes hingebleicht, und rings umgab ihn
Ein Purpursaum von Blut, ein trau'ger Scharlach,
Doch war er königlich, an Werth unschätzbar,
Aus seines Herzens theurem Stoff gewebt —
Er ist dahin — wir seh'n ihn niemals wieder.

Dunstan.

Niemals? Das walte Gott!

(Rollo und der Arzt treten auf.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen; Rollo; der Arzt.

Dunstan.

Was bringt Ihr, Rollo?

Rollo.

Als einen Trauerboten mich, und hier
Den Arzt als meinen Zeugen. Aufgefunden
Hat man den Prinzen!

Dunstan.

Lebend oder todt?
Doch still — Edburge —

Edburge.

Nein! o sprecht nur, Rollo!
Ich bin gefaßt? — Wie? Bin ich nicht? O Gott!
Man fand ihn —

Rollo (dumpf).

Todt!

Edburge.

Ruhig, mein Herz! Wie sich
Der Athem mir beklemmt! Ich wußt' es längst.
Doch nun — wahr? wirklich wahr?

Arzt.

Vergebens, Fräulein!
Versucht' ich meine Kunst an ihm. Ihr wißt,
Abdingen läßt sich nichts der wahre Tod.

Edburge.

Ich weiß nicht — welche Angst! — o wär' es Sterben!

(Sinkt bewußtlos in einen Sessel.)

Dunstan.

Was fehlt der Nichte? Schaut!

Arzt.

Gefällig, Herr!
Nahm ihr Natur das brennende Gefühl
Der Gegenwart. Seid unbesorgt, der Schleier
Hebt bald sich fort, der um ihr Auge nachtet!

(Arzt um Edburge beschäftigt.)

Dunstan.

Rollo, erzählt!

Rollo.

So viel mir Kunde ward! —
Der Prinz, Ihr wißt, saß heute früh zu Pferd,
Um gen Schloß Athelwold zu reiten, wo
Elfriden's Witwensitz. Die Königin
Nahm ihn mit festlichem Gepränge auf,
Zierlich ihn grüßend, hellen Angesichts
Und muntern Blicks, und ihre Rede war ;

---

*) Vom Verfasser eingesendet. Die Red.

Einschmeichelnd, voller Huld und warmer
Ergebenheit!

Dunstan.

Daran erkenn' ich sie,
Die Heuchlerin! — Was macht die theure Nichte,
Mein wackrer Arzt?

Arzt.

Die Lippe regt sich, Herr!
Als spräche sie im Stillen ein Gebet —

Dunstan.

Sprecht weiter, Rollo!

Rollo.

Mittag war heran
Sie lud zur Tafel ihn, die nur für zwei
Bereitet war. Er weigert sich. Sie bittet,
Beschwört ihn fast, und in so zarten Worten,
Daß er dem Widerstand entsagt. Die Tafel
War köstlich ausgeschmückt. Der Duft der Blumen
Ergoß ein ganzes Meer von Wohlgerüchen
Bezaubernd durch des Zimmers Traulichkeit,
Daß in Siciliens Orangenhaine
Der Geist hinüber ward getäuscht. Und so
Begann das schwelgerische Mahl.

Dunstan.

Wie geht's
Der Nichte, Arzt?

Arzt.

Es zuckt um ihre Wimper,
Als wollte dem lebend'gen Lichte sich
Des Auges Thor erschließen.

Dunstan.

Weiter, Rollo!

Rollo.

Der Prinz war heiter, auch Elfride war's,
Ganz unverdächtig das Gespräch, so lang
Die Diener aus und ein im Zimmer gingen.
Doch warm schon sprubelte des Weines Gluth,
Die Flamme Cyperns und das süße Gift
Von Samos dunkelroth in ihren Adern
Wie glühend Gold, das Hitze flüssig machte,
Und schäumt' auf Beider Wang' in wilder Lust
Und funkelte aus Beider Augen, zehrend
Wie Feuersbrunst. Als abgedeckt die Tafel,
So blieb das Paar, vom Mahle matt geschwelgt,
Allein in dem Gemach. Die Diener sagen: —
Neugierig Volk, belauschten sie das Paar —
Man hab' ein zärtlich Flüstern nun gehört,
Elfridens Stimme schien's, und freundlich hab' ihr
Der Prinz erwiedert, nicht gar lang; denn plötzlich
Hab' er in heft'gen Worten sich geäußert,
Und habe ihr gedroht und sei im Zimmer
Mit starken Schritten auf und ab gegangen.
Sie hab' ihn nun beschworen, heiß gefleht,
Auf ihren Knieen wie es schien. Da sei
Die Thüre plötzlich aufgerissen worden —
Der Prinz hinaus, verlangt nach seinem Pferd,
Ihm nach Elfride, noch ganz aufgeregt,
Gelöst das Haar, das um die Stirn ihr flog,
Wie, aufgewühlt vom Sturm, ein schwarz Gewölk
Am Morgenhimmel wetterkündend flattert.
Die Hände rang sie, und in ihrem Auge,
In Thränen starrend, lauerte ein Blick
Des Grimms, gleich eines Hayes, der im Meer
Nach Beute lauert —

Dunstan.

Arzt! Was macht die Nichte?

Arzt.

Das Aug' ist offen, doch es starrt in's Leere —
Sie sieht noch nichts von dem, was sie umgibt.

Dunstan (zu Rollo).

Fahrt weiter fort!

Rollo.

Das Roß, gesattelt, harrte
Des Herrn und stampfte voller Ungeduld
Den Boden rings und schüttelte die Mähne
Und wandte rastlos nach dem Prinzen um
Den klugen Kopf, als mahnt' es ihn zur Eile.
Zurückgeblieben war die Königin
Und rief nach Ingwar. Rasch war der zur Hand
Und stürzte jach hervor, grad' auf den Prinzen,
Der just zu Pferd saß. Im Rücken fiel er
Den Prinzen an. Ein scharfer Schrei, ein Blutstrom,
Der Seite Eduards entquellend, zeugte
Von dem, was hier geschah, und gräßlich war
Der Anblick wie die That —

Edburge (aufschreiend).

Weh! Wehe!

Dunstan (zum Arzt).

Führet
Die Nichte, theurer Herr, nach ihrem Zimmer!

Edburge.

Ah! — Ich kann Alles hören! — Laßt mich nur!
Ich bitt' Euch, Herr!

Arzt.

Nein, holdes Fräulein!
Ihr dürft nicht, könnt nicht —

Edburge.

Ich versichr' Euch, Herr!
Ich fühle mich so stark — ein Anfall nur
Von Schwäche war's — das Alles wußt' ich
Ja schon voraus und doch — es ist so gräßlich,
Herztödtend, blutig wild — man kann's nicht denken,
Nicht glauben, zum Verständniß sich
Zurecht nicht legen —

Dunstan.

Geh' nur, theures Kind! Thu's mir
Zu Liebe, Nichte!

Edburge.

Euch zu Liebe, ja!
Er todt? ermordet? — Guter Herr! Führt mich
Hinweg! Ich bin so matt — Herr! Könnt Ihr beten?
So thut's mit mir, ich bitt' Euch, für den Prinzen —
Vielleicht — der Himmel ist so reich an Wundern! —
Ach, was ich spreche, hat wohl keinen rechten
Verstand? Ihr schüttelt Euer Haupt?

Arzt.

Nein, Fräulein:
Gewiß nicht! doch der Ruh' seid Ihr bedürftig.
Erlaubt, daß ich Euch führe!

(Arzt führet Edburge in ein Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Dunstan; Rollo.

Dunstan.

Armes Kind!
Verarmtes England! — Grausenvolle That!
O Bosheit, in so schöne Form geschmeidigt!
O reizendes Gefäß, Herberge du
So schlimmer Gifte! Bringt's zu Ende, Rollo!

Rollo.

Der Prinz, schon schwankend, doch im Sterben selbst
Noch sattelfest, setzt in des Thieres Weichen
Den Sporn — da, wie von einem wilden Dämon
Erfaßt, stürmt' es hinaus in's Feld, zurück
Auf Sand und Rasen blut'ge Spuren lassend.
Drauf taumelte der Prinz und glitt hinab
Und ward geschleift, mit seinem Sporne fest
Im Bügel hängend, daß sein bleiches Haupt

Grau'nvoll verwundet ward. An einen Stein
Geschleudert lag er da. Dort fand man ihn
Verstümmelt und entstellt. Am reichen Wamms,
Zerrissen zwar und ganz mit Staub bedeckt,
Und an der gold'nen Fülle seines Haars,
So arg zerwühlt, erkannten ihn die Knechte.

(Der Beschluß folgt.)

Steirische Briefe.

Jannar.

(Beschluß.)

Ich muß gestehen, diese unerwartet heftige Diatribe des Herrn mit den melancholischen Augen und dem betrübten Gehrocke gefiel mir nicht, denn offen gesagt — ich bin einer jener stillen Brütenden, welche man füglich Lesewütheriche nennen könnte; ich weiß seit Jahr und Tag jede Ankündigung jeder Zeitschrift auswendig, von der Riesensumme der Abonnenten angefangen bis herab zu dem Preiskourant des angebotenen, jedoch bei völliger Dunkelheit in Betreff des zahlbaren Honorars. Jede journalistische Schürze ist mir recht, ich bin ein wahrer Lesewüstling, ein Zeitschriften-Don Juan. Wenn eine Zeitschrift nur beiläufig wie eine Zeitschrift aussieht, wenn sie nur das prachtvolle Titeldiadem trägt, und den kritischen Scepter stolz und gebietend wie einen Kommandostab emporstreckt, wenn ich nur voran groß gedruckt, gleichsam große Augen über sein eigenes Dastehen machend, das Wort Novelle lese, und weiter unten ein „wurde neunmal gerufen!" meine Lebensgeister zusammenschreckt, wie der Anblick der neunschwänzigen Katze einen brittischen Matrosen, dann bin ich selig und verzeihe Alles, Alles! Hieraus wird Ihnen klar, theuerer Freund, daß ich mit jenem literarischen Cato in der Fülle meiner Bonhomie durchaus nicht stimmen konnte; ich machte ihm Vorwürfe über seine einseitige Vergötterung der allgemeinen Zeitung, und als ich sah, daß Güte nichts über ihn vermochte, da zog ich erzürnt die „Steiermärkische Zeitschrift" aus der Tasche, hielt sie ihm vor die Augen, und fragte ihn, ob er auch über sie sein dumpfes Wehe rufen würde.

Des anderen Tages kam mir ein Bekehrter entgegen. Der Erbfeind aller nichtpolitischen, und nicht rein wissenschaftlichen Zeitschriften ersuchte mich dringend, ihm regelmäßig die Hefte der Steiermärkischen Zeitschrift mitzutheilen.

Dieses Blatt hält die Mitte zwischen schöngeistiger und rein wissenschaftlicher Richtung. Ohne jemals den Werth dieses Journals durch unlauteres, weil fanatisches Lob über jenen anderer tüchtiger Zeitschriften des Vaterlandes hinaufrücken zu wollen, bekenne ich, daß mir selbes nach Plan und Durchführung ein treffliches literarisches Institut zu sein scheint. Die Aufgabe der Steiermärkischen Zeitschrift ist, Alles, was für Steiermark von eigenthümlicher Bedeutung sein muß, in Schrift und Bild zu fesseln. Ein Geist fein getroffener Volksmäßigkeit webt durch durch dieses Blatt und theilt selbst gelehrteren Abhandlungen eine frische anziehende Färbung mit. Jedem Hefte sind einige werthvolle lyrische Dichtungen von Joh. Gab. Seidl, Leitner, Fruchtesleben u. a. vorgedruckt. So haben wir noch den holden, zarten Liedesklang im Herzen, wenn wir forschend in die felsenwilde, schneeüberglänzte Alpenwelt eintreten, und alle mächtigen Bewegungen unseres Gemüthes lösen sich dann wieder in jenen Klang auf, wie Poesie Anfang und Ende des Welttreibens ist, geistige Morgen- und Abendröthe.

F. Wend.

Wiener Briefe.

1.

Jannar.

„L' an 1839 est mort — vive l' an 1840!" So können wir mit fröhlicher Zuversicht am Grabe des gewesenen Jahres und an der Wiege des beginnenden in Wien ausrufen, wo wir für unsre bestehenden Zustände so sichere Garantien haben. Unser Gesammtzustand ist durch blühenden Handel, durch Aufschwung der Kunst und höchste Annehmlichkeit des geselligen Lebens ein ganz erquicklicher. Daraus resultirt die allgemeine Zufriedenheit und harmlose Heiterkeit im socialen Verkehr; es ist eine Art griechischen Elementes der Ruhe und ewigen Fröhlichkeit, worauf sich unser Leben hier basirt. Bei der großen Wohlhabenheit und dem sanguinischen Temperamente der Wiener ist es eine natürliche Folge, daß sie das Vergnügen zur Hauptbeschäftigung erheben; Unterhaltung wird Lebenszweck, Berufsgeschäfte nur Mittel dazu zu gelangen. Daher kennt man die Annehmlichkeiten der Gesellschaft nirgends besser als in Wien, wo das wahre Prinzip der Geselligkeit, mit seiner Person zu bezahlen, aufrecht erhalten wird; daher findet man fast allgemein guten Geschmack und feinen sichern Takt im Umgange. Die Fröhlichkeit und Ungezwungenheit überschreiten selten die richtige Gränze, und der heitere Witz und die harmlose Gemüthlichkeit ziehn unwiderstehlich an, weil sie nie ausarten und häufig selbstironisirend auftreten. Zu Beobachtungen über das sociale Treiben bietet keine Saison größeres Terrain, als die gegenwärtige. Denn im Winter ist es hier eine wahre Preisaufgabe, wie man am meisten Soiréen, Bälle, Concerte, Theater rc. ungestraft verdauen könne, wobei man die treffliche Digestion wirklich bewundern muß. Trotz dem Jagen nach Salon-Freuden benützen die Wiener doch selbst im Winter die Mittage zu Concerten, die Abende zum Theater. Was ich von den hiesigen musikalischen Zuständen und dem Musik-Urtheile der Wiener halte, habe ich in meinem letzten Briefe ausgesprochen, worin ich auch über die Concerts spirituels, Liszt und Beriot schrieb. Seitdem ist eine Masse Stoff zu neuen Mittheilungen angewachsen, den ich kurz besprechen will. — Zu den musikalischen Ereignissen gehört, daß man im Karnthnerthortheater die Oper: „Die Guelfen und Ghibellinen" gab. Sie ist ein ganz tiefgedachtes Kunstwerk voll gelungener Charakteristik. Das hiesige Libretto ist besser als das Birch-Pfeiffer'sche. — Der Charakter jeder Zeitepoche findet seinen Spiegelreflex in der contemporären Kunst; diese gibt immer treu das Bild der Zeitideen. Unsere Zeit ist die der Massen. Es gab Epochen, in denen ein einzelner großer Geist gewaltig und allmächtig war; diese Zeit des Individuellen ist vorüber. Jetzt fällt das Individuum dem Ganzen anheim; die Massen machen sich geltend. Diesen Charakter unserer Epoche hat schon Beethoven als echtes Genie in seinen Symphonien in prophetischem Geiste antizipirt, welche darum nachgerade immer mehr verstanden und gewürdigt werden. Denselben Charakter hat auch Meyerbeer als denkender und zeitgemäßer Tonsetzer auf sein neues Werk übertragen. Das Lied darin repräsentirt individuelle Gefühle, die Harmonie die Stimme der Massen, den Totalausdruck. Eben darum ist die Harmonie vor der Melodie vorherrschend, weil es sich um die Gesammtstimmung handelt. Um nun universelle Ideen zu interpretiren, mußte Meyerbeer gewaltige Harmonien zu Hülfe nehmen. Daher hat diese Oper weniger Melodien, aber eine Menge herrlicher Chöre aufzuweisen, und ist in der Instrumentirung mit Benützung aller Instrumente bis ins Detail ausgeführt. Diese Musik wird daher wohl den Laien weniger ansprechen, der nur immer von Melodien gekitzelt sein will, und welchem Tonmassen zu schwer verdaulich sind. Nur etwas möchte ich rügen, daß nämlich diese Oper weniger aus einem einzigen Guße gekommen zu sein scheint, als die andern Opern Meyerbeers, in denen mehr Einheit und Abgeschlossenheit herrscht, und sie eher als ein Werk des Verstandes, der große Tendenzen charakterisiren will, dasteht. Daher sind auch häufig schöne Melodien wie Aphorismen hingeworfen, ohne in die Einheit des Ganzen verflochten oder gehörig verarbeitet zu sein. Es ist ein musikalischer embarras de richesse in dieser Oper, der einem Donizetti für ein Duzend Opern aus der Verlegenheit hätte helfen können. — Die Darstellung dieses Tonwerkes ist ausgezeichnet, und kann, ein Paar Partien abgerechnet, im Ganzen kaum irgendwo besser exekutirt werden. Frl. von Hasselt gibt die Rolle der Valentine mit einer dramatischen Wahrheit und musikalischen Vollendung, daß sie darin kaum ihresgleichen finden wird; auch ihre herrliche Stimme entfaltet sich auf hinreißende Weise. Dem. Lutzer als Königin ist ausgezeichnet, indem dieser colorirte Part wie für sie geschrieben scheint. Die Partie des „Marcel" singt Staudigel mit seiner schönen metallreichen Stimme vorzüglich, muß sich aber in den Geist der Rolle noch mehr hineinarbeiten. Erl überraschte das Publikum durch recht brave Durchführung des „Raoul," und erhob diese Partie zu seiner besten. Dem. Tuczek war als Page sehr gut, Chöre und Orchester trefflich. Leider wird die Oper nachträglich noch mehr abgekürzt, weil das Publikum an die etwas längere Dauer eines Theaterabends sich nicht gewöhnen will. —

L. M.

Prager Bühne.

Donnerstag am 11. Zum Vortheile des Herrn Bayer, zum ersten Male: Cromwell's Ende. Historisches Drama in 5 Akten von Dr. E. Raupach.

Das historische Drama ist seit langer Zeit das Einzige, das noch an den früheren Adel der dramatischen Kunst mahnt, das Einzige, was aus des zerstörenden, verflachenden Zeitgeistes Klauen Edles für die Scene gerettet wurde, seit das Schauspiel in Ifflandischen Thränen, und das Lustspiel in Trivialität und Gemeinheit fast erstarb. Darum widmeten sich unsre besten Kräfte diesem Theile der dramati-

schen Poesie. Wo könnte es auch einen reicheren und schöneren Quell für dieselben geben, als die Geschichte, das warme Bild des Lebens, das Gericht der Welt! Doch hat das historische Drama theils die Aufgabe, Momente und Charaktere poetisch zu wählen, theils die Freiheit, den einen oder die anderen selbst poetisch zu gestalten, wenn eine Disharmonie, wie das nicht selten ist, zwischen ihnen in der Wirklichkeit obwaltet. Dann darf — und muß vielleicht — der Dichter die strenge historische Treue seiner Muse opfern. Darum tadeln wir weder Schillers Don Carlos, noch dessen Maria Stuart trotz der unhistorischen Färbung, die beide unter des Dichters Feder erhalten haben. Nur da, wo ein Aendern an der Geschichte in den Augen der Poesie unnöthig ist, erscheint es auch fehlerhaft.

Ohne gegen Raupachs dramatisches Talent zu Felde ziehen zu wollen, scheint uns doch die Mehrzahl seiner historischen Tragödien die Ansprüche, die wir an solche machen zu müssen glauben, nicht zu befriedigen. Raupach's historisches Drama ist eher eine dramatisirte Historie zu nennen: das geschichtlich Gegebene bleibt ihm roh und unverdaut — unverarbeitet von der dramatischen und poetischen Kunst — im vielfassenden Dichtermagen liegen; und so ist es besonders im Cromwell der Fall. Da ist fast Nichts, als historische Relation, die aus einem Munde in den andern übergeht, untermischt mit schlecht angewandten, diesmal auch schlecht ausgeführten, häufig wiederholten rhetorischen Gewöhnlichkeiten über Menschenhaß und Freiheit. Die meisten Personen führt der Dichter nur auf, um eine, nicht einmal dramatisch bedeutende historische Frage zu beantworten: so die ganze Familie Cromwell's, sein Weib, seine Töchter, seinen Sohn, seine Schwiegersöhne, seinen Schwager, die sämmtlich mit einzigen Ausnahme der Elisabeth, in das Interesse des Stücks nicht mehr verwebt sind, als die Diener, welche die Bühnenräumung zu besorgen haben. Cromwell's Töchter sollen die verschiedenen politischen Parteien darstellen, und Weiber sind an sich schlechte Repräsentanten der Politik, selbst in England; Lady Cromwell ist eine complete Null, die aus unbestimmter Furcht zuweilen weint, und Richard hat nichts zu thun, als zu erklären, daß er zu schwach sich fühle, der Nachfolger seines Vaters zu sein. — Neben diesem Allgemeinen scheint uns noch manches Besondere fehlerhaft zu sein, doch wollen wir nur das Bedeutendste davon hervorheben. Cromwell ist eine historische und dramatische Größe, ein Charakter, wie sie der Dichter heilig hält; denn der Dichter ist kein Politiker, und legt einen andern Maßstab an seine Helden; in der Charakterisirung Raupach's aber, ist Cromwell dramatisch profanirt. Nicht in seiner Größe, nur in seiner Schwäche, als ausgebrannten Vulkan, ohne eine große Idee, ohne eine große That, als Staatsmann knurrend, gleich dem Bullenbeißer, dem die Zähne ausgebrochen, als Familienhaupt dem Kindischwerden nahe, ohne Kraft, ohne Willen, schwankend zwischen einem Wunsch und der Furcht vor Erfüllung desselben — so sehen wir den Protektor Englands, der drei Reiche sich eroberte! — Nur in seiner List und Wortbrüchigkeit scheint er groß zu bleiben. — Einige Verschwörungen gegen ihn, Hinrichtungen, mißglückende Mordversuche, und am Schluße eine shakespear'sche Vision, das sind die Handlungen des Drama's. — „Ich bin ein unglücklicher Vater!“ dieser Refrain, und die Liebe zu einer Tochter, die nicht gleicher politischer Meinung mit ihm ist, einer Royalistin, bilden den Kern dieses Drama's. Allein es erscheint lächerlich, wenn Cromwell seiner Tochter gegenüber sich politisch rein waschen will, so wie, wenn die Tochter den Vater zur Rede stellt. Lady Elisabeth schwärmt für den vertriebenen König. Wenn der Dichter das Weib in eine ihr nicht angeborene Sphäre versetzen will, so muß er eine heilige Begeisterung, wie sie das Weib wohl zu fühlen im Stande ist, in ihr voraussetzen und aus ihr handeln lassen. So erscheint z. B. die Jungfrau von Orleans. Lady Claypole, die politische Schwärmerin, ist eine Karrikatur. Anders wäre es, wenn die Idee der Gerechtigkeit, der Abscheu vor der blutdürstigen Handlungsweise ihres Vaters, oder sonst ein weibliches Interesse sie für die Partei des unterdrückten Königs begeisterte. Um seinen Helden übrigens recht zur Jämmerlichkeit herabzudrücken, läßt Raupach — und Herr Bayer unterstützte ihn sehr darin — Cromwell scheinheilig sein. Diese historische Meinung können wir nicht theilen, denn Cromwell war so wenig, wie Louis XI. von Frankreich, scheinheilig, und gar Cromwell, als poetische Schöpfung Raupachs, liefert ein so erbärmliches Ganze von Schwäche und heimtückischer List, durch diesen Zug der Scheinheiligkeit vollendet, daß wir uns an der fünfaktigen historischen Abhandlung, die so viel zu wünschen übrig läßt, nicht erfreuen können.

Das Spiel des Hrn. Bayer verdient ausgezeichnetes Lob, nur daß er zu sehr in den Geist des Dichters einging, ein Tadel, der ein Lob enthält, das sich sonst Künstler selten zuziehen mögen. Der Gegensatz zwischen dem schlauen Staatsmanne und dem aufrichtig zärtlichen Vater schien uns zu schroff dargestellt. Wenn überhaupt die einzelnen Farben gut aufgetragen waren, so fehlte ihnen doch die Verbindung, die Nuancirung, gleichsam der Uebergang der einen zu der andern, ein geistiges Band. Dem. Herbst (Lady Elisabeth Claypole) spielte mit ergreifender und am Schluße mit wahrhaft erschütternder Wärme.

Im Uebrigen war die Darstellung ein großes Festmahl für den Salon des Paradieses, und die Gäste versäumten nicht, den berauschenden Beifalls-Champagner den Köchen, die es bereitet hatten, wie gewöhnlich, in reichlichem Maße zu spenden. B. St.

Prager Chronik.

Alle Patrioten freuen sich auf das herzlichste über die hohe Auszeichnung, welche dem Präfekten am altstädt. Gymnasium, Hrn. Joseph Jungmann, gegenwärtig Rektor Magnifikus, dem Verfasser des meisterhaften böhmisch-deutschen Lexikons und anderer gelehrter Werke, vor Kurzem zu Theil wurde. Er erhielt nämlich von Sr. Majestät wegen seiner Verdienste um das Lehrfach und die böhmische Literatur das Ritterkreuz des Leopoldordens. Leider sollte dem trefflichen Manne auch der Wermuthtrank des Schmerzes nicht fehlen, denn bald darauf ward ihm eine geliebte Tochter durch den Tod entrissen.

(Neue Sternwarte.) Im Volksgarten soll ein neues Observatorium erbaut werden, wodurch jene herrliche Anlage einen neuen Schmuck erhält. A.

(Neues Industrieblatt.) Der böhmische Gewerbsverein, der besonders durch Herausgabe nützlicher Schriften kräftig ins Gewerbsleben eingreift, laßt ein neues Werk: „Der Gewerbsmann“ erscheinen, das Hr. Dr. Hillard, Verfasser der „Stigmographie“ bearbeitet. A.

Notizen.

(Daguerrotyp in Italien.) Jos. Miani, bei der Geniedirektion in Mailand angestellt, hat einige gelungene Versuche mit dem Daguerrotyp vorgenommen und unter andern den herrlichen Friedensbogen dargestellt. Der rühmlichst bekannte Chemiker Anton von Kramer ist eifrig damit beschäftigt, diese schöne Erfindung, welche bald die Reise um die Welt machen wird, zu verbessern.

(Etwas von Napoleon.) Als Napoleon auf der Insel Elba verwiesen war, erhielt er von einem Edelmann aus Erlau folgende lateinische Reimspielerei:

Rara sorte
Sprota morte
Bona arte
Fausto Marte
Factus Caesar
Bonaparte.

Der Exkaiser sandte dem Magyaren 100 Franks, mit der Aeußerung, er hätte tiefer in den Seckel gegriffen, wenn er noch auf dem Throne von Frankreich wäre. A.

(Mainz.) Die hiesige Liedertafel, welche uns schon oft durch Aufführung wahrhaft gediegener Musikwerke die herrlichsten Genüße verschafft hat, wird bei Gelegenheit des Gutenberg-Jubiläums am 24. Juni ein großes Musikfest veranstalten, wozu sie vor Kurzem alle Musikfreunde einlud.

(Selbstmord.) In einer kürzlich erschienenen vortrefflichen physiologisch-psychologisch-historisch-statistischen Monographie des Selbstmordes von D. E. A. Diez wird die Thatsache angeführt, daß bisher die Berliner Selbstmörder eine Vorliebe für das Erhangen, dagegen die schwedischen für das Vergiften an Tag gelegt haben. Die Ursache dieser besondern Prädilektion sei nicht erklärlich. Die erwähnte Schrift enthebt über tausend einzelne Beispiele von merkwürdigen und unendlich verschiedenartigen Selbstmorden, unter andern einen und zwar einzigen Fall mittelst eines Vierundzwanzigpfünders!

(Wiener Modezeitung.)

(Kunst.) Der König von Baiern läßt die Bergruine Trausnitz in der Oberpfalz, worin Friedrich der Schöne drei Jahre lang in Haft gewesen, und der Gutsbesitzer Günther von Feilbingert die Ebernburg, einst das Schloß Franz von Sickingen's, im Baustyl des Mittelalters wieder herstellen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

N^ro. 6. Samstag den 18. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

I.

„Doktor! Doktor!" rief ein kleiner, ältlicher, sehr elegant gekleideter Herr den vor ihm herschreitenden Brunnenarzt an: „Theuerster Doktor! auf ein Wort!" — Der Arzt stand und wandte sich; als er den kleinen Mann erblickte, überflog die schönen, edelgeformten Züge ein Schein von Unmuth und Ungeduld, der aber bald verschwand und einem gutmüthigen Lächeln Platz machte, als der Kleine keuchend, erschöpft neben ihm stand und einigemal vergeblich nach Luft schnappte, eh' er die Frage hervorbringen konnte: „Wohin geht Ihr Weg, Bester?" — „Nun, wohin ich um diese Zeit muß, an den Brunnen." — „Schön, schön!" versetzte der Kleine, „dahin wollte ich eben auch! ich begleite Sie." — Der Arzt neigte leise lächelnd das Haupt und setzte, ohne ein Wort zu erwiedern, seinen Weg fort. Der Kleine aber begann, indem er von Zeit zu Zeit die ihnen Begegnenden rechts und links grüßte, als sei er mit Allen auf das intimste befreundet: „Wissen Sie schon, Herzens - Doktorchen! daß Viktor gestern Abend um eilf Uhr mit Extrapost hier angelangt ist? Er wohnt im Logirhause auf N. 11."

Der Arzt sah den Sprecher staunend an und fragte dann: „Im Ernst? reden Sie die Wahrheit? oder ist es nur wieder einmal ein Brunnen - Mährchen, wie Sie solche von Zeit zu Zeit zum Besten geben?" — „Die lautere, reine Wahrheit ist's!" betheuerte der Kleine. „Hab' ich Ihnen jemals ein Mährchen aufgebunden? Also! — Sie wissen ja, es ist mein Grundsatz: dem Arzte immer unverbrüchliche Wahrheit! auch in den kleinsten Dingen, denn, sagen Sie selbst, welches Unglück könnte daraus entstehen, wenn ich krank würde und dran gewöhnt, auch dem Arzt etwas vorzudichten — nein! bei Wahrheit geblieben: etwas vorzulügen! — ihm löge, ich hätte das kalte Fieber, während es das hitzige wäre, oder ich hätte Migräne, während ich doch eigentlich an Magenkrämpfen litte. Nein! Wahrheit gegen den Arzt; seine Kunst irrt ohnedies schon oft genug, so daß ich ein Narr wäre, sie selbst noch irre zu leiten. — Wenn mir die übrigen Menschen nichts mehr glauben, so schadet mir das nichts, oder doch nicht viel, aber wenn mein Arzt mich in Bezug auf seine Person ebenfalls für einen Lügner halten müßte, so könnt' er in Versuchung gerathen, mich bei Gelegenheit des ersten besten Schnupfens wie Einen zu behandeln, der die galoppirende Schwindsucht hat, und ich bekäme selbe nach den Grundsätzen der Homöopathie in der That." — „Ich bin also der einzige Mensch, der sich rühmen kann, von Ihnen immer nur Wahrheit zu hören?" — „Auf Ehre! das sind Sie! — doch Sie thun mir fast leid deshalb, denn was ist das Leben ohne Dichtung? ein schales Nichts, ein hohler Schaum, wie der große Calderon sagt. — Uebrigens müssen Sie mir bezeugen, daß ich nie boshaft lüge — überhaupt nicht so, daß irgend ein Mensch Verdruß oder Schaden haben könnte — ich lüge ja nur von mir selber — in der Regel nämlich, gewiß aber nie, wo einer wirklich existirenden Dame Erwähnung geschieht, denn heilig ist jedem Manne von Ehre die Ehre der Frauen." Der Redner sprach diese letzten Worte mit so ungemeinem Pathos und so laut, daß alle Vorübergehenden ihn verwundert anblickten, Einige aber, die ihn näher kannten, ihm lächelnd zunickten. So erreichten Beide den Brunnen und traten in die große Halle, wo die Elite der Kurgäste versammelt war.

Es hatte sich bald, nachdem der Arzt in der Halle erschienen war, ein kleiner gewählter Kreis um ihn versammelt, darunter mehrere junge Damen von hohem Stande, welche ihn fragten, wer denn eigentlich der Viktor sei, der über Nacht die Zahl der Brunnengäste vermehrt habe, und von welchem Herr von Dressen Wunderdinge erzählt.

„Ja," rief Herr von Dressen, der Begleiter des Arztes, „Wunderdinge habe ich berichtet von diesem Viktor, und die schönen Damen und die verehrten Herren haben mir (mein gewöhnliches Loos!) wieder einmal nicht glauben wollen. — Aber, gesetzt: ich hätte wirklich etwas Anderes berichtet, als was genau genommen sich mit der Wahrheit vertrüge, z. B. Viktor sei ein Assyrischer Prinz, oder ein deutscher Dichter, der vor Aerger über eine ungünstige Rezension in Gersdorf's Repertorium nicht verrückt, wohl aber schwarz geworden — zugegeben: daß ich dieses wirklich erzählt habe, so bin ich doch gewiß, daß, wenn es unserm würdigen Doktor Rossetti gefallen würde, uns Viktors wundersame Geschichte

zu erzählen, alle meine Wunderlichkeiten in Nichts verschwinden müßten, vor der wunderlichen abenteuerlichen **Wirklichkeit.**" — „Nun wahrlich, Rossetti!" sprach die schöne, geistreiche Gräfin **Lilienkron**, „da dürfen Sie den Saal nicht verlassen, bevor Sie nicht unsere Neugierde befriedigt haben. Keine Einwendungen, Doktor! Neugierde ist eine Krankheit, wir leiden hier alle daran, die Pflicht eines braven Arztes ist es, seinen Pazienten zu helfen; Sie können es nur, indem Sie uns Alles, was Sie von Herrn Viktor wissen, erzählen, und wir alle bitten Sie gar zu schön darum."

Rossetti lächelte und entgegnete: „Es hätte dieser dringenden Aufforderung nicht bedurft! Da Viktor wahrscheinlich einige Zeit hier verweilen wird, so halt' ich es für Pflicht, Sie auf diese außerordentliche Erscheinung vorzubereiten."

„O, schön! rief die Gräfin. „Geschwinde, beginnen Sie!" „Zu Befehl! vernehmen Sie also." — Als ich in Heidelberg studirte —

„St.! dort kommt er eben selber die Allee herauf" — unterbrach Herr von Dressen den Erzähler. Alle blickten die Allee hinab, und sahen einen hohen, schöngebauten jungen Mann langsam daher schreiten. Er hatte das Haupt gesenkt, den Hut tief in's Gesicht gedrückt und die Arme über die Brust gekreuzt. Seine Kleidung war reich und geschmackvoll, sein Anstand edel.

Als er zufällig aufblickte, schrie die Gräfin leicht auf: „**Ein Mohr!**" und alle Uebrigen wiederholten staunend: „**Ein Mohr!**" — Eben wollte Rossetti ihm entgegen gehen, als ein Bedienter außer Athem in den Saal stürzte, und den Arzt zu einem vornehmen Kranken beschied, welcher so eben einen Anfall von Schlag bekommen habe. Der Doktor eilte fort und die Versammlung, deren Neubegier aufs höchste gestiegen war, sah, zu ihrem nicht geringen Unmuth, sich in der Erwartung getäuscht, eine interessante Mittheilung zu erhalten. Auch die Hoffnung, daß der Mohr in die Halle treten werde, war eine vergebliche; denn am Ende der Allee wartete ein Reitknecht mit einem herrlichen Araber auf ihn, und der Mohr, nachdem er einige Worte mit dem Diener gewechselt, schwang sich mit leichter Anmuth in den Sattel und jagte davon.

„Sorgen Sie nur, Herr von Dressen, daß der Doktor diesen Nachmittag zum Thee kommt!" bat die Gräfin, und der Baron vermaß sich hoch und theuer, den Wunsch der schönen Dame zu erfüllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Probescenen

aus dem als gedrucktes Manuskript an die Bühnen versandten Trauerspiele **Elfride** von **Hermann Marggraff**.

(Beschluß.)

Dunstan.

Erst jetzt, mein England! lege Trauer an
Um deiner Kön'ge Tod! denn jetzt bist du
Verwaist! — O grauser Ingwar! Schuldbelad'ne
Blutgier'ge Königin! — Was nun? — Der Tod
Hat allzureichlich Schmaus gehalten. Was,
Mein Than, an dieser abgedeckten Tafel
Beginnen wir? Was ist Elfridens Plan?
Wie sind die Thane uns gesinnt?

Rollo.

Gesinnt?
Gar nicht ist man gesinnt. Verwirrt, betäubt,
Begehrt man laut nach Ethelred —

Dunstan.

Dem Sohne
Der Mörderin, die unsre Kön'ge schlachtet?

Rollo.

Beweist, daß sie die Mörderin gewesen!
Hat sie den Streich geführt? Auf Ingwar fällt
Die Schuld der That!

Dunstan.

Die That, nicht der Gedanke,
Der ist Elfridens! — Sagt, was schafft sie jetzt?

Rollo.

Von einem Zug der Thane eingeholt,
Nahm sie die Hofburg in Besitz, für sich
Und Ethelred —

Dunstan.

Ich weiß, das ist des Aella
Betrieb — ich kenn' ihn. Bin ich hier am Hof
Der Einz'ge, der mit offnen Augen sieht?
Die Herren all sind blind, von eines Weibes
Verbrecherischer Schönheit arg bethört.
Scham schämt sich ihrer selbst, geächtet hat
Selbstachtung sich, das Recht hat sich gerichtet
Und das Gesetz sich blindlings abgesetzt.
So schwinde hin in Ungerechtigkeit,
Rechtloses Land! — Was meint denn Ihr, mein Than?

Rollo.

Die Kön'gin that, was sie nur konnte thun.
Für vogelfrei erklärte sie den Ingwar,
Dem, der ihn todt herbeischafft, Lohn versprechend.

Dunstan.

Das schlaue Weib!

Rollo.

Was bleibt uns übrig, Herr!
Als Ethelred, vom sel'gen König Edgar
Zum Sohn rechtskräftig eingesetzt, zu wählen?

Dunstan.

Was übrig bleibt? — Geht auf das Feld hinaus,
Nehmt eine handvoll Stroh, geht in den Wald,
Und fällt den nächsten Baum, und macht aus Stroh,
Aus Holz, woraus Ihr wollt, Euch eine Puppe!
Der hängt den Purpurmantel um, drückt ihr
Die Krone auf und setzt sie auf den Thron —
Nennt König diese Puppe und hofiert
Als einem König ihr — viel besser, daß
Euch Holz und Stroh regiert, als dieses Blut
Elfriden's, das dem Fluch verfallen ist,
Dem Meineid und der Sünde!

Rollo.

Wie Ihr meint!
Doch fürcht' ich, dürfte Eure Puppe, Herr!
Nur wenig Stimmen zählen bei der Wahl.
Wir wollen Fleisch und Blut auf Englands Thron,
Und grad' herausgesagt, ob Ihr das Scepter,
Ob es Elfride führt, bedünkt uns gleich.
Ich gehe zu den Thanen!

Dunstan.

Wartet, Herr!

Rollo.

Glaubt nimmer, daß ich eine Puppe sei,
Wie Ihr da setzen wollt auf Englands Thron,
Nach Eurem Wunsch und Willen leicht zu gängeln.
Wir wollen gängeln jetzt, wir Thane, Herr!

Drum wählen wir ein Kind, und eine Frau
Zu seinem Vormund!

Dunstan.

Gut und kurz gesagt!
Ich halt' Euch nicht mehr. Dank der Offenheit!
Ihr geht mir krumm, trotz Eurer graden Zunge!

(Rollo ab.)

Vierter Auftritt.

Dunstan (allein).

Dunstan.

Nun denn! auf Tod und Leben Kampf! Ich dulde,
So lang Elfride lebt, Elfriden's Blut
Nicht auf dem Throne Englands! Ja, mein Wille
Gescheh', weil er des Himmels Wille ist.
Gott ist mein Schutz! Was kann ein Weib mir schaden?

(Dunstan ab.)

Wiener Briefe.

Januar.

2.

Zur Abwechslung und um nicht in Einem fort von Musik zu sprechen, will ich Ihnen, werther Freund, einige Worte über sociale Vorfälle mittheilen. Es finden sich eben in Wien nicht sehr viele Häuser, wo sich eine Gesellschaft von Männern versammelt, die durch gründliche Kenntnisse und gediegene Gelehrsamkeit ausgezeichnet sich ernste wissenschaftliche und artistische Gegenstände zu plots ihrer Conversation nehmen. Es wird dies wohl in allen Residenzen immer mehr eine Seltenheit. Um so erquicklicher und nothwendiger war hier der Salon des Baron Jacquin, wo gemeinsames Interesse, das Interesse einer geistreichen Conversation, eines ungenirten Austausches der Ideen, Hohe und Niedere, Gelehrte, Künstler, Literaten und Fremde vereinte. Die Mittwochs-Soiréen bei Baron Jacquin sind durch das Bestehen seit einem halben Jahrhundert zu einem stereotypen Bedürfnisse der hiesigen Gelehrten geworden, waren von Baron Nikolaus Jacquin eingeführt und von seinem Sohne fortgegeben. Dieser Salon, in seinem Hause der Universität gegenüber so recht convenient gelegen, war eine Art von Camera lucida, in welcher man alle bedeutenden Celebritäten des Inlandes und fast alle großen Berühmtheiten des Auslandes, während eines Aufenthaltes oder einer Durchreise durch Wien, sehen und kennen lernen konnte. Baron Jacquin war recht eigentlich der Mittelpunkt dieses ausgezeichneten Kreises, mit Allen über Alles, mit Jedem in dessen Muttersprache sprechend; Gelehrsamkeit, sociale Gewandtheit und höchste Liebenswürdigkeit in sich vereinend. Und dieser interessante Verein wurde im letzten Monate durch den allgemein betrauerten Tod des Baron Joseph Jacquin unterbrochen, ohne sich auf einen Sohn zu vererben. Allein der bekannte Gelehrte Reichenbach will die Auflösung dieses unentbehrlichen Vereinigungspunktes verhüten, und setzt die Mittwochsoiréen in denselben Salons fort, so wie Professor Endlicher, Jacquins Nachfolger auf der Kanzel der Botanik, in derselben Absicht Montags-Gesellschaften geben wird, um dem pio desiderio Aller nachzukommen, die sich um geistige Interessen kümmern. —

3.

Soll ich Ihnen über literarische Zustände schreiben? Lieber Freund! da möchte mir wohl der Stoff mangeln, wenn ich darunter, wie es gewöhnlich geschieht, nur Belletristik verstände — denn darin leisten wir, und gewiß nicht ausnahmsweise, ziemlich wenig. Dafür haben wir aber sicher bedeutende Produkte in der ernsten gelehrten Literatur aufzuweisen, so lange Männer, wie Hammer, Ettingshausen, Bischof, Littrow, Hildebrandt, Hügel tc. tc. produziren. Mohs, dieser leider zu früh uns entrissene geistreiche Naturforscher, hinterließ ein Werk über Geognosie, welches jedenfalls höchst merkwürdig sein und nächstens im Druck erscheinen wird. Hammer arbeitet an einem großen geschichtlichen Werke. Feuchtersleben gab eine verdienstvolle Broschüre „Gewißheit und Würde der Heilkunst" heraus. Auch jüngere Gelehrte sind thätig; Dr. Grubi publizirte ein anatomisches Werkchen, das den Keim zu vielen geistreichen und neuen Ansichten über Medizin enthält; Dr. Skoda lieferte ein interessantes Buch über Stethoskopie. Rath Töltenj veröffentlichte eine „Kritik der wissenschaftlichen Grundlage der Medizin," ein Werk, das vielfachen Widerspruch in der gelehrten Welt erregen dürfte; Kaltenback arbeitet an einem historischen Werke. Und noch gibt es vieles Andere, worüber ich Ihnen zu seiner Zeit schreiben werde. Wir haben daher die geringe Produktivität in der Belletristik für diesen Moment nicht sehr zu bedauern, besonders wenn wir unparteiisch beobachten, was darin das Ausland leistet. Oesterreich ist auch in seiner Literatur conservativ, und handelt darin sicher ebenso klug, als in seiner Politik. Es will nur ruhig abwarten, bis sich die socialen und literarischen Wirren des jetzigen bewegten Zustandes günstig gelöst, bis sich aus dem Chaos dieser Gährung ein Niederschlag abgesetzt, bis sich eine bestimmte Richtung dezidirt ausgesprochen hat — um dann erst ernstlich Theil zu nehmen. Und wahrlich, wenn man den zerrissenen und schwankenden Zustand der ausländischen modernen Literatur betrachtet, wie sie sich in Polemik zersplittert, in sich widerstrebende Schattirungen auflöst, sich mit eifrigem Sammeln vergilbter Briefe und Nachlasse verstorbener Schriftsteller beschäftigt, über jedes unbedeutende Werkchen ein Duzend kritische Broschüren zu Markte bringt, wie der herrschende Geist der Erbitterung Personen und Formen in blinder Wuth angreift, wie man viel kritisirt und wenig produzirt — so dürfte man wohl glauben, daß nach Klärung dieser chaotischen Trübung Oesterreich noch früh genug kommen wird, um dann auch an das große Werk mit Hand anzulegen. Denn daß die jetzige Literatur eine Uebergangs-Literatur sei, liegt klar vor Augen. Von selbstständiger Abgeschlossenheit in derselben ist noch keine Rede — da müßte Form und Idee innigst vermählt ein organisches Ganzes bilden. Es geht den modernen deutschen Autoren, wie den Wiener Malern — die Form wäre wohl überwunden, aber der tiefe Compositionsgeist fehlt noch. Man hat einen schönen, nach allen Seiten hin geregelten Körper geschaffen — jedoch der einheitliche Geist belebt noch nicht diese gutgeformte Hülle. Die jetzigen Literaten sind Männer des Styls, den sie wirklich bis zu einer staunenswerthen Glätte und Schönheit ausgebildet haben — aber dieses Haschen nach Originalität, die man von einer neuen Schule fordert, diese Affektation, für Etwas zu schreiben, für was man nicht lebt, diese Excentricität der Ansichten beweisen, daß die Form daran lockender ist und mehr verspricht, als die Materie gewährt. Diese modernen Apostel geben durch die beabsichtigte Destruktion aller socialen Verhältnisse, ohne dafür eine andere solide Basis aufzubauen, ihrer Produktion eine solche Mißfärbung, daß man auf den ersten Blick wahrnimmt, sie seien mit sich selbst noch nicht im Klaren. Diese neue Literatur ist ein amüsantes Feuerwerk mit Raketen und Knalleffekten, das blendet aber nicht wärmt. Der Geist der Unruhe charakterisirt sie; und es hängt unstreitig ganz und gar mit der ferneren Gestaltung der socialen Verhältnisse zusammen, wann und wie sich aus dieser Zerrissenheit, diesem Chaos, das Sediment absetzen soll. Für jetzt aber kokettiren sie noch mit ihrer beliebten Zerrissenheit, sie finden sie ehrwürdig, und halten sich im Ernste für die wahren Kreuzträger der Zeit — wie es denn häufig geschieht, daß man endlich Etwas selbst glaubt, was man sich oft versagt. Mir kommt diese Zerrissenheit der modernen Schriftsteller vor, wie der kokette Schmerz einer jungen Witwe, welche um ihren Gatten Trauer trägt, weil sie glaubt, daß ihr das schwarze Kleid gut steht. Die Zerrissenen sehn ihre Patientin, die Zeit, schwer erkrankt, stehn jammernd und winselnd am Siechenbette, fühlen mit geheimnißvoller Miene den Puls, geben eine orakelartige Prognose, schreiben Rezepte über Rezepte, die enorme Widersprüche enthalten, welche aber die Kranke wohlweislich nicht einnimmt, sondern wartet, bis das Uebel durch eine freiwillige Krisis auf natürlichem Wege zum Durchbruch und zur Genesung gelangt. — Daher hat das Ausland in Folge dieser Unbestimmtheit und Unklarheit des Wollens eine mehr polemische und wiederkäuende, als wahrhaft produktive Literatur. Oesterreichs Literatur verliert also sehr wenig, wenn sie bis zur Reife dieses Zustandes zuwartet, und die Kinderkrankheiten nicht mitmacht. — Dessenungeachtet haben wir auch in neuester Zeit in lyrischer und dramatischer Poesie Produkte aufzuweisen, welche unter den Hervorbringungen moderner Dichtkunst die ersten Plätze einnehmen. Und Grillparzer und Halm arbeiten anhaltend an neuen dramatischen Schöpfungen; Lenau hat seine „Albigenser" beendigt; L. A. Frankl läßt bald sein Epos „Don Juan d'Austria" vom Stapel laufen; Levitschnigg, dessen „Letzte Fee" im Taschenbuche Orpheus hier Aufsehen machte, hat ein episches Gedicht „Rustan" fertig; und noch vieles Andere wird vorbereitet, was bald publik werden dürfte. Unsre Belletristik ist also nicht so steril, daß sie Vorwürfe verdienen sollte.

L. M.

Neuböhmische Literatur.

Große Aufmerksamkeit verdient die Schrift: „Wlastimil, ein Freund der Bildung und Unterhaltung," von der so eben

im Verlag von Johann Spurny in Prag das erste Heft des ersten Bandes erschienen ist. Drei solche Hefte machen einen Band; jährlich sollen ungefähr 4 Bände erscheinen. Es ist dies ein gediegenes Unternehmen, wir wünschen ihm Glück und Gedeihen. Die frischesten Kräfte der neuböhmischen Literatur nahmen Theil an dieser Schrift und es steht zu erwarten, daß sie auch in ihrem Fortschreiten keineswegs den Typus der Mittelmäßigkeit an sich tragen werde. Das vorliegende Heft erweckt die besten Hoffnungen. Týl, gegenwärtig einer der fruchtbarsten Belletristen Böhmens, tritt uns gleich im Anfange mit einem historischen Gemälde aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts entgegen. Es gehört unter das Beste, was dieser junge Schriftsteller geschrieben. Die Helden der Erzählung sind der tapfere Hussiten-Ritter Běnek Swihowský und der große Taboriten-Held von Trocnow. Wenn uns Týl mehrere Gemälde dieser Art liefert, so werden wir in den Charakter jener denkwürdigen Zeit tiefer eindringen. Daran schließen sich Bilder aus Persien, gesammelt und zusammengestellt von Tomjček. Es sind dies interessante Berichte der jüngsten englischen Reisenden aus Persien. Sie werden fortgesetzt. -- Hierauf folgt der erste Abschnitt einer physiologisch-philosophischen Abhandlung von Dr. Karl Ammerling unter dem Titel: Der Mensch ein großes Räthsel; worüber wir nach Erscheinen des ganzen Artikels umständlicher berichten wollen. — Ferner „Erinnerungen an Böhmen, Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Ausländers," von Bog. Pichl. Der Verfasser zeigt ein schönes Talent; man sieht es aber aus jeder Zeile, daß er kein Fremder ist. Seine Anschauung Böhmens ist patriotisch warm. Die diesen Erinnerungen beigefügte Volkssage Krtek weckt in uns den Wunsch, der Verfasser möge mehrere solche aus dem Munde des Volkes kommende Sagen bearbeiten und veröffentlichen. — Das „Panorama unserer Zeit, zusammengestellt von Tomjček," liefert eine gedrängte Uebersicht der neuesten denkwürdigen Ereignisse, Erfindungen, statistische Berichte u. a. m. Schließlich folgt ein: Literarischer Salon, mit Beiträgen von K. S. F. Šumawský und T. S. Tomjček, die erheblichsten Erscheinungen der neuböhmischen Literatur besprechend. Wir werden nicht unterlassen, nach Erscheinen der folgenden Hefte dieser Schrift auch weitere Berichte darüber mitzutheilen. K. S.

Beitrag zur Tagesgeschichte männlicher Toilette aus Wien.

Vivent les capuchons! Die Emanzipation der Herrenmoden schreitet ihren Weg lustig fort. „Auch wir Männer sind in Arkadien geboren, auch uns hat die Schneiderkunst an unsern Mänteln Kapuzen zugeschworen." Liszt hat diese Art griechischer Mäntel, Burnus genannt, unter unsern Incroyables eigentlich in Schwung gebracht; sie — die Mäntel nämlich, nicht aber die Incroyables — sind gewöhnlich von blauer oder brauner Farbe, mit hochrothem Wollenstoff gefüttert, reichen bis übers Knie, haben Aermel und Kapuze, sind an dieser mit zwei seidenen Troddeln geziert, und werden vorn von zwei eben solchen zusammengehalten. — Die Fracks trägt man am häufigsten schwarz oder ponceaubraun, mit ganz schmalem Tuchkragen und die letztgenannten mit Metallknöpfen. An den Paletots bemerkt man diesen Winter wieder allgemein eine ordentliche Taille; der beliebteste Stoff zu denselben ist noch immer der Tiffel. — Gehröcke und Westen zeigen wenig Veränderung. — Pantalons lieben unsere Elegants ohne Ausnahme ziemlich weit, übrigens bald mit, bald ohne Kamaschen; chacun à son goût. Das kommende Frühjahr dürfte wohl den Kamaschen den Garaus machen. — Die Hüte mit den breiten herabgebiegelten Krempen und die Schuhe mit ihren zugerundeten Spitzen dürften sich noch längere Zeit behaupten. — Die weiße Kravatte wird sich vielleicht im Karneval wieder Bahn brechen. — Die neueste oder eigentlich gar keine Frisur ist jene à la Fieschi; die Haare werden nämlich am ganzen Kopfe bis auf etwa einen Zoll von der Wurzel abgeschnitten. Das Ding nimmt sich zwar anfänglich etwas seltsam aus: „ich sah viel Köpfe, einen kahlern nie," allein der Comfort hat auch seinen Werth. Wie kurz ist es erst, daß die Parteigänger der coeffure à la renaissance wie maskirte Löwen ihre Mähnen schüttelten? und jetzt — les extrêmes se touchent. — ud. u.

Notizen.

(Prag.) Professor W. A. Swoboda, einer der bedeutendsten Philologen in Böhmen, hat so eben eine vortreffliche lateinische Uebersetzung von Göthe's Iphigenie vollendet. Sie ist wortgetreu und im Versmaß des Originals. Swoboda hat überhaupt eine solche Meisterschaft in der lateinischen Sprache erlangt, daß er nicht selten seinen Schülern lateinische Uebersetzungen deutscher Gedichte, genau in den rhythmischen Formen der Originale, aus dem Stegreif diktirt. Eben so gewandt übersetzt er in die böhmische Sprache, und mehrere deutsche Uebertragungen französischer Opern, welche auf unserer Bühne gegeben wurden, bewährten eben so sehr den geschickten Uebersetzer, als den Musikkenner. Es ist Schade, daß er seine meisterhaften gereimten Uebersetzungen Schiller'scher Balladen und anderer Gedichte (der Handschuh, die Bürgschaft, die Glocke rc. rc.), worin das Versmaß des Originals genau beobachtet ist, nicht herausgibt. Bekanntlich hatte er vor mehreren Jahren Seneka's Tragödien und die berühmte Königinhofer Handschrift (altböhmische Gedichte) in deutscher Uebersetzung herausgegeben, und legt jetzt die letzte Hand an eine vortrefflich deutsche Uebertragung des Horaz, mit einem ausführlichen Commentar. R. G.

(Merkwürdige Operationen.) Dr. Joh. Rechnitz in Pesth hat an einem Kaufmann aus Arad, welcher am Lippen- und Wangenkrebs operirt wurde, die Lippenbildung oder Chiloplastik glücklich vollzogen. Derselbe hatte im J. 1838 eine bis zur Größe eines Kindskopfs entartete Ohrenspeicheldrüse exstirpirt, welche Operation — deren Gelingen für den Triumph der Chirurgie gehalten wird, — um so schwieriger war, da jene auf der Drosselschlagader aufsaß. —

(Petersburg.) Graf A. Demidow hat in Paris 300 Aquarellgemälde bestellt. Für jedes zahlt er 1000 Franks, und will deshalb eine Preisbewerbung eintreten lassen. Das ist einmal ein Mäcenas!

(Neue Zeitschrift.) Dr. Julius Fürst, der rühmlichst bekannte orientalische Sprachforscher und Dichter, Prof. der hebräischen Sprache und Geschichte an der Universität zu Leipzig, gibt in genannter Stadt von Neujahr an ein Journal unter dem Titel: Der Orient, zur Kunde orientalischer Literatur und Geschichte, besonders der hebräischen, heraus, an welchem mehrere bekannte Gelehrte morgenländischer Zungen mitwirken. A.

(Wichtiges Werk.) Die Akademie der moralischen Wissenschaften in Paris hat das mit dem Preise betheilte Werk des Hrn. Fregier über die Mittel, die gefährlichen Klassen der Gesellschaft zu verbessern, nunmehr in zwei Bänden herausgegeben. Ohne Zweifel gehört es zu den interessantesten und wichtigsten Erscheinungen, und man wird den Namen Fregiers unter die würdigsten Wohlthäter des Menschengeschlechts zu zählen haben, wenn sein Werk jene Bestimmung nur einigermaßen erreicht.

(Sängerlohn.) Der Tenorist Rubini bezieht durch sein Engagement beim Theater und die von ihm gegebenen Concerte ein jährliches Einkommen von 130,000.(?) Sein Vermögen soll mehr als 3 Millionen betragen. (Eremit.) — Wahrlich, die ausüben den Künstler jeder Art, besonders die Sängerinnen und Tänzerinnen, können sich jetzt rühmen, den wahren Stein der Weisen zu besitzen!

(Hamburg.) Hier wird ein neues Hospital für die israelitische Gemeinde errichtet, welches dieselbe der großmüthigen Freigebigkeit eines einzigen ihrer Mitglieder, des Herrn Banquiers Salomon Heine, verdankt, der eine Summe von 80,000 Rthlrn. Banko zu diesem edlen Zwecke geschenkt hat. Bekanntlich hatte derselbe Menschenfreund erst vor wenigen Jahren eine Stiftung von 100,000 Rthlrn. zum Andenken seines verewigten Sohnes begründet.

(Höchste und Allerhöchste Künstler.) Der König von Belgien ist ein guter Violinspieler, der König von Portugal ist ein geschickter Kupferstecher, der künftige Gemahl der Königin von England ist ein ausgezeichneter Dichter, der Prinz Ernst von Sachsen-Coburg ist ein vortrefflicher Componist. — Bekanntlich gehören diese Künstler sämmtlich dem Hause Coburg an, und ein belgisches Blatt hat sie auf solche Weise zusammengestellt.

(Kopenhagen.) Thorwaldsen arbeitet jetzt an seiner eigenen Statue. Thorwaldsens Museum wird jetzt definitiv erbaut; das Gebäude kostet nicht weniger als 200,000 Thaler.

(Pesth.) Am 28. Dezember ward im magyarischen Theater Beethoven's Fidelio zum Vortheile der Mad. Schodel gegeben. Die Benefiziantin sang und spielte ausgezeichnet. Die Aufnahme des Meisterwerkes war wahrhaft enthusiastisch.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei A. Strjabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 7. Mittwoch den 22. Januar. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Liebe.

(Aus einem größern Gedichte.)

Von Alfred Meißner.

„O willst du wissen, was in Hieroglyphen
Die Sterne an die Himmelsdecke schreiben?
Ein goldnes Wort, das aus geheimen Tiefen
Wie Offenbarung blickt auf unser Treiben.

Es ist das Wort, das auch die Blumenenglein,
Die fern zerstieben in den Frühlingswinden,
Da sie doch einst getheilt ein einzig Stenglein,
Verhauchen, Nachts, wenn sie sich wiederfinden.

Das Wort, mit dem des Memnons tief verschloßne
Heißglühnde Seele bricht ihr steinern Schweigen,
Wenn sie die Sonne sieht, die glanzumfloßne,
Aus ihrem Bett von Rosenblättern steigen.

Das Wort, das hoch am Söller Abendwinde
Bei bleichen Königinnen oft belauschten,
Die gern um dieses Wort die goldne Binde,
Den goldnen Schuh, ihr goldnes Elend tauschten!

Als ich es las, durchdrang's der Seele Tiefen
Wie süßer Tod: o alles Sein durchdringt es;
Die Sterne schreiben es in Hieroglyphen,
Die Blume flüstert's und der Memnon singt es.

Du kennst es nicht? Wie deine Augen zünden —
Dein Odem sengt, dein Busen fliegt gewaltig —
O sieh mich an! ich will dir leis verkünden
Das schöne Wort, so groß und vielgestaltig!“

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

II.

Als Rossetti von seinem Patienten kam, eilte er sogleich nach dem Logierhause, seinen jungen Freund, den Mohren, aufzusuchen, erfuhr jedoch, daß derselbe diesen Morgen nach einem, etliche Stunden von dem Kurort entlegenen Städtchen geritten sei, und erst zu Abend zurückerwartet werde; sein Bedienter war nicht aufzufinden, und so mußte der Arzt einstweilen sich gedulden. Er lächelte, wenn er an die Ungeduld der reizenden Gräfin Lilienkron und an die der übrigen Gesellschaft dachte, und sie mit seiner eigenen verglich, etwas Näheres von Viktors neuesten Begebnissen zu erfahren. Als er endlich spät in seine Wohnung zurückkehrte, um zu Mittag zu essen, fand er zu seiner Verwunderung den Baron von Dressen dort.

„Dem Himmel sei Dank!“ rief ihm der Kleine entgegen, „dem Himmel sei Dank, daß Sie endlich kommen; seit Schlag eilf Uhr sitze ich hier, um Sie zu erwarten, Sie für diesen Nachmittag in Beschlag zu nehmen, und so der schönen Frau von Lilienkron mein Wort zu lösen: nämlich, Sie mit zum Thee zu bringen in den Pavillon auf dem Buchenberg. — Jetzt ist es drei Uhr. — Todesangst habe ich ausgestanden, daß Sie vielleicht gar nicht kommen würden, ich habe mich abscheulich gelangweilt, und noch abscheulicher gehungert.“

Rossetti lachte. — „Armer Freund! Also noch nicht zu Mittag gegessen? Nun Sie sind mein Gast und mir herzlich willkommen. — Aber geben Sie es endlich zu, die schöne junge Wittwe hat Ihr stolzes Herz bezwungen und Sie sind in sie verliebt? Nun? Wahrheit, Baron.“

Der kleine alte Herr erröthete und sprach nach einer Weile: „Gegen den Arzt muß man wahr sein, und so gestehe ich Ihnen denn, mein Bester! ja, ich bin in die schöne Camilla verliebt! und zwar verliebt wie ein Narr. Denn wohin, frag' ich Sie, soll und kann es vernünftiger Weise führen, wenn ein Subjekt wie ich, sich in einen Engel, wie die Gräfin, verliebt?“

„Wir wollen die Frage für diesmal unerörtert lassen,“ entgegnete Rossetti: „und uns setzen, damit die Suppe nicht erkalte.“ — Somit lud er den Baron ein, Platz zu nehmen, füllte zwei Gläser mit altem Rheinwein, und bot eins seinem Gast dar, es vor der Suppe zu leeren, indem er ihm mit gutem Beispiel voranging.

„Gott segne die Makrobiotik!“ rief der Baron ebenfalls trinkend: „O, daß sie lauter solche würdige Schüler zählte, als Sie, theuerer Doktor! einer sind. Aber es ist ein Wunsch, der sich nur andächtig wünschen läßt, und wohl schwerlich je in Erfüllung gehen wird, am wenigsten in dieser Zeit, wo in der Regel Jeder Alles versteht, das Eine ausgenommen, was er von Rechtswegen verstehen sollte! — Nun ich bin begierig, was der alte Herr von Eden mit seiner Erziehung gestiftet hat — ob er nur noch lebt? Mitgekommen ist er nicht, auch Margarethe nicht! Dieser letzte Umstand scheint mir aber dafür zu sprechen, daß er noch am Leben.“

„— So wie,“ — fügte der Arzt hinzu, „daß Viktor eben am bestimmten Tage hier eintraf. Erinnern Sie sich noch der Worte des Alten, als wir uns das Letztemal in Heidelberg sahen?“ — Der Baron fuhr in die Höhe und rief: „Wahrhaftig ja, er lebt! er *muß* leben! und geben Sie Acht, er hat die Wette doch mindestens *insoweit* gewonnen, daß er den Viktor hersenden durfte, Sie und mich nach Reichenau einzuladen. Wahrscheinlich hielt ihn selbst das Podagra oder eine Unverdaulichkeit daheim; Sie wissen ja, wie sehr er immer die Makrobiotik vernachlässigte und dafür an sich herum kurirte mit Pillen und Pülverchen, bald allo- bald homöopathisch.“

Rossetti nickte und sprach: „Ja, ein wunderlicher Heiliger ist oder war er.“

„Originell — originell!“ betheuerte der Baron: „welch ein Einfall: von mir, seinem alten treuen Freunde, und von Ihnen, seinem Liebling, sich *schwören* zu lassen, daß wir von der Stunde seiner Abreise an *nie* nach seinem Aufenthalt, nach seinem Leben oder Tode forschen wollten, bis er selber uns wieder dazu auffordern, oder uns den Viktor senden würde! und dies sollte gerade *neun* Jahre währen. — Nun, die neun Jahre sind um, und richtig: der *Viktor* ist auf den Tag eingetroffen.“

„Vielleicht Zufall,“ meinte der Arzt, „unmöglich kann ich glauben, daß sein närrisches Experiment ihm gelungen sei. Warum redeten Sie den Viktor diesen Morgen nicht sogleich an?“ Der Baron schlug verschämt die Augen nieder und lispelte: „Wie konnt' ich loskommen? — die Gräfin winkte mir! und als ich frei wurde, war er schon davon geritten“ —

„Nun, dieses Glas Champagner auf das Wohl Ihrer Herzens-Gebieterin!“ rief der Doktor, zwei Liliengläser füllend, „und somit sei unser kleines Mahl beendet.“ — Beide tranken und erhoben sich sodann, um sogleich den Weg nach dem Buchentempel anzutreten, wo ein kleiner Kreis sich zum Thee versammelt hatte.

Der Buchenberg liegt nur einige tausend Schritte von dem Brunnen-Orte entfernt, und bis zu seinem Fuß führt eine herrliche Allee von riesigen dichtbelaubten Ahornbäumen. Hie und da waren Ruhestellen angebracht, Bänke, aus *Aesten* geflochten, an denen noch die Rinde befindlich. Auf einem dieser künstlich-einfachen Sitze erblickten die langsam Daherschreitenden eine schlanke, edle Frauengestalt, welche, wie es schien, in tiefes Nachsinnen versunken da saß. Sie hatte den rechten Arm auf die Lehne der Bank gestützt und das von reichen blonden Locken umwallte Haupt ruhte tief gesenkt in der kleinen schneeweißen Hand, welche Stirn und Augen deckte, so, daß es unmöglich war, die Gesichtszüge der jungen Dame zu erkennen. Daß sie jung sei, verrieth die zarte weiche Form der Gestalt, so wie die Elastizität ihrer Bewegungen, als sie, die Tritte der Nahenden hörend, schnell aufsprang und, ohne sich umzublicken, in einen schattigen Nebenpfad einbiegend, davon eilte. Der Baron blickte ihr verwundert und neugierig nach und sprach sodann: „Das ist nun das *drittemal*, daß ich diese junge Dame hier einsam sitzend fand, und noch nicht ein einzigesmal ist es mir geglückt, ihr Gesicht zu erblicken — und noch nirgends anders traf ich sie! Wer mag sie sein?“ „Ja, wenn *Sie* das nicht wissen,“ entgegnete lächelnd Rossetti — „wer sollt' es denn?“

„Sie lächeln? am Ende Sie selber! o bitte, Doktorchen!“ — „Pah! warum nicht gar! Ich sah sie noch nie.“

Der Baron schüttelte das Haupt, als traue er der Aussage des Arztes nicht so recht, doch hielt er es für angemessen, nicht weiter zu forschen, da er die Art und Weise Rossetti's kannte. So stiegen sie denn schweigend den Berg hinauf und näherten sich dem Pavillon, vor dessen geöffneten Glasthüren die Gesellschaft im Halbkreis um den Theetisch saß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

(Fortsetzung von Nr. 3)

Jaroslaw Puchmayer ist als der eigentliche Wiedererwecker der böhmischen Dichtkunst zu betrachten. Er gab ein Bändchen gesammelter Gedichte heraus, und lud zur Theilnahme an den folgenden Bändchen alle böhmischen Dichter ein, die ihn denn auch mit ihren Beiträgen reichlich unterstützten. Hier begegnen wir zuerst jenen Namen im Vereine, die später — jeder insbesondere — das Gebäude der schönen Literatur Böhmens aufgerichtet haben. Puchmayer selbst war nur Lyriker, obgleich er in der Form der poetischen Erzählung und besonders der Fabel das Meiste hinterließ. Hier aber war er Nachahmer der Deutschen. Er hatte den leichtesten Vers und die trefflichste Diktion unter seinen Zeitgenossen, obwohl er an eigenthümlichem Witz von *Hněwkowský*, an Reichthum der Gedanken von *Negedlý*, an poetischem Schwung von *Rautenkranz* übertroffen wurde. Als Patriot und Beförderer der vaterländischen Literatur im Allgemeinen, steht Puchmayer sehr hoch, so wie auch seine welthistorischen Ansichten wohl mit seiner Zeit, aber nicht immer mit seinen Lokalverhältnissen im Einklange standen. Hiebei können wir nicht umhin, auf seine vortreffliche: *Stimme des Rufenden in der Wüste* aufmerksam zu machen. Man findet sie im 3. Buche der ersten Auflage seiner gesammelten Gedichte.

Hněwkowský war zu seiner Zeit in der That ein trefflicher Dichter. Sein Humor und Witz machte ihn so eben beliebt, als seine echt volksthümliche Individualität dazu beitrug, daß einige seiner kleineren Gedichte von Mund zu Mund gesungen wurden, und sich bis jetzt unter dem Volke erhielten. Er ist jedoch als Lyriker eben so unbedeutend, als ausgezeichnet in der Romanze. Seine humoristisch-poetischen Erzählungen werden immer gerne gelesen, denn seine Sprache ist ungeziert, ungezwungen und derb, sein Witz ungesucht, und die Satyre treffend. Sein bestes Werk aber bleibt: „Wlasta oder der Mädchenkrieg in Böhmen,“ das in der ersten Auflage als komisches Heldengedicht erschien, und besonders in Einzelnheiten ausgezeichnet ist. Leider hat dieser begabte Schriftsteller später seinen Beruf verkannt, indem er sich auf ein Gebiet warf, in welchem er immer ein Fremdling bleibt. Er ließ sich verleiten, seine Wlasta in der zweiten Auflage zu einem romantischen Gedicht zu umstalten, das aber eben so mißlungen ist, wie sein neuestes Trauerspiel, „Jaromir.“ Man sieht es dem letzteren an, daß der Dichter an Jahren vorgerückt, seine Phantasie gelähmt, sein Jugendfeuer verglommen ist. Stoff und Form stehn *über* ihm, und die Begeisterung fehlt, ohne die es keine Poesie gibt, wie keine Liebe. Aber wir müssen den Mann achten, welcher der vaterländischen Literatur jene Stunden opferte, die ihm seine praktische Laufbahn frei ließ. — Hiebei muß bemerkt werden, daß die böhmischen Literaten, bis auf die Gegenwart, keinen weitern Lohn für ihre Bemühungen ernteten, als das Bewußtsein, für das Vaterland zu wirken, — daß von einem erwäh-

nungswerthen Honorar keine Rede sein kann, ja daß sie selbst ihr eigenes Vermögen mit Freuden opferten, damit nur die Bücher, bei einem geringen Preise, desto leichter Eingang fänden in der Gesammtmasse der Nation. — Hievon liefert uns der Dechant Adalbert Negedlý das nächste Beispiel. Als Dichter gehört er der früheren Periode der böhmischen Poesie an, schrieb aber seit jener Zeit Mehreres, das er erst jetzt, — in der Gesammtausgabe seiner Werke, die auf seine Kosten erscheint — veröffentlicht. Schade, daß seine Schriften nicht sogleich nach ihrer Entstehung erschienen. Sie hätten damals der böhmischen Literatur ungemein genützt, wogegen ihr Einfluß jetzt unbedeutend ist. — Negedlý hat sehr viel geschrieben, und darunter manches recht gute, aber seine Stellung scheint der Phantasie nicht zuträglich zu sein. Er trat früher mit dem jüngsten Gericht auf, einer kühnen Idee, deren Ausführung jedoch nur theilweise gelungen ist. Von seinen vor Kurzem erschienenen Schriften erwähnen wir zuerst zwei Bändchen vermischter Gedichte, von denen das erste rein lyrisch ist, das zweite Romanzen, Balladen und Erzählungen enthält. Sodann: Ottokar, ein episches Gedicht (drei Bändchen), Karl IV., ein didaktisches Gedicht, Wratislaw, ein romantisches Gedicht, die poetische Erzählung Wenceslaw u. a. m. Negedlý ist ein reflektirender Dichter, und wir finden in seinen lyrischen und didaktischen Gedichten mehr praktische Philosophie, als Poesie, weshalb er auch als Epiker nicht sehr hoch steht. Muß man auch den zweckmäßig angelegten Plan seines „Ottokar" rühmend hervorheben, so verräth sich doch der Mangel an eigentlich dichterischer Intuition in der Ausführung. Die Beschreibungen sind oft zu breit, und die allzuhäufig gebrauchten Epitheta schwächen den Effekt. — Am gelungensten sind wohl Negedlý's Oden und sein Karl IV. Die Romanzen und Balladen entbehren des nothwendigen lyrischen Elements und auch wohl der Originalität. Uebrigens ist es für den Verfasser kein geringes Verdienst, daß er neben seinen Werken auch die Gedichte Puchmayers, Johann Negedlý's (seines verstorbenen Bruders), und die von Rautenkranz herausgibt.

Rautenkranz war gewiß unter den Genannten der feurigste. Er glühte für sein Vaterland und Volk, und die Zustände der Zeit begeisterten ihn zu manchem lebendigen patriotischen Lied. Er mochte wohl nicht gedacht haben, daß die, damals noch arm dastehende Literatur Čechiens nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch in Mähren und in der Slowakei jenen Anklang finden werde, dessen sie sich gegenwärtig in so hohem Grade zu erfreuen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Controlle des Ultra-Magyarismus.

Die in Preßburg erscheinende Magyarische Zeitung „Hirnök" (der Courier) berichtet Folgendes aus Szered, im Preßburger Comitat, vom 23. August über die Magyarisirung der slowakischen Unterthanen des Grafen Karl Eszterházy.

„Welch süßes, überraschendes Gefühl war es für jeden Magyaren, der am 19. dieses der öffentlichen Prüfung, welche in der vom Grafen Karl Eszterházy neu errichteten National-Lehranstalt Statt fand, beiwohnen konnte. Zwei und sechzig slawische Zöglinge gaben, in Gegenwart der gräflichen Familie und vieler angesehenen Zuhörer, erfreuliche Zeichen ihres Fortschrittes in den ihrem zarten Alter angemessenen Bemühungen. — Solche Anstalten sind unumgänglich nothwendig, besonders in jenen Comitaten, wo der größte Theil des Volkes noch eine fremde (?) Sprache spricht; denn nur auf diese Art wird das von jedem Patrioten heiß ersehnte Ziel erreicht, daß mit der Zeit alle Bewohner unseres Vaterlandes nur eine gemeinsame Sprache reden."

Ich habe dagegen als ein vorurtheilsfreier, unbefangener Ungar, Folgendes zu erinnern. 1. Der Graf Karl Eszterházy verdient allerdings den Dank seiner Unterthanen, daß er ihren Kindern Gelegenheit verschafft, in der von ihm gegründeten National-Lehranstalt zu Szered die magyarische Sprache, deren Kenntniß den in Ungarn wohnenden Slawen und Deutschen sehr erwünscht sein muß, lernen zu können, und wenn in der angestellten Prüfung die 62 slawischen Zöglinge in derselben Fortschritte zeigten, so konnten die Zuhörer mit Recht sich darüber freuen. 2. Es ist aber nicht zu begreifen, wie der Correspondent die Sprachen jener Comitate, in welchen der größte Theil des Volkes nicht magyarisch, sondern slawisch, deutsch, walachisch spricht, fremde Sprachen nennen kann, da ja in Ungarn diese Sprachen, laut der Geschichte, weit früher gesprochen wurden, als die magyarische, die vielmehr eben so eine durch die Eroberer eingedrungene Sprache ist,*) wie die türkische in Griechenland, Bulgarien, Serbien, Bosnien, Albanien u. s. w. Auch wurden jene Sprachen durch die Magyaren nie ausgerottet. Es ist auch durchaus nicht üblich, die bestehenden Landessprachen fremde zu nennen, wenn das Land durch ein fremdes Volk erobert wurde, vielmehr ist die Sprache der Eroberer für die besiegten Völker eine fremde. Oder sollte der Correspondent in der ungarischen Geschichte gar so unbewandert sein, daß er nicht weiß, daß in Ungarn eher Slawen, Deutsche und Walachen, als Magyaren, wohnten, — und die Magyaren für Autochthones (aborigines) halten? 3. Ultra-magyarische Afterpatrioten mögen allerdings aus politischen Gründen mit heißer Sehnsucht sich das Ziel vorgesteckt haben, daß mit der Zeit alle Bewohner Ungarns nur eine gemeinsame Sprache — die magyarische — reden werden. Allein vorurtheilsfreie, wahrhaft patriotische und zugleich kosmopolitische Magyaren (denn wahrer Patriotismus läßt sich mit Kosmopolitismus verbinden, nicht aber Afterpatriotismus) wissen die Muttersprache jeder Völkerschaft und jedes Individuums eben so wie die Religion eines Jeden zu respektiren, und wünschen nur, daß es durch den Schulunterricht und andere zwanglose Mittel nach und nach so weit gebracht würde, daß die in Ungarn wohnenden Slowaken, Illirier, Ruthenen, Deutschen und Walachen mit den Magyaren magyarisch sprechen könnten. Gottlob, daß die Zahl dieser besonnenen, vorurtheilsfreien, billig denkenden Magyaren nicht klein ist.

Die Magyaren sind so große Verehrer ihres ersten Königs, Stephans des Heiligen (die Katholiken verehren ihn als Ungarns Landespatron), und doch beherzigt die gegenwärtige magyarische Generation nicht seinen prägnanten (inhaltschweren) politischen Ausspruch: *Unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est.* Ich zweifle nicht daran, daß die Ultramagyaren diesen Ausspruch Stephans des Heiligen aus seinem Dekret für immer ausstreichen würden, wenn sie könnten.

Karl.

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

Vicenza. Donizetti's Oper: „Fausta" machte Fiasco, wiewohl der Prima Donna Armenia Talent nicht abzusprechen ist, und die übrigen Sänger alles Mögliche thaten, um sie aufrecht zu erhalten.

Mantua. Die Oper: „Elena da Feltre" von Mercadante, so wie die darin beschäftigten Künstler Genero und Minoja hatten sich nur eines äußerst mittelmäßigen Erfolges zu erfreuen.

Brescia. F. Ricci's „Prigione di Edimburgo" sprach sehr wenig an; doch ließ man dem Verdienste der braven jungen Sängerin Vettadini und dem alten Sänger Galli alle Gerechtigkeit widerfahren.

Florenz. Im Teatro della Pergola gefiel ungemein die Oper: „Ines di Castro," und die Prima Donna Gabussi (für Wien engagirt), der Tenor Mussich und der Basso S. Ronconi erhielten rauschenden Beifall. Im Teatro Alfieri wurde Donizetti's „Ajo nell' imbarazzo" mit Wohlgefallen aufgenommen.

Modena. „Marino Faliero" entsprach den gehegten Erwartungen vollkommen.

Parma. Die Oper: „Lucrezia Borgia" und das heroische Ballet „Francesco da Rimini" litten totalen Schiffbruch.

Piacenza. „Lucia di Lammermoor," welche voriges Jahr so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen wußte, scheint alle Anziehungskraft verloren zu haben, denn das Haus ist leer, wenn sie gegeben wird, und die wenigen Zuschauer bewegen ihre Hände, um — sie vor Kälte zu reiben, doch nie, um Beifall zu klatschen.

Lucca. Die Carnevalstagion im hiesigen Teatro Pantera wurde mit L. Ricci's „Chiara di Rosemberg" eröffnet. Der Erfolg war kein günstiger.

Turin. Im Teatro Regio kam Rossini's: „Guglielmo Tell" zur Aufführung. Die Musik erschien dem Turiner Publikum zu gelehrt und erfreute sich keiner besonderen Theilnahme. Das Ballet „Marino Faliero" fiel durch. Man bereitet die Aufführung einer neuen Oper von dem deutschen Meister F. Nicolai vor. Im Teatro Sutera wurde Ricci's „Scaramuccia" beifällig aufgenommen.

*) Dies bemerke ich ohne alle Seitenblicke und Seitenabsichten, blos weil es die Geschichte befiehlt.

Genua. A. Nini's neue Oper: „la Marescialla d' Ancre" ging im Teatro Carlo Felice am 26. v. M. in die Scene und erfreute sich eines ungewöhnlichen Beifalls, welcher sich noch mit jedem Abende steigerte. Fast jede einzelne Piece wurde aufs lebhafteste applaudirt, und der Meister am ersten Abende 10mal gerufen. Die Sänger waren: die Primadonna Tadolini, der Tenor Pasini und der Basso Varese.

Rom. Ein böser Stern scheint über die hiesigen Theater zu walten. Im Teatro Apollo machte Pacini's neue Oper: „Furio Camillo" troß der unvergleichlichen Ungher und dem herrlichen Tenor Donzelli total fiasco; im Teatro Valle wurde Mercadante's anerkannt schöne Oper: „Elisa e Claudio" mit Kälte aufgenommen; im Teatro Alibert ließ Bellini's Sonnambula völlig kalt; nur der Tenor A. Gallico aus Triest erhielt verdienten Beifall. In den übrigen Theatern wurden Schauspiele gegeben. Herr Seiffard aus Wien hat hier sein Gabinetto meccanico aufgeschlagen, und erntet viel Geld und Beifall.

Ferrara. Donizetti's „Ugo di Parigi" ward ausgepfiffen.

Triest. Die Oper: „Gemma di Vergy" und das Ballet: „l' inaugurazione dell' idolo" wollen noch immer nicht ansprechen. Man will jezt die Norma geben.

Deutsche Literatur.

Deutsche Theeblätter. Hervorgerufen und gepflegt durch F. von Elsholtz, A. von Maltitz und F. Aug. von Zu-Rhein. München 1839.

Sind die Journale Flugblätter, die der lebendige Hauch der Gegenwart an dem literarischen Horizont vorüberflattern läßt, — so ist der Journalist die Eintagsfliege, die einen kurzen Moment nur vor dem Auge des Lesers spielt, um im nächsten — vergessen zu sein. Für ihn gibt es keine Zukunft; um so mehr mag er sich berechtigt fühlen, seine Ansprüche auf Anerkennung mitten in die Gegenwart zu stellen. Aber die Dame, die jeden Morgen eine neue Auswahl eleganter und zierlicher Blättchen auf ihrer Toilette findet, — der Leser von Profession, der täglich zur bestimmten Stunde in die Conditorei, den Leseverein oder das Casino tritt, um die frischangekommenen Journale zu durchblättern, — diese denken nicht daran, welche Masse von Kräften mit dieser Papierflut, wie der Rhein im Sande, verrinnt. Hat Schiller Recht gehabt, die Kunst des Mimen flüchtig, und dem Augenblick verfallen zu nennen, so gilt dies wohl noch mehr von dem Tagesschrif steller; mit dem Unterschiede nur, daß dieser in mancher Rücksicht bei weitem übler daran ist, als jener. Denn während der Schauspieler im Augenblick flammender Begeisterung jener beweglichen athmenden Menge gegenüber steht, auf die sein Wirken berechnet ist; während er den Lohn seines Strebens augenblicklich aus warmer Hand, also Leben für Leben, empfängt: richtet der Journalist aus stillem, einsamen Boudoir seine Worte an eine ideale, abwesende, zerstreute Masse, von deren Erregung er nichts zurückempfindet. Ja, noch mehr! Der Kunst des Akteurs geht der Kritiker mit seinem Griffel nach; er mißt genau jeden Schritt, den diese vorwärts oder rückwärts thut, er lobt und tadelt, belehrt und deutet an, und bringt so den Künstler erst zum rechten vollen Bewußtsein seiner Höhe und Kräfte. Ein Gleiches gilt mehr oder minder von den übrigen Künsten. Aber für den Tagesschriftsteller gibt es kaum ein anderes kritisches Forum, als das in seinem eigenen Inneren spricht; seine Bestrebungen hält man selten der Mühe werth, ihnen öffentlich Lob oder Tadel zuzumessen. Zwar hat der Mißbrauch eine Art der Anerkennung und des Desavouement's in die Journalistik gebracht: für jene das Plagiat, der Nachdruck — für dieses den Skandal, den Schimpf; — aber solche Weise, eine Censur zu üben, ist von dem Ernst der Kritik so weit entfernt, als das schmachvolle Gewerbe des Wegelagerers von der Würde loyaler Amtsgewalt. Haben auch einzelne Blätter in ihren Spalten hin und wieder eine stehende Rubrik für Journal-Revue und Kritik eröffnet, so wurde diese doch meist nur vorübergehend, oder in so schaler Oberflächlichkeit gehalten, daß unmöglich ein Resultat davon zu erwarten war. Es bleibt also vor der Hand wohl nichts zu thun, als gelegentlich ein ausführliches Wort über ein oder das andere Journal, dessen Tendenz, Charakter und Wirken zu sagen, — um so den Mitstrebenden wenigstens ein Körnlein Gerechtigkeit zu streuen.

Die „deutschen Theeblätter" wurden im verflossenen Jahre unter hohem Schutz und Einfluß in München gegründet. Sie waren von ihrem Beginn her für die feineren Kreise der Gesellschaft bestimmt; und wenn es für jedes Journal unerläßlich ist, eine Farbe zu tragen, und zugleich die Sphäre, der es sich widmet, genau zu kennen, so mochten die Gründer der „deutschen Theeblätter," sowohl durch ihre soziale Stellung als ihren literarischen Ruf, allerdings zu besonderer Erwartung berechtigen. Daß die Erfüllung hinter dieser nicht zurückblieb, wird jeder gerne gestehen, der dem Journale einige freundliche Aufmerksamkeit widmete; um so mehr, wer sich zu ähnlichen Tendenzen, wie die „deutschen Theeblätter" bekennt. Schon der erste Blick auf die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Blattes verräth die Haltung, welcher die umsichtige Redaktion huldigt, — und so ist auch der Ton ein durchaus eleganter, anstandsvoller und anmuthigruhiger, worin die eigentlichen Journalartikel abgefaßt sind. So mußte er sein, um sich der feinen Sitte der höheren Coterie anzuschmiegen. Auch die Lyrik und Novellistik streift nur selten jenen wohligen Anhauch des Comfort's ab, der uns unter allen Verhältnissen und in allen Formen immer behaglich umfängt. Dies im Allgemeinen von dem Charakter der „Theeblätter."

In wie fern es der Redaktion gelungen sei, ihrer Tendenz entsprechende Mitarbeiter zu gewinnen, möge ein Blick auf den geschlossenen Jahrgang zeigen. Im Fache metrischer Poesie finden sich Namen, wie: Friedr. Rückert, Tiedge, A. von Maltitz, E. Förster, Ernst von Feuchtersleben, Ludw. Bechstein, Louise von Bornstedt, Ed. Gehe, Heinr. Stieglitz, E. von Brunow, Otto Prechtler, Fr. Beck, F. Pocci. Im erzählenden Genre begegnen uns F. von Elsholtz, F. de la Motte Fouqué, Karl Fernau, Büssel, Antonie, Franz Schmidt u. A. Den Preis verdient vor Allen die Novelle: „Der letzte Ritter von Malta" von Fouqué's längstbewährter Hand. — Die Rubrik des „Mannigfaltigen" ist sehr reich bedacht und gewählt. Journaliere Artikel, Berichte über auswärtige und Münchner Zustände entsprechen vollkommen dem Geist des Journals. Besonders ausgezeichnet, geistreich und modern sind die Theaterreferate aus München (unter der Chiffre St.), nicht minder die Besprechungen französischer Schriftsteller der neuesten Zeit. Auch der Humor ist nicht vergessen, und E. Weichselbaumer hat in dieser Art einige charmante und originelle Aufsätze geliefert; A. von Maltitz's humoristisches Talent ist ohnedies bekannt. So wechselt Pikantes und Witziges mit Ernstem und Scharfsinnigem, aber stets in dem gleichen Tone conversationeller Sittigkeit. Kein Wunder also, daß sich die „deutschen Theeblätter" in den höheren Cirkeln, besonders Münchens, so schnell eine ungewöhnliche Beliebtheit errungen haben, und es wird nur an dem consequenten Fortwirken der geachteten Redaktoren liegen, dieselbe zu erhalten. Besonders aber dürfen diese Blätter gediegener Conversation von Seite der vornehmen Damenwelt ein immer lebendigeres Interesse erwarten.*)

J. Umlauft.

Notizen.

(Neue Oper.) Vor Kurzem wurde in Paris eine neue Oper: „Eva" gegeben, zu deren Entstehung die Geisteskräfte von nicht weniger als sechs Männern nöthig waren. Der Text ist nämlich nach einer Novelle von Balzac, der einen alten Operntext benützte, von zwei Compagnons, und die Musik von zwei Componisten (Girard und Coppola) gearbeitet. Man sieht, das Compagniewesen in der Kunst nimmt immer mehr überhand; am Ende werden ganze große Gesellschaften an Einem Werke arbeiten, die, alle für Einen Mann stehend, eine furchtbare Phalanx gegen jeglichen Angriff bilden könnten!

(Vogel), ein junger Componist, macht gegenwärtig in Paris viel Aufsehen. — Vogel hat bereits ein „leztes Gericht" componirt. Man rühmt die Schönheit und Größe seiner Melodien und wünscht ihm ein Terrain seiner Wirksamkeit, welches ihm Gelegenheit bietet, die großen Hoffnungen, die man von ihm hegt, zu realisiren.

(Liszt.) Bekanntlich hat Liszt vor Kurzem in Pesth von dem Grafen Leo Festetits, Präsidenten des Ofner und Pesther Musikvereins, im Namen der ungarischen Nation einen Ehrensäbel zum Geschenk erhalten. Ein Witzbold meinte, Liszt habe diesen Säbel bekommen, um die Gräflichen Instrumente gegen die Streicher'schen zu vertheidigen.

*) Die „deutschen Theeblätter" erscheinen vom Januar d. J. an statt wöchentlich in monatlichen Lieferungen, jede zu einem Bogen und unter dem veränderten, der erhobten Tendenz mehr angemessenen Titel: Deutsche Blätter für Literatur und Leben. Der Abonnementspreis beträgt ganzjährig 7 fl. C. M., halbjährig 3 fl. 30 kr. C. M., vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M.

Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 8. Samstag den 25. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Die Commission für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die todte Stadt.

Von Moritz Hartmann.

Das ist die Stadt der Sabbathmänner,
Die Mosis heil'ges Buch verbrannt,
Und Christi glühende Bekenner —
Selbst Christum aus der Kirch' gebannt; - -

Drum hüllt sie, eine starre Leiche,
Der Nebel ein, ein Leichentuch —
Drum drückt's herab vom Himmelreiche,
Als wie ein weltenschwerer Fluch.

Den Glockenzungen, die durch Stürme
Ihr Wort gepredigt, starb der Ton —
Gigantenarme sind die Thürme,
Die himmelwärts durch Wolken drohn. —

In diesen Mauern kann kein Beten,
Kein Fleh'n gedeih'n, das Schmerz gebar —
Hier kann kein Priester betend treten
Und Segen spendend zum Altar;

Das Wort erstaret, ein eis'ger Tropfen,
Ertödtend an des Beters Mund —
Des Priesters Spruch mit nächt'gem Klopfen
Schreckt auf die Ruh im Herzensgrund. —

Schnell flieht vorüber der Nomaden,
Der flüchtigen Kirgisen Schaar!
An Küsten, die so fluchbeladen,
Soll trinken nicht ihr Dromedar. —

Glücksel'ges Volk! — das vom Kameele
Getragen durch die Steppen flieht —
Glücksel'ges Volk! durch dessen Seele
Kein Zweifel, Kraft ertödtend, zieht.

Glücksel'ges Volk! dein Zelt wird dauern,
Weil ewig gleich tönt dein Gebet —
Indeß der Sturm ob jenen Mauern,
Ein Mönch, den Bann verkündend, geht. —

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie endlich!" rief Gräfin Camilla, welche, wie überall, so auch hier präsidirte, „kommen Sie endlich, treuloser Doktor? doch Ihnen sei vergeben, weil Sie doch endlich kamen und hier, neben mir soll Ihr Platz sein, und diese Tasse Thee kredenze ich Ihnen, damit Sie an die Aufrichtigkeit meines „Willkommen" glauben." Rossetti ließ sich neben der Gräfin nieder und sprach, indem er die dargebotene Tasse mit Anstand empfing, etwas boshaft: „Wer würde mich nicht um diese schönen Worte aus diesem schönen Munde, wer mich nicht um diesen holden Blick aus diesen schmachtenden Augen beneiden!, und mich nicht als den Glücklichsten preisen? Wer's nicht wüßte, daß ich nichts weiter bin, als der Brunnenarzt Rossetti."

„Still, still!" fiel Camilla ihm ins Wort, „keine Deutung meiner Huld und Gnade, es sei Ihnen genug, daß Sie sie haben. Aber so lieb sie Ihnen ist, so gewiß rechnen wir Alle, die wir hier versammelt sind, darauf, daß Sie endlich unsere Wißbegierde befriedigen und uns von Ihrem Freunde Viktor erzählen."— Ich weiß, wo Sie diesen Morgen anfingen und aufhörten, sprach der Baron: „Als ich noch in dem schönen Heidelberg studirte" —

„Richtig," lachte die Gräfin. — „Nun weiter, Doktor." Und Rossetti erzählte:

„Als ich noch in dem schönen Heidelberg studirte, sprach man dort sehr viel von einem Herrn von Eden, der sich vor Kurzem unfern der Stadt angekauft hatte. Niemand wußte mit Gewißheit anzugeben, woher er eigentlich stamme, ja man war sogar im Zweifel, ob der Name, welchen er führte, sein eigener oder nur ein angenommener sei; denn Viele hielten ihn für weit mehr, als wofür er sich gab, weniger wohl um seines großen Reichthums willen, der wahrhaft unermeßlich schien, als wegen des imposanten — fürstlichen Wesens, welches sie an ihm entdeckt zu haben glaubten. Seine Besitzung betrat nie ein Fremder, er lebte dort in strengster Abgeschlossenheit, und alles, was er daheim betrieb, war ein unergründliches Geheimniß. Kam er dagegen nach Heidelberg, so suchte er die Geselligkeit und gab sich ihr mit einer so kindlichen, harmlosen Freude hin, wie man sie heut zu Tage oft noch bei Männern seines Alters (er war ein rüstiger Sechziger), desto seltener — leider! bei unsern jungen Männern findet. Dennoch kannten ihn nur Wenige. Ich hatte lange vergebens darnach getrachtet, seine Bekanntschaft zu machen, und wer weiß, ob es mir je gelungen wäre, hätte ich nicht zufällig in einer Abendgesellschaft unsern aller Freund, den Baron Dressen, kennen gelernt. Dieser erzählte mir von einem Maler, welcher für den Intimus des Herrn von Eden galt, da er sogar in dessen Hause häufig aus- und einginge.

Der Baron kannte den Maler und war alsobald bereit, mich bei ihm einzuführen. Brunetti war der genialste Künstler, welcher mir je vorgekommen ist; weniger eigentlicher Maler als Skizzist, wußte er mit wenigen kühnen Strichen mehr zu sagen, als eine ganze Schule neuromantischer und neuklassischer Mäler zusammengenommen nur zu denken wagen würde. Sein Ruf war übrigens in Heidelberg nicht der beste; man erzählte sich, er habe einstmals seine Wirthin umbringen wollen, um geringfügiger Ursache willen. Die Meisten mieden ihn und er mied Alle. Dennoch empfing er mich freundlich genug, was ich einzig und allein der Kunst des Herrn Barons, den Löwen zu zähmen, zu danken hatte, und zeigte sich bereit, mich dem Herrn von Eden vorzustellen. Er hielt Wort; schon nach wenigen Tagen sandte er unvermuthet seinen Bedienten zu mir, der mich einlud, seinen Herrn zu besuchen, indem der Herr von Eden angekommen sei. Ich säumte nicht, der Einladung sogleich Folge zu leisten, und fand, als ich in das Zimmer des Malers trat, nicht nur den Herrn von Eden daselbst vor, sondern auch unsern Baron, der sich angelegentlich mit ihm unterhielt.

Ich mußte gestehen, daß meine günstige Vorstellung von dem alten Herrn noch übertroffen wurde. Ich fand in ihm den Ton des vollkommenen Weltmannes mit der klassischen Bildung des Gelehrten, dem feinen Schönheitssinn des Künstlers und der Gemüthlichkeit des Menschen vereinigt. Und hätt' ich ihn damals charakterisiren sollen, ich hätte es mit Hamlets Worten gethan: „Sagt, er ist ein Mann, und ihr habt alles gesagt.“ —

Um so mehr mußte es mir auffallen, als ich bemerkte, wie Brunetti zu Zeiten gegen seinen Freund und Gönner sich benahm. Kam nämlich das Gespräch auf philosophische Gegenstände: auf Geist, Welt und Menschen, auf Bestimmung u.s.w., über welches Alles der Herr von Eden gerne und mit Geist sich aussprach: so suchte Brunetti schnell etwas ganz Anderes auf die Bahn zu bringen; gelang ihm dieses nicht, so ergoß er sich in die beißendsten, bittersten Bemerkungen, verhöhnte jede Ansicht des Freiherrn, und wußte endlich, mit einem wahrhaft satanischen Hohn, an irgend einem Ausspruch desselben die schwache Seite dergestalt hervorzuheben, daß, was von Eden gesagt, als lächerlich, unhaltbar, ja geradezu aberwitzig erschien, und der Baron und ich, oft alle Rücksicht vergessend, darüber lachen mußten. Statt aber dem Maler zu zürnen, lachte der Freiherr bei solchen Gelegenheiten herzlich mit und bemerkte nur: „Auch das Heiligste und Erhabenste steht nicht so hoch, daß der Mensch es nicht verspotten und gegen seines Gleichen lächerlich machen könnte. Dennoch wird er es nie bis zu sich oder gar bis unter sich hinab ziehen können. Es beharrt auf seiner Höhe, wie wir in unserer Niedrigkeit, wenn wir dabei beharren: nichts Höheres außer uns anerkennen zu wollen. O, daß Ihr es nicht einseht, Ihr jungen Weltenstürmer, daß der Mensch (der Begabteste von allen), nicht ausreicht mit der stolzen Zuversicht auf seinen Werth, wenn er wirklich einem höhern Ziele zustrebt, ja, daß diese stolze Zuversicht nicht einmal für dieses arme kurze Leben ausreicht! — Wer ist dieser Erdengott, der jetzt keinen Gott über sich erkennen will, nach zehn bis zwanzig Jahren, wenn die kleinen, verächtlichen, aber stets wiederkehrenden Sorgen für Heut und Morgen ihn endlich mürbe machten, wenn seine braunen oder blonden Locken sich in graue umwandelten, das Feuer seiner Augen erlosch und sein Körper und seine Seele ihre Spannkraft verloren? Fragt jeden Greis, was er als Jüngling träumte, wie viele seiner Träume erfüllt wurden, wie viele seiner kühnen Entwürfe er verwirklichte? und wenn ihr über die Fülle der Jugendkraft staunt, und es findet: wie wenig hier durch sie vollbracht wurde, so erkennet etwas Höheres als euch, etwas Höheres als diese Welt, aber verzweifelt nicht und verneint nicht, wie früher das Hohe, Heilige, so jetzt: diese Welt, dieses Sein — eure eigene Existenz.“ —

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Nach den genannten Dichtern treffen wir auf eine günstige Wendung der schönen Literatur in Böhmen. Jüngere Poeten traten neben den alten entschlossener und eigenthümlicher auf, scheuten die Vorurtheile nicht, die sie zu bekämpfen hatten, und gewannen durch ihre Ausdauer die Bewunderung manches Beobachters. Aber all ihr ruhmwürdiges Streben hatte für die Literatur keinen so wichtigen Erfolg, als der glückliche Zufall, der den geschätzten Literaten und Bibliothekar Hanka die Königinhofer Handschrift finden ließ. Jetzt trat die eigentliche Nationalpoesie Böhmens hervor, und lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich; von diesem Augenblicke an begann die feste Begründung der böhmischen Literatur. W. Hanka spielt schon deshalb eine bedeutende Rolle in der böhmischen Literatur, weil ihm sein Vaterland die Auffindung seines größten Schatzes zu verdanken hat; aber auch durch seine Lieder hat er sich ein bedeutendes Verdienst erworben. Er ist populär in seiner Dichtweise, und fast jedes Dorfmädchen weiß einige seiner Lieder zu singen. — Mit noch mehr Talent trat Etjrad Polak hervor, der Verfasser der „Erhabenheit der Natur,“ eines großen lyrisch beschreibenden Gedichtes, das eine wahrhaft poetische Naturanschauung, reiche Phantasie und glühende Empfänglichkeit des Dichters für alles Schöne der Natur bewährt. Polak ist ein Dichter von Beruf, und es wäre zu wünschen, daß er selbst, oder ein Anderer, seine in Zeitschriften zerstreuten, oft vortrefflichen kleinern Gedichte gesammelt herausgäbe. Die schöne Literatur Böhmens würde dadurch bedeutend gewinnen, und das Publikum es dabei gewiß nicht an Theilnahme fehlen lassen. Ob dieser Wunsch realisirt werde, ist ungewiß, aber es steht zu erwarten, daß die jüngste Generation, an welche sich so viele literarische Hoffnungen Böhmens knüpfen, auch hierin ihren Eifer für jedes zeitmäßige, patriotische Unternehmen bewähren werde, wenn der Dichter selbst es nicht auf sich nehmen wollte oder könnte.

Karl Agneil Schneider hatte sich früher in deutschen Versen versucht, und sah leider erst in spätern Jahren ein, worauf ihn besonders Professor Sedláček aufmerksam machte, daß er sein Ziel verfehlt habe. Die deutsche Literatur, deren schöngeistige Produkte in Böhmen sich früher nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, und die blos an K. E. Ebert einen würdigen Repräsentanten von ausgezeichnetem Talente fand, spielte doch nur eine Gastrolle auf dem slawischen Gebiete, und brachte ihren Beförderern keine großen Vortheile. Agneil Schneider wandte sich zufolge dieser Ueberzeugung seiner Muttersprache zu, und wurde ein be-

liebter čechischer Dichter. Er war besonders glücklich in Balladen, von denen einige — besonders „der Einsiedler" — allgemein unter dem Volke gesungen wurden, eine jedoch (Ján za chrta dán) (Johann, für ein Windspiel hingegeben,) ins Deutsche und Englische übersetzt, und von dem Dramatiker Klicpera als Stoff eines Schauspiels benützt wurde. Als Lyriker hat er jedoch nichts Besonderes geleistet, und das Beste dieser Art dürfte wohl sein „Schwanenlied" sein, worin er beklagt, die vaterländische Dichtkunst erst spät gepflegt zu haben, wie es schon die Anfangsverse aussprechen:

Weh, daß sich so spät die Muse
Böhmens meinem Blick enthüllte! u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

16. Jänner.

4.

Unsere Concertsaison ist geschlossen, und wir können jetzt einen schnellen Ueberblick auf dieselbe und ihre Resultate werfen. Sie brachte Interessantes und bot zu interessanten Vergleichen Gelegenheit, — obgleich comparaison n' est pas raison. Wenn aber drei Pianisten, wie Liszt, Pleyel und Laidlaw dem Publikum sich vorführen, so muß nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge Jeder derselben eine Partei für sich bekommen, durch Kunst oder Persönlichkeit, welche dann zu Parteikämpfen und Intriguen Veranlassung gibt, wobei gewöhnlich der wahre Kunstwerth nicht sehr in Betracht kommt, sondern Animosität zu Extravaganzen verleitet. Selten konnte man dies so beobachten, wie eben jetzt, wo es Lisztianer, Pleyelianer und Laidlawianer gibt, und jede Coterie ihren Stern als Sonne an den Himmel heften möchte. Daß doch die Masse nie zur ruhigen gemessenen Anschauung der Dinge kommen will, und an jeder Sache und jedem Künstler nur das Gute zu loben und das Schlechte zu tadeln sich nicht entschließen kann! Wenn sie einmal für Jemand eingenommen ist, so wird sie blind für seine Fehler und blind für das Lobenswerthe an seinen Rivalen. Die Journalistik, die häufig Honig und Galle für Geld und Nebenrücksichten verkauft, befördert noch diese vernunftlose Art der ästhetischen Beurtheilung, und läßt sich aus Parteilichkeit und Unverstand zu Excentricitäten verführen. Dies ist ein Uebelstand, wenn gleich das vernünftigere Publikum heutzutage recht wohl weiß, was es von Journalkritiken zu halten hat, und welchen Händen dieselben häufig anvertraut sind, so daß es sich in der That manchmal trifft, daß Taube über Musik und Leute, die von der Farbe keine Idee haben, über Malerei sprechen und schreiben. Zum Beweis dient, daß unter den hiesigen Zeitschriften nur die von Withauer Kritiken über Musik bringt, welche von musikalischer Durchbildung des Referenten zeugen. — Anstatt von einem allgemein wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkte aus die Erscheinungen der Literatur und Kunst zu beurtheilen und unparteiisch abzuwägen, läßt sich die Kritik zur Camaraderie herab, und ist fast durchwegs von einem einseitigen esprit de corps befangen, der jedem freien, kühnen Urtheile im Wege steht. Die große Hauptfrage der heutigen Journalistik ist nicht, „wie belehre ich das Publikum? wie erhebe ich es zu einer universellen Bildung?" sondern „wie werde ich reich?" Daher geht sie in materiellen Interessen, in Befangenheiten, Persönlichkeiten und Gehässigkeiten unter — statt gemeinnützig zu sein, bleibt sie bloß eigennützig. Die echte Erhebung fehlt, und die Liebe für die Sache verliert sich in Liebe für die Personen — so ist kein wahrer Aufschwung über personelle Rücksichten möglich. Dieses wahrheitslose Treiben führt in der Kritik zu dem unerquicklichen Resultate, daß dieselbe Erscheinung in der Literatur- oder Kunst-Welt von einer Clique überschwenglich gelobt, von der andern unbeschränkt verdammt wird. Einen gesunkenern Zustand kann man sich wohl kaum denken. Doch genug davon — die Zeit wird dies ändern. — Unsre Journale haben über Liszt und Pleyel schon wieder so viel exaltirtes Lob ausgegeben, daß sie ganz erschöpft sind und für nachfolgende Künstler nichts mehr übrig behielten. Aber dann fangen sie wieder von vorne an — wir haben dies schon erlebt. Liszt ist noch immer der Mann des Tages, und wird es bleiben, bis ihn eine neue interessantere Erscheinung verdrängen wird, was übrigens nicht sehr leicht sein mag. Denn Liszt steht durch Technik und Geist seines Spieles auf einer gleichseltenen, auf dem Piano noch nie erreichten Stufe. Ich halte ihn aber noch nicht für eine abgeschlossene Kunsterscheinung, so wenig als ich ihn für unerreichbar oder unübertrefflich halte. Es ist wahr, selten wirkten bei einem Künstler so günstige Umstände zusammen, um aus ihm eine große Erscheinung zu machen, als bei Liszt. Seit frühester Kindheit zum brillanten Techniker herangebildet, konnte er sorgenfrei sein ganzes Leben seiner Kunstrichtung widmen. Später bildete sich sein Geist im intimen Umgange mit der geistreichen Dudevant (George Sand) und den spirituellsten Männern Frankreichs rasch und glänzend aus, und er gewann in den Pariser Salons die bei Künstlern so seltnen feinen und eleganten Manieren, so daß er als Gesellschaftsmensch eben so sehr wie als Künstler besticht. Den ganzen Typus seiner Erziehung und seines Lebens trägt auch sein Spiel. Es zeugt von immenser Technik und genialem Geiste, der sich aber zu sehr zu den Excentricitäten der neufranzösischen Romantik hinneigt, und diese, so wie Berlioz, auf das Gebiet der Musik hinüberträgt zum Nachtheile derselben. Ich spreche hier nicht mehr von Liszt als executirendem Virtuosen — als solcher steht er unübertroffen da — sondern als Komponisten. Hierin gehört er zur Klasse der modernen Bilderstürmer, welche Abstraktion und Allgemeinheit für unwirksam halten, und mit grellen für die Musik zu speziellen Effekten kokettiren. Er verschmäht in seinen Compositionen die wahre einfache plastische Schönheit, und vergißt, daß die Musik wesentlich lyrisch ist und hauptsächlich hohe Empfindungen ausdrücken und rühren soll. Liszt verkennt das der Musik eigenthümliche Gebiet, und will bald den Maler, bald den Novellen- und epischen Dichter machen. Er schafft eine zu weit getriebene Charaktermusik, die aus lauter Andeutungen, physischen und psychischen, bestehen soll, und deskriptiv zu Werke gehend, Lebensscenen, Naturbilder, epische Fragmente ꝛc. nachahmen will, und so alles Malerische und Dichterische ohne Ausnahme in ihr unnatürlich erweitertes Gebiet aufnimmt. Dies sind Compositionen, die man ohne Programm nicht versteht, — und die Instrumentalmusik soll keines Commentares bedürfen. Die reine Musik, allmächtig, wenn sie Empfindungen der Seele schildert, erscheint ärmlich und kraftlos, wenn sie mit der Natur wetteifert und die gewaltigen Stimmen der Schöpfung nachahmen, oder die bestimmte Bedeutung des speziellen Wortes in Töne übersetzen will. Alle Musikwerke dieser Richtung, selbst die gelungensten, sind daher nur als mehr oder minder verunglückte Versuche zu betrachten, welche die hohe Tonkunst ihrer universellen Bestimmung entrücken, und sie da zur Sklavin machen, wo sie herrschen sollte. Selbst der hohe Werth der Pastoral-Symphonie Beethovens, der „Weihe der Töne" Spohrs ꝛc. läßt nur bedauern, daß diese großen Männer einmal den Fuß auf einen Irrweg stellten, und ihre Conceptionen in einen engern Rahmen brachten, wodurch die Allgemeinheit der reinen Musik, die Jeder nach seiner Individualität deuten können soll, beeinträchtigt wird. Mit der Compositions-Richtung Liszt's, so wie der meisten modernen Instrumental-Componisten, bin ich daher durchaus nicht einverstanden, und wenn sie so fortfahren, werden wir bald noch die Landschaften Claude Lorrains und den Laokoon in Musik gesetzt hören müssen. — Deswegen bewundere ich Liszt unbedingt nur als executirenden Pianisten, weil er da mit großer Objektivität in den Geist der verschiedenen Meister eindringt und ihre Werke vollendet vorträgt. Ich habe noch nie eine so vollendete Pianoproduktion gehört, als Liszt's Vortrag des E moll-Concertes von Beethoven. Uebrigens aber weiß er bei seinem Spiele durch echt französische Koketterie Effekt zu machen, was seiner stupenden Technik einen noch größern Nimbus gibt, so daß man selbst Abnormitäten übersieht, wie z. B. chromatische Läufe mit aufgehobener Dämpfung, was freilich Effekt macht, aber auf Kosten der Deutlichkeit. Was also seine Virtuosität auf dem Piano betrifft, kann sich ihm im Ganzen wohl keiner der jetzt lebenden Pianisten an die Seite stellen, wenn auch Thalberg mehr ruhige Eleganz und Wiek mehr Innigkeit und Gefühlsausdruck besitzt. In Bezug auf Composition steht mir aber Henselt weit höher; denn da findet sich wahre Poesie und tiefe Empfindung; eben so bei Chopin. Thalbergs Compositionen kommen mir vor wie eine elegante, aber conventionelle und banale Salonconversation. Ueberhaupt ist in neuester Zeit hierin nicht viel Bedeutendes geleistet worden. —

L. M.

Prager Bühne.

Sonntag den 19. d. M. „Rococo." Original-Lustspiel in vier Akten.

Nicht leicht habe ich einem Bühnenwerke mit solch ungeduldiger Neugierde entgegengesehen, als diesem „Rococo," von welchem die kritischen Feuilletons zahlreicher Journale bereits so viel Rühmens gemacht, und dessen pikanter Titel bereits von vorne herein bestechen konnte. Mein Interesse an der Sache wurde noch gesteigert durch das Gerücht, daß der Verfasser eine Dame sei, — dieselbe Dame, von der wir bereits im verwichenen Jahre ein Drama „Vater und Sohn" über die prager Bühne schreiten sahen, und welche sich schon vordem durch ihre Leistungen im Gebiete der Novelle einen ehrenvollen Na-

men in der Literatur geschaffen hat: leider muß er für diesmal der Oeffentlichkeit entzogen bleiben; denn die geistreiche Frau hat sich freiwillig in das Gewand eines bescheidenen Inkognito gehüllt, und es wäre eine grobe Indiskretion, ihren Absichten vorzugreifen. —

Ich hatte an den früheren Vorstellungen dieses Lustspiels keinen Theil nehmen können, und groß war daher mein Gaudium, als eine abermalige Reprise desselben für den Abend des 19. angekündigt wurde. Ich hatte mir von der Novität viel erwartet, und sie hat treulich Wort gehalten; darum kann ich auch nicht umhin, mir hier noch einige Bemerkungen darüber zu erlauben, obgleich sie bereits bei ihrer ersten Aufführung von einem anderen Herrn Referenten in diesen Blättern mit großer Ausführlichkeit besprochen worden. Wie sehr sie sich bereits in der Gunst unseres Publikums festgesetzt hat, erleuchtet aus dem Umstande, daß sie nun bereits zum vierten Male und immer bei zahlreichem Zuspruche gegeben wurde, und wobei noch obendrein die letzte Wiederholung in die Karnevalssaison fiel, wo sonst das Vergnügen des Theaters anderen Genüssen häufig weichen muß. Es ist aber auch ganz natürlich, daß sich das Publikum in der Komödie amüsirt — bin ich doch selbst eine Parcelle desselben und sind mir doch auch die Paar Theaterstunden mit erstaunlicher Schnelligkeit vergangen. — Freilich darf man sich unter dem Sujet dieses Bühnenprodukts nichts Außerordentliches vorstellen, sondern der talentvolle Autor scheint dasselbe vielmehr als den Faden betrachtet zu haben, um an selben seinen Reichthum von Witzperlen, humoristischen Bonbons und satyrischen Pfefferkörnern anzureihen. Die handelnden Personen des „Rococo" sind keine Originalcharaktere, ja ähnliche Gestalten haben sich auf der deutschen Schaubühne vielleicht lange schon das Bürgerrecht ersessen, aber sie insinuiren sich durch ihre Lebhaftigkeit, durch ihren leichten Dialog, durch ihre treffenden Aus- und Einfälle dergestalt beim Zuschauer, daß er bei ihnen solche Familieneigenheiten gerne vergißt. Ich möchte daher die Novität einem Kaleidoskop vergleichen: die einzelnen Glasstücke, das Rauschgold und Flitterzeug bieten wenig Besonderes, aber schüttelt die bunten Dinger nur durcheinander und ihr könnt euch an den seltsamsten Figuren und Bildern erfreuen, denn wieder und immer wieder stellen sich neue und glänzende Varianten dem Auge dar. Ich habe einmal einen geistreichen jungen Mann, der sich in Italien ein großes Enchantement für italienische Musik geholt, Herrn Saphir den Donizetti deutscher Literatur nennen hören, doch ich glaube fast, diese Comparaison ließe sich richtiger auf die begabte Verfasserin des „Rococo" in ihrer Eigenschaft als dramatische Schriftstellerin übertragen.

Die Darstellung war dem Werthe des Stückes angemessen und ließ im Ganzen wenig zu wünschen übrig; besonders köstlich waren Dem. Frey und die H. H. Dietz, Feistmantel und Polawsky. Direktion und Regie hatten für die scenische Ausstattung des Stückes Alles aufgeboten und die strenge gehaltenen, charakteristischen Costumes à la rococo imponirten durch ihren wirklich blendenden Luxus.

ud. u.

Mittheilungen aus Brünn.

Von Fr. Walter.

Schmach der Ruhmmacherei gewisser Journale, dem Freibilletsbeifall und den unredlichen Lohndienern gemeiner Interessen, die uns als Correspondenten maskirt Lügen und wieder Lügen serviren! Mittelmäßige Talente werden eminent, durchgefallene Stücke haben Sensation gemacht, eine ruinirte Sängerin schreit und distonirt zum Rasendwerden; doch was thut das zur Sache? Briefliche Mittheilungen schildern sie in den Journalen als vortrefflich und bitten das Publikum, ihr ja schön zu thun, es sei sonst Gefahr, sie durch ehrenvolle Anträge zu verlieren. (?) Doch wozu diese alten, tief gewurzelten Uebel, die nur eine allgemeine Indignation beseitigen könnte, wieder auffrischen? — kommen wir lieber auf die Pianistin Miß Anna Robena Laidlaw, die vor Kurzem aus Wien eine Eisenbahnfahrt zu uns herübermachte. Die Fantasie über das russische Lied: Craine Sarafhan und die russische Hymne von Lwow, so wie die großen Concert-Variationen, die sie im Theater vortrug, bewährten ein schönes Talent, welchem der Charakter des Zarten, Elegischen und der schwärmerischen Melancholie aufgeprägt ist. Miß Laidlaw trägt das Adagio ausgezeichnet vor; aber entweder ist es eine üble Manier oder Mangel an Kraft, daß sie durch immerwährendes Piano matt und monoton wurde und durch keine Leidenschaftlichkeit oder wenigstens durch das Hervorheben des Licht- und Schattenwechsels das Interesse wach zu erhalten wußte. Gegenwärtig hält sich hier der Wiener Historien- und Portrait-Maler J. Weidner auf, dessen Talent viel in Anspruch genommen wird. Sein tiroler Gemsenjäger und ein Nachtgemälde werden gern angesehen und geben ein hübsches Zeugniß von seiner Befähigung. Auf der Bühne gastirt Hr. Hock, ein routinirter Schauspieler, der durch seine Intelligenz auf mehr als einen gewöhnlichen Coulissenreißer Anspruch hat. Auch in böhmischer Sprache ging endlich wieder eine Vorstellung über die Bretter; denn Hr. Rosa gab zu seinem Vortheile das Vaudeville Rataplan in eigener Uebersetzung und Prochaska's Dwa prátele a geden kabát. Ueber den Karneval läßt sich bis jetzt wenig Erhebliches sagen; es gibt nicht überall Menschen, die ihn geistig und sinnlich gut zu genießen verstehen.

Notizen.

(Miß Robena Anna Laidlaw.) Diese treffliche englische Pianistin gab in Wien in der Concertsaison zwei Akademien, worin sie ihren vorangegangenen Ruf bewährte. Nach einer sechsjährigen Reise auf dem Continente, und nachdem sie in allen Hauptstädten des Nordens Triumphe gefeiert, führte sie sich dem Wiener Publikum vor, und machte auch hier durch ihr technisch-vollendetes und poesievolles Spiel große Sensation. Auch im letzten Concert spirituel erntete sie nach dem Vortrage des bekannten Weber'schen Concertstückes allgemeinen Beifall, der ihr von einem unbefangenen, ernsten Publikum, das nicht aus Galanterie applaudirte, gespendet ward. So wie ihr Spiel besticht auch ihre schöne graciöse Erscheinung, und es war nur eine verdiente Huldigung, daß man sie in ihrem Abschiedsconcerte mit Bravo's, Blumen und Kränzen überschüttete. — Von Wien reist sie über Breslau nach London zurück, um für immer dort zu bleiben.

(Brieflich.) * *

(Ueberschwenglichkeit.) Ein Pesther Kritiker läßt sich über das zweite Concert, welches Liszt in der ungarischen Hauptstadt gab, also vernehmen: „Alles ist begrenzt auf dieser weiten Erde. Die Erde selbst ist begrenzt, und die Kunst ist auch begrenzt, und außerhalb dieser Grenzen liegt das Spiel Liszt's. Diese Kunst Liszt's ist nicht Kunst, sie ist Natur: sie ist mit ihm geboren und großgezogen." — O Pesther Kritiker, o du bester Kritiker! Deine ungeheure Ueberschwenglichkeit ist auch Natur — aber was für eine? — ud. u.

(Eine Komödie in der Komödie.) Mercadante's Oper: „Le due illustri rivali" wurde, wie uns das Echo erzählt, wegen ihrer Langweiligkeit am 26. Dezember in der Scala zu Mailand gänzlich ausgepfiffen, und der Vorhang mußte in der Hälfte des letzten Aktes fallen. Während eines ewig langen Duettes zwischen Signora Frezzolini und Teresa (nicht Marietta) Brambilla hatte sich das Mißfallen aufs höchste gesteigert. Die arme Frezzolini, das erstemal auf der Scala singend, fing zu weinen an, und mußte weggeführt werden. Das Publikum wollte darthun, daß sein Mißfallen nicht den Sängern, sondern dem Gesungenen gelte, und rief sie wieder heraus. So wurde die Frezzolini endlich von Moriani und Marini herausgetragen, das Publikum applaudirte, und der Vorhang fiel.

(Finnisches Nationalepos.) Auch Finnland hat ein National-Epos aufzuweisen. Es besteht in einer Sammlung von mythisch-heroischen und mythisch-idyllischen Liedern, die in einer engen Verbindung unter einander stehn und einen geschlossenen Cyklus bilden. Noch ist man mit der Entzifferung des Ganzen nicht zu Stande gekommen. Bruchstücke in schwedischer Uebersetzung theilten mehrere schwedische Zeitschriften mit, von denen eines: „Kaleoala's Entstehung" als besonders anziehend gerühmt wird. (Nordlicht.)

(Räuber-Romantik.) Der neue englische Räuberroman „Jack Sheppard" von Ainsworth wird von Vornehm und Gering in England heißhungrig verschlungen und man gibt wöchentlich mehrere Male auf den Volksbühnen Londons die gräßlichsten Scenen daraus. Das „Nordlicht" sagt: Von Anfang bis zu Ende jagt darin ein Gräuel den andern; — die Hölle selbst mit all ihren Trabanten wirthschaftet in dieser englischen Mörder-Romantik auf eine uns Deutschen bisher noch völlig unbekannte Weise.

(Kulturfortschritte in Kroatien.) Die Zahl der Haupt- und Landschulen, welche im J. 1832 in dem ganzen Litoraldistrikte sich kontraktmäßig nur auf 80 beschränkte, ist gegenwärtig durch Mitwirkung der Schulen-Provinsrektoren, Pfarrer und Comitats-Magistratualen bis auf 160 angewachsen. (Pesth. Tagebl.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

N^ro. 9. Mittwoch den 29. Januar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt an der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Zwei Rosen.

(Nach einem böhmischen Volkslied.)

Von Siegfried Kapper.

Im Nachbargarten ein Blümlein knospt,
In unserm Garten ein zweites,
Ein Bächlein fließt zwischen beiden so schmal,
Für die Knospen ein viel zu breites. —

Der Thau so süß, die Sonne so mild,
Zwei Knospen werden zwei Rosen;
Die Lüftchen so lau, die Röslein so roth,
Die möchten einander wohl kosen. —

Sie schauen sich an, so liebesbang,
Bis daß sie beide erbleichen, —
Sie reichten die Hände sich immerdar,
Sie konnten sich nimmer erreichen! —

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

Mir schien dieses so wahr und beherzigenswerth, daß es mich empörte, als Brunetti auch hierauf nur mit einem ziemlich platten Witz antwortete, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm bei der nächsten Gelegenheit, im Beisein des Barons, meine Meinung ernst und bestimmt darüber zu sagen. Brunetti hörte mich zu meiner Verwunderung ruhig an, und als ich endlich meine, im Verfolge ziemlich heftig gewordene Rede schloß, entgegnete er lächelnd: „Ihr hättet ganz recht, mir den Text zu lesen, daß ich über die eben so wahren als schönen Aussprüche des Barons mit grimmigem Spott herfalle und das Wahre und Schöne bestreite — wenn — merkt wohl auf — wenn ich damit meine wirkliche Herzensmeinung ausspräche, und wenn der Freiherr durch seine Handlungen befugt wäre, so wahr und schön sich vernehmen zu lassen. Beim St. Lukas! habt Ihr's denn noch nicht gemerkt, daß er, trotz seiner schönen weisen Reden, im Grunde der heilloseste Narr ist, der — was er sehr an unsern jungen Weltstürmern tadelt, sich selber vermißt: es besser machen zu wollen, denn Gott! — Ihr schüttelt ungläubig das Haupt? Nun, wartet! Ihr sollt ihn das nächstemal schauen wie er ist, und wie bisher Niemand hier ihn kannte als ich, und sollt staunen. Hätte er nicht mich, der ihn im Zaum hält, er säße längst in einem Tollhause. Nur das, daß ich, selbst da, wo er wahr und richtig urtheilt, ihn verspotte und, was er sagt, lächerlich mache, hält ihn ab, öffentlich mit seinen verrückten Ansichten aufzutreten, „denn," — denkt und fürchtet er: — „Wenn ein sonst so vernünftiger Bursche wie der Brunetti, der meine guten Absichten kennt, meine Ansichten so mißversteht, was würde erst das andere blöde Volk sagen? — Kreuziget ihn! würden sie schreien; gehorsamer Diener! ich lasse mir nichts merken." — Seht, so denkt der Herr von Eden, und gewinnt es über sich, nur in seinen vier Pfählen methodisch verrückt zu sein. Aber Ihr sollt es selber sehen." — Der Maler hielt Wort. Als wir das nächstemal mit dem Freiherrn zusammentrafen, und dieser auf sein Lieblingsthema, die Heranbildung und Veredlung des Menschengeschlechtes kam, widersprach ihm Brunetti nicht wie sonst, und dadurch muthiger gemacht, gerieth der Freiherr immer mehr und mehr in Feuer: „Es ist kein leerer aberwitziger Traum!" rief er endlich mit verklärtem Blicke. — „Es ist kein albernes Mährchen von einer durchaus vollkommenen Welt! die Möglichkeit ist da, alle, alle Menschen zu guten, weisen, edlen Geschöpfen zu erziehen, wenn nur erst Einer den Stein der Weisen fand! Und er ist gefunden. Ich fand ihn."

Als der Freiherr unser Staunen bemerkte, das wohl so ziemlich einem jähen Schreck gleichen mochte, lächelte er triumphirend und fuhr fort: „Ja, ich fand den Stein der Weisen, wonach Thoren, die sich weise dünkten, vergebens in nutzlosen, aberwitzigen Experimenten rangen: ich fand es sonder Mühe, fand den wahren Stein der Weisen, der bestimmt ist, das Eigenthum der Menschheit, Gemeingut zu werden, der aber anfangs nur durch Tradition von Einem auf den Andern vererbt werden kann; denn dieser sogenannte Stein der Weisen ist nichts als die göttliche belebende Idee, die uns das Geheimniß lehrt, alle Menschen so zu erziehen, daß, wie verschieden ihre angeborenen Neigungen sein mögen, sie dennoch in allem Großen, Schönen übereinstimmen. Es wird in jener vollkommenen Zeit, welche ich vorbereite, nichts Unvollkommenes mehr geben, alle Menschen werden auf einer und derselben erhabenen Stufe stehen! Keiner niedriger, keiner höher. Jeder Maler wird gleich Raphael, jeder Tonkünstler gleich Mozart, jeder Dichter gleich Shakespeare

und so fort, Jeder gleich groß dastehen! Einheit! das die Losung der großen schönen Zukunft."

„Und Langweiligkeit!" fiel hier der Maler ein, der nicht mehr vermochte an sich zu halten. „O Freiherr, fällt es Ihnen denn nicht ein: wie entsetzlich langweilig eine solche allgemeine Vollkommenheit endlich werden muß? — Gott der Herr weiß es, wie entsetzlich sich schon die Einheit der gewöhnlichen Dichtervereine gestaltet, wo alle dichtenden Herren Vorgesetzten und Subalternen auf derselben Stufe der vielbelobten Mittelmäßigkeit stehen — dennoch scheint mir diese noch erträglicher; denn der, der das jämmerliche Treiben dort übersieht, kann mindestens darüber lachen oder sich darüber ärgern! Aber eine Einheit der Vollkommenheit hier auf Erden! — nein, Freiherr! das wäre zum Wahnsinnigwerden vor Langweile." — „Ei" entgegnete der Freiherr mit anmuthigem Lächeln; „so urtheilt Ihr, der Ihr nicht vorbereitet seid auf solch herrliche Zukunft, Ihr, der Ihr mit Euerer wildbewegten umherflackernden Phantasie auch keinen Sinn für die erhabene Ruhe der Antike habt, in der ja auch die Einheit der Idee, wenn auch noch nicht in höchster Vollkommenheit und in gleich gelungener Ausführung uns entgegentritt. — Mir selbst, ich gestehe es offen, würde das unvermuthete Hereinbrechen eines so vollkommenen Zustandes entsetzlich sein! — Aber ich sagte ja, dieser Zustand solle durch Tradition vorbereitet und herbeigeführt werden, durch reine Tradition, ohne gewaltsame Bewegung, ohne Uebereilung. Und wenn das Menschengeschlecht reif ist für ein solch erhabenes reinmenschliches Leben, wie wäre es denn anders möglich, als daß es dies wirklich lebte?" —

„Und Sie sind der Mann," fragte der Maler, „der der Menschheit einen Schubs versetzen will, daß sie schneller jener Zeit zufliegt?"

„Welch ein Widerspruch!" rief der Freiherr „der Zeit zufliegen! die Zeit war da, wo ein Mensch den Stein der Weisen finden mußte. Ich fand ihn, die Aufgabe meines Lebens ist es, ihn zu vererben, und dies soll geschehen. Weiter sagt' ich nichts und wollt' ich nichts sagen."

„Und was glauben Sie, auf wen der Freiherr den Stein der Weisen vererben will?" fragte der Maler, sich zu uns wendend: „Auf einen Negerknaben, welchen er, von der Brust der armen schwarzen Mutter weg, auf dem Sklavenmarkt zu Tunis für drei Piaster kaufte." — „Ja," sprach der Freiherr, „so ist es, und nur so kann es sich bewähren, ob ich wirklich den Stein der Weisen besitze, oder nicht. Aus einer Menschenraçe, welche noch im 19. Jahrhundert von vielen großen Gelehrten mit den Affen so ziemlich auf eine Stufe gestellt wird und welche früher noch als unter dem Vieh stehend, betrachtet wurde, aus einer solchen Menschenraçe mußte ich meinen Zögling wählen, um zu zeigen: was aus dem Menschen werden kann, wenn er richtig geleitet wird. — Nichts wird ohne Erziehung aus dem Menschen, das Höchste, Herrlichste aber durch eine Alles beachtende, bestimmende, consequente Erziehung, wie sie durch Erfahrung an Tausenden sich bewährte. Und weil ich meiner Sache so gewiß bin, so gab ich im Voraus meinem Pflegling den Namen Viktor, „der Siegende" — denn siegen wird, muß er, trotz Allem, was sich ihm in den Weg stellt. — Doch gebe ich zu, daß Dessen nicht zu viel sein dürfte, weil ich vorerst es weniger auf ein gewaltig bewegtes, als auf ein klares ruhiges, dabei aber höchst förderndes Leben absah." — „Wie Goethe es führte!" erläuterte der Maler: „denn um einen zweiten Goethe handelt es sich hier. — O, Ihr würdet erstaunen, wenn Ihr wüßtet, welche Mühe unser Gönner sich gab, seinen kleinen schwarzen Rangen Punkt für Punkt so zu erziehen, wie der große Goethe von seinem Vater erzogen wurde. — Ich mußte dabei den Seekatz abgeben, mußte, sag' ich, denn als mein guter Freiherr merkte, daß sein Pflegling bei weitem mehr Talent zum Maler besäße, als der Knabe Wolfgang je gezeigt, so hörte mein Unterricht auf. Eben so darf Viktor keine Musik treiben, obgleich er sie leidenschaftlich liebt; dagegen wird er mit der Farbenlehre, mit physikalischen Experimenten, Mechanik, woraus er sich nichts macht, und mit Klopstocks Messias, welcher ihm ein Gräuel ist, entsetzlich geplagt. Nur in einer Hinsicht weicht der Erziehungsplan unsers Gönners von dem des alten Goethe ab: der junge Goethe fand ein Gretchen (seine erste Liebe), unser Freiherr, der da voraus sah, daß es seinem kleinen schwarzen Kerl nicht so leicht bei den weißen Mädchen glücken möchte, ließ ihm ein Gretchen erziehen, in der Tochter seines Verwalters, welche zufällig diesen Namen trägt. — Durch große Versprechungen wußte er den Verwalter zu bestimmen, daß er seine Einwilligung gäbe zu der Verbindung seiner Tochter mit dem Viktor (denn auf eine endliche Heirath ist es allerdings abgesehen), und so sehr der Alte sich erst entsetzte, als er vernahm, sein hübsches weißes Töchterchen solle einen schwarzen Mohren heirathen, so hat er doch endlich nachgegeben; wie aber unser Freund und Gönner es anfangen will, das Pärchen glücklich zusammen zu bringen, das mag er am besten wissen! Mir graut, so oft ich daran denke, — Nehmt Euch in Acht, Freiherr! daß Ihr, statt eines Goethe und eines Gretchens, keinen Othello und keine Desdemona erzieht."

„Damit hat es gute Wege!" lächelte der Freiherr: „Ich bin meiner Sache zu gewiß. Wenn der rechte Augenblick erschienen, so weiß ich, was ich zu thun habe und nur der Allerwelts-Friedensstörer, der Tod, könnte mir einen Strich durch meine Rechnung machen, sonst nichts."

„Und wie wollen Sie," fragte Brunetti: „wie wollen Sie Margarethens Herz bewahren, daß nicht einer unserer jungen weißen Herren Ihrem schwarzen Goethe es wegkapert; denn daß Sie das Paar nicht in tiefer Abgeschiedenheit, unbekannt mit der Welt und den Menschen lassen wollen" —

„Dafür bewahre mich Gott," — fiel der Freiherr rasch ein — „das ja eben wäre das sicherste Mittel, sie allen Unfällen Preis zu geben, wenn sie dereinst, nach meinem Tode, in die Welt geworfen würden. Nein! sie sollen die Welt, die Menschen kennen lernen, kennen lernen jede Gefahr und Verlockung — aber von Besorgniß kein Wort! ich bin meiner

Sache gewiß, und Sie, Doktor, Sie, Baron, sollen meinen Viktor kennen lernen, um mir zuzugestehen, was dieser starrköpfige Maler aus bloßer Lust am Widerspruch, trotz seiner Ueberzeugung mit Wuth bestreitet."

So endete diesmal das Gespräch. Schon am andern Morgen besuchten wir den Freiherrn in seiner Behausung. Ich mußte lächeln und der Baron wußte seiner Verwunderung kein Ziel, als uns Brunetti sagte, daß die innere Einrichtung des Hauses genau so sei, wie Goethe die Einrichtung seines elterlichen Hauses zu Frankfurt am Main beschrieben habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

18. Januar.

5.

Neben Liszt hörten wir in dieser Saison auch Mad. Pleyel, welche alle Vorzüge einer trefflichen Pianistin in sich vereint, und auch dieselben mit ächt französischer Kokettierie in Kurs zu bringen weiß. Ihre Technik ist vollendet, ihre Auffassung tief und geistreich — aber dennoch ließ sie mich kalt, weil sie berechnenden Geist statt innigen poetischen Gefühles vorwalten läßt. Nur was vom Herzen kommt, dringt zum Herzen — daher wußte Clara Wiek so zu rühren, weil ihr Spiel ihre Sprache, ihre tongewordene Empfindung war. Man hat die Wiek in Wien über den neuen glänzenden Erscheinungen zu schnell vergessen; das hiesige Publikum ist sehr undankbar und veränderlich — schnell erhebt es einen Künstler bis zu den Wolken, und läßt ihn eben so schnell wieder in Vergessenheit fallen. — Liszt führte Mad. Pleyel dem Concert-Publikum vor und spielte ihren Protektor. Man konnte dabei recht wohl bemerken, daß er das enfant gâté der Wiener sei, was er zwar durch seine Kunst und seinen Geist wie kein anderer Künstler verdient — aber in letzter Zeit doch zu viel darauf sündigte. Und nun gar jetzt sein Triumphzug durch Ungarn! Ein Dichter singt: „Völker jubeln dir entgegen!" ein Recensent schreibt: „er sei der Archimedespunkt außer der Welt und außer der Kunst," die Pesther umgürten ihn mit dem Ehrensäbel und bringen ihm Eljen's und Fackelzüge, er selbst spricht zu den Ungarn französisch: „er sei bereit, für sein Vaterland zu sterben" — und was dergleichen Karnevalspossen mehr sind. Man sollte glauben, er habe das Land von den Türken befreit. Man soll zwar die Kunst ehren und große Künstler auszeichnen — *sed est modus in rebus*. Wäre er ein großer Dichter oder Maler oder Compositeur, so möchte es noch hingehen — aber so ist seine Kunstleistung rein personell, sie geht mit ihm zu Grabe, ohne daß sich die Nachwelt daran erheben oder erfreuen kann. Doch wir leben jetzt in einer Zeit der Ueberschwenglichkeit. — Von den drei letzten Concerts spirituels will ich Ihnen nur kurz mittheilen, daß wir darin recht viel Treffliches hörten. Unter andern die herrlichen Symphonien in G moll von Mozart und in D von J. Haydn, „Hero und Leander," von Mad. Rettich deklamirt, mit Musikbegleitung von Lindpaintner, ein Violinconcert von Seb. Bach, von Prof. Jansa mit tiefer Auffassung vorgetragen, die C moll Symphonie Beethovens, dieses größte Werk der reinen Musik, welche wieder wie immer Wiederholungen und unbegrenzten Enthusiasmus veranlaßte. Es wäre eine Profanation, über die erhabene, klare und hohe Schönheit dieses Meisterwerks Worte machen zu wollen. Im letzten Concerte hörten wir ein Concertstück von C. M. Weber, auf dem Piano recht brav vorgetragen von Miß Laidlaw, welche auch zwei gut besuchte Concerte gab, worin als neue Erscheinung der Fürstenbergische Kammermusikus Braun ein Concert auf dem Fagott gab und allgemeinen Beifall erhielt. Das Fagott wird selten als Concertinstrument vorgeführt, sondern nur im Orchester benützt und als Brumminstrument betrachtet. Braun behandelt es aber so trefflich, daß es bei seinem großen Umfange bald Klarinett-, bald Horn- und noch tiefere schöne Töne hervorbringt, und durchaus alle diesem Instrumente sonst eigenthümliche Härte und Rauhheit vermieden wird. Besonders schön und einschmeichelnd ist sein Cantabile; auch seine Composition war recht ansprechend. Der Hofopernsänger Ulram trug in einem dieser Concerte eine Romanze von Curci vor, und zeigte kolossale Stimmmittel und kräftigen Ausdruck. Es ist Schade, daß ihn die Operndirektion nicht mehr und in dankbareren Partien beschäftigt, als es der Fall ist. — Im Burgtheater hörten wir zweimal Haydn's herrliches Tongemälde „die Schöpfung," worin Staudigl ganz ausgezeichnet sang. — Im Josephstädter Theater gab M. G. Saphir zu eignem Besten eine musikalisch-deklamatorische Akademie, worin wir wieder die trefflichen Produktionen Beriots und Liszts bewunderten, und einige Gedichte von den k. k. Hofschauspielern ganz vorzüglich vorgetragen wurden. — Im Kärthnerthortheater kommt nächstens der „Pirat" zur Aufführung. Frl. von Hasselt ist durch einen Contrakt auf 6 Jahre für uns gewonnen, ebenso Staudigl; Lindpaintner soll alle Anträge abgelehnt haben. Schmetzer und Haitzinger sollen hieher kommen, der Eine auf Engagement, der Andre auf Gastrollen; wenn dazu auch Dem. Lutzer bliebe — so hätten wir eine der besten Opern in Europa. — Der Schauspieldirektor Karl führte dem Publikum eine höchst triviale Staberliade vor, worin er den Eskamoteur Döbler nachahmen zu wollen schien, bei dem unbefangenen Theile des Publikums aber einstimmiges Mißfallen erregte — *quousque tandem abutere patientia nostra?* das Theater soll ja eine moralische Anstalt sein; und es ist kaum zu glauben, welchen schädlichen und geschmackverderbenden Einfluß das Theater an der Wien auf die meisten Klassen der Wiener ausgeübt hat. — Döbler hat durch seine magischen Vorstellungen 50 volle Häuser im Josephstädter Theater gemacht, und ist endlich abgereist. — Tschuggmall produzirt hier seine Automaten, die allgemeines Erstaunen erregen, besonders sein kleiner Seiltänzer, in dem man wirklich Wagners homunculus zu sehen glaubt. — Von Dem. Caroline Müller sahen wir im Hofburgtheater ein aus dem Französischen übersetztes Schauspiel „Das Geheimniß." Die Uebertragung konnte die Werthlosigkeit des Originals nicht bemänteln, und dies „Geheimniß" hätte unbeschadet ein Geheimniß bleiben können. — Auch „Melly," von Baron Braun nach dem Französischen für das Burgtheater bearbeitet, leidet an allen Mängeln der neufranzösischen Romantik. Es ist sonderbar, daß wir Deutsche, die sogenannte Nation der Denker, uns fortwährend mit mark- und kraftlosen Pariser Pastetchen füttern lassen. —

L. M.

Neue Straße in Oesterreich.

Um den Verkehr zwischen Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien zu befördern, und dem Transitohandel aus Rußland und Polen die geradeste und kürzeste Richtung durch die österreichischen Staaten nach Sachsen und Baiern zu eröffnen, ist jetzt eine ganz neue Straße im Bau, welche von der Festung Königgrätz aus über Senftenberg und Gabel in Böhmen, dann von der mährischen Grenze bei Rothwasser, an die jägerndorfer Straße bis Jaktar bei Troppau führen wird. — Der sehr ausgedehnte Transport russisch-polnischer Waaren, worunter vorzüglich Leder und Pelzwerk, geschieht jetzt größtentheils über Krakau oder Warschau nach Breslau, Dresden und Leipzig. Die Entfernung von Korzenice (über Krakau) bis Leipzig beträgt 163 Meilen, die über Warschau bis Leipzig 167 Meilen. Auf dem neuen Straßenzuge von Korzenice über Brody, Tetschen, Königgrätz, Prag nach Leipzig beträgt die Entfernung nur 154 Meilen, es werden sonach gegen den Zug über Krakau 9, und gegen jenen über Warschau 13 Meilen erspart. Wenn man ferner erwägt, daß die Mauten in den österreichischen Staaten geringer, die Lebensmittel und das Pferdefutter wohlfeiler als im Auslande sind, dann, daß die Steigung der neuen Straße an keiner Stelle über 3 Zoll bei einer Kurrentklafter beträgt, während bei den alten Straßenzügen bedeutende Berge mit einer Steigung von mehr als 6—8 Zollen den Transport erschweren, so wird man dem neuen Straßenzug den Vorzug geben müssen. Die Hälfte der Böhmen treffenden Länge ($10^{1}/_{10}$ Meilen) ist bereits vollendet; die ganze Strecke in Böhmen dürfte längstens im J. 1841 ausgebaut sein. Der Bau der Strecke durch Mähren ($16^{9}/_{16}$ Meilen bis Jaktar bei Troppau) wird nächstens beginnen.

Prager Bühne.

Freitag den 17. Jänner bei vollem Hause zum Vortheile des Hrn. Dietrich zum ersten Male: „Der Majoratserbe," Lustspiel in 4 Akten von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" u. s. w.

Man brauchte eben nicht die vielen Komödien, welche bereits aus der fruchtbaren Feder der oberwähnten Schriftstellerin geflossen, zum Gegenstande seiner dramatischen Didaskalien erhoben zu haben, sondern durfte sich nur des sterotypen bourgeoisen Typus dieser Stücke erinnern — und man konnte sich das Süjet und den scenischen Gang dieses Lustspiels so ziemlich a priori heraus demonstriren. Theaterstücke solcher Art kommen mir vor wie Pfropfreiser, welche dem freilich nicht mehr jungen Stamme der Iffland'schen Schule aufgesetzt werden:

der junge Schößling gedeiht, wenn auch langsam, auf ihm fort, treibt hin und wieder Knospen und Blüten, und wenn diese wohl gar endlich Früchte geben — so fallen die Früchte wenigstens nicht weit vom Stamm. Dergleichen Abfälle des Literaturbaums verrathen zwar noch durch den süßlichen Geschmack ihren Ursprung, aber es fehlt ihnen mitunter das feste, kernige Fleisch einer gesunden Charakteristik, um dessentwillen sie so gesucht wurden, als der Magen des Publikums von solchen Produkten noch weniger übersättigt und der Baum noch jung war und unter der Kultur eines erfahrneren Gärtners stand. — Eine kurze Exposition dieses übrigens immer interessanten Lustspiels mag meine Ansicht verdeutlichen. Personen: Graf Paul Scharfeneck (dargestellt von Hrn. Dietz), ein ungeschliffener, verzogener Landjunker, aber dabei ein herzensguter Junge, gemahnt an die Gestalten eines Dr. Löwe (des „Oheims") „Vetter Heinrichs" des „Landwirths" u. dgl m.; Gräfin Bertha Bauerfeld (Dem. Frey), ein eitles Weltkind, bewahrt unter der glänzenden Hülle nicht minder ein warmes, empfängliches Gemüth; Graf Leo Scharfeneck (Hr. Dietrich), ist der gewandte Mann der Salons, etwas spottsüchtig, meint es aber eigentlich nicht so böse; Graf Bauerfeld (Hr. Polawsky), ein kombinirender Egoist; Fräulein Therese (Mad. Zängl), negocirt als Ehestifterin ebenfalls mit obligater Zärtlichkeit; der ehrliche Kammerdiener Barmann (Hr. Walter) endlich ist dem Bedienten des Dr. Löwe wie aus dem Gesichte geschnitten. —

Handlung: Erster Akt: Paul liebt die Bertha und Bertha den Paul nicht. Zweiter Akt: Paul liebt die Bertha, aber Bertha den Paul nicht. Dritter Akt: Bertha liebt den Paul, aber dieser will zu Gunsten seines unbemittelten Vetters Leo, welchen er für den begünstigten hält, auf seine Braut und sein Majorat verzichten. Vierter Akt: Leo gesteht, daß er bereits verehlicht sei und also die Hand der Gräfin Bertha nicht annehmen könne. Therese erfindet ihren untreu geglaubten Verlobten, der aber in dem ganzen Stücke nicht zum Vorschein kömmt, als treu (denn seine vermeintliche Geliebte, die aber auch nicht zum Vorschein kömmt, ist eben die Frau Leo's). Paul liebt die Bertha und Bertha den Paul. Großer Jubel von allen Seiten. Was nun an diesem Sujet neu erfunden ist, mag sich Jeder aus dem Gesagten selbst abstrahiren. Eben so sind in der Ausarbeitung manche Situationen, welche noch den meisten Effekt erzielen, z. B. die Verkleidung und das daraus erfolgende qui pro quo im ersten Akte schon öfter dagewesene Theatercoups. — In dem ganzen Stücke manifestirt sich ein gewisses juste milieu: es schien mir für ein Lustspiel zu traurig und für ein Trauerspiel zu lustig. — Im Dialoge hätte ich mehr Politur, Leichtigkeit und Feinheit zu finden gehofft und es dürften sich wohl selten Fälle wie der ereignen, daß die Dame ihrer Soubrette Confidencen über ihre affaires d'amour macht? — Die meisten Zweifel wären aber wohl vielleicht gegen die Charakteristik und psychologische Wahrheit der Piece aufzubringen. Ich halte den Fluch der Lächerlichkeit für den größten, welcher den Menschen in seinen socialen Beziehungen treffen kann, und ein in den Grundsätzen, Angewöhnungen und Prätensionen des Salons auferzogenes, wenn auch gutes Mädchen, wird einen ridikulen jungen Mann zwar bemitleiden können, aber lieben nimmermehr. Dies hat wohl die geschätzte Dichterin auch selbst gefühlt; denn wozu hätte sie sonst den Charakter Pauls schon im 2. Akte und so fort mit ungleich milderen Tinten gemalt, als um die Liebe Bertha's zu ihm besser zu motiviren? allein eben dadurch ist derselbe ein Amalgam der verschiedensten Individualitäten geworden und erscheint von Scene zu Scene als ein anderer. Aus ähnlichen Gründen schien mir auch die Sinnesänderung Bertha's, ihr Uebergang von frostiger Weltlichkeit zu herzinniger Gemüthlichkeit überstürzt, und die Bedenken, welche ich vielleicht sonst gegen die Intuitionsweise der Darstellenden, Dietz und Frey, in diesen Rollen erheben könnte, können ihnen unter solchen Umständen nicht zugerechnet werden. Es genügt daher, zu bemerken, daß den genannten beiden Mitgliedern unserer Schaubühne ihr Spiel durch den lautesten Beifall gelohnt wurde, daß auch der Benefiziant in seiner Rolle sich alle Mühe gab und die Vorstellung recht gut ineinander ging. — Noch ist Eines an der gegenwärtigen Novität, was das aufrichtigste Lob verdient und alle dramatischen Produkte derselben Verfasserin charakterisirt — ich meine die strengsittliche Richtung, während man in den französischen Dramen der Jetztzeit fast immer einer ärgerlichen Frivolität begegnet. — Es thut mir übrigens herzlich leid, daß das Stück nicht mehre lobenswerthe Seiten darbot; denn ich hätte gar zu gerne einem hiesigen Correspondenzenschmiede, der mich in einem auswärtigen Blatte unter der Larve feiger Anonymität mit dem Vorwurfe geckenhafter Lobhudelei beehrte, einen Theil der Verachtung thatsächlich kundgegeben, welche Leuten solchen Gelichters gebührt und die ich und mit mir gewiß auch jeder ehrliebende Mann gegen sie empfindet. Möge sich der Herr Correspondent ein ander Mal mehr in Acht nehmen und der Wahrheit befleißen; denn ich dürfte sonst „der Residenz eine Geschichte erzählen," warum man dergleichen lügenhafte Berichte schreibt. —

ud. u.

Notizen.

(Frauen = Hartherzigkeit.) In Klausenburg wurde ein Frauenleseverein begründet, dessen Statuten bereits im Drucke erschienen sind. Da auch Männer diesem Vereine beizutreten wünschten, so ward in der am 22. Dezember v. J. abgehaltenen halbjährigen Sitzung mit großer Stimmenmehrheit entschieden, daß der Frauenverein auf keinen Fall Männer zulassen werde.

(Pesth. Tagebl.)

(Monument.) Die Ungarn wollen dem großen König Mathias Corvinus in Ofen ein Denkmal setzen.

(Anekdote.) Truhn erzählt in Schumanns „Zeitschrift f. Musik," daß Se. Maj. der Kaiser von Rußland bei seiner letzten Anwesenheit in Potsdam sich in der Kapelle des Königs zu den Bassen des vortrefflich eingeübten Militärchors stellte, der so eben die russische Nationalhymne von Lwow intonirte, und plötzlich bei dem Quartsext-Akkord ein so mächtiges C der großen Oktave erschallen ließ, daß alle Umstehenden nicht anders glaubten, als eine versteckte Baßtuba schmettere plötzlich drein. Es ist bekannt, das Rußland die kolossalsten Baßstimmen der Welt besitzt.

(Deutsche Opern.) J. Benedikt's neueste Oper: „Gomez" soll nächstens auf dem Stuttgarter Hoftheater aufgeführt werden. — Der in Kassel lebende Komponist F. Gränzebach hat eine komische Oper: „Eine Nacht in Smyrna" vollendet.

(Serbische Literatur.) Das Pesther Tageblatt berichtet aus Semlin, daß das serbische Ministerium des Cultus den Vorstehern der Belgrader und Kraguzevacer Gymnasien den Auftrag ertheilt habe, sämmtliche Werke des gegenwärtig berühmtesten und populärsten serbischen Nationalschriftstellers Dr. Jovan Stejić bei den öffentlichen Vorlesungen in Anwendung zu bringen. Diese zeitgemäße, den Stempel der Nationalliebe an sich tragende Verfügung muß den segenreichsten Erfolg haben, da sich die ungemein lehrreichen Schriften des Doktor Stejić (z. B. seine Makrobiotik, dann »Sobor Istine i Nauke«) durch eine besondere Reinheit der Sprache auszeichnen. Stejić folgte dem Systeme, welches der unsterbliche Obradović und Davidović in der Schreibart aufgestellt haben.

(Barmherzige Brüder.) Der Orden der barmherzigen Brüder bewährte auch in dem letztverflossenen Jahre eine außerordentliche Thätigkeit um die leidende Menschheit. Im Krankenhause zu Ofen sind vom 1. November 1838 bis letzten Oktober 1839 ohne Unterschied der Religion 2154 Kranke unentgeltlich verpflegt worden, wovon 1943 genasen und 211 starben; von den Letztern jedoch wurden 24 sterbend eingebracht. Die Gesammtzahl der von den barmherzigen Brüdern in der ganzen österreichischen Monarchie gepflegten Kranken betrug in diesem Jahre 21,895, worunter 20,246 ihre Gesundheit wieder erlangten.

(P. O. Z.)

(Magyarisches Theater.) Der Magistrat von Szegedin hat eine Deputation von vier Mitgliedern beauftragt, einen Plan zu Gründung eines stabilen ungarischen Theaters auszuarbeiten.

(Vierlinge.) Am 21. Dezember hat ein Weib in Bosiljevo unweit Agram nach 6 ½ Monat ihrer Schwangerschaft 4 Kinder geboren, von welchen eines noch zur Taufe getragen werden konnte; das zweite erhielt zu Hause die Nothtaufe, die letztern beiden aber starben während der Geburt und alle 4 nach Verlauf von einigen Stunden.

(Agr. Ztg.)

(Statistisches.) In den letzten 60 Jahren wurden in Stuttgart 43,839 Kinder geboren; unter diesen waren 510 Zwillings = und 4 Drillings = Geburten, so daß im Ganzen 43,320 Geburten vorkamen. Auf 849 Geburten kommt also in Stuttgart eine Zwillingsgeburt, und auf 10,830 eine Drillingsgeburt. Auf 29 Geborne kommt ein todtgebornes Kind. (Schwäb. Hum.)

Hiezu eine außerordentliche Beilage.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Kamaryt ist einer der besten böhmischen Lyriker. Echt volksthümlich, und mit reichem Gefühl ausgestattet, mußte er jeden um so mehr für sich gewinnen, als die Zartheit seiner Gesinnung, seine Humanität, und sein warmer Patriotismus, der ihn im praktischen Leben schmückte, auch in seinen Dichtungen sich aussprach. Er übersetzte viele deutsche Balladen vortrefflich, und würde noch viel des Guten gethan und geschrieben haben, wenn ihn nicht ein zu früher Tod dem Vaterlande entrissen hätte.

Ein Geistesverwandter von ihm ist Marek der Jüngere, der auch die böhmische Prosa mit mehreren Novellen und Erzählungen bereicherte, aber in seinen Dichtungen allzuhäufig verräth, daß er die deutschen Dichter der früheren Periode mit besonderer Vorliebe gelesen habe.

Diesen Dichtern schließen sich als Lyriker und Balladendichter an: Kocián, Rokos, Hercoš, Tomsa und die Volksdichter: Kamenický (Wacek), Wolný (ein Landmann) und mehrere Andere von größerer oder geringerer Bedeutung. Wir wollen hier Einiger insbesondere erwähnen, die auf den Fortgang der böhmischen Literatur einen noch größeren Einfluß als die Erwähnten hatten. Turinský trat — noch sehr jung — mit einem Trauerspiele Angelina auf. Wie wenig dramatisches Element auch in dem Stoffe liegt, und wie überwiegend lyrisch auch das ganze Werk ist, so verräth es doch ein eminentes poetisches Talent, dem es nur an dem rechten Standpunkt fehlte, und an der Erkenntniß seines eigentlichen Berufes. Turinský ist ein genialer Lyriker, dies zeigt nicht nur seine Angelina, sondern auch seine kleineren Gedichte, die hie und da zerstreut erschienen sind. Warum hat auch er sie nicht gesammelt und herausgegeben? — Aber nicht genug daran — ungeachtet sein Vaterland berechtigt ist, an sein Talent Forderungen zu stellen, — schweigt er schon seit langer Zeit, und scheint seinen höhern, patriotischen Beruf über seine bürgerliche Stellung zu vergessen. Es ist aber möglich — und wir wünschen es sehnlichst, — daß er mit erneuten Kräften wieder auftreten werde.

Klicpera ist (nebst Štěpánek) der fruchtbarste dramatische Dichter Böhmens und wohl auch der beste. Sein Sobieslaw übertrifft Alles, was die dramatische Poesie Böhmens geleistet hat, und auch seine übrigen Werke tragen das Gepräge eines ausgezeichneten Talentes. Bei ihm findet man nicht die in Böhmen gewöhnliche germanische Richtung; er ist durch und durch böhmisch, derb und körnig. Seine Stücke kommen jedoch selten auf die Bühne, weil eine gute Aufführung derselben ohne fleißige Studien der Schauspieler unmöglich ist, und weil sie auch einer sachverständigen Hand bedürfen, welche die zur Darstellung untauglichen Stellen hinwegstriche, und das Ganze so anordnete, wie es einmal auf einer Privat-Bühne Tyl mit Klicpera's Schauspiele „Die Köhlerin“ gethan hatte. Klicpera faßte den trefflichen Gedanken, altböhmische Sagen dramatisch zu bearbeiten, in welcher Art er seinen Walbek, Blaník, die Elbogner Glocke und mehrere andere Dramen herausgab, die ihn sehr populär machten. Er ist ein guter Charaktermaler, nur hat er den Fehler, daß er zu viel ausspricht, und dem Leser oder Zuhörer zu wenig Gelegenheit gibt, selbst zu reflektiren. Darum wird das Pathos bei ihm oft Schwulst, und das Tragische zum blos Theatralischen, das Komische zum Bizarren. Trotz dem ist er doch einer der ausgezeichnetsten böhmischen Schriftsteller, dessen Schriften immer sehr gerne gelesen wurden, und der in den magern Jahren der schönen Literatur Böhmens sich durch die Herausgabe seiner Almanache ein großes Verdienst erwarb Aber nicht blos als dramatischer Schriftsteller, auch als Erzähler nimmt Klicpera eine ehrenvolle Stelle in unserer Literatur ein, und er hat in seinem „Točník“ u. a. bewiesen, daß er ein Walter Scott Böhmens geworden wäre, wenn er das Romachntise mehr gepflegt hätte. Man spricht von einem Roman: „Die Tartaren bei Olmütz,“ den er zum Drucke bereit hält, und es wäre zu wünschen, daß er nach so langem Schweigen recht bald mit einem größern Werke hervorträte. Auch ihn traf der Vorwurf einer unklassischen Diction — auf welche die böhmischen Kritiker ein besonderes Augenmerk haben — aber was man auch immer gegen ihn einwenden mag, er ist Dichter — und zwar einer der besten in Böhmen. — Eine Gesammtausgabe seiner Werke wird erwartet. —

Der populärste dramatische Schriftsteller Böhmens ist aber Štěpánek. Als Lustspieldichter hat er wirklich recht Viel geleistet, seine Schau- und Trauerspiele aber können nicht als dichterische Kunstwerke betrachtet werden. Sein Ruf ist jedoch auf etwas Anderes, als auf sein literarisches Verdienst gegründet; denn ihm haben die Böhmen ihr Nationaltheater zu danken. Er gab sich alle Mühe, das böhmische Theater auf der Prager ständischen Bühne einzuführen, und seinem beharrlichen Streben ist Vieles gelungen, was wohl kein Anderer außer ihm zu Stande gebracht hätte. Wenn wir aber des böhmischen Theaters erwähnen, so berühren wir eine Saite, bei deren Klang jeder Böhme, der in die Verhältnisse der Literatur und Kunst seines Vaterlandes eingeweiht ist, unwillkürlich seufzen muß. Es ist noch unendlich viel zu thun, wenn etwas Gutes daraus werden soll; aber man muß dankbar sein für das Dargebotene und sich mit dem Bestehenden zufriedenstellen. Hier muß auch erwähnt werden, daß Herr Štěpánek bis zum heutigen Tage die Leitung des böhmischen Theaters hat, und keine Mühe spart, seinen Zwecken so Genüge zu leisten, wie er es als eifriger Patriot zu thun im Stande ist. Von seinen Theaterstücken sind über 16 Bände erschienen.

Macháček — der geistreiche Uebersetzer Schiller'scher und Raupach'scher Dramen — hat bis jetzt das beste böhmische Lustspiel geschrieben: Die Freier. Seine Verdienste um die böhmische Oper durch Uebersetzungen guter ausländischer Texte zu Opern von Weigl, Mozart, Rossini und anderen Meistern können wir nicht unerwähnt lassen. Bemerkenswerther ist jedoch, daß er in die Zeitschrift des böhm. Museums Bruchstücke eines Trauerspiels „Zawiše von Rosenberg“ einrücken ließ, von welchem man das Beste zu erwarten hat. Es ist zu wünschen, daß er es bald vollendet erscheinen lasse; überhaupt sollten die böhmischen Literaten ihre Werke nicht zu lange im Manuskript liegen lassen, da hiedurch das zeitgemäße Vorwärtsschreiten gehemmt wird. Durch die baldige Herausgabe eines Werkes wird die Nation mit neuen Ideen bereichert, die sich verzinsen, nicht aber unbenützt veralten sollen. Macháček hat auch viele Gedichte geschrieben, deren Beurtheilung wir uns jedoch bis zum Erscheinen einer Gesammtausgabe vorbehalten. —

Sollen wir noch einiger Novellisten erwähnen, so müssen wir Nowotný — den Verfasser des „Opfers“ — als zu schwülstig, — Linda dagegen als prosaisch bezeichnen. Tomsa war glücklicher in der Erzählung, aber zu sehr deutsch; der beste neben Klicpera war Marek.

Wir kommen nun zur neuesten Richtung der schönen Literatur Böhmens, und bemerken nochmals, daß die jüngeren böhmischen Poeten einzeln, individueller hervortreten, und der Erkenntniß ihrer nationalen Zwecke näher stehen. Hier blicken wir zuerst auf den Dichterkreis der böhmischen Slawen in Ungarn, und ziehen aus einer Reihe begabter, älterer und jüngerer Poeten die hervorragendsten ans Licht.

Johann Kollár, der Verfasser der „Tochter des Ruhmes,“ tritt uns als der ausgezeichnetste böhmische Dichter entgegen. Mit ihm ist ein Stern am Horizonte der slawischen Literatur aufgegangen, zu welchem auch künftige Generationen mit Bewunderung hinaufblicken werden. Auf den höchsten Gipfel

der Karpathen stellte er sich träumend hin, und schaute über die unendliche Fläche, die seine Brüder ringsum bewohnten. Da erglühte in seinem Herzen die heiligste Liebe für sie, und er sang begeistert seine Gefühle in die Berge hinaus, so daß sie an den Ufern der Wolga, Weichsel, Donau und Moldau zugleich wiederhallten. Kollár's „Tochter des Ruhmes" ist das hohe Lied der Slawen unserer Zeit. Man hat Kollár oft mit Petrarka verglichen, weil er Sonette schrieb, — das aber ist er nur der Form nach; dem Wesen seiner Dichtung zufolge ist er der Dante seiner Nation. In ihm bewährt sich ein glühender Patriotismus bei welthistorischem Geiste. Ein so klarer Sinn und lichtumwebter Hauch durchweht seine Poesie, daß der Leser sich hingerissen fühlt in den Zauberkreis seiner Dichtung, wo ihm eine Fülle von Ideen begegnet. Einige von Kollár's Sonetten wurden bereits in mehrere Sprachen übertragen, in die deutsche von Jos. Wenzig. (S. Blüthen neuböhmischer Poesie. Prag. 1836). — Neben ihm steht der durchaus objektive und erste Epiker der Böhmen: J. Holý. Sein Swatopluk (ein Epos), seine Cyrillo-Methudiade, Slawiade und seine idyllischen Dichtungen sind durchaus plastisch gehalten, und können den besten epischen Dichtungen der Gegenwart an die Seite gestellt werden.

Karl Kuzmany, der Herausgeber des Journals Hronka zu Neusohl in Ungarn, hat in der letzten Zeit für die schöne Literatur Böhmens viel Erhebliches geleistet. Um ihn sammelt sich ein Kreis junger slawischer Dichter und sie scheinen rüstig vorwärts zu gehen. Er selbst hat zwar nicht viel, aber Gutes geschrieben, und ist eben im Begriff einen philosophischen Roman erscheinen zu lassen, auf den das Publikum gespannt ist. Die übrigen jungen böhmischen Dichter in Ungarn, von denen viele zu schönen Hoffnungen berechtigen, gaben jüngst eine Sammlung von Aufsätzen heraus. Chalaupka ist als Satyriker und Lustspieldichter zu bemerken; als hervorragende Talente aber zeigen sich Magurský und die beiden Štúr. Ob auch die übrigen dieses Kreises den von ihnen gehegten Hoffnungen entsprechen werden, muß die Zukunft lehren.

In Böhmen bemerkten wir vor mehreren Jahren eine günstige Umwandlung der slawischen Journalistik, in welche sich die schöne Literatur auf einige Zeit geflüchtet hatte. Aber nun beginnen die jungen Adler ihre Fittige zu regen, und wir sehen eine Reihe von Talenten hervortreten, deren nähere Erwähnung wir für unsere Pflicht halten.

Ladislaus Čelakowský spielt eine bedeutende Rolle in der böhmischen Literaturgeschichte. Sein größtes Verdienst beruht wohl auf seinem Sprachreichthum, da er seiner Muttersprache Meister ist, wie keiner der Jüngeren. Sein „Nachhall russischer Lieder" ist im Geiste der russischen Nationalgesänge gedichtet, und vielleicht das Beste, was je in ähnlichem Genre geleistet wurde. Seine Original-Gedichte aber müssen uns den Prüfstein seines poetischen Berufes abgeben; und hier finden wir nicht den Reichthum der Phantasie, nicht das glutdurchdrungene Gemüth, welches dem Dichter unseres Jahrhunderts um so weniger fehlen darf, als die allzu objektiv gehaltene Lyrik, als ein Gemachtes, nicht als ein poetisch Durchlebtes sich kündet. Wir lesen mit Vergnügen seine Dichtungen, hören und singen auch gern seine Lieder, aber sie reißen uns nicht hin, sie ermangeln — bis auf einige — der wohlthuenden Gefühlswärme.*) Čelakowský's Individualität ist übrigens echt national, und durch die Herausgabe der slawischen Volkslieder hat er einen mächtigen Aufschwung der böhmischen Dichtkunst veranlaßt. Höchst schätzenswerth ist er als Uebersetzer. Einiges aus Walter Scott, aus Goethe's, Herders, Ossians und Petrarka's Werken nebst einer Menge lithauischer, russischer, polnischer und anderer slawischer Dichtungen hat er meisterhaft ins Böhmische übertragen. Mehreres davon finden wir in der Zeitschrift „die böhmische Biene," welcher er zwei Jahre hindurch als Redakteur zweckmäßig vorstand, und sie bedeutend in die Höhe brachte.

*) Čelakowský's neueste herrliche Dichtungen werden nächstens in „Ost und West" beurtheilt. Die Red.

Karl Winařický hat sich besonders auf Uebertragung lateinischer Dichtungen verlegt, und seine Aufgabe bis jetzt so meisterhaft gelöst, daß wohl nicht leicht ein anderes Volk so treffliche Uebersetzungen aufzuweisen hat. Winařický ist auch ein bedeutendes poetisches Talent, von dem wir noch manche ausgezeichnete Leistungen erwarten dürfen. — Seine Uebersetzungen des Virgil, Horaz, Bohuslaus Lobkowic u. a. sind klassisch.

Als einen der individuellsten böhmischen Literaten müssen wir Jaroslaw Langer anerkennen, einen jungen Poeten, der bei seinem ersten Auftreten allseitige Aufmerksamkeit erregte. Seine Idyllen und seine Satyren sind gleich gelungen; in allen seinen kleineren Dichtungen bewährt er sich als echt national und ohne Manier. Seit einiger Zeit jedoch ist er von der Oeffentlichkeit zurückgetreten, und es ist ungewiß, ob sein Wille, oder seine Kraft erlahmte. Um beides wäre sehr Schade, und wenn das erstere der Fall sein sollte, so müßten wir einen Mann betrauern, der sein Vaterland, das in sein Talent die schönsten Hoffnungen setzte, so täuschen konnte.

J. K. Chmelenský — wird als der beste Liederdichter der Böhmen angesehen, welchen Ruf ihm auch niemand streitig machen kann. Was er für den böhmischen Gesang gethan durch die Herausgabe seines Kranzes, und für die Lyrik, durch seinen poetischen Almanach Kytka, verdient dankbare Anerkennung und lobende Erwähnung. Er hat auch böhmische Operntexte geschrieben, die von Skraup in Musik gesetzt wurden, und war überhaupt einer der regsamsten Literaten Böhmens, bis ihn unlängst der Tod, in der Blüthe seiner Jahre, dem fruchtbringenden vielseitigen Wirken entzog.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur.

Jurende's vaterländischer Pilger für 1840. 27. Jahrgang. Herausgegeben von J. Oheral in Brünn.

Es gehört zu den traurigsten Lehren, die wir aus der Geschichte schöpfen, daß die Völker, aus denen die Träger der Wissenschaft wie leuchtende Meteore aufgestiegen sind, nicht selten selbst auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehen blieben. Und dieser anscheinende Widerspruch erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß von jeher die Wissenschaft den Charakter des hochmüthigsten Egoismus an sich getragen hat. Dem Gelehrten ist leicht predigen, sagt das Sprichwort, der Franzose übersetzt es: à bon entendeur peu de paroles; und wenn wir auch der Wissenschaft in keiner Periode der Weltgeschichte den Vorwurf machen können, daß sie wenig Worte geliebt, so redet doch der Gelehrte alle Zeit am liebsten zum Gelehrten. Daher bildete derselbe auch frühzeitig einen eigenen Stand, der, je weiter wir zurück sehen, desto eigensinniger und eifersüchtiger sein geheimes Wirken vor den Augen eines profanen Volkes verbarg, indem die einzelnen Glieder nur sich selbst, und das kaum verstanden. Im Mittelalter, wo in Deutschland die Mittheilung rascher, als früher in dem mysterienreichen Asien möglich und wegen der größeren Ausdehnung der Gelehrten-Corporation nothwendig war, eignete sich sogar der Gelehrtenstand eine Sprache, die Lateinische, zu seinem ausschließlichen Gebrauche zu, und nahm nicht einmal Anstand, diese Sprache, nachdem sie längst erloschen, nach dem wachsenden Bedürfnisse aus eigenen Mitteln zu vervollständigen und auf eine nicht selten lächerliche Weise zu entstellen. Selbst in einer uns viel naher liegenden Zeit, nachdem die Einsicht vieler für das allgemeine Menschenwohl begeisterter Männer und strenge Maßregeln der Regierungen dieses engherzige Band gelöst und durch Einführung der verschiedenen Landessprachen die Wissenschaft gleichsam frei gegeben hatten, war doch eine unmittelbare Einwirkung derselben auf das Volk deshalb nicht erreicht worden, weil sich die zerstreuten Glieder zu verschiedenen kleinern Körpern sammelten, die die Resultate ihrer Bestrebungen hinter die Schanzen und Wälle ihrer besondern Gelehrtensprache verbargen, wobei abermals das Volk vom Genuße ausgeschlossen war. Doch glauben wir, daß Krause und Hegel die Reihe dieser, ein mysteriöses Allerheiligstes bewachenden Priester schließen werden, wenn das Echo ihrer Namen die Felswände gänzlich niedergerissen findet, an denen es nur noch sparsam sich bricht. So gering demnach auch der Einfluß der Wissenschaft auf die Volksbildung gewesen ist, so bleibt doch denen, die ihr Leben dem Dienste derselben gewidmet haben, ein unsterbliches Verdienst; denn sie sammelten, der

Biene gleich, reiche Schätze in engen Zellen; aber den wärmsten Dank bereiten sich die im Herzen ihres Volks, die aus diesem verschlossenen Vorrathe die bedürftige Menge zu erquicken verstehen.

Unsere Zeit ist der Triumph der Industrie und gewährt von dieser Seite betrachtet ein ganz anderes, aber für die eigentliche Volksbildung nicht viel erfreulicheres Bild, als das eben in Beziehung auf Wissenschaft von ihr entworfene. Indem nämlich eine Erfindung die andere drängt, eine Entdeckung die Thür zu hundert andern aufschließt, und unzählige Stimmen das Geschehene verkündend in die Welt posaunen, gleicht der Mensch, der diesen immer frisch auftauchenden Begebnissen folgen will, einem Jagdhunde, vor dem aus jedem Gebüsche ein Haase aufspringt, und der, weil er alle verfolgen will, keine Fährte hält, den Ruf des Herrn sogar nicht hört, und spät, matt und lechzend, aber — ohne Beute zu demselben zurückkehrt. Die Zahl der Dinge, die in dem industriellen Drängen und Treiben — eine Folge der herrschenden Oberflächlichkeit oder der Unmöglichkeit für die Meisten, sich in den Besitz aller Organe und Hülfsmittel der Industrie zu setzen, vergessen werden, ist reichlich eben so groß, als die, welche nur blinden Larm machen, und in ihrer Nichtigkeit am Tage nach ihrer prunkenden Geburt sterben.

Unter den seltenen Werken, die sich echte Volksbildung zum Ziel gesetzt haben, und zwar eine Volksbildung, an welcher der sogenannte Gelehrte nicht weniger gern Theil nimmt, als der Laie, weil er darin zum Mindesten ein zusammen gedrängtes Resumé dessen findet, was er im Laufe eines Jahres Neues und Beachtenswerthes gehört oder gesehen, heben wir insbesondere den vaterländischen Pilger hervor, der in sechs und zwanzig Jahrgängen einen großen Schatz von Kenntnissen verschließt, und durch die österreichische Monarchie von Jahr zu Jahr zu verbreiten gewußt hat. Es zeigt sich unverkennbar Jedem, der nur einen flüchtigen Blick in den vor uns liegenden Jahrgang 1840 wirft, mit welchem Eifer und umsichtigem Fleiße der jetzige Herausgeber desselben, Herr J. Ohéral in Brünn, für sein verdienstvolles Werk theils gesammelt, theils selbst gearbeitet hat. In den Bildern aus dem industriellen Leben Brünns, (zuerst mitgetheilt in „Ost und West 1839") Seite 340 ff., zeigt sich Hr. O. als ein gewandter Darsteller der Zustände seiner Zeit und als sachverständiger Beurtheiler der industriellen Entwickelung um ihn her, während die lebendige gefällige Sprache, die uns ein angenehm bewegtes Bild voll der beherzigenswerthesten Winke entwirft, nicht das kleinste Verdienst des Verfassers ist. — Dem Werke steht ein Uebersichts- und dann ein ausführlicher Kalender voran. Es folgt S. 1—14 eine Charakteristik des Jahres 1840 in astronomisch-chronologisch-meteorischer Beziehung. Beide sind mit großer Vollständigkeit und möglichster Genauigkeit zum Gebrauche der verschiedenen Confessionen, selbst der Türken abgefaßt, und enthalten neben den Hauptmerkmalen der Witterung für jeden Monat zugleich Erinnerungen an merkwürdige Witterungserscheinungen im Jahre 1838, so wie alle regelmäßigen und unregelmäßigen Erscheinungen am Firmamente, die verschiedenen Jahresformen, Constellationen u. s. w. — S. 15—70 in den „Gewässern der Erde" sind die interessantesten Erscheinungen auf den Meeren der Erde mitgetheilt, und namentlich mit Ausführlichkeit die merkwürdige Thatsache des Leuchtens derselben behandelt, wobei mit großem Fleiß namentlich Ehrenbergs Beobachtungen berücksichtigt werden, dem zufolge das Leuchten des Meeres seinen Grund in Infusorien haben soll. Desgleichen sind die Erfahrungen von W. F. A. Zimmermann, M. Richter, Berghaus und A. trefflich benutzt. Der folgende Theil Seite 71 bis 109: „Naturgemälde, Landschaftsbilder, Bergersteigungen," durchwebt mit Gedichten von Tegner, Rückert, Freiligrath, Kilrer, Wessenberg, Eichendorff u. A., enthält Auszüge aus Marmier, Irving, Demidoff, Schubert, Bulgarin u. s. w., Namen, die von selbst unter eines Ohérals Auswahl das Urtheil über das in diesem Theil Behandelte aussprechen. Unter der Ueberschrift „Menschenkunde" folgen von Seite 110 bis 144 merkwürdige Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen aus der Naturgeschichte und Physiologie des Menschen, meist aus Zeitungen und den gelesensten Journalen zusammen getragen, doch ist auch Moritz (Magazin der Seelenkunde) und Schubert (Traumbuch), wiewohl nicht angegeben, doch nicht vergessen worden. Ein nicht unbedeutender Abschnitt von Seite 145 bis 180 ist dem Weibe (mit Berücksichtigung der verschiedensten Völker und nach anerkannt guten Quellen bearbeitet) gewidmet, und S. 180—206 ein nicht minder interessanter als lehrreicher, zur Charakteristik und Geographie der Jagden in allen Erdtheilen, dem „Jäger" (Jagd-Bilder, Lieder, Abenteuer). Von S. 207—270 liefert das „Historienfach" Schilderungen berühmter Zeitgenossen, historische Skizzen und Erzählungen, Bilder aus dem Leben, Anekdoten rc. rc. Hierauf folgen „Spiegelbilder, Belehrung und Warnung in Beispielen," dem sich die leider sehr zeitgemäßen Aufsätze „die Branntweinpest" von Hrn. O. als Einleitung zu dem von Boz entworfenen Gemälde „des Trunkenboldes Tod" und ein anderer, gleichfalls von Hrn. O., „Thierqualerei" anschließen. Die folgende Abtheilung behandelt „Polytechnik und Kulturgegenstände, Fortschritte in der Gewerbskunde und der bürgerlichen Industrie," worin namentlich interessante Beschreibungen einzelner Fabriken, dann des Daguerrotyps und vorzüglich die Skizzen und Gemälde des Gewerbfleißes eine besondere Aufmerksamkeit verdienen. Den Schluß und gleichsam den Anhang bilden die Kleinkinderbewahranstalten, dann eine Sammlung von Miszellen, die Genealogie des Kaiserhauses, eine Uebersicht der jetzt regierenden Fürsten, Postberichte von Brünn und Wien, Stempelbogentaxen rc. rc. rc.

So enthält also der vaterländische Pilger in 16 Abschnitten eine wohlgeordnete große Masse des Wissenswürdigen, und verdient die allgemeine Theilnahme, welche er gefunden hat. Der Weg, welchen dieser Pilger seine Leser führt, ist ein vorzugsweise praktischer und demnach gewiß zu einem erfreulichen Ziele führender, für Jeden, der sich seiner Leitung hingibt; er ist ein wahres Volksbuch., dessen Spuren immer sichtbarer werden müssen, wenn der Eifer, der es ins Leben setzt, nicht erkalten, sondern, wie er es verdient, gehegt und gepflegt wird. Wenn wir eines in dem verdienstvollen Werke vermißt haben, so ist es eine Literatur bei den einzelnen Abschnitten, eine Angabe der Bücher aus der jüngsten Zeit, aus welchen eine ausführlichere Belehrung über den hier natürlich nur kurz behandelten Gegenstand zu schöpfen wäre, und eine mehr in die Augen fallende Aufstellung des Inhalts. Im Uebrigen wünschen wir dem Unternehmen, dessen Werth wir der Beurtheilung des einzelnen Lesers dreist überlassen können, den besten Fortgang.

Bernh. Stolz.

Der Maler und der Bildhauer. Dramatisches Gedicht in 1 Akt. Von Joseph H. Grim. Prag 1840. In Commission bei Borrosch und André.

Die Oekonomen. Lustspiel in 2 Akten, von demselben. — Abgedruckt im „Oesterreichischen Theateralmanach für das Jahr 1839."

„— O mein Aufsatz, er ist der beste unter meinen tausend Aufsätzen, und dennoch, dennoch heißt er nichts!"
(„Die Oekonomen", 1 Akt. 1. Scene.)

Wer weiß es nicht, wie schwer es heut zu Tage einem Dichtertalente wird, bei dem Publikum durchzudringen? Eine solche Masse von Erzeugnissen aller Art drängt sich auf den Büchermarkt, daß mehr als die hundert Augen eines Argus dazu gehörten, das Gediegene aus dem Schofel und Schund der Literatur herauszufinden. Freilich, wenn ein Mittel erfunden werden könnte, der geistigen Erbärmlichkeit, dem Cliquenwesen und der absichtlichen Verdreherei das Tageslicht der Oeffentlichkeit zu verwehren, dann wäre mit einmal allem Unheil abgeholfen; aber der Himmel läßt seine Sonne aufgehen über gute und schlechte — Werke, über gerechte und ungerechte — Kritiken, und so ist es begreiflich, daß das Publikum schwankend, irre und lassig wird, und oft gerade „dem Verdienste seine Kronen" vorenthält. Um so mehr muß es für jeden, dem irgend ein Wort öffentlich vergönnt ist, Pflicht sein, dem wahren Talente unter die Arme zu greifen, und es mit gerechter Würdigung der Lesewelt vorzuführen. — Solche Absicht ist es auch, die mich veranlaßt, das Publikum auf die obigen Meisterwerke aufmerksam zu machen, womit uns ein noch ganz jugendlicher Talent-Schmetterling, der kaum noch der Puppe entwachsen scheint, angenehm überrascht hat. Allein es ist überall so: immer springt Minerva fertig aus Jovis Haupt!

„Maler und Bildhauer" ist ein Stück wahrhaft naturwüchsiger Poesie, worin der Genius kühn alle Regeln hinter sich läßt. Was braucht es auch Charakteristik, planvolle Anordnung, Nothwendigkeit und tragische Idee? in einem Drama, in dessen Hintergrund das jämmerliche Schicksal (nobile fatum), wie es die Alten nannten, großartig dasteht, um dem Stücke, recht im vollen Sinne des Wortes, „Knall und Fall" ein Ende zu machen.

Seite 22. — „(Man hört einen Schuß, Antonio stürzt todt in Angelo's und Laura's Arme.)"

Warum aber — fragt Ihr — muß Antonio (der, beiläufig gesagt, zuweilen auch Carl und Carlos heißt, S. 7 u. 8) sterben? Fordert es die poetische Gerechtigkeit, die Schicksalsidee? — Ei, wer mag sich an solche Kleinigkeiten stoßen! Da gibt es noch ganz andere Dinge, die wahrhaftig erstaunenswerth sind. — So z. B. kommen in dem Stücke, welches nur aus 12 Scenen besteht, nicht weniger als sechs Monologe vor. Nun sollte man allerdings meinen, das sei das Höchste, was die Kunst solcher Art leisten könne; allein ich bin überzeugt, Hr. Grim wird auf dieser Stufe nicht stehen bleiben, und uns nächstens

eine Tragödie in lauter Monologen bringen. Uebrigens herrscht eine ungekünstelte Naivetät des Ausdrucks durch das ganze Gedicht, die rührend und lächerlich zugleich ist, bekanntlich die beiden Pole des Naiven. Ich will nur die ausgezeichnetsten Stellen herausheben, da ich unmöglich in so beschränktem Raume auf alle Vortrefflichkeiten des Stückes eingehen kann.

Gleich auf der 3. Seite wird uns Heinrich v. Waldsee, der kurz zuvor von sich selbst sagt, er sei „kein Kobold, kein Teufel," als ein Lallender, dessen Worte keinen klaren Sinn geben, geschildert, — woraus wir unzweifelhaft entnehmen können, der Dichter habe in diesem Heinrich einen Imbecile zeichnen wollen, was ihm auch vortrefflich gelungen ist. Ebenso erfahren wir Seite 5, daß Laura, die Heldin des Gedichtes, blaue Wangen hat. Antonio sagt nämlich:

„Zarte Jungfrau! trockne Deine
Wangen. Wie ein Demant glänzt die
Thräne auf dem blauen Grund. —"

Nun weiß aber Jedermann, der halbweges einen Cursus der Naturgeschichte durchgemacht hat, was das für possierliche, allerliebste Geschöpfe sind, die mit den blauen Backen und zwinkernden Augen. Derlei Figuren zu Hauptpersonen eines Drama zu machen, ist gewiß eine eben so glückliche als originelle Idee. — Nebenbei bemerken wir gleich hier, welche außerordentliche Force Hr. Grim in der Handhabung des Verses besitzt. Wer kann z. B. folgende Strophe lesen, ohne in glühende Bewunderung auszubrechen?

„Sie war's. Ja die fromme Schöne,
Die mich täuschte, furchtbar' Rache
Nahm. O guter Alter, sicher
Glaubst Du dich gestützt an Dein so
Treues Kind. Du ahnest nichts, Du
Träumst; doch fluchen wirst Du einst den
Gar zu süßen Schlaf. Du wirst von
Deinem Kind verrathen und wenns
Glückt, verkauft." — (Seite 15.)

Wahrhaftig, ein so kühnes und ununterbrochenes Enjambement hat noch nie ein Dichter gewagt. Möge Hr. Grim vergeben, daß ich mich hier eines technischen Ausdrucks bediene, der vielleicht noch nie zu seinen Ohren gekommen; aber wenn auch der Name unbekannt, so ist doch die Sache selbst ihm unglaublich geläufig. Er hört gar nicht auf, uns mit solchen Künsten zu ergötzen. (Nur probeweise citire ich Seite 13, Zeile 2—14; S. 18, Z. 2. u. ff; S. 19, Z. 17—27; S. 20, Z. 2. u. ff.)

Wenn es S. 12 heißt: „— — Herr des Himmels!
— bewahr' den theuern Demant,
Der der Unschuld Wangen ziert." —

so begreife ich allerdings nicht, was das für ein Schmuck ist, den diese Dame im Gesichte trägt; allein um so zuversichtlicher glaube ich, daß Hr. Grim weiß, was er unter diesem Bilde gemeint hat. Eben so ist es nur ein ganz leiser Zweifel, den ich gegen die Stelle erhebe:

„Kennst Du jene stille Ferne,
Wo in nahen dunklen Hainen, u. s. w.

(S. 7.) Ei, ei! ferne und nahe zugleich? Wie geht das zu? — Alles bloße Geschwindigkeit; keine Zauberei! — Seite 16 nimmt Antonio sogar Abschied von den Sternen! Der Mann muß eine weite Reise vorhaben. Und S. 17 produzirt sich Walter, als Einer, der mit seinen Armen redet. Man sollte ihn für stumm halten; allein er sagt es selbst:

„ — mein schwacher Arm
Mochte damals anders reden."

Ueberhaupt ist der Monolog, den Walter an dieser Stelle hält, höchst auszeichnungswerth wegen der Tiefe und Neuheit der Gedanken. Unter Anderm kommt auch Folgendes darin vor:

„Ei, das Mädchen! Wie's mir scheint, so
Hab' ich ihr das rechte Auge
Etwas gar zu blau gemacht."

Die Glückliche, die mit einem blauen Auge davon kommt! —

Wenn übrigens Hr. Grim S. 3 sagt: Weißt ja, daß wir unser sind (anstatt: einander gehören), — S. 5: Antonio naht sich leise zu Laura, — S. 7: an (statt: auf) ein Denkmal dentend, — S. 9: alle Trauer floh zurück (st. entfloh), — gestützt am Stabe (st. auf den Stab), — S. 10: wandle an (st. auf) dem Pfad der Tugend, — S. 11: Angelo gestützt an (st. auf) sein Kind, — S. 16: will ihr schön thun (st. liebkosen), — S. 18: Wie, Du kamst mir heute vor (st. zuvor)? u dgl; so würde dies Mancher vielleicht für undeutsch und sprachunrichtig halten. Ich aber weiß es besser zu würdigen. Hr. Grim arbeitet an der Emancipation der Sprache: von nun an soll eine Sprache gleich sein der andern, und kein Unterschied mehr zwischen Endungen, Zeiten, Personen, Artikeln, Präpositionen u. s. w.

Ich komme nun zu dem Lustspiele „Die Oekonomen," und wenn es wahr ist, was Aristophanes sagt, daß die Komödie in der ungereimten und lächerlichen Darstellung des Schlechteren (φαυλοτερον) bestehe, so hat Hr. Grim offenbar am meisten Beruf für den Soccus. Und ich stehe deshalb nicht an, den oben citirten Satz, den ich an den Eingang meiner Kritik stellte, auf das Lustspiel des Hrn. Grim selbst anzuwenden. Er hat damit das gründlichste Urtheil anticipirt! — Daß sich der Dichter bei einem Stücke, worin so oft von Oekonomie die Rede ist, mit vollem Recht aller Oekonomie in der Anlage enthoben halten konnte, begreift jeder, der sich auf dramatische Technik versteht. Desgleichen wird es keinem Kenner der neuesten Literatur einfallen, in einem modernen Lustspiele noch Handlung zu verlangen. Handlung ist ein verschollen Ding, das man nur mehr vom Hörensagen kennt. Hr. Grim hat sich auch darin beflissen, ganz dem Geschmack der Zeit zu entsprechen. Um dies recht in's Licht zu stellen, erzähle (?) ich den ersten Akt.

1. Auftritt. Hr. und Frau von Aehrenheim sind darüber einig, daß Kornwurm ihre Tochter Julie „nicht bekommen" solle. — 2. Auft. Hr. v. Aehrenheim und Haber sind über dasselbe einig. — 3. Auft. Julie sieht in den Spiegel, und erinnert sich, daß sie noch nicht verheirathet ist. — 4. Auft. Emilie, Habers Nichte, schlägt ihr vor, in's Kloster zu gehen: darauf Beide ab. — 5. Auft. Haber kommt wieder. — Monolog. — 6. Auft. Emilie erfährt von Haber, daß er Julie heirathen wolle; sie sagt ihm, Julie sei gesonnen in's Kloster zu gehen. Haber will weinen. — 7. Auft. Zum Glück kommt Aehrenheim, und verspricht ihm Julie zur Frau. — 8. Auft. Verwalter, tritt ein; „tiefsinnig, hält Schriften in der Hand." Monolog. — 9. Auft. Verwalter und Haber sprechen Einiges über — Nichts! — 10. Auft. Verwandlung: Straße. Stein und Warbek, mit ihren Dienern, kommen. Sie wundern sich über die Runkelrüben-Plantagen der Gegend, und wollen bei Aehrenheim zum Fenster einsteigen. — 11. Auft. „Verwalter nebst einigen Leuten" hindern sie daran. Prügelei. — Ende des 1. Aktes. —

Es ist dies gewiß das vollendetste Conversationsstück, das je aus einer deutschen Feder gekommen, denn der Verfasser hat gleich vom Anfang herein jedes Quentchen Handlung gespart. Aber um so kräftiger tritt auch der Aktschluß hervor. — Man kann denken, daß bei einem solchen Stücke die höchste Mühe an den Dialog gewendet worden ist, und in der That, dieser übertrifft alle Begriffe. Die feinsten Witze und Bonmots jagen sich ohne Unterbrechung. So z. B. — geschriebene Manuskripte; — nicht weit von Ost- und Westindien; — schöne Opern über Oekonomie und Philosophie; — berühmt durch seinen großen Krautkopf; — ich habe nicht gewußt, daß ich so groß als Linial bin; der Brief war auf mich dressirt; — Sie haben geweint, und noch dazu Thränen; — Studenten aus Leipzig oder wohl gar Kamtschadalen; — Schaf, Esel, Trampeln, Kopfstücke, und noch viel dergleichen Kunstausdrücke und elegante Redensarten aus der Sprache der Salons. — — Andererseits fehlt es auch hier wieder nicht an Stellen, wie folgende; Seite 125: Vorrath vom (statt: an) Getreide. — Seine Zeitschrift hatte noch nie einen Aufsatz dieser Art gehabt (st. hat gehabt), — S. 126: verstoßen hatte (st. hat), — S. 127: Er kennt weder (st. nicht einmal) unsere Tochter, — S. 129: ein Geschäft mitsammen, (st. mit einander) abthun, — S. 130: Hr. Aehrenheim haben mir ja etwas gewollt, — S. 141: ich möchte (st. würde) sagen, — das möchte (st. würde) mich sehr schmerzen, — nimmt der Verwalter untern (st. unter dem) Arm, — S. 156: Auf (st. an) die Augengläser gewöhnen — S. 162: bei Hand (st. bei der Hand) führend; u. s. w. — u. s. w. Doch, wie gesagt, Solches zielt auf Emancipation der Sprache.

„Alle Regel soll vergessen,
Und Grammatik nicht mehr sein!"

Wenn ich übrigens Hrn. Grim recht verstehe, so scheint er auch mit der Orthographie Ähnliches im Sinne zu haben, wenigstens laufen und stürzen in diesem Lustspiele die Interpunctionen wie bei dem Thurmbau zu Babel unter und über einander, so daß keine recht weiß, was sie soll, und wohin sie gehört. Allein Hr. Grim ist in Allem genial; er wird auch diese Verwirrung zur klarsten Ruhe bringen, so gewiß als ihm allein die Regeneration des Lustspiels in Deutschland vorbehalten ist!

Joh. Umlauft.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 10. Samstag den 1. Februar. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

Der Freiherr empfing uns aufs Beste und führte uns dann auf das Stübchen seines Pflegesohnes. Viktor, der Mohrenknabe, sprang, als wir eintraten, von seinem Arbeitstische auf und seinem Pflegevater entgegen. Es war ein herrlicher Junge von fünfzehn Jahren, voll Feuer, Leben und Kraft, und bald merkten wir auch, daß er schlau sich in die Launen des Freiherrn zu fügen wußte, der in seiner seltsamen Selbsttäuschung zufrieden mit dem, was er eben sah, sich's nicht träumen ließ, wie Viktor im Grunde mit ganzer Seele an dem Maler hing, der dem mit großer natürlicher Verstandeskraft begabten Knaben gesagt hatte: „Sieh, Viktor, das will der Freiherr aus dir machen; du wirst selber fühlen, daß es gerade das Gegentheil von dem ist, was du wirklich bist und werden kannst. Thöricht wäre es, wolltest du deine Eigenthümlichkeit mit Gewalt zu vernichten suchen, um Nichts dagegen einzutauschen; grausam aber wäre es, wolltest du deinem Wohlthäter die Freude seines Lebens muthwillig zerstören. Der Freiherr ist in seiner Selbsttäuschung der glücklichste Mensch. Bleibe, was du bist; werde, was du mußt; aber laß den Freiherrn glauben, du werdest, was er will. Du sollst ihn nicht täuschen; widersprich ihm nur nicht; lerne, was nützlich und recht ist: es wird dein Glück begründen und befestigen! Und daß der Pflegevater es nicht zu toll treibt, dafür laß mich sorgen! Mit der Zeit wird sich alles glücklich lösen, und er wird, bleibst du nur brav, es schon zufrieden sein, daß du Viktor der Mohr, und nicht der zweite Goethe geworden bist.“

Viktor begriff das und that darnach; denn freilich vermochte er die noch ärgere Selbsttäuschung Brunetti's nicht zu erkennen. Erlassen Sie mir die Schilderung der seltsamen Scenen, von denen wir, der Baron und ich, im Lauf eines Jahres Zeuge waren; der Freiherr wurde täglich fester von dem Gelingen seines Planes überzeugt; Brunetti, um das Schicksal seines Lieblings zum Besten zu wenden, legte es, sich selbst belügend, darauf an, ihn zum Lügner zu bilden, und Viktor log sich vor, er begehe die edelste Handlung, wenn er seinen Pflegevater belöge und endlich auch seinen Vertrauten Brunetti, wenn es galt, eine Schwäche desselben (welche der listige Bursche bald entdeckte) zu schonen. Daß er nie zu eigennützigen Absichten solche benutzte, selbst da nicht, wo es galt, von dem unnatürlichsten Zwange sich zu befreien, mußten wir als einen wahrhaft edlen Charakterzug anerkennen, und auf Viktors bessere Natur bauend, hüteten wir uns wohl, einen Versuch zu machen, dem Maler über seine arge Selbsttäuschung die Augen öffnen zu wollen, sondern sahen uns die seltsame Komödie an, welche der Freiherr, der Maler und der Mohrenknabe mit einander aufführten, ohne es selber zu wissen. Ob wir recht daran thaten? Ich bin jetzt überzeugt: Nein! aber unsere Furcht vor Selbsttäuschung war durch das, was wir täglich sahen, zu groß geworden, als daß wir es hätten wagen mögen, selber eine Rolle in dem Spiele zu übernehmen; und ohne falsches Spiel auch nur einem der Selbstbetrüger wirklich zu nützen, war gar nicht denkbar. Nach einiger Zeit ließ der Freiherr die, seinem Pflegesohn bestimmte Braut, von seinen Gütern, wo sie von einer würdigen Frau musterhaft erzogen war, kommen. Margarethe war eine liebenswürdige, sanfte Blondine, nur um ein Jahr jünger als Viktor, aber bei weitem ernster und verständiger. Brunetti, als er sie sah, rief zürnend: „Welch ein Unsinn! dies holde ernste Kind dem schwarzen Wildfang zu bestimmen.“

„Die passen eben für einander!“ entgegnete der Freiherr ruhig; und in der That vertrugen sich Viktor und Margarethe so gut, wie wohl selten ein junges Paar, das von frühster Kindheit dazu bestimmt wurde, sich dereinst zu heirathen.

Endlich ging das Jahr zu Ende und der Freiherr sprach zu mir und dem Baron: Morgen verlasse ich Heidelberg mit meinen Kindern; Brunetti begleitet uns, Ihr aber schwört mir, binnen neun Jahren nicht nach uns zu forschen und nicht zu Andern von uns zu reden. Wenn diese Zeit verflossen und Ihr nichts von mir und den Meinen erfahrt, so denkt immerhin: daß mein Experiment, wie Ihr's zu nennen beliebtet, mißglückt ist. Glückt mir's aber, so soll nach neun Jahren Viktor Euch auf mein Stammgut, welches sodann das seine ist, einladen, daß Ihr als liebe Gäste zu seiner Hochzeit kommt. Sorget nicht, daß er Euch verfehlen würde! wo Ihr auch sein werdet, wenn Ihr nur noch lebt, so wird er Euch finden;

denn obgleich ich nicht will, daß Ihr nach uns forschet, so werd' ich doch immer wissen, wo Ihr Euch befindet und wie es Euch geht; und bedürfte Einer von Euch einmal meiner Hülfe, so soll sie ihm werden, ohne daß er sich deshalb zu bemühen braucht." So schied der Herr von Eden mit seinen Pflegekindern und dem Maler Brunetti von uns und von Heidelberg, und wir erfuhren seit 9 Jahren nichts von ihm. — Viktor, der mich in der letzten Zeit über alles liebgewonnen, weil er gegen mich allein wahr sein durfte, hing beim Abschiede weinend an meinem Halse und die Heftigkeit der Empfindungen, welche er bei dieser Gelegenheit verrieth, erfüllte mich mit Kummer und Besorgniß.

Dem Himmel sei Dank: die Besorgniß scheint nicht erfüllt worden! denn Viktor ist an dem von seinem Pflegevater bestimmten Tage hier eingetroffen, und wie wir alle diesen Morgen sahen, frisch und kräftig — weiter aber weiß ich für jetzt noch nichts von ihm zu sagen, da ich ihn, leider! diesen Morgen verfehlte und auch der Baron." —

So schloß Rossetti seine Mittheilung und alle Damen fanden selbe ungemein interessant. „Ob nur Viktor und Margarethe ein Paar geworden sind," fragten mehrere junge Fräuleins erröthend, und schmälten gleich darauf entsetzlich mit dem armen Baron Dressen, welcher die Aeußerung gewagt hatte, daß, wenn Viktors erste Liebe, der Absicht des Freiherrn zuwider, zufälliger Weise eben so unglücklich geendet habe, als die seines großen Vorbildes, vielleicht eine der anwesenden Huldinnen geneigt sein möchte, durch ihr Herz und ihre Hand ihn zum glücklichsten Mohren der Welt zu machen.

„Abscheulich!" riefen alle Damen: „Eine von uns einen Mohren heirathen! — Und wäre er der Schönste und so berühmt als Held, wie Othello — Nimmermehr! uns grauset vor den garstigen Mohren." Die schöne Camilla allein stimmte nicht mit in den allgemeinen Ruf des Abscheues ein, sondern meinte: „Interessant wäre es bei alle dem, unter einer Menge gewöhnlicher Verehrer auch einen in seiner Art schönen und geistreichen Mohren zu zählen. Warum," schloß sie, „sollt' ich mir seine Huldigung nicht eben so wohl gefallen lassen, als die Huldigung Derer, welche jetzt schon zu meinen Füßen liegen, und von denen ich ganz gewiß auch nur Einen erhören werde?"

„Ja, so sind die Weiber!" murmelte Rossetti leise vor sich hin. Unterdessen war die Sonne gesunken und die Gesellschaft erhob sich, um heimzukehren. Camilla nahm den Arm des Doktors, der Baron Dressen trippelte zierlich zwischen zwei blutjungen, schnippischen Fräuleins einher, ihnen unglaubliche Geschichten erzählend. Buntgemischt und anmuthig scherzend folgte der übrige Theil der Gesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Erasmus Wocel ist zuerst mit einem Trauerspiele: „Die Harfe" hervorgetreten, das viele gelungene Stellen hat, im Ganzen aber viel zu deklamatorisch gehalten ist. Nach langem Stillschweigen gab er einen Cyklus romantischer Gedichte „Die Přemysliden heraus, welche in „Ost und West" (1839) bereits besprochen wurden. — Gewiß ist Wocel einer der besten böhmischen Dichter, und wir wünschen von Herzen, daß er sein Versprechen, die Thaten der böhmischen Könige aus dem Hause Luxemburg in ähnlicher Form zu bearbeiten, bald erfüllen möge.

Mathias Klácel, einer der neuesten Lyriker Böhmens, hat in jüngster Zeit zwei Bändchen lyrischer Dichtungen erscheinen lassen. Seine Worte künden Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Große, seine Oden glühn wie sein Herz in patriotischem Feuer — aber oft wird er Philosoph und Rhetor und vergißt darüber den Dichter. In antiker Weise singend tritt er als ein Prophet der Moral und Vaterlandsliebe auf. — Doch finden sich unter seinen Dichtungen — namentlich im zweiten Bändchen — auch satyrische Anklänge, die in der Idee und Ausführung vergriffen und mißlungen sind. Klácel's Talent scheint auf diesem Felde nicht heimisch zu sein. Die Ironie findet übrigens in Böhmen wenig Anklang; nur das Naturkräftige bringt mit Erfolg durch.

Kajetan Tyl hatte schon in früher Jugend Erzählungen geschrieben, die vom Volke eifrig gelesen wurden, ohne daß man seinen Namen kannte und seine Leistungen erwähnte. Erst vor einigen Jahren, als ihn sein Beruf nach Prag geführt, und er die Leitung des Journals: Kwěty übernommen hatte, wandte sich die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen jungen, fruchtbaren und begabten Literaten. Seine Novellen wurden mit Begierde aufgesucht, und auch sein Einfluß auf die Literatur als Journalist blieb nicht unbeachtet. Zu derselben Zeit traten einige der jüngsten böhmischen Schriftsteller öffentlich auf und unterstützten seine Bestrebungen. Jetzt ist Tyl einer der genanntesten böhmischen Belletristen. Als Uebersetzer des Lear, einiger Raupach'schen und anderer Dramen trug er viel zur Emporbringung des böhmischen Theaters bei, und trat auch selbst als dramatischer Schriftsteller auf. Tyl hat sehr viel Talent, aber das Drama scheint nicht das eigentliche Feld zu sein, wo er das Beste liefern und für sein Vaterland am vortheilhaftesten wirken kann. In seinem „Čestmir," seinem „blinden Jüngling" und seinen Lustspielen finden sich treffliche Einzelnheiten, aber dem Ganzen fehlt die Vollendung. Man vermißt die natürliche Entwicklung der Handlung, das schwellende und bewegte Leben mit seinen nothwendigen Kämpfen. Man bemerkt bei den von ihm geschaffenen Charakteren häufig den Theaterboden, als das Terrain ihres Thuns und Leidens, und es fehlt ihnen die Unmittelbarkeit des Lebens. Tyl's Fach scheint die Novelle, und vielleicht auch der Roman. Er erzählt gut, schildert lebendig und geistreich. Sein Styl ist leicht, ungezwungen und gewandt, weshalb auch seine Werke gerne und viel gelesen werden. *) Gegenwärtig gibt er eine Bibliothek dramatischer Dichtungen, Originale und Uebersetzungen, unter dem allgemeinen Titel „Thalia" heraus, von denen das erste Bändchen die Uebersetzung des Deinhardsteinischen Hans Sachs und ein Lustspiel „der Findling" enthält, welches dem „Gamin" nachgebildet ist. Im zweiten Bändchen folgte der Čestmir, Original-Drama, das bereits in „Ost und West" besprochen wurde. Das dritte und vierte Bändchen enthält nur Uebersetzungen. Die einzelnen Bändchen der „Thalia" sollten rascher auf einander folgen. Die Schuld der Verzögerung mag wohl nur am Verleger liegen.

Jakob Malý gibt eine böhmische Unterhaltungs-Bibliothek heraus, worin Uebersetzungen der besten ausländischen Novellen und Romane, so wie auch Original-Arbeiten dieser Art aufgenommen werden. Hiedurch nützt der Herausgeber nicht nur dem böhmischen Publikum, sondern auch der schönen Prosa, die von den Böhmen viel zu wenig kultivirt wird. Bis jetzt erschienen in dieser Sammlung mehrere Uebersetzungen aus dem Englischen (Byron's Vampyr, Irving's Alhambra, Erzählungen von Bulwer

*) Eine Uebersetzung von Tyl's trefflicher Novelle „Der Alchemist" hatte der Jahrgang 1838 von „Ost und West" gebracht.
Die Red.

u. A.), aus dem Französischen (von G. Sand, Chateaubriand), aus dem Italiänischen, Magyarischen, Russischen und Deutschen, nebst einer Original-Erzählung vom Herausgeber. — Malh ist zwar kein eigentlich produktives Talent, aber ein scharfsinniger Kritiker, dem nur ein größerer Wirkungskreis zu wünschen wäre. *) Als Uebersetzer ist er vortrefflich und dürfte auch, nach der gelieferten Probe zu urtheilen, ein guter Erzähler werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pesther Zustände.

1.

„Die Welt steht auf kein'n Fall
mehr lang, lang, lang, lang."
Nostradamus-Vagabundus.

Sie müssen nämlich bedenken, daß wir, wenn auch nicht alle die geistigen wie materiellen Vorzüge der Weltstadt Paris, so doch beinahe dieselben Lächerlichkeiten und Albernheiten haben; — und gäbe Gott, es bliebe immer bei diesen!! Auch bei uns hieß es „am 7. Jan. geht die Welt unter;" eine schöne Aussicht für einen jungen Journalisten! — Nehmen Sie, wenn ich bei diesem Ereigniß so einer ersten Sängerin oder ersten „weiblich-tragischen Größe" in die Arme gefallen wäre; — nein, nein, ich dacht' es gleich, so hart kann das Schicksal einem unschuldigen Recensenten nicht mitspielen, und darum gibt es keinen Weltenuntergang. Ich versichere Sie also auf Treu' und Glauben, Pesth steht noch. — Neues, was Sie interessiren könnte, Ereignisse, Thatsächliches, nachhaltige Erscheinungen gibt es wenig. Das Komödienwesen verfolgt, wie überall, seinen ruhig-materiellen Gang. Die soi-disant: „Künstler" ziehen ihre Gage, recitiren oder singen ihre Rollen, so gut, wie möglich; agiren und intriguiren, erkranken und gesunden, je nach der Witterung!! rc. rc. rc. Uebrigens beginnt man auch hier schon diesen Zuständen eine mindere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Musik und Malerei sind hier theils im Verfall, theils kaum im Keimen begriffen: die Literatur findet keine Theilnahme; Dichter und Schriftsteller leben in kümmerlichen Verhältnissen; nur jene Halbkunst weiß Enthusiasmus zu erregen. Denken Sie, wie viele Tausende das Bühnenwesen verschlingt; wie viele Zeit, Denkkraft, falsche Gefühlswärme, und leere, leere Begeisterung es absorbirt; und das Alles verliert das Leben, die Geschichte, die übrige Kunst. Und die Journalistik konnte das Komödienwesen so lange in Schutz nehmen?? Es ist ein trauriges Erwachen! — Ad vocem Journalistik! Unsre beiden deutschen Lokalblätter „Spiegel" und „Tageblatt" haben seit dem neuen Jahre an gefälliger Form gewonnen. Der „Spiegel" beginnt seinen „dreizehnten" Jahrgang. Die Färbung dieser — sonst sehr lobenswerthen — Zeitschrift, sollte etwas moderner und zeitgemäßer sein*), um so mehr, als sie den Titel eines Modejournals führt; auch könnte der Ton, in dem sie ihre Theaterberichte führt, etwas strenger und, im Interesse der Kunst, etwas ernster sein. Das Urtheil der Menge, der Kunst- und Sachverständigen, der unparteiisch Denkenden und — — der Kollegen hat denn doch auch Geltung, wie ich zu denken mich unterfange. — — Das „Tageblatt," dessen Tendenz umfassender und dessen Wirkungssphäre ausgedehnter ist, steht bereits hier in großer Achtung, und dürfte, als das unparteiische Organ nationaler Verhältnisse, bald noch in derselben steigen; nur scheint es, daß eine, sehr zu wünschende, größere Selbstständigkeit im Urtheil und in Besprechung der allseitigen Verhältnisse, der Unparteilichkeit des Blattes keinen Eintrag thun würde. Hoffentlich wird der warme, kühne Eifer, mit dem dieses Journal die flüchtigen Tags- und bleibenden Zeit-Interessen in würdiger Weise bespricht, sobald es nur seine angenommene ehrenvolle Stellung behauptet, nicht und von keiner Seite mißdeutet werden; nur hüte es sich gegentheilig vor kleinlicher Polemik, die nie im Interesse des Publikums liegt. Die Mitarbeiterschaft der besten vaterländischen Schriftsteller (Beck, Stierle-Holzmeister, Mailáth, Dr. Rump, Dr. Zipser, Josika, Klein, Richter) und Fremder (J. G. Seidl, Vogl, Tschabuschnigg, Levitschnigg, L. A. Frankl, Castelli) bringt dieses Journal auch unter die Reihe der bessern deutschen Zeitschriften. — Vom sonstigen literarischen Treiben hier ist wenig zu schreiben. Pückler, der Notizen gesammelt, ist, wie Sie wissen, bereits abgereist. — Miß Pardoe ist noch immer fleißig und hat doch schon zwei Bände nach Albions Küsten an ihren Verleger gesandt. Wir werden nun von Urtheilen, Ansichten, Schilderungen (wahren und falschen) über Ungarn überschüttet werden. Nehmen Sie die Ueberzeugung, daß, wer ein böses, ungünstiges Urtheil über dieses Land ausspricht, sich schlecht auf's Menschenherz, schlecht auf Moral und Philosophie verstehe. — Liszt hat uns vor Kurzem verlassen. Mit welch warmer, übersprudelnder Herzlichkeit dieser geniale Ungar von seinen braven Landsleuten empfangen und während der Zeit seines Aufenthaltes behandelt wurde — davon läßt sich kaum ein Begriff machen. Man vergötterte ihn fast; Ständchen, Gastereien, Matineen und Soireen folgten einander. Bei einem, ihm zu Ehren abgehaltenen Fackelzuge wurden, trotz Sturm und Schnee, mitten auf den Plätzen Reden gehalten und jeder Freudenruf, jedes Eljen (vivat) hallte mit schmetternder Touche hinan zum hohen Dome! In der That steht aber Liszt nicht nur als genialer Künstler, sondern auch als Menschen- und Vaterlands-Freund sehr hoch; hier concertirte er mehr zu Wohlthätigkeits-Zwecken, als im Interesse seiner Kassa. — Ueber Liszt den Künstler sagt Ihnen der Ruf genug. Daß aber der Enthusiasmus zu weit ging, das ist wahr. — Gegenwärtig gastirt an unserer Bühne der als Literat und Mime ausgezeichnete Regisseur des Mannheimer Hoftheaters: Jerrmann, mit vielem Glücke. Er ist bereits als Nathan und Belisar aufgetreten. Auch den Bassisten Reichel hörten wir dieser Tage als Bertram. Reichel hat einen ungeheuern Stimmfond, aber wenig Höhe und wenig Gesangsbildung; kein Portamento, aber Kraft und Mark der Stimme. Wir bekommen von ihm den Sarastro, Tell, Marcell (Ghibellinen) u. A. zu hören. Seit Neujahr keine Bühnennovität im recitirenden Schauspiel. Diese Tage kam „Lucia di Lammermoor" zur Aufführung und gefiel theilweise. —

Lenname.

*) Dieser Wunsch ist erfüllt; denn Malý gibt jetzt die unterhaltende und belehrende Schrift: „Deunice" (der Morgenstern) heraus.
Die Red.

*) Hier müssen wir unserm Hrn. Referenten widersprechen. Wir finden die Färbung des „Spiegels" ganz modern.
Die Red.

Mittheilungen aus Dresden.

Von J. P. Lyser.

Januar.

Das neue Jahr brachte uns des Neuen viel. Obenan stand eine Somnambule, welche ganz Dresden von sich reden machte, endlich aber, wie es sich durch die genaue Beobachtung eines hiesigen hochgeachteten Arztes auswies, durchaus keine Somnambule, am allerwenigsten eine hellsehende war, mithin eine feine Betrügerin, oder das Werkzeug des Arztes, welcher sie nach Dresden führte und die Dresdner zuerst allarmirte. Dem wackern Arzte, der diese Somnambule entlarvte (Hoffmann ist sein Name) gebührt der aufrichtigste Dank jedes Vernünftigen und Wahrheitsliebenden. — Mad. Sophie Schröder hat im neuen Jahre ihre Gastrollen in Grillparzers Medea beendigt. Die Kunst dieser großen Frau erregt noch immer die ungetheilteste Bewunderung; um so mehr erfüllt es den, der sie früher sah, mit Wehmuth, daß ihre Mittel in keinem Verhältnisse mehr zu ihrer Kunst stehn. — Eine bedeutende Neuigkeit war: Macbeth, tragische Oper von Chelard, ein anerkanntes Meisterwerk. Die Schröder-Devrient als Lady Macbeth zu sehen ist ein Genuß, wie ihn sich ein Dichter, Musiker und Maler nicht herrlicher wünschen kann — dafür geb' ich und vergeb' ich der gefeierten Dame zehn Romeo's, wie ich sie in letzter Zeit ein paarmal von ihr sah.

Prager Bühne.

Freitag den 24. Januar: Zum Vortheile der Dem. Friderike Herbst zum ersten Male: Viola, Lustspiel in 5 Akten nach Shakespear's: Was ihr wollt, für die deutsche Bühne bearbeitet von Deinhardstein.

Thorheit, weislich angebracht, ist Witz;
Doch wozu ist des Weisen Thorheit nutz?
Viola.

Die deutsche Nation wird denen ein ehrendes Andenken bewahren, die um ihre Bildung gegen die Masse der Obskuranten stritten, und wenn es einst in den Annalen der deutschen dramatischen Literatur von unserer Zeit heißt; „der Genius des Drama's, eingeschüchtert durch die leidige Spekulationswuth, welche wie in allen Lebensverhältnissen, so auch auf der Bühne herrschte, sank immer tiefer in eine dem Tode ähnliche Lethargie; der Geschmack, durch die Menge des Schlechten, durch Entbehrung guter Schöpfungen verflacht, hatte alles gerechte Maß gesunder Beurtheilung, alle Hülfsmittel zur Be-

lehrung fast verloren. Der Glasmalerei gleich, schien die Kunst des Drama's in Deutschland untergegangen zu sein, und man begnügte sich mit oberflächlichen Uebersetzungen oberflächlicher, aber leider zeitgemäßer, französischer Werke, die wie Eintagsfliegen schaarenweise kamen und schaarenweise verschwanden, und von denen keines auf die Nachwelt zu kommen verdient hat." Wenn es dann ferner heißt: „Nur Wenige versuchten es, den trägen Genius aus dem Schlafe zu erwecken und den trunkenen Geschmack zur Nüchternheit zu bringen, doch vom deutschen Drama kann erst im — — ? Jahrhundert die Rede wieder sein;" — dann wird man unter den Wenigen, die zur Begründung des neuen Baues eifrig Material herbeiführten, auch den Namen Deinhardstein lesen, während jener Schaaren Keiner gedenken wird. —

Der National-Dichter bewegt sich stets in der Sphäre seines Volks, der Sitten, Gebräuche, Einrichtungen, der Geschichte desselben; doch hat es vielleicht in jeder National-Literatur einzelne seltene Erscheinungen gegeben, die so weit über ihr Volk standen, daß sie in keine politische Gränze sich fassen lassen. Das Gepräge solcher Weltbürgerschaft für alle Zeiten tragen Shakespeare, Molière, Göthe — vielleicht auch Calderon, obgleich bei diesem das speciell Spanische immer mehr vorherrscht — an sich; doch wird Frankreich noch lange nicht im Stande sein, Shakespeare und Göthe sich zu eigen zu machen.

Unter allen Lustspielen des großen Briten ist „Der heilige Dreikönigsabend" oder: „Was ihr wollt" — das, wie es scheint, letzte Kind seiner Muse — das lieblichste; denn keines der Anderen scheint mit solcher Vorliebe angelegt und durchgeführt zu sein, keines bildet ein so durchdachtes und abgerundetes, harmonisches, bis ins kleinste Detail plangemäßes Ganze, als dieses. Der psychologische Kern, die Schalkhaftigkeit, die Bizarrerie der Liebe, die einer Krankheit gleich den Menschen befällt, und, je nach ihrer Verbindung mit anderen Krankheitsstoffen in demselben, in den verschiedensten Symptomen ans Licht tritt, ist aufs Anmuthigste durchflochten von einer hiermit nahe verwandten Idee, einer satyrischen Geißelung Amors — der Narrheit. Sind nicht Liebe und Narrheit nahe verwandt? In „Was ihr wollt" folgt der Wahrheit eines jeden Satzes die Satyre desselben auf dem Fuße nach, und aus der Friktion dieser beiden Stoffe geht der herrlichste Humor, die echte frohe Laune hervor. „Was ihr wollt" gleicht einer Münze mit ihrem doppelten Gepräge. Viola, Olivia und der Herzog stellen die eine, Malvolio, der Narr, Junker Andreas die andere Seite des Gepräges vor. Ueber die erste möchten wir des Herzogs Worte setzen:

„Wie bist du doch so rasch, o Geist der Liebe!
Obgleich dein Umfang alles in sich aufnimmt,
Gleich wie die See; nichts kommt in ihn hinein,
Wie stark und überschwänglich auch es wäre,
Das nicht verringert wird zu niederm Preise
In einem Nu. So reich an Phantasien
Ist Liebe, daß nur sie phantastisch ist."

Und über die andere Seite drängt sich ein ganzes Heer treffender satyrischer Bemerkungen über die Liebe, wie die des Narren:

„Narren verhalten sich zu Ehemännern, wie Sardellen zu Häringen: der Ehemann ist der Größte von Beiden" — wenn wir unter Ehemännern Verliebte verstehen und den Narren mit Malvolio vergleichen.

Einem munteren Bache gleich rieselt anfangs lieblich tändelnd der Witz daher, bis er, im Verlaufe der fünf Aufzüge von allen Seiten neue Quellen aufnehmend, endlich im tollsten Uebermuthe aufsprudelt, wie ein losgelassener Waldstrom, über Felsen und Klippen dahinschießend. Und wenn wir ihn aus dem Gesichte verlieren, so folgt uns noch lange sein Nachhall in's öde Philisterleben nach. Wie in den obigen Worten des Herzogs angedeutet, so kann die erste Seite des Gepräges sich nicht zu einem körperlichen Ganzen vereinen, sondern muß, reich an Phantasien, die Vielgestaltung der Liebe, eben ihrer Umfaßlichkeit wegen, wie unvollendet da stehen lassen; während in dem satyrischen Theile die Narrheit Malvolio's nach und nach von der unscheinbarsten Kleinheit nothwendig zu solcher Größe anwachsen muß, daß zum völligsten Verrücktsein nur ein kleiner Schritt noch übrig ist.

Deinhardstein faßt Shakespeare's: „what you will" unter dem Namen „Viola" zusammen, wie es unserrr Praxis angemessen ist; denn die Titel der Shakespearschen Lustspiele beziehen sich bekanntlich nicht auf den Inhalt derselben, sondern bezeichnen entweder nur den Tag ihrer ersten Aufführung — daher der Name „Heiliger Dreikönigsabend" — oder knüpfen sich wohl an persönliche oder lokale Verhältnisse, deren Spuren sich gänzlich verloren haben, und sich vielleicht aus einer genaueren Betrachtung der Zeitgenossen Shakespears, namentlich der Lustspiele des größten Rivalen und persönlichen Feindes unseres Dichters, Johnson, erklären ließen

Dem. Herbst, deren glückliche Wahl zu ihrem Benefice uns die Viola brachte, spielte diese Doppelrolle im Ganzen mit sehr gutem Erfolge. Namentlich gelang ihr der leidenschaftlichere schwärmerische Theil besser, als der muthwillige mädchenhafte, den sie fast ganz gestrichen hatte, der uns aber bei ihrem Verhältnisse zur Olivia nothwendiger erscheint, als der Zug von Bosheit, den sie dabei hervorhob, obgleich Shakespeare ihn in der Schalkhaftigkeit der Mädchennatur verbirgt. Ein Theil dieses Fehlers trifft vielleicht die deutsche Bearbeitung. Auch dürften wohl Sebastian und Viola noch schärfer aus einander zu halten sein; denn wenn auch „kein Ei dem anderen gleicher sein kann, als diese Zwei;" „ein Antlitz, eine Sprache, ein Gewand," so sind sie „dennoch zwei" und zwar verschieden, wie Mädchen und Knabe bei aller Aehnlichkeit es sein müssen. — Dem. Frey hat in der Olivia, dieser stolzen Spröden, eine ihrer besten Partien gefunden, so wie Hr. Fischer im Fürsten Orsina. — Hr. Polawsky, Malvolio, war unvergleichlich, und der Jovialität und dem richtigen Takt, mit welchem Hr. Bayer den Junker Tobias aufgefaßt hatte und darstellte, können wir ungetheiltes Lob gleichfalls nicht versagen. Kurz, das Ganze vereinte sich zu einem sehr gelungenen Ensemble, zu dem Hr. Feistmantel, Junker Andreas, Hr. Dietz als Narr und Mad. Zangl, Maria, Jeder in seiner Art beitrugen. Wir bewundern die Vielseitigkeit, mit welcher Hr. Dietz, den wir schon öfter zu loben Gelegenheit hatten, auf unserer Bühne verwandt wird, glauben aber, daß wenn die Shakespearschen Dramen auf derselben heimisch werden sollten, man sich nach einem besonderen Narren umsehen müßte. Der Clown ist zwar ein weiser, philosophischer, berechnender Narr, doch ist sein Witz zu gleicher Zeit viel zu natürlich und gerade heraus, als daß er immer den Finger an der Nase haben sollte, so gut angebracht es auch hie und da sein kann.

Die klassischen, sehr geschmackvollen Kostums nach der Angabe des Kostume-Direktors am k. k. Hofburgtheater, Herrn von Stubenrauch, sind ein mit großem Dank anzuerkennender Beitrag zur Verherrlichung Shakespears auf deutscher Bühne. B. St.

Notizen.

(Karoline Leonhardt-Lyser.) Diese erste deutsche Improvisatrice improvisirte am 4. Januar in Leipzig im Saale der Buchhändlerbörse, und gefiel so sehr, daß sie am 28. Januar noch eine Akademie im Saale des Hotel de Pologne gibt.

(Kuranda's letzte weiße Rose.) Aus Stuttgart wird berichtet: „Gestern (10. Januar) zum Erstenmale: Die letzte weiße Rose, Trauerspiel in 5 Akten von J. Kuranda. So viel verlautete, gefiel es in Karlsruhe sehr, trotz des mit wenigen Ausnahmen schlechten Spiels des dortigen Theaterpersonals; hier gefiel es um so mehr, als die Aufführung eine vortreffliche war. Das Stück muß auch gefallen; denn es ist wirklich so, wie die süddeutsche Zeitung es vor einiger Zeit mit Kurzem bezeichnet hat, das Produkt eines tüchtigen dramatischen Talents. Das Publikum, das es bei sehr vollem Hause mit sinniger Betrachtung und wiederholtem freien Applause bis ans Ende an sich vorübergehen ließ, bestätigte unser Urtheil, daß dieses Produkt eines tüchtigen dramatischen Talents, ganz für die Bühne eingerichtet, mit hochtragischem Pathos und schönen Bildern, charakter- und effektvoll, Zeitideen anfregend, bis zum tragischen Abschluß in gespannter Erwartung hält." — Moritz gastirt im Laufe dieses Monats in Hannover, und gibt die weiße Rose zu seinem Benefice. Dasselbe thut Dessoir in Mannheim.

(Amerikaner.) Ein amerikanischer Schriftsteller charakterisirt seine Landsleute folgendermaßen: „Wir werden in Eile geboren und hastig erzogen. Ein Schlag des Zauberstabes macht uns glücklich, ein zweiter Schlag elend; im nächsten Augenblick haben wir wieder gewonnen, und gleich darauf wieder verloren. Unser Körper ist eine Lokomotive, die zehn Meilen in einer Stunde macht; unser Geist ist eine Dampfmaschine; unser Leben gleicht einer Sternschnuppe; der Tod überrascht uns wie ein elektrischer Schlag."

(Taubstumme.) In Frankreich gibt es 16000 Taubstumme, folglich kommt ungefähr Einer auf 2000 Einwohner.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 11. Mittwoch den 5. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Herbstblätter.

1839.

Von C. Dräxler-Manfred.

Jüngst im Herbste ging einmal
Ich den Wald begrüßen;
Seine Blätter dürr und fahl
Rauschten mir zu Füßen.

Und ich neigte träumend mich,
Drei empor zu nehmen;
Da las auf dem ersten ich
Mit gar tiefem Grämen:

„Ach, wie kurz ist Frühlingslust,
Und der Sommer schwüle!
Wie so klein des Lebens Lust,
Mensch, o fühle, fühle!"

Ach, es war ein bittres Wort,
Das ich finden sollte,
Und ich las im Zweiten fort,
Das ich rasch entrollte:

„Oben grünt' ich frisch, der jetzt
Ich in Staub mich senke,
Wie das peinigt und verletzt,
Mensch, o denke, denke!"

Und ich dachte mancherlei
Von gar schönen Tagen,
Und das dritte Blatt dabei
Hatt' ich aufgeschlagen.

„Lenze fliehn und Lenze nahn,
Doch für mich wohl keine:
Mein Beruf ist ausgethan,
Mensch, o weine, weine!"

Mahnungsreicher kahler Wald,
Herbstliche Sybille:
Fühlen, denken, weinen bald
Konnt' ich da in Fülle!

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung)

III.

Viktor war nicht, wie Alle gehofft hatten, bei der Abendtafel im Kursaale erschienen; Rossetti, der ihn noch spät Abends in seiner Wohnung aufsuchte, erfuhr dort: daß Viktor noch immer nicht zurückgekehrt sei; auch sein Bedienter schwärmte noch herum.

Unmuthig entfernte Rossetti sich, er war irre an dem Mohren geworden. Hätt' ich ihn nicht selber gesehen und ihn erkannt, trotz dem, daß ich ihn neun Jahre nicht sah und er damals als Knabe von mir schied — gäbe mir nicht der Fremdenzettel die Gewißheit, daß er und kein Anderer es ist, ich würde darauf schwören, der Baron habe der Versuchung nicht länger widerstehen können, auch mir einmal ein Brunnenmährchen aufzuheften.

Er schritt seinem Hause zu; eben wollte er in die Thüre treten, als er dicht hinter sich einen leichten Aufschrei vernahm; rasch wandte er sich um und der Mohr lag in seinen Armen. „Endlich!" rief Rossetti, herzlich die stürmische Umarmung des Mohren erwiedernd. Viktor aber jubelte: „Ist es wirklich wahr? Sind Sie's wirklich, Rossetti? und hier, hier find ich Sie wieder?"

„Nun," sprach der Arzt etwas verwundert, „wußten Sie denn nicht, daß ich hier sei, und suchten Sie mich und den Baron Dressen nicht auf?" — „Keineswegs!" versetzte Viktor, „ich ließ es mir nicht im Traume einfallen, Sie, meinen theuern Freund, hier zu treffen, und auch der Herr von Dressen ist hier? Lügt er noch immer so köstlich?" — „Ganz wie sonst! aber hat Ihnen Ihr Pflegevater denn gar nicht entdeckt, was wir mit einander verabredeten, als er von Heidelberg mit Ihnen, Margarethen und dem Maler Brunetti abreisete? Der alte Herr befindet sich doch wohl?"

„Zuverläßig, Dokter, insofern ein edler, guter Mensch hoffen darf, nach seinem Tode selig zu werden."

„Todt also?"

„Seit drei Jahren. Er starb in London."

„Ach, armer Yorik! — und Margarethe ist Ihre Gattin? und Brunetti?"

„Sie sollen Alles erfahren! aber nicht hier bei Nacht im Freien, mich fröstelt's in euern nordischen Sommernächten! Kommen Sie mit in jenes Weinhaus! Bei einer Flasche Champagner will ich Ihnen meine närrische Geschichte erzählen."

Somit faßte er den Doktor unterm Arm und schritt mit ihm der Weinhandlung zu, wo er, nachdem der bestellte Wein in den schlanken Liliengläsern perlte, folgendergestalt zu erzählen begann:

„Als der Freiherr, mein Pflegevater, mit Margarethen

und mir Heidelberg verließ, nahm er seinen Weg durch die Schweiz über die Alpen nach Italien. Brunetti blieb unser treuer Begleiter, und während zweier Jahre, die wir in Rom verlebten, begab sich durchaus nichts Merkwürdiges, wenn Sie es etwa nicht als eine Merkwürdigkeit ansehen wollen, daß meine Neigung zur Malerei von Tage zu Tage mehr hervortrat. Mein Pflegevater bemerkte dies nicht, da ich mich unter Brunetti's Leitung heimlich der angebeteten Kunst widmete; er bemerkte es um so weniger, als ich nicht unterließ, ihm fleißig meine Poesien mitzutheilen und er in ihnen solche Fortschritte zu finden glaubte, wie er sie sich nur immer wünschen konnte, seiner Meinung nach einen zweiten Goethe aus mir zu ziehen; die Wahrheit war, ich bestahl in jenen Poesien, welche ich meinem Wohlthäter zeigte, mein feinfelleudes Vorbild auf recht unverschämte Weise; das, was ich wirklich dichtete, erblickte der Freiherr nie; hätt' er's erblickt, ich glaube, er hätte mich auf der Stelle verstoßen; warum? dürfte Ihnen klar werden, wenn Sie einmal etwas davon lesen. Das dritte Jahr gestaltete sich um so merkwürdiger für uns alle. — Ich zählte achtzehn Jahre, Margarethe siebenzehn, und nun schien es unserm Pflegevater an der Zeit, uns — eben an unserm Geburtstage, zu erklären: daß wir bestimmt seien, einander zu lieben und uns zu heirathen. Mir gefiel der Vorschlag ganz gut, denn Gretchen war ein schönes liebes Mädchen, und Gretchen, als der Freiherr uns verlassen, fiel mir laut weinend um den Hals — aber nicht vor Entzücken, wie Sie vielleicht glauben möchten, sondern verzweifelnd, mich beschwörend: großmüthig zu sein, sie liebe mich wie ihren Bruder, sie werde mich stets als solchen lieben und mir vertrauen; und richtig vertraute sie mir sogleich: daß sie eher sterben wolle, als mich heirathen, aber nicht weil ich ein Mohr sei, obwohl — sie stockte erröthend, dann kam aber der Hauptgrund, kurz: mein Freund Brunetti, des Pflegevaters treuer Vertrauter, hatte ihr Herz gewonnen, und liebte sie ebenfalls glühend. Ich schwor meiner lieben Pflegeschwester, daß es mir nimmer einfallen würde, sie zu einer Verbindung mit mir zu zwingen, selbst wenn ich sie noch so leidenschaftlich liebte, und daraus mögen Sie sehen, wie wenig es in meinem Herzen zu bekämpfen gab. Dann ging ich zu Brunetti, las diesem den Text derb, daß er mich hintergangen und mir nichts von seiner Liebe zu Margarethen entdeckt habe, und berieth endlich in Frieden und Freundschaft mit ihm, was nun zu thun sei. —

Drei Tage darauf waren Margarethe und Brunetti aus Rom verschwunden, und Niemand wußte wohin, außer ich, der ich mich aber wohl in Acht nahm, meine Mitwissenschaft merken zu lassen.

Der Eindruck, welchen diese Flucht auf meinen Pflegevater machte, war ein bei weitem ernsterer, als ich mir vorgestellt hatte. — Es war nicht Gretchens Flucht allein, was ihn so niederbeugte, sondern auch der Verrath des Malers, vor Allem aber, daß eins seiner schönsten Experimente so total mißlungen war. Im ersten Moment, als er die Nachricht erhielt, hatte er furchtbar getobt, dann sich gefaßt, und endlich schien er ruhig, aber ich sah's ihm an, die Angst, daß auch bei mir etwas Aehnliches zu befürchten sein möchte, marterte ihn entsetzlich, und er war nahe daran, verrückt zu werden.

Natürlich that ich Alles, um den Pflegevater in dieser Hinsicht zu befriedigen: ich kopirte getreu den jungen Goethe, und um nichts zu verfehlen, las ich alle Morgen jenes Kapitel in Wahrheit und Dichtung, welches von der unglücklichen ersten Liebesgeschichte des Dichters des Werther handelt. Dies beruhigte den Freiherrn plötzlich, und er meinte am Ende, das alles habe so kommen müssen, damit ich dem Goethe möglichst ähnlich werden könne.

Mit diesem Trost tröstete er sich und suchte er mich zu trösten und ich ließ es geschehen, und lachte nur insgeheim, als er äußerte: Ich würde und müsse dereinst noch, wie mein Vorbild, eine Gattin finden. — Ja, wenn ich nicht schwarz wäre, dacht' ich.

Der Freiherr schien dasselbe zu denken, zugleich aber auch, ob er nicht eine recht eigentlich passende Schönheit für mich finden könne. — Eines Tages kündigte er mir an: daß wir uns von Neapel aus einschiffen würden, um eine kleine Lustfahrt nach Afrika zu unternehmen. Gesagt, gethan. Bald schwankte unser Fahrzeug auf dem Meere, und nach einigen ziemlich ernstlichen Stürmen landete es an Afrika's Küste.

Meinem Pflegevater gefiel es dort ungemein. Tiefer ins Land! rief er, und wir drangen ein, hülflos und unbewehrt, aber um so sicherer, denn meine Brüder und Schwestern erkannten mich als Einen der ihrigen. Aber ich, — wie konnt' ich diese armen, verwahrlosten, halbwilden Geschöpfe für Meinesgleichen erkennen, was hatt' ich mit ihnen gemein, als die Farbe? — Die junge Tochter eines Häuptlings betrachtete mich mit Wohlgefallen und bald liebte sie mich; mein Pflegevater jubelte — ich bebte mit Abscheu zurück; denn in Neapel hatte ich kurz vor unserer Einschiffung das verkörperte Ideal meiner Träume erblickt: das schönste weiße Mädchen. — Die arme Jony merkte nur zu bald, daß ich ihre Liebe nicht theile, — arme schwarze Jony! — sie tödtete sich durch Gift." —

Viktor schwieg einige Augenblicke, innig ergriffen, wie es schien, dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Dem Freiherrn ward es klar, daß er sich zum zweitenmal verrechnet hatte, und unseres Bleibens war nicht mehr „im Mohrenlande." Wir kehrten nach Europa zurück, sahen Wien, Paris, London; in letzterer Stadt erkrankte der Freiherr, machte sein Testament, setzte mich zum Universalerben ein und starb, sich selbst betrügend, in dem Glauben: daß ihm sein Experiment mit mir vollkommen gelungen sei und ich — wie sein Vermögen, so den Stein der Weisen von ihm ererbt habe."

„O der arme Freiherr!" sprach der Arzt: „Getäuscht, verrathen sein lebelang durch sich selbst, durch Andere, und doch — war er nicht glücklich? nicht frei von Schuld? wer trug sie?"

„Still!" fiel Viktor dem Arzt ins Wort: „Lassen wir das Räthsel ungelöst! es könnte die Lösung Wahnsinn heißen."

„Wohl wahr! und Margarethe? — Brunetti?"

„Sie leben glücklich in Rom! Ich hielt es für meine Pflicht, so viel ich es vermochte, sie über den Zorn des Pflegevaters zu trösten und ließ ihr ein ansehnliches Kapital auszahlen.“

„Und was ist Ihr eigener Lebensplan?“

Viktor lächelte. „Hörten Sie nie von dem Maler Morin und dem Dichter Normi reden?“

„Wie sollt' ich nicht! Sind doch beider Werke berühmt und gefeiert genug, und so viel ich davon verstehe, mit Recht.“

„Nun das freut mich; denn beide Herren haben, um die Wahrheit zu gestehen, das Vergnügen Ihnen gegenüber zu sitzen.“

„Wie? — Sie wären der Dichter Normi —?“

„— und der Maler Morin, aufzuwarten, und Sie sehen daraus, daß ich, wenn auch nicht ein zweiter Goethe, so doch etwas Anderes geworden bin. Das Geheimniß meiner Autorschaft als Dichter und Maler werden Sie übrigens mir zu Liebe strenge bewahren, nicht nur, weil es mir nun einmal Spaß macht, etwas mehr zu sein, als ich scheine, sondern auch, weil es alle bisherigen Freunde des Dichters und des Malers in bittere Feinde verwandeln würde, wenn es herauskäme, daß Dichter und Maler in einer und derselben schwarzen Mohrenhaut steckten.“

Viktor sprach diese letzten Worte in einem so schneidenden ingrimmigen Tone, daß Rossetti sich im Innersten entsetzte, denn er that einen tiefen Blick in Viktors Herz und die alte Sorge um die Zukunft seines Lieblings erwachte mit erneuerter Macht. Viktor aber, als er die Besorgniß des Freundes gewahrte, fuhr mit Laune fort: „Nehmen Sie, was ich sagte, nicht ernster, als ich's meinte; ich fühle mich zu Zeiten ganz wohl in meiner vielbelobten schwarzen Haut, esse, trinke, bin fröhlich und kümmere mich nicht, was sonst noch geschieht! aber in dieser Epoche der Unwissenheit und Gemeinheit, wo der Pöbel unter den Journalisten, der sonst nichts weiß, über jede ungewöhnliche Persönlichkeit herfällt und daran herumzerrt — in dieser Zeit, sag' ich, kann ein Dichter und Künstler nichts gescheidteres thun, als — insofern es sonst seine Verhältnisse erlauben, seine Persönlichkeit zu maskiren. Das ist bei mir der Fall, ich habe es gethan und befinde mich sehr wohl dabei, daß mein Geheimniß, so lange ich lebe, ein solches bleibt. Also Verschwiegenheit! und dann, mein Freund, hoffe ich einige Monde vergnügt hier in diesem angenehmen Orte zu verleben, bevor ich auf meine Güter gehe.“

Rossetti gelobte Verschwiegenheit und unternahm es sodann, dem Mohren das gesellige Treiben und die eben anwesenden Kurgäste getreu zu schildern.

Viktor unterbrach die Schilderung von Zeit zu Zeit durch eine Bemerkung, treffend, witzig und boshaft, so daß Rossetti mehr denn einmal laut auflachen mußte. Spät nach Mitternacht erst endete die Unterhaltung; der Mohr geleitete den Arzt bis an seine Wohnung, wo er mit dem Versprechen von ihm schied: von nun an sich nicht mehr der Gesellschaft zu entziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neubömische Literatur.

In der böhmischen Literatur bemerken wir seit Kurzem eine größere Regsamkeit, die uns berechtigt, ihrem Fortschreiten ein gutes Prognostikon zu stellen. Hr. Čelakowský gab nach einem in gewisser Beziehung langen Stillschweigen seinen „Nachhall böhmischer Lieder“ heraus, und bewährte darin neuerdings seine Meisterschaft in Sprache und Form, so wie in Auffassung des Wesens der böhmischen Volkspoesie, worüber er sich in der gehaltvollen Vorrede erklärend ausspricht. Man sollte nicht glauben, wie viel poetischen Fond dieses kleine Buch enthält. Leider sind diese Gedichte unübersetzbar, oder würden wenigstens in einer Uebertragung all ihre Kraft und Schönheit einbüßen. Es weht eine Poesie durch die Laute der böhmischen Nationalsprache, die nur Jener ganz zu erkennen vermag, der das raffinirte, dem Nationalgeist der Slawen entfremdete Leben der böhmischen Städte und Städtchen wenigstens auf einige Zeit mit dem Leben auf dem Lande vertauscht hatte, wo er Gelegenheit fand, die Sprache und das Volk an der Quelle zu studiren. Čelakowský studirte dieselben wie Wenige. Er ist durch und durch Čech, aus jeder Zeile seiner Lieder weht der Geist des Volkes, dem er angehört. Seine Dichtungsweise charakterisirt sich besonders durch naive Einfachheit. Oft ist es nur ein Bild, ein Gedanke, ein witziger Einfall, der durch geschickte Ausführung und wahrhaft künstlerische Haltung auf den unbefangenen Leser magisch einwirkt. Dies ist vorzüglich bei dem erotischen Theil dieser Gedichte der Fall. Čelakowský hat hier als Künstler seine Muster nicht selten übertroffen. Bei jenen Gedichten aber, die das Gebiet des Lyrischen überschreiten und jenes der Epik berühren, that er mehr: er schuf ein neues Genre echt volksthümlicher böhmischer Balladenpoesie, für deren Wesen und Form keine sprechenden Muster vorhanden waren, die er somit dem Volksgeiste selbst abgelauscht hat. Wir wünschen, ihm bald wieder auf diesem Felde zu begegnen. Hier ist er heimisch, und steht — allein. **K. S.**

Prager Chronik.

Freitag den 31. Januar zum Vortheile des Unterstützungsfonds für dürftige Rechtshörer: Musikalisch-deklamatorische Akademie im Saale zum Platteis.

Der Saal war mit einem eben so zahlreichen als gewählten Publikum angefüllt. Feierliche Stille herrschte plötzlich, als Hr. Prof. Pixis, der die Leitung des jugendlichen Conservatoriums-Orchesters übernommen, das Zeichen zum Beginnen gab; denn es wurde uns der Hochgenuß zu Theil, Beethovens C-moll Symphonie (Nr. 5) hören zu können. Die Großartigkeit der Anlage, die göttliche Urkraftigkeit und Frische des Gesanges, die tiefe Harmonik und geniale Vertheilung blendender Farben, welche diesem ersten aller Romantiker eigen, die merkwürdige Benützung melodischer und rhythmischer Kontraste, mit welcher Beethoven die grandiosesten Effekte hervorbringt — den wir in diesem Meisterwerk eben auch wieder, wie in allen den Rieseuschöpfungen des unsterblichen Meisters, dessen Größe und Außerordentlichkeit immer mehr und mehr bewundert und nun auch von dem größern Theile der Völker anerkannt wird. — Jene, welche mit Beethovens Tondichtungen nicht näher vertraut sind, werden auch hier erstaunt gewesen sein, gewisse Melodien, harmonische Wendungen und kühne Instrumentenverbindungen zu finden, die ihnen schon aus den beliebten Werken mehrer neuer Komponisten bekannt sind; denn in Auber's, Meyerbeer's, ja selbst Bellini's Opern gibt es Glanzstellen, die mehr, als Reminiscenzen an Beethoven genannt werden können. — Die Aufführung war äußerst gelungen und würdig, die Wirkung auf das Publikum außerordentlich; namentlich galt dies von dem tief poetischen Andante, von dessen prachtvollem As-dur Motive mit seinem rapiden Uebergang nach C-dur und von dem heroischen Finale des 3. Satzes; — welche eine allgemeine Sensation erregten. — Außer einem Liede von Spohr („das heimliche Leid“) von Hrn. Emminger trefflich vorgetragen, von Hrn. Pisařowic (Clarinette) und Hrn. Goldschmidt (Piano) akkompagnirt, hörten wir zwei Lieder aus Saphirs „wilden Rosen.“ Die charakteristische und gemüthliche Komposition des Hrn. F. Kittl, die schon mehrmals mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, so wie Hrn. Strakaty's ausgezeichneter Gesang fanden auch diesmal die allgemeinste Theilnahme. Hr. Sigmund Goldschmidt, als hoffnungsreicher Komponisteur den Pragern bereits rühmlichst bekannt, spielte eine Thalberg'sche Komposition (Deuxième caprice), und bewies, daß er auch als Virtuose Vorzügliches leisten könne. Sein den Intentionen des Tonwerks vollkommen entsprechender Vortrag, die Reinheit und Sicherheit in der Besiegung der größten Schwierigkeiten dieser, übrigens in ihrem Anfangs- und Mittelsatze wenig dankbaren Piece, insbesondere aber das effekt-

vollere Schlußallegro erwarben ihm einen sehr ehrenvollen Beifall. — Eine Deklamation der Dem. Frey und Hrn. Dr. **Kleinwächters** beliebte Ouverture beschloßen das Ganze.

Wenn es den Herrn Ausschußmitgliedern, welche, geleitet von einem edlen Motiv, dieses Fest allen Musikkennern und Musikfreunden bereiteten, auch ferner gelingen wird, solche interessante Programme zusammenzustellen, so werden die Akademien zum Besten dürftiger Rechtshörer einen bedeutenden Rang unter den alljährlichen Concerten unserer Hauptstadt einnehmen, und stets mit Sehnsucht von dem theilnehmenden Publikum erwartet werden. **U.**

(Donizetti's „Liebestrank") ist in čechischer Sprache, zum Vortheile des Chorpersonals, am 27. Januar beifällig gegeben worden. Die recht gelungene Uebertragung ist von dem verdienstvollen böhmischen Literaten Štěpanek, und der Fleiß und der rege Eifer, mit welchen diese musikalische Mosaik exekutirt wurde, ist sehr zu loben. Die Besetzung der Partien war mit Ausnahme jener des Nemorino und des Dulcamara dieselbe wie bei der deutschen Aufführung. Den erstgenannten Part sang Hr. Beck mit lieblicher, zu Herzen dringender Stimme, und der talentvolle Sänger verdient wegen seiner braven Leistung um so mehr Anerkennung, als er des čechischen Idioms gänzlich unkundig ist und somit eine Schwierigkeit mehr zu überwinden hatte. Hr. Brava gab den Quacksalber mit wahrer komischer Kraft; die Deutlichkeit im Gesangvortrage ist sein vorzüglichstes Verdienst. Die Adine sang Mad. Podhorsky wie immer ausgezeichnet. — Auch „Jessonda" und die Oper aller Opern, der feurige „Don Juan", kommen nächstens in böhmischer Zunge zur Darstellung. **A.**

(Musikalisches.) „Der Kriegerchor," Dichtung von Dr. Feinmantel und Musik von A. Emil Titl, ist in Mainz bei Schott mit beigedruckter franz. Uebersetzung erschienen, die Mr. Nap. Crevel de Charlemagne besorgte. Aus demselben Verlage ist Zedlitz „Nächtliche Heerschau", in Musik gesetzt von dem oben genannten Tondichter, hervorgegangen. Den Noten ist auch der französische Text, der gleichfalls von Crevel Charlemagne herrührt, unterlegt. Beide Uebertragungen sind getreu, nur in musikalischer Hinsicht wäre Manches auszusetzen. Was die Kompositionen betrifft, so hat längst das Publikum sein Bravo! darüber ausgesprochen. **A.**

Notizen.

(Alex. Dreyschock.) Das wahrhaft begeisterte Spiel dieses Virtuosen hat auch in dem kunstsinnigen Berlin den glänzendsten Erfolg gehabt. Er gab zwei Concerte im Opernhause und im Schauspielhause; bei dem letztern war der ganze kön. Hof zugegen und blieb, was selten zu geschehen pflegt, bis zum Schluße. Dreyschock wird noch ein Concert im Opernhause geben, am Hofe spielen und dann einem Rufe nach Danzig und Königsberg folgen, wo man die Concerte für ihn schon vorbereitet. Die Berliner Blätter sind einstimmig in der Anerkennung seiner Virtuosität, und selbst der scharfe Kritiker Rellstab hat ihn als einen Heros des Klavierspiels hingestellt. Der philharmonische Verein ernannte ihn zum Ehrenmitglied. * *

(Musik in Leipzig.) Im 12. Abonnementsconcerte (am 9. Januar) wurden Beethovens vier Ouverturen zu „Fidelio" nacheinander aufgeführt. Das Orchester spielte die dritte und vierte ohne Probe, und legte damit eine glänzende Meisterschaft an den Tag. „Es hat außer David und Quaißer" — sagt die Zeitg. f. d. eleg. Welt — „keine bedeutenden Einzelheiten, aber ein Ensemble aufzuweisen, das nur bei so innigem und häufigem Zusammenspiel, nur bei dem Enthusiasmus, den Mendelssohns Eifer und Einsicht lebendig erhält, erklärlich ist." — „Aehnlich, wie die Natur bildet" (äußert sich Schumanns Zeitschrift für Musik) „sehen wir in diesem großen Vier-Ouverturenwerk zuerst das Wurzelgeflecht, aus dem sich in der zweiten der riesige Stamm hebt, seine Arme links und rechts ausbreitet und zuletzt mit leichterem Blütengebüsche schließt." — In demselben Concerte wurde auch J. F. Kittls Jagdsymphonie aufgeführt und eine Romanze von Dessauer von Frl. Meerti gesungen. — Ueber den Violinspieler H. W. Ernst, welcher am 13. Januar im Gewandhause ein Concert unter jubelndem Beifall gab, wird in Schumanns Zeitschrift gesagt: „Die Worte von Berlioz, Ernst werde wie Paganini einmal die Welt von sich reden machen, fangen an in Erfüllung zu gehen. Ich habe die großen Violinspieler der neuern Zeit fast alle gehört, von Lipinski an bis zu Prume herab. Jeder fand seinen begeisterten Anhang im Publikum. Jener hielt es mit Lipinski: das Imposante seiner Individualität fällt auf, man braucht nur ein Paar seiner großen Töne gehört zu haben. Andere schwärmten über Vieuxtemps, den genialsten der jungen Meister, der schon jetzt so hoch steht, daß man nicht ohne eine geheime Furcht an seine Zukunft denken möchte. Ole Bull gab uns zu rathen, wie ein tiefsinniges Räthsel, mit dem man nicht fertig werden kann, namentlich er fand Gegner — und so haben Beriot, C. Müller, Molique, David, Prume, jeder sein besonderes Publikum für sich, jeder seinen Schildträger in der Kritik. Aber Ernst versteht es, ähnlich wie Paganini, allen Parteien zu genügen, alle für sich gewinnen zu können, wenn er will, wie er denn auch, mit allen Schulen vertraut, zur vielseitigsten Eigenthümlichkeit durchgebrochen. Auch an improvisatorischer Kraft, der reizendsten am Virtuosen, steht er Paganini nahe, und hier mag sein früherer häufiger Umgang mit Paganini auf ihn gewirkt haben."

(O. u. W.) Was bedeuten diese drei Buchstaben? „Omnibus und Wagen?" Nein! „Obst und Wein?" Nein! „O! und Weh!" O nein! Es soll heißen — „darf ich es der keuschen Sonne nennen und mich vernichtet nicht die Scham" — Es soll heißen „Ost und West" und stand unlängst unter einem Artikel einer Wiener Zeitung, der aus dem gedachten Blatte entlehnt war. Dieses Nachdrückliche, meinte ein Leser, wäre nur Liebe, deren Abc mit dem O! anfangt und mit dem W! zu oft endigt! **A.**

(Literarisches aus Rußland.) Die russische Akademie ist sehr thätig für vaterländische Sprache und Literatur. Ihre Mitglieder sind mit einer völligen Umarbeitung des akademischen Wörterbuchs eifrig beschäftigt. Im vergangenen Jahr beendete sie die Erklärung von mehr als 14000, in den beiden ihm vorangegangenen Jahren die von 29000 Wörtern. Sie setzt auf ihre Kosten den Abdruck der Reichsverträge und Diplome fort. Bereits ist der fünfte Band (in Großfolio) dieses wichtigen Werkes erschienen. Sie fährt fort, in russischer Uebersetzung, mit dem Original, die byzantinischen Schriftsteller herauszugeben; nächstens wird der Abdruck des Prokopius vollendet sein. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß die Akademie die ausgezeichnetsten russischen Literaten in der Herausgabe ihrer Werke unterstützt. Im vergangenen Jahr hat sie aus ihrem Fond 23000 Rubel bewilligt.

(Cyrillisches Manuskript.) Auch die Zeitschrift: Moravia enthält einen Aufsatz über das slawische Evangelium zu Rheims (S. N. 4. von „Ost und West"). Am Schluße heißt es: „Sonach gebührt den Böhmen der Ruhm, das älteste bisher bekannte cyrillische Evangelienbuch, wenn gleich in der Fremde, aufweisen zu können, welches wohl um ein halbes Jahrhundert älter sein dürfte, als das Ostromir'sche Evangelium in Petersburg v. J. 1057. Mähren dagegen kann sich rühmen, die ältesten cyrillischen Fragmente noch zu besitzen, nämlich in dem unter Ludwig dem Deutschen zu Anfang des 9. Jahrhunderts geschriebenen Martyrologium im Stifte Raigern. — Die unbestritten ältesten, und vielleicht von unserem Apostel, dem heiligen Cyrill selbst, in Mähren zurückgelassenen Handschriften waren wohl jene drei cyrillischen Codices, die der uralten St. Peterskirche in Olmütz gehörten, von welchen aber unser Geschichtsforscher Archivar Boczek leider nur die bloßen Namen in dem ältesten Inventar dieser Kirche (1063) entdeckte."

(Ehrlichkeit.) Ein reicher Irländer heirathete kürzlich eine Pariser Wäscherin aus Rührung darüber, daß sie ihm ein Paket Banknoten, welches sie in seiner Wäsche gefunden, zurückgestellt hatte. Was doch die Ehrlichkeit in der Welt jetzt rar sein muß, daß ein Beispiel derselben zu einem so bedenklichen Schritte begeistern kann! (Schwab. Hum.)

(Lappland.) Den rastlosen Bemühungen des norwegischen Predigers Stockfleth ist es endlich gelungen, die Sprache der Lappländer zu einer Schriftsprache umzubilden, von welcher sich dieser eifrige Forscher, da die Sprache an sich reich ist, die schönsten Resultate verspricht. In kurzer Zeit wird eine lappische Grammatik und der Anfang eines lappischen Wörterbuchs erscheinen.

(Ein Enthusiast.) Vor Kurzem starb in Paris Hr. Augleys im 76. Jahre, der mit Napoleon und Bernadotte verwandt war. Er verwendete sein beträchtliches Vermögen größtentheils auf Kunstgegenstände und zeichnete sich durch eine enthusiastische Vorliebe für die Musik aus. Jeden Abend saß er auf seinem Sitze in der italianischen Oper, und machte stets seinem Enthusiasmus durch ungewöhnliche Bewegungen Luft, die nicht selten allgemeines Gelächter erregten.

(Camilla Pleyel.) Nach Liszt's Aussprüche ist Mad. Pleyel sein weibliches Ich.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

N^ro. 12. Samstag den 8. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Cerkessisches Lied.

Verdeutscht von Wilhelm von Waldbrühl.

Wer dich nur liebet, fürchtet den Kadi[1]) nicht, er flieht
Nicht, wenn das Haupt des Aules[2]) und sein Sehlahdar[3]) zieht.

Mein Herz hat deine Locken erkoren zum Ruheort,
Haust dort ein Schwälblein kleine, o scheuche es nicht fort!

Und könnte etwas schöner, denn Schönheit selber sein?
Die Dichter, so das sangen, die dachten einzig dein!

Du machtest, Lieb, mich kränkeln, die Arzenei kennst du.
Mein Herz hab' ich gegeben, die Seele geb' ich dir zu!

Mein Auge will ich geben, daß es dein Teppich sei,
Mein Herz will ich dir dehnen, o Herrin, zum Serai!

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

IV.

Wieder war die Gesellschaft, welche wir vor einigen Tagen vor dem Pavillon auf dem Buchenberge belauschten, an diesem angenehmen Orte versammelt. Sie hatte sich aber um einen Gast vermehrt, und dieser war niemand anders als Viktor, der Mohr. „Nun wahrlich!“ sprach der Baron von Dressen mit weinerlichem Lächeln zum Arzt, indem er mit ihm aus dem Buchenwäldchen dem Pavillon zuschritt — „nun wahrlich, wenn der alte Freiherr sich auch garstig verrechnet hat, nämlich, was das Dichtergenie anbetrifft, was er dem Viktor eintrichtern wollte — in einer Hinsicht hat doch dieser Mohr vieles mit dem Goethe gemein, z. B. in der Gunst der Damen.“

„Geh du Weibern keck entgegen, du gewinnst sie, auf mein Wort!“ ja, das hat er sich gemerkt, und — da sehen Sie! sitzt er nicht bei meiner Ehre zu den Füßen der schönen Gräfin, wie der Prinz Hamlet zu den Füßen Ophelien's — o daß den Schwarzen der Schwarze!“

Der Arzt lachte und sagte: „Ruhig, Freund, mäßigen Sie sich und verbergen Sie um Himmelswillen Ihre Eifersucht, wenn Sie nicht ausgelacht werden wollen. Machen Sie's wie ich. — Standen Sie ja so hoch in der Gunst der schönen Camilla wie ich, und wie tief bin ich gefallen, seit ich ihr nichts mehr zu erzählen weiß von dem interessanten Mohren.“

Der Herr von Dressen stand still, legte den Zeigefinger an die Nase, schaute den Arzt nachdenklich an, und sprach langsam: „Ich meine vielmehr, daß sie in Ungnade gefallen sind, weil Sie der wißbegierigen Schönen nicht Alles von dem Mohren erzählten, was Sie wissen.“

„Das ist sehr möglich, mein guter Baron! so wie es gewiß ist, daß sie von unserm Viktor selbst nichts mehr erfährt, als was Alle andern und Sie schon wissen. Er weiß, daß eben seine Geheimnisse das Interesse an ihm rege erhalten, und nimmt somit seinen Vortheil wahr.“

„O Himmel!“ rief der Baron mit komischem Eifer „wüßt' ich nur seine Geheimnisse, ich würde meinen Vortheil wahrnehmen.“

„Nein,“ versetzte Rossetti ernst, „nein, das würden Sie nicht, dafür kenn' ich Sie.“

„Obligirt! aber warum vertrauen Sie denn auch mir nichts weiter, als was alle Andern wissen?“

„Aus dem ganz einfachem Grunde, weil Viktor von mir Verschwiegenheit verlangte und ich sie ihm zusagte. — Uebrigens, mein guter Baron! hindert Sie ja nichts, Ihren Vortheil wahrzunehmen und eine Geschichte zu dichten, welche sie der Gräfin gelegentlich erzählen können.

„Ein gescheidter Einfall, auf Ehre!“ rief der Herr von Dressen — „zwar wird sie mir, wie gewöhnlich, meine Geschichte nicht glauben, denn all meine Dichtungen sind zu kolossal, um glaublich zu sein! aber sie wird sie doch bis zu Ende anhören, mit jener allerliebsten hinneigenden Vertraulichkeit, wodurch sie uns alle quasi verrückt macht, und welche mich allemal in den dritten Himmel entführt — bon, Herzens-Doktor! ich lüge, und bin selig, denn ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wie Schillers Don Carlos sagt — kurz ich lüge!“

Mit diesem löblichen Entschluß schritt der Baron kecklich vorwärts, gerade auf den Pavillon zu; lächelnd folgte ihm der Arzt. Die schöne Gräfin Camilla hieß die beiden Nahenden, ganz wider Erwarten, gnädig willkommen und lud sie ein: in ihrer Nähe von den ihnen bewahrten Plätzen Besitz zu neh-

---

1) Kadi, der Richter.
2) Aul, ein großes Dorf.
3) Sehlahdar: Schwertträger und Statthalter des Fürsten.

men. Rossetti und der Baron leisteten der freundlichen Einladung Folge und die Gräfin bemerkte scherzend: „daß sie einen vielgeltenden Fürsprecher an Herrn Viktor erhalten hätten."

„Daß wir eines Solchen bei Ihnen bedürfen, Gnädigste! ist eben das Unglück," sprach seufzend der Baron.

Camilla lachte und rief: „Da sehen Sie, Herr Viktor! welch einem Undankbaren Sie sich verpflichtet haben! und der Doktor wird sich nicht dankbarer bezeigen." —

„Meinen Sie, Gräfin, weil der Arzt so wenig Dank erntet?" fragte Rossetti.

„Wie bitter!" zürnte die Gräfin, der Arzt aber fuhr fort: „Die Wahrheit ist Arznei und immer bitter für den Patienten. Aber, was mich betrifft, so weiß Viktor, wie sehr ich Ihm für seine Fürsprache bei Ihnen verpflichtet bin und daß er sich keinem Undankbaren verpflichtete."

„Also liegt Ihnen so viel an meiner Gewogenheit?" fragte die Gräfin.

„Zweifeln Sie daran?"

„Sehr stark."

„Das könnte mich glücklich machen, denn wo Zweifel ist, darf man Theilnahme voraussetzen?"

„Nein, nein!" rief die Gräfin lachend, „so war es nicht gemeint, sondern nur im Allgemeinen, weil einmal keinem Manne zu trauen ist."

Viktor lächelte, und die Gräfin, welche es bemerkte, erröthete; doch schnell sich fassend, sprang sie zu einem andern Gegenstand über, und bald schwirrte das Gespräch über tausenderlei verschiedene Dinge lustig im Kreise umher.

Rossetti beobachtete scharf, ohne daß es das Ansehen hatte. Er ergötzte sich an der geheimen Verlegenheit Camilla's, dem Mohr gegenüber, der die Schöne durchschauend im Verhältniß zu ihr durchaus sicher, unbefangen und überlegen erschien, während die minder bedeutenden Frauen und Mädchen ihn nicht selten beinahe außer Fassung brachten durch ihr ängstlich freundliches Lächeln, durch ihr unwillkürliches Zurückprallen, wenn er unvermuthet sich an sie wandte, und durch die eigne, schlechtmaskirte Neugier, mit der sie ihn — verstohlen, wie sie glaubten — fixirten. — Er fühlte es: diese guten Seelen betrachteten ihn mit dem Interesse, womit sie ungefähr einen gezähmten Menschenfresser in einer Jahrmarktsbude betrachtet haben würden, und er verfluchte seine schwarze Farbe und zitterte vor einer vierzehnjährigen Blondine; Camilla stellte ihn höher, schien ihn den andern Männern vollkommen gleichzustellen, aber sie wollte mit ihm, wie mit den Andern ihr Spiel treiben, und das wußte er. — Wie wenig gefährlich ist eine Kokette dem Manne, der als solche sie kennt!

Als hin und wieder manches Thema von der Gesellschaft abgehandelt war, wurden unterhaltende Spiele in Vorschlag gebracht, und unter diesen auch das so beliebte Versspiel, welches schon Calderon in seinem „lauten Geheimniß" so reizend schildert. Gute und schlechte Verse, wie sie eben die Mitspielenden zu improvisiren vermochten, kamen bei dieser Gelegenheit zur Welt, und verschieden so schnell, als sie geboren waren. Endlich wandte sich Camilla an den Herrn von Dressen mit folgender Aufforderung:

„Freund der Wahrheit, laß uns hören,
Was, in Wahrheit, wohl zumeist
Außer Schönheit, Reichthum, Geist,
Mag des Mannes Herz bethören?"

Der Baron sann einige Augenblicke nach und entgegnete dann mit lispelnder Stimme:

Hohe Herrin! diese Frage,
Daß ich's sage,
Ist in Wahrheit
Sehr spitzfindig!
Darum: sünd'g' ich
In der Antwort,
Magst du gnädig
Mich entschuld'gen
Mir verzeihen.

Männer huld'gen
Stets der Schönheit!
Oft auch huld'gen
Sie dem Reichthum!
Seltner huld'gen
Sie dem Geiste,
Weil ein Jeder träumt: er habe
Selber Geist, und mehr als g'nug;

Und so ist es oft der Fluch
Eines Weisen, daß ihm Schönheit,
Geist und Reichthum, scheint gering,
Weil ihn eine Dumme fing.

Camilla lachte und rief, indem sie dem Baron ein Gänseblümchen zuwarf:

Dank! dein Spruch ist wahr und schön!
Mög' Dir's wie dem Weisen gehn.

Dann wandte sie sich zu Rossetti und sprach:

Arzt, ich bitte, sage mir:
Welcher Schmerz
Quält das Herz
Einer Frau am meisten hier?

Der Doktor lächelte etwas boshaft und erwiederte:

Hat dich die Liebe verrathen,
Dir blieb als Trost der Tod!
Dir strahlt, starb dir die Liebe,
Der Hoffnung Morgenroth.
Und all die andern Schmerzen
Heilet und lindert die Zeit,
Doch nichts lindert, nichts bannt aus dem Herzen
Verletzte Eitelkeit.

Die Gräfin lächelte spöttisch und bemerkte: „Sehr boshaft gemeint, aber wenig treffend; auch sind Sie kein Dichter, Doktor! das merkt man Ihren ungefügigen Versen an! — Wer ist noch nach? Ach! Herr Viktor! nun dann:

Darf ich Dich um Etwas fragen,
Frag' ich, was du eben sinnst;
Und wenn du nichts Böses spinnst,
Wirst du schnell mir Antwort sagen.

Viktor, welcher wirklich sinnend da gesessen hatte, erhob sich und sprach:

Der Fürst der Nacht — schön ist sein Reich und groß,
Doch ach, unendlich auch sind seine Qualen!
All' jene Sterne, die am Himmel strahlen,
Sind glühnde Thränen, die sein Aug' vergoß.

Sein Schmerz heißt Liebe. — War's auch Götter-Loos,
Für einen Traum mit Höllenpein zu zahlen?
Mit eig'nem Herzblut dann ein Bild zu malen,
In welchem Lust und Weh zusammenfloß?

Ach! Wahrheit ist's, wie mir der Geist vertraute,
Denn für Auroren ist sein Herz erglüht,
Der Tagesgöttin, die ihn ewig flieht!

Beklagenswerther, armer Fürst der Nacht! — —

„Nun?" fragte Camilla, als Viktor inne hielt — „Nun? den Schluß!" Der Mohr neigte sich und schloß:

Im Mohrenlande ward die Mähr' erdacht,
Ihr sann ich nach, als ich in's Aug' Dir schaute.

„Bravo!“ rief die ganze Gesellschaft applaudirend; Camilla erröthete leicht, stimmte aber sodann herzhaft mit in das allgemeine Lob ein und ernannte endlich den Mohren feierlichst zu ihrem *Hofdichter*.

„Damit er ihr den Hof macht!“ flüsterte der Herr von Tressen dem Arzt zu, ihn heftig beim Arm fassend.

Rossetti lachte.

„Und er *wird* ihr die Kur machen!“ fuhr der Baron wüthend fort und kniff den Freund dermaßen in den Arm, daß dieser ihn rasch wegziehend rief: „Sind Sie närrisch! was hat Ihnen mein Arm gethan? Sein Sie vernünftig, und damit Sie's sein können, so will ich es Ihnen sagen, daß Viktor durchaus keinen Anspruch darauf macht, Ihr Nebenbuhler zu sein. Wenn Sie kein Glück machen, ist es Ihre eigene Schuld; warum bestreben Sie sich nicht, *liebenswürdig* zu erscheinen.“ —

„Gut! schön!“ flüsterte der Baron mit bebender Stimme, indem er ein entsetzliches Gesicht schnitt, „ja! ich will liebenswürdig sein, ich will mich fassen, will meinen Unmuth bezwingen, hahaha! fort, daß die Leier klinge, dann wird das Herz dir still! — Sehn Sie? ich bin schon lustig! — Wenn mir nur gleich einige Lügen einfielen, womit ich meiner Angebeteten Herz zu rühren vermöchte! verfluchte Situation! — O über alle Weiber! und über diesen Mohren!“

Damit verließ der Baron den Arzt, um sich der schönen Gräfin zu nahen und den Liebenswürdigen zu machen, welches ihm denn auch so gut gelang, daß die Gräfin ihn heute ganz unausstehlich fand. Lächelnd schaute Rossetti dem Treiben zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musik.

1. **Glockenstimmen** von Joh. Nep. Vogl. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und Violoncells (Physharmonika und Klarinet), und dem Dichter gewidmet von A. Emil Titl. Berlin in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.
2. **Der Husar,** Gedicht von J. N. Vogl, von demselben.
3. **Der Sennin Heimweh,** Gedicht von J. N. von Grünwald, von demselben. Wien bei Ant. Diabelli.

Nach mehrjährigem Streben und mit Recht beifällig aufgenommenen Leistungen fängt nun auch im Auslande an der Name des Komponisten ofter genannt zu werden. Titl's insbesondere dem Lieder- und Romanzenfache angehörige Kompositionen sind es aber auch werth, neben den guten Werken anderer Meister beachtet zu werden. Die Erscheinung, daß Titl so lange ringen mußte, ehe sich sein Ruf ausbreitete, obwohl er schon in den verschiedenartigsten Sphären, von der Kirchen- und Opernmusik bis zum tändelnden Walzer herab, Beifallswerthes geleistet, darf uns nicht sehr befremden; denn das deutsche Publikum, die Masse wenigstens, braucht gar lange, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß Tondichtungen, die nicht an der Seine aufgeblüht, auch deutscher Theilnahme werth sind. Aller jener Werke, die ihr Dasein der tonangebenden Weltstadt verdanken, von denen die Pariser Fama stets so Rühmliches zu berichten weiß, bemächtigen sich alsogleich die Salons, die Concerte und musik. Soiréen, und das Glück mancher, nicht selten sehr mittelmäßigen Piece ist gemacht. — — Um nur ein Beispiel anzuführen, wie gerade das Naheliegende mit Absicht ignoriet zu werden scheint, erwähne ich eines, auf seine musikalische Bildung nicht wenig stolzen jungen Herrn, welcher vor der Aufführung einer doch schon aller Orten genugsam bekannten Oper (Templer und Jüdin), mit der, unsern Fashionablen eigenen Nonchalance fragte: „wer denn dieser Marschner sei?“ Daß er, als man ihm berichtete, ein Weites und Breites vom deutschen Zopf, von wahrscheinlich schlechtem Erfolge faselte, ist konsequent. — Da hört nun, um mit Angely zu reden, freilich Alles auf, und, obwohl ich nicht behaupten will, daß unsere musikalische Hauptstadt Viele solcher musikalisch-hochgebildeter Dilettanten zähle, so ist diese Aeußerung aus dem Munde eines salonfähigen und salongewohnten Mannes doch charakteristisch genug. — Wenn es aber, wie schon oft bemerkt wurde und der Augenschein lehrt, wahr ist, daß das *deutsche* Publikum in seiner Bewunderungssucht fremden Glanzes, gar leicht das einheimische Verdienst übersehe, um wie viel mehr Ursache wäre vorhanden, über *unser* Publikum zu klagen! Wo finden wir bei uns jenes freudige Nationalgefühl, jenes stolze Selbstbewußtsein, mit welchem der Franzose, Britte, der Italiener seine ausgezeichneten Mitbürger nennt, bei uns, wo ein čechisch klingender Name schon das erste Hinderniß der Anerkennung zu sein scheint? Und ich rede hier von jenen Kreisen, in denen man nothwendigerweise doch Bildung und eine, wenigstens relative Selbstständigkeit des Urtheils suchen muß, welche, was namentlich artistische Interessen betrifft, den Ausschlag geben. Zwar könnte man mir als Entgegnung die günstigen Erfolge einiger unserer vaterländischen Künstler anführen; aber es kann doch niemand läugnen, daß diese Anerkennung erst durch weit längeres Ringen erkämpft werden muß, als anderswo; daß manche unserer Künstler, wenn sie stets an ihre Heimat gebunden gewesen wären, sich weder jenes weithinhallenden, anspornenden Rufes, noch jener zeitlichen Vortheile, die denn (leider) doch auch in Betracht kommen müssen, zu erfreuen gehabt hätten. Gar manche Thatsache spricht dafür, daß unser Publikum in seinem Urtheile sehr ängstlich sei, und jenen Künstlern, die ihre Werke demselben vertrauungsvoll darbieten, durchaus nicht mit gutem Vorurtheile entgegenkomme. *Tomaschek*, dieser noch kräftig blühende Zweig aus der Mozart'schen Kaiserzeit, schrieb nur eine Oper, — *Dessauers* Lidwinna, um gleich in die neuesten Tage überzugehen, verschwand bald von unserm Repertoir; erst sein „Besuch in St. Cyr“ gewann einen vollständigen Erfolg; diese Oper wurde aber zuerst in *Dresden* gegeben und sehr beifällig aufgenommen. Daß solche Verhältnisse der Entwickelung junger knospender Talente nicht günstig sind, ist natürlich; denn der Künstler, insbesondere der producirende, schaffende, bedarf der Sonne der Publicität, um gedeihen zu können. — Doch ich schließe diese allgemeinen Bemerkungen mit Ludwig Roberts Verse:

> „Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm;
> Denn Einer ist kein Publikum!“

und kehre nach langer, gelegenheitlicher Ausschweifung zu unserm Thema, Titls neuesten Werken zurück. — Die Komposition des deutungsvollen, schönen Gedichtes „die Glockenstimmen“ erwarb sich, bei ihrer ersten Aufführung, einen glänzenden Beifall. Mad. Podhorsky, dieser Juwel unserer Oper, trug es mit jener sinnigen Nuancirung und Meisterschaft vor, die alle ihre Leistungen auszeichnet, sie mögen nun die koketten Fiorituren italischer Concertstücke, den ernsten, großen Styl wahrer Dramatiker oder die minder prunkende, aber zum Herzen sprechende Einfachheit des Liedes zum Vorwurfe haben. — Die ansprechende Melodie, die geheimnißvolle Pianofortebegleitung, verbunden mit den mehr getragenen Tönen der Physharmonika, der Uebergang in die B-moll Tonart in dem Hauptmomente: das Alles ist zur Bezeichnung des Ideenganges der Dichtung so glücklich gewählt, daß es den beabsichtigten Eindruck nirgends verfehlen kann. — Wenn es möglich gewesen wäre, die Begleitung des Pianoforte zu vereinfachen und damit das zweite Begleitungsinstrument gänzlich wegzulassen, so hätte die Komposition, was Farbenreiz anbelangt, allerdings verloren, was aber größere Popularität betrifft, gewiß bedeutend gewonnen. —

Einen glücklichen Wurf hat Titl ohne Zweifel mit der Musik zu Vogl's: „Der Husar“ gethan. Der marschartige Rhythmus, dessen kriegslustiger Charakter durch das Melancholische der Tonart und Modulation gedämpft wird, trägt ganz das Gepräge der Nationalität, die schon der Titel bezeichnet. Das Gedicht ist, wie man zu sagen pflegt, durchkomponirt; doch findet man hier nicht jenes bunte Durcheinander neuromantisch sein sollender Fragmente, wie in vielen neuern Werken dieser Art; denn der Komponist hält an dem Hauptgedanken fest, ohne übrigens in das entgegengesetzte Extrem einer blos gelehrten kontrapunktischen Durchführung zu verfallen, welche gerade hier, wo es sich zumeist um eine volksthümliche Auffassung handelte, am wenigsten zweckmäßig gewesen wäre. — Auch in J. Th. von Grünwalds: „Der Sennin Heimweh“ beweist Titl seine vorzügliche Begabung zum Tondichter; denn die Melodie ist, wenn auch nicht so originell, doch äußerst lieblich und fließend; die Harmonik, wie in allen seinen bisher veröffentlichten Werken interessant. Einige Decimengriffe werden die Damen, welche jetzt ohnedies in den Pianokompositionen unserer modernen, der zerstreuten Harmonie so sehr huldigenden Künstler schwelgen, hoffentlich gerne verzeihen, um so

mehr, da sie hier von trefflicher Wirkung. — — Der Bohemismus in der Zeile:

Ich sehne in die Ferne, zum treuen Herzen sich.

ist wohl nur ein fataler Druckfehler.

Um diese Anzeige nun noch nach gewöhnlicher Art zu schließen, sollten freilich einige ergötzliche Tadelpunkte folgen; doch zum Leidwesen solcher Leser, die emsig nach dergleichen suchen, muß ich aufrichtig bekennen, daß der eigentliche Kern dieser Tondichtungen keine Veranlassung dazu gibt; denn dieser ist durch und durch gesund. Da ich nun nicht zu Jenen gehöre, die absichtlich eine etwaige blos zufällige Reminiscenz mit eifriger Hast hervorheben, auch eine unerquickliche Untersuchung, inwiefern eine plötzliche Modulation von B-dur nach F-moll den Gesetzen der Verwandtschaftlichkeit entspricht oder nicht, gerne bei Seite lasse: so müßte ich es gerade so thun wie jener Referent, der über Mendelssohns „Paulus," nachdem er von der Aufführung unendlich Lobendes und Außerordentliches berichtet, nichts anderes zu sagen wußte, als „daß M. zu sehr Grau in Grau male." — Ein solches, ich weiß nicht, wie es zu benennen, meinetwegen merkwürdiges Verfahren würde aber, obwohl es sich hier um kein so großartiges Werk, wie Mendelsohns Paulus handelt, gewiß von jedem Leser mit jener Indignation aufgenommen, welche es verdient. --

—U.—

Aus Warschau.

Jannar.

In den Gesellschaftssälen unserer Hauptstadt erregt jetzt ein fünfzehnjähriges Mädchen von deutscher Herkunft, Fräulein Klaerm, als Klavierspielerin großes Aufsehen. Sie ist eine Schülerin des rühmlich bekannten Pianisten Ernemann, und macht dem Meister wie seiner Schule alle Ehre, da sie nicht allein eine Gewandtheit, eine Fingerfertigkeit entwickelt, vor welcher man beinahe erschrecken möchte, eine Kraft des Anschlags besitzt, welche man nicht mit dem zarten Mädchen reimen kann, sondern auch die verschiedenartigen Tonschöpfungen, welche sie vorträgt, mit der ihnen zukommenden Auffassung, mit dem erforderlichen Hauche des Geistes beseelt, und so die größte Vielseitigkeit bekundet. Sie opfert den Götzen des Tages, sie spielt Thalberg'sche Kompositionen mit großer Leichtigkeit, weil sie einmal sich im Salon eingebürgert haben, spielt aber mit mehr Liebe und Ausdruck das Tüchtige und Geisttiefe, Beethoven und Mendelssohn, und trägt mit Gewandtheit und Erfolg Henselts weitspannichte Sätze vor. Die Verwandten des Fräuleins haben beschlossen, um die Gaben der angehenden Künstlerin noch mehr auszubilden, mit ihr eine Reise durch die vorzüglichsten Kunststädte Europa's, besonders Deutschlands zu machen, welche Reise in der That den beiden würdigen Künstlerinnen Pleyel und Wieck die würdige Schwester geben könnte.

W. v. W.

Notizen.

(Böhmische Posse.) Die „Moravia" berichtet aus Brünn: Prof. Klicpera's Posse: „Diwotworný klobauk" (der Zauberhut), die bei der Aufführung auf unserer Bühne so sehr gefallen hat, und durch ihre komische Handlung und gute Tendenz die vollste Aufmerksamkeit verdient, hat Hr. Fr. Walter für die deutsche Bühne bearbeitet."

(Mnemonik.) In Frankfurt am Main hat ein Herr von Castilho einen Cursus der Mnemonik zu Stande gebracht, an welchem das weibliche Geschlecht sehr zahlreichen Antheil nimmt. — Die Frauen haben ohnehin schon ein gutes Gedächtniß; wenn es nun vollends gesteigert wird, dann haben die Männer alle Ursache, auf ihrer Hut zu sein.

(Geisterwesen.) Dem Dr. Justinus Kerner *) ist die Seele eines alten Lehnstuhls erschienen, und hat ihm kund gethan, daß jedes Hausgeräth, und sei es auch noch so ein altes Gerümpel, seinen Geist habe, der unter gewissen Umständen erscheinen könne. Das gelegentliche Knarren und Knacken desselben bezeuge das Hereinragen der hölzernen Geisterwelt in die fleischliche und wirkliche. — Eschenmayer weiß bereits von der Vision und arbeitet an einer Theorie der Mobiliargeister.

(Argos.)

*) Wir begreifen nicht, wie dieser geist- und gemüthvolle Dichter sich so lebhaft mit der Gespenstertheorie beschäftigen kann! Es gibt wunderbare psychische Phänomene, z. B. die Theilung des Ich, die sich aber mittelst einer gründlichen Psychologie, wie die Herbart'sche ist, recht gut erklären lassen. Der verehrte Dichter möge den obigen Scherz nicht übel nehmen. Die Red.

(Russisches Theater.) Die russische Oper steht in ihren Leistungen noch immer gegen die deutsche zurück, weshalb sie auch wenig Publikum findet. Der Bassist Petrow ist von den Sängern der einzige, der eine lobende Erwähnung verdient. — Das russische Schauspielrepertoir wurde durch eine neue Uebersetzung des Schenk'schen Trauerspiels „Belisar" von Abadowsky bereichert. Hr. Karatygin enthusiasmirte durch seine treffliche Darstellung des Belisar das russische Publikum dermaßen, daß genanntes Trauerspiel mehrere Male bei gedrängt vollen Häusern wiederholt wurde. Die Lustspiele des Hrn. Koni erhalten sich noch immer auf dem Repertoir, obgleich der brave Komiker Dürr, welcher darin besonders excellirte, aus dem Personal geschieden ist.

(Figaro.)

(China.) Der Flächenraum dieses ungeheuern Reiches soll sich ohne die auswärtigen Besitzungen auf 1,223,000 englische Quadrat-Meilen belaufen. Die Bevölkerung des ganzen Staates beträgt jetzt wenigstens vierhundert Millionen.

(Neue Opern.) Am Theatre de la Renaissance in Paris gefällt sehr eine sogenannte: „Opéra de genre," „La chaste Suzanne," Text von Carmouche und F. de Courcy, Musik von Monpou. — Den 9. Januar gab man zum Erstenmal Halevy's Oper: „le Drapier," die ebenfalls beifällig aufgenommen wurde. — O. Nicolai hat eine neue Oper „il Templario" vollendet, welche nächstens auf der ersten Bühne in Turin aufgeführt wird.

(Wohlthätige Vereine.) In der Stadt Kulm (Westpreußen) besteht nebst einem Frauenverein auch ein Mädchenverein, welche beide fortwährend segensreich wirken. So hat der Mädchenverein am ersten Weihnachtsfest Abends 64 armen Mädchen Wäsche u. A. geschenkt. Solche schöne Handlungen sollten die Zeitschriften zur allgemeinen Kenntniß bringen.

(Handel.) Im J. 1839 sind in Neufahrwasser (Hafen bei Danzig) 1207 Schiffe angelangt und 1205 von dort ausgelaufen, ein Beweis, daß es dort noch gut mit dem Handel steht.

(Zu früh!) Am Neujahrstage fand man in einem Zimmer in Danzig einen unerwarteten Gast — einen weißen Schmetterling, der um einen Monatrosen-Stock fröhlich herumflatterte. Wahrscheinlich hatte sich eine Puppe in die Erde des Blumentopfes verborgen und war durch die Zimmerwärme zu zeitig ausgebrütet worden.

(Justiz.) Das pariser Tribunal erster Instanz hat während des Gerichtsjahrs 1838—1839 10,454 Urtheile in Civilsachen und 91,517 correctionelle Urtheile gefällt; — von den erstern 1311, und von den letztern 1294 mehr als im vorhergehenden Jahre.

(Neue Mimen.) Bei der neulichen Aufführung der „Preciosa" im Hamburger Stadttheater debutirten — drei Esel. Das Publikum rief sie heraus. Die gescheidten Thiere aber, welche die Ironie wittern mochten, oder vielleicht zu bescheiden waren — wollten nicht erscheinen.

(Ueberschwenglichkeit.) In Glöggls musik. Abendunterhaltung in Wien am 18. Januar wirkte Mad. Pleyel mit. Ein Referent verstieg sich in folgende Redensarten: „Ganz anderer Natur war ihr Solo, Variationen über ein Motiv aus Bellini's „Pirat," worin sie, die gefühlvolle, elegische Schwärmerin, das Auditorium mitriß in das Meer der wonnevollsten Gedanken. In dieser Musik ist jede Note ein Liebesseufzer aus der sehnenden Brust, und jede Note fand unter Mad. Pleyels Fingern einen Ton, der ganz das überwältigende Gefühl des Sängers aussprach. Schon um das Thema allein von ihr zu hören, sollte man nach dem Concertsaale rennen, der wunderlieblichen bravourösen Variationen gar nicht zu gedenken." —

(Alles wiederholt sich.) Vor Kurzem hat sich im Gebiet von Constantine der Scheikh Burnan, Häuptling des Stammes der Monias, den Franzosen unterworfen. Er hat dreißig Söhne, von denen zwanzig erwachsene ihn stets in den Kampf begleiten. Wer denkt hier nicht an jenen Grafen Waldstein, der mit seinen vierundzwanzig Söhnen für seinen Kaiser stritt, und von dem Goethe singt:

Sah gemalt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts den Ritter reiten,
Und zu Pferd an seinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen:
Sie zum Thron des Kaisers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten.
Derb und kräftig, hold und schicklich,
Und man pries den Vater glücklich.

Hiezu die Beilage Nr. 2.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Beiträge zur Geschichte der neuböhmischen Literatur.

(Fortsetzung und Schluß.)

Karl Ignaz Mácha war unstreitig eine der hervorragendsten poetischen Individualitäten; dafür spricht seine eigenthümliche Weltanschauung und Dichtungsweise, die wegen ihrer Neuheit (in Böhmen), ihrer Verwandtschaft mit Auswärtigem, und vielleicht auch wegen ihrer allzuinnigen Beziehung auf die Person des Dichters, bei einem großen Theile des slawischen Publikums als affektirter Byronismus verdächtigt wurde. Alle jedoch, die den zu früh verstorbenen (Mácha starb im 26. Jahre seines Alters) talentreichen Verfasser des Gedichtes „Mai“ genauer kannten, und nicht unfähig sind, Charaktere aufzufassen, welche eine, oft falsche, aber doch eigenthümliche Bahn verfolgen, stimmen darin überein, daß in diesem Geiste erstaunliche Kräfte lagen, die aber mitten in der Krisis einer fruchtbaren Entwickelung großentheils sich selbst aufgerieben hatten. Der bereits außer Cours gekommene Byronische Malkontentismus, der einige Zeit hindurch fast in ganz Europa grassirte, bemächtigte sich auch dieses jungen Čechen, und ließ ihn immer mehr und mehr in einen engen Ideenkreis sich hineinweben, aus welchem er sich mit der Zeit gewiß kräftig herausgerungen hätte. Man spricht von vielen Nachahmern Byrons in Europa, und bezeichnet auch Puschkin und Mickiewicz als solche, ohne zu dieser Behauptung ein Recht zu haben. Die unberufenen kleinlichen Nachahmer traten bald wieder in jene Dunkelheit zurück, aus der sie hervorgekommen waren; jedoch die aus sich selbst sich entwickelnden, mit Byron verwandten Geister — wie die beiden Genannten — verdienen neben dem großen Engländer gestellt zu werden. Die Zeit, welcher diese Dichter angehören, so wie die Verhältnisse, welche sie umgaben, rechtfertigen die düstere Stimmung dieser Repräsentanten der Poesie des 19 Jahrhunderts bei Allen, die ihrer Erkenntniß nach befugt sind, dieselben zu beurtheilen. Auch Mácha würde seine Stelle neben Jenen gefunden haben, wenn ihn nicht der Tod seinem Wirkungskreise früher entrissen hätte, als es ihm möglich wurde, allen Forderungen Genüge zu leisten, die man mit Recht an sein Talent stellen konnte. Seine Fähigkeiten sind jedoch außer Zweifel gesetzt, theils durch seine bereits veröffentlichten, theils durch die hinterlassenen, noch nicht gedruckten Schriften, deren theilweise Herausgabe seine Freunde besorgen werden. Mit dem Gedichte: „der Mai,“ welches Mácha als erstes Heft seiner sämmtlichen Schriften herausgab, hat er sich selbst das Schwanenlied gesungen; denn das Erscheinen des zweiten Heftes unterbrach der Tod. Der Zustand der Mittelmäßigkeit, in welchem sich überhaupt die böhmische Kritik befindet, — die so viel albernen Lobes und wieder unbegründeten Tadels der Oeffentlichkeit übergibt, daß eine gesunde, zeitgemäße Ansicht kaum hindurchzudringen vermag, — entschuldige auch die in den böhmischen Journalen über Mácha gefällten Urtheile. Man bemerkte, daß die geistesarme Kritik eine Menge anderer Dinge vom Dichter verlangte, als die Poesie in sich faßt; man warf ihm Skepticismus vor, und sog Gift aus der herrlichsten Pflanze; man zergliederte das Gedicht und suchte das Skelett irgend eines moralischen oder überhaupt eines Verstandes-Satzes als Grundidee herauszufinden, ohne zu begreifen, daß das Element dieses Gedichtes ein lyrisches ist, und auf einer Reihe leidenschaftlicher, zum Bewußtsein gelangter Gefühle beruht. Deshalb ist auch das Epische nur als ein zufälliger Theil hingestellt, um die eigenthümliche poetische Weltanschauung des Dichters aus entsprechenden Situationen hervortreten zu lassen. Wenn die Weltanschauung, die dieser Dichter von Beruf in seinem Werke entwickelte, mit jener der gewöhnlichen Menge nicht übereinstimmt, so ist seine Poesie dabei keineswegs beeinträchtigt, ja sie gewinnt an Eigenthümlichkeit. Das Wesen der Poesie liegt in dem dichtenden Individuum, und wo es in Momenten der Aufregung hervortritt, da künden sich die Spuren einer neuen, noch nicht geschauten, an schönen Bildern und Gedanken reichen Welt, die, im Geiste des Dichters vollendet, in seinen Schöpfungen nur theilweise zum Vorschein kommt. Ein poetischer Gedanke, und eine glückliche Bearbeitung desselben macht noch keinen Dichter von Beruf, auch da nicht, wo mannigfache Bildung und leichte Handhabung der Sprache den Mangel einer poetisch durchbildeten Persönlichkeit verdecken, wie es bei mehreren der neuböhmischen Literaten der Fall sein mag. — Eine so reiche, blühende Phantasie, ein so tiefes Gefühl beurkundete bis jetzt Keiner der öffentlich aufgetretenen böhmischen Dichter wie Mácha, und war auch an der Richtung, die er genommen, Manches zu tadeln, so kann dies doch nur als eine Krisis betrachtet werden, die jeder größere Geist erlebt, als ein Zustand, aus welchem auch Mácha, wie gesagt, sich herausgewunden hätte, da dies nur von der Willkür des Individuums abhängt; indeß ein mittelmäßiges Talent auch mit dem besten Willen und einer mit der Volksstimmung kongruirenden Weltansicht, sich doch nie zu einem bedeutenden Dichter erheben wird. Außer dem bereits veröffentlichten und auch in auswärtigen Blättern besprochenen „Mai“ hatte Mácha viele ausgezeichnete, meist lyrische Gedichte verfaßt, die zum Theil in böhmischen Journalen abgedruckt sind. Als Meisterwerk aber beurkundet sich das leider unvollendete romantische Gedicht „der Mönch,“ wo Mácha, bereits Herr seines Stoffes geworden, sich plastischer und vollendeter in Wesen und Form herausstellt. Aber auch als Prosaist war Mácha mit Glück aufgetreten. Seine „Bilder aus meinem Leben“ — und besonders sein „Schloß Bürglitz“ (in den Kwěty 1834) weisen auf dieses Schriftstellers schlummernde Löwenkraft hin, deren vollkommene Entwickelung zur Verherrlichung des Vaterlandes sehr viel beigetragen hätte. Auch sein hinterlassener, noch ungedruckter Roman: „die Zigeuner“ berechtigte zu kühnen Erwartungen, die nun alle mit des Dichters Tode in ein herzliches Betrauern sich verwandelt haben. —

„Deklamationen und Lieder;“ also benannte Rubesch einen Cyklus meist heiterer Dichtungen, von denen bereits das vierte Heft erschienen ist, und welche durch das gesammte Vaterland ihre Runde machen. Keiner der jüngsten böhmischen Dichter hat es unter dem böhmisch-slawischen Publikum zu einer solchen Popularität gebracht wie Rubesch. Seine Gedichte werden in Böhmen, Mähren und in der Slowakei häufig gelesen, memorirt und öffentlich vorgetragen, eine Anerkennung, die mehr ausspricht, als alle Kritik. Wir hoffen, daß sein Fleiß seinem Talente auch in Zukunft nicht nachstehen werde.

An die Genannten schließt sich in unseren Tagen ein junger, hoffnungsvoller Dichterkreis. Die Idee einer hohen Vaterlandsliebe scheint die vielen aufkeimenden Talente Böhmens zu durchglühen, und üppige Blüten versprechen reichliche Früchte. Die Zukunft möge entscheiden, ob die Erwartungen gerechtfertigt werden; die Prämissen scheinen wenigstens auf keine Täuschung hinzudeuten. Bis jetzt bewegten sich die jungen Literaten Böhmens größtentheils auf dem Terrain der vaterländischen Journalistik, und wir können nicht umhin Einige namentlich zu erwähnen, die sich am meisten bemerkbar machten; als: Erben, Filípek, Hagnisch, Nebeský, Picek, Pichl, Raab, Schohag, Štulc, Tomíček, Trojan, Tupy, Ludmila Tichy, Baron Villani*) u. a. m. Karl Sabina.

Theatralische Vorstellungen zu Straßburg im J. 1621 **).

Donnerstags den 16. Augusti hat man auf dem hiezu im Collegio verordneten Theatro eine schöne Tragico-Comoediam,

*) In die Reihe der Genannten gehört auch der Verfasser dieses Aufsatzes, Karl Sabina (Sabinský), der sich in der Lyrik und in der Novelle auszeichnet, und manche fördernde Kritiken für böhmische Journale liefert. Die Red.

**) Aus einem gedruckten Werke, welches von den bei der Inauguration der Straßburgischen Universität veranstalteten Feierlichkeiten handelt.

von Ausführung der Kinder Israel aus Aegypten aufgeführet, dabey sich mehr als zehentausend Zuhörer befunden, sogar, daß auch das Volk auf dem großen Plan und den aufgeschlagenen Stanketen nicht sitzen können, sondern im Collegio oben allenthalben die Dächer durchgebrochen.

Zu Eingang der Comödi hat sich, nachdem man zuvor etliche Trompeten tapfer ertönen lassen, auch Kesseltromler dabey geschlagen, erstlich der Rhein mit seinen drey Mägden, deren die eine der Illstrom, die ander die Kintzig, die dritte die Preusch gewesen, präsentirt, und den Zuhörern angezeigt, daß diese Comödi Gott, dem Römischen Kaiser, Kurfürsten von Maynz und Landgraf Ludwigen von Hessendarmbstadt zu Ehren gehalten werde. Hernach ist bei dieser Action denselben Tag sehr lustig zu sehen gewesen die Ertränkung der Israelitischen Kinder in Egypten, der starke Frohndienst der Israeliten, der brennende Busch, die Verwandlung des Stabs Mosis in eine Schlang, und die Verwandlung der Schlangen in einen Stab, die Verwandlung des Wassers in Blut, die Frösch, die Leuß, die dicke Finsternuß, der Hagel und Ungewitter, die Wolkenseul und feurige Seul, wie auch das rothe Meer, durch welches die Kinder Israel truckner Fuß durchgegangen, Pharao aber und seine Zugehörigen sampt Pferden und anderm verschlucket worden. Item der Chor der Egyptier, wie sie ihre Abgötter angebetet, und dann der Chor der Israeliten, wie sie ihrem einigen Gott gedanket, da sich dann in jeglichem Chor mehr als 200 Personen befunden. — Den folgenden Tag, als den 17. Augusti, wurde der ander Theil der Comödi vorgenommen, da man dann gar zierlich repräsentiret den Felsen, an welchen Moses geschlagen, daß Wasser herausgeloffen, die Gebung der zehen Gebot Gottes auf dem Berg Sinay, die Aufrichtung des güldenen Kalbs, umb welches die Kinder Israel getanzet, die Anordnung des Levitischen Gesetzes, Gefäß, Ceremonien und Instrumenten, die Auffsperrung der Erden, welche Core, Dathan und Abiron verschlucket und in sich gefressen hat, Bileams Eselin, welche geredet, die Aufrichtung der ährinen Schlangen, allerhand Opfer unnd underschiedliche kostbare Feuerwerk. Die agirende Personen sind auf das allerzierlichste angethan und geschmückt, und mehr als für 100000 Reichsthaler Kleydung unnd Schmuck auf dem Theatro gewesen.

Der Eremit von Gauting und die Deutschen in Siebenbürgen *).

(Obwohl wir genug Originalartikel haben, so können wir uns doch nicht versagen, diese tüchtig gesalzene Diatribe den Kronstädter „Blätter für Geist, Gemüth und Vaterlandskunde," (Beiblatt zum Siebenbürger Wochenblatte) 1839. Nr. 39 zu entlehnen, um zu zeigen, was für unverzeihliche Berichte von manchen Reisenden über Oesterreich in die Welt geschickt werden.)

Die Red.

> Ueberall will jeder obenauf sein,
> Wie's eben in der Welt so geht.
> Jeder sollte freilich grob sein,
> Aber nur in dem, was er versteht.
>
> Göthe.

Ich erinnere mich noch recht deutlich des Mannes, der im Sommer des Jahres 1837 einige Tage in Hermannstadt war. Ein munterer Greis in seltsamer, zwischen Morgen- und Abendland getheilter Tracht, ging er stundenlang auf der Promenade, meist allein, auf und nieder, und Jung und Alt blieb stehen, und sah befremdet den Sonderling an. Es war der Eremit von Gauting, der nach dem Orient reiste. „Wahrscheinlich ein Europamüder!" dachte ich bei mir selbst, „wer weiß, welcher Schmerz ihn drückt und was ihm das Leben zu Leide gethan hat, daß er nun in die thebaische Wüste oder in die Wälder des Libanon sich zurückzieht, um dort abgeschieden von der Gesellschaft seine Tage zu beschließen." Ich bedauerte den Alten.

Wie sehr habe ich mich geirrt! Zwar nennt er sich selbst einen alten Waldbruder [1]; aber er gehört nicht zu denen, welche das beschauliche innere Gemüthsleben in stiller Abgeschiedenheit von der Welt pflegen, und wenn wir ihn um seine Religion fragen, so gibt er uns scherzend zur Antwort, daß er „alle Religionen in sich vereinige." [2] Ein lachender, spottender Satyr der altgriechischen Mythologie, der in den Orient ging, um den Orient auszulachen, und durch den österreichischen Kaiserstaat zog, um dieses Lachen da einzuüben. Ein Waldbruder mit epikureischer Weltansicht, in dessen Werke schöne Frauen und Mädchen, „zum Spielwerk für die Männer geschaffen" [3] eine Hauptrolle spielen, und welchen die Pest nicht abhält, in Konstantinopel in einem Hause, wo die Seuche zwei Menschen hingerafft, „mit einem schönen Mädchen „in dulci jubilo" [4] zu leben, bis auch dieses die Pest bekömmt. Eine kritische Wetterwolke, welche, während wir sie neugierig beschauten, eigentlich wässerige Dünste aus unserem Leben in sich sog, um 1839 zum Besten der Colonie Hallberg im Freisinger Moos sich auszuregnen.

Wir wünschen recht herzlich, daß dieser Guß für die Colonie zum Goldregen werde; aber begreiflich wird es der Verfasser finden, wenn wir dabei unsere Regenschirme aufspannen, um uns gegen die dichten Tropfen spottender Galle, welche der moderne Jupiter Pluvius über Siebenbürgen geschüttet, nach Möglichkeit zu schützen.

Ich überlasse es mit Recht dem ungarischen Adel, sich gegen die plumpen Ausfälle zu vertheidigen, welche der Verfasser auf ihn macht, und begnüge mich darauf aufmerksam zu machen, daß er sein Werk der siebenbürgischen Gräfin Natalia Wass gewidmet hat. Wahrlich es liegt eine unübertreffliche, echt waldbrüderliche Feinheit des Tones darin, den Namen einer siebenbürgischen ungarischen Dame an die Spitze einer Reisebeschreibung zu setzen, in welcher der Stand, welchem sie angehört, durch ein copulatives „und" mit den Thieren zusammengestellt wird [5], und bei welchem der Verfasser selbst unter den Vornehmsten „überall asiatische Wildheit" gewahret [6]. Wir gemeinen Philister außer dem Walde würden es mit unseren Begriffen von Anstand wenig vereinbar gefunden haben, in dem Werke zu erzählen, „daß eine schöne Gräfin sich bald verehelichen werde, um sich in Kurzem wieder zu scheiden, daß Frauen für Pferde vertauscht und verkauft worden wären," und darauf dieses Werk einer Gräfin desselben Landes und derselben Nation, von welcher dies Alles erzählt wird, zu widmen [7]. Diese neue Art Dankbarkeit für die Höflichkeit, womit ihn die Gräfin in Klausenburg überhäuft hatte, wäre in unseren Augen eine Grobheit gewesen.

Ich beschränke mich darauf, einige Reflexionen des Eremiten von Gauting über die Sachsen mit Bemerkungen zu begleiten. Nachdem der Verfasser behauptet hat, daß die unter den Arpaden in Siebenbürgen angesiedelten Deutschen der einzige fleißige Theil der Bevölkerung seien [8], geht er auf Hermannstadt über. Ein Ball, wo man deutsch tanzte, ohne Tact zu halten, als ob keine Musik da wäre [9], verdrießt ihn zuerst in diesem Orte, der in seinen Augen mehr „ein großes Dorf," als eine Stadt, und sehr langweilig, ohne Handel, ohne Verkehr, ohne Industrie ist, weil alles, was zum angenehmen Leben nöthig ist, aus Oesterreich kommt, welches die Regierung zum Nachtheil aller Länder zu bereichern sucht [10]. Hatte der Eremit vielleicht von dem alten Namen Villa Hermani gehört, oder wartete er, daß der Bürgermeister die Stadtprivilegien ihm vorzeige, und sich gehorsamst darüber entschuldige, daß hierorts nicht lauter Palläste zu finden seien. Warum besuchte er denn diesen Dorfball, und legte seine schriftstellerische Tactlosigkeit, welche auf jeder Seite ohne Ordnung und Regel aus einer Ecke in die andere herumstolpert, als Maßstab an die Tänzer und Tänzerinnen an? Da mußte ihm freilich der Tact als Untact erscheinen. Es ist wahr, daß wir wenig Handel und wenig Industrie haben — daß aber gar nichts davon vorhanden sei, das ist eben so unwahr, als es eine Lüge ist, daß die Regierung diesen Zustand beabsichtige. Und doch sind wir, wie der Eremit meint, arbeitsam und reich [11]. Was arbeiten wir denn, und wodurch werden wir reich, wenn gar keine Industrie unter uns ist?

Freilich auf dergleichen Widersprüche müssen wir uns in der Reisebeschreibung des Eremiten gefaßt halten. Da sind wir z. B. unreinlich und reinlich [12], haben Fabriken, aber keine Industrie [13], sind evangelisch und dabei auch katholisch [14], die Walachen sind Römer, und dabei zugleich Dacier [15] u. s. w. Was die Herren im Walde doch für eine eigene Logik haben!

---

*) Vergl. Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Colonie Hallberg im Freisinger Moos. Erster Band. Stuttgart, 1839.

1) Theil I., S. 32. — 2) Das. — 3) Das. S. 33. — 4) S. 49. — 5) Siebenbürgen ist das Paradies der Erde, bewohnt von Adel und von Thieren. S. 38. — 6) S. 34. — 7) S. 47. — 8) S. 39. — 9) S. 40. — 10) S. 39. — 11) S. 47. — 12) S. 43, vergl. S. 47. — 13) S. 37, vergl. S. 38. — 14) S. 45. — 15) S. 36 und S. 39.

Das Theater in Hermannstadt findet er der Stadt angemessen, und daher wenig darüber zu sagen. Wie konnte er sich denn darüber wundern, daß „so viele Menschen dem Unsinn der Komödie" zuhören? Dafür sind wir ja einfältige Dorfleute, und erst unlängst durch die Theaterkritik [1]) so weit aufgeklärt worden, um zu begreifen, daß wir „alle sind, wie wir sein können," und daß der Zuschauer für das Eintrittsgeld von 40 kr. W. W. auf dem ersten Platze alles das haben könne, was in Wien und Paris geleistet wird, wenn er es nur „je strenger, je besser" fordere. Wir danken beiden recht sehe für diese Zurechtweisung, und werden in Zukunft gewiß alles thun, uns selbst und unsere Bühne so tief als möglich herabzuwürdigen, und dem albernen Geschwätze, daß sie eine der besten Provinzialbühnen sei, nicht mehr glauben. Der Eremit von Gauting und der Recensent des Wochenblattes müssen das viel besser verstehen. Beide sind ja vielgereiste Männer.

Noch viel schlimmee, als das Theater, kommt die freiherrlich Bruckenthal'sche Gemäldegallerie weg. „Eine zahlreiche Gemäldesammlung, welche viel Geld gekostet haben soll," sagt der Verfasser, „und nicht ein gutes Stück hat; was hätte der Mann mit seinem Gelde nicht Großes, Schönes und Nützliches stiften können, wenn er es dem allgemeinen Wohl geopfert hätte, anstatt es dem Auslande für nichtswerthen Tand zu geben!" [2]) Verunglimpfet doch das Andenken des hochsinnigen Ehrenmannes nicht, der diese Sammlungen angelegt hat, ihr reisenden Eremiten! Für euch hat er nicht gesammelt, für euch haben die Rembrande, Caracci's, Dürers u. s. w., von denen sie kostbare, und von Kennern gewürdigte Werke besitzt, keinen Pinselzug gethan! Ihr möchtet euch selber verunglimpfen, wenn ihr einen Mann mit eurer Feder zu besudeln versucht, der die geistige Entwickelung seiner Nation auch mit zum allgemeinen Wohl rechnete, und von dieser Ansicht begeistert, diesem Zwecke einen Theil seines Vermögens opferte, und seine wissenschaftlichen und Kunstschätze widmete. Laßt sie in Segen ruhen seine Asche, ihr unkünstlerischen und unwissenschaftlichen Waldbrüder!

Von dem Theater und der Gemäldesammlung geht der Eremit, nachdem er als verbindendes Mittelglied die tiefe philologische Bemerkung gemacht hat, daß die Sachsen außer dem Plattdeutschen auch niederrheinisch sprechen, zue Kirche über. Nicht etwa um dies interessante Denkmal der Baukunst des 15. Jahrhunderts zu beschreiben, — von einer solchen ruhigen Betrachtung und Darstellung eines Ganzen ist nirgends in seiner Reisebeschreibung auch nur die mindeste Spur; sondern um seinen Lesern zu sagen, daß er die Inschrift des in Erz gegossenen Taufbeckens von großer Schönheit nicht habe lesen können [3]). Das haben wir ja von einem Reisenden auch nicht erwartet, dessen Urtheil über die Gemäldegallerie, und dessen Schweigen über die in demselben Gebäude mit jener befindlichen Bibliothek von mehr als 12,000 Bänden, und das überaus reiche Münzkabinet — zue Genüge gezeigt hat, wie wenig ihn Kunst und Wissenschaft interessiren. Allein es ist ihm dabei gerade so gegangen, wie dem Bauee in der Anekdote, der die Schuld davon, daß er nicht lesen konnte, in seiner Brille suchte. In gleichee Lage mit jenem, klagt er das Taufbecken an, und sieht die dunkle Farbe des alten Metalls für etwas an, was er in der derben Sprache des Waldes „Dreck" schreibt, ohne daran zu denken, daß man mit einer solchen Faunusterminologie im Salon einer gebildeten Dame, welcher man sein Werk dedicirt, nicht erscheinen dürfe. Die Männer aber, welche, wie der Verfasser erzählt, dabei lachten, und denen es nie eingefallen war, die Bilder am Taufbecken zu besehen — oder die Inschrift zu lesen, waren nicht Geistliche, sondern einfache Küster, denen der Eremit mit Unrecht Kenntnisse zugemuthet, die er selbst nicht besaß. Ob es geeade sein „Vorwitz," alles wissen zu wollen, war, was sie belächelten, ist schwer zu entscheiden. An dem Sonderling des 19. Jahrhunderts war viel Auffallendes, Seltsames, und wenn er im Gespräche mit hastiger Ungeduld fragte und groteske Gedankensprünge machte, so hielt es auch für den ernstesten Mann schwer, nicht wenigstens in seiner Seele zu lächeln.

Aus der Kirche an den Zibinfluß, und von dem Zibinfluß in das Stadtarchiv, alles in sechs kurzen Zeilen, so hastig, daß der Lesee kaum nachrennen kann [4]). In diesem endlich, oder eigentlich bei der Relation über dasselbe, wird Halt gemacht, und bemerkt, daß darin viele Urkunden aufbewahrt werden sollen, welche viel Licht über die Ansiedelung der Deutschen verbreiten könnten, „allein," setzt der Verfasser hinzu, „niemand darf sie lesen, weil die Dummheit es verbietet." Wahrscheinlich Kellnernotizen! Männer vom Fache hatten dem Eremit wohl gesagt, daß die Urkunden des reichen Nationalarchives allerdings nicht wie Theaterzettel und Mauerplakate an den Straßen angeklebt werden, dagegen aber der Zutritt zu denselben Jedem, welcher derglei-

1) Vergl. Siebenbürger Wochenblatt 1839 Nr. 36, S. 301. — 2) S. 43. — 3) S. 46. — 4) S. 46.

chen Dinge besser zu lesen und zu beurtheilen versteht, als der Verfasser die Taufbeckeninschrift, gestattet werde. Oder glaubt der Eremit von Gauting vielleicht, weil das historische Licht in seinen Wald nicht gedrungen sei, so wüßten auch die Leute da draußen nichts von Sonne und Mond und Sternen? Wohl, so vernehm' er's denn: was sich aus Urkunden übee die Herkunft und die Geschichte der Sachsen in Siebenbürgen wissen läßt, das wissen wir längst, und zwar nicht aus delphischen Orakelsprüchen, welche die archivshütende Dummheit dem blinden Volke für Wahrheit aufheftet, sondern aus Hunderten von Urkunden, welche von sachverständigen Männern abgeschrieben und durch den Druck bekannt gemacht worden sind!

In den nun folgenden vierundzwanzig Zeilen gibt der Verfasser ein seltenes Beispiel gehaltvoller Kürze. Er spricht vom Landtage, dem zurückgezogenen Leben des Adels, dem Erzherzog Ferdinand, von Festen, Bällen, Tafeln und großen Gesellschaften, Pferden, Kutschern und Bedienten, französischer Modetracht, Ehescheidungen, von einer schönen Gräfin, vom Weibertausch und reizenden Mädchen. Alles mit gewohnter Tiefe und Gründlichkeit, wie sich das bei einem geistvollen Beobachter von selbst versteht, und dabei waldbrüderlich derb und grob!

Von Hermannstadt begibt sich der Verfasser nach Kronstadt. Unterwegs sieht sein geübtes Auge allerlei Dinge, die wir Andern niemals gesehen, und namentlich überall Deutsche, wo Walachen sind. Wie übergehen diese frappanten Bemerkungen, um sein Urtheil über Kronstadt [1]) am Schluße noch kurz zu glossiren. Wo der griesgrame Eremit hinkommt, da ist alles vorhinein schlecht; denn er gehört zu den Reisenden a priori, welche, was ihnen auf der Reise begegnet, in eine vorgefaßte Meinung hineinzwängen.

Mit Galle bespritzt der Eremit die „Teiumphthore" der Stadt Kronstadt, deren „Regentschaft" er, um auf einen Schlag gleich zwei Nationen zu treffen, mit der griechischen vergleicht. Warum? weil in der lateinischen Ueberschrift der Thore „die Herren Lederer, Schusterer und Schneiderer" (sic?!) zu lesen sind, und „dee vornehmen Gesellschaft wegen" auch der Name des Kaisers Franz darauf steht. Nun wissen wir denn, was den Eremiten von Gauting im Sachsenlande eigentlich verdrießt. Der unvergeßliche Kaiser Franz hat sich niemals geschämt, seinen Namen mit bürgerlichen zusammengestellt zu sehen; aber unserem Reisenden war es nicht wohl unter einem Volke mit rein bürgerlicher Verfassung, und darum kehrte er überall, wo er hinkam, das Unterste zu oberst, stieg nirgends in das Leben hinab, um die Wahrheit zu erfahren, und wo er nichts wußte, da half er sich mit überschwenglichen Dichtungen und mit Machtsprüchen pöbelhafter Grobheit, um in Deutschland die Meinung zu verbreiten, bei uns in Siebenbürgen habe die Natur ihre Gesetze vergessen, und auf den Menschen laste das Alpdrücken der Dummheit.

Ich könnte diese Randglossen zu den Bemerkungen, welche der Eremit von Gauting auf etwa zehn Kleinoctavseiten über die Deutschen in Siebenbürgen zusammengedrängt hat, noch weiter ausspinnen; allein es widert mich in der That an, und ich käme dann in die Gefahr, durch den längern Umgang mit einem Schriftsteller, der alle Gesetze der Wahrheit und alle Regeln der Humanität und des Anstandes mißachtet, selbst grob und ungeschliffen zu werden, und mir unter der Maske der Anonymität Dinge anzumaßen, wozu sie kein Recht gibt, und deren ich mich schämen müßte.

Und so genüge es denn mit diesen Proben aus dem Werke eines Verfassers, dem Tadel und Spott — ich weiß nicht warum — so sehr zum Bedürfnisse geworden zu sein scheinen, daß er fast an Göthe's Erzählung vom Recensenten erinnert. Warum schrieb er denn über ein Land, was er nach seinem eigenen Geständnisse „nur im Fluge" durchreiste? Läßt sich die Eigenthümlichkeit eines Volkes so im Fluge auffassen, und muß denn alles niedergeschrieben und gedruckt werden, was eilige Reisende an Notizen überall her zusammenraffen, oder durch ihre von Mißmuth getrübte Brille zu sehen wähnen? Welchen Vortheil kann die Literatur von dergleichen Werken haben, und wohin soll es mit dem Credit der Reisenden kommen, wenn diese Art der Darstellung Mode wird, und sie ihren Werken nur dadurch den Schein der Originalität geben können, daß sie vornehm alles belächeln, odee bäurisch schimpfen? Allein dahin wird es wohl nicht kommen. Jedenfalls aber war es nothwendig, wenigstens ein Lebenszeichen verdienter Rüge nach der Lectüre der Reisen des Eremiten von Gauting zu geben, damit nicht etwa das Ausland auf den Gedanken komme, in Dacien seien böotische Dummköpfe, die sich's obendrein noch zur Ehre schätzten, von einem reisenden „Waldbeuder" geschult und gelästert zu werden. Dixi.

x — y.

1) S. 48 ff.

Deutsche Literatur.

Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker. Von Wilhelm Müller. I. u. II. B. Cöslin 1838 u. 1839, bei C. G. Hendeß.

Werke dieser Art sind die illuminirten Bilder zur allgemeinen Weltgeschichte. — — Sie unterscheiden sich himmelweit vom jetzigen historischen Roman, für den die Weltgeschichte nur da zu sein scheint, um entweder eine glückliche Liebe noch glücklicher, oder eine unglückliche noch elender zu machen. — Nicht so bei W. Müller. — Ihm ist die Weltgeschichte das große, heilige Gesetzbuch, die Bibel der Völker, die unverfälschbar. — Reine Vaterlandsliebe, tiefes Weh bei Erinnerung an die ehemalige Leidensnacht Rußlands, ließen ihn dieses Werk schreiben; aber er schrieb es deutsch und für die Deutschen, deswegen mußte er ihm auch diese Form, diese Gestaltung geben, um uns hinauszulocken in die schneebedeckten Ebenen, in die nordischen Wüsten, um uns zurückzuführen in die blutigsten, düstersten Jahrhunderte der rohesten Barbarei, der schmachvollsten Entwürdigung des Menschen zum Thiere. — Daher diese schöne und dabei kluge Verschmelzung von uralter Sage, sinnvollem Märchen und heiliger Legende. — Die Gestalten Daja, Alexander Newsky ꝛc. lassen uns die blutigen Trümmer vergessen, die hinter uns aufrauchen; die Großthaten, die in diesem Wechselkampfe geschehn, erheben uns im allgemeinen Drangsal; das Martyrthum lehrt uns ein Zeitalter eines Landes hoch ehren, das für Deutschland noch nicht da war. —

In diesem, wie in allen seinen Werken leuchtet das zweite, große Verdienst des Verfassers hervor: er bringt uns dem fernen Osten näher, der noch immer nicht genug bekannt und angebaut ist; er führt uns ein in den wundervollen Sagenkreis des Ural und Kaukasus, lehrt uns die Sitten und Religionen der verschollenen Völker jenseits derselben, und erzählt im schönsten Gewande die uralten Mährchen und Abenteuer der Waräger und Bogatyren, die mit der Geschichte jener Länder eins sind. — Denn wie wenig weiß der europäische Westen von den geheimnißvollen Reichen jenseits der Wolga, von der finsteren Herrschaft des Priesters Johannes, dessen Macht sich durch Trug und Schlauheit über ferne, fremde Kronen erstreckte, und dessen Wirken und Treiben W. M. so trefflich beschreibt; die Ruinen der todten Städte sind dem Europäer eben nichts mehr als Ruinen und Trümmer untergegangener Menschenbehausungen, und er bedenkt nicht, welch ein Kampf des Geistes, des Glaubens und des Irrwahns eben da gekämpft worden sei! — Der Schnee des asiatischen Nordens bedeckt eine Wüste, und nur eine leise Ahnung lebt noch, er sei das Leichenhemde nicht nur des todten Mamuth, sondern einer ganzen gestorbenen Welt! — Deswegen benöthigen wir, trotz Karamsins Riesenwerke, Geschichtswerke dieser Art von einem Dichter und Schriftsteller wie W. Müller, die Vergangenheit und Gegenwart so zu verbinden wissen wie dieser, wenn er ausruft: „Neidet Rußland nicht seine Größe; nur durch Nacht stieg es zum Licht empor;" — und wir müssen auch das unglückselige Zeitalter kennen lernen, durch Charakterzeichnungen wie Damudschin (Dschingischan), Maja, Jastra, Batû, Alexander Newsky ꝛc. —

Zuletzt glaube ich noch auf den gediegenen, mannskräftigen Styl aufmerksam machen zu müssen, und verweise blos auf die Kapitel: Der Knabe und seine Umgebung, das Reich des Priesters Johannes, und auf den ganzen Theil „Alexander Newsky." —

Freilich könnten hie und da die sehr grellen Beschreibungen der Unthaten, des Elendes, der allgemeinen Noth getadelt werden; aber Geschichte ist Geschichte, und W. Müller hat sich nach den besten alten Chroniken und wahrhaften Geschichtsbüchern gerichtet, und es ist übrigens gewiß, daß keine Feder das Elend damaliger Zeiten genugsam zu beschreiben im Stande sei. — M. Hartmann.

Literarische Notizen.

(Türkisch-Arabisch-Persisch-Französisches Wörterbuch.) Fürst Alexander Handgeri steht im Begriff, in der kaiserl. Druckerei der Universität Moskau ein kolossales Werk zu ediren, das ihn 30 Jahre lang beschäftigt hat — ein Wörterbuch der Türkischen, Arabischen, Persischen und Französischen Sprache. Während einer langen diplomatischen Anstellung in Konstantinopel hat der Verfasser, wie er sagt, mit Andern, bei dem Wunsche, die türkische Sprache zu erlernen, in Ermangelung eines solchen Hilfsmittels große Schwierigkeiten gefunden, da die Vermischung mit Arabischem und Persischem das bedeutendste Hinderniß dabei bildet. Sein Werk erhielt den Beifall von Hammer-Purgstall, Silvester de Sacy, Rosenzweig und Andern. Der Sultan selbst hat auf 200 Exemplare subscribiren lassen. Es wird auf Kosten der russischen Regierung erscheinen, und Kaiser Nikolaus nahm die Widmung an. Prospect und Probeblatt erregten, wie das Athenäum sagt, auch in England eine hohe Meinung von den Fortschritten der russischen Typographie.

(Russische Theaterencyclopädie.) In St. Petersburg ist ein „Pantheon des russischen Theaters und aller europäischen Bühnen" angekündigt, das in russischer Sprache eine Musterung der dramatischen Literatur aller Länder, und eine Uebersicht alles Dessen liefern will, was in den Bereich theatralischer Leistungen gehört. Der Redakteur, Th. Koni, als dramaturgischer Schriftsteller in seinem Vaterlande bekannt, gibt den Inhalt seines in Form einer Monatschrift erscheinenden Werks folgendermaßen an: 1) Geschichte des russischen Theaters von dessen Gründung bis auf die neueste Zeit; 2) Uebersicht der heutigen Zustände und Richtungen der Bühne überhaupt, sowohl in Rußland als in den übrigen Ländern Europa's; 3) kritische Berichte über sammtliche neue Theaterstücke der russischen wie der ausländischen Bühnen; 4) Biographien und Charakteristiken der ausgezeichnetsten dramatischen Schriftsteller und Künstler Rußlands und anderer Länder; 5) bibliographische Uebersicht aller auf Bühnenkunst und Dramaturgie sich beziehenden größeren und kleineren Schriften; 6) einzelne dramatische Scenen in Versen und in Prosa.

(Flamändische Richtung der belgischen Literatur.) Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer Zeit, daß sich in so vielen Ländern Europa's die Individualität der einzelnen Volksstämme in der Literatur geltend zu machen sucht. Auch in Belgien hat das Streben nach einer selbstständigen Nationalität, Frankreich gegenüber, zu einer neuen Pflege des flämischen Elements geführt. In den letzten Monaten des Jahres 1839 erschien eine beträchtliche Anzahl von Werken in flämischer Sprache; eine noch größere ist für den Anfang des Jahres 1840 angekündigt; dazu gehören: Vischer (Geistlicher in Antwerpen), mehrere Werke. — Eulenspiegel, kritische Ausgabe von Dr. Wolffers, mit Illustrationen von V. Delecourt. — Deutjens Boek, kritische Ausgabe von Dr. Wolffers. — Madelieven oder Marguerites, herausgegeben von Mad. van Ackern. — Franz Renz, Gedichte. — P. van Duyse, vaterländische Gedichte. — Außerdem erwartet man poetische Werke von Johann Alfried de Laet und Frans von Kerckhofen, Oden und Balladen von Th. van Ryswyck, so wie neue Leistungen von Hendrick Conscience, der in Belgien als der erste flamändische Prosaiker betrachtet wird. — Als Monatschriften werden neu begründet: Kunst- und Letterblad in Gent. — Nordstaar in Antwerpen. Auch ein Nederduitsch Letterkundig Jaerboekje ist im Entstehen. (Leipz. Zeitg. f. Buchhandel.)

(Literatur in Siebenbürgen.) In Siebenbürgen regt sich jetzt ein ernstes literarisches Streben. Für das neue Jahr sind drei neue Nationalwerke angekündigt: 1. Historisch-genealogisch-geographischer Atlas zur Uebersicht der Geschichte des ungarischen Reichs, seiner Nebenländer und der angrenzenden Staaten und Provinzen. Zusammengestellt von Jos. Bedeus von Scharberg, kön. siebenbürg. Hofrath. 2. Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. In Verbindung mit Mehreren in zwanglosen Heften herausgegeben von Joh. C. Schuller, Gymnasialprofessor in Hermannstadt. 3. Umrisse und kritische Studien zur Geschichte Siebenbürgens. Mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der deutschen Colonisten im Lande, bearbeitet von J. C. Schuller. — Auch wird nächstens ausgegeben der 3. Band des Werkes: Scriptores rerum transsilvanicarum, enthaltend: Ambrosii Simigiani historia rerum Ungaricarum et Transsilvanicarum. Vol. secundum. Dieser Band ist ungefähr 54 Bogen stark. — Sämmtliche hier erwähnte Schriften sind in der von Hofmeister'schen Buchhandlung in Hermannstadt zu haben.

(F. G. Kühnes Klosternovellen) sind durch B. de la Rancheraye ins Französische übersetzt worden, und bei Pougin in Paris erschienen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 13. Mittwoch den 12. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 34 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Heimgang durch den Hain.

Von Apollonius von Maltitz.

Abend war es auf den Flächen,
Aber Nacht schon in dem Hain,
Alle Stimmen, die dort sprechen,
Gingen in das Schweigen ein.
Alles war versöhnt, geschieden,
Und die Welt schien bald geräumt,
Leisen Odem zog der Frieden —
Wenig gnüget dem, der träumt.

Auf den mondeshellen Wiesen
War entfaltet eine Saat,
Wie im Lenze pflegt zu sprießen,
Wogend um des Wandrers Pfad,
Eh sich neigt die gelbe Aehre
Zu der Garbe künst'gem Bund;
Wie die Perlen in dem Meere,
Glänzten Blumen auf dem Grund.

Doch es war ein täuschend Necken,
War der Elfen bleicher Tanz,
Auf des Grases feuchten Strecken;
Ferner Schleier Nebelglanz.
Schnell zerrinnt, was wir errathen,
Um den Zauber war's gethan,
Nebel, Nebel sind die Saaten,
Und die Blumen sind ein Wahn.

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Fortsetzung.)

V.

Die Kurzeit nahte ihrem Ende, und Viktor beschloß, statt wie er erst gewollt, auf seine Güter zu gehen, nun den Spätsommer, so wie einen Theil des Herbstes in der Residenz zu verbringen.

Dieser Entschluß hatte durchaus keinen andern Grund, als den, daß Viktors freundschaftliches Verhältniß zu Rossetti täglich inniger und herzlicher geworden war, und daß er somit wünschte, noch einige Zeit die Gesellschaft seines Freundes zu genießen, so lange dies nur immer seine noch nicht geordneten Angelegenheiten erlauben würden. Es fanden aber Viele einen andern Grund, und unter diesen auch der Baron Dressen; bei ihm war es eine ausgemachte Sache, daß der Mohr einzig und allein um der schönen Gräfin Camilla willen schon jetzt in die Residenz gehen wolle, und seine Eifersucht erreichte den höchsten Grad, als er zu bemerken glaubte: wie sehr Camilla sich über den Entschluß Viktors freue.

Hier sah nun der Baron allerdings ganz recht, doch auch eben so falsch! — Recht, wenn er bemerkte, daß Camilla sich freue, falsch aber, indem er ihre Freude mißdeutete. Camilla war zu fein, zu geist- und gemüthvoll, um länger als höchstens einige Tage wirklich kokett sein zu können, und da Viktor, so gefällig als gewandt, darauf eingegangen war, ihr einen glänzenden Triumph zu bereiten, indem er ihr ausschließlich huldigte, oder doch zu huldigen schien, so gab sie bald das kecke, launische Spiel auf, verabschiedete aber nicht den Mohren, da er sich selbst stets in ehrerbietiger Entfernung von ihr hielt, sondern hielt ihn hoch und theuer als das, was er in der That vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an gewesen war, als ihren Freund.

„Und nichts weiter?" fragte ernst Rossetti seinen Liebling, als dieser sich gegen ihn Camilla's Freund nannte.

„Nichts weiter," betheuerte Viktor ruhig lächelnd, und der Arzt war ruhig und lachte über die Wuth des armen Barons, die so groß war, daß der Unglückliche verzweifelnd betheuerte: er fürchte endlich noch um alle Poesie des Lebens zu kommen, oder mit andern Worten: dahin zu gerathen, daß es ihm unmöglich sein würde, eine geistreiche Lüge fernerhin zu ersinnen.

Nach einigen Tagen sollte die Abreise nach der Residenz vor sich gehen. „Wir werden eine Karavane bilden," meinte Rossetti, „und Gräfin Camilla ist Führerin; denn sämmtliche hier noch weilende Gäste sind in der Residenz heimisch, Sie, Viktor, ausgenommen, der Sie es aber bald werden dürften, wenn Sie nur wollen."

„Sie haben sich verrechnet, Doktor!" rief der Baron, —

„Wie so?" fragte der Arzt befremdet.

„Es sind noch zwei Gäste hier, welche in der Residenz nicht zu Hause sind. Ob sie uns nicht dahin folgen werden, weiß ich freilich nicht, aber wahrscheinlich scheint mir's beinahe, und ich glaube: Sie könnten uns Auskunft darüber geben." — Rossetti erröthete und Viktor, dies bemerkend, fragte den Baron: „Ei, wer sind denn diese beiden Personen?"

„Ja, das ist eine Frage, welche leichter gethan als zu beantworten ist," seufzte von Dressen; „und wenn uns der

Doktor nicht Auskunft gibt, so wüßte ich nicht, wie wir es erfahren sollten; denn weder Stand noch Namen der Personen befinden sich auf der Fremdenliste, woraus ich den Schluß ziehe, daß sie nicht im Orte selbst wohnen." Der Mohr sah den Arzt fragend an; dieser zuckte die Achseln und sprach: „Ich wüßte in der That nicht, welche Fremde der Baron meinen könnte."

„Wüßten es nicht;" rief Herr von Dressen? „o, das wäre! erinnern Sie sich nicht mehr der schönen blonden Dame, deren Gesicht ich leider nie sah; das erstemal sahen wir sie Beide in der Allee auf einer Bank sitzen, als wir am Tage nach der Ankunft unseres Freundes zum Thee auf den Buchenberg stiegen; die Schöne floh davon, als wir uns ihr nahten. Das zweitemal sahen wir sie in Begleitung eines alten, oder doch ältlichen verdrießlichen Herrn; damals waren Sie es, der sie zuerst wieder erkannte, und das drittemal sah ich Sie, Sie, Doktor, in Begleitung Beider, des verdrießlichen Herrn und der Dame, unter den Arkaden lustwandeln. — Ich eilte herzu — aber da fiel der Schleier der Dame. Abermals sah ich ihr Gesicht nicht, sondern nur das des alten verdrießlichen Herrn, welcher alsbald mit der schönen verschleierten Dame davon schritt, und als ich Sie fragte: wer die Fremden wären, sagten Sie, Sie wüßtens nicht; erinnern Sie sich nicht mehr?"

„Ja doch," versetzte Rossetti gezwungen lachend, „ja doch! jetzt entsinne ich mich! — und — es ist, wie Sie sagten" —

„Also! und wer sind die Fremden?"

„Wie ich sagte: Ich weiß es nicht."

Der Baron sah den Arzt ungläubig an, warf dem Mohren einen bedeutenden Blick zu und entfernte sich, ohne ein Wort zu reden; Viktor aber lachte laut und sprach:

„Nein, Rossetti, das ist merkwürdig. Was meines Wissens noch keinem Menschen gelang, gelingt unserm eisernden Herrn von Dressen — er bringt Sie außer Fassung und Sie vermögen es nicht ihm dies zu verhehlen. Doch seien Sie ruhig, ich werde nicht zu erforschen suchen, was Sie zu verschweigen wünschen, und daß unser Baron es vergesse, dafür bin ich Ihnen Bürge."

Rossetti schien einige Augenblicke mit sich zu kämpfen, ob er reden oder schweigen solle; plötzlich sprach er entschlossen:

„Viktor! ich darf gegen Sie nicht länger schweigen, wie ich es früher im Sinne hatte. — Ein Zufall — die Geschwätzigkeit des Barons könnte Ihnen endlich verrathen, was Ihre Ruhe gefährden muß, wenn Sie unvorbereitet es erfahren; — vernehmen Sie also von mir: jene Fremde, welche jetzt hier weilt, ist — das Mädchen, dem Sie in Neapel bei einer Lustfahrt auf dem Golf in der Nähe der blauen Grotte das Leben retteten."

„Angeline?" rief Viktor rasch und bewegt — „Freund, wär' es möglich? — o, Sie kennen den Engel?"

„Viktor," entgegnete Rossetti ernst, „ich beginne für Sie zu fürchten."

„Fürchten? für mich?" fragte der Mohr lächelnd. — „O beruhigen Sie sich, mir droht keine Gefahr! jetzt da ich weiß, wo sie weilt, denn: ich weiß noch Eins, und das macht mich selig. Schnell, Rossetti, führen Sie mich zu ihr."

Rossetti stand in peinlicher Verlegenheit da und sah den Freund mit einer Mischung von Unmuth und Mitleid an.

„Nun, was zaudern Sie? was soll dieser Blick," rief Viktor.

„Kennen Sie Angelinens Verhältnisse?" —

„Sie ist unvermählt."

„Kennen Sie ihren Vater?"

„Führen Sie mich zu ihm."

„Zu ihm, der Sie haßt?"

„Mich haßt? weshalb?"

„Er ist der einzige lebende Verwandte Ihres Pflegevaters, und hätte diesen beerbt, wenn der Verstorbene nicht zu Ihren Gunsten testirt hätte. Jetzt ist er arm." —

„Das ist er nicht!" rief Viktor rasch: „was ich habe, theile ich mit ihm."

Rossetti schüttelte das Haupt. „Der alte, stolze, eigensinnige Mann wird Ihnen nichts verdanken wollen," sprach er. „So viel ich weiß, erkundigt er sich bei allen Rechtsgelehrten, ob es nicht möglich sei, einen Prozeß wider Sie einzuleiten, dessen Resultat wäre, daß das Testament Ihres Pflegevaters für ungültig erklärt würde."

„Wenn ich freiwillig ihm die Hälfte der Erbschaft anbiete?"

„Viktor, diese Großmuth wäre Thorheit, und der Alte will Alles haben, und wären Sie so thöricht, ihm freiwillig Alles zu überlassen, er würde doch nicht zufrieden sein, denn, wie ich sagte, er haßt Sie und will sich an Ihnen dafür rächen, daß Ihr Pflegvater nicht einmal seine Tochter mit einem Legate bedachte."

„Da hatte mein Pflegevater auch Unrecht;" sprach Viktor finster. — Er schwieg einige Minuten, in tiefes Sinnen verloren. Plötzlich aber erheiterte sich seine Miene, sein Auge leuchtete und mit muthigem zuversichtlichen Tone sprach er: „Ist der Alte nicht ein Mensch —? Wagen gewinnt! und ich will es darauf wagen, will ihm frei und offen entgegen treten und zu ihm reden, der Mensch zum Menschen."

Indessen kam der Bediente des Arztes und brachte ihm ein Billet. Rossetti überflog es und reichte es sodann schweigend an Viktor. Es war von dem alten Herrn von Born, Angelinens Vater, und enthielt die kurze Anzeige, daß er an diesem Morgen mit seiner Tochter nach der Residenz abgereiset sei."

„Wohl! Morgen reise auch ich dahin," sprach Viktor und ging. Rossetti blickte ihm seufzend nach. — „Wie der Mensch zum Menschen" wiederholte er — „armer Viktor! also hast du es vergessen, daß dieser alte, adelstolze Mann dich, den Mohren kaum für einen Menschen wird gelten lassen — und ließe er es — weißt du nicht, daß er dich haßt?" —

„Und Angeline! — wenn es wahr wäre, was der Mohr andeutete. — Sie ist kein gewöhnliches Mädchen, und wer ergründet ein Weiberherz? — Zudem rettete er ihr das Leben mit Gefahr seines eigenen! — Wenn sie ihn liebte? — Nein! es darf nicht sein! — Angelina — Desdemona — schrecklich! Nim-

mermehr! — Armer Viktor! unseliger alter Thor, mit deinen Experimenten!" So sprach der Arzt und ging seine Patienten zu besuchen und seine Zerstreuung war so groß, daß er am Bette eines eben Verscheidenden versicherte: es stehe sehr gut um den Kranken.

(Der Beschluß folgt.)

Böhmische Literatur.

Přjhody Francauzského wychowatele w Rusjch etc. (Schicksale eines französischen Erziehers in Rußland; aus dem Russischen des Thadäus Bulgarin übersetzt von A. Hansgirg. Prag bei W. Špinka. 1839.)

Bulgarin ist kein Dichter, aber ein Charakterzeichner, wie Rußland keinen besseren aufzuweisen hat; an ihm selber ist Alles charakteristisch und national; er ist durch und durch Slawe; Heiterkeit, Kraft, warmer Patriotismus und eine klare Weltanschauung sind ihm durchgängig eigen, und wo er auftritt als Kämpfer für das Einheimische gegen die Affenliebe für das Fremde, und über eingewurzelte Vorurtheile und offenbare Lächerlichkeiten seiner Stammgenossen — welche er studirt hat wie Keiner — die Geißel der Satyre schwingt, da tritt sein bewegliches Talent wohl am glänzendsten hervor. Sein körniger Styl, frei von aller Affektation und Verschrobenheit, kömmt ihm hiebei trefflich zu statten, und bewahrt ihn vor der Karikaturzeichnung, welche letztere den meisten Humoristen vorgeworfen werden kann, besonders da, wo sie in das Feld der Komik hinübergreifen. — Vorliegendes Buch ist eine Satyre und hat alle Vorzüge dieser Dichtungsart. Es ist aus seiner Zeit und dem Leben seiner Nation gegriffen und zu ihrem Nutzen und Frommen, in gewisser Beziehung, gegen sie gerichtet. Etwas der Gallomanie in Rußland Aehnliches — welche in diesem Buche ins rechte Licht gesetzt wird — findet man auch unter andern Slawen, und somit hat der böhmische Uebersetzer, Hr. Hansgirg, eine glückliche Wahl getroffen und seinen Landsleuten ein Buch ans Herz gelegt, das jedenfalls verdient gelesen und verbreitet zu werden. Die Uebersetzung ist trefflich, die Ausgabe nett, und wir wünschen Hrn. Hansgirg bald wieder auf diesem Felde zu begegnen, da er durch seine Leistungen bis jetzt eben so seine Befähigung legitimirt, als auch um seine vaterländische Literatur sich verdient gemacht hat. **K. S.**

Von der **Dennice** (Morgenstern) des Hrn. Malý ist des I. Theils zweites Heft erschienen.

Es enthält: Ein Sonett des Petrarka, übersetzt von Čelakowský. — Eine Erzählung des Justin Geniaul, aus dem Französischen übersetzt von F. Daucha. — Einige Berichte über die Zusammenkunft der Naturforscher und Aerzte in Krähwinkel, nach Boz von Malý. Der Drahtbinder, ein Lied von Řehaček. Die Taube, eine Erzählung von M. J. — Berichte über Paraguay und Doktor Francia, nach dem Englischen bearbeitet von Malý. — Ein Charaktergemälde des böhmischen Schriftstellers Dubravius und ein Bericht über das slawische Evangelium in Rheims.

An übersetzten Theaterstücken sind vor Kurzem erschienen: Kotzebue's Eduard von Schottland, übersetzt von Lad. Pojpjšil. — Er mengt sich in Alles, Lustspiel in 5 Aufzügen, nach Jünger übersetzt von Žak. — Der Liebestrank, komische Oper, übersetzt von Štěpanek. — Der Vetter Hurliwurli &c., Lustspiel in 5 Aufzügen von Wolf, übersetzt von Štěpánek. — Raimunds Verschwender, übersetzt von Štěpánek. — Ferner werden folgende Werke theils gedruckt, theils zur Herausgabe vorbereitet: Jewtowna, Trauerspiel von Wlček. — Eine Uebersetzung der Iliade in Hexametern, von demselben. — Tomjček's gesammelte Gedichte. — Die Centifolie, Gedichte von unserm trefflichen Dichter Čelakowský. — Eine Uebersetzung des Sinai von Alex. Dumas. — Der Almanach Wesna wird, seinem Titel gemäß, im Frühling erscheinen. **K. S.**

Mittheilungen aus Italien.

Vicenza. Ein neuer glänzender Stern erhebt sich am Theaterhorizont: Dem. Jenny Olivier debutirte im Elisir d' amore in einer Art, daß man ihr das glücklichste Horoskop stellen und von ihr sagen darf, sie werde eine der größten Zierden der Oper werden. Ihre Stimme, Aktion und Gestalt lassen nichts zu wünschen übrig.

Florenz. Die Oper „Fausta" fiel durch. Die Schuld gibt man dem schönen Geschlechte, das sich diesmal auch als das schwache zeigte. Die männlichen Sänger erhielten Beifall.

Lucca. Speranza's neue Oper: „I due Figari" erfreute sich des glänzendsten Erfolges. Sowohl die Partitur als das Libretto wird sehr gelobt; letzteres soll höchst poetisch sein.

Novara. „Robert Devereux" machte Fiasco; dagegen gefällt die „Semiramide" ungemein. Die Engländerin Dem. Shaw feiert darin wahre Triumphe.

Rom. Rossini's „l' assedio di Corinto" hatte sich keines günstigen Erfolges zu erfreuen; man mußte wieder zu Pacini's „Furio Camillo" seine Zuflucht nehmen, welche Oper mit jedem Tage in der Gunst des Publikums steigt, und in welcher wie immer die Ungher, Donzelli und Fornasari excelliren. Im Teatro Valle gefällt die Cenerentola und im Alibert der Barbiere di Seviglia.

J. Löwenthal.

Aus Berlin.

Clara Wieck ist, nachdem sie zwei Soiréen im Saale der Singakademie (am 25. v. M. und am 1. d. M.) gegeben, nach Hamburg abgereist, wo sie von der Direktion der philharmonischen Concerte unter sehr ehrenvollen Bedingungen zu spielen engagirt worden ist. Diese beiden Soiréen waren unstreitig das Interessanteste, was der hiesigen Musikwelt bis jetzt in diesem Winter geboten wurde. In der ersten Soirée hörten wir von der gefeierten Künstlerin Beethoven's berühmtes B-dur-Trio, wobei die Herren Zimmermann und Lotze (Geige und Cello) mitwirkten. Außer Felix Mendelssohn wüßten wir Niemand, von dem wir diese Art Musik geistvoller und gediegener gehört hätten. Die darauf folgenden Einzelnleistungen der Künstlerin in Rede bestanden in einer sehr schwierigen, leidenschaftlichen Etüde von Henselt, (Es-moll) Schubert-Liszt's Ave Maria, Präludium (E-moll) von Mendelssohn und in einer Piece von Scarlatti. Wenn wir auch gegen die Gattung der Etüde in Hinsicht auf Concertgebrauch Manches aussetzen möchten, so können wir auf der andern Seite nicht umhin die Species, z. B. die in Es-moll von Henselt lobend anzuerkennen.

Zum Schluße spielte die Concertistin ihre Pirat-Variationen, die bereits überall den höchsten Beifall der Hörer herausforderten. Nach dieser ersten Soirée gefiel es einer hiesigen, in gewissen Kreisen tonangebenden Kritik mit der Lächerlichkeit hervorzutreten: ein hiesiger Klavierspieler Herr T—t (der als Lehrer sehr rühmenswerth sein soll), wäre ein ganz anderer Virtuose als Clara W., er habe weit mehr Styl, und die ganze neue Klavierschule gefiele ihm und noch einigen seiner guten Bekannten, die nicht über den Clementi hinauf gekommen, gar nicht. Leider wissen die gebildeten Musikkundigen hier nur zu gut, daß es uns sowohl an einem Klavier- als auch Violinspieler ersten Ranges seit längerer Zeit durchaus fehlt. Das Publikum, das Clara Wieck's zweite Soirée sehr zahlreich besuchte, machte das Unrecht des in der Mittelklasse vielgelesenen Recensenten dadurch gut, daß es die bescheidene große Künstlerin bei ihrem jedesmaligen Erscheinen auf der Estrade mit lautem Beifallsgruß empfing und mit stürmischem Applaus entließ. Die diesmal von ihr vorgetragenen Stücke waren: 1. Trio in Es-dur von F. Schubert (mit dem Herrn Zimmermann und Lotze). 2. Sonate in G-moll (Nr. II.) von Rob. Schumann. 3. Scherzo von Clara W., ein Lied von Schubert und Liszt und Etüde von Chopin (Ges-dur). 4. Fantasie in B von Liszt. Die Künstlerin war heute wo möglich noch mehr — Clara Wieck als das Erstemal. **T.**

Prager Bühne.

Freitag den 7. d. M. zum Vortheile des Herrn Emminger zum ersten Male: „Medea." Tragische Oper in drei Akten frei nach dem Französischen von Treitschke. Musik von Cherubini.

Gelegenheitlich dieser Vorstellung fingen so manche Erinnerungen und Wünsche in meinem Kopfe und Herzen sich wieder zu regen an, die ich zu Nutz und Lob unserer Theaterdirektion nicht ganz unterdrücken mag. Das Streben derselben gewinnt gegenwärtig eine neue, für Publikum und Kritik gleich willkommene Gestaltung: sie manifestirt besonders in der Auswahl der Opern eine ehrenhafte Sorgsamkeit und füllt ihr Repertoir, statt in sogenannten musikalischen Novitäten ihr Heil zu suchen, lieber mit Werken älterer Meister von anerkannter Gediegenheit. So bilden Winter's „unterbrochenes Opferfest," Cherubini's „Wasserträger" und jetzt wieder dessen „Medea" eine recht erfreuliche Trias, und es wäre nur dem

Schauspiele eine baldige Reformation in gleichem Geiste zu wünschen. Es prädominirt in Deutschlands dramatischer Neuzeit entschieden die **negative** und **formelle** Tendenz im Gegensatze der **positiven** und **objectiven**, die mit **Grabbe** allem Anscheine nach zu Grabe ging, und so lange dieser unselige Zustand dauert, ist von der Gegenwart wenig Großes und Gedeihliches zu erwarten. Daher die **Uebersetzungsmanie**, welche viele und begabte deutsche Literaten ergriffen hat, die, gewiß zur großen Belustigung des feineren französischen Publikums, blindlings über die kaum gebornen Ephemeren erotischer Poeten herfallen, in ihrer Hast immer das Schlechteste aufracken und es kunterbunt in unser liebes Deutsch herüberschleppen. Und doch zählen unsere Nachbarn jenseits des Rheins eben itzt so manchen genialen Dichter, dessen Produkte, wie z. B. **Hugo's** „Marion de Lorme" sich einer deutschen Bühnenbearbeitung gar wohl verlohnte, wie denn auch der talentvolle Literat und Linguist, Herr **Mandelzweig** in Brünn, mit dem schönsten Erfolge eine Uebertragung von **Dumas** „L' alchymiste" auf das heimische Theater unternommen hat. Leider war aber bisher eine so verständige Wahl immer nur Ausnahme und mit unseren neuen **dramatischen Originalien** ist es auch wenig besser bestellt. **Raupach's** Muse ist der Effekt, und die Tendenz seiner Stücke — den Abend zu füllen: er schreibt zu **viel**, um gut zu schreiben. **Halm** hat weniger Reichthum der Phantasie, denn Aengstlichkeit in der Form, wie dies sein jüngstes Produkt „**Imelda Lambertazzi**" übergenug bewahrheitet; **Grillparzer** und **Bauernfeld** scheinen sich zurückzuziehen, und so wird das deutsche Drama ziemlich von zwei Frauen repräsentirt, die beide ganz entgegengesetzte Wege gehn. Ich bin nicht ungalant genug, um unbedingt in die Worte eines gefeierten Dichters einzustimmen, wenn er sagt:

> „Unser Schriftenthum wird gleichen bald den leasten Rockenstuben,
> Die Gevatterinnen schnacken und es hören zu die Buben."

aber ich bin auch nicht galant genug, um mich in Dingen der Literatur zu trösten mit dem Gedanken:

> „Laßt die Damen mir zufrieden; daß sie schreiben, find' ich rätlich,
> Führt die Frau die Autorfeder, wird sie mindestens nicht schädlich."

sondern ich glaube, daß beide Frauen gleich weit abstehen vom Ziele echter dramatischer Poesie. Die Eine derselben hat aus **Goethe's** treffender Ironie: „Gebt ihr ein Stück, so gebt es lieber gleich in Stücken" auf **ihre** Weise traurigen Ernst gemacht und würfelt nun aus den immergleichen Fäden monotoner Sentimentalität ihre Rührkomödien zusammen; die Andere, von der wir vor nicht langer Zeit **Spindler's** „**großen Antlaß zu München**" dramatisch zugerichtet bekommen haben, führt auf flatterndem Banner die Devise:

> „Besonders aber laßt genug geschehen! — — —
> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
> Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus." —

Unter solchen Auspizien sorgt eine eifrige Theaterdirektion wohl am Besten für sich und das Publikum, wenn sie zu dem unergründlichen und unerschöpflichen Reichthum älterer dramatischer Werke ihre Zuflucht nimmt. Es ist daher wohl nur ein ehrlich gemeinter Rath, wenn ich **abermals** der geschätzten Direktion und Regie die Inscenesetzung **Shakespear'scher** und **Calderon'scher** Schöpfungen an's Herz lege — eine Ansicht, die erst kürzlich auch von dem Herrn Referenten der „Bohemia" geäußert wurde. Zudem dürfte eine Bearbeitung dieser Stücke nicht sogar vielen Anständen unterliegen, da eine **Umgestaltung**, wie in neuester Zeit jene des h. **Dreikönigsabends**" durch **Deinhardstein**, keineswegs in dem Plane und der weisen Oekonomie seines ersten Autors gelegen ist. Auch **Byron's** „**beide Foscari**" oder „**Marino Faliero**" wären genügend, eine Zierde der prager Bühne zu werden; **Uhland's** zwei herrliche Dramen „**Herzog Ludwig der Baier**" und „**Ernst Herzog von Schwaben**" (das eine derselben kam im k. k. Hoftheater bereits vor Jahren zur Aufführung). **Schiller's** „**Phädra**," **Grabbe's** „**Don Juan und Faust**" waren eine terra incognita in unserm Theater bis heutigen Tags, **Goethe's** „**Iphigenia**," ja auch sein „**Clavigo**" und „**Egmont**," als ewig merkwürdige Monumente eines selbst in seinen Extravaganzen großen Geistes, würden von allen Freunden des Besseren mit Freuden begrüßt werden; die Bedenken, welche einer Aufführung des „**Tasso**" entgegenstehen, wären wohl auch zu beseitigen — und so gäbe es des Großen und Herrlichen wohl noch unendlich viel, womit unsere Theaterdirektion, mit einem Regisseur von dem Eifer und der Empfänglichkeit des Herrn **Ernst** an ihrer Seite, ihre Gäste erfreuen könnte. —

Was nun endlich die Oper „**Medea**" betrifft, so ist das Originalsujet derselben von der **Voltaire'schen** Tragödie eben so weit entfernt, wie die deutsche Bearbeitung des Herrn **Treitschke** von **Grillparzer's** Trilogie; aber es läßt doch immer noch die Libretti unserer hochmodernen italienischen Tonwerke hinter sich zurück und enthält eine reiche Fülle drastischer Momente, welche der große **Cherubini** in der Musik mit jener ihm in so hohem Grade eigenen **Wahrheit, Tiefe und Charakteristik** wiedergibt. Die **Handlung** ist einfach folgende. Der Argonautenführer **Jason** verstößt seine Gattin und Mutter seiner Knaben, die Zauberin **Medea**, um **Dirke**, die Tochter des Königs **Kreon** von **Korinth** zu ehlichen, **Medea** aber nimmt fürchterliche Rache, indem sie ihm Braut und Kinder tödtet, und entflieht sodann auf ihrem Zauberwagen unter großem Feuerwerk (welches dem Ganzen unbeschadet hätte unterbleiben können). — Sollte ich mich aber nun über den Vorzug der einen oder andern Nummer dieser Oper qua **Tonwerk** nach ihrem ersten Anhören schon entscheiden, so wäre ich wahrhaftig en grand embarras: so überaus viel des Schönen und Trefflichen bietet dieselbe dar. Fast halte ich die große Arie **Medea's** im ersten Akte für den Glanzpunkt dieser Schöpfung; ich kann aber nicht umhin, nebstbei auf das Finale im dritten und im ersten Akte, auf die Arie **Dirke's** und das große Terzett (**Jason, Dirke, Kreon**) mit Chor noch besonders aufmerksam zu machen. Ueberhaupt ist der erste Akt mit dem meisten und glücklichsten Effekt gearbeitet und, wenn ich etwas an der Oper bedaure, so ist es nur die **ungleiche Vertheilung der Gesangsnummern**, die in dem Interesse der Zuhörer wie in der Partitur ein allmähliges decrescendo zur Folge hat. —

Die **Ausführung** betreffend mußte die Vorstellung des 7. in allen ihren Theilen befriedigen, und Herr Kapellmeister **Škraup** hat sich um dieselbe ein doppeltes Verdienst erworben, einmal durch den ersichtlichen **Fleiß**, welcher auf das Studium dieser Oper verwendet worden, und dann durch die Komposition der **Recitativen**, die er statt des in der Opera seria immer störenden Dialoges eingelegt hatte. — Unter den **Sängern** gebühret obenan dem Benefizianten, dem wackern Herrn **Emminger**, die lobendste Anerkennung, und sein Bestreben, das Publikum mit den Werken der älteren klassischen Tonkunst zu befreunden, wurde ihm auch wirklich durch den zahlreichsten Besuch und lautesten Beifall gelohnt. Möchten doch mehre Mitglieder der prager Bühne in der Wahl ihrer Benefizestücke dem ihnen gegebenen Beispiele guten Geschmackes nachahmen. Herr **Emminger** machte übrigens in der verhältnißmäßig weniger günstig bedachten Partie des **Jason** seine schönen Mittel mit bestem Erfolge geltend. — Die größte, aber auch intensiv und extensiv anstrengendste Rolle in der Oper ist die der **Medea**, und Dem. **Großer** bewährte hier abermals ihren eklatanten Beruf zum hochtragischen Gesangstyle. Wenn die jugendliche Künstlerin die hin und wieder allzugroße Raschheit ihrer Gesten etwas mehr überwachen wollte, so kann sie sich in so mancher Partie den zwei ersten Sängerinnen, die Deutschland gegenwärtig mit Stolz die seinen nennt, der Dem. **Hasselt** und **Löwe** getrost an die Seite stellen. — Auch Mad. **Podhorsky** wurde als **Dirke** vom Publikum ausgezeichnet, und eben so war als **Kreon** Herr **Strakaty** sehr verdienstlich.

ud. u.

Sonntag den 9. Februar zum Erstenmale: „Der Färber und sein Zwillingsbruder. Posse mit Gesang in drei Akten von **Joh. Nestroy**. Musik von **A. Müller.**

Getäuscht war heute jeder fleißige Theaterbesucher, der da geglaubt hatte, etwas Neues zu sehen: denn „der Färber" ist nichts weiter als eine Uebersetzung des „Brauers von Preston" ins Matte und Geistlose. Der feurige Wein jener muntern Oper ist hier kahnig geworden und werth auf die Gasse geschüttet zu werden. Das Beste darin ist die von Nestroy hineingeschobene Gestalt des Bedienten **Peter**, der seit 16 Jahren in die Schwester seines Herrn, des Oberforstmeisters heimlich verliebt ist, und dessen geschraubte Redensarten (er nennt z. B. den Forstmeister den **Schwager seiner Wünsche**) unwillkürlich zum Lachen zwingen. Herr **Feistmantel** stellte ihn mit gewohnter Laune dar. Dies hindert aber nicht die Frage, **warum** Nestroy eine triviale Copie des „Brauers" lieferte, die keine **Parodie** sein kann, da ja der „Brauer" selbst eine mit Musik recht artig überzuckerte Posse ist — und hindert noch weniger die zweite Frage, wie unsere Theaterregie Zeit und Kraft an ein so unbedeutendes Produkt verschwenden konnte, gerade als ob wir Mangel an **guten** Possen hätten!

R. G.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser**. — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 16. Samstag den 22. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Ein Vorschlag Goethe's von Napoleon ausgeführt.

Von A. Weill.

Wenn man von Straßburg den Rhein entlang nach Lauterburg geht, kommt man, eine halbe Stunde von dem durch Goethe berühmt gewordenen Dorfe Sesenheim entfernt, an eine Insel, worauf ein Dorf, Namens Talhuntenheim, vor etwa zwanzig Jahren erst gebaut wurde, ein Dorf, das eher ein Obstgarten genannt zu werden verdient, da es nur wenige Häuser zählt. Hier auf dem Werft an dem Ufer des rauschenden Stromes bleibt man unwillkürlich stehen und fährt mit der Hand über die Stirne, indem man eine Vergleichung sucht; denn hier hat eine Menschenhand die Natur trotz ihrer Zudringlichkeit mit Gewalt weit von sich geschleudert; ein solches Schauspiel ruft immer die tiefsten Gedanken aus ihren infusorischen Spalten. Zur Rechten stürmt der Rhein mit der Heftigkeit eines jungen Kriegers wie ein Widder gegen den Damm der Menschen, man sieht ordentlich, wie er wenige Schritte davon entfernt einen Ansatz nimmt, sich in die Hände speit, die Aermel sich aufstülpt und den Rücken bäumt, um mit aller Gewalt seinen Todtfeind niederzureißen; denn seine Wellen bäumen sich dort mit sprudelndem Getöse, und aus Zorn der Unmacht verschlingen sie sich selber, und stürzen und steigen, und fallen und heben sich, als gälte es um Leben und Tod. Der Damm aber, dieser phlegmatische Kommandant, ruft ihnen, sobald sie sich nähern, ein Rechtsum zu, und siehe da, die berauschten Jünglinge necken sich zwar mit ihm, hie und da stößt ihm einer mit der Faust unter den Bart, so daß die Weidenbäume, sein langes Haar, zittern und sich oft so verwirren, daß acht Tage vergehen, bis sie wieder in Ordnung sind; eine andere muthwilligere Nixe bespritzt ihn mit ihrem weißen Geifer bis an die Nase, aber am Ende gehorchen sie doch und kehren sich rechts um, so daß hier der Rhein einen vollkommenen Winkel bildet, was gewiß selten bei einem Fluß in seinem stärksten Laufe angetroffen wird.

Die Flüße haben, wie alles, was geboren wird, lebt und stirbt, ihre Kindheit, Jugend und Alter; nur darf man die Natur nicht mit dem Menschen, sondern mit der Menschheit vergleichen. Der Rhein besonders, dieser Bachus in Apollogestalt, ist ein Fluß, der alle Phasen eines Mannes durchläuft. Knabe zuerst, in Windeln gehüllt, in der Schweiz, Springingsfeld oberhalb Straßburg, Jüngling mit blonden Locken und blauen Augen von da nach Worms, der seiner Geliebten nachzulaufen scheint, um ihr einen Kuß zu rauben, Mann von da nach Mainz, gesetzt von da nach Koblenz; in Mainz wird er schon dick, dann wie das Alter immer dünner, bis er als Großpapa sich in Holland mit Kindern, Enkeln und Urenkeln in den Ozean der Vergessenheit stürzt; denn der Ozean vergißt alle die, die ihm seine Wasser geben, er hält sich selbst für das Größte und sagt: l'etat c'est moi. Der Ozean ist ein Genie und eben so undankbar wie dieses.

Ehe dieser Damm durch die Titanenhand Bonaparte's wie durch einen Zauberschlag eine Stunde längs des Rheinufers geworfen wurde, überschwemmte der Rhein zweimal im Jahre mit einer gewissen Regelmäßigkeit die ganze Ebene des Rieds, so heißt hier die Gegend, und fünfzehn bis zwanzig Dörfer, worunter Drusenheim und Sesenheim, waren immer in Gefahr überschwemmt zu werden, wenigstens konnten sie nie auf die Früchte zählen, die im Früh- und Spätjahr im Felde, theils über, theils unter der Erde waren. Mehr als hundert Jahre beklagten sich diese Gemeinden darüber, und nur Napoleon, der eine Vorliebe für das Elsaß hatte, erhörte sie; was aber das Merkwürdigste an der Sache ist und bis jetzt noch niemand weiß, ist, daß Goethe, als er in Sesenheim war und jenes Mädchen liebte, ich will sagen: zu lieben glaubte, welches, seiner Liebe trauend, später, wegen seiner Treulosigkeit starb, daß Goethe selbst einen Plan zu diesem Damme machte und mit Friederiken oft dahin lustwandelte.

Wie ich aber zu dieser Nachricht gekommen, das will ich dem Leser gleich mittheilen.

Ich selbst bin in einem Dorfe eine halbe Stunde von Sesenheim geboren, ja ich lernte in demselben Hause, wo damals der Pfarrer, der Vater Friederikens, wohnte, lesen und schreiben, und oft lagerte ich mich unter der Laube Friederikens, wo Goethe seinen Namen einschrieb, — ohne jedoch etwas von allem dem zu wissen. Erst vor vier Jahren wurde das alte Pfarrhaus, von dem Goethe spricht, und das der Alte damals schon abreißen wollte, wirklich abgerissen und ein neues auf die andere Seite gestellt; zuerst jedoch ließ der jetzige Pfarrer, der

Schwager Goethe's, wenn er Friederiken geheirathet hätte, eine Zeichnung von diesem Hause machen; das ist alles, was übrig blieb, die Zeichnung und das Grab Friederikens, das nur er selbst kennt. Leser, wenn du je nach Sesenheim kommst, versäume es nicht, dieses Grab eines treuen Mädchens zu besuchen. Der alte Mann ist zwar nahe an den Neunzigen, aber sehr wacker noch, und ehe er stirbt, zeigt er es seinem Tochtermann, der ebenfalls ein Pfarrer ist. Von diesem Manne habe ich diese Nachricht erhalten, der mir sie auf dem Damme selbst folgendermaßen erzählte:

Goethe erzählt in seinen Memoiren, wie er von Drusenheim nach Sesenheim einen Ritt in Bauernkleidern mit einem Kächen auf dem Sattel machte; was er aber nicht erzählt, ist, daß Goethe ein sehr schlechter Reiter war. Nun aber gab ihm der Drusenheimer Stallknecht ein Pferd, das gewöhnt war, den Weg von Drusenheim nach Sesenheim über Talhunten zu machen. Sobald das Thier sah, daß es seinen Meister nicht fand — vielleicht ritt er den Pegasus besser, schaltete hier der gute Mann ein, ich bin kein Freund von seiner Gefühlsart — nahm es seinen eigenen Weg. Hier angekommen, sah der Reiter nichts als Wasser vor sich; — denn der Rhein bildete hier einen Arm, der bis unter das Dorf reichte und der sich erst eine halbe Stunde von hier wieder an seinen Körper schließt, — dieser Arm des Rheins war stärker als der Fluß selbst und früher oder später hätte er hier seinen Lauf geändert. Goethe hielt still, das heißt, sein Pferd; denn der Weg führte hier seitwärts durch Hecken und Gesträuch; er fragte nach dem Wege nach Sesenheim und fand ihn endlich mit Hülfe eines Bauernburschen, der ihn bei Dengelsheim bis auf die Rheinstraße führte.

Im Blicke aber hatte er gesehen, daß dieser Wasserausfluß unregelmäßig und schädlich sei; denn der Rhein lag hier höher als das Ufer und die Ebene, und mochte vielleicht eben deßhalb diesen alles zerstörenden Arm gebildet haben. Mein Schwiegervater sprach gern von Ackerbau und Architektur, und Goethe gesteht selbst, daß er, um sich bei ihm einzuschmeicheln, oft von Architektur sprach, mit dem Mädchen führte er schon eine andere Sprache. So kam auch das Gespräch auf seinen Ritt, wo er denn von diesem Rheinarme schwatzte und wo er, nachdem man ihm von den Ueberschwemmungen erzählte, ausrief: „Ei, den kann man ja abschneiden." Ja versetzte mein Schwiegervater, mit einer Million und 200,000 Armen.

Goethe wollte nie die Bauern frohnen lassen, aber spätere Verhältnisse gaben das nicht zu. Sehen Sie, fügte dann der Alte hinzu, was Goethe vorschlug, vollführte Napoleon. Wir haben oft davon gesprochen, ehe man diesen Damm machte; seitdem er aber gemacht ist und wirklich Millionen kostete, sprach kein Mensch davon.

Ob Goethe das wußte, fragte ich ihn, daß Napoleon seinen Plan ausführen ließ.

Ach, der wußte nicht mehr, was er damals schwatzte. Mein Schwiegervater sagte mir oft, er wäre eine Schwatzliese gewesen, deßwegen liebten ihn auch alle Frauenzimmer.

Es scheint nicht, daß Sie ihn lieben, fragte ich aufs neue.

Das hängt von andern Umständen ab. Ich sprach oft von ihm, ehe die Revolution ausbrach; hierauf ward ich Soldat, und nur Napoleon brachte mich wieder dazu, eine Stelle als Prediger auf dem Lande anzunehmen. Es gibt wenig Pfarrer, die sechs Wunden haben.

Und lieben Sie Napoleon?

Ich liebe die Tyrannen nicht, antwortete er, sie mögen Napoleon oder Goethe heißen. — Hier waren wir wieder in Sesenheim angelangt.

Diese Geschichte dieses merkwürdigen Mannes werde ich den Deutschen später erzählen, sobald er es mir erlauben wird. —

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

(Literarisches.) Manzoni läßt eine elegante Auflage seiner Promessi sposi und der Colonna infame veranstalten. Der berühmte Künstler Gonin wurde eigends von Turin nach Mailand berufen, um das Werk mit seinen Kupferstichen zu versehen. — Der unermüdete Schriftsteller Tommaseo kündigt wieder mehre neue Werke an, darunter eine Biographie des gelehrten Dalmatiners Antonio Marinovich. — Bartolomeo Gamba veranstaltet eine vierte Ausgabe seines Werkes über die italienische Literatur vom 14. bis zum 19. Jahrhundert. — Der berühmte Barbieri gibt ein neues Gebetbuch, unter dem Titel: Brevi esercizi di pietá heraus. — In Mailand verließen vor einigen Wochen drei Dramen die Presse, welche die erfreulichsten Fortschritte in diesem Literaturzweige in Italien beurkunden. Mit dem Vorbehalte, nächstens ausführlich darüber zu sprechen, gebe ich heute blos die Titel an; diese sind: „Il conte Giovanni Anguissola" von Felice Turotti; „Bianca Capello" von G. Rovani und „Luisa Strozzi" von G. Battaglia. Letzteres wurde im vorigen November im Theater Rè zu Mailand aufgeführt, und erfreute sich daselbst des vollständigsten Erfolgs. Ueberhaupt hat die italienische Bühne Herrn Battaglia viel zu verdanken. Er war es auch, der das Museo drammatico begründete, das unter anderm Italien auch mit mehren deutschen dramatischen Meisterwerken bekannt machte. — Der bekannte Schriftsteller Tullio Dandolo erhielt von König Carl Albert das Moritz-Ritterkreuz, und der Dichter Giovanni di Orti, Redakteur des Poligrafo, wurde zum griechischen Ehrenrath ernannt.

(Rom.) Anna Bolena hatte sich des glänzendsten Erfolgs zu erfreuen. Die italienischen Journale sind unerschöpflich in ihren Lobeserhebungen, die sie den Gesangkünstlern ertheilen. „Die Ungher" sagen sie „ist die erste jetzt lebende Sängerin," und da kann man nur Amen sagen. Die Rolle des Percy wurde von Donzelli unübertrefflich gegeben, und den Part des Smeton mußte der Tenor Castellan übernehmen, da der Musico, Dem. Gualdi, plötzlich erkrankte.

(Venedig.) Die französische Schauspielergesellschaft Doligny, welche jetzt in Neapel mit dem größten Beifalle agirt, wird während der Fastenzeit im San Benedetto Vorstellungen geben. Die Gesellschaft ist ziemlich gut organisirt, und zählt 5 Damen und 13 Herren. (eine böse Zahl!) Die berühmte Reitergesellschaft Guerra lockt in's Teatro Malibran viele Schaulustige.

Aus Sissek in Kroatien.

10. Februar.

Während meiner Anwesenheit in Agram hatte ich das Glück, der am 24. v. M. abgehaltenen Versammlung des ilirischen Lesevereines (čitaonice ilirske Zagrebske) beizuwohnen, für welches große Vergnügen ich dem Herrn Vekoslav Babukić, (ein bekannter ilirischer Schriftsteller und Grammatiker, gegenwärtig Sekretär dieses Vereines) besonders verbunden bin. Ich war überrascht, eine so zahlreiche Versammlung zu erblicken, worin sich natürlich mehre der angesehensten Männer unseres Landes befanden; auch waren von jedem der übrigen ilirischen Lesevereine, nämlich von Karlstadt, Varašdin und Kreutz, zwei Deputirte anwesend. Der Präses des Agramer Vereins, Herr Graf Janko Drašković Trakošćjanski, eröffnete die Versammlung mit einer wie gewöhnlich kräftigen und bedeutungsvollen Rede; dann sprachen nach ihm mehre andere hochansehnliche Personen, wobei ich die Fertigkeit der Rede und die Kraft des Aus-

drucks in der ilirischen Gesammtschriftsprache, besonders bei den Nichteingebornen, bewundern mußte. Es scheint, daß man auf einige, natürlich unbedeutende Opposition vorbereitet war; aber zur allgemeinen Freude und Ueberraschung sprachen selbst diejenigen, die ehedem minder patriotisch gestimmt waren, nunmehr mit wahrer Begeisterung für die Beförderung der Nationalsprache und das daraus zu erwachsende Wohl der ganzen Nation. — Am längsten dauerten die Berathschlagungen wegen der Begründung eines ilirischen National-Theaters in Agram, und da es nun, wie erwiesen wurde, weder an Eifer und gutem Willen, noch an materiellen Hülfsmitteln mangelt, so kann man mit Zuversicht darauf rechnen, daß auch dieses wichtige Beförderungsmittel der ilirischen Sprache zur Ehre unserer Nation bald zu Stande kommen werde. — Damit aber das ilirische Schauspiel sobald als möglich beginne, so wurden einstweilen für ein Jahr ungefähr 3000 fl. C. M. durch freiwillige Subskription zusammengebracht. Se. Exc. der Herr Bischof von Agram, Georg Haulik, gab hiezu einen bedeutenden Beitrag, und als dies bei der erwähnten Sitzung der bischöfliche Sekretär Herr Paul Stoós bekannt machte, erscholl der einstimmige enthusiastische Ruf „da ga Bog na mnoga léta poživi!“ und es wurde beschlossen, dem hohen Wohlthäter, der gegenwärtig beim Landtag in Preßburg ist, schriftlich zu danken.

Uebrigens habe ich während meines mehrtägigen Aufenthaltes in der Hauptstadt Kroatiens im Kreise vieler edelgesinnter, echt patriotischer Männer manche angenehme Stunde verlebt. Es wäre zu weitläufig, hier zu erweisen, daß für die Kultur und Emporbringung der ilirischen Sprache wirklich viel gethan wird; ich bemerke nur, daß Alles, was ich in dieser Hinsicht sah und hörte, meine Erwartungen bei Weitem übertraf, so wie Alles dafür bürgt, daß die ilirischen Patrioten, welche zwar langsam, aber eben deshalb festen Schrittes vorwärts gehen, unter dem mächtigen Schutze unseres gütigen, alle seinem Szepter untergebenen Völker gleichliebenden Königs, das ersehnte Ziel — nämlich mit andern gebildeten Nationen auf gleicher Stufe der Bildung zu stehen — in nicht mehr ferner Zeit gewiß erreichen werden.

Franz Voorié.

Aus Dresden.

Mitte Februar.

Fräulein Charlotte Fink, Tochter des dermaligen Redakteurs der Breitkopf und Härtelschen musikalischen Zeitung, gab hier ein Klavier-Konzert, worin sie meist klassische Sachen von Beethoven, Schubert u. A. vortrug und sich reichen, verdienten Beifall erwarb. Fräulein Fink ist eine Künstlerin, welche mehr der klassischen als der romantischen Schule angehört, insofern man unter der Bezeichnung „romantische Schule“ jene Richtung verstehen will, welche die jüngeren Virtuosen eingeschlagen haben. Ich kann mit dieser Bezeichnung nicht einverstanden sein, und halte z. B. Mozart, Beethoven, Mendelssohn-Bartholdy und den verstorbenen Hummel für eben so große Romantiker als Klassiker, wenn von ihrer Virtuosität die Rede ist, und so würde auch dem Fräulein Fink, welche sich die Spielweise jener Meister zum Muster nahm, keineswegs das Prädikat „romantisch“ versagt werden dürfen. Dem wahren Kunstfreunde muß die Erscheinung dieser jungen Dame eine um so wohlthuendere sein, als sie ihrem Instrumente einmal wieder jenen seelenvollen Gesang entlockte, welcher an die Zeit mahnt, wo die Künstler und Virtuosen es noch darauf anlegten, zu gefallen und zu rühren, anstatt, daß jetzt mehr auf Effekt und Staunen Rücksicht genommen wird. — Lortzings Oper: Zaar und Zimmermann kam endlich auch hier zur Aufführung, fand — trefflich gegeben — lebhaften Beifall und dürfte noch oft hier wiederholt werden. — Viel besucht wird jetzt auch Enslens malerische Zimmerreise durch Italien, von welcher so eben der zweite Cyclus zur Ansicht aufgestellt wurde; noch mehr Zulauf aber hat das Theatrum mundi des Herrn Thieme, obgleich es sich, was den Kunstwerth betrifft, nicht im entferntesten mit Enslens meisterhaft gemalten Bildern messen kann. — Literarische Neuigkeiten gibt es außer den in der Waltherschen Hofbuchhandlung erschienenen Gedichten von Adolf Peters — keine. Adolf Peters ist ein vertrauter Freund Mosens, und ein tüchtiger Mathematiker; seine Gedichte zeichnen sich durch tiefes, wahres Gefühl, tadellose Form und meist edle Sprache aus. Manches schöne Lied aus dieser Sammlung dürfte sich im Munde des Volkes erhalten; höherer Schwung und Kraft jedoch offenbart sich nur selten in ihnen. Peters ist mehr gefühlvoll und verständig, als phantasiereich und aufstrebend. — In unserm neuen Theater werden jetzt die Logen gesetzt; wie es heißt, wird Bendemann den Vorhang malen. Das Wetter ist köstlich und der Gesundheitszustand der Residenz dermalen, dem Himmel sei Dank, ein sehr günstiger.

J. P. Lyser.

Aus Koblenz.

Wie Viele erinnern sich freundlich unsers kleinen Paradieses, der Rheinlande. Wie Viele, die den Rhein jemals besuchten, brachen überrascht, wenn sie von Mainz herab oder von Köln hinauf fuhren, in Verwunderung über die herrliche Gegend aus. Ja unser Koblenz ist auch ein wahres Eden, und die Leutchen, die darin wohnen, sind bei aller Fröhlichkeit, ja Ausgelassenheit, die besonders in diesen Monaten recht lebhaft hervortritt, so kunstliebend, und bewahren für alles Schöne und Erhabene so treuen Sinn, daß man sich niemals von ihnen fortsehnt. Jetzt naht die schöne Fastnachtszeit, auf welche sich jeder Koblenzer schon im ganzen Jahre freut. Die Karnevalsgesellschaften halten ihre Sitzungen, und oft sieht man in großen Sälen mehre hundert Menschen, sämmtlich mit bunten Schellen-Kappen auf den Häuptern, bei einander sitzen, die mit komisch ernsten Gesichtern dem Vortrag Eines aus ihrer Mitte über den Hanswurst und die demnächst zu haltenden Fastnachtsspiele zuhören. Ein solch reges Leben kann aber auch nur am Rheine herrschen. Hier komme ein Hypochondrist her, und ist er nicht in einigen Monaten kurirt, so ist er unheilbar für alle Zeiten.

Ein Theater haben wir auch, aber leider ein sehr schlechtes. Es sind zwar einige recht brave Mitglieder dabei, aber der Direktor versteht von einer ordentlichen Theaterdirektion eben so viel, als ich von der Feldmeßkunst. Gott sei Dank wir haben die Hoffnung, diesen Mann zum ersten Februar wieder zu verlieren. Die angesehensten Leute der Stadt sind nun zusammengetreten, haben auf ihre Kosten, vermittelst Aktien, neue Dekorationen malen lassen, außerdem soll das Theater selbst neu ausgeschmückt und aufs schönste hergestellt werden. Dann soll ein tüchtiger Mann an die Spitze gestellt werden. Man sieht daraus, wie viel Sinn unsere Städter für die schöne Kunst bewahren. — In musikalischer Hinsicht ist für den Geschmack der Einwohner Koblenz's besser gesorgt. Außer dem sogenannten Cäcilien-Verein, bestehend aus einer Comité kunstliebender Männer, welche während des Winters von Zeit zu Zeit Konzerte halten, zu welchen jeder Gebildete unentgeltlich gelangen kann, blüht das königliche Musikinstitut. Unserm durch seine Compositionen auch im Ausland rühmlichst bekannten Anschütz ist die Leitung desselben anvertraut. Das Institut bezweckt den Sinn für Musik unter den Einwohnern zu wecken; junge Männer und Mädchen erhalten unentgeltlich Unterricht im Gesang und je 14 Tage wird ein großes Konzert arrangirt. Wir hörten darin vor einigen Wochen einen jungen Violinisten unserer Stadt, J. Roll. Er trug ein Concertino für die Violine eigner Komposition so meisterhaft vor, daß alle Anwesenden in lauten Enthusiasmus ausbrachen. Ich verfehle nicht auf diesen jungen Mann aufmerksam zu machen; nicht allein athmen alle seine Kompositionen eine Lieblichkeit, eine Frische, welche ihm schon jetzt einen vorzüglichen Rang unter den neuern Komponisten einräumen; sein Spiel ist auch so meisterhaft und vollendet, daß er sich dreist mit den besten Violinisten unserer Zeit messen kann. Zum kommenden Frühling gedenkt er eine Reise durch Frankreich, England, Deutschland und die angränzenden Länder zu machen. Eine glänzende Carriere wird ihm nicht entgehen.

Fr. Menk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über die jetzige russische Literatur. *)

St. Petersburg, den 12/24 Januar 1840.

Wie überall zeigt sich auch bei uns das regste Leben der Literatur in Zeitschriften und Journalen. Ich fange also meine Uebersicht mit der Aufzählung unserer periodischen Schriften an, und werde suchen, sie in der möglichsten Kürze zu charakterisiren.

Erstens theile ich die Zeitschriften in solche, welche entweder von der Regierung oder von Privatpersonen publizirt werden; zweitens in eigentliche Zeitungen, und solche, die heftweise erscheinen.

A. Von der Regierung werden herausgegeben, in russischer Sprache:

I. Zeitungen.

1. Die St. Petersburger Zeitung, die akademische, im Auslande die Hofzeitung genannt, Eigenthum der Akademie der Wissenschaften, erscheint alle Tage, Montags ausgenommen, in Folio, enthält einheimische und auswärtige (politische und gelehrte) Nachrichten, gelehrte Anzeigen, zuweilen auch literarische Artikel. Erscheint seit

---

*) Der Herr Einsender dieser Notizen wird gebeten, mit seinen höchst schätzbaren Mittheilungen fortzufahren. Die Red. von „Ost und West.“

1704. Ihr jetziger Redakteur ist Herr Otschkin. Wird von einem Intelligenzblatte begleitet.

2. Der russische Invalide, oder die militärische Zeitung, gegründet im J. 1813 von dem jetzigen wirkl. Staatsrath Pomian-Pesarovius, zum Besten der Invaliden, erscheint seit Jan. 1840 in Folio, enthält die allerhöchsten Tagesbefehle, einheimische und auswärtige (politische) Nachrichten, Bekanntmachungen, Anzeigen rc. Vom 1. Juli 1839 an wird sie wieder von ihrem Stifter redigirt. Erscheint alle Tage, Montag ausgenommen.

3. Die Senatszeitung, erscheint seit 1809, enthält alle neue Verordnungen, Ukase, Beförderungen, Belohnungen rc. Erscheint am Dienstag und Freitag, in Folio, zuweilen einige Bogen stark.

4. Die St. Petersburger Polizei-Zeitung, erscheint seit dem 1. Juli 1839 in Folio, Mittwoch und Sonnabends, enthält Nachrichten über die Verfügungen der Polizei und über Tagesbegebenheiten, auch Anzeigen udgl. Redigirt von H. Meshewtisch.

5. Die St. Petersburger Commerzzeitung, wird herausgegeben vom Depart. des auswärtigen Handels, dreimal wöchentlich, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, enthält Verfügungen und Nachrichten über den Handel, Preiskourante, Schiffsnachrichten rc. Redakteur Herr Nebolsin.

6. Die agronomische Zeitung, herausgegeben vom Domänenministerium, erscheint zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags. Redakteur Herr Ussow.

Die St. Petersburger und die Handelszeitung erscheinen auch deutsch an denselben Tagen. Der Redakteur der ersten ist Herr von Oldekop. — Vom Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wird eine französische politische Zeitung (le Journal de St. Petersbourg, in Folio dreimal wöchentlich herausgegeben. Redakteur: der Graf de Sanré.

In Moskwa erscheint (seit 1762) die moskowische Zeitung, Eigenthum der Universität, zweimal wöchentlich, am Mittwoch und Sonnabend, in Folio, und enthalt die Quintessenz der St. Petersburger Tagesblätter. Sie soll im Innern von Rußland gegen zehntausend Abnehmer haben. Redakteur Fürst Schulikow.

Jede Gouvernementsstadt hat ihre Provinzialzeitung: im officiellen Theile werden Verordnungen und Nachrichten der Regierung veröffentlicht; im nicht officiellen befinden sich statistische und historische Aufsätze, die Provinz betreffend, Notizen über Tagesvorfalle rc. Die beste Provinzialzeitung ist der Courier von Odessa, der auch in französischer Sprache erscheint. Die Willna'sche Zeitung (Kurier Litewski) wird halb russisch, halb polnisch gedruckt. In Riga, Reval, Dorpat erscheinen Zeitungen in deutscher, in Finland in schwedischer Sprache. Dorpat besitzt ein sehr interessantes Blatt: das Inland.

II. Heftweise erscheinen.

1. Das Journal des Ministeriums der Aufklärung, enthaltend allerhöchste und ministerielle Verordnungen, und Verfügungen, dieses Fach betreffend; gelehrte Abhandlungen und akademische Reden; Nachrichten und Berichte über den Fortgang gelehrter Anstalten und Vereine, über die neuesten Erzeugnisse in den Wissenschaften und Literatur. Diese höchst interessante und vielseitig nützliche Zeitschrift verdankt ihr Dasein dem jetzigen Minister der Aufklärung, Herrn von Uwarow. Sie erscheint monatlich in starken Heften, und wird redigirt von Staatsrath Serbinowitsch.

2. Das Journal des Ministeriums des Innern, erscheint in monatlichen Heften seit 1829, enthält interessante statistische Notizen und Abhandlungen, Angefangen vom wirklich. St. Rath Gretsch, jetzt redigirt von Professor Krylow,

3. Das Bergwerks-Journal 4. Das Manufaktur-Journal 5. Das Forst-Journal	erscheinen im Finanzministerium, ein jedes in dem Dept., wo es hingehört. Sowohl diese Journale, als die Commerzzeitung und die agronomische Zeitung verdanken ihr Dasein dem Finanzminister Grafen Cancrin.

6. Das militärische Journal, herausg. von der gelehrten Comité des Kriegs-Ministeriums.

7. Das Journal der Militärerziehungsanstalten, eine Aehrenlese aus russischen Zeitschriften und andern Werken, zum Gebrauch der Zöglinge jener Anstalten.

8. Die Memoiren der gelehrten Marine-Comité, erscheinen einigemal jährlich in zwanglosen Heften.

9. Das Journal für Militär-Aerzte, herausg. vom Medizinal-Dep. des Kriegsministeriums, redigirt von Professor Chotowitski.

(Die Fortsetzung folgt.) **R. J.**

Notizen.

(Astor.) Jener deutsche Astor, der als Knabe seine würtembergische Heimath verließ und mit einer kleinen Summe durch Pelzhandel das größte Vermögen in der Welt gewann, derselbe, dessen Expeditionen Washington Irwing beschrieb, will in New-York, um dieser Stadt seine Dankbarkeit zu beweisen, eine Staatsbibliothek gründen, zu deren Fond er 3 bis 400,000 Dollars bestimmt hat. Ein Herr Cogswell, Redakteur eines Journals in New-York, ist vornehmlich zu diesem Zwecke in Deutschland angekommen; gegenwärtig hält er sich in Dresden auf. Astors junger Enkel, der sich für deutsche Universitaten vorbereiten soll, begleitet ihn.

(Neue Opern.) Die wenig bedeutende Musik zur Coppola-Girard'schen Oper: „Eva" hält sich in Paris allein durch den ausgezeichneten Gesang der Mad. Eugenia Garcia. — Die Opern zweier spanischer Komponisten, Basili und Carnicer machen in Madrid viel Glück. — In Braunschweig findet „der Gang nach dem Eisenhammer," von Kammermusikus Mejo, Theilnahme. — In Schwerin wird eine große Oper: „Die Obotriten", Text von E. Dehn, Musik vom Kapellmitglied Lappe, einstudirt.

(Liebhaber.) In keiner Sprache scheinen die „Liebhaber" mit einem so ausdrucksvollen Worte benannt zu sein, als in dem Dialekte des Völkchens, welches um Mährisch-Trübau wohnt und den Namen „Schönhengstler" führt. In dieser Gegend der mährischen Thermopylen, wie man sie füglich heißen könnte, nennen die Mägde ihre Herzensinhaber „Anflammerer." (Moravia.)

(Paris.) Auf der Eisenbahn zwischen Paris und St. Germain fuhren im vergangenen Jahre 1,302,486 Personen. — Die Zahl der gesetzlich concessionirten öffentlichen Fuhrwerke in Paris betrug im J. 1839 58,760.

(Italienische Literatur.) Cesare Balbo hat der italienischen Literatur mit der von ihm verfaßten Lebensbeschreibung Dante's (Turin bei Pomba) eine werthvolle Bereicherung gebracht. Das Werk enthält viele bisher unbekannte Thatsachen, mit kritischer Sichtung und in einem gediegenen Style. Diese Lebensbeschreibung des großen Dichters läßt alle bisher erschienenen weit hinter sich zurück. — Die unter dem Titel: „Frühlingsgeschenk" (Dono di primavera) vor Kurzem zu Padua erschienene Sammlung von Gedichten enhält manches Gelungene und erregt günstige Hoffnung für das Talent der jungen Verfasser. — Höchst rühmliche Erwähnung aber verdient der von dem talentvollen Maffei bei Ubicini in Mailand herausgegebene Band seiner neuesten Poesien. Italien verdankt bereits Herrn Maffei die gelungensten Uebertragungen von Schillers Jungfrau von Orleans, Maria Stuart und Wilhelm Tell. Der begabte Dichter hat nun eine vollgültige Probe abgelegt, daß er auch aus eigenem reichen Borne zu schöpfen vermag. — Professor Palmieri beabsichtigt die Herausgabe eines großen topographisch-medizinisch-statistischen Werkes über den gesammten Kirchenstaat in 10 Bänden. (Echo.)

(Moderne Ueberschwenglichkeit.) Ueber den Sänger Wild bricht ein Correspondent in folgende Extase aus: „Sein Organ ist eine Blume, die in ihrem Herbste noch süßer, lieblicher und berauschender, als manche andere in ihrem Frühling duftet, deren Wurzel sich tief in den Boden der Kunst verzweigt und in deren Adern frische dramatische Säfte treiben." — Wenn die Gedanken ausgehn, müssen die Worte herhalten.

(Verschiedene Ansichten.) Im Jahre 1648 erschien in England ein Gesetz, das alle Schauspieler für Landstreicher erklärte. Alle, welche des Verbotes ungeachtet auf einem Theater spielten, — die meisten waren niedergerissen worden, — sollten erst ausgepeitscht und dann eingesperrt werden. 131 Jahre später wurde David Garrick, England's Roscius, mit großem Pomp in der Westminsterabtei am Fuße des Denkmals, das man dem großen Shakespeare errichtete, beigesetzt. Im Jahre 1789 dekretirte der französische Nationalkonvent, daß Schauspieler und Scharfrichter von der Wahlfähigkeit ausgeschlossen seien. 22 Jahre später wurden Talma und Dlle. Duchesnois von Kaiser Napoleon für hoffähig erklärt.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedrukt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 17. Mittwoch den 26. Februar. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumeriert in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8. gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18. kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

An Joseph Vogl.

Von Friedrich Bach.

1.

Es weiß kein Mensch, was uns so fest zusammenfügt,
Weil es vor Menschensinn gar tief verborgen liegt.

So weiß es nicht die Welt, warum ein Bäumchen stirbt,
Wenn seinen Nachbarstamm ein böser Thau verdirbt,

Sie sieht die Wurzel nicht, die beide fest vereint,
Weil jeder Baum getrennt empor zu sprossen scheint.

So bergen wir denn auch, was uns zusammen hält,
Die bitt're Wurzel, Freund, vor uns und vor der Welt;

Zwei Hüllen eines Sargs, in dessen sich'rer Huth
In tiefem, festem Schlaf die todte Liebe ruht!

2.

In deiner Stube hängt, ganz einsam an der Wand,
Ein dürrer Blumenstrauß in seid'nem weichem Band.

Die Blumen lang verwelkt! Seit Jahren dürr und todt!
Es hält sie nur das Band, so fest, so flammend roth.

Das schöne seid'ne Band! — Ich sah es an und sann,
Wie es vom welken Strauß doch nimmer lassen kann!

Sieh, deine Liebe ist's, die noch die todte Welt
Der blüh'nden Jugendzeit so fest zusammenhält.

3.

Wir saßen oft allein beim späten Abendroth
An einem Gartentisch, bei einem Trank und Brod.

Von ferne scholl Musik, wie Leid und wilder Scherz,
Wir tranken aus einem Glas, und zehrten an einem Schmerz:

„O, daß die Schönheit stirbt, und glüh'nder Wangen Pracht
Wie eine Pflanze schnell hinwelket über Nacht!"

„O, daß geschwellt vom Puls wollüstiger Musik
Die Freude schnell entflieht, ein flücht'ger Augenblick!"

Da kam die Nacht, ein Pfau in stummer Majestät,
Und schlug ein prangend Rad, mit Sternen übersät!

Wir aber wurden still, als schliche sich ganz leis
Ein unsichtbarer Gast aus unserm treuen Kreis.

Und die Musik verstummt — doch klingen fort und fort
Noch uns're Seelen nach, ein klagender Akkord!

4.

Du sangst: „Silence mon coeur!" Was soll der strenge Bann?
Bläst doch der Seufzer selbst noch mehr die Flammen an.

Du sprachst: „Leb' wohl, o Lieb!" Doch warf im süßen Harm
Der Scheidekuß dich ihr noch fester in den Arm.

Du weintest: „Lebe wohl, o Trug der Phantasie!"
Doch war die Thräne Thau der Lebenspoesie.

Du schalt'st die „schnöde Welt!" Doch weil du sie gekränkt,
Hast du dich innig dann zu ihr an's Herz gedrängt.

5.

Eh' Desdemona starb, sang sie ihr Weidenlied;
Im Liede scheid' ich nun. Vernimm mein Weidenlied:

Die Weide bin ich selbst. Sie denket, halb im Traum,
Der Liebe, deren Strom sich zweigt in allen Raum.

Ein Arm davon benetzt am Ufer ihren Fuß,
Sie aber nickt hinab mit wehmuthsvollem Gruß:

„So lang' ich nur gelauscht, sah ich, was Liebe sei;
Ein Wellenathmen ist's, und dann: „Vorbei! Vorbei!"

Eh' Desdemona starb, sang sie ihr Weidenlied;
Ich scheide nun, o Freund! Dies ist mein Weidenlied.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Auch von den Kleinrussen läßt sich im Ganzen dasselbe bemerken. Ueberall findet man bei ihnen dieselben charakteristischen Eigenthümlichkeiten, dieselbe unverkennbare Gesichtsbildung, denselben Dialekt der Sprache und unvergleichlich mehr Aehnlichkeit zwischen einem Malorossianen von der Wolga und einem Anderen vom Fuße der Karpathen, als z. B. zwischen einem Spanier aus Neu-Castilien und einem aus Alt-Castilien. Es gibt Kosakenstämme, die lange Zeit unter dem türkischen Scepter lebten, und für die Padischahs in Syrien und Arabien fochten, und andere, die eben so lange den Zaren dienten und tausend Meilen davon gegen die Völker des Eismeers im Felde standen, und doch erkennt sie der erste oberflächlichste Blick für Brüder. Selbst wenn solche Stämme lange Zeit der Vermischung mit fremdartigen Nationalitäten ausgesetzt waren, sind doch ihre gemeinsamen Eigenthümlichkeiten fast unverwischt; denn bei der ganzen russischen Nation, bei Klein- wie bei Großrussen macht sich eine ungemein starke Kraft der Assimilirung sichtbar, vermöge deren sie sehr schnell alle fremde Nationalität, indem sie sie zerstören, sich aneignen und sich selber verähnlichen.*) Dennoch scheinen aber allerdings bei einem Ver-

*) Es würde uns zu weit führen, wenn wir diesen Satz beweisen wollten. Wir begnügen uns nur, einige Beobachtungen anzuführen, die uns an jene Wahrheit zu glauben veranlassen. — Man sieht eine Menge unter den Russen lebende Deutsche, Franzosen, Schweden u. s. w., die nach kurzer Zeit völlig Habitus, Sprache und Denkweise der Russen annehmen. In der russischen Armee dienen 50 verschiedene Völker, und dennoch erscheint jeder Soldat, der nur einigermaßen

gleiche mit den Großrussen die Stammschattirungen der Kleinrussen einigermaßen bedeutsam.

So wenig demnach Klein- und Großrussen innerhalb ihrer Gebiete Stammunterschiede ausgebildet haben, so groß ist dagegen ihr Gegensatz unter einander. Es kommt darauf an, diesen Gegensatz und die Stärke desselben für jetzt in ein etwas helleres Licht zu setzen. Dies Licht würde bei einem vollständigen und ausführlichen Parallelismus der Sitten, Sprache und Körperbildung beider Branchen völlig klar und bestimmt sein. Wir begnügen uns, auf eine nur in einem größeren Werke mögliche Vollständigkeit verzichtend, mit einzelnen bezeichnenden Hindeutungen, da wir ohnedies doch noch später von den kleinrussischen Sitten manches Specielle beibringen werden, und von den großrussischen schon im Vorigen manche Einzelnheiten berührten. — Um jedoch im Voraus gleich die Stärke des Gegensatzes im Allgemeinen zu bestimmen, können wir bemerken, daß er so bedeutend ist, als er nur innerhalb der Gränzen ein und derselben Nationalität sein kann. Er ist stärker, als der Gegensatz zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen, den Baiern, Schwaben, Sachsen u. s. w., wenn gleich nicht ganz so stark, als der zwischen den verschiedenen germanischen Nationen, Dänen, Holländern, Schweden u. s. w. Das Verhältniß der Niederdeutschen zu den Oberdeutschen würde wohl am besten die Stellung der Klein- und Großrussen bezeichnen, bei welcher Parallelisirung man die Süd- oder Kleinrussen den Nieder- oder Nord-Deutschen gleichstellen müßte, so wie die Nord- oder Großrussen den Süd- oder Ober-Deutschen.

Es ist die gewöhnliche Meinung der Uneingeweihten in Rußland, daß die Eigenthümlichkeiten, welche man an dem Kleinrussen wahrnimmt, eigentlich nur eine Beimischung des Tartarischen und Polnischen zum Russischen, und das ganze Volk nur aus einer Vermischung der Tartaren, Polen und Russen entstanden sei. Allein durch Sprachforschungen und andere Beobachtungen ist es längst ausgemacht, daß die Verschiedenheit dieser beiden Stämme eine viel ursprünglichere ist, und jenes Urtheil nur ein oberflächliches, da auf der Oberfläche des Kleinrussen allerdings viel Tartarisches und Polnisches haften blieb, ja es ist längst bewiesen, daß sogar dem kleinrussischen Stamme in Bezug auf Alter vor dem großrussischen sogar die Priorität gebühre.

Wenn wir alle die Dinge, in welchen sich charakteristische Unterschiede des Volks-Wesens und Naturells auszusprechen und darzulegen pflegen, ins Auge fassen, so können wir unsere Bemerkungen über die Klein- und Großrussen unter folgende Gesichtspunkte bringen:

1. Verschiedenheit der Körperbildung und äußern Erscheinung.
2. Verschiedenheit des moralischen Charakters, der Neigungen, u. s. w.
3. Der Sprache, Poesie, Musik u. s. w.
4. Der Lebensweise, Sitten, Gebräuche, der häuslichen Einrichtung u. s. w.

---

lange diente, dem andern so ähnlich, wie ein Bruder dem andern. Von keinem Volke sind solche Ausdrücke, wie „verrussen" „russifiziren" so sehr unter den bei ihnen wohnenden Fremden im Schwange, als von den Russen. Keine Regierung geht so darauf hinaus, alle ihre Unterthanen auf konforme Weise zu behandeln und allen einen und denselben Volksgeist („nationalni duch," ein von den russischen Ministern häufig gebrauchter Ausdruck) einzuhauchen, als die russische. Es gibt ja ganze Völkerschaften, die Rußland sich bereits assimilirte. A priori ließe es sich vielleicht noch besser beweisen, als aus der Erfahrung und Geschichte. Es liegt in der russischen Natur so wenig Exigeantes, so wenig Schroffes und Eckiges, so viel Bequemes, Sinnliches, Einladendes und Gefälliges, welches der Sinnlichkeit aller Menschen schmeichelt und sie leicht aus ihren Kreisen hinüberzieht. Rußland scheint in dieser Hinsicht dem Lande der Lotophagen ähnlich, deren Lebensphilosophie auch so viel Bequemes hatte, daß alle Fremden leicht ihres Vaterlandes vergaßen. Es ist auch natürlich, daß ein Volk, welches so äußerst gewandt und bildsam, wie Alle es zugeben, sein Wesen in fremde Formen umgießt, ebenso gewaltig und heftig das Fremde zu sich heranziehen und sich aneignen muß.

Wenn man die Schilderungen*) liest, die einige Schriftsteller von den Kleinrussen entwerfen, sollte man glauben, in ihnen ein Volk von lauter Apollo's zu finden, während der Reisende, wenn er dieser sonneverbrannten, und vom schwarzen Staube ihres Steppenbodens bedeckten, magern und hagern Menschen zuerst ansichtig wird, glaubt, eine Race wilder häßlicher Barbaren vor sich zu haben; bis ihn genauere Beobachtung und Abstrahirung vom Zufälligen und von Aeußerlichkeiten eines Besseren belehrt. Die Gesichtszüge des Kleinrussen scheinen beim ersten Anblick etwas sehr Unbestimmtes, Unbedeutendes und Gekniffenes zu haben. Die kleine spitze Nase, der dünne Bart, die schmalen Wangen, die niedrige Stirn, die kleinen Augen, wollen Anfangs an Mongolisches und Kalmückisches mahnen. Die Physiognomie des Großrussen erscheint dagegen gröber geschnitzt, offener und verständlicher. Die dickere Nase, die rothen Wangen, der lockige Bart, das heitere Auge machen den Fremden ihm Anfangs weit geneigter, und eine vortheilhaftere Coeffure, so wie eine pittoreskere Kleidung lassen ihn im Ganzen genommen von wohlgefälligeren Formen erscheinen. Daher mag es kommen, daß die Großrussen, wenn sie zuerst nach Kleinrußland kommen, nicht genug über die Häßlichkeit des Volkes erstaunen können.

Sieht man indeß etwas genauer nach, gibt man dem Kleinrussen eine kleidsamere Haartoilette, kultivirt man seinen Leib, legt man ihm die Uniform Donischer Kosaken oder Petersburger Garden an, so zeigt sich, daß seine Physiognomie in ihren Grundzügen weit feiner ausgearbeitet und einer viel größern Vervollkommnung fähig ist, als die großrussische, so wie sein übriger Körperbau ebenfalls edler und schöner.

Die Großrussen haben einen auffallend gedrungenen Körperbau, kurzen Hals, starken Nacken, breite Schultern, kurze Beine; die Kleinrussen dagegen einen sehr schlanken Wuchs, eine schmale Taille, feine Knochen, so wie dünn aufgelegte Muskeln. Die Großrussen haben, wenn auch — in Vergleich mit den germanischen Stämmen — nicht kräftige, doch starke und dicke Muskeln, und neigen sehr zum Dickwerden. Unter den Kleinrussen sieht man dagegen sehr selten starkmusklige, fette oder dickbauchige Menschen, und sie neigen im Gegensatz zu den Großrussen mehr zum Gegentheil der Fettsucht. Wenn der Großrusse sich zu Wohlhabenheit und gutem Leben erhebt, wird er gewöhnlich dick und fett, wenn dieser Neigung, wie oft bei den höheren Ständen, nicht wieder andere Leidenschaften entgegenarbeiten, und es kommen daher unter ihren Kaufleuten und Provinzadel, besonders unter den Frauen, ungemein wohlgenährte Exemplare zum Vorschein. Wo dagegen die Kleinrussen sich zu gebildeten und begüterten Leuten abklären, erscheinen viel ausdrucksvollere, interessantere und reizendere Physiognomien unter ihnen. Ja es zeigen sich oft unter ihren geringsten Ständen so feine Körperbildungen, daß man meinen sollte, die aufmerksamste Erziehung, der akkurateste Tanzmeister und die gewähltesten Speisen hätten an ihrer Gestaltung und Ausbildung gearbeitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pesther Zustände.

2.

Alles aber müssen Sie mir nicht glauben, was ich Ihnen heute schreiben werde; denn, im Vertrauen gesagt, ich bin bestochen; darum schlägt mein Herz wärmer und das Bischen Verstand ist, Gott weiß, wo. Frühlingsluft, neue Bücher, eine Theaterprocedur und eine Saat reicher Hoffnungen!! Sehen Sie, so viel Erquickliches hatte ich noch nie beisammen, und darum beneid' ich heut auch nicht einmal den chinesischen Korrespondenten der * * * Zeitung. — Schon in der zweiten Hälfte des Monats Januar begann ein milder, italischer Vorfrühling uns zu erfreuen. Auf den besonnten Höhen schmolz der in diesem Jahre nur sparsam gefallene Schnee; binnen wenigen Tagen schwoll der Strom — aber nur unbedeutend, an; der Eisstoß

---

*) So z. B. Clarke und nach ihm Hoffmann u. a.

setzte sich in Bewegung; in dreimal vierundzwanzig Stunden war der Winter mit seiner ganzen frostigen Suite verschwunden, und nun — sitze ich im herrlichsten Sonnenschein, und fürchte keine Spätfröste; die Macht des Winters ist einmal gebrochen! Von dem Wiedererwachen des Landlebens kann ich Ihnen freilich nicht viel erzählen: desto mehr aber von der erneuten Thätigkeit in allen Zweigen städtischer Betriebsamkeit; und ist nur einmal der arbeit- und ernstscheue Karneval vorbei, so wollen wir unsre Kräfte noch besser entwickeln und anwenden. Die unterbrochenen Privat- und öffentlichen Bauten werden bereits fortgesetzt und die Vorarbeiten zur Kettenbrücke wieder aufgenommen; schon ziehen breitgekielte Handelsschiffe aus den obern und untern Gegenden auf der geschwellten Flut dahin; in drei Tagen stechen auch die Dampfschiffe wieder in die Wogen, und Erös, der Mächtige, wird die Fahrt nach der Türkei eröffnen. Wie es heißt, soll auch nächste Woche die Schiffbrücke eingehoben werden. — Das Alles brachte der Lenz der ganzen Welt; mir aber die Hoffnung eines baldigen regern Geisteslebens allhier. Ich habe seit Monaten wieder nach allen Häuser- und Journal-Ecken gespäht, um irgend ein neues Buch, und wär' es ein Traumbuch, angekündigt zu sehen. Vergebens. Der Spätsommer brachte eine gehaltlose Schutzschrift des „kalten Wassers" von Dr. El. Oesterreicher, die in sehr populären Worten (es laufen grammatische Fehler unter) Nichts enthält. Dann kam ein „Komptoirhandbuch"; lauter Zahlen, Tausende von Zahlen; nichts für mich. — Endlich, endlich kündet unser tüchtige Verleger G. Heckenast ein Buch an; — aber welch ein Buch! Ich bekam mehr, als ich erwartet hatte, erwarten konnte; „Dichtungen," weiland Jos. Emman. Hilscher's Dichtungen.*) Was ich Ihnen auch über dieses Buch sagen möchte: ich thäte immer nicht mir genug, immer nicht genug dem Verdienste unsres verewigten Landsmannes.**) Was über ihn als Menschen zu sagen, entnehmen Sie aus seinen eignen Worten (S. 39.):

„Er war erkrankt am namenlosen Harm,
Die Erdensucht löschte ihm das Licht der Tage,
Dem reichen Herzen blieb die Erde arm,
Vom Lebensbaum, wo tausend Blüthen winken,
Sah er für sich nur welke Blätter sinken."

Hilscher, der Dichter, ist nicht vollendet in der Form, aber ausgezeichnet durch die Tiefe des Gefühls, das immer eine melancholische Folie trägt. Hilscher, der Uebersetzer, steht jetzt unübertroffen da. Von ihm urtheilt Marsano: „Deutschland weiß es nicht, welchen Verlust es in diesem großen Talente erlitten hat." — Ludw. Aug. Frankl begleitet das Buch mit einer schönen — sehr beachtenswerthen Vorrede, an deren Ende es heißt: „Ein Theil des Ehrensoldes für diese Schriften wird zur Bestreitung eines Grabkreuzes für ihren Autor verwendet, dessen Ruhestätte noch kein Denkmal bezeichnet." Lassen Sie uns hoffen, daß eine rege Theilnahme auch diesem deutschen Sänger, nach seinem Tode, jenen Tribut zolle, den ihm das schmerzenreiche Leben verweigert. — Ein zweites Buch, das im Verlage des Buchdruckers Beimel hier erschien, ist ein Roman im de Kock'schen Genre, betitelt „Moderne Liebe." Der Verfasser, ein bekannter pesther Korrespondent, sollte sein Talent auf bessere und edlere Weise zu benützen streben. Ueber den Werth dieses Werkes entscheide des Verfassers eigner ästhetischer Geschmack.***) — So hatte ich denn wieder die deutschen Literatur-Interessen hier berührt; nächstens von den ungarischen und slawischen. — Ich habe Eingangs dieses Briefes einer Theaterprocedur erwähnt. Sie war folgende. Eines unsrer besten und beliebtesten Bühnenmitglieder erlaubte sich seit längerer Zeit, dem Publikum gegenüber, ein auffallend anmaßendes, sitten- und anstandwidriges Betragen. — Die Maßlosigkeit ging so weit, daß durch sie sogar der bühnlichen Kunstleistung Eintrag gethan wurde; in einer der letzten Vorstellungen ward nun dieser Mime — bei seinem Auftreten auf die Bühne — etwas sehr unfreundlich, mit Zischen, Pfeifen rc. empfangen; welcher Auftritt wohl dem Betheiligten, wie ähnlich gesinnten Herren und Damen, zur beachtungswerthen Warnung dienen wird, daß, dem Publikum gegenüber, Bescheidenheit und Dienstbeflissenheit die ersten Pflichten seien. — Im rezitirenden Schauspiele bekamen wir Viktor Hugo's „Ruy Blas" unter dem Titel: „Herr und Diener" zu sehen. Mad. Karl in Wien hat dieses Stück bearbeitet. Die Tendenz und der poetische Gehalt gingen verloren; die Intrigue blieb, obwohl umgeändert, noch immer interessant; das Ganze nimmt sich nun aus „wie Wein von einem Chemikus" u. s. w. „Der Unsinn ist geblieben." Die Oper bot uns Webers „Oberon" mit splendider Ausstattung und mittelmäßiger Besetzung. Sämmtliche, d. h. 15 Dekorationen und sämmtliche Garderobe ganz neu. Auch von dieser Oper gilt es: „Wie Wein von einem Chemikus" rc. rc. rc. — Im Laufe des Monats wurde auch Falk's „Richard Savage" zum drittenmale gegeben. Die Titelrolle war nicht passend besetzt; das Haus mäßig voll. — Bis auf Weiteres und Neueres bleibe ich rc. rc.

Lename.

P. S. So eben bekomme ich die Zeitung; Mich. von Lenhossék, k. k. Statthalterei-Rath und Protomedikus des Landes, ist todt. Ein großer Verlust für die Wissenschaft, die leidende Menschheit und Ungarn. Sie selbst dürften sich dieses Mannes noch von seiner Anwesenheit in Prag, bei Gelegenheit der „Versammlung deutscher Naturforscher" im J. 1837, erinnern, wo er „Sektion für Anatomie und Physiologie" präsidirte.

Aus Koblenz.

(Fortsetzung und Beschluß.)

In literarischer Hinsicht ist Einiges zu berichten. Der rühmlichst bekannte Uebersetzer O. v. Czarnowsky arbeitet an einer Beschreibung des Moselthals. Dr. Mayer, durch seine oryktognostischen Tabellen vortheilhaft bekannt, hat ein neues oryktologisches Werk unter der Feder, und außerdem eine Lebensbeschreibung Franklins, so wie eine Auswahl aus dessen Schriften beendet. Der berühmte Historiker Ch. v. Stramberg arbeitet an einer Geschichte der trierschen Metropoliten, und der Endesunterzeichnete ist mit der Sammlung der Sagen, Legenden und Geschichten des Moselthals beschäftigt.

Unerwähnt dürfen wir auch nicht die höchst merkwürdige Autographen-Sammlung eines hiesigen Kaufmanns, Hrn. Leroy, lassen. Größern Fleiß hat wohl selten ein Privatmann auf seine Collektaneen verwendet. Wir finden da Handschriften und Originalbriefe sämmtlicher Staatsmänner, welche sich im vorigen Jahrhundert und in der neuern Zeit hervorthaten. Von Napoleon und den meisten seiner Marschälle, ferner von den beiden David, Isabel, H. Vernet rc. Die ganze neue franz. romantische Schule: Balzac, V. Hugo, G. Sand, Herz. Abrantes, Lamartine, Beranger rc. Alle berühmten Musiker der neuern Zeit: Liszt, Thalberg, Beriot, Berlioz, Döhler rc. Höchst merkwürdig ist darunter ein ziemlich langer Streifen Papyrus (Stauden-Papier) mit arabischen Schriftzeichen. Diese sind von Mahiddin-Marabut, dem Vater Abdel Caders. Ueber die Echtheit sind die überzeugendsten Dokumente vorhanden. Allen Autographensammlern diene zur Nachricht, daß sich Hr. Leroy eines großen Theils seiner Sammlung entäußern will.

Daß mit der Dampfschiffahrt auf dem Rhein nun zu kommendem Sommer auch die auf der Mosel verbunden werden soll, verfehle ich nicht mitzutheilen. Groß waren die Schwierigkeiten, welche sich dargeboten, jetzt sind sie alle gehoben. Kein Besucher des Rheins sollte von jetzt an verabsäumen die Mosel hinaufzuschiffen; er wird in diesem herrlichen Flußthale reichen Hochgenuß in romantischen, entzückenden Aussichten finden. — In einigen Wochen ein Mehreres.

Fr. Menk.

Wiener Briefe.

16. Februar 1840.

6.

Sie zürnen mir, werther Freund! daß ich Ihnen so lange nicht schreibe, aber es fiel hier in letzter Zeit so wenig Bemerkenswerthes vor, daß ich jetzt Alles recht bequem in einen Brief zusammendrängen kann. — Unsere Freuden und Leiden drehen sich nachgerade um Bälle und Konzerte, Theater und Redouten. Das merkwürdigste Konzert seit langen Jahren war heute Liszt's Abschieds-Konzert, nicht sowohl durch die Produktionen, als vielmehr durch das Verhalten Liszt's und des Publikums dabei. Es fand im großen Redoutensaale statt, wo das Orchester in der Mitte des Saales errichtet war, und das Publikum um dasselbe herumsaß. Eine Stunde vor Anfang des Konzertes schon waren fast alle Räume des Saales gefüllt, was für das zwölfte Konzert eines Künstlers in dieser Saison eine unerhörte Sache ist.

---

*) Aus denen wie im vorigen Jahre zwei Mittheilungen: „Endymion" und „Manfred's Monolog" gaben. Die Red.

**) Hilscher war 1804 zu Leitmeritz geboren; er starb im November 1837 in Mailand.

***) Wir kennen dieses Werk nicht; wir wissen aber, daß Chownitz schon öfter Proben eines echt schönen novellistischen Talentes gegeben hat. Die Red.

Nachdem Liszt Webers Konzertstück mit bezaubernder Meisterschaft vorgetragen hatte, sollte er über ein gegebenes Thema improvisiren, zu welchem Zwecke Jedermann Thema's bei der Kasse abgeben konnte. Liszt nahm die abgelieferten Thema's vor sich, und sagte, er werde sie alle vorspielen und man möge durch Applaus dasjenige Motiv bezeichnen, über welches man die Improvisation wünsche. Er begleitete nun jedes gespielte Thema mit einigen Worten, und das Publikum konnte sich nie zu einstimmigem Beifalle über ein Motiv vereinigen, woran wohl die größtentheils zu einer Improvisation untauglichen Thema's Schuld waren. Da man durch diese lange ermüdende Wahlscene doch zu keinem Resultate kam, sagte Liszt, er werde drei Motive, worunter das Kaiserlied, zu seiner Phantasie benützen. Endlich führte er uns eine mit immensen technischen Schwierigkeiten und herrlichen Einzelnheiten ausgestattete freie Phantasie über die gewählten drei Thema's vor. Seine Improvisation gleicht seinen Kompositionen; sie überrascht und verblüfft durch die spielende Ueberwindung der kühnsten mechanischen Schwierigkeiten und durch häufige Fragmente voll hohen poetischen Schwunges oder zarter Innigkeit oder tiefen Ernstes. Seine äußerst brillanten Kompositionen blenden wie feurige Blitze durch Gewitter-Nacht; aber sie erwärmen nicht, wie das heilige Feuer der weihevollen Muse der Musik nachhaltend erwärmen und erheben soll. Schließlich trug Liszt in diesem Konzerte die groß-Phantasie von Beethoven mit Orchester und Chor ganz im Geiste der Komposition vor. — Beethovensche Kompositionen habe ich überhaupt nie so wunderherrlich vortragen gehört, wie von Liszt, und um der Aufforderung des Publikums nachzukommen, spielte er noch zum Abschiede mit seiner gewöhnlichen Bereitwilligkeit seinen Galope chromatique und eine ungarische Nationalweise, worin er uns noch alle Wunder seiner Technik vorführte. — Mit Bedauern sehen wir einen Künstler aus Wien scheiden, welcher als Artist und als Mensch auf einer so hohen Stufe steht, und jedenfalls eine merkwürdige Erscheinung ist in musikalischer und sozialer Beziehung — in erster, weil er unbestritten der größte jetzt lebende Pianist ist, in zweiter, weil er in Wien wenigstens vorläufig für seine Person im Bewußtsein seines geistigen Werthes den Künstler-Stand emanzipirte. Denn bis jetzt war man hier noch nicht gewohnt, den Künstlern eine freie, allen andern Ständen coordinirte ehrenvolle Stellung einzuräumen — freilich findet es sich außer Frankreich selten, daß ein Künstler mit der artistischen auch die soziale Bildung in dem Grade vereint wie Liszt; aber dies wird sich dann schon geben, wenn nur einmal der Impuls vorhanden ist. — Liszt reist nächste Woche nach Prag, und da werden Sie dann selbst sein großes Genie und seinen schönen Wohlthätigkeitssinn bewundern können.

7.

Jetzt komme ich zu den musikalischen Leiden. Das Repertoir unsers Operntheaters bietet so wenig Neues und Interessantes, daß ich Ihnen fast nichts darüber mitzutheilen habe. Die einzige Novität war Aubers Oper „die Sängerin," welche Dem. Lutzer zu ihrer Benefize gab, eine Komödie mit Vaudeville-Musik, die eben so wenig den Namen einer Oper verdient, als eine Nestroy'sche Posse den Namen eines Lustspiels. Sie ging auch nur einmal und zwar mit verdienter Mißbilligung des Publikums über die Bretter, und verschwand dann vom Repertoire, hoffentlich für immer. Dann kamen wieder Belisario, Straniera, Sonnambula und andere italienische Opern zur Aufführung, welche wohl recht gut für die italienische Opernsaison, aber nicht so vorherrschend für die deutsche passen. Müssen wir denn auch für das deutsche Opern-Repertoir unsern Bedarf immerwährend jenseits der Alpen und des Rheins suchen? sind wir denn gar so arm an guten deutschen Opern? wie oft und wie viele Meisterwerke führt man uns denn vor von Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Meyerbeer, Spohr, Lindpaintner, Chelard ꝛc.? eben Chelard's herrlichen „Makbeth" fing man einmal an einzustudiren — warum ließ man ihn wieder fallen? Meyerbeers „Ghibellinen" hören wir schon längere Zeit nicht mehr. Das Publikum muß sich durch ewiges Anhören dieser charakterlosen seichten Musik Donizetti's, Ricci's, Auber's ꝛc. endlich den guten Geschmack verderben, und hat dann freilich keinen großen Sinn mehr für ernste gediegene Tonwerke. Daß aber auch hier ein zahlreiches Publikum die gute weihevolle Musik verehrt und zu würdigen weiß, beweisen die vollen Säle, welche klassische Opern und Concerts spirituels fortwährend machen. Man kann ja abwechselnd recht wohl beide Parteien befriedigen. — Herr Haitzinger trat in ein paar Partieen als Gast im Kärnthnerthortheater auf. — Im Burgtheater sahen wir ein Schauspiel von Stamm: „Das weibliche Herz," welches mit andern weiblichen Herzen das gemein hat, daß man einen Ariadne-Faden nöthig hätte, um sich darin zurecht zu finden, übrigens aber viele poetische Elemente besitzt. Das Publikum ging mit dem zarten weiblichen Herzen etwas unzart um. Saphir schrieb über dieses Drama im Humoristen eine treffliche Kritik. — Im Theater an der Wien kam letzthin eine miserable Parodie auf den „Frauenaufruhr im Serail" zur Darstellung — quousque tandem! — Der Karneval ist heuer in Wien nicht so animirt, wie sonst; an der Stelle der Bälle sind aber die Redouten desto mehr besucht, obgleich hier nicht dieselbe Pracht in Maskenanzügen, wie selbst in kleinern Residenzen, noch die genügende Leichtigkeit und übermüthiger Witz in der Konversation herrscht, welches die Hauptelemente für das Amusement auf Maskenbällen sind. — Seit einiger Zeit hält sich hier ein junger Kompositeur aus Manheim, Heinrich Esser, auf, welcher mehrern Musikkennern der Residenz zwei Symphonien, die er in letzter Zeit komponirt hatte, vorführte. Beide Werke zeugen von genialem Geiste und tüchtiger Musikbildung; die erste Symphonie in F-moll ist ein Tonwerk voll poetischen Schwunges, zahlreicher originaler Schönheiten der Melodie und Harmonie, und ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganzes; besonders das Scherzo ist meisterhaft geführt. Die zweite in B-dur ist ernster und imposanter, und mit außerordentlichem Fleiße gearbeitet. Die Symphonie in F-moll soll in einem der kommenden Concerts spirituels gegeben werden. Esser ist jedenfalls eine erfreuliche musikalische Erscheinung, da wir für die höchste Gattung der Tonkunst, für die Symphonie, jetzt so wenig begabte Kompositeure besitzen. —

L. M.

Notizen.

(Journalistik.) In der Journalistik geht es umgekehrt wie im Leben. Hier gibt es Findelhäuser zum Schutze derjenigen, welche von ihren Eltern ignorirt werden, dort ereignet es sich nicht selten, daß sich mehrere Papa's zu einem literarischen Kindlein melden — vorausgesetzt nämlich, daß das Kindlein gesund und wohlgestaltet sei. So brachte unlängst das „Pesther Tagblatt" einen soi disant Originalartikel unter der Ueberschrift: „Franz Liszt," welcher wörtlich einer Wiener Correspondenz in „Ost und West" entnommen ist. Sei es darum! Wir gratuliren dem Pesther Redakteur zu seinem guten Geschmack, denn diese Wiener Briefe (unter der Chiffre L. M.) sind eben so durch Tiefe und Unbefangenheit des Urtheils, als durch Eleganz der Sprache ausgezeichnet. * *

(Zehnzüngler.) Wir empfehlen dieses, nach der Analogie von „Doppelzüngler" gebildete Wort zur Bezeichnung jener industriösen deutschen Schriftsteller, welche über den nämlichen Gegenstand in zehn verschiedene Zeitschriften correspondiren. Es sind geistreiche Leute darunter. Sie geniren sich nicht, ganz diverse Urtheile zu fällen, und unter jedes ihre Chiffre zu setzen. Wer nun alle diese Journale in die Hand bekommt, fragt sich verwundert, welches Journal denn eigentlich die Ehre habe, die wahre Meinung des Berichterstatters zu repräsentiren? In der Mitte kann hier die Wahrheit nicht liegen: denn von zehn verschiedenen Urtheilen dürfte es schwer sein die Mitte anzugeben. **J. G.**

(Kuranda's letzte weiße Rose.) Dieses Trauerspiel, welches bekanntlich zu Karlsruhe und Stuttgart mit Beifall gegeben wurde, wird nächstens auf den Bühnen zu München, Dresden, Berlin, Weimar, Frankfurt a. M., Hannover und Kassel aufgeführt werden.

(Curiosum.) Im J. 1838 wurde in Neapel eine Neapolitanerin, Namens Califacci, 27 Jahre alt, von fünf Kindern entbunden. (S. Giornale delle due Sicilie 1838.) (Wiener Ztschft.)

(Klimatisches.) Der Main bei Frankfurt ist im Durchschnitt jährlich 30 Tage zugefroren, die Newa bei Petersburg 147 Tage, die Oder bei Küstrin 70 und die Elbe bei Magdeburg 62. Die Chroniken erzählen, daß in Frankfurt am Main im Januar 1384 die Schlüsselblumen blühten, ebenso 1708. Im J. 1540 fing der Sommer am 22. Februar an, und 1691 flogen die Bienen am 10. Februar zum ersten Male aus. — Aus vielen Ländern vernimmt man, daß die Witterung im Dezember 1839 und Januar 1840 ungewöhnlich milde war. So berichtet die Prager Zeitschrift „Bohemia," daß sich am 25. und 26. Januar in Unter-Berkowic bei Melnik (4 Meilen von Prag) auf den obrigkeitlichen Feldern eine große Menge lebender, frisch entpuppter Schmetterlinge gezeigt habe.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 18. Samstag den 29. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Ein Menschenleben.

Von Alfred Meißner.

I.

Als er ein Knabe war, mit Locken blond und kraus,
Da floh er täglich vor aus seiner Eltern Haus,
Und zog ins Waldgebirg auf unwegsamen Pfad,
Den nur der Fuß des bleigetroffnen Wilds betrat.

Ob er die Lämmer sucht, die sich im Hag verirrt?
Ob er der Taube lauscht, die in den Wipfeln girrt?
Ich weiß es nicht, auch ist nicht Einer, der's erfuhr —
Wer Geisterpfade geht, den finden Geister nur.

Der Vater schlug ein Kreuz, die alte Mutter sann,
Bis Thrän' auf Thräne heiß ihr ins Gebetbuch rann.
Sie saß so bleich vor Angst des Nachts bei ihrem Herd,
Da kam der Knabe aus dem Wald zurückgekehrt.

Die Rehlein folgten ihm wie fromme Hunde nach,
Sie leckten ihm die Hand und wußten, was er sprach.
Und gab er ihnen leis ein seltsam Abschiedswort,
Dann schlich die ganze Schaar zu ihrem Dickicht fort.

Zum Herde setzt' er sich. Da sprach er lang und bang
Vom unterird'schen Quell und seinem Wundersang,
Vom Lilienkelch, der fern im blauen Teiche schwimmt,
Vom Glutkarfunkel, der in dunkler Höhle glimmt.

Die Mandragora tief im Felsenriß versteckt —
Die Schlangenkönigin bekrönt und buntgefleckt —
Er kennt sie nur zu gut. Kein Spuck erschreckt ihn mehr;
Wo hat der junge Knab' die tollen Märchen her?

Ein müder Wanderer saß ich einst zu süßer Rast
Des Nachts in jenem Haus bei Brod und Trank zu Gast.
Da kam der blonde Knab', verworren Haar und Blick,
Von seiner Wanderung im Waldesgrund zurück.

Er sprach: O kennt' ich doch das wunderbare Weib,
Das hoch auf schwarzem Hengst zu stolzem Zeitvertreib
Das Silberhorn zur Seit, den Falken auf der Faust,
Tagtäglich durch den Forst im tollen Ritte braust!

Wie rauscht ihr Kleid! doch dort, wo die Kapelle steht,
Springt sie vom Pferd herab und spricht ein leis Gebet.
Derweilen grast der Rapp, der zahme Falke schreit,
Sein greller Ton erstirbt in der Waldeinsamkeit.

Einsiedels Glöcklein tönt aus ferner grüner Nacht —
Aus ihres Betens Traum das schöne Weib erwacht;
Sie steigt zu Pferd — sie stößt ins Horn — o Harmonie! . . .
Ich sprach: „Mein Freund, das war die deutsche Poesie."

II.

Als Jüngling sah ich ihn. Wie seine Locken wehten —
Die Augen dunkelbraun — auflodernde Kometen.
Auf weißer Marmorstirn in wirren Glutbuchstaben
Das Mal des Märtyrers des Liedes eingegraben!

Er nannte die Natur, in seiner Rede Chaos,
Ein Weib — so schön und falsch, wie das des Menelaos,
Sprach von Gedanken, die, mit Worten nicht zu nennen,
Im armen Menschenhirn wie rothe Kohlen brennen!

Und milder ward er dann. Von seinen Lippen kamen
Die Worte: Gott und Geist — dann süße Mädchennamen.
Nun ist er todt. Er ruht in ungeweihter Erde.
Das andre wißt ihr. Fleht, daß ihm vergeben werde.

Adolf Henselt in Petersburg.

Unter den ausgezeichneten Künstlern, welche jetzt die russische Kaiserstadt zu ihrem Aufenthalte gewählt, ist Adolf Henselt der bedeutendsten einer, unter den Tonkünstlern, den ausübenden, der bedeutendste, was ihm in dem Staate, — wo man von allen europäischen Ländern am wenigsten darnach fragt, von welchem Herkommen, von welchem Glauben, und welchem Geschlechte man sei, wo man gewöhnlich nur auf das Verdienst des Mannes achtet, — eine ehrenvolle Stellung sichert, ihn zu einem Manne des Tages macht, indeß er in einer deutschen Groß- oder Kleinstadt zeitlebens vielleicht nicht anders, als in den Musikalienhandlungen bekannt geworden wäre. In Deutschland möchte er wohl von einem Kunstgenossen einmal einen Besuch erhalten, mit einigen Flugschriftlern in Berührung kommen, oder einen kunstschwärmenden Jüngling zum Verehrer sich gewinnen, wo ihn hier die würdigsten Großen achten, gern sehen, besuchen, wo ihn die Höchsten des Reiches schätzen, und vorsorglich schützen, was gewiß viel sagen will bei einem Manne, der nicht anders als seine deutsche Derbheit zur Schau tragen kann, der nicht einmal französisch spricht, immer seine ungeschminkte Sprache führt, und nichts weniger als geschmeidig und gewinnend in seinem Umgange, in seinem Reden und Denken ist. Ich mußte ihn in der fernen Eisstadt besuchen, es wäre unverzeihlich von mir gewesen, wenn ein Deutscher seinem Landsmanne nicht die Huldigungen dargebracht hätte, die das ganze ungeheure Ostreich ihm willig zollt. Ich ging, es war gegen zehn Uhr, eines Sonntags Morgens zu ihm, wo ich ihn allein zu Hause zu treffen hoffte, irrte mich aber gewaltig, indem ich ihn im Saale, inmitten der glänzendsten Gesellschaft antraf. Keiner war im Kreise zu finden, der nicht in seinem Bratenrocke steckte, der nicht mit einem halb Dutzend

Kreuzen, Sternen, Bändern und Kammerherrnschlüsseln umbuntigt gewesen; und zwischen all diesen leuchtenden Sternen saß der Künstler eben im Schlafrocke, und bewegte sich in selbem so ungezwungen, daß man ihn leicht für ein gekröntes Haupt im Morgenüberwurf hätte halten können. Bald ging er hinter seinen Flügel, schien aber auch dort nicht den Anwesenden mit irgend etwas aufwarten zu wollen, sondern vielmehr nur für sich die ihm gewöhnliche Handübung vorzunehmen, welche erst aus langem Spannen und Messen auf dem Holze des Kastens, dann über den Tasten bestand, und erst später in hörbare Musik überging, aber auch nun den Meister in all seinem Glanz bekundete, und mich wie alle anwesende Herren den Schlafrock vergessen machte. Wenn einer der jetzt lebenden Klavierspieler durch eine gute Schule, durch gründliche Kenntniß der Harmonie, des Satzes und der Stimmführung fähig wäre, etwas Großes zu leisten, sei es für die Kammer, ja selbst für die Oper, so ist es der, welcher nun vor mir spielte; denn alles, was er nur anschlug, war neu, noch nicht da gewesen, oder doch an Wendung und Haltung neu, und klang so rein, so stimmgerecht und vollstimmig durchgeführt, als ob es von dem tiefsinnigsten Kontrapunktisten ausgebrütet worden. Bisher hat freilich der Künstler nur kleine, abgerissene Studien bekannt gemacht, welche blos zur Schülerbildung berechnet zu sein scheinen; doch auch diese Tonstücke tragen alle einen lebendigen, kräftigen Keim in sich, athmen alle die Schönheit fließender neuer Melodien, in denen nichts Gesuchtes, nichts Schroffes und Unlauteres, welchem wir auf den Feldern des Tages leider so oft begegnen, sich entdecken läßt, und verrathen eine Stimmführung, die in den schwierigsten Lagen, in den größten Verwickelungen siegreich bestehen würde. Gerathen würde es dem Künstler sein, nach der Vollendung im Kleinen, die er längst schon errungen, nach der Vollendung im Großen zu streben, damit nicht der großartige Geistesflug zuletzt in den Netzen einer öden Manier gefesselt werde, daß der Geist, der zur Höhe der Ode und des Drama's Flugkraft und Geschick hat, sich nicht zuletzt in Sonettklingelei zersplittere und abstumpfe. Als Spieler steht Henselt so großartig und vollendet da, wie als Komponist, und hat in dieser Eigenschaft sich noch durch weit mehr Siege bewährt; wie denn sein Zug bis zur Newa und Moskwa aus lauter Triumphen zusammengesetzt, obschon der Meister verschmähte, zuvor in Paris um die Gunst des launischen Seinevolks zu buhlen, was im Osten einmal Alles bedeutet; obschon er nicht die Federn dort für sich gewonnen, welche den Ruf und den Ruhm des Tages schaffen, was andre Künstler, die mit ihm um den Kranz ringen, nicht so gerade verschmäht haben. Hat man andern Fingerkünstlern nachgesagt: daß sie 4 bis 6 Hände haben, welche letztere Zahl Herr Reißiger dem Virtuosen Thalberg zuschreibt, so kann ich von Henselt, was sein fertiges Spiel betrifft, mit mehr Wahrheit behaupten: daß in seinem Spiele ein Quartett gebunden liege. Vierstimmig bewegen sich alle seine Sätze, rein vierstimmig entfalten sie ein reiches, glänzendes Spiel, geben jedem Geübten Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, ohne deshalb in nichtssagendes Passagenwesen, in blöde Kunststückeleien auszuarten, die jetzt fast überall eine so große Rolle in der Welt spielen. In der Wahl seiner Vortragsstücke ist Henselt eben so sehr zu schätzen, wie in seinen eigenen Kompositionen, indem er in seinem Musikkränzchen sowohl, wie in öffentlichen Konzerten, nur das Gediegenste der besten Meister wiederklingen läßt, wie ich mich aus den Konzerten, denen ich beiwohnte, noch der guten Namen: Hummel, Weber und Beethoven entsinne. In der That scheint mir der Künstler von jedem dieser gefeierten Meister etwas geerbt zu haben, von dem er sich wieder in anderer Eigenschaft weit genug entfernt, um als eigenthümliche Erscheinung im Kunstgebiete dastehen zu können. Auch von den neuesten Meistern, von Chopin, Schumann und mehren Andern hörte ich den Künstler Mehres vortragen, aber dann auch gerade das Tiefere, Gediegenere ihrer Arbeiten; mehrentheils, indem er sie auf seine Weise nach seiner Stimmführung umschreibt, und ihnen dadurch eine reichhaltigere Bedeutung, eine neue Fülle von Wohlklang verleiht. In seinen Aeußerungen über Nebenbuhler und zeitgenosse Künstler bemerkte ich Henselt immer bescheiden, und bei der größten Ueberlegenheit schonend und schützend, was mit seiner rauhen, geraden Ausdruckweise oft kaum sich reimen will. In Gesellschaft ist der Künstler, wie sehr er auch darin gesucht werden mag, wenig mittheilend und ein schlechter Unterhalter, auch hält es ziemlich schwer, ihn wo zum Spielen zu bringen; hat er aber einmal einen Flügel gefunden, der ihm zusagt, so kann er sich den ganzen Abend nicht davon trennen, spielt immer fort, und geräth zuletzt ins Ueben, was dem zerstreuten Meister einigemal sogar bei Hofe widerfahren sein soll. Der eiserne Fleiß, mit dem er zu Hause einübt, dem kein Fluß, keine Anmuth rein genug, überschreitet alle Gränzen, und selten ist der Künstler anders zu treffen als vor dem Piano, oder vor seinem stummen Pianino, und selbst außer Haus immer beschäftigt, die Finger in Uebung, die Hände immer zu einer weiten Spannung geschmeidig zu halten.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß all dieser Fleiß, die Vorarbeit und die mannigfaltigen Geistesanlagen, durch kräftigen Willen unterstützt, sich bald zu einem würdigen größeren Werke vereinigen mögen, welches sicher nur ruhmbringend für den geschätzten Meister ausfallen kann. **W.**

Notizen über die jetzige russische Literatur.

St. Petersburg, den 12/24 Januar 1840.

(Fortsetzung.)

B. Privatunternehmungen.

1. Der Sohn des Vaterlandes (Syn Otetschestwa), gegründet von dem jetzigen Herausgeber der Nordischen Biene, Gretsch, im J. 1812, während des vaterländischen Krieges; erschien bis 1825 wöchentlich in Heften von 3 Bogen, dann zweimal monatlich, wurde im J. 1829 mit dem Nordischen Archiv (v. Bulgarin) vereinigt; dann 1838 vom Buchhändler Smirdin in Verlag genommen, und unter Gretsch's Verantwortung in den J. 1838 und 1839 von Polewoy redigirt, wo es monatlich in starken Heften von 25—30 Bogen erschien. Jetzt hat sich Gretsch ganz davon zurückgezogen, und die Redaktion dem Professor Nikitenko und Hrn. Polewoy überlassen. Dieses literarisch-politische Journal hat zu seiner Zeit einen hohen Rang unter den russischen Zeitschriften behauptet; seit 1825 aber, als sich

Gretsch ausschließlich mit der nordischen Biene zu beschäftigen anfing, und sich auf Mitarbeiter verlassen mußte, war es merklich gesunken. Polewoy hat der Unternehmung eine neue Kraft verliehen, und unter seinee Redaktion ist der Sohn des Vaterlandes vielleicht die interessanteste russische periodische Schrift geworden. Nur schadet ihm der Umstand, daß es sehr unregelmäßig erscheint: es fehlen noch zwei Hefte vom vorigen Jahr. Jetzt wird es zweimal monatlich herausgegeben.

2. Die Nordische Biene (Sewernaja Ptschela), eine literarisch-politische Zeitung, gegründet seit dem J. 1825 von Gretsch und Bulgarin; erschien bis 1830 dreimal, seitdem aber sechsmal in der Woche, in Folio; das gelesenste russische Blatt; enthält einheimische und auswärtige Nachrichten, Kritiken, Theaterrezensionen, wissenschaftliche, literarische und humoristische Aufsätze ꝛc. Die Herausgeber, keiner Schule zugethan, haben sich viele Feinde und Widersacher auf den Hals geladen, deren Groll sich im Melgunow-Königschen Buche ausgesprochen hat. Die nordische Biene verfolgt unbarmherzig alle alberne Neuerungen in Sprache und Literatur, und zeichnet sich selbst durch einen guten Styl (so weit dieser in einem Tagesblatte gehandhabt werden kann) aus. Bulgarin liefert satyrische und humoristische Artikel und beißende Rezensionen. Gretsch besorgt das Ganze.

3. Die Lesebibliothek (Bibliotheka dlja Tschtenia) erscheint seit 1834 im Smirdinschen Verlage, in monatlichen Heften von 25 Bogen. Diese Zeitschrift ist bei den günstigsten Umständen unternommen worden. Auf Smirdins Antrag traten die ersten Literaten zusammen, um ein umfassendes periodisches Buch zu liefern. Die Redaktion wurde dem Professor Senkowski und Gretsch übertragen. Puschkin, Jonkowski, Bulgarin, Krylow, Zagoskin ꝛc. waren die Mitarbeiter. Mit einem großen Aufsehen wurde die Zeitschrift eröffnet, und erfreute sich einer großen Anzahl Abonnenten (bis 5000). Nach und nach aber zogen sich die Meisten zurück: Puschkin, Gretsch, Jonkowski, Bulgarin und Andere. Senkowski blieb der alleinige Herrscher und Regulator der Bibliothek. Er ist ein Mann von vielem Verstand, besitzt ausgezeichnete Kenntnisse (insbesondeee in orientalischen Sprachen) und ist ungemein thätig. Leider hatte er, als er zum Alleinbesitz der Bibliothek gelangte, sich ein sonderbares Ziel vorgesteckt. Er wollte als ein feiner Weltmann erscheinen, nahm Alles leicht und frivol, moquirte sich über die ganze Welt, über Künste und Wissenschaften (insbesondere kam die deutsche Philosophie dabei schlecht weg), arbeitete alle Beiträge seiner Mitherausgeber und sogar Uebersetzungen nach seinen Grillen und Einfällen um, und nahm sich vor, die russische Sprache (in der er als Pole ohne fremde Hülfe sich kaum richtig auszudrücken vermag) zu reformiren. Er that einige sehr gebräuchliche Wörter in Bann, wollte eine neue Construction einführen, die Participien verdrängen ꝛc. Es gelang ihm Aufsehen zu machen, und manchen jungen unerfahrnen Schriftsteller zu blenden. Andere folgten ihm, da sie seine Sarkasmen über ihren, wie sie meinten, veralteten Styl fürchteten. So ging es ein Paar Jahre, bis er sich selbst einen gewaltigen Gegner aufdrang. Im Anfang 1838 kritisirte er die Werke von Gretsch, und behauptete, dieser Autor sei veraltet, seitdem die Lesebibliothek die russische Sprache umgeformt hätte. Dies entrüstete den russischen Sprachmeister par excellence: er druckte und vertheilte bei der nordischen Biene eine Brochüre, in der er die Gehaltlosigkeit der Vorwürfe Senkowski's aus einander setzte, und ihm bewies, daß er durchaus keinen Beruf habe, die Sprache umarbeiten zu können, da er sie selbst in ihren Aufangsgründen nicht verstehe. Senkowski hatte nichts darauf zu antworten. Seitdem ist die gesetzgebende Gewalt der Bibliothek gebrochen. Das Garaus gab ihr eine andere Brochüre von Geetsch, in der die von Senkowski redigirten Bände des Conv. Lexikons gewürdigt wurden. Doch davon weiter unten. — Da der Buchhändler Smirdin seine Mitarbeiter gut honorirt, so erscheinen in der Bibliothek manche gehaltvolle Aufsätze. Wo aber der Redakteur seine eigenen Ansichten und Meinungen durchsetzen will, da werden die Leser oft mystificirt und irregeführt. So wollte er die geniale Entdeckung drr Galvanoplastik dem Professor Jakoby absprechen, und sie einem Lampenmacher zuschreiben, den Jakoby bei seinen Versuchen als Handlanger gebraucht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

(Venedig.) Teatro St. Benedetto. Das Schicksal scheint dieses Theater während des gegenwärtigen Karnevals nicht begünstigen zu wollen. Die Kasse bleibt viele Abende arm und leer, ohne daß man sich die Lieblosigkeit des Publikums gegen dieselbe zu erklären weiß, da die Gesellschaft Pisenti und Solmi, welche hier agirt, doch zu den vorzüglichsten in Italien gehört. Nur wenn Gustav Modena recitirt, füllen sich alle Räume. Modena steht aber auch einzig da; noch nie hat ein italienischer Schauspieler mit so vieler Wahrheit wie er, fern von jeder Uebertreibung, die Charaktere darzustellen gewußt. Modena ist unstreitig der erste, welcher sich von der vaterländischen Schule entfernte und sich der deutschen zu nähern suchte; sein Streben ist ihm vollkommen gelungen, und er ist des Ruhmes ganz werth, den man ihm angedeihen läßt. Im Teatro Apollo agirt die Schauspielergesellschaft Villa und Bonuzzi; sie gibt vorzüglich Stücke im venezianischen Dialekt und hat dadurch und durch die Verbindung mit dem Taschenspieler Dedraine ihr Publikum. Das Teatro S. Samuele ist von der Gesellschaft Duse in Beschlag genommen worden, welche nichts Besonderes leistet.

(Asti.) Der Advokat G. Bertazzo ließ hier sein neues Original-Lustspiel „Frutto di una beneficenza“ (Frucht einer Wohlthat) aufführen, welches mit dem größten Beifalle belohnt wurde.

(Verona.) Donizetti's Oper: „Maria di Rudenz,“ welche mit der Strepponi, dem Basso Ronconi und dem Tenor Corelli in die Scene ging, wurde nicht beifällig aufgenommen. Man rügt die völlig gehaltlose Musik. Nächstens wird „Roberto di Evreux“ gegeben, worin die berühmte Prima Donna Giuseppina Ronzi singen wird.

(Genua.) Nini's neue Oper: „la Marescialla d' Ancra“ hatte sich des glänzendsten Erfolges zu erfreuen.

(Rom.) Im Teatro Alibert gefiel Ricci's neue Oper: „il diavolo condannato a prender moglie“ ungemein, sie soll, was das Melodiöse anbelangt, Scaramuccia um Vieles übertreffen.

(Triest.) Friedrich Ricci reist dieser Tage nach Wien, um daselbst seine Oper: „La prigione di Edimburgo“ in die Scene zu setzen. Wir glauben ihr einen günstigen Erfolg prophezeien zu können, da sie viel Schönes und mitunter Originelles enthält, und dazu die vorzüglichsten Künstler darin beschäftigt sein werden. Hier kommt nächstens Mercadante's Oper: „Il bravo“ zur Aufführung. Wir werden darin eine neue Prima Donna, Mad. Tavola, und einen nagelneuen Tenor, Herrn Raduri aus Triest, zu hören bekommen. So wie einst Bergamo, scheint jetzt Triest das Vaterland der Tenore werden zu wollen; seit zwei Jahren hat es bereits fünf Stück geliefert. In der That gibt es für einen Triestiner nur zwei Haupterwerbsquellen: den Handel und die Musik; wer reich werden will, der greife zu dem einen oder dem anderen; in anderen Branchen muß man sich schon mit der goldenen Mittelmäßigkeit begnügen.

Das Wetter ist jetzt herrlich, wir haben nordische Sommertage. Am Tage sind daher die Spaziergänge eben so wie in der Nacht die Ballsäle gefüllt.

Aus Stuttgart.

20. Februar.

Eines solchen Winters, wie dieser, können sich auch die ältesten Leute nicht entsinnen. Kaum ein Paar Tage wirkliche Kälte, dann wieder plötzliche Wärme, Sonnenschein, Regentage, Alles unter einander, kurz gar kein Winter. Schlagen doch die Bäume schon aus! Kein Wunder, wenn eine solche Temperatur Krankheiten erzeugte! Und nun vollends in Stuttgart! Ringsum Berge, ein ewiger Nebel, eine ungesunde Luft im tiefen Kessel, — was will man mehr? So hatte denn das Nervenfieber freien Spielraum, und das Schleimfieber dazu. Diese beiden liebten sich auch so sehr, daß sie fast immer Hand in Hand gingen und nicht nachließen, wenn sie ein Opfer verschlungen, ein neues zu finden. Es starben viele Menschen, noch mehr lagen krank oder liegen noch darnieder. Es war ein großer Jammer in der ganzen Stadt, und Manchen, der jetzt noch lebt und bald wieder frisch und gesund ist, trug man für todt herum und schickte ihm gar schon Todtenkränze ins Haus. Ihr Correspondent von heute gehört auch unter diese. Jetzt aber scheint die Macht der Seuche gebrochen zu sein, denn der Frühling ist bereits mit Macht herbeigezogen und die Sonne scheint warm und verscheucht die bösen Nebel. — Einen nachtheiligen Einfluß hatte aber diese böse, schwere, langwierige Krankheit auf das gesellschaftliche Leben. Viele Familien blieben fast ganz für sich abgeschlossen, und sahen Niemand als den Arzt, der diesen Winter überhaupt eine große Rolle spielte. Von Bällen u. dgl. war wenig die Rede, und nun gar vollends von Maskenbällen! So viel ich weiß, fanden davon bis jetzt nur zwei statt und zwar in geschlossenen Gesellschaften; allein auch diese waren ziemlich unbesucht. Von einer Redoute oder öffentlichem Maskenball im Theater scheint gar keine Rede zu sein. Nun, wir sind ja daran gewöhnt, den Gott Karneval an unserer Stadt vorüberziehen zu sehen. Und doch meine ich, daß Fröh-

lichkeit und Scherz den bösen Geist der Ansteckung eher gebannt hätte, als eine Quarantaine im eigenen Hause.

Beim Theater gab es eine kleine Revolte. Herr Kapellmeister Lindpaintner, der bis jetzt in der Oper Nichts mitzusprechen hatte, und die Regisseure des Schauspiels empörten sich gegen die Allgewalt des Intendanten, Graf von Leutrum. Der Krieg brach los. Lindpaintner und Leutrum gaben wechselweise ihre Entlassung. Keine wurde von unserem König angenommen. Nun ist aber der Friede auf einige Zeit nothdürftig hergestellt. Man hat eine Kommission errichtet, die aus oben genannten Personen besteht und über alle oder die wichtigsten Theaterangelegenheiten richtet. Graf Leutrum fühlt sich freilich beengt, aber er fügt sich der Nothwendigkeit. Eine andere Partei, die, wie man sagt, den Redakteur der Europa, A. Lewald, zum Theaterintendanzrath befördern wollte, läßt nun die Flügel hängen.

Nun etwas Erfreulicheres. Wir werden bald eine Hochzeit haben und zwar eine halb gräfliche, halb königliche. Der junge Graf von Neipperg heirathet die älteste Prinzessin unseres Königshauses. Derselbe ist ein Witwer von 32 Jahren, war bis jetzt österreichischer Husarenrittmeister, kehrte vor 2½ Jahren in sein Vaterland zurück, um seine väterlichen Erbgüter anzutreten, nahm seinen Sitz in der ersten Kammer ein, lebte deswegen während der Ständeversammlung in Stuttgart und — auf einem Hofballe, auf dem Prinzessin Maria viel mit ihm tanzte, verliebte sich die letztere in ihn. — Die Hochzeit ist auf den Monat März festgesetzt. An der Aussteuer wird aufs eifrigste gearbeitet und der Graf läßt seinen alten Stammsitz Schwaigern bei Heilbronn aufs glänzendste herrichten. Hier wird das sogenannte Prinzessinnenpalais, das erst vor zwei Jahren zu bauen angefangen wurde, aufs schnellste in bewohnbaren Stand gesetzt.

In literarischer Hinsicht herrscht wenig Thätigkeit. Viele Druckereien stehen still. Es gibt nichts zu setzen. Unter den letzt erschienenen Schriften macht am meisten Aufsehen Menzels Europa, eine Flugschrift, die fast verschlungen wird. Bereits sind über 3000 Exemplare abgesetzt. Ein unerhörter Fall! **G.**

Notizen.

(Italienische Literatur.) Das vor Kurzem zu Rom erschienene Werk: „Roma, Memorie e frammenti di C. T. Dalbono" enthält die vollständige Beschreibung alles Merkwürdigen der Weltstadt, nicht etwa in trockener Aufzählung, sondern in einem mit einem Schatze archäologischer, historischer und künstlerischer Bemerkungen ausgeschmückten, von Kennerhand entworfenen Gemälde. (Echo.)

(Muth.) Einem gewissen Fisse aus den Nieder-Pyrenäen ist eine goldene Medaille zuerkannt worden, weil er einen Bär, welcher die Gegend in Schrecken setzte, nach einem fast stundelangen Kampfe und mit Wunden bedeckt, deren Spuren das ganze Leben bleiben werden, erlegte und in einen Abgrund stürzte.

(Wiener Ztschrft.)

(Reisen.) Von der Reise des Grafen Anatole Demidow in das südliche Rußland ist die erste Lieferung der scientifischen Abtheilung erschienen (der beschreibende Theil ist bereits beendet). Man rühmt den gedrängten und zierlichen Styl des Textes, und die Zeichnungen von Raffet zeichnen sich durch besonders glückliche Auffassung des Charakteristischen aus. Es findet sich hier all das köstliche Material vereinigt, woran die Naturgeschichte so reich ist, die Vögel, die Reptilien, die Flora, die Mineralien des geschilderten Landes in ihrer bunten Mannigfaltigkeit. (Wiener Ztschrft.)

(Cameraderie und Partei.) Im „Nordlicht" heißt es: „Die Cameraderie ist die Karikatur der Partei; in der Partei steht Jeder mit selbstständiger Kraft für sich, indem er für das Ganze wirkt, in der Cameraderie lügt Jeder sich zum Hauptrepräsentanten des Ganzen; denn die mit ihm Verbundenen verhehlen seine Schwächen, weil sie sich wieder auf ihn verlassen, um gelobt zu werden. Die Cameraderie ist indessen ein nur französisches Produkt, der deutsche Charakter ist für die Dauer nicht dazu gemacht, ihm fehlt die Beweglichkeit der Leidenschaft." —

(Virtuosinnen.) Die Schwestern Döge ließen sich vor Kurzem in Leipzig als Flötistinnen hören. Das „Nordlicht" sagt, daß sie den seltsamen Anblick durch hinlängliche Grazie bei der Hand- und Mundhaltung ihrer Instrumente gemildert hätten. Das Publikum belohnte ihre Leistungen durch reichlichen Applaus.

(Komischer Titel.) Ein Organist des vorigen Jahrhunderts, Namens Taubner, gab im J. 1741 ein Musikstück unter folgendem Titel heraus: „Gewässertes Raphidion von dem Felsen Horeb, durch die Ruthen Moisis, das ist, mit Blut getränktes Israel, von dem wahren Kirchenfelsen Christo — bei dem Lauretanischen heiligen Grab — in poetische Bälle und harmonische Fälle geleitet von Antonio Mauritio Taubner."

(Musik in Italien.) Musikalische Akademien machen in der Regel in Mailand (und überhaupt in Italien) nur wenig Glück. Mad. Catalani konnte in ihrer brillantesten Epoche das Theater alla Scala bei ihrem Erscheinen nur einmal füllen, eben so erging es dem berühmten Paganini, und Liszts Einnahme erreichte bei seiner zweiten Produktion kaum 200 öst. Lire. Das „Echo" findet den Grund darin, daß das Mailänder Publikum gewohnt ist, um einen geringen Betrag Vorzügliches im dramatischen Gewande zu hören, — wir setzen hinzu: auch deshalb, weil der Sinn für Instrumentalmusik in Italien noch schwach ist, und sich eigentlich jetzt erst zu bilden beginnt.

(Rosa Maria.) Am 22. Januar starb in Hamburg die als Dichterin bekannte Rosa Maria, die Schwester Varnhagen von Ense's und Gattin des in Hamburg lebenden ausgezeichneten Arztes und Dichters Dr. Assing. Es lebte in ihr — wie der „Pilot" sagt — eine seltene Verbindung der höchsten modernen Bildung mit einem patriarchalischen Element aus der guten alten Zeit, welche beide Seiten sich an ihr zu einer bewunderungswürdigen Einheit des Charakters verwoben hatten.

(Cornelius.) Das Stuttgarter Kunstblatt sagt: „Wenn Italiener von Cornelius sprechen, so rühmen sie stets die Philosophie in seinen Werken, und bezeichnen damit, vielleicht mehr als sie wissen und wollen, seine nur ihm in diesem Grade eigenen bildenden Kräfte, durch die er an der Spitze der neuesten Kunstthätigkeit steht. Die Seele seiner Werke ist der Gedanke, seine Stärke die Vollständigkeit, Kürze und Plastik (Anschaulichkeit) des Ausdrucks. An keinem Bilde treten diese Vorzüge in solcher Klarheit hervor, als an dem der Weltschöpfung (in der Ludwigskirche), dessen Gegenstand unermeßlich, dessen Darstellung ohne dieselben stets ein gewagtes Spiel bleibt." Dieses Bild haben die Maler: C. Hermann aus Dresden, C. Stürmer aus Berlin, Kranzberger aus Regensburg und Hellweger aus Tirol — also nord- und süddeutsche Künstler — nach dem Carton von Cornelius vortrefflich ausgeführt; besonders hat Hermann bei dieser Arbeit einen Grad künstlerischer Durchbildung gezeigt, dem gemäß er eine der obersten Stellen unter unsern Malern einnimmt.

(Mystifikation.) Im „Dampfboot" steht folgende (wahrscheinlich einem andern Blatte entlehnte) Nachricht: „Es hat sich eine Trauerspiel-Kompagnie in Prag gebildet: Egon Ebert will den lyrischen, Swoboda und Zimmermann den heroischen Theil, und Professor Müller die Anordnung des Ganzen zu einem Trauerspiele übernehmen." — Wir müssen dem Einsender dieser Nachricht unser Bedauern darüber ausdrücken, daß er einen so traurigen Spaß gemacht hat!

(Modernes Publikum.) Im Porte St. Martin-Theater machte neulich ein Drama von Antony Fiasko, aber ein vorkommender Gewittersturm, mit dem Zünden des Blitzes verbunden, machte durch die naturtreue Nachahmung ungeheueres Furore. Das ganze Parterre jubelte, applaudirte, man rief durch zehn Minuten: bis! bis! Die Dekoration verwandelte, allein die Zuschauermassen schrieen noch immer: bis! bis! Endlich erschien der Regisseur und meldete: „daß man sehr gerne das Zünden des Blitzes wiederholen wolle, allein es wäre keine Rakete mehr vorhanden. Wollte jedoch das Publikum den Sturm allein, so würde man diesen noch einmal mit größter Bereitwilligkeit arbeiten lassen." Es erfolgte allgemeines Gelächter.

(Rheinland.)

(Rußland.) Im russischen Reiche ist die Bevölkerung im J. 1839 um 900,000 Individuen gestiegen. (Eremit.)

(Prager Chronik.) Mendelssohn-Bartholdy's berühmten 42. Psalm werden wir in der zum Vortheil des hiesigen israelitischen Hospitals veranstalteten Akademie am 9. März zu hören bekommen. Das interessante Programm dieses Konzertes wird in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift mitgetheilt werden.

Hiezu die Beilage Nr. 3.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 3. **Beilagen zu „Ost und West."** 1840.

Zu Nro. 18.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Die Gesichtsfarbe der Großrussen ist ein über das ganze Gesicht verbreitetes Fleischroth, nicht das schöne, blos in den Wangen blühende Rosenroth germanischer Stämme. Jenes Fleischroth findet sich bei den Kleinrussen durchaus nicht. Ihre Gesichtsfarbe ist vielmehr blos bräunlich. Die Haare der Großrussen haben meist helle Farben, braun, gelb, oft goldgelb, blond. Die der Kleinrussen dagegen dunkle, schwarz und tiefbraun, was die Behauptung Derer bestätigen kann, die da sagen, daß die Kleinrussen reinere Slawen seien, die Großrussen aber sich vielfacher mit den gelbhaarigen Finnen und blonden Normannen gemischt hätten. Eben so sind die Augen der Großrussen meistens blau, die der Kleinrussen dagegen braun.

Für jede Nation gibt es einen gewissen Urtypus, nach dem die Natur bei Bildung aller zur Nation gehörenden Individuen gearbeitet zu haben scheint. Dieser Urtypus selbst kommt niemals in seiner ganzen Vollkommenheit zu Tage, und liegt wie ein Schatz in der Tiefe verborgen, existirt nur als Ideal in unserer Vorstellung. Alle Individuen, die an demselben Stamme zum Vorschein kommen, sind unendlich viele Variationen auf jenen Grundtypus, an den sie alle erinnern, den aber doch keine vollständig repräsentirt. So gibt es einen solchen Urtypus für alle Großrussen, und eben so einen für alle Kleinrussen. Die Urtypen der Kleinrussen und Großrussen treffen wieder in vielen Stücken zusammen, und lassen auf einen allen Russen gemeinsamen Urtypus schließen. Der Urtypus der Russen, und der der Polen, der Serbier, der Wenden und aller andern Slawen, haben den Germanen gegenüber wieder gewisse Dinge gemeinschaftlich, aus denen der Urtypus aller slawischen Stämme konstruirt werden kann. Unter den Individuen eines Stammes sind viele, die dem Urtypus ihres Stammes näher stehen, ihn schöner, vollkommener und bestimmter in sich ausgeprägt haben; andere, die mehr oder weniger sich davon entfernen. Eben so gibt es unter den verschiedenen Stämmen einen oder einige, die dem, allen gemeinsamen Urtypus näher stehen als andere, und gleichsam den Kern des Ganzen und die Träger und Wächter des Stammheiligthums bilden. Nach der allgemeinen Meinung stehn die Kleinrussen dem slawischen Urtypus näher als die Großrussen.

Manche Individuen einer Nation, in denen sich die Grundzüge der nationalen Bildung durchaus nicht verkennen lassen, erscheinen als Karikaturen, Verzerrungen und Mißbildungen des Urtypus, manche als Verschönerungen und Verfeinerungen seiner regelmäßigen Züge. Einige haben gewisse einzelne unangenehme Eigenthümlichkeiten der Nationalbildung sehr einseitig und pikant ausgebildet; andere haben gewisse hervorstechende Vorzüge derselben besonders schön entwickelt. So geht die großrussische Nase, die im Urtypus ein kleines, aufgestülptes, halt- und knochenloses rundliches Ding ist, sehr oft zu einem eigenthümlich monströsen, dicken, runden Fleischgebilde aus einander, während sie sich dann und wann ganz wohlgefällig, naiv und trotzig zeigt. So offenbart sich der eigenthümliche, schmachtende Perlenschmelz des slawischen Auges in vielen polnischen Mädchen-Angesichtern besonders schön, während in andern der Blick ein gewöhnlicher ist. So schießt in manchen Kleinrussen die schmale schlanke Taille des Volks zuweilen zu bedeutender Länge auf, und es bilden sich so solche lange schlanke Figuren, wie man sie unter den schönen Petersburger Garde-Kavalleristen sieht, die größtentheils auserlesene Kleinrussen sind. Die großrussische Bildung, die schon ohnedies in ihrer Uranlage viel gröbere Züge hat, gibt natürlich in ihren Verzerrungen viel monströsere und groteskere Gestaltungen als die kleinrussische. Man sieht in der That Bildungen unter ihnen, bei denen die Vertheilung der Fleischmassen im Gesicht, und ihre gigantischen Verhältnisse, die oft zu den Maßen des übrigen Gliederbaus in gar keiner Proportion stehen, in Erstaunen setzen. Bei den Kleinrussen kommen dergleichen gigantische Monstrositäten nicht vor. Ihre an sich schon feinere Gesichtsbildung erscheint bei Verzerrungen noch mehr verzwergt, verknirpst, oder wie wir uns schon oben ausdrückten, gekniffen, eine zerbröckelte und ausgefeilte Physiognomie, kleine Stümpchen und Rudimente von Nasen, Kinn, Lippen und Augen.

Was die geistigen Anlagen anbetrifft, so sind die Urtheile über das Verhältniß der Kleinrussen zu den Großrussen ebenfalls erstaunlich verschieden, sowohl bei den verschiedenen Schriftstellern über diesen Gegenstand als auch bei den inländischen Kennern selbst. Hört man in Charkoff und überhaupt in der Ukraine von Klein- und Großrussen sprechen, so gibt alle Welt entschieden fast in jeder Hinsicht den letzteren den Vorzug, lobt die Anstelligkeit, die Gewandtheit, die Lebendigkeit, Gutwilligkeit, Talente und Fassungskraft des Großrussen; weiß dagegen nicht genug von der Unzuverlässigkeit, dem Eigensinn, der Indolenz, der Unfähigkeit und Tücke des „Chacholl" zu erzählen. In Odessa dagegen stellt man entschieden im Ganzen den Kleinrussen viel höher als den Großrussen, lobt ihn als einen tüchtigeren Arbeiter, seine weit größere Ehrlichkeit, seine Frömmigkeit und Weisheit, von der man zuweilen spricht wie Herodot von der Philosophie der alten Scythen; und weiß nicht genug von der Verächtlichkeit, den Schelmstücken und Gaunerstreichen der Großrussen zu erzählen, die man als die Plage des Landes betrachtet.

Der Engländer Clarke, ein großer Panegyrist der Kleinrussen, sagt, sie seien großmüthig, heiter, aufrichtig, über die Zukunft unbesorgt, gastfrei, ehrlich, fromm, ordnungsliebend, tapfer, ohne Aberglauben und gerecht. In der That man kann kaum hienieden noch andere gute Eigenschaften besitzen. Dagegen sagt Storch, sie seien durch und durch abergläubig, von Natur furchtsam, und ein Großrusse schlage zehn Kleinrussen in die Flucht, — und ähnliche völlig kontradiktorische Widersprüche findet man mehr in den Urtheilen der Reisenden über diesen Gegenstand. Wir wollen versuchen, unsere eigene Meinung von dem Unterschiede des psychischen Wesens der Klein- und Großrussen vorzutragen, und dabei zugleich anzudeuten, wie wir jene verschiedenen Urtheile, deren Referenten keineswegs verworfen werden können, in Harmonie bringen zu können meinen.

Alle Slawen und insbesondere alle Russen zeichnen sich, trotz ihrer oft so melancholischen und klagenden Gesänge, durch eine große Heiterkeit des Temperamentes aus, durch eine große Sorgenlosigkeit um die Zukunft, mit der dann eine eben so große Gleichgültigkeit gegen Alles, was da kommen mag, und eine unbesiegbare Indolenz bei Vorkehrungen dafür innig zusammenhängt. Beide, Groß- wie Kleinrussen, leben gern lustig, singen und jubiliren fleißig, arbeiten nicht gern viel, und strengen sich nie bei der Arbeit an, lassen Glück und Unglück über sich ergehen, wie es Gottes Sonne und Blitze senden, und sind in Verbesserung ihres Zustandes und in Erregbarkeit für neue und reformirende Ideen indolent. So sehr dies von beiden gilt, wenn man sie vergleichend anderen Nationen, z. B. den Deutschen gegenüber stellt, in so sehr verschiedenem Grade gilt es doch von ihnen, wenn man sie unter einander vergleicht.

Dem Großrussen, der beständig schwatzt, witzelt, scherzt und singt, gegenüber darf man den Kleinrussen nicht sehen, wenn man seine Eigenthümlichkeit erkennen will. Denn ihm gegenüber erscheint der Kleinrusse, der den Moskowiter als seinen Besieger und Befehlshaber betrachtet, dem nicht so viel Witz, Lebendigkeit,

Beredtsamkeit und Talente zu Gebote stehen als jenem, ihm vielfach überlegenen, gewöhnlich befangen, stumm und gar melancholisch, wogegen er unter seines Gleichen gern scherzt, tanzt, trinkt, auftrumpft, musizirt, und sich mit Blumen schmückt. Trinkgelage, lustige Aufzüge, Festivitäten, laute Musik sind dem Kleinrussen besonders lieb, und kein geringeres Vergnügen, als dem Großrussen.

Wenn Beide, Großrusse und Kleinrusse, lustige Brüder sind, so ist doch der Großrusse ein weit heiterer lustiger Bruder. Er scherzt und witzelt beständig bei seinen Vergnügungen, und würzt selbst seine Branntwein = Gelage einiger Maßen mit Beredtsamkeit und Poesie. Sein Charakter ist menschenfreundlicher, gutthätiger, und er wird allemal in der Betrunkenheit sehr zärtlich und äußerst liebevoll. Aus seinem süßlich und schelmisch lächelnden Gesichte strahlt die Freude wieder.

Der Kleinrusse führt eben so gern Tänze auf, wie der Großrusse, singt und musizirt noch mehr fast wie dieser, huldigt dem Bachus noch weit mehr als er. Die kleinrussischen Mädchen schmücken sich noch begieriger mit Blumen als die großrussischen. Dennoch scheint der Kleinrusse bei allen diesen Vergnügungen weit mehr der Völlerei und Ausgelassenheit, als der Freude und Heiterkeit ergeben. Er lacht viel weniger herzlich als der Großrusse, singt sogar stundenlang fort, ohne daß sich viel Theilnahme und innere Bewegung in seinen Mienen ausspräche In allen Aeußerungen seiner Freude offenbart sich weit weniger Seele, als beim beweglichen Großrussen, der gerne spricht, und meistens ein redseliger Schwätzer ist.

Der Kleinrusse, zu dessen ganzem Wesen seine Indolenz der Hauptschlüssel, ist bei weitem nicht so beredt und liebenswürdig als der Großrusse, und er scheint diesem Sanguiniker, zu dem er überhaupt eigentlich in dem Verhältniß eines Besiegten steht, und dessen glänzende Talente und dominirender Geist ihn im Schach halten, gegenüber gewöhnlich stumm, stumpfsinnig, unbeholfen und melancholisch, wird von ihm, dem Gewandteren, geneckt, zum Besten gehabt und mit allerlei Spitznamen belegt.

Der Großrusse ist im höchsten Grade sanguinisch und wegen seiner unzerstörbaren Heiterkeit so genlos um die Zukunft, und gleichgültig gegen drohendes Unglück Der Kleinrusse ist im höchsten Grade indolent, und dieser seiner unerregbaren Gleichgültigkeit wegen lebt er unbekümmert um Verbesserung seines Zustandes in den Tag hinein. „**Wso rawno!**“ (Es ist einerlei) „**Puskai!**“ (Meinetwegen) „**Nitschewo!**“ (Es ist nichts) sind die mit jedem Athemzuge von ihm wiederholten Redensarten, mit denen er stündlich bestätigt. daß ihm Alles einerlei ist, und daß seinetwegen die Welt gehen kann wie sie will

Dem freundlicheren sanguinischen Temperament des Großrussen entspricht es, daß er höflich, hülfreich, zuvorkommend und minder eigensinnig ist. Der Großrusse gibt gerne Explikationen, nimmt Belehrungen an, läßt Beweggründe gelten. Der Kleinrusse dagegen ist verschlossener, unfreundlicher, gröber, und vor allen Dingen daher auch, da seine Indolenz nicht gerne Gründe annimmt und eben so wenig gern Auseinandersetzungen gibt, im höchsten Grade störrisch und eigensinnig. In keinem slawischen Lande erinnere ich mich so viele kurzabbrechende und unfreundliche Antworten auf meine vielen Warums? erhalten zu haben, als in Kleinrußland „Warum willst du das so?“ „**Tak,**“ („Nun so!“). „Warum thust du das?“ „**Ja chó tschu**“ (Ich will es). „Warum hat man das so gemacht?“ „**Tak trehowa**“ („So gehört sich's“). Diese „**tak s**“ und „**ja chó tschu**“ waren oft die einzige Ausbeute meiner langwierigen Nachforschungen, und sie so wie jene „**uskai's**“ „**puskai's**“ und „**Wso rawno's**“ sind die eigentlichen Schlüssel zu dem kleinrussischen National = Charakter.

Nicht wenig mag zu der Entwickelung des unnachgiebigeren und unfreundlicheren Wesens der Kleinrussen der Umstand beigetragen haben, daß die meisten von ihnen von jeher freie Leute waren. Doch muß auch schon in der ursprünglichen Bildung ihres Volks = Charakters ein Uranlaß dazu gegeben sein. Denn selbst die, welche leibeigen sind, haben bei weitem nicht das zuvorkommende, liebreiche und schmeichlerische Wesen, das dem Russen so wohl ansteht. Besonders spricht sich diese Verschiedenheit der beiden Stämme im Verhältniß zu ihren Herren aus. Der Großrusse nennt seinen Herrn: „Väterchen,“ dutzt ihn, liebt ihn, und steht in dem patriarchalischen Verhältniß eines Kindes zu ihm Er bekümmert sich viel um seinen Herrn, kennt seine Familien = und Vermögens = Verhältnisse Sein Umgang mit ihm ist in gewisser Weise vertraulich, und sogar nicht selten erlaubt er sich, ihm gute Rathschläge zu geben, und seine Handlungsweise zu kritisiren. Ganz anders ist das Verhältniß des kleinrussischen Leibeigenen zu seinem Herrn. Gewöhnlich kümmert er sich sehr wenig um ihn, läßt sich weniger vertraulich gegen ihn aus, und hängt mit sehr schwachen Banden der Liebe an seiner Familie. In Großrußland kommen wahrhaft rührende Beispiele von Anhänglichkeit der Bauern an ihre Herren vor. In Kleinrußland sind dagegen die an den Herren von den Bauern ausgeübten Mordthaten häufiger, als in sonst irgend einem Theile des Reichs Nichts desto weniger erniedrigt sich der Kleinrusse weit mehr vor seinem Herrn als der Großrusse, und während dieser mit ihm oft wie ein Kind mit dem Vater spricht, wirft sich ihm jener bei jedem Anliegen zu Füßen, als wolle er mit dem Uebermaß von Erniedrigung den Mangel an Zuneigung ersetzen. Er kommt hierin dem polnischen Leibeigenen näher, als dem großrussischen.

Die größere Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des großrussischen Temperamentes, so wie im Gegensatze derselben die größere Trägheit und Indolenz des kleinrussischen Geistes, spricht sich besonders stark in der Verschiedenheit der Geschäfte aus, die von dem einen und dem anderen Stamm mit besonderer Vorliebe betrieben werden. Der Kleinrusse ist von Haus aus ein Ackerbauer und Hirt, der Großrusse dagegen von Haus aus ein Kaufmann und Handwerker. Die einförmigen und langweiligen Geschäfte des Ackerbauers sind dem lebhaften Großrussen zuwider, und wo er nur kann, macht er sich von ihnen los, lernt, anstellig wie er ist, schnell dies und jenes Gewerbe, und durchzieht, handelnd und handthierend, das ganze große Reich, tritt bald am Eismeer oder Pontus als Fischer, bald in den Wildnissen Sibiriens als Jäger auf, dient als Handlanger in Fabriken, bei Architekten und Malern, gibt einen guten Bedienten und Marqueur in Privat = und öffentlichen Häusern ab, wandert mit Waaren allerlei Art von Stadt zu Stadt, zeigt sich zu allem willig und unternehmungslustig. was ihm einigen Gewinn zu versprechen scheint. Der „**prómysl**“ *) wie er dies mit einem Wort ausdrückt, ist sein Leben und Weben.

Der Kleinrusse dagegen ist weit mehr Ackerbauer, und als solcher, so wie als Viehhirt hat er sich über die ganze fette, fruchtbare, an Vieh = und Menschennährenden Gräsern so reiche südrussische Erdscholle verbreitet. Er hat wenig Talent und Lust zu mechanischen Arbeiten und noch weniger zur Krämerei und Handelschaft. Nur als Schuster und Schneider findet man ihn allenfalls in den Städten seines Landes, wo die meisten anderen Handwerke von Großrussen ausgeübt werden. Eben so verhandelt er fast nur die Produkte seines Bodens und die Gegenstände seines täglichen Bedürfnisses als kleiner Krämer in den sogenannten „schwarzen Buden“ **), während alle Produkte entfernter Länder und entlegener Manufakturen von den großrussischen Kaufleuten, die überall bei ihm in kleinen und großen Kolonien ansäßig sind, bezogen und umgesetzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) „prómysl“ heißt mehr als Handel und Krämerschaft, und mehr als Gewerbe. Man denkt dabei auch an jegliche Handthierung und geldbringende Thätigkeit.

**) Man nennt so solche kleine Buden, in denen die Bedürfnisse des täglichen Lebens, die das Land selbst liefert, verkauft werden. In den schwarzen Buden der kleinrussischen Städte findet man Mehl, Stricke, Kreide, Theer, Oel, Seife, Viktualien, Speck, Früchte u. s. w.

Französische Literatur.

Encyclopédie des gens du monde; répertoire universel des sciences, des lettres et des arts etc. etc. Paris, Treuttel et Würz 1839. 15 — 20 (?) Bände, jeder Band 2 Theile enthaltend. 22. Theil.

Als mit dem raschen Entwickelungsgange der intellektuellen und industriellen Bildung in Deutschland allmälig die Ansprüche, die man sowohl an den Gelehrten von Fach, als an jeden Gebildeten machte, auf eine Weise anwuchsen, die man in früheren Zeiten nicht geahnt hatte, war die Bahn zu einer Verflachung, zu einer Oberflächlichkeit im Wissen gebrochen, die ein Gelehrter, der Einem bestimmten Studium von Jugend auf mit unverwandter Aufmerksamkeit sich widmete, in einer Zeit, wo man sich nicht um die Wissenschaft riß, wie bei Hungersnoth um Brod an Bäckerläden, unerträglich gefunden hätte. Zugleich aber fing man an, den Pedanten lächerlich zu finden und seine hölzerne Einseitigkeit zu verspotten. Kosmopolitismus hieß das Ziel, nach dem man strebte, und allseitige Ausbildung der Kräfte im Menschen war nunmehr pädagogisches Grundprincip, Verbesserung des Unterrichtswesens überhaupt und der Volksschulen insbesondere Sorge der Staatsobern geworden. Ueber den Werth oder Unwerth dieser Erscheinung für das m a t e r i e l l e Wohl der Menschen; über den Vorzug oder Nachtheil der heutigen Gelehrsamkeit und ihres Betriebs vor früheren Jahrhunderten, läßt sich kaum mit Erfolg streiten: diese allmälige Umgestaltung lag einmal in der Brust des Menschengeschlechtes im Keime begründet und vorbereitet, so gut wie die Erfindung der Telegraphen, Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Daguerreschen Experimente.

Das Leben, die Literatur, die Kunst tragen jetzt den Stempel des Einen — nämlich der freimüthigsten Allseitigkeit — wie des Andern — der mit ihr Hand in Hand gehenden Oberflächlichkeit, und es ist daher die wohlverstandene Aufgabe unserer Zeit und deren Pädagogen geworden, die Vorzüge dieser Entwickelung immer mehr hervorzuheben und zu fördern, die nachtheiligen Seiten derselben aber zu hemmen und zurückzudrängen.

Nicht Jeder, der diesen Umschwung in Deutschland erlebt hat, ist im Stande gewesen, dem raschen und vagabondirenden Schritte zu folgen, den die Schulbildung daselbst annahm. Ja, die wenigsten, und nur die befähigtesten Köpfe vermögen es noch jetzt, und selbst diesen ist die Masse des Aufzunehmenden bald so sehr angewachsen, daß das gesegnetste Gedächtniß dafür nicht ausreicht, und die vollständigste Bibliothek mit Mühe die Hauptsumme des dem Gebildeten nöthigen Gelehrtenapparats in ihre weiten, todten Räume einschließt, wo mühsam das Einzelne aus einem Wust veralteten und unnützen Gepranges, wie — sit venia verbo — ein sparsames Körnlein aus einem Haufen Dünger, hervorgesucht werden muß. Daher wurde ein geschlossenes, nicht allzu umfassendes, doch dabei erschöpfendes und gründliches Repertorium des Wissens Bedürfniß, aus dem die Encyklopädien hervorgingen, welchen das deutsche Conversationslexikon für den gebildeten Laien, und die Encyklopädie von Ersch und Gruber für den Gelehrten ein neues unerschöpfliches Terrain anwiesen.

Noch auffallender, als in Deutschland, ist der merkwürdige Proceß, der etwas später in Frankreich mit der Volksbildung vorging; denn er erstreckte sich zu gleicher Zeit über das ganze Gebiet der Sprache, des politischen, und aller Klassen des geselligen Lebens. Es ist nur zu bekannt, in welch beklagenswerthem Zustand das Schulwesen, und somit das ganze geistige Gebiet der grande nation noch vor Kurzem sich befand. Endlich ist daher auch für Frankreich, und Alle, die seinen Bildungsgang nicht aus dem Auge verlieren wollen, eine Encyclopédie zum dringenden Bedürfnisse geworden, und diesem durch das oben angeführte Werk, auf lange Zeit wenigstens, abgeholfen.

Es hat bereits viele ähnliche Werke in Frankreich gegeben; — Frankreich ist ja leider! das Vaterland der Encyklopädien gewesen, die sich einst wie Hemmschuhe an die Räder unserer Wissenschaften, oder wie lehmige Schollen an unsere Fußsohlen gehängt haben, aber freilich der Encyklopädien in einem anderen Sinne des Worts — sie umfaßten jedoch immer nur einzelne gelehrte Branchen. Die Encyclopédie des gens du monde unterscheidet sich vor allen ähnlichen Werken durch gründliche — oft zu weit führende, vielleicht den Zweck derselben nicht immer fördernde — Gelehrsamkeit, namentlich in allen streng wissenschaftlichen Artikeln, so wie durch meist klassischen — grammatisch korrekten — Ausdruck. Mit vorzüglicher Vorliebe und von anerkannt geschickter Feder sind alle a u s s c h l i e ß l i c h auf Frankreich bezüglichen Gegenstände behandelt, welche sogar in dem vor uns liegenden 22. Bändchen (124 Seiten) besonders abgedruckt erscheinen. Eben dieses vorzugsweise nationale Gewand macht es allen mit der französischen Sprache und Literatur fortschreitenden Deutschen ebenso unentbehrlich, wie das Dictionnaire de l'Académie. Der wissenschaftliche Platz, den sich dieses Werk (Vorrede zum 22. Band) selbst anweist, zwischen dem Conversationslexikon nämlich und der Encyklopädie von Ersch und Gruber, ist der, welcher ihm mit vollem Rechte gebührt. Jedoch ist sehr zu bezweifeln, daß die angegebene Zahl von höchstens 20 Bänden zu so umfassendem Unternehmen ausreichen wird, da jetzt mit dem Artikel France der 11te bereits schließt.

Die Männer, welche sich theils der Redaktion, theils der Mitarbeit angeschlossen, und von denen die Letzteren aus den verschiedensten Nationen sich als Vertreter derselben eingestellt haben, führen Namen von echtem guten Klang, die unter den von denselben verfaßten Artikeln nicht ungerne gesehen sind.

Eine weitläufige — auch etwas weitschweifige — Beurtheilung der Encyclopédie des gens du monde findet man in den „Blättern zur Kunde der Literatur des Auslands" Nr. 79 und flgde.

Bernh. Stolz.

Böhmische Literatur.

Revue der böhmischen Zeitschriften.

1.

Von der „Zeitschrift des böhmischen Museums" ist das 4. Heft des 13. Jahrgangs erschienen. Der Inhalt spricht für die bewährte Beliebtheit dieses Journals im Vaterlande. Den Eingang bildet eine Elegie in 5 Abtheilungen: „Am Grabe meiner Mutter," von Wacek K. Durch die übrigens gelungenen Verse dringt doch eine antike Manier durch, die den Leser kalt läßt, eine Zerlegung des Gefühls, die den erzielten Eindruck verwässert. — F. Palacký ließ einen böhmischen Familienproceß, der im Jahre 1546 geführt wurde, abdrucken und begleitete ihn mit einer sacherklärenden Einleitung und mehreren historischen Bemerkungen. Monographien dieser Art sind zur Beleuchtung vaterländischer Zustände der Vergangenheit von nicht geringer Wichtigkeit. — W. Hanka gibt den Schluß seiner Abhandlung über die Münzen und Medaillen des gräflich Schlikischen Hauses. Ferner werden Memoiren der Neustadt Prag vom J. 1446 — 1453, ausgezogen aus dem Stadt-Urkunden-Buche, fortgesetzt. — L. Štúr theilt Berichte über seine Reise in die Lausitz mit, die er im Frühjahr 1839 besuchte. Wie interessant auch sonst dieser Bericht sein mag, so kann ihn doch nur ein Slawe richtig auffassen und würdigen. Um den Reisenden zu verstehen, muß man auch mit ihm den Schmerz fühlen, den er bei der allmäligen Entnationalisirung der lausitzer Slawen empfand, aber auch den scheinbar unbedeutenden und doch beachtenswerthen literarischen Kreis von Freunden der angestammten w e n d i s c h e n Sprache auffassen, der sich in neuester Zeit daselbst gebildet hat. Schließlich folgen literarische Berichte aus Böhmen und Rußland, nebst einer Mittheilung über die Fortschritte des böhmischen Nationalmuseums.

2.

Die „B l ü t e n" (Kwěty) scheinen sich ihrer Form und ihrem Wesen nach, gänzlich den früheren Jahrgangen anzuschließen. Was ihr Aeußeres betrifft, so ist es in der That ansprechend, jedoch ist der Druck mit deutschen Lettern öffentlich zu rügen, nachdem sich bereits viele Stimmen privatim, jedoch vergeblich gegen denselben ausgesprochen. Man hat jetzt wohl ein Recht dazu, an den Geschmack der Herausgeber diese Anforderung zu machen, da der Druck mit Antiqua gegenwärtig in der böhmischen Literatur herrschend ist und nur Volks- und Kinderschriften mit deutschen Lettern gedruckt werden, was jedoch einen unslawischen Typus an sich trägt und sobald als möglich gehoben werden muß. Die Kwěty wollen aber kein eigentliches Volks- sondern ein National-Blatt sein und s o l l e n sich daher dem Geschmacke des gebildeten Kernes der Nation anschließen und nicht dem Eigenwillen einzelner Individuen sich fügen. — Was den Inhalt anbelangt, so umfassen die Nummern 1. 2. 3. außer einigen für Slawen nicht uninteressanten Korrespondenzen aus Böhmen und der Slowakei, eine Original-Erzählung „d e r h a l b e g o l d e n e R i n g," die im 12. Jahrhunderte spielt; eine Abhandlung über das schöne Geschlecht; Sitten, Gebräuche und Behandlungsweise desselben bei verschiedenen Völkern, mit besonderer Berücksichtigung der Slawen; „d i e Z a u b e r l a m p e" — eine altböhmische Lokalsage; — „Valentine," eine Erzählung aus dem Französischen, und W a n d e r l i e d e r von Mir. H u r b a n. Die literarische Beilage der

Blüten, welche unter dem Titel: Neuigkeiten aus dem Gebiete der Literatur, Kunst und Wissenschaften, erscheint, hat ein elegantes Aussehen. Der hier bereits angewendete Druck mit lateinischen Lettern hebt die Simplicität der unnationalen Druckschrift des Hauptblattes recht drastisch hervor. — Sie enthält eine Abhandlung über die Schätzung einheimischer Talente, — deren Schlußtheil jedoch nicht nach dem polnischen Original hätte beibehalten, sondern böhmisch-slawischen Interessen angepaßt werden sollen, — ein Wort über Wocels Přemysliden von Hurban; ferner eine vorläufige Ankündigung eines über Obstbaumzucht zu erscheinenden Werkes und ein Gedicht von Samoslaw Hurban.

— 7. —

W. J. Tomaschek.

Die trefflichen „Jahrbücher des deutschen Nationalvereines für Musik" enthalten in Nr. 3. 1840. folgende interessante, von dem Redakteur Dr. Gustav Schilling verfaßte Kritik des neuen Werkes von W. J. Tomaschek: Tre Allegri capricciosi di bravura per il pianoforte. Op. 84. Liv. 1. 2. 3. Prag bei Johann Hoffmann.

Mehrfach schon hat man die Behauptung aufgestellt, das Abweichende der neuern Klavierkompositionen, z. B. eines Chopin und mehrerer seiner Nachfolger, wodurch diese dann eine ganz neue Schule oder Epoche in der Kunst des Klavierspiels auch hervorgerufen hätten, liege hauptsächlich in der Ungewöhnlichkeit der Form und Benutzung des Instruments zu entweder massenhafterer oder charakteristisch bestimmterer Darstellung. Kurzweg sagt man, hätte auf den Wegen, welche ein Kalkbrenner, Hummel und Andere ihrer Zeit und Epoche eingeschlagen, fortgewandelt werden sollen, so wäre gar kein höherer Effekt mehr zu erreichen gewesen, und hätte man sich mit dem alten Schlendrian der Alltäglichkeit begnügen müssen. Es kann hier weder der Ort noch die Gelegenheit und meine Aufgabe sein, das mehr oder weniger Haltbare dieser und solcher Ansichten ausführlich nachzuweisen; doch sei so viel mir wenigstens in der Beziehung gestattet, als die vorliegenden Kompositionen des würdigen und wackeren Tomaschek unabweisliche Veranlassung dazu geben. Kein Verständiger der Welt wird diesen drei Allegro's nachsagen, daß sie jener Schule angehören, welche sich die neuromantische zu nennen beliebt — ein Name, der nicht wohl ganz vollkommen zu begreifen — und welche sich eben mit Chopin und seinen erwähnten Nachtretern ziemlich isolirend abschließt, und dennoch wird kein Aufrichtiger auch eine solche Wirkung ihnen absprechen, die nach jener Ansicht nur durch eine Ungewöhnlichkeit in der Form und Behandlung des Instruments noch soll erreicht werden können, und gleichwohl sich hier blos herausstellt als eine edle, durch das Leben der Kunst selbst gebotene und in ihrer innersten Wesenheit begründete Fortbildung einer frühern guten, denn geistig gleichmäßiger wirkenden, von Verstand und Gefühl zugleich und nicht etwa — wie meistens jetzt — von dem Einen oder Andern bis zum Ueberſprudeln allein beherrschten Zeit. Ich möchte eine Stelle wissen in den Kompositionen, welche nicht vollkommen etwaigen Forderungen von heute entspräche, und welche dennoch nur gehalten ist in der Sphäre, die von der Eigenthümlichkeit des Instruments selbst der tonischen Darstellung vorgeschrieben wird. Anmuth und Grazie erscheinen hier gepaart mit Kraft und Gediegenheit, und Tiefe wie Originalität der Erfindung mit vollkommenster Durchbildung der Form. Ich kann nicht anders, als für wahrhaft klassische, für meisterhafte Tondichtungen ihrer Art diese Kompositionen erklären, und ihre Art oder Gattung eben wird von dem Titel selbst so bestimmt, als nur möglich, mit Worten ausgedrückt. Auch was man unter der charakteristischen Bestimmtheit des Ausdrucks und der Darstellung versteht, und auf welche jene mehrerwähnte sogenannte neuromantische Schule sich so viel zu Gute thun will, fehlt nicht; aber man irrt sich sehr, wenn man diese charakteristische Bestimmtheit oder Sonderheit einer Totalität in der Auffassung entgegensetzt und sie vielleicht suchen will in der Darstellung von Gefühlszuständen nach besonderer Richtung oder in vereinzelter Beziehung. Dazu taugt die rein instrumentalische Musik eben so wenig, als uns der Maler, ohne alle weitere Attribute, durch sein bloßes Farbenspiel sagen kann, ob wir empfinden Liebe zu Gott und den Menschen überhaupt, oder blos Liebe zu einem ersehnten Gegenstande des andern Geschlechts. Einen bestimmten, charakteristisch in sich abgeschlossenen innern Gemüthszustand soll alle Kunst und also auch unsre rein instrumentalische, darstellen, aber sie kann und darf ihn doch auch nur erfassen in seiner Ganzheit, in seiner Totalität, und in solcher Weise athmen denn auch diese Kompositionen, ungeachtet ihrer augenscheinlichen Anlage nach Aeußerung von außerordentlicher technischer Fertigkeit, kraft ihrer stets vorherrschenden ergreifenden Melodien ein reiches, tiefes Gefühl; nur verschmähen sie aus richtigem Verständniß ihrer Aufgabe jede versuchte Zeichnung einer besondern Richtung des Gefühls, durch welche ganz besondere Art von Charakteristik eben der Fehler so leicht begangen wird, wodurch die neuere Komposition sich so ganz und gar, aber damit auch über die Gränzen aller echten und schönen Kunst hinausgehend, von der älteren loszutrennen und eine neue Epoche zu beschreiben sucht, nämlich der Fehler der nur subjektiv scheinenden, aber dennoch vollkommen objektiv gewordenen Malerei. Diese und solche Zeichnung gehört den blos nachbildenden und niemals den eigentlich schönen Künsten an, und kann diesen nur aufgedrängt werden durch einen Zwang, der aus einem unleugbaren Mißverstehen ihres Princips hervorgeht. Das ist denn eben auch das besonders Charakteristische und vorzüglich Werthvolle an Tomascheks Klavierkompositionen, und wie überhaupt so namentlich auch an den vorliegenden, und das eben erhebt sie zu wahrhaft merkwürdigen und höchst beachtungswerthen Erscheinungen in unserer heutigen Musikliteratur, daß sie mit unwandelbarer Festhaltung an jenem eigentlichen Princip ihrer Kunst doch nicht zugleich auch die zeitgemäße Entwickelung und Ausbildung der Form vernachlässigen, ohne dabei auch nur einmal über die Gränzen hinaus sich zu verirren, welche ihnen die Eigenthümlichkeit ihres Instrumentes insbesondere vorschreibt. So empfehlen wir sie allen fertigen Klavierspielern, in der Ueberzeugung, ihnen eine dankbare und zugleich höchst bildende Gabe damit zu bieten. Tomaschek nimmt, was eigentliche und wahrhafte Tondichtung anbelangt, was wir unter der Kunst der Komposition im eigentlichen und wahrhaft künstlerischen Sinne des Wortes zu verstehen haben, unstreitig, und nach unserem aufrichtigsten Dafürhalten einen der ersten und würdigsten Plätze unter den heutigen Klavierkomponisten ein, indem wir in ihm allein nur erkennen und auffinden können den Vereinigungspunkt des eigentlich klassischen und modernen Elements, und indem wir von ihm allein nur noch offenbart sehen die Kraft, welche diese beiden Elemente in der Klavierkunst zu einem einigen Ganzen zu verknüpfen weiß. Daß bei solchem Befund nicht mehr von einer Untersuchung und Analyse der technischen Ausführung des Satzes rc. die Rede zu sein braucht, leuchtet ein, und überhebt auch schon der Name des Verfassers; bemerken wir daher nur noch, daß auch der Verleger Alles gethan hat, diese Werke auf eine ihrer würdige, höchst splendide Weise im Aeußern auszustatten.

Polnische Literatur.

Aus Krakau schreibt man: Die Gesellschaft der Wissenschaften, nachdem sie ihre Kräfte durch ein neues Statut, welches von der hiesigen Regierung bestätigt wurde, gestärkt hat, bereitet sich mit dem größten Eifer zu neuer, ausgebreiteter Thätigkeit; sie sammelt Fonds und Beiträge zu einer neuen Folge ihrer Zeitschrift.

Aus Lemberg erfahren wir Folgendes: Stanislaw Przyłecki, ehemaliger Custos der Ossolinskischen Bibliothek, hat zum Drucke bereit liegen: Ukrainische Zustände in den Jahren 1627, 28 u. 29. Dieses Werk besteht aus authentischen Relationen, militärischen Rapporten und andern Briefen Chmielnicki's, des berühmten Tatarenbezähmers, mit dessen Namen die Mütter in der Krim ihre Kinder einschüchterten, der Tatarchane, des Schachs von Persien und des Großsultans an den König von Polen und anderer Personen von Bedeutung. Einige wenige ausgenommen, sind alle in polnischer Sprache geschrieben und enthalten interessante Details, welche den Zustand des Landes in damaliger Zeit enthüllen.

Warschauer literarische Blätter melden: So eben hat Maciejowski „Das häusliche Leben in Polen während des 16. Jahrhunderts" beendigt. Es ist dies ein sehr wichtiges, interessantes Werk, voll neuer Details, und umfaßt auch die Literaturgeschichte damaliger Zeit.

Wojcicki ist mit seinen alten Sagen fertig geworden. Die Bilder dazu werden in Leipzig verfertigt. Jetzt beschäftigt er sich mit einem Werke über das alte Theater in Polen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr 73 in Prag.

Nro. 19. Mittwoch den 4. März **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8. gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18. kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Gedichte von Ludwig August Frankl.

Lidofahrt.

Es schimmert die Lagune hell,
Ein Spiegel aus Metalle —
Da, wie ich mit der Gondel schnell
Durchs weiche Silber walle.

Ein rüst'ger Greis mit weißem Haar
Bewegt das Ruder mächtig,
Rings glänzen Kirchen wunderbar,
Palläste stumm und prächtig.

Ich schein' aus tausend einer Nacht
Ein Märchen zu erleben,
Bald werden die Palläste sacht
Ein Seegesicht verschweben.

Und schwarze Särge ziehn mit Hast,
Und Glocken läuten schaurig,
Das Wachtschiff schüttelt seinen Mast,
Wie ist es rings so traurig!

Mit dunklen Lorbeerbäumen hebt
Ein Garten sich phantastisch,
Durch all die Wunder trägt und hebt
Die Welle mich elastisch.

Mein Gondlier mit dem Haar wie Schnee,
Legt an am sand'gen Lido —
Da liegt vor mir die schöne See,
Verlassen wie einst Dido.

Der Sonne goldne Kronenzier
Ist ihrem Haupt entfallen,
Nachlässig um die Schultern ihr
Spielt Abendpurpurwallen.

Der Ring, den sie vom Dogen nahm,
Ist ihr in Schooß gesunken,
Und Perlen weint sie nun im Gram
Wie mondenhelle Funken.

Sie hüllt den königlichen Leib
In nächt'ge Trauerschleier —
Er kommt nicht wieder, schönes Weib,
Im gold'nen Schiff dein Freier!

Rückfahrt.

Die Nacht bedeckt Venedig schon,
Im letzten Strahl nur blinkt
Auf seinem schlanken Säulenthron
Der Löwe, goldbeschwingt.

Als setz' zu weitem Sprung er an,
Dem alten Ruhme nach —
Um meinen nachtumflossnen Kahn
Bricht sich die Fluth gemach.

Und auf dem Kiele singend steht
Mein ruderfert'ger Greis,
Von seinem Haupt im Windzug weht
Die Locke silberweiß.

Die Linke streckt er hoch empor,
Die Rechte lenkt den Kahn,
Begeistert zu dem Sternenchor
Blickt kühn sein Aug' hinan.

Er singt Torquato's Lied mit Macht,
Die goldnen Worte glühn
Wie Regentropfen durch die Nacht,
Wenn Blitze sie besprühn.

Der Brandungsdonner ferneher
Begleitet, was er singt,
Und rings aus dem Lagunenmeer
Ein Funkenreigen springt!

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Während man den Großrussen, obgleich er durchweg Leibeigner ist, überall sich einmischen findet, in Polen, in den Ostseeprovinzen, in den finnischen, deutschen und kleinrussischen Ländern, geht der Kleinrusse, obgleich er nur zum Theil Leibeigener ist, und viel mehr Freiheit zum Gehen hätte, selten außer Landes, indem er sich so aus Gewohnheit und freiem Entschluß zum glebae adscriptus macht.

Selbst wenn der Kleinrusse sein Vaterland verließ, wie sie dies in den von ihnen ausgegangenen Kosaken-Kolonien thaten, so waren diese Kolonien doch nur weit mehr militärische und ackerbautreibende, während alle Kolonien, die von Großrußland ausgingen, lediglich Kaufleute, Handwerker, Jäger, und Fischer-Kolonien waren und sind, und der Großrusse außerhalb seines moskowitischen Vaterlandes kaum irgendwo Ackerbau treibt.

Mit seiner Neigung für Krämerei und Handelschaft hängt der betrügliche Sinn des Großrussen zusammen. Andere zu übervortheilen, zu betrügen und Schelmstücke auszuüben, hat er ein großes Geschick, während der ackerbauende Kleinrusse weit ehrlicher und aufrichtiger ist. Es ist hierüber nur eine Stimme aller in Kleinrußland ansäßiger Fremden, die unparteiisch über diese Sache urtheilen können, und wenn das Urtheil der Odessaer in dieser Hinsicht etwas zu scharf gegen die Großrussen ist, so mag es kommen, weil in die dortigen Steppen auch häufig nicht blos nützliche gewerbetreibende Großrussen, sondern auch viel verlaufenes Volk, entsprungene Rekruten, entlaufene Leibeigene, befreite Verbrecher u. s. w. kommen, so wie aus ähnlichen Gründen in der Ukraine, wo in den Städten noch großrussische Ansichten und Abneigungen starken Einfluß haben, die Meinung gegen den Kleinrussen sein mag.

Sonderbar ist es, daß so sehr überall im Leben, wo sie zusammenkommen, der Großrusse dem Kleinrussen, von dem jener eine Menge Schwabenstreiche erzählt, in Beredtsamkeit, Witz und Geist überlegen ist, doch im Ganzen genommen das Genie der kleinrussischen Nation höher gestellt werden muß als das der großrussischen. Die besten Beamten zieht die russische Bureaukratie aus Kleinrußland, und die fähigsten Köpfe, behauptet man in Petersburg, kommen von dort. Auch hat Rußland eine Menge der ausgezeich-

netsten Genies, welche die höchsten Stufen auf der Leiter der Reichswürden erklommen. Die Rasumowsky's, Suworow's, Kotschubey's, Paskewitsch sind nicht die einzigen der in ganz Europa bekannten kleinrussischen Namen und Familien. — Vielleicht geht es damit auf ähnliche Weise wie mit der Physiognomie der Kleinrussen, von der wir oben bemerkten, daß im Allgemeinen in dem Wesen und Aeußern des Großrussen etwas Gefälligeres und Ansprechenderes zu liegen scheine, als in dem des Kleinrussen, während doch dieser, wenn er polirt werde, weit häufiger zu wirklicher Schönheit, Feinheit und Grazie sich erhebe, als jener. So, meine ich, mag auch bei den Großrussen ein gewisser hausbackener Verstand, eine gewisse Portion Lebenswitz, gesunder Takt und geistige Regsamkeit allgemeiner verbreitet sein, und doch der Genius der kleinrussischen Nation häufiger zur Ausbildung ausgezeichneter Köpfe sich erheben.

Eine Tugend, die beide, Kleinrussen sowohl als Großrussen, auf gleich angenehme Weise auszeichnet, ist die Gastfreiheit. Doch übt sie jeder auf seine Weise, der Großrusse mit mehr Höflichkeit und Freundlichkeit, der Kleinrusse mit eben solcher Herzlichkeit und mit, wo möglich, noch mehr Freigebigkeit. Der geringste Kosak wird mit der größten Bereitwilligkeit sein letztes Brod und seinen einzigen Topf Milch mit seinem Gaste theilen und wird es wie der Großrusse für ein Verbrechen halten, einen unartigen Wirth in seinem Hause zu machen.

Eben so zeichnet Beide auf gleiche Weise ihr religiöser Sinn aus, und ihre Liebe zu den alten gottesdienstlichen Gebräuchen. Doch artet die Religiosität des Kleinrussen wohl entschieden weit mehr in Aberglauben aus, als die des Großrussen, der weit mehr in der Welt herum kommt, und daher in gewisser Hinsicht viel aufgeklärter erscheint, während der Kleinrusse immer zu Hause sitzt, in seinen veralteten Vorurtheilen befangen. Es ist unbegreiflich, wie hierüber unter den Reisenden noch Verschiedenheit der Meinung herrschen kann, und wie Einige noch den Kleinrussen für vorurtheilsfreier und minder abergläubisch als den Großrussen ausgeben können. Nirgends spucken die Domowois (Hausgeister) mehr als in Kleinrußland. Es ist fast kein Gegenstand in der Natur, den er nicht fürchtet oder verehrt. Die Schlangen wagt er nicht zu tödten, weil er, auf eine Stelle der Bibel gestützt, glaubt, daß eine Verschwörung unter ihnen gegen den Mörder einer ihrer Schwestern existire. Die unschuldigen Schildkröten hält er für giftig und schreibt ihnen böse Kräfte zu *)

Mit dieser Abergläubigkeit hängt natürlich die große Poltronerie des Kleinrussen zusammen; denn nur der vorurtheilsfreie und verständige Mann kann auch von sinnigem Muthe beseelt sein. Der oben angeführten Aeußerung Storch's wird gewiß Jeder beipflichten, der eine Zeitlang unter den Kleinrussen gelebt, die hunderttausend Dinge in ihrer Umgebung haben, vor denen sie zusammenschrecken. Es scheint wahrlich, als sei aller Muth dieser Nation in ihr Militär, die Kosaken übergegangen, und in ihr selbst nichts zurückgeblieben. Es ist ausgemacht, daß ein Großrusse sich vor ein Paar Kleinrussen nicht fürchtet, und alle deutschen Kolonisten bestätigten mir es mit Erzählung vieler Geschichten, daß es weit leichter sei, ein Handgemenge mit ein Paar Kleinrussen zu beseitigen, als mit ein Paar Großrussen. Sehr häufig bedienen sich die Kleinrussen des Ausdrucks: „Tisse Njemtzi" (Teufels Deutsche), womit sie die Furcht, die sie vor ihm haben, an den Tag legen. Bei den Großrussen ist kein solcher Ausdruck im Schwange. Den Großrussen nennen die Kleinrussen „Kazapp" welches so viel als „Schlächter," „Todtschläger" bedeutet, und sie selbst haben von den Großrussen den Spottnamen „charhlui" d. h. „Zöpfe" bekommen.

Natürlich haben aber doch die Kleinrussen auch ihre Art von Muth, haben Kriege muthig gefochten, haben tapfere Männer ins Feld gestellt und haben sogar die so kühnen und unternehmenden Kosaken aus ihrer Mitte hervorgehen lassen. Doch mag es eben bezeichnend für die Art des kleinrussischen Muthes sein, daß sie diese flüchtige, berittene und nur immer aus dem Haufen kämpfende Truppe erzeugten. Das Sprichwort, das sie haben und häufig anwenden: „aus dem Haufen heraus streitet sich's gut" deutet eben dahin.

Es ist bekannt, daß überhaupt in Rußland die Frauen nicht hoch stehen, doch scheint es mir — wenn man auch schwache Nuancen berücksichtigen will, daß die Frauen in Kleinrußland höher stehen, als in Großrußland, sich sowohl selbst durch Thätigkeit mehr geltend machen, als auch von den Männern mehr geachtet werden. Besonders auffallend ist es in dieser Beziehung, daß die Weiber bei den Kleinrussen sich weit mehr mit Blumen schmücken, für welchen Verschönerungs-Artikel eigene Abtheilungen der Gärten bestimmt sind, und daß sie auch weit mehr singen als ihre Männer, während bei den Großrussen die Männer entschieden gesangreicher sind, als die Frauen. —

Wenn Klein- und Großrussen sich in keinem Punkte mehr gleichen, als in Bezug auf ihre Gastfreiheit und Religiosität, so sind sie in keinem verschiedener, als in Bezug auf ihre Liebe zur Reinlichkeit. Der Kleinrusse hat in diesem Punkte entschiedenen Vorrang vor allen seinen Nachbarn, sowohl vor dem Ungarn, als dem Moldauer, Polen und Großrussen; von welchen allen die Polen die Krone der Schmutzigkeit verdienen, denen alsdann die übrigen in folgender Ordnung folgen mögen: Ungarn, Großrussen, Moldauer, Malorossianer. Die kleinen „Chaten" (Lehmhäuser) und „Semlänken" (Erdwohnungen) der Letzteren sind immer äußerst proper und appetitlich und selbst ihre Betten aufs netteste und akkurateste gehalten. Sie treiben es in der Reinlichkeit, könnte man behaupten, noch weiter, als die Holländer. Denn, während diese ihr ganzes Haus ein Mal wöchentlich von oben bis unten auswaschen, thun die Kleinrussen noch viel mehr, sie weißen und malen ihr Haus alle Woche oder alle Paar Wochen ein Mal von außen und innen an. Eben so sind sie auch an ihrer Person sehr proper. Sie halten etwas auf weiße Wäsche, ihre Kinder sind gewöhnlich recht reinlich und sauber gewaschen. Und können sie auch in dieser Hinsicht sich nicht einem holländischen Bauer oder englischen Pächter an die Seite setzen, so lassen sie sich doch dem Landbewohner in den meisten Gegenden von Frankreich und mehreren Landschaften Deutschlands vorziehen und vor allen Dingen den Großrussen. Man behauptet, daß die Holländer sich beständig gegen ihre Alles behauchenden und anrostenden Nebel wehren müßten, und daher von der sie umgebenden Natur zur Reinlichkeit gezwungen würden. Auf ähnliche Weise ist diese Tugend bei den Kleinrussen vielleicht in dem hier beständig nöthigen Kampfe gegen den immer Alles angreifenden und bedeckenden schwarzen Steppenstaub geboren. Die Großrussen sind nicht selten in Uebermaß gesegnet mit der Nachkommenschaft jenes kleinen widerlichen Insekts, welches nach Shakespeare's Sir Hugh Evans „is a sociable praet to man, and signifies love."

Die Kleinrussen dagegen sind fast durchweg rein von dieser Pest. Eben so wenig leiden sie anderes Leben dieser Gattung in ihren Kleidern und Häusern. Der Großrusse hat sogar Haus-Insekten, die er in einer gewissen Weise heilig hält. Es sind dies die sogenannten Prussaki oder Tarankanen, die ihm überall hinfolgen, wo er sich niederläßt, obgleich sie sonst nicht auf den menschlichen Leib angewiesen sind. Von ihnen weiß der Kleinrusse eben so wenig etwas. Sonderbar ist es, daß der Großrusse, der alle Woche ein Mal in seinen Dampfbädern der Art transpirirt, daß man meinen sollte, es müßte der verjährteste Schmutz aus den innersten Winkeln des Leibes gelöst werden, doch in der Regel weit unappetitlicher aussieht, als der Kleinrusse, der jene Bäder nicht kennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

(Venedig.) Wohl wenige Opern, selbst erprobter Meister, hatten sich eines so glänzenden Erfolges zu erfreuen, wie „Maria d' Inghilterra" von Giovanni Ferrari. Das Publikum hatte sich wenig versprochen. Der Verfasser des Libretto, ein Herr Jacopo Zennari sagt in der Einleitung, daß er selbst wenig Dichterberuf in sich fühle,

*) Es liefen einmal 6 Kleinrussen vor mir schnurstracks ins Weite, weil ich eine Schildkröte in der Hand hielt.

und daß er sein Opus nur unternommen habe, um den jungen Komponisten nicht stecken zu lassen, und sich seiner anzunehmen, weil es kein anderer Dichter wollte. Das Opus ist in der That auch sehr schlecht, und was war also von einem Komponisten zu erwarten, der zu einem solchen Protektor seine Zuflucht nehmen mußte? Das Publikum kam daher nur in der Absicht, einem neuen Fiasco beizuwohnen; kaum aber waren die ersten Töne des Introductionschors erklungen, so brach es in den lautesten Beifall aus, und dieser Beifall steigerte sich bei jeder Piece, und ging endlich in einen beispiellosen Enthusiasmus über. Alle wurden gerufen; die Schütz, die Maltini, Pedrazzi, Balzar und der Meister. Vorzüglich zeichnete sich die Schütz aus. Der geistreiche Redakteur der Gazzetta di Venezia, Hr. Locatelli, liefert eine sehr witzige Kritik des Libretto, spricht sich aber sehr wohlwollend in Betreff der Musik aus, und sagt, daß wenn an ihr etwas zu tadeln wäre, so ist es der dritte Akt, der außer einem Chor und einem sehr ansprechenden Duette etwas sorgfältiger hätte gearbeitet sein sollen.

(Alessandria) (Piemont.) Bellini's Sonnambula gefiel nicht, weil die Sänger unter aller Kritik sind. Nach dem Andante im Finale des ersten Aktes trat der Tenor vor und richtete folgende gewichtige Worte an das Publikum: l' aveva detto! questo benedetto finale non lo passo cantare, egli é scritto per un Rubini, e basta cosi! Mi hanno costretto! . . . . Prego il Pubblico a compatirmi, giacché non sono un Rubini. „Ich sagte es wohl! Ich kann dies herrliche Finale nicht singen, es ist für einen Rubini geschrieben, und damit basta! Man hat mich gezwungen! — ich bitte das Publikum um Nachsicht, denn ich bin kein Rubini!" — Er sprach's, der Vorhang fiel, und somit nahm die Oper ihr Ende.

(Rom.) Eine neue Oper von Ricci: „Chi dura vince" gefiel im Teatro Valle sehr.

(Turin.) Der deutsche Meister Nicolai hat hier einen Triumph davon getragen, wie man sich dessen nur aus den schönsten Zeiten der italienischen Oper erinnert. Sein „Templario" (der Tempelherr), nach Walter Scott's Ivanhoe, hat im wahren Sinne des Wortes Furore gemacht, jede einzelne Piece wurde mit größtem Beifalle aufgenommen, und das Publikum gab dem jungen, talentvollen Komponisten durch 32, sage zwei und dreißig maliges Hervorrufen sein Wohlgefallen zu erkennen.

(Triest.) Gestern Abend, als am 20. Februar, wurde hier zum ersten Male Mercadante's: „Il bravo" gegeben. Ich unterfange mich nicht, nach einmaligem Hören einer Oper, besonders einer solchen, wie es die erwähnte ist, ein gründliches Urtheil zu fällen. Die erste Darstellung ist als eine Generalprobe zu betrachten, da geht noch nicht Alles recht zusammen, und man überhört und übergeht manches, was uns bei mehrmaliger Wiederholung ganz vorzüglich vorkommt. Wenn ich aber nach dem ersten Eindrucke, den dieses Tonwerk auf mich erzeugte, ein Wort sprechen darf, so gehört der Bravo zu den vorzüglichsten Kunstschöpfungen unserer Zeit. Die Musik ist vielleicht nicht durch Melodienreichthum einschmeichelnd, dafür ist durch das Ganze eine Harmonie verwoben, wie sie selten in italienischen Opern vorkommt; man wird darin an die Genüße erinnert, die die Schöpfungen eines Haydn, Mozart und anderer deutschen Meister gewähren.*) Mercadante hat diese Heroen der Tonkunst zu seinem Studium gemacht, das geht aus seinen früheren Werken, noch mehr aber aus dem Bravo hervor, und ich bin fest überzeugt, daß sich der Beifall, der sich schon gestern stellenweise äußerte, mit jedem Abende noch mehr steigern werde. Die Instrumentation dieser Oper ist, man halte es für keine Uebertreibung, klassisch.*) Ueber die Sänger nächstens einige Worte; ich dürfte ihnen Unrecht thun, wenn ich sie nach ihren gestrigen Leistungen beurtheilte. Die neue Prima Donna Mad. Tavola hat entschieden gefallen.

Notizen über die jetzige russische Literatur.

St. Petersburg, den 12/24 Januar 1840.

(Beschluß.)

4. Der Zeitgenosse (Sowremennik), eine Quartalschrift, gegründet von Puschkin im J. 1835, nach seinem Tode fortgesetzt von Professor Pletnew. Diese Zeitschrift erfreute sich bei ihrem Anfange mancher guten Aufsätze und Gedichte ihres Stifters. Jetzt ist es eine friedfertige harmlose Quartalschrift, wo sich manche interessante Sachen befinden, insbesondere die kleinrussischen Erzählungen von Osnowianenko (Kwikka) und Gogols Arbeiten. Interessant sind die Mittheilungen eines reisenden Russen aus Paris, leider halb russisch und halb französisch geschrieben. Die kritischen Artikel sind seicht und farblos. Die Sprache pretiös und wässerig, vornehm klingend.

*) Das möchten wir sehr bezweifeln. Die Red.

5. Die vaterländischen Memoiren (Otteischestwennyja Zapiski. Unter diesem Titel erschien in den Jahren 1820 — 1827 ein historisch-patriotisches Journal von Swinjin, dem bekannten Reisenden nach Amerika, gest. im Mai 1839). Vor einem Jahre wurde es nach einem ausführlichen Plan erneuert, und zwar von einer Aktiengesellschaft. Zum Hauptredakteur wurde ein H. Krajewski, der eigentliche Unternehmer, gewählt und die neue Zeitschrift mit vielem Lärm angekündigt. Das Programm enthielt mehr als hundert zwanzig Namen von Mitarbeitern, von denen aber Viele ohne ihr Vorwissen und sogar wider ihren Willen auf die Liste gekommen sind. Dies Journal erscheint monatlich in dicken Heften (von mehr als 30 enggedruckten Bogen), und enthält zuweilen recht interessante Sachen, literarische, historische, kritische, Gedichte u. s. w. Dies ist der Tummelplatz der Kotterie, die von Melgunow-König herausgestrichen ist, folglich eine feindliche Batterie gegen Gretsch und Bulgarin, insbesondere gegen den Letztern. Die Rezensionen dieses Journals sind ziemlich geistreich und wahr, wenn sie nicht von persönlichen Rücksichten geleitet werden: im letzten Falle sind sie ungerecht, gewissenlos und albeen ins Unendliche. Das Sonderbarste an diesem Journal ist seine gekünstelte, barocke, philosophisch sein sollende Sprache, die das Lesen desselben dem Publikum verleidet und die Herausgeber lächerlich gemacht hat. Bulgarin hat sie oft meisterhaft persiflirt. Die Einnahme der Aktionnaee soll im ersten Jahre nicht glänzend gewesen sein: sie sollen am 31. Dez. ein Deficit von 30,000 Rb. gehabt haben, und trösten sich mit Hoffnungen auf die Zukunft. Wird aber ihre Zeitschrift die Sprache nicht nach dem gewöhnlichen Gebrauch führen, so prophezeihen wir ihr einen schleunigen Tod. Es gibt nichts Possierlicheres in der Welt als das Kauderwälsch dieser Philosophen, die die deutsche gelehrte Sprache nachlallen, ohne selbst deutsch zu verstehen. Schade, wenn durch Unwissenheit einiger Einzelnen dieses Journal eingehen müßte.

6. Die literarische Zeitung, aus den gewesenen literarischen Beilagen zum Invaliden entstanden, seit Neujahr 1840, wird von demselben Krajewski und in demselben Geiste redigirt, wie die Vaterländischen Memoiren. Erscheint einmal in der Woche.

7. Die Kunstzeitung (Chudoschestwennaja Gaseta), herausgegeben seit 1837 von dem rühmlich bekannten Dichter Kukolnik, enthielt im Anfang recht interessante Sachen, und war schön ausgestattet. Im J. 1838 ist sie nicht erschienen. Jetzt soll sie wieder aufleben.

8. Der Freund der Gesundheit, eine populäre medizinische Zeitung, herausgegeben (wöchentlich) von Dr. Grum.

9. Manufaktur- und Bergwerknachrichten, herausgegeben (wöchentlich) von Ingenieur-Major Butenew.

Außerdem erscheint in St. Petersburg ein deutsches Wochenblatt: „Magazin angenehmer Unterhaltung für deutsche Leser in Rußland," herausgegeben von Buchdrucker Krap. Es enthält eine Aehrenlese aus deutschen Zeitschriften, zuweilen interessante literarische und wissenschaftliche Notizen, Correspondenzartikel und dgl. — Eine französische Zeitschrift (La Revue etrangère), herausgegeben von Buchhändler Bellizard (dreimal monatlich in Heften), besteht meistens aus nachgedruckten Aufsätzen der französischen Revues, wird mit Geschmack und Sachkenntniß redigirt.

In Moskwa erscheint nur ein literarisches Journal, die Galatée, herausgegeben von Raitsch, alle Wochen ein Heft, blaß, matt und traurig.

— Seit dem vorigen Jahr erscheint hier ein Repertoir der russischen Theater, welches fast alle hier in St. Petersburg und in Moskwa aufgeführten Stücke enthält, und sich einer allgemeinen Theilnahme erfreut. Von Neujahr 1840 erscheint ein Pendant dazu: Pantheon der russischen und der auswärtigen Theater.

— Auf das Jahr 1840 ist hier eine neue wissenschaftlich literarische Zeitschrift: Der Leuchtthurm (Majak) von den H. H. Korsakow und Bucatschek angekündigt.

Prager Bühne.

Da gibt es Novitäten und wieder Novitäten und dazu noch längst vergessene Raritäten aus weiß Gott welchem theatralischen Antikenkabinet, daß es wahrhaftig zu verwundern ist, woher unsere braven Schauspieler das Gedächtniß und sie und der wackere Regisseur Herr Ernst Zeit, Geduld und Fleiß zum Einstudiren derselben hernahmen.

„Der Fabrikant," Schauspiel in drei Akten, nach dem Französischen des Emil Souvestre bearbeitet von Eduard Devrient, scheint gegen die neufranzösische Romantik ankämpfen zu sollen; behandelt eine Ehestandsgeschichte in der gewissen Iffland'schen Manier (eine Gattin, welche ihre Empfindsamkeit zu Gunsten eines fantastischen Anbeters beinahe zum Treubruche gegen ihren Gemahl verleitet hätte, erwacht noch eben zu rechter Zeit aus dem gefährlichen Taumel, um ihre sittliche Würde zu retten) und wurde durch das sorgfältige Spiel unserer Bühnenmitglieder glücklich über dem Wasser erhalten.

„Engel und Dämon" (im Französischen der H. H. Courcy und Deynuty heißt es „ange et diable" und wäre wohl auch im Deutschen besser mit „Engel und Teufel" übersetzt worden), Lustspiel in drei Aufzügen, für die deutsche Bühne bearbeitet von Leutner und Forst, ist ebenfalls ein Conglomerat von Gardinenscenen, welche das feinere Gefühl des Zuschauers eben nicht immer erquicken dürften. Eine junge Frau, welche in der Welt die sanfte und liebenswürdige spielt, benimmt sich à la camera gegen ihren Mann als ein wahrer Eheteufel, und obschon sie am Schluße beschämt durch die Großmuth desselben (viele dürften es lieber undegreifliche Apathie nennen) Besserung verspricht, so hat diese Chance doch kaum einige Wahrscheinlichkeit für sich. Während in Shakespeare's „Widerspänstigen" Pietruccio seine Katerina nach homöopathischen Prinzipien (nicht Dosen) behandelt und an ihr das wohlbekannte „similia similibus" exerzirt, will hier der Autor seinen Passionshelden durch die allopathische Heilmethode („contraria contrariis") zu dem nemlichen Ziele führen. Aber auch außerdem existirt noch so mancher kleine Unterschied zwischen den H. H. Shakespeare und Courcy et Comp. So sind in der Novität die Kontraste in dem Benehmen Clarissens, — denn also heißt diese verunglückte neue Mignon-Auflage der „Keiferin" — viel zu scharf und ungeschickt markirt und bieten der Darstellerin auch nicht einmal die unerläßlichsten Uebergangs- und Berührungspunkte für ihr Spiel, und überhaupt enthält das Stück wohl Karikaturen, aber durchaus keine Charaktere, für die man sich auch nur entfernt interessiren möchte. Die Darstellung war jedoch eine meisterhafte, und besonders ist das Verdienst der Dem. Frey in Durchführung einer so ganz verzeichneten Rolle nicht genug zu rühmen. Aehnliches gilt von Herrn Dietz; in Verhinderung desselben gab bei der Reprise der Piece Herr Fischer den Merinville; als Athenäis ließ Mad. Binder ihren liebenswürdigen Muthwillen und Humor auf's Neue bewundern, Mad. Allram that der Partie der Frau von Kernadei gleichfalls alle Ehre an und die H. H. Bayer und Polawsky in den Rollen des Ducondray und Godard werden von wenigen Künstlern der deutschen Schaubühne erreicht, und von noch wenigern übertroffen werden.

Mayer's einaktiges Lustspiel: „Der Brief ohne Unterschrift" hat nur den einzigen Fehler: es ist um einen Akt zu lang. — „Der lustige Schuster" oder „die verwechselten Weiber," komische Oper von Paer: „ein altes Stück, ein altes Stück," von dessen abermaliger Insceneführung die Direktion bei der gegenwärtigen allgemeinen Vorliebe für das Rococo nicht mit Unrecht einigen Erfolg erwartete und wodurch das Publikum vis à vis der Possenhaftigkeit, den vielen platten Gemeinheiten dieser sogenannten Opern wieder mehr Interesse für die neueren Tonwerke desselben Genre gewinnt. — „Joseph und seine Brüder in Egypten," Oper, Musik von Mehul, ehrt das musikalische Verständniß der Dem. Eschen, welche sie zu ihrer Benefice gab, nur wäre der Beneficiantin ein größeres Publikum und dem Publikum ein besseres Ineinandergehen der Vorstellung zu wünschen gewesen. Der Vorwurf der Lauheit und Schläfrigkeit, mit welcher sich die Oper zum Theile fortschleppte, trifft aber we er Dem. Eschen (Benjamin), noch Hrn. Emminger, der als Joseph durch seinen gemüthlichen Vortrag für so manche andere Störung dieses Abends entschädigen mußte. — „Das lustige Beilager," eine altersgraue Oper, verendete am 23. Februar. De mortuis nil nisi bene! Wo das indignirte Publikum auf eine Weise richtet, die sich unfehlbares Gehör erzwingen muß, da hat das Amt der Kritik sein Ende. **nd. n.**

Notizen.

(Alex. Dreyschock in Danzig.) Als Dreyschock in Danzig ankam, war bereits das ganze Arrangement zu seinen Konzerten getroffen; und so konnte er das erste schon am 17. und das zweite am 19. Februar geben, worauf er nach Königsberg abreiste. Wieviel Sensation sein Spiel auch in Danzig erregte, kann man aus folgendem Bericht ersehen, welchen die „Schaluppe zum Dampfboot" am 20. Februar brachte: „Thalberg steht als Pianist am Nordpole energischer Kraft, Dreyschock am Südpole glühender Durchdringung. Beide scheinen in ihrer Kunst das Aeußerste erreicht zu haben, Beide sind feuerspeiende Berge gewaltiger Tonmassen, aber Thalberg gleicht dem Hekla: innen Glut, außen eisige Ruhe; Dreyschock dem Vesuv: innen Glut, außen die üppige Vegetation des Südens, die Wärme der dichtenden Natur, in dem Paroxysmus der Begeisterung. Thalberg ist, wie der Nord, gewaltiger, riesiger in seinen Erscheinungen, er ist der erobernde Held; Dreyschock ist, wie der Süden, milder, voll Blumenpracht, er ist der einnehmende Dichter. Thalbergs Hände gleichen Tausendfüßen von Fingern, und jeder Finger ist ein Taglioni-Fuß; Dreyschock scheint mit den Nerven zu spielen, seine Finger verwandeln sich auf den Tasten in diese feinen Leiter des Gefühls und spannen sich mit gewaltiger Kraft, und beben ängstlich, wie im Fieber, und geben den ganzen Menschen wieder in den Tönen, die sie hervorrufen. — Dreyschocks Piano ist Sirenengesang, Dreyschocks Fingervolubilität Elfentanz. — Wo die Fingerfertigkeit bis zu solcher augenblendenden Rapidität gediehen, da hört sie auf Kunststück zu sein, da ist sie Genialität. Wen bei der Geburt nicht die Muse gesegnet, der kann ein halbes Säkulum übend am Klaviere zubringen, ihm werden die Tasten Stelzen bleiben, auf denen er einen gewandten Fingertanz ausübt, aber dieser wunderbare Geist, der die Finger eines Thalberg und Dreyschock beim Spiele durchdringt, der Geist der Harmonie und Melodie, der auf den Tonwellen schwebt, wird bei Jenem nicht erkennbar werden."

(Literarische Sitte!) Diese beiden Worte — heißt es im „Dampfboot" — stehn im Prospekte der „Allgemeinen Preßzeitung" isolirt, wie zwei Thränen, die um den Fall eines Engels weinen. In der literarischen Welt soll die höchste Bildung, der feinste Ton herrschen. Die Reibung soll nur eine geistige, funkenerzeugende sein, keine Kneipenknüppelei, kein Waschweiber-Schimpf-Bombardement!" — Soll, ja soll!!

(Neue Oper.) Binnen Kurzem wird im Verlag von G. M. Meyer in Braunschweig eine große Oper: „Die Franzosen in Spanien," Musik von Alexander Fesca, dem talentvollen Sohn des bekannten Fesca, in Druck erscheinen. Sie wird in Karlsruhe und in Braunschweig in Scene gesetzt werden.

(Tollgewordener Walzer.) In einer Berliner Musikalienhandlung erschien vor Kurzem ein „Letzter Walzer eines Wahnsinnigen" mit eingeschriebenen Randglossen, die wirklich ganz nahe an Wahnsinn streifen. Dieser Walzer soll bereits in der Irrenanstalt der Berliner Charité untergebracht sein. (Neue Ztschft f. Mus.)

(Wahrheit.) A. Weill sagt in der Ztg. f. d. eleg. Welt: „Pythagoras opferte einst der Wahrheit hundert Ochsen; seitdem sind alle Ochsen aufgebracht gegen die Wahrheit."

(Wunderbar.) Bei der jetzigen großen Anzahl von deutschen belletristischen Blättern ist es beinahe wunderbar, daß Kassel, eine Residenzstadt von 30,000 Einwohnern, gegenwärtig kein Unterhaltungsblatt besitzt.

Komische Anzeigen.

(Aus der Schaluppe zum Dampfboot.)

Ich wohne jetzt in der Hummelgasse N. 777, neben der reitenden Artilleriekaserne.

Amadeus Hokuspokus,
Leinwandtener und lederner Bandagen-Verfertiger.

Mit vorzüglichem Wachstaffent empfehle ich mich Ellenweise dem am Podagra leidenden Publikum.

Fortunatus Notabene,
Kurzer Waaren-Händler.

Es ist eine Frau zum Ausbessern für 5 Sgr. zu haben.
Hirsekornmarkt Nr. 17.

Bei mir sind zu bekommen Handschuhe für Herren von Bockleder.
Fortunatus Wurzel,
lederner und seidener Handschuhfabrikantenmeister.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

N^ro. 14. Samstag den 15. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Kriegslied der Kroaten.

Nach dem Illirischen des Dr. Ludwig Gaj
von J. Lukšich.

Herbei Kroaten, Heldensöhne!
In großer Zahl, zu Fuß, zu Pferd, —
Daß uns der Feind nicht mehr verhöhne,
Ergreift die Sense und das Schwert:
So laßt uns, Brüder, stets in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Wir wollen unsern Herd beschützen
Vor des verhaßten Feindes Macht; —
Erbleichen soll vor unsern Blitzen,
Der unser altes Recht verlacht:
So laßt uns, Brüder stets in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Das grimme Thier im Wald zu tödten,
Zagt nie der muthige Kroat,
Und nackten Fußes zu zertreten
Die Schlange, die sich ihm genaht:
So laßt uns, Brüder, stets, in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Wenn in dem Forst bei Ungewittern
Der Eiche alter Stamm zerbricht,
Wird der Kroat gewiß nicht zittern,
Ihn schreckt des Sturmes Wüthen nicht:
So laßt uns, Brüder, stets in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Wenn bei der festen Erde Beben
Vernichtung dem Kroaten droht,
Wenn ob dem Haupt die Blitze schweben,
Verachtet furchtlos er den Tod!
So laßt uns, Brüder, stets in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Ein freier Mann durch's ganze Leben
Kühn der Kroat im Kampfe steht, —
Und sicher wird er nicht erbeben,
Wenn auch die Welt in Trümmer geht!
So laßt uns, Brüder, stets in Ehren,
Der Väter alten Ruhm bewähren.

Der Mohr.

Novelle von J. P. Lyser.

(Beschluß.)

VI.

Der Baron von Dressen an seinen Freund Mirbach.

Wer hätte sich das träumen lassen! — Sie werden erstaunen, Liebster! über diesen seltsamen Anfang meines Briefes! Gott! so weit ist es mit mir gekommen, daß ich sans facon, gleichsam mit der Thüre ins Haus falle! — Aber lassen Sie mich nur zur Besinnung kommen, daß ich einigermaßen vernünftig berichten kann, und Sie werden erstaunen, noch mehr wie über den Anfang meines Briefes, über das Wunderbare, welches sich begeben.

Der alte Freiherr war doch kein so großer Narr, als wir Alle dachten! — mit seinen Experimenten hat er sehr vorausgehend auf die komische Welt und die närrischen Menschen gerechnet! und siehe da! — das facit ist richtig, Baron! und wird am Ende noch die Erwartungen des Alten übertreffen, denn — merken Sie auf: Viktor, der Mohr, ist — der erklärte Liebling des Fürsten und nahe daran, Minister zu werden, wenn er anders nur selbst will. Was aber noch außerordentlicher ist — es heißt, der Mohr werde sich mit der Tochter des alten Baron Born vermählen, denken Sie sich, mit der schönen Angela von Born, dem reizenden Mädchen, das uns allen in D. so viel zu rathen aufgab. Der Fürst selber soll ihm bei dem Vater des Fräuleins das Wort geredet haben; bei dem Fräulein ist es nicht nöthig gewesen, denn die liebt den Schwarzen wie die Desdemona ihren Othello, über welchen Vergleich unser Freund Rossetti immer aus der Haut fahren will. — Was mich selbst betrifft, so schmachte ich noch immer in den Fesseln der schönen Gräfin Camilla und bin sehr unglücklich, denn kaum daß meine Besorgnisse hinsichtlich des Mohren verschwunden sind, so machen mir schon einige Dutzend neue Anbeter zu schaffen. —

Leben Sie wohl, Freund; bald mehr von Ihrem
Dressen.

Der Baron Born an Rossetti.

Ich benachrichtige Sie, daß ich auf den ausdrücklichen Wunsch des Fürsten die Verlobung meiner Tochter mit dem Herrn Viktor auf Uebermorgen, als an dem Namenstage Sr. Durchlaucht festgesetzt habe. Ich sehe keinen Ausweg mehr. Ich habe nur die Wahl: ein Bettler zu sein und alle Folgen der höchsten Ungnade über mich ergehen zu lassen, oder in ein Bündniß zu willigen, das ich verabscheue! — Aber wenn Sie nicht handeln, so muß ich das Letztere; denn nicht mich allein würden Armuth und Schande treffen, sondern auch meine jüngern Kinder. Angela ist eine Schwärmerin! — Es wird ihr Verderben sein, wenn — nicht ihr Wunsch — sondern ihre

Laune! erfüllt wird. Sie lieben Angela — daß ich sie Ihnen unter jeder Bedingung eher und freiwillig geben würde, als dem Mohren, werden Sie glaublich finden, ohne daß ich es beschwöre. Diesen Abend ist Gesellschaft bei mir, der Mohr wird da sein und Sie sind freundlichst geladen. Handeln Sie, und seien Sie des Lohnes gewiß. —

Aus Rossetti's Tagebuche.

Wer spricht von Mord? — Er soll ja leben und hoffentlich glücklicher als wir Alle, die wir uns auf unsere Weisheit so viel einbilden. Angelina lassen? — Nimmermehr! — diesen Abend also! Ich bin entschlossen.

Der Herr von Dressen an seinen Freund Mirbach.

Entsetzlich, Theuerster! — O armer Viktor! armer Mohr! vermaledeiter alter Experimentenmacher! — Wer hätt' es denken sollen, daß der Herzensfreund des Unglücklichen eines solchen Verraths fähig gewesen wäre? — Aber da schreib' und lamentir' ich wieder in den Tag hinein auf konfuse Weise, und Sie wissen nicht, warum? und ich selber weiß vor Angst, Schreck, Schmerz und Erbitterung nicht, wo mir der Kopf steht! doch ich will mich fassen, will mich zwingen, Ihnen quasi vernünftig mit kurzen Worten zu erzählen, was sich begeben.

Vor 14 Tagen sollte die Verlobung Viktors mit der jungen Baronesse Angelina von Born Statt finden. Zwei Tage vorher ist große Gesellschaft bei dem Schwiegervater in spe. Ich war mit dazu geladen und auch die reizende Camilla, und daß Rossetti, der Intimus Viktors, nicht fehlte, verstand sich von selbst. Alles war Lust und Freude, den Rossetti ausgenommen, der diesen Abend auffallend bleich und still erschien und seinen Freund sichtlich vermied. Der Mohr war glücklich, selig — das währte bis Mitternacht, wo die Tafel aufgehoben wurde und der Ball begann. Viktor tanzte eine Weile und trat sodann an den Schenktisch; hier kredenzte ihm der alte Baron in einem schön geschliffenen Kristall-Pokal ein Glas Kardinal; im selben Augenblick stürzte Rossetti herzu mit dem überlauten Ruf: „Viktor! um Gotteswillen, trinke nicht!“ Aber es war zu spät! der Mohr hatte den Pokal bis auf den letzten Tropfen geleert. Außer sich stürzte Rossetti aus dem Saale und erschien nicht wieder. Sie werden es begreiflich finden, Theuerster! daß uns Allen das Benehmen des Doktors etwas seltsam erscheinen mußte; dennoch verfiel keiner nur im entferntesten auf den wahren Grund desselben; wir meinten alle, er habe verhindern wollen, daß der Mohr auf die durch den Tanz verursachte Erhitzung sogleich tränke, und wunderten uns nur, daß er die Sache so gar tragisch genommen habe.

Aber am andern Morgen, denken Sie sich! erfahren wir, daß der Mohr in Raserei verfallen sei und sich gebehrde wie der Masaniello in der Stummen von Portici. Es war so; Rossetti, welchen man zu Hülfe haben wollte, war verschwunden. Ein von ihm zurückgelassenes Billet erklärte Alles: Er hatte das Fräulein Angelina geliebt, und, hingerissen von Eifersucht und wahnsinniger Leidenschaft, nach langem Kampf mit sich selbst, seinem Freund ein Gift beigebracht, welches diesen wahnsinnig machen mußte. — Er behauptet, keinen Theilnehmer gehabt zu haben — aber hier flüstert man sich zu: das Gift, welches der Mohr erhalten habe, sei in dem Pokal enthalten gewesen, welchen auf dem Balle der alte Baron ihm kredenzte, und uns Allen ist es jetzt klar, weshalb der von Reue gequälte Rossetti den Mohren verhindern wollte, seinen Durst in dem höllischen Trank zu löschen. Wie dem nun aber sei: der arme Viktor ist und bleibt wahnsinnig, und wurde gestern als unheilbar in die große Irrenanstalt auf dem Rosenstein abgeführt. Fräulein Angelina ist in ein hitziges Fieber verfallen und ringt mit dem Tode, der schwerlich seine schöne Beute lassen wird. Rossetti ist spurlos verschwunden, und Viktors Güter werden jetzt von dem Baron Born als dem nächsten Agnaten des alten Freiherrn von Eden in Besitz genommen werden. Der Mann muß mächtige Freunde haben, das ist klar.

Nachschrift des Herausgebers.

Als ich im Sommer des verflossenen Jahres auf einer Reise die große Irrenanstalt auf dem Rosenstein besuchte, fiel mir unter den Wahnsinnigen ein Mohr auf. Es war Viktor.

Von dem Arzt des Hauses erfuhr ich die Geschichte des Unglücklichen, dessen Zustand zwischen wilder Raserei und stillem Wahnsinn abwechselt. In seinen ruhigen Stunden entwirft er Skizzen zu großen Gemälden, genial erfunden und kühn ausgeführt; oder er dichtet Bruchstücke einer großen Tragödie „welche nimmer enden wird, und deren Namen kein sterblicher Mund nennt.“

Er glaubt dann, Raphael und Goethe zugleich zu sein und sprach in diesem Charakter mit mir. Als ich ging, überreichte er mir eine Rolle Papier, wie deren Viele auf seinem Tische lagen; als ich sie zu Hause angelangt öffnete, fand ich, daß sie eine wilde, abenteuerliche Skizze, in Callot-Höllenbrenghel'scher Manier, und auf einem zweiten Blättchen das nachfolgende Sonett enthielt.

Sonett des Mohren.

Mich preist das Volk, nennt jubelnd meinen Namen,
Erkennt mit Stolz mich als den Seinen an,
Rühmt's, wie ich früh den Lorbeer mir gewann,
Zählt zu den Besten mich, so jemals kamen.

Ob And'rer Schwingen kraftlos bald erlahmen,
Die meinen nimmer! sicher, kühn hinan,
Richt' ich den Flug zur sonnenlichten Bahn. —
„Welch göttlich Bild strahlt dort im gold'nen Rahmen?“

Ich hab's gemalt. Und hörst du jene Weise?
Von ros'gen Lippen tönt sie, innig, leise,
„Es ist ein süßes, wunderbares Lied!“

Beklage ihn, der es zuerst gesungen!
Dies Lied — aus meinem Herzen ist's erklungen,
In dessen Raum die ganze Hölle glüht.

Aus Triest.

2. Februar 1840.

(Ein Wunderkind.) Unlängst erschien in der hiesigen lithographischen Anstalt der Herren Linassi et Comp. die Skizze eines Schlachtgemäldes, welche durch die vielen schönen Gruppen und die Kunst und regelrechte Ausführung das größte Wohlgefallen erregt, dieses aber zur Bewunderung steigert, wenn man darunter liest: daß diese Zeichnung, welche dem Meister in der Kunst nicht zur Unehre

gereichen würde, in Gegenwart zweier glaubwürdiger Männer, des akademischen Malers Kandler und des als Dichter rühmlichst bekannten Dr. Gazzoletti aus dem Stegreif von dem neunjährigen Sohne des hiesigen Dekorationsmalers Giuseppe Gatteri auf den Stein hingeworfen, und dann ohne die geringste Verbesserung lithographirt wurde.

Referent ließ es sich angelegen sein, Näheres über dieses Wunderkind zu erfahren, und er vernahm, daß der Vater den jungen Giuseppe vor Kurzem mit nach Venedig nahm und ihm die dortigen Bildergallerien zeigte, und er bei seiner Zurückkunft mehre Zeichnungen in Kreide entwarf, die er zu verheimlichen suchte, und die nur durch Zufall in die Hände des Vaters geriethen. Diese Zeichnungen sind, merkwürdig genug, nicht etwa Kopien, sondern Originalgebilde, in denen sich der Hang für schauderregende Scenen darthut. So stellen sie fast alle eingeäscherte Städte, zerfallene Thürme, Ueberschwemmungen, Schiffbrüche, Schlachten u. s. w. vor.

Unter andern entwarf er auf Verlangen ein Bild, zu dessen Stoffe man ihm den Uebergang über die Beresina gab, und ohne irgend ein Vorbild gehabt zu haben, wählte er den Moment, wo die Brücke einbrach; Roß und Reiter, Wagen und Gepäck stürzen in die schäumende Fluth, die Kosaken verfolgen den Feind, die Einen versuchen, sich schwimmend zu retten, Einige erfassen die zerbrochenen Gebälke, Andere erklettern das Ufer, oder stürzen in die Wogen; Waffen, Hüte, Todte liegen verstreut umher, und Alles dies so deutlich, daß wir den denkwürdigen Uebergang wirklich vor Augen zu haben glauben. — Es wäre zu wünschen, daß für die gehörige Ausbildung dieses vielversprechenden Talents gehörige Sorge getragen würde, und Giuseppe Gatteri dürfte dann einst die Zierde unseres Zeitalters werden.

(Triester Taschenbuch für 1840.) Auch wir huldigen der Mode; auch wir haben ein Taschenbuch, wenn auch nicht mit kostbaren Stahlstichen, doch mit Lithographien, und diese sind gar nicht übel. Die Ausstattung und der Druck gibt ebenfalls anderen Almanachen nichts nach, ja unsere Strenna triestina (dies ist der Titel des Taschenbuchs) darf sich in dieser Beziehung sogar mit den schönsten messen. Die Schriftsteller anlangend, so finden wir darunter die Namen der gefeiertesten Italiens; nur ist zu bedauern, daß diese gefeierten Schriftsteller diesmal nicht die geistreichsten Spenden gegeben haben. Von den vielen Gedichten, großen, kleinen, und verschiedenen Erzählungen und anderen Aufsätzen sind höchstens zwei oder drei, die die Kritik aushalten; zu diesen wenigen gehören eine Erzählung von Dr. Madonizza und eine Reflexion von Dr. Pacifico Valussi. Unter anderm finden wir auch eine Uebersetzung von Bürgers herrlicher Leonore in reimlosen Versen, aber so matt, daß man sich des Aergers nicht erwehren kann, wenn man sich an das Original selbst erinnert. — Im Uebrigen läßt sich über die hiesigen literarischen Strebungen wenig sagen; die Schriftsteller von Beruf, und Triest hat deren mehre aufzuweisen, feiern, und lassen sich höchstens herbei, einmal einen Aufsatz irgend einem befreundeten Journale zuzuschicken; chez nous comme partout; absorbiren doch auch anderswo die Tagesblätter meist die literarischen Kräfte, an größere Werke denkt man wenig. Wer mag aber die Schuld tragen? es ist dies eine Frage, deren Erörterung sich wohl der Mühe lohnte, wiewohl sie von keinem Buchhändler belohnt werden dürfte.

(Theater.) Seit meinem letzten Berichte wurden zwei Opern gegeben, die Norma und Belisario. Erste sprach durchaus wenig an; die Schoberlechner war krank; die Dabedeilhe (Adalgisa), statt sanft zu sein, wüthete, als sollte sie eine Furie repräsentiren; Poggi sprach als Pallione wenig, der Basso Ferlotti als Priester gar nicht an, und die Norma, die einst bewunderte und als Oper stets beliebte, machte diesmal einen halben Fiasco. Bei Belisario nahm Alles eine heiterere Gestalt an; die Schoberlechner gefiel, weil sie weniger sich anzustrengen hatte, und ihren kleinen Part daher mit vieler Bravour ausführen konnte; die zweite Prima Donna Rossetti (Irene) erzielte recht vielen Beifall; Poggi zeigte sich wieder seines Ruhmes würdig, und Ferlotti gab die Titelrolle zur völligen Zufriedenheit: tempora mutantur, et nos mutamur in illis, und so applaudirten wir Jene, Die wir noch vor Kurzem unser Mißfallen fühlen ließen. Die Ballete machen heuer kein Glück; auch das letzte, la finta sonnambula, darf nicht mehr aufgeführt werden, weil es das Publikum nicht haben mag. Mein Blatt ist zur Neige, ich verspare mir also einen ausführlichen Bericht über unser Carnevalleben auf mein nächstes Schreiben.

J. Löwenthal.

Die letzte weiße Rose.

Trauerspiel in 5 Akten von J. Kuranda.

(Wir entlehnen die nachfolgende Kritik dem in Stuttgart erscheinenden „deutschen Courier" vom 2. Febr., nicht blos, weil das genannte Drama von einem talentvollen Landsmann ist, sondern auch, weil diese von dem Redakteur des Couriers, Hrn. Karl Weil, verfaßte Beurtheilung an und für sich großes Interesse gewährt.)

Die Red. von „Ost und West."

Ein Trauerspiel in gebundener Rede bringt uns eine große Empfehlung, weil schon die Wahl der äußern Form beweist, daß der Dichter nicht zu jener Schule gezählt werden will, welcher der Wohllaut und Rhythmus der Sprache, die Richtigkeit des Ausdrucks und die stylistische Schönheit gleichgültig sind. Es ist hohe Zeit, durch solche wohlbegründete Prädilektionen die jüngere Dichterschule zu nöthigen, der Sprache Kraft und Schönheit sich anzueignen, damit nicht die Freiheit, welche ihr ohnehin eigen ist, im Mißbrauch untergehe. Der Dichter der „letzten weißen Rose" hat diese Wahrheit schon bei seinem ersten größern Versuche erkannt, und sich einer reinen und eleganten Diktion beflissen, die häufig an Fr. Halm erinnert, wenn sie gleich in einzelnen Formen (wie z. B. des Reims am Ende größerer pathetischer Vorträge) shakespearisirt. Zuweilen, von dem Fluße der Rede und des Wohllauts fortgerissen, hat unser Dichter die vielleicht wünschenswerthe Konzision etwas bei Seite gesetzt, an anderen Stellen den Ausdruck hin und wieder etwas zu sehr überfeilt: aber die Entwicklung leidet nicht unter dem erstern, die Charakterzeichnung nicht unter dem letztbezeichneten Fehler. Im Allgemeinen aber ist die Sprache edel und würdig, wie sie der Tragödie ziemt, und doch so selten auf den Brettern gehört wird. — Unsere Leser werden uns von der Darlegung der Fabel und der Entwicklung des Stückes entbinden. Jean Paul hat mit großem Rechte bemerkt, der Leser einer referirenden Kritik könne sich aus der Relation unmöglich ein Bild der Dichtung entwerfen, denn ein Gerippe könne eben so gut einer Bauerndirne als einer medizäischen Venus angehören. Die „letzte weiße Rose" wird zweifelsohne über alle besseren Bühnen Deutschlands gehen, und es genügt uns vollkommen, wenn das allgemeine Urtheil das günstige Prognostikon rechtfertigt, welches wir dem jungen Dichter stellen zu können glauben. — Die Herzogin von Burgund, aus dem Hause York, welche einen Knaben aus den niedersten Ständen hervorgezogen, um ihn einst, als den Sohn Eduards, ihres Bruders, dem verhaßten Lancaster entgegen zu stellen; die frühe schon gewahrt, daß das Werkzeug, welches sie gewählt, ihrer Vormundschaft sich entzieht, weil es sie selbst zu fest verstrickt weiß; die dieses Spiel der Täuschung und des Hasses in den peinlichsten Verhältnissen durchführen muß; die sich somit in den ersten Akten als ein intriguantes, rachsüchtiges Weib darstellt, wird bei der Entdeckung, daß der echte Richard noch lebt, durch eine psychologisch trefflich durchgeführte und wohl motivirte Aenderung die liebende, ängstlich sorgende Mutter des letzten Sprößlings aus dem Stamme der weißen Rose. Wie unangenehm auch die absichtliche Täuschung berührt, welche offen vor dem Zuschauer daliegt, und die dem Helden des Stückes (denn als solcher muß wohl immerhin der falsche Richard angesehen werden) und der Fürstin, seiner Beschützerin, ein Stück von dem Ansehen zweier Genossen zu einem Schelmenstreiche gibt: so ist doch gerade Das wahr und natürlich, wenn wir im Verlaufe der Geschichte sehen, wie Beide weder von unedlen noch von gemeinen Motiven getrieben werden, und doch die schlechte That sie umgarnt und ins Verderben stürzt. Denn der falsche Richard dünkt sich ein Volksheld, glaubt ernstlich durch die Verkettung der Umstände zu dem Throne sich berufen, zu dessen Besteigung ihm die Berechtigung des Blutes fehlte, und wird bestärkt in diesem Wahne durch den Sieg, den er im Gottesurtheil über einen ihm entgegengestellten, aber auch falschen Prätendenten erringt. Hierdurch wird die dramatische Idee des Stückes gehoben und geadelt, die Durchführung der scharf gezeichneten Charaktere geschieht mit Wahrheit und erhöht das gespannte Interesse. Daß zweimal in derselben Sache auf das Gottesurtheil provozirt wird, scheint uns ein Fehler, weil dasselbe Mittel in der Tragödie nicht wiederholt werden darf, und unser Dichter muß es selbst gefühlt haben, da er den wahren Richard, unmotivirt, von dem spanischen Prinzen ermorden läßt, welcher mit der lieblichen Nichte der burgundischen Fürstin verlobt ist. Dieser spanische Prinz ist ein Bösewicht aus Privatplaisir, der ein Mädchen zwingt, ihn zu heirathen, blos weil er es für ein Privilegium der Macht hält, durch Zwang zum Genuß zu gelangen: gewiß eine seltene Bizarrerie; und der den unschuldigen und frommen wahren Richard — dem er, wie ein unerfahrenes Kind, einen wichtigen Brief anvertraut, den er dann behorcht — zuletzt umbringen läßt, während er doch kein überwiegendes Interesse an dessen Tod hat. Es ist wohl

der einzige unmotivirte Charakter im Stücke: ein Theaterbösewicht. — Freundlich und zart ist aber die Nichte gezeichnet, in der Punktirmanier der Kupferstecher für Almanache, aber von Werth und liebenswürdiger Grazie. Der falsche Richard, ein Sohn des Volkes, wirft sich mit Kraft und Lust ins Leben, und täuscht sich selbst über die Wahl der Mittel. Der wahre Richard, „die letzte weiße Rose“, ist die zarte Blüthe eines in Aufopferung und Hingebung absterbenden Prätendentenzweiges. Sprache und Handlungsweise athmen die hohe Geburt, und wir denken, es dürfte nur wenigen von unsern neuern Dichtern gelingen, einen solchen Charakter zu schildern, edel und rein, mit dem Siegel der Macht und der selbstbewußten Prädestination des Unterganges, und dabei Das zu vermeiden, was Hr. Kuranda so glücklich umging: Affektation im Ausdruck und Gallerieeffekte in der Handlung. Wir glauben nicht zu weit zu gehen, wenn wir diesen (wahren) Richard als eines der schönsten und würdigsten Gebilde bezeichnen, die aus der jüngern Dichterschule Deutschlands hervorgegangen sind. — Die übrigen Figuren gruppiren sich gut um diese Hauptpersonen; besonders gelungen ist der Chef der Edelleute von der York'schen Partei, welche an den Hof der burgundischen Fürstin geschickt wurden, um nähere Verbindungen mit dem ersehnten Prätendenten anzuknüpfen. Für einen englischen Großen, für einen Perry nur etwas zu demüthig bei seinem Auftreten, zeigt er doch durchgängig jene ritterliche Loyalität und jene leichtgläubige Treue, die dem legitimistischen Parteigänger wohl ansteht — Eigenschaften, die ihn selbst da vor jedem Anstrich der Lächerlichkeit bewahren, wo der Prätendent und seine Begünstiger offenbar ihr Spiel mit ihm treiben.

Die „letzte weiße Rose“ fesselt fortdauernd das Interesse der Zuhörer, das sich von Akt zu Akt höher steigert. Hr. Kuranda hat zwar im Stücke Geschichte gemacht, statt das wirklich Geschehene zur Grundlage seines Drama's zu nehmen: allein dem Dichter ist das wohl erlaubt, und es gereicht seinem Talente zur Ehre, daß die Kontouren seiner Gestalten so wahr hervortreten, und die Verwicklung sich so natürlich darstellt, daß der Geschichtsunkundige glaubt, es sei einst Wirklichkeit gewesen. — Möchte Hr. Kuranda die schönen Hoffnungen erfüllen, welche dieses sein erstes bedeutenderes Werk einflößt; wir müßten der deutschen Bühne wie der deutschen Literatur Glück dazu wünschen. Ihm wünschen wir — zum Dank für den Genuß, den die „letzte weiße Rose“ uns gewährte — überall solche Darsteller seiner dramatischen Gebilde zu finden, wie er auf der Stuttgarter Hofbühne an Hrn. Moritz, Frln. Stubenrauch und Madame Lange traf. Fräulein Stubenrauch insbesondere war die edelste Personifizirung der in Purpur gebornen Resignation.

W.

Prager Chronik.

(Neue wohlthätige Anstalt.) Die Errichtung eines Kleinkinderhospitals für Prag und ganz Böhmen ist ein lange und tief gefühltes Bedürfniß, und die Verwirklichung einer solchen Anstalt erscheint um so wohlthätiger und erwünschter, als nach den bestehenden Vorschriften Kinder unter vier Jahren in das hiesige allgemeine Krankenhaus zur ärztlichen Behandlung und Pflege in der Regel nicht aufgenommen werden dürfen. Diese Verhältnisse haben den k. k. Kreiskommissär Hrn. Paul Alois Klar, der sich schon durch die sorgfältige und eifrige Leitung der Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde die größten Verdienste um die leidende Menschheit erwirbt, dazu bestimmt, ein solches Kinderhospital in Verbindung mit mehrern Menschenfreunden ins Leben zu rufen. Zu diesem Zwecke wird ein Verein gebildet, der ganz nach den Grundsätzen geformt ist, die bei der erwähnten Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen beobachtet wurden; der Verein wird daher aus Mitbegründern, Beförderern, beitragenden, wirkenden und Ehrenmitgliedern bestehen. Die Pflege der erkrankten Kinder soll den Barmherzigen Schwestern von der Regel des heil. Boromäus übergeben werden. — Viele Menschenfreunde haben diesem schönen Unternehmen bereits ihre regste Theilnahme zugesichert, und das hohe Landespräsidium hat den Hrn. Kreiskommissär Klar zur einstweiligen Bildung dieses Vereins, und zu allen nöthigen Vorarbeiten und Einleitungen ermächtigt.

(Hohes Alter.) In Prag lebt ein 120jähriger Mann, ein Bäcker, der ganz gesund ist, ohne Brille liest, recht gut hört, und täglich einen Spaziergang macht.

Notizen.

(Alex. Dreyschock in Berlin.) H. Truhn sagt in der neuen sehr interessanten Zeitschrift „der Pilot“ Folgendes über Dreyschock: „Diesem Künstler ging ein bedeutender Ruf voraus, den er vollständig gerechtfertigt, ja ihn wohl noch übertroffen hat. Nach Thalberg, Henselt, der Clara Wieck sollte man es kaum für möglich halten, noch von Jemand am Flügel überrascht zu werden, — Liszt etwa ausgenommen; aber Herr Dreyschock nöthigte uns dennoch durch den Vortrag einer Rhapsodie, zweier Lieder ohne Worte, und einer Etude la Campanella, vor allem aber durch Variationen über ein Orginalthema (sämmtlich Stücke seiner Komposition) laute Bewunderung ab, und überraschte durch die präciseste Beherrschung der ungeheuersten Schwierigkeiten des Instruments. Als Komposition gefiel uns das Lied ohne Worte in F-dur am meisten. Zu Clara Wieck verhält sich Herr Dreyschock etwa so wie Herkules zur Psyche.“

(Deutsche in Paris.) Die Zahl der deutschen Handwerker in Paris ist über 50,000, die der Deutschen überhaupt 80,000. Die Hälfte der pariser Schneider sind Deutsche. (So machen also Deutsche die Moden für Europa.)

(Rechengenie.) Ein fünfzehnjähriger Knabe, Zacharias Dahn, aus Hamburg gebürtig, erregt daselbst Aufsehen. In einer öffentlichen Soiree löste er die schwierigsten Aufgaben mit unglaublicher Leichtigkeit.

(Ein böhmischer Virtuose.) Der „Sammler“ berichtet, daß der Violinspieler Leppen, welcher in Philadelphia jetzt größeres Aufsehen machen soll, als selbst Paganini, in dem Dorfe Suttom*) (im Leitmeritzer Kreise Böhmens) geboren ist, wo sein Vater Schulmeister gewesen. Er wurde später Zögling des rühmlichst bekannten Prager Conservatoriums, aus dem schon so viele große Virtuosen hervorgegangen, kam nach Wien, wo er sich in Concerten produzirte, unter Duport Mitglied des Orchesters am Hoftheater n. d. Kärnthnerthore und später Orchesterdirektor und Solospieler im Leopoldstädter Theater wurde. Erst nachdem er dieses Engagement verlassen, trat er die weite Reise an, und sammelte sich Lorbeern in Philadelphia.

(Neues Theater.) In Oedenburg wird ein Theater erbaut. Die Kosten sind auf 64,070 fl. 45 1/2 kr. C. M. veranschlagt und werden aus der Oedenburger Staatskammerkassa bestritten.

(Berlin.) In Berlin gibt es jetzt 351 Damenschneider und 1814 Mannsschneider (!), 111 Konditoren, 114 italienische Waaren- und Delikatessen-Handlungen und 3 eigene Handlungen für den Caviar. (!) Ferner 82 Buchhandlungen, 41 Buchdruckereien, 45 Kunst- und 20 Musikalien-Handlungen.

(Daguerre und Liepmann.) Die Zeitschrift „Argos“, welche jetzt von F. Clemens (Gerke) redigirt wird, bringt folgendes treffende Epigramm:

Gallier und Germanen.

Daguerre-Prometheus, klug und reich,
Stahl sich den Himmelsstrahl, den holden;
Die Kunst beschien er matt und bleich,
Doch in den Säckel strahlt' er golden.

Liepmann, der arme deutsche Jude,
Stahl mit den Augen Bilderpracht,
Hell strahlten sie in seiner Bude,
In seinem Säckel — blieb es Nacht.

Sie wirkten Beid' in düstrer Kammer;
Doch zeigt sich bei der Lampe Schein
Dort Gallier-Glück und hier der Jammer,
Ein Deutscher und — Genie zu sein.

(Coleridge.) Dieser talentvolle Dichter, der zur Bekanntmachung der deutschen Literatur in England durch Uebersetzungen und Kritiken sehr viel beitrug, hatte sich an den Genuß des Opiums gewöhnt, das er anfänglich als Arznei brauchte. Er gewann diesen Nervenreiz lieb und starb an den langsamen Folgen dieses Genusses.

(Eisenbahnen.) Diese sind — wie eine deutsche Zeitschrift sagt — die elektrischen Konduktoren der Civilisation; ein Eisenbahnnetz ist der elektrische Apparat, der blitzschnell alle verbundenen Glieder mit einem Gefühl durchzuckt.

(Hübsche Annonce.) Neulich kündigte der Direktor einer reisenden Gesellschaft das Stück „der Thurm von Nerle“ mit dem Beisatze an: oder Margarethe von Burgund, oder das Weib, unwürdig, diesem zauberischen Geschlechte anzugehören. (Bresl. Blätt.)

*) Nicht Sumton, wie es im „Sammler“ heißt. Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

№ 15. Mittwoch den 19. Februar. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Bücher-Bazar.

Von Leopold Schefer.

Frisch auf! Herr Gott Merkurius,
Und flieg' er aus in raschem Schuß,
Die schöne Frau H . . . H . . . im Arm,
Ein schönes Weib, das macht ja warm.
Frisch in den Bazar mitten hinein!
Ein Gott, der macht sich Platz allein;
Verkauf' er sie, das schöne Weib
Viel tausend Mal — sie ist kein Leib,
Sie ist ein Geist, und der verträgt,
Daß man ihn tausendmal erschlägt,
Und bleibt doch stets ein rechter Geist,
Wie jedes gute Buch beweist.
Denn heut zu Tag ist Kindermord
Von Bethlehem an jedem Ort,
Ein jedes alte Höckerweib
Liest Bücher jetzt zum Zeitvertreib;
Denn, unter uns gesagt, die Welt
Hat Zeit zu viel, zu wenig Geld,
Wer heut zu Tag nicht liest, ist todt,
Der hat noch größre als Lese-Noth.
Denn eine Noth ist jetzt das Lesen,
Wie niemals in der Welt gewesen!
Sonst hatt' es jeder Autor gut,
Er schrieb aus Freuden, mit Herzensblut —
Der Leser nahm sein Werk zur Hand
Wie ein Wundergeschenk aus Samarkand
Und setzte sich froh in's Buch hinein,
Er glaubte ihm wie dem Mondenschein!
Und schwamm darin vergnüglich fort
Durch alle Fata bis in Port.
Und stieg er auf dem Bretchen — an's Ende,
Da schlug er bedauernd in die Hände!
Stieg wieder in sein Häuschen aus
Und brachte gar manchen Schatz zu Haus,
Zum wenigsten doch sein frei Vergnügen:
„Durch Schönheit himmlisch sich zu belügen!“
Jetzt — will kein Leser nur mehr lesen —
Er stellt schon neben sich den Besen!
Den Strang sogar! — er will nur richten!
Er will dabei ein Besseres dichten,
So wie das Buch hätt' können und sollen
Und müssen sein, das beweist er mit Grollen,
Und ballt die Fäuste, schlägt es zu,
Schimpft die Frau Autorin eine Kuh —
Eine Henne, die sich gelegt — auf Krähen,
Der jeder muß den Hals verdrehen,
Schimpft einen Ochsen den Herrn Autor,
Und sei er sein Fürst, sein Freund, sein Fautor,
Und rühmt sich: Wie Er kunstrechter und klüger
Es hätte gemacht als der Betrüger!
— Und ist die gebildete feine Welt,
Die mit Recht was Rechtes auf sich hält,
Schon so ohne Lebensart, ein Petz —
So wird nun der Richter ein grober Fletz,
Der denkt: er ist nur da zum Köpfen,
Zum Bücher-Purgiren, Vomiren und Schröpfen;
Erst muß er ein jedes Buch erschlagen,
Zum Höllenpfuhl das Cadaver tragen,
Und wenn er es seiner so werth gemacht,
Secirt er es erst mit Doktor-Bedacht,
Und stellt den Leichnam — lebendig her,
Und gibt ihm von seinem Aire ein Air,
Und bläset ihm seinen Odem ein,
Davon erstickte ein fettes Schwein.
Dann schreibt er dem Autor das Visum repertum:
„Das große Gehirn ein Plani-Desertum,
„Die Zunge voll Stacheln und giftige Zähne,
„Als wäre die Schlange eine Hyäne,
„Die Leichen raubt und Leichen frißt,
„Als Deutscher, was kein Franzose genießt;
„Das Herz, ein leerer Beutel voll Wind
„Und Wasser; die Galle so groß wie vom Rind,
„Die Leber wie von der Straßburger Gans
„Sein Name: Hundsrück, Uhu, Hans.“ —
Dann kommt die gewöhnliche Litanei:
Von was für Haar und Bart er sei,
Wie weiß sein Hemd, wie schwarz seine Dinte,
Wie geflickt sein Rock, wie rostig die Flinte,
Wie viel er habe zum Mittagsbrot,
Und was ihn vexire für häusliche Noth
(Mit der häuslichen Noth nur meint er die Frau,
Ob er ihr treu? und ob er ihr trau' —)
Und was von Skandal nur aufzutreiben,
Das dient zum Recensionenschreiben,
Zuletzt noch wird in kurzem Postscript
Noch flugs auf den Inhalt des Buches getippt.
Mit dieser heiligen Recension
Nun blasen die Postillione davon!
Denn eh' ein Buch nicht recensirt,
So weiß man ja: daß es nicht existirt!
Und hinterdrein nicht subsistirt.
So wird das Publikum angeführt. —
Drum lieber Gott Merkurius
Bring' Er doch das deutsche Wesen zum Schluß.
Helf' Er Leipzig, Stuttgart, aller Welt,
Sonst sind wir von dem Nordlicht geprellt,
Das Nordlicht macht nicht klug, nur blind:
Wie jetzt viel Schafe geworden sind.
Da sprach Merkurius mit Lachen:
Freund! „Nur nicht ängstlich!“ in keiner Sachen!
Besonders in einer — die nicht ist!
Nichts gilt! die im Kehraus schon liegt für den M . . —
Was glaubst denn du vom Volke? hoho!
Ich nehme vor ihm den Hut ab so!
Ist das Volk ein Esel in genere?
Ein Ochs, ein Schaf in specie,
Das alles glaubt, was man ihm thut
Und sagt und schreibt mit frechem Muth?
Es ist von hohen Kinderpossen
Nicht einmal leise nur verdrossen,
Und lacht zu der papierenen Welt,
Die, wie man wähnt, es zusammenhält!
Und lebt es etwa so verzwergt,
Wie man's in Catalogum gepfercht?
Es überworfen mit Venus-Netzen? —
Es reißt den ganzen Plunder in Fetzen —
Es sieht ihn nicht — mit dem klaren Blick!
Und lebt nach seinem eignen Geschick
Auf seine Hand in allem Land;
Das macht sein göttlicher Verstand:
Nichts zu verstehen, was die Dummen
Ihm heißen, drucken, singen und brummen —
Kurzum: es ist kein Sonntagskind
Und achtet die Geister, für was sie sind — Wind;
Von Fesseln hat es niemals gewußt,
Es lebt wie ein Kind nach freier Lust,
Und wird ihm ein Schabernack angethan,
Dann schwellt's zum allmächtigen Riesen an,
Zertrümmert den Spuck wie eine Fliege,
Und geht gleich wieder als Kind — in die Wiege!
Da will es nun jetzt Geschichten hören
Und lesen, die Langeweile bethören
Und wissen, was man in Stambul kocht?
Wie man in London an Thüren pocht?
Von Fürth nach Nürnberg, von Nürnberg nach Fürth
Mit dem Teufel fährt, und sich nie verirrt!
Wer endlich die Windkarrete erdacht,
Die die Eisenbahnen zum Flugseil macht,
Woher die gute Zeit wird kommen?
Aus welcher Gegend der Welt? . . . geschwommen,
Gefahren, geritten, geschifft in der Luft?
Und wo man schon: „Wir haben sie!“ ruft,
Kurz alles frei von Jedem und wahr —
Zu Jahr sei es eine Lüge klar!
Das Volk will von seinem Hanse wissen
Und läßt sich nie das Warten verdrießen,
Kein Wind, keine Wahrheit ficht es an.
Es steht wie die Eiche auf seinem Plan,
Es glaubt und thut doch nur, was es will,
Und lacht zu allem in's Fäustchen still. —
Da schreiben ihm nun aus seinem Mittel
Verschiedene in verschiedenem Kittel:
Sein Hausbuch unter verschiedenem Titel

Ihm unverwehrt von Frohn und Büttel;
Nimmt ihm auch ein Kater ein Schwärtlein weg,
So spricht er zur Katze: „Da hast du den —
„Lies du ihn zum Nutz! laß dir ihn bekommen,
„Mein Hausbuch bleibt mir doch unbenommen,
„Mein Hausbuch ist nicht ein Buch so nur:
„Es ist die ganze Literatur!
„Seit aller aschgrauen Ewigkeit
„Bis in die blaue Unendlichkeit!
„Und daß Ihr's nur wißt, Ihr Bücherrichter,
„Uns bringt Ihr nichts bei wie Speck und Trichter,
„Ihr selbst bringt keinen Quark hervor,
„Ihr macht nur den Lärm vor Euerem Ohr,
„Macht Großes nicht kleiner, und Kleines nicht größer,
„Ja ganz wahrhaftig das Schlechte nicht besser,
„Und Euere Weisheit und guter Rath —
„So zeigt doch davon die grüne Saat!
„Und sprecht noch: Wir wollen nur weisen, nur warnen —
„Glaubt uns: Wir lassen uns Keiner umgarnen:
„Wir werfen schon selbst Unnützes hinaus!
„Wir sehen schon selbst was Gutes heraus!
„Und was Uns taugt, das laßt Uns gebrauchen!
„Wir lassen auch frei Euch schnupfen und rauchen,
„Und habt Ihr Manchen zehnmal erschlagen,
„Gerädert, gehängt in Eueren Tagen,
„Mit Koth beworfen, kurz todt gemacht —
„Uns stehen die Todten auf über Nacht!
„Uns leben sie Alle, und leben uns fort,
„Wir bilden uns selbst an jeglichem Ort,
„Wir sind die Richter der Richter zu Land,
„Und richten doch nicht — denn wir haben Verstand."

Ein Narr verdirbt sich sein eignes Vergnügen!
Und meins ist: mit Büchern umher zu fliegen.

* * *

Und fort war der Gott Merkurius!
So geschwind wie die Schwalbe vor dem Schuß.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

Wenn die Kaiser von Rußland den Titel „**Wserossijskye Imperatory**" („Imperatoren aller Reußen" oder genauer „aller Rußlande") führen, so geschieht dies mit Bezugnahme auf die Eintheilung Rußlands in Groß-, Klein-, Weiß-, Schwarz- und Roth-Rußland. Von diesen Abtheilungen des Landes sind die beiden entschieden wichtigsten die von Groß- und Klein-Rußland. Denn Weißrußland nennt man nur die ehemals von Lithauen abhängigen russischen Gegenden an der oberen Düna und den Quellen des Niemen. Roth-Rußland ist größtentheils österreichisch, und noch dazu eigentlich nur eine Abtheilung von Kleinrußland, und mit Schwarzrußland endlich bezeichnete man ehemals einen so wenig scharf getrennten Theil des Ganzen, daß man noch jetzt durchaus nicht weiß, welche Gegend eigentlich damit gemeint sei. — Da noch dazu die Weißrussen nur polonisirte Großrussen, die Rothrussen aber augenscheinlich und anerkannter Weise nur ein Zweig der Kleinrussen sind, so bleibt denn streng genommen fast kein anderer Stammunterschied unter den Russen übrig, als der zwischen Groß- und Kleinrussen.

Die Großrussen bewohnen ausschließlich das mittlere Rußland, wo in dem alten Moskowiter-Lande ihre eigentliche Wiege ist, und haben sich von hier aus als Städtebewohner, handthierend und handelnd, in einer Menge Fischer-, Jäger-, Kaufleute- und Handwerker-Kolonien über die Länder der finnischen Stämme bis an die Ostsee und an's nördliche Eismeer, so wie über die Tartarischen und Mongolischen Völker hin über die mittlere Wolga und den Ural hinaus durch Sibirien bis an das Ostmeer verbreitet. Sie bilden von den 60 Millionen Menschen, die das russische Reich bewohnen, entschieden die Hauptmasse, und man kann ihre Anzahl auf nahe an 28 Millionen berechnen. Sie sind die eigentliche russische Nation, und nennen sich auch schlechtweg ohne weiteren Beisatz „**Russki**" (Russen). Sie stehn überall in Rußland an der Spitze der Geschäfte und wichtigsten Lebens-Verhältnisse, und ihre Sprache ist die offizielle Sprache des Staats, der Literatur und der gebildeten Gesellschaft.

Die Kleinrussen dagegen bewohnen das südliche Rußland, insbesondere das Dnieper-Thal, wo in dem alten Kiew ihre Wiege zu suchen ist. Sie haben sich als Grundbevölkerung ackerbauend von den Karpathen bis an die untere Wolga und dann in den vielfach von ihnen ausgegangenen militärischen Kolonien der Kosaken bis an den Pontus Euxinus, den Kaukasus, den Ural, Aral-See und das südwestliche Sibirien verbreitet. Galizien, Podolien, die polnische Ukraine, die russische Ukraine, Neu-Rußland, die Gegenden des mittleren und unteren Don, so wie die der unteren Wolga von Saratow an sind die Länder, welche als ihre jetzige Heimath, und die Gegenden am Ural, am Kuban, am Terek u. s. w. als ihre Kolonial-Länder betrachtet werden müssen. Sie bilden eine Volksmasse von wenigstens 12 Millionen Menschen und nennen sich selbst **Malorossiani** oder schlechtweg Rossiani, in den westlichen Gegenden auch Russniaki oder Rusnaki und Rutheni.

Die 28 Millionen Großrussen bilden eine äußerst conforme Masse mit so ungemein großer Gleichförmigkeit der geistigen und körperlichen Bildung, der Sitten, Sprache, Physiognomie und Lebensweise, daß einem fremden Reisenden durchaus Alle von demselben Guß und aus demselben Stoff zu sein scheinen, und nur allenfalls das geübtere Ohr und feinere Auge des Eingebornen Eigenthümlichkeiten eines Großrussen aus Moskau oder Petersburg oder Kasan u. s. w. zu unterscheiden weiß. Diese kaum bemerkbaren Unterschiede der Großrussen unter einander sind jedoch keineswegs durch eine ursprüngliche Stammverschiedenheit, sondern nur durch ein lang dauerndes Auseinanderwohnen begründet, und bei weitem nicht so groß, als die Unterschiede unter den verschiedenen deutschen Stämmen, kaum so groß, als die verschiedenen Färbungen eines Engländers aus Liverpool oder eines Engländers aus Birmingham. Es sind daher diese schwachen Schattirungen und Nuancen so wenig allgemein bekannt und anerkannt, daß innerhalb der Benennung „Großrussen" durchaus gar keine andere, Unterabtheilungen bezeichnende Namen sich ausgeprägt haben. Nicht nur, daß es keine Namen gibt, die zu dem der Großrussen in einem Verhältniß ständen, wie etwa Sachsen, Preußen, Niedersachsen zu dem Namen: Deutsche; — nein, es gibt nicht einmal solche, die sich zu Großrussen verhielten, wie Bremenser, Verdener, Kedinger, Stedinger zu „Niedersachsen." Die großrussische Nation zeigt sich äußerst wenig geneigt, ihre ursprüngliche Stammeinheit zu spalten und sich in Stämme zu verzweigen, und ihre Natur scheint hierin, wie in ihrer politischen Verfassung, und wie überhaupt in allen Stücken einem übermächtigen Prinzipe zu folgen. Die Bewohner Moskau's, Nowgorod's, Tobolsk's, Irkutzk's, obgleich durch Tausende von Meilen und Hunderte von Jahren getrennt, gleichen einander so aufs Härchen, daß es schwer sein möchte, auf der ganzen Erde noch eine zweite Masse von fast 30,000,000 Menschen zu finden, die eine solche moralische, physische, politische und linguistische, von einem einzigen Willen und denselben Prinzipien beseelte Einheit bildeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Warschau.

Februar.

Staatsrath **Miatlew**, einer der geachtetsten russischen Gelehrten, und wenn nicht der gefeiertste doch einer der reichsten europäischen Dichter, belebt jetzt auf eine Zeitlang die Gesellschaftskreise unserer Hauptstadt, da er von einer weiten Reise, welche dem ganzen Europa und seiner Bildung gegolten hat, jetzt wieder in seine Heimath zurückkehrt. Der feingebildete, lebenslustige Mann, welcher jetzt sowohl jede Gesellschaft zu beleben, als jede Unterhaltung mit einem Zusatze von Wissenschaftlichkeit zu würzen versteht, gehört unter die geringe Zahl derer, welche, in der Jugend ganz und gar vernachlässigt, erst in einem gesetztern Alter sich mühsam das erwarben, was andere schon im Spiele der Kindheit sich angeeignet. Seine Eltern, welche für weiter Nichts Sinn hegten als für ihre außergewöhnlichen Glücksgüter, ließen den Knaben ohne allen Einfluß höherer Bildung aufwachsen, und zum Ueberfluße blos in den äußern Formen des gesellschaftlichen Lebens abrichten, so daß der neunzehnjährige Jüngling, als ihn der Zufall in einen Kreis wahrhaft gebildeter Männer führte, plötzlich ge-

wahrte, wie viel ihm fehle, diesen Männern gleich zu sein, welche Leere er in seinem Kopfe zu füllen habe. Je aufmerksamer er auf sein Leben und Treiben wurde, je öder ihm die verlebten Jahre dünkten, desto kräftiger wurde der Entschluß, das Versäumte nachzuholen, desto heißer der Drang, irgendwo im Vaterlande eine ehrende Thätigkeit zu finden. Er setzte sich daher als Ziel und Augenmerk einen gewissen Rang fest, und erwog die Kenntnisse, welche in der Vorprüfung zu demselben erfordert werden, versagte sich dann die Zerstreuungen und Vergnügungen der Großwelt, welche er bereits zu kosten begonnen, schloß sich mit seinen Büchern ein, und empfing die Besuche seiner Lehrer mit solcher Ausdauer und Beharrlichkeit, daß er in seinem siebenundzwanzigsten Jahre alles Versäumte nachgeholt hatte und die Kluft ausgeglichen sah, welche ihn früher so weit von den Männern von Bildung geschieden. Wie es nun einmal Sitte in seinem Vaterlande, in welchem der Mann an sich nichts gilt, sondern nur jenen Werth hat, den ihm der Staat beilegt, nahm er Dienste gemäß seinem Namen und Rang, und lebte seitdem entweder in den Hauptstädten des Zarthums, oder auf Erholungs- und Bildungsreisen im Auslande, wo er vermöge seiner Empfehlungen, wie noch mehr seines außerordentlichen Reichthums wegen, nicht allein in jedem Lande Gelegenheit hatte, alles Merkwürdige nach Muße und Verlangen zu schauen, sondern auch in jedem Kreise gern gesehen und aufgenommen zu werden, so daß er jeden Mann von Bildung und Gewicht sehen und sprechen konnte, und daß ihm freundlich zugänglich ward, was so vielen andern Reisenden verschlossen bleibt, oder doch sehr erschwert wird. Diese mannigfachen Reisen begeisterten nun Miatlew zu einem Gedichte, dessen Gegenstand nichts anderes als seine Reise selber ist, in welches er seine Reiseansichten niederlegte. Der Verfasser betrachtet die europäische Welt aus dem Gesichtspunkte eines Kernrussen, welcher in den Vorurtheilen wie in den Tugenden seiner Heimath erzogen ist, und zwar legt er es einer schönen Nischneinowogroderin in den Mund, deren Sprache ein Musterstück von Russisch und Französisch ist, wie wir ein ähnliches Werk im alten Deutschfranzosen besitzen. Daß dieses Gedicht von ungemein komischer Wirkung ist, läßt sich denken; wie es denn allein schon deshalb denkwürdig wird: daß der Dichter es nicht gedruckt mitgetheilt, wohl kaum für sich niedergeschrieben hat, sondern blos in befreundeten Kreisen vorträgt, wo es denn doppelt an Reiz gewinnen muß. Jeder, welcher sich der Bekanntschaft des Dichters rühmt, oder nur einmal einer Lesung seines Maccaronischen Werkes beigewohnt hat, unterläßt nicht, wo er ihn immer begegnet, sich nach dem Befinden und Treiben der nischneinowogrodischen Schönen zu erkundigen und nachzufragen: ob sie nicht wieder einige lettres persannes zu schreiben Gelegenheit gehabt. Diese Nachfragen gaben selbst zu manchen Verwechslungen und drolligen Auftritten Anlaß, wovon einer der lustigsten in Rom stattfand: wo der junge Thronerbe Rußlands bei dem russischen Gesandten, Fürsten Patcomkin, unsern Dichter traf, und sich angelegentlich nach der Nischneinowogroderin erkundigte, worauf denn Miatlew entgegnete: daß sie in Rom anwesend sei, und daß er sich die Freiheit ausbitte, sie auf dem für den Abend festgesetzten Balle Sr. kais. Hoheit vorzustellen. Zufällig hatte der Gesandte den Witz gehört, aber nicht verstanden, und so ward denn ganz Rom nach der sicherlich hoffähigen Dame durchforscht, welche man einzuladen versäumt hatte, bis zuletzt, da alle Erkundigungen fruchtlos geblieben, auf dem Balle selbst die Doppelgängerin in dem lebensfrohen Dichter entdeckt wurde, für dessen Nischneinowogroder Freundin wir noch manche heitere Erholungsreise wünschen. **W. v. W.**

Aus Stuttgart.

Februar.

Den Lesern der „Europa“ sind gewiß die literarischen Uebersichten aufgefallen, welche seit dem neuen Jahre mit der Chiffre R. K. — unterzeichnet sind. Diese vortrefflichen Kritiken, welche sich bei aller ihrer Schärfe durch ein mildes, versöhnendes Element, so wie durch eine tiefe Kenntniß der Literatur auszeichnen, rühren aus der Feder eines jungen Gelehrten, Namens Rudolf Kausler. Es ist dies derselbe, von dem die beiden vorletzten Hefte des Freihafen den merkwürdigen Aufsatz: „Tieck und die deutsche Romantik“ brachten. Kausler gilt unter der jungen schwäbischen Gelehrtenwelt für den gelehrtesten und scharfsinnigsten, und die deutsche Literatur darf mit bedeutenden Hoffnungen auf diesen ausgezeichneten Denker schauen. Die übrigen Kritiken der Europa, die mit H—k unterzeichnet sind, rühren von dem Hannoveraner Cohen her.

Von Lewald erscheint zur Ostermesse ein neuer Roman „Latte“ betitelt. Die Scheiblische Buchhandlung hat mit ihm einen Kontrakt zur Herausgabe seiner sämmtlichen gesammelten Schriften abgeschlossen. Die Rührigkeit dieses Schriftstellers ist in der That merkwürdig.

Von dem Vereine der Bibliophilen in Stuttgart, welche unter den Auspicien des Königs die Herausgabe alter seltener Werke beabsichtigen, haben die Zeitungen schon viel gesprochen. Ein zweites Unternehmen dieser Art kündigt so eben der bekannte Historiker Ernst Münch an. Es wird den Titel führen: Collection de Lettres, Memoires, Chroniques etc. très rares. Der erste Band erscheint in wenigen Wochen. Münch wird in diesem Unternehmen unter andern auch von Guizot und Champollion-Figeac (Conservateur der königlichen Handschriften-Bibliothek in Paris) unterstützt. Bei Gelegenheit dieser Ankündigung hat Münch zum Erstenmale seinen vollständigen Titel unterschrieben. Wird theilen ihn der Merkwürdigkeit wegen hier mit: Dr. Ernst von Münch, K. Württemb. Geheimer Hofrath und Bibliothekar dec K. Handbibliothek, Ritter des Ordens der Württemb. Krone, des K. Niederl. Löwen-, des K. Griech. Erlöser- und des Großherzogl. Sachsen-Weimar'schen Haus-Ordens vom weißen Falken; Professor emeritus der Geschichte, des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte; ordentl. korresp. und Ehrenmitglied der K. Dänischen Societät für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg in Br., der schweizerischen geschichtforschenden Gesellschaft zu Bern, der teutschen Gesellschaft für Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer zu Leipzig, der Rheinisch-westphalischen Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde zu Münster, der Pommer'schen Gesellschaft für eben dieselben zu Stettin, der Nassauischen zu Wiesbaden, der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt a. M., der philosophischen Gesellschaft zu Würzburg, der philodanischen an der Donau, der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, der Niederländischen Maatschappy tot Nut van't Algemeen im Haag, des Albrecht-Dürer-Vereins in Nürnberg, der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft und jener für vaterländ. Kultur zu Aarau 2c.

Bei Hallberger erscheinen noch im Laufe dieses Jahres 6 neue Bände von den Schriften des Fürsten Pückler-Muskau; der Verwalter der fürstlichen Güter, der bekannte Novellist Leopold Schefer, hat eigends eine Reise nach Stuttgart gemacht, um den Kontrakt mit dem Verleger abzuschließen. Der Fürst bekömmt für diese neuen 6 Bände 25,000 fl. Honorar. Bedenkt man, daß ein großer Theil dieser Aufsätze bereits in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt waren und von der Cotta'schen Buchhandlung auf eine glänzende Weise honorirt sind, so wird man gestehen, daß in Deutschland der Cours der Honorare auch seine Höhenpunkte hat wie in England und Frankreich; nur mit dem Unterschiede — — doch den kann sich jeder selbst denken.

Unsere Landsmännin, Dem. Štěpánek, die Tochter des bekannten böhmischen Schriftstellers, hat bei der Stuttgarter Bühne ein vortheilhaftes Engagement gefunden. Ihre Stimme findet weniger Anerkennung als ihr seelenvoller Vortrag, ihr für eine Anfängerin wahrhaft merkwürdiges Spiel und jene tüchtige musikalische Bildung, wodurch sich die Böhmen vor allen Andern auszeichnen. Außer Dem. Štěpánek befinden sich bei der Stuttgarter Bühne noch drei Böhmen, nämlich der bekannte Fagotist Neunkirchner, der Violoncellist Boch und der Hornist Panocha. Diese drei Künstler gelten neben Molique und Bärhalter als die besten Mitglieder des Stuttgarter Theater-Orchesters, für dessen Vortrefflichkeit der Name Lindpaintner garantirt.

Der den Pragern noch immer in lebhafter Erinnerung bleibende würtemb. Hofschauspieler und Regisseur Moritz wird die Ferienmonate zu einer Reise nach Spanien benützen. Moritz, der unstreitig einer der intelligentesten Künstler ist, welche das deutsche Theater besitzt, und auf einer Höhe der scientifischen Bildung steht, wie wenige seiner Kunstgenossen, macht jedes Jahr eine größere Reise, um von den dramatischen und theatralischen Zuständen der benachbarten Nationen eine persönliche Anschauung zu gewinnen. In dieser Absicht hat Moritz seit einer Reihe von Jahren Frankreich, England, Italien und Belgien bereist; es wäre wünschenswerth, daß er die gewonnenen Erfahrungen veröffentlichte. Eine vergleichende Darstellung der verschiedenen nationalen Richtungen in Bezug auf den Bühnengeschmack wäre namentlich vom praktischen Standpunkte aus betrachtet, sehr interessant und lehrreich. * *

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

(Triest.) Herr Joseph Goldberg, Schüler des Herrn Mayseder in Wien, traf, auf einer Kunstreise nach Paris begriffen, hier

und ließ sich im Teatro grande auf seinem Instrumente, der Violine, hören. Sein Spiel ist sehr solid und markig; mit einem sehr reinen Bogenstriche überhaupt verbindet er ein Cantabile, das den erfahrensten Meistern zur Ehre gereichen würde. Er erfreute sich hier verdienten Beifalls. Gestern Abend (9. Febr.) wurde zur Benefizvorstellung des Bassisten Ferlotti der erste Akt des Furioso, die beiden letzten Akte des Belisario, und ein neues Ballet: „Diana und Endymion" gegeben. Alle drei Gaben wurden beifällig aufgenommen. In letzterem zeichneten sich die erste Tänzerin Cicco Manes durch ihre Anmuth und der erste Tänzer Marchese durch seltene Bravour sehr vortheilhaft aus. Sänger und Tänzer wurden, wie sich von selbst versteht, beklatscht, gerufen u. s. w. u. s. w.

(Treviso.) Da es mit der modernen Musik nicht recht gehen will, so nahm das Teatro Onigo seine Zuflucht zu Pavesi's Ser Marcantonio, und siehe! das Alte sprach ungemein an. Nächstens wird eine neue Oper von Bellio in die Scene gehen. Das Libretto heißt: „I Zingani al mercato" (die Zigeuner auf dem Markte).

(Mantua.) Miß Kemble hat als Lucia in der Oper: „Lucia di Lammermoor" außerordentlich gefallen.

Prager Chronik.

(J. Beer.) Am 27. Januar wurde der hochwürdige Herr Jakob Beer, Ehrenkommandeur des Kreuzherrnordens, Doktor der Theologie, k. k. Professor der Dogmatik, gewesener Professor der Religionswissenschaft und Erziehungskunde an der philosophischen Fakultät zu Prag, emeritirter Dekan der theologischen Fakultät und erzbischöflicher Notar, zum Generalgroßmeister des Kreuzherrnordens mit dem rothen Stern erwählt. Zu dieser Wahl hatten sich aus Böhmen, aus Peltenberg in Mähren, aus Wien und Ofen drei Pröbste, drei Commandeurs — überhaupt zusammen 62 Wähler (mit 81 Stimmen) versammelt. Der Convent fand sich nicht wenig geschmeichelt, daß seine Wahl mit der allgemeinen Erwartung der Bewohner Prags übereinstimmte, deren Theilnahme für den Gewählten sich so unbezweifelt ausgesprochen hatte, daß es schien, die Stadt sei bei der Erwählung dieses würdigen, durch Gelehrsamkeit, Verdienste und Charakter ausgezeichneten Mannes betheiligt. — Der gewählte Herr General-Großmeister ist am 16. Febr. 1796 zu Kuttenplan in Böhmen geboren, legte am 17. Febr. 1820 den Profeß ab und ward am 25. März desselben Jahres zum Priester geweiht. —7—

(Karneval.) — Die Reihe der öffentlichen Bälle eröffnete dieses Jahr der von den H. H. Beamten am 15. Januar auf der Färberinsel veranstaltete Gesellschaftsball, welchem die beiden am 22. und am 27. von jungen Männern arrangirten Bälle sich anschloßen. Alle diese Bälle waren ebenso durch die Menge, als Tanzlust ihrer Besucher und den heiteren animo ausgezeichnet, welcher sich allenthalben offenbarte. Einen ganz vorzüglichen Ruhm in den Annalen des prager Faschings behaupten aber von jeher die von dem löbl. Offizierskorps der hiesigen Garnison gegebenen Reunionen. Die erste derselben (welcher noch zwei andere folgen sollen) hatte heuer am 12. Hornung statt; gleichwie in frühern Jahren war dieser Ball wieder ein Sammelpunkt für die Elite der höheren Welt, und die Herren Ballgeber wachten mit der aimabelsten Aufmerksamkeit für das Vergnügen ihrer Gäste, wodurch es ihnen denn auch ungeachtet des unerhört zahlreichen Besuches möglich wurde, eine wirklich musterhafte Ordnung in den Reihen der Tanzenden zu erhalten. Ein Besuch dieser Bälle wäre so manchem wißbegierigen Reisenden zu empfehlen, der da etwa im stillen Ozean oder in irgend einem andern herumsegelt, um neue Inseln zu entdecken, während er, wollte er die Schönheit der Frauen zum Gegenstande seiner Studien machen, an solchen Abenden im Saale der Färberinsel unter den zahlreichen Insulanerinnen ohne Mühe mehr Häupter seiner Lieben zählen könnte, als verhältnißmäßig auf einer andern Insel der Welt. Die Tanzkunst der Pragerinnen ist auch so eine alte ewig neue Geschichte, aber sie selber sind jung und liebenswürdig und ihr Wesen ist keine trockene Geschichte, sondern heitere Poesie. Hinter dem stolzen Lächeln der Einen verbirgt sich das Epos einer schönen Eroberin; aus den fröhlichen Zügen der Zweiten strahlt lyrische Gemüthlichkeit, und die dunkeln Augen einer Dritten erzählen von einer langen, glühenden Liebeselegie u. s. w. Dazu dann die geschmackvollen Toiletten, die herrlichen Parüren, die quecksilbernen Dandys, die heitere Conversation, die brillante Musik — es lebe der Tanz! es lebe der Ball! „Ja, was das Leben Schönes bietet, findet sich in dir vereint." ud. u.

Notizen.

(Ueberschwemmungen in Italien.) Nach Berichten aus Bologna und Ferrara ist der Schaden, welchen die letzten Ueberschwemmungen in den beiden Legationen angerichtet, außerordentlich groß. Blos zur Herstellung der Straßen, Unterbaue und Brücken werden 500,000 Scudi erfordert; noch viel größer ist der Verlust an Privatvermögen. Der Ort Londeno ist fast ganz zu Grunde gerichtet. Zeitungen aus Venedig melden, daß die Stadt und die Inseln Estuario und Chiozza beinahe ganz überschwemmt worden, und daß die durch Sturmwinde gepeitschte Flut eine seit Menschengedenken nicht erlebte Höhe erreicht habe. Die Markuskirche in Venedig soll dermaßen unter Wasser gestanden haben, daß man das Silbergeräthe aus derselben auf Kähnen herausholen mußte. (Siebenb. Wochenbl.)

(Merkwürdiger Fund.) In den Gletschern, die an der italienischen Grenze zusammengestürzt sind, hat man einen männlichen Leichnam gefunden, dessen Leib und Kleider noch ziemlich erhalten waren. Der in der Weste gefundene Paß von 1607 begründet die Vermuthung, daß dieser Mann ein spanischer Soldat gewesen sei.

(Deutsches Theater.) Treffend wird im Telegraphen gesagt: „Unsere Dramen bewegen sich meist in einer fiktiven Welt; sogar die Sitten und Charaktere der Lustspiele sind nicht echt und wahrhaft aus dem Leben gegriffen. Die Theatertradition schafft diese Husarenobersten und Rittmeister, diese Herren von Lammersdorf und von Saldern, diese Wirthschaftsinspektoren, dies ganze stehende Personal unserer heitern Familiengemälde. Sie sind aus alter Zeit überliefert, haben wohl Zopf und Perrücke, Manschetten und seidenen Rock abgelegt, wiederholen aber immer noch ihre alten Abenteuer vom Jahre 1790; selbst der Dialog hat sich wenig verändert.

(Linguistik.) Die geographische Gesellschaft in Paris wird auf Kosten der Regierung die von einem ehemaligen Dollmetscher, Namens Venture, geschriebene Grammatik der Berbersprache und ein Wörterbuch derselben, welche beide auf der königlichen Bibliothek liegen, herausgeben, was bei dem jetzigen Verkehr der Franzosen mit den Bewohnern Nordafrika's von großem Nutzen sein kann.

(Daguerre und Bayard.) Bekanntlich hatte Bayard in Paris die Erfindung gemacht, Abspiegelungen auf Papier darzustellen, deren Umrisse aber unbestimmt und undeutlich ausfielen. Nun versichert Bayard, er habe es dahin gebracht, seinen Umrissen die Schärfe und Bestimmtheit der Daguerreschen zu geben. Ein wesentlicher Unterschied seiner Darstellungen ist, daß man mit Hülfe eines Vergrößerungsglases nur das sieht, was man ohne dasselbe gesehen hätte; verborgene Theile sind nicht vorhanden.

(Neue Bade-Anstalt in Wien.) Eine Aktiengesellschaft in Wien will diese Stadt mit einem Etablissement im grandiosesten Style bereichern. Es ist dies eine Badeanstalt mit filtrirtem Donauwasser, mit einer warmen Winterschwimmschule, eine Schöpfung, welche, nach den Plänen zu urtheilen, in majestätischer Entfaltung der Kunst und des Reichthums ein neues wunderbares Mährchen aus Tausend und einer Nacht verwirklichen wird. Es muß den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesundheit der Städter ausüben, wenn sie nicht blos durch drei Monate im Jahre an schönen Tagen, sondern durch 365 Tage sich den wohlthätigen Fluten anvertrauen können. — Statuten, Gesellschaftsvertrag, Kostenüberschläge und Pläne, Alles soll den Behörden vorgelegt sein.

(Antipathie.) Es gibt Leute, die nichts von Eisenbahnen wissen wollen. Herr van Aken ließ seine ganze Menagerie auf der Eisenbahn nach Brüssel bringen; nur der Elephant war nicht dazu zu bringen, und ging lieber stolz zu Fuß. (Bresl. Bl.)

(Annonce.) Neulich las man in dem L. Wochenblatte folgendes Dienstgesuch: „Ein chemisch geprüfter junger Mann, der auch laboriren kann, sucht eine Anstellung in einer Apotheke.

(Auswanderer.) Im verflossenen Jahre sind in Bremen 113 Schiffe mit 12.413 Passagieren nach Nordamerika expedirt worden.

(Welt-Untergang.) Die Weissagung, daß am 6. Jan. d. J. die Welt untergehen werde, hatte sich auch in Elbing verbreitet. Als nun am Morgen des genannten Tages die Glocke der kathol. Kirche zur Messe rief, hörte Jemand ein Dienstmädchen in angstvollem Tone rufen: „Ach Gott, nun geht's los!"

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 20. Samstag den 7. März **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Gedichte von Johann Umlauft.

Ironie.

Läßt das Gemeine sich im Sang verklären?
Kann Geistesbrand den Erdenschlamm durchglühn,
Daß all das Niedre, das mit neid'schen Händen
An unsre Seele faßt, und sie herabzieht
In den verhaßten, ecklen Schmutz des Lebens,
Und sie verkosten läßt die letzte Neige
Der Schalheit unsres dumpfen Menschenseins,
Daß all das Niedre, sag' ich, in des Liedes
Verklärungsschimmer geistig aufersteht,
Und mit dem Blick der Sühnung wieder hintritt
Vor uns, das trübe Menschenaug' zu klären? –
Und kann es nicht! — wie soll ich all die Qualen
Loswerden, die gleich Würmern gift'ger Fäulniß
Aus Moderstaub in meine Seele fressen?
Wie soll ich mich erwehren der Gemeinheit,
Die mir schmutzgeifernd alle Lebensfreuden
Besudelt, — ja den heiligsten Gefühlen
Bis tief in's Innere des Herzens nachschleicht? –
Ist hier zu Ende deine Zauberkraft,
Zu Ende deine Macht, du stolzes Lied?
Vermagst du nicht die Brust mir zu befreien
Von solcher Schmach blutdurst'ger Junge?
Hast du, allmächt'ge Poesie, Gewalt nicht
Auch über unsres Seins gemeinste Niedrigkeit?
Wohin im Leben sich mein Auge wendet,
Ob freundlich blickend, ob in düst'rer Glut,
Allüberall grins't mich dies Ungeheuer
Mit seiner grauen Medusenfrazze an! — —
Wohlan, ich rette mich zu dir, mein Lied!
Ich will es treffen das verdammte Thier,
Daß es mir nimmer soll gefährlich werden;
Im Köcher hat moderne Poesie
Gar einen scharfen Pfeil, heißt — **Ironie!**

Die Lebensengel.

Mein Herz, das liebt gewiegt zu sein,
Stets zwischen Schmerz und Lust,
Sonst sargt es sich zum Schlafe ein
Im Grabgewölb der Brust.

Es ist gar traurig, ohne Rast,
Gleich einem Uhrwerk geh'n:
Und doch bei all' der blöden Hast
Im **Leben** stille steh'n.

Warum auch schlösse wohl das Herz
Zwei Kammern in sich ein,
Wär's nicht, um Wohnung für den Schmerz
Wie für die Lust zu sein?

Drum flieht mich nicht, ihr Engel zwei!
Ihr seid mir beide lieb:
Ich fühl's doch, daß ich **lebend** sei,
Wenn Einer bei mir blieb!

Im Kahn.

Die Wellen schlagen schäumend
An meinen schwanken Kahn;
Dort oben wandelt träumend
Der Mond die stille Bahn.

Er möchte im Wasserspiegel
Sich ruhig gerne beschau'n,
Doch brechen die Wogenhügel
Sein Bildniß in Splitter und Grau'n.

Und stiege mit all den Göttern
Der Himmel selbst herab, —
Er fände in Erdenwettern
Sein unvermuthet Grab.

Was also will ich klagen,
Ich armes Menschenkind,
Daß ich mich rüstig muß schlagen
Mit Nacht und Wellen und Wind?

Gefecht zwischen Zaremba und Branicki bei Widawa.

(Zweiter Auszug aus den in Nr. 1 von „Ost und West“ erwähnten polnischen Memoiren.)

Die Verkündigung eines Interregnums brachte den König von Neuem gegen die Conföderirten auf. Da man aber dem Pulawski, der sich in einige feste Plätze eingeschlossen hatte, nicht beikommen konnte, so wandte man sich mit ganzer Macht gegen Zaremba. Unter Xaver Branicki's, des Krongroßfeldherrn, Befehl wurde Byszewski's leichtes Regiment, ein Regiment königlicher Uhlanen und ein litthauisches Garderegiment zu Pferd, gestellt, welchen Truppen der russische Oberkommandant, General Weimar, den Obersten Drewicz mit seinem Corps beigesellte. Branicki's Macht zählte somit an 8000 Mann, während Zaremba, nachdem er alle Conföderirten zusammengezogen, nicht über 3000 bei sich hatte. Zaremba hatte Kunde von seinen Freunden in Warschau, daß man sich gegen ihn rüste, er wußte, daß Branicki öffentlich bei Hofe geprahlt habe, ihn längstens in zwei Wochen lebendig oder todt nach Warschau zu bringen.

Zaremba stand mit seinem Corps bei Widawa, einem acht Postmeilen von Piotrkow entlegenen Städtchen; er und sein Stab hatten ihr Quartier in Widawa selbst. Branicki hatte Befehl, zuerst mit Güte zu versuchen, ob Zaremba zur Niederlegung der Waffen zu bringen wäre; sollte er den freundschaftlichen Vorschlägen kein Gehör leihen, dann erst sollte Branicki ihn von allen Seiten angreifen, und ihn entweder zwingen sich zu ergeben, oder ohne Gnade alles niederhauen. Demgemäß traf Branicki seine Anstalten, und schickte an die russischen Truppen gemessene Befehle, sich nach fünf Tagen am dazu bestimmten Orte pünktlich um ein Uhr einzufinden. Er selbst zog mit den Truppen des

Königs und denen der Republik eiligst gegen Zaremba, um ihn noch am Platze zu treffen, ehe die Russen herankämen.

Als er sich Widawa näherte, rückte ihm Zaremba mit den Seinigen entgegen und bot ihm die Spitze; Branicki jedoch schickte einen Trompeter an ihn mit dem Ersuchen, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, und der Einladung zu einer Unterredung. Dem zufolge ritten Beide mit gleich starker Begleitung einander entgegen. Nach den ersten Begrüßungen eröffnete Branicki dem Zaremba, wie sehr der König ihn als einen wackeren Kavalier schätze und nur ungern sein Verderben sehen würde, vielmehr wünsche er ihn sich und dem Vaterlande zum Besten zu erhalten. Hierauf suchte er ihn durch alle Künste der Ueberredung zu einem friedlichen Einverständnisse zu bewegen. Da nun ein Augenblick nicht hinreiche, um feindselige Verhältnisse in freundschaftliche zu verwandeln, ersuchte er den Zaremba um einen fünftägigen Waffenstillstand, und sollte er ihn während dieser Frist nicht zur Genüge davon überzeugen, daß die Conföderation am Rande eines Abgrundes stehe, wozu er Belege zu geben versprach, so sollte es nach Ablauf der Frist Zaremba freistehen, mit dem Säbel in der Faust bei seinem Widerstande zu verharren.

Zaremba besann sich nicht im mindesten und nahm ohne weiters den Vorschlag an. Er vertraute allzu sehr seinem Glücke und setzte dadurch das Schicksal der Conföderation aufs Spiel. Sogleich wurde der Waffenstillstand in beiden Heeren verkündigt. Um allen Anlaß zum Streite zwischen beiden Parteien zu vermeiden, wurde unter Todesstrafe verboten, das Lager der Gegner unter was immer für einem Vorwande zu besuchen. Zum Orte der Unterhandlungen wählte Zaremba sein Hauptquartier, wohin er den Branicki mit einem kleinen Gefolge einlud. Er empfing ihn mit allen Ehrenbezeigungen, wie sie dem Großfeldherrn von einem niedern Offizier gebührten. Nachdem die beiden Heerführer ein wenig französisch mit einander konversirt hatten, ließen sie der Sache ihren gewöhnlichen Gang, d. h. sie fingen an mitsammen zu trinken. Da Beide hierin fest waren, so dauerte der Wettstreit von Mittag bis Abend, bis Branicki bewußtlos in den Wagen getragen wurde, und Zaremba sich kaum so lange auf den Beinen erhalten konnte, um seinen Gast über die Schwelle zu begleiten.

Eine solche Vertraulichkeit Zaremba's mit Branicki sehend, lief Lorenz Potocki, ein frommer Katholik und guter Soldat, in Sachen der Politik jedoch allzu einfältig, in das Quartier der Seinigen und schrie: „Verrath, meine Herren, wer Religion und Freiheit liebt, folge mir!“ Er entfernte sich aus Zaremba's Lager und mit ihm die meisten Lenczycer Conföderirten nebst andern, zusammen gegen drei hundert Pferde. Er zog nach Lenczye; aber das Unglück ereilte ihn. Als er nämlich nach einigen Tagen auf dem Marsche Halt machte, die Pferde auf einer Wiese frei weiden ließ, und viele der Seinigen, um sich abzukühlen, in einem nahen Flüßchen badeten, überfiel ihn Major Lenga von Posen, welchem, als er nicht weit davon seines Weges zog, ein von den Conföderirten kommender Bauer den Ort angezeigt hatte, und erschlug den größten Theil seiner Leute. Kaum einige entkamen, und zwar nur von den Badenden, welche sich auf die andere Seite des Flusses retteten. Potocki selbst, obwohl angekleidet und bewaffnet, war genöthigt zu Fuße zu kämpfen und fiel nach tapferer Gegenwehr. Lenga, um sich auf seinem Eilmarsche nicht aufzuhalten, ließ alle Gefangenen über die Klinge springen. Und dies war das Ende so vieler redlichen, aber unklugen Männer.

Zaremba und Branicki trieben es durch volle dritthalb Tage so fort, wie sie angefangen. Den dritten Tag schwemmten sie zuerst den gestrigen Ungar mit französischen Liqueuren herunter, dann stachen sie nach dem Frühstück staute pede abermals einige Flaschen Wein aus, und schieden von einander, ohne in ihren vorgehabten Unterhandlungen weiter gekommen zu sein. Indessen bestätigten sie einander den fünftägigen Waffenstillstand.

Zaremba, als ob er eine Vorahnung gehabt hätte von dem, was kommen würde, legte sich zu Bette, und stärkte sich durch Schlaf. Branicki hingegen holte sich inmitten der Seinigen noch den Rest, der ihm zur völligen Betrunkenheit fehlte, und freute sich, daß ihm Zaremba am Platze aufhielt, welchen er allmälig wie ein Wild zu umstricken und entweder zu tödten oder zu fangen hoffte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Warschau.

Halbjahrbericht.

Im Herbst 1839.

Unser Halbjahrbericht muß diesmal ärmlich ausfallen, weil den Sommer über nicht allein wenig Fremde, Reisende, Künstler 2c. in unserer Stadt einsprachen und auftraten, sondern auch gerade die Personen, um welche sich die Kreise hiesigen Lebens vorzüglich drehen, abwesend waren, und einen Schwarm anderer Minderbedeutender mit sich zur Ferne gezogen hatten. Kaum war nämlich unser Fürst Statthalter von seiner jährlichen Osterreise aus Petersburg zurück, als er in die böhmischen Bäder reiste, von denen zurückgekehrt, er mit vielen andern der hiesigen Würdenträger zu den kriegerischen Feierlichkeiten nach Borodino zog, von wo er erst seit Kurzem wieder in unsre Stadt zurückgekommen ist. Während aber nun das Leben in Warschau ziemlich verhallte, gingen die Verschönerungsarbeiten in der Stadt ihren raschen Gang fort, als sollten sie sich für zukünftige Feste schmücken, die ihr leider diesesmal durch die vereitelte Reise des Thronerben nur aus der Ferne winkten. Zu den nützlichsten dieser Verschönerungen rechne ich unbedingt die Verbesserung des Straßenpflasters, und die Fortsetzung der begonnenen Plattenwege (Trottoirs) bis zu den äußersten Stadtenden; wodurch jedem Fußgänger im schlechtesten Wetter die Wege offen stehen, die man früher kaum im Wagen befahren konnte. Theilweise hat man diese Fußwege in Steinplatten ausgeführt, aber auch Versuche in Asphalt gemacht, die indessen noch nicht so ganz befriedigend ausgefallen; jetzt aber, wo man auch die Asphaltmasse in kleine plattenartige Geviertstücke zerlegt hat, die sich nun nach der Jahrszeit ausdehnen oder zusammenziehen können, da sie nur lose verkittet sind, wird alles Springen und diesfallsiges Verderben des Weges wohl vermieden werden. Der sächsische Platz in der Krakauer Vorstadt war stets der geräumigste, aber wegen der Unbedeutenheit der umgebenden Gebäude, der wenigst glänzende unserer Umwallung; jetzt hat er von drei Seiten her, wenn auch niedrige, doch geschmackvolle Gebäude zur Einfassung erhalten, während auf der letzten, der Gartenseite, der neue sächsische Pallast rasch fortschreitet, und den noch stehenden Theil des alten Gebäudes fast um die Hälfte überragt. Dann ist mitten auf dem Platz das Denkmal begonnen, das von den im letzten Kriege gefallenen Polen, die der Sache Rußlands treu geblieben, Kunde geben soll. Es besteht aus einem Obelisken, welcher von Gußeisen zusammengeschroben wird. Eine Art Denkmal, welche sich leicht und billig errichten läßt, die aber beinahe unter die Mobilien zu zählen ist und jedem Rufe irgend eines Gewaltigen Folge leisten muß. In dieser Art sind unsere neuen Obelisken das Widerspiel unserer alten slawischen Mogillen, welche zu entführen sich kein Napoleon einfallen lassen wird. Wahrscheinlich sollte das Denkmal während der Anwesenheit des Thronfolgers eingeweiht werden, da dieser aber von der Reise abstand, blieb der Bau auch liegen, und wird wohl vor dem künftigen Sommer nicht wieder aufgegriffen werden. Ein anderer bedeutender Bau ist jener des neuen Hospitals für syphilitische Kranke am Ende der neuen Welt, auf einem die Weichsel beherrschenden Hügel, eines Gebäudes, das, was Lage, Größe und Schönheit anbelangt, die Wohnung jedes Fürsten sein könnte. Langsamer ist der Umbau der katholischen Kathedrale fortgeschritten, und zufällig ist darüber, als man die gothische Außenseite kaum zur Hälfte beendigt hatte, das innere Gewölbe zusammengestürzt, so daß der Bau jetzt von vorne beginnen muß. Eine Menge anderer Häuser, die allenthalben in der Stadt an leeren Baustellen hervorwachsen, oder sich wenigstens verjüngen, sollten zu dem Schluße leiten können: daß die allerdings gesunkene Stadt, jetzt auf ihrem niedersten Standpunkte angelangt, wieder zu steigen beginnt. Vor der Stadt entstand zu Wierschba, durch die Errichtung einer prießnitzischen Wasserheilanstalt ein recht artiges Dörfchen, aus niedlichen Häusern zusammengesetzt, welche alle von einem schattigen Hügel eine prächtige Aussicht auf die Weichselebene haben, und so mit der Zeit, wenn auch die Wasserheilkunde mit ihren Wundern nicht lange Stich halten sollte, als schöne Sommersitze Miether genug finden werden. Einstweilen macht die Wasserheilkunde hier gute Fortschritte; doch wird sie nun einen ihrer ersten Anreger in der Person des Dr. Th. Stürmer verlieren, des bekannten Vermittlers der Extreme in der Heilkunde, der von hier nach St. Petersburg berufen worden, um dort an der Hochschule eine

Professorstelle zu bekleiden. In ihm verlieren wir nicht nur einen tüchtigen Arzt, sondern auch einen schaffenden Kopf, der in allem rein Menschlichen zu Hause war und überall mit eingriff, wo irgend nur Kunst und Wissen zu schützen und zu fördern war. In größerer Entfernung von der Stadt ist zu Schimanow durch den hiesigen Fabrikanten Hirschmann eine Art Stadt entstanden, die blos von Zuckersiedern bewohnt wird, welche künftig hier die Rübe statt des Rohres geltend machen und ganz Polen mit dem nöthigen Zucker reich versehen werden. Selbst Maret, der pariser Technologe, der eigends die Anstalt zu sehen herkam, hat versichert, daß er etwas Aehnliches bisher in Europa noch nicht gesehen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Wiener Briefe.

8.

24. Februar 1840.

Es geht heuer mit dem **Karneval** wie jedesmal, wenn er länger als gewöhnlich dauert, daß sich derselbe erst gegen Ende mehr belebt und dann häufige und glänzende Feste in jeder Klasse der Gesellschaft rasch auf einander folgen, und die Lebenslustigen für die frühere unfreiwillige Enthaltsamkeit entschädigen. Man muß übrigens Wiens lebensfrohes Treiben kennen, um zu bemessen, welch eine Masse von öffentlichen, Gesellschafts- und Privat-Bällen selbst ein minder animirter Karneval bringt. Denn in den Sälen zum Sperl und zur Birne finden Tag für Tag **öffentliche** Bälle bei der elektrisirenden Tanzmusik der Walzer-Komponisten Strauß und Lanner statt, deren Orchester für dieses Genre der Musik durch Präzision und Virtuosität wirklich den Kulminationspunkt erreicht haben. Dann gibt fast jede Korporation der Mittelstände einen geschlossenen **Gesellschaftsball**, worunter sich heuer wieder der **Künstler-Ball**, unter der Leitung des wackern Architekten Romano, durch geschmackvolles und brillantes Arrangement und unerhörtes Zuströmen eines gewählten Publikums auszeichnete. Die volée financière gab ein paar sogenannte **Garçon-Bälle** im Keglevichischen Palais, von etwa 30 Garçons dieser Cotterie äußerst prachtvoll arrangirt, wo man außer dem höchsten Komfort und der recherchirtesten Elegance eine reizende Flora der schönsten Damen fand. Ungeheuern bruit aber machte in der hiesigen société das große Ballfest, welches **Fürst Adolf Schwarzenberg** den 18. Februar in seinem Gartenpalais veranstaltet hatte. Was großer Reichthum, orientalischer Luxus, feinste Repräsentation, verbunden mit den Prärogativen des höchsten Adels Glanzvolles zu realisiren im Stande ist, war hier ins Werk gesetzt. Das Fest glich einem zaubervollen Märchen eines fantasiereichen morgenländischen Dichters. Das herrliche Palais mit seiner römischen Architektur war nur der schöne Rahmen zu einem prachtvollern Tableau. Im Vorsaal blühte unter Palmenbäumen, tropischem Blumenflore und krystallhellen Kaskaden im Lichtglanze von dreitausend Kerzen ein üppiger südlicher Frühling. Wer aber die bezaubernden Schönheiten unsers weiblichen Adels kennt, wird mir beistimmen, daß gewiß der Frühling, welcher im herrlichen Damenkreise im Salon der Fürstin seine üppigen Reize entfaltete, ein noch weit schöner blühender gewesen sei. Und so bot jeder Saal neue Pracht, neue Ueberraschung. Die Erzherzoge Albrecht und Stephan, Prinz Wasa, und fünfhundert Personen des höchsten Adels wohnten dem Feste bei. Seit den Zeiten des Wiener Congresses hat hier keine so prachtvolle fête statt gefunden, zu der die Vorbereitungen allein 30,000 fl. C. M. gekostet haben sollen. — Vom Schluße des Karnevals und was er noch mit sich bringen wird, werde ich Ihnen nächstens mittheilen. —

9.

Mitten in dem fröhlichen sozialen Treiben zieht sich doch immer **Musik** als der rothe Faden durch das Wiener Leben. Darum muß ich in meinen Briefen aus Wien, dieser Hochschule der Musik, immer wieder auf diese und ihre hiesigen Leistungen zurückkommen. — Vor Kurzem hörten wir im Kärnthnerthortheater zum Erstenmal in deutscher Sprache Bellini's „**Pirata**," zur Benefiz der Fräulein von Hasselt. Warum diese treffliche deutsche Sängerin gerade diese mittelmäßige italienische Oper wählte, begreife ich nicht. Jedenfalls wären wir ihr mehr verpflichtet gewesen, wenn sie uns eine gute deutsche Oper gebracht hätte. Ihren Part führte sie, wie zu erwarten stand, ausgezeichnet durch; auch Schober und Haizinger thaten ihr Möglichstes, obwohl letzterem häufig die Stimme versagte; dessen ungeachtet aber langweilte die Oper doch. Wahrlich, unser Opernrepertoir hat sehr viele Abwechslung: heute eine alte Oper von Donizetti, morgen Ballet, übermorgen eine alte Oper von Auber, dann wieder Ballet — toujours perdrix! Im Hofburgtheater wurde ein neues Lustspiel von Pannasch „**Die Wette**" gegeben, welches nicht ansprach — wenig Erfindung, wenig pikante Situationen, wenig Witz. — Eine revolutionirende Konzert-Erscheinung war der Violinist **Ernst**, welcher den 23. Febr. im großen Redoutensaale sein erstes Konzert gab. Er ist ein Oesterreicher, in Brünn geboren, und erhielt seine Kunstbildung in den letzten zehn Jahren in Paris, wo er in bedeutendem Künstler-Rufe steht. Sein Aeußeres ist sehr interessant, ein großer hübscher Mann von 26 Jahren, von orientalischer Gesichtsbildung, einer ernsten, fast melancholischen Miene, deren Blässe durch starken schwarzen Bart und lange schwarze Haare noch gehoben wird. In seinem ganzen Wesen und seinem Spiele waltet eine Ruhe vor, welche häufig an düstere Melancholie streift, und demselben einen anziehenden Reiz verleiht. Als Violinist zeichnet sich Ernst durch seinen langen eleganten Bogenstrich, runden, vollen, markigen Ton, und durch seinen grandiosen, breiten, gesangvollen Vortrag aus. Ernst scheint tief zu fühlen, daß die Musik wesentlich lyrisch ist, und vor allem Empfindungen ausdrücken und erwecken soll; daß sie nicht in Erstaunen setzen und blos zu den Ohren, sondern zur Seele sprechen und rühren soll. Daher ist seine große Technik weit entfernt von jeder Charlatanerie, er sucht damit nicht zu verblüffen und zu blenden, sondern mächtig zu ergreifen und nachhaltig zu fesseln. Er behandelt die größten Schwierigkeiten mit einer nonchalance, die nur der vollendetsten Technik möglich ist, und geht über die kolorirten Stellen so leicht hinweg, hebt dagegen den Gesang so bedeutend heraus — daß man sieht, es ist ihm um die wahre Schönheit der Musik, um einfache, rührende Darstellung der Empfindungen zu thun. Seine „Elegie," die er uns vorführte, ist auch ganz in dieser Gefühlsrichtung komponirt, und übte eine hinreißende Wirkung auf das Publikum aus. Um im Allgemeinen über Ernst als Kompositeur ein günstiges Urtheil fällen zu können, genügen mir die zwei Concertino's seiner ersten Akademie nicht — ich will daher seine nächsten Konzerte abwarten, um Ihnen darüber zu schreiben.

L. M.

Aus Hannover.

Februar.

Wenn Sie die Hannoverschen Berichte in andern Journalen lesen, so werden Sie finden, mit welchen Abschweifungen die Korrespondenten sich behelfen müssen und die wehmüthigen Deklamationen bestätigt finden, womit ich im alten Jahre von Ihnen Abschied nahm. Da mich die Pflicht an einen 1840ger Brief für „Ost und West" mahnt, suche ich aus allen Winkeln meines Gedächtnisses Stoff zusammen, und habe wenig, was der Reisekosten nach Prag werth wäre. Lassen Sie mich aber eine literarische Anklage gegen einen braunschweigischen Autor aussprechen: sie betrifft die „Geschichten der Lande Braunschweig und Hannover von Dr. Lentz." Das Buch erschien vor kaum einem Jahre und ist bereits vergriffen; schon liegen wieder 3 Theile der neuen Auflage da. Diesen Erfolg haben heutzutage die Schriftsteller nur selten, die bessern selbst in nur wenigen Fällen, deshalb aber ist es um so empfindlicher, wenn er unverdientermaßen auf Kosten der bessern erlangt wird. Das Buch von Lentz ist gekauft, gelesen und selbst gelobt. Herr Lentz ist aber kein Historiker, nichts mehr als höchstens ein Kompilator, der mit Havemanns vortrefflichem, denselben Stoff behandelnden Geschichtswerke umgeht, als wenn es sein Eigenthum wäre. Und Havemann wird darüber — von der großen Menge wenigstens — vergessen, während sein Ausbeuter den Lohn davon trägt. Wenn das Gesetz den Nachdruck verbieten kann, aber freilich das Nachschreiben dieser Art nicht zu verhindern vermag, so ist es Pflicht der Presse, daß sie hier einschreite, das Verdienst vor dem bloßen Sammlerfleiße auszeichne und das getäuschte Publikum über seinen Irrthum aufkläre. Das soll hiermit geschehen sein. — Seit Kurzem ist unsere Tagespresse um ein hannoversches Volksblatt bereichert worden, das sich den preußischen Volksfreund zum Muster genommen zu haben scheint, aber bislang noch weit von dem Ziele seines Vorbildes entfernt ist. Es ist die schwerste Aufgabe, zu schreiben, was dem Volke förderlich oder angenehm oder beides zugleich ist. Unter hundert Dichtern ist immer kaum Einer gewesen, der den Namen eines Volksdichters verdiente, gleichwohl ist die Aufgabe, dem geistigen Bedürfnisse des Volkes zu dienen, lohnend wie irgend eine. Mit dem hannoveranischen Volke ist es eben jetzt eine eigene Sache; das hannoveranische Volk hat seit einigen Jahren an Bildung mächtig gewonnen, das läßt sich nicht läugnen — schwer aber ist zu finden, was ihm eben jetzt am besten frommt, und was man ihm zu seinem wahren geistigen Heile — aus dem das Materielle von selbst hervor-

geht — darbringen soll. Noch etwas Literarisches ist eine — bevorstehende Ausgabe der sämmtlichen Schriften von Theobald Wilhelm Broxtermann, welche der talentvolle Dichter Ed. Wedekind herausgibt. Dieses sein Unternehmen, glaub' ich, ist ein Werk der Pietät. Deutschland weiß gewiß wenig von dem Namen Broxtermann, und auch sein spezielles Vaterland Ostfriesland kennt ihn kaum; er war ein Mann von Verdienst und Kenntnissen, wie viele über die Erde gehen, und nebenbei ein Dichter, der seiner Zeit immer Ehre bringen konnte; mehr aber nicht. Broxtermann war ein Dichter im Range der meisten 1790ger, höchstens so hoch wie Christian Stolberg stehend, aber bei Weitem so fruchtbar nicht. Für die Literaturgeschichte mag sein Nachlaß einigen Werth haben; die deutsche Lesewelt, die sich von dem Geiste, welchem Broxtermann huldigte, ganz weggebildet hat, wird wenig Antheil an dieser Erscheinung nehmen. Ich kann den Wunsch hier nicht unterdrücken, daß Wedekind sich mehr mit eignen Schöpfungen, als mit der Herausgabe fremder, oder mit der Kritik beschäftigen möchte. Bei dem Volksblatte hätte ich gleich erwähnen können, daß dessen Redakteur, Dr. Schröder, dramaturgische Vorlesungen hält, die ein gewähltes Publikum haben. Amusant ist die Kunst-Kritik noch niemals gewesen, wird es auch nie werden. Wer sie amusant findet, verläugnet seine eigentliche Ueberzeugung, das wage ich dreist zu behaupten. Herr Schröder verdient Dank, daß er dem Publikum eine höhere geistige Unterhaltung zu bieten versucht; wenn er in seinen Vorträgen wenig Neues vorbringt und wenn diese dadurch besonders ermüdend werden, daß Kürze seine Sache nicht ist: so hat er doch das Verdienst, den Anfang gemacht, Andern den Weg gebahnt zu haben. — Ein malerisches Hannover gibt uns jetzt Herr Osterwald: die pittoresken Ansichten unsres Landes und die Denkmäler unsrer Städte in zierlichen Stahlstichen; Text soll noch nachfolgen. Sie sehen wohl, daß wir uns über das Hannoversche nicht gerne hinauswagen. Aber besser etwas als nichts. Die Kräfte regen sich doch wenigstens.

(Der Beschluß folgt.)

Liszt in Prag.

Was in unserer Stadt so lange schon besprochen wurde, ward endlich, wie man zu sagen pflegt, zum Ereigniß: Liszt kam, spielte und siegte. Lange vor seiner Ankunft waren die Billets zu seinem ersten Konzerte vergriffen, und am 5. März, wo es stattfand, war eine Stunde vor Beginn desselben der Saal zum Platteis gefüllt. Liszt spielte die Cis-moll Sonate von Beethoven, dann lauter eigene Kompositionen: die Phantasie „Reminiscences des Puritains," die Lieder von Schubert „das Ständchen" und „Ave Maria," und da der enthusiastische Beifall des Publikums noch mehr zu wünschen schien, den „Erlkönig von Schubert" und endlich „Galope chromatique." — Ohne in den Paroxismus mancher Referenten zu gerathen, müssen wir aus voller Ueberzeugung das Resultat, worin Alle übereinstimmen, zugeben, daß Liszts Spiel auf dem Gipfel der Technik steht, daß ihn Keiner der jetzt lebenden Pianisten übertrifft und daß er die glänzenden Eigenschaften Aller in sich vereinigt. Liszt bewährt seine Meisterschaft besonders dadurch, daß die Technik gar nicht mehr hervortritt, daß die Schwierigkeiten nicht als solche erscheinen, daß er überhaupt keine überraschende Einzelheiten sondern ein vollkommen gerundetes, von wahrhaft genialem Geiste belebtes Ganze gibt. Wir hatten geglaubt, daß sein Spiel ein wesentlich heroisches sei, und wurden desto freudiger von der hohen Grazie überrascht, die sich darin mit männlicher Energie vermählt. Unter den Kompositionen möchten wir die zu Schubert's „Ave Maria" am höchsten stellen. Liszt's Kompositionen scheinen ganz für ihn berechnet, so daß sie kein Anderer genügend durchführen kann. Von der Kälte, die man gewöhnlich dem Prager Publikum zuschreibt, war heute nichts zu spüren: der Beifall war vielmehr höchst enthusiastisch und der Meister wurde unzähligemale gerufen. Noch ist zu erwähnen, daß Mad. Podhorsky ein sinniges Lied von Kittl „Ins stille Land" gemüthlich vortrug, und, als das Publikum großen Beifall zu erkennen gab, ein zweites Lied von Kittl sang; daß ferner Herr Strakaty Schubert's „Wanderer" mit viel Ausdruck durchführte. Die Begleitung zu den drei Liedern wurde von Herrn Hermann, einem Schüler Liszt's, trefflich gespielt. — Am 6. gibt Liszt sein zweites und Samstags am 7. im Theater sein drittes Konzert, das letztere zum Vortheile der Elisabethinerinnen und des Klar'schen Institutes für erwachsene Blinde. **R. G.**

Notizen.

(Musik in Rußland.) Die philharmonische Gesellschaft in Petersburg hatte einen Preis auf die beste Komposition einer russischen Ballade gesetzt. Die Bewerber durften nur Russen sein. Es wurden nicht mehr als 4 Kompositionen eingeschickt, von denen keine des Preises für werth erachtet ward. Jetzt hat die Gesellschaft einen Preis von 100 Dukaten auf ein Oratorium ausgeschrieben.

(Mode.) In der „Wiener Zeitschrift" wird aus Paris berichtet: „Nachdem die Mode so vieles zu Grunde gerichtet, hat sie sich selbst aus der Mode gebracht. Es gibt keine Mode mehr, es gibt nur noch Moden. — Jede Dame kleidet sich nach Gutdünken. Sammt oder Seide, darauf kommts nicht an; es kommt darauf an, wie man die Robe trägt, wie man die Falten des Shawls wirft, wie man am Bouquet riecht, wie man das Schnupftuch trägt: daran erkennt man die Dame von gutem Tone. Das läßt sich nicht kaufen, wie die Brillanten. Es ist die Aristokratie des guten Geschmacks, welche sich gegen die Geldaristokratie wehrt. — Daß man Turbans trägt, ist etwas Altes; man verwendet große Summen darauf, sie werden mit Schnüren von feinen Perlen durchschlungen, und geben ein echt türkisches Ansehen. Manche Damen tragen auch Stöcke oder vielmehr feine, niedliche Stäbe von Ebenholz oder Elfenbein, mit Malereien verziert. — Eine Dame nach der Mode bekümmert sich wenig mehr um den Anzug; sie macht jetzt ganz andere Ansprüche: sie ist Künstlerin, sie beschützt die Künstler, sie macht Verse."

(Kunst.) Auf einem byzantinischen Miniaturbild aus dem 9. Jahrhundert findet sich zum Erstenmal der Teufel. „Der Teufel, dessen älteste Art der Auffassung vielleicht hier zu sehen, ist in ganz menschlicher Gestalt, nur mit Flügeln und von grauer Farbe vorgestellt. Von den späteren Mißformen findet sich keine Spur, nicht einmal das Gesicht ist verzerrt." (S. „Waagen's Kunstwerke und Künstler in England und Paris." Berl. 1838. 1839.)

(Industrie in Böhmen.) Nach der Prager Zeitung hatten die Fabriksbesitzer Jordan und Barber bereits im J. 1838 eine Tourbine (Kreiselrad) nach Fourneyron's System in ihrer Oelmühle, in Ulgersdorf bei Teischen, aufgestellt. Sie treibt abwechselnd acht Rammpressen nach holländischer Art, die Rührer in 4 Wärmpfannen, 2 Kreissägen, eine Farbholzschneidemaschine, eine Farbereibmaschine, eine Gypssiebemaschine und einen Schleifstein. So viel bekannt, ist dies die erste in den österreichischen Staaten aufgestellte Tourbine. Eine zweite Tourbine, welche die Genannten für ihre im Bau befindliche Maschinenpapierfabrik in Niederbirkigt bei Teischen bestimmt haben, ist ebenfalls aufgestellt, und soll die Kraft von 42 Pferden äußern.

(Böhmische Literatur.) Der Dichter der „Premysliden" Herr J. E. Wocel, der sich gegenwärtig in Dresden befindet, arbeitet — wie die „Moravia" berichtet, — an dem zweiten Theil dieses epischen Gedichtes, welchen er unter dem Titel „Meč a Kalich" (Schwert und Kelch) erscheinen lassen will.

(Klimatisches.) In Triesch bei Iglau hatte die Witterung im Februar eine solche Milde erreicht, daß die Aurikeln im Freien blühten. (Moravia.)

Die Entschuldigungskarten.

Bekanntlich ist in Böhmen schon seit mehreren Jahren die lästige Sitte der Neujahrsgratulationen außer Gebrauch gekommen. Mit einem kleinen Betrag löst man eine Entschuldigungskarte ein; die dadurch erzielte Summe wird zum Besten der Armen verwendet. Wie so unzählig Gutes und Schönes verdanken wir auch diese wahrhaft erfreuliche Einrichtung unserm hochverehrten Landeschef. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die für das Land ausgegebenen Entschuldigungskarten wahre Kunstwerke sind, deren Wahl eben so vortrefflich als die Ausführung in Stahl vollkommen gelungen ist. Bei ihrer ungemein großen Verbreitung über das flache Land wirken sie nicht wenig zur Beförderung des Kunstsinns. Gibt man dem Volke schöne Werke um geringen Preis, so wird es bald die geschmacklosen und häßlichen Bilder aus seinen Stuben und Kammern verbannen. Unter den drei im J. 1840 für das flache Land bestimmten Entschuldigungskarten zeichnet sich vorzüglich der Stahlstich von Petersen (in Nürnberg) aus, der nach dem bekannten herrlichen Gemälde von Titian: Der „Zinsgroschen" gearbeitet ist. Bekanntlich ist dieser Christuskopf einer der herrlichsten, die es gibt. Auch die beiden andern: ein Marienbild nach Gimignano, und Jakobs Werbung um Rahel nach Jul. Schnorr, beide von unserm wackern Döbler in Stahl gestochen, sind vortrefflich. Die Madonna ist im Raphaelischen Geiste, und Schnorr's Bild eine liebliche Idylle voll Charakter. **R. G.**

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 21. Mittwoch den 11. März **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Täuschung und Wahrheit.

Skizze aus dem Prager Kunstleben.

Von Lindoro.

Thema. A quelque chose malheur est bon.

I.

„A midi et demi au plus tard," rief ich meinem Freunde Edmund beim Abschied zu, und eilte, eine fröhliche Arie trällernd, nach dem Café literaire in der D*** Gasse, wo ich fast täglich die Vormittagsstunden mit dem Lesen der verschiedenen, hier aufgelegten, in- und ausländischen Journale zuzubringen pflege. Auch heute wollte ich hier eine Zeit lang weilen, ehe der Augenblick für jenes Rendezvous hereinbrach, zu dem ich meinem Freunde wenige Sekunden zuvor die Stunde bezeichnet hatte.

Das Café war ziemlich besucht. Politische Kannegießer und nichtpolitische Rezensenten, friedliche Billardspieler und kriegerische Korrespondenten, nahmen hier in engstem Verein das kleine Zimmer in Beschlag, und stellten die Hauptpersonen des bewegten Treibens dar, während ein nettes Kaffee-Mädchen und der elegante Herr vom Hause mit blinkenden Tassen und vollen Kaffeegläsern zur lieblichen Staffage des freundlichen Lebensbildes dienten.

Ein Theil der zahlreichen Gesellschaft unterhielt sich bei meinem Eintritt mit der Lektüre einiger Zeitschriften; nur einige Wenige machten die erste und letzte Redoute Stögers, und das gestrige Ende des Faschings, zum Gegenstande ihrer Konversazion.

„A propos," rief mir unter diesen Dr. A . . . entgegen — „Sie waren doch auf der Redoute, haben Sie Liszt gesehen, man spricht, er soll dort gewesen sein."

„Justement," erwiederte ich, mich in nachläßiger Tournüre auf meinen gewöhnlichen Platz in einem Winkel des Fensters hinwerfend. „Er war dort, ich selbst habe ihn gesehen, gehört und gesprochen."

„Wirklich?" ertönte es von den anwesenden literarischen Collegialitäten. „Erzählen Sie doch, wie sah er aus?" fügte Dr. A. hinzu.

„Ganz wie ein Franzose; Schuhe, weiße Strümpfe, schwarze, enganliegende Trikots, eine karmoisinrothe Sammtweste, eine weiße Kravatte, und ein schwarzer Frack bildeten seinen Anzug. Sein Haar, lang und glatt gescheitelt auf die Schultern niederwallend, bedeckte ein runder Filzhut. Mit einem Worte, sein Eintritt war so außerordentlich und ungewöhnlich, daß er gleich Anfangs aller Augen auf sich zog, ehe sich noch der freudige Ausruf: „„Liszt ist da!"" gleich einem Lauffeuer unter der Menge verbreitet hatte."

„Aber Sie sagen uns ja gar nichts von seiner Persönlichkeit," bestürmten mich mehrere der unbarmherzigen journalistischen Plagegeister, die von meinen Lippen nur aus dem Grunde das Nähere zu erfahren trachteten, um sogleich ein Portrait Liszt's zu entwerfen, und dieses, durch die verschiedenen, zusammengetragenen Berichte über seine Leistungen vervollständigt, als Orginal-Korrespondenz-Artikel absenden zu können.

Ganz mürrisch entgegnete ich deshalb: „Ihre Fragen zu beantworten, wird mir etwas schwer. Ich fand sein Antlitz sehr bleich und ernst, aber höchst anziehend und interessant; sein Benehmen eben so fein und abgeschliffen, als höchst gewinnend, seine Sprache von höchster französischer Eleganz; doch wollen Sie, Messieurs, eine ganz in das Detail gehende Beschreibung seiner Persönlichkeit, dann bitte ich, sich an die Damenwelt zu wenden, die mir gestern wenigstens in einem so glänzenden Lichte, wie noch nie erschienen war, und die auch, wie ich deutlich bemerkte, die Gelegenheit nicht außer Acht ließ, dem liebenswürdigen Virtuosen dicht auf der Ferse zu folgen.

„Vederemo, heut ist sein erstes Konzert," antworteten meine Gegner, indem sie sich zurückzogen, und ich fühlte mich ganz in den Gedanken an Liszt und sein nächstes Auftreten in Prag versetzt.

Wien und Prag — die Glut des Südens, und die Kälte des Nordens. Dort sprudelnder Erguß, überströmende Gefühle; hier kalte leidenschaftslose Ruhe, bedächtiges Erkennen, und ein zwar nur allmälig, aber desto kräftiger emporkeimender Enthusiasmus. Ja so sind die Wiener, fuhr ich in meinen Träumen fort, sie erfassen den Reiz der Neuheit mit überwiegendem Sinnenrausche, mit rascher, lebensvoller Glut, und gelangen erst dann wieder zu einem klaren deutlichen Selbstbewußtsein, wenn das Ziel ihrer Wünsche, der Gegenstand ihrer Träume, das Ideal des höchsten Kunstgenußes, die Mauern Wiens verläßt. Erst dann wer-

den sie wieder kalt, und betrachten mit ruhiger wallendem Blute alle Aeußerungen eines unermeßlichen, kaum enden wollenden Beifalls. — Nicht so denken Prags durch mancherlei musikalische Genüsse schon zu sehr verwöhnte Bewohner; sie bringt selten oder nie etwas aus ihrer philosophischen Anschauungsweise. Ernst, kalt und einsylbig, betrachten sie vor allem andern das Terrain des Künstlers. Der alten ehrwürdigen hundertthürmigen Königsstadt genügt es nicht, den Virtuosen durch seinen Ruf geehrt, gekrönt und zur höchsten Meisterschaft erhoben zu sehen — Prag muß selbst sehen, hören, und sich durch den Augenschein überzeugen, dann erst richtet es kurz, fest und bündig, mit reichlich überwiegendem Lobe, oder kraftvollem Tadel.

Alles dieses zog klar und deutlich vor meinem Auge vorüber, und tief im Herzen sah ich mit zagender Angst jenem Augenblicke entgegen, der die Triumphe des Künstlers entweder um einen neuen allgewaltigen bereichern, oder aber einen Dorn auf seine Rosenbahn werfen sollte.

Gerade so wie ich Liszt auf der Redoute das erstemal, und früher nie gesehen, gerade so und nicht anders bildete er ein und dieselbe Person mit den heitern Traumgebilden meiner lebhaften Phantasie. In diesen bleichen, ernsten und doch so anziehenden Gesichtszügen spiegelt sich deutlich das innen wohnende geistige Leben seines Genies, sein Beruf und seine Weihe zur Kunst. Nicht sein Anblick kann es sein, der ihm alle Herzen schon im Voraus gewinnt; nein, ein tieferer Geist, ein unsichtbares Etwas spricht zu dem kunstbefreundeten Menschenherzen, und nur die ergreifende Allgewalt seines Spieles ist im Stande, jene ungeheuern Erfolge zu rechtfertigen, die in ihrem Anfange eben so zu einem unnennbaren wortlosen Hinstarren, als späterhin zu einer unermeßlich stürmischen Beifallsspende hinreißen. — —

So träumte ich lange noch von Wien und Liszt, von Prag und dem nächsten Konzerte, da schlug es auf dem nahen Kirchthurme in langsam gemessenen Schlägen zwölf Uhr, und hastig sprang ich auf, um das meinem Freunde gegebene Rendezvous ja nicht zu verfehlen.

II.

In wenigen Augenblicken war der Ort unserer Zusammenkunft erreicht, doch Edmund ließ sich nirgends erblicken. Sekunden auf Sekunden, Minuten auf Minuten, rollte die Zeit vorwärts; schon schlug es Ein Viertel auf Ein Uhr, und noch immer erwartete ich ihn vergebens.

Vielleicht weilt er, länger als gewöhnlich mit der Toilette beschäftigt, in seinem Gemache, dachte ich bei mir selbst, indem ich zugleich beschloß, denselben in dem nahen Gasthofe, seinem gewöhnlichen Absteige-Quartier, aufzusuchen. — Mißgelaunt eilte ich die breite Treppe hinauf, und eine Visitkarte meines Freundes einem hier befindlichen, allem Anscheine nach einen Lohnlakei darstellenden Manne vorweisend, wies mich dieser mit stummer Gebeerde zu einer nahen Thüre, indem er gleichzeitig die Karte meinen Händen entnahm. Seiner Weisung folgend nahte ich mich rasch der bezeichneten Thüre, und diese leise öffnend, sah ich mich in ein hohes weites Gemach versetzt, dessen große, halbgerundete Fenster, theilweise mit Läden verschlossen, ein freundliches Halbdunkel ringsumher verbreiteten, und mich nur allmälig erkennen ließen, daß ich das Zimmer meines Freundes verfehlt hatte.

Schon wollte ich dasselbe verlassen, und mich eben so leise, als ich gekommen, wieder entfernen, doch wie mit Zauberbanden an den Boden gefesselt, vermochte ich bald kaum mehr zu athmen bei dem reizenden Anblick, der sich mir plötzlich am äußersten Ende des Saales darbot. In eleganter nachlässiger Haltung ruhte hier, oder lag vielmehr ein wunderliebliches Phantasiegebilde, die schönste Traumgestalt einer leblosen Wirklichkeit, auf dem mit grünem Tuche sorgsam belegten, und wie es schien, etwas erhöhten Fußboden. Leicht und lose schmiegte sich ein glänzendes Seidengewand von fast dunkelrother Farbe um den üppig vollen, blendend weißen, mit einem reichen Silberschmucke geschmückten Nacken; während die elfenbeingleichen zarten Finger wie träumend in ihrem Schooße ruhten. —

Lange weilte ich, in wortloses Staunen versunken, und betrachtete ernst und sinnend das heitere, meinen höchsten Wünschen nicht fremde Traumgebilde. Schon wollte ich rasch aus meinem Verstecke hervor, mich durch eine leise Berührung von der Täuschung oder Wahrheit dieses Anblickes zu überzeugen; da schreckten die gleich leisen Tonwellen hervorgehauchten Laute: „Francesco, mein theurer Francesco, kömmst Du noch immer nicht?“ — mich wieder in den Hintergrund des Saales zurück. Ein starres Entsetzen hatte mich erfaßt, schauernd rieselte es mir am Rücken herab. War dies Täuschung oder Wahrheit? — Träumte ich nur, oder hatte das bis jetzt leblose Gebilde auch noch die Sprache erhalten, um mein früheres Entzücken in wortloses Entsetzen zu umstalten?

Plötzlich öffnete sich an dem mir entgegengesetzten Ende des Gemaches eine früher kaum bemerkte Thüre, und wie von rasendem Windesrauschen, auf den Flügeln des Sturmes herbeigeführt, trat ein junger bleicher Mann mit leisen kaum hörbaren Schritten in das Gemach. Sein erster träumerischer Blick gewahrete kaum die herrliche, in der frühern reizenden Stellung hingesunkene Gestalt, als er rasch auf sie zueilte. Vergebens suchte sich diese zu erheben, allein wie festgebannt mit den zarten Füßchen auf der grünen Fläche des Tuches, blieb sie, von starrer Ohnmacht erfaßt, in ihre frühere Lage versunken. Leicht wie zum flüchtigen Kuße berührten seine Finger die nachläßig in ihrem Schooße ruhenden Hände, und mit wohlklingenden Silberlauten hauchten ihre Lippen die leise schwellenden Worte: „Kömmst Du endlich, mein Francesco, Du weißt, wie Herz und Seele meines Daseins sich nur in Dir vereinen, und doch konntest Du ferne von mir so lange weilen!“

„Vergib,“ sprach ihr der junge Mann entgegen, „vergib Du, mein theueres Idol; ich wollte schon, doch hielt es mich zurück, denn nimmer glaubte ich die Stunde schon geschlagen, die gestern erst ich Dir als Zeit bestimmt; doch nun, nun bin ich hier, glühend vor Verlangen, sterbend vor Ungeduld. — Nicht wahr, Du hast das Warten mir wohl längst vergeben?“

Die Antwort hörte ich nicht, denn neues Sturmesrauschen durchwogte den weiten Saal, nur nach und nach sich legend,

gleich dem immer schwächer werdenden Wellenschlage des erzürnten Meeres. — Glühend raste mir das Blut durch alle Adern, fest gebannt an eine Stelle, in wortloses unnennbares Staunen versunken, sah ich mit fieberhaft brennenden Blicken dem weitern Beginnen jener Beiden zu.

Ich sah, wie das Auge des jungen Mannes, gleich feurigem Blitzesstrahl sich belebend, voll glutvoller Ungeduld auf dem zarten Nacken seiner Liebe verweilte; kosend spielten seine Hände mit den weißen, elfenbeingleichen Fingern der reizenden Traumgestalt. Wie im tändelnden Muthwillen zog diese den Geliebten bald heiß und innig an den blüthenweißen Marmorbusen, bald stieß sie ihn mit zorniger Hast weit von sich hinweg, und in tobend wirbelndem Erguße schienen ihre Lippen die Kühnheit zu schmähen, mit der er sich in ihr Herz, in ihre Seele zu schmeicheln gewußt. — Doch als sei diesem das kokette Spiel der Geliebten längst bekannt, schmiegte er sich aufs Neue mit sanften, schwellenden Tönen an ihre höher und höher wogende Brust, und wie von nie gefühltem Entzücken, in die Gefilde namenloser Seligkeit auf leichten Windesflügeln hinübergetragen, sprachen sich Beider Empfindungen in einem langen, langen Kuße aus, als gälte es mit ihm zugleich die Stunde der Trennung. — —

War ich's allein, der diese Götterscene belauscht? — war ich's allein, der von Seligkeit und nie geahnten Gefühlen trunken, einen himmlischen, nie wiederkehrenden Genuß gefeiert hatte? — Mir schien es nicht. Denn wie mit Sturmesbrausen und wildem, tobenden Wogenrauschen dänchte es mich rings im Saale zu umfluten. Immer lauter und lauter, einem Orkane gleich, die gewaltige Kraft einer sinnenberauschten Menschennatur entwickelnd, trieb es mich dem Ausgange des Saales zu. —

Im selben Augenblicke fiel es, Schuppen gleich, von meinem Auge. Die Täuschung schwand, und rein und klar gestaltete sich die Wahrheit vor meinen Blicken; ich befand mich im Saale zum „Platteis." Der junge, bleiche und doch so interessante Mann, war Liszt; das Phantasiegebilde seiner Liebe ein herrliches Piano von Graf. Das tobende Rauschen und Brausen des Sturmes der unermeßliche Beifall der entzückten Zuhörer.

Mein Rendezvous war verfehlt, aber eine Stunde des höchsten, vielleicht nie wiederkehrenden Kunstgenusses hatte dasselbe nicht zu theuer erkauft.*)

Aus Warschau.

Halbjahrbericht.

Im Herbst 1839.

(Beschluß.)

Auffallend schön und heiter war die Witterung diesen ganzen Sommer über, und wenn auch in einzelnen Augenblicken für Viele unheilbringend, im Ganzen fruchtbar und segenreich, bis in die spätesten Herbsttage, wohingegen sonst der November fälschlich Listopad (Blattfäller) heißt, da schon sein Vorgänger die Bäume kahl macht. Zu den unheilbringenden Erscheinungen rechne ich den plötzlichen, mit Windhosen verbundenen Sturm, der, am selben Tage wie der Petersburger Unheilsturm,*) über Warschau herbrauste, einige Kähne auf der Weichsel umwarf, und mehre Badende im Schwimmen überraschte und unter den Wellen begrub. Am schrecklichsten wüthete dieser Windstoß im Walde von Bielani, wo er fast ein Drittel der Baume umwarf, die dicksten und stärksten Eichen und Föhren entwurzelte, oder zerbrach und zersplitterte, als ob es kleine Ruthen wären. Ein noch schrecklicheres Ereigniß war die Ueberschwemmung der Weichsel, die gegen Ende August nach einem dreitägigen Regen erfolgte, und dann zu einer Zeit, wo sich niemand einer Flut versah, alle Wasserstände der gewöhnlichen Flutzeiten weit überstieg, wodurch nicht allein ein großer Theil der Stadt unter Wasser gesetzt, sondern auch Häuser eingerissen, Fabriken zerstöet, Saaten verheeet, ja Dorfschaften verödet wurden. War der Schaden ungeheuer (die polnische Bank soll allein an 4 Millionen in Gebäuden verloren haben), so war die Regung des Mitleids auch geoß, mit der die Verschonten den Unglücklichen beisprangen und ihnen zu helfen suchten. Ein einziges Konzert brachte 40,000 fl. ein, doch von ihm reden wir später.

Künstlerbesuche sind, wie schon erwahnt, in diesem Jahee sehe selten gewesen, ja es scheint, nach der jährlichen Abnahme zu schließen, daß diese Zugvögel ihren Weg geändert, und mehr über die Seeküste nach dem Norden hinauf wandern; wir sahen hier blos Herrn Sobotka aus Prag, einen tüchtigen Geiger, der sich jetzt hier niedergelassen, und uns des verstorbenen Bielawski's Stelle vollkommen ersetzt, und Herrn Habeen, eben auch aus der Böhmenhauptstadt, der sich als glänzenden Pianisten und Tonsetzer aus der guten alten Schule bekundete. Einiges Leben in musikalischer Hinsicht brachte Felix Dobezinski durch seine Konzerte hervor, in denen er seine neue Oper, welche er vergebens aufs Repertoir zu bringen strebte, als Musikstück den Kennern vorlegte. Alle Erwartungen von dem tüchtigen Meister wurden erfüllt, und nur Ein'ge, von Neid getrieben, suchten mit allgemeinen Redensarten über Reminiszenzen und dergleichen, des Künstlers Triumph zu verkleinern, während alle Wohlmeinende bedauerten, daß dem tüchtigen Kunstwerke, dem ersten, was seit lange hier geschaffen worden, die Aufführung verweigert sein solle. Herr von Braun regte sich immer verdienstlich für seinen Musikverein in der sogenannten bürgerlichen Resource, und veranstaltete dort wöchentliche Aufführungen mustergültiger Kammermusikstücke, denen die deutsche Liedertafel mit ihren Leistungen sich bald anschloß. Im Schauspielhause beschränkte sich das Neugeleistete auf einige Uebersetzungen französischer Waare, auf einige mit aller Pracht ausgestaltete Ballete, und auf die Aubersche Oper „das eherne Pferd," die abee aus unbekannten Gründen nicht wiederholt wurde, obschon sie bedeutende Auslagen eeheischt hatte. Mehr Aufsehen als alle früheren Aufführungen machte das Auftreten der höheren Gesellschaft, des höchsten Adels, dessen Damen zum Vortheil der Ueberschwemmten zu singen, zu spielen und lebende Bilder vorzustellen beschloßen; und die sowohl des Goldes wie des Beifalls in reichem Maße sich erfreuten. Vor allen sang die reizende Gräfin Potozka, wie nicht viele Sängerinnen in diesem Hause noch gesungen. An sie richtete ein Dichtee ein Gedicht, welches wie hier wiedeezugeben versuchen.

> Amphion, um sein Heiligthum zu gründen,
> Griff in die Saiten; durch gewalt'gen Klang
> Er Steine selbst zu seinem Werke zwang,
> Durch milden Ton mocht' er sich Mauern binden.
>
> Steinherzen sind noch schwerer zu entzünden
> Als Steine, doch das Wunder dir gelang,
> Das fabelhafte Meisterstück, dein Klang,
> Ließ innig auch den Rohesten empfinden.
>
> Steinherzen brachten willig ihren Zoll,
> Zum Baue kam's allseits herangeflogen,
> Als dein Gesang gluteegend nur erscholl.
>
> Dem Armen, heimatlos, vor wilden Wogen
> Baut eine Zuflucht hier sich wundeevoll,
> Nicht ferner glaubt er Dichteemähr' erlogen.

Alle Auftretenden lebten früher der Hoffnung, Se. kais. H. den Thronfolger mit ihrem Spiel von der Bühne herab begrüßen zu können, wurden abee leider in ihren Erwartungen getäuscht; statt des Großfürsten schaute jedoch Warschau den durchreisenden, von Borodino kehrenden jungen niederländischen Fürsten, dessen Gegenwart aber nur militärisch gefeiert wurde. Unter anderm gab man dem hohen Gaste einen Begriff der grochower Schlacht, wie sie vor einem Jahrzehent Statt fand, in deren Hergang man die Fehler des verewigten Diebitsch hervorhob und den Feind besiegte, Praga stürmend einnahm, im Sturm den Fluß auf Brücken und Kähnen übersetzte, und den lauten Donner des Gefechtes durch die staunende Stadt wälzte, ein

*) Der freundliche Künstler wolle dem Verfasser diesen Scherz vergeben, doch da sein meisterhaftes Spiel sich in einem kritischen Referate viel zu wenig in Worte fassen läßt, so glaubte derselbe einen kleinen Theil seiner Bewunderung in dieser harmlosen Novellette auszudrücken zu dürfen.

*) Wobei bekanntlich viele Menschen auf der Newa umkamen.

Schauspiel, das sogar dem aus Borodino kommenden Fürsten neu gewesen sein mag; mit welchem wir für diesmal auch unsern Bericht zu schließen gedenken. **W.**

Aus Hannover.

Februar.

(Beschluß.)

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen heute hübsch systematisch zu schreiben und gehe deshalb zur Musik über. Ernst weihte das neue Jahr durch eine zweite Einkehr bei uns ein. Vielleicht liest er diese Zeilen in Ihrem Prag, dann sollen sie ihm unser dauerndes Andenken und unsere höchste Bewunderung nachrufen. Unsere Winterkonzerte sind diesmal nicht ganz vorzüglich bedeutend, werden aber dennoch häufig besucht. Im Frühling werden die norddeutschen vereinten Liedertafeln wieder in Hildesheim ein Gesangfest feiern. Ad vocem Hildesheim, die alte Bischofstadt hatte auch einen musikalischen Gast, Walther von Goethe hielt sich einige Monate dort auf; was ihn nach Hildesheim getrieben, weiß ich nicht; im Hamb. Korrespondenten, diesem großen Feuilleton für hannoversche Neuigkeiten aller Art, habe ich gelesen, er komponire eine Oper von der dort lebenden Gräfin von Egloffstein. Eigentlich bedauere ich diesen jungen Mann, dessen erste Oper in allen Blättern als eine zwar hübsche, aber keineswegs ausgezeichnete erwähnt wird. Der Mann hat das Vorurtheil eines großen Namens zu bekämpfen; warum soll er nun auch gerade das Vorzüglichste schaffen, weil er zufällig Goethe heißt? Genug, daß die Oper als Erstlingsarbeit „recht hübsch" ist. Wenn irgend wer Ursache hat, seinen Namen, öffentlich auftretend, zu verschweigen oder zu verändern, so hat es der Erbe eines großen Namens.

Endlich noch ein Paar Notizen vom Theater, das mit seiner Oper in großen Nöthen ist, und Sängerin über Sängerin kommen und wieder ziehen laßt, eine schlechter, wie die andere. Daß dies viel Geld kostet, schadet nicht, und daß es dem Publikum viele Langeweile macht, schadet auch nicht, denn das Publikum wird auch nicht gefragt und kann wegbleiben. Was ist da zu sagen? Die Namen dieser singenden Heldinnen habe ich langst wieder vergessen und weiß nur, daß die traurigen Eindrücke durch Mlle. Agnese Schebest, an welcher Göttingens akademische Jugend ihren ganzen Enthusiasmus ausgelassen hat, und durch Mad. Schröder-Devrient wieder verwischt werden sollen. Schmezzer aus Braunschweig hat einmal als George Brown gastirt — unus sed leo. Im Schauspiele erinnere ich mich eine hübsche Dame aus Hamburg, Mlle. Lammersdorff, als Pariser Gamin recht artig kokettiren gesehen zu haben; dieselbe Dame spielte auch die Stumme Yelva recht rührend und schön, scheiterte zwar später an der Jungfrau von Orleans, ist aber dennoch engagirt worden, worüber die junge Männerwelt sehr erfreut ist. Eine zweite Schönheit, welche auf hannoverschem Boden gewachsen ist, Mlle. Brandes, machte einige Versuche auf der Bühne und ist auch engagirt; eine dritte ausnehmende Schönheit — aber keine Schauspielerin — besitzen wir in Mlle. Pleß, und eine vierte, die Künstlerin zugleich ist, in der vortrefflichen Marie Bayer. Lesen Sie und beneiden Sie uns, — um unsere Schönheiten, aber nicht um unser Theater, trotz der königl. Zuschüsse, trotz der Intendanz und des unumschränkten Direktors von Holbein, der in der Theaterchronik neulich „ein geistreicher Dichter" genannt wurde, was sich vermuthlich auf seine Uebersetzung von Dumas Mlle. Belle-Isle bezieht, in welcher ganz ungewöhnlich erhabene Sprache geführt wird. Das Stück hat hier wegen seiner drolligen Umgestaltung viel Spaß gemacht. Uebrigens verschone ich Sie eben so gern mit Theatralibus, als ich selbst mit den Hannoverschen verschont sein möchte.

Mittheilungen aus Brünn.

Von F. Walter.

Heinrich Ernst's Konzerte.

Es gibt Erscheinungen in der Kunst — freilich sehr selten — die wie der Anblick eines großartigen Naturbildes, verwirrend auf den Ideengang einwirken, die Regel der Gedankenentwickelung wird überschritten, ein Traum zieht in die Phantasie ein und nach einer langen Pause kehrt erst das klare Bewußtsein zurück. Eine solche Erscheinung ist Heinrich Ernst. Wir hörten ihn allerdings erst in zwei Konzerten und können unmöglich sein Totalbild liefern, aber die Grundfärbung seines Spieles haben wir doch herausgefunden; sein Grundton ist die Wehmuth und Klage der Elegie, die zuweilen der idyllischen Schwärmerei Platz macht. Die Leser dieses geachteten Blattes erlassen mir die Schilderung der Technik, zu der sich der Künstler aufgeschwungen; auch in dieser steht er riesengroß da, aber, wir fühlen auch, daß sie nicht das höchste Strebeziel seiner Ausbildung war, sein Entwickelungsprozeß galt dem Herzen, und wenn er auch die modernen Zierrathen nicht immer verwarf, so rang er doch entschieden nach dem Gesange der Violine, und erkor sie zum Organe seines tiefen Gemüthes, darum wird er überall siegen, weil er die Weltsprache des Herzens so beredt spricht. Es ist schwer zu bestimmen, in welcher Piece sein Vortrag am vollendetsten war, indessen dürften die Elegie im einfachen Style und der Karneval von Venedig in improvisirter Bravour unter dem, was wir hier von ihm hörten, seine größten Leistungen sein. Wie geistreich war sein Vortrag der Variationen von Mayseder! In jede Variation trug er einen anderen Affekt hinein. Seine Aufnahme war enthusiastisch.

Prager Bühne.

Freitag den 6. März zum Vortheil des H. Grabinger zum ersten Male: „Das Fräulein vom Lande." Lustspiel in fünf Akten von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" u. s. w. u. s. w.

Es ist doch eine gute Sache um die Anzeigen: so hatte man es z. B. heutigen Abend Schwarz auf Weiß, daß diese angebliche Landpersonnage einem Lustspiele angehöre, was aus der Anlage und dem Gange des Stückes selbst wohl schwer zu errathen gewesen wäre. — Die Novität hat 5, sage fünf Akte und keine Handlung — da kannst du dir also vorstellen, lieber Leser, wie viel geredet und empfunden wird. Die verkannte, leidende, am Ende aber doch triumphirende Herzensgüte der Komödie ist dieses Mal natürlich durch die Person der Titelrolle, die reiche Dorothea von Bragenau repräsentirt, welche der leichte Baron Brandner im ersten Akte ohne Liebe und wegen seiner Schulden heirathen will, um sie im 5. Aufzuge aus Liebe und ohne Schulden wirklich zu heirathen. Begehre Keiner mehr von dem Sujet zu wissen, denn die Kritik könnte ihm doch nur, wie bereits gesagt, mit Hamlet entgegnen: „Worte, Worte, Worte!" — Eben so wie in dem scenischen Bau des Stückes ist sich die Verfasserin in der Konzeption der Charaktere treu geblieben: „Alles wiederholt sich nur im Leben" — dieser Komödien, und der Dialog ermangelt jener Flüssigkeit und attischen Würze, die für sich allein schon den Erfolg so mancher übrigens sehr mittelmäßigen Novität gesichert hat. — Die Darstellung war im Ganzen recht lobenswerth, besonders von Seite der Damen. Dem. Frey gab die Dorothea mit gewohnter Routine, — das schöne Talent der Mad. Binder ließ sich selbst in einer so farb- und geistlosen Rolle, wie die Gräfin Aurelie, keinen Augenblick verkennen, und Mad. Allram sorgte als Veronika für die Heiterkeit des Publikums. H. Polawsky war als Bragenau wie immer der ausgezeichnete Künstler, H. Dietz (Brandner) schien mir in seinen Gesten etwas minaudirt, und wäre beim Diner wohl passender im Frack erschienen; Hr. Fischer (Reinsberg) war für einen Etourdi wohl etwas zu pathetisch. Der Benefiziant war in der Partie des Wucherers Wilden, Hr. Dietrich in jener des Bedienten Philipp beschäftigt. — Nach dem dritten Akte wurden die Damen Binder und Frey und die H. H. Dietz und Fischer gerufen.

ud. u.

Notizen.

(Industrie.) Man fangt nunmehr auch an, Papier aus Maisblättern zu machen, und ein Herr Bouchat wird solches der Redaktion des Journals des Debats liefern. (Eremit.)

(Physik.) Zum Behuf mehrfacher anzustellender magnetischer Beobachtungen, werden jetzt eine nicht geringe Zahl von Observatorien auf verschiedenen Punkten eingerichtet. So z. B. auf Helena, dem Cap, Van-Diemensland, im Himalayagebirge so wie auf einigen Punkten des nördlichen Europa's und Asiens. (Alexander von Humboldt gab hierzu die erste Anregung.) Auch Mehmed Ali laßt in Bulak ein Observatorium zu demselben Zwecke erbauen. (Eremit.)

Hiezu die Beilage Nr. 4.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 4. Beilagen zu „Ost und West." 1840.

Zu Nro. 21.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Das Signalement, das man in dubio bei Ermangelung besonderer Spezialitäten einem Groß- und einem Kleinrussen dem Gesagten zufolge ausstellen könnte, und das in den meisten Fällen zutreffen würde, müßte also etwa so lauten:

I. Physisches.	Großrussen.	Kleinrussen.
Haarfarbe,	blond,	schwarz.
Stirn,	kurz,	etwas länger.
Augen,	blau,	braun.
Gesichtsfarbe,	fleischroth,	bräunlich, bleich.
Wangen,	dick,	eingefallen.
Nase,	rundlich, zum Anschwellen neigend,	spitzer, zum Wegschwinden neigend.
Bart,	buschig, dicht, lockig,	dünn, struppig.
Oberlippe,	auffallend lang.	. . . .
Ganzer Mund,	wenig üppig, ohne schwellende Lippen,	ebenfalls auffallend magere, schwindende Lippen.
Kinn,	im Bart versteckt,	lang.
Schädel,	kugelrund,	länglich und eckig.
Hals u. Nacken,	kurz, dick und stämmig,	lang und mager.
Wuchs u. Taille,	dick und muskelig und doch nichts weniger als kräftig und vierschrötig,	schlank und dünn.

Der Parallelismus der Entwickelung ihrer geistigen Eigenthümlichkeiten könnte dann allenfalls so zusammengestellt werden:

Großrusse.	Kleinrusse.
Heiter und dabei beredt,	Lustig und dabei lärmend,
freundlich u. zuvorkommend, daher	grob und patzig, daher gegen andere gleichgültig,
hilfreich, wohlthätig u. gastfrei,	wenig theilnehmend, aber dennoch gastfrei,
religiös und abergläubisch, doch meistens ohne Furcht und kühn,	religiös u. noch abergläubischer und deswegen Poltron im höchsten Grade,
anstellig u. Tausendkünstler, deshalb	minder gewandt und elastisch, deshalb
Schelm, Handelsmann, Handwerker, Lakei,	ehrlicher, und blos Ackerbauer, Hirt und Soldat,
seinen Herrn liebend,	seinen Herrn hassend,
indolent,	im höchsten Grade indolent und eigensinnig,
Schmutz liebend und Ungeziefer heilighaltend,	Reinlichkeit liebend und Ungeziefer mordend,
von überlegenem Witz,	von verborgenem Genie.

Eben so bestimmte, konstante, charakteristische Unterschiede, wie beim Körperbau und den geistigen Anlagen, lassen sich in der Sprache, den Sitten und der Lebensweise, der Kleidung u. s. w. der Klein- und Großrussen erkennen.

Was zunächst ihre Sprache betrifft, so ist die der Kleinrussen entschieden die ältere, obgleich jetzt der in der russischen Literatur zurückstehende slawische Dialekt. Er hat dies Beides mit der niedersächsischen Sprache in ihrem Verhältnisse zum Oberdeutschen gemein, und ist auch, wie jene den übrigen germanischen Sprachen, dem Holländischen, Dänischen, Englischen und Schwedischen näher steht, als das Oberdeutsche, den übrigen slawischen Sprachen, dem Serbischen, Slawonischen, Čechischen, Wendischen u. s. w. weit ähnlicher, als das neuere Großrussische. Die Verschiedenheit zwischen dem Großrussischen und Kleinrussischen ist eben so stark, wie die zwischen dem Nieder- und Oberdeutschen, und sonderbarer Weise hat auch das Kleinrussische für das Ohr eines Großrussen denselben oft komischen Effekt, den das ältere und doch ehrwürdigere Holländische oder Niederdeutsche für den jüngern Oberdeutschen hat. — Es ist uns unmöglich, alle die Verschiedenheiten jener beiden Dialekte anzuführen. Doch geben wir einige Proben. —

Im Ganzen klingt das Großrussische voller und wohllautender, das Kleinrussische mager und voll dünnerer Töne. In sehr vielen Fällen hat der Kleinrusse das feine spitze „i", wo der Großrusse das volle, runde „o" setzt; z. B. „skilke" (wie viel) und „skolko", „wilk" (der Wolf) und „wolk", eben so „i" statt des breiteren „jä", z. B. „nie" (nein), großrussisch „nijät". Sehr oft ist der Akzent in beiden Dialekten verschieden, und zwar hat dann das Großrussische den pikanteren, das Kleinrussische aber den matteren und schleppenden Akzent, z. B. großrussisch „ja chatschú" (ich will), kleinrussisch „ja chólschu." — Die Großrussen haben für jeden Consonanten eine harte und eine weiche, durch ein angehängtes „j" gemilderte Aussprache. Die Kleinrussen vernachlässigen in vielen Fällen diese Milderung, so z. B. immer in der zweiten Person Pluralis der Verba; z. B. Großrussisch „ititje" (geht), welches Wort die Kleinrussen gerade so aussprechen, wie die großrussischen Kinder „itite." — Großrussisch „iswinitje" (entschuldigen Sie), kleinrussisch „iswinite." Manche Eigenthümlichkeit ihrer Sprache erklärt sich auch aus der eigenthümlichen Trägheit und Indolenz ihres Charakters; so haben sie wie die Türken eine Menge unartikulirte Töne, welche die Stelle von Worten vertreten; so z. B. geben sie, wenn sie affirmativ antworten wollen, gewöhnlich blos einen Laut von sich, der ungefähr wie „ah" oder „ahä"! klingt, während die Großrussen immer vernehmlich: „da ssudárina"! (ja, meine Dame) „da ss'" (ja mein Herr!) antworten. —

Die kleinrussische Sprache ist, wie gesagt, ihren Wurzeln und Bildung nach eine rein slawische, und sie für ein Gemisch von Tartarisch, Polnisch und Russisch zu halten, ist das Lächerlichste, was man thun kann. Alles Polnische und Tartarische, was ihr beigemischt ist, hat so wenig Einfluß auf die Flexion und Entwikkelung der Sprache gehabt, daß es noch viel leichter wieder hinausgeworfen werden könnte, als das Französische und Lateinische aus unserer deutschen Sprache. Die tartarischen und polnischen Wörter sind blos eingestreut wie Quarz-Krystalle in eine Porphyrmasse und lassen sich leicht erkennen. Uebrigens haben die Großrussen wohl noch weit mehr tartarische und mongolische Wörter bei sich eingebürgert, und sehr oft haben da die Kleinrussen die alte slawische Benennung, wo die Großrussen die mongolische annehmen; z. B. „Pferd", kleinrussisch, wie in den meisten slawischen Sprachen „kon", im Großrussischen das mongolische „wschat."— Das Sonderbarste aber sind im Kleinrussischen eine Menge ihm beigefügte deutsche Worte, von denen man gar nicht einsieht, warum die Malo-Rossianen sie aus einer fremden Sprache holten, und zu denen man kaum die Brücke finden kann, auf der sie herüber kamen, wenn nicht die polnischen Juden etwa sie ihnen zubrachten. So z. B. haben sie das Wort „Kreide" für einen Gegenstand, der sich doch eben so häufig in ihrem Lande findet als bei uns. Eben so wenig haben die Kleinrussen Mangel an „Schelmen", und hätten kaum von uns ehrlichen Deutschen diesen Ausdruck für ihre Schelme, für die sie ein eigenes Wort hätten ausprägen können, zu borgen nöthig gehabt. Dennoch hat man bei den Kleinrussen kein häufigeres Scheltwort als das „Schelm", besonders verbunden mit ihrem echt Russischen „Hundesohn": Schelm ssukinssin! „Lüchter" (plattdeutsche Form für „Leuchter") heißt im Kleinrussischen „Leuchter" und „Laterne". „Thaler" heißt ein Thaler, (deutsche und spanische Thaler sind sonderbarer Weise noch durch ganz Kleinrußland zu finden), z. B. „odiln thaler" ein Thaler, „dwa thaleri" (2 Thaler), Genit. „dwuch thalerow."

Wie die Sprache der beiden Stämme eine andere ist, so ist es auch die Aussprache und die Stimme. Die Großrussen haben ein

sehr rauhes Organ, einen sehr tiefen Ton der Stimme, und ihre Unterredungen klingen wie Donner und Sturm, wozu besonders das häufige „o“ und das eigenthümlich rauhe „ü“ das wir den Russen nie vollkommen richtig nachsprechen können, auch etwas beitragen mögen. Die Kleinrussen, die wie gesagt das „o“ oft mit „i“ vertauschen und auch das „ü“ milder aussprechen, haben ein minder rauhes Organ, und eine minder tiefe Stimme als die Großrussen, was besonders auch bei ihren Gesängen auffällt.

Wie in manchen anderen Stücken dem Obigen zufolge das Verhältniß des Kleinrussischen zum Großrussischen sich so stellt, wie das des Niederdeutschen zum Oberdeutschen, so auch in Bestimmung der Grenzen ihres Gebrauches. Wie das Oberdeutsche sich zur allgemeinen Schrift und Konversations-Sprache des gebildeten Deutschlands erhoben hat, so hat sich auch in Rußland das Großrussische im Schatten der triumphirenden Moskowitischen Fahnen zur allgemeinen Sprache der Literatur erhoben. Alle offiziellen Aktenstücke, Briefe, Bücher u. s. w. werden in ganz Klein- wie Großrußland blos in jenem Dialekt geschrieben. Eben so ist auch die Konversation der gebildeten Kleinrussen jetzt blos großrussisch, und an allen Schulen und Instituten wird darauf gesehen, daß die Kinder sich die kleinrussischen Eigenthümlichkeiten ihrer Sprechweise abgewöhnen, die, obgleich altehrwürdiger und echter slawisch, jetzt für Provinzialismen und Unarten gelten, da viele dieser selben Töne und Wendungen noch in diesem Augenblick in den Kirchenbüchern, mit deren Slawonischem das Kleinrussische mehr Aehnlichkeit hat als das Großrussische, für heilig gelten. — Es gibt eigentlich kaum eine eigenthümliche kleinrussische Literatur, wenn gleich allerdings dann und wann es sich ein Dichter einfallen läßt, ein Gedicht in diesem Dialekte abzufassen. Ein sehr berühmtes, und in ganz Kleinrußland in den Händen des Volkes verbreitetes ist die Aeneide des vor einem Jahr in Poltawa verstorbenen Kotlerewsky. Es ist dies Gedicht weder eine Uebersetzung noch eine Travestie des Virgilschen Gedichtes zu nennen, sondern nur eine ziemlich selbstständige und höchst eigenthümliche Nachbildung. Denn Aeneas ist darin ein Kleinrusse geworden und der Schauplatz seiner Thaten ist auch meistens nur Kleinrußland. Der Dichter bereiste blos der feineren und getreueren Ausarbeitung seines Gedichtes wegen alle Theile seines Vaterlandes, und studirte ins Einzelne die Sitten seiner Landsleute. Dasselbe ist daher auch etwas so Vollkommenes, daß es das Lieblingsbuch des Volkes geworden ist. Die Kleinrussen aller Stände delektiren sich so an dieser Lektüre, daß sie Homer und Virgil selber darüber vergessen. —

Je weniger groß und reich die kleinrussische Literatur ist, insofern wir darunter die in Büchern veröffentlichten Gedanken und Dichtungen verstehen, desto reicher an Produkten und desto ergiebiger ist die kleinrussische Volkspoesie. Der nicht gedruckten, aus dem Volke hervorgegangenen und unter ihm lebenden Dichtungen und Gesänge sind in Großrußland viele, aber in Kleinrußland noch mehr, da die Kleinrussen noch viel gesangreicher und poetischer sind als ihre nordischen Brüder. Es gibt unter ihnen eine Menge Volksdichter, über die niemals in irgend einer Literatur-Geschichte ein Wort geschrieben ist, deren Namen aber durch Tradition getreulich von Mund zu Mund überliefert werden. So wurde mir ein Kosak Klimowsky als der Verfasser des kleinrussischen Gedichts genannt, welches wir mit den Worten „Schöne Minka, ich muß scheiden“ u. s. w. singen. Es soll derselbe zur Zeit Peters des Großen gelebt und gedichtet haben. Dieses Lied mit derselben Melodie, mit der wir es singen, ist im ganzen Kleinrussenlande verbreitet und wird daselbst von jeder alten baba (altem Weibe) gesungen. Die Worte lauten aber im Kleinrussischen anders: „Es ritt ein Kosak über die Donau, nachdem er seinem Liebchen Lebewohl gesagt u. s. w.“ *) Eben so alt und eben so weit verbreitet, wie dieses Lied, sind auch noch folgende:

„Polubila Petrussa.“ (Peterchen verliebte sich.)
„Ne chadi Grischu.“ (Geh nicht, Jörge.)
„Oi tui Kasatscha!“ (Ach, du Kasakin.) —

Jedoch gehen sie nicht über die Grenzen Kleinrußlands hinaus. Die Komposition der Melodien zu diesen Liedern ist eben so eigenthümlich als die Weise des Vortrags, und beide unterscheiden sich so charakteristisch und auffallend von der russischen Weise, daß nur wenig Uebung dazu gehört, um beide sogleich von einander zu unterscheiden, obgleich hier wie in den meisten Fällen, das praktische Erkennen des Unterschiedes leichter ist, als das theoretische Angeben und Beschreiben der Merkmale. —

Die Verschiedenheiten der großrussischen und kleinrussischen Sprache legen sich auch in den verschiedenen Familien-Namen zu Tage. Allerdings gibt es viel Familien-Namen, die beiden gemeinsam sind; eben so viel aber, die ausschließlich entweder dem einen oder dem andern Dialekte zukommen. So z. B. sind alle Familien-Namen auf „ko“ oder „enko“ durchweg kleinrussisch, so wie alle Familien-Namen auf ew und ow entschieden großrussisch, so wie endlich die auf sky und witsch in dubio polnisch. Petrow, Iwanow, Pawlow sind echt großrussisch; Petritschenko, Gawritschenko, echt kleinrussisch. Andere häufig vorkommende kleinrussische Familien-Namen sind noch folgende: Trofimenka, Butenka, Nikolajenka, Nesterenka. — Uebrigens sind nicht nur die Familien-Namen verschieden, sondern auch die Weise der Beilegung und des Gebrauches derselben. Bei den leibeigenen Großrussen sind bekanntlich gar keine forterbende Familien-Namen im Gebrauche, sondern der Sohn setzt neben seinem Taufnamen immer nur das Patronymikum, von dem Vornamen seines Vaters gebildet. Heißt z. B. Jemand mit seinem Taufnamen Iwan, dessen Vater Peter heißt, so wird er selbst Iwan Petrowitsch genannt. (Femin.: Petrowna; z. B. Sofia Petrowna.) Des Iwans Petrowitsch Sohn Pawl würde dann Pawl Iwanowitsch, die Tochter Maria, Maria Iwanowna heißen. Wenn die großrussischen Leibeigenen frei werden, so nehmen diese Freigelassenen alsdann einen Familien-Namen an, und zwar bilden sie einen solchen sehr häufig von ihrem Patronymikum, welches sie durch Hinwegwerfung der eigenthümlichen patronymischen Adjektiv-Endigung verstümmeln. Ein leibeigener Jephim z. B., dessen Vater Feodor hieße, würde als leibeigener Jephim Feodorowitsch heißen. Als Freigelassener würde er sich von diesem Patronymikum Feodorowitsch den Familien-Namen Feodorow bilden, und dann, da das Patronymikum allemal in solchen Fällen doch auch noch beibehalten wird, vollständig: Jephim Feodorowitsch Feodorow heißen, welches zu deutsch sich so geben ließe: Euphemius Friedrich's Sohn Friedrichs. — Sein Sohn Gregor hieße dann Gregor Jephimowitsch Feodorow u. s. w. (Gregor Euphemi's Sohn Friedrichs.) Von dieser Sitte schreiben sich die vielen Familien-Namen auf ew und ow im Großrussischen her, die alle von Vornamen abgeleitet sind, die Iwanow's, die Pawlow's, die Alexejew's, Nikolajew's, Petrow's u. s. w., welches die gewöhnlichen Namen der von Freigelassenen abstammenden großrussischen Familien sind. Der Adel hat schon seit alten Zeiten in seinen Familien übliche Namen. Doch setzen auch die Vornehmsten sogar zwischen ihren Vor- und Familien-Namen noch das Patronymikum, z. B. Gregor Nikolajewitsch Narischkin. Sogar die Mitglieder des kaiserlichen Hauses setzen immer ihrem Vornamen noch das Patronymikum hinzu, und es wird so in den russischen Kirchen nicht für den Kaiser Nikolai, sondern für Nikolai Pawlowitsch gebetet. Auch die fremden Prinzessinnen, die an russische Prinzen verheirathet werden, müssen ein Patronymikum annehmen. So heißt die jetzige Kaiserin Alexandra Feodorowna. Die Großrussen können sich das Patronymikum so wenig von dem Vornamen getrennt denken, daß sie beides eigentlich immer zu einem einzigen Namen verschmelzen. Wenn man daher einen Russen fragt, wie sein Name: so wird er auf der Stelle antworten: Jakob Alexandrowitsch. Und wenn ein Deutscher ihm, dem Großrussen, auf dieselbe Frage blos Jakob antworten wollte, so würde er sich damit nicht zufrieden geben, und nicht eher ruhen, als bis

*) „Jächaw Kasak sa Dunai, ukasaw däwuschku proschtschas“ u. s. w. Ich weiß nicht, wie wir zu der Minka gekommen sind. Minka ist gar kein russischer Name. „Mina“ ist ein selten vorkommender Männer-Name.

er auch das Patronymikum „Alexandrowitsch" erfragt hätte und nun erst meinen, daß er des Deutschen Namen wisse. „Jakob Alexandrowitsch" das ist Euer Name (imä). Um den Familien-Namen kümmern sich die Großrussen in der Regel sehr wenig. Und seinen Familien-Namen wird ein Russe auf die Frage: „Wie sein Name sei" selten hinzusetzen. Dafür muß man noch wieder besonders fragen: „Kak wasche familia?" („Wie ist Ihre Familie?") Daher wird denn auch jedes Ausländers Name, der sich bei ihnen niederläßt, so verändert, daß man seinen Familien-Namen ganz bei Seite setzt, ihm seinen Vor- und Vaters-Namen abfrägt und ihn nun Feodor Gregorewitsch, Carl Carlowitsch u. s. w. nennt. Dies findet so bei den Vornehmsten wie bei den Geringsten statt, und sowohl bei den intimsten Verhältnissen ist das Patronymikum vertraulich genug, als auch vornehm und artig genug bei den Gesprächen zwischen Geringen und Hohen. So spricht der Großrusse, von seinem Kaiser redend, schlechtweg „Nikolai Pawlowitsch." So redet der geringste Bauer seinen Herrn Grafen oder Fürsten ohne weiteren Zusatz „Ssergei Basiliewitsch (Sergius Basil's Sohn) an. So unterschreibt aber auch der Freund einen Brief an seinen Vertrauten, nicht blos wie wir: „Dein dich liebender Heinrich Es muß vielmehr heißen: Dein dich liebender Heinrich Wilhelm's Sohn. (Geinrig Wilgelmowitsch.) Ja ein Bruder, von seiner Schwester redend, sagt nicht wie bei uns: meine Schwester Marianne, sondern — z. B. einem Bedienten einen Auftrag gebend: — „Gebt dies Buch der Marianne Alexei's Tochter („Marianna Alexejewna"). — Dies Alles nun gilt aber blos von den Großrussen, und die Kleinrussen, Leibeigene sowohl als Kosaken, haben Familien-Namen wie wir, und machen selten Gebrauch von den Patronymicis. —

Auch in den Sprichwörtern der Russen drückt sich dieselbe Verschiedenheit der Sprache und Denkweise der Großrussen und Malorossianen aus. Es gibt eine Menge Sprichwörter, die blos den Großrussen, und andere, die blos den Kleinrussen eigen sind, und äußerst wenige, die beide gemeinschaftlich in Gebrauch haben. — Eins, das ich sehr häufig von ihnen hörte, und das ihre Gleichgültigkeit bei allen übrigen Ereignissen bezeichnet, ist z. B. dies: „Sabaka laje, a wetr nosse." Der Hund bellte, aber der Wind trug's davon. — Was das Volk auf diese Weise poetisch und kräftig in seinen Sprichwörtern sagt, das geben die Gebildeten auf andere Weise verblümt und verziert zu verstehen. So fand ich z. B. in der Reisebeschreibung eines Professors . . . . enko, also eines Kleinrussen, folgendes Stück von Raisonnement, welches mich bedeutend an die Art von Philosophie, die bei den Kleinrussen gang und gebe ist, mahnte, und mit welchem ich hier die Charakteristik ihrer Sprache und Denkweise sehr bezeichnend schließen kann. Nach dem der Professor . . . . enko dem Leser in aller Kürze den Bericht seiner Reise in den Kaukasus gegeben hat, schließt er sein Werkchen mit folgenden Worten: **Au reste le Caucase est rempli de sites enchanteurs, d' objets curieux, de monumens interessants, de plantes rares, de sources minerales et plus on les admire, plus on sent le desir de connoitre, de pénétrer les lois immuables et mystérieuses de la nature! — Mais un moment de refléxion ouvre un abyme de doutes, d' anxiétés et de chimères! Pauvres mortels, que nous sommes! ce n'est, qu' aux dépens de notre répos, des facultés de la raison même, que nous nous précipitons dans ce dédal de conjectures vagues, sans jamais pouvoir rattraper le fil sauveur! Sans m'égarer donc dans ces sentiers impénétrables, je me contentois d'emporter du Caucase beaucoup d'objets extrêmement interessants.**" — Wenn ich ein Mal gegen die kleinrussische Indolenz sollte predigen müssen, ich würde keinen andern Text meinen Entwickelungen zu Grunde legen, als die merkwürdigen Aeußerungen dieses kleinrussischen Gelehrten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Katalog českých knih etc. (Katalog böhmischer Bücher vom Jahre 1774 bis zu Ende des Jahres 1839. Zusammengestellt und geordnet von Ant. Hansgirg. Prag, gedruckt und im Verlage bei Joh. Spurny. 1840. gr. 8. S. X u. 72. Preis: 16 kr. C. M.)

Bei dem gegenwärtigen Zustande der böhmischen Literatur war ein vollständiges, bibliographisches Verzeichniß ihrer Produkte längst erwünscht. Jungmanns Geschichte der Literatur geht blos bis zum Jahre 1825, und berührt somit kaum die Periode des neuesten Aufschwungs der Literatur. Und gerade die Erzeugnisse der letzten 15 Jahre sind es, die das meiste Interesse, ja das größte Gewicht für uns haben. Zwar erschien vor nicht langer Zeit eine Quasi-Fortsetzung des Jungmann von Justin Michl, allein der gute Mann hatte sich in ein Unternehmen eingelassen, dem er keineswegs gewachsen war, und sein Buch, anstatt einen leichten Ueberblick zu gewähren, bietet vielmehr ein Chaos der heterogensten Materialien dar, die ohne Ordnung zusammen geworfen sind. Um so willkommener muß das Erscheinen eines Buches sein, welches diesem lange gefühlten Bedürfnisse auf eine Art abhilft, die nichts zu wünschen übrig läßt. Wie aus der Vorrede ersichtlich ist, hatte der Verfasser bei Zusammenstellung seines Katalogs nebst dem bibliographischen noch einen andern Zweck im Auge, nämlich, den auf dem Lande zu errichtenden Gemeindebibliotheken, die von Jahr zu Jahr immer mehr in Aufnahme kommen, nützlich zu werden, und ihren Stiftern und Custoden ein Hilfsbuch zu liefern, in welchem sie sich bei Anschaffung guter und nützlicher Schriften mit Erfolg Raths erholen könnten. Deswegen ist auch den ausgezeichnetern Büchern eine kurze Empfehlung beigegeben, und hat sich Hr. Hansgirg in der Vorrede über die Art und Weise, wie solche Bibliotheken errichtet und wie ihre Verwaltung eingerichtet werden solle, mit kurzen Worten, jedoch vollkommen genügend ausgesprochen. Daß ein solches Verzeichniß, sollte es richtig und vollständig sein, nicht geringe Mühe und Fleiß erforderte, wird Jeder einsehen, und wir müssen Herrn Hansgirg das Zeugniß geben, daß er Alles aufgeboten hat, um etwas in seiner Art Vollkommenes zu liefern.

Mluwnice polského gazyka podlé Dobrowského etc. (Grammatik der polnischen Sprache nach Dobrowsky von Wenzel Hanka, Ritter vom Orden des heil. Wladimir, Bibliothekar des National-Museums, der königl. böhmischen Gesellschaft ordentlichem, und der Warschauer, Krakauer, Wilnaer, Schleswig-Holstein-Lauenburger, Pommerischen und Schlesischen correspondirendem Mitgliede. Prag. Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne. 1839. 12. 161 S.)

Sollte Böhmen überhaupt eine nationelle Literatur erhalten, so mußten die Begründer derselben vorzugsweise mit den Dialekten der östlichen Stammverwandten, der Polen und Russen, sich beschäftigen, welche sich bereits einer reichen, ausgebildeten, aus ihrer nationellen Eigenthümlichkeit erwachsenen Literatur erfreuen. Dieses Bedürfniß wurde von jeher in Böhmen erkannt, und kein slawischer Stamm befliß sich so eifrig der Erlernung verwandter Dialekte, als die Böhmen. In Böhmen selbst ist wieder das Studium keines slawischen Dialektes so ausgebreitet, als das des polnischen, welcher demselben am nächsten steht, und mit ihm die meisten grammatischen Analogien gemein hat. Und doch hatten die Böhmen außer Spachta's kleinem Hülfsbüchlein bisher keine Grammatik der polnischen Sprache, und mußten bei Erlernung derselben ihre Zuflucht zu deutsch geschriebenen Grammatiken nehmen, was natürlich ein großer Umweg war, während eine, beide so verwandte Dialekte vergleichende Sprachlehre weit geschwinder zum Ziele geführt hätte. Das oben erwähnte Bedürfniß der Erlernung der polnischen Sprache vermehrt noch insbesondere der Umstand, daß eine nicht geringe Anzahl Böhmen Beamtenstellen in Galizien suchen, wo ihnen bei Unkenntniß der Landessprache ihr Wirken bedeutend erschwert wird. Durch Erscheinung obigen Buches ist nun diesem Bedürfniß abgeholfen, und der Name des Verfassers bürgt für dessen Brauchbarkeit. Ein vorzügliches Verdienst desselben ist die Vergleichung der sprachlichen Analogien beider Dialekte, wodurch einem gebornen Böhmen die Erlernung des verwandten Polnischen sehr erleichtert wird, und wir können das Büchlein mit gutem Gewissen einem Jeden anempfehlen, der auf Grundlage des Böhmischen sich mit dieser schönen Sprache bekannt machen will.

J. M.

Deutsche Literatur.

Der fahrende Sänger. Nachbildungen alter Legenden, Balladen und Reime von Joh. N. Vogl. Wien. Verlag und Druck von Wallishausser. 1839.

Herr Vogl ist ein fruchtbarer Dichter, und seine Leistungen im Fache der Balladen- und Romanzenpoesie blieben nicht unbeachtet und ungewürdigt. Er gehört aber zu jener Klasse deutscher Poeten, die trotz ihrer Bemühungen und ihrer Verdienste eigentlich doch nicht durchzudringen vermögen, und dies wohl nur deshalb, weil sich in ihren Dichtungen keine abgeschlossene poetische Individualität verkündet. Mit Geschick und Talent weiß er sich jedoch in fremde Dichtweise und Formbildung hineinzuleben und aus dem fruchtbaren Boden seiner Phantasie und seines Gemüthes erwachsen neue Blumen, farbenschimmernd und duftig, wenn auch der Same in fremden Gärten entstand. Wo er selbst dichtet, erinnert er uns unwillkürlich an Göthe, Uhland, Rückert, ja oft auch an Heine. Diese Gabe — verbunden mit seltener Routine und unbefangener Leichtigkeit in ihrer Anwendung kam Hrn. Vogl diesmal um so trefflicher zu Statten, als die Nachbildung fremder Dichtweise in seiner Absicht lag. — Der fahrende Sänger bringt Copien, aber nicht von Produktionen einzelner Dichter, sondern von nationalen Dichtungen, Nachklänge volksthümlicher Weisen, in der Art, wie sie bei den Engländern Thomas Moore in seinen „National Airs" zu liefern versuchte, nur mit dem Unterschiede, daß Moore den lyrischen, Vogl jedoch den erzählenden Ton anstimmte. Hierin hat unser Dichter unter den Deutschen an Göthe, Herder und Rückert meisterhafte Vorgänger gefunden, und wir müssen ihm zur Ehre gestehen, daß er diesen mit Eifer und Glück nachstrebt. — Die Volksdichtungen sind zumeist sangbar, dies hat Hr. Vogl wohl berücksichtigt; sie bewegen sich fast ausschließlich um heimatliche Interessen; auch hier hat er das Ziel getroffen, wirkliche oder analoge Sagen jener Völker zum Stoffe wählend, deren Poesie er nachbildet; zumeist suchte aber Hr. Vogl auch charakteristisch in der Form hervorzutreten, die jedem nationalen Gedichte den Stempel der Eigenthümlichkeit erst sichtlich eindrückt. — Doch mangelt allen diesen Nachbildungen die ursprüngliche Kraft, und sie erinnern uns nicht selten an ungarischen Champagner. — Eben die Leichtigkeit in der Nachbildung der Form schadet oft dem Wesen dieser Dichtungen, dessen äußere Erscheinung Hr. Vogl wohl richtig aufzufassen sich bemühte, von dessen Zauber er sich jedoch nicht überall durchdringen ließ. Am glücklichsten ist die deutsche und spanische Dichtweise wiedergegeben; dagegen sind die altserbischen Heldensagen nur matte Nachklänge der südslawischen Bergpoesie. Im Ganzen genommen ist der fahrende Sänger eine freundliche Erscheinung, nicht unwillkommen am deutschen Literaturhorizonte, und Niemand wird ihm den Gruß versagen, welchen er im Eingangs-Gedichte bescheiden anspricht. K. S.

Polnische Literatur.

Almanache und andere Sammlungen.

Im Jahre 1837 erschienen drei Almanache. Melitele etc. (Melitele, Almanach auf das Jahr 1837; herausgegeben von J. N. Bobrowicz. Leipzig, bei Breitkopf und Härtel) 16. VIII und 338 S. Dieser ist, was das Aeußere betrifft, von allen bisher erschienenen polnischen Almanachen der zierlichste und prächtigste. Die sechs englischen Stahlstiche haben jedoch, die Scene aus der Erzählung „Biruta" ausgenommen, keine nationelle Bedeutung. Dem Eifer des Herrn Bobrowicz gelang es, eine recht gute Auswahl von Originalbeiträgen, vorzüglich Gedichten, von Schriftstellern, welche schon anderswoher löblich bekannt sind, in diesem Almanache zu einem Ganzen zu vereinigen. Der Hauptbeitrag ist „Biruta," eine litthauische Erzählung, geschrieben in der gewöhnlichen Weise deutscher Romantiker, jedoch ohne alle lokale Färbung. Für uns sind vorzüglich zwei schön übersetzte Sonette aus Kollars Sláwy Dcera interessant. Am Ende ist eine Komposition von Karl Lipinski beigegeben. — Wianek etc. (Der Kranz, Almanach auf das Jahr 1837, gesammelt und herausgegeben von Karl Korwell, enthaltend Originalprodukte der Prosa und Poesie.) Mit 6 Kupfern und einer Musikbeilage, herausgegeben in Warschau auf Kosten des Jos. Bezarowski. Zu diesem recht netten Almanach trugen bei prosaische Aufsätze: Wanda Malecká, Friedrich Graf Skarbek, der rühmlich bekannte Kas. Wlad. Wojcicki, Karl Korwell und A. J. Szabranski, welcher auch einige Gedichte brachte. Unter den Gedichten zeichnen sich aus die Beiträge Stanislaws von Dzikow (Jachowicz), dann zwei aus dem Serbischen übersetzte Lieder. — Biruta etc. (Biruta, Almanach auf das Jahr 1837 von J. Krzeczkowski.) Wilna 1837, mit einem Steindruck und einer Musikbeilage. Diese Sammlung befriedigt alle billigen Anforderungen durch ihre treffliche Auswahl.

Für 1838 erschienen vier Almanache, deren äußere Ausstattung weit hinter den vorjährigen zurückbleibt. Pierwiosnek, etc. (Frühlingserstling (primula veris), Almanach für das Jahr 1838, gesammelt und herausgegeben von Pauline K., enthaltend blos Aufsätze von Damen. Warschau bei P. Baeycki.) 12. 245 S. mit einem Steindrucke. Wir müssen gestehn, daß die Anzahl von Schriftstellerinnen, denen der Leser hier begegnet, ein angenehmes Erstaunen erregt. Dieser Almanach kann als Beispiel für die Bildung des schönen Geschlechtes in Polen und als ein Beweis ihrer Liebe zur Nationalität gelten. Er enthält Beiträge von der berühmten Klementine Hofman, gebornen Tanska, von welcher ausgezeichneten Schriftstellerin wir zu einer andern Zeit weitläufiger zu sprechen gedenken, von Eleonora Ziemecka, Alexandra Maciejowska, Ferdinanda Biesiekierska, Kamilla Kossowska, Elisabeta Musalska und noch andern ungenannten Damen. — Niezapominajki, (Vergißmeinnicht, Almanach für das Jahr 1838, gesammelt und herausgegeben von Karl Korwell. Warschau.) Dieser Almanach ist mit englischen Stahlstichen ausgestattet, und bringt recht gute Sachen. — Noworocznik dla dzieci. (Almanach für Kinder. Warschau 1838.) Diesen Almanach bekam ich nicht in die Hand. — Noworocznik literacki. (Literärischer Almanach, herausgegeben von Pater Adam Stan. Krasinski. Petersburg bei Kraj, 1838.) 195 Seiten mit einem Kupfer. Polnische Zeitschriften erwähnen rühmlich dieses Almanachs, welcher mit Geschmack zusammengestellt sein soll. Jáp.

Literarische Kleinigkeiten.

Gesammelt von Rudolf Glaser.

Es ist nicht gut, in der deutschen Orthographie das ff zu verbannen. So lasen wir in einem ältern Buche die Kapitel-Ueberschrift: „Von der Verschafung der Lehrer"; ferner im Context, „daß die Verschafung der Dorflehrer ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen sei".

Die Recensenten sind zu allen Zeiten grob gewesen. So kann man in der alten prager Wochenschrift: „Neue Literatur" v. J. 1771 S. 367 in einer Charakteristik der damaligen Schauspielergesellschaft Folgendes lesen: „Hr. Christ spielt die ersten Liebhaber. Er hat viel Empfindung und tragisches Feuer. Sein Alonso in der Rache macht ihm Ehre. Wir wünschten ihm eine stärkere Brust, eine längere Oberlippe und mehr Nacheiferung." — „Herr Höltzel wird als Einsager gebraucht; er verwaltet sein Amt auch so getreu und so laut, daß man ihn auf der Galerie hören kann." (Gilt noch jetzt!) — Endlich gar S. 141: „Einen kleinen Uebelstand bitten wir unsere Akteurs sich abzugewöhnen. Er besteht in der Beugung, die sie gegen das Parterre machen, wenn sie applaudirt werden. Er verhindert die Illusion, und alles, was diese stören kann, muß sorgfältig vermieden werden. Oft sogar gilt nicht einmal ihnen das Applaudissement. So sahen wir z. E. im „Minister" sich einen Schauspieler gegen das Parterre neigen, da man blos dem Dichter seinen Beifall gab. So nahm das Thier von Mekka die Verehrung auf seine Rechnung, die man denen Reliquien, die es trug, erwies."

Im J. 1720 erschien ein Werk unter dem sonderbaren Titel: „Des getreuen Eckharts medizinischer Maulaffe." Im 12. Kapitel von S. 556 bis 604 wird auch vom Teplitzer Bade gehandelt.

Zu den pretiösesten, lächerlichsten Titeln gehört wohl der eines Promotionsbüchleins, das zu Prag im J. 1692 herauskam, als F. G. Crusius von Krausenberg und L. F. Meisner von Löwenberg zu Doktoren der Medizin promovirt wurden. Er lautet: „Herbarium vivum, a duobus narcissis conditum, in horto botanico universitatis Pragensis collectum."

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 22. Samstag den 14. März 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Nachklänge slawischer Volkslieder.

Von Siegfried Kapper.

Das Mädchen.

(Slowakisch.)

1.

Was steigt das Gewölk so schwarz empor?
Was hüllt das Gebirg sich in Trauerflor?
Es zieht in die Welt der Geliebte fort,
Und spricht zum Liebchen kein Abschiedswort.

„Wo ziehst du, Liebster, wo ziehst du hin?
O laß dein Mädchen treu mit dir ziehn!“
„„Leb wohl, Herzliebchen! und tröste dich, —
Es hat mein Rößlein nur Platz für mich.““ —

„Und sei auch dein Rößlein für zwei zu klein; —
Ich laß nicht ab von dir, Liebster mein! —
Und reichst du die Hand nur herunter mir,
So will ich wandern zur Seite dir!“ —

Und als sie so kamen zum Donaustrand,
Da ließ er fahren des Mädchens Hand:
„„Der Weg ist so schmal — 's ist Mitternachtstund;
Kehr' heim oder lieg' in des Stromes Grund!““ —

„Und ist der Weg auch für zwei zu schmal;
Doch folg' ich dir, Liebster, allüberall!
Und folg' dir hinaus in Nacht und Wüst',
Bis ich sink' und mein Herz gebrochen ist!“

Und als sie so kamen zum weiten Meer, —
Da sanken die Nebel so ahnungsschwer; —
„„Das Meer ist so tief, — 's ist Mitternachtstund;
Kehr' heim oder lieg' in des Meeres Grund!““ —

„Und ist das Meer auch bodenlos,
Und birgt es auch Gräber in seinem Schooß; —
Doch folg' ich dir, Liebster, und laß nicht ab —
Und fänd' ich auch in den Wogen mein Grab.“

2.

Es weht gen Süden so lau, so lind, —
Gib, Schiffer, gib schnell die Segel dem Wind!
Mein harrt ein Mädchen im Türkenland,
Und find' ich's, ist dein dies goldene Band! —

Und als sie kamen mitten in's Meer,
Wie ward ihm sein Herz wie Blei so schwer,
Da stand er am Bord und schaute hinaus,
In's Wogengetos, in's Wassergebraus.

Da schwamm es ferne im Mondlicht klar,
Die Flagge — langes, goldenes Haar, —
Das Segel, — Gewand, so roth wie Blut, —
Zwei Hände theilten als Ruder die Flut. —

Und wie es so näher und näher schwamm,
Da sangen die Wasser gar wundersam:
„Die Welle bricht klagend an der Klippe Erz,
An dir, Treuloser, des Mädchens Herz!“

Gefecht zwischen Zaremba und Branicki bei Widawa.

(Zweiter Auszug aus den in Nr. 1 von „Ost und West“ erwähnten polnischen Memoiren.)

(Beschluß.)

Denselben Tag stieß ein Fähnlein königlicher Uhlanen, welches, da es aus einem entfernten Quartiere kam, sich verspätet hatte, und jetzt den andern nachzog, auf die sierabische Division unter dem Rottenmeister Kasimir Grodzicki, Zaremba's Schwager. Da die Uhlanen von dem Waffenstillstande nichts wußten, so warfen sie sich auf die Sieradier und zerstreuten sie, bei welchem unvorgesehenen Gefechte Grodzicki, von einer Kugel in den Kopf getroffen, auf dem Platze blieb. Die Sieradier zogen sich nach Verlust ihres Anführers auf Zaremba's Hauptquartier zurück, und die königlichen Mannen, die, durch die gefangenen Conföderirten von dem Waffenstillstand unterrichtet, ihren Irrthum einsahen, ließen von der Verfolgung ab, und zogen langsam in Branicki's Lager.

Da kam dem Zaremba Kunde von dem Vorfall und dem Tode des Rottenmeisters Grodzicki. Wie aufgescheucht sprang er vom Lager, und rief, die Hände gen Himmel erhebend: „Gott! Dich nehme ich zum Zeugen, daß nicht ich mein Cavalierwort gebrochen.“ Nach diesem kurzen Gebete — ein längeres wäre wider seine Gewohnheit gewesen — ließ er, ohne sich erst nach den Details des Vorfalls zu erkundigen, zum Aufbruche blasen, und in weniger als einer Stunde standen seine Haufen in Schlachtordnung. Wie dies Branicki's Partei sah, brach auch sie auf, doch da dies ohne Befehl des Feldherrn geschehn, so wußte man nicht, in welcher Ordnung man sich stellen sollte. Branicki, vom Weine überwältigt, wollte anfangs nicht glauben, daß Zaremba sich zum Gefecht bereite. Als indessen einer nach dem andern kam und ihn benachrichtigte, daß Zaremba bereits einhaue, ließ er sich endlich sein Pferd vorführen und kam gerade zu der Zeit am Schlachtfelde an, als Zaremba's Husaren unter Anführung des Rottenmeisters Dembski die litthauischen Dragoner auf die königlichen Uhlanen zurückwarfen, welche, so wie die leichte Kavallerie des Generals Byszewski, von dem Regimente Mazowiecki und dem Obersten Morawski in die Flanke genommen wurden. Von der dritten Seite drang Zaremba selbst mit den Sieradiern auf sie ein. So von drei Seiten zugleich angegriffen wurden die Königlichen hart gedrängt. Branicki ritt zwischen den Seinigen herum, und versuchte einige Ordnung in ihre Stellung zu bringen; da dies jedoch wegen des unaufhaltsamen Angriffes der Conföderirten nicht möglich war,

mußte auch er seinen fliehenden Haufen sich beigesellen, und wäre auf der Flucht bei einem Haare erschlagen oder gefangen worden, hätte ihn ein Irrthum nicht gerettet. Ein Conföderat, der einen königlichen Uhlanen getödtet, zog seine Kurtka an und bestieg sein Pferd. Als er des fliehenden Branicki ansichtig wurde, verfolgte er ihn mit geschwungenem Säbel. Ein anderer Conföderat, der ihn für einen flüchtigen Mannen des Branicki hielt, sprang herzu und versetzte ihm einen Hieb in die Hand, und hielt ihn so vom Verfolgen ab. Während die Beiden, als sie sich erkannten, sich mit dem Verbinden der verwundeten Hand aufhielten, gewann Branicki Zeit, der drohenden Gefahr zu entgehen. Da er indessen andern Verfolgern nicht füglich entfliehen konnte, wandte er sein Pferd in einen Sumpf, ließ es dort stecken, und entkam zu Fuße, mit einem einzigen Begleiter, auf die andere Seite.

Auf dem Platze blieben königlicher Seits 250, gefangen wurden 91, darunter ein Kapitän von der litthauischen Garde, die Uebrigen wurden zerstreut. Von Seite der Conföderirten blieben 56. Die Gefangenen alle gab Zaremba unter die Obhut Morawski's, mit dem geheimen Befehle, sie auf dem Marsche zu kleinen Haufen bis auf den letzten Mann loszulassen, ohne ihnen auch nur die geringste Unbilde zuzufügen. — Da Zaremba von seinen Freunden und Spähern vernahm, daß die Russen von mehreren Seiten heranzögen, merkte er, daß Branicki den fünftägigen Waffenstillstand dazu benützen wollte, ihn von allen Seiten einzuschließen und entweder zur Uebergabe zu zwingen oder zu vernichten. Da er sich nicht stark genug däuchte, schickte er seine Abtheilungen nach verschiedenen Seiten hin; er selbst mit Frau und Kindern begab sich nach Byczyna in Schlesien, seinen alten Zufluchtsort.

Als die Russen nach Widawa kamen, fanden sie niemanden mehr, blos frische Spuren von Branicki's Niederlage. Der Oberste Drzewicz, Branicki's Todfeind, sprang bei der Nachricht davon vor Freuden in die Höhe, gab denselben Tag seinen Offizieren ein prächtiges Gastmal, und trank mit ihnen Zaremba's Gesundheit, wobei er den Branicki tüchtig auslachte.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun endlich auf die Unterschiede zwischen Groß- und Kleinrussen in Bezug auf ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche, und werden auch hier auf nicht weniger bestimmt ausgeprägte Gegensätze stoßen. Wir wollen hier insbesondere die Kleidung, die Wohnung, die Speisen, die Tänze u. s. w. der beiden Stämme einander gegenüberstellen, und wenn wir dabei auch nicht alle diese Gegenstände erschöpfen, so wollen wir doch so weit eingehen, als es nöthig ist, um die grossen Kontraste zu zeigen —

Was zunächst die Kleidung betrifft, so ist bei beiden Stämmen auch nicht ein einziges Stück zur Bedeckung irgend eines Gliedes des menschlichen Leibes bei Klein- und Großrussen auf gleiche Weise geformt und benannt.

Um die Verschiedenheiten übersichtlicher und die Gegensätze schlagender zu machen, stellen wir hier die Kleidungsstücke beider Stämme neben einander, und zwar zunächst die der Männer.

Großrussen.	Kleinrussen.
„Schapka", schwarzer Filzhut mit breitem Rande und niedrigem Cylinder. Er wird nur von den Bauern getragen. Die Bazar-Kaufleute tragen tuchene Mützen, und die Vornehmen „Schläpas," Hüte, wie wir. Uebrigens varirt die „Schapka" etwas in jedem Gouvernement, bleibt aber im Ganzen in den Hauptzügen überall dieselbe. Gewöhnlich wird sie mit Bändern verziert und hie und da mit Pfauenfedern, ist aber, obgleich zweckmäßiger, doch weit weniger kleidsam, als die kleinrussische Kopfbedeckung. — Für den Winter haben sie den „Kalpak," eine dicke mit Pelz verbrämte Tuchmütze.	„Kutschma", Cylinder-Mütze von schwarz- oder silbergrau-wolligem Schaffell. Sie ist beim Deckel oben gewöhnlich etwas breiter, und unten, wo sie auf dem Kopfe aufsitzt, enger. Die Kutschma ist sehr kleidsam und wird auch von den kleinen Edelleuten und Bürgern getragen, und selbst von den Vornehmen auf Reisen, in ihren Dörfern u. s. w. Eine kleine Veränderung an der Kutschma gibt die Tschabanka. Die tartarische Mütze, die der kleinrussischen sonst in allen Stücken gleicht, weicht nur darin ab, daß sie ein Cylinder von überall gleichem Durchmesser ist, und die persische darin, daß sie oben spitzer als unten ist. Sie tragen diese Schaffellmütze Sommer wie Winter.
„Rubaschka", Hemd. Sie tragen die Hemden über die Hosen, knöpfen sie nicht vorn, sondern, damit die Brust besser bedeckt bleibe, in einem Schlitz auf der Seite zu. Ihre Hemden sind meistens von rother geblümter oder anderer gefärbter Baumwolle. Im Sommer dient ihnen dies farbige Hemd, wie die belgische Blouse, als Hemd und Rock zugleich.	Sie tragen ein Hemd von grober Leinwand, tragen es wie wir unter den Hosen, knöpfen es wie wir in einem Schlitz auf der Mitte der Brust zu, und haben auch im Sommer noch immer etwas darüber gezogen.
„Partki", Hosen. Diese sind gewöhnlich weit, von buntem Zeuge. Man bekommt aber in der Regel wenig davon zu sehen, weil sie von unten bis zum Knie in der Fußbedeckung stecken, und von oben herab vom Kaftan und Hemde bedeckt werden. Hosenträger sind nicht im Gebrauch, und Hemd, Kaftan, und Hose werden von einem Gürtel, Strick, Shawl, ledernen Riemen zusammengehalten. Die 30,000,000 Großrussen knöpfen ihre Hosen ohne Ausnahme hinten zu.	„Schtanui" oder „Scharawari". Große, außerordentlich weite Hosen, in der Regel von grober weißer Leinwand. Sind ähnlich den türkischen Hosen. Doch bleiben diese weit bis unten hin, wo sie über dem Knöchel zusammengeschnürt werden, während die kleinrussischen nur bis unter dem Knie erstaunlich weit sind, und dann eng zugehn, um in die Stiefel zu passen. Die 12,000,000 Kleinrussen machen ohne Ausnahme ihre Hosen vorn zu. Welche bestimmte und schroffe Kontraste!
„Kaftan," Rock. Die Eigenthümlichkeiten des russischen Kaftans sind folgende. Er hat nicht den steifen unnützen Aufsatz unserer Männerröcke am Nacken, den sogenannten „Kragen", und läßt daher den Nacken blos und dem Kopfe vollkommen freie Bewegung. Er wird nicht auf der Mitte der Brust, wie unsere Röcke geöffnet und zugemacht, sondern die eine Klappe fällt über die Brust und darüber die zweite, die mit ein Paar Knöpfen zur Seite über dem Gürtel zugeknöpft wird, so daß auf diese Weise die Brust doppelt bedeckt wird. An Brust und Rücken schließt er sich sehr eng an und zeigt ihre schönen Verhältnisse. Ueber den Hüften wird er von einem Gürtel zusammengehalten, der bei den Wohlhabenderen ein bunter seidener Shawl ist, und von hier an fällt er in einer Menge reicher Falten herab. Er ist auf diese Weise eine eben so malerische als zweckmäßige Kleidung, die auf der Stelle von den meisten Völkern angenommen zu werden verdiente, wenn die Völker nicht so tief in ihren alten Gewohnheiten begraben wären, und mit etwas mehr Gelehrigkeit das Gute von einander annähmen. Gewöhnlich ist der Kaftan von blauem oder grünem Tuch, oder von einem dicken grauen Wollen-Gewebe, das auf den Kanten mit grünen Bändern besetzt ist. Der „Schuba", Schafspelz für den Winter, hat dieselbe Façon, wie der Kaftan. Der Pelz ist nach Innen gekehrt	„Swita" ist dasselbe, was bei den Großrussen der Kaftan, doch von etwas anderem Schnitt. — Die Bauern aber tragen gewöhnlich noch eine Art von Ueberrock über diese Swita, welcher „Kabinak" heißt. Oft tragen sie auch blos diesen Kabinak ohne die Swita. Dieser Ueberrock hat so ziemlich die Façon eines sogenannten Makintosh oder Paletot, das heißt, er hat fast gar keine Façon. Oben am Nacken ist ihm aber noch eine große Kapotte angenäht. Bei gutem Wetter hängt diese Kapotte müßig hinten herunter und wird als Tasche benützt. Bei schlechtem Wetter aber wird sie über Kopf und Mütze gezogen. Da sie sehr weit und oben eckig ist und nur für das Gesicht, zuweilen nur für die Nase und Augen sich eine Oeffnung darin befindet, so gibt sie dem Kleinrussen dann ein äußerst wildes und barbarisches Ansehen, das an die mit Ochsen- und Hirschfellen bedeckten alten Germanen erinnert. — Dieser Kabinak ist indeß nur bei den kleinrussischen Bauern, Hirten u. s. w. gebräuchlich. Die Bürger tragen ihn nie. Im Winter kleiden sich die Kleinrussen ebenfalls in Schafpelze, wie alle europäischen Völkerschaften im Osten der Germanen. Ihre Vornehmen aber tragen Wolfs-, Fuchs- und Bären-Pelze, wie bei den Großrussen, so daß sich also in dieser Jahreszeit dann das wahre Verhältniß dieser verschiedenen Volksklassen auch in der Kleidung deutlich kund gibt. —

und das schöngegerbte weiße Schafsleder nach Außen gekehrt, ohne allen weiteren Ueberzug. — Der Kaftan wird von den Bauern, Bürgern und geringeren Kaufleuten getragen. Bei den Kutschern der vornehmen Herrschaften macht er sich besonders schön. Früher wurde er auch von den russischen Kriegern und Vornehmen getragen, und es ist wohl kein Zweifel, daß sie sich darin bequemer bewegten, als in ihren jetzigen steifen und unpittoresken Uniformen. Wenn die Farbe der russischen Männerröcke gewöhnlich grau, grün und blau ist, so ist die der kleinrussischen meistens braun. Sie bestehen aus einem dicken braunen Wollengewebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Triest.

1. März 1840.

Draußen stürmt und heult die Bora, daß die Fenster klirren, und die Hände mir selbst in der Stube starren und steif werden. Dennoch drängt sich Jung und Alt jauchzend und jubelnd auf dem Corso, und mitten durch die dichte Menge ziehn die Wagen, und die Fashionables mit ihren blauen Confettidüten stehen harrend ihrer Schönen, um auf sie die Süßigkeiten zu schleudern, und die Dandies lauern bebend und fröstelnd mit ihren kostbaren Chatonillen, um ihren Angebeteten damit zu huldigen, und die Damen biegen sich weit heraus, daß nur der große Wurf recht gelinge; es kümmert Keinen und Keine, daß Staubwolken die Augen blenden, daß die Hüte von den Häuptern, die Tücher, die Boas, die Hüllen von Brust und Schultern fliegen; es fehlen nur noch zwei Tage zum Aschermittwoch, und da muß man geizen mit den Karnevalsfreuden, und wenn sie auch mit den größten Unbequemlichkeiten verknüpft sind. — Seit einigen Tagen befindet sich Herr Joh. Dietrich aus Grätz in unserer Mitte, ein Mann, der bald die Aufmerksamkeit Aller auf sich ziehen dürfte. Er ist nämlich der Erfinder eines einfachen Apparats, vermittelst dessen man ohne großen Zeitverlust und mit geringer Mühe das Meerwasser trinkbar zu machen im Stande ist. Die Versuche, welche er in Gegenwart einer eigends hier ernannten Kommission anstellte, sind zur größten Zufriedenheit ausgefallen. Das gewonnene Wasser ist kristallrein, geschmacklos, frei von jedem Kalk und salzartigen Bestandtheile, und eignet sich nicht minder zum Kochen als zum Waschen. Der Nutzen dieser Erfindung ist unschätzbar. Herr Dietrich will sie gegen eine angemessene Belohnung von Seite der europäischen und außereuropäischen Seestaaten gemeinnützig machen, und seine gerechten Ansprüche dürften wohl berücksichtigt werden. — Der neu errichtete Kunstverein zählt nun schon über 1100 Aktien. In der gestern abgehaltenen ersten Generalversammlung wurde beschlossen: ein Gemälde von einem berühmten Künstler anfertigen und es dann sogleich zu Gunsten der Theilnehmer lithographiren zu lassen. — In unserem Teatro grande gefällt der „Bravo" jeden Abend mehr, und ich habe daher meinem ersten Berichte nur noch einige Worte nachzuschicken: Poggi ist darin ausgezeichnet und des Beifalls vollkommen werth, der ihm in reichstem Maße gezollt wird. Die Damen Schoberlechner und Tavola, so wie der Basso Ferlotti leisten ihrerseits Verdienstliches. Dagegen hat der neue Tenor Caduri der Erwartung gar nicht entsprochen. Ein neues Ballet „Livia e Gianetto" ist so höchst läppisch und langweilig, daß es wohl bald, gleich seinen Vorgängern, durch ein anderes wird ersetzt werden müssen; ob durch ein besseres? ich zweifle.

J. Löwenthal.

Wiener Briefe.

März 1840.

10.

So eben habe ich die „Geschichte der neuern deutschen Kunst von Graf A. Raczinski" durchgelesen, welche in diesem Jahre in Berlin in Druck erschien, und die Kunstschulen von München, Stuttgart, Nürnberg, Augsburg, Karlsruhe, Prag und Wien behandelt. Das Werk ist prachtvoll ausgestattet, auf dem herrlichsten Papier, mit trefflichen Arabesken und superben Holzschnitten. Ich nahm es mit der freudigen Hoffnung in die Hand, endlich einmal eine gediegene, unparteiische und umfassende Abhandlung über das im Auslande so wenig bekannte und doch so häufig verkannte österreichische Kunststreben der neuesten Zeit zu Gesicht zu bekommen — mußte aber leider das Werk mit dem Gedanken: „Traun, mir gefiele das Buch, wären nicht Worte dabei" wieder weglegen. Ohne mich in nähere Besprechung der anderen von Graf Raczinski selbst verfaßten Artikel über die übrigen Kunstschulen einzulassen, bemerke ich blos, daß der Aufsatz über die artistischen Zustände Wiens und Prags aus der Feder eines anonymen Autors geflossen ist, der offenbar zur Partei derjenigen gehört, welche die ausschließend christliche Richtung der Kunst vertheidigen, und von diesem Gesichtspunkte aus unsre Künstler und Kunst etwas befangen, einseitig und nichts weniger als umfassend bespricht. Es wäre einmal an der Zeit, daß auch über unsre moderne Malerschule und ihr Wirken ein wahres und erschöpfendes Wort geschrieben würde, nachdem man über die ausländischen schon unzählige Broschüren und darunter recht exagerirte Apologien zu Markte gebracht hat. Man hat ohnehin im Allgemeinen von allen österreichischen Zuständen im Auslande eine zu niedrige oder ganz falsche Idee, weil wenig darüber geschrieben und gesprochen wird — während man in andern Ländern oft über einen geringfügigen Gegenstand, den man bei uns nicht der Beachtung werth fände, ellenlange Illustrationen publizirt. Und warum sollen wir zum Beispiel unsrer Malerschule, den fremden gegenüber, nicht verdiente Anerkennung zu verschaffen wünschen, da sie in letzter Zeit wirklich einen höhern Aufschwung genommen und sich nachgerade immer lebendiger zu entwickeln scheint? — Das wäre übertriebene Bescheidenheit! Daß hier noch manche falsche Kunstprinzipien zu beseitigen und viele Uebelstände aus dem Wege zu räumen sind, bis sich eine geistvolle Kunstansicht allgemeine Geltung verschafft und eine tadellose Technik allgemein Bahn gebrochen hat — das gebe ich gerne zu; dies wird aber auch bei allen Kunstschulen der Fall sein, welche, im ersten Aufstreben begriffen, noch zu keiner Abgeschlossenheit gelangt sind und dabei viel produziren. Dessenungeachtet kann von vielen Einzelnen viel Tüchtiges und Treffliches geleistet werden, was als fruchtbringender Same zu bald reifender größerer Saat Hoffnung gibt — wie es hier wirklich der Fall ist. Daß die Kunst auch im Publikum immer mehr Anklang findet, das beweist der von Jahr zu Jahr zahlreichere Besuch der Ausstellung und die bedeutende Zunahme der Mitglieder-Zahl des Kunstvereins, welche schon das Doppelte der des Münchner Kunstvereins beträgt, der doch noch einmal so lang existirt. In der Allgemeinen Zeitung waren im letzten Monate einige Briefe über die Malerei in Wien abgedruckt, welche mitunter recht viel Treffendes und Wahres enthielten, und jedenfalls das Gute für sich hatten, daß sie etwas zur Sprache brachten, wofür man sich immer mehr zu interessiren beginnt. — Ich will mich für jetzt jeder Bemerkung über unsre Kunstzustände enthalten, da ich es mir vorbehalte, Ihnen bei Gelegenheit der, Ende dieses Monats statt findenden Wiener Kunstausstellung einen weitläufigen Aufsatz hierüber mitzutheilen. Die heurige Exposition wird sehr interessant werden, indem unsre bessern Maler diesmal sehr viele und bedeutende Werke beitragen, und von dem Auslande bereits zahlreiche Gemälde eingesandt worden sein sollen. In den Ateliers von Danhauser, Schrotzberg, Amerling, Schwind, Ranftl, Gauermann ꝛc. stehn viele Bilder theils schon vollendet, theils der Vollendung nahe, welche wir in der Ausstellung sehen und besprechen werden. Besonders werden darunter von Danhauser „die Testamentseröffnung" und „Liszt unter seinen Pariser Freunden," von Schrotzberg „ein betendes Mädchen" und mehrere Portraits, von Schwind „Ritter Kurts Brautfahrt," von Ranftl ein Rocoсobild, von Gauermann eine Landschaft mit Thierstaffage ꝛc. die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen. In ein Paar Wochen Näheres darüber.

L. M.

Musik.

Der Todtentanz. Ballade von Goethe. Für eine Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt und gewidmet seinem Freunde Karl Strakaty, Sänger am königl. ständischen Theater, von W. H. Veit. 14. Werk. Prag bei J. Hoffmann. Preis 1 fl. C. M.

Eine ungemeine Regsamkeit gibt sich in neuester Zeit unter unsern Tonkünstlern kund. Während der allgemein geschätzte Meister Tomaschek, von dessen Kompositionen zu Schillers dramatischen und lyrischen Dichtungen nächstens mehre neue Lieferungen erscheinen werden, noch stets mit jugendlicher Kraft schafft und dichtet: wetteifern auch die jungen Musiker unter einander und fahren fort, uns mit den ernsten und heitern Gaben ihrer Muse bekannt zu machen. Wahrlich, ohne Ruhmredigkeit kann man behaupten, daß jetzt wenige Städte eine solche Anzahl wirklich talentvoller Komponisten aufweisen können, wie Prag, welches nun, nach einer ziemlich langen, unerquicklichen Ruhe, zu neuem, seines einstigen Ruhmes würdigen, musikalischen

Leben erwacht ist. Ein jedes, nach dem beliebten Schema der Theoretiker fest bestimmte Fach, von der heiligen, epischen und dramatischen, bis zur lyrischen, Volks- und Tanzmusik, findet seinen Repräsentanten. Namen, wie Tomaschek, Pitsch, Führer, Veit, Dessauer, Kittl, Kleinwächter, Titl, Skraup, Dreyschock, Goldschmidt, Hatern, Rittersberg u. A. haben theils einen wohlerprobten Klang, theils berechtigen sie zu den schönsten Hoffnungen. Herr Veit, der treffliche Quartetten- und Quintettenkomponist, hat sich in kurzer Zeit einen eben so allgemeinen und ehrenvollen, als wohlverdienten Ruf erworben. Selbst die vier Wunderbrüder aus Braunschweig ergriffen bei ihrer vorjährigen Anwesenheit in Prag schnell und mit kollegialischer Bereitwilligkeit die Gelegenheit, seine Quartettdichtungen durch ihre unvergleichliche Aufführung bekannt zu machen und errangen mit denselben überall die regste Theilnahme. — Wir begegnen nun Herrn Veit auf einem andern Felde; doch auch hier beweist die Form sowohl als die geistreiche Auffassung und die originelle Ideenverbindung nicht nur den gründlich gebildeten Musiker, sondern auch den berufenen Dichter. Die wohlgewählte Abwechslung des Unisono's mit dem zwei-, drei- und vielstimmigen Satze, die namentlich bei dem chromatischen und diatonischen Gange des Gesanges in den letztern Strophen angebrachte, interessante und eigenthümliche harmonische Haltung der Begleitung, werden gewiß den Beifall aller Unparteiischen erhalten. — Es gibt Viele, welche die schon oft gemachten Versuche der musikalischen Komposition, die Natur in ihrem hörbaren Drängen, Schaffen, Leben und Weben nachahmen zu wollen, als Sünde gegen die Reinheit der Tonkunst verpönen, und daher auch gewisse Bestrebungen selbst der größten Heroen, wie Haydn, Beethoven, Spohr, nur als geniale Verirrungen gelten lassen. Doch selbst Diese werden jene Stellen, bei welchen Hr. V., nach einmal getroffener Wahl, eine, der angegebenen einigermaßen ähnliche Richtung einschlagen mußte, mit dem regsten Interesse verfolgen, wenn sie diese Töne und Harmonien nicht als bloße Interpretation der nackten Worte hinnehmen, was gewiß auch nicht in der Absicht des Komponisten lag, dem es, da seine Dichtung auf wahren Kunstwerth Anspruch machen darf, nur um die Idee und die besondere Einwirkung gegebener äußerer Erscheinungen, nicht aber um die bloße Reproduktion dieser selbst zu thun war. Ja selbst, abgesehen von der dem jedesmaligen Gefühlsausdrucke des Gedichtes angepaßten musikalischen Ideenfolge, dürfte diese, blos als solche, von rein tonlichem und harmonischem Standpunkte aus betrachtet, der vollsten Aufmerksamkeit werth sein. Somit können wir Veits „Todtentanz" als eine wahre Zierde des Hoffmann'schen Verlagsregisters, das schon mehre treffliche Nummern aufzuweisen hat, bezeichnen, und wir wünschen daher der regsamen Verlagshandlung um so mehr einen günstigen Erfolg und reichlichen Absatz solcher Werke, da H. Hoffmann jetzt fast der einzige in unserer Hauptstadt ist, aus dessen Verlage, außer anderen musikalischen ephemeren Erscheinungen, auch Kompositionen von bleibendem Werthe hervorgehen. **U.**

Viertes Konzert des Pianisten Franz Liszt im Saale zum Platteis am 11. März.*)

Der gefeierte Künstler eröffnete dasselbe mit seiner Phantasie über Motive aus: „Sonnambula." Es ist dies eine echt Lisztsche Komposition, d. h. die allen Freunden Bellinischer Musik wohlbekannten Thema's dieser Oper sind maskirt durch Schwierigkeiten und Bravourstücke jeder Art, welche er endlich in die Melodie jenes vielbeliebten „mi abbraccia!" aus einander löst, um sie dann noch einmal zum brillanten Schlußeffekt zu vereinigen. Der Konzertgeber spielte das Stück mit unerreichter Virtuosität. — „Der todte Tänzer", Lied für eine Singstimme von Goldschmidt, ist unbedingt eines der werthvollsten Produkte, welche uns die neuere Zeit in diesem Genre der Musik gebracht. So oft ich noch das Lied vom „todten Tänzer" singen hörte — und ich kann es nicht genug hören — wurde ich tief ergriffen von dessen geisterhaften Klängen und von dem charakteristischen Akkompagnement mit dem immer wiederkehrenden, schauerlich-lustigen Rhythmus der Tanzmusik. Herr Goldschmidt versteht es in der That, den Heine zu lesen, und es wäre gut Ding Gedichte schreiben, wenn sie sich öfter solcher geistreicher Kommentatoren erfreuen dürften. — Der Vortrag des Hrn. Strakaty hatte übrigens gewiß noch mehr Wirkung erzielt, wenn er mit mehr Genauigkeit wäre begleitet worden. — In den Etuden von Chopin und Moscheles feierte die unglaubliche Technik des Hrn. Liszt einen abermaligen glänzenden Sieg. — Das Lied: „Klage nicht" von J. F. Kittl ward von Mad. Podhorsky mit jenem innigen Ausdrucke der Empfindung gesungen, der nächst der menschlichen Stimme höchstens der Violine noch zu Gebote steht. — Ungarische Melodien nach Schubert und neapolitanische Tarantella, in Liszt's eigenthümlichem frappanten Style gesetzt, und eben so von dem großen Künstler mit hoher Meisterschaft vorgetragen, erregten eine solche Sensation, daß sich derselbe mit gewohnter Gefälligkeit noch einmal an das Pianoforte setzte und seine galope chromatique spielte — ein Tonstück, worin man Liszt's ungeheuerste Fertigkeit im rapidesten Tempo anzustaunen förmlich gezwungen ist, und das bisher wohl für jeden andern Pianisten ein ungelöstes Räthsel blieb.

So endigte sich das vierte und letzte Konzert des H. Liszt im Saale zum Platteis, dessen Räume das Publikum kaum zu fassen vermochten, welches mit warmer, freudiger Empfänglichkeit zur Bewunderung des großen Virtuosen herbeigeeilt war. **ud. u.**

*) Das zweite Konzert im Platteis fand am 6. Statt, das dritte am 9. März; am 7. hatte Liszt zum Besten der Elisabethinerinnen und des Institutes für erwachsene Blinde im Theater gespielt. Am 12. gab Liszt sein Abschiedskonzert im Theater.

Notizen.

(Karneval in Prag.) Am Faschingsdienstag als dem 3. März fand im Theatergebäude die gewöhnliche Redoute statt, welche sich auch dieses Jahr eines außerordentlichen Zuspruchs zu erfreuen hatte — um so mehr, da sie in dieser ganzen geräuschvollen Saison die einzige war. Der Masken waren so ziemlich viele und da gab es denn so manches lustige qui pro quo: man wollte diesen und diese hinter irgend einem grünen Kalender oder schwarzen Domino entdeckt haben, während dieselben vielleicht die beaux restes des Faschings fern vom Maskenballe in einem traulichen Privatcercle oder in ihren Betten verbrachten. Unter den Masken gab es übrigens — und es soll dies nicht allzuoft vorkommen — so manche, welche durch Gewandtheit, Witz, Sprachfertigkeiten — kurz dasjenige, was zu einem Maskengenie erfordert wird, allgemeineres Interesse erregten. **ud. u.**

(Alexander Dreyschock.) Als dieser Virtuose noch in Berlin war, hatte er auf Ersuchen der „philharmonischen Gesellschaft" versprochen, in einem ihrer Konzerte zu spielen. Ehe er sein Spiel begann, trat Spontini in den Saal. Da stand Dreyschock von dem angegebenen Stücke ab und äußerte den Wunsch, über ein von Spontini gegebenes Thema zu phantasiren — welchen Entschluß das Publikum mit einem Beifallssturm aufnahm. Dreyschock erhielt ein Thema von Spontini, und improvisirte so glücklich daß nicht nur der Beifall kein Ende zu nehmen schien, sondern auch Spontini auf ihn zukam, ihm vor dem gesammten Publikum die Hand reichte und aufs herzlichste seine Freude und Anerkennung bezeigte. Daß das Publikum hierauf noch mehr lärmte, kann man sich vorstellen. Diesem Vorfall hatte Dreyschock sein Diplom als Ehrenmitglied jenes Vereins zu danken. — Hier erwähnen wir auch, daß der Soller'sche Musikverein in Erfurt dem jugendlichen Virtuosen das Diplom als Ehrenmitglied nach Danzig nachgeschickt hat. ******

(Fürst Pückler.) Die Leipz. allg. Ztg. weiß aus zuverlässiger Quelle, daß die verstorbene Lady Esther Stanhope dem Fürsten Pückler-Muskau ein großes Vermächtniß von außerordentlichen Kunstschätzen, Alterthümern und Merkwürdigkeiten in ihrem Testamente ausgesetzt hat.

(Bildende Kunst.) Der König von Dänemark hat Thorwaldson beauftragt, ein Modell zu einer Statue Christians IV. zu verfertigen, welche nachher, in Bronze gegossen, in der Kapelle der Roeskilder Domkirche aufgestellt werden soll. — Burgschmid in Nürnberg hat in dem Guß der Dürerstatue ein Meisterwerk geliefert. Alle Wärme und Freiheit des Modells ist erhalten und ein Eiseliren nicht nothwendig. — König Ludwig läßt das kolossale Bildniß Jean Pauls für die Walhalla in Marmor ausführen. Das sehr gelungene Modell dazu hat der Bildhauer Schöpf gefertigt.

(Eine Athletin.) Eine Schülerin des Karl Rappo, mit dem poetischen Namen: Mad. Seraphine Luftmann, legte vor Kurzem in Brünn Proben ihrer erstaunlichen Körperstärke ab. Unter anderm hob sie mit den Zähnen frei einen schweren Tisch empor, worauf 4 Zentner lasteten. Sie ist schön gebaut und ohne athletische Formen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 23. Mittwoch den 18. März. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Dr. Karl Amerling.

Es liegt in der Aufgabe des guten Journalismus, daß er Männer von Bedeutung in Wissenschaft und Leben in den Vordergrund der Tagesgeschichte stelle und mit Gestalten der Achtung umgebe, daß er das bloße Ereigniß dem Gedanken, der sie belebt, tief unterordne, daß er den Ideen, die sie tragen, Macht und Herrschaft sichere. Nach dem Vorgange des neuen historischen Systems, das den idealen Gehalt, den Geist der Geschichte aus seinem Materiale emporhebt, wird es gerathener sein, auch in der Geschichte des Individuums vorzüglich dem Gedanken und seinen Entwickelungsmomenten zu folgen und das todte Zufällige, das Register der Aeußerlichkeiten nur nebenher zu beachten.

Ich gestehe gern, daß ich mich befangen fühle, wenn ich, diesen Ansichten zu genügen, das geistige Leben eines Mannes aufzufassen suche, der mit wunderbarer Elasticität den Kreis desselben tagtäglich weiter dehnt und immer neue Schätze zeigt; eines Mannes, in dessen Geist ich mich gern versenke und mich heimisch fühle, wie die Quelle in dem Strome der sie zum Weltmeer trägt. Amerling, einer der gelehrtesten Männer Prags, genial, thatkräftig, jung und mit dem Muthe der Jugend, ein Slawe voll Glauben an die Macht der Bildung, welche die Herzen der edlen Männer des Aufgangs bewegt, vereint die Eigenschaften, die den Charakter bilden; mit Energie das klare Bewußtsein des Zieles, Festigkeit und Ausdauer; mit Tiefsinn ein reiches Wissen, das der Patriotismus befruchtet. Ihr fühlt den Zauber und das Uebergewicht einer Persönlichkeit, welche die Zukunft hoch stellen soll, wenn Amerling's feurige Rede die Berge Eurer Gedankenwelt, die Ihr mit Jahren und mit Stolz aufsteigen sahet, plötzlich mit Blitzeskraft zersprengt und ebnet; wenn Eure Gedankengliederungen, die Ihr mühsam zusammengekettet und durch Gewohnheit fest gelöthet glaubt, nun erglühen und zerfallen, und Ihr Mühe habt, die einzelnen Theile zu finden; aber dennoch horcht Eure Seele den sinnvollen Worten und hängt an dem glänzenden Auge, aus dem der Enthusiasmus des reinen Herzens strahlt. — Amerling hat sich in der čechischen Literatur schnell eine beherrschende Stellung erkämpft; angezogen von der Größe der Natur, war die Forschung in ihrem Reiche seine Aufgabe, und obwohl vielseitig und encyklopädisch gebildet, blieb die Naturwissenschaft immer der Ausgangspunkt seines Strebens. Ihr weites Gebiet hat sein beweglicher Geist mit heiligem Ernste durchspäht; er hat den Organismus des Lebens, wie ihn die Psyche bildet, wie ihn der Krystall zur Gestaltung treibt, wie ihn das dunkle Reich des unwägbaren Stoffes umfließt, zu begreifen, in Theile zu zerlegen und dessen Gesetze zu erkennen gesucht. Da ihm die Natur ein harmonisches Ganze erschien, konnte ihm kein Glied, keine Auffassung derselben unwichtig und ohne Anregung bleiben; heute war es Cuvier, mit dem er die Verwandtschaften, Abstufungen und Uebergänge der animalen Wesen sonderte; dann blickte er mit Howard zu dem Fluge der Wolken und klassifizirte sie; wieder tastete er mit Gall auf den phrenologischen Formationen des Schädels und den verknöcherten Wellen, welche der Sturm der Leidenschaft aufwogt. Mit scharfem Blicke belauschte er die Anfänge des Naturlebens und entwickelte so mit siegender Bestimmtheit den Krystallen-Bau in der Pflanze, und sein Hinüberreichen in das Wesen des Thieres.*)

Einen Mann, wie Amerling, ideenreich und mit eisernem Willen, mußte der volle Gedankenstrom auf den Ozean tragen, wo die Natürlichkeit mit ihren Gebilden und Gesetzen in den tiefen, ewigen Gewässern der Ideen untergeht, oder vielmehr mit diesen Eins wird. Wir sehen ihn diesen beschiffen; mit straffen Muskeln lenkt er den Kahn, unermüdet aufzudecken beschäftigt in den wundervollen, unendlichen Formbewegungen dieser Welt das Wahre im Begriffe und in der schönen Erscheinung. Aber statt vom festen geognostischen Boden, den ihm die Naturforschung gab, kühn nach dem philosophischen Gedanken zu greifen und ihn zum innersten Wesen seines Geisteslebens zu umstalten, borgt er seinen Schimmer, und begnügt sich, die stoffliche Wechselwirkung zu beleuchten; statt den göttlichen Sonnenfunken die Masse befruchten zu lassen, soll dieser ihm die dienende Studierlampe sein. Fürchtet er etwa Prometheus That und die fressenden Geier? — Amerling kennt die Systeme, welche der Gedanke zu seiner Verherrlichung aufgebaut, und hat sich selbst in dem gewaltigen Denkgebäude des größten deutschen Meisters umgesehen; er kennt die Kärrner, die nach dem König kommen und mit einigen Tausend Thalern jährlich den Kölner Dom zu vollenden glauben; er kennt sie bis auf Cziesczkowski, den er bekämpft. Seine Kenntnisse hier sind jedoch blos pragmatisch; er theilt die Scheu seiner Umgebung vor einer historisch-individuellen Durchbildung der Ideen, vor einem Durchbruch aus dem bloßen moralischen und religiösen Bewußtsein zum sittlichen Weltbewußtsein. Daher bei Amerling im praktischen Leben und bei der edelsten Bildung die oft schroffe, harte Verdammung der Schwäche; daher auch bei seinen schriftstellerischen Arbeiten der Mangel einer plastischen Darstellung, welcher den größern Einfluß hemmt. Niemand aber wäre mehr die schöne, tief poetische Sprache eines Pöppig, oder die Schärfe des Styls des Verfassers der Pentarchie zu gönnen, als ihm. Indessen hat man anzuerkennen, welche Massen er durchzuarbeiten hatte, und dahin zähle ich wohl nicht mit Unrecht die britische, rohe, materielle Naturanschauung, besonders in ihren Tendenz-Werken, jene Bornirtheit, welche auf die Flosse des Ichthyosaurus die Genesis stützt.

Seinem innersten Geistestriebe folgend, würde Amerling in Deutschland die Kreise jener ehrenwerthen Männer zieren, die mit stolzem Enthusiasmus die Naturwissenschaft bebauen; mit Leopold von Buch würde er auf den Höhen der Piks seine Theorien prüfen; mit Ehrenberg die Welt des Mikroskops ordnen; mit Oken, dessen Geistesrichtung er inniger befreundet würde, organisirend die Wissenschaft erweitern; in Kurzem würde der Ruf den geachteten Lehrer, das thätige Glied einer Akademie, den Präsidenten einer Sektion der Naturforscher-Gesellschaft rühmend nennen. Habe ich

*) Česká wčela. 1839, 60.

aber Unrecht, wenn ich behaupte, daß eine größere Zuströmung des germanischen Blutes ihn befähigen müßte, neben Steffens zu stehen, diesem norwegischen, vom Feuer des Glaubens gehobenen Urgebirge, dessen wundervolles Leben zeitweise Nebel verhüllen? — Amerling, der Slawe, welcher die Sonderung der Wissenschaft vom Leben nicht kennt, hatte aber dieses und die Stellung seines Bruders in der Gesellschaft wohl zu begreifen. Indem er dies gethan und dem Egoismus der Wissenschaft entsagt, hat er zugleich durch die Art, wie er seine Kräfte zu einem hohen Ziele gestählt, unsere Bewunderung, unsere Liebe erworben. Ihm ist der Mensch und die Gesellschaft die Blume der Schöpfung, welche, tief wurzelnd in der rohen Natur, welk, farblos, eine einsam verdorrende Pflanze der Wüste bleibt, wenn nicht der Th u der Geschichte auf sie fällt und die tausendjährige Erfahrung der Wissenschaft sie bewegt. Und während kühnere Geister sie vom alten, gesellschaftlichen Boden gewaltsam abreißen und in einen frischen, mit ihrem Marke und ihrem Blute gedüngten Humus versetzen wollen, pocht er auf seine Naturkenntniß und glaubt in seinem Geiste und dem Princive, dem er huldigt, hinlängliche Stärke zu finden, um sie in einer erhaltenden, ruhigen Atmosphäre zu größerer, in sich gekräftigter Entwickelung zu treiben. Mag die Selbstsucht der industriellen und der hochgebildeten Genuß-Menschen spöttisch lächeln über solche aberwitzige, übermüthige Dinge, sie muß sich dennoch beugen vor dem Uebergewicht eines Mannes, der die Mühen des Tages und die Ruhe der Nacht ideellen Zwecken opfert, dessen Geist, elastisch und kräftig wie die Fasern des Löwen, sich in sich zurückdrängt, um desto schärfer jeden Gedanken, jede Thatsache, die Erfolg verspricht, zu erfassen; dessen Seele für die ewigen Heiligthümer der Menschheit mit einer Glut entbrannt, daß jede Gefühlsnerve in ihm gleichsam Genie wird. — Amerling hatte dem slawischen Gewerbsmann, dem Proletarier und seinem Kinde, Herz und Geist zugewendet. In der Bewahrschule am Hradek, wie später in der Sonntagsschule konnte er die Macht seiner positiven Kenntnisse erproben; er mußte sich bewußt werden, daß er mehr als jeder Andere dazu beitragen könne, den niedern, außer der Bewegung der Geschichte gestellten Cechen mit den Zeitforderungen an dessen moralische und physische Kraft mehr in Einklang zu setzen. Durch Vortrag und Schrift regte er demnach die Elemente der Volksbildung an.*) Aus solchen Bemühungen, aus seinem reichen Gemüthe und den ausgedehnten Studien über den Menschen und die Mittel zu seiner Vervollkommnung bildete sich in ihm ein großartiges System der Erziehung, das vorzugsweise den Slawen mit warmer Liebe beachtet. Wie schon früher bei der Naturforschung, begegnete er auch jetzt dem großen Gedanken jenes Mährers, dessen Grab die Meereswelle der Nordsee bespült, vielleicht nur, um ihm den Sieg seines Strebens auf der fernen Atlantis oder in den feurigen Worten Broughams zu verkünden; ich meine Komenský, nicht den größten Mann, doch das größte Herz seines Jahrhunderts. Komenský's geniale, das Erziehungswesen seiner Zeit umwälzende Ideen überträgt Amerling, geläutert durch die Erfahru g und den Fortschritt zweier Jahrhunderte, auf den Boden unserer Zeit; auf sie stellt er die Tragsäulen eines Gebäudes, das im Glanze der Humanität erstehen soll, dessen Vollendung aber kaum Einem großherzigen Jahrhundert gelingen könnte. Er selbst aber mißt indessen unverdrossen die Räume, wo die Saat seiner Gedanken aufgehen soll; er gräbt, führt Grundmauern auf; gönnen wir ihm, wenn in seiner Phantasie sich das Werk in voller Pracht abspiegelt: die lichten, hohen Säle mit den lebenvollen Schöpfungen der Farbe, in der Nische die edlen Gestalten aus Marmor; die weiten Gemächer mit den zahllosen, in Abstufungen gruppirten Erzeugnissen der gewerbfleißigen Menschenhand und der verständig geleiteten Maschine, neben dem einfachen Produkte des Gewerbsmannes jenes glanzvolle der hohen Industrie; die Gänge mit den Erdbildungen der Jahrtausende und darauf die Reste einer ausgestorbenen Welt, daneben das Urgestein, durchglüht vom edlen Erze und den weiten Zügen des vulkanischen Feuers; dann die schönen Ordnungen der Mineralien u. s. w.; und dies Alles wohl nach einfachen, instruktiven Systemen gereihet — vor dem Gebäude die Pflanzenwelt, und in ihrer Mitte die slawische Linde, das Symbol der menschlichen Milde; im hellen Becken den Fisch der Tropen, und an seinem Ufer die Thiere der einheimischen und der fremden Erde. Und durch diesen großen „Orbis pictus" führt er seinen Zögling, daß er die ganze Natur und die Menschenwelt kenne, und so gerüstet ins Leben trete.

Ich bin stolz darauf, diesen Mann zum Freunde zu haben, doch wünschte ich mir ihn zum Feinde. Dann, im würdigen Kampfe, würde der unendliche Drang nach geistiger That und Macht, der, ein Gespenst, an meinem Bette steht und die Traumwelt beherrscht, Befriedigung finden, und das zitternde Auge, das sehnsuchtsvoll blickt nach den Granitspitzen der Karpathen, die meine Heimat umkränzen, ob die slawische Sonne ruhmvoll aufgehe, würde erfrischt durch die schönen, männlichen Thaten der Schlacht. Uns fehlt eine feste, abgegrenzte, empirische Existenz, die wir zu bekämpfen hätten. Und Amerling wird groß, wenn er den Gegner findet.

Brünn 1840. J. Oheral.

*) Sein neuestes populäres Werk: Promyslný posel (Gewerbsbote.)

Aus Warschau.

Vierteljahrbericht.

März 1840.

Es gehörten andere Werkzeuge dazu als Dinte und Feder, um ihnen diesmal Alles würdig zu berichten, was sich in unserer Polenstadt zugetragen, da der ganze Zeitraum nur als ein ununterbrochener Fasching, eine immerwährende Camachohochzeit vorbei geflossen, da Fest an Fest, Ball an Ball sich drängte, und zuletzt die Freude selber so farblos und matt geworden, daß Jung und Alt hier der Fastenzeit als einer Zeit der Erholung und Zerstreuung von der Zerstreuung entgegengesehen. Den Reigen aller Feste eröffnete der große Ball, den Se. Durchlaucht der Fürst von Warschau der Stadt gab, ein Ball, auf welchem im buntesten Gedränge alle Stände versammelt waren, Leute aus allen Klassen sich freundlich berührten, Künstler, Gelehrte, der hohe Adel, das ganze Ballet, und Frau Tourniaire, die berühmte Kunstreiterin erschien; wo anspruchlose Domino's und prächtige Charaktermasken neben einander herwogten, wo Weine aller Art in Bronnen sprangen, und allein an tausend Pfund süßer Naschwaaren verbraucht wurden. Nach solchem Feste konnte der Eindruck der anderen Ergötzlichkeiten nur mittelmäßig sein, konnte keine Steigerung mehr Statt finden, wie auch die verschiedenen hohen Familien, die Casino's, sich zu überbieten suchten, wie häufig die Maskeraden der Theater besucht wurden, welche letztere immer mehre tausend Besucher zählten, und sogar einer Sage gemäß, die entweder irgend einem Spaßvogel oder dem Aberglauben eines Lohnkutschers ihren Ursprung verdankt, die Verstorbenen aus ihrer Todtenruhe lockten; wie denn ein Kutscher erzählte: daß er am Kirchhofe einen weißen Domino aufgenommen, welchen er vor dem ersten Glockenschlage wieder aus dem Theater auf den Kirchhof gebracht habe. Einen Begriff des lustigen Lebens mag noch folgende Wette gewähren, die zwischen zwei Herren, deren einer ein Russe, der andere ein Pole war, sich auf einem der Maskenfeste entspann, und die Fertigkeit im Punschtrinken darthun sollte, bei welcher Gelegenheit denn beide Wettkämpfer hundert und ein Glas Punsch zu sich nahmen, in Freundschaft den Kampf beendigten, und was das seltenste dabei ist, sich noch bis heute wohlauf befinden.

Die Theater gaben die ganze Faschingszeit über mehrentheils Stücke, wie sie die Zeit erheischte, also meistens französische oder einheimische Vaudevillewaare, von der es zu reden nicht lohnt. Als Ausnahme verdient das französische Lustspiel „Der Vater der Debütantin" hervorgehoben zu werden, welches hier wie überall gefiel, obschon es den hiesigen Lokalitäten angepaßt war, welche sich doch keineswegs den pariser anschmiegen und vergleichen lassen, und die so den meisten Witz, die schlagendsten Ironien in Nichts aufgehen ließen; ein anderes Drama „Rita die Spanierin" nach dem Sue'schen Roman Coat-ven bearbeitet, und in jeder Hinsicht mißlungen, ja erbärmlich, gewann durch das meisterhafte Spiel der Frau Halpert so viel Theilnahme und Beifall, daß es jetzt noch bei den häufigsten Wiederholungen immer ein volles und stürmischbewegtes Haus macht. Wie groß müßte der Erfolg erst sein, wenn jene Künstlerin einmal eine Rolle, die ihrer würdig, überkäme, wenn sie als Lady Macbeth, oder Elisabeth (Maria Stuart) aufträte; doch sind leider diese Dramen noch nicht, oder nur schlecht ins Polnische übersetzt, während die moskauer Bühne

fleißig Vorstellungen nach Shakespeare und Schiller gibt, und sich gelungene Uebertragungen dieser Meisterwerke verschafft hat. Von Berlin ist uns statt der Tragödie und des Lustspieles diesmal eine andere Kunstgabe gekommen: das Ballet „Die Hochzeit Camachos", das mit allem möglichen Glanz in Szene gesetzt wurde, sich eines reichen, lachenden Andranges erfreut, und lange erfreuen wird. In dem Singspiele ist Auber's „ehernes Roß" noch das neueste, doch ein Kind mit Zügen des Greisenthumes, dagegen der wieder hervorgesuchte Aeschling (la Cenerentola) Rossini's durch den meisterhaften Gesang des Fräuleins Josefa Turowska, immer jugendlich frisch und lebendig. Alle Musikfreunde sehn jetzt mit gespannter Erwartung der Bellini-schen Nachtwandlerin entgegen, und wollen sich mit eignen Augen und Ohren über den Werth oder Unwerth des Werkes entscheiden, das bisher so viel widerstreitende Meinung rege gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Noch ein paar Worte über Liszt.

Es ist wohl schon an die sechzehn Jahre: da trat ein blonder, schlanker Knabe mit blassem aber sprechendem Antlitz vor das erwartungsvolle Publikum der Wiener hin und erntete die wohlverdiente Bewunderung einer, weit über sein Alter gehenden Technik und außerordentlichen musikalischen Reife — und dieser Knabe hieß Franz Liszt. Aus dem interessanten Knaben ist indeß ein hochherziger Mann, aus dem hoffnungsvollen Kunstjünger ist ein vollendeter Künstler geworden, der, als die Kunde von dem Unglück, welches über seine ungarischen Landsleute vor drei Jahren hereinbrach, zu ihm nach Paris gedrungen war, sich alsogleich aufraffte, um nach dem menschenfreundlichen Wien zu eilen und dort mit einer wahrhaft seltenen Selbstverläugnung Konzerte zum Vortheil der hartbedrängten Pesther zu veranstalten. Liszt war bis dahin in der Kaiserstadt weniger bekannt, als man hätte denken mögen, da doch die Feuilletons unserer überrheinischen Nachbarn voll seines Lobes standen und die geistreichste Frau und Schriftstellerin des heutigen Frankreichs die Glorie des großen Künstlers mit ungeheuchelter Emphase feierte. Er hatte aber kaum seine erste Akademie gegeben, so flammte auch schon der Enthusiasmus der durch Musik leicht erregbaren Wiener zur hellen Lohe auf; jedes Konzert brachte dem allgewaltigen Heroen des Pianoforte neue Lorbeern, neue Triumphe ein, er war der Mann des Tages, der Löwe der Mode geworden, und von Journal zu Journal hallte durch ganz Deutschland fort das begeisterte Feldgeschrei: Liszt für immer! —

Was Wunder also, daß die Bewohner Prags — des durch seine Liebe für Tonkunst und sein Urtheil in musikalischen Dingen mit Recht historischen Prags — die Ankunft des genialen Virtuosen mit freudigster Spannung begrüßten? was Wunder, daß die Billets zu Liszt's Konzerten im Saale zum Platteis schon lange vorher vergriffen waren? was Wunder, daß der Zulauf zu der Akademie, die er mit dem ihn so schön bezeichnenden edlen Wohlthätigkeitssinne zum Besten der Elisabethinerinnen und der Klar'schen Anstalt für erwachsene Blinde (7. März) gab, ein bisher in Prag wörtlich beispielloser war?

> Da konnte man denn wohl die Menge sehen,
> Wie sich der Strom nach dem Theater drängt
> Und mit gewaltig wiederholten Wehen
> Sich durch die Gnadenpforte zwängt,
> Bei hellem Tage, schon vor Elfen,
> Mit Stößen sich bis in den Saal hinficht,
> Und wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren
> Sich um ein Plätzchen fast die Hälse bricht.

Montesquieu und mit ihm die französische Akademie machen die Affektion der Sinnlichkeit zum Prinzip der Kunst; — eine vaterländische Kunstschule modifizirt diesen Grundsatz und sucht die Bedingung der Kunst in der Erregung des Vergnügens; — Hegel und Schelling endlich definiren sie als die Darstellung des Unendlichen im Endlichen; und man braucht wohl eben nicht exklusiver Anhänger der Systeme der beiden deutschen Denker im Uebrigen zu sein, um doch den höheren und edleren Gesichtspunkt, aus welchem sie diese Sache betrachten, für den richtigen zu erkennen. Es sollte mich nicht gewundert haben, wenn Liszt, dessen musikalische Entwickelung unter französischem Einfluße vor sich ging, den Weg Montesquieu's und der academie française betreten hätte. — Doch sein kräftiger Genius emanzipirte sich von dem verhaßten Schulzwange und behauptet nunmehr eine ungebundene Selbstständigkeit. Liszt ist Künstler von Geist par excellence; er versteht seine Zeit, bewegt sich in und mit derselben.

> „Ihm ist bekannt, was wir bedürfen.
> Wir wollen stark Getränke schlürfen." —

Und dieses Getränke, wonach es die Generation unserer Tage in allen Zweigen der Kunst und schönen Literatur so gar sehr gelüstet, ist — der Effekt. Wer wie Liszt wäre aber der Mann, einer solchen Anforderung zu genügen? — „Arma virumque cano." — Wenn ich jedoch sage „Effekt," so verstehe ich darunter ja nicht etwa blos die Sinnenfälligkeit im Geiste der pariser Akademie; ich meine jene gewaltige Magie im Spiele Liszt's, welche den frappirten Zuhörer durch alle Phasen des Staunens, der Ueberraschung, des Schauders und der Erschütterung hindurch leitet. Liszt ist eine Art musikalischer Hoffmann: es manifestirt sich in seinen Leistungen eine gewisse mährchenhafte Wunderlichkeit und dabei wieder eine fast dämonische Keckheit und Kraft, so daß man von ihm mit weit mehr Recht, als wenn Mundt die Taglioni „Göthe" tanzen läßt, sagen könnte, er spiele „Byron." Die Schwierigkeiten der Fingersetzung u. s. w. scheinen für ihn nur da zu sein, um ihrer zu spotten, und fast sollte man glauben, das Wort „Unmöglichkeit" sei aus seinem Lexikon musikalischer Technik ausgestrichen. Oft wenn seine kunstfertigen Hände über die Tasten gleiten, wähnt man die brausenden Töne einer Orgel zu hören. —

So Liszt und der Eindruck seines Spieles, wie es wenigstens mir erschien. Der große Meister entlehnt von jedem der obengenannten Kunstprinzipien, aber ganz und eigentlich gehört er einem bestimmten derselben eben so wenig an, als er die Regeln und Grundsätze der strengen Klavierschule ängstlich beobachtet. Warum sollte sich auch der als ausübender Tonkünstler in seiner Art erste jetzt lebende Pianist der Welt nicht über die Normen des Herkömmlichen erheben dürfen?

Eben so können auch seine Kompositionen unmöglich mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden. Es ist wahr: man wirft ihnen mit Recht vor, sie seien ein Babel von gesuchten Schwierigkeiten, barocker musikalischer Gymnastik und akrobatisch-akustischen Kunststücken; man vermisse an ihnen jene Jean Paul'sche Zartheit und Gefühlswärme, welche die Tondichtungen eines Chopin und Henselt charakterisirt — allein ich möchte sie einem stolzen, unbändigen Rosse vergleichen, das keinen Andern auf sich duldet, als seinen Meister und Herrn, und dessen ganze trotzige Wildheit nur dazu dient, die volle Kraft und Bravour des Reiters um so besser zu beurkunden. Einen tieferen, reellen Gehalt wird man in Liszt's Tondichtungen freilich vergebens suchen:

> „In bunten Bildern wenig Klarheit,
> Viel — — und ein Fünkchen Wahrheit." —

Ich bin selbst einer von Denen, welche „Lieder ohne Worte" nicht gut leiden mögen, es sei denn, daß ihnen gleich anfänglich kein Text unterlegt wäre, und sie also schon von Vorne herein in der Phantasie des Tonsetzers ihren alleinigen Ursprung hätten, wie die Mendelssohn's: denn im anderen Falle ermangeln sie nothwendig jener abgeschlossenen Selbstständigkeit und organischen Ganzheit, ohne die keine Kunstgröße gedacht werden kann. In der Musik kann nur der lyrische Gesammtcharakter eines Gedichtes reproduzirt, die scharf bestimmten Umrisse aber und die nähere Auszeichnung müssen jederzeit dem Text überlassen bleiben; die musica für sich allein wird sich zwar zur Klarheit der Idee erheben können, aber als eigentlicher Dragoman dieselbe nach ihren Beziehungen dem Zuhörer zu verdeutlichen, wie es eben das Erforderniß des Liedes ist, vermag sie nicht: dazu gehören Worte, und wo daher die Worte fehlen, fehlt diese nähere Bezeichnung — und ein „Lied ohne Worte" hört auf ein Lied zu sein. — Doch alle dergleichen Meditationen und Raisonnements, ausgesponnen in der prosaischen Nüchternheit der Studirstube — sie schwinden dahin, sobald sich Liszt an das Pianoforte setzt, und mit der ihm eigenen hohen Gewalt der Grazie und des Ausdrucks reißt er Kritik und Publikum mit sich fort, und wenn er geendet, so vereinigen sich alle Stimmen im lauten Jubelchor zum Ruhme des genialen Künstlers.

Es sind kaum zwei Monate, seit ich Liszt in Wien im Konzert spirituel Beethoven's großartige Symphonie spielen hörte. Und dieses sein Spiel es war die herrlichste Apotheose des unsterblichen Shakespeare's der Töne, und er selber so ganz versunken in die inbrünstigste Andacht und Verehrung des großen Meisters. — Liszt's Spiel an diesem Abende war Liszt's größtes Werk! Da gab es keine Zuthat von Verzierung und Schnörkelei, da war die reine, echte Beethoven'sche Poesie, und da standen die getreuen Anhänger klassischer Tonkunst, die guten alten Herren aus der guten alten Zeit, mit

leuchtenden Blicken und hochklopfenden Herzen und schüttelten einander die Hände — und als nun die Akademie vorüber war, da hörte man von so Manchem die Versicherung, seit Beethovens Tod habe er keinen solchen Festtag gehabt. **ud. u.**

Notizen.

(Industrie.) In Hamburg ist ein großes Fabriksgebäude, in welchem durch Dampfkraft — Spazierstöcke verfertigt werden.

(Bauwerke.) Der Kölner Dom wird bestimmt ausgebaut. Vorläufig soll der vordere Theil vollständig überwölbt werden, und Se. Maj. der König hat dazu 125,000 Thlr. aus Staatsmitteln anweisen lassen. Der Dom selbst wird auf 5 Jahre geschlossen. — In Breslau wird ein Stadtmuseum gegründet, worin sammtliche städtische Bibliotheken und Kunstsammlungen vereinigt werden sollen. — Die Stadt Paris hat den Professor der Baukunst an der k. Bibliothek, Herrn A. Lenoir, beauftragt, eine Façade vor dem Palais des Thermes, dem ältesten Pariser Bauwerk zu errichten. Das Gebäude soll bekanntlich zu einem Museum für römische und gallische Alterthümer eingerichtet werden.

(Skulptur.) Der Bildhauer John Gibson aus Liverpool, der sich gegenwärtig in Rom befindet, hat sich bereits einen günstigen Ruf erworben, und erhält sehr viele Aufträge von seinen Landsleuten. — In Schwanthalers Atelier in München sind die Thonmodelle von zwei Tänzerinnen, welche in Marmor ausgeführt werden sollen, fast vollendet. In der königl. Erzgießerei daselbst ist wieder eine der zwölf vergoldeten Erzstatuen für den neuen Thronsaal, die Otto's des Erlauchten vollendet. — Der Pont des Saints-Pères in Paris wird mit 4 kolossalen Statuen geschmückt; sie stellen den Ueberfluß, den Kunstfleiß, die Seine und die Stadt Paris vor. Die Ausführung ist Herrn Petitot, Mitglied der Akademie, anvertraut.

(Denkmäler.) In Frankfurt am Main soll eine Statue Karls des Großen aufgestellt werden. — Bekanntlich wird dem berühmten Rubens in Antwerpen ein Denkmal errichtet. Den Guß der Statue besorgt Verbucken in Lüttich. — Am 22. Dezember wurde in der Hauptkirche zu Dortrecht das Denkmal des Malers Schotel enthüllt. — Der Bildhauer John Bell in London hat das von ihm und dem Architekten Ashton ausgeführte und allgemein bewunderte Modell des Nelson-Monumentes dem Hospital zu Greenwichs geschenkt.

(Anekdoten.) Ein Leiermann sang Bertrands Abschied, wobei er statt: „Ich war in Ruhm und Glück stets sein Gefahrte" deutlich hören ließ: Ich war in Rom und Glücksstadt sein Gefahrte. — Ein Ehemann verlangte von seiner Frau wegen Untreue geschieden zu werden, da sie ihm aus einem Seebade geschrieben: „Sie bringe täglich mehre Stunden in den Armen Neptuns zu." — Manche Theaterdirektionen haben die Manie, dem ursprünglichen Titel der Stücke noch einen selbstgeschaffenen hinzuzufügen. So hatte Einer (Scherzer), in früheren Zeiten, die „Schachmaschine" mit dem Nebentitel: „der durch den Haarbeutel geschossene Graf" und die Kreuzfahrer mit: „der dankbare Raatz" herausstaffirt, und neulich (in Memel) las man auf dem Theaterzettel: „Der Pole und sein Kind, oder: der Feldwebel vom 4. Regiment."

(Literatur.) Sämmtliche deutsche Ritter-, Räuber-, Geister- und überhaupt Schauerromane des vorigen und jetzigen Jahrhunderts sollen nächstens in einer Schiller-Ausgabe, mit herrlichen englischer Stahlstichen illustrirt, erscheinen. In den Text werden einige Millionen Holzschnitte eingedruckt. Die Kosten sollen bereits durch 50,000 Abonnenten gedeckt sein. Das ganze ungeheure Werk wird nur in kohlschwarzem Einband verkauft.

(Nicht erdichtet!) In einem deutschen Blatte liest man die Nachricht: „Als verdächtig sind angehalten: drei große eiserne Thorhaken."

(Leseanstalt.) Eine sehr zweckmäßige Anstalt hat Prediger Beckers in Berlin errichtet: ein Lesekabinet für Handwerksbursche in den Abendstunden des Sonntags und Montags. Für Lesen, Licht und Wärme zahlt jeder Theilnehmer nur 12 Pfennige monatlich. — Zwölf Pfennige weniger wäre noch wohlfeiler!

(Neue Musikwerke.) Am 11. Februar wurde in Stettin das Oratorium „Johann Huß," Text von Prof. Zeune in Berlin, Musik von Löwe, aufgeführt. Sowohl der anwesende Dichter als die ganze Zuhörerschaft bezeigten dem Tonsetzer lebhaften Beifall. Frisch und lebendig waren die Chöre der Prager Studenten, die Zigeuner, Hirten und der Schlußchor der Flammengeister. Der Tondichter sang mit Ausdruck den Huß, und eine schöne Altstimme die wahrsagende Zigeunerin der böhmischen Wälder. — „Das Auge des Teufels," komische Oper in 2 Akten, nach einem französischen Original des Scribe, Musik vom Kapellmeister Glaser, fand auf der Königsstädt. Bühne entschiedenen Beifall. Die Musik soll durch gemüthliche und komische Kontraste belebt sein. — Den Originaltext zu Spohr's neuem Oratorium „Babylons Fall" hat Prof. Taylor in London gedichtet und ein Baseler Literat übersetzt. Diese Komposition ist nur auf Ein Jahr an die philharmonische Gesellschaft in London verkauft und darf dann auch in Deutschland zur Aufführung kommen.

(Wasserkur.) Am 15. Februar waren in Gräfenberg 99 Kurgäste, 24 Diener, in Freiwaldau 142 Kurgäste und 120 Diener, in Lindewiese 20 Gäste, daher zusammen 405 Fremde.

(Moravia.)

(Ländlich, sittlich.) Nicht in allen Ländern begnügt man sich bei Doktorpromotionen mit Trompeten und Pauken. In Upsala findet keine Doktor-, ja keine Magisterpromotion Statt, ohne daß Kanonendonner die Feier erst recht feierlich machte.

(Upsala.) Die „Mitternachtszeitung" theilt Bruchstücke aus einer Reise durch Schweden und Dänemark im J. 1839 von dem geh. Rath von Strombeck mit, woraus wir Folgendes entlehnen: „Der botanische Garten der Universität von Upsala nimmt durch die Vortrefflichkeit seiner Einrichtung und Reichhaltigkeit einen der ersten Plätze unter den gleichen Instituten Europa's ein. Professor der Pflanzenkunde ist der berühmte Georg Wahlenberg, welcher mit treuem Eifer dafür sorgt, daß Upsala einen Ruhm bewahre, den ihm der große Linné über die ganze Erde verschafft hat. Der botanische Hörsaal (Auditorium Linnaeanum) ist in einem in dorischem Style gebauten Palaste. Kolossale Säulen tragen das majestätische Frontispice des Eingangs zu einem Hörsaale, der so große Erinnerungen erweckt. Auch das Innere ist prächtig. Der Lehrende hat seinen Sitz vor einer weiten Nische, in welcher Linné's Bildniß, in blendend weißem carrarischen Marmor, ein Werk Byströms, prangt. Der große Mann ist sitzend, zum Theil von einem in edeln Falten herunterwallenden Mantel umhüllt, dargestellt. Seine Linke hält ein aufgeschlagenes Buch, hier wohl das Symbol des großen, ewig lehrenden Buchs der Natur, und die Rechte drückt Staunen über das aus, was ihm durch dieses Buch geoffenbart wird. Das Ganze ist vortrefflich gelungen und eben so des großen Mannes werth, den es darstellt, wie es Byströms Ruhme entspricht. In den Flügeln des imposanten Gebäudes sind naturhistorische Sammlungen, vorzüglich Geschenke des berühmten Karl Peter Thunberg aufgestellt. Er war es vorzüglich, dessen Verwendungen bei Gustav III. der botanische Garten seinen jetzigen Umfang zu danken hat."

(Naturereigniß.) Die Stadt Kanturk in Irland wurde vor Kurzem durch ein außerordentliches Ereigniß in Aufregung versetzt. Tausende von Landbewohnern sahen, wie eine bräunliche Masse, die auf ihrem Wege Alles zerstörte, ein Moor von 300 Acres, sich fortbewegte. Im Thale stieß diese Masse auf einen rasch fließenden Bach, der sie in mehre Theile zerriß, die dann auf den Wiesen am Ufer hängen blieben. Die Landleute werden lange zu thun haben, bis sie die Massen hinwegräumen. Ein Jäger, der im Augenblicke, wo das Moor in Bewegung gerieth, sich darauf befand, hatte kaum Zeit, sich zu entfernen, es gelang ihm aber nicht mehr, die Nachbarn zu rechter Zeit vor dem Fortrutschen der Lawine zu warnen, die bereits eine Wohnung zerstört hatte; glücklicherweise ist Niemand umgekommen.

(Räuberromantik.) Im Comitate Thorda in Siebenbürgen wurde kürzlich der Straßenräuber Theodor Harsány, der seit mehr als zehn Jahren an der Spitze mehrer Räuberbanden stand, eingefangen. Er war vor geraumer Zeit aus dem Gefängniß entflohn und hatte sich in ein auf den Verkenyeschen Gebirgen befindliches Kloster geflüchtet, wo er unter der Maske eines redlichen Mannes sammt seiner Familie verborgen lebte, und von dort aus seine Raubausflüge machte. (Siebenb. Wochenb.)

(Neue Dramen.) Gutzkow's neue Tragödie „Werner" wurde auf dem Hamburger Stadttheater mit sehr großem Beifall gegeben. Das Publikum rief den Dichter nach dem dritten Akte und am Schluße heraus. — Kuranda's „letzte weiße Rose" kommt nächstens auf der Pesther Bühne zur Aufführung.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 24. Samstag den 21. März 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sonnenabschied.

Von Johann Gabriel Seidl.

So lang die Sonn' am Himmel sprühet
In vollster Glut, in hellster Pracht,
Stehn wir geblendet und durchglühet,
Und huld'gen staunend ihrer Macht.

Wir wissen, daß kein Glück, kein Leben
Hiernieden blüht ohn' ihren Strahl,
Und dulden willig und ergeben
Des schweren Dienstes süße Qual.

Doch Abends, wenn sie von uns scheidet,
Beseufzt vom West, beweint vom Thau,
Da sind die Höh'n von Flor umkleidet,
Und Wehmuth kommt auf Thal und Au.

Und sanfter, wie durch Thränen blinkend,
Nicht blendend, strahlt sie, zögert lang,
Blickt oft zurück und zeigt versinkend
Am schönsten sich im Untergang! — —

O Liebe, gegenwärt'ge Liebe,
Der Sonn' am Mittag bist du gleich:
Wir schmachten hin im heißen Triebe,
Durch dich so elend und so reich.

Doch, Liebe, wenn es gilt zu scheiden,
Der Abendsonne gleichst du dann;
Da fangen erst die süßen Leiden
Der namenlosen Wehmuth an;

Und all' die langen, seelenvollen,
Unendlich milden Blick' in's Herz,
Die haften, doch nicht blenden wollen; —
Und all' die Glorie voll Schmerz;

Dies bange Zögern im Entschwinden,
Dies ewige Zurückseh'n,
Und im Verlieren dieses Finden,
Und in der Trennung dies Versteh'n!

Im Städtchen.*)

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

Drei Fehler sind wie die Erbsünde der Männer, sie heften sich an unsere Sohlen, und es sind darum sehr unangenehme Fehler, weil sie nicht blos Fehler sind, sondern auch sehr viel kosten. Der erste ist folgender: Was sich uns von selbst anbietet, ja, was sich uns ohne großes Widerstreben überläßt, das ist für uns verloren, es hat keinen Reiz für uns.

Du meinst, diesen Fehler hätten die Weiber auch? Du mußt das besser wissen.

Zum Zweiten: Habe etwas lang und mühsam Erstrebtes nun endlich in ruhigem Besitz; Niemand bestreitet, Niemand stört diesen Besitz mehr — und der Reiz ist dahin.

Dieser Fehler hat allerdings viel Aehnlichkeit mit dem ersten, aber es ist nicht ganz derselbe.

Zum Dritten: Du siehst eine Schönheit, du bist entzückt, du fragst links, du fragst rechts: wem gehört dieses Bild, wer ist dieses prächtige Mädchen? Und man gibt dir ruhig lächelnd Auskunft, man stimmt nicht bei, man sagt nichts dagegen, man ist ziemlich gleichgültig. Wie matt werden deine zum Enthusiasmus erhobenen Schwingen sogleich, sogleich! der Eindruck, welchen die Schönheit dir gewährt, mag noch so stark, dein Geschmack mag noch so fest gebildet sein. Wir sind Sklaven der Meinung; wir sind und haben nichts allein.

Dieses halb verdrießliche Gewehrfeuer knatterte mir auf dem Zobten entgegen, wohin ich mit einem Freunde in des Morgens Frühe von Breslau aus geritten war. In den mittäglichen Gärten dieser Stadt sieht man diesen Berg der Ebene nah und lockend blau vor sich liegen. Wir versauern im engen Alltagsleben, hieß es, laß uns hinaus reiten auf den Berg, und einen weiten Blick suchen über unsere Heimat, es kommen dann auch dem Herzen wieder weitere Gedanken. Philister wird eben derjenige, der sich nicht zuweilen raschen Entschlußes heraus rüttelt aus den Bedingungen des Gedankens, welche die regelmäßige Existenz auflegt. Gesagt, gethan. Die Lerchen jubelten, die Sonnenstrahlen tanzten über die wogenden Felder hin, die Pferde waren kräftig und rasch, und überwältigten behende die fünf Meilen fruchtbaren Erdbodens; wir eilten aus dem stillen kleinen Bergstädtchen nach dem bewaldeten Berge hinauf. Das Städtchen machte uns einen öden Eindruck, wir hatten es nur als Studenten gesehn, die mit dem Kommerschtrosse dort eingezogen waren; dieser bergige kleine Marktplatz war damals von den abenteuerlichen Gruppen, von den langen, vollbesetzten Schenkti-

*) Diese ungemein reizende „Schilderung" verdanken wir der Güte des Hrn. J. Umlauft, welchem sie Hr. H. Laube für den „Novellisten", übersendet hatte. Die Red.

schen, von dem halb bestialischen Jubel belebt gewesen. Jetzt in der Sonnenstille des Sommermorgens glich er jenem wüsten Anblick eines Tanzsaales, der leer und unheimlich vor uns liegt, wenn man in den vorhergehenden Nächten dort glänzend geschwelgt hat. Aber der grüne, flüsternde Wald des Berges that das Seinige an Erfrischung, der Weg geht mählig aufwärts, sogar eine Fahrstraße führt hinauf. Die Waldesstille that uns wohl — am alten Gemäuer auf der breiten Bergeskuppe frühstückten wir, und sahen über das reiche Land hinaus, nördlich und nordwestlich über die reichen Ebenen nach Breslau und Liegnitz, südlich nach der Gebirgsmauer, die Schlesien von Böhmen scheidet, und an deren Fuße die lockenden Städtchen Frankenstein, Reichenbach und das düstere Schweidnitz winkten. Unweit Schweidnitz, etwas westlich, machen sich die kleinen Berge von Striegau bemerklich, wo Friedrich der Große eine seiner ersten Schlachten gewann. Zwischen ihnen und Schweidnitz weiß man den dunkelgrünen Grund von Fürstenstein schlummern.

Bei diesem Anblick brach mein Begleiter in die Worte des Einganges aus, und setzte hinzu, daß seine Jugend in den Kreis dieser Ortschaften falle, und für jeden der drei Sätze könne er eine Geschichte erzählen. Lachendes Reichenbach, fuhr er fort, steinkohlenschwarzes Schweidnitz, kahles Striegau, und du, ewig rauschendes, ewig lockendes Fürstenstein mit dem schlanken weißen Kirchthurme Salzbrunns hinter dir, ihr habt meine Jugend gesehn! Täglich hab' ich mir vorgenommen, sie zu genießen, und dennoch blieb es immer ein dürftig Wesen mit der Freude, und am Ende sehen die Sachen nach mehr aus, wenn ich sie erzähle, als da ich sie erlebte. Trostloses Entweder — Oder! Wird man sich der Eindrücke nicht klar bewußt, so ist's ein Vegetiren und Dämmern, die stolzesten Gaben des Menschen liegen brach, und tritt das deutliche Bewußtsein hinzu, dann ist sie dahin die liebliche Naivetät, die Frühlingsluft der Blüthe, und die Risse und Mängel gähnen uns entgegen!

Es war solch ein ahnungsvoller Frühlingsabend, als ich mit dem Ränzel auf dem Rücken einwanderte in solch ein kleines schlesisches Städtchen. Verwandte und Freunde erwarteten mich da, ich wollte ein paar Wochen der faulen üppigen Jugend genießen, und dann hinausziehn in's Reich, auf die Universität nach Heidelberg. Wie die Jugend jetzt getrieben wird zum Lernen und Erraffen, so ist's das goldne Zeitalter des Lebens, wenn die Schulpflicht abgeschlossen und die neue Pflicht des akademischen Studiums noch nicht begonnen ist. Niemand hat Euch zu mahnen, Ihr habt im Augenblick kein Geschäft, die einzige Zeit des Lebens ist da, welche die Romantiker von Jena im Sinne haben, wo Ihr dahlen und träumen, auf dem Rücken liegend in den Himmel schauen, die Vögel und das Gethier des Waldes belauschen, nach dem Sphärengesange des wohlgefügten Universums horchen dürft. Und ich horchte.

An einem Sonntage saßen wir vor dem Waldwirthshause, das eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt liegt: innen jubelte die Geige und der Tanz, außen wurde gewürfelt, und die Jungen kletterten an Stangen in die Höhe. Siehe, da kam sie daher unter den Bäumen mit dem Vater und der Schwester, das Mädchen, von dem ich noch kein Wort gehört, und deren Schönheit ich mir kaum möglich gedacht hatte. Sie war noch nicht siebzehn Jahre, schlank und in junger Fülle gewachsen, der Gang hätte sie erhitzt, die schwarzen Locken hingen etwas aufgelöst auf den weißen Mädchenhals, das schwarzblaue Auge glänzte in einer gewissen Mattigkeit des warmen Tages, der Vater bot ihr zu trinken und sie lächelte dankbar, und sah mich, den Fremden, während des Trinkens neugierig an. — Der Vater war Bürgermeister des Städtchens und sprach mit mir über Krieg und Frieden; er hatte nicht studirt, war aber ein gebildeter Mann, liebte das Studiren und mich wegen des Studirens. „Setz dich zu uns, Röschen," sagte er, „zum Tanzen ist's doch noch zu heiß, der Herr kann dir von Breslau erzählen, wo du ja so gern einmal hin willst."

Sie war nicht geistreich, sie war nicht gesprächsam, man mußte immerfort Stoff beschaffen, um ein Gespräch zu erhalten, aber sie war nicht dumm, und sie war bildschön. Wenn sie lachte, so erblickte ich das leibhaftige schöne Glück, wie es mir in den Träumen lag, das Glück, wie es gemalt werden könnte.

Und wir tanzten, sie lag in meinem Arm, der weiche Athem umspielte mich, diese schöne Gesichtsfarbe ward nicht entstellt durch plumpes Roth. Sie tanzte nicht besonders und trat mich ein paar Mal auf den Fuß, also daß unser Takt in Gefahr gerieth. Aber dafür bat sie immer gleich, während unsere Lippen nur durch eine schmale Mädchenhandbreite getrennt waren, so warm um Entschuldigung! Es ging ihr eine Locke auf und flog an meine Wange, und sie mußte wieder um Entschuldigung bitten, so daß ich vor Vergnügen lachte. Sie lachte mit, halb verlegen, halb lustig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung)

Großrussen.	Kleinrussen.
„Siapogui", Stiefeln, sind hoch und weit. Im Winter tragen sie Pelzstiefeln, oder auch aus einem dikken Filz gemachte Ueberstiefel, die äußerst billig und zweckmäßig sind.	„Tschobotui", Stiefeln, sind klein und eng. Die Kleinrussen tragen mehr Stiefeln als die Großrussen, wahrscheinlich weil das Leder in ihrem viehreichen Lande billiger ist.
„Baschmaki", Schuhe, Wahrscheinlich ein mongolisches Wort.	„Tscherewiki".
„Lapti" nennen sie die aus Lindenbast geflochtenen oder auch aus einem Stück Leder zusammengebogenen Sandalen. Sie flechten sich oft eine ganze Partie dieses Schuhwerks im Voraus, um bei längeren Reisen diese erbärmliche Fußbedeckung alle Tage zu erneuern. Man sieht sie dann oft in den Wäldern die Bäume schälen und sich neue Lapti flechten.	Bei den Kleinrussen heißt dasselbe „Pasteli." Man findet sie indeß nur in dem nördlichen kleineren Theile von Kleinrußland aus Lindenbast, da in dem ganzen größern Steppensüden keine Linden wachsen.
„Onutschi" sind die dicken wollenen und leinwandenen Tücher, gewöhnlich nur Lumpen, welche sie sich statt der Strümpfe um die	Dies ist das einzige Kleidungsstück, was auch bei den Kleinrussen denselben Namen hat. Doch sind die „Onutschi" wie die Pasteli bei

Füße und Waden wickeln und mit mehren dünnen, an den Schuhen befestigten Schnüren bis zum Knie hin umwickeln.

„Pertschatki“, Handschuhe. Kein Volk in der Welt trägt mehr Handschuhe, als das großrussische. Und es ist ausgemacht, daß der größte Galant bei uns das natürliche Fell seiner Hände häufiger unbedeckt der Luft aussetzt, als der geringste Großrusse. Sogar bei den gewöhnlichen landwirthschaftlichen Arbeiten, beim Pflügen, Ausmisten u. s. w. tragen die Großrussen Handschuhe. Gewöhnlich sind diese „Pertschatki“ Faust- und Stulpen-Handschuhe, und daher so groß und unförmlich, daß 1812 die Franzosen sie für Stiefel hielten und sie sich über die Füße zogen.

Bart. Die Farbe und natürliche Beschaffenheit des Bartes berührten wir schon oben bei der Betrachtung der physischen Verschiedenheiten in der Bildung der Klein- und Großrussen. In so fern er vom Menschen gepflegt, gestutzt und geschoren wird, gehört er hierher, unter die Gegenstande der Toilette. Die Großrussen lassen ihren gewöhnlich sehr hübschen, kurzlockigen Bart sowohl auf der Oberlippe als auf dem Kinne wachsen, und zeigen so ihre Physiognomie so vollkommen und unverstümmelt, wie die Natur sie bildet, und sie können nicht umhin, unsere kahlgeschorenen Kinne mit demselben Widerwillen zu betrachten, mit dem wir die geschorenen kahlen Schädel der Tartaren ansehen. Alle Leute, die einen Kaftan tragen, tragen auch einen Bart, und nicht nur kleine, sondern selbst manche reiche Kaufleute ebenfalls. Es gibt nichts Ehrwürdigeres, als die alten greisen Häupter der Russen mit ihren weißen Bärten. Ihr Bart wird immer viel früher weiß, als das Haupthaar.

den Kleinrussen weniger in Gebrauch, als bei ihren Brüdern.

„Rukawize.“ In Kleinrußland werden entschieden weit weniger Handschuhe getragen, als in Großrußland.

Die Kleinrussen scheren sich den Bart auf dem Kinne und der Wange weg, und nur auf der Lippe lassen sie ihn stehen. Hier bildet er sich, ich weiß nicht, ob nach einem in ihnen waltenden Naturprinzipe oder vermöge einer Pflege, die sie ihm alle auf gleiche Weise zu Theil werden lassen, folgendermassen: in der Mitte der Lippe sehr dünn und kurz, in der Ecke der Mundwinkel aber schießen lange Haare hervor, die nach unten sich herum krümmen. Der Bart der Kleinrussen unterscheidet sich in dieser Hinsicht auffallend von dem Schnurrbart alle ihrer Nachbarn, dem der Polen, der Ungarn, Tartaren. Wenn sie alt werden, und merken, daß die Haare ergrauen, lassen sie auf Lippe, Kinn und Wange die Haare wachsen, wie sie wollen; und es ist dann, als wollten diese nachholen, was sie früher versäumen mußten. Denn man sieht dann so behaarte Gesichter, daß ihr Anblick kaum — der eines menschlichen Wesens zu sein scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Warschau.

Vierteljahrbericht.

März 1840.

(Beschluß.)

Fremde Künstler waren uns in Menge angekündigt, haben aber auf ihrer Reise sich anders besonnen, weil sie vielleicht in dem Strome aller der Lustbarkeiten unterzugehen befürchteten, so daß weder Beriot, weder Lipinski noch Prume, weder Dreyschock noch Fräulein Wieck Warschau durch ihre Gegenwart beehrten. Engelhart, ein höchst mittelmäßiger Klavierspieler, konnte das Außenbleiben der Angekündigten nicht ersetzen, was in den Privatzirkeln die junge Warschauer Pianistin, Fräulein Flamm, mit mehr Glück unternimmt. Vieles Aufsehen erregt der deutsche, oder besser magyarische Sänger Stark, aus Pesth, welcher hier, in Gesellschaften wie im Schauspielhause, Duetten vorträgt — Duetten zwischen Sopran und Bariton, in denen er beide Stimmen mit Meisterschaft singt, eine mit der Kopf- die andere mit der Bruststimme. Dazu ist er Dichter und Komponist der Musikstücke, und wenn auch kein Genie in der Erfindung, doch talentvoll in der Auswahl, so daß seine Vorstellungen gerade dahin fallen, wo das Kunststück an das Kunstwerk grenzt; wie denn Stark gewißlich, wenn er seinen Bariton zu würdigen Leistungen in Mozartschen und andern dramatischen Werken ausbildete, in der Reihe europäischer Künstler eine bedeutende Stelle einnehmen würde.

Daß in diesem Schlaraffenleben des Faschings Wissenschaft und Gewerbe keine großen Fortschritte machen konnen, ist vorauszusetzen; aber dennoch ist in manchen Fächern Etwas geschehen, das immer ein erfreuliches Lebenszeichen abgibt. So hat Professor Radwanski Versuche mit dem Daguerrotypp angestellt; Baranowski, einer der hiesigen Sternkundigen, gibt den jungen Leuten Anleitung in seiner Wissenschaft, was um so verdienstvoller, da keine Hochschule hier diese Wissenszweige forderben kann, und Woicicki, der fleißige Sammler polnischer Sagen und Lieder, hat jetzt wieder eine reiche Sammlung polnischer Volksmärchen angekündigt, die wahrscheinlich auch im Auslande Interesse finden dürften. Was aber in den wissenschaftlichen Zweigen am regsten in das Leben eingegriffen, ist die Anwesenheit des belgischen Maschinenkünstlers Cockerill, welcher sich mehre Wochen hindurch verweilt und Unternehmungen in Anregung gebracht hat, die ans Fabelhafte grenzen. Cockerill übernimmt nämlich die Eisengießerei der hiesigen Bank auf seine Rechnung; weil er hier Arbeiter, Eisen u. s. w. billiger findet, fabrizirt er seine Waaren, welche er meistens nach dem österreichischen Kaiserstaate liefert, billiger, und kann sie dort billiger und rascher umsetzen, wenn er die Eisenbahn von hier nach Krakau mit der österreichischen vereinigt hat, ein Unternehmen, von welchem schon jahrelang wenigstens geredet wurde. Dann will der Maschinenkünstler Warschau mit Moskau durch Eisenbahnen verbinden, und solchergestalt dem asiatischen Handel einen neuen Weg geben, und von dieser Bahn einen Abstecher an einen baltischen Hafen schaffen, um den Weichselweg zu umgehen. Zuletzt ist von einer Drahtbrücke die Rede, welche 40 Fuß hoch über die Weichsel wegführen soll, damit dieser Strom durch seine häufigen Ueberschwemmungen und Eisgänge nicht länger mehr die Kommunikazion sperre, welche diesen Winter allein schon zum viertenmal unterbrochen wurde, und zwar einmal so schrecklich rasch, daß mehre Menschen dabei ihr Leben einbüßten, indem diese Unglücklichen mit der Brücke, auf welcher sie sich gerade befanden, durch das Eis weggerissen wurden. Merkwürdig ist dabei das Schicksal eines Juden, welcher gerade mit einer Fuhre Champagner nach Praga zog, und mitten auf der Brücke, durch deren Zertrümmerung von den Ufern abgeschnitten, aber durch das vom Grundeise umdammte Mittelstück auch erhalten wurde, so daß er, nachdem am dritten Tage der Andrang nachgelassen, durch Kähne ans Land gebracht werden konnte. Sparsam hatte er sich während der mehrtägigen Todesangst, und trotz alles Frostes, des Weines enthalten, und brachte so seinen Champagner unvermindert, obwohl erst nach dem Feste, an den Ort der Bestimmung. Nach dem Eisgange und dem vierwöchentlichen Thauwetter ist jetzt der dritte und vermuthlich letzte Winter eingetreten, der aber noch so ernstlich, daß der Strom wieder mit dickem Eise bedeckt, Wagen und Rosse trägt; daß er sich diesesmal glücklich und ohne Flut lösen möge, ist das Gebet aller Anwohner, aber kaum denkbar, da wieder in den letzten Tagen eine große Menge Schnee gefallen ist, so daß eine ähnliche Eisflut leicht in Danzig wieder den früheren Schaden verwühlen könnte.

Notizen.

(Schreckliches Unglück.) Das Dampfboot Lexington war am 13. Januar mit 175 Passagieren und einer Ladung Baumwolle rc. von New-York nach Stonington (in der Richtung nach Boston) abgesegelt. Am Abend sah man plötzlich aus dem Holzwerk in der Nähe des Kamins Flammen hervorschlagen; noch ehe an Löschanstalten gedacht werden konnte, standen schon die auf dem Verdeck gelagerten Baumwollenballen in Feuer; dichter Rauch umhüllte Schiffsmannschaft und Passagiere; Alles stürzte sich nun nach den Booten; diese aber konnten die Last nicht tragen und schlugen um. Mittlerweile wurden auf dem Dampfschiffe die Feuerspritzen in Bewegung gesetzt, aber Alles umsonst. Ueber 170 Passagiere und 29 Schiffsleute kamen theils in den Flammen, theils im Wasser um. Nur drei Personen retteten sich, darunter der Kapitan Hilliard, der sich an einem Ballen Baumwolle festgehalten hatte; in dieser Lage blieb er mit einem der Schiffsarbeiter 15 Stunden lang, bis ein vorübersegelndes Schiff ihn aufnahm und nach New-York brachte, wo er die erste Nachricht von dem schrecklichen Unglück gab. Unter den Umgekommenen war der deutsche Dichter Karl Follen, der jüngere Bruder von Adolf Ludwig Follen. Karl Follen war Professor, vorzugsweise für deutsche Literatur, an der Howards-Universität in Massachusetts, und hatte kürzlich einen Vortrag über (Schiller's) Don Karlos gehalten. (Posaune.)

(Eisen als Baumaterial.) Nach England muß man gehen, um den Werth des Eisens zu erkennen; denn die Engländer haben dieses Metall zu Dingen verwendet, wie man es kaum glauben sollte.

Geschmiedetes und gegossenes Eisen sieht man dort unter jeder Form, — Maschinen, Pilaster, Säulen von allen Dimensionen, von ein Paar Zollen bis zu vier Fuß im Durchmesser, Gas- und Wasserröhren, Dachtraufen, Geländer, Pfosten, Brücken, Hausfluce, Dächer, ganze Kais, Schiffe und Straßen. In den St. Katharinen-Docks werden sechs Stockwerke hohe Lagerhäuser, die mit Waaren von ungeheurer Last gefüllt sind, von eisernen Säulen getragen, die sehr zierlich und schwach aussehen. Das Eisen eignet sich besonders zu Verzierungen an Gebäuden, namentlich an solchen im gothischen Geschmack. Zu dem Preise von 90 Francs für 1000 Kilogramme läßt sich ein Haus ganz von Eisen herstellen, das nicht höher zu stehen kommt, als eines von behauenem Steine.

(New-York) hat jetzt 730 Meilen Kanäle, 406 Meilen Eisenbahnen, und diese haben zwölf Millionen Dollars gekostet, wovon 8,500,000 bezahlt sind. Die Einnahmen aus Kanälen und Eisenbahnen sollen nach Abzug der Unterhaltungskosten eine Million Dollars betragen. (Oesterr. Aktionär.)

(Rußland) entwickelt eine große Thätigkeit in industriellen Unternehmungen. Fast die ganze Linie der Warschau-Wiener Eisenbahn ist bereits abgesteckt. An der großen Eisenbahn vom Riemen nach Liebau wird eifrig gearbeitet, und für die Warschau-Krakauer liegen die Schienen bereit. (Oesterr. Aktion.)

(Physik.) Hr. Keßler-Gontard, ein bekannter Physiker, hat dem physikalischen Vereine in Frankfurt a. M. eine merkwürdige Entdeckung mitgetheilt. Ist nämlich das Eisen durch strömende Elektrizität magnetisch geworden, und man will es von der Kette trennen, so gibt es einen bald schwächern, bald stärkeren Ton von sich, je nachdem die galvanische Batterie, die zur Erregung des Magnetismus angewandt wurde, stärker oder schwächer war.

(Eine neue Pianistin.) Warschauer Blätter enthalten sehr lobende Berichte über die Konzerte der zehnjährigen Pianistin, Hedwig Brzowski. (Wenn es so fortgeht, haben wir in 20 Jahren lauter Künstler und keine Laien! — Die Menschen werden schon als Virtuosen auf die Welt kommen!) Jk.

(Robert Schumann.) Die Leipziger allg. Zeitg. berichtet, daß der als Komponist rühmlichst genannte Herausgeber der „Neuen musikalischen Zeitschrift," Robert Schumann, in Anerkennung verdienstlichen Wirkens in seinem Fach, als „artifex ingeniosus" und „judex elegans" darin bezeichnet, von der Universität Jena das Diplom eines Doktors der Philosophie erhielt.

Prager Chronik.

(Theater.) Am 15. d. M. war „Wallenstein" in Schreivogels Bühnenbearbeitung. H. Bayer gab den großen Helden des dreißigjährigen Krieges mit jenem edlen Feuer, jener Würde und Kraft, wodurch er in dieser Rolle von jeher excellirt. — Nur besonderen äußern Umständen dürfte es übrigens zuzuschreiben sein, daß der Saal an diesem Abende weniger besucht war, als die Direktion bei der Klassizität des genannten Dramas mit Fug und Recht erwarten durfte. — Tags darauf gastirte Dem. Ruth als Isabella in „Robert der Teufel." — Man kann auf einer kleinen Provinzialbühne durch Stimme, Schule und Vortrag Furore machen und deßwegen doch auf einem von Deutschlands ersten Theatern (und dazu gehört das unsere) in keiner Hinsicht befriedigen: man kann eine hübsche Figur haben, und sich dabei doch ziemlich ungrazios bewegen: man kann — doch was kann man nicht Alles, besonders wenn man an einem Orte schon von seinem frühern Gastspiele her einen ungünstigen Eindruck zurückgelassen, wenn man sich zum Debut eine Partie erwählt, die gerade zu den ausgezeichnetsten unserer trefflichen Podhorsky gehört, wenn man aus freilich sehr begreiflicher Befangenheit häufig um einen viertel Ton oder auch mehr zu tief singt — wenn man unsicher intonirt — wenn endlich Leute, die nach dem Ausdrucke eines hiesigen geistreichen Humoristen*) „von ihrer Hände Arbeit leben," durch unzeitigen Eifer eine übermächtige Opposition hervorrufen. „Kein Bündniß ist mit dem Gezücht der Schlange." — nd. n.

(Konzerte.) Das erste Konzert des Konservatoriums der Musik, am 15. März, begann mit einer neuen Symphonie (C-moll) von L. Spohr. Alle Vorzüge, die sich in den übrigen Werken des Meisters finden, sind hier vereint, und man fühlt sich versucht, zu glauben, Spohr habe das Schönste und Beste aus seinen Werken in dieser Symphonie zu einem Ganzen verbunden; denn unwillkürlich fallen einige Reminiscenzen auf. Im ersten Satze herrscht durchgehends ein idyllisches Element; der 2. Satz verbindet mit einer vollendeten Harmonie einen kräftigen Ausdruck, während das Scherzo (3. Satz) ohne alle Effekthascherei die ausgeprägteste Form einer herrlichen Idee enthält. Alles dies verbindet das Finale und bringt die beste Wirkung hervor, da eine Figur des ersten Satzes hier eingewebt ist und in einer Kontrafuge fortgesetzt wird. In keinem Theile dieses Tonwerks bemerkt man jene Leere, wie sie uns in andern Kompositionen auffällt; vielmehr gleicht manche Tonreihe Stellen aus Jean Paul, die durch Ueberfülle von Bildern unklar werden. — Ein Potpourri von Kalliwoda für 2 chromatische Trompeten wurde von den Zöglingen Barsch und Pawlis sehr gut vorgetragen, eben so gelang der erste Versuch zweier Klarinettisten. — Karl Pleiner spielte eine Partie Variationen von Mayseder und ahmte in der letzten Prume's Manier nach; wäre die musikalische Welt nicht mit Violinisten überfüllt, so könnte man dem sehr talentvollen jungen Manne ein günstiges Horoskop stellen, denn sein Spiel ist sehr rein, gefällig, anmuthsvoll und nicht prunkend; selbst beim Vortrage der schwierigsten Stellen zeigte er bei bedeutender Kunstfertigkeit eine große Ruhe. — Ein Chor vom Kapellmeister Stunz ist eine ernste, würdevolle Komposition, welche aber für sich der nöthigen Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit entbehrt. — Den Beschluß machte die für Wien komponirte Ouverture Lindpaintner's zur Genueserin, welche zu den besten Kompositionen der neuern Zeit gehört. Es herrscht darin viel frische Kraft und das Ganze ist wie aus Einem Guße. Die Ausführung, welche bei der Tonart (Gis Dur) und dem schnellen Tempo nicht geringe Schwierigkeiten bietet, gereicht eben so wie die der Spohrschen Symphonie dem Konservatorium zur Ehre. — k.

Die musikalisch-deklamatorische Akademie zum Vortheil des israelitischen Hospitals, am 16. März, war recht interessant. Nach einer ansprechenden Ouverture von Kapellmeister J. N. Skraup trug Mad. Podhorsky eine Arie aus Beethoven's Fidelio vor. Wahrhaft bewundernswerth ist die edle Bereitwilligkeit, mit welcher diese Meisterin des Gesanges in so vielen Konzerten mitwirkt! Wie immer, erntete sie auch heute den einstimmigsten Beifall. — Hierauf las Mad. Binder eine humoristische Piece: „Warum nicht?", welche gleich anfangs die größte Sensation erregte und fortwährend die Aufmerksamkeit festhielt. Manche pikante Stelle zwang unwillkürlich zum Lächeln und Lachen, und am Schluße zeigte das Publikum durch den lebhaftesten Beifall, wie sehr das Ganze angesprochen habe. Das Thema war: Warum sollten nicht Frauenzimmer humoristische Vorlesungen halten? dies gab dem Verfasser (Dr. juris Lederer) Veranlassung, seine satyrische Laune zu entfalten, welche gerade dadurch die größte Wirkung machte, daß sie, fern von Effekthascherei und beliebter Wortspielerei, natürlich und ungezwungen, derb und doch harmlos, ihre elektrischen Schläge austheilte. Wenn wir sagen, daß die talentvolle Binder die Vorlesung hielt, so versteht es sich von selbst, daß der Vortrag durch schalkhafte Naivetät und feinste Nuancirung ausgezeichnet war. Ist das galant, Hr. Satyriker, daß sie auch das weibliche Geschlecht durch eine Repräsentantin persifliren ließen? Doch der Satyriker kennt keine Galanterie. — Anmuthig ist das Ständchen für eine Singstimme und ein konzertantes Violoncell mit Begleitung des Orchesters, von Hrn. Louis Kleinwächter, welches die Herren Strakaty und Bühnert vortrugen. — Das von Reissiger komponirte Concertino für die Klarinett spielte Hr. Pisarzowitz mit großer Fertigkeit und Rundung. Das Konzert schloß auf das würdigste mit Mendelssohn-Bartholdy's gediegener Komposition zum 42. Psalm, welche von Mad. Podhorsky, den H. H. Emminger, Demmer, Joh. Skraup, Strakaty, dem männlichen Chorpersonale des ständ. Theaters und den Schülern der israelitischen Gesangschule mit großer Präzision gesungen wurde. R. G.

Avis aux lecteurs.

Ich finde mich veranlaßt, hiemit öffentlich zu erklären, daß ich nicht der Verfasser der in Nr. 21 dieser Blätter abgedruckten „Skizze aus dem Prager Kunstleben" bin — und ersuche die verehrliche Redaktion, diese Erklärung zu bestätigen.

Prag am 12. März. Johann Umlauft.

Der erwähnte Artikel ist von Herrn Ferdinand Grafen Schirnding verfaßt. Die Red.

*) in der humoristischen Vorlesung, welche am 16. März in dem Konzert für das israelitische Hospital gehalten wurde.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73 in Prag.

Nro. 25. Mittwoch den 25. März 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Todtenblumen.

Von Heinrich Paris.

(Zur Erinnerung an ein früh verklärtes Mädchen.)

1.

Die weiße Immortelle.*)

Hoch auf des Berges Rücken
Ein Mägdlein klomm mit Lust:
„Ein Blümlein muß ich pflücken
„Für Vaters treue Brust."

O Jungfrau, zart und reine,
Dein Bild hab' ich erkannt;
Das Blümlein weiß sei Deine;
Unsterblich ward's genannt!

Hoch aus des Himmels Gründen
Ein Engel stieg herab:
„Ein Sternlein muß ich zünden
„Ob Mägdleins frühem Grab!"

O Engel hehr und reine,
Dein Bild hab' ich erkannt;
Das Mägdlein hold war Deine;
Unsterblich sei's genannt!

2.

Die Mutter vor der Passionsblume auf Mädchens Grab.

Ora pro nobis.

O Knospe, vom Morgenstrahl gesprengt!
O Kindlein, von Jugendmuth gedrängt!
O Blüte, so reich in Farbenpracht!
O Mägdlein, so schön an Geistesmacht!
Ach Blume, schon welk beim Abendschein!
Ach Jungfrau, gehüllt in Nacht bald ein!

Dein Kelch, so der Marter Bild umschließt,
Dein Herz, dem des Todes Quell entsprießt,
Sie schneiden mir in die Seel' hinein!
Mein Kind soll von mir geschieden sein!
Ach Jungfrau, am Kreuz gebenedeit!
Bitt', Mutter, für mich zu dieser Zeit!

---

*) Dies Lied ist eine Reminiszenz an den Abschiedsbesuch der jungen Verstorbenen auf dem Schloßberg in Teplitz, bei ihrer letzten Anwesenheit daselbst, um dem weit entfernten Vater von diesem seinem Lieblingsplatz ein Blumenandenken zu bringen, das ihr, wie vorahnend, von dem Bewohner der Ruine in einer weißen Immortelle geboten wurde.

Im Städtchen.

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tanze trat ich zu einigen Bürgerssöhnen des Ortes, von denen ich wußte, daß sie doch einigen Sinn für Schönheit und feinere Lebensfreude hatten. Denn man glaubt es schwer, daß eben im Mangel dieses Sinnes das Unglück der niederen Klassen besteht, daß aller Mangel und alle Entbehrung derselben in diesem traurigen Mittelpunkte eines verdumpften Sinnes zusammenschließt. Der nothdürftige Erwerb ist ihnen ans Haupt des Bettes gestellt, und da ist ein gar starkes muntres Naturell nöthig, wenn eine andere Regung frei und fröhlich daneben aufkommen soll. Den armen Feldbewohner, den Ackersmann habe ich nie so bedauernswerth gefunden, wie den Kleinbürger des Städtchens, der allerdings einen bessern Rock trägt, mehrmals in der Woche Fleisch ißt, und auf einem weicheren Federbette schläft. Ach, seine Freude ist so verschrumpft, wie seine Triebe verschrumpfen! Des fröhlichen Sonntages wird er kaum inne, während der Ackerknecht ihn lustig begrüßt, und wenn dieser an die Arbeit geht, wie er eben an das gehn würde, was ihn ohnedies zu einiger Thätigkeit, zum Leben locken würde auch ohne Zwang und Pflicht, da sperrt sich der städtische Handwerker hinter den Webestuhl, wie in das unnatürliche Gehäuse. Es gibt also in der kleinen Stadt immer nur wenige aufgeweckte Helden, denen die „schlechte Zeit" nicht immerwährend auf der Zunge sitzt, die ohne Rückhalt vom Wunsche nach Vergnügen sprechen. Das Geschäft führt sie zuweilen in die nächste größere Stadt, sie haben wenigstens von Weitem neue, freiere Sitte gesehn, in der Haideschenke sind sie bei der Heimkehr dem genialen Handelsdiener begegnet, der mit dem prächtigen Einspänner im Lande umherreist, und seinem Prinzipal Diäten liquidirt. Diese poetische Erscheinung, welche Tag für Tag ihren harten Thaler zu verzehren hat — es bedarf lebhafter Betheurungen, daß dies kein Märchen sei — dieser elegante Reisende hat ihnen von Moden und Lebensart erzählt, und an solche Tradition versucht man nun eine bescheidene Annäherung. Alles mit Maaß! heißt es, wir können nur alle vier Wochen

einen Thaler daran wenden. Aber fragt den neuen Tanzmeister, der den „Ländler mit drei Schritten" durchgesetzt hat, es ist jetzt in der Welt nicht anders. Wenn's der Tanzmeister bestätigt, so läßt sich nichts dagegen sagen. Er soll zwar auch nur ein gelernter Schneider sein, aber er ist aus der größeren Stadt, er trägt den Frack auf alle Tage, und zweimal in der Woche eine weiße Weste, Vatermörder nun gar für gewöhnlich. Alle drei Jahre kommt er in's Städtchen und schult die Rekruten der Bälle, ja was er bei der letzten Anwesenheit zu allgemeinem Erstaunen versucht hat, die Einführung des verwegenen Tanzes, welchen er Galopp nennt, und den man mit dem bürgerlicheren Namen „Rutscher" bezeichnet, das scheint sogar jetzt zu gelingen. Die Blüte des Städtchens hat es eben wieder versucht, und der fremde Herr Student hat ihn eben mit Bürgermeisters Röschen vorgetanzt.

Das ist ja ein prächtiges Mädchen! sagte ich zur Elite der Bürgerssöhne, und zählte die Vorzüge Röschens auf. O ja, sagten sie höflich, ohne weiter darauf einzugehn. Die guten Leute haben keinen Geschmack, dachte ich, und schrieb's der Blödigkeit zu, einer Bürgermeisterstochter gegenüber, daß man zur Unterhaltung sich selten an Röschen machte, und daß man sie selten zum Tanze aufzog. Ich schrieb's dem kleinstädtischen Unverstande zu, und bemerkte nicht, daß mein aufgehender Enthusiasmus für das Mädchen dadurch einen niederdrückenden Stoß erlitt. Aber Röschen, vom Tanze erregt, saß wunderschön da auf dem hölzernen Stuhle; ich eilte zu ihr, um mich mit ihr zu unterhalten. Wie komisch ist doch das Unterhaltungsstreben zwischen zwei jungen Leuten, die im Grunde keine andere Unterhaltung von einander wollen, als Liebe und Kuß! Wie ernsthaft gehen sie daran, ein Interesse zu besprechen, sie ereifern sich, und haben doch nicht den geringsten Zweck, irgend eine Meinung unter sich auszumachen! Alle Diskussion soll nur die Verlegenheit bedecken, daß sich noch kein direkter Zugang für eine Liebeserklärung zeigt; die Philosophie wird von Liebesleuten geradezu wie ein Bedientenzimmer behandelt, wo man sich nur aufhält, im Spiegel betrachtet, und wo man die Toilette auffrischt, um in das Hauptgemach zu treten. Junge Leute, die sich auf dieser Station ernsthaft über eine Meinung entzweien, die haben auch keine Liebesbeziehung für einander. Wenn die Liebe sich regt, da ist alle Meinung gleichgültig.

Das Alles wußt' ich damals noch nicht, und die Unterhaltung mit Röschen hatte ihre Schwierigkeit. Das Mädchen war entweder zu jung, zu sinnig, oder zu unerfahren. Dasjenige, was der Weltmann mit dem Worte „koulant" bezeichnet, dies leichte Eingehn, dies Vermeiden schroffer Punkte, dies Vermeiden der Stockung, dies Fließende der gegenseitigen Berührung, was Unterhaltung, das heißt wenigstens Gespräch hervorbringt, auch wenn man gar keinen weiteren Zweck hat, dies fehlte Röschen. Mit einer kurzen Antwort erledigte sie stets den Stoff, welchen ich herbeigeschafft hatte. Ich mußte immer neu erfinden. Dabei war sie freundlich; es war nicht ihr Vorsatz, abzukürzen, es war ihr Naturell. Ich las damals die Romantiker fleißig, da sind die Hauptheldinnen der Einigkeit immer äußerst kurz. Wenn sie über ihr Wesen ein ausführliches Bewußtsein haben, hieß es, so ist ihre Naivetät schon verloren. Dies traf bei Röschen zu. Ich konnte also eine gebildete Freude darüber haben. Dann war die Stellung des Mädchens eigenthümlich und dem fließenden Umgangstone hinderlich. Sie gehörte zu den Honoratioren des Städtchens, und da selbige nur von drei Familien gebildet wurden, so hatte sie wenig standesmäßigen Umgang, und war doch von der einzigen Bewegung der Stadtgesellschaft, von der des Bürgerstandes abgeschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

11.

16. März 1840.

Es ist doch etwas höchst Poetisches um Traditionen musikalischer Wunder. Wie schön klingt die Mythe von Amphion, welcher durch die magischen Töne seiner Leier die Steine in Bewegung setzte und Theben erbaute; oder von dem Chinesen Rouci, der durch sein Saitenspiel wilde Thiere zähmte; oder von dem Araber Ishak, der durch die bezaubernden Laute seiner Flöte alle Königstöchter bis zur Raserei in sich verliebt machte. Bei allen alten und neuern Völkern finden wir solche anziehende Sagen von den Triumphen der Musik über Wildheit, Barbarei und Seelenzustände. Und die Kette dieser Wunder zieht sich fort bis auf unsre Tage, wo freilich die Musik-Heroen nicht mehr über Rohheit und Einfalt fabelhafte Siege erringen können — aber bei zivilisirten Menschen zartere und geistigere Wirkungen hervorzaubern. Wenn man manche Erfolge von Kunsthelden, wie Tartini, Stradella, Palma, Crescentini, Paganini u. s. w. liest, so scheinen die Wunder der alten Musiker nicht mehr so ganz unglaublich. Ueberhaupt sind die Menschen zu sehr gewohnt, die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart zu loben und zu erheben, eben weil sie die Vergangenheit nur mit fremden Augen sehen können. Hochgerühmte Wunder würden auf uns vielleicht gar keinen Eindruck machen, wenn sie jetzt vor unsern Augen und Ohren sich wiederholten; denn die Wahrheit und Wirklichkeit würde sicher den meisten Traditionen den glänzenden Nimbus abstreifen, womit sie die Geschichte umgibt. Denken wir uns Orpheus mit der vierbesaiteten Leier, die wohl in der damaligen Zeit der Einfalt und Kindheit der Musik durch die neue ungekannte Wirkung der Töne überraschen und als Wunder gelten, uns aber gewiß Paganini nicht ersetzen könnte. Oder umgekehrt, was würde erst Paganini zu der Zeit für einen zauberhaften Effekt hervorgebracht haben, die moderne Vollkommenheit gegen die damalige Unvollkommenheit? Aber je mehr ein solcher Kunststern in die dunkle Vergangenheit zurücktritt, desto glänzender strahlt er. Es geht mit den traditionellen Kunstheroen wie mit manchen antiken Kunstwerken, welche man hochhält, weil sie durch Alterthum und Geschichte geheiligt sind, wenn es auch häufig nur versteinerte Vorurtheile sind. Wer weiß, ob die weltberühmten Trauben des Zeuris auf unsern Kunstausstellungen den Preis gewännen, und nicht von denen des Düsseldorfers Preyer weit übertroffen würden? wer weiß, ob nicht Ernst siegte, wenn er mit Amphion, oder Rubini, wenn er sich mit Torlaus in einen Wettkampf einließe? In hundert Jahren wird man von Paganini, Liszt und Andern unsrer jetzigen Virtuosen noch unglaublichere Wunder sich erzählen, wenn sie einmal der Tradition anheimgefallen sind, oder wenn man dann auch nur die überschwenglichen Rhapsodien unserer jetzigen Exaltados lesen wird. Wir wollen daher in der Musik alle Parallelen verschmähen, wir wollen uns an das junge frischpulsirende Leben halten, und uns nicht den Staub alter und neuer Traditionen in die Augen blasen. Wir sind ja Narren, wenn wir uns durch das ewige Zurückblicken und Kniexmachen vor verblichenen Kunst-Göttern den blühenden Genuß der Gegenwart verkümmern; und wer steht uns dafür, ob es nicht falsche Götter waren, die für den Augenblick sich auf ihr hohes Piedestal stellten, und uns ganz und gar nicht mehr imponiren würden. Warum sollen wir uns um harmlose Freuden betrügen durch ewiges Vernüfteln und Vergleichen? Laßt uns unsere eigenen jungen Götter er-

heben und im Tempel der Kunst aufstellen — es ist ja Raum genug für Viele nebeneinander, und wir brauchen nicht erst den Einen von seinem Altar herabzureißen, um den Andern dafür hinaufzustellen. In der Kunst ist der Polytheismus recht schön und erfreulich. Was kümmert es uns, ob der geschundene Marsyas schöner Flöte geblasen hat, als der treffliche Drouet, oder ob Stradella besser Violin gespielt, als Paganini, oder Paganini besser als Ernst? die verblichenen Kunsthelden spielen uns nichts mehr vor, also wollen wir ihnen auch nicht mehr applaudiren. Und mir ist doch vernünftigerweise jetzt Ernst lieber, welchen ich vor mir habe und höre und bewundere, als Tartini und Paganini, die ich nicht mehr hören kann. Also verkümmert euch die schönsten Kunstgenüße nicht durch ewige Vergleiche und immer wiedergekäute Reminiszenzen — sondern laßt uns heiter und unbefangen die Gegenwart genießen, und wir wollen uns heute von Ernst's Elegie, morgen von seinem Carneval de Venise, übermorgen von seinen Cantilenen hinreißen lassen. Und, beim Apoll! Ernst ist der Mann dazu, das verwünschte Parallelisiren vergessen zu machen. Hört man seine Cantilenen — so glaubt man eine melodische, tief ergreifende Stimme singen zu hören; spielt er seine Elegie — so dringen uns diese klagenden wehmüthigen Töne unwiderstehlich ins tiefste Herz; gibt er seinen Carneval de Venise — so umstrickt uns der tolle übermüthige Zauber seiner Ton-Arabesken immer enger und enger, bis wir uns mitten ins ausgelassene Maskengetümmel der Lagunenstadt versetzt glauben. Ernst hat uns einen Streich gespielt, wie Rouci dem Confucius. Sie kennen ja die Geschichte? Confucius hörte eine Arie von Rouci, und der große Philosoph konnte drei Monate lang nicht ordentlich philosophiren, nicht ordentlich essen und trinken — denn immer mußte er Rouci's Arie trällern. Unser Publikum ist jetzt der Confucius, und die Rouci-Arie Ernst's Carneval de Venise. Deßwegen warne ich alle Väter und Mütter, welche hübsche Töchter haben, vor Ernst, daß er ihnen nicht etwa den Spaß des Stradella vorführet. Sein Abenteuer ist bekannt: der Violinist Stradella gab in Venedig ein Konzert, worin er durch die Macht seiner Töne eine schöne Fürstentochter so bezauberte, daß sie mit ihm ihrer Vaterstadt und ihrem Bräutigam entfloh. Racheglühend eilte ihnen der Verlobte nach, und holte sie in Rom ein, als eben Stradella in der Kirche ein Konzert spielte. Da wurde aber sein Zorn durch des Virtuosen Zaubertöne so ganz entwaffnet, daß er den Dolch wegwarf und die Hand zur Versöhnung bot. Solche Wunder vermag nur die Violine und der Gesang zu bewirken. Der Pianist kann durch glänzende Technik staunen machen und durch den Geist des Spiels den Geist anregen und enthusiasmiren — aber bis ins innerste Heiligthum der Seele, wo die Leidenschaften und Gefühle schlafen, vermögen die Töne des Pianos nicht zu dringen. Das Gemüth zu rühren und als elektrischer Funke die tiefsten Fiebern des Herzens zu erschüttern und aufzuregen ist nur dem Tone der Violine und der Menschenstimme vorbehalten. — Aber, lieber Freund! ich denke, es ist Zeit, daß ich mein tolles Geschwätz beende; denn Sie werden erstaunt sein, von Ihrem sonst so ruhigen Korrespondenten so rhapsodisches Zeug zu lesen. Doch ich komme eben von Ernst, der mir einige Beethovensche Ariosos vorspielte oder vielmehr vorsang — und das hat meinem Kopfe einen kleinen Champagner-Rausch zugezogen. Adieu!

L. M.

Aus Berlin.

16. März 1840.

Die längst angezeigte, oft besprochene Tragödie von Dr. J. M. Firmenich: „Klotilda von Montalvi" wurde am 3. dieses bei überfülltem Hause gegeben, von einem Theile der Hörerschaft beklatscht, während der andere kalt blieb, woher denn auch die öffentlichen Blätter die widersprechendsten Gerüchte und Urtheile zu Markt bringen. Die Wahrheit mag wohl, wie dies gewöhnlich zu sein pflegt, in der Mitte liegen, und manches Urtheil deshalb so bitter für den jungen, zum Erstenmal auftretenden Künstler ausfallen, weil die Erwartung durch so viele Flugblätter zu sehr gespannt worden war. Man wirft vor, daß das Stück zu bunt sei, zu viel Aeußerlichkeiten in sich aufnahm, eine zu große Bildermasse aufwende, gesteht aber der Sprache Adel und Haltung zu. Die Musikstücke, welche von einem andern Rheinländer zum Trauerspiele gesetzt waren, entsprachen vollkommen dem Zwecke und reichen hin, einen tüchtig durchbildeten begabten Künstler zu bekunden, dessen Name Franz Kommer, welcher nebenbei durch eine bedeutende Auswahl religiöser Musikstücke für Männerstimmen gewürdigt zu werden verdient, in welchem Fache er außer dem verstorbenen Bernhard Klein keinen Nebenbuhler hat.

Die bekannte Dichterin Ida, Gräfin von Hahn-Hahn, ist heute von Professor Dieffenbach operiert und glücklich vom Schielen geheilt worden; sie soll, sobald ihr Auge ganz gestärkt ist, und keiner ärztlichen Pflege mehr bedarf, eine Reise nach Italien antreten.

Denoel, der sinnige kölnische Alterthumsforscher, Dichter und Humorist, erregte während seines jüngsten Aufenthaltes hierselbst allgemeine Theilnahme in allen Zirkeln, und wurde, als er abreiste, von der Regierung beauftragt, bei seiner Durchreise den vorgothischen Dom von Halberstadt zu besichtigen, und über dessen Bauzustand und Wichtigkeit zu berichten. Jetzt ist die Nachricht eingetroffen, daß die Kirche, wie sehr sie durch das Alter auch gelitten, mit geringen Kosten wieder hergestellt werden kann, und ohne Zweifel diese Wiederherstellung auch verdient. So wird der Einfluß, den Denoel auf den Kölner Dom durch sein bekanntes Werk geäußert, auf die ganze vaterländische Baukunst mit der Zeit ausgedehnt, und mit dem Einfluße das Verdienst des liebenswürdigen Mannes anerkannt werden.

Fräulein von Faßmann, die gepriesene Sängerin Gluck'scher Singspiele, ist seit mehrern Tagen krank, und leidet an den Stimmorganen in dem Maße, daß ihr Wiederauftreten in Zweifel gezogen wird. Das Wiedereinstudiren der neuesten Spontinischen Oper: „Agnes," vor welcher sie an vierzig Proben mit durchsingen mußte, hat ihre Gesundheit so weit zerrüttet; wie sie denn schon die siebente Sängerin ist, welche durch die furchtbare Instrumentation dieses sonst würdigen Meisters zu Grunde gegangen.

Notizen.

(Alexandrien.) Die Gazette musicale de Paris berichtet, daß ein ehemaliges Mitglied der académie royale musique, Namens Alexander, eine Tanzschule in dieser Hauptstadt Egyptens errichtet habe, an der bereits über hundert Zöglinge beiderlei Geschlechts Theil nehmen. In diesem Augenblicke tanzt man also auch dort neben der Cachucha die Polka und den Galopp. Wie entzückt mogen die Egypter über Strauß'sche und Lannersche Walzer sein! Es steht diesen Herren bevor, daß ihre Büsten noch neben dem Stier Apis ausgestellt werden. **B. St.**

(Ein Ständchen im himmlischen Reich.) Wir entlehnen aus einem Bericht über China in der Revue des deux mondes folgende merkwürdige Beschreibung der Musik im „himmlischen Reiche": „Ein chinesisches Orchester besteht gewöhnlich aus einer gewissen Anzahl Gongs, (einer Art großer Becken, aus einem Amalgam verschiedener Metalle gemacht), Trommeln, Zimbeln und Blasinstrumenten von schrecklichem Mißtone. Jeder Musikus spielt auf seinem Instrumente, als wäre er allein, mit aller Kraft seiner Lunge oder seiner Arme, ohne sich auch nur im Geringsten um seinen Nachbarn zu bekümmern. Es ist unmöglich, den Effekt, den dieses Gewier von Tönen hervorbringt, zu beschreiben. Es liegt etwas wahrhaft Höllisches in der Musik des „himmlischen Reiches," und nur ein Chinese ist im Stande sie anzuhören, ohne Nervenzufällen ausgesetzt zu sein. Man sagt — wir wissen nicht, wie viel an der Sache wahr ist — daß als Hauptgrund des Todes Lord Napier's der erschreckliche Charivari anzusehen ist, den zu seiner Ehre die Chinesen veranstalteten, und der drei Tage hinter einander dauerte, während der Lord der grausamsten Tortur ausgesetzt zu sein glaubte. Man behauptet, daß der Lord das Schiff, welches ihn von Kanton nach Macao zurückführte, mit allen Symptomen der Krankheit, welcher er unterlag, verlassen hat. Wir begreifen übrigens leicht, daß kein Trommelfell einem chinesischen Konzert von solcher Dauer Stand halten könne."

Hätte der Verfasser der Herschelischen Schrift die Musik der Mondesbewohner wohl anders beschreiben können? **B. St.**

Prager Chronik.

Prüfung im Musikinstitute des Herrn Kinderfreund.

Montag und Dienstag den 16. und 17. März fand die erste öffentliche Prüfung der Zöglinge des unter dem Protektorate Sr. Durchlaucht des Prinzen Camill Rohan stehenden neugegründeten Musik-Institutes Statt. Der Direktor desselben, Hr. Kinderfreund, geht hauptsächlich von der Idee aus, die Musik namentlich unter derjenigen Klasse von Menschen zu verbreiten, die, ohne gerade zu Künstlern von Fach sich bilden zu wollen, doch aus angebornem und anerzogenem Triebe von ihr nicht lassen können, und über die Mittelmäßigkeit gern hinausstreben. Bei dem seinen Landsleuten von Natur eigenen Sinne und zarten Gefühle für Musik, will er eine gründlichere musikalische Ausbildung zum Gemeingute der Nation

machen. So schwer die Ausführung dieser Idee ist, weil, meiner Ansicht nach, die Stufe, die ein Volk sowohl, als ein jedes Individuum auf der musikalischen Bildungsleiter einnimmt, nie einseitig sich beschränken läßt, sondern stets in gleicher Höhe liegt mit der Stufe seiner Humanitätsbildung überhaupt, und also die musikalische Ausbildung eines Volks eine gewaltige Wechselwirkung aller zu seiner geistigen Entwicklung gehörenden Mittel und Kräfte bedingt, — denn technische Fertigkeit in der Behandlung eines Instrumentes oder der Stimme wird allein nie im echten und tieferen Sinne Musik heißen — so erfreulich und lebenswerth ist es doch, daß auch diese an sich schöne und große Idee einen Repräsentanten und einen Mären gefunden hat, und hierdurch wenigstens jedem, durch Studien oder andere geistig fördernde Beschäftigungen zum gebildeten Laien heranwachsenden Jünglinge, und jeder, für Höheres, als Ballschuhe und Modegeschwätz empfänglichen Jungfrau Gelegenheit gegeben ist, in dem Herrlichsten, was der Himmel nächst der Sprache in den Menschen gelegt hat, sich zu vervollkommnen, und zwar, wie der Apostel Paulus von den Heiden sagt: „also, daß sie keine Entschuldigung haben."

Die erste Prüfung lieferte im Ganzen ein recht genügendes Resultat des bisher Geleisteten, und legte sowohl für die Schüler als für die Lehrer ein sehr günstiges Zeugniß ab; denn obgleich dies Institut erst seit einem halben Jahre besteht und die Zöglinge meist ohne alle, und nur Wenige mit geringen Vorkenntnissen in dasselbe eintraten; so zeichneten sich nicht nur einige mit Talent besonders Begabte auffallend aus, sondern es machte sich auch an Allen ein Grad des Fortschritts bemerkbar, wie er in einer so kurzen Zeit und bei den vielen Hindernissen, die einer werdenden Anstalt gewöhnlich entgegen treten, sich kaum erwarten ließ. So erregten im Violon Anton Wemer und im Cello Johann Wollmann besondere Aufmerksamkeit, und Joseph Kolmschlag, Schüler der IV. Klasse, berechtigt in der Flöte, bei seiner großen Jugend und seinem gerühmten Fleiße, zu großen Erwartungen, was der allgemeine Beifall, den derselbe durch sein Spiel erhielt, deutlich aussprach. Seines Lehrers, des Prof. Küttels, Leistungen haben sich bereits in mehren öffentlichen Produktionen die verdiente Anerkennung verschafft. Vorzüglich groß ist die Zahl der Violinspieler, welche an dem Prof. Happ, einem Schüler Spohrs, einen ausgezeichneten Lehrer haben. Es ist, meiner Meinung nach, immer ein gutes Zeichen, wenn gerade die Zahl der Violinspieler groß ist, und setzt einen vorherrschenden musikalischen Sinn voraus, weil dieses Instrument, bei der Schwierigkeit seiner Behandlung und dem ausdauernden Fleiße, den es erfordert, sich erst nach langem Mühen als ein dankbares bewährt, und zu effektmachenden Produktionen sich noch nicht hergibt, wenn Walzer und Variationen schon längst den Klavierspieler beglücken. Möge deshalb Joseph Janauschek (Schüler der II. Klasse), dessen Anlagen mit Vergnügen wahrgenommen wurden, in seinem Fleiße fortfahren. Durch sicheren festen Strich und durch zierliche Bogenführung zeichneten die Lehramtskandidaten Schefczik und Meldner sich aus. Möge den Pianofortespielern, — unter denen der Schüler der I. Humanitäts-Klasse, Emmanuel Richter, und der Realschüler Ludwig Bischitzky besonders hervortraten, und auch Ernst Balwanky nicht Geringes zu versprechen scheint, — und den Spielerinnen der Weg bis zu Liszt und zu Camilla Pleyel nicht zu lang und nicht zu beschwerlich werden! Für das Fortepianospiel hat übrigens das Institut an dem Professor Schreiber einen sehr wackeren und vielseitig gebildeten Lehrer gewonnen, den wir in den nächsten Soiréen des Institutes, im Vortrage sowohl eigener Kompositionen, als einiger Werke Beethovens öffentlich zu hören die Freude haben werden.

Es ist begreiflich, daß die Schüler in dem bisher Angeführten nicht sehr weit über die ersten Rudimente hinaus und in dem theoretischen Theile noch ganz in denselben befangen sind, doch scheint diese denselben genügend eigen zu sein.*) Im Gesange erfreute die zweckmäßige Wahl der Uebungsstücke. Fräulein Luise Herdiborsky trug Spohr's Lied aus Zemire und Azor vor; sie ist mit einer schönen Stimme begabt und intonirt mit einer ungewöhnlichen Natürlichkeit und Festigkeit. Die Härte des Vortrags werden Zeit und Unterricht leicht abstreifen; auch Fräulein Klotilde Gautsch erwarb sich ungetheiltes Lob. — Prof. Austerlitz ertheilt nebst Anderem auch Unterricht im Guitarrespiel; wenn dieses Instrument auch nicht eigentlich in den Plan eines Musikinstitutes gehört, so rechtfertigt seine Stelle in dem des Herrn Kinderfreund die oben ausgesprochene, dieser Anstalt zu Grunde liegende Idee. Auch haben die Guitarre-Lernenden und unter ihnen Aloys Pilsk Zeit und Mühe nicht verloren.

Demnach wird jeder Unbefangene in Folge dieser ersten Prüfung nur ein günstiges Urtheil über das Institut des Herrn Kinderfreund aussprechen können, um so mehr, da derselbe, von seinem hohen Protektor auf's Großmüthigste unterstützt, eifrig bemüht ist, auch manche andere Lücke auszufüllen, die hier bisher, wenn auch nicht unbeachtet, doch unausgefüllt blieb. Ich wünsche daher dieser Anstalt die regste Theilnahme und das glücklichste Gedeihen. **B. St.**

*) Es sollte mir sehr leid thun, wenn Einer der hier lobend Erwähnten mein mit Berücksichtigung der zu stellenden Erwartung gefaßtes Urtheil mißdeuten, und sich bereits für einen gemachten Künstler halten könnte. Ein Solcher befände sich auf dem besten Wege, in das leere Nichts, dem er kaum entstiegen, zurückzusinken.

Theater.

Den 17. zum Vortheile unserer vielverdienten Mad. Binder: „Ein Drama ohne Titel" in fünf Akten nach dem Französischen des St. Hilaire, von Lentner und Forst.

Also so weit ist es heut zu Tage schon mit der Pariser dramatischen Literatur gekommen, daß sie nach pikanten Titeln jagt, wie der Gewerbsmann nach hochtrabenden Ankündigungen und bunten Schildereien? Wenn es nur solchen Experimenten nicht eben also erginge, wie gewissen Toilettekünsten und Schönheitssurrogaten: es steckt am Ende nichts oder doch nicht viel dahinter.

Mad. Binder, diese begabte, geistreiche Künstlerin, war von jeher darauf bedacht, durch die Wahl ihrer Benefizstücke ihren geläuterten Geschmack und ihre Achtung für das Publikum auf schöne Weise zu bethätigen, und es ist daher ein trauriges Omen für die produktive Seite des modernen Theaters, daß sie dessenungeachtet dieses Mal sich genöthigt sah, mit einer Novität so ganz mittelmäßiger Qualität vorlieb zu nehmen. Das Stück hat zwar allerdings ein paar Situationen, die nicht ohne drastische Wirkung sind, aber es schmeckt im Anfange so ziemlich nach der „Lyoneserin" und dem Ende zu nach „Othello", ohne doch weder von dem Geiste des einen, noch der erschütternden Wahrheit des andern dieser beiden Dramen participirt zu haben: der Dialog fließt breit und schläfrig dahin, und ergänzt so den Effekt der Komödie, falls es der Zuschauer sonst nicht glauben wollte, daß dieselbe vier Jahre, eine Woche und drei Tage dauere — denn diese Zeit hindurch spinnt sich die Handlung fort. Die Charakterzeichnung anbelangend, so that es uns besonders um das anfänglich derb-naive, ja beinahe etwas bornirte Wesen Jeanetten's (gegeben von der Benefiziantin) leid, das sich in den weiteren Akten ohne alle Umstände in das Air einer klugen, erfahrenen Weltdame metamorphosirt. Tadel genug für den Autor, daß die Darstellerin selbst mit einem Talente, welches eine wahre humoristische Prachtausgabe der Natur genannt werden kann, diesen seinen Mißgriff nicht zu decken vermochte. — Neu könnte übrigens an der ganzen Novität wohl höchstens die Schlußkatastrophe genannt werden. Graf Montalegrez (Hr. Fischer), dessen Frau, Julie, zu ihrem Milchbruder und Jugendgespielen in ihrem Herzen eine heimliche aber tugendhafte Liebe bewahrt, wird eifersüchtig, überzeugt sich von der Treue seiner Gemahlin, und um ihrem Glücke nicht im Wege zu sein, erschießt er sich. Eine fortlaufende Episode zu dieser Haupthandlung bilden die Scenen zwischen Jeannetten und ihrem Freier und nachherigen Manne Birotean, einem Dupe, welcher aus einem Runkelrübenfabrikanten Banquier und endlich gar Deputirter wird. Hr. Feistmantel hielt in dieser Rolle die Lachlust seiner Verehrer rege, doch glaube ich, Hr. Polawsky würde sich besser dafür geschickt haben. Dem. Frey war als Julie an ihrem Platze; Hr. Dietz schien mir für die Partie des Henri wenig Liebe zu haben und jene des Hrn. Fischer ist sehr undankbar. Mad. Binder und mit ihr Dem. Frey und die H. H. Dietz und Fischer wurden zwei Mal gerufen. Das Stück wird schwerlich viele andere Wiederholungen erfahren, als die in ihm selber vorkommen, denn nach meinem Dafürhalten steht es unter dem „Majoratserben" oder „Fräulein vom Lande" u. s. w. — Wenn gleich das Haus recht besucht war, so hätte das große Talent und die allgemeine Beliebtheit der Mad. Binder doch einen noch zahlreicheren Zuspruch erwarten lassen. — **nd. u.**

Hiezu die Beilage Nr. 5.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

No 5. Beilagen zu „Ost und West.“ 1840.

Zu No. 25.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Ueberall in Rußland kommt man mit den Frauen weit weniger in Berührung, als mit den Männern, und daher mag es denn kommen, daß die Reisenden über die Kleidung der Frauen noch weniger gut unterrichtet sind, als über die der Männer. Meine ganze Kenntniß über diesen Punkt besteht in Folgendem: Der Rock der großrussischen Weiber heißt „Ssarafan.“ Er ist natürlich das Hauptstück der Kleidung und in der Regel von greller Farbe, gelb, blau, oder, wie wohl meistens, roth; denn roth ist die Lieblingsfarbe der Russen, bei denen daher auch „roth“ und „schön“ durch ein und dasselbe Wort „Krassnoi“ bezeichnet wird. Daher auch das so beliebte Volkslied: „Krassnoi Ssarafan“ („mein rother Ssarafan“). — Shubki heißt das Unterkleid, deren sie im Winter zwei tragen, Rubaschka, wie bei den Männern, das Hemd, an dem sogar der Knopf am Halse, der manchmal sehr prächtig ist, einen eigenen Namen hat: „Sapinka.“ Die Kopfbedeckungen, welche die großrussischen Weiber tragen, sind sehr verschieden. Das Hauptstück ist der „Kakoschnik“, mehr indessen ein Schmuck, als ein Kleidungsstück. Der Kakoschnik ist ein sehr hohes Diadem, welches die Bauerfrauen zuweilen aus Pappe mit überzogenem Gold- oder Silberstoff tragen, die reichen Kaufmannsfrauen aber reicher ausschmücken, und welches von den prächtigsten Edelsteinen und Perlen bei den Damen des Hofes erglänzt, wenn sie sich in nationalrussischer Gallatracht zeigen. Der Kakoschnik ist natürlich nicht für den alltäglichen Gebrauch. Eben so wenig der ihm ähnliche „Pawoinik,“ der darin von ihm abweicht, daß er hinten geschlossen ist. Für gewöhnlich haben die russischen Frauen seidene Tücher um den Kopf gewickelt, die sie auf verschiedene Weise zu gefälligen Hauben zusammenzunesteln wissen. Bei den Frauen der Kaufleute sind diese Tücher meistens kaffeebraun. Die verheiratheten Frauen haben das Haar auf dem Haupte zusammengelegt, die Mädchen tragen es in einer einzigen langen Flechte hinten herabhängend, welche sich in bunten Bandschleifen endigt. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in diesem Theil ihrer Toilette in der Regel bei weitem nicht so unordentlich sind, wie in manchen Gegenden Deutschlands die Bauerfrauen mit ihren federhaarigen und zerzausten Coeffuren. Die Großrussin und ihr Ehegemahl halten etwas auf schlicht anliegende Haare, und sollten sie auch nur mit Butter zusammengeklebt sein. Butter ist ihre gewöhnliche Pomade, und wie viel sie darauf halten, sah ich einmal in Charkoff, wo ein großrussisches Mädchen mit vieler Geschicklichkeit ein großes Butterfaß gestohlen hatte. Bei der Untersuchung ergab sich, daß sie keinen Bissen davon genossen, wohl aber ein bedeutendes Quantum für den Sonntagsglanz ihrer Haare verbraucht hatte. —

Als Oberröcke dienen den Frauen verschiedene Kleider, vor allen und gewöhnlich der „Schugai“, den sie beim Ausgehen anlegen, und der dem Kaftan der Männer entspricht. Der Schugai ist im Sommer kurz, im Winter lang. Alsdann die kurzen kleinen Jäckchen „Duschagreika“ und „Kabawaika“, welche die allerliebsten Mädchen ganz allerliebst kleiden. Beide sind in der Regel mit Pelz gefüttert, und sonst ganz gleich, nur daß die Duschagreika keine Aermel hat. Sie soll nur die Brust wärmen. Daher auch der Name, der so viel bedeutet, als „Seelenwärmer“, indem die Russen derselben poetischen Wendung sich dabei bedienen, wie Odysseus, wenn er sagt: „Nachdem wir unsere liebe Seele mit Speise und Trank erfreut.“ — Im Winter tragen die russischen Weiber natürlich auch große lange Pelze, die in der Form wenig von den Pelzen der Männer abweichen, mehr im Stoff. Die wohlhabenderen haben nämlich meistens Pelze von Hasenfell, Katzenfell, die reichen von Fuchs, Zobel u. s. w., die armen freilich auch nur wie die Männer von Schaffell, so daß im Winter sich Frauen und Männer wenig unterscheiden lassen. Die Beschuhung der Weiber besteht auch blos in solchen, aus Lindenbast geflochtenen „Lapti's“, oder sie haben auch ordentliche „Baschmaki“, Schuhe, meistens von grüner oder gelber Farbe mit rothen Kanten.

Die Tracht der kleinrussischen Weiber unterscheidet sich von der großrussischen vor allem darin, daß sie viel einfacher ist, als jene, und daß in der Regel nicht so viele bunte, helle Farben darin zum Vorschein kommen. Im Ganzen sind sie gekleidet wie die Störche, d. h. Schwarz und Weiß herrschen vor, daher sie auch spottweise von den Großrussen „tschornije gussi“ („schwarze Gänse“ d. h. „Störche“) genannt werden. Meistens erscheinen sie nur in einem weißen Hemde, das ihren Oberleib eng umhüllt, und in einem schwarzen oder dunkelbraunen Unterrock, der sich unten eben so eng anschließt. Dieser Rock ist weiter nichts als ein großes viereckiges Stück Tuch, dem der Schneider weiter gar keine Facon gegeben hat. Sie wickeln es sich anderthalb Mal um den Leib und befestigen es am Gürtel. Ihre Hemden sind meistens mit blauen oder rothen Litzen ausgelegt, und in diesen genannten Dingen besteht in der Regel ihre gewöhnliche Alltagstoilette. Bei schlechtem Wetter und am Sonntage legen sie dann aber auch natürlich noch kurze Ueberröcke an, die gewöhnlich weiß oder dunkelbraun sind, und im Schnitt der Duschagreika ähneln, welche Groß- und Kleinrussen gemeinsam ist, und eigentlich eine kleinrussische Erfindung sein soll. Die Haare tragen die Mädchen in zwei Flechten zusammengelegt. Ein Hauptstück ihrer Toilette sind aber Blumen, mit denen sie fast immer geschmückt erscheinen. Sie stecken sich die Blumen in regelmäßigen und dichten Kronen auf dem Kopfe zurecht, indem rund herum eine Ringeldlume, Mohn-Blüthe oder Kaiserkrone dicht neben der andern befestigt wird, krönen sich jeden Morgen so umständlich, und erscheinen in diesem Schmucke bei der Arbeit, wie an Feiertagen. — Die vornehmen klein- wie großrussischen Damen von Adel richten sich, wie bekannt, mit derselben Pünktlichkeit nach den Pariser Moden, die sie von Petersburg aus und zwar mit einer bewundernswürdigen Promptheit empfangen. Uebrigens mischen sie doch auch selbst diesen fremden Kleidern, indem sie innerhalb der Gränzen der von den Moden gestatteten Freiheit so eigenthümliche Wahl treffen, so viel Nationelles bei, daß eine russische Dame beim ersten Auftreten nicht zu verkennen ist. Die Farben, welche dem Geiste der Nation gefallen, spiegeln sich auch in ihrem Gefieder wieder, die Fülle und der Reichthum der Kleidung, welche die Nation liebt, machen sich eben so bemerklich und selbst die ausländischen Facons müssen sich zuweilen nach dem volksthümlichen Schnitt etwas umformen lassen.

Die Küche und Tafel der Klein- und Großrussen stehn sich eben so schroff einander gegenüber, als die Garderobe und Toilette. Im Ganzen steht wohl die kleinrussische Küche entschieden über der großrussischen, wenigstens in Bezug auf den Stoff, den sie bearbeitet, wenn auch nicht in Bezug auf die Kunst, womit sie ihn behandelt; denn darin ist wohl so wenig die eine wie die andere ausgezeichnet, — mit einigen Ausnahmen allerdings. Die Kleinrussen nähren sich im Ganzen genommen weit besser als die Großrussen, d. h. mit weit konsistenteren und nahrhafteren Gerichten. Da sich die Großrussen im Ganzen wieder kräftiger nähren als die andern Slawen und Deutschen, und da die germanischen Völker wieder mehr und besser essen als die romanischen, so scheint daraus zu folgen, daß der Kleinrusse in ganz Europa der wohlgenährteste und best gesättigte Mann sein müsse, was man seinem magern Gesichte und seiner schlanken Taille allerdings in der Regel gar nicht ansieht.

Wenn in der Küche des Deutschen entschieden die Kartoffel und Schwarzbrod die Hauptrolle spielt, so ist es in der Küche des Großrussen Kohl, und Fisch und Fleisch, in der des Kleinrussen aber Fleisch und Speck und Fleisch.

Die Großrussen leben am besten im Jaroslawschen Gouvernement, wo überhaupt der Bauer der wohlhabendste, gesündeste und frischeste des Reichs ist. Der Landmann von gewöhnlichen mittleren Vermögens-Umständen durchspeist den Tag und die Woche folgendermaßen: Des Morgens um 5 Uhr stehen sie auf und machen sich ohne Kaffee, nach einem Trunk aus der Schnapsflasche an die Arbeit. „Parobolawschi"*) (d. h. ein wenig abgearbeitet habend) gehen sie um 9 oder 10 Uhr zum Frühstück, was bei unserm Bauer in der Regel fehlt. Dies Frühstück besteht aus „Blinni" (Kuchen aus Mehl und Butter) und Fisch (Hausen und Stör u. s. w.). — Nach etwas frischer Arbeit um 12 Uhr Mittagsessen. Der Küchenzettel zeigt: „Schtschi" (Kohlsuppe) und paschlobka (ein Gemengsel aus gehackten Kartoffeln, Schmant, Butter, Eiern), oder Karlowniiza (Eierkuchen mit Butter), oder Kasche (Grütze), und wenigstens 2 oder 3 Mal in der Woche „sharkoje" (Braten), Saitze (Hasen), olon (Elenn), ulki (Enten). Am Abend um 6 oder 7 Uhr „rábunca" (gehackte Kartoffeln mit Milch).**) Mittwochs und Freitags wird gefastet, und es gibt dann eine „posdnoi kuschanie" (Fastenspeise). Frühstück: „posdnoi schtschi" (Fasten-schtschi) und Wasser. Mittags: Fasten-paschlobka ohne Butter, Eier und Schmant, blos mit Wasser und Salz, Fasten-schtschi und Fisch aus dem Wasser, und Posdnije pirogi (Fasten-Pirogen). Ein gewöhnliches Sonnabendgericht ist die jaischnilza (aus Eiern, Mehl und Fleisch gemischt). — Am Sonntage wird den ganzen Morgen gefastet, bis der Gottesdienst beendigt ist und zwar so streng, daß auch nicht einmal Brod und ein „Schälchen"***) genossen wird. Um 12 Uhr entschädigt aber dafür ein um so kräftigeres Mittagsmahl, bei dem „sharkoze" nicht fehlen darf. — Das Hauptgetränke für den Durst ist „Kwas." Doch wird auch, da sie nicht so viel Milch zum Kaffee trinken, und nicht so viel Butter als bei uns gemacht wird (weil das Oel häufiger an die Stelle derselben tritt), viel frische fette Milch getrunken. — Sonntags nach dem Mittagsessen „otdüchalj". Dies „otdüchalj" ist ein dreistündiges dolce far niente mit Traum, Schlummer und Geschwätz vermischt. Gegen Abend „pogulatsa" und „katschatsa" (müßig spazierend umherstreifen und schaukeln).

Dies ist im Ganzen ein sehr bequemliches und nicht ärmliches Leben, und doch lebt und ißt durchweg der Kleinrusse noch besser, und hat besonders eine Menge Fleisch-Speisen mehr, obgleich er freilich dabei den einfachen Grundsatz hat: Fleisch ist Fleisch, und es weder mit dem „haut goût" desselben, noch mit seiner Zartheit sehr genau nimmt, so daß wohl mancher unserer deutschen Landsleute lieber bei seinen Kartoffeln und Kaffee-Wasser bleiben möchte, als mit dem kleinrussischen Braten theilen. Der beste Braten, den man bei ihnen bekommt, ist „baraunina" (Lammfleisch), und fast ist es auch neben Ochsenfleisch der einzige. Denn Kalbfleisch zu essen halten sie gewissermassen für eine Sünde, da man ja die Milch, die eine Kuh, und das Talg, das ein Ochse später geben kann, vorweg mit verspeist. Selbst die gebildeten und vornehmen Kleinrussen kann man in Petersburg leicht, wenn es sonst keine Kennzeichen für sie gäbe, an ihrem Enthusiasmus für „baraunina" erkennen, und des Gebratenen, Gekochten, Gedämpften, Gehackten, Gestückten, Gemischten und Gemengten, das sie davon bereiten, ist eine große Mannigfaltigkeit. Als große Heerdenbesitzer trinken sie noch mehr Milch als die Großrussen, machen aber noch weniger Butter, da sie das ihnen nöthige Fett weit mehr theils aus dem Speck der Schweine, theils aus den Pflanzen ziehen. Das Oel essen, lecken und trinken sie noch mehr als die Großrussen, da auch ihre Steppen ihnen noch mehr Oelpflanzen liefern. Sie lieben das Oel so, daß sie ihr Land für das schönste halten, weil darin Milch und Oel fließt.****) Das Hauptgericht des Kleinrussen ist der „Borschtsch," der dem großrussischen „schtschi" entspricht. Doch fehlt in jenem weit seltener als in diesem ein tüchtiges Stück Fleisch. Es gibt einen eigenen „Sommer-" und einen, anders bereiteten „Winter-Borschtsch." — Kwas trinken die Kleinrussen weniger als die Großrussen, und den wenigen, den sie trinken, machen sie mehr aus Obst als aus Mehl. Desto mehr sprechen sie dem „garelka" (Branntwein) zu, den sie in noch unvergleichlich weit größern Massen trinken, als die Großrussen ihren „Wodka." — Auch die Backwerke der Kleinrussen sind andere. Ihr Brod hat andere Formen und Namen. Ihre beliebtesten Klöße, Mehlteig, mit gekäster Milch gefüllt und mit zerlassener Butter begossen, „Waraniki" genannt, die fast alle Tage einmal vorkommen, ihre galuschki sind alle ihnen eigenthümlich. Eben so verschiedene Arten von Purée's aus Champignons und Zwiebeln (Zwiebelmuß mit Speck), die mancher malorossianischer Gourmand vortrefflich findet. Wie sehr die beiden Volksstämme verschieden sind, geht schon daraus hervor, daß es bei den Kleinrussen eine konstante Art die Zwiebeln zu essen gibt, wie bei den Großrussen, die wie schon an einem andern Orte beschrieben. Man kann beide Nationalitäten an der Art, Zwiebeln zu essen, auf den ersten Blick erkennen. Eben so bemerkten wir auch schon früher Einiges über die Vorliebe der Kleinrussen zu Kürbissen, Melonen, Wassermelonen u. s. w., so wie auch über das sie so auszeichnende Beißen verschiedener Kerne. Auch mag es noch für sie, die Leckermäuler und Naschlustigen, die den Honigseim mit Löffeln essen, charakteristisch sein, daß gerade in ihrem Lande die schönsten Fruchtsäfte und eingemachten Früchte bereitet werden. Freilich spielen in dem an hunderterlei schönen Beeren so reichen Rußland die „Warenie"*) überall eine sehr große Rolle. Doch übertreffen die gezuckerten Fruchtsäfte aus Nieshin in der Ukraine und Kiew in Kleinrußland Alles, was man dieser Art finden kann, und Kiawski Warenije sind ein überall in Rußland gesuchter und angebotener kostbarer Artikel, und in der That so einzig vollkommen in ihrer Art, daß, wenn Einer zu gleicher Zeit Gourmand und Poet genug wäre, er ihnen eine Ode singen müßte. Wenn alle Dinge in Kleinrußland so ausgesucht vollkommen und untadelig wären, wie seine Warenie, so wäre es ohne den leisesten Widerspruch das untadeligste Land unter der Sonne. Eigen ist es, daß bei einem Volk, das so sehr Süßigkeiten liebt, wie die Russen, und wo der Wohlhabende kein Mittagsmahl einnimmt, ohne hinterher mit Süßigkeit gesättigte Säfte zu schlürfen, doch ein so säuerlicher Geist durch Küche und Keller weht; von dem alle alltäglichen und beliebtesten Gerichte und Getränke, sogar Brod und Wasser**) angehaucht zu sein scheinen.***)

Wie in ihren Gesängen und Dichtungen, so sind auch in ihren Tänzen die Kleinrussen völlig verschieden von den Großrussen, so wie ebenfalls in ihren musikalischen Instrumenten. Die eigenthümlichen Tänze der Kleinrussen sind: der „Thurawl," der Kranichtanz. Es geht dabei Einer voran, dem alle übrigen Tänzer folgen, seine Bewegungen nachahmend. Der Name mag von den Tänzen der „numidischen Jungfrauen" genommen sein, einer Spezies Reiher, die sich häufig in den kleinrussischen Steppen finden, und die in der Steppe häufig eigenthümliche Tänze zusammen aufführen sollen. Alsdann die „Gorlitza", „der Turteltaubentanz" und endlich die „Dudutschka", „der Pfeifentanz." — Die Großrussen haben zwei Ausdrücke für Tanzen: „tanzawalj", tanzen wie die Ausländer, auf den Bällen, in gebildeten Gesellschaften u. s. w., und pläsalj, „National-russisch tanzen." In diesem pläsalj ist die Hauptfigur das „w'prissatku", wobei der ganze Körper

---

*) Participium von „parobotalj" „etwas von der aufgegebenen Lektion abarbeiten."

**) Die vielen Kartoffel-Gerichte sind blos dem Jarosilawschen Gouvernement eigen.

***) Nämlich ein Schälchen Branntwein.

****) Ich konnte mich einmal mit einem Kleinrussen über Honig nicht verständigen, dessen kleinrussischen Namen ich vergessen hatte. Da ich ihm eine Beschreibung dieser Substanz von ihrer Süßigkeit u. s. w. machte, glaubte er, ich meine wohl „Oel".

*) „Eingekochtes."

**) Gurkenwasser und Kwas, d. h. mit Honig gesäuertes Wasser. —

***) Wir werden über den Geist der russischen Küche noch einmal besonders handeln, wenn wir glauben sollten, dabei auf Leser hoffen zu dürfen.

abwechselnd auf den einen und auf den anderen Hacken herabsinkt und das andere Bein steaff ausgestreckt wird, so wie eben so eigenthümlich das Zucken mit den Schultern, das Spiel der Mienen, und auch manche Positionen der Füße, die in keinem unserer Tänze vorkommen. Die „Wasnanka“, „der Frühlingstanz“, ein Reigentanz, den die jungen Mädchen und Burschen im Frühlinge durch die Dörfer tanzen, ist Klein- und Großrussen gemeinschaftlich, eben so die „Kaszkka“, ein reizender pantomimischer Tanz zwischen einem Burschen und seiner spröden Geliebten, obgleich sie wohl ursprünglich von den Kleinrussen herübergekommen ist.

Die vorzüglichsten Instrumente, die man in Großrußland findet, sind die **Balalaika**, **Skruibka** und **Dudutschka**, eine Art Cyther, Violine und Flöte. In Kleinrußland findet man nicht nur mehre Arten von Instrumenten, sondern auch eine weit größere Menge von Exemplaren jeder Art verbreitet. Statt der großrussischen „**Balalaika**“ haben sie den „**Zymbal**“ (Cimbel). Es ist derselbe ein viereckiger, länglicher, niedriger Kasten. In der Oberlage desselben befinden sich zwei große runde Löcher, und darüber sind ein halbes Dutzend Saiten gezogen, die mit den Fingern gerissen werden. Diese **Zymbali** sind wohl außer der „**Skrubka**“ (Violine) das bei den Kleinrussen verbreitetste Instrument, und ohne sie kann keine Musik in Kleinrußland statthaben. Die Violine ist in Jedermanns Händen, welches freilich nicht immer Paganini's Hände sind, was schon daraus ersichtbar, daß, während Paganini oft ganze Konzerte auf einer Saite ausführte, die Kleinrussen meistens den geringsten Tanz auf allen vier Saiten zugleich spielen. Uebrigens gibt es in jedem Dorfe Leute, welche Violinen zu machen verstehen, und auf jedem Markte sieht man ganze Boutiken voll hübscher weißer, aus Lindenholz geschnitzter Violinen, die zu wenigen Groschen zu kaufen sind — Zu den **Zymbali** gehören die „**Bubni**“ die kleinrussischen Tambourins, und wenn der Kosak die Zymbeln klingen und die Tamburins dazu erdröhnen hört, gelingen ihm seine Tänze am besten. — Echt kleinrussisch ist auch noch die „**Bandura**“, welches Wort und Ding man in Großrußland gar nicht kennt. Diese **Bandura** ist eine Art Guitarre mit langstieligem Griffbrett und 20 bis 30 Saiten, von denen immer die eine kürzer als die andere ist. Eben so verbreitet wie sie, ist die „**Kobsa**“ oder „**Wolhuinka**“ (vielleicht weil sie ursprünglich aus Volhynien kam), „der Dudelsack.“ Man findet sie besonders häufig bei den „**Tschabans**“ (Schafhirten). Diese Leute sind so musik- und tanzlustig, daß, wenn sie allein auf der Steppe sind, und niemanden haben, der ihnen aufspielt, sie zugleich tanzen und sich selber dazu den Dudelsack blasen. Geräth der **Tschaban** dabei in zu lebhafte Begeisterung, oder kommen zu schwere Touren, welche die gleichzeitige Handhabung des Instruments unmöglich machen, so wirft er den aufgeblähten Dudelsack ins Gras und seinen schweren Mantel, oder sonst etwas Gewichtiges darüber, und tanzt dann um das forttönende Instrument herum, von Niemanden bei diesem interessanten Schauspiele, als von seinem Vieh beschaut, oder allenfalls von einem beobachtenden Reisenden belauscht. *) Diese Hirten schnitzen sich in ihrer arkadisch friedlichen Muße auf den Steppen auch noch sonst manches andere tönende Instrument, z. B. die **Ssopuilka**, eine Art Klarinette aus dem Holz des Hollunderbusches und verschiedene Arten von Flöten aus dem Schilfe, das die Steppenflüsse ihnen in so vorzüglicher Güte und Menge liefern. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur.

Gedichte von K. F. Dräxler-Manfred. Frankfurt. Sauerländer.

Wohl sind die Dichter glücklich, die vom alten Europa fortziehen können zum reinen Osten, dessen Himmel ewig blau, dessen Sonne ewig golden, dessen Flur ewig grün ist; sei's nun zu den Ebenen von Tiflis, wo der Naphtafeuerglanz die Sterne verdunkelt, oder zu den Ruinen Palmyra's, in dessen verfallenen Thürmen die Dschinnen hausen, oder gar zum heiligen Fluße Ganges, in dessen Fluten die schönste Jungfrau Delhis ihre Abwaschungen verrichtet. Sie sind zu beneiden, diese Dichter. Nicht Jeder kann, ob er es auch möchte, Abschied nehmen, wie sie es thun, von der alten Europa und ihren alten Schmerzen, die ihn wie Bande umstricken. Der deutsche Faust, der in enger Kammer qualvoll unter der Last des Denkens ringt, und den Schmerz eines Gottes fühlt, wenn er im Geiste die Weltgeschichte von Urbeginn an nachschafft, kann sich nur linkisch benehmen im grünen, wallenden Kaftan und grünen Turban; der schwarze ernste Rock, das schwarze Barett kleiden ihn besser. Er fühlt es, wie schön es sein muß, schmerzentfesselt

> Nachzulauschen dem Gekose
> Zwischen Nachtigall und Rose.

in allen Farben des Orients zu schimmern, „Patriarchenluft“ statt des Kohlendampfs zu athmen — aber vergebens! — er kann sich nicht losreißen von dem Lande, das ihn geboren und mit so bitterer Milch großgezogen hat. Darum sind nur wenig deutsche Dichter bis zum Orient gelangt, zum Beweis, daß Asien recht eigentlich der Deutschen Heimat sei. In einer kleinen Karavane sind sie durch die Wüste gezogen: Goethe als Chorführer, Hammer als Forscher, Stieglitz als Ethnograph, Freiligrath als Landschaftsmaler, indeß der große Rückert am Ganges völlig als Bramine geweiht wurde, und in Dschelalledin einen Bruder fand. Auch Dräxler-Manfred, dessen Gedichte uns hier vorliegen, hat sich zum Osten geflüchtet, und seine Lieder sind am glühendsten und innigsten, je eigenthümlicher sie dem Osten angehören. In der That, es wandelt der Geist wie im Taumel durch dies Buch, das sich wie ein heller, sonnebeschienener Garten weit hin ausbreitet. Jedes Lied ist eine duftige östliche Rose, aus deren Kelch es flüstert:

> Ich die Rose frank und frei,
> Königin der Düfte,
> Sende die Gesang im Mai
> Grüßend durch die Lüfte;
>
> Die, o treues Menschenherz,
> Treue Menschenseele,
> Daß der Kummer und der Schmerz
> Länger dich nicht quäle.

In solchem Rosengarten stirbt der Gram wie ein Nachtphantom im Meere des milden Lichts, das uns umflutet. Der Dichter aber, die Züge von der Seligkeit des Genießens verklärt, wandelt Blumen deutend, Märchen erzählend umher. Die Mehrzahl dieser Lieder ist so innig, so schlagend, so weich, daß man es ihr ansieht, sie sei an der Seite der Geliebten gedichtet worden, wenn uns auch der Dichter nicht sagte:

> Mir zur Seite, wenn ich dichte,
> Sitzt die Liebste treu und mild,
> Und von ihrem Angesichte
> Nehm' ich Gleichniß mir und Bild.
>
> Mit dem Auge feuersendend
> Bringt sie Sturm in meine Brust,
> Mit der Lippe wonnespendend
> Gibt sie wieder Friedenslust.
>
> An der Wangen Rosenlichte
> Zündet sich mein Sehnen an,
> Das dem werdenden Gedichte
> Sich verweben muß alsdann.

Nun kömmt aber noch zu dieser Glut und Innigkeit der Empfindung eine höchst vollendete Form und die schönste Frische des Ausdrucks; sie macht es, daß diese Lieder wirklich wie Liebestauben vor uns aufflattern. Ein Lied, nur deshalb aus vielen, gleich zarten, hervorgesucht, weil es das kleinste ist, möge dies beweisen:

> Eine gute Nacht
> Hab ich jüngst gefunden,
> Eine süße Frucht
> Holdverträumter Stunden.
>
> Engel hatten Acht
> Ueber mich im Traume,
> Einer küßte sacht
> Mich am Lippensaume.
>
> Morgens aufgewacht,
> Hab ich süßbeklommen
> Leise nachgedacht,
> Wie das all gekommen?

*) Für einen Maler gäbe ein solcher einsam auf der Steppe im Grase um seinen Dudelsack herumtanzender Tschaban in der Mitte seiner Heerde ein hübsches, jedenfalls ein sehr charakteristisches Genrebild. —

Und es fiel mir ein,
Was die Liebste sagte,
Als ich über mein
Scheidenmüssen klagte:

Süß rief sie den Gruß:
Gute Nacht! beim Trennen,
Und dies Wörtlein muß
Wunder wirken können.

Auch der leichte Scherz läßt dem Dichter gut, wenn es der seiner Natur eigenthümliche ist, wie im Liede: „Knabenloos“ und in manchen andern; um so unangenehmer ist es, wenn plötzlich wildfremde Heine'sche Dissonanzen hervorklingen, wie im Gedichte „Erinnerung“ S. 32, die uns so recht aus den Illusionen des Orients herausreißen. Unter den schönen Märchen, die uns Drärler erzählt, haben mich das Märchen von Harun al Raschid S. 369, vom Juwel 132, und von Iskender am meisten angesprochen. „Die Negerin“ ist gar zu gräßlich, der „Schleier“ einer Orientale von Viktor Hugo nachgebildet.

Die Ausstattung dieses Buches rivalisirt mit den Gedichtsammlungen der Cotta'schen Offizin. Alfred Meißner.

Die Homöopathie. Ihr Wesen und Wirken am Krankenbette. Ein Wort der unbefangenen Betrachtung von Med. Dr. Lucka. Prag. 1840. gr. 8. 42 Seiten.

Nicht sobald dürfte eine Erscheinung der neuesten Tagesliteratur ein solches Interesse, fast könnte man sagen, Aufsehen erregt haben, wie dies bei vorstehender Broschüre der Fall ist. Leicht erklarbar wird der allgemeine Antheil, den die medizinische Welt, ja selbst Laien an dieser Flugschrift nehmen, durch die Witz- und Geist-durchdrungene Beantwortung einer höchst interessanten Zeitfrage „über das innere Wesen und Wirken der Homöopathie am Krankenbette?“ — die eigentlich durch eine in der Augsburger Allgemeinen Zeitung angesponnene, und hierauf allerdings etwas sonderbar in der Prager politischen Zeitung fortgesetzte Kontroverse hervorgerufen wurde.

Obgleich der geehrte Verfasser in seiner gedrängten Beleuchtung des Hahnemann'schen Heilsystems wirklich Nichts erörtert, was nicht schon in allem Anfange durch Simon jun., Jörg, und in neuester Zeit selbst durch Dr. Eisenmann auf eine eben so gründliche als beinahe erschöpfende Weise zur Sprache gebracht worden wäre, so gebührt demselben doch das Verdienst, alle Zweifel an dieser Heilmethode für Jedermann faßlich zusammengestellt, und somit eine zwar gedrängte, aber dessenungeachtet klare Darstellung über die Unzulänglichkeit dieses Heilsystems geliefert zu haben.

Dadurch kann jedoch der Glaube an das Wirken der Homöopathie nur theilweise erschüttert, keineswegs aber ganz entkräftet werden, wie denn überhaupt die Zeit allein über das Bestehen oder den Untergang einer Wissenschaft entscheiden dürfte, die durch manche gelungene und mißlungene Kuren eben so viele Stimmen für, als gegen sich aufzuweisen hat. Nur das hohe Alter der Allöopathie, und ihre, Jahrhunderte hindurch bewährten Erfolge sprechen für dieses System; ob aber das durch Hahnemann in das Leben gerufene Heilwesen, nach Jahrhunderte lang fortgesetzten Studien und Erfahrungen an dem Körper des Menschen geläutert und erhärtet, sich auch dann noch als unbewährt darstellen werde? dies ist eine andere Frage, deren Beantwortung der spätesten Nachwelt anheimgestellt werden muß.

Herr Dr. Lucka scheint dies mit gewissenhafter Rechtlichkeit bedacht zu haben; denn ohne die verschiedenen Fraktionen zu berühren, in welche Hahnemanns ursprüngliches System seiner Unzulänglichkeit wegen späterhin zerfiel, hält er sich blos an das eigentliche Wesen der Homöopathie in den ersten Zeiten ihres Entstehens. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte betrachtet, müssen wir daher seinem Ausspruche: „Sind die ersten Prinzipien einer Wissenschaft der gesunden Vernunft zuwider, wozu soll man auch noch in nutzlose Details eingehen? in so ferne beistimmen, als die dagegen vorgebrachten Einwendungen nicht anders, als mit dem bloßen Aufzahlen von Fakten motivirt erscheinen.

Uebrigens hat der geehrte Verfasser der an ihn durch Herrn Med. D. Tuwar ergangenen Aufforderung, in vorliegender Broschüre als Mann von Ehre entsprochen und seine Aufgabe nicht ohne Talent gelöst. — Ist es ihm auch nicht gelungen, neue Probleme aufzustellen, oder das Wesen der Homöopathie auf eine neue Weise zu zergliedern; so entwickelt sein Vortrag doch eine genaue Kenntniß und ein durchdachtes Studium der in jenes Fach einschlagenden Schriften, so wie ihm Witz und Scharfsinn, selbe treffend anzuwenden, in keinem Falle abgesprochen werden können. Dr. S.

Vive l'industrie!

Die Literatur gewinnt durch Benutzung der einmal herrschenden industriellen Sucht gewaltig an Popularität. Es könnte sich ein Familienvater für sein heranwachsendes Geschlecht eine recht zeitgemäße Bibliothek anlegen mit geringen Kosten. Hört! hört! das ist die Hauptsache. Unmaßgeblich möchten wir folgende Winke geben:

1. Dr. Heinichen und Prof. Kerndörffers: Kunst zu denken. 45 kr.

Die Kunst zu denken ist eine ganz besondere geworden. Aus diesem Schatze lernt er, wie man heut zu Tage urtheilt, d. h. aburtheilt; und — verlassen wir uns auf die Anzeige der Verlagshandlung — wie man ein vollkommener Schriftsteller wird. Im Anhange lernt man die zweckmäßige Benutzung der Zeit, d. h. hoffentlich, wie man die Zeit in Geld umsetzt.

Basse in Quedlinburg liefert wahre Schätze; aus ihnen schlagen wir vor:

2. Das Roulette-Spiel; richtiger Calkül und langjährige Erfahrung lehren, wie man jedenfalls gewinnen muß. Mit Abbildungen . . . . 45 kr.

Aus Fürst's in Nordhausen Verlage:

3. Die Kunst Arak, Rum und Cognac aus Kartoffeln, Zucker aus Runkelrüben, echten Champagner mit geringen Kosten darzustellen . . . . 30 kr.

und noch besser aber theuer:

4. Die Kunst alle Sorten (daß dich!) feine Branntweine und Liqueure richtig und mit den geringsten Kosten, ohne Destillation auf kaltem Wege zu verfertigen. — Wehe den Mäßigkeitsvereinen! aber . . . . 1 fl.

Die Verlagshandlung sagt darüber: Eine Anweisung, den schönsten Punsch, Arak, Rum, Cognac und den feinsten Champagner zu nicht höhern Preisen zu bekommen, als gewöhnlichen Fusel, wird gewiß willkommen sein.

O, willkommen, willkommen!

Nun aber die gesellige Bildung:

5. Englischer Dampfleichter, die Kunst in 9 Stunden englisch vollkommen zu sprechen rc. . . . . 9 kr.

6. Französischer detto . . . . 9 kr.

Wirthschaft.

Es ist nichts praktischer als wenn man aus Einem Alles machen kann. Diese Theorie hat auch Moliere's Geiziger, dessen Kutscher auch Koch und Tafeldecker ist. Daher Alles umfaßt das in Weimar erschienene:

7. Kartoffelbüchlein und Kartoffel-Kochbuch für Reich und Arm. Es lehrt aus Kartoffeln die mannigfaltigsten Suppen, Gemüse, Zuspeisen, Salate, Mehlspeisen, Backwerke rc. bereiten, so wie die vielfachste Benützung für den Viehstand und technische Gewerbe, namentlich zu Grütze, Sago, Brod, Butter, Käse, Bier, **Wein**, Kaffee, Seife, Lichtern, u. a. menschlichen Bedürfnissen, und kostet nur . . . . 30 kr.

Probatum est. B. St.

Literarische Notizen.

Mit Lenau's Albigensern steht es leider noch weit im Feld; der Dichter war Anfangs Willens, ein abgeschlossenes Epos zu liefern, hat aber diesen Vorsatz einerseits als unzeitgemäß, andererseits als für die freiere Entwickelung der poetischen Produktion allzuhemmend wieder aufgegeben. In der Form einzelner Romanzen wird der Stoff nicht nur aus der Gefahr der Monotonie gerettet, sondern er läßt auch der Individualität des Dichters mehr Raum, bei einzelnen, seinem Talente analogen Situationen länger zu verweilen, als es in einem abgeschlossenen Epos erlaubt wäre.

Vom Grafen Alexander von Würtemberg erscheinen „Lieder eines Friedenssoldaten,“ die durch Glut und eigenthümliche Anschauung sich auszeichnen. Die „Gedichte“ und die „Sturmlieder“ dieses Poeten erscheinen in einer neuen Gesammtausgabe bei Cotta. Es steht zu hoffen, daß dieses Gelegenheit geben wird, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen Dichter zu lenken, dem bisher noch nicht die Theilnahme geworden, die er verdient. * *

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnung: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 26. Samstag den 28. März **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Im Städtchen.

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

Die Heirathsmöglichkeit in einer kleinen Stadt ist bald ausgerechnet. Man kennt alle heirathbaren Männlein und Fräulein. Ein fremdes Element ist so selten, daß wenn man auf's Jahr drei Heirathsfälle von außen, oder nach außen annimmt, so ist dies das Aeußerste. Zum Mannsschießen kommen einige Fremde, vielleicht, nur vielleicht, man hofft das ganze Jahr darauf; ein unerwarteter Fremder dabei ist ein Meteor, an welches sich der Schlepp von dreißig Wünschen hängt. Wie empfänglich müssen nun die Paar Fremde in der Geschwindigkeit sein! Die Mädchen sitzen aufgepflanzt auf der Bank, das bescheidene Gesichtchen muß äußerst schnell zünden, wenn in den zwei Tagen Alles abgemacht sein soll. Denn reist er ab, ehe Alles richtig gemacht ist — so lautet der allgemeine Erfahrungssatz — dann wird's nichts. Das Bischen Aussteuer ist bei allen sehr gering, das Städtchen ist arm, die Bildung ist noch geringer: der Herr Tertius erzieht mit seinem kleinen Vorrathe von Kultur bereits die dritte Generation von Mädchen. Sie schreiben alle dieselbe Hand, kennen denselben Auszug aus der biblischen Geschichte, haben alle dieselbe Ansicht von der Bestimmung des Mädchens: Kochen, Stricken, gute Wirthin sein, etwas zurücklegen; das Nähen in Weißzeug bringt nichts. — Du siehst, es kommt Alles auf's glückliche Gesichtchen an und auf's muntre Naturell. Eine Poststraße führt nicht durch's Städtchen, eine Burg oder sonst was ist nicht in der Nähe; gerathen einige Reisende während des Sommers in „die silberne Ente" beim grünen Thurme, so haben sie sich gewöhnlich verirrt, trinken blos ein Glas Bier, und eilen weiter, sehen höchstens ein Mädchen an der Hausthür, und da ist doch kaum etwas zu erwarten, besonders bei dem schlechten Pflaster, was einem verwöhnten Reisenden keinen ruhigen Sitzpunkt und Augenpunkt gestattet. Ja, hätten wir eine Chaussée, nur einen Pferdemarkt, sagt der Bürgermeister, unsere Mädchen wären zehn Prozent mehr werth! — Und das ist zu glauben; denn die Verachtung ist gegründet, womit die Familienmütter auf die nächste Umgegend und auf den Wochenmarkt sehen, welcher kleine und größere Gutsbesitzer hereinführt. Seit der Scheffel Korn nichts mehr gilt, sagen die Mütter, sehn die Oekonomen nur auf's Geld beim Heirathen, und wenn wir unsern Kindern viel Geld mit geben könnten, da brauchten wir die Oekonomen nicht! Das ist auch richtig, und man erkennt die Schwierigkeit, oder die Einfachheit, welche sich den jungen Damen des Oertchens bietet. Es ist eine kleine Kontinentalsperre des Heirathens. Und dies Verhältniß ist ausgerechnet wie die Disposition eines Idylls, woran der Landgeistliche schrieb Ende vorigen Jahrhunderts. Man weiß genau, welche junge Leute zu einander passen, und finden sie sich nicht zu einander, so nennt man sie überspannt, beobachtet aber die Jungfrau und den Junggesellen bis wenigstens zum vierzigsten Jahre, und sagt alsdann: Nun hört, Kinder, jetzt ist's Zeit, jetzt erwartet Ihr einander nichts mehr, der selige Großvater hat's Euch immer gesagt. Natürlich, wenn man nichts mehr erwarten kann, so nimmt man das Nächste, und so wird die Generation immer dürftiger. Wenn erst Alles Herr Vetter und Frau Muhme ist in der kleinen Stadt, dann wird die Generation immer kleiner.

Auf dem äußersten Vorposten einer Bank saß eine der entschlossensten Mütter, welche für drei Küchlein zu sorgen hatte. Ich hörte im Vorübergehen von ihr die Kassandra-Aeußerung: „Studenten! ich hab das erlebt; zehn Jahre warten, alle Monate sechs Groschen Briefporto, und im elften Jahre geht die Sache zurück! Gott behüt's, ich möcht's meiner Lore nicht wünschen! Burgemeisters Röse soll nur 's Näschen nicht zu hoch tragen, sie soll froh sein, wenn's mit dem Kriminal was wird; ein Andrer ist für sie nicht da, wenn sie uns nicht gar 'nen Bürgersohn wegnehmen soll, und du lieber Gott, ich wollte, meine Christel gefiel dem Kriminal!"

Wirklich stand er bei Röschen und versuchte eine Unterhaltung, dieser Kriminal. Er war die erste Person des Gerichtes, und seit fünfzehn Jahren Witwer, ein Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Er war ein stiller, pockennarbiger Herr, der sich wegen starken Bartes dreimal in der Woche barbiren lassen mußte, zum Erstaunen des Städtchens, und dennoch den Abend vor der That stark ins Schwarzgraue schillerte. Weil er viel zu thun hatte, kam er nicht unter Fremde bis ins nächste Städtchen, auch war er mit Mädchen

etwas blöde, und mußte denn also mit Heirathsgedanken warten, bis Röschen, die einzige passende Partie, herangewachsen sei. Er war gutmüthig und wacker, und ein gescheidter Jurist.

Als wir Abends nach Hause gingen, faßte er sich ein Herz, und bot Röschen bei der Senatorscheune, wo der Weg das ganze Jahr hindurch grundlos ist, seinen Arm. Röschen lehnte ihn schnippisch ab. In der Nähe des Thors hat der Weg auch eine unheilbare Wunde; ich sprang hinzu, und Röschen ließ sich führen. Ich machte ihr Vorwürfe, daß sie den guten Mann so abgewiesen, und sie sagte leise, wie zu einem alten Bekannten: Ach, ich kann ihn nicht leiden! Der Kriminal war aber gar nicht beleidigt, ging mit uns bis an Röschens Haus, und als ich mich neben sie auf die Bank vor der Thür setzte, eröffnete er noch einige Aussichten über das Wetter, und wünschte uns dann einen glücklichen Abend und eine geruhsame und wohlschlafende Nacht.

Die Bänke vor der Thür sind die Operulogen der kleinen Stadt. Da sitzen die Leute des Abends, und sehen die Pracht, welche möglich ist in der sparsamen Welt: die Kühe kommen von der Viehweide, der leichtsinnigere Bürger geht mit der Pfeife auf die Kegelbahn hinaus, an den Doktor kommt ein Bote vom Lande. Herr Gott, wer mag nun da krank geworden sein! Ich habe bemerkt, daß unter denjenigen noch zuerst ein Anflug poetischer Fähigkeit zu finden ist, welche über zehn Uhr hinaus vor der Thür sitzen, und den Aufgang des Monds erwarten. In solch einer kleinen Gasse gibt's nichts als das Bischen Mond.

Röschen wollte mich versichern, daß sie das auch gern thue; aber es schien mir unglaublich, daß sie ein besonderes Interesse am Monde nehmen könne. Der Mond gibt eine Wehmuth oder eine Lebhaftigkeit des Herzens, und Beides hatte sie wohl nicht. Für die Deutschen, welche Bücher lesen, ist der Mond aus Jena gebürtig, wo er von den Romantikern zu Anfang dieses Jahrhunderts getauft und geadelt worden ist; er hat auch früher Sehnsucht geweckt, aber nicht so offiziell; und klassisch in der Literatur ist er erst seit jener Zeit. Aber im Städtchen war noch keine Bibliothek, der Schuhmacher Cyrus hatte erst seit Neujahr angefangen, ein Paar Bücher zu sammeln und auszuleihen, und dies waren zunächst mehr Bücher der Schiffstaue als der Mondesfäden.

Das klingt Alles unwichtig; aber sage, Freund, wenn das neben dir sitzende Mädchen nicht ein sehr begabtes Naturell hat, wovon unterhältst du dich mit ihr, wenn Lexikon und Grammatik des Umgangs nicht zur Seite geworfen, und der Roman dunkler, versinkender Liebesangen, zauberhaften Herzklopfens und Kusses bereits aufgeschlagen ist? Und auch dann! Wer mag denn blos und immer küssen? Wenn auch nicht Bildung, einen gewissen Sinn für Bildung, ich möchte sagen ein Interesse für die Tabulatur der Bildung hast du nöthig, um ein Gespräch über die Frage und Antwort hinauszubringen. Nun, aber das Mädchen kann ja naiv sein! Ja, naiv ist jedes sechzehnjährige Mädchen; wenn wir sie aber naiv nennen sollen, so muß eine Begabung in der Naivetät liegen. Auch wenn sie wenig spricht, lebendiger, bewegter Gedanke muß dahinter ruhn. Und daß ich's heraus sage: ich konnte kein rechtes Gespräch mit Röschen aufbringen. Sie antwortete, aber sie führte nicht weiter. Sie schien verzogen. Das kleine Interesse des Städtchens verläugnete sie; man hatte ihr übel genug eine Geringschätzung für dies Interesse beigebracht, und doch nicht irgend einen Stoff oder irgend ein Zeug für andres Interesse gegeben. Wenn sie auf Reisen, auf Natur, auf große Stadt und Gesellschaft deutete, um das Städtchen herabzusetzen, so waren dies nur inhaltlose Worte; sie wußte nichts davon, sie hatte nicht einmal die gestaltlose Sehnsucht darnach, es war bedeutungsloser Schall. So ließ das peinlich stockende Gespräch kein Behagen gedeihn. Und so groß ist die Macht des Geistes! wie liebreizend sie dasaß unter den spielenden Mondlichtern, die durch die Lindenzweige über der Bank zuckten, ich konnte keine Freude finden, weil die Welt des Wortes zwischen uns keine Verbindungsfäden fand. Ich sagte ihr gute Nacht, und wollte ihr die Hand küssen — ach, ich bitte Ihnen! sprach sie verlegen, nicht wie Gretchen, was sich zu niedrig dafür gehalten hätte, sondern wie die Kleinstädterin, die vom Handkuße nichts weiß.

Aufathmend, als wäre ich befreit, ging ich fort, und doch, als ich sie durch den hellen Mondschein in's Haus schlüpfen sah, wie allerliebst sah sie aus!

(Die Fortsetzung folgt.)

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung.)

Auch die Bauart der Häuser bei den Kleinrussen ist eine ganz andere als bei den Großrussen, so wie in der ganzen häuslichen Einrichtung beider Nationalitäten und in der verschiedenen Gestaltung eines jeden Werkzeugs und Hausgeräths sich ihre erstaunlich große Verschiedenheit kund gibt.

Bei der Bauart mag wohl mehr die Verschiedenheit der Natur der von Beiden bewohnten Länder hauptsächlich bedingend auftreten; doch ist dann auch Vieles, was die Natur Anfangs nothwendig machte, nachher Volkssitte geworden, so daß nun diese auch selbst da wieder dieselben Formen schafft, wo keine Naturnothwendigkeit mehr vorhanden. Die Großrussen wohnen in einem holz- und waldreichen Lande, die Kleinrussen dagegen in den an Holz sowohl als Stein ärmsten Gegenden Rußlands. Bei jenen ist daher Alles: Haus, Scheune, Zaun, Mauer, Thor, aus dicken, vollen, runden Baumstämmen geschnitzt, während bei diesen überall dünne Holzstäbe, schmächtige Säulen, halb durchgesägte Stämme angewandt werden, Schilf für die Dächer und sogar zu Mauern, Dorn und Zweig-Geflechte für die Zäune, Scheunen und zuweilen auch Wohnhäuser, Lehm statt der Steine bei Oefen, Rauchfängen u. s. w. und Stroh statt des Holzes bei vielen Geräthschaften in Gebrauch ist. — Dieses Material hat den Charakter der kleinrussischen Bauart bedingt, die sehr leichte, wenig massive Formen liebt, und in der Regel wirklich sehr hübsche, wohlgefällige Gestalten ausbildet. Es mag Anfangs bei dem Anblicke einer kleinrussischen Chate (Schilf- und Lehmhütte), oder eines großrussischen Blockhauses sonderbar erscheinen, daß man von einem klein- und großrussischen Baustyl spricht. Wenn man aber auf die Wohnungen der Edelleute merkt, und selbst die Palläste der Großen in den Hauptstädten genauer untersucht, wird man trotz alles vielbesprochenen Einflußes ausländischer, und namentlich italienischer Architektur, doch so vielfach inländische

Sitte und nationelle Bauweise sich wieder in ihnen abspiegeln finden, daß jene Palläste nur als erweiterte, geschmückte und veredelte Chaten erscheinen. — Man wird in kleinrussischen Wohnorten schon in vieler Hinsicht an die türkische Halbinsel und Vorder-Asien erinnert. Die kleinen achtflügeligen Mühlen der Kleinrussen sind ganz nach demselben Schnitt, wie die an Bosporus und durch die ganze Türkei hin stehenden. Die Häuser der Bauern sind denen der Bulgaren, Moldauer, Serbier u. s. w. sehr ähnlich, und alle die Wohnungen der kleineren und mittleren Edelleute in den Dörfern und kleinen Städten athmen völlig asiatischen Styl. Offene Hallen, platte Dächer, rund um das Haus herumführende Säulengänge, von außen zum oberen Stock hinaufgehende bedeckte Treppen, niedrige Häuser, mehre durch Säulengänge u. s. w. zu einem Ensemble verbunden. Alles äußerst gefällig, leicht und hübsch. — Eben so zeichnen sich die kleinrussischen Kirchen durch einen besondern Baustyl vor den großrussischen aus, welchen Unterschied wir schon anderswo einmal aus einander zu setzen versuchten. — Die architektonische Farbe der Kleinrussen ist ausschließlich weiß für die Mauern, für die Dächer, wenn sie gefärbt werden, schwarz, zuweilen schwarze oder gelbe Einkantung der Fenster-, Thür- und Mauer-Ränder, während in der großrussischen Baukunst ein schmutziges Gelb und grelles Roth vorherrschen. — Wie sehr man berechtigt sei, von einem eigenthümlichen kleinrussischen Baustyl zu sprechen, der als aus dem Geist der Nation hervorgegangen, mit ihren Sitten sich innig verwebte, zeigt sich dem Beobachter überall, auch besonders in den kleinen temporären Behausungen, welche sich die Hirten in der Steppe, die Kosaken bei ihren Lagern, die Zoll- und Mautwächter vor den Städten u. s. w. anlegen. Sie sind alle aus demselben Guß und zeigen en miniature ganz dasselbe, was die Wohnungen der Edelleute hübscher und größer geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Liszt in Leipzig.

Es sind so viele widersprechende Gerüchte über Liszt's Kunstreise verbreitet, daß es nöthig sein dürfte, den wahren Sachverhalt aus zuverlässigen brieflichen Mittheilungen darzustellen. Liszt hatte versprochen, in Leipzig früher als in Dresden zu spielen. Gleichwohl läßt er sich in Dresden halten, als er Sonnabend Vormittags dort ankam und kündigt ein Konzert an; sein Logis in Leipzig läßt er abbestellen. Er nimmt also keine Rücksicht auf ein Publikum, welches, bei schlechtem Wetter, zum Theil aus meilenweit entfernten Gegenden zusammengeströmt war und bereits 800 Billets zu 1 Thaler subskribirt hatte. Der Musikalienhändler Hofmeister, welcher die Anordnung der Konzerte auf sich genommen, fuhr nach Dresden und machte Liszt Vorstellungen — er müsse nach Leipzig, und Montags (16.) da Konzert geben. Das gab großen Lärm; Liszt erklärte sich bereit, nach Leipzig zu gehen, aber Hof und Stadt geriethen in Bewegung — Hofmeister mußte nachgeben und ließ sich von Liszt eine Urkunde ausstellen, daß er Dienstags um 9 Uhr früh in Leipzig sein werde. Das erste Konzert in Leipzig wurde nun für Dienstag den 17., das zweite für den 18. angekündigt. — In Dresden erregte Liszt durch sein Spiel großen Enthusiasmus. — Zu rechter Zeit traf er dann in Leipzig ein; aber sein Schüler, Hermann Cohen, der das ganze Arrangement auf den Kopf stellte, brachte durch sein Benehmen allgemeinen Unwillen hervor. Der Subskriptionsbetrag von 1 Thaler war schon von Liszt für zu niedrig erklärt worden, es wurden also $^{2}/_{3}$ des Saals zu Sperrsitzen abgeschnitten, welche $1^{1}/_{2}$ Thaler kosteten, — ferner alle Freibillets verweigert, selbst dem Konzertmeister David. Auch die erste Sängerin Leipzigs, Fräulein Louise Schlegel und der Bassist Herr Pögner, welche im ersten Konzerte singen sollten, erhielten kein Freibillet, und traten daher zurück, so daß Liszt das Konzert ohne alle Mitwirkung gab. Dieses ungewohnte Benehmen ging wie ein Lauffeuer durch Leipzig und machte eine nachtheilige Wirkung. Liszt spielte außerordentlich, aber der größte Theil hörte doch mit innerem Grimme zu, und schwur sich selbst, nicht nur kalt zu bleiben, sondern auch kein zweites Konzert zu besuchen — ja man will sogar Zischlaute vernommen haben. — Am 18. war daher die Nachfrage nach Billets gering, obwohl Liszt mit Orchester spielen wollte. Als nun der Virtuose, der nach geendigter Probe bei Mendelssohn-Bartholdy zu Tische war, dies erfuhr, alterirte er sich, bekam einen Fieberanfall und mußte nach Hause und zu Bette gebracht werden. Dr. Carus erklärte, daß Liszt nicht spielen dürfe, und eine Stunde vor dem Konzert war an allen Ecken zu lesen, daß es nicht statt finden werde. Viele Leute, die bei dem schlechtesten Wetter in den Konzertsaal geeilt waren, mußten nun zurück. Am folgenden Tage erschien im Tageblatt diese Anzeige: „Herrn Liszt's zweites Konzert konnte leider nicht am 18. stattfinden. Es kommen die Folgen der heftigen Anstrengungen der letzten Tage zum Ausbruch. Herr Liszt hatte in 8 Tagen 7 Konzerte gegeben. Seit dem Mittag wurde der Zustand des Künstlers bedenklich; der herbeigeholte Arzt verbot sofort jeden Ausgang, also vor Allem das Pianofortespiel im Konzert. Die gelösten Billets konnen zurückgegeben werden, wenn es von deren Inhabern nicht vorgezogen wird, die Wiederherstellung Herrn Liszt's und somit das nur verschobene Konzert abzuwarten. Fr. Hofmeister."

* * *

Notizen.

(Kaiser-Ferdinands-Nordbahn.) In der siebenten Generalversammlung der Aktionäre dieser großartigen Unternehmung (am 30. März) wird man unter Anderm die Verbindung mit der Warschau-Wiener Bahn berathen, und die in der letzten Versammlung angeordneten Vorerhebungen für die Verbindung der Nordbahn mit Prag vorlegen.

(Karneval in Berlin.) Die Schlittenfahrt der Berliner Studenten am 10. Februar war, wie der „Planet" berichtet, elegant und sinnreich. Die geschmackvoll kostumirten Reiter hatten sehr schöne Pferde, eben so die meisten Schlitten. In mehrern Schlitten befanden sich Charaktermasken aus den beliebtesten Bühnenstücken, in andern saßen mehre Studenten als modisch geputzte Damen, eine riesenmäßige Braut mit einem ungeheuern Myrthenkranz, Bären, hinter welchen ein Affe auf der Pritsche saß; ein Schlitten war voll Harlekins mit ihren Pritschhölzern, einer auf der Pritsche theilte links und rechts neckend, mit seiner Pritsche Schläge aus; in einem Schlitten lag auf dem Schooß eines als Amme Verkleideten ein Riesenwickelkind, einen Lutschbeutel vor dem Munde, von einem Umfang, daß man glauben mußte, es sei eine Serviette, in welche ein Pudding gebunden worden, um ihn in einen großen Topf zum Sieden zu thun. Vorzüglich belustigte ein Kranker, der einen großen Eßlöffel in der Hand hielt und aus einer großen Flasche Arznei in denselben zum Einnehmen goß, wobei eine Schrift mit großen Buchstaben andeutete, daß er homöopathisch behandelt werde; vor allem ergötzlich aber war ein auf einen Schlitten gesetzter, hier gewöhnlicher Meubelwagen, wo unter allerhand Geräthschaften und Gerülle eine Judenfamilie auf Stroh lag. Ein polnischer Jude mit langem Barte eilt voran. Es war ein köstliches lebendiges Bild, ganz im Geist und Geschmack eines Gemaldes der niederländischen Schule, welches bei der gaffenden Menge den lautesten Beifall erregte.

(Musik.) Donizetti's zweiaktige Oper: „Die Regiments-Tochter," Text von Bayard und St. Georges, hat in Paris gefallen. — Ein neues Oratorium von Ferdinand Hiller „Die Zerstörung Jerusalems" wird nächstens in Leipzig aufgeführt.

(Goethe's Faust.) Mit Recht erklärt sich E. Meyen im „Nordlicht" gegen das bornirte Urtheil, welches die Dudevant in der Revue des deux mondes über Goethe's Faust, dieses großartigste aller Dichterwerke, diese divina comedia unserer Zeit, gefällt hat. Niemals noch ist es einem Dichter gelungen, philosophische Ideen, die nicht leere Abstraktionen sind, sondern eben so in dem tiefsten subjektiven Bedürfniß wurzeln, wie sie aus der objektivsten Anschauung der Weltverhaltnisse hervorgehn, zu so lebensvoller Poesie zu gestalten, wie es in diesem wunderbaren Gedichte geschehen ist. Unter den Franzosen dürfte nur ein Nodier im Stande sein, sich dem Verständniß dieses wahrhaft deutschen Werkes anzunähern. R. G.

(Julius Mosen's) Otto III. wird im März in Stuttgart zur Aufführung kommen. Man rühmt an dieser Dichtung mehr die Blüte der Sprache als die Wahrheit der Charaktere. Nichts desto weniger gereicht es der Berliner Bühne nicht zur Ehre, daß sie dieses Drama zurückgewiesen hat. Was soll aus den Bestrebungen der jüngern Dramatiker werden, wenn sie an jenen Bühnen, welche die Aufgabe haben, den übrigen mit ihrem Beispiel voranzugehen, keine Aufmunterung finden? Wir wollen hoffen, daß die Herren Raupach und Blum keine Schuld an dem Zurückweisen dieser Dichtung haben. Man ist es einem so achtbaren Namen wie Mosen schuldig, ihn dem Publikum vorzuführen, um so mehr als Otto III. bereits die Feuerprobe der Bühne in Dresden bestanden hat. Eine Theaterintendanz hat einem bedeutenden literarischen Namen gegenüber keine

andere Rücksicht als auf die Bühnenwirksamkeit jedes Produkts zu nehmen; die Kritik kömmt ihr nicht zu. Der Dichter mag seine Schwächen verantworten; der Intendant ist für solche eben so wenig verantwortlich, als die Redaktion eines Journals.

(Brieflich.) **K.**

(Döhler) hat in sechs Wochen mit dem ungewöhnlichsten Beifalle sieben Konzerte in Amsterdam, und in der Zwischenzeit mehre im Haag, in Rotterdam, Leyden, Haarlem u. s. w. gegeben, so daß er, um den Einladungen zu genügen, die von allen Seiten an ihn ergehen, einen eignen Dampfwagen hat bauen lassen, auf welchem er sein Erard'sches Piano überallhin mit sich herumführt. Er scheint die berühmten Goldtonnen der Holländer schön anzuzapfen. **B. St.**

(Heilkunde.) Dem berühmten Magendie sind vor einiger Zeit mehre Heilungen von Gesichtsmuskel-Paralysen mittelst Anwendung der Elektrizität durch Platinanadeln auf die Nerven gelungen. Daß man ganz kürzlich auch in Deutschland Nervenübel auf ähnliche Art beseitigte, haben die öffentlichen Blätter berichtet. Sollte man nicht auch jenes hartnäckige Uebel, „Tic douloureux" (Gesichtsschmerz) genannt, durch ein solches Heilverfahren beseitigen können?

(Wiener Ztschft.)

Prager Chronik.

(Theater.) Freitag den 20. zum Vortheile des Herrn Demmer, zum ersten Male: Die Felsenmühle von Estalieres, Oper in 2 Akten. Text von Karl Bor. Freih. von Miltitz. Musik von Reissiger.

Es ist wahr, daß kein Volk so rasch in seinem Urtheile ist, als das deutsche. Ein Italiener, der über eine Oper ein Urtheil fällt, hat gewiß dieselbe bis zum halben Auswendigkennen gehört; der Franzose hat in dieser Beziehung gar kein Urtheil, weil er die Berufenen, oder Unberufenen, entscheiden läßt, und sich der siegreichen Partei anreiht; die deutsche Kritik aber strebt, von dieser Seite betrachtet, nur danach, die erste und schnellste zu sein, und den anderen zuvorzukommen. Diesen Ruhm lassen wir jedoch gerne fahren, wenn uns der Eine oder der Andere ihn streitig machen sollte.

Das Libretto der „Felsenmühle" ist wie leider! gewöhnlich, schlecht, das Sujet eine gemeine, zum Glücke nicht ausgeführte Mordgeschichte, voll unwahrer und gedehnter Situationen, wahrlich, für einen Komponisten wenig aufmunternd; nur der heißeste Drang kann Hrn. Reissiger bewogen haben zu solchem Libretto zu greifen. Auch ist im Ganzen die Musik warm und lebendig, hie und da aber, und besonders im ersten Akte zu lyrisch, zu wenig dramatisch. In diesen Fehler verfällt ein Komponist leicht, wenn seine Oper — wie diese — durch Gespräch jeden Augenblick unterbrochen wird; sie wird dann immer einem Vaudeville ähnlicher sein, als einer Oper. Es geht die eigentliche Handlung schauspielartig fort, die Effekte werden ohne Hülfe der Musik kreirt, und wenn der Held bereits die dramatische Krise erlebt hat, das Hauptinteresse an dem Momente vorüber ist, dann schildert er im Gesange entweder das Gefühl, das er gehabt hat, oder Hoffnung und Furcht vor der Zukunft, u. dergl., also rein lyrische Motive. Es kann kaum etwas Störenderes geben, als wenn man die Darstellung aus der Sprache des höchsten poetischen Affekts plötzlich in die Sprache des gemeinen Lebens fallen hört. Alle Täuschung verschwindet wie durch einen Zauberschlag, die Poesie des Gesanges verliert ihre Wahrheit und wird fast zum Unsinn. Eine höhere Stimmung erhebt schon die Konversationssprache zum pathetischen Vortragen; so soll auch in der Oper, wenigstens in der Opera seria, aus dem Recitativ, welches die Konversationssprache derselben ist, der gebundene Gesang hervorgehen. Die Musik in Reissigers Oper ist, ohne gerade durchaus originell zu sein, ansprechend; nur will es mir scheinen, als sei sie nicht aus einem Guß, sondern eine Verbindung einzelner Lieder, Duette und Quartette, zufällig hier eingelegt, und an einem anderen Orte eben so wohl passend. Die Instrumentation ist wie bei Auber ꝛc. gewöhnlich, ein stetes Abwechseln zwischen Tremulo und Piccicato. Die schönsten Piecen scheinen, außer der Ouverture, im ersten Akte ein Duett zwischen Etienne (Hrn. Demmer) und Annette (Mad. Podhorsky) zu sein, welches unstreitig den meisten dramatischen Effekt enthält, und das Ende vom Finale; im zweiten Akte ein Soldatenlied mit Chor, eine Sopranarie (Annette) mit obligater Violin-, und eine Baßarie des Sombreil (Hrn. Kunz) — die originellste Piece ohne Zweifel — abwechselnd mit Posaune- und Hornbegleitung. Sehr schön ist das dieser letzten Nummer vorangehende Recitativ, in welcher der in der Ouverture sehr gut hervorgehobene Hauptsatz recht schön und passend angebracht ist. Die Arie des Benoit (Dem. Triebensee) ist durch die unaufhörliche Wiederholung des — an sich zwar gefälligen Refrains — ungemein schleppend, dagegen ein Quartett- und ein anderer Quintettsatz — zum großen Theil ohne Accompagnement — mit besonderer Geschicklichkeit und vieler Anmuth ausgeführt sind. — Ein allgemeines Urtheil über eine Oper, die wir erst einmal hörten, und die aus der Feder Reissigers floß, getrauen wir uns nicht zu fällen. Im Ganzen sprach sie wohl an, doch ohne gerade Furore zu machen.

Die Aufführung war befriedigend. Mad. Podhorsky war, wie fast immer, sehr brav; Hr. Demmer verdient großes Lob, denn er sucht durch Fleiß und Spiel zu ersetzen, was die neidische Zeit ihm, nach dem allgemeinen Wechselrechte, dem wir Alle unterworfen sind, zu entreißen strebt. Der Chor war, besonders der der Männer, erstaunlich dünn, und die neue Dekoration des Hrn. Mößner, so dankbar sonst dergleichen hier aufgenommen zu werden pflegt, ließ diesmal sehr kalt. Auch die Maschinerien bewegten sich bei den Verwandlungen zum Gähnenerregen träge. **B. St.**

(Konzert.) Sonntag den 22. März: Zweite musikalische Akademie des Konservatoriums. Vor Allem erfreute die treffliche Aufführung der B-dur Symphonie von Beethoven. Die ungetheilte Aufmerksamkeit des zahlreich versammelten Publikums bewies deutlich, daß auch das, in musikalischer Beziehung als orthodox verschrieene Prag die großartigen Werke des einzigen Tondichters zu würdigen verstehe. Die glänzenden Erfolge, deren sich die in der musikalischen Literatur bisher einzig dastehenden Tonwerke Beethovens in ganz Europa zu erfreuen haben, müssen sich auch bei uns wiederholen, wenn sie mit jener Präzision und Rundung, mit jenem Feuer und jener Liebe zu Gehör gebracht werden, wie dies bei der Produktion der C-moll und der eben genannten Symphonie der Fall war. Außer Haydn's Chor (La tempesta) hörten wir von Ensemblestücken eine Ouverture von Hrn. Baschny, Domkapellmeister in Lemberg („dem Konservatorium zur Aufführung eingeschickt"). Die Stellung des Komponisten, so wie der angeführte Zusatz ließ uns ein, der Form und dem Style nach strenger gehaltenes, würdiges Tonstück erwarten. Statt dessen erhielten wir ein, in der Manier unserer gewöhnlichen modernen Opernouverturen gehaltenes Tonstück, dessen ganzer Bau lebhaft an schon Vorhandenes mahnt. Zwar findet sich darin eine bisweilen recht geschickte Instrumentation, doch wird Alles durch den immerwährenden Spektakel der türkischen Trommel völlig vernichtet. — Die übrigen Nummern bestanden aus einem Duo für Violoncells von Dotzauer, einer Polonaise für den Fagott von Jakobi, und Variationen für die Flöte von Drouet — in denen sich die Institutszöglinge H. H. Schmutzer und Bagge, Cerha und Hodik den wärmsten Beifall erwarben. **—U.—**

(W. J. Tomaschek.) Von unserm, fortwährend jugendlich thätigen Tonmeister W. J. Tomaschek sind so eben bei A. Cranz in Hamburg vier Hefte Kompositionen (für eine Singstimme) zu zwölf Dichtungen Schiller's, erschienen.*) Diese Tonwerke, welche unstreitig zu den bedeutendsten unserer Zeit gehören, beurkunden aufs neue die mächtige Objektivität dieses Meisters, welcher stets die wahre Intention des Dichters aufzufassen, die innerste Idee hervorzuheben und durch die Gewalt der Töne in eine höhere Sphäre zu bringen, zu verklären weiß. Es zeigt sich hier eine merkwürdige Stufenleiter von der einfachsten, idyllisch-naiven Empfindung an, von sanfter, träumerischer Klage, tiefinnerstem Schmerz, bis zum hohen, die Gipfel des Lebens beherrschenden dithyrambischen Schwung. Solche Kompositionen, wie die zu „Mädchens Klage," „Sehnsucht," „Pilgrim," „Laura," „Thekla," „Alpenjäger," hat die musikalische Literatur vielleicht noch nicht aufzuweisen. Eine ganze Welt von Gefühlen ist hier erschlossen, welche uns das Wort des Dichters nur ahnen läßt. Wir werden später auf diese Meisterwerke ausführlicher zurückkommen, und bemerken nur noch, daß mehrstimmige Gesänge (ebenfalls zu Schiller'schen Dichtungen) nachfolgen werden. *** ***

(Europäischer Ruf.) Während Liszt's Anwesenheit in Prag entspann sich auch folgender Dialog: A. Haben Sie Liszt gehört? — **B.** Nein. — **A.** Wie? einen Mann von europäischem Rufe versäumen Sie zu hören? — **B.** Was sprechen Sie von europäischem Ruf? Hat denn Liszt in New-York, hat er in Algier, in Peking, in Kalkutta gespielt? —

---

*) Zu haben in der Joh. Hoffmann'schen Musikalienhandlung in Prag.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 27. Mittwoch den 1. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Euthanasia.

Von Alfeed Meißnee.

Wenn Lieb' und Treue wird von Erdenstätten
Wie eines Dichters Traum entflohen sein,
Will ich zu euch mich flüchten und mich retten,
Ihr Statuen von kaltem Marmorstein!

In euren weißen Armen will ich liegen,
An eurer Brust, die nach Belebung lechzt,
Des weißen Auges starren Blick besiegen,
In dessen Abgrund eine Seele ächzt!

Mit eignem Leben euch beleben, brechen
Des Schweigens Zauber mit des Bannworts Schwert;
Ihr sollt die schöne Griechensprache sprechen,
Wie sie der alte Bildner euch gelehrt.

So wär' es Lüge, was die Mythe kündet
Die alte Mythe von Pygmalion!
Und Lüge, daß der Sonne Kuß entzündet
Auf Memnons Lippe einen Klageton!

Ihr Zweifel flieht, ihr übernächt'gen, siechen,
Mein Herz verscheucht euch, ein gereizter Leu!
Ist meine Liebe heiß, wie die des Griechen,
Die alten Wunder mach' ich wieder neu!

Gelang's mir nur, dir Leben einzuflößen,
Dione! schönste jener Götterwelt,
Die arme Seele aus der Haft zu lösen,
Die sie ein tausend Jahr gefangen hält —

Dann will ich gern in deine Brust versenken,
Du kaumerwachtes, bebendes Phantom,
Mein Lieben, Ringen, Dichten nnd mein Denken,
Als Nibelungenhort im Rheinesstrom.

Und ist der hohe Augenblick gekommen,
Wo sie, die ich in dir hervorgelockt,
Die Lebensglut, in dir und mir verglommen —
Das Blut wie Sand im Stundenglase stockt —

Dann drücke mich mit deinen Schlangenarmen
An dich, bis mir das Herz im Tode brach,
Und werde wieder Stein, und laß die warmen,
Die sprüh'nden Pulse sterben nach und nach.

Das Herz so kühl, wie Schnee der Alpenfirne,
Den Leib erstarrt bei deines Odems Wehn,
Mit ew'gen Lichtgedanken im Gehirne
Will ich getrost an deiner Brust vergehn!

Im Städtchen.

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

Ich mochte noch nicht in meine Wohnung. Hände und Beust waeen mir wie von Bindfaden umschnürt, es war ein heftigee Drang in mir, mich zu befreien, und ich stolperte vor's Thor hinaus. Da ist ein großer, grüner Anger. Obstbaumgruppen beleben die niedrig gehügelte Fläche; weit draußen am Ende des Angers beginnt eine breite Allee alter Lindenbäume, und führt nach einem Schlosse, was mit großen Fenstern weiß, gespensterartig heeüberschimmeete. Die Bäume waren mit Blüten bedeckt wie mit Schneeflocken, das Mondlicht schwamm übee Allem wie ein romantisches Dunstmeer. Ich athmete auf. Die weiten Steene, dee fragende Mond, Peacht und Zauber dee Natur, sie wenden sich nicht von den Menschen des kleinen Oetes. Sie prangen und harren, ob Ihr nicht zu ihnen treten wollt mit Ahnung und Verlangen aus dem kleinen sperrenden Luftkeeise Euees Städtchens? Ob Ihr nicht fragen wollt: was klingt durch die Sphären? was webt nnd was hält? Ob Ihe nicht teäumen wollt in Ewigkeit und Unendlichkeit hinaus? Ueberlaßt Ihe das wieklich Euerem Senior? Ach, Ihe Aemen, der scheut die Nachtluft; in der weißen Schlafmütze schlummert er stets um Neune schon, und er weiß es, daß Ihr ihn am Besten preist, wenn er in gutem Herkommen gegen Fehler und Weltlust eifert. Ihr erfahet nichts vom Sternenscheine.

Doch, da ziehen ein Paar Mädchen und Junggesellen unter den Kirschbäumen umher. Jugend, noch so beschränkt, bleibt nicht ohne Deang nach freier Gotteswelt; auch im Städtchen sind einige Paare, die wie das Wild des Waldes mit dem Abendscheine aufbrechen aus dem Dickicht. Ich gesellte mich zu ihnen. Es waren Bekannte vom Tanzboden darunter, und sie genoßen den Abend, freilich auch wie das Wild ohne Bewußtsein, und von einem unklaren Triebe geführt. Nur ein Mädchen that sich mir hervor, das lustige Hannchen ward sie geheißen. Sie hatte kein eben hübsches Gesicht, aber es war lebhaft, und der Körper wae voll und lieblich gewachsen. Das Gespräch war einzelnes Flüstern oder

Geschrei, nur Hannchen verband es in etwas durch scherzhafte Reden.

Herr Gott! rief sie plötzlich, und blieb stehen, Herr Gott, sie ist wieder da, der arme Geist!

Wer denn?

Nun, Fräulein Leontine!

Auf mein Bitten setzten wir uns in's bethaute Gras, und Hannchen erzählte. Wir sahen die Lindenallee hinauf nach dem Schlosse; denn den Fenstern des Schlosses hatte der Ausruf gegolten. Es war ein hin- und herschwankendes Licht darin, und doch bewohnte Niemand das Schloß, und Niemand betrat es, am wenigsten des Abends, denn es spuckte darin. „Meine Mutter," sprach Hannchen, „wußte die Geschichte ganz genau, und es ist Alles wahr. Im Kriege wohnte der Herr Graf da, und die Frau Gräfin mit ihrer Tochter, der Comtesse Leontine. Sie waren sehr stolz; denn es sind vornehme Leute, die mit vier Pferden fahren, und in der Stadt sprachen sie höchstens ein Paar Worte mit dem Herrn Senior und dem Herrn Bürgermeister. Das stolze Röschen bildet sich vielleicht heute noch was darauf ein. Ja, und in der Kirche hatten sie das große leere Chor ganz allein, was jetzt immer leer steht, und dafür zahlten sie jährlich zwanzig Thaler, zwanzig Thaler Courant. Nun, was geschieht! Die Soldaten kommen geritten, vorneweg ein bildschöner Lieutenant auf einem Rappen, und der wird im Schlosse einquartirt, und verliebt sich in die Comtesse und die Comtesse in ihn. Aber ordentlich, nicht wie Ihr's macht. Na, er geht zum Herrn Grafen, und erzählt ihm, was er für ein hübsch Vermögen zu Hause habe, und keine Eltern mehr, und ob er die Comtesse heirathen dürfe. Alles ganz hübsch und manierlich. Aber der Herr Graf hat höher hinaus gewollt, und thut sehr böse, und sagt Nein, und durchaus nicht. Ein paar Tage darauf kommt Befehl, die Reiter sollten abmarschiren, und den Abend vor dem Abmarsche bestellen die beiden jungen Leute einander dort in den Kirschgarten neben der Allee. Er hat damals gerade so geblüht wie jetzt. In der Dunkelstunde kommen sie da zusammen, fallen einander um den Hals, und haben bitterlich geweint. Comtesse Leontine, die sehr, sehr schön gewesen ist, und lange goldgelbe Haare gehabt hat, schüttelte am Kirschbaume, weil sie gedacht haben, es käme Jemand. Da sind sie ganz vollgeschneit von Blüten, und haben wie Schlehdornhecke ausgesehn. Es ist aber Niemand gekommen, und dann hat die Comtesse gesagt: Wenn die Kirschen wieder blühen, da sollen die Blüten in meinen Sarg fallen. Und richtig, das nächste Frühjahr war sie todt, und der Herr Graf und die Frau Gräfin haben's nun gehabt für ihren Stolz, und haben Beide nicht mehr sprechen können, und die Abende und Nächte still da gesessen wie die Bilder. Warum haben sie die Comtesse sich zu Tode grämen lassen! Und wie sie denn einmal wieder so da sitzen in ihrem großen Saale, die Lichter sind ausgebrannt, und der Mond scheint wie jetzt, da geht die Thüre auf, und die Comtesse kommt im weißseidnen Leichenkleide mit dem weißen Rosenkränzchen auf dem langen Haare, und geht durch den Saal, macht die Balkonthüre auf und tritt hinaus. Alles ist plötzlich erleuchtet, und der Herr Graf und die Frau Gräfin sehn, daß die Comtesse ganz mit Kirschblüten beschneit ist, und die Hände ausstreckt in die Luft.

Am andern Morgen sind sie beide von dem Schreck gestorben, und kein Mensch hat sich mehr in's Schloß gewagt. Seit der Zeit steht es leer, und Niemand mag's umsonst haben. Im Frühjahr sieht man alle Nächte die Erscheinung, der große Saal ist ganz licht, und die Comtesse tritt auf den Balkon und streckt die Arme aus. Nun, denkt nur, der Herr Bürgermeister hat's besser wissen woll'n, und läßt die Gruft aufbrechen und den Sarg aufmachen, und was sehen sie? Die Comtesse liegt nicht mehr drin, wie man sie hineingelegt, glatt und schön auf dem Rücken, nein, sie liegt auf der Seite, das weißseidne Kleid ist verschoben und zerknittert, und Haare, Gesicht und Brust der Comtesse ist mit Kirschblüten bestreut. Ja.

Das ist nun gut. Der Krieg geht zu Ende, und der Herr Lieutenant, der Ferdinand geheißen hat, kommt zurück nach Sachsen, wo er her war, kommt nach Dresden zu stehn, und hat an einem warmen Sommertage die Wache auf dem Schloß. Da sitzt er auf einer Bank vor der Wache, und es kommt ein andrer Herr Lieutenant vorbei, der gibt ihm französische Zeitungen zu lesen. Die Herren Lieutenants müssen wohl etwa alle französisch verstehn, kurz, er liest in den Zeitungen. Unterdessen sieht die Frau Königin oben im Schlosse aus dem Fenster heraus, und sieht, daß so viel Menschen um die Wache zusammenlaufen. Sie schickt alsogleich hinunter, denn so eine Frau hat Boten, so viel sie will, und läßt sich erkundigen. Nun denkt Euch, der Herr Ferdinand ist auf der Stelle todt gewesen, und hat kein Glied mehr geregt. Die ganze Geschichte von seiner Comtesse Leontine und von ihm hat in der französischen Zeitung gestanden, und das hat ihn um's Leben gebracht. Ich möcht' in meinem Leben keine Zeitung lesen, und die Leute in der großen Stadt haben doch auch ihren Schreck davon, wenn's so vor allen Leuten gedruckt steht, was sie ganz in der Stille für sich gemacht haben. Der Herr Ferdinand hätt's vielleicht verwunden, Mannsvolk nimmt sich's ja nicht so zu Herzen, und hätte ein ordentlich Mädchen noch zur gnäd'gen Frau machen können. Na, 's sollte nicht sein, und nun stellt Euch vor, seit der Zeit, wenn's licht im Saale wird und die Comtesse tritt auf den Balkon und hebt die Hände, da kommt er auf seinem Rappen durch die Luft geritten, im weißen Reiterfrack und weißen Federbusch, und der Rappe ist ganz mit Kirschblüten bestreut, daß er wie ein Schimmel aussieht. Da nimmt Herr Ferdinand die Comtesse auf den Sattel, und man sieht sie drüben vom Vorwerke langsam im Saale auf- und niederreiten. Und seht nur, heut ist's wieder licht, ob sie nur wieder reiten?"

Ich schlug vor, wir wollten die Lindenallee entlang gehn, sie kreischten aber alle auf die Mädchen, und eilten nach dem Städtchen zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

12.

24. März 1840.

Den imposanten Schlußstein unsers Karnevals machte wie alljährlich die Faschingdienstags-Redoute, welche mehrere tausend Menschen in den von Staub und Schmutz grauen Sälen versammelte. Wenn man auch einige elegante Masken und viele schöne Damen sah, so fehlte doch im Allgemeinen der für dieses Maskenvergnügen nothwendige universelle Schwung, Geist und Witz der Konversation, die petillante Champagner-Stimmung, welche sich à tort et à travers in launige Einfälle und muthwillige Ausfälle ergießt, und wozu Elastizität des Geistes und eine tüchtige Portion toller Uebermuth nöthig sind. Für Maskenunterhaltungen sind die Deutschen viel zu bedächtig und ruhig und spießbürgerlich, und ihr esprit d' escalier (wie ihn Pückler nennt) ist viel zu langsam für moussirenden Maskenwitz. Uebrigens machen auch die düstern grauen Säle einen unangenehmen finstern Eindruck, und ich glaube bestimmt, nächstes Jahr wird bei weitem mehr Heiterkeit und Lust in den Redouten herrschen, wenn wir uns in den renovirten freundlichweißen und vergoldeten Sälen herumtreiben können, und schon der heitere Anblick der lieblich dekorirten Architektur eine fröhliche Stimmung hervorruft. Beide Säle werden jetzt mit bedeutendem Kostenaufwande durchaus neu arrangirt, und werden dann wieder einer Kaiserresidenz durch Geschmack, Pracht und Größe würdig sein. — Die Fasten brachte uns heuer wieder wie gewöhnlich eine Menge Konzerte, nur die ersehnten Concerts spirituels nicht. Die Unternehmer derselben hatten vier im November und Dezember gegeben, um dem Publikum darin Liszt vorführen zu können, wofür wir ihnen großen Dank wissen; allein sie sollten zu des Publikums und ihrem Vortheile mit diesen wahrhaft musikalischen Genüssen nicht so sparsam sein, und den Wünschen der wahren Musikfreunde durch zahlreichere Konzerte entgegenkommen. Wie wohl thut es Einem, wenn man täglich so viel musikalischen Jammer in Theatern und Konzerten verdauen muß, wieder einmal gute, gediegene, ernste Musik zu hören, und besonders Symphonien, das Höchste der Tonkunst, welche man ohnedies hier niemals, außer in den Concerts spirituels, würdig aufgeführt zu hören bekommt. Dieses plum desiderium fühlen mit mir gewiß alle wahren Musikfreunde, und sehen verlangend seiner Erfüllung entgegen. — Auch mit unsrer Kirchenmusik steht es eben nicht am besten, und selten führt man klassische Werke auf. Die Hofkapelle, welche doch die ausgezeichnetsten Musiker für sich hat, bringt äußerst selten, und dies nur auf nachdrückliches Dringen des für tiefe Musik höchst eingenommenen Herrn Oberstmusikgrafen, berühmte Tonwerke zur Aufführung. Soll man dies der Apathie oder der Eitelkeit der Kapellmeister zuschreiben? denn an einem empfänglichen Publikum fehlt es nicht, das dafür den Direktoren Dank wissen würde. — Ernst gab seit seinem ersten wieder zwei Konzerte im großen Redoutensaale, und stellte sich bereits so hoch in der Gunst der Wiener, daß beidemale der große Saal ganz gefüllt war, was nach so vielen Konzerten dieses Winters wirklich ein Phänomen ist, und das beste Zeugniß für seine Künstlerhöhe gibt. Der Beifall und der Besuch seiner Akademien steigert sich immer mehr; und dies hat er besonders seiner Vielseitigkeit und seinem großen Repertoire zu danken. Unter andern Piecen spielte er Variationen von Mayseder, eine Etüde von Schubert, eine Phantasie über Motive aus Halevy's Oper „Ludovic," von ihm komponirt, Paganini's „Preghiera" aus Mosé, und seinen Carneval de Venise. Am meisten enthusiasmirt er, und mit Recht, durch den Vortrag der Ariosos, und das Publikum wäre zufrieden, wenn er auch nur immer ein Lied auf seiner Violine singen würde. — In seinem letzten Konzerte sang Haizinger, der in letzter Zeit im Kärthnerthortheater in einigen Rollen glücklichen Succeß gehabt hatte, ein Lied von Lachner mit großem Beifalle, da er es wirklich recht schön vortrug. Auch Dem. Sack und Dem. Hoffmann traten in seinen Konzerten auf, und überraschten das Publikum durch treffliche Stimmen und gute Schule, so wie in andern Konzerten Dem. Rossetti und Dem. Berndes viel Eclat machten, indem man alle diese zweiten Sängerinnen der Oper im Theater nie bedeutend betheiligt hörte, und daher über diese recht braven Konzert-Debuts erstaunt war. — Prof. Lewy gab mit seiner kleinen Künstlerfamilie eine Akademie im Theater, die sehr besucht war; und Legnani, der berühmte Guitarrist, ein ganz leeres Konzert im Vereinssaale. Legnani hat schon bedeutend an Kraft und Ausdruck in seinem Spiele verloren, und zudem ist die Guitarre ein so erbärmliches Konzertinstrument, daß ich nicht begreife, wie man Zeit und Mühe daran verschwenden mag; es läßt keine getragenen Töne, kein Kantabile, kein Anschwellen des Tons, kurz nichts zu, wodurch der Künstler rühren, bezaubern und hinreissen kann. An diesem Instrumente sieht man, daß die vollendetste Technik in der Musik nicht befriedigt, wenn sie des Gefühlsausdruckes entbehrt. — Im Hofburgtheater sahen wir vor einigen Tagen wieder eine neue Uebersetzung aus dem Französischen: „Leichtsinn und seine Folgen," Schauspiel von Alexander Dumas. Es ist ein Drama, das mit echt französischem Verständniß des Bühneneffektes gearbeitet ist, worin aber mit den heiligsten Gefühlen frivoles Spiel getrieben wird. — Dem. Enghaus ist beim Burgtheater engagirt, ein erfreulicher Zuwachs. Hr. Fichtner ist noch immer krank, aber außer Gefahr. Sein Tod wäre ein bedeutender Verlust für diese Bühne gewesen, da er, Laroche und Löwe die besten und beliebtesten Schauspieler des Burgtheaters sind. — Direktor Karl hat durch seine Preisausschreibung von 100, 50 ꝛc. Stück Dukaten für die besten Lokal-Possen Staunen erregt, denn man hätte ihm solche Munifizenz gar nicht zugetraut. Es war aber auch höchste Zeit, und das einzige Mittel, gute Piecen zu bekommen; denn seit langer Zeit fielen in seinen Theatern alle Stücke durch und seine Häuser standen leer. Jetzt wird es wohl durch die hohen Preise angelockt eine Unzahl Possen zur Konkurrenz regnen, worunter aber vielleicht auch nicht Eine gute sein mag, da Nestroy von der Konkurrenz ausgeschlossen ist; es müßte sich denn Bäuerle nach langer Pause wieder entschließen, eine Lokal-Posse zu schreiben. — In dem Josephstädtertheater machte eine matte Parodie des Ballets „der Frauenaufruhr im Serail" sechzig volle Häuser — tant de bruit pour une omelette! — Seit Anfang dieses Monates hat der bekannte Dichter L. A. Frankl die Redaktion des Morgenblattes übernommen, und bis jetzt größtentheils berühmte Namen als Mitarbeiter vorgeführt. Wenn die im Programme genannten Schriftsteller nicht blos ihre Zusicherung, sondern in der That andauernd Beiträge liefern, so mag das Journal sich bald an die besten anreihen. — In der wissenschaftlichen Welt macht jetzt hier die gelungene Komplizirung des Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskops mit der Daguerreotypie großes Aufsehen. Den vereinten Bemühungen der Herren von Ettingshausen, Berres, Schuh und Plössel gelang es, einen Apparat zu konstruiren, worin durch das Hydrooxygengas-Mikroskop und durch kräftige künstliche Lichteinwirkung nicht allein transparente und opake Gegenstände klar dargestellt, sondern auch diese Lichtbilder durch das Daguerre'sche Verfahren bleibend fixirt werden können. Hiedurch gewinnt die Daguerreotypie zuerst ihre wahre, volle und unbeschränkte Anwendbarkeit im praktischen Leben und im Gebiete der Naturwissenschaften, indem sie zugleich durch diesen Apparat in jedem beliebigen Augenblicke ausführbar wird. Und diese praktische Nutzanwendung verdanken wir mit Stolz unsern vaterländischen Gelehrten.

L. M.

Notizen.

(Die beiden Nebenbuhlerinnen.) Das Theater zu Rouen ist seines unruhigen Publikums wegen sehr bekannt, und es sind solche Scenen, in denen das Publikum einen unmittelbaren Antheil an der Handlung nimmt, dort nicht selten. Vor Kurzem hatte sich die kunstliebende Menge in zwei Parteien getheilt, deren eine sich zu Gunsten der Tänzerin Caroline aussprach, die andere aber für Mlle. Sigalloux sich entschied. Eines Abends traf es sich, daß beide Tänzerinnen nach einander auftreten mußten. Mlle. Sigalloux tanzte einen neuen Pas, der ihr einen reichlichen Applaus, mit einigem Gezisch der Gegenpartei gemischt, einbrachte; Mlle. Caroline, welche darauf die „Cracovienne" tanzte, wurde gleichfalls stürmisch beklatscht, nur ließ sich hie und da ein Pfeifen deutlich vernehmen. Als darauf beide Damen hervorgerufen werden sollten, begann ein lebhafter Kampf beider Parteien. Der Regisseur glaubte, das Rechte getroffen zu haben, als er beide Künstlerinnen zugleich herausführte; allein jetzt verlangte jeder Zuschauer, daß die von ihm begünstigte Künstlerin noch einmal, und zwar allein, erscheinen solle. Der Tumult wurde so arg, daß, als man anfing die Bänke zu zerschlagen, die bewaffnete Macht sich ins Mittel legen und die Menge nöthigen mußte, das Theater zu räumen. Als man das Publikum wieder zuließ, traten die beiden Nebenbuhlerinnen in einem Pas de deux auf, und während jeder der sogenannten Kunstliebhaber sich eifrig bemühte, den Triumph der Heldin seines Gegners durch Pfeifen und Zischen zu vergiften, tauschten die beiden Damen schwesterlich die Blumensträuße unter einander, die respektive jeder zugeworfen worden waren, wodurch es ihnen gelang, die feindseligen Gesinnungen der Lärmenden in einen allgemeinen Beifall umzustimmen. Diese wirklich künstlerische Lösung war zugleich eine gute Anstandslehre für Leute, die derselben bedürftig zu sein scheinen.

B. St.

(Aus Erfurt.) Bei dem feierlichen Abgang des Herrn Generallieutenants von Loebell nach Berlin auf seinen Posten als Kom-

mandanten der Stadt und Chef der Gensd'armerie wurde ihm von der hiesigen festlich versammelten Bürgerschaft ein Fackelzug dargebracht, und dabei ein Abschiedslied nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz!" gesungen, in welchem auch folgende Strophe vorkam:

Erfurt verdankt Dir
Die gute Mannszucht hier
Beim Militär;
Hast Bürger-Noth gestillt,
Warst immer gut und mild,
Warst Gottes Ebenbild,
Und noch weit mehr!

(Pilot.)

(Komisch!) In den Arrest der Nationalgarde von Paris wurde neulich ein zu zwölfstündiger Einsperrung verurtheilter Bürger gebracht, welcher, um diese Strafdauer aushalten zu können, seine Frau, seine beiden Kinder, seinen Hund und seine Katze mitnahm.

(Wiener Ztschft.)

(Skulptur.) Der Bildhauer Lotsch in Rom hat zwei kolossale Büsten von Raphael und Albrecht Dürer, welche der Großherzog von Baden für das neue Museum in Karlsruhe bestellte, trefflich ausgeführt. — Der berühmte Rauch in Berlin hat zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst eine kleine Statue Gutenbergs modellirt, welche in Gypsabgüssen zu 2½ und 3 Thalern durch alle Buchhandlungen zu beziehen sein wird. Die Statue wird fünfzehn Zoll haben. —

(Deutsche Dramen.) Julius Mosen's „Kaiser Otto III." wurde von dem Leipziger Publikum mit größtem Enthusiasmus aufgenommen. Der Dichter mußte zweimal erscheinen. — Hermann Marggraff's Tragödie: „Das Täubchen von Amsterdam," welche von den Bühnen Deutschlands (mit Ausnahme einer herumziehenden Schauspielergesellschaft) bisher unberücksichtigt geblieben, ist in Petersburg mit Beifall aufgeführt worden.

(England.) Die sogenannten Kirchthurmrennen werden jetzt so fashionable, daß zwei als gute Reiterinnen berühmte vornehme Damen übereingekommen sind, am Tage nach der angesagten großen Steeple-Chase in Northampton auch ein solches Rennen zu halten, und zwar um einen Wettpreis von je 500 Pfd. Strl. Zugleich haben die Bekannten der beiden Amazonen große Wetten auf sie angestellt.

Prager Bühne.

Freitag den 27. März zum Vortheile des Hrn. Fischer zum ersten Male: „Onkel und Nichte." Lustspiel in fünf Akten von Charlotte Birchpfeiffer.

Wenig ist besser als Nichts — Hunger ist ein guter Koch — wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen — unter den Blinden ist der Einäugige König — in der Noth frißt der Teufel Fliegen u. s. w. und so kam es denn, daß ich das Lustspiel über meine Erwartung passabel fand. Es will dies freilich nicht viel besagen in einer Zeit, in der die schlechten Novitäten nachgerade auf den deutschen Bühnen häufiger werden, als „der steife Grog" in den Marryat'schen Seeromanen — und man muß der Mad. Birchpfeiffer die Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie weiß es mit bewunderungswürdiger Voraussicht jederzeit so einzurichten, daß die Hoffnungen des Publikums niemals überspannt und die jüngeren Sprößlinge ihrer dramatischen Muse (man verzeihe den Ausdruck) durch die vorhergegangenen nicht in den Schatten zurückgedrängt werden: allein ich hatte mir, als ich von diesem „Lustspiele" hörte, eingebildet, darin einem Freiknecht Hinko oder Robert-Tiger in Manschetten und Glacé-Handschuhen zu begegnen; ich hatte hinter der glänzenden Uniform irgend eines Husarenlieutenants die Manieren des wilden Gaugrafen Philipp zu finden erwartet; ich hatte schon a priori das Wesen der Damen in der Piece mit jenem von Mamsell Pfefferrösel et comp. identifizirt — und hatte mit dem Allen (zur Ehrenrettung der Verfasserin sei es gesagt) die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Personen der Novität sind alle so ganz ordinäre Komödiengeschöpfe, wie man sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, allenthalben zu vielen Dutzenden vorfindet — nicht schlechter und nicht besser:

„Was auch geschieht im Wechseltanz der Horen,
Es war schon da: nichts Neues wird geboren." —

Das Thema des Stückes ist Folgendes: Mad. Verion hat zwei Töchter, Lorchen und Melanie; Lorchen ist natürlich, Melanie kokett; Obrist Bülau, ein rüstiger Fünfziger, Oheim der Mädchen, läßt sich durch die glänzende Aeußerlichkeit Melanie's bestechen und will sie heirathen; zur rechten Zeit geht ihm aber noch ein Licht über ihren eigentlichen Charakter (der übrigens nur durch falsche französische Erziehung verschroben, allein nicht verdorben wurde), und über Lorchens heimliche Liebe zu ihm auf, und er erklärt nun diese für seine Braut. Melanie hatte früher eine Liebschaft mit dem Husarenlieutenant Baron Steinfels, einem Roué, der seine bereits abgebrochene Bewerbung erneut, da er hört, daß Melanie mit einem ihr vom Obersten geschenkten Lose den großen Treffer gemacht habe; jedoch dies ist ein Irrthum, Lorchen's, nicht Melanie's Aktie war die gewinnende. Der Baron retirirt sich nun abermals; Lorchen tritt an Melanie großmüthig die Hälfte ihres eben erworbenen Reichthums ab, darauf manövrirt Steinfels auf's neue, wird aber von der schwerbeleidigten Melanie natürlich abgewiesen — und die Geschichte hat ein Ende, weil sie denn doch einmal ein Ende nehmen muß: denn was hinderte sonst Melanie, noch etliche andere Liaisons zu knüpfen und wieder aufzulösen? — Als Episoden interveniren der Husar Konrad und die Haushälterin Schwalbe. Leute dieser Gattung sind dem Theaterbesucher schon ohnehin bekannt genug: ein Husar gleicht dem andern, eine Haushälterin der andern. Sapienti sat. — In der scenischen Anordnung des Ganzen vermißte ich übrigens zu meiner nicht geringen Verwunderung hin und wieder die nöthige Bühnenkenntniß und Theaterroutine — ein Verdienst, welches man doch sonst der Mad. Birchpfeiffer noch am ersten zugestehen könnte. —

Die Darstellung war im Ganzen eine löbliche. Hr. Fischer gab den Obersten Bülau mit gemüthlicher Wahrheit; Mad. Zängl war als Lorchen allerliebst; Dem. Frey (Melanie) sollte sich in Rollen dieser Art vor gewissen Minauderien hüten; Mad Binder, welche wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Mad. Allram die Partie der Haushälterin Schwalbe noch am Tage der Aufführung hatte übernehmen müssen, bewies hier abermals jene Gewandtheit und jenes schnell eindringende Verständniß, welches diese Künstlerin jederzeit in so hohem Grade charakterisirt; den Baron Steinfels spielte Hr. Dietz mit vielem Humor, und Hr. Walter gestaltete den Husaren Konrad zu einer köstlichen Figur, die jeder Hofbühne Ehre gemacht haben würde. — Die übrigen Rollen sind kaum der Rede werth. —

ud. u.

Hear, hear!

Nächsten Sonntag, den 5. April, findet seit der Fasten die erste Soirée im Institute des Herrn Kinderfreund Statt, wodurch Jedem Gelegenheit gegeben wird, sich von der Tüchtigkeit der an demselben angestellten Lehrer eben so zu überzeugen, wie jüngst bei der ersten Prüfung von den raschen Fortschritten der Eleven. Ein Institut von so gemeinnütziger Tendenz, wie das des Hn. Kinderfreund, verdient die allgemeinste Beachtung der Musikverehrer, so wie Mancher es uns danken wird, daß wir ihn auf diese Soiréen aufmerksam gemacht haben. Auch können wi nicht unterlassen, auf die dort zur Aufführung kommende Sonate von Moscheles (Flöte und Fortepiano) im Voraus hinzuweisen, ein wenig bekanntes aber ausgezeichnetes Opus, das durch seine Lieblichkeit und Faßlichkeit Jeden — Kenner und Laien — erfreuen muß. Auch werden wir Spohr's neuestes Werk: Rondo espagnol für Violine und Fortepiano zu hören bekommen.

Erklärung.

Nachdem ich den Aufsatz des Hrn. Redakteurs der „Moravia" in Nr. 23 von „Ost und West" gelesen, finde ich, daß Hr. Oheral sich offenbar aus persönlicher Zuneigung zu mir verleiten ließ, meinen guten Willen und mein Talent viel zu sehr zu überschätzen.

In dem Gefühle meiner, im Vergleiche mit so vielen würdigen, ausgezeichneten und mich weit übertreffenden Männern sich offenbarenden Unbedeutenheit, und in dem Bewußtsein, daß ich als junger, erst in die Welt eintretender Mann, selbst bei dem besten Willen, noch zu wenig Thaten aufzuweisen vermag, fühle ich mich, nicht etwa aus Bescheidenheit, sondern aus lebhaftem Pflichtgefühl veranlaßt, das mir von Hrn. Oheral so überreich gespendete Lob, als von mir unverdient, hiemit öffentlich abzulehnen.

Prag im März 1840.

Med. Dr. Amerling.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 28. Samstag den 4. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Im Städtchen.

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

(Fortsetzung.)

Ich erinnere mich nicht deutlich, wie ich die nächsten Wochen zugebracht habe. Wo so gar keine höhere Forderung statt findet, da gibt's für einen Besucher unsrer Art ein unerfreulich wüstes Wesen. Um einen schlechten Zustand zu bezeichnen, sagt man: der Mensch vegetirt blos. Ach, selbst dies war zu viel für meine Umgebung. Was vegetirt, das nährt sich, wächst, gedeiht doch in einer bewußtlosen Existenz. Aber dafür war das Städtchen gar nicht unbefangen genug; es schalt einen Menschen, der sich ohne Weiteres hingeben wollte der Sommerluft, dem behaglichen, bloßen Dasein, es schalt ihn sehr. Auch das Bischen Sonntagsfreude schwamm im Essig des Erwerbgedankens. Wo hat der Mensch die Zeit zum Faullenzen her? Hat er nicht gesunde Arme? Wenn er auch für den Augenblick genug hat, warum sorgt er nicht für die Zukunft? Wenn ihm die Knochen mürbe werden, dann fällt er der Stadt zur Last, als ob wir nicht schon genug solches Volks hätten, was auf unserem Brodkorb liegt!

Ich glaube, es war eigentlich schon Hannchen, dessen Anblick mir einige Erquickung gab, Hannchen, das immer lustige, was ja doch eine romantische Geschichte erzählt hatte. Aber ich sprach Hannchen selten; ihr Vater war ein Bäckermeister und gehörte nicht zu den Honoratioren. Wenn ich mich des Abends zu ihr setzte auf die Hausbank, so riskirte ich meine Reputation.

Rosa war viel, viel schöner! Wenn sie Sonntags die enge Gasse hinaufging zur Kirche, so schien allerdings eine Erscheinung zu kommen, die edler sei als der ganze Städtchenplunder. Aber die Gespenstgeschichte hatte mir hier übel mitgespielt, ich hatte sie darnach gefragt, und sie hielt es ihrer Bildung für nöthig, über das dumme Zeug zu spotten. In die Gruft hinunter, sagte sie, geht's sehr eng, da haben sie den Sarg geschoben, und die todte Comtesse ist mitgeschoben worden. Die Kirschblüten hat die Kammerjungfer vor dem Zumachen des Deckels auf sie gestreut; denn sie war Vertraute der Liebschaft gewesen, und kannte den Kirschgarten und was die Comtesse da gelobt hatte. Die Erleuchtung kann man alle Abende sehn, wenn beim Pachter das Kaminfeuer angezündet wird, das gibt einen glänzenden Wiederschein auf die Schloß-Fenster. — Und sie wußte noch mehr.

Nun bedenke man, auf welche forcirte Spitze wir jungen Leute damals gestellt waren in Bezug auf Geistererscheinung, ja auf die ordinairsten Gespenster. Selbige waren die geachtetsten Personen. Die Literatur, von den Romantikern beherrscht, sah allen natürlichen Aufschluß mit unbeschreiblicher Geringschätzung an. Jedes Gespenst gehörte zur nobelsten Gesellschaft des poetischen Staates, nur ein leiser Zweifel daran galt für Plattheit. — Röschen machte mir den traurigsten Eindruck. Denn wo nicht Leidenschaft die Ursprünglichkeit erregt, da sind wir als junge Leute ja durchgängig Affen der literarischen Mode, so wie dies die Gedankenlosen der Kleidermode gegenüber sind.

Es kam ein Verwandter Röschens durchgereist, ein Mann, der viel herumgekommen war in der Welt. Zu meinem Erstaunen sagte der: Röschen ist ein tüchtig Mädchen! — Bald darauf ereignete sich das Unerhörte: Röschens Vater nahm Theil an einer Landpartie der Bürgerlichen, und er nahm seine Tochter mit. Auch der Kriminal erschien mit Regenschirmen, Mänteln, und sonstigen Waffen gegen die Witterung. Die Partie war geweiht, wie man sich in den Annalen keiner ähnlichen erinnerte. Hinauswärts, im Schatten dieser Ehre, fuhr Alles vortrefflich sittsam, die jüngsten Kinder sprachen über den Ackerbau, um sich würdig zu zeigen. Solch eine Partie besteht aus zwei bis drei langen Wagen, worin je vier bis fünf Sitze an ledernen Bändern hängen. Da sitzt die Jugend, und ist um jeden Preis mäßig vergnügt — was durch jahrelangen Gebrauch für einen Scherz gilt, das wird vorgebracht, und die Artigkeit der Damen beweist sich durch fleißiges Gelächter. Es gibt auf der Welt nichts Unbequemeres, als ein Lachen, was nicht nothwendig und echt ist. Nur bei jungen Mädchen mit viel Naturell kann das eine leidliche Begleitung sein, wie unnützes Piepen bei einem muntern Vogel — aber an verleg'ner Mädchenwaare mit den schlechten Zähnen, wie sie in Deutschland so häufig und in kleinen Städten gar vorherrschend sind, ist's unerträglich. Glücklicherweise finden sich denn die Begabteren meist auf einen Wagen zusammen, und die Sache geht unter

ihnen leidlich durch den Sand und die Haide bis auf's bestimmte Dorf. Dort dringen diese wenigstens auf einen kurzen Spaziergang nach dem Wäldchen, was sich in bescheidner Art am kleinen Bache findet. Die andern sitzen im Wirthshause auf dunkelrothen Holzbänken, und warten auf die Rückkehr derer, die eine Promenade gemacht. Sie legen die Hände in den Schooß und genießen die Partie. Dann wird Koffee getrunken, dann Doppelbier, und dann fährt man wieder nach Hause; die Herren sind etwas schwerfällig bewegt vom Biere, man schlägt vor, ein Lied zu singen — ach ja, rufen die Weiblein! Dies? Man kann nur den Anfang. Jenes? Man kann noch weniger. Also das alte, was die Vorfahren auch gesungen: „Guter Mond, du gehst so stille!" Die witzige Person ruft: „Es regnet aber, und der Neumond kommt erst in acht Tagen." Tüchtiges Gelächter; mehr plump als zärtlich umarmt hie und da Einer seine Nachbarin, der Gesang geht unsicher und bedenklich wie der Marsch einer Bürgergarde.

Solch ein Moment war's, wo ich im lauschigen hintersten Theile des Wagens neben Röschen saß; es regnete warm und eifrig draußen, das Mädchen war aufgeweckter als sonst, ich faßte mir ein Herz und umarmte sie, und sie küßte mich feurig wieder, viel feuriger, als man von einem so jungen Mädchen hätte erwarten sollen. — Sonst weiß ich nichts mehr von jenem Abende — man sprach beim Aussteigen, es sei ein deliziöses Doppelbier und eine herrliche Partie gewesen. — Der Tag meiner Abreise kam unterdessen heran, Röschen hatte mir ein Stammbuchblatt geschrieben; ich weiß eigentlich nicht warum, aber wir hatten zur Auslieferung und Empfangnahme desselben ein Rendezvous bestimmt, draußen auf jenem Anger, unter den Kirschbäumen, Nachmittags. Sie war eher da als ich. Dies ist ein Unglück für die Liebe: wenn das Mädchen nicht warten läßt, so läßt der Mann auf die Liebe warten. Was wir geschenkt erhalten, was wir nicht erobern, das ist uns über kurz oder lang geringschätzig. Sie hatte ein kleines Mädchen an der Hand, schien etwas verlegen geröthet, und sah wie die schönste Nymphe aus. Ich empfand einen so lieblichen Eindruck von dem Reiz der Erscheinung unter den Kirschbäumen, daß ich halb in Verlegenheit junger Liebe, halb in leidenschaftlicher Wallung eines bis dahin stets verschleierten Gefühls auf sie zueilte. — Es waren aber Leute in der Nähe, die nach dem Heu und nach den Aeckern sahen, ein Vetter kam über den Plan, um auf sein Gerstenfeld zu gehn, sie gab mir nur rasch das Blatt und schlüpfte fort.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wiederherstellung der Kreuzwegkapellen auf dem Laurenzberge in Prag, in den Jahren 1836, 1837, 1838.

(Mit vier Stahlstichen auf einem Blatte.)

Der Laurenzberg, wo schon im Jahee 991 ein Kirchlein zu Ehren des heiligen Laueentius erbaut worden, war bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Gegenstand zahlreicher Wallfahrten des Volkes, welches vorzüglich in der Charwoche zu den dort ecrichteten Kreuzwegkapellen pilgerte, und im Angesichte des Himmels, im Anblicke der am Fuße des Berges liegenden Stadt und der fernen Grenzen des Böhmerlandes, seine Andacht verrichtete. Da aber die alten Kapellen dem Verfall nahe und der Pfad zu denselben unwegsam geworden war, so faßte Se. Excellenz der Heer Oberstburggraf Karl Graf Chotek, dessen unermüdetem Eifer wir so viel Schönes und Nützliches verdanken, und der auf alle Theile des ihm anvertrauten Landes seine Aufmerksamkeit richtet, die herrliche Idee, den Laurenzberg zu verschönen, die dahin führenden Wege gut gangbar herstellen und die Kreuzwegkapellen auf eine ihrer frommen Bestimmung würdigere Art erneuen zu lassen.

Die Kapellen, welche früher weniger zugänglich waren und eine ungünstige Lage hatten, weil sie theils an dem, vom Strahöfer Thore zwischen der neuen Schanzmauer und der alten Karolinischen Ringmauer hinanführenden Fahewege, theils um die Kirche herum standen, wurden sehr zweckmäßig auf die innere Berglehne des Laurenzberges verlegt, und die beiden dahin führenden ungangbaren und unfahrbaren Wege auf Veranlassung Sr. Excellenz von der Lokaldirektion, der k. k. Foetifikation und von dee Prager Stadtgemeinde trefflich und dauerhaft hergestellt. Der nöthige Fond für die vierzehn neu zu erbauenden Kapellen (jede kostete gegen 320 fl. C. M.) wurde bald nach Bekanntmachung des eben so schönen als frommen Vorhabens durch nachstehende Beföederer alles Gemeinnützigen mit der edelsten Munifizenz gespendet.

Die Heestellung der I. Kapelle übernahm der hochwürdigste und hochgeborne Herr Augustin Bartholomäus Hille, Bischof zu Leitmeritz; — der II. Se. Excellenz der hochwürdigste und hochgeborne Herr Karl Hanl, Bischof von Königgeätz; — der III. der hochw. Herr Placidus Benesch, Abt des Benediktinerordens zu Brewniow und Braunau; — der IV. weiland Se. füestliche Gnaden der hochwürdigste und hochgeb. Heer Andreas Alois Graf Skarbek Ankwiez von Poslawice, Fürsterzbischof zu Prag; — der V. Se. Duechlaucht Heer Ferdinand Fürst von Lobkowitz, Herzog von Raudnitz rc. rc.; — der VI. die böhmischen Herren Stände; — der VII. der hochw. Hr. Adolf Koppmann, Abt des Prämonstratenserordens zu Tepl; — der VIII. der hochw. Herr Franz Wilhelm Tippmann, Domheer des Prager Domkapitels, Bischof zu Satala und Suffragan des Erzbischofs zu Prag; — der IX. der hochw. Hr. Joh. Nep. Medlin, Probst des prager Domkapitels; — der X., XI., und XII. Kapelle die Prager Stadtgemeinde; — der XIII. die Prager k. k. Karl-Ferdinandeische Universität sammt den drei Gymnasien Peags; — der XIV. der hochgeb. Herr Graf Christian Waldstein-Wartenberg. — Der hochgeb. Herr Bischof von Budweis, Ruzicžka Excellenz, übernahm die Herstellung dee Kalvarien- oder sogenannten XV. Kapelle.

Der Laurenzberg wurde auf das geschmackvollste in eine Gaetenanlage verwandelt, wozu der ständische Parkgärtner Hr. Braul, der sich durch die Anlegung des Volksgaetens, dieser hohen Zierde der Hauptstadt, sehr verdient gemacht, den Plan lieferte. Mehrere Besitzer benachbarter Herrschaften spendeten die hiezu nöthigen, namhaften Partien von Baum- und Gestrüppsetzlingen und Baumpfählen, und das Prager Stadtbauamt bewirkte nach diesem Plane und mit diesen Spenden die freundliche Umstaltung des Laurenzberges, wobei sich der Herr Stadtbauverwalter Dückelmann auf das eifrigste verwendete. — Den Plan zu den in einem edlen Styl gebauten Kapellen entwarf die k. k. Oberbaudirektion, und den Bau vollführte der rühmlich bekannte Baumeister Herr Kraner im Jahee 1836.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Triest.

21. März.

Wir hörten wieder eine neue Oper, „Ginevra degli Armieri“ heißt sie. Das Libretto ist natürlich schlecht; denn es wurde von G. Rossi zusammengestoppelt, und Rossi hat nun schon einmal das Privilegium, nichts Gescheidtes zu liefern. Die Musik ist von einem Dilettanten, Herrn Samuel Levi aus Venedig, und mit einem Dilettanten darf man nicht allzustreng zu Gerichte gehen. Dies scheint auch die Meinung des Publikums gewesen zu sein, wenn es den Komponisten nach einigen gelungenen Piecen mehremal auf die Bühne rief, und ihn lebhaft applaudirte. Zu diesen gelungenen Piecen gehörten ein Duett im ersten, und ein Banditenchor im zweiten Akte. Außer diesen wüßte ich, aufrichtig gesagt, wahrlich nichts herauszuheben, was Erwähnung verdiente; denn was noch sonst Schönes in der Oper ist, gehört Bellini, Mercadante, Donizetti, und wissen die Götter, wem sonst an. — Die Oper wurde dreimal gegeben; für heute ist wieder der „Bravo“ angekündigt, der sich des vollständigsten und verdienten Beifalls zu erfreuen hat, wiewohl die Redaktion der Zeitschrift „Ost und West“ das Verdienst dieses gediegenen Tonwerkes streitig machen will. Ja, ich wiederhole es, es gibt wenige Opern, und selbst der vorzüglichsten Meister, die sich mit dem „Bravo“ messen könnten. — Der Dichter desselben, Herr Mercadante, befindet sich gegenwärtig in unserer Mitte, und habe ich Gelegenheit ihn zu sehen, so ziehe ich meinen Hut recht tief, und beweise ihm meinen vollen Respekt.

Außer der Oper und dem Ballet (dieses fortwährend unter aller Kritik) haben wir jetzt italienisches und deutsches Schauspiel; jenes bringt Spektakelstücke im Teatro Mauroner; dieses abwechselnd im Teatro grande und im Teatro Filodrammatiko deutsche und verdeutschte Dramen, Lustspiele, Possen, Vaudevilles 2c. 2c. Von den Produkten, die wir bereits zu hören bekamen, nenne ich den „Pariser Taugenichts“, der durch das ausgezeichnete Spiel des Ehepaares Börnstein mit rauschendem Beifalle aufgenommen wurde. In „Liebe kann Alles“, nach Shakespeare von Holbein, lernten wir die Dem. Strenge kennen, welche jeder deutschen Bühne Ehre machen würde. Im Ganzen gehört die Gesellschaft zu den besseren, und zählt außer den Genannten mehre sehr tüchtige Mitglieder, wie die Damen: Demini, Wagi, und Wolf, und die Herren Schmidt, Scholz und Weiß. Ihre Vorstellungen, die höchst dezent ausgestattet sind, werden daher sehr besucht, wie dies z. B. gestern Abend im Teatro grande der Fall war, wo uns drei Stücke: „Er bezahlt Alle,“ „Rataplan“ und Lembert's „Ehrgelz in der Küche“ vorgeführt wurden; letzteres wurde von Herrn H. Börnstein meisterhaft gegeben. Herr B. ist dramatischer Künstler im wahren Sinne des Wortes. Mir war Anfangs bange, als ich hörte, daß im Rataplan deutsch gesungen werde, und freute mich daher wirklich über den Beifall, den Mad. Börnstein nicht minder durch ihren Gesang als durch ihr charmantes Spiel zu erzielen wußte. Erwägt man die Ansprüche, die die hiesigen, so verschiedenartigen Theaterfreunde stellen, so gereicht es der Gesellschaft nur zur Ehre, daß sie hier so viel Interesse zu erregen wußte, und von dem günstigen Erfolge aufgemuntert, wird sie gewiß künftig einige Monate im Jahre hier verweilen; sie würde dadurch auch dem allgemeinen Wunsche entsprechen. Das Repertoir für künftige Woche bringt Halm's Griseldis, Raupach's Schleichhändler, Raimund's Verschwender, Nestroy's zur ebenen Erde und im ersten Stocke. Das gefällt mir: eine deutsche Gesellschaft sollte lauter deutsche Erzeugnisse vorführen; mit französischer Fabrik sind wir ohnehin durch die Italiener überschwemmt.

J. Löwenthal.

Aus Berlin.

24. März.

Der Kopfrechner Dahse, welcher hier durch seine Multiplikationen viel Aufsehen erregt, wurde durch einen Ingenieuroffizier außer Dienst, Herrn von Billniger, übertroffen, welcher auf einem hiesigen Kaffeehause drei Schachpartien auf einmal spielte, und zwar zwei davon in Nebenzimmern, ohne daß er Schachbrett und Spieler sehen konnte, welche er nach der bloßen Nennung der Züge lenkte, während er einem Spiele selber vorstand. Die beiden Partien in den Nebenzimmern gewann er, verlor aber die selbstgeführte, jedoch wohl blos dadurch, daß er einen anerkannten fertigen Spieler vor sich hatte, und diesem noch dazu vier Züge zurückgab.

Am 20. trat Fräulein Schloß aus Köln, vom Leipziger Theater, hier im Opernhause als Konzertsängerin auf, bewährte sich als geübte, fertige Künstlerin, welche von Natur mit nicht gemeinen Gaben ausgestattet, und machte allgemein den Wunsch rege, sie auch einmal in irgend einer Gastrolle zu hören und zu sehen, welche allem Vermuthen nach nur gut und glänzend ausfallen könnte.

Am 18. wurde im Opernhause Goethe's Faust mit Radziwillscher und Lindpaintner's Musik gegeben, und dadurch der Andrang zum Hause mehr als unerhört. Trotz der Kunst jedoch unserer besten Schauspieler, (Grua gab den Faust, Seidelmann Mephistopheles, und Fr. von Hagn Gretchen) gelang es nicht so ganz, das Drama auf der Bühne einzuführen.

Alle Verwandlungen zerrißen die Handlung zu sehr; das Wegfallen des Humors in dem Walpurgisnachttraum, und an mehren andern Stellen, ließ das Schicksal Gretchen's zu schroff hervortreten, und mußte dadurch jedes Gefühl zu tief verletzen, so daß Goethe selber, wäre er zugegen gewesen, sich dagegen erklärt haben würde. Was die Musik betrifft, so war die Lindpaintnersche Ouverture zu laut, zu voll instrumentirt, waren die Zwischen- und Vorspiele der andern Aufzüge alle zu üppig, besonders was Blastonzeuge anbelangt, wodurch die Wirkung mehr geschwächt als gehoben wird. Die Radziwillschen Sätze aber mochten nicht die günstigen Urtheile bestätigen, welche über sie anderweitig ausgesprochen. Als Arbeiten eines Liebhabers sind sie freilich ehrenwerth und bedeutend, als Kunstwerke aber sehr untergeordnet. Was vorzüglich die Melodramen betrifft, so mögen diese wohl schön klingen, wenn man sich den Sinn des Dichters dazu denkt, aber bei der wirklichen Ausführung können sie nur den Schauspieler, entweder zugleich erklingend stören, oder dessen Reden einschaltend, ihn matt oder gar lächerlich machen. Entweder Gesang oder Sprache; das Zwitterwesen taugt nicht viel! Der erste Gesang des Geistes (Baß) muß auch recht matt auffallen, wo hingegen die Worte, gesprochen, einen tieferen Eindruck gemacht haben würden, weil sie mit dem Geiste schneller verhallt wären und so geistiger gelautet hätten. Sollten sie gesungen werden, so hätte man einen Chor von Bässen im Einklange singen lassen müssen, und zwar unsichtbar, so daß nur Faust der Schauende gewesen; weil es doch lächerlich ist, daß wir den Faust vor einem Wesen zittern und winseln sehen, das uns nur schnurrig vorkommt. Selbst die gepriesenen Osterlieder sind zu weltlich gehalten, als daß sie den Verzweifelnden vom Giftbecher zurückhalten könnten; dazu hätte es Kirchentöne bedurft, nicht der Trompeten Schmettern und Brausen. Der gelungenste Auftritt, was Spiel wie Musik anbelangt, war der in Auerbachs Keller, und vor allem das Lied vom Floh, welches daher auch mehremal wiederholt werden mußte; ebenso wohl aufgefaßt erklang das Lied des Mephistopheles: „Was willst du hier vor Liebchens Thür' u. s. w.,“ hingegen Gretchens König in Thule, was ein einfaches Volkslied sein, oder doch dieses nachahmen müßte, durchzuführen, wie die Lieder unserer Tageskomponisten, ist ein Mißgriff, der kaum entschuldbar. Am glänzendsten trat der Kriegerchor des zweiten Aufzuges hervor, was den Satz anbelangt, obgleich auch hier das Einfachere, Volksthümliche vorzuziehen gewesen. Das Urtheil über das gesammte Werk Radziwills ließe sich so zusammenziehen: daß es manche Einzelschönheit enthält, im Ganzen aber durchaus verfehlt ist, und nur verfehlt sein kann, weil hier der Musik zugemuthet wird, was über ihrem, oder unter ihrem Wirkungskreise liegt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein böhmischer Reisender in Afrika.

Schon vor mehreren Wochen hatte unsere geschätzte Zeitschrift „Bohemia“ von einem in Afrika reisenden Böhmen berichtet, über welchen der berühmte Reisende Anthony d' Abbadie Folgendes an die Redaktion des Londoner Athenäums aus Kairo geschrieben: „Ich habe einen Reisenden in Afrika kennen gelernt, welcher nach einem so langen Zeitraume in die Fußstapfen Burkhardts tritt. Ignaz Pallme ist aus Böhmen gebürtig, und nicht allein auf dem Wege, ein ausgezeichneter Reisender zu werden, er ist es schon geworden, da er eilf Monate in den ungesundesten Gegenden Kordofans (ein Oasenland westlich von Nubien) zugebracht hat. Er spricht italienisch, französisch und arabisch, schreibt aber nur deutsch. Seine Instrumente sind nur eine Uhr und ein Kompaß, doch werden diese für eine übersichtliche Aufnahme des Landes in den meisten Fällen genügen. Er hat das lebhafteste Verlangen, nach Darfur (noch westlicher) zu reisen, welches Land er während zwei bis drei Jahren in verschiedenen Richtungen zu durchstreifen gedenkt, und will dann über Borgu, Murzuk und Tripoli zurückkehren. Seine Anlagen zu Reisen der Art sind die günstigsten, die man denken kann, und es wäre vielleicht schwer, einen Mann zu finden, der besser als Ignaz Pallme geeignet wäre, in das Innere von Afrika einzudringen. Ueber seine bisherigen Reisen in Kordofan hat er ein Werk geschrieben, das Rüppels Reisewerke an Umfang wenig nachsteht. Leider wird es schwerlich vor das Publikum kommen, wenn Pallme nicht einen Gönner unter den Freunden der

Geographie findet, der die Herausgabe unterstützt. Er theilte mir seine Handschrift mit, und erlaubte mir freundlichst, einige Stellen in Bezug auf den Lauf des weißen Nils zu kopiren und bekannt zu machen. Dieser Lauf wird, den mannigfaltigen Nachrichten zufolge, welche Pallme von Sklavenhändlern und Negersklaven aus dem Innersten Afrika's einzog, auf unsern Karten viel zu kurz und zu weit südlich angegeben." —

Hierauf brachte das „Journal des österr. Lloyd" in Nr. 20 und 22 höchst interessante „Mittheilungen aus Pallme's Reise in Kordofan im J. 1839," welche den Inhalt eines Briefes bilden, den er aus Kairo an seine Freunde in Triest geschrieben hatte;*) und endlich in Nr. 23 folgende Notiz: „Ignaz Pallme erhielt, einem Schreiben aus Kairo zufolge, von der königlichen afrikanischen Gesellschaft in London den Auftrag, auf ihre Kosten eine neue Reise ins Innere Afrika's zu unternehmen. Die ihm vorgeschriebene Reiseroute ist: Kordofan, Schabun, Runga, Bergu, Burnu, und über Murzuk in Fezzan zurück nach Tripoli. Eine solche Expedition wurde schon früher mehrmals von Tripoli aus unternommen, allein sie fiel immer unglücklich aus. Nun glaubt man aber sich an Pallme, als an den rechten Mann, gewendet zu haben, der allein geeignet wäre, den in dieser Beziehung zu stellenden Ansprüchen zu genügen. Diese Reise soll Pallme im September antreten; zuvor wird er aber noch auf einige Zeit Syrien besuchen — Pallme wurde noch außerdem von der genannten Londoner Gesellschaft eingeladen, Mittheilungen über den Lauf des Baher el Abiad (weißer Nil), über die Bandanianium (Kannibalen von weißer Hautfarbe im Innern Afrika's), und endlich über die von ihm entdeckten Alterthümer in Kordofan zu machen."

Notizen.

(Kobold.) Der Prof. Erman hielt am 30. Januar eine Vorlesung in der Berliner Akademie der Wissenschaften, worin er eine sehr humoristische Schilderung ihrer Schicksale unter Friedrich Wilhelm I. gab, der bekanntlich seinen Hofnarren Kyau zum Präsidenten derselben machte. Unter andern erzählte er, daß damals einmal der Akademie aufgegeben worden sei, eine Abhandlung über die Natur der Kobolde als Preisfrage zu stellen, mit der Bemerkung, daß 20 Thaler Cour. demjenigen extra ausgezahlt werden sollten, der einen lebendigen Kobold einlieferte. (Nordlicht.)

(Kontraste.) An den Straßenecken Mailands waren in Riesenlettern zwei Ankündigungen von Werken, die, wenn gleich im schneidenden Widerspruche, dennoch ganz friedlich neben einander auf zahlreiche Käufer hofften: Das Ende der Welt und der ewige Kalender. (Echo.)

(Theater.) In Paris wird nächstens ein Prachtwerk über die bedeutendsten Theater in Europa erscheinen, mit genauen Abbildungen der äußern Form und der innern Einrichtung derselben.

(Schwedische Literatur.) Von des Schweden Almquist „Buch der Rose," einer Reihe von Novellen und andern Dichtungen sind bis jetzt 12 Bände erschienen, deren Mehrzahl unbedingt als das Beste bezeichnet werden kann, was die schwedische Literatur in diesem Zweige aufzuweisen hat. Almquist ist eine eigenthümliche Dichternatur: der bitterste Humor, Gräßlichkeiten, die Victor Hugo und seine Nachfolger fast überbieten, eine dämonische Sündhaftigkeit des Gedankens und der Form finden sich neben der schönsten Harmonie, dem heiligsten Frieden und einer plastischen Vollendung, die an Goethe erinnert. Auch durch des Dichters Leben gehn diese Widersprüche. Almquist wurde, aus Liebe zum Landleben, nach rühmlich erworbenem Doktorgrade, Bauer im strengsten Sinne des Wortes, pflügte seine Aecker selbst und schlug das Holz im Walde. Später verlor er sein kleines Vermögen und ging nach Stockholm zurück, wo er, nach jahrelangen mühseligen Arbeiten um das Brod, endlich Rektor der neuen Elementarschule geworden ist.

(Das Pesther Kinderhospital.) Nach einem im „Pesther Tagblatt" enthaltenen Berichte wurden vom 16. August 1839 bis 29. Februar 1840 von dieser höchst wohlthätigen Anstalt 340 arme Kinder unentgeltlich behandelt. Das jüngste kranke Kind war 11 Tage, das älteste 13 Jahre alt. Säuglinge sammt ihren Müttern wurden in der Anstalt verpflegt und behandelt: 43. Nach der zu Georgi stattfindenden Vergrößerung kann man die Zahl der im nächsten Jahr zu behandelnden Kinder auf 1000 veranschlagen.

*) Wir können uns nicht versagen, sie in einem der nächsten Blätter von „Ost und West" einzurücken.

(Henselt) ist von seiner Reise durch die Ostseeprovinzen Rußlands nach Petersburg zurückgekehrt; er hat Lorbeern, und wie man sagt, auch viel Gold geerntet. Von dem Eindruck, den sein Spiel in Dorpat gemacht, erzählt man sich, daß ein russischer Student, der vor einigen Jahren einen andern im Duell getödtet und sich bis jetzt zu verbergen gewußt hatte, von Henselts poème d' amour gerührt, sich plötzlich als den Thäter denuncirt habe. Jetzt soll er sein Geständniß bereits bereut haben. Es klingt dies beinahe fabelhaft, wird uns aber von glaubwürdigen Personen berichtet. (Schumanns mus. Ztschft.)

(Oxford.) Dieser Universität ist ein Legat von 75.000 Pfd. Strl. ausgezahlt worden, das der verstorbene Michelangelo Taylor zur Anlegung einer Gemäldesammlung und Stiftung von Vorlesungen über Kunst bestimmt hat.

Konzerte in Prag.

Das Konzert zum Besten der Heil- und Erziehungsanstalt blinder Kinder, am 30. März, wurde mit einer Ouverture von Kuhlau eröffnet. Es scheint mir, daß der Komponist sich den Grundgedanken des Werkes nicht recht klar zu machen vermochte, und über das Ringen und Suchen nach demselben ging natürlich die harmonische Einheit des Ganzen verloren. — „Des blinden Kindes Trost," Prolog von Herrn Professor Anton Müller, gesprochen von Dem. Frey und der blinden Institutszöglingin Josepha Woschalik, fand durch seine Innigkeit und wahrhaft rührende Gemüthlichkeit in den Herzen der ganzen Versammlung den lebhaftesten Anklang.*) — Fräulein Marie Potel trug Döhlers Grande fantaisie et variations über Motive aus Rossini's „Tell" mit einer Fertigkeit vor, welche fast mit eben so stürmischem Beifall aufgenommen wurde, wie kürzlich die stupenden Bravourstücke des Herrn Liszt. — Die Spohr'sche Arie aus „Faust" sang Mad. Podhorsky mit längst bewährter Meisterschaft. — Die „Fantasie für die Violine," gesetzt und vorgetragen vom Balletmusikdirektor des ständ. Theaters, Hrn. Fischer, ist eine Komposition von großer Wirksamkeit und trefflich instrumentirt. Ueber das Spiel wollen wir nichts sagen. — „Die Sennin," Gedicht (?!) von Vogl, für eine Singstimme mit Begleitung der Klarinette und des Pianof. in Musik gesetzt von Skraup, ist ohnehin bekannt. Die Vortragenden, Mad. Podhorsky und Hr. Pisarowic, mußten dasselbe wiederholen. — Den Beschluß machte statt Titls angekündigter Ouverture zu den „lustigen Weibern von Windsor," das cheval de bataille so vieler Konzerte, die Ouverture von Weber's „Oberon." nd. n.

Am 31. März: Musikalische Akademie der eilfjährigen Pauline Rischawy im Saale zum Platteis. — Auf dem Programm dieses Konzertes war Eine mitwirkende Person und ihre Produktion vergessen: Das Publikum. Dieses improvisirte nach jeder Piece eine Bravourfantasie, welche dadurch hervorgebracht wird, daß man die Hände stark und anhaltend zusammenschlägt — eine angenehme Musik für alle Schauspieler, Sänger, Konzertisten. — Pauline Rischawy, Schülerin des Hrn. Proksch, spielte Beethovens Konzert in C-moll und Döhlers Fantasie über Themen aus der Oper: „Der Zigeunerin Warnung," deren effektreiche Ouverture das Konzert eingeleitet hatte. Offenbar hat die talentvolle Pianistin seit ihrem vorjährigen Konzerte wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Sie spielte mit großer Leichtigkeit, Sicherheit und Rundung, und wurde vom Publikum mit Beifall überschüttet. — Dem. Henriette Herrmann, Schülerin der Mad. Sandrini-Caravoglia, sang ein Rondo von Vaccaj — wie so viele italienische Arien eine reine Solfeggie — und statt des Hrn. Strakaty, der erkrankt war, eine Canzonette v. Donizetti. Die Sängerin, die, so viel wir wissen, zum zweitenmal öffentlich auftrat, hat eine angenehme, jedoch in den mittleren Chorden schwache Stimme, sang mit Leichtigkeit und verdiente die Aufmunterung, welche ihr das Publikum zu Theil werden ließ. — Schöner konnte das Konzert nicht beschlossen werden, als mit Titl's genialer Komposition zu der „Nächtlichen Heerschau" von Bar. von Zedlitz. Dieses Tonwerk voll Kraft und Feuer übte wieder eine so hinreißende Wirkung auf das Publikum aus, daß es wiederholt werden mußte. **R. G.**

*) Dieser Dialog gehört zu den trefflichsten Gelegenheitsgedichten. Die Red.

Hiezu eine artistische Beilage.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 29. Mittwoch den 8. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Stillleben.

(Russisches Volkslied.)

Von Wilhelm von Waldbrühl.

Ach, mein Mütterlein,
Wie das Haupt mir schmerzt!
Uebel ist mir sehr,
Kranker immer mehr;
Immer mehr der Wehn!
Muß lustwandeln gehn!
Stehl' mich aus dem Haus,
Geh lustwandeln aus;
Mit dem lieben Freund
Werde ich mich sehn. —
Ach, du lieber Freund,
Du mein Herzensfreund:
Lehre du mich doch
Heimzukommen noch!
„Ach du Närrin, du
Toller immer zu!
Toller immer zu!
Junge Liebliche!
Auf der Straße geh
Wie die junge Gans;
Durch den Hof voran
Wie ein weißer Schwan,
Auf dem Terem hoch
Wie ein heller Falk!
Ja, der Terem hoch,
Offen steht er jetzt;
Dein argwöhn'scher Mann
Sitzet vor dem Tisch;
Eifersüchtig schilt
Er dich Junge aus;
In die Hand nimmt er
Seine Geißel flink.“ —
Und die Geißel pfiff,
Und ich schreie dazu,
Bat inständig mein
Schwiegerväterlein:
„Schwiegerväterlein,
Ach! entreiß mich ihm!“ —
Schwiegervater du,
Laß nur schlagen zu!

Im Städtchen.

Eine Schilderung.

Von Heinrich Laube.

(Beschluß.)

Arme Mädchen! Ihr seht lange Trennungsjahre hindurch nur das Bild des geliebten Mannes, und der Mann sieht die Welt und mehr als Bilder. Arme Mädchen! Die Natur weis't Euch darauf an, Jünglinge zu lieben, und die Welt erlaubt Euch nur, Männer zu heirathen! Wie selten ist der Mann jener um zehn Jahre ältere Jüngling. Und wohl ihm und Euch, wenn er es nicht ist. Seine Liebe galt der Knospe — die Liebe rechnet nicht, und wer kann denn berechnen, was zehn Jahre hervorbringen, und die Liebe vorausbestellen auf eine Möglichkeit, und Enttäuschung und unglücklich Wesen alsdann abwenden. Alle Studentenliebe ist aber ein Heirathswechsel, auf zehn Jahre gestellt.

Ich hatte zwei Jahre auf der fernen Universität gelebt, und das Städtchen vergessen. Jenes Stammbuchblatt war wie ein schädlicher Reif auf die geringe Illusion gefallen. In der Handschrift des Tertius, nicht ohne Interpunktionsfehler, war darauf eine Stelle aus Goethe's Tasso zu lesen, die das Mädchen nimmermehr verstanden haben konnte. Wo der Gedanke fehlt, tritt uns die Fratze entgegen; ich hatte jene Zustände und Erinnerungen hinter mich geschleudert; sie waren dem idealen Jugendschwunge nur an allen Ecken und Enden hinderlich. Der Erwerb ist in der idealen Welt des Jünglings eine Gemeinheit. Das Städtchen konnte mir nur als Idyll reizend sein, und ich kannte es zu gut, um diesen Reiz zu haben.

Da brachte mich eine Gebirgsreise wieder in die Nähe, und wie es zu gehen pflegt, daß Alles, was zu unsrer Geschichte gehört, auch das bei seinen Lebzeiten niedrig Geschätzte, eine Macht auf uns ausübt, so machte ich bei schwerer Sonnenhitze den Umweg nach dem Städtchen. Es war auch die Eitelkeit, diese Schwester des Besten und Geringsten in uns, welche mich trieb. Man nimmt da ein Interesse an dir, man hat dich früher gesehn, man würdigt es, daß du jetzt einen stattlichen Schnurrbart trägst, wer weiß, ob nicht im Stillen manches Mädchen auf dich hofft!

Ich war unternehmender, dreister, heiterer geworden. Wer weiß, wie es kam, daß ich gleich zu Anfange besonders auf Hannchens Bank gerieth, und wenig oder gar nicht zu Röschen. Dort gab's Munterkeit, der bürgerliche Styl gestattete mitunter eine tüchtige Umarmung, einen dreisten Scherz. Röschen war voller und schöner geworden, aber sie war noch so wortkarg wie früher; als ich eine Woche da war, schien mir das noch ärger zu sein. — Sonntag war wieder ein kleiner Tanz auf dem Waldwirthshause; sie tanzte noch nicht besser als früher, und ich, der jetzt ein lustiges Fegen suchte, hielt mich an die in der Raschheit geschickteren Mädchen. Es gab da einen magern jungen Barbier, der über Vermögen gerne den Gentleman spielte, und sich gegen das Herkommen gerne an die Honoratioren machte. Der geniale Abenteurer vom Becken tanzte zudem schlecht, und mittelmäßige Tänzerinnen fürchten so was mehr als gute. Ich hatte deshalb früher mit Röschen das Abkommen gehabt, daß sie seine Aufforderung damit ablehnte, sie sei schon versagt, und daß ich dann zu Hilfe gerufen wurde, um die Aussage durch wenigstens einmaliges

Herumtanzen wahr zu machen. Diesmal sah ich das schöne Geschöpf in den Armen des Barbiers. Dieser ihr Mangel eines Ritters that mir weh, ich gesellte mich auf dem Heimwege zu ihr, und machte ihr Vorwürfe, daß sie den unwillkommenen Tänzer nicht wie sonst abgelehnt. „Ich habe ja kein Recht, auf ein solches Opfer von Ihnen zu rechnen,“ sagte sie in einer Sprache, die im Städtchen gar nicht gewöhnlich ist, und ihr Ton war bewegt, ich glaubte eine Thräne in den schönen Augen zu sehn. Das machte mir einen schmerzlichen, aber liebevollen Eindruck. Der Kriminal, welcher in den zwei Jahren noch zwei Falten und einige Höflichkeiten mehr bekommen hatte, ward wegkomplimentirt, ich führte Röschen, und das warme, volle Kind hing wie ein prächtiger Gewitterhimmel an meinem Arme. Auch sprach sie jenen Abend fließender, und ich erinnere mich, daß sie nicht ohne Bitterkeit auf Hanniken anspielte. Kurz, ein Geheimniß größerer Bedeutsamkeit, als der oberflächliche Verkehr ahnen ließe, schien mir in dem stillen Mädchen zu ruhn, und ich beschloß, diesem Herzen näher zu treten. Ich drückte ihr beim Abschiede herzlich die Hand, sie that's ebenfalls innig und lieb, und sah mich so schön an, als lächelte sie durch einen Thränenflor. Als ich nun den Kriminal zu dessen Bestürzung stürmisch entführte und in der ceremoniellen Empfehlung unterbrach, da lächelte sie ganz und gar, und ich hätte sie gar zu gerne küssen mögen, so allerliebst sah sie aus. Sie hatte ein weißes Umschlagtuch, aus welchem der jugendlich schöne Kopf mit dem schwarzen Haar prächtig hervorguckte.

Ich ging später noch einmal am Hause vorbei, ob ich sie vielleicht noch einmal träfe. Das Schicksal wollte es nicht, aber es führte mir die muntersten Bürgersöhne zu, die vom Waldwirthshause kehrten, und noch abgeschmackter oder doch gleichgültiger über Röschen sprachen, als früher. Den Barbier gönnten sie ihr recht, sie tanze gerade so wie er. Das Schicksal wollte noch mehr; denselben Abend trafen Studenten im Städtchen ein, Bekannte. Sie zogen mich rasch in ihren Kreis, und mit den Lockungen einer heiteren Fahrt schwatzten sie mich noch vor Tagesanbruch aus dem Städtchen hinaus, in's Gebirge hinüber.

Fünf Jahre waren vergangen. Damals mit den Studenten gin'gs über die Berge hinab nach Böhmen; ich hatte das Städtchen seit den fünf Jahren nicht mehr gesehn. Reisen, Liebesverhältnisse, Geschäfte waren wie hohes Gras über jene Zeit und Leute gewachsen. Ich war in Amt und Würden und auf einer weiten Geschäftsreise begriffen. Da kam ich auf der Poststraße in die Nähe des Städtchens, und wie damals als Student ohne deutlichen Grund nahm ich Pferde, um den Umweg dahin zu machen, sei 's auch nur um durchzufahren. Der Postillon fuhr über den Anger; ein gebückter Mann und eine Dame gingen daher — ich erkannte den Kriminal, ließ halten, redete ihn an. Er that sehr erfreut, und stellte mir seine Frau vor; es war Röschen. Sie erröthete, sah aber gleichgültig drein; sie war blaß und mager gegen sonst, aber noch hübsch. Der Kriminal lud mich zu Tische, sie sagte kein Wort dazu, ich schützte Eile vor, und fuhr in den Gasthof. Die Wirthin gab mir mehr als Auskunft. Sie meinte, so sei die Welt; die junge schöne Frau verzehre sich neben dem alten kränklichen Manne, wenn er sie auch noch so gut hielte und mit den besten Leckerbissen versähe. Ich erwiederte ihr, die junge Frau hätte vielleicht nie etwas anderes verlangt. Ach, gehen Sie doch, sagte sie darauf, wie oft bin ich dem schönen Röschen hinter der Stadtmauer begegnet, wo sie bitterlich geweint und ganz rothg'schwell'ne Augen hatte. Einen Studenten hat sie sich in den Kopf gesetzt, und der ist verloren gegangen.

Sie sind wohl nicht von hier gebürtig, Frau Wirthin?

Gott sei Dank, nein, bin vom Lande, wo man auch 's Bischen Hab und Gut schätzt, aber doch nicht über Alles. Seit fünf Jahren haben wir hier die Schenkwirthschaft, und ich wollte, wir wären sie erst wieder los; es gefällt mir hier nicht, die Frau Kriminal ist das einzig hübsche Geschöpf, und die hat keine Freude auf der Welt.

Ich hatte an dem Mittagessen auch wenig Freude, und fuhr eilig von dannen. Wäre da wirklich im Verborgenen eine starke Natur zu Grunde gerichtet in dem schweigsamen Röschen? sagte ich zu mir, — eine stille, aber nachhaltige Kraft mitten unter der Trivialität der Krämer?

Nicht lange Zeit darauf erfuhr ich, der Kriminal sei gestorben, die Witwe sei in einem Bade des Gebirges. Es trieb mich, sie zu sehen, sie mild und sanft zu sprechen. Nicht von Liebe sollte die Rede sein, aber ich wollte sie mir versöhnen. Ach, wie fand ich sie! Noch blasser, die schönen Züge waren starr, das prächtige schwarze Auge blickte hart. Sie sprach jetzt ganz fließend, aber behandelte mich mit der größten Gleichgültigkeit, nicht mit einer Sylbe ging sie auf unsre Scenen der Jugend ein.

Ach, schloß der Freund, da hinter jenen Bergen liegt das Städtchen, da wohnt sie jetzt wieder seit Jahren, die vornehmste, einsamste Person des Oertchens, jeden Freier abschreckend. Welch eine schöne Welt hab ich in ihr vielleicht verscherzt, verscherzen lassen durch den dürftigen Troß der Umgebung! Auch ich bin noch einsam, und doch kann uns Beiden nicht mehr geholfen werden.

Nein, sprach ich, und wir stiegen vom Zobten herab.

Die Wiederherstellung der Kreuzwegkapellen auf dem Laurenzberge in Prag, in den Jahren 1836, 1837, 1838.

(Beschluß.)

Um aber diese Kapellen zu wahren Denkmälern der religiösen Kunst zu erheben und ihnen Bedeutung für die Kunstgeschichte unseres Vaterlandes zu geben, traf unser hochverehrte, für alles Schöne begeisterte Landeschef die Veranstaltung, daß sie mit würdigen, ihrem Zwecke und dem jetzigen Standpunkte der Malerei entsprechenden Freskogemälden geschmückt wurden — was um so verdienstlicher und erfreulicher ist, als dieser schöne Zweig der Malerei seit Reiner, welcher sich durch seine Meisterwerke, namentlich durch die Fresken an der Kuppel der Kreuzherren-, Thomas- und Dominikaner-Kirche in Prag ꝛc. ꝛc. einen europäischen Ruf erworben hatte, also seit einem Jahrhunderte, in Böhmen erloschen war.

Die Zeichnungen zu den Gemälden wurden von dem genialen Künstler Hrn. **Joseph Führich**, gegenwärtig k. k. Galeriekustos in Wien, entworfen, und von den Münchener Malern Hrn. **Johann Baptist Müller** (gebürtig aus Schwaben) und Hrn. **Joseph Holzmeier**, in den Jahren 1837 und 1838 al Fresco ausgeführt. Die Genannten hatten diese Arbeit auf Vermittlung eines Kunstfreundes, welcher sich deshalb bei den ihm freundschaftlich zugethanen bairischen Herren Professoren, Dr. **Phillipps** und **Schlotthauer** verwendete, übernommen.

Führichs Zeichnungen sind geistvoll und gemüthlich und ganz dazu geeignet, eine wahrhaft religiöse Stimmung zu erwecken. Die beiden Maler aber bewiesen durch die Ausführung, daß sie für solche kirchliche Arbeiten einen ganz vorzüglichen Beruf haben.

Um diese schönen Kreuzwegbilder noch mehr zu verbreiten, wurden sie in etwas ausgeführeter Contour (groß Folio) von den vaterländischen Kupferstechern, den H. H. **Zelisko**, **Skala** und **Battmann** (1 Blatt) trefflich in Stahl gestochen.*) Der Ertrag dieser Blätter ist dazu bestimmt, den Unterhaltungsfond der Kapellen zu vermehren. Da man aber von mehreren Seiten ein kleineres bequemeres Format wünschte, so wurden Stahlstiche in verjüngtem Maßstabe davon angefertigt.**)

Die Freskomalereien aber hatten den günstigen Erfolg, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Kunstzweig richtete, und daß unsere Maler zu Versuchen darin angeregt wurden. Auf Veranlassung Sr. Excellenz des Hrn. Oberstburggrafen gewährte die Gesellschaft der patriotischen Kunstfreunde den talentvollen Künstlern **Kandler** und **Lhotta** und Andern die nöthige Unterstützung, daß sie sich die Technik dieser Art Malerei unter der Anleitung der Münchner Maler aneignen konnten, und so bereits Ausgezeichnetes hierin leisten.***)

Schließlich müssen wir erwähnen, daß die Prager Bürgerschaft, welche jedes nützliche und schöne Unternehmen mit bereitwilliger Freigebigkeit unterstützt, den Wunsch äußerte, die Erhaltung der Kapellen sammt der Garten- Anlage von der prager Stadtgemeinde zu übernehmen, und sich auch erbot, die dortige, lange Zeit hindurch gesperrte Kirche zu restauriren und kirchlich auszuschmücken, worauf der prager Magistrat um die Bewilligung ansuchte, die Erhaltung der besagten Gegenstände mit Hülfe des bereits gegründeten Fondes aus den Stadtrenten bestreiten zu dürfen, was auch von den hohen Behörden gestattet wurde. Jeder Freund des Schönen wird dem prager Magistrate und seinem biederen und thätigen Vorstande, dem k. k. Herrn Appellationsrath und Bürgermeister **Joseph Müller** dafür aufrichtigen Dank wissen, und ebenso auch dem Armenrechnungsführer Hrn. **Wenzel Horicer** und dem Armenvater Hrn. **Joseph Höcker** die verdiente Anerkennung zollen, da sie schon seit Jahren rastlos bemüht sind, bei den jährlichen Kreuzwegandachten während der Fastenzeit Beiträge zur Erhaltung des Weges und der Kapellen zu sammeln.

---

*) Zu haben in Jakob Fischer's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag. Preis für 14 Blätter in Großfolio 3 fl. C. M.

) Dieses Werkchen wird nächstens erscheinen und zum Besten der von Prof. Klar gegründeten Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen, im Institutsgebäude verkauft werden. Die Commission besorgt Jak. Fischers Kunst- und Musikalienhandlung. Die 14 Stahlstiche mit Umschlag kosten 20 kr. C. M., mit Text: „Kreuzwegandacht**," von Anton Rost, (böhmisch: „**Pobožnost křížowé cesty složena od Jana Rebec.**") 32 kr. C. M. „Die Kreuzwegandacht" allein, ohne Stahlstiche kostet 12 kr. Conv. Münz. Den dem vorigen Blatte von „Ost und West" beiliegenden Abdruck (welchem die übrigen nächstens nachfolgen werden) verdanken wir der Güte der Institutsdirektion, welche die erwähnten kleinern Stahlstiche verfertigen ließ.

***) Insbesondere hat sich Hr. **Wilhelm Kandler** durch die bisher vollendeten Freskoarbeiten in der neuen St. Raphaelskirche zu Prag (in der Versorgungsanstalt für erwachsene Blinde) die verdiente beifällige Anerkennung erworben.

Aus Berlin.

(Beschluß.)

Am 22. ward im Opernhause, nach acht wöchentlichem immer widerrufenen Ankündigen, Spontini's letzte Oper „Agnes von Hohenstaufen" gegeben. Fräulein Hoffkunz gab die Rolle der Agnes, und Fräulein von Faßmann jene Irmengards. Mehre Wochen lang hatte letztere Künstlerin sich gegen das Singspiel gewehrt, und sich gegen die Wünsche des Meisters gesträubt, doch endlich seinen Bitten nachgegeben und die erforderlichen Proben mitgemacht, war aber durch diese in eine Krankheit verfallen, welche sie mit dem gänzlichen Verlust der schönen Stimme bedrohte. Neulich wieder mit so viel guten Worten bestürmt, konnte sie nicht widerstehen, gab kaum genesen nach, trat in der Rolle der Irmgard, der Hauptrolle des Singspiels auf, und — ich wage es nicht zu sagen: sang; — denn bei einer Begleitung, wie Spontini zur Agnes gesetzt hat, nutzt kein Singen mehr, muß **geschrien** werden. Berichterstatter gehört nicht zu denen, welche den fraglichen Meister aus der Reihe großer musikalischer Geister ausstreichen wollen, er gehört zu denen, welche sein Talent preisen, seine großen Gedanken bewundern, daher aber auch seine Verirrungen rügen dürfen. Jedermann, welcher unter Musik etwas mehr als Geräusch versteht, welcher deren Kraft in etwas anderem sucht, als in der Eigenschaft, die Fensterscheiben und alles Rührbare im engsten Wortsinne zu erschüttern, muß bekennen, daß der Meister in seiner Agnes zu viel des Guten gethan hat. Es ist eine Unart unserer Tagkomponisten, in ihren Instrumentationen zu üppig zu sein, überall ein oder das andere Blastonzeug anwenden zu wollen, und so statt, der Stimme behülflich zu sein, dieselbe zu verdecken; aber wie weit diese Unart ging, immer hat eine tüchtige Lunge sich noch forthelfen können, durch diesen Meister ist aber die ganze Tonbühne in immerwährende Arbeit gesetzt, als ob er wie jener Musikintendant die Leute fürs Geld auch immer beschäftigen wolle—ist die Tonbühne in Berlin, welche gewöhnlich eher zu stark als zu mäßig besetzt ist, noch verstärkt worden, so daß die Hälfte der Sperrsitze durch Posaunen-, Trommel-, Pauken-, Horn- und Geigen-Zuwachs eingenommen wird. Vom Beginn des Werkes bis zu seinem Schluße folgt nun Schlag auf Schlag gegen die Nerven des Gehörs, gegen alle Nerven; denn der Ton erschüttert den ganzen Leib, scheint sich zu verkörpern, und wie Geißelhiebe allüberall hageldicht herzufallen, während der Kapellmeister auf seinem erhöhten Platze steht und in einem angenehmen bequemen Bade zu athmen scheint, während er in allen Zügen Gesang ausspricht, wo ein anderer sterblicher Mann mit fühlenden Nerven im glühenden Ofen schmachtet. Aber die Sänger? Die Sänger sind zu bedauern, welche in diesem Charivari noch die Hauptrolle spielen sollen, zu bedauern in diesem Singspiele, das musikalische Handlung, das schöne Stellen genug hat, wo sie sich zeigen konnten. Man sieht sie vortreten, erklecklich spielen und hört ihre Anstrengungen: sich stimmlich in dem ungeheuern Toben bemerkbar zu machen, welches leider nicht immer deutlich gelingen will. Ueber diesem Streben geht aber alle Anmuth des Spieles, geht jeder Reiz der Schönheit verloren; die Gesichter verzerren sich, die Halsmuskeln schwellen auf, die Adern laufen an, die Augen treten aus dem Kopf, und die Wangen laufen unter der Schminke dunkler an, so daß zu befürchten steht, daß noch der eine oder der andere Sänger vom Schlage gerühet, oder auf der Bühne den Tod des Helden Roland sterben wird, welchem unter den Horntönen von Ronceval die Halsadern zersprangen. Bis jetzt hat aber die Spontinische Komposition noch kein Leben, wohl aber bereits sieben Sängerinnen gekostet, von denen die letzte, Fräulein von Faßmann, wie man sagt jetzt auch das Theater verlassen muß, um ihre Gesundheit herzustellen. Ihre Vorgängerin fiel unter dem Toben der Gesangstücke auf die Bühne nieder, weinte, schluchzte, und wand sich wie ein Wurm unter den schmetternden Harmonien, den Meister beschwörend, ihr das Aufsetzen zu erlassen, welches ihrem Ohr, ihrem Stimmorgan so unerträglich; mußte aber singen, so lang sie Stimme hatte. — Um Spontinische Opern recht zu würdigen, ungetrübt zu genießen, müßte man sich einer Vorrichtung, eines Dämpfers bedienen, den man sich auf die Ohren setzen könnte, und dadurch die Klänge gemildert und gemäßigt überkäme; alsdann würde man vielen Schönheiten, vielem Ansprechenden in seinen Werken begegnen, das man jetzt nur aus dem trockenen Klavierauszuge sich versinnlichen kann. In der „Agnes" tritt jedoch die Spontinische Manier, nicht die Kunst am deutlichsten hervor, nämlich das Aufstellen irgend einer Phrase, die sich nun bis ins Unendliche wiederholt, um dann mit einer andern Phrase abzuwechseln, welcher Wechsel weit verschieden von eigentlicher musikalischer Bearbeitung, noch mehr von musikalischer Oekonomie, von Reichthum und Verflechtung musikalischer Gedanken verschieden ist. In dieser Hinsicht ist

Agnes die schlechtere Arbeit, wie die „Vestalin“ die bessere, obschon auch in dieser jene Manier nicht ganz umgangen ist.

Von neuen Lustspielen machen im kön. Schauspielhause die von Blum nach französischen Mustern bearbeiteten „Erziehungsresultate“ wie die „Schwärmerei nach der Mode,“ in welchem letzteren Schauspiele das Mucker- und Heuchlerthum gegeißelt und bloßgestellt wird, viel Aufsehen und ein volles Haus, und werden durch das Spiel der Fräulein von Hagn, der Herren Seydelmann und Blume so dargestellt, wie man dies nur immer von Künstlern verlangen kann. — Von Ernst Raupach wird ein neues historisches Trauerspiel, dessen Stoff Rußlands Geschichte entlehnt ist: „Boris Gudunow“ ehestens aufgeführt werden. — In der Königsstadt wurde ein neues Lustspiel von Cosmar: „Die drei Bälle“ lärmend ausgepfiffen und durfte nicht zu Ende gespielt werden. *

Mittheilungen aus Brünn.

Von Fr. Walter.

Wir haben zwar noch keinen Beitrag zur Errichtung einer Denksäule für Mozart geliefert, und in dieser Art die Pietät für klassische Tonwerke und ihre Schöpfer noch nicht ausgesprochen: aber es bildete sich schon im verflossenen Jahre ein Ausschuß von Männern mit durchgebildetem Kunstsinn, welche dem irregeführten musikalischen Geschmacke eine bessere Richtung zu geben, und die Verehrung für alte Klassiker zu retten und zu nähren sich zur Aufgabe stellten. Strauß und besonders Lanner haben mit ihren Walzern und Quodlibets die hiesigen Musikfreunde so enthusiastisch entzündet, daß hier die Empfänglichkeit für Musik außer Zweifel bleibt; wer möchte aber auch die Bildungsfähigkeit unseres Publikums für gediegene, durchgeistigte Tondichtungen in Abrede stellen? Die zwei ersten Konzerte, welche den Pieçen und der Aufführung nach mit Recht spirituels hießen und die bessere Geschmacks-Aera zu eröffnen bestimmt waren, stellten ein so günstiges Prognostikon, daß wir in unseren sanguinischen Hoffnungen uns schmeichelten, das nothwendige Entstehen eines Musikvereins in diesen Wahrzeichen zu sehen. Das 3. Concert spirituel am 29. März belehrte uns durch den geringen Besuch nur zu deutlich, wie vorlaut und unbescheiden unsere Hoffnungen waren. Nichts desto weniger halten wir den Glauben fest, daß auch hier die wahren Kunstwerke endlich zur gebührenden Achtung gelangen werden. An Kräften, die uns geistige Tongenüsse geistig bieten können, fehlt es wahrhaftig nicht; die Symphonie in C-moll von Beethoven, große Arie mit Chor aus Stadler's Befreiung Jerusalems, Glucks Ouverture zur Iphigenia, die Hymne von Anaker und Händl's Alleluja, die uns in obigem Konzerte recht genießbar vorgeführt wurden, geben dafür einen entscheidenden Beleg. Darum werde unverdrossen das Flittergold vom edlen Metalle abgesondert; dem Besseren muß endlich der Sieg werden! — Wird doch auch das Landstädtchen Kromau am 9. April mit der „Schöpfung“ ein Musikfest feiern, woran Musiker aus sieben Stunden weiter Entfernung Theil nehmen werden, und hat uns ja schon Iglau mit seinen geringeren Mitteln im Musikalischen den Vorrang abgewonnen und im März d. J. die 248ste Musikvereins-Akademie gegeben. — Der neue Kampf um Johann Gutenberg erregt hier lebhaftes Interesse; wir glauben, daß die Ehrensache für Böhmen viel Wahrscheinliches hat, so wenig wir die schätzbare Herausforderung Wršťko's von verwundbaren Angriffspunkten freisprechen können. In böhmischer Sprache wurden endlich „die Teufelsmühle“ und Klicpera's „Zauberhut“ gegeben; für die deutschen Vorstellungen sind uns Lutzer, Staudigl, Schmezer und Erl als Gäste angekündigt. — Ob die Eisenbahn über Brünn oder Olmütz nach Prag fortgesetzt wird, wird der 30. März entscheiden; nach dem englischen System entscheidet der Vortheil für Brünn.

Aus Dresden.

Liszt soll hier in zwei Konzerten über 2000 Thaler eingenommen haben; die Leipziger Blätter so wie unser Wochenblatt schreien Zetter und Wehe darüber, so wie über die Arroganz und den Geiz*) des berühmten Virtuosen — in der Zeitung für die elegante Welt war seiner früher schon nicht auf die freundlichste Weise gedacht worden, — doch gelten alle diese Angriffe nur dem Menschen Liszt, seine ungemeine Virtuosität wurde von seinen erbittertsten Gegnern anerkannt.

Unsere berüchtigte Somnambule fängt denn doch nachgerade an außer Cours zu kommen und es ist schon eine Karikatur auf sie und ihre Anhänger öffentlich erschienen. Uebrigens mag der Unternehmer der ganzen Farce — denn daß die Höhne selber nur Werkzeug war, stellt sich nach und nach immer mehr heraus — sein Schäfchen wacker geschoren haben; Zeit genug dazu hatte er, und an Schafen fehlte es wahrhaftig nicht, die da kamen und sich scheren ließen.

J. P. Lyser.

*) Der scheinbare Geiz Liszt's ist vollkommen widerlegt durch die bewiesene Vergeßlichkeit seines Sekretärs.

Notizen.

(Fiat applicatio!) wird manche schöne Sängerin denken — wenn sie überhaupt lateinisch denkt — sobald wir ihr den Triumph erzählen, den Mlle. Calvé (von der opéra comique in Paris) in einem andern Welttheile gefeiert hat. Vor einigen Monaten wurde ein Schiff in Havre mit allen nöthigen und sorgfältig verpackten Requisiten zu Meyerbeers „Ghibellinen,“ Partitur, Kostümes, Dekorationsskizzen u. s. w. ausgerüstet, und segelte nach Neu-Orleans. Die glücklichen Bewohner von Neu-Orleans! Ich wette, daß noch die Bären am Nordpol die Arien aus dieser Oper auswendig brummen, bevor ein Prager dieselbe gehört hat! Mlle. Calvé und Hr. Heymann begleiteten unter andern diese Expedition; die erstere feierte als Valentine einen — leider! — recht seltenen Triumph. Man rief sie heraus! — das ist Nichts! — man überschüttete sie mit Blumenbouquets! — das ist wenig, besonders seit Döbler — aber unter den letzteren befand sich eins, in welchem eine Agraffe von Diamanten verborgen war! Die „Dilettanti“ des Landes hatten während des Zwischenaktes diese Galanterie verabredet und den Schmuck gekauft. Solche Bouquets würde ich — trotz Antipathie gegen den Blumenvandalismus, womit man hie und da die schönste Flora zerstört, gelten lassen, und jeder Valentine von Herzen gönnen; doch scheint das, leider Gottes! echt Neu-Orleanisch zu sein, und sich bei uns nicht acclimatisiren zu wollen.

B. St.

(Neue Oper.) In Magdeburg wurde eine neue Oper von Julius Wunderlich (Musikdirektor am dortigen Theater) „Die Krone Arasons“ aufgeführt, welche hinsichtlich ihrer Melodien und ihrer Instrumentation gelobt wird.

(Industrie.) Auch in Siebenbürgen zeigt sich großer Eifer, die Industrie und den Handel zu heben; zwar sind dort noch keine mit Dampfmaschinen versehene Fabriken, doch hat sich jüngst in Hermannstadt eine Aktiengesellschaft zur Errichtung einer Runkelrüben-Zuckerfabrik, nach dem Muster der Klausenburger, gebildet, und die meisten Aktien sind bereits vergriffen.

Prager Chronik.

(Camellien.) Es wurde in diesen Blättern bereits erwähnt, daß der Redakteur und Herausgeber des vaterländischen Almanachs „Camellien, H. Ferdinand Graf Schirnding, einen Preis von Zehn Dukaten in Gold für die beste der in dem Jahrgang 1840 enthaltenen Novellen ausgesetzt habe. Am 1. März wurden in der Wohnung des Hrn. Verlegers C. Hennig von den erbetenen Zeugen, den Herren Med. Dr. Lucka, Dr. Stolz, Joh. Umlauft, und Rudolf Glaser die eingegangenen Stimmzettel gezählt, und da die Mehrzahl auf die Novelle „Das Brautgeschenk“ gefallen war, so ward die Prämie dem Verfasser derselben, Hrn. Julius August Köllner-Werdenau durch den Redakteur von „Ost und West“ übergeben. Das hierüber aufgenommene, und von sämmtlichen Anwesenden unterfertigte Protokoll wird bei der Verlagsexpedition aufbewahrt und kann von Jedermann eingesehen werden. Nächst der erwähnten Novelle hatte die meisten Stimmen J. Kuranda's Novelle: „Der Schwankende“ erhalten.

Dem Vernehmen nach gedenkt Hr. Graf Schirnding das so schön begonnene Unternehmen unter einer ganz verschiedenen Gestalt fortzusetzen.

Notus.

Hiezu die Beilage Nr. 6.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 6. **Beilagen zu „Ost und West."** 1840.

Zu Nro. 29.

Großrussen und Kleinrussen.

Eine ethnographische Parallele von J. G. Kohl.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Die Oefen und Schornsteine der Großrussen sind immer aus Stein. Die der Kleinrussen sind blos hölzerne Gestelle, die von außen und innen mit Lehm belegt, und bemalt werden.

Die Oefen gewinnen auf diese Weise sehr sonderbare und zusammengesetzte Formen, da an derselben Heitzmaschine aus den leicht zu gestaltenden Stoffen des Holzes und Lehmes eine Menge kleiner Vorrichtungen zum Stubenwärmen, zum Brodbacken, zum Schlafen, zum Kochen, zum Kleidertrocknen, zum Kräuterdörren u. s. w. angebracht werden. — In der Hauswirthschaft der Kleinrussen findet man wegen des Mangels an Brettern viele Dinge als aus Stroh geflochtene Körbe, die bei den Großrussen als aus Brettern zusammengesetzte Kasten erscheinen. So bewahren sie z. B. hie und da ihr Getreide in großen Strohkörben auf. Zuweilen sind es auch ausgehölte Lindenstämme, die zu Brettern schlecht gedient hätten. Ja, wie gesagt, man kann den Parallelismus des Unterschieds beider Nationen bis zu den unbedeutendsten Werkzeugen ins Einzelne hinab verfolgen. Der kleinrussische Pflug ist ein anderer als der großrussische. Die Messer, die Hacken, die Eggen, die Wagen, die Angespanne sind ganz andere. Auch die gebräuchlichen Zugthiere, die wir schon vorher hätten erwähnen können, sind andere: bei den Großrussen durchweg das Pferd, bei den Kleinrussen durchweg der Ochs. Um nur eines von diesen Dingen genauer zu bezeichnen, heben wir das Beil hervor, was doch von Boden und Natur am unabhängigsten zu sein scheint, und mehr als z. B. der Pflug, der sich nach der Verschiedenheit des Bodens und weniger nach der Verschiedenheit der Nationalität abändern wird, dazu geeignet scheint, Unterschiede der nationalen nnd historischen Entwickelung in helleres Licht zu stellen. Das Beil, welches bei allen Großrussen im Gebrauch ist, und das jeden Großrussen überallhin begleitet, wie ein dritter Arm im Gürtel steckend, ist so sehr vom kleinrussischen Beil verschieden, daß es ihm fast in keinem Stücke gleicht, wenn nicht darin, daß die Schneide von Eisen und der Stiel von Holz ist. Jenes ist das hübscheste, leichteste und zierlichste, dabei auch das von geschicktester Hand geführte Beil, das auf der Erde existirt. Es hat einen stets sehr sorgsam bearbeiteten kurzen Stiel, der so gestaltet ist, daß er äußerst bequem in der Hand liegt. Die Haue (das topoi) ist fast ein gleichseitiges Dreieck, dessen eine Seite die Schneide und dessen Ecken sehr spitzig. Diese Spitzen dienen daher vortrefflich zum Einhauen kleiner Löcher, und zum Ausarbeiten aller Vertiefungen; die Schneide dient zuweilen als Beil, zuweilen als Meißel, ja auch als Hobel; denn nicht selten sieht man damit die russischen Zimmerleute die Bretter so glatt hauen, wie unsere Tischler es mit dem Hobel machen. — Das kleinrussische Beil ist sonderbarer Weise in umgekehrtem Verhältniß mit den strauchartigen, dünnstämmigen und buschigen Bäumen Kleinrußlands, größer und schwerfälliger als das großrussische, und übt nicht solche Kunststücke wie dieses. Der Stiel ist lang und plump, die Haue dick, grob gearbeitet und gekrümmt, und das Ganze nur zum Fällen der Bäume geeignet, und wenig zum Bearbeiten des Holzes zu Hausgeräthen und Instrumenten, die das großrussische fast alle ausschließlich gestattet. —

Es ist auffallend, daß man bisher im Ganzen so sehr wenig den von uns berührten Gegensatz zwischen Groß- und Kleinrussen berücksichtigte, die sich freilich wohl in den Hauptlinien der Anlage ähneln, bei der Ausführung und Formung jedes einzelnen Zuges aber fast in jedem Stücke Verschiedenheiten zeigen, welche für den Ethnographen, wie für den Historiker und Politiker von größter Wichtigkeit sein müssen. — Da die Sache noch so wenig besprochen ist, so wird man uns erlauben, unsern obigen, einigermaßen geordneten Bemerkungen noch eine Reihe vermischter kleiner Beobachtungen, Daten und Anekdoten anzufügen, die wir ihrer Unvollständigkeit wegen nicht zu einem Ganzen abzurunden wagten, die aber zur Ergänzung, Bestätigung und Erläuterung des Vorigen dienen können.

In der Hauswirthschaft des Kleinrussen macht sich besonders der häufige Gebrauch von Teppichen bemerkbar. Die Kleinrussen sind sehr geschickte und fleißige Teppich-Fabrikanten, und in manchen Dörfern versteht sich jede Hausfrau auf diese Kunst. Sie weben nicht nur gewöhnliche grobe Teppiche, sondern sie sticken auch feinere und kostbarere, und arbeiten selbst mit haute lisse. Nicht nur die Strohbündel auf den Schlitten und Wagen belegen sie, wie dies in ganz Rußland geschieht, mit Teppichen, sondern auch die Bänke und Tische sind in allen Häusern mit wollenen bunten Geweben bedeckt, wie dies in Großrußland nicht so der Fall, in der Moldau aber und Bulgarei noch gebräuchlicher ist. Die in ganz Rußland am meisten verbreiteten, und vorzüglich in Kleinrußland verfertigten Teppiche (kawöri) sind grobe, dicke Wollengewebe, die von den buntesten und grellsten Farben schimmern, und in der Regel nach sehr wohlgefälligen Mustern gearbeitet sind. Offenbar wirken die kleinrussischen Mädchen alle ihre Lieblingsblumen hinein, und ein solcher kawör sieht immer gerade so aus, wie ein Stück ihrer Blumengärten: Tuberosen, Mohnblumen, Ringelrosen, Astern, Georginen und Sonnenblumen sind in großer Fülle darin verwebt. Die Arbeit ist eben so hübsch als wohlfeil und zweckdienlich, und wird in Rußland in vielerlei Fällen gebraucht, als Fußteppich, als Bankpolster, als Bettdecken, besonders aber als Schlittenschmuck. Der Teppich wird über den Sitz des Schlittens gelegt, und hängt hinten, und zu beiden Seiten mit breiten bunten Farbenkanten herunter.

Eigenthümliche kleinrussische Gebäcke sind die „paltschki" (Fingerchen), kleine, fingerlange, aus Oel und Mehl gebackene Kuchen, die auf allen Bazaren verkauft werden, — und die „korschik" ganz glatte, dünne, trockene, runde Kuchen.

Daß viele kleinrussische Familien ihren Ursprung aus der Tartarei genommen haben, ist eine sehr leicht erklärliche und bekannte Sache. Bei manchen verräth es der Name. Bei vielen die in der ganzen Familie, wie bei den Tartaren abstehenden Ohren. Baschkakow, Bachmetiew, sind bekannte kleinrussische Familien, deren Namen nur ein russificirter tartarischer ist. Viele legten beim Uebergange zu den Russen ihren tartarischen Namen ganz ab. So die Karabinin's, die unter den Tartaren „Kitschi" hießen. Auch den Großrussen sind eine Menge solcher tartarischen Familien inkorporirt, und noch täglich gehen deren zu ihnen über. Doch stammen dort die meisten aus Kasan, während die mit den Kleinrussen Verschwägerten mehr krimmsche Tartaren waren.

Die Krankheiten der Kleinrussen wie der Großrussen sind im Ganzen außerordentlich einfach und wenig komplicirt, wahre Kinderkrankheiten. Die Krätze, die bei den Polen, Lithauern und Letten eine allgemein verbreitete National-Krankheit ist, findet sich bei den Großrussen weniger, und fast gar nicht bei den Kleinrussen. Bei den letzteren sind fast alle Leiden entzündlich. Entzündungen der Schleimhaut, Katarrhalfieber, ruhrartige Krankheiten sind häufiger als irgendwo. Auch sind Augenkrankheiten bei ihnen mehr zu Hause, als bei den Großrussen. Man sieht ganze Haufen unglücklicher Blinder auf den öffentlichen Plätzen der kleinrussischen Städte, und „daitje släpenku!" (Gebt dem armen Blinden!") ist in Odessa, wie in Kiew und Charkoff das ewige Geschrei der Bettler. Doch mag dies Alles mehr durch die Natur des Landes bedingt werden, als durch Verschiedenheiten im Volksnaturell. Und es möchte wohl eine schwere Aufgabe für einen Arzt sein zu sagen, zu welchen Krankheiten der großrussische, zu welchen der kleinrussische Stamm neige, weil seine Säfte so oder so gemischt seien.

Die Lehrer haben in den Schulen oft große Noth mit den jungen Kleinrussen, ihnen das Geoßrussische beizubringen, und viele Vornehme wollen, wie die vornehmen Polen, durchaus kein Geoßrussisch sprechen und bleiben mit vieler Vorliebe bei ihrem kleinrussischen Dialekt. Die jungen Leute von Adel nennen sich noch gern unter einander „Chlopci!" welches ein altkosakischer Ausdruck ist, der so viel bedeutet, als „junge Bursche", und bei der Adelsversammlung in der Stadt Charkoff rief mancher Millionär vor der Thür seinem Kutscher zu: „Chlopce dai konui i wos," was einem Großrussen ungefähr so klingt, als wenn wir sagen: Buben! heran mit der Karre und den Stuten!" und doch waren die Buben reichgallonirte Kutscher und Lakaien, die Stuten 6 schöne Rappen zu 6000 Rubel das Stück, und die Karre in Wien aus den Händen der besten Kutschenbauer, Lakieer und Vergolder heevorgegangen.

Herodot lobt die Scythen als die Gerechtesten der Menschen, und eben so stellt auch Clarke die Kleineussen, die Kinder jener Scythen als die ehrlichsten Leute von der Welt dar. Auch wir glauben, wie wir schon oben sagten, die Kleinrussen weit weniger betrügerisch als die Großrussen. Dennoch aber muß man nicht glauben, daß der deutsche Spruch unter ihnen gelte: „Ein Mann, ein Wort." — Das bloße Wort ist in der Regel nie hinreichend, einen Kleinrussen zu binden, und ein Vertrag, zu dessen Konsolidirung nicht noch etwas Handgreifliches, z. B. eine Areha hinzugekommen ist, wird selten von ihnen als unverbrüchlich angesehen. Es ist daher in dieser Hinsicht charakteristisch für sie, daß sie einen Vertrag, der auf Leistung einer Sache ausgeht, weit besser halten, als einen solchen, der eine Dienstleistung bezweckt. Alle solche, die Kleinrussen im Dienst haben, sind dahee voll Klagen über ihee Treulosigkeit. Versprechen und Halten sind nirgends mehr zwei ganz verschiedene Dinge als in Rußland. Nirgends ist es leichter, die Leute zu Verspeechungen zu bewegen, ja mit uneebetenen Verspeechungen von ihnen überschüttet zu werden, und niegends macht man sich unangenehmer, als hier, wenn man auf Eefüllung eines Versprechens dringt. „Mein Gott, welch zudringlicher Mensch, ich habe es ihm ja schon hundertmal versprochen! Warum gibt er sich denn nicht zufrieden?" —

Daß die Kleinrussen im Ganzen dem Naturzustande noch viel näher stehen als die Großrussen, spricht sich in manchen ihrer rechtlichen Sitten und Gewohnheiten aus. Alle persönlichen Beleidigungen z. B. werden bei ihnen weit mehr durch Privat-Vertrag ausgeglichen als bei den Großrussen, bei denen die Gerichte schon weit mehr duechgreifen. Persönliche Beleidigungen vergißt der rachsüchtige Kleinrusse nicht so leicht, als der leichtfertige Großrusse. Er gibt sich nicht eher darüber zur Ruhe, als bis er sich mit seinem Gegner darüber verglichen und vertragen hat. Der Erzähler eines Zanks oder einer Prügelei wied nie vergessen hinzuzusetzen, ob sich die Steeltenden schon darüber verglichen haben; so wie des Zuhörers eeste Frage jedesmal sein wird: „Ssoglassili?" (Haben sie sich schon darüber geeinigt?)— Sie sind der Meinung, daß durch solche Privat-Einigung die gröbste Beleidigung gesühnt werden kann, und daß die Gerichte nachher nichts mehr dabei zu thun haben. Sogar den Todtschlag wünschen sie in der Regel blos privatim durch Vertrag unter den betreffenden Familien abzumachen, und lassen es, wenn dieser Vertrag zu Stande kommt, nicht an Bittschriften, Bestechungen der Richter und Zeugen u. s. w. fehlen, um den Verbrecher wo möglich durchschlüpfen zu lassen. —

Daß die Kleinrussen lecker sind, haben wir schon oben bemerkt. Es ist etwas ganz gewöhnliches bei den Reichen, gezuckerte Fruchtsäfte mit großen Eßlöffeln zu speisen. Die Bauern, wenn sie zur Stadt gefahren, sich etwas zu Gute thun wollen, kaufen sich ein weißes Brod, hölen es aus und füllen es mit Honig, den sie dann mit der Krume ausstippen und die Rinde mit dem Rest hintennach speisen.

Trotzdem, daß jetzt Alles, was in Kleinrußland füe Unterricht und Bildung geschieht, entschieden von den Großeussen ausgeht, und sowohl der gemeine als der vornehme Großrusse dem geringen und vornehmen Kleinrussen vorzugehen scheint, thut sich der kleinrussische Adel im Ganzen nicht wenig darauf zu Gute, daß seine Bildung älter sei, als die des großrussischen. Großeußland stand noch unter mongolischen Einflüssen, wäheend Kleinrußland, oder doch der westliche Theil des Landes (Kiew u. s. w.) zu Polen gehörte, und so durch dessen Vermittlung die europäische, mittelalterliche Bildung hier Eingang fand. Die diplomatische und offizielle Sprache der Kleinrussen war damals die lateinische. Die Kosaken-Hetmane konnten in der Regel lateinisch sprechen; und selbst Karl der XII. begrüßte noch den Hetman der dnieperschen Kosaken in einer lateinischen Rede, was wohl keiner der großrussischen Zare vermocht hätte. Und sogar jetzt steht auf den kleinrussischen Edelhöfen das Lateinische noch in höherer Achtung als auf den großrussischen. Die Großrussen, welche nichts um sogenannte klassische Bildung geben, sich aber mehr der Realbildung der neueren Zeit bemächtigen, pflanzen nun auf diese kleinrussischen Trümmer mittelalterlicher Gelehrsamkeit und Weisheit ihre neuen französisch-deutsch-russischen Lehren, und gründen an der Stelle der unter polnischen Auspicien gepflanzten, später verkommenen lateinischen Gymnasien, Schulen nach ihrem Zuschnitt.

Deutsche Literatur.

Dichtungen von Hermann Kurtz. Pforzheim 1840. Der anspruchslose Titel, der in so auffallendem Gegensatze zu den gesuchten Aushangschildern steht, mit welchen die gegenwärtige Literatur die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen will, bezeichnet genau den Charakter dieses anspruchslosen aber poesiereichen Buches. In dem Gedränge unserer Literaturperiode, wo wie auf einer Redoute eine Maske die andere überschreit und verdrängt, schleicht sich hier ein Talent in einen stillen Winkel, und überlaßt sich seinen Träumereien, die sich um die Welt und ihr Treiben nicht kümmern, und erzählt dem kleinen Kreise, der Lust hat sich um ihn zu sammeln, sanfte Mährchen, worin viele feine und wunderbare Züge der Phantasie und des Gemüthes ihr Gespinst weben. Keine schreienden Farben, aber desto mehr Innigkeit und Wahrheit des Seelenlebens. So die Blätter „die Reise ans Meer," wovon auch „Ost und West" einige Proben mittheilte. Wie traurig, daß solche Talente und Produktionen in dem Parteigedränge unserer Zeit unbeachtet auf dem Wege liegen bleiben, während doch der heiligen Flamme der Poesie hier manch schöneres und würdigeres Opfer geboten wird, als mit den Hekatomben so vieler Tendenzromane. K.

Böhmische Literatur.

Schon seit vielen Jahren hat sich das literarische Leben Böhmens nicht so rege erwiesen als eben jetzt, wo die gereiften slawischen Literaten die Früchte ihrer jahrelangen, wissenschaftlichen Forschungen ans Licht fördern, indeß die jüngere Schriftsteller-Generation, für Licht und Ruhm des Vaterlandes begeistert, im Felde der schönen Literatur ihre Krafte übt. Mehre interessante literarische Erscheinungen bekraftigen unsere Aussage. Von der Schrift Wlastimil wurde des 1. Bandes 2. Heft herausgegeben und enthält: 1. Wilde Rosen aus Mähren und Schlesien von J. K. Chmelenský. Der bereits verblichene Dichter, — einer der besten Lyriker Böhmens — schrieb vor mehren Jahren bei seinem Aufenthalte in Mähren und Schlesien seine Betrachtungen in gelungenen Dichtungen nieder. Ladislaus Čelakowský, der eine Gesammt-Ausgabe der nachgelassenen und überhaupt vorzüglicheren Schriften seines verstorbenen Freundes Chmelenský vorbereitet, theilte aus dieser Sammlung die vier Gedichte: Mähren, die Oder, die Hanna, und die Weichsel mit, unter denen das letzte unstreitig den Preis davon trägt. Möge doch die Gesammtausgabe der ausgewählten Schriften Chmelenský's zum Nachtheile der schönen Literatur Böhmens nicht zu lange hin verschoben werden, wie es bei der Lauigkeit des böhmischen Verlagswesens leider bei uns Mode geworden ist. 2. Bilder aus Persien, gesammelt und zusammengestellt von J. St. Tomjček; eine interessante Piece. Die Wahl des Gegenstandes macht dem Bearbeiter eben so viel Ehre, als die Behandlung desselben seinen Geschmack verbürgt. — 3. Erinnerungen aus Böhmen: aus dem Tagebuche eines reisenden Fremdlings mitgetheilt von Bog. Pichl. Es sind dies Bilder aus dem gegenwärtigen sozialen Leben Böhmens gegriffen, mit besonderer Hinweisung auf die Lächerlichkeiten, welche sich einige Dümmlinge auf den Dörfern zu Schuld kommen lassen, die einige Jahre außer Hause lebend und einige deutsche Phrasen, oft verkehrt und unverständlich, aus-

wendig plappernd keine Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne mit ihrer auswärtigen Sprachkenntniß zu prahlen und sich neben ihren einfachen Haus- und Dorfgenossen zu blähen. So eine Pickwickiergestalt führte uns Hr. Pichl in einem Gemeindehirten gut gezeichnet vor, und fügte seinen Erinnerungen einige böhmische Lokalsagen bei, für deren Aufbewahrung ihm jeder Vaterlandsfreund Dank wissen wird. — 3. **Der furchtbare Hof;** aus dem Polnischen des Wojcicki übersetzt von Kahna; ein nicht uninteressantes Gemälde aus dem polnischen Volksleben, bemerkenswerth durch den charakteristischen Ton, in welchem das Ganze gehalten ist. Stoff und Handlung sind übrigens unbedeutend und an dem Bildchen wird wohl nur das eigenthümliche slawische Colorit interessiren. 4. **Epigramme** von Čelakowsky, scharf und treffend. 5. Folgt die Fortsetzung von Dr. Amerling's genialer Monographie: **Der Mensch, ein großes Räthsel.** — 6. Johann **Šťastný**, eine Erinnerung an das fünfzehnte Jahrhundert. Der Verfasser, Herr **Jaroslaw Wriátko**, besitzt ein hübsches novellistisches Talent, welches er in seiner „**Erinnerung an Guttenberg**", den Erfinder der Buchdruckerkunst, geltend zu machen wußte. Die beigesetzten historisch kritischen Bemerkungen über das Vaterland und die Abstammung Guttenbergs, haben zu diversen, zum Theil auch obskuren Urtheilen Veranlassung gegeben; doch geschah dies zumeist von Leuten, die entweder gar nicht oder nur oberflächlich Böhmisch können und den Gegenstand durch das Prisma ihrer Beschränktheit beobachteten. Man supponirte nämlich, Herr Wriátko stelle die **Behauptung** auf, Guttenberg sei entweder selbst ein Böhme gewesen oder er stamme doch gewiß aus einer böhmischen Familie. Nur der Unverstand könnte im genannten Aufsatze eine Behauptung finden, die, als solche, noch viel zu bedenkliche Zweifel und Lücken übrig ließe. Herr Wriátko schließt seine Abhandlung mit dem Bemerken, er sehe wohl ein, daß seine aufgestellte Vermuthung über Guttenbergs Herkommen noch haltbarerer Gründe bedürfe, als ihm bis jetzt zu liefern möglich wurde; er wünsche aber, daß Männer, die durch ihren Scharfsinn und ihre Verhältnisse dazu berufen sein dürften, den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit würdigten, und den in dieser Beziehung noch nicht entwirrten historischen Knoten wo möglich auflösten. Denn, trotz aller Bemühung, ist es auch den Deutschen noch nicht gelungen, für die **deutsche** Abstammung Guttenbergs einen genügenden **Beweis** zu liefern. Nur so viel ist erwiesen, daß Guttenberg die Spuren seiner Wirksamkeit in Mainz hinterlassen, worauf sich die allgemein verbreitete Meinung gründete, Guttenberg sei ein geborner Mainzer. —

Die Anfangspunkte zu einer weiteren wissenschaftlichen Forschung, welche Herr Jaroslaw Wriátko anführt, wollen wir in gedrängter Kürze zusammenstellen und die Resultate den Männern der Wissenschaft anheimstellen, denen daran liegen dürfte, der historischen Wahrheit näher zu treten, auf welchem Wege es auch immerhin geschehen möge. — — Der Streit der Deutschen und Holländer in Bezug auf die Erfindung der Buchdruckerkunst neigt sich zu Gunsten der Ersteren, die in der Person **Guttenbergs** das Andenken an den Erfinder der Typographie bewahren. — **Wer** und von welcher Abstammung war Guttenberg? Noch gibt uns die Geschichte keine genügende Antwort, und wir begegnen bei näherem Erwägen dieser Frage mancherlei Vermuthungen. Eine der auffallendsten ist der Ausspruch des ungenannten Verfassers eines bis jetzt ungedruckten dreitheiligen lateinisch-böhmischen Wörterbuchs, welches sich in der Bibliothek des gelehrten böhmischen Schriftstellers Hrn. Johann Wlček befindet und dem Ende des 17. Jahrhunderts anzugehören scheint. Der anonyme Lexikograph sagt in der Vorrede zu seinem Wörterbuch:

„— Tum vero Boëmi linguam suam specialiter auxerunt, posteaquam Artem libros imprimendi invenit *Joannes Kuttenbergius* natione *Boëmus* patria Kuttenbergensis, prius *Joannes Faustus* nominatus, qui circa annum 1421 bella Husitica fugiens in Germaniam abiit, *Strasburgi* se Kuttenbergium a patria (ex more ejus temporis et simul ut suam patriam ab inventione Typhographiae commendarit), compellavit."
— Aus diesen Worten soll somit hervorleuchten, 1. daß Guttenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, böhmischer Abstammung sei, und 2. daß Faust und Guttenberg Eine Person seien. In Bezug auf letzteren Ausspruch, Guttenberg und Faust seien eine und dieselbe Person, ist zu bemerken, daß hier keineswegs jener berüchtigte Goldschmied von Mainz, der im Jahre 1450 mit Guttenberg einen Vertrag geschlossen, gemeint sein könne, da um die Zeit des erwähnten Anonymus die Personverschiedenheit Faust des Mainzers und Guttenbergs bereits außer allen Zweifel gestellt war, und zwar durch die Mainzer Stadtbücher, welche den Prozeß, der zwischen Faust und Guttenberg geführt wurde, enthielten, und auf welche sich die Mainzer schon zur Zeit des ersten und zweiten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunst beriefen. Dieser Umstand konnte unserem Anonymus um so weniger unbekannt sein, als die hinterlassenen Urkunden in Auszügen und Abschriften häufig gedruckt und allgemein verbreitet wurden, um das Priorat der Stadt Mainz bei Erfindung der Buchdruckerkunst darzuthun. Aber die Worte des Ungenannten: *„prius Joannes Faustus nominatus"* weisen auf jenen **böhmischen** Faust hin, den die Sage in die Neustadt Prags, in das sogenannte Faustische Haus auf der Skalka versetzt, und dessen Verschwinden aus Prag, um die Zeit des erwachten Hussitenkrieges, die Vermuthung unter dem Volke erweckte, der böse Geist habe diesen, seine Zeit an Wissen überragenden Mann von der Welt genommen. Doch wir wollen diesen weniger bedeutenden Umstand übergehen und vielmehr jene Gründe naher ins Auge fassen, die uns bestimmen, die Vermuthung der böhmischen Abstammung Guttenbergs nicht gänzlich fallen zu lassen.

Diese Vermuthung gewinnt schon dadurch nicht wenig an Kraft, daß schon in dem Jahrhunderte der Erfindung Guttenbergs, selbst unter den gebildetsten Männern Böhmens, die Meinung allgemein herrschte, ja sogar öffentlich ausgesprochen wurde, Guttenberg sei ein geborener Böhme. Dies behauptete der als Schriftsteller, Gelehrter und Astronom Kaiser Maximilian des II. bekannte Peter Codicillus von Tulechow schon im 16. Jahrhundert, so auch in demselben Jahrhundert Thomas Mitis Nimburgenus a Limusu; also dachte auch mit Balbin der berühmte Crugerius, der in den Pulveribus sacris Folgendes von seiner Zeit sagt: „— Sunt qui ex ipso cognomine Guttenbergii inventorem faciunt Bohemum, vel minimum parentibus Guttenbergae in urbe apud nos metallicarum principe natis oriundum"; dies bezeugt auch jener Ungenannte in dem erwähnten Wörterbuche und beruft sich nebstdem noch auf die Zeugenschaft mehrerer bekannter vaterländischer Gelehrten, indem er sagt: et pridem (probant) viri clarissimi, Pragensis universitatis Rectores Magnifici, Petrus Codicillus et Thomas Mitis . . . . . und in späterer Zeit finden wir auch die Gelehrten: Balbin und Ungar mit derselben Meinung übereinstimmend. Es scheint uns unwahrscheinlich, daß **solche** Männer zu jener Zeit ihre Meinungen ohne allen Grund blos aus der Luft gegriffen hätten, und dies diene uns zugleich als Antwort auf den Einwurf, weßhalb wohl die Böhmen nicht schon früher diese Meinung geltend zu machen suchten.

Sie thaten es, aber ohne Geräusch, und ohne die blendenden Waffen polemischer Dialektik, welche von ihren Antagonisten angewendet wurden. Ueberdies darf nicht übergangen werden, daß gerade in jener Zeit, welche zur Geltendmachung einer solchen Meinung die geeignetste gewesen wäre, die böhmische Nation von ganz heterogenen Interessen festgehalten wurde; es war die Zeit der Hussitenkriege. — Daß wir uns in gegenwärtiger Zeit auf die Volkstradition und die bei uns allgemein herrschende Meinung berufen, wird Niemand befremden, der da weiß, daß solche allgemeine Vermuthungen nie ganz ohne Bedeutung sind, und ihre oft erwägenswerthen Gründe haben. Führten doch die Deutschen bei Beginn der typographischen Streitigkeiten mit Holland den Satz an: „Joannem Gutenbergium secundum communem opinionem inventorem esse typographiae." — Diese communis opinio dürfte somit auch bei der Forschung nach Gutenbergs Abstammung nicht übergangen werden. — Ein nicht zu übersehender Grund aber, daß Gutenberg ein Böhme war, dürfte auch in seinem **Namen** liegen, welche Beweisführung Herr Wriátko mit vieler dialektischer und logischer Gewandtheit zu Stande brachte, welche aber hier in Gänze anzuführen der beschränkte Raum nicht zuläßt. Als Resultat ergibt sich wohl eine zweifellose Widerlegung dessen, was die Deutschen über diese Sache gesprochen und geschrieben haben, und die mit der Volksmeinung in Böhmen kongruirende Ansicht: **Gutenbrrg** sei der im Drntschen verfälschte Name *Kuttenberg* von dem Böhmischen Kutna hora hergeleitet. Die böhmische Bergstadt Kutenberg (von „kutiti" nach Erz schürfen) erlitt vor und nach dem 15. Jahrhundert nicht selten die Veränderung des Kutenberg in Gutenberg (wie man es in allen Druckschriften jener Zeit nachsehen kann); denn Kutenberg hatte für die Deutschen keinen Sinn, und wie sie es mit andern slawischen Namen thaten, als z. B. Wlčin (von wlk Wolf) das sie in **Wildschütz**, Zagečie (von Zagie), das sie in Saidschütz verwandelten: so geschah es auch mit Kutenberg. Daß aber im 15. u. 16. Jahrhundert besonders das k in g von den Deutschen umschrieben wurde, dafür haben wir genügende Beweise. So kommen in den Monumentis historicis Universitatis Carolo-Ferdinandeae Pragensis, die Namen vor: Joannes de Glathovia, Ambrosius de Glatovia und Wenceslaus Glatoviensis statt Klatowia; so auch Duchko de Gurim und gleich darauf Duchko de Kurzim und Gallus de Gurzim. — Klattau und Kaurim sind bekannte böhmische Städte. Und wer würde in dem deutschen Glatz das slawische Kladsko, in Gißhübel Kyselow (bei Olmütz), in Gurein, Kuřim (bei Brünn), in Grillowitz das slawische Křidlowic (bei Znaim) suchen?

— Unter vielen veränderten Personalnamen erwähnen wir den bekannten Glaudian — der eigentlich Claudian heißt, und erinnern nochmals an die bereits angeführten Monumenta historica Univ. Carolo-Ferd. Prag., wo wir sogar den Namen finden, welchen wir suchen, und zwar: Theodoricus de Gudenberg I. P. 265 p. Georgius Cuttenbergenus II. 365, Georgius Guttenbergenus II. P. 346, und an mehreren Stellen Joannes Guttenbergenus II. 434. 417. —

Die Vermuthung, daß Gutenberg nicht nur dem Stamme sondern auch seiner Geburt nach ein Böhme sei, gewinnt auch dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß die Mainzer noch nicht genügend darzuthun im Stande sind, daß Gutenberg ein geborener Mainzer sei. Selbst die Angaben einiger Schriftsteller in Bezug auf das Geburtsjahr Gutenbergs, deren Einige das Jahr 1393, Andere 1400 bestimmen, sind nur Hypothesen. Einer der Hauptgründe, auf welchen sich die Mainzer berufen, daß Gutenberg seiner Geburt nach ihnen angehöre, ist die Anführung aller gleichzeitigen auswärtigen Urkunden, deren Angaben auf Gutenberg als einen geborenen Mainzer hinweisen. Kann man fremden Schriftstellern genügend Glauben beimessen? Reichte nicht ein einziger Schriftsteller hin, dessen Angabe: Gutenberg sei ein geborener Mainzer, ein ganzes Literatenheer nach sich zog, welche alle diesen Ausspruch wiederholten, gleichwie es bei Wimpheling der Fall war, der, als er den Beweis geführt hatte, Gutenberg sei der Erfinder der Buchdruckerkunst, sogleich an Trithemus, Fulgosius, Palmerius, Joannes Arnoldus, Bergellanus, Bulinger, Buchholtzer u. A. eifrige Nachtreter fand; nichts destoweniger geschah dasselbe, als Appian mit seiner Behauptung auftrat, Faust sei der Erfinder der Buchdruckerkunst.

Auswärtige Urkunden jedoch, die von Gutenberg als von einem geborenen Mainzer sprechen, gibt es nicht, nur allenfalls solche, die ihn als Mainzer schlechtweg bezeichnen. So lautet es in den Straßburger Stadtbüchern, wo der Prozeß, den ein dortiger Bürger Andreas Dritzehn mit den Nachkommen Gutenbergs führte, aufbewahrt ist: — „Dis ist die wohrheit die Jerg Dritzehn geseit hat widr Johann von Mentze genannt Gutenberg.“ — Aus diesen Worten läßt sich noch nicht erweisen, daß Gutenberg zu Mainz geboren ward. So haben selbst mehrere damalige gleichzeitige Schriftsteller Gutenberg blos mit der Benennung: civis Moguntinus bezeichnet, und selbst Henricus Salmuth, der zur Angabe des Geburtsortes Gutenbergs die öffentlichen Akten benützte, geht in seinem Ausspruche vorsichtig zu Werke, indem er sagt: „Eodem tempore Moguntiae *commorabatur*“ (hielt sich also nur auf) Joannes Gutenbergius, *honestis parentibus natus*, qui proxime Fausti aedes habitabat.“ In der Kölner Chronik aber steht ausdrücklich: „Sed primus Typographiae Inventor civis fuit Moguntinus, Argentina oriundus, cui nomen fuit Gutenberg.

Ein anderer, nicht minder erwähnungswerther Grund dürfte wohl auch in folgendem Umstande liegen. Aus den Akten, welche von dem Prozesse aufbewahrt sind, den Dritzehns Erben mit Gutenberg geführt, ergibt sich, daß Gutenberg den Dritzehn das Glasschleifen gelehrt, und mit ihm den Vertrag geschlossen hatte, demselben noch eine andere einträgliche Kunst beizubringen, nämlich die der Verfertigung von Glasspiegeln. Aus denselben Akten leuchtet aber auch hervor, so wie es überhaupt historisch erwiesen ist, daß diese beiden Künste zu jener Zeit daselbst noch wenig bekannt waren, wie selbe auch in den Prozeß-Akten als besondere Geheimnisse behandelt werden. In Böhmen aber standen diese Künste schon damals in voller Blüte. Ist hier nicht ein neuer Grund zur Annahme, daß Gutenberg ein Böhme war, und diese Künste im Ausland bekannter machte? — Und das Geldprägen in Kuttenberg stand schon im 14. Jahrhundert in vollster Blüte; ist somit nicht anzunehmen, daß ein geborener Kuttenberger durch die Münzprägekunst auf die Idee der verwandten Buchdruckerkunst geleitet werden konnte? — Daß es in Böhmen Männer gab, die von ihrem Geburtsorte Gutenberge hießen, ist aus den monum. univ. prag. ersichtlich; daß Einer von diesen nach Straßburg und Mainz kam, ist nicht unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß um die Jahre 1419 und 1421 die Hussitenkriege in Böhmen am furchtbarsten wütheten, und zu jener Zeit, wie sich's aus böhmischen Geschichtswerken ergibt, das Reisen von Böhmen nach Straßburg und Paris etwas Gewöhnliches war. Das erste Auftreten Guttenbergs in Straßburg fällt historisch erwiesen auf das Jahr 1424. Somit ist der Annahme dieses Grundes in chronologischer Beziehung Nichts entgegenzusetzen.

Uebrigens liefern die ersten uns bekannten böhmischen Druckschriften aus den Jahren 1468, 1475, 1480 und 1489, welche durch ihre Korrektheit und Zartheit des Druckes hinreichend darthun, daß sie nicht die ersten Druckwerke Böhmens sein können, den Beweis, daß zu jener Zeit die Buchdruckerkunst in Böhmen viel höher stand als in Deutschland. Welches waren die ersten Druckschriften Deutschlands? Donate, Ablaßbriefe vom Jahre 1454 und 1455, ferner Mahnung an die Christenheit wider die Türken, und dann erst die Bibel. Betrachten wir ferner den Inhalt der ersten deutschen Druckschriften, so finden wir, daß sie sämmtlich nationale und nahe liegende menschliche Interessen behandelten. Das erste uns vorliegende Druckwerk Böhmens ist die Trojanische Chronik, ein Buch, das zwischen Unterhaltung und Belehrung mitten inne liegt, aus einer fremden Sprache übersetzt ist, und die Geschichte einer in jeder Beziehung fern liegenden Nation behandelt. Ein Buch solchen Inhaltes und solchen Umfanges wie die Trojanische Chronik konnte nicht die Erstlingsfrucht böhmischer Typographie sein, vielmehr mochten kleinere, das Volksinteresse berührende Schriften vorangegangen sein, die jedoch in der Konias-Zeit der Bücherverbrennungswuth mit geopfert wurden. Blieben wohl nach dieser Zeit von den 1480 zu Kuttenberg in nicht kleiner Auflage gedruckten Aesopischen Fabeln, nur zwei Blätter übrig, die als große Seltenheit in der Strahöfer Bibliothek zu Prag aufbewahrt werden? — —

Diese Vermuthungen, welche wir jedoch nur in gedrängtester Kürze und ohne dialektische und logische Schärfe, ja sogar mit Uebergehung einiger Einzelheiten mitgetheilt haben, bilden nun den Grundstein, auf welchem ein junger böhmischer Philolog weiter zu bauen einladet. Daß durch ein weiteres Forschen und Sichten auch entgegengesetzter Meinungen die Wissenschaft nur gewinnen könne, ist einleuchtend, — daß aber auch Aufsätze solcher Art das Interesse einer Schrift, wie der Wlastimil ist, erhöhen, wird jeder billig Denkende zugeben müssen. — Die übrigen folgenden Artikel sind meist kleineren Umfangs. Das von St. Prokop geschriebene, in diesen Blättern schon erwähnte Buch wird daselbst auch besprochen, und ein Facsimile der alten Handschrift ist beigelegt. — Das darauf folgende Panorama unseres Jahrhunderts von Tomjček bespricht die jüngsten Zeitereignisse. Im Literaturblatt ist Čelakowsky's Nachhall böhmischer Volkslieder von Tomjček besprochen und eine Revue der auswärtigen Literatur, eingeleitet von Karl Sadina, die mit Besprechung der Romane Emil Souvestre's beginnt, bildet den Schluß dieses Heftes.

K. S.

Literarische Kleinigkeiten.

Mitgetheilt von Rudolf Glaser.

Das non plus ultra von schlechtem Juristendeutsch bietet folgender Titel eines im Jahre 1669 in Prag erschienenen Werkes: „Vindemia judicialis, das ist: In Unterthänigen Ehren gegen dem Hochlöbl. Königreich Böheimb, Aus dessen Rechten-Ordnung- und Instructionen, in möglichister Kürtze, so wol der Höhern als Stad-Gerichtern zusammengetragen- und gezogener Adlicher Rechts-Proceß, nebst Anzeugung der Processen Manigfaltigkeit; auch wo von derley meistens einstimmigen Rechts-etwelchen Policey- und andern Sachen, in Gött-Geist-Allgemeinen Kays. Römischen Reichs-Cammer-Mährisch-Ober- und Nieder-Oesterreicherisch-Tyrolisch-Sachsen-Bayrischen, Nürrenberger-Franckfurter- und Lübecker Rechten, auch Breßlauischer Constitution, und bey allegirt-mannigfaltigen Rechts-Gelährten, gehandlet wird, durch Joannem Jacobum von Weingarten, Teutschen Syndicum der königl. kleinern Stadt Prag. — Gedruckt in der Ertz-Bischoffl: Druckerey in Collegio S. Norberti, durch Paulum Tuchscherer 1669.“ — Der Titel der Vorrede lautet: Güttig-Wohlgeneigt- und aller passion Befreyter Leser.

Der Verfasser dieses Werkes war ein zu seiner Zeit sehr berühmter Jurist, der eine große Menge von Schriften, meistens zur Erläuterung der böhmischen Stadtrechte geschrieben hatte. Er scheint die kuriosen Titel geliebt zu haben; so hat er z. B. einem andern Buche folgenden Titel gegeben: Im Jahr der aller-unterthänigsten Wünsche: Gott VerLeihe Ihro MaIestat LeopoLDo eInen eVVIgen ErbPrInzen. Kurtz begriffener Auszug der verneuerten Lands-Ordnung rc.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 30. Samstag den 11. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Adlerkönig.

Sagenballade.

Von Moritz Hartmann.

Ein König, erzählen die Sagen,
Ein König fiel in der Schlacht,
Die Schlacht, sie ward geschlagen
In düsterer Urwaldsnacht. —

Die Krone ist ihm entsunken,
Der Purpur flieget ihm fort,
Am Eichenbaume zu prunken,
An Zweigen, die längst verdorrt.

Sein Söhnlein flieht in die Höhle,
Und lebet nach Klausnerart,
Bis innen ihm aufsproßt die Seele,
Ums Kinn der junge Bart: —

Da folgt er als Waidmannsgeselle
Dem Reh durch Waldesnacht;
Bis daß er weilt auf der Stelle
Von Vaters Todesschlacht.

Da sieht er die gelbe Krone
Im Busche, wie tief versteckt,
Ein Baldachin ob dem Throne,
Den Purpur darüber gedeckt.

Er sieht im düstern Forste
Des Vaters Erbe bewahrt,
Er sieht, wie zum Adlerhorste
Des Vaters Krone ward:

Den Purpur um den Nacken,
Ums Haupt das goldene Band,
So steigt von den Felsenzacken
Hinab er ins ebene Land. —

Ihm folget in blauer Ferne
In Kreisen der Adler Schaar,
Sie lassen die Krone nicht gerne,
Die lang' ihre Wohnung war —

Vom König erzählen die Sagen,
Vom Könige, wundersam,
Der, seine Feinde zu schlagen,
Von Adlern begleitet kam.

Den Adlern soll man es danken,
Daß sie bewahrt seine Kron';
Dem König — wenn seine Gedanken
Wie Adler umkreist seinen Thron.

Die Vehmrichterouverture.

Unterzeichneter, der eine sehr ehrliche Haut ist, auch von der Tonkunst etwas versteht, wenigstens sie so liebt, daß er für dieselbe schwärmen kann, las seit einigen Monden so manchen Korrespondenzartikel über die Berlioz'sche Eröffnung zu den „Vehmrichtern", hörte, wie sie dann in Leipzig, in Berlin aufgeführt wurde, und wie man Wunderdinge von ihr berichtet; so daß er nicht ruhen konnte, bis er das Werk zu seiner Verfügung hatte. Ich will nicht beschreiben, wie ich über den Noten gehangen und gebrütet, wie ich mich bemüht habe, das allerwärts Angedeutete auch aus dem Stimmengewirre herauszulesen, und wie der rechte Geist nie über mich kommen wollte; wie ich dann zuletzt meine Zuflucht zu zwei Freunden, tüchtigen Klavierkünstlern nahm, und diese bat: mir den vom Tonsetzer selber besorgten vierhändigen Klavierauszug vorzuspielen, damit ich das, was ich mit dem Auge nicht herauszulesen vermochte, durch das Ohr begreifen und erfassen könnte. Denen, die es noch nicht wissen, will ich nur beiläufig sagen, daß dieser Versuch am Klaviere bei mir wenigstens der Probierstein ist, auf dem ich mein musikalisches Gold erkenne, der Malerspiegel, in welchem sich mir das Seelengemälde zwar noch schwärzlich und farbenschwach, aber in all seiner Zeichnung schon hell und deutlich entgegenwirft, so daß ich jede Verzerrung erkennen, jede Schwäche auffinden, aber auch jede Glanzwirkung, jede Schöne ahnen kann. Genug, die Herren, meine Freunde, setzten sich hin und spielten, und ich lauschte mit aller nur menschenmöglichen Geduld, welche die ihrige um vieles übertraf, da ich sie öfter, wenn sie verzweifelnd einhielten und ärgerlich das Heftchen zuwarfen, bitten mußte fortzufahren, weil ja, wie das Sprichwort sagt, mit dem Ende noch Alles gut werden kann. Das Ende kam, aber ohne daß es gut wurde; und ich mußte in meiner Gutherzigkeit den beiden Klaviermeistern zur Zielscheibe ihres Witzes dienen, und saß vor ihnen, wie weiland der ehrliche Hiob vor seinen Hausfreunden. Ich setze das Duett ungefähr so nieder, wie sie es vor mir aufführten. Kennst du nicht, o Gottschalk, hob der Geigenschlüssel, die äußerste Rechte, an, die Geschichte vom Eulenspiegel? wie er den Bauer um das Stück grünlindisch Tuch prellte, dadurch: daß er behauptete, grün sei blau, und einen

Gewährsmann brachte, der seinem Ausspruche beipflichtete, so daß der ehrliche Bauer zuletzt an seinen eigenen Augen irre ward? Solche Schälke sind auch viele der jetzigen Rügenwarte, welche in den Blättern umherposaunen von Wundern und Genietriumphen, und euch armen deutschen Lands- und Landleuten zuletzt aufbinden: grün sei blau; so machen sie sich für baare Münze den Spaß: euch von einer ganz neuen romantischen Tonkunst viel einzutrichtern, einer Romantik, die sich arme Teufel, die über sich und alles Andre im Unklaren sind, wahrhaft sichtlich abquälen, die in ihrer Begeisterung Wein zu schlürfen wähnen, während sie das trockene Holz der Tafel anzapfen. Merke die Schälke in den Rügenwarten, und geh ihnen fein sachte aus dem Wege. — Darauf erhob der Baßschlüssel die Stimme, und begann: Wenn Einer je eine Ouverture, die im vollsten Wortsinne das erfüllt, was eine Ouverture erfüllen soll, gesetzt hat, so ist dies unser Tondichter, was immer auch ein Anderer sagen mag. Eine Ouverture soll nämlich auf das, was da kommt, spannen. Was ist aber nun spannender als vorliegendes Werk? Mit jedem Takte, mit jedem Satztheilchen denkt man: daß das Rechte nun kommen, daß die Schleuse des Genies nun aufgezogen werden soll, und lauscht und lauscht bis zum letzten Takte zu, ohne aus der Spannung heraus gekommen zu sein, ohne etwas wie Befriedigung verspürt zu haben, so daß man sich wie der berühmte Jean Paulsche Reisemarschall, der sich nach dem magnetischen Essen an das wirkliche setzte, auch rasch nach dieser spannenden noch eine befriedigende Vehmrichtereröffnung gefallen lassen könnte.

Nicht allein die Eröffnung als solche, fiel Geigenschlüssel wieder ein, sondern auch als Vehmrichtereröffnungspiel betrachtet, entspricht völlig den billigen Anforderungen, und verdient deinen Beifall. Sie soll von diesem Gesichtspunkte betrachtet malen; was sie in vollem Maße thut. Was forderst du? das Mittelalter, das dunkle Mittelalter, Gemeinheit, Rohheit; schreiende Mißgriffe, Druck und Drang, Getümmel, Geräusch und Rauferei. Und hat dies unser Tonsetzer so nicht aufgefaßt? Hat er nicht das Mittelalter so dargestellt, und sich vorbehalten, uns dessen Lichtseiten in andern folgenden Werken nachzuliefern? Hast du je das Obengenannte treffender gemalt gefunden?

Hast du nicht gehört, fiel der Mann der äußersten Linken dem Ersteren ins Wort, wie der Künstler alles Große, Erstaunliche, Unbegreifliche, so zu sagen sich selber unbewußt hervorbringt? Hast du nicht gelesen, wie der größte Maler des Alterthums am Pferdegebiß den Schaum, den er mit allem Fleiße nicht hinzupinseln vermochte, dadurch hervorbrachte, daß er den Pinsel geradezu auf die Tafel warf? So ist unser Seelenmaler auch zu Werke gegangen, hat seine musikalische Tinte echt apellisch über die Notenlinien gespritzt, und so leichtfingrig uns zu dem schwerwiegenden Kunstwerke verholfen, das dadurch eine neue Bahn bricht: daß der Hauptguß des Pinsels, statt oben in die Saiten, unten ins Blech gefahren!

Alles kömmt auf den Gesichtspunkt an, von dem man eine Sache betrachten will, sagte der Geigenschlüssel mit einem bittern Lächeln. Es hat einmal einen französischen Tonsetzer gegeben, welcher sich von seiner Geliebten ein mit Nadeln zerstochenes Notenblatt reichen ließ, der dann diese Nadelstiche zu Noten zierlich schwänzte, zusammenkoppelte, und aus denselben die rührendsten Lieder und Klingklange zum Ergötzen seiner Angebeteten entwickelte. Eine ähnliche Bewandtniß scheint es mir mit dieser viel gepriesenen Eröffnung zu haben; auch diese scheint mir ein unschuldiges, von Nadeln zerstochenes Marterkind zu sein. Ich denke, Berlioz hat sich von seiner Theuren ein zur Gesammtstimme bereitetes Papierheft nach Willkür mit Nadeln wohl zuspicken lassen, und über diese löcherige Bahn nun seine Herzensgluten ausgeströmt, unter denen manche Spieler wohl ganz andere Dinge suchen mögen, als wirklich darunter verborgen liegen. Und was noch wahrer, fuhr der Baßschlüssel fort, so viel Gutes ist schon geschrieben worden, man hat sich lange Jahre hindurch an so viel Tüchtigem, wenn auch nicht den Magen verdorben, doch einen Eckel gegessen, daß wir billig eine kleine Kur durchmachen müssen, wenn auch nur eine prießnitzische Wasserpartie. Wir haben Moses und die Propheten, Mozart, Beethoven, Bach, Händel und Gluck, und gähnen dabei, so daß jetzt Einer nicht besser sein Glück macht, als wenn er einmal etwas recht Erbärmliches, etwas recht herzlich Schlechtes auftischt, an dem sich dann der arme Kranke das Fieber abessen kann. Wirklich wird das Heilmittel auf die Dauer bei dir, wie bei allen andern heißen Köpfen anschlagen, und euch mälig wieder zu euch selber bringen, so daß ihr den feinen Schelm erkennt, welcher hinter Hektor Berlioz verborgen.

Weiter, fiel der von der äußersten Rechten wieder ein, —— doch wozu Anderer Geduld mißbrauchen, da die meinige so bitter erprobt wurde. Ich will die Spötter hier wenigstens schweigen lassen, und mich in meinem Jammer, in meiner Entrüstung an alle die Herren Rügenwarte der neuromantischen Färbung mit der inständigsten Bitte wenden: mir doch kurz anzuzeigen, worin doch die große Seelenmalerei in dieser Ouverture liege, welche Töne in derselben die Menschenbrust so gewaltig erschüttern, oder beschwichtigen, kurz, mir mit etwas klareren Worten anzudeuten: wo der Hase eigentlich im Pfeffer sitze. Das gesammte deutsche, tonliche Volkthum würde gewiß eben so dankbar wie ich sein, wenn einer der Herren sich durch meine Bitte erweichen ließe, da gewiß überall im Reiche noch die Menge solcher Schlüssel sitzen, vor denen ähnliche Anfechtungen ob seinem Ergriffensein zu befahren hat

gehorsamster

Gottschalk Wedel.

Lückenbüßer.

Von —rer.

Adelung schrieb eine Geschichte der menschlichen Narrheiten. Dieses Werk, gehörig fortgesetzt, müßte händereicher werden, als die Alexandrinische Bibliothek, und beinahe jeder Leser dürfte sich schmeicheln, sein Schärflein zu diesem Werke beigetragen zu haben.

Medisiren, meinte jüngst eine sachverständige Dame, sei ein sehr moralisches Todtengericht für Lebendige.

Unsern jetzigen Schriftstellern ist nichts verhaßter als der „Zopf." Um sich ja nicht dem Ridicule eines Zopfes auszusetzen, bleiben sie lieber ganz kahl.

Aus Berlin.

Am 23. März wurde im königlichen Schauspielhause das Andenken an den verstorbenen Dichter M. Beer durch Aufführung des „Parick", der höchsten Leistung des Frühvollendeten, begangen. Die Feier sollte eigentlich schon am 22., am Todestage des jungen Dichters statt finden, mußte aber, wegen mehrer unabänderlicher Hindernisse verschoben werden. Die Künstler, welche zur Feier mitzuwirken hatten, fühlten die Würde, die Weihe des Tages, vorzüglich Frau Crelinger, welche ihre ganze tiefe Kunst entfaltete, die Schwester des Rajah darzustellen, und das ganze Gemälde der Vollendung nahe zu bringen. Die gebildete Berliner Welt war ziemlich zahlreich versammelt, und schien wirklich durch einen stillen Beifall das Gedächtniß des Hingeschiedenen zu ehren. — Von Blum, dem Regisseur der Oper, welcher als liebenswürdiger Mensch, launiger Lustspieldichter und gefälliger Tonsetzer längst bekannt geworden, ward neulich eine größere Oper: „Bergamo" gegeben, welche zwar durch nichts Neues, Tiefaufregendes im Schwalle ähnlicher Arbeiten sich bemerkbar machen wird, aber nichts desto weniger in manchen gefälligen Wendungen die Vielseitigkeit des Verfassers bekundet. — Von Cosmar ward am 23. auf dem Königstädter Theater ein neues großes Lustspiel: „die drei Bälle" mit außerordentlichem Eifer ausgepfiffen, und scheint wirklich auch kein besseres Loos verdient zu haben. — Am 29. gaben die Gebrüder Ganz ihr großes Konzert, zu dessen Ausschmückung die meisten der hiesigen Künstler mitbeitrugen; aufgeführt ward: eine große Ouverture (zu dem Sherif) von Haleoy, ein großes Nichts, in welchem ein Glöckchen noch das leidlichste Geklingel verursachte. Wer hätte gedacht, daß unsere Berliner auch zum Lamaitenvolke herabsinken könnten, da sie sich die Ko hpillen des großen Lama's aus Paris verschreiben und verspeisen. Eine andere solcher Pillen war eine große Arie von Herold, gesungen von Fräulein Löwe; und was mehr: würdig des Tonstückes gesungen. Die Sängerin zeigte vollauf, und auf die handgreiflichste Weise, daß sie eine unserer gewandtesten Sängerinnen; kam aber über all dem Zeigen nicht zum eigentlichen Singen. Oft machte sie Wachtelschlag, Nachtigalltriller, mitunter den eigenthümlichen Laut einer zugehenden Thüre nach, und ließ uns ahnen, daß sie auch vortrefflich singen könne, wenn sie nur wolle. Fräulein Schulze sang die letzte Arie Anna's aus Don Juan recht brav, Mantius die aus der Zauberflöte „Dies Bildniß" vortrefflich. Fräulein Klara Wieck und Herr Taubert begeisterten die Menge durch Vortrag einer Moscheles'schen Doppelsonate „Hommage à Händel", und die Konzertgeber entzückten die Kenner wie die Nichtkenner durch ihr gewandtes Spiel, vorzüglich Moriz Ganz, der Baßgeiger, welcher Rombergs schwedische Lieder vortrug, und mit einer eigenen Arbeit für sein Tonzeug auftrat, welche die Arbeit Halevy's, und selbst die von Moscheles an musikalischem Werthe weit übertraf. Frau Crelinger und ihre Tochter trugen durch Deklamation zur Unterstützung der übrigen Künstler bei.

Am 30. wurde Spontini's Agnes noch einmal und vermuthlich auf lange zum letztenmale gegeben. Außer einem kleinen Schwarme Verehrer blieben die Anwesenden kalt und begannen sogar zu zischen, wenn Erstere mit ihrem Bravo laut wurden. Durch das ewige Wiederkehren einer und derselben unruhigen Stelle macht die Spontinische Musik seekrank, und durch den unerhörten Larm warf sie sogar die Kandelaber beim Volksfeste um; lächerlich vor allen war das große Sextett, wo die sechs Sänger, in dem Gesichte braun und blau gefärbt, mit aufgesperrtem Munde vorne auf den Brettern standen, ohne daß man einen Laut ihres Mundes hören konnte, so daß der größte Theil der Oper zum eigentlichen Ballete umgeschaffen wurde.

Se. Majestät der König haben den hiesigen Buchdruckern, an deren Spitze der thätige, kunstsinnige Professor Gubitz steht, die öffentliche Feier des Gutenbergfestes gestattet, welches nun auch in Berlin um die bestimmte Zeit begangen und bis dahin alle typographischen Künstler beschäftigen wird. Die Hochschule, die Gymnasien, die Theater, die Tonbühnen, Alles wird dazu beitragen, diesen Tag mit der gebührenden Würde zu verherrlichen.

Aus Triest.

30. März.

Der letzte Abend einer Opernstagione gehört in Triest zu den Festen, welche schon lange vorher den Stoff der Unterhaltung bieten, und zu denen die größten Vorbereitungen getroffen werden. Ganz besonders aber zeigt sich am Vortage ein allseitiges, geschäftiges und reges Treiben. Kommt man in ein Damengemach, so sieht man sauber gebiegelt und geglättet die luftigen Gewänder, die heute den schlanken Leib umhüllen, und die blendenden Coiffüren, die den Glanz des schönen Haares erhöhen sollen; Haarkünstlerinnen eilen über die Straßen. Gelegenheitsdichter bestürmen die Typographien, wo die fabrizirten Oden und Sonette unter dem Drucke seufzen; vor den Aushangefenstern der Kunsthändler erblickt man die Bilder der zu fetirenden Sänger und Sängerinnen; die Zuckerbäcker bieten Krapfen feil à la der und die; die Gärtner entblößen die Rabatten des schönsten Schmukkes, um Kränze und Sträuße zu winden; vor dem Theater wird um Sperrsitze gefeilscht; in den Schreibstuben, in den Aemtern, auf der Börse, in den Kaffeehäusern, in den Casini, kurz all überall belebt ein Gegenstand das Gespräch: der große lange Abend im Theater. Heuer vollends gab dieser mehr als je zu reden: vier waren der Gedichte, theils freiwillig gespendet, theils bestellt, alle im Buchformat, die zum Fluge von der Decke aufs Parterre bestimmt waren; vier waren der Kränze, womit die Künstler überrascht werden sollten; — das wußten sie selbst und alle Anderen übrigens schon lange vorher. Der Abend erschien: das Parterre war mit Schau- und Hörgierigen vollgepfropft; die Logen konnten ihre Inhaber kaum fassen. Man gab Mercadante's Bravo. Der erste Akt ging wie gewöhnlich vorüber, d. h. man sah, man hörte, man rief bis, man schrie bravo! man jauchzte, man jubelte. Jetzt kam der zweite Akt. Poggi sang, und er hatte kaum seine Arie geendet, als zwei Kränze von den entgegengesetzten Enden aufs Podium flogen. Einer senkte sich auf die Lampen und fing Feuer, was wahrscheinlich in der Blumensprache bedeutet: ich bin überflüssig. Dann trat die Schoberlechner auf, und Alle, welche in den vorhergegangenen Abenden geschwiegen hatten, begrüßten sie laut; denn in der letzten Recita muß man schreien. Das Finale war kaum zu Ende, als sich ein bachantisches Getöse erhob. Maestro! schallte es aus tausend schon heiseren Kehlen, und Maestro Mercadante erschien im weiten Paletot, und abermals flogen zwei Kränze von der Höhe, und Poggi, der bescheidene Poggi hob sie auf, den einen dem Maestro, den andern der Schoberlechner reichend. Dies war das Signal zu einem Beifallsturme, der wahrhaft betaubte. Mittlerweile öffneten sich die Schleußen der Decke, und herab regnete es grün und gelb, roth und blau, schwarz und weiß: Oden, Sonette, Canzonen, Porträts, und unten erhob Groß und Klein die Hände, um danach wie nach Manna zu haschen, und dabei schrie und polterte man wieder, und die Sänger mit dem Maestro an der Spitze mußten viermal die Fronte passiren. Ein solches Schauspiel gewahrte der letzte Abend der Opernstagione. — Fragen Sie mich, lieber Freund, ob ich meine Hände in Bewegung setzte! ich antworte nein! O, ich kann auch Enthusiast sein, und war es auch, als ich die Malibran, die Pasta, die Ungher, Donzelli, Mariani, und Liszt hörte, aber die Ehrenbezeigungen, die man dem Sängerpersonale der eben verflossenen Saison angedeihen ließ, scheinen mir doch zu viel zu sein. — Mercadante's Verdienst muß man anerkennen; er ist unstreitig der erste jetzt lebende Tondichter Italiens; daß aber die Huldigungen, die ihm hier zu Theil wurden, übertrieben, und da er den Bravo weder für Triest geschrieben noch selbst in die Scene gesetzt, nicht am rechten Platze waren, das lasse ich mir einmal nicht aus dem Sinne bringen.

Die Oper hat nun aufgehört, und die deutsche Schauspielergesellschaft Börnstein hat das Teatro grande in Beschlag genommen. Die erste Vorstellung war Halm's Griseldis. Man stellte ihr kein günstiges Horoskop: allgemein war der Ausspruch, dieses Werk müsse hier seine Wirkung verfehlen; aber der Erfolg hat die Erwartung übertroffen. Dem. Strenge gab die Titelrolle. Ein gründliches Eingehen in den darzustellenden Charakter, verbunden mit einer trefflichen Mimik und einem wohlthuenden reinen Organ machte sie zur würdigen Repräsentantin dieses so liebenswürdigen Köhlermädchens. Dem. Strenge sprach, wie sie fühlte, und daß sie sehr richtig fühlte, daß ihre Worte aus dem Herzen kamen, das zeigte die Wirkung ihres Spiels auf die Zuhörer. Ein lauter stürmischer Beifall und ein mehrmaliger Ruf auf die Bühne belohnte sie für ihre wirklich verdienstvolle Leistung. Den Percival gab Hr. Schmidt; auch er erregte allgemeines Interesse; doch sollte es mich bedünken, daß seine Deklamation zu monoton war. Die übrigen Schauspieler thaten dem Gelingen des Ganzen keinen Eintrag. Die Königin hätte freilich etwas mehr Majestät zeigen sollen. — Der „Verschwender" von Raimund wurde zwei Abende hinter einander bei

vollem Hause gegeben. Herr Kreuzer hat mit seiner lieblichen Musik hier einen wahren Triumph gefeiert; jede einzelne Gesangpiece wurde aufs lebhafteste applaudirt, ja man hat sich überzeugt, daß auch den Deutschen die Kunst nicht fremd ist*), und doch gehört die Musik des Verschwenders nicht zu den vorzüglichsten Schöpfungen der deutschen Kunst. Der Raimundsche Text sprach, wie sich erwarten ließ, ungemein an, besonders machte der dritte Akt durch das treffliche Spiel der Mad. Börnstein (Rosa) und des Herrn Scholz (Valentin) im wahren Sinne des Wortes Furore. J. Löwenthal.

Notizen.

(Denkmäler.) Die französische Deputirtenkammer hat am 5. Februar 100,000 Francs für die Errichtung einer bronzenen Statue zu Ehren Moliere's bewilligt.

(Vereine.) Einer der nützlichsten Vereine, der überall Nachahmung verdient, ist, wie das „Morgenblatt" berichtet, der in Manchester im Jahre 1821 gestiftete Klub the independent order of odd fellows (der selbstständige Orden wunderlicher Käuze), welcher bald im ganzen Königreich Nachfolge fand, und jetzt aus ungefähr achthundert, mit dem Manchester Hauptklub vereinigten Seitenlogen besteht, die zusammen gegen einmalhunderttausend Mitglieder zählen. Der Zweck ist Unterstützung hilfsbedürftiger Mitglieder und deren Familien. Jeder wird aufgenommen, der ein anständiges Gewerbe treibt, einen guten Ruf genießt, und weder über vierzig noch unter neunzehn Jahre alt ist. Das Eintrittsgeld ist eine Guinee; die wöchentlichen Beisteuern sind in den einzelnen Logen verschieden; nur dürfen sie für die Person nie weniger als drei Pence (zwei Groschen sächsisch) betragen. Wird ein Mitglied krank und nimmt die Hülfe seiner Loge in Anspruch, so muß es auf Kosten derselben von einem Arzte besucht und mit der nöthigen Medizin versorgt werden, auch wöchentlich mindestens zehn Schillinge erhalten. Diese Unterstützungen dauern, bis der Kranke genesen und arbeitsfähig ist, finden aber in ihrem pekuniären Theile auch statt, wenn ein Mitglied durchaus arbeitsuntüchtig wird. Stirbt dasselbe, so haben die nächsten Verwandten, oder wem sonst die Pflicht der Beerdigung obliegt, ein Recht auf wenigstens zehn Pfund Sterling, so wie das Mitglied, wenn seine Frau stirbt, wenigstens sieben Pfund ansprechen kann. — Ungeachtet einer durchschnittlichen Gesammtausgabe von 150,000 Pf. Sterling hat sich in jedem der letzten zehn Jahre aus den Ueberschüßen ein, fast das Doppelte betragender und zinsbar angelegter Reservefond oder Nothpfennig gebildet.

(Irland.) Bei den jetzt in Irland eröffneten Frühlingsassisen zeigt sich überall die erfreuliche Erscheinung, daß die Zahl der Verbrecher sich vermindert hat. So ist z. B. in der Stadt Waterford kein einziger Verbrecher in Haft, und in der volkreichen Grafschaft Clare liegen dem Gerichte nur 28 Fälle — eine beispiellos kleine Zahl — zur Entscheidung vor.

(Tübingen.) In dieser Stadt darf wegen der Universität kein Schauspiel gegeben werden, ja in ihrer Umgebung wird laut einem alten Gesetze, das immer noch in Kraft ist, in der Entfernung von zwei Stunden keiner Theatergesellschaft der Aufenthalt gestattet.

(Pesther magyarische Bühne.) Seit dem 1. Juni 1838 bis letzten September 1839, also binnen 16 Monaten, wurden auf derselben 264 Schau-, Lust- und Trauerspiele, 76 Parodien und Possen, 124 Opern gegeben. Die Opern ergaben ein Plus der Einnahme, das Schauspiel und die Parodie aber ein solches Deficit, daß im Ganzen das Plus der Ausgabe 15,629 fl. 1¼ kr. betrug.

(Eine Kleinigkeit) macht gegenwärtig in Berlin großes Aufsehen, nämlich eine Mecklenburgische Schöne en miniature, genannt die kleine Louise, welche, obgleich sie nächstens erst in ihr 13tes Jahr tritt, bereits im schönsten Ebenmaße ausgebildet und nicht größer als 26 Zoll ist. Ihr niedliches Füßchen, auf dem sie sich mit vielem Anstand und mit großer Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, mißt 4 Zoll, während die ganze Person nur 17½ Pfund wiegt. Herr Löper, ihr Vater, welcher die kleine Louise Jedem präsentirt, der ihre Bekanntschaft gegen ein Entrée von 7½ Sgr. zu machen wünscht, vergleicht sie treffend mit einer lebendigen niedlichen Puppe, wobei wir noch bemerken müssen, daß sie keineswegs nur figurirt, sondern auch durch eine anspruchslose, kindliche Konversation ihre Beschauer zu unterhalten versteht. Mit Ausnahme der Blattern, welche sie vor 5 Jahren überstand, hatte sie nie mit einer Krankheit zu kämpfen, ihre Gesundheit trotzt dem Winde und Wetter, und sie befindet sich stets bei gutem Appetit, den zu stillen nicht immer ein Leichtes war, da ihr z. B. in dem ersten Jahre ihres Lebens die Nahrung, wegen der kleinen Mundöffnung, mittelst eines Schwammes gereicht werden mußte. Die kleine Louise singt auch, und zwar eine Arie aus Webers „Freischütz", obwohl ihre Stimme für gewisse Opern nicht ausreichen möchte.

(Stuttgart) zählt jetzt 20 Buchhandlungen, 30 Druckereien und Schriftgießereien und mehr als 250 Schriftsteller, so daß ungefähr von 160 Menschen Einer die Freuden und Leiden der Autorschaft fühlt. Merkwürdig gering ist dabei die Zahl der Schriftstellerinnen, so daß um ein Kleines gar nichts von diesem Artikel vorhanden wäre.

(In Paris) macht jetzt der ungarische Strauß, Peßter-Sandor, Aufsehen, dessen Truppe Contretänze und besonders Nationalwalzer mit großer Präzision spielt. Die Mitglieder derselben, sämmtlich in ungarischer Nationaltracht, führen auch zugleich diese Tänze auf. Die Pariser staunen sie mit nicht geringerer Verwunderung an, als noch jüngst die Bajaderen. Die Truppe Peßter-Sandors hat schon in einem großen Theil der bedeutendsten Soiréen figurirt, unter andern auf den Bällen des österreichischen Gesandten und des russischen Geschäftsträgers Oberst Thorn. B. St.

(Die sieben Schwaben.) Ein Haus in der Plattnergaße in Prag führt die Devise: „Zu den sieben Schwaben". Die sieben Schwaben sollen bei ihren Heldenfahrten durch Europa auch nach Prag gekommen sein; einer von ihnen soll sich in eine schöne Pragerin verliebt und sie geheirathet, sich in Prag ansäßig gemacht, das erwähnte Haus gekauft und nach seinen Gefährten benannt haben. —

(Julius Mosen.) Die philosophische Fakultät der Universität Jena hat diesen trefflichen Dichter zum Doktor der Philosophie ernannt, in Anerkennung seiner Verdienste um die Poesie, besonders um die Tragödie. — Dies ist doppelt erfreulich in einer Zeit, wo das gewöhnliche Publikum nur ausübende Tonkünstler, Sänger und Tänzer mit Lorbeern überschüttet!

(London.) Die Buchdruckerei der Herren Clowes beschäftigt täglich an Schriftgießern, Setzern, Correktoren und Druckern 340 Menschen. In einem eigenen Gebäude befinden sich die verschiedenen Setzereien, von denen die größte, in welcher 60 Setzer arbeiten, einen 200 Fuß langen Saal einnimmt. Außer 23 Handpreßen sind hier täglich von Morgens acht bis Abends acht Uhr, eine Ruhestunde abgerechnet, 19 große Dampfpreßen in Thätigkeit, von welchen jede stündlich 1000 auf beiden Seiten gedruckte Oktavbogen liefert. Von einem Werke, das jetzt eben dort in 300,000 Exemplaren vollendet ward, wurden täglich 20,000 Exemplare fertig. (Berl. Figaro.)

(Theater in Paris.) Scribe's neues Lustspiel: „Die Großmutter" wurde vom Théatre français zurückgewiesen, weil sich die 66jährige Mars weigerte, die Hauptrolle, eine Sechsunddreißigerin, zu spielen. Nun ist dies Stück vom Gymnase angenommen, und die zwanzigjährige Mad. Volnys hat sich zu dieser Rolle herbeigelassen. — Balzacs erster dramatischer Versuch „Vautrin" soll ein Conglomerat von Unnatur und Tollheit sein. Werden die deutschen Bühnen nicht bald dieses Stück übersetzen und aufführen?

(Noch eine große Erwartung.) Im Theater zu Nantes hat sich ein Klaviervirtuose, Wagner, hören lassen, über den der Berichterstatter sagt: „er führte zwei Stücke mit einer Kraft und Gewandtheit aus, die weit über sein Alter." Dieser hoffnungsvolle Jüngling, der seinem Alter so sehr voraus ist, zählt fünf Jahre und sechs Monate. Der Beifall, der ihm zu Theil wurde, äußerte sich in einer Flut von Bonbons und Aufmunterungen (force bonbons et encouragements). Wahrlich, wir gehen einer Zeit entgegen, wo die Liszt's und Thalberg's wie Pilze aus der Erde wachsen. B. St.

(Aus Pesth.) Kuranda's „letzte weiße Rose" kommt hier zur Darstellung, eben so Mosen's Otto III., und vielleicht auch Beck's „Saul". Im August soll die italienische Operngesellschaft hier einige Vorstellungen geben, bevor sie nach Berlin geht. R.

(Karoline Leonhardt-Lyser), die erste deutsche Improvisatrice, welche in mehren Städten, als: Nürnberg, Leipzig, Erlangen, Frankfurt a. M. 2c. 2c. mit vielem Beifall öffentlich improvisirte, und von unserm großen Dichter Rückert, der sich ihrer auf das freundlichste annahm, einen poetischen „Reisepaß" erhielt, gedenkt im Laufe dieses Monats nach Prag zu kommen und daselbst eine Akademie zu geben. Von Prag will sie nach Wien, Pesth und von da an den Rhein reisen. Die bescheidene Dichterin verdient aller Orten die freundlichste Aufnahme. R. G.

*) Wirklich?! Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 31. Mittwoch den 15. April. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 135) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Frauen und Dichter.

Von Karl Egon Ebert.

Zehn der allerschönsten Frauen
Seh' ich hier im Kreis beisammen,
Fast erblind' ich schon vor Schauen,
Und mein Herz geräth in Flammen.
Alle seid ihr holde Wesen,
Ob ihr stolz thut oder schüchtern,
Hochgebildet All', belesen
In den jetzt gerühmten Dichtern.
Gar zu gern nun würd' ich inne,
Welcher von den Sängern allen
Jedem einzlen Frauensinne
Mag genehm sein und gefallen;
Nennt mir drum, ihr schönen Damen,
Eurer Lieblingsdichter Namen;
Oder, wollt ihr sie verschweigen,
Mögt mir nur ihr Wesen nennen,
Und aus all dem großen Reigen
Denk' ich Jeden zu erkennen.

Klotilde.

Der Eine, den vor Andern ich verehre,
Hat aus der Nordland-Sagenwelt gesungen,
Wie in dem Nebel kämpften Geisterheere,
Wie Recken auf dem Hünengrab gerungen,
Wie Wunder übten die gefeiten Speere,
Und wie dem blonden Jüngling es gelungen,
Die blonde Königstochter aus den Ketten
Des liebentbrannten Zaubrers zu erretten.

Nicht voll genüget meinem Sinn das Ganze,
Doch ist das Einz'le herrlich zu genießen,
Aus jeder reinen, glatt geformten Stanze
Scheint mir ein Strauß von Blumen zu ersprießen;
Die Verse schweben hin in leichtem Tanze,
Wie durch den Wies'grund Bacheswellen fließen;
O wie erlabt mich das! — ich sprách' als Richter:
Die Form! die Form das Höchste für den Dichter!

Julie.

Mein Sänger ist etwas formlos,
Der Vers oft schlimm verrenkt,
Doch ist er vom höchsten Geiste
Ganz durch und durch getränkt.

Oft trägt ihn glüh'nde Begeist'rung
Weit über die Erde hinaus,
Doch plötzlich kommt ihm ein Nießen,
Er fällt, und spottet sich aus.

Das wirkt so allgewaltig,
Ich kann nicht sagen, wie, —
Wie kaltes Wasser auf heißes —
Sie nennen's: „Selbstironie."

Cölestine.

Ach, mein Dichter! seine Seele
Wird nicht lang auf Erden wohnen,
Solcher Geist ohn' alle Fehle
Taugt nur höhern Regionen;
Immer strebt er aufzuschweben,
Schöner stets sich zu verklären,
Und von seinem Zittig beben
Laß ich mich in bessre Sphären.
Aber leider immer wieder
Muß ich solcher Wonn' entsagen,
Und zur kalten Erde nieder,
Und das schaale Leben tragen.

Christine.

Ei, Liebste, da hab' ich ein besseres Loos,
Mein Liebling macht mir das Kleinste groß,
Und das Gemeinste ästhetisch,
Beschreibt mir Alles im Haus gar nett,
Den Vorhang, Spiegel, die Stühle, das Bett,
Die Toilette und den Nähtisch.

Das freut mich, daß ich nicht sagen kann,
Wie hoch ich's danke dem freundlichen Mann,
Was Alles er mir schon geleistet;
Er hat mir den Ofen mit Gold staffirt,
Er hat mir den Strickstrumpf poetisirt,
Das Küchengeschäft vergeistet.

Hedwig.

In echten deutschen Klängen erhebt mein biederer Freund
Die Zeit der alten Treue, die nimmer uns erscheint;
Der Männer Kraft und Ehre, die Zucht der holden Frau'n
Läßt er, ein Feind des Prunkes, in schlichtem Bild uns schau'n.

Balladen und Romanzen besingen schöne That,
Dazwischen sprießen Lieder wie grüne Frühlingssaat,
Und ernste Worte tönen, dem freien Sinn geweiht,
Und Sprüche, goldne Körner, sind mitten durchgestreut.

Ich hab' ihn stets bewundert, bestaunt und tief verehrt,
Doch mehr und mehr wird Achtung in Liebe mir verkehrt,
Ich muß an jedem Tage ihn mehr und mehr erhöhn;
Das ist des Schönen Probe: es bleibt uns ewig schön.

Rosa.

Morgenkühle, Abendfrische,
Regenbogen, Mondespracht,
Blaue Ströme, grüne Büsche,
Tageshelle, Waldesnacht,
Solches pflegt in kleinen Bildern
Lieblich uns mein Freund zu schildern.

Da ich gern im Freien gehe,
Mir erleichternd meine Brust,
Nichts mit solchen Freuden sehe,
Als Natur in ihrer Lust,

Wen wohl wundert's, daß vor allen
Solche Lieder mir gefallen!

Gabriele.

Mein Auserwählter schwebt in Minneträumen,
Gefällt zumeist sich im Sonettenzwange,
Stets singt er von der Nachtigallen Sange,
Verbuhlten Rosen und verliebten Bäumen.

Erstaunlich ist's, wie keck er wagt zu reimen,
Da fehlt es nie an klappend richt'gem Klange,
Bricht mitten auch ein Fuß, ihm wird nicht bange,
Er weiß geschickt ihn wieder ganz zu leimen.

Und so gelingt's ihm, Zeilen zu verschränken,
Daß oft man zittern muß, und bange denken,
Wie er's zum Ziel wohl und zum Ausgang wende;

Doch plötzlich, wie ein stützig Roß ein Reiter,
Lenkt schnell herum der Hippogriphenleiter,
Und glücklich seht ihr das Sonett am Ende.

Sabina.

Verschont mich doch mit jedem Dichter,
Der schwitzend Vers und Sylben mißt,
Mir widert dieses Reimgelichter,
Mein Liebling ist ein Prosaist;
Ein Prosaist von derbem Wesen,
Ein Novellist und Humorist,
Satyriker, ganz auserlesen,
Der euch die Dichter alle frißt.
Gar viele hat er schon im Leibe,
Er faßt sie vorn, und nicht mit List,
Er thut's, wie man zum Zeitvertreibe
Ein Dutzend frischer Austern ißt.
Wohl hat er wenig Treu und Glauben,
Ist allbekannt als schlechter Christ,
Doch läßt er sich die Ruh nicht rauben,
Und kräht und kräht auf seinem Mist,
Daß alle Hörer lautauf lachen
Bei Wein, beim Thee, beim Robber Whist.
Wär' ich sein Weib, ich wollt' es machen,
Daß er verstummt in kurzer Frist,
Doch weil ich nicht ihm Treu geschworen,
Hab' ich zum Liebling ihn erkoren.

Helene.

Vor Allen werth ist mir der Mann,
Der raset und gewittert,
Der mir das Herz zerreißen kann,
Die Nerven mir erschüttert.
Sein Sinn ist ehern, wild und rauh,
Und grausam ohne Gleichen,
Er trägt nur Sünd' und Gräul zur Schau,
Und Blut und Mord und Leichen.

Allüb'rall ist des Satans Hand
Versteckt und frei im Spiele,
Und fährt durch Gift und Strang und Brand
Zum schaudervollen Ziele. —
In meinem kleinen stillen Haus
Ist Langeweil' beständig,
Drum les' ich gerne solchen Graus,
Da wird's um mich lebendig.

Klara.

Am liebsten wahrlich schwieg' ich still,
Weil keine der Schwestern ich tadeln will;
Doch — muß ich dazu mich bequemen,
So sag' ich ohne Schämen:

Ich hatte Lieblingsdichter nie,
Ich liebe die ganze Poesie,
Und freu' mich, gleich dem Kinde,
An Blumen, wo ich sie finde.

Die Einen pflück' ich am Bachesrand,
Die Andern hoch auf der Felsenwand,
Zu denen ich oft mir hole
Die träumende Nachtviole.

Auch Eichenblätter und Tannengrün
Steht gut zu der lachenden Farben Glühn,
Auch Myrthen mag ich leiden,
Und Zweige von Thränenweiden.

So wind' ich mir den reichsten Kranz,
Und labe mich an dem bunten Glanz,
Am Duften und am Funkeln,
Am Lichten so wie am Dunkeln. —

Oft bind' ich einen kleinern Strauß,
Und wähle seltnere Blumen aus,
Oft wieder will's mir gefallen,
Zu greifen nach allen und allen.

Die Welt ist voll von Blüth' und Sang
Da wird mir nie vor Mangel bang;
In jedem neuen Lenze
Gibt's schön're Lieder und Kränze.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

> Die bildende Kunst ist Poesie durch Gestalten: sie geht immer von dem Gedanken aus, und lebt durch denselben. — Die Kunstschönheit ist die aus dem Geiste geborne und wiedergeborne Schönheit; um so viel also der Geist mit seinen Produktionen höher steht, als die Natur und ihre Erscheinungen, um so viel ist auch das Kunstschöne höher, als die Schönheit der Natur.
>
> Hegel.

Auf keine Kunstausstellung war noch die allgemeine Neugierde hier so gespannt, als auf die heurige. Denn statt des frühern finstern und beschränkten Lokales sollten nun helle geräumige Säle die Kunstwerke der hiesigen Artisten aufnehmen, wozu alle Ausgezeichnetern zahlreiche und treffliche Gemälde eingesendet haben sollten. Zudem hörte man schon lange vor der Eröffnung, daß auch die ausländischen Schulen durch Werke ihrer bessern Maler vertreten würden. Die Spannung war daher vielleicht größer, als die Befriedigung. Dessenungeachtet gibt diese Ausstellung, wie keine frühere, Gelegenheit, das Gesammtwirken und die Richtung unserer Schule und den Standpunkt, welchen sie der ausländischen Kunst gegenüber einnimmt, deutlich zu erkennen. Die Gedanken und Bemerkungen, die sich mir, dem Laien, bei dieser Bilderrevue unwillkürlich aufdrängten, will ich in wenige Worte fassen, ohne mich in eine Detailkritik der Exposition einzulassen, welche man ohnehin später in Wiener Journalen von den Kunstrichtern par métier nachlesen wird. Ich will nur nebenbei die durch Technik oder Idee bedeutendsten Werke besprechen. — Den Künstlern, die ich mir im Verlaufe dieses Aufsatzes etwa beikommen lasse zu tadeln, erkläre ich zum Troste, daß ich ein großer Ignorant bin und gar nicht an die Unfehlbarkeit meiner Ansichten glaube. Zu meinem eignen Troste aber muß ich aufrichtig gestehen, daß ich eben so wenig von der Unfehlbarkeit des Urtheils der Künstler selbst über Kunstwerke halte; indem ich tausendmal bemerkte, daß zwei übrigens treffliche Maler über dasselbe Bild ganz divergirende, ja sogar gerade entgegengesetzte Aussprüche fällten, und dies nicht nur über Idee und Komposition, sondern auch über die materielle Technik; noch abgesehen davon, daß jetzt in der Kunst ein eben so kleinlicher und verderblicher Cliquengeist herrscht, als in der modernen Literatur. Die Künstler haben sich aber immer eifernd gegen die Kunstkritik erhoben, wenn sie nicht wieder selbst von Künstlern wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci und Mengs ausgeübt wurde. Allerdings sind große Kunstkritiker wie Winkelmann, Lessing und Goethe, und etwa heutzutage Schorn,

Rumohr und Waagen, eben so selten, als große Maler. Am lautesten schreien aber gegen die Kritik jene Künstler, welche die Kunst als Handwerk betreiben, und selbst auf keinem hohen ästhetischen Standpunkte stehend, nicht begreifen können, wie ein Beurtheiler, der nicht selbst Techniker ist, an der *Aesthetik* einen Maßstab für sein Urtheil über Kunstwerke haben kann — ein Beweis, daß sie selbst noch nicht znm wahren Verständniß des ideellen Werthes der Kunst gekommen sind, sondern immer die Technik für das Einzigwichtige halten. Sie scheinen nicht zu wissen, daß selbst Raphael, Titian ꝛc. bei ihren Schöpfungen immer die Meinung und das Urtheil der Aesthetiker und Dichter zu Rathe zogen. Freilich bestehn größtentheils unsre Kritiken leider nur in einseitiger Besprechung technischer Vorzüge und Fehler, in stehenden nichts bedeutenden Phrasen, ohne in die geistigen Elemente und in den höhern artistischen Werth des Kunstwerkes einzudringen, oder auf feste und klare Principien sich zu basiren. Sie sind zu freigebig mit unverdientem Lobe, ohne zu bedenken, daß dieses der Kunst bei weitem mehr schadet, als zu scharfer Tadel. Denn indem dieser das wahre Verdienst doch nicht zu verkleinern vermag, das falsche aber in seine Schranken zurück oder auf bessere weist — macht übertriebenes Lob mittelmäßige Talente eitel und entfernt sie von weiterem Vorwärtsstreben. Und gegen motivirten Tadel ist kein wahrer Künstler empfindlich.

Mit dem bestehenden Wesen der *Ausstellung* kann ich mich durchaus nicht befreunden. Eine große *Kunstausstellung* soll die Richtung und die Kräfte einer Schule in würdiger Weise vertreten, sie soll der Thermometer der Kunsthöhe einer Nation sein. *In diesem* Falle wird sie *belehrend* für die Kunstjünger und *geschmackbildend* für das Publikum — denn dies soll ja ihr Zweck sein. Um aber diesen zu erreichen, müssen die *besten inländischen* Maler ihre besten Werke dazu einsenden; und wenn die Zulassung *ausländischer* Bilder von Nutzen sein soll, so müssen Produkte eingeschickt werden, welche die verschiedenen Schulen und in diesen die verschiedenen Gattungen im Geiste der betreffenden Schulen und *würdig* repräsentiren. Ganz mittelmäßige und schlechte Gemälde, halbgute Skizzen und banale Schülerarbeiten, welche zum goldnen Rahmen verurtheilt sind und an denen gewöhnlich die Einfassung mehr werth ist als das Bild, müssen durchgehends ausgeschlossen werden — sonst verwandelt sich die Ausstellung in einen *Bildermarkt*. Um dieses Resultat zu erzielen, sollte man, nach Art der Jury für den Pariser Salon, eine Kommission von unparteiischen und achtbaren Kunstkennern einsetzen, denen die Entscheidung anheimgestellt würde, welche Bilder zur Ausstellung zugelassen werden sollten. — Ein schlimm einwirkender Uebelstand ist aber auch die schnelle Aufeinanderfolge der Ausstellungen. Damit Gutes gebracht werden könne, ist es unumgänglich nothwendig, daß man den Künstlern hinlängliche Zeit gönne, mit Muße und Ueberlegung bedeutende Werke zu Tage zu fördern, daß man ihnen nicht den beschränkenden und beschränkten Termin von zwölf Monaten vorsetze, so daß sie sich sputen und übereilen müssen, um ja noch für die Exposition mit einem ihre Künstlerschaft vertretenden Werke fertig zu werden. Daher man gewöhnlich in der letzten Zeit vor der Ausstellung in den Ateliers Bilder in einigen Wochen im Fluge beenden sieht, welche noch eben so vieler Monate zur entsprechenden Vollendung bedurft hätten, die die deutlichen Spuren der Uebereilung an sich tragen und noch nach der Palette riechen. Die Folge davon ist, daß sich von den *alljährlichen* Ausstellungen überall die bessern Maler nach und nach zurückziehen, und die Expositionen an Glanz und Bedeutsamkeit zusehends verlieren. Klagen der Kunstfreunde hierüber hört man besonders in Paris, Wien und andern Orten, wo alljährliche Ausstellungen stattfinden. Es wäre daher viel zweckmäßiger und förderlicher für die Kunst, wenn man nur alle *drei* Jahre eine große Kunstausstellung hielte, wie in München und manchen andern Städten, wodurch die Aufmerksamkeit des Publikums noch mehr gespannt und sein Interesse auf vollendete, ausgewählte Kunstwerke concentrirt würde; dadurch gewännen die Künstler und das Publikum. Um aber *allen* Künstlern Gelegenheit zu geben, *alle* ihre Produkte, auch die schwächern, oder die in der Zwischenzeit zu versendenden, den Kunstfreunden und Käufern oorzuführen, möge der *Kunst-Verein* sein Lokale zu einer *perpetuellen Ausstellung* eröffnen, wo wie in München alle acht Tage die ausgestellten Werke mit neuen gewechselt werden. Sobald aber die Kunst ihre Festtagstoilette machen und sich dem Publikum in der großen Ausstellung in ihrem vollen Glanze zeigen will, muß, wie gesagt, alles Nichtgute ausgeschlossen werden. — Sapienti sat. — Die Zulassung *ausländischer* Kunstwerke zur Exposition ist sehr vortheilhaft, weil daran die inländischen Künstler die Vorzüge der andern Schulen studiren, und mit den Vorzügen der eigenen Schule zu einem abgeschloßnen, in Idee und Form harmonischen Ganzen verarbeiten können. So könnte eine Schule der andern zur erfolgreichen Controlle dienen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Drittes Quartett des Herrn Professor Pixis.

Es ist doch eine schöne Sache um den Ruhm der musikalischen Prärogative, welchen das alte Prag nun schon seit langen Jahren mit immer gleicher Konsequenz behauptet. Und in der That, die nimmer ermüdende Theilnahme, womit unser Publikum jede bedeutsame Erscheinung im Reiche der Tonkunst begrüßt, das lebendige Verständniß, mit welchem es stets jede großartige Leistung ihrer Jünger entgegen nimmt, sind die besten Garanten für seine musikalische Kompetenz. Eben diese sich allenthalben manifestirende Empfänglichkeit und Richtigkeit des artistischen Urtheils äußert dann weiter den günstigsten Einfluß auf die produktiven und reproduktiven Kräfte unserer Musiker, so wie reciprok der Geschmack des bildsamen Auditoriums Läuterung und Belehrung schöpft aus den Werken, welche ihm die in Ausübung und Komposition ausgezeichneten Künstler darbringen. In diesen beiden Hinsichten verdient unser wackerer W. J. *Veit* unter den allerersten genannt zu werden — ein Ausspruch, der sich wohl für Jeden, welcher etwa an seiner Wahrheit noch hätte zweifeln mögen, am Abende des 9. d. M. bei Anhörung seines *Quartettes* aus G-moll (es ist dies im Allgemeinen sein 16. und als Quartett sein 4. Opus) zur unbestreitbaren Gewißheit gestaltete. — *Veit* besitzt im reichsten Maße jene Wundergabe, von der geschrieben steht: „der Mensch lebt nicht vom Brode allein“ und ohne die das ganze Leben nur eine lange Mühsal wäre und jedes Kunststreben eine Tagwerkerei — ich meine *die Poesie*. Diese Inspiration — denn was ist schaffende Poesie wohl anderes? — ist der Honig, welchen er aus den Tonblumen der großen Meister holt, deren Werke er angelegentlich studirt; weit entfernt von dem kleinlichen Coteriengeiste, der da nur an dem Schema irgend einer Partei oder sogenannten Schule haftet und darüber hinaus kein Heil und kein Gedeihen kennt, erhebt er sich so in seinen Tondichtungen zu jenem *generellen Typus*, welcher die beste Synopsis künstlerischer Trefflichkeit. In allen seinen Schöpfungen finden wir eine klare, durchgreifende, fest eingehaltene musikalische Idee, und um diese legt sich mit weichen, schmiegsamen Armen *die Melodie*, wie um den Gedanken das Wort, oder wie an den griechischen Antiken um die hohe, schlanke Gestalt das Kleid, mehr gemacht, die edlen Formen zu verrathen, als sie zu verhüllen. — Eben die genannten Eigenschaften hat nun Veit in diesem seinem neuesten Quartette in höherem Grade denn je vereinigt. Gleich der erste Satz offenbart in wunderbar erschütternder Weise die kühne, fantasiereiche Schwungkraft des Tondichters. Hast du schon einmal einen Strom in seinem Laufe beobachtet, lieber Leser? harmlos begrüßt die Quelle den rosigen Tag — Welle reiht sich an Welle — die Quelle wird zum Fluß, hoch von den Felsen wirft er sich nieder ins Thal, und wie er nun so dahinbraust in stolzer, ungebrochener Kraft, so denke dir, es ginge die wilde Jagd am Fuße eines Vulkans vorüber, und der alte Vulkan schüttle unwillig das alte Haupt und würfe mit riesigen Ar-

men seine Feuerbrände und Blitze in die tosende Flut, und die Flammen flogen unter die Wogen, daß

„Es siedet und brauset, und zischet und kocht,
Und himmelan spritzt der schäumende Gischt“ —

aber es währet nicht lange, so weitet sich (2ter Satz in B-dur) das Thal, und breiter wird des Stromes Bett und in feierlicher Ruhe verfolgt er zwischen segenreichen Fluren seine Bahn. Endlich wird es Nacht — stille, fromme Nacht, die lieben Sternlein lugen vom Himmel herunter und ihr wehmüthiges Auge spiegelt sich auf der Silberfläche der Wasser — die ganze Natur hat angezogen jene gemüthliche, heilige Poesie, welche das Adagio in Es-dur so trefflich wiedergibt. — Man soll zwar nicht „Zeichen deuten“, ja es kann sogar gefährlich werden, einem Musikwerke den Schleier abzureißen, welcher seinen rationellen Grundgedanken im Gegensatze des musikalischen umhüllt, weil nicht selten gerade auf dem gewissen je ne sais quoi, auf dem Mysterium der Idee seine Magie beruht, aber ein so gediegenes Opus, wie das G-moll-Quartett des Herrn Veit bedarf wahrhaftig solcher kleinlichen Projektions-Rücksichten nicht. So wie mir dieses Tonstück nach einmaligem Anhören erschien, dürfte wohl vielleicht der Liebeproceß des menschlichen Herzens die Vorlage des reichbegabten Autors gewesen sein. Hier die wild aufflammende, vollkräftige Leidenschaft des Mannes — dort (im 2. Theile) die friedliche Seelenklarheit der Jungfrau, deren Gefühlssaiten noch Keiner den Akkord der Liebe zu entlocken vermocht hat; das Adagio des 3. Satzes führt endlich die Wehmuth und Sehnsucht, und alle die tausend süßen, unendlichen Regungen der Liebe in ihren Busen ein, und das Finale in G-moll ist sodann das jubelnde Alleluja zweier Wesen, die sich nach langem Irren und Suchen endlich gefunden und deren glutvolle Seelen nun in einander fließen. — Oder wollte uns der hochbefähigte Tondichter die Gemüthschancen eines Weltfahrenden entfalten, welchen der Thatendurst hinauslockt aus dem Hause seiner Väter in's wilde Treiben, den mitten im Gewühle der hohe Ernst des Lebens mit seiner Gewalt ergreift, in dessen Brust nun die Liebe zur Heimat und die langvergessenen Lieder jener freundlichen Thäler wieder aufwachen (die Variationen über das böhmische Volkslied, sämmtlich mit Ausnahme der 4. in Es dur, gäben den herrlichsten Dragoman dieses Zustandes), der sonach zurückeilt, in den Kreis der Seinigen und in ihrer Umarmung die feierliche Versöhnung mit sich und der Welt begeht? Wäre demnach wirklich eine höchst merkwürdige Analogie zwischen dieser Schöpfung des H. Veit und der vortrefflichen, idyllischen Dichtung Ebert's, dem „Kloster?“ — Wie dem aber auch sei, es liegt in diesem Quartette eine Kraft und Lebendigkeit, eine Konsequenz und Nothwendigkeit der Gedanken, die eines Beethoven vollkommen würdig wäre, und der Schlußmoment, wo das Violoncello das tiefe H pizzicato nimmt, und die Violine, der Lerche gleich, nochmals in jubelnden Tönen in die Höhe fährt, ist von wahrhaft dramatischer Wirksamkeit. Und so erkläre ich denn nochmals: mit freudigem Stolze nennen wir den genialen Veit einen der Unsrigen. Glückauf seinem Kunststreben!

Leider gebricht es mir an Zeit und Raum, um auch noch Haydn's heiteres, gefälliges Quartett, welches dem Veit'schen vorausging, umständlicher zu besprechen; das Nonett von Spohr würde ich aber aus Achtung vor andern Werken dieses Meisters jedenfalls unerörtert lassen, wenn ich auch Zeit und Raum übergenug hätte. Die Ausführung sämmtlicher drei Piecen war höchst preiswürdig.

ud. u.

Konzert zum Besten der Hausarmen am 7. April im Platteis. Ausgeführt von den Zöglingen des prager Konservatoriums.

Den Anfang machte eine Symphonie von Gottfried Preyer, Professor am Wiener Konservatorium, dieselbe, welche bei Gelegenheit der Preisausschreibung nach der gekrönten Lachner'schen Symphonie von den Preisrichtern als die beste anerkannt wurde. Der Komponist, welcher uns außerdem bereits durch manche schöne Gesangkomposition vortheilhaft bekannt ist, liefert noch mehr in diesem größeren Werke einen erfreulichen Beweis seines Strebens nach dem Guten und Soliden. Die heftigen Rhythmen und die starke, häufig in Massen vortretende Instrumentirung des ersten und letzten Satzes, unterbrochen von einzelnen lieblichen Stellen, welche wie erhellende Lichtblicke durch den düstern Sturm schimmern, geben dem Ganzen einen mehr dramatischen Charakter; nur das Andante bewegt sich im Kammerstyl mit häufigen, gründlich ausgearbeiteten Imitationen. Der Menuett wurde ganz weggelassen. Wohl wissend, daß es kaum noch möglich sei, einen einzelnen ganz neuen Takt zu erfinden, und daß jetzt vielmehr die Neuheit einer Komposition in der Kombination des Ganzen liege, will ich dem Verfasser keinen Vorwurf machen, indem ich sage, daß sich aus seiner Symphonie das Studium älterer und neuerer Meister mehrfach kund gibt, ja es gereicht ihm sogar zum Lobe, daß er in dieser Hinsicht eine so gute Wahl zu treffen wußte, indem er sich vorzugsweise an das Gediegene hielt, und, wie z. B. die im Finale certirenden Blasinstrumente und die meisten Kraftstellen beweisen, auch das Brillante aus der neueren Instrumentirung, unter andern aus der Rossinischen, effektvoll zu benützen verstand.

Uebrigens hörten wir ein Divertissement für die Flöte von Lindpaintner, gespielt von Ed. Rindl, ein Konzertino für das Waldhorn von Belloli, gespielt von Fr. Ullmann, dann Variationen für das Violoncell von Fr. Bühnert, vorgetragen von Jos. Langweil, und den ersten Satz eines Klarinettkonzerts von Iv. Müller, gespielt von Wzl. Sauerthal. Ohne den Talenten der hier erwähnten Konzertisten die verdiente Anerkennung verweigern zu wollen, kann man doch bemerken, daß zwischen so vieler Instrumentalmusik ein oder das andere Gesangstück eine sehr wohlthuende Abwechslung gewährt hätte.

Die Ouverture aus Winter's Kalypso machte kräftig und würdig den Beschluß des Ganzen.

L. R.

Notizen.

(Zur Gutenbergs-Frage.) Der böhmische Schriftsteller Herr Jaroslaw Wetatko, der die Frage über Gutenbergs Herkommen neuerlich in Anregung brachte, theilt in der böhmischen Zeitschrift Kwěty folgende nachträgliche Notiz mit: „Als eines der wichtigsten Motive, das mich zur Abfassung meines historisch-kritischen Versuches über Gutenberg bestimmte, führte ich eine Stelle aus dem dreitheiligen lateinisch-böhmischen Wörterbuche eines angeblichen Anonymus an, da ich weder am Anfang noch am Ende des Buches den Namen des Verfassers gefunden. Seit längerer Zeit nährte ich jedoch mit vielen Andern die auf genügende Prämissen gestützte Vermuthung, der Lexikograph sei ein gewisser Hübner. Diese Vermuthung wird jetzt zur Gewißheit, da wir bei genauerer Durchsicht des genannten Wörterbuches, im dritten Theile desselben, zu Anfang einer Nomenklatur von Ländern, Völkern u. A. folgende Aufschrift finden: Index Latino-Bohemicus nomenclaturae Regionum, Populorum, Urbium, Virorum, Foeminarum, Fluviorum et Montium ex M. D. A. a Weleslavina et aliis concinnatus *Frid. Jos. Hübner.*“

(Die Mozartstiftung in Frankfurt am M.) hat bereits einen Fond von 10,000 fl., wovon die Zinsen (400 fl.) auf ein Stipendium verwendet werden, zu Gunsten eines talentvollen unbemittelten Kunstjüngers, welcher sich dem Studium der Musik zu widmen gedenkt. Auch soll damit ein Musikkonservatorium verbunden werden.

(Ländlich, sittlich!) Das Pesther Tageblatt berichtet aus Weciés, daß die Windhetzergesellschaft eine Jagd mit 18 Windhunden veranstaltete; die ersten zwei Preise bestanden in Pokalen; die dritte Prämie aber, eine hübsche Meerschaumpfeife, gewann des Grafen Beleznay Windhund, der als der schönste und edelste Zuchthund einstimmig anerkannt wurde.

(Neue und alte Musik.) Sagen Sie mir doch — sagte A. zu B. — worin denn eigentlich der Unterschied der neuen, sogenannten romantischen Musik vor der ältern, zu Mozarts Zeit ꝛc. besteht. — B. erwiederte: „Früher, zu Mozarts Zeit, hat man Musik gehört und Mosaik gesehn; jetzt hört man Mosaik und sieht die Musik nur in bestaubten Archiven schlummern!“ — Sapienti sat.

* *

(Brünn.) Der berühmte Violinvirtuose Herr Ernst ist am 7. April aus Wien hier angekommen, und hat in der Theatervorstellung zum Besten des hiesigen Männervereins mitgewirkt. Seine „variations en forme de caprices“ über ein Thema aus der Oper: Il pirata, welche er äußerst seelenvoll vortrug, wurden mit stürmischem Beifall begleitet. — Gegen Ende April wird Ernst in Prag eintreffen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 32. Samstag den 18. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Des Moselthals Sagen, Legenden und Geschichten.

Gesammelt von F. Menk.

Da, wo das sogenannte Deutsche Eck in Rhein und Mosel ragt, dem gewaltigen Felsen des Ehrenbreitsteins bei Koblenz gegenüber, gießt ein breiter Strom seine Fluten in den Altvater Rhein. Aus den fernen Vogesen kommt er her, bespült im raschen, oft seltsam gekrümmten Laufe Toul, das ehrwürdige Metz, des Theodorichs Villa (Thionville), das uralte Trier, Berncastel, Trarbach, und wird endlich vom Rhein verschlungen. Das ist die Mosel, an deren romantischen Felsufern der liebliche Wein, dem Rhein'schen Gewächs wenig nachgebend, grünt. Sein erhaben schönes Thal ist die Wiege uralter berühmter Geschlechter: der Metterniche, Winneburge, Eltze, Leyen, Ehrenberge ꝛc. ꝛc. Ihre Burgen schauen noch heute, ehrfurchtgebietend selbst in Trümmern, auf uns herab und erheben den Sinn an die Vergangenheit, die geschwundene Größe. Hieher komme, wen Kummer die Seele belastet, wer sich auf Momente aus dem Strudel des Weltlebens losreißen will; er lege sich an den Busen unserer wunderherrlichen Natur, und geheilt wird er zurückkehren.

Es mag auffallend erscheinen, daß eine so erhabene schöne Gegend noch so wenig besucht worden ist. Mit dem nächsten Sommer ist indeß die Dampfschifffahrt auf dem Rhein mit der der Mosel in Verbindung gesetzt; hoffentlich wird's dann an zahlreichen Pilgern nicht fehlen. Eine Idee, welche mir schon lange vorschwebte, ist jetzt durch diese neue Anregung realisirt worden. Ich habe die romantischen Sagen, Legenden und Geschichten des Flußthals gesammelt und sie erscheinen in den nächsten Wochen bei J. Hölscher in Koblenz. Nachstehend folgt eine solche Sage, wobei ich jedoch zu bemerken nicht verfehle, daß auch viele andere darunter poetisch bearbeitet sind.

Starkenburg.

Der Wanderer sieht hier mit Erstaunen auf hohem Fels ein Dörflein liegen, dessen Häuser sich gleich einer geschreuchten Heerde Rehe auf die schwindelnde Höhe lagerten, um dort gleichsam Schutz zu suchen. Der Fels ist mit spärlichen Mauerresten ehedem mächtiger Gebäude bedeckt, und obgleich jene von habsüchtigen Händen immer mehr und mehr verschleppt werden, so lassen sie doch auf eine gar gewaltige Veste schließen. Hier stand vor Jahrhunderten das stolze Schloß der Starkenburge, ein Geschlecht, uralt und mächtig bis auf unsere Zeiten.

Schon zu des Franken-Königs Dagobert Zeiten soll die Starkenburg gestanden haben, und schon damals waren ihre Ritter angesehen im Rhein- und Moselland. Der eigentlichen Besitzer der Starkenburg, der Grafen von Sponheim Herkommen und Entstehung verlieren sich in grauem Alterthum.*) Im dreizehnten Jahrhundert besaßen sie die beträchtlichsten Landstriche am Rhein und an der Mosel, und deßhalb wohl auch suchten sich die Kurfürsten mit dem vielvermögenden Geschlecht in gutem Vernehmen zu halten. Wie trotzig und ernst sie sich aber zeigten, wenn sie ihre Rechte angetastet glaubten, mag nachstehende Geschichte erhellen.

Laurette von Starkenburg.

Der große Kurfürst Balduin von Trier hatte im Jahr 1314 den Grafen Johann II. von Starkenburg-Sponheim zum obersten Amtmann seiner Lande, zwischen Mosel und Rhein gelegen, ernannt. Es ließ sich beinahe voraussehn, daß diese genaue Verbindung mit dem Erzstift Veranlassung zu mancherlei Reibungen geben würde. Johann starb indeß 1322, ohne das Resultat davon gesehen zu haben. Damals wüthete eine grimmige Fehde zwischen Kurfürst Balduin und einer Nebenlinie des Sponheimischen Hauses zu Kreuznach, welche sich mit dem Grafen von Kyrburg und Dhaun, und Pfalzgraf Ruprecht gegen ihn verbündet hatten. Obgleich Balduin, eben so gewandt in Staatshändeln, als in Fehden muthig, die Verbündeten zu trennen wußte, konnte er doch das belagerte Kreuznach nicht nehmen. Eben so ging es ihm mit Kastellaun**); hier ward er aber nicht durch die Waffen, sondern durch die Thränen eines Weibes besiegt. Die Gattin des Grafen Simon von Sponheim hatte sich mit ihren Kindern

*) So soll einen Zweig dieses Geschlechts der Erzbischof Hartwich von Salzburg (996), ein geborner Graf von Sponheim, nach Kärnthen geführt und dort mit reichen Lehen ausgestattet haben. Dieser Zweig hat Kärnthen mehre Herzoge gegeben, große Klöster und die beiden Schlösser Ortenburg erbaut. Die Grafen von Ortenburg nehmen noch heute Rang unter den vornehmsten Geschlechtern Deutschlands.

**) Städtchen und Schloß im Hunsrück, mehre Meilen rechts von der Mosel.

hierher in das feste Schloß geflüchtet. Sie war eine geborne von Falkenburg, also eine Nichte des Kurfürsten. Der ergrimmte Erzbischof umgab alsbald mit seinen Truppen die Veste, Wurfgeschosse und Sturmbalken waren schon errichtet, sieggewohnte Söldner rüsteten sich zum Sturm; da öffneten sich die Thore, und die Gräfin, mit abgehärmten Wangen, Thränengerötheten Augen, umgeben von ihren Kindern, trat heraus, und warf sich dem zürnenden Regenten zu Füßen. „O bedenket," rief sie flehend, „bedenket, ehrwürdiger Vater, gegen wen Ihr Euer Schwert kehrt. Es ist Eure eigene Nichte, es sind die Kinder Eurer Base, der hülflosen, schwachen, welche Ihr beschützen, nicht befehden solltet. Schont meiner, schont ihrer, und verzeiht; es ist ja so groß zu verzeihen und zu retten." Lange kämpfte der gestrenge Herr mit sich, aber endlich siegte das Flehen der weinenden Frau. Gerührt zog er ab und gab ihrem Gemahl die eroberten Länder wieder und den Frieden.

Kaum war indeß dieser blutige Streit beigelegt, so erhob sich an der Mosel, wo die Sponheimisch - Starkenburgische Linie herrschte, ein neuer. Lauretta, geborne Gräfin von Salm, die Gemahlin des verstorbenen Grafen Johann II. von Starkenburg*), eine entschlossene, herrschsüchtige Frau, widersetzte sich auf das bestimmteste den Forderungen des Erzbischofs, welcher einige Güter zu Birkenfeld in Anspruch nahm. Unfähig, den Trotz der gereitzten Frau zu beugen, beschloß Balduin, ihr eine recht empfindliche Züchtigung anzuthun. Bei Birkenfeld, auf trierschem Lehen, errichtete er eine stattliche Zwingveste, deren Mannen die Sponheimischen Leute durch stete Raubzüge in Schrecken setzen und beunruhigen sollten. Die Gräfin ertrug nicht lange diese Unbill. Mit männlichem Muthe bot sie ihre Vasallen auf, schlug die Erzbischöflichen glücklich und drängte sie in ihre Gränzen zurück. Das hatte Balduin nicht erwartet; er, der auf den deutschen Thron zwei Kaiser gesetzt, der siegreich in das lombardische Reich eingezogen war, die großen trier'schen Dynasten: Elz, Ehrenberg rc. rc. unterdrückt und fast in keiner Fehde unterlegen, von einem Weibe besiegt! Sein Stolz empörte sich, ein mächtiges Heer brachte er zusammen, und drohte die ganze Grafschaft mit Feuer und Schwert zu verheeren. Der Gräfin fehlte es weder an Muth noch an angestammter Klugheit ihres Geschlechts. Sie sah ein, daß sie diesem Sturm nicht widerstehen könne, und beschloß ihn wohlweislich von sich abzuwenden. Zu diesem Behuf sandte sie zwei ihrer Verwandten nach Trier, um mit dem Erzbischof gütliche Unterhandlungen zu pflegen. Wirklich erlangten diese auch von dem zürnenden Nachbar einen Waffenstillstand. Jetzt hatte die muthige Gräfin gewonnenes Spiel; überall hatte sie ihre geheimen Botschafter, welche ihr von dem Thun und Treiben ihrer Feinde schleunig Nachricht brachten. So war eines Tags große Versammlung von Rittern und Knappen im großen Saale, als ein Bote hereinstürzte und der Gräfin die Nachricht brachte, der Erzbischof habe, nur in Begleitung weniger geistlicher Herren und Laien, eine Reise auf dem Fluß nach Koblenz beschlossen. Da zuckte es freudig in dem schönen Angesicht der Gräfin. Mit fragenden Blicken wandte sie sich an die Versammlung, welche fast einmüthig ausrief: man dürfe die Gelegenheit, den mächtigen Feind zu fahen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Zwar standen Einige auf und meinten: es sei eine gewagte Unternehmung, Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen; allein Volker von Starkenburg, ein naher Anverwandter der Gräfin und gar mannhafter Ritter, sprang kühn vor und rief laut: die Schuld komme allein auf ihn! Ein dankbarer Blick aus den Augen der Burgherrin belohnte ihn, und so ward der Ueberfall beschlossen.

Am Fuße der Starkenburg, wenig seitwärts, drängt sich ein mit Buschwerk bewachsenes Vorland in die Mosel. Man nennt den Platz noch heute die Portswiese. Das Wasser hat sich hier an dem Fuße eines mächtigen Schieferfelsen ein fast unergründliches Bett gewühlt, und der Fluß scheint still zu stehn. An dieser Stelle, so berichtet die Sage, war die Mosel durch eine starke eiserne Kette geschlossen, welche jedes Vordringen verhindern mußte. Arglos kam das Schiff ein des Erzbischofs angeschwommen und sah sich unverhofft aufgehalten. Plötzlich brachen aber zu gleicher Zeit von beiden Seiten mehre Nachen mit Bewaffneten aus dem dichten Gebüsch der Ufer hervor, die Ritter sprangen in das Schiff, und nahmen trotz aller Gegenwehr den Kirchenfürsten gefangen. An dem Thor der Starkenburg stand gesenkten Blickes, umgeben von ihren drei Kindern, die Gräfin Lauretta, und warf sich, sobald sie des Erzbischofs ansichtig wurde, zu seinen Füßen nieder, ihn demüthigst um Verzeihung bittend, daß sie einen solchen Schritt zu ihrer Nothwehr gewagt. Balduins Stolz war aber zu tief gekränkt, als daß er einen so großen Schimpf, ein so ungeheueres Verbrechen an seinem Ansehn hätte verzeihen können. Fast erzürnt stieß er die Knieende von sich und bedingte sich nur ehrliche, standesgemäße Haft. Die kecke, frevelhafte That erregte indeß nicht allein im trier - mainzischen Erzstift, sondern auch im ganzen gesammten Deutschland ungeheueres Aufsehn. Von allen Seiten drohte man der Gräfin. Die Geistlichkeit rief von den Kanzeln herab zu den Waffen, die Ritterschaft rüstete sich, viele Städte am Rhein selbst sandten Fehdebriefe. Die Gräfin unterdeß trotzte auf ihre feste, fast unbezwingbare Burg, hielt aber den Erzbischof nichts desto weniger in edler Haft. Er ward mehr als ein lieber Gast, hochgeehrt seiner hohen Würde halber, und mit Ehrfurcht bedient, als wie ein Gefangener betrachtet.

Als man sah, daß man bei der festen Frau mit Drohungen nichts ausrichtete, bequemte man sich zu gütlichem Zureden. Balduin, von der ehrfurchtsvollen, aufmerksamen Behandlung gerührt, hauptsächlich aber, weil die Kraft seines Geistes und Armes dem von ihm kaum gegründeten trierschen Kurstaat nöthig war, bewilligte die Forderungen der Gräfin. Die

*) Ob der Gemahl der Gräfin, Johann II. Heinrich, oder gar Simon geheißen hat, darüber haben sich die Chronisten vielfach gestritten. v. Stramberg und Storck nennen ihn Heinrich, Voigt in der Geschichte der Grafen von Sponheim (S. dessen rhein. Geschichte. III Bd. die Stammtafel) nennt ihn Johann. Dieser Meinung ist auch der berühmte Würdtwein bei Gelegenheit, wo er die Absolutionsurkunde mittheilt.

Bedingungen, die sie stellte, waren nicht hart, und Balduin soll, als er wieder auf seinem Stuhl zu Trier saß, gespöttelt haben, daß die Gräfin ihn, den reichsten Fürsten Deutschlands, so wohlfeilen Kaufs losgegeben habe. Zuvörderst verlangte sie die Brechung der Zwingburg zu Birkenfeld und Abtretung der Güter des Erzstifts daselbst, 11,000 Pfund Heller Lösegeld und als Pfand, wenn der Erzbischof bei Lebzeiten die Sühne brechen sollte, die Summe von 30,000 Pf. Heller, wofür die Schlösser Kochem, Berncastel und Mandterscheid überantwortet werden sollten.*) Wie große Wichtigkeit auf strenge Ausübung des Vertrags gesetzt wurde, beweisen die Massen von Unterschriften unter der Sühne vom 7. Juli 1328. Der Kurfürst zeigte sich überdies in allen Dingen als Ehrenmann. Als die Geistlichkeit und vor Allen Pabst Johann XXII. der Gräfin mit Exkommunikation drohte, verschmähte er es nicht, sich für sie aufs angelegentlichste zu verwenden. In seinem Schreiben an den Pabst sagte er: „Er sei von der sehr achtbaren Gräfin durch ein Ungefähr gefangen und eine Zeitlang festgehalten worden, bitte aber ihr dies Vergehen verzeihn zu wollen; dies wäre sein und seiner Geistlichkeit Wunsch.“ Balduin hielt sein Wort, weil er es als Fürst gegeben hatte, und er seiner Würde als solcher durch Verletzung des Vertrags geschadet haben würde. Schwere Buße traf jedoch die Anhänger der Gräfin. Sie mußten baarfuß vor dem Hochaltar der Kirche Namens ihrer Gebieterin Abbitte thun und außerdem wurden ihnen noch andere schwere Kirchen-Bußen auferlegt.

So endete die Geschichte, von welcher sich damals ganz Deutschland erzählte. Die weitern Thaten der muthigen Gräfin finden wir später erzählt.

Wie das Dörflein Starkenburg in so schwindelnde Höhe des Felsens gelangt sei, davon berichtet uns die Sage Nachstehendes.

Ein Ritter zu Starkenburg — zu welcher Zeit es gewesen sei, vermögen wir nicht anzugeben, — ward arg bedrängt von einem bösen Nachbar. Dieser verheerte ihm seine Felder, führte seine Mannen fort und that ihm steten Abbruch an Land und Leuten. Endlich rief der Ritter von Starkenburg seine Vasallen zusammen, und zog nach der Burg seines Widersachers, um ihn niederzuwerfen. Dieser hatte indeß von dem Vorhaben Nachricht erhalten, und während der Ritter auf seinem Zug begriffen war, überfiel er im Rücken desselben die Starkenburg, worauf sich nur noch einige Knappen befanden. Er gedachte, der Veste mit leichter Mühe Herr zu werden, aber die Bauern, deren Hütten damals noch zerstreut am Fuß des Felsens lagen, machten sich eiligst mit Weib und Kind auf und trieben den ungebetenen, fremden Gast mit Schimpf und Schande zurück. Als nun der Ritter von dem Zuge siegreich zurückkehrte und seine Bauern um seine Burg, unter freiem Himmel gelagert fand, war er höchlichst erfreut ob ihrer Tapferkeit, und baute den Aermsten unter ihnen Wohnungen auf der Höhe, um, wie er sagte: „diese treuen Bauern Vertheidiger immer um sich zu haben.“ Daraus entstand nach und nach das Dorf. Die Burg verfiel wahrscheinlich in den Zeiten des ewigen Landfriedens.

*) Die meisten Chronisten sind der Meinung, Balduin habe der Gräfin 30,000 Pf. Heller Lösegeld zahlen müssen. Dies war aber nicht der Fall, wie von Schamberg bewiesen. S. dessen Moselthal S. 36.

Aus Berlin.

10. April.

Das Trauerspiel „Boris Gudunow“ von Raupach ward in der letzten Woche hier mehremale gegeben, doch wurden mehre Stimmen des Tadels in öffentlichen Blättern laut, die Raupachs Verdienste anerkannten, manches Schöne in diesem Werke fanden, aber auch das Gemachte, das Flüchtige, Unabgeschlossene an der Arbeit rügten, worauf dann der Dichter ganz gegen seine Gewohnheit etwas erbittert antwortete, und neue Erörterungen der Gegenpartei erweckte. Was die Charaktere betrifft, so ist jener Gudunows besonders gut gehalten und wahr, der des Dimitri dagegen widrig, da er, von einer besseren Seite genommen, dem Ganzen wohl mehr Abrundung und Reize verliehen hätte.

Der pariser Tonsetzer Adam, welcher mit neuen Lorbeern aus Petersburg heimkehrte, weilt seit einigen Tagen hier, und hat sogar übernommen, in aller Schnelle eine kleine Operette zu schreiben, zu welcher ein Mitglied des hiesigen französischen Theaters das Buch geliefert. Herr Adam kann gewiß über die Freundlichkeit der Deutschen keine Klage führen; und ihm würde ein Bischen Eitelkeit ob der vielfachen Anerkennung in der Fremde nicht hoch anzurechnen sein. Beeifern doch beide hiesige Bühnen sich jetzt nur Adam zu geben, und gibt das Publikum sich doch viele Mühe, selbst auf die Stücke einzugehen, die man früher ausgetrommelt, ausgepfiffen. So viel Achtung haben wir Deutschen noch immer vor dem Fremden, so viel Mißtrauen in uns selber.

Hieronymus Truhn, ein hiesiger Pianist und Liederkomponist, hat jetzt die Hoffmann'sche Oper „Undine“ ganz für das Klavier bearbeitet, und gedenkt dieselbe bald dem Publikum vorzulegen, eine Arbeit, welche den anerkannten Dichter in einem neuen Wirkungskreise zeigen, und ihm in demselben vielleicht noch einen größeren, dauerndern Ruf zusichern wird.

Eine junge Dame aus Berlin, Frau Brosche, geborne Rönisch, hat einen Frauen- und Jungfrauen-Verein gestiftet, welcher sich zum Zwecke setzt, die Putz- und Modesucht unter den Frauen zu ersticken und besonders die unteren Klassen der Mädchen, welche durch das schlechte Beispiel der Gebildeteren gänzlich ihre Bestimmung vergessen, zu den häuslichen Tugenden zurückzuführen, was nicht durch gute schöne Worte bewirkt werden kann, wohl aber durch das gute schöne Beispiel, welches die Frauen (bisher sind schon einige dreißig zusammengetreten) dadurch geben, daß sie sich alle eine feste Tracht in Hinsicht des Schnittes wie des Stoffes und der Dauer ihrer Kleider erwählt, kurz eine Kleiderordnung sich gesetzt haben, welche sie nicht zu verletzen gelobten. Ein Gelöbniß, welches nicht ohne Segen für diese Frauen wie für alle andern Mädchen und Frauen bleiben wird.

Beethovens Sterbetag wurde hier wegen Hindernissen erst acht Tage später durch einen Musikabend Möser's gefeiert, an welchem nur Beethovensche Tonstücke zur Aufführung kamen; vorzüglich riß die C-moll Symphonie die ganze versammelte Menge hin. Ganz neu war die von Schmidt für's Orchester als Symphonie bearbeitete Sonate pathetique, gegen welche Bearbeitung sich freilich viel einwenden ließe, welche aber auch in dieser Gestalt die meisten, und wohl alle neueren Symphonien beschämen mag.

Im Königstädter Schauspielhause macht jetzt das Lustspiel „Der lange Israel,“ von einem bisher unbekannten Verfasser, Benedix, aus Wesel, viel Aufsehen und dies mit Recht. Zwar hat das Stück seine Fehler, könnte manchmal mehr bühnlich, weniger sentimental sein, und bedürfte nicht so viel rednerischen Prunkes; dafür aber hat es einen Kern von echtem deutschen Humor, echter deutscher Gesinnung, und beutet aus der Goldader des Studentenlebens, das bisher von keinem Dichter nach Würden benützt worden, recht viel Gutes und Passendes. Der Beifall hat sich mit jeder Vorstellung noch gesteigert, so daß gewiß des jungen Dichters Name auch von andern Bühnen verkündigt werden wird.

Herr Musikdirektor Bach gab am 8. in der hiesigen Garnisonskirche zu frommen Zwecken die Graun'sche, sogenannte braunschweigsche Passionsmusik, und den büßenden David von Mozart. Ersteres Werk hat manches Schöne, ist aber durch seine vielen einförmigen Arien etwas ermüdend, letzteres Werk ist unkirchlich, ja sichtlich ohne Zusammenhang geschrieben, und erst später in die jetzige Gestalt zusammen-

gezwängt, dafür aber in jedem einzelnen Theile, dasselbe als bloßes Tonstück betrachtet, vollendet, und entfaltet einen Reiz der Tonzeug-Vertheilung, wie dies nur bei Mozart stattfinden kann. — Dem Rechenkünstler Dahse, der sonst das Außerordentlichste leistete, ist jüngst der Unfall begegnet: daß er auf eine ganz gewöhnliche Aufgabe, welche sonst jedes Dienstmädchen zu lösen weiß, nicht auf der Stelle die Antwort in Bereitschaft hatte. Die Frage lautete also: Wenn von einem Stoffe 3½ Elle einen Silbergroschen mehr kostet als 2½ Elle, wie viel kostet dann 4½ Elle?

Aus Palermo.

11. März.

Francilla Pixis.

Francilla's Benefice fand gestern den 10. März statt; seit Monaten war von nichts die Rede, als von diesem Benefice, vorlängst keine Plätze mehr zu haben; gestern bot man für ein Parterre-Billet 25 Frcs. und 100 Frcs. für eine Loge, und man hätte wohl noch 50 Logen und 600 Parterre-Billets anbringen können. Als es Zeit war ins Theater zu fahren, erschienen statt des gewöhnlichen Theaterwagens zwei Galla-Equipagen, die Leute in Staatsliore. Eine gehörte der Prinzessin Niscemi, die andere einem der reichsten Privatleute, Sign. Camiecci. Da man nicht in beiden fahren konnte, wurden die des Letzteren zum Hin-, und jene zum Nachhausefahren bestimmt. Kaum im Theater angelangt, erschien eine Deputation und überbrachte Francilla eine massiv goldene, köstlich gearbeitete, mit 80 Edelsteinen aller Art besetzte Lorbeer-Krone von großem Werthe. Man hatte die Erlaubniß erwirkt, daß sie solche statt der gewöhnlichen als Norma tragen durfte; die ersten Damen und viele ausgezeichnete Personen boten ihr solche mit der Inschrift: Al merito il publico palermitano, und als Beweis ihrer Anerkennung. Bei Francilla's Auftreten (die goldene Krone vom Künstler, der sie verfertigte, ihr auf das Haupt gesetzt) ertönte ein Jubelrufen, Wehen der Tücher aus allen Logen, das zehn Minuten dauerte; während dessen flogen hunderte der schönsten Bouquets, Kränze, Sonette, kleine Lithographien (Norma am Altare) auf die Bühne. Endlich konnte Francilla anfangen, sang trotz ihrer tiefen Rührung schöner als je, und ward fünfmal gerufen, während dessen zwei Priester alle Blumen sammelten und unter donnerndem Beifall Norma auf silbernem Cabaret nachtrugen; im Duett und Terzett derselbe Beifall und fünf Vorrufe; hierauf gab man den 2. Akt der Prigione di Edimburgo (welche vier Tage früher mit ungeheurem Beifall in Scene gegangen war). Eben solcher Erfolg! Bei dem niedlichen Wiegenlied fiel ein Blumenregen, mit Gold gemischt, auf die Bühne, und sie mußte es wiederholen; nach dem Akt unter Jubel fünfmal gerufen. Nun kam (zum Erstenmal dieses Jahr in Palermo) der letzte Akt der Sonnambula; Francilla sang, und spielte die letzte Scene auf eine Art, wie sie früher nie gekannt und gehört war, und man kann sich keine Vorstellung von dem ungeheueren Enthusiasmus machen, der nun alle Schranken überbrauste, tausendstimmige Viva! Bene! Divina! u. s. w. ertönten; — bei den Worten: ah, m' abraccia! hörte man nichts weiter mehr, man klatschte nicht, weil alle Menschen in Logen und Parterre mit den Tüchern wehten und dabei alle Ausdrücke des höchsten Enthusiasmus in die Luft ertönen ließen, kurz es war eine Scene, wie sie die ältesten Besucher des Theaters sich nie erlebt zu haben erinnerten. Sechs- bis achtmal gerufen, als der Vorhang gefallen war, während alle Menschen replica riefen, holte sich Francilla endlich ihren Tenor, der schon in seinem Zimmer halb ausgekleidet war, trat vor den Vorhang, gab dem Direktor, der wie das ganze Orchester aus Leibeskräften schrie, ein Zeichen, und wiederholte die Cabalette mit so neuen und schönen Variationen, daß der Lärm immer toller wurde. — Endlich ließ man sie in Ruhe, und sie ging sich umzukleiden; nun versammelten sich über hundert Personen, um sie im Triumph nach dem unten stehenden Wagen der Prinzeß Niscemi zu begleiten, und nun ging der Zug in langsamem Schritt von sechshundert Menschen begleitet, die unaufhörlich klatschten und riefen, durch die schönste Straße der Stadt bis in ihr Hotel, wo wieder einige Hundert mit Fackeln standen, um sie im dichten Gedränge die breite Treppe hinauf bis in den Vorsaal zu begleiten, wo eine Nachtmusik bereitet war, welche Francilla's beliebteste Arien spielte. Sie mußte noch auf den Balkon hinaustreten, um sich wohl eine Viertelstunde lang anrufen und beklatschen zu lassen; um zwei Uhr endlich ließ man die Gefeierte in Ruhe. Von Neapel hat man ihr schon dreimal wiederholte Vorschläge zur Sommer-Staggione gemacht, welches Francilla zur größten Ehre gereicht; denn in St. Carlo binnen einem Jahre dreimal engagirt zu werden, ist keine kleine Auszeichnung.

Prager Chronik.

(Soirée musicale.) In der Soirée des Kinderfreund'schen Musikinstitutes am 11. d. M. wurden aufgeführt: 1.) Rondeau alla Spagnuola von Spohr, vorgetragen von den Hrn. Prof. Happ und Schrebee. Es schien, als ob trotz der trefflichen Exekution diese Piece nicht sehr ansprechen wollte. Vielleicht liegt der Grund in der etwas barocken, ja fast bizarren Konstruktion derselben, die wenig von Spohrs eigenthümlich elegischer melodienreicher Weise zeigte, und doch alle ihm sonst eigenthümliche Schwierigkeiten des Vortrags hat. — 2.) Große Sonate für das Pianoforte und die Flöte von Moscheles, vorgetragen von dem Hrn. Direktor Kinderfreund und Prof. Küttel. Wir machten bereits auf diese Piece aufmerksam, und sie fand, trotz ihres großen Umfangs, und der Dehnung einiger Sätze, allgemeinen Beifall. Hr. Prof. Küttel wird von jedem unparteiischen Kenner als ein ausgezeichneter Virtuose anerkannt. — 3.) Solo-Quartett für 2 Violinen, Viola und Cello von Grund, Solo-Stimme vorgetragen von Prof. Happ. Wir halten diese Komposition für keine der ausgezeichnetsten, müssen aber dem allgemeinen Beifall vollkommen beipflichten, den sich der Herr Solist erwarb. — Es ist zu erwarten, daß diese Soiréen immer mehr die Aufmerksamkeit der Musikfreunde auf sich ziehen werden. **B. St.**

(Neue Posse.) Der Nestor der Prager Bühne, der pensionirte Schikaneder hat eine Posse unter dem Titel „der Glasfabrikant" geschrieben, die nächstens zum Benefice der Dem. Schikaneder zur Darstellung kommt. Es ist jedenfalls interessant, die Jokusfirende eines greisen Mannes zu sehen, der in einer Zeit, wo die Volksposse so wenig Verdauliches bringt, mit einer Arbeit hervortritt. **A.**

(Die israelitische Kleinkinder-Bewahranstalt) ist zur Musteranstalt für Präparanden israelitischer Kleinkinderschulen erhoben worden. Der Lehrer am genannten Institute ist Herr Brandeis, der befähigt und berufen zu diesem schwierigen Amte ist und sich die Anerkennung seiner Obern kräftigst erworben. **A.**

Notizen.

(Böhmische Volkslieder.) Herr Erben beabsichtigt die Herausgabe einer bedeutenden Sammlung böhmischer Volkslieder mit ihren Singweisen, deren Text und Musik dem Munde des Volkes entnommen. Liebhabern der Volkspoesie dürfte dies verdienstvolle Unternehmen um so angenehmer sein, da sich in den Volksliedern Zeit, Sitte und That treu abspiegeln und wir Kunde von mancher historischen Tradition oder Person erhalten. Klingen doch die Hussitenlieder so schaurig und düster, und geben uns die Hochzeitslieder der Čechen ein treues Gemälde ihrer Gebräuche. Manche dieser Singweisen haben ein sonderbares Geschick erlebt; so soll Luthers: „Eine feste Burg" — auch in Meyerbeers Hugenotten aufgenommen — eine böhmische Komposition sein, und der Schwan von Pesaro aus einem Hussitenliede sein di tanti palpiti fabrizirt haben. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir auch, daß Liszt's Variationen, über ein bekanntes Hussitenlied geschrieben, nächstens bei Hoffmann in Prag erscheinen werden **A.**

(Böhmisches Theater.) In Kauřjm wurde von einer Dilettanten-Gesellschaft ein Theater errichtet, und zum Vortheile des dortigen Armeninstituts gespielt. Bisher wurden aufgeführt: Die Pagenstreiche, übersetzt von Štěpánek; Das lustige Begräbniß und Nro. 777, — beide letztere ebenfalls Uebersetzungen. — Auf dem Dilettanten-Theater in Polna kamen in der letzten Saison folgende Stücke in böhmischer Sprache zur Aufführung: Es spuckt, — Der Freund in der Noth, — Incognito, — Das Epigramm, — Zwei Freunde und ein Rock, und die Vogelscheuche von Štěpánek. Der reine Ertrag ward zur Erbauung eines Kirchthurmes bestimmt. — Eine böhmische Dilettanten-Theater-Gesellschaft in Třebechowic brachte im Verlaufe dieses Monats zur Aufführung: Die Freier von Macháček. Ferner Die Teufelsmühle, Der Böhme und der Deutsche, — Der Findling von Týl, und Rohowjn Viereck von Klicpera. —7—

Hiezu die Beilage Nr. 7.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Dem Kunstvereine verdanken wir es größtentheils, daß unser Publikum in letzter Zeit ein sehr reges und immer steigendes Interesse an der Kunst nimmt, wie dies schon hinlänglich die zahlreiche und erfreuliche Theilnahme an diesem Institute kund gibt. Damit aber der Verein seinen Zweck erreiche und die wahre Kunst befördere, muß er beim Ankauf seiner Gemälde eine ernste Richtung streng verfolgen, und sich durch weise Auswahl weniger, aber würdiger Bilder auszeichnen, welche bei den Gewinnern Sinn für echte Kunst anzuregen im Stande sind. Denn diese Kunstwerke sollen ja die Apostel sein, welche der Verein ins Volk schickt, damit sie ihm die Kunst predigen. Die Vereinsgeschenke entsprechen den Erwartungen, so wie das heurige, ein trefflicher Stahlstich Stöbers nach Danhausers „Klostersuppe,“ allgemeinen Beifall hat. — Es ist eine unläugbare Thatsache, daß der Sinn, in dem ein Kunstverein in seinem Wirkungskreise zu Werke geht, einen impulsgebenden Einfluß auf die ganze Schule äußert.

In unserer Zeit, welche in Kunst und Literatur theils einer falschen kränkelnden Sentimentalität huldigt, theils ins entgegengesetzte Extrem verfällt, ist es um so schlimmer, wenn einseitiger esprit de corps die Exaltungen noch mehr befördert und Ernst und Ruhe aus der Beobachtung und Würdigung artistischer Leistungen verbannt. Durch Cliquenhaß und Cliquenexaltation wird die Kunst häufig irregeleitet und die richtige Schätzung derselben verhindert. Man reißt so gerne eine Kunst-Epoche aus ihrem geschichtlichen Zusammenhange, aus ihrer organischen Entwickelung heraus, und stellt sie im Allgemeinen als prototypisch auf, was immer Einseitigkeit zur Folge hat. In neuester Zeit läßt sich dies besonders die norddeutsche Kunstkritik zu Schulden kommen, welche in ihrer Exaltation und Ueberschwenglichkeit die Leistungen der Düsseldorfer Schule über die Leistungen des Raphaelischen Zeitalters erhebt, weil ihr reiferes Religionsbewußtsein zum Grunde liege; während sie das Wirken der süddeutschen religiösen Schule, von welcher doch unbestritten der erste Impuls zur jetzigen glänzenden Kunstepoche ausging, ignorirt oder sogar angreift. Es ist daher vor Allem nöthig, daß wir uns in den richtigen Standpunkt rücken, von welchem aus wir einen freien Ueberblick über den Zustand der modernen Kunst haben, um hiernach den Maßstab an die Leistungen der Wiener Schule anlegen zu können. Dies thut um so mehr noth, als unsre Kunst im Auslande wenig vertreten und daher fast durchgehends zu geringschätzig oder falsch beurtheilt wird. Zu dem Zwecke will ich eine kurze Uebersicht der Haupt-Richtungen der modernen Malerei vorausschicken. —

In dem Lande der Kunst, in Italien, stoßen wir gegenwärtig auf gar keine scharf ausgesprochene Richtung der Malerei. Italien bietet noch seine herrlichen Kunst- und Natur-Schätze zu artistischen Studien, und Rom zum großen europäischen Künstler-Atelier dar — aber diese Künstler sind Jünger der verschiedenen außeritalienischen Schulen, da die neu-römisch-deutsche Schule ihren Centralsitz in München aufgeschlagen hat, und in Rom nur durch Overbeck repräsentirt wird. — England hatte ein paar Jahrhunderte hindurch keinen allgemeinen Aufschwung der Kunst gesehen, denn Tornhill, der die Fresken der St. Pauls-Kuppel malte, die zwei Oliviers, Cowper, Hogarth waren nur einzelne auftauchende Genies, die keinen nachhaltenden Impuls ausübten. Mit Reynolds und West beginnt eine eigentliche englische Schule, die Schule der Portraits, die aber mit Lawrence, Constable und Bonnington ihre Hauptzierden verlor. Jetzt zählt England über dreitausend Maler und Bildhauer, ohne sich übrigens zu einer Richtung, zu einer abgeschlossenen Schule zu erheben, da sich dieser Begriff doch größtentheils nur durch Historienmalerei feststellt. Sie besitzen treffliche Genre-Maler, wie Wilkin, Turner, Leslie und der ideale Etty, und besonders ausgezeichnete Thiermaler, wie z. B. Edward Landseer — aber nicht einen hervorragenden Geschichts-Maler; denn sobald sich Wilkin, Turner und Etty auf das Feld der Historie wagen, sind sie zu theatralisch und ohne historische Kraft. Dyle ahmt wohl die deutsche christliche Malerei nach — treibt aber ihr prententiöses Ungeschick und ihre emphatische Trockenheit zu weit, ohne ihre Vorzüge zu haben. Im Allgemeinen charakterisirt sich die englische Malerei durch glänzende Technik, einen brillanten Styl, frisches grelles Kolorit und Streben nach Effekt. — Die Holländer und Niederländer, welche von jeher dem Ideale abhold waren, und sich nur selten durch Größe in der Komposition, immer aber durch geniale Farbengebung, starken natürlichen Ausdruck und treue Wiedergabe der Natur auszeichneten, sind bis jetzt ihrer nationalen Kunstrichtung treu geblieben, und haben in Genre-, Marine- und Thiermalerei viele eminente Talente aufzuweisen. Koekoek ist ein trefflicher Landschafter; der geniale Marine-Maler Schotel ist leider letztes Jahr zu früh für die Kunst gestorben, und die großen belgischen Historienmaler Keyser und Wappers, welche Idealität mit Realität und technischer Vollendung vereinen, stehn noch zu isolirt da, um einen universellen Aufschwung zu geben. Indessen scheint sich dort ein sehr reges Kunstleben vorzubereiten. — Nach diesen Andeutungen bleibt uns also nur die französische und deutsche Kunst in Betracht zu ziehen, und indem sich die deutsche in die zwei Hauptrichtungen der Düsseldorfer und Münchner spaltet — so sehen wir demnach drei bedeutende Malerschulen in Europa: die Pariser, die Düsseldorfer und die Münchner.

Nachdem der Mengs'sche Eklekticismus verschollen war, ohne nachdauernde Folgen oder große Maler hervorgerufen zu haben, warf man sich Ende des letzten Jahrhunderts auf die Antike, und glaubte durch oberflächliche und leblose Nachahmung derselben die Kunst von Neuem beleben zu können. Diese Richtung wurde besonders in Frankreich durch den Historienmaler David angegeben. Seine Schule charakterisirte sich durch einseitige Nachbildung der Antike und Streben nach glänzenden Theatereffekten, das aber häufig in Darstellung unschöner Affekte und gräßlicher Situationen ausartete. Die Motive dieser Maler waren aus der alten Historie und besonders aus der neuen französischen Kriegsgeschichte entnommen. Nach Davids Abtreten trennte sich die französische Schule in individuelle Richtungen. Die meisten Anhänger fanden die Maler: Gros, der sich das Kolorit zum Hauptaugenmerk nahm, Horace Vernet, der sich durch großartige Technik und geistvolle Komposition auszeichnet, und Ingres, welcher der christlichen Kunst Verehrer und Jünger ward. Jetzt brach nun die Romantik über Frankreich herein, und vertrieb die Antiken und ihre Nachbeter. Ein neuer Schwung gab sich allenthalben kund in Kunst und Literatur. Was Viktor Hugo für die Literatur, wurde Delaroche für die Malerei. Die Genremalerei erhob sich immer höher, nahm historische Elemente in sich auf und ging in genreartig behandelte Geschichtsmalerei über. Dabei bildete sich die Technik

immer mehr aus, und steht in stoffartiger Wahrheit und Pracht des Kolorits auf einer erstaunlichen Höhe. Was gegenwärtig das noch raschere Fortschreiten der Kunst in Paris etwas hemmt, ist die Befangenheit der Künstler in der Wahl des Gegenstandes; indem man sich gewöhnt hat, in ihren Sujets versteckte politische Glaubensbekenntnisse zu suchen. Ueberhaupt aber scheint das Pariser Leben einer abgeschlossenen höhern Kunstrichtung, besonders religiöser Tendenz, nicht sehr günstig zu sein; es ist zu bewegt und exaltirt, um die eigentliche weihevolle Poesie der Kunst Boden fassen zu lassen, und bei der vorherrschenden Berücksichtigung der materiellen Interessen wird das höhere Ziel aus den Augen verloren. Daher diese materielle Wahrheit in der Technik der Pariser, daher aber auch dieses Haschen nach theatralischen Effekten, wobei sich jedoch der brillante französische Geist nie verläugnet. — Die Münchner Schule, in wenig Jahren auf den Wink des hohen Kunst-Mäcens aus dem Nichts hervorgerufen und durch das großartige Genie eines Cornelius schnell emporgehoben, steht jetzt auf einer überragenden Höhe. In kurzer Zeit versammelten sich unter dieser Aegide zahlreiche Künstler aus allen Ländern Deutschlands, auf welche Maler, wie Cornelius, Heß, Schorn, und Philosophen wie Schelling, Thiersch, Görres schnellfördernden und fruchtbaren Einfluß gewannen. Dies beweist ihre Richtung, die vielleicht nirgends so einheitlich und abgeschlossen hervortritt. Der Kunstzweck der Münchner Schule ist Charakteristik; die oberflächliche Schönheit wird nur dann gesucht, wenn sie sich mit dem Charaktervollen leicht vereinigen läßt. Der Sentimentalität, welcher die Düsseldorfer zugeschworen haben, wird nicht gehuldigt, dem Streben nach Effekten eben so wenig. Daher ist ihr Hauptcharakter Ernst, Kraft, Eindringen in den Geist der Poesie und Geschichte, durch Würde der Idee und Einheit der Anordnung ausgezeichnete Komposition. An ihrer Spitze steht der Michelangeleske Riesengeist Cornelius. Da Cornelius als Schöpfer der neuchristlichen und Repräsentant der Münchner Schule eine historische Person ist, und ihm als dem größten Maler der Gegenwart die Anerkennung von ganz Europa zu Theil ward — so werden einige Worte über sein Wirken am Platze sein. — Nachdem Cornelius im Bunde mit Overbeck, Julius Schnorr, Philipp Veit, Schick, Heß, Koch ꝛc. in Rom herrliche Kunstwerke ins Leben gerufen und der neuangegebenen geist- und weihevollen Richtung gerechte Würdigung verschafft hatte — übernahm er im Jahre 1822 die Leitung der Düsseldorfer Akademie. Dort versammelte er in kurzer Zeit durch seine persönlichen Eigenschaften und seinen großen Künstlerruhm eine bedeutende Anzahl geistreicher Schüler um sich, in deren Mitte das Künstlerleben früherer Jahrhunderte sich entwickelte. Den großen Meister der Komposition und seine ihn bewundernden Jünger vereinte und umschloß ein inniges geistiges Verhältniß; die Kraft und ermunternde Liebe des Lehrers zog in seinen ernsten Tendenzen der Kunst würdige Schüler groß, und rief Produkte hervor, welche Resultate der innersten Anschauung, nicht Opfer einer falschen Zeitrichtung waren. Cornelius sah nur die Blütezeit, die er in Düsseldorf hervorgerufen hatte; aber die Früchte reifen zu sehen, war seinem Nachfolger Schadow vorbehalten. Cornelius folgte dem Rufe nach München, wo er seitdem mit unglaublicher Produktivität griechische Götter- und Heroen-Sagen in der Glyptothek, eine ganze Kunstgeschichte in gemalten Biographien der berühmten Maler (von Zimmermann ausgeführt) in der Pinakothek, und ein großartiges christlich-religiöses Epos in der Ludwigskirche malte, Werke, die in diesen monumentalen Bauten wie Farbentöne verklungener Jahrhunderte von ihren Mauern herabschauen. Seine Bilder der Ludwigskirche sind ewig forthallende Predigten, welche in Bildersprache künftigen Generationen wahres Christenthum predigen werden. Cornelius bleibt ein Stück Kunstgeschichte. Er ist kein christlicher Maler im streng orthodoxen Sinne; sein philosophischer Geist hat sich von den frühern Kunsttypen emancipirt. „Begeisterung, feuriger Schwung der Phantasie, mit ruhiger männlicher Besonnenheit gepaart, charakterisirt ihn und seine Schöpfungen; seine Gestalten sind voll innern und äußern Lebens, aber er beschränkt sich überall nur auf das Nothwendige und Wesentliche, und verzichtet darauf, die Natur mit allen ihren Zufälligkeiten wiederzugeben. Es ist der Gedanke, der allen seinen Darstellungen zum Grunde liegt; er fordert von der Kunst die schöne Darstellung großer Ideen, nicht blos sinnliches Ergötzen. Die Gestalten, Charaktere und Situationen, die er uns vorführt, sind nie blos um ihrer selbst willen da, sie sollen zugleich etwas bedeuten; und indem er so die Seele des Anschauenden zu bilden und zu veredeln sucht, verwirft er nothwendig jeden blos äußern Schein des Schönen, der ohne die gründlichste und gesetzmäßig durchgebildetste Form nie den Charakter des Styls empfangen wird." Daher ist an seinen Werken die Idee und der Geist der Komposition und Zeichnung, nicht Farbenreiz das Hervorragende und den blos oberflächlichen Beschauer, der nicht denken will, lassen sie kalt; während schon höheres Kunstverständniß dazu gehört, ihn gehörig zu würdigen, „da die Verwöhnung des oberflächlichen Kunstgeschmackes gerade in der Bestimmtheit, welche Bedingung aller Gründlichkeit ist, überall nur Steifheit und Härte sieht." Cornelius wird in der Folge noch immer mehr verstanden und gewürdigt werden, da er wie jedes echte Genie antizipirt. — Der Kunstcharakter des Cornelius hat auf die ganze Münchner Schule influenzirt, daher sie vorzüglich die geistigen Elemente beachtet, die äußere Technik dabei zwar nicht vernachläßigt, aber doch immer nur als Mittel zum Zwecke ansieht. Auf eine glänzende und brillante Technik auszugehen, verhindert die größten Münchner Maler ohnehin die fortwährende Beschäftigung al fresco, wobei stets auf das Einfache und Ganze gesehen werden muß. Neben Cornelius zeichnet sich als religiöser Maler Heinrich Heß durch ernsten christlichen Sinn, Anschmiegen an den alten Typus, jedoch mit theosophischer Selbstständigkeit, und mehr durch Anmuth als imponirende Größe aus. Julius Schnorr hat die wahre Bedeutung der Profangeschichtsmalerei tief aufgefaßt; und Kaulbach, dieser große epische Maler, komponirt Werke voll philosophischen, historischen und psychologischen Reichthums. Genelli, P. Heß, Ruben, Rottmann ꝛc. leisten in den verschiedenen Gattungen Ausgezeichnetes; so wie überhaupt München die einzige Stadt ist, wo in jedem Fache der bildenden Kunst, in Malerei in Oel, Fresko, Glas, Enkaustik, in der Plastik, in Architektur, in der Graphik und im Erzguß gleich Ausgezeichnetes geleistet wird.

Die Düsseldorfer Schule wird in Deutschland am häufigsten besprochen, weil ihre Produkte am verbreitetsten sind, indem sie sich nicht größtentheils an monumentale Bauten knüpfen, wie die der Münchner. Die Düsseldorfer Schule bildet die juste milieu zwischen der Pariser und Münchner. Ihre Erfindung in der Komposition steht höher, als die der Franzosen, verfolgt aber keine so ernste Richtung als die der Münchner; ihre Technik im Kolorit schließt sich an die der Franzosen an, und ist naturwahrer und brillanter als die Münchner; sie sind realer als diese, idealer als jene. Während die Münchner unter Cornelius Anregung großartige Ideen mit geringer technischer Ausstattung ins Leben rufen — führen die Düsseldorfer mäßige Gedanken mit allem glänzenden Aufwande aus. Die Münchner sind in der Geschichte, die Pariser im Allgemeinen in der Romantik, die Düsseldorfer in der Lyrik in ihrem eigentlichen Elemente. Vorzüglich bemerkenswerth ist ihr Hinneigen zur Sentimentalität, die überall vorschlägt und auf eine auffallende Weise mit unserer modernen Belletristik harmonirt. So wie diese artet sie aber auch wohl manchmal in

affektirten Schmerz und blasse Kränkelei aus, und da stößt man auf eine Unzahl liebeskranker, körpersiecher, trauernder Figuren, so daß man ernstlich wünschen muß, sie möchten bald Alle wieder in gesundes Element zurückkommen. Aber im Allgemeinen stehn ihre Werke durch Poesie und Technik auf einer glänzenden Höhe. — Wilh. Schadow, als Kolorist ausgezeichnet, steht an der Spitze der Akademie und wirkt thätig durch Belehrung und Kritik; hervorragende Genies, wie Lessing, Hildebrand, Bendemann (jetzt Direktor in Dresden), Schrödter, Sohn, Hübner, Achenbach u. A. leisten in den verschiedenen Genre's ganz Vorzügliches. Mit dieser Schule macht sich die Kunstliteratur am meisten zu schaffen. — Nachdem ich nun die drei Hauptrichtungen der modernen Malerei berührt habe, komme ich auf die Wiener Schule zurück.

Als in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts die Kunst in ganz Europa einen neuen kräftigen Aufschwung nahm, blieb auch Wien hierin nicht zurück. Schon Füger hatte den Grund gelegt; seine Richtung war mit jener Davids verwandt. Seine Kompositionen waren geistvoll, sein Kolorit glänzend — nur war die Zeichnung häufig manierirt, die Farbengebung zu weich, und der Ausdruck seiner Köpfe zu einförmig; Eigenschaften, die nicht ohne Folgen für diese Schule blieben. Caucig's Wirken war zu wenig ausgedehnt und er zu wenig mit Ausführung großer Gemälde beschäftigt, um bedeutenden Einfluß zu gewinnen; allein seine zurückgelassenen Kompositionen, historische Kartons, Landschaften ꝛc. sind höchst geist- und phantasiereich durchgeführt, und geben herrliche Studien für Künstler. Overbeck's Aufenthalt in Wien trug reichere Früchte. Er gab eine ernste weihevolle Richtung an, welche jetzt von mehreren seiner Anhänger mit Glück und Geschick verfolgt wird. Am erfolgreichsten influenzirte er auf Julius Schnorr und Scheffer. Beide bildeten sich in Rom aus; Ersterer zum tüchtigen epischen Maler, Letzterer zum begeisterten Darsteller der heiligen Geschichte. Scheffer wäre sicherlich der bedeutendste Maler der Wiener Schule geworden, hätte ihn nicht der Tod in der Blüthe seines Alters erreicht. Noch manche andere wackere Künstler zogen zur Zeit des merkwürdigen deutschen Malerbundes unter Overbeck, Cornelius und Veit von Wien nach Rom, um sich dort Nahrung für Geist und Phantasie in Mitte dieser kräftigen Meister zu holen, und kehrten erstarkt nach Wien, München und andern Orten zurück. Kupelwieser hat das Verdienst, als religiöser Maler längere Zeit allein in Wien den schlechtern Tendenzen sich entgegengestellt und treffliche Werke hervorgebracht zu haben. Steinle, ein treuer Nachfolger Overbecks, und Führich betraten mit Geist und Erfolg denselben Weg. Es bildete sich ein Bund von wackern jungen Künstlern, worunter sich Schulz, Schwind, Danhauser, Schaller, Schwemminger ꝛc. befanden, welche sich mit biblischen Studien und christlichen Kompositionen beschäftigten, und an deren Spitze der von Allen geliebte geniale Scheffer stand, welcher 1822 starb. Da aber doch im Allgemeinen die religiöse Richtung in Wien nicht durchdringen wollte, und bei den mannigfachen Interessen, die eine so lebenslustige Residenz bewegen, wohl auch füglich nicht Platz greifen konnte — so war die natürliche Folge, daß in neuerer Zeit sich diese Schule in verschiedene Tendenzen spaltete, und fast jeder Künstler einem individuellen Kunststreben nachgeht. Dadurch wird zwar einerseits der Schulzwang entfernt und die künstlerische Freiheit befördert — andererseits aber stellt sich ein bestimmter Charakter dieser Schule nicht deutlich heraus. Man war von der früheren einseitigen Nachahmung der Antike allmälig ins andere Extrem verfallen; man kopirte auf fast sklavische und unkünstlerische Weise die Natur. Dabei kommt es freilich nur auf glückliche Farbengebung, korrekte Zeichnung und tüchtige Technik an; und hierin wird Ausgezeichnetes geleistet. Aber die Folge davon ist, daß den meisten Kunstwerken die Idee mangelt und die tiefere Poesie vermißt wird, so daß sie auf den Beschauer außer dem Sinnenreiz der Farbe keinen bleibenden Eindruck machen. So stellt sich dann die größtentheils genreartige Behandlung der Historie, der Landschaft und des Portraits heraus, während die eigentliche Genremalerei und die Vedute sich einer relativen Vollkommenheit erfreuen. Daß aber mitten in diesem unerquicklichen Treiben der Mehrzahl, wie überall auch hier, höheres und ideales Kunststreben zum Durchbruch gelangt — dafür haben wir jetzt unter unsern Künstlern Gewährsmänner, welche jede Schule des Auslandes ihren besten Meistern der betreffenden Gattungen beizählen würde. Und die große Masse der Maler ist ja in allen Schulen fast auf demselben Standpunkte der Kunstansicht. Sobald dem Maler nicht Poesie und Idealität innewohnen, sobald er stets nach Modellen, nach der Puppe und ängstlich sich vorgesetzten Motiven zu malen gezwungen ist, geht der dichterische Schwung und die Freiheit des Schaffens verloren; man sieht dem Bilde das Nach- und Nebeneinander-Entstehen an; es ist nicht aus einem gleichzeitig fertigen Guße und macht keinen nachhaltigen, wahrheitlichen Eindruck. Dieser Uebelstand findet sich bei den meisten jetzigen Malern. Dann — fehlt unserm Künstlerleben aller Schulen jene Jüngerschaft, welche das Alterthum so groß machte; statt des Bedürfnisses und der Innigkeit gegenseitiger Mittheilung, statt des wechselseitigen Ermunterns und Corrigirens, statt der Berathung anerkannter Geister stößt man auf Scheelsucht und Intriguen, Eigendünkel und Geringschätzung. Klagen darüber hört man überall laut werden. — Diese Epoche der Wiener Kunst scheint eine Uebergangsepoche zu einer glänzenden Aera zu sein, indem sich schon in allen Genre's bedeutende Genies hervorarbeiten. Bisher hat sich die Wiener Schule größtentheils mit der Technik höchst erfolgreich beschäftigt, um einmal die Form ganz in ihrer Macht zu haben, damit ihr dann in Ausführung poetischer und geistreicher Ideen nicht etwa durch Unkenntniß der materiellen Behandlung die Hände gebunden seien, wie es mancher andern Künstlerkorporation ergangen ist. Die Technik ist ja die Sprache der Kunst, ohne welche der Maler seine Ideen nicht zur Darstellung bringen kann. Daher soll sie aber auch nur Mittel, nicht Zweck sein. Unsere Maler scheinen sich deßwegen jetzt mit großem Eifer auf das Studium der Geschichte der Poesie und Aesthetik zu werfen, um mit Werken von wahrem poetischem Gehalte hervortreten zu können. Der Hauptcharakter der hiesigen Schule, wie ihn auch diese Exposition wieder herausstellt, liegt in der Wahl nahestehender Motive, in elegantem, etwas dekorativem Style, in korrekter Zeichnung, und in frischem, reinem und brillantem Kolorite. — Ich will nun auf die Auffassung der einzelnen Gattungen übergehen, und diese so wie die besten Bilder der heurigen Ausstellung mit wenigen Worten besprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Polnische Literatur.

Pierwosnek (der Primel, primula veris), ein Almanach für das Jahr 1840, welcher blos Produkte von Damen enthält, und von der als Schriftstellerin rühmlich bekannten Pauline Korwell redigirt wird, ist vor Kurzem in Warschau erschienen. Er enthält Poesien und prosaische Aufsätze von verschiedenen Verfasserinnen, unter welchen vorzüglich Emilie Grabowski, Elisabeth Muszalski, Emilie Klat, Providentia von Zawisz Mierzynski, Anieta Sielski, Emilie Ziemecki zu nennen sind; doch zeichnen sich vor allen andern die Beiträge der Redactrice aus. Mit vielem Eifer hatte die um die Ehre ihres Geschlechtes sehr besorgte Redactrice darüber gewacht, daß sich kein Artikel eines Mannes in diesen Damen-Verein einschleichen möchte; doch täuschte man ihre Vorsicht, und zwei Aufsätze verdanken ihr Entstehen einer männlichen Feder, was erst dann entdeckt wurde, als man den letzten Bogen druckte und somit keine Abänderung mehr möglich war. (Schade, daß es für dergleichen literarische Sünden

keine Strafen gibt! — Durch diese That haben sich jene Herren ihrer Männlichkeit begeben und sind sofort nicht mehr als Männer zu betrachten.) Die kritischen Stimmen der polnischen Journale sprechen sich lobend über den werthvollen Almanach aus, tadeln aber auch bittee jenes Verfahren. — Zu Neujahr wurde in Petersburg ein neuer polnischer Almanach unter dem Titel: Niezabudka (Souvenir) herausgegeben, der sowohl prosaische als poetische Artikel, meist Originalarbeiten, enthält. — Seit dem Beginne dieses Jahrs erscheint in Warschau eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Warschauer Revue der Literatur, Geschichte, Reisen und Statistik.“ Die in der gesammten literarischen Welt bekannten franz. und engl. Revues, als: the foreign rewiew, revue des deux mondes etc. sollen ein Vorbild und zum Theil auch die Quelle der Warschauer Revue sein, deren Hauptzweck es ist, ihre Leser mit den vorzüglichsten Produkten der europäischen Literatur bekannt zu machen; sie wird Rezensionen und Berichte über neu erschienene Werke in polnischer Sprache enthalten und überhaupt die Interessen aller slawischen Völker besprechen. Um auch neben der belehrenden für erheiternde Lektüre zu sorgen, werden in der Rubrik „Miscellen“ Novellen, theils Originalien, theils aus den Schriften der geschätztesten Schriftsteller anderer Nationen übersetzt, beigegeben werden. Redakteur ist F. S. Dmochowski. — In Kiow soll unter der Redaktion Michael Grabowski's ein Journal „der Beobachter“ erscheinen. Es soll alles bisher in dieser Art Unternommene weit übertreffen, und es läßt sich ihm das Prognostikon stellen, daß es in der Journalwelt bedeutende Epoche machen werde. In Posen beginnt ein zweites Journal „der Botschafter.“ — Auch in Warschau soll von Szabrański ein neues Journal redigirt werden. — Pater Kurowski aus dem Piaristen-Orden hat ein größeres Werk unter dem Titel „Memoiren von Warschau“ beendet, welches in historischer Hinsicht einen bedeutenden Werth haben soll. — In Krakau veröffentlichte der thätige Ambrosius Grabowski: Historische Alterthümer Polens. — Maciejowski, der fleißige Geschichtsforscher, gedenkt ein Buch: Russische und Polnische Gebräuche, zu schreiben. — Der Rektor des Piaristenkonvents in Lubieszow, P. Ant. Mószyński, der stets nur mit Arbeiten zu guten Zwecken beschäftigt ist, bringt ein neues Geschichtswerk, welches denkwürdige Begebenheiten des genannten Ordens in Polen und Lithauen seit seinem Beginne bis auf die heutige Zeit enthält. Der junge Gelehrte an der Universität zu Warschau, H. Lachowicz, beabsichtigt aus den Arbeiten seiner Freunde ein Taschenbuch zusammenzustellen, und in Wilna will Pater Ludwig Adam Jucewicz einen Almanach unter dem Titel: Wajdoleta herausgeben, wozu J. J. Kraszewski, auf Bitten des Herausgebers, einen starken Beitrag liefern wird. Unstreitig ist dies einer der fruchtbarsten und begabtesten polnischen Schriftsteller; denn kaum, daß von ihm die Geschichte der Stadt Wilna in 4 Bänden, und Erinnerungen an Podlachien und Volhynien erschienen, ist schon wieder eine Erzählung: „Das ganze Leben hindurch armselig“ unter der Presse. — „Auf meinem Schreibtische“ — schreibt er an einen Freund „liegt nun eine Erzählung aus der Geschichte Wilna's vom Jahre 1600 — der Titel ist noch unbestimmt.“ Zu Neujahr wurde der 33. Band von Kraszewski's sämmtlichen Werken ausgegeben. — Joseph Korzeniowski hat in eine Zeitschrift ein neues Drama gegeben, das der Verfasser selbst „Posse“ nennt. Diese einzige Posse ist aber gewiß viel werthvoller als viele 5aktige Werke unserer heutigen sogenannten Schriftsteller.

E. A. Jonak.

Deutsche Literatur.

Des Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1840 von Wilh. Müller. Sechster Jahrgang. Cöslin bei Hendeß.

Warum immer nach Westen? Ihr habt euch ja längst überzeugt, das eigentliche Atlantis sei noch nicht gefunden, und Rio-Janeiro, Mexico rc. seien auch keine Vineta's — die poetischen Geschlechter der Inka's habt ihr begraben, Chili's Gold hat sich längst in Europa verflüchtigt, und Washington und Franklin sind eigentlich auch schon todt! — Darum seid klug, sehet auch einmal nach Sonnenaufgang und nehmet euch Wilhelm Müller als Schkasnik d. i. als Märchenerzähler mit, und ihr werdet viel Neues und Schönes erfahren. — Freilich, werdet ihr sagen, freilich ist W. Müller ein trefflicher Schkasnik, aber was nützt das Alles, wenn er uns auch erzählt, wie da dieses und jenes Volk das und jenes gethan, wie da die Tataren so heldenmüthig ihren „goldenen Kessel“ vertheidigt, und welche Wunderwelt die Wellen des kaspischen Meeres bedecken? das ist ja alles alt und todt! Ihr habt theilweise Recht, aber bedenkt: Im Tode hört alle Konvenienz, hören alle Komplimente auf, dem Todten ist der Mund geöffnet und er kann und darf sprechen, wovon das Lebendige keine Ahnung hat; die todten Völker sind ein Spiegel für uns, die wir noch leben und Früchte treiben, und es ist sehr heilsam, glaube ich, wenn man dann und wann, auch bei strotzender Gesundheit, in die Morgue oder in den anatomischen Saal tritt und sich bei jedem Cadaver besonders erkundigt, wie und warum die Einzelnen hieher gekommen, ob durch Krankheit und durch welche? ob durch Selbstmord oder in Folge eines ehrlichen Kampfes? — Die Geschichte eines untergegangenen Volkes ist ein Amphitheater, das von unserer Seite durchbrochen ist, und das wir von allen Seiten genau und richtig beschauen können; auch unsere Geschichte ist ein Amphitheater, und wir sitzen in einer der Logen, wir betrachten das Ganze gut, aber eben die Seite, wo wir sitzen, sehen wir am schlechtesten. — Darum gebt euch zufrieden! Wilhelm Müller versteht es mit Geistern verschollener Ruinen zu konversiren und Tod und Leben zu verbinden. — In diesem Taschenbuch ist beides geschehen! — Wollt ihr Novellen? Hier sind Novellen, Sagen, Märchen und Geschichten, verbunden mit den trefflichsten Schilderungen der Sitten, Bräuche, Religionen der Russen, Tataren, Perser u. a. m. — Mehre solcher Taschenbücher! Euch, ihr Herausgeber all der Almanache, nach Blumen und Regenbogen und Galanteriewaaren benamset, fordere ich auf: nehmt den Wanderstab zur Hand und wandert nach Osten, und könnt ihr uns nicht eine Gabe reichen, wie die des bescheidenen Bettlers, so wäre es besser, ihr zöget noch weiter, bis jenseits der Indigirka, und bliebet dort, wie ihr es verdient.

M. Hartmann.

Russische Literatur.

„Boris Ulin.“ Eine metrische Erzählung von Alexander Karamsin. St. Petersburg. VIII. 83. 8.

Es bringt Einen oft in mißliche Lagen, Sohn eines großen Mannes, Gatte einer großen Frau zu sein; die Welt ist gewohnt, sich mit dem berühmten Namen auch zugleich etwas Ausgezeichnetes zu denken. Desto weher thut es daher den Russen, und desto mehr tadeln sie das Machwerk eines Ungeschickten, welcher seiner elenden Arbeit den Namen eines Mannes an die Stirne zu setzen wagt, bei dessen Klange jedes russische Herz vor Freude und Entzücken aufwallt.

„Iwan Susanin“ oder „Tod für den Car“, historischer Roman von Mich. Dmitrewski, Moskwa. 2 Bde.

Eine höchst unglückselige Erscheinung; nicht genug, daß der Verfasser einen schlechten Styl hat und eine elende Sprache spricht, so ist er auch (er schreibt historisch!) so unbewandert in der Geschichte, daß er die Spartaner unter Leonidas in dem Engpasse von Thermopylä mit dem „persischen König Cyrus“ kämpfen läßt.

„Mannigfaltiges Mancherlei“ (raznyja raznosti), Gedichte von M. Demidow, Moskwa 1838. 12. 119 S.

„Au.“ Gedichte von M. Demidow, Moskwa 1839. 12. 115 S.

Der Dichter gehört zu der großen Anzahl von Gemüthern, welche die schwere Bürde des Lebens in tiefer Seele fühlend, zu einem Ideal sich hinaufschwingen, welches sie über alle Kleinlichkeit dieser Welt hoch empor erhebt. Aber dieser Aufschwung, dieses Erhobensein über das Gewöhnliche, ist hier ein so reines, so herrliches, so entzückend schönes Verschmelzen der Seele mit dem Idealen, daß man mit emporgerissen wird in die Regionen höherer Begeisterung. Hr. Demidow ist ein wahrer Dichter, sein Gefühl durchdringt tief die Seele, seine Darstellung entzückt jedes fühlende Herz.

Polewoj schrieb ein neues Drama voll Effekt: Felica Derżawina.

Orlow beendete eine Komödie in Versen: Činobjesie. Sie ist aus dem bürgerlichen Leben genommen, und hat einige sehr interessant gezeichnete Charaktere.

Kukolnik beendete sein dramatisches Gedicht: „Maria Stuart.“ Es ist originell, lebendig und in den herrlichsten Versen geschrieben.

„Kurze Geschichte Rußlands“ von Ustrjalow. St. Ptrsbg. 12. 362 S.

Ustrjalows Geschichte Rußlands ist als Lehrbuch in den Lehranstalten seines Vaterlandes vorgeschrieben. Vorliegenden Auszug verfertigte er auf höheren Befehl.

J. P. Jordan.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 33. Mittwoch den 22. April. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Bitte im Tode.

Von Rudolf Mußack.

Matt und matter wird der Herzschlag —
Drum, ihr Lieben, gute Nacht,
Denn ich fühl' mein Ende nahen:
Meine Rechnung ist gemacht.

Bitt' euch, wenn ich bin gestorben,
Gebt mir in die kalte Hand
Nichts, als jene welke Rose,
Seiner Liebe falsches Pfand.

Thut mir an die schönen Kleider,
Die zu tragen ich gemeint
An dem Tage, der als Gattin
Mich dem Liebsten hätt' vereint.

Legt mir unter 's Haupt als Kissen
Jene Briefe, noch mir werth,
Deren Schwüre, liebeglühend,
Allzuerst mein Herz bethört.

Laßt am Hause des Geliebten
Mein Begräbniß gehn vorbei:
Eine Thräne doch der Todten
Weihet er in frommer Reu'.

Laßt mir tief und einsam graben
Meiner Ruhe stilles Beet,
Daß der kalte Frost des Lebens
Nicht in meinen Schlummer weht.

Weinet nicht, wenn sie die Leiche
Senken in die finstre Nacht —
Denkt: es hat die müde Freundin
Nun ihr Tagewerk vollbracht.

Schreibet auf mein Grab die Worte:
„Die hier ruhet unter'm Stein,
Sie starb am gebrochnen Herzen,
Und ihr Letztes war — Verzeih'n.“

Der weiße Domino.

Polnische Volkssage.

Es war gegen das Ende eines trüben Spätwinter-Tages des Jahres 1839, gerade zur Neige der Faschingzeit, als zwei Lohnkutscher in Warschau harrend auf den hohen Sitzen ihrer Wagen saßen, und durch die Dämmerung nach Kunden spähten. Der Zufall hatte sie beide dicht vor das Powonsker Thor geführt, durch welches wenig gefahren wird, das also auch wenig Hoffnung gewährte, bald einen Fahrlustigen den Harrenden zuzuführen. „Ich bin des längeren Säumens müde!“ sagte endlich der Eine. „Kein Kunde hier, während im Innern der Stadt sich die Leute nach Wagen heiser schreien! Ich trinke hier beim Schenken noch ein Schlückchen Kornbranntwein und fahre auf gut Glück in die Stadt! — „Wie du willst,“ entgegnete der Andere, „mit dir trinken will ich gerne, aber fahren nicht; ich halte es mit dem Warten; denn man kann immer sicher sein, daß, sobald man den Platz verlassen hat, der Kunde kommt und nach dem Wagen schreit, während man im Fahren selten einem Lusttragenden begegnet.“ — „Laß das gut sein, Maziei, ich kenne dich, du bist gar zu filzig bei der Arbeit, und hast gar zu viel Geduld! Was thät' es, wenn du's einmal wieder aufgehen ließest? aber zusammenscharren und dann hinterher für dich allein im Stillen dem Glase zusprechen, das ist vom Uebel; sonst warst du doch ein guter Kerl!“ — „Wenn du mehr um mich wärest,“ entschuldigte sich der Andere, „so würdest du anders sprechen, aber wir kommen jetzt so selten zusammen“. — „Freilich, und das aus guten Gründen. Und dein Betragen, ist's nicht so, daß du allen deinen Kameraden dadurch Schaden bringst? Ich will wetten, daß du wieder den Juden, den du eben anbrachtest, unter dem Satze gefahren hast, daß er dir wieder abgedungen! Zu so etwas könnte ich mich nicht hergeben; ich bedenke mich wohl, ehe ich solchen Heiden in meine Kutsche steigen lasse.“ — „Da hast du Unrecht“ entgegnete Maziei, „was das Abdingen betrifft; besser etwas, als gar nichts, ist meine Meinung, und was den Juden betrifft: ich führe den Teufel selber, wenn er mir mein Fahrgeld entrichtet! Und ist es nicht ein gutes Ding, einmal etwas Außerordentliches in seinem Wagen durch die Stadt zu rollen? Wagen, Roß und Mann bekommen da gleich ein ander Ansehen, und Nummer 101 wäre da gleich von Jung und Alt gesucht; jeder wollte sich gewiß mit seinem Gesäße da niederlassen, wo der Erzfeind gesessen!“ — „Spotte nicht so gottvergessen“ erwiederte Maziei's Genosse, und schlug jedesmal ein Kreuz, wenn der Andere des bösen Feindes gedachte; nahm zuletzt, als die Nacht bereits gesunken, das Säckchen mit den Heiligthümern, das zierlich gestickt an einem schmucken Bändchen auf seiner bloßen Brust ruhte und heilige Erde, einen heiligen Kreuzspan, oder sonst etwas Heiliges, von lieber Hand beschert, wie es jeder Pole um den Hals trägt, enthalten mochte, küßte das

geweihte Säckchen, trieb seine Pferde mit einem lauten Pruhsten an, und rollte mit leerem Wagen den innern Stadtvierteln zu, während sein Kamerade sich vom Schenkwirthe noch manches Gläschen herausbringen ließ, um sich bei dem schneidenden Ostwinde von innen etwas zu erwärmen, und zu längerer Ausdauer geschickt zu machen. Wie es schon völlig dunkel geworden, und Maziei sich zufällig nach dem offenen Schlagbaum des Thores umschaute, gewahrte er etwas Weißes auf sich zuschreiten, das so lautlos durch die Nacht daherstrich, daß keiner der Zöllner in dem offenen Zollhäuschen aufmerksam wurde, die doch sonst wegen ihrer scharfen Ohren, wegen ihrer Luchsaugen berühmt sind, und gewiß keinen Fremden schleichen lassen, ohne zu sehen, ob er Schmuggelwaare bei sich führe. Der weiße Ankömmling mußte dem leisen Tritte nach wohl ein weiblicher sein, der sich auf irgend einem Stelldichein verspätet hatte. Was aber jeden, auch den schwersten Tritt unmerklich gemacht hätte, war die Unruhe der Rosse, die das weiße Gewand bemerkt haben mußten, und dadurch in Angst gesetzt ins Gebiß schäumten, so daß Maziei alle Kraft aufbieten mußte, um sie halten zu können. Indeß gelang es, die Rosse zu beschwichtigen, obschon sie unausgesetzt schnoben und Funken aus dem Estrich schlugen, und sie zu halten, bis die vermeintliche Nachtwandlerin dicht vor dem Schlage mit hohler Baßstimme den Ruf „Droschke!" ertönen ließ. Ferh, einen Kunden gefunden zu haben, wandte sich der Rossebändiger, öffnete mit der als Schlinge gebrauchten Peitsche geschickt den Wagenschlag, und betrachtete die weiße Gestalt bei dem Einsteigen etwas genauer, da er durch die unverhoffte Baßstimme überrascht worden war. Augenscheinlich bedeutete sie niemand anderen als irgend einen vergnügungssüchtigen Bewohner der Vorstädte, welcher in seinen weißen Domino gehüllt, iegend einem Ball in der Stadt beiwohnen, und dort sein Wesen treiben wollte. „Nach dem Theater zu!" scholl es eben wieder so hohl von hinten in Maziei's Ohren, so daß ee sich eines Schauders nicht erwehren konnte, und rasch die Rosse antrieb, damit diese ihn um so schneller durch die unbebauten Straßen nach bewohnteren Stadtvierteln tragen möchten, wo ee außer der hohlen Baßstimme doch noch andere menschliche Töne vernehmen könnte. Die Pferde bedurften abee weder der Peitsche noch des Anrufes, obschon sie den Tag über manchen Lauf auf holperichtem Pflaster gemacht hatten, ja es schien, als ob durch das Einsteigen des Domino, der doch weder ein kleiner noch ein schmächtiger Mann schien, auch nach der Stimme zu urtheilen, schon gesetzten Wuchses sein mußte, der Wagen bedeutend erleichtert wäre; denn die Räder flogen so schnell, wie dies nur bei den frühesten Ausflügen des Kutschers der Fall gewesen; die Rosse zogen so an, daß der Mann alle seine Gewandtheit nöthig hatte, daß sie nicht durchgingen, und daß er, als er später anderen Wagen begegnete, dieselben nicht in den Koth fuhr, oder doch durch Anprallen beschädigte! Mit einer Schnelle, wie nie zuvor, hatte er den Raum vom Schlagbaume bis zum Herzen der Stadt durchmessen, und lenkte jetzt auf den Platz Mariwill, welcher schon von Wagen und Droschken wimmelte, die alle zum Theatereingange strebten, um dort ihre für den Larvenball zugestutzte Last abzusetzen. Zufällig konnte Maziei gleich seinen Wagen vorfahren, brauchte nicht wie gewöhnlich eine halbe Stunde zu warten, bis die Reihe an ihn käme, und sein weißer Domino konnte aussteigen, welches er auch mit der Behendigkeit eines pariser Tanzmeisters that, und ihm dabei mit der schauderhaft hohlen Stimme zurief: seiner zu harren, bis er zurückkäme. Maziei rief ihm dagegen seine Merkzahl zu, und lenkte getrost in die Reihe der harrenden Genossen ein, welche auf dem weiten Platze in geraden Reihen aufgestellt waren.

(Der Beschluß folgt.)

Kompositionen von Sigmund Goldschmidt.

1. Der todte Tänzer, gedichtet von H. Heine.

Malerisch schildert die Einleitung den süßen Traum der Jungfrau, umspielt von des Mondes mildem Schimmer, der in ihre Kammer scheint. Nun springt die Musik aus dem hellklingenden H-dur in H-moll über, und ein unheimlich hüpfendes Tanzmotiv bereitet die Erscheinung des Gerippes vor, das „fiedelt und singt dazu." Das in C-dur eintretende unisono ist hiebei vortrefflich angebracht, so wie auch die weitere Fortführung der Schauerscene sehr charakteristisch und effektvoll gelungen ist, wobei eine wohlthuende Klarheit, welche das Ganze beherrscht, die Wirkung dieser ausgezeichneten Komposition auf den Laien so wie auf den Nichtlaien fördernd erhöht. Der lang ausgehaltene, mit leise tremolirendem Baß verklingende H-dur Dreiklang gibt die Lösung des schweren, bangen Traumes.

2. Sternenlied, ged. von Lippmann.

Wenn im ersterwähnten Werke das Skelett von einem Zuge Heine-schen Humors umwoben erscheint, da es doch eigentlich ein gutmüthiger Verstorbener ist, der es nur auf einen schuldlosen Spaß abgesehen hat, so tritt im Sternenlied Dichtung und Musik entschieden in das Gebiet ernster, hoher Poesie. In den mysteriösen gebrochenen Harmonien, welche über dem nachschlagenden Baß durch Aufheben der Dämpfung forthallen, sollte man glauben, die Schwingungen der Sphären zu erlauschen. Durch diese Komposition Goldschmidt's zuckt eine Regung von Weltschmerz, welche auch vom Dichter sehr gut angedeutet ist. Von einer klangvollen Baritonstimme mit Ausdruck vorgetragen, ist dieses Lied ganz geeignet, den Freunden des Gesanges einen Moment des schönsten Genußes zu gewähren.

3. Die Wasserfei, ged. von J. Th. von Grünwald.

Dieses Gedicht möchte ich eine Romanze nennen, doch die Musik, indem sie sich desselben bemächtigte, gestaltete sich mit ihm zur Ballade. Das romantisch gespenstige Märchen, von Grünwald, der zu den talentvollsten unserer jüngern Dichter gezählt werden darf, in volksthümlich poetischer Form gehalten, ist zwar nicht ganz leicht zu komponiren, ohne jedoch ein undankbarer Stoff zu sein. Der Tonsetzer hat die musikalische Malerei vorwalten lassen; die einfache Melodie, im Anfange durch die Begleitung verdoppelt, welche zwischen dem als Orgelpunkt ruhenden Baß und der darüber schwebenden Harmonie der Singstimme in tiefer Lage folgt, wirkt durch diese Behandlungsart sehr eigenthümlich. Ueberhaupt ist die ganze Tonschöpfung voll romantischer Charakteristik, scheint mir aber, ihren breit angelegten harmonischen Massen nach, die volle Instrumentirung des Orchesters zu erheischen.

An den Tonwerken Goldschmidt's, von dessen ferneren Leistungen wir die erfreulichsten Resultate erwarten dürfen, und der als Pianist bereits auf einer weit vorgerückten Stufe steht, geben sich im Allgemeinen folgende Merkmale kund: Eine selbstständig schaffende, und dennoch dem Stoff sich nicht minder anschließende, echt dichterische Objektivität. Besonders auffallende Tiefe der Anschauung und Erfassung des poetischen Kerns, verbunden mit seltener, oft gewaltig überraschender Kraft, von welcher er jedoch mit kluger Umsicht jeden Mißbrauch zu vermeiden weiß. Für den romantischen Mysticismus hegt er allerdings einige Vorliebe, wie Mancher schon aus den in diesem Artikel besprochenen drei Kompositionen schließen dürfte, aber ohne daß diese Richtung bei ihm eine ausschließende und einseitige wäre. Die Technik hat Goldschmidt (ein Schüler des Hrn. Direktors F. D. Weber) durch eifrige Studien in seiner Gewalt, dabei weiß er seine reichen Hülfsmittel mit einer edlen Einfachheit anzuwenden, wodurch er häufig gerade die schlagendsten Wirkungen erzielt. Der

todte Tänzer und das Sternenlied sind in der unternehmenden Verlagshandlung des durch rege Strebsamkeit rühmlichst ausgezeichneten Hrn. Johann Hoffmann erschienen, die Wasserfei als musikalische Beilage zu dem von Herrn Grafen Schirnding redigirten Almanach Camellien. L. R.

Boris Godunow und Dimitri.

Die neue in Berlin aufgeführte Tragödie von E. Raupach „Boris Godunow" soll einen ganzen tragischen Cyclus eröffnen, den der fruchtbare Verfasser wie jenen der Hohenstaufen noch zu Ende zu führen gedenkt. Uns aller Urtheile über den Werth jenes Spieles enthaltend, erwähnen wir einzig: daß Raupach den jungen Thronerkämpfer als unecht, als Betrüger darstellt, und sich hierin strenge an die neuesten russischen Geschichtschreiber angeschlossen hat, was freilich einem tragischen Dichter freistehen muß. Dennoch will uns bedünken: das Schicksal eines echten, lange landflüchtig gewesenen Fürstenkindes, das im Auslande sich eine höhere Bildung erworben, durch glänzende Geisteseigenschaften sich auf den Thron geschwungen, und blutig auf demselben erlegen, weil er sein Volk zu sich hinauf heben wollte, dieses Fürsten Schicksal sei nicht minder ergreifend und hoch tragisch. Man ist leicht mit dem Worte Betrüger fertig; wenn man aber alle Zeugnisse für den unglücklichen Fürsten prüft, sein kurzes Leben und Wirken, selbst in den Berichten seiner Feinde verfolgt, und noch mehr: die Beweise seiner Unächtheit gehörig würdigt, so kann man nicht umhin, die Jünger Klios eines großen Leichtsinnes anzuklagen, daß sie hier noch nicht den verjährten Prozeß vor eine höhere Instanz gezogen. Erfreulich ist daher die Arbeit eines angehenden Schriftstellers, des Dr. Nowakowski in Posen, welcher alle ihm zu Gebot stehenden Quellen erschöpft hat, und dadurch zu dem Urtheile der Aechtheit des unglücklichen Dimitri gekommen ist. Das Werkchen ist zwar nur Doktordissertation, und daher auch nur lateinisch geschrieben, wie er aber im Vorworte anführt, blos der erste Entwurf eines größeren Werkes, das er deutsch herauszugeben gesonnen, das nicht allein die Schicksale des erwähnten Fürsten, sondern der ganzen, im Osten vielfach bewegten, noch nicht gehörig beleuchteten Zeit umfassen soll. Da der Verfasser neben den bekannten Quellen noch bedeutende polnische und französische entdeckt, auch der slawischen Sprachen genugsam kundig ist, so können wir uns viel von dem Wirken des jungen Gelehrten versprechen, dessen größerem Werke wie mit Ungeduld entgegen sehen. Der Vorläufer führt den Titel: **De Demetrio I. magnae Russiae duce, Iwani filio, scripsit F. C. Nowakowski, Dr. philos. Berolini. Typis Neudorfianis.** W. v. W.

Ueberreste Johanns von Luxemburg, Königs von Böhmen.

Das Petersburger Wochenblatt und nach diesem die böhmischen Kwěty berichten über den unruhigen Bestand der Ueberreste des böhmischen Königs Johann von Luxemburg, dessen Abenteuerlichkeit schwerlich ihres Gleichen findet. Der Bericht lautet:

Der böhmische König Johann der Blinde, aus dem Hause Luxemburg, genoß seine Lebenszeit hindurch wenig Ruhe. Er streifte unausgesetzt von Land zu Land, schlug sich theils in diplomatischen, theils in Kriegs-Angelegenheiten in der Fremde herum, oder war an irgend einem Turnier betheiligt. Er beförderte den Kreuzzug in Lithauen und unterstützte die deutschen Ritter. Er kämpfte mit Ludwig dem Baier gegen die Habsburger, sodann mit den Habsburgern gegen Ludwig. Er kämpfte in Italien und den Niederlanden, wollte die Mauren aus Spanien vertreiben und hätte es gewiß zu Stande gebracht, wenn seine Blindheit ihn nicht daran gehindert hätte. Endlich fand er einen rühmlichen Heldentod in der Schlacht bei Cressy im Kampfe für den französischen König. Als sich nämlich der Sieg auf die Seite der Engländer neigte, wollte er diese Schande nicht überleben, ließ sein Pferd an die Pferde zweier seiner getreuen Ritter binden, und so in das dichteste feindliche Gedränge sich werfend, ist er von Wunden bedeckt gefallen. Dies trug sich zu im J. 1346.

Eine sonderbare Fügung des Schicksals ließ diesen König selbst nach dem Tode nicht die Ruhe anderer Sterblichen finden; sein Leichnam ruht bereits im zwölften Grabe.

Johann bestimmte in seinem letzten Willen Clairfontaine, nicht weit von Arlon, zu seiner Grabstätte. Da er aber in der Schlacht umgekommen war, so setzte man seine Hülle in der Abtei Valloire bei; hierauf wurde sie nach Luxemburg geführt und daselbst den Benediktinern übergeben, welche sie in das nahegelegene Kloster Münster brachten, wo ihm sein Sohn Karl IV. ein Denkmal errichten ließ. Aber im Jahre 1540 ließ der deutsche Kaiser Karl V. Luxemburg gegen die Franzosen befestigen und die Vorstädte niederreißen. Das Kloster und das Denkmal, welche in einer Vorstadt lagen, verbrannten, nur der Leichnam König Johanns wurde gerettet und den Franziskanern in der Stadt übergeben. Hier ward er für Geld gezeigt, bis endlich das wieder erbaute Kloster Münster die Leiche im Jahre 1592 zurückverlangte. Die Franziskaner wollten sie nicht herausgeben; es entspann sich ein Prozeß, der zu Gunsten der Benediktiner endigte. — Der Erzherzog Albrecht, österreichischer Statthalter in den Niederlanden, ließ im Kloster Münster das zerstörte Denkmal wieder aufbauen, welches 17,000 fl. kostete. Als aber Ludwig der XIV. König von Frankreich feindlich in den Niederlanden einfiel und im Jahre 1684 Luxemburg eroberte, ward das Kloster Münster so wie auch Johanns Grabmal neuerdings eingeäschert, des Königs Leichnam aber wieder gerettet und in einem hölzernen Kasten aufbewahrt. Das Kloster selbst wurde nicht mehr an demselben Orte aufgebaut, sondern in die untere Stadt übertragen. Dort wurden die königlichen Ueberreste beigesetzt und das dritte Denkmal errichtet, welches, obgleich ohne den Leichnam, noch heutigen Tages besteht. Dort ruhte die Hülle gegen hundert Jahre. Endlich brach die französische Revolution aus; Luxemburg kam in die Hände der Sansculotten, die Mönche flohen, die Klöster wurden verwüstet. Die königlichen Ueberreste kamen zu jener Zeit in große Gefahr, denn die Franzosen vernichteten Alles, was an das Königthum mahnte. Ein Bäcker, Namens Adam Bastien, nahm den Leichnam in seinen Schutz, und verbarg den Kasten mit dem königlichen Skelett in seinem Hause. Zu Napoleons Zeiten gedachte man des Kastens nicht, und später wurde die Sage verbreitet, flüchtige Mönche hätten die Ueberreste nach Prag mitgenommen. Dem war aber nicht so. Ein reicher Fabrikant in der Nähe von Luxemburg, Boch-Buschmann, erhielt den Kasten von dem genannten Bäcker — so berichtet des Fabrikanten Sohn — auf Anrathen einiger Mönche, welche die Reliquien in der Stadt nicht sicher genug glaubten. Die Ausführung der Ueberbleibsel nach Böhmen wurde besonders deshalb angeführt, um den Bäcker zur Auslieferung des hölzernen Kastens zu bewegen. Der jüngere Boch-Buschmann nahm die Reliquien mit, als er das väterliche Haus verließ, und sich in Mettlach in der Gegend von Trier niederließ. Hier öffnete er sein reichhaltiges Naturalien- und Raritäten-Kabinet, wo auch König Johanns Skelett gezeigt wurde. Dieses Privatkabinet besuchte zufällig im Jahre 1836 der Kronprinz von Preußen, und erhielt von Buschmann die Ueberreste, welche er im Schlosse Castel am Saar-Fluße beisetzen und über denselben ein neues viertes Denkmal errichten ließ. Die Luxemburger wollten die Reliquien an sich bringen, und wandten sich deshalb an den Kronprinzen, erhielten jedoch zur Antwort, der Prinz und seine Gemahlin stammten von diesem Regenten ab, und hätten vor allen das Recht, den Ueberresten die lang entbehrte Ruhestätte zu gewähren. Im Jahre 1838 an demselben Tage und in derselben Stunde, wo König Johann vor 500 Jahren bei Cressy gefallen war, wurde das Denkmal in Castel eingeweiht. An dem alterthümlichen Sarge ist ein Ritter zu Pferde dargestellt, vor ihm steht eine Kanone (welches Geschütz in der Schlacht bei Cressy das Erstemal gebraucht worden sein soll), neben dieser der Tod mit der Sense, und einer alt französischen Aufschrift: — „Je vaincs tout." — —7—

Notizen.

(Großer Eifer.) Zum Benefiz des bekannten Rubini wurde die Oper „der Pirat" gegeben. Bei der Probe gerieth der chef d'orchestre, Tilmant, so in Eifer, daß er, hingerissen von dem Feuer seines Spiels, seinen Bogen zerbrach. Der berühmte Sänger reparirte das Unglück auf eine edle Art. Er schenkte dem geschickten Violinspieler einen kostbaren Bogen, auf welchem einige Worte eingegraben waren, zur steten Erinnerung an die ruhmvolle Freundschaft des Sängers. B. St.

(Guter Musiksporn.) Ein reicher Musikliebhaber hat der musikalischen Akademie zu Venedig die Summe von 10,000 fl. vermacht, mit dem Beding, daß die genannte Anstalt jährlich drei Requiem und unter diesen auch das Mozart'sche aufführe. Bei Verletzung dieser Stipulation, oder bei augenscheinlicher Vernachlässigung der Aufführung, fällt das Vermächtniß, unter gleicher Bedingung, an das Mailändische Conservatorium. B. St.

(Aus Berlin.) Die neue Oper „Lukrezia Borgia," welche neulich hier gegeben wurde, gehört zu dem Faseligsten und Lächerlichsten, was Donizetti, was die neuitalienische Schule hervorgebracht hat. Selig sind, die so es glauben und nicht hören! W.

(Böhmische Literatur.) Unter den neuesten Werken, welche die böhmische Literatur ans Licht gefördert, verdienen die so eben erschienenen streng wissenschaftlichen „Grundlagen der Anatomie“ von Dr. Staněk (Základowé pitwy) eine besonders lobenswerthe Erwähnung. Der Vorzug dieses Werkes vor andern ähnlichen ist der mit erschienene vollständige anatomische Atlas, dessen Korrektheit, von Kennern verbürgt, dem Studium der Anatomie und der Wissenschaftlichkeit der Czechen überhaupt einen großen Vorschub leistet. Lithographirt ist dieser Atlas von Franz Bělopotocký, und der beigefügte erklärende Text in böhmischer, deutscher und lateinischer Sprache ist von Dr. Staněk. Neben der Zweckmäßigkeit des Werkes verbürgt auch der erstaunlich billige Preis desselben seine weite Verbreitung.

—7—

(Dänische Literatur.) Oehlenschläger gibt in Kopenhagen eine Sammlung nordischer Sagen heraus, worin er den alten Norden in seiner Unmittelbarkeit, in seiner ursprünglichen Einfachheit reden läßt.

(Ein kleiner Irrthum.) In der Stadt X war eine Bücherauktion. Zwei Literaten geriethen in ein Gespräch über deutsche Literatur, insbesondere über Herder. „Diesen Schriftsteller“ — sagte der Jüngere — „verehre ich ungemein. Unter allen seinen Werken aber habe ich keines öfterer und mit mehr Vergnügen gelesen, als seinen „Cid.“ — Wie ein Blitz traf dieses Wort den andern Literatrn — er wurde sprachlos und schämte sich statt des erstern. — Wir fragen nun, welche Auflage von Herder der erwähnte Literaturfreund benützt haben mag, wo überall Eid statt Cid zu lesen ist?

N. G.

(Ueberschwenglichkeit.) In frühern Zeiten war die deutsche Kritik sehr sparsam mit Ertheilung von Ehren und Würden an Gelehrte, Dichter und Künstler. Der tiefsinnige Hamann wurde der „Magus aus Norden“ genannt. Lange Zeit darauf wurde Göthe von Platen zum Kaiser der deutschen Poesie ernannt und mit dem Purpurmantel bekleidet. — Jetzt ist die goldene Zeit für die ausübenden Künstler gekommen, es wimmelt von Pianoforte- und Violin-Heroen-, Königen ꝛc., ja Liszt wurde in Wien der Zeus des Klaviers genannt — wir haben mehrere Exemplare von „Orpheus“ und „Amphion,“ die Unzahl von Dämonen, Zauberern ꝛc. nicht gerechnet. Manchmal, aber selten, bekommen auch Komponisten einen Ehrentitel: So nannte ein Journal jüngst Bellini einen „Melodienkrösus“!!

N. G.

(Händel.) Der Stuttgarter Korrespondent des „Morgenblattes“ sagt: „Der Altmeister Händel hat, wie die andern Tonschöpfer früherer Zeit, niemals überrascht. Sein Gang, seine Evolutionen sind stets frisch und neu, und nicht voraus zu errathen; aber wenn sie da ist, die Wendung, so erscheint sie höchst natürlich, nothwendig, eben wie die Entwicklung der Pflanze. Wir errathen keine Blume aus Stengel und Blättern; aber wenn sie aufgegangen, so hat sie den Habitus jener Vorbildungen und erscheint als ein natürlich nothwendiges Ergebniß aus jenen.“

(Geographische Anekdote.) Unfern von Pruntrut im Kanton Bern liegt ein Hügel, Namens Terri, wo einmal ein Lager Cäsars soll gestanden haben. Als die Franzosen während der Revolution Pruntrut wegnahmen, machten sie ohne Umstände, des Wohlklangs wegen, aus Terri ein Terrible, und nannten den ganzen Landstrich darnach département du Mont Terrible. Aber sie wurden durch die Unwissenheit der deutschen Journalisten noch beschämt, indem diese wieder ohne Umstände den Mont Terrible mit Schreckenberg übersetzten, und von den Schreckenbergern als Einwohnern dieses Landes sprachen.

(G. Meyer v. Knonau Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. 2. Bd. 1839.)

(Wichtige Erfindung.) Der Kapitän Guérin hat eine Taucherrorrichtung erfunden, mittelst welcher man drei Stunden unter dem Wasser zu bleiben und in jeder Höhe desselben, nicht nur am Boden, zu arbeiten vermag. Zum Beweise ließ ihn die Hafenbehörde in Cherbourg an einer genau bezeichneten Stelle des Kiels unter der Korvette Recherche eine Bleiplatte annageln. Er vollendete dies in 50 Minuten, und als man das Schiff aus dem Wasser brachte, zeigte es sich, daß die Arbeit sehr genau gemacht war. Diese Erfindung kann für die Schiffahrt von großem Nutzen werden.

(Neue Oper.) Eine dreiaktige Oper „Carline,“ Text von Leuven und Brunswick, Musik von Thomas, wurde auf der komischen Oper in Paris mit Beifall aufgenommen; eben so gefiel im Theater Renaissance: „Zingaro,“ Oper in zwei Akten, Text von Sauvage, Musik von Fontana.

(Neuer Kanal.) Schon vor dreißig Jahren hatten die Stände des Veröczer Komitats und der Magistrat der königl. Freistadt Eszek den Plan gefaßt, die Flüsse Save und Drau mittelst eines schiffbaren Kanals zu verbinden und dadurch den Absatz ungarischer Naturprodukte in den Nebenländern Slawonien und Kroatien zu erleichtern. Dieser Plan soll nun zur Ausführung kommen. Vor Kurzem trat eine Gesellschaft von Kapitalisten der Eszeker Gegend zusammen, welche diesen großartigen Bau auf Aktien vornehmen will.

(Skulptur.) Die für die Walhalla bestimmte Büste von Mozart hat X. Schwanthaler, ein Vetter des berühmten Bildners dieses Namens, ausgeführt. Der Künstler mußte sich hiebei streng an die Verbesserungen einer frühern verworfenen Büste und an die Angaben halten, welche die (nun verstorbene) Witwe des Meisters aller Meister geliefert hatte. Nach dieser Büste soll auch Mozarts Denkmal gearbeitet werden, welches nach L. Schwanthalers Modell und Stiglmaiers Guß für Salzburg bestimmt ist.

(Wiener Ztschft.)

(Dänisches Theater.) Es ist nicht ohne Bedeutung, daß das neue Stück von Andersen: „Der Mulatte“ gerade jetzt auf die Bühne gebracht wird, wo man die Frage wegen Emancipation der Unfreien in den dänischen Kolonien erörtert. Treffliche Dichterwerke haben oft den größten Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung.

(Gluck.) „Unsere Liliputkritiker“ — eifert Berlioz — „sagen: Glucks Musik sei tief und gut, aber es fehle ihr die Melodie, und stützen sich auf die Oper Orestes, als ob dieselbe nicht voll zarter, weicher, inniger, wehmüthiger, religiöser Melodien wäre, als ob sie nicht im voranschreitenden Affektenwechsel, bald heftig und erschütternd, bald mit aufrührerischem Zwiespalte einherstürmte?! — Freilich das ist's nicht, was die meisten begehren; was nicht hüpft und tänzelt und springt, ist für sie nicht Melodie; elende Plattitude nennen sie Einfachheit, Abgeschmacktes scheint ihnen voll Grazie; all diese Liliputkritiker finden im Flageolet das Symbol des Rhythmus. Vor Gluck sollte man, wie vor einem Götterbilde, andächtig die Hände erheben.“

(Denkmäler.) In Edinburgh und in Glasgow will man dem Herzog von Wellington ein Denkmal errichten. — Am Jubiläum der Buchdruckerkunst wird in Straßburg die Statue Gutenbergs aufgestellt, welche nach dem Modell Davids gegossen ist. Es bedarf aber noch zum Guße des Basreliefs am Fußgestell und zu den übrigen Einrichtungen einer bedeutenden Summe, weßhalb eine neue Unterzeichnung im Elsaß eröffnet wurde; der National forderte ganz Frankreich auf, mit beizusteuern.

(Kunstblatt.)

(Lacombe und Klara Wieck.) Im Morgenblatt wird der Pianist Lacombe ein reproduktiver Künstler genannt, der den Schöpfungen der Andern ihr Recht anthut, Klara Wieck aber eine produktive Künstlerin, die sich das Gegebene ganz aneignet, mit ihrer Subjektivität durchdringt, die vom ersten Takt an sogleich ihr innerstes Herz, ihre Seele schon im Anschlag jedes Tones darbringt, mit ihrem ganzen Wesen in ihrem Spiel aufgeht und darum persönliche Theilnahme, Hinneigung, Liebe erweckt.

(Pariser Kunstausstellung.) Zu dieser haben 1001 Künstler, worunter 47 Frauen und 84 Fräulein sind, Werke geliefert. Nur 36 sind Ausländer.

(Musik.) Bei Colburn in London sind 14 Lieder und Balladen, gedichtet von dem Prinzen Albert und in Musik gesetzt von dem Erbprinzen Ernst von Sachsen-Koburg, erschienen. Die Uebersetzung ist von Richardson, der auch Körners Gedichte ins Englische übertragen hat.

Berichtigungen.

Die in Nr. 12 von „Ost und West“ in einer Korrespondenz aus Warschau erwähnte junge Klavierspielerin heißt nicht: Klarrm, sondern Flamm. — In Nr. 31. in dem Berichte über das 3. Quartett des Hrn. Prof. Pixis, S. 148. Sp. links. Z. 18. v. o. ist statt: Projektionsrücksichten zu lesen: Protektionsrücksichten, und in der Beilage zu Nr. 32, in dem Artikel: Polnische Literatur. Z. 1. statt: der Primel — die Primel.

Wir liefern heute die zweite artistische Beilage, welche wieder vier Bilder der Kreuzwegkapellen auf dem Laurenzberge darstellt. Die noch übrigen zehn Bilder und eine bereits fertige Lithographie werden nächstens folgen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

No. 34. Samstag den 25. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sorbische Literatur in der Lausitz.

Auch bei den Sorben in der Lausitz scheint der neue rege Geist, welcher das literarische Leben sämmtlicher Slawenstämme seit einiger Zeit durchdrungen hat, nicht ohne nachhaltige Wirkung vorübergegangen zu sein. Dies zeigt sich namentlich in dem erneuten Eifer, welcher die alte 125jährige sorbische Gesellschaft auf der Universität Leipzig, welche Kollár in seiner Slávy Dcera feierte, seit kurzer Zeit beseelt hat, vor Allem aber (1839) in der Stiftung zweier neuen sorbischen Vereine auf der Universität Breslau und auf dem Gymnasium Budissin. Vierzig studirende sorbische Jünglinge haben sich vereinigt, mit regem Eifer der Kultur ihrer angestammten Sprache, welche einst durch ganz Norddeutschland herrschte, obzuliegen: theils indem sie die vaterländische Sprache bestmöglichst zu erlernen suchen, theils indem sie die Sprachen und Literaturen der befreundeten Slawen, namentlich der Böhmen und Polen studiren. Als Folge dieses Strebens darf man die baldige Herausgabe einer: „Sammlung ober- und niederlausitzischer Volkslieder mit ihren Melodien" durch die Herren Leopold Haupt, Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz, und Ernst Schmaler, stud. theol., ersten Vorsteher des sorbischen Vereins in Breslau, ansehen. Diese Sammlung enthält einige Hundert in der Regel höchst lieblicher, naiver Lieder, ausgezeichnet durch jene slawische Heiterkeit und den Lebensfrohsinn, welcher die Lieder aller Slawen so verwandt, so ähnlich erscheinen läßt. Unter ihnen finden sich einige der Sprache nach sehr alte und deßhalb um so interessantere Lieder. Eine Probe findet man im neuen Lausitzer Magazin, IV. Band neuer Folge zweites Heft. Da jedoch dieses Organ der lausitzer Provinzialliteratur nicht allen böhmischen Lesern, welche wir hiermit namentlich zur Unterstützung dieses Unternehmens aufgefordert haben wollten, zur Hand sein möchte, so erlauben wir uns, jener Sammlung ein paar Lieder, wie sie uns gerade vorkommen, zur Mittheilung zu entnehmen.

Wir geben sie in der beigefügten deutschen Uebersetzung, welche völlig treu den Sinn des sorbischen Liedes wiedergibt.

1.

Abends, des Abends war's finster gar sehr,
Niemand im Dörfelein leuchtete mehr.

Niemand mehr leuchtet im Dörfelein,
Singet kein Vöglein im grünen Hain.

Heimführt der Bursche sein Mägdelein,
Führet vorbei sie am grünen Hain.

Führt sie am Weidengebüsche vorbei,
Redet so viel und so mancherlei.

Vieles erzählten dort beide sich,
Klagten die Noth sich so bitterlich:

„Wirst du gescholten, mein Liebchen, um mich,
Ich aber werde gescholten um dich.

Möge die Liebe sich trennen geschwind,
So wie wir früher vereiniget sind;

Möge sich trennen mit Regen und Wind,
So wie wir früher vereiniget sind;

Möge sie sich mit dem Winde verwehn,
Und in dem fließenden Regen zergehn."

„„Fest ist der Stahl und das Eisen gar sehr,
Unsere Liebe ist fester noch mehr.

Eisen und Stahl trennt der Hammer gar bald,
Unsere Liebe weicht keiner Gewalt.

Eisen und Stahl sie verschwinden, vergehn,
Unsere Liebe wird ewig bestehn!""

2.

Der Bursch läuft über's Bergelein,
Zu seines Liebchens Kämmerlein.

„Schläfst oder wachst du, Mägdelein?
Mach auf, mir auf dein Kämmerlein!" —

„„Bist du der Sonstige auch heut,
So weißt du mit dem Schloß Bescheid."" —

Die Mutter ruft der Tochter zu:
„Mit wem denn, Mädchen, redest du?" —

„„Mit meinem Deckbett rede ich,
Mit meinem Deckbett spreche ich."" —

„Das hat geredet nimmermehr,
Und wird auch reden nimmermehr.

Ich hab' es ja gesaget: du,
Schließ mir die Kammerthüre zu!" —

„„Hab' sie verriegelt auf das Best'
Mit einer Federspule fest,

Mit einem Erdsenkern verhemmt,
Mit einem Strohhalm zugestemmt:

Das sichert besser meine Thür,
Als sechzig Schlösser, glaubt es mir!""

Dies möge als Probe genügen. Wir fügen nur noch

hinzu, daß der wendische Text in einer neuen, nach der čechischen modifizirten Orthographie gedruckt wird. Außerdem steht auch ein vollständiges oberlausitz-sorbisches Wörterbuch von dem Kandidaten Junghähnel zu erwarten. Eben so arbeitet man an der baldigen Herausgabe einer sorbischen Zeitschrift. So viel für heut. **B. K.**

Der weiße Domino.

Polnische Volkssage.

(Beschluß.)

Kein Abendländer kann sich so leicht einen Begriff von der Geduld und der Ausdauer eines polnischen oder russischen Kutschers machen, der mit seinem spärlich ausgefütterten Mantel, im Sommer dem Sonnenbrande, dem Regengusse, im Winter dem Froste trotzt, und dazu nicht einmal der Bewegung bedarf, sondern stundenlang, ja tagelang auf dem Bocke auf die Ankunft seines Kunden, der ihn miethete, oder seines Herrn, in dessen Diensten er steht, zu lauern vermag. Oft kann man die armen Teufel im dichtesten Schneegestöber auf ihren Sitzen eingeschlafen, und wie Hasen eingeschneit finden, so daß Roß, Wagen und Lenker nur eine unförmliche weiße Masse bilden; keinen Klagelaut hört man diese Menschen ausstoßen bei der grimmigsten Kälte, kein Zeichen der Ungeduld mag man erschauen beim längsten Ausbleiben; kaum daß sich einer durch Herpfeifen eines Liedes, oder durch Summen einer Tanzmelodie von einem eingeschneiten Robben unterscheiden läßt. Eine obrigkeitliche Verordnung gebietet zwar: daß, sobald die Kälte über achtzehn Grad Reaumur steigt, keine bühnlichen Vorstellungen mehr statt finden dürfen, damit so der größte Schwarm der armen Harrenden erlöst sei; aber Besuche, wie einzelne Zusammenkünfte gibt es doch immerfort, und somit für die Wagenlenker Gelegenheit, ihre Ausdauer auch in höheren, oder besser: in tieferen Graden zu versuchen. Da es zu Ende der Faschingzeit, die gewöhnlich zu Ende des Hornung, oder auch in den Thaumond fällt, nicht gar so kalt mehr ist, so hielt Maziei ohne sonderliche Anstrengung auf seinem Posten, besonders da manche Flasche gebrannten Wassers aus den nahen Läden der Schenkwirthe herüberleuchtete, was ihn wohl zu Zeiten zu einem kleinen Abstecher bewog. Er hatte sich schon drein ergeben, seinem Kunden, wie das gewöhnlich geschieht, bis an den lichten Morgen, bis zum Erlöschen des Brauses, entgegen zu harren, sah, wie oben an den Fenstern das höchste Leben und Treiben der Mitternacht vorüberwogte, und hörte die Straußschen und Lanner'schen Walzer, welche die zwölf Glockenschläge übertäubt hatten. Es war noch nicht Eins, und er eben wieder gesonnen, dem Schenkwirth ein Wort zuzuflüstern, welches er früher vergessen hatte, als er durch dieselbe wohlbekannte hohle Baßstimme seine Merkzahl 101 ausrufen hörte, und zu seinem Erstaunen den weißen Domino schon auf dem Kutschtritt fand. „Nach Powonsk, und das schnell!" scholl es unter der weißen Larve hervor, indeß die Gestalt sich auf die Bank niederwarf und der Kutscher ängstlich eilig den Schlag zumachte. „Aber Herr, außer dem Schlagbaum so weit! da muß ich weit über den festgesetzten Preis erhalten", antwortete Maziei, der vor der Fahrt nach dieser Gegend Grauen verspürte. Fahr nur zu, du Trunkenbold! donnerte der Eingestiegene mit solchem Kraftausdrucke, daß der Kutscher kein Wort mehr wagte, sondern seinen Rossen, die doch die ganze Zeit wie die Lämmer gestanden hatten, jetzt aber mit einemmale wieder wild und störrig geworden, den Zügel schießen ließ, so daß sie wie besessen durchgingen, und geradeaus dem bezeichneten Stadttheile zuflogen, ohne viel Lenkens zu bedürfen. Rasch flog der Wagen durch die bebauten Straßen, rasch durch die Gartenstrecken, welche zwischen Stadt und Vorstadt eingeschoben, und bald war Maziei am Schlage, an der Stelle, wo der Fremde eingestiegen, wo er ihn also auch wieder los zu werden hoffte. Eben versuchte er die schäumenden Gäule zum Stehen zu bringen, als der Weiße sich zu ihm hinüber neigte, und ihm laut ins Ohr brüllte, die Dummheiten zu lassen, und schnurstraks durch den Schlag zu fahren, welcher diesmal ganz wider Gewohnheit offen stand, ohne daß ein Zöllner zu erblicken war; selbst die Schildwache hatte sich in das Schilderhaus so zusammengedrückt, daß er nur das weiße Riemenzeug daraus hervorschimmern sah, als er eilfertig vorüber rasselte. Eigentlich fuhr er nicht gutwillig hinaus, sondern wurde mehr durch seine Pferde, welche er nicht länger zu halten vermochte, da sie durch den Ruf des Domino erschreckt waren, hinausgezogen. Er selber hätte gewiß längere Bedenkzeit gebraucht, um sich zu einer Fahrt nach Powonsk zu entschließen. Powonsk ist nämlich eine Vorstadt, welche spärlich um die Kunststraße anschoß, die erste, welche in Polen erbaut wurde und auf das Landgut des weiland Ministers Lubeczki führt, und sonst keinen weitern Nutzen hat. Da die Straße nicht weiter als bis zum Schlößchen Parisch geht, und keine Stadt mit der Hauptstadt in Verbindung setzt, so ist ihr geringer Anbau leicht erklärlich; dennoch gehört diese Vorstadt zu den bewohntesten, besonders zur Sommerzeit, da vor dem Thore ein Sommerlager für die Warschauer Besatzung aus niedlichen Block- und Bretterhäusern in einem buschigen Gartenhain gebaut ist, und diesem gegenüber der Hauptkirchhof der Stadt liegt, den früher oder später alle ehrlichen Warschauer Bürger zu ihrem „Monrepos" und „Sanssouci" wählen. Da nun dieser Platz dicht am Wege liegt, so ist es leicht begreiflich, daß zur Nachtzeit nicht leicht ein Wanderer die Straße zieht, daß Maziei nicht gerne hier einbog, und den Weißen, den er jetzt für einen verkappten Wächter des Lustlagers hielt, wider Willen weiter förderte. Da aber der Weg einmal eingeschlagen war, und die verschiedenen Denkmale schon im schwachen Mondlichte über die niedrige Mauer herüber schauten, so dachte er um so rascher vorüber zu schießen, und peitschte die Rosse aus Leibeskräften. Hatte aber der weiße Domino ihm früher das Halten übel genommen, so war ihm nun das Eilen unangenehm, und er rief sein „Halt" dem zitternden Kutscher so grell ins Ohr, daß er beinahe darüber vom Sitze gestürzt wäre. Aus allen Kräften zog der Mann die Zügel

an, und brachte auch wider alles Erwarten die flüchtigen Pferde zum Stehen, obgleich sie, vor Furcht oder vor Grimm, recht bemerkbar bebten und schnauften. Der weiße Domino drückte dem Erschreckenen etwas, das sich wie ein Goldstück anfühlte, in die Hand, und stieg gerade dem Hauptthore des Kirchhofes gegenüber vom Wagentritte herab. Mit Entsetzen hörte Maziei das gewaltige Thor in seinen Angeln aufkreischen, sah, wie es sich vor dem nahenden Weißen, ohne Zuthun einer sichtbaren Hand weit aufthat, und sich alsbald, nachdem er durchgeschritten, und die Reihe der mondbeleuchteten Gräber betreten, eben so unerklärlich wieder zuschloß. In der höchsten Aufregung des Grausens riß Maziei den Wagen herum und peitschte auf die armen Rosse los, gewahrte aber, daß jetzt ihr früheres Feuer ausgebrauset, daß er sie kaum in Schritt zu setzen vermochte. Weder Peitsche noch Ruf, weder Schnalzen noch Pruhsten, nichts konnte den gesunkenen Muth, oder die gesunkene Kraft aufstacheln, die Rosse zogen schleichend ihre Straße, obschon der bange Lenker hundert und aber hundert Geisterhände nach sich ausrecken fühlte, nach denen er nicht Muth hatte umzuschauen, und denen er so gerne entjagt wäre.

Es ist schwer zu bestimmen, wie lange der arme Maziei sich diese Nacht geängstigt habe, wie lange ihn die müden Klepper die unbedeutende Strecke gezogen, nur das ist gewiß: daß die Zöllner ihn früh Morgens in seinem Wagen liegend, dicht vor dem Schlagbaume im tiefsten Schlummer fanden, wo er dann, durch das Gelächter dieser Spottvögel ermuntert, allerlei verworrenes Zeug schwatzte, so daß sie ihn für angetrunken hielten. Maziei kam bald zur Besinnung und erinnerte sich der Begebenheiten der Nacht, fühlte auch den besten Beleg, das Geldstück, noch in seiner Linken, obschon der Rechten während des Schnarchens Peitsche und Zügel entfallen war. Verstohlen öffnete der erfreute Kutscher die Hand, um zu sehen, ob er einen Silberrubel, oder ein noch gewichtigeres Stück von dem unheimlichen Gaste erhalten hätte, und sah — daß er weiter nichts in der Hand halte, als den runden Fuß eines Spitzgläschens. Welch Gelächter dies unter den Umstehenden verursachte, läßt sich leicht denken, ein Gelächter, das nicht aufhören wollte, obschon Maziei die schaudervolle Geschichte der verwichenen Nacht zum Besten gab. Der aufgeklärte Leser wird freilich mit den naseweisen Zöllnern behaupten, daß der Bursche sich besoffen, und alles nur obenhin geträumt habe, ohne doch selber nächtlicherweile hinaus nach Powonsk gehen zu wollen; aber daß etwas Wahres an der Sache, kann ich durch die Aussage des Schenkwirths, dem Theater gegenüber berichten, der zu beschwören sich getraut: daß Maziei um Mitternacht ein tüchtiges Glas Magenstärkung bei ihm genommen. Auch hat unter den jungen Dirnen von Warschau die Geschichte so viel Aufsehen gemacht, daß manche sich nach der Merkzahl des Wagenlenkers umsieht, bevor sie sich einsetzt, indem sie auf die Stelle zu gelangen befürchtet, worauf der Weiße gesessen, ja daß auf der Mummenschanz alle Tänzerinnen den weißen Domino's ausweichen, wenn diese sich nicht durch eine wohllautende Tenorstimme, oder wenigstens durch einen angenehmen Bariton als recht solide weiße Domino's erweisen.

Wilhelm von Waldbrühl.

Böhmische Literatur.

Hr. Malý schreitet mit seiner „Dennice" rüstig vorwärts. So eben ist das dritte Heft erschienen, dessen Inhalt den Foederungen des böhmischen Leserublikums wohl entsprechen dürfte. Den Eingang bildet ein gelungenes Gedicht von Čelakowský „Die Sängerin." Hierauf folgt „Der alte Hof," aus dem Englischen von Malý; eine gut erzählte, doch etwas alte Geschichte. — „Feldblumen aus Mähren und Schlesien." — nachgelassene Epigramme des verstorbenen Dichters Chmelenský. — „Der alte Liebhaber;" — aus dem Polnischen des Wojcicki übersetzt von Kalina, eine treffliche Piece, voll Humor und Leben, und dabei ausgezeichnet in der Form, so einfach das Sujet der Erzählung auch ist. — „Prokop Holý und Anna von Sezim" — eine Sage aus den Zeiten des Hussiten-Krieges von Malý. Lebendig aufgefaßt und wiedergegeben. — „Die Russinen und ihre Sprache", ein belehrender, wenn auch zu wenig umfangreicher Aetikel. — „Die Bäder des Orients", eine Skizze aus dem bekannten Werke „Le Sinai" von Alex. Dumas. — Die „Gallerie berühmter Männer aller Völkerschaften;" wird mit Mehmed Ali eröffnet. — „Die Mannigfaltigkeiten" sind reichhaltig und interessant. In dem Artikel „Böhmische Literatur" wied von K. Sabina über Čelakowský's „Nachhall böhmischer Volkslieder" — und Amerlings „Industriebоten", dann von Malý über das neue Heft der Museums-Zeitschrift referirt. Eine böhmische Bibliographie bildet den Schluß dieses Heftes. —

—7—

Von der interessanten Schrift Wlastimil ist des ersten Theiles drittes Heft erschienen, und nimmt neben den beiden früheren eine würdige Stelle ein. Den Eingang bilden Gedichte von Boleslaw Jablonský, die des pseudonymen Verfassers längst bewähretes Talent neuerdings beurkunden. Hierauf folgen Reiseberichte des Baron Hügel aus Asien und Neuholland, übersetzt von Tomjček. — An das Vaterland; ein Gedicht von Th. Moore, aus dem Englischen übersetzt von Rieger. Die Uebersetzung ist treu und fließend. — „Die letzten Momente im weißen Thurme;" eine Erzählung von J. M. Ludenský. Ein reicher Stoff, hinreichend zu bändestarken Romanen. Der abenteuerliche Zawiše von Rosenberg ist der Held der Erzählung, die übrigens zu fragmentarisch gehalten ist, als daß sie höheren Kunstanforderungen genügen könnte. Uebeigens zeichnet sich diese Piece durch lebendige Darstellung und interessante Situationen aus. — Der Tod des Rabbi Ben-David, aus dem Polnischen des Krašewski übersetzt von F. L. K. Ein Phantasiegemälde. — kurz und sinnig. — Der Mensch — ein großes Räthsel; von Amerling (Fortsetzung). — Hierauf folgt ein slawischer Telegraph, worin vieles für den slawischen Leser Interessante bespeochen wird. Diesmal hat Herr Pešiec diese Arbeit auf sich genommen und wird gewiß dafür den Dank des slawischen Lesepublikums ernten. Den Schluß dieses Heftes bildet das Panorama unseres Jahrhundeets, zusammengestellt von Tomjček.

—7—

Alexander Dreyschock in St. Petersburg.

(Aus der Nordischen Biene Nr. 71. vom 29. März (10. April) 1840.)

Diese Tage ist hier ein junger Virtuose auf dem Pianoforte, Alexander Dreyschock, ein geborner Böhme, angekommen, der sich in dem musikalischen Germanien einen glänzenden Namen erworben hat, wo er seinem Talente nach mit Thalberg in einen Rang gestellt wird. Thalbeeg — sagen die Kenner — zeichnet sich durch Sicherheit und Kraft aus, Dreyschock durch Kraft, vereint mit Anmuth; Thalberg kann verglichen werden mit dem feuerhauchenden Hekla, den Schnee bedeckt, Dreyschock gleicht dem flammensprühenden Vesuv, dee mit üppigem Grün und reizenden Blumen geziert ist. Unter den Zauberfingern Dreyschock's wird das Pianoforte ein neues, bisher unbekanntes Instrument: die Kraft, Reinheit, Anmuth, der Ausdruck und Zauber seines Spiels ist unvergleichlich. Es gibt eine Stufe — sagt ein Beurtheiler seines Spiels — auf welcher die Schnelligkeit und Gewandtheit der Finger zur Genialität wird: diese Stufe hat Dreyschock erreicht. Wien und Dresden, Hamburg und Berlin, Danzig und Riga haben ihm einmüthig den Kranz aufgesetzt, gefloch-

ten aus Entzücken und Bewunderung. Wir haben ihn in einem Privathause gehört, wo ihm ein vollendeter Kenner, Leopold Meyer, ein wahrer Künstler, der mit feuriger Leidenschaft für seine edle Kunst brennt, und fern von Neid und Eigennutz ist, mit Mund und Seele den aufrichtigen Tribut der Verwunderung und des Lobes gezollt hat.

Prager Bühne.

Gastvorstellung des Hrn. Rott, königl. preußischen Hofschauspielers.

1. Belisar.

Fürwahr ein Name von gutem Klang, den mit Freuden jedes Ohr vernommen hat! ich meine den Namen Rott. Dienstag den 21. begann Hr. Rott einen Cyklus von Gastvorstellungen, auf welchen wir nicht erst aufmerksam zu machen brauchen, da der treffliche Künstler, der jetzt bei uns, in seiner Vaterstadt, verweilt, bereits als einer der ersten Mimen Deutschlands allgemein bekannt ist.

Hr. Rott eröffnete sein Gastspiel mit Schenks: Belisar, einem Drama, das außer der gefälligen Sprache, dem glatten Verse und langen Tiraden wenig besonders Gutes hat, und Alles von der Darstellung erwartet. Belisar ist ein sinkender Held, ein Held im 5. Akte seines Lebens, der dem Verhängnisse nicht entgehen kann, und unter demselben leidet und endet. In dem wahren Charakterstücke geht die vorhandene tragische Situation aus dem Charakter hervor, sie wird durch die Persönlichkeit des Helden gebildet, der aktiv in die Handlung eingreift; als weniger allen Anforderungen des Drama's entsprechend erkennen wir aber solche an, wo die Faden, aus denen sich das Ganze webt, wie bei Belisar, außer den dargestellten fünf Akten liegen, oder gar aus reinen Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten bestehen. Diese passive Größe Belisars war durch Hrn. Rott's Spiel durchgängig trefflich gehalten. Gleich bei seinem Erscheinen im ersten Akte nimmt Belisar gleichsam Abschied von der Handlung, legt den errungenen Lorbeer seinem Kaiser bescheiden zu Füßen, und zieht sich in die Ruhe seines Hauses zurück. Neid und gekränkte Mutterliebe übernehmen nun die Handlung; Belisar sieht sich durch sie in stets wechselnde neue Situationen versetzt, von der jede ihm überraschend sein muß, und die geschickte Verknüpfung dieser Uebergänge, die consequente Deduktion eines jeden, oft sehr rasch wechselnden Zustandes aus dem Charakter ist die nicht leichte Aufgabe des Darstellers. Hr. Rott hat uns gezeigt, was eigentlich Eingehen in eine Rolle und Studiren derselben heißt; jede noch so unscheinbare Bewegung und Miene war treue Nachahmung der Natur, und die heutige Rolle ist wohl dazu geeignet, sowohl von Seiten der Gestikulation und Mimik, als von Seiten der Deklamation, zu beurkunden, was Rott ist, und welcher Genuß uns ferner durch ihn bevorsteht. Die Richtigkeit und Feinheit seiner Gestikulation zeigt sich besonders bei Darstellung des Blinden, und wenn Iffland einmal bei einem allgemein gelobten Schauspieler, der einen Trunkenen gab, meinte, sein linkes Bein sei zu nüchtern gewesen, so erinnern wir diejenigen, welche mit nicht weniger aufmerksamen Interesse als wir, der Vorstellung von Belisar beiwohnten, daran, wie selbst die Führung des Stabs, mit welchem er den Stein befühlt, auf den er sich setzen will, wie die kaum merkliche Bewegung des Körpers, der eine falsche Richtung einschlagen will, wie das vorsichtige Tasten des Fußes, der nach dem Herabsteigen von einigen Stufen erst allmälig mehr Sicherheit erhält, vollkommen dem Zustande angepaßt waren, in welchem der Künstler sich befinden soll. Die Art, wie Belisar durch Bitten einen Barbaren zu bewegen sucht, der römische Sieger einen Barbaren, der Kampf, den diese demüthigende Stellung ihm kostet, war bis ins Einzelnste wahr und treu wiedergegeben. Der Römer vergißt nie, wen er vor sich hat, selbst als das Gefühl des ihm drohenden Verlustes den höchsten Grad erreicht, steigert sich das Bewußtsein davon nur noch um so höher, so daß die Hand, die krampfhaft den Barbaren faßt und rüttelt, mit den flehenden Worten unwillkürlich in Widerspruch geräth.

So wie im Obigen die Kunst der Gestikulation eine seltene Vollendung bei Rott zeigt, so erscheint derselbe als Mimiker namentlich in der Gerichtsscene groß. Die mit Mühe verborgene Aengstlichkeit, durch Gewissensunruhe hervorgebracht, bevor er den eigentlichen Grund der Anklage erfährt, die Bewegung beim Anblick der verfälschten Briefe, in denen er die Züge seiner Hand und Gedanken, seinem Herzen so fremd und feind erschaut — waren aufs Höchste spannend und ergreifend.

Rotts deklamatorischer Vortrag wird durch ein reines, dialektfreies Organ herrlich unterstützt, und bewegt sich gleich schön in allen Nüancen, von der rührendsten Weichheit — als er den wiedergefundenen Sohn liebkost — bis zur energischesten Kraft — als er die Anklage des Hochverrathes zurückweist. In Beziehung auf diesen Vorzug des Gastgebers heben wir die Scene besonders hervor, wo der Vater in abgerissenen Worten alle Hindernisse aufzählt, die es der Tochter unmöglich machen könnten, ihn ins Elend der Verbannung zu begleiten. Mit jeder Widerlegung Irene's steigert sich im Belisar der Affekt, bis er endlich jubelnd seine Tochter umarmt, in dem Gefühle, reicher zu sein als der Kaiser selbst. In einer zusammenhängenden Rede ist die allmälige Steigerung des Affekts leicht, in abgerissenen Sätzen und Worten aber um so schwieriger, da die Ergänzung der Sätze jedesmal durch eine andere Person geschieht. Im wirklichen Leben wird sie durch das rasche und fortgesetzte Denken des Redenden hervorgerufen und erhält durch dieses seine richtige Färbung. Dem Spiele auf der Bühne aber fehlt dieses geistige Band, und es muß also ohne Anwendung des natürlichen Mittels — denn es ist psychisch unmöglich das Denken nachzumachen — nur das stufenweise sich bildende Resultat der Natur abgelauscht werden.

Rott vereint demnach mit den beneidenswerthesten Naturanlagen — die Damen rechnen mit Recht seinen schönen Arm und seine nicht minder schöne Hand auch dazu — das gründlichste Studium, und diese Vereinigung macht ihn zum ausgezeichneten Künstler, an den die sinkende Bühne Deutschlands manche schöne Hoffnung knüpft. — Das Spiel unseres geehrten Gastes wurde besonders durch die Herren Fischer (Justinian), Dietz (Alamir), Dem. Herbst (Antonina), Dem. Frey (Irene) würdig unterstützt. Herrn Kroll (Eutropius), der im Lustspiele zuweilen gelobt werden kann, möchten wir rathen, sich beim H. Rott — von dem kann man doch schon einen Rath annehmen — zu erkundigen, wie man sich in einer römischen Rüstung zu bewegen hat; denn es war erstaunlich lächerlich, an seinem Körper das balancé der Wellen zu sehen, das man nicht selten bei modischen Galants findet.

Noch Eins möchten wir der allgemeinen Nachahmung empfehlen. Nichts stört mehr die Illusion, als wenn nach einem Akte der Schauspieler sein gewöhnliches Alltagsgesicht zeigt, wie man es an ihm auf dem Roßmarkt oder auf der Bastei sehen kann. Hr. Rott wurde natürlich gerufen, und zwar mehr als einmal, allein er erschien, vor dem Schluße des Stückes, jedesmal in dem Charakter seiner Rolle; blind, gestützt auf seine Tochter, zum zweitenmale kaum die Coulissen verlassend und sich an einem Baume haltend. Mag dieses als eine Kleinigkeit erscheinen, so ist es doch immer eine schöne, des künstlerischen Ehrgefühls würdige Kleinigkeit.

B. St.

Notizen.

(„Ost und West.") Das in Nr. 1 bis 4 dieser Blätter mitgetheilte Fragment: „Sitten des alten russischen Adels" ist von dem Fürsten Odojewskij, einem der geistvollsten russischen Novellisten.

(Kiß), der geniale Schöpfer der bekannten Amazonengruppe, ist aus Parroczan (Paproczny), einem Dorfe bei Pleß in Oberschlesien, gebürtig, für dessen arme Schulkinder der edle Künstler im vorigen Jahr 200 Thaler überwies, welche die Ausstellung seiner Amazone eingetragen.

(Neue Wissenschaft.) Ein Tanzmeister in London nennt sich Professor der Bewegung.

(Denkmäler.) Man will dem verstorbenen König von Dänemark in Kopenhagen ein Denkmal errichten, und zwar auf der Stelle des Königs-Neumarktes, wo jetzt die Bleistatue Christians V. steht. — Dem in Ostindien verstorbenen General Allard soll in St. Tropez, im Var-Departement, und dem Orgelbauer Moser in Freiburg, in der Schweiz, ein Denkmal errichtet werden.

(In Siebenbürgen) hat das Oberkonsistorium auf die Errichtung einer juridischen Anstalt angetragen, weil auf den ungarischen Universitäten das sächsische Privatrecht nicht in seiner Integrität gelehrt wird.

(Artistische Orthographie.) An der Wohnung eines Modelleurs in F befand sich folgende Anzeige: „Hier sind allzeit in Giers Pferdige Modelle zu Grabmahlern u. s. w. zu haben. Auch werden allerlei Biebgueren verkauft."

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 35. Mittwoch den 29. April. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Historienmalerei.

Nicht nur das materielle Wirken, sondern auch das geistige Leben des Künstlers ist eben so gut seiner Zeit verfallen, als das jedes andern Menschen. Die Sympathien seiner Zeit üben unabweislichen Einfluß auf die ästhetische Entwickelung und auf den Ideengang des Künstlers aus, sie sind eine Art Prokrustesbett für den Geist. Denn wenn auch seine Seele über die Erde sich zu erheben vermag, so zieht ihn doch das Materielle in seiner Kunst wieder dahin zurück; und nur dann wird er im Stande sein, dieser Materie Leben einzuhauchen und während der mühevollen technischen Behandlung auszudauern, wenn sein Geist mit der Idee seines Werkes vollkommen harmonirt und damit gleichsam verwachsen ist. Der Maler ist Dichter durch sichtbare Gestalten; und so wie der Dichter die Situationen und Affekte, die er beschreibt, in seiner Seele mit durchleben und durchfühlen muß — so muß auch beim Maler dieselbe geistige Verwandtschaft zwischen seiner Seele und der Idee seines Produktes statt haben. Sonst kommt nur ein kaltes seelenloses Machwerk zum Vorschein, das höchstens technischen Werth hat. Und dies halte ich für den vollgültigen Grund, daß der Künstler nicht aus dem Rahmen seiner Zeit heraustreten soll, weil ihm doch im Allgemeinen die Sympathien für alles nicht seiner Zeit Angehörende mangeln, und er sein Ich in eine fremde Sphäre versetzen muß, in der er sich doch nur unfrei und nach kalten akademischen Regeln und traditionellen Typen bewegt. Nur in einer Zeit, die in christlich-religiöser Beziehung so hoch stand, konnte Raphael zu der glühenden Begeisterung sich erheben, die es allein möglich machte, daß der göttliche Gedanke bis auf den Saum des flatternden Gewandes durchhielt. Fiesole malte seine himmlischen Madonnen vor Ehrfurcht knieend; Murillo bereitete sich durch begeistertes Gebet für seine heiligen Historienwerke vor. Nur solcher Zeitstimmung und solcher Erhebung ist es möglich, so Erhebendes zu schaffen. Wenn Raphael heutzutage lebte, würde er gewiß wohl auch ein göttlicher Maler, aber vielleicht kein Maler des Göttlichen sein. Denn wenn ein Kunstwerk nicht des Gegenstandes selbst wegen geschaffen wird, nützen alle Regeln, Studien und Modelle nichts, es wird immer nur todte Form ohne Seele sein. So können nur jene Ideen Stoff für den Maler geben, welche er sich ganz zu assimiliren vermag; und nur in so fern ist er über seine Zeit erhaben, daß er dieselbe idealisirt darzustellen im Stande ist. Da aber unsere lebenspraktische vernünftelnde Zeit im Allgemeinen religiösen Tendenzen in der Kunst wenig gewogen ist, und den Künstlern, einige Wenige ausgenommen, die religiöse Anschauung und die weihevolle Erhebung mangeln — so sieht man den Bildern der christlichen Richtung im Durchschnitte an, sie seien keine Produkte des Lebens und der innern Nothwendigkeit, sondern der Schule. Wenn auch äußere Anachronismen vermieden werden, so stehen doch desto deutlicher die Anachronismen des innern Lebens fast auf jedem dieser gemalten Gesichter geschrieben. Wer sich also nicht innerlich dazu berufen und die heilige Weihe in sich fühlt, der möge sich ja nicht zwingen, religiöse Motive zu wählen, welche er nicht zu beherrschen im Stande ist, während er in einer andern Richtung vielleicht Treffliches zu schaffen vermag. Das große Publikum sympathisirt auch offenbar mit näherliegenden Stoffen mehr; denn es will sich nicht erst in eine künstliche Stimmung hinaufschrauben müssen, um ein Kunstwerk geistig genießen zu können, sondern betrachtet lieber von seinem natürlichen Standpunkte aus Werke, welche Ideen unsrer Zeit repräsentiren. Die Klage der Maler, daß das Publikum die Historienmalerei nicht würdige, fällt auf sie selbst zurück. Wenn die Künstler der Zeitstimmung angemessene Geschichtsbilder, Darstellungen aus der contemporänen Geschichte rc. geben werden — so wird sich das Publikum für sie und für die Historienmalerei interessiren, weil es au niveau des Gegenstandes ist. So sollen die Maler durch Wahl von Stoffen, welche nationales Interesse haben, das Publikum zur Theilnahme und dadurch zum Verständniß der Kunst heranbilden; das Publikum aber soll sich durch Aufnahme der Aesthetik in die Erziehung tiefere Empfänglichkeit für durchgebildete Kunstformen zu erwerben suchen. So werden sich beide Theile gegenseitig verstehn und die Kunst zu ihrer höchsten Blüte führen können. — Was den Zustand der Historienmalerei in Wien anbelangt, so finden wir hier Repräsentanten für beide Hauptrichtungen derselben, für die Profangeschichte und die heilige Historie, obgleich in sehr kleiner Anzahl. Die Allegorie und Mythe werden, so wie durchwegs in unserer Zeit, höchst selten benützt, und nicht mit Unrecht.

Die heilige Historie hat die meisten Vertreter. Richtung und Styl zeugen von Overbeck'schem Einfluße, wenn sie sich auch nicht zu der theosophischen Höhe und der schwärmerischen Begeisterung Overbecks erheben. Ihre meisten Werke fließen aus dem Geiste frommer Einfalt und dem Treuhalten an traditionelle Typen. Die besten unsrer religiösen Maler sind wohl Kupelwieser, Führich, Steinle, Ludwig Schnorr, Kadlik (seit kurzem todt) und Schulz. Ein Vorzug zeichnet alle ihre bessern Werke aus, der einer markirten Charakteristik. Sie gehören zu den vorzüglichsten Kompositeuren und Zeichnern der neudeutschen Schule; aber auf den Schmuck der äußerlichen Ausstattung richten sie nicht viel, ja fast zu wenig, ihr Augenmerk. Wenn auch der echt christliche Sinn dieser Maler mit blendenden Effekten nichts gemein haben will, so sollten sie es doch nicht verschmähen, durch

brillantere Behandlung der Farbengebung auch das große Publikum für ihre Richtung empfänglich zu machen; denn der erste Blick der Masse wird nur stets durch das Kolorit angelockt. — So geschieht es auch wieder in dieser Ausstellung, daß das einzige gute Historienbild dieser Richtung von der Menge größtentheils übergangen wird, es ist dies *Führichs* „Gang nach dem Oelberge." Die dem Bilde zum Grunde liegende Idee, Christi Worte: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod," ist ein erhabner, der tiefsten geistigen Charakteristik in der Malerei fähiger Vorwurf. Daß Führich diesem sublimen Sujet gewachsen ist, beweist die schöne einfache Anordnung des Ganzen, die leichte ungezwungene Gruppirung, die psychologische Behandlung der drei Apostel. Die Hauptfigur, Christus, ist aber wohl die schwächste; Führich ist in dessen Kopfe von dem gewöhnlichen Typus abgewichen, die Stirne wurde aber dabei zu eckig hervorragend, das Gesicht zu gedrückt und zurückweichend. Wenn auch die Haltung edel und würdevoll, so ist doch die Miene für den Gottmenschen zu kleinlaut, der Mensch hat darin zu sehr den Gott verdrängt. Der Ausdruck in den Köpfen der drei Apostel ist der Seelenspiegel ihres Charakters; Jakobus, dessen Gesicht traurigen Ernst bezeichnet, der kräftige, tiefbetrübte Petrus und der schwärmerischweiche, schwermüthige Johannes. Die Figuren sind leider nur Kniestücke; bei der trefflichen Haltung des Bildes hätten ganze Figuren mehr einheitlichen Eindruck gemacht. Außer diesem christlichen Historiengemälde sind noch einige *weniger* bedeutende in der Exposition: von Führich „der Hirtenknabe David," von Schulz „die drei heiligen Frauen am Grabe Jesu," „der heilige Christoph" von *Minijon* aus Düsseldorf, von *Schaller* „Abraham und die Engel," von Nat. *Schiavonni* „eine Madonna mit dem Kinde," lauter kleinere Bilder, die sich eben durch keinen bemerkenswerthen Vorzug auszeichnen, und ein Carton von Joh. *Ender* „der Einzug Jesu in Jerusalem," nicht eben in geistiger Beziehung hervorragend. — Die heilige Historie ist heuer weniger als in irgend einem Jahre vertreten — sollte dies vielleicht einen Beleg für meine obige Ansicht über diese Gattung geben können?

Die *Profangeschichtsmalerei* ist die eigentlich volksthümliche Kunstgattung, und sie sollte vorzüglich beachtet und betrieben werden. Wenn sie auch besonders in Fresken monumentaler und andrer Bauten berücksichtigt werden soll, um als wirklich populäre Kunst zum dauernden Schmucke des öffentlichen Lebens zu dienen — so muß sie aus demselben Grunde auch die Hauptrichtung der Oelmalerei ausmachen. Durch die Bestimmung für die *Oeffentlichkeit*, durch die Ausschmückung öffentlicher Gebäude, wird die Kunst nicht nur selbst gehoben, sondern wirkt auch erhebend und wohlthätig auf die Kultur des Volkes ein. Durch solche unveräußerbare Schätze erhält die Kunst ihre höchste edelste Bedeutung, sie wird Allen zugänglich, das Volk erhebt und begeistert sich an diesen nationalen Heiligthümern; sie wird Gemeingut, statt sich als Privateigenthum nutzlos zu verlieren. Dabei bewahrt sie durch ein solches Verhältniß zur Nation am sichersten ihren Gehalt und ihre Würde, indem die Künstler in ernstem und strengem Style Werke schaffen müssen, welche die Sympathie der Masse erregen können, somit die glückliche Vereinigung von Popularität und Idealität bewirkt wird. Dadurch nur kann und hat auch in früheren Zeiten die Kunst einen typischen Charakter angenommen. Diese öffentliche Kunst fehlt uns noch, und deßwegen hat sich auch vielleicht bis jetzt das nationale Element in derselben noch nicht herausgestellt. — — Selbst in der Oelmalerei stoßen wir hier auf höchst sparsame Bearbeitung der *Profangeschichte*, besonders der *vaterländischen*, welche doch so unzählige interessante Momente zur malerischen Darstellung darbietet, die gewiß schon des Gegenstandes wegen vom Publikum mit patriotischer Wärme aufgenommen würden. Dies wäre sicher der beste Weg, dem Publikum Interesse und Liebe für die Malerei einzuflößen — darum sollten sich auch unsre Maler, wie es die wahren Künstler aller Zeiten thaten, durch eifriges Studium der Geschichte zu Kompositionen begeistern. — Bei diesem niedern Zustande der Historienmalerei in Wien kann von einem *nationalen Typus* in derselben um so weniger die Rede sein, da sich die Haltung der Schule noch nicht konsolidirt hat. Nur auf einzelne Hindeutungen nach dieser Richtung stoßen wir manchmal, in denen wohl auch größtentheils mehr das Streben als die Durchführung zu beloben ist — sed et voluisse sat est. Allein nicht nur in Wien, sondern in ganz *Europa* verflacht und verliert sich die *Historienmalerei* nach und nach immermehr, geht durchwegs in Genremalerei über, so daß selbst streng historische Stoffe genreartig behandelt werden, seit der *Genregeist über die Maler gekommen* ist. Die böse Folge davon stellt sich auch bei unsrer Malerschule heraus — es ist dies nicht nur der Mangel an historischer Auffassung der geschichtlichen Sujets, sondern Mangel an geistiger Auffassung der Stoffe im Allgemeinen. Man vermißt im Durchschnitte in ihren Produkten die beseelte Darstellung der Idee, die Anschaulichkeit des Innern im Aeußern, das kräftige und lebendige Hervortreten des Geistigen im Körperlichen — kurz, die *höhere*, die *geistige Schönheit*. Dies manifestirt sich *in allen Gattungen*: durch Mangel an Ausdruck in der Historie, Mangel an Poesie und kräftiger objektiver Darstellung im Genre, Mangel an individuellem Seelenleben im Portraite, und Mangel an Charakteristik der Natur in der Landschaft. Ich spreche hier natürlich nur *im Allgemeinen* — denn daß auch *hier*, wie überall, Ausnahmen existiren, dafür haben wir die *glänzendsten* Belege. Durch die bestehende Kunstansicht geht aber der Hauptzweck der Kunst, *Befriedigung des Geistes*, verloren, und nur Befriedigung des Auges wird erreicht — und dadurch stellt sich doch eben die Kunst über das *Handwerk*. Ich glaube hieraus wohl mit Sicherheit abnehmen zu können, daß sich unsre Malerschule das Kunstprinzip Montesquieus „*Erregung des Vergnügens*" als Norm vorgesetzt hat, anstatt sich zum Prinzip Schellings „*Ausdruck des Unendlichen im Endlichen*" hinzuneigen. Da nun aber der hier herrschende *ästhetische Realismus* blos die Nachahmung der Natur ohne alle Idealität als höchstes Ziel annimmt — so können die Künstler in Flachheit und Trivialität, in sklavische unkünstlerische Kopirung der Natur gerathen, ohne Werke von idealer Schönheit und artistischer Selbstständigkeit zu schaffen. Man wirft zwar dem ästhetischen *Idealismus* mit großem Rechte vor, daß die Künstler sich dadurch ganz von der Naturwahrheit entfernen und häufig exaltirte fantastische Visionen zu Tage fördern — allein diesen beiden Extremen kann man durch den *Synthetismus* entgehen, welcher die *naturgemäße Realisirung der Idee* angibt. Doch ist hier nicht der Platz zu ästhetischen Expositionen, um die man sich ohnehin wenig zu kümmern scheint; ich kehre daher zur Profangeschichte zurück. — Wenig Städte in Europa bieten wohl so viele und genügende *Hilfsmittel* für den Historienmaler, als Wien. Für die geistige Ausbildung der Künstler liegt in der Bibliothek der Akademie selbst ein reicher Schatz von artistischen und literarischen Werken aufgehäuft, in denen Tausende von Embryonen zu großartigen neuen Kunstschöpfungen enthalten sind — es ist nur an den Künstlern, sie ins Leben zu rufen. Unsre herrlichen Galerien schließen Meisterwerke aller Zeiten und Schulen ein — wieder ein großes Feld zu vergleichenden Studien. An materiellen Hilfsmitteln ist auch Ueberfluß: wir sehen Repräsentanten aller Nationen in unsrer Residenz zu Modellen für den Künstler; und Oesterreich selbst bietet so verschiedenartige Typen der Menschenrace dar, wie Italiener, Ungarn, Tiroler u. s. f., welche treffliches Material zu charakteristischen Auffassungen schöner Formen liefern. Zudem haben die meisten unsrer österreichischen Völker so höchst malerische National-

kostüme, daß dadurch schon der stets wiederholte Tadel des unpittoresken modernen Kostümes ganz wegfällt, und daß selbst bei Darstellungen aus der Jetztzeit das malerische Prinzip nicht hintangesetzt wird. Warum nehmen unsre Maler nicht ihre Motive aus der neuesten Geschichte? Da liegt die Inspiration am nächsten und natürlichsten, und braucht nicht erst bei den Haaren herbeigezogen zu werden. Um nur beispielsweise aus der Masse erhebender und großer Momente der neuesten Geschichte Oesterreichs einen anzuführen: welch schönes Feld zu historischen Kompositionen gäbe nicht Tirol mit seinem Heldenkampf am Anfange dieses Jahrhunderts? das schöne kräftige Bergvolk mitten in seiner großartigen Natur, den todesmuthigen Heroen Andreas Hofer und andre kampfbegeisterte Führer an seiner Spitze? Und solche herrliche Momente weist unsre neueste Geschichte in Menge auf. An dergleichen Historienbildern wird das Publikum gewiß Gefallen finden und sich daran begeistern. — Endlich, ist es denn nur die Staatengeschichte, die nach Jahreszahl und Namen Motive für die Historienmalerei liefert? Das hieße die Bedeutung dieser Gattung sehr engherzig und einseitig auffassen. Ich glaube, ganz richtig könne man Historienmalerei als bildliche Darstellung eines weltgeschichtlichen Faktums oder einer weltgeschichtlichen Idee definiren. So wird auch das philosophisch geschichtliche und rein psychologische Element in den Kreis ihrer Darstellungen hineingezogen. Und steht die Kunst nicht noch selbstständiger da, wenn sie den Geist der Zeit individuell verkörpert gibt, und nicht erst von der Geschichte das Interesse borgen muß? Da kann sich die Idee der Menschheit in ihrer historischen Bedeutung entfalten, und in dem menschlichen Charakter wird sich der geschichtliche abspiegeln — so wie umgekehrt eine historische Darstellung ohne die innere Bedeutsamkeit des rein Menschlichen gar keinen tiefern Kunstwerth hat. Durch diese Auffassung wird zugleich in der Profangeschichtsmalerei das Ideal gerettet, und die Schranke eingerissen, welche die höhere Genremalerei der nominellen Bedeutung nach von der Geschichtsmalerei trennt. In diesem Sinne sehen wir auch viele Münchner und Düsseldorfer Künstler schaffen; so sind z. B. die Figuren in Kaulbachs „Narrenhaus" und Schrödters „Don Quichote" eben so viele verkörperte Ideen, fleischgewordene historische Zustände. So soll die Malerei betrieben werden, wenn man Goethe's Worte beachten will:

„Zugleich ich auch noch wünsch' und wollt',
Daß man dabei was denken sollt'." —

Auf diesem Uebergangspunkte der Historie zum Genre steht unter den Wiener Malern Danhauser, der früher Geschichtsmalerei trieb, aber an dem streng historischen Style keinen Gefallen findend zur höheren Genremalerei überging. Er ist so ganz unsrer Zeit und ihren Sympathien zugewendet, und sucht überall die psychologischen Elemente herauszustellen, was ihm auch bei seiner Vollendung im Ausdruck durchwegs gelingt. Ich werde von ihm bei der Genremalerei sprechen, da er leider das streng historische Feld ganz verlassen zu wollen scheint. Danhauser malte auch vor langer Zeit vier Bilder als Illustrationen zu Pyrkers „Rudolphiade." Dies führt mich auf die unerfreuliche Bemerkung, daß man in der hiesigen Kunst fast gar nicht auf Illustrationen zu vaterländischen oder deutschen Dichtungen stößt, während z. B. im Auslande schon Illustrationen zu Lenau und andern österreichischen Dichtern erschienen. Nach unsern artistischen Erzeugnissen möchte man beinahe glauben, man habe hier keinen Sinn für Poesie — während wir doch Poeten in jeder Gattung aufzuweisen haben, die jetzt zu den ersten Deutschlands gehören, und während hier eben so viel Empfänglichkeit für Poesie herrscht, als irgendwo in Deutschland. Als Gegensatz zu unsern Malern thun die Düsseldorfer hierin fast des Guten zu viel, indem sie nach und nach die ganze deutsche lyrische Poesie in Farben übersetzen werden, und darunter selbst Gedichte, die zur malerischen Darstellung sich nicht einmal recht eignen. — Was die Repräsentation der Profan-Historienmalerei auf der heurigen Ausstellung betrifft, so ist sie ärmlicher, als in irgend einem frühern Jahre; denn sie weist nicht ein bedeutendes Werk auf. In größerer Dimension, wie man sie doch für ein Geschichtswerk wünschen muß, schon damit sich der historische Ausdruck der Köpfe räumlich breiter ausdehnen könne und nicht in genreartige Behandlung verschrumpfe, finden wir kein Bild — ich müßte denn den „Tod des Marcus Curtius" von Beifuß anführen, welcher die Malerei nach der Grammatik studirt zu haben scheint, worin es heißt: „der Himmel ist blau, das Gras ist grün, der Mensch hat zwei Füße ꝛc.," viel mehr hat er in dem Gemälde nicht geleistet. Dann sehen wir noch ein Bild von Schaller: „der treue Blondel und König Richard Löwenherz auf der Veste Dürnstein," das Talent zur Darstellung von Stoffen aus dem romantischen Mittelalter zeigt; von L'Allemand „Kampf Carlistischer Guerilla's gegen die Christino's im Jahre 1839," dem Leben und Bewegung nicht abzusprechen ist; von Dullinger „Markgraf Leopold findet den Schleier seiner Gemahlin Agnes" und von Schmidt: „der Feldherr Arpad untersucht Ungarns Wasser, Erde und Gras," denen die historische Behandlung fehlt. Von Monten aus München ist ein Schlachtstück „Gustav Adolfs Tod" ausgestellt, dessen Komposition aus einem Guße, die Auffassung geistreich, Zeichnung genial, aber die Ausführung etwas zu flüchtig ist. Godinot aus Brüssel stellte „Ludwig XI. in der Küche" dar, worin er Ludwigs Portrait und Charakter so ziemlich richtig zeichnete. — Dies ist Alles, was ich von Geschichtsmalerei in der Ausstellung auffinden konnte — wahrlich sehr wenig! — Ueber die Historienmaler Kraft, Joh. Ender, Anton Peter und den genialen Schwindt, welche die Ausstellungen fast nie mit Werken ihres Pinsels bedenken, Weitläufiges zu sprechen, behalte ich mir für eine andre Gelegenheit vor, da hier weder Zeit noch Raum dazu bleibt. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Phrenologie und Physiognomik.

In Nr. 45 des 5. Jahrgangs der polnischen Zeitschrift Przyjaciel ludu (der Volksfreund) macht ein Pole den beiden Gelehrten Gall und Lavater die Erfindung der Phrenologie und Physiognomik streitig, und schreibt das Verdienst dieser Erfindungen seinen beiden Landsleuten, Johann von Glogow und Simon von Lowic zu, zwei zu ihrer Zeit berühmten Professoren an der Krakauer Universität gegen das Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts. „Es dürfte nicht zur Unzeit sein," — spricht der erwähnte Pole — „über ein Gespräch Bericht zu erstatten, welches ich mit Herrn Gall bei Beginn seines kraniologischen Kurses zu Paris im Jahre 1817 geführt hatte. Wie bekannt war Galls Schädellehre anfangs sehr unvollständig und irrthümlich. Als er auf Befehl der Behörden Wien verlassen hatte und sich in den Rheingegenden bald da bald dort aufhielt, legte er selbst nicht den geringsten Werth auf seine Wissenschaft, und sie wäre gewiß gänzlich in Vergessenheit gerathen, wenn ihm nicht die Schrift des Polen Johann von Glogow: De anima zur Hand gekommen wäre, dessen Studium ihn nicht nur zur Annahme seiner Wissenschaft bewog und zur neuen Grundlage diente, sondern auch das Feld neuer Forschungen öffnete, und weitere Fortschritte, besonders im Gebiete der vergleichenden Anatomie beförderte. Weil aber Gall in seiner Apologie auch nicht mit einer Sylbe unseres gelehrten Landsmannes, seines wahren Lehrers, erwähnte, hielt ich es für meine Pflicht ihn daran zu erinnern. Ich ließ mich mit Gall in ein Gespräch ein, und bemerkte, die Kraniologie, und zwar die höhere, gegenwärtig Phrenologie benannt, sei in Polen längst bekannt gewesen, und wurde im 15. Jahrhundert auf der Universität zu Krakau nicht nur von der Katheder philosophisch erklärt, sondern auch ihres besonderen Interesses wegen wissenschaftlich behandelt und dem Drucke übergeben. (Das Werk erschien das erstemal im Jahre 1501, das zweitemal zu Krakau 1522.) Gall's sichtliche Verlegenheit bewog mich mit ihm glimpflicher zu verfahren, da er aber später über den berührten Gegenstand sich sehr leichtfertig ausließ, sagte ich unverhohlen, daß, obgleich die Kraniologie, da sie dem Materialismus Vorschub leistet, unstreitig der Phrenologie nachstehe, so verdiene sie doch wie jede andere Wissenschaft beachtet zu

werden. Uebrigens aber — sprach ich weiter, — je mehr ich über diese Sache nachdenke, und in Ihrer Kraniologie dieselbe Eintheilung des menschlichen Kopfes in drei Abtheilungen menschlicher Fähigkeiten antreffe, die unser Johann von Glogow angegeben, und wenn ich ferner in Ihren Schriften die Beispiele unseres Schriftstellers oft wörtlich angeführt finde, kann ich meine Verwunderung nicht zurückhalten. — Hierauf folgte beiderseitiges Schweigen; der Ausdruck des Gesichtes unseres Phrenologen verrieth hinreichend die Schuld der Entlehnung. — — Dieselbe Bewandtniß hat es auch mit der Schrift des Simon von Lowic, dem klassischen Werke: Enchiridion Physiognomiae (erschienen zu Krakau bei Florian 1532), welches, reich versehen mit Abbildungen menschlicher Gesichtszüge in leidenschaftlichen Erregungen, kritisch und philosophisch abgefaßt, uns nicht nur genügend überzeugt, daß der erwähnte Verfasser der Erfinder dieser interessanten Wissenschaft sei, sondern auch, daß Lavater Alles aus ihm geschöpft, die Linien zu seinen Tafeln menschlicher Gesichtszüge abgezeichnet und dazu das Unrecht begangen habe, die Quelle gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. — — Der letztgenannte Pole hinterließ auch eine Abhandlung über die Chiromantie. Diese beiden seltenen Schriften befinden sich in der Bibliothek Soczynski's, Senators zu Krakau." —7—

Böhmische Literatur.

Vor Kurzem sind bei J. Spurny in Prag erschienen: Básně od Joh. Slaw. Tomjčka (Gedichte von Joh. Tomjcek); die Sammlung ist in zwei Abtheilungen geordnet, deren erstere Balladen, Romanzen und andere Gedichte, die zweite jedoch ausschließend Sonette enthält. Wenn von den neuböhmischen Dichtern zumeist die Lyrik gepflegt wurde, so hat sich Hr. Tomjcek ein besonderes Verdienst um die epische Form erworben, die er kunstreich zu behandeln weiß. Auch versteht er den Balladen- und Romanzenton gut festzuhalten; jedoch das Feld, worauf er heimisch ist, dürfte die eigentliche poetische Erzählung sein, wie er es in den Gedichten Borsa, Songor und Luboň u. a. m. genügend an den Tag legte. In dem Gedichte Johann Žižka und Prokop Holý auf dem Spaziergange, wo der Dichter diese beiden Helden bei einer Betrachtung des gegenwärtigen Prags auftreten läßt, spielt er geschickt in die Satyre hinüber. Schade, daß nicht mehr solcher Piecen in dieser Sammlung sich vorfinden. In der zweiten Abtheilung der Gedichtsammlung tritt Herr Tomjcek als Lyriker auf. Sie enthält achtzig Sonette, deren Mehrzahl den glühenden Patriotismus des Verfassers beurkundet. Die Sprache ist kräftig und geglättet, die Versifikation leicht und angenehm, und wenn auch die Ausführung der gegebenen Ideen Manches zu wünschen übrig läßt, so spricht doch die ausgesprochene Tendenz für den Dichter empfehlend, und die Freunde der böhmischen Literatur heißen ihn in den Reihen ihrer Vorkämpfer willkommen. K. S.

Notizen.

(Druckfehler.) Ein Journal wollte eine Schauspielerin so recht von Herzen loben und schrieb: Dem. N. war von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe ganz beseelt. Der Schalk von Setzer aber verbesserte: von der Richtigkeit ganz beseelt. — Allen enthusiastischen Lobhudeleien wären solche Druckfehler zu wünschen.

(Volksthümliches.) Unter den lokalen Gewohnheiten der Schweiz fällt eine auf, die an das alte Heidenthum, an die Sonnenfeste erinnert und ganz mit einer ähnlichen in Tirol übereinstimmt: In Graubündten zu Haldenstein und am Strilierberg herrschte eine Gewohnheit, die man für uralt hält. In der Nacht der alten Fastnacht wurden auf den Anhöhen Feuer von den jungen Leuten angezündet, hölzerne Scheiben, ungefähr ein Zoll dick und ein Fuß im Durchmesser, angebrannt, vermittelst eines in dieselben gesteckten Stabes geschwungen, und mit dem Ausrufe: „Schyba, Schybi, die Schybe soll mym (der Name des Mädchens) syn!" den Berg hinuntergeschleudert.

(G. Meyer von Knonau Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft. 2. Bd. 1839.)

(Die englische Fenstersteuer), den Bewohnern des Continents als eine der drückendsten Abgaben erscheinend, ist für jedes bewohnte Wohnhaus zu 8 Fenstern jährlich 16 Schilling 6 Pence, zu 180 Fenstern jährlich 46 Pf. Stlg. 11 Schill. 3 d. und für jedes Fenster über 180 noch 1 Schill. 6 den. — Das Czerninsche Palais in Prag, welches bekanntlich 365 Fenster hat, müßte daher eine schöne Summe zahlen!

(Aus Paris) wird in der „Mitternachtzeitung" berichtet: In der Dramaturgik ist in der letzten Zeit wenig Gutes geleistet. Die Masse ist freilich vorhanden. Der vielgeschäftige Scribe bearbeitet jetzt ältere Stücke des Gymnase dramatique; einige Personen und Scenen werden verändert, und das Ganze ist neu, herrlich und geeignet für das Theatre français. Scribe hat schon lange dieses Plagiatwesen betrieben, und hat man es ihm auch verziehen, daß er Stücke, wie z. B. den „Schwarzen Domino" fast wörtlich nach einem spanischen Originalstücke bearbeitete und den Freibeuter spielte, so zeigte man doch nicht gleiche Nachsicht mit seinem neuen Stücke „la Calomnie." Die Aufnahme war freilich keine vollständige chûte, doch nichts weniger als ein succès. Auf dem Boulevard du crime in der Porte St. Martin oder Porte du crime spielt man noch immer recht effektreiche Stücke, in denen Mord und Brand, Fluch und Schandthat Hauptingredienzen sind; aber leider macht dies Alles keinen rechten Effekt mehr; man ist schon zu sehr daran gewöhnt, und A. Dumas sagte mir neulich — daß es mit dem crime nicht mehr ginge, man müsse rein psychologische Stücke jetzt schreiben, um Geld zu verdienen. — Die neuesten Lustspiele sind so voll von Gemeinheit, daß sie wahrhaften Eckel erregen."

(Lebendiger Prospektus.) Im vergangenen Karneval hatte der Vorsteher einer Pensionsanstalt zu Paris seine Schüler auf einem Wagen umhergeführt, der mit Annoncen beklebt war, und von welchem aus des Vorstehers Name laut bekannt gemacht wurde. Unter dem Vorwande, den Schülern ein Vergnügen zu bereiten, mußten sie zum Prospektus dienen und Adressen mit mächtigen Buchstaben unter das Volk werfen. (Mitternachtzeitg.)

(Bauwerke.) Von dem Stockport Viadukt, einem staunenswerthen Unternehmen der Manchesterbirminghameisenbahn, sind bereits zehn der 63 Fuß breiten Bögen als vollendet zu betrachten; der Bau der übrigen schreitet rüstig vorwärts, so daß binnen sechs Monaten eines der großartigsten Bauwerke unserer Zeit vollendet sein wird. (Aktionär.)

(England.) Die Eisenbahnrichtungen zeigen einen ungeheuern Unterschied in der Dichtheit der Bevölkerung Englands, die man früher nicht vermuthete. Auf einer englischen Quadratmeile in Wales zählt man 265 Einwohner, in Westmoreland nur 70, und in Lincolnshire, einer Landbau treibenden Grafschaft 120 Einwohner. Im Ost- und Westende von London leben auf einer Quadratmeile 186,046 und in kleineren englischen Manufaktur- und Handelsstädten sogar 243,000. (Aktionär.)

(Neue Künstler.) Bretolotto's betriebsame Flöhe sollen gar gewaltige Rivalen an einigen genialen Wanzen erhalten haben, welche jetzt in Dresden gezeigt werden. Diese Wanzen sind bereits weit in der Kultur vorgerückt und verstehn sich auf menschliche Künste: sie tanzen Galopp und Polka, rauchen Tabak, schmarotzen rc. rc. Ja man sagt, eine Wanze und ein Floh wollen zusammen eine Kunstreise durch Europa antreten, und sich, wenn sie gute Geschäfte machen, nach Amerika einschiffen. Mehre deutsche Journalisten halten schon die schönsten, sublimsten Phrasen in Bereitschaft, denn: „dem Verdienste seine Kronen!" — * *

(Paris und Prag.) Vor einiger Zeit trieb ein plötzlich entstandener bestialischer Gestank die ganze zahlreich versammelte Menge, die zu ersticken befürchtete, aus dem Theater des Variétés. Bei näherer Untersuchung fand man in einer Ecke des Parterres eine kleine zerbrochene Flasche, deren vergossener Inhalt sich leicht als Ursache davon erkennen ließ. Eine Oppositionspartei hatte nämlich dieses für das beste Mittel gehalten, die Vorstellung zu unterbrechen, was leider gelungen ist. Wer diesen Unfall kennt, hat Grund, wenn er seine Nase im Theater beständig Schildwache stehen läßt. — Es wäre deshalb sehr zu wünschen, daß man aus Barmherzigkeit dafür sorgte, daß gewisse Thüren sorgfältig verschlossen und vor entstehender Zugluft gehörig geschützt würden. B. St.

(Prag.) Der rühmlichst bekannte Heldenspieler Hr. Hock ist auf seiner Reise von Wien nach Petersburg, welches ihn für einen großen Kreis von Gastvorstellungen gewonnen hat, hier eingetroffen. Es wäre zu wünschen, unsere Theaterdirektion, die freilich bereits für die ganze Sommer-Saison ihre vollständigen Arrangements hinsichtlich der Gastspielenden getroffen, erübrigte dennoch ein paar Schauspielabende, um dem Publikum auch diesen talentvollen Mimen vorzuführen. * * *

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 36. Samstag den 2. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 34 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Nachklänge slawischer Volkspoesie.

Von Siegfried Kapper.

Der Reiter vor Belgrad.

(Slowakisch.)

Vor Belgrad an der Donau
Steht Mann und Roß im heißen Kampf,
Da rollt und qualmt in Wolken
Der dicke schwarze Pulverdampf.

Vor Belgrad an der Donau
Da steht ein weißes Roß im Feld,
Der Reiter liegt am Boden,
Das Herz verwundt, das Haupt zerspellt.

„Vergeblich ist dein Warten
Daheim, o trautes Mädchen mein!
Sie haben tief geschossen
Mir in die junge Brust hinein.“

„Vergeblich ist dein Hoffen!
Ich sterb', vom Schlachtgetös umbrüllt;
Aus meinem jungen Herzen
Mein warmes junges Leben quillt.“

„Fragst, wer mich wird begraben? —
Bei Belgrad auf der weiten Haid
Da wird mein jung Gebeine
Des Nachts vom Sturmwind ausgestreut.“

„Fragst, wer zu Grab' mir läutet? —
Kanonen! — Und Trompetenklang
Und Schwertgeklirr und Trommeln,
Die singen mir den Grabgesang!“ —

Bilder aus Polen.

Das Jesukindlein.

Wo in Warschau die Masurenstraße von der heiligen Kreuzstraße durchschnitten wird, liegt auf einem geräumigen, noch wenig angebauten Platze ein Gebäude, das sich allerdings durch seine Größe, durch seine dreifache lange Reihe von Fenstern auszeichnet, sonst aber keinen Bauschmuck, keine Säule, keinen Fries, keinen Giebel prunkend herausstellt, und über dem Haupteingang statt all dieses Flitterwerkes nur die Aufschrift „Hospital zum Jesukindlein“ trägt. Es ist dies das Warschauer Findelhaus, eine Anstalt, in welcher fromme Nonnen jenen Unglücklichen, welche schon in ihrer Geburt von ihren Erzeugern verworfen, denen die süßeste und treueste der Stimmen von dieser Welt log und ein Fluch war, diesen unseligen Kindern alle nur mögliche Pflege angedeihen lassen, und so die Gräuel des eigenen wie des andern Geschlechtes zu sühnen trachten. Leider muß diese Anstalt einer großen Menge unschuldig Verworfener zur Zuflucht dienen, und leider bestätigt sich auch hier die oft gerügte Erfahrung, daß nicht die Hälfte, ja kaum ein Zehntel dieser mutterlosen Kinder die ersten Jahre überlebt, daß eine unverhältnißmäßig große Anzahl der Verlassenen trotz aller künstlichen Pflege zu Grunde geht, so daß es immer noch eine Frage bleibt, ob solche Anstalten zum Fluch oder zum Segen der Menschheit im Allgemeinen wie der Unmündigen insbesondere gereichen. Wie das Urtheil des Beobachters auch immer ausfallen mag, gewiß wird er dem frommen Stifter vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und den Anlaß bewundern, durch welchen ein solch bedeutendes Unternehmen, wie der Bau und die Einrichtung dieses Findelhauses ist, ins Werk gesetzt werden konnte, durch einen Mann, der kein Vermögen, keinen Einfluß, keine Bedeutung im Staate, der nichts hatte, als seine Tugend. Der Stifter dieser Anstalt hieß Baudoin, und war seiner Geburt nach ein Franzose, seinem Stande nach Priester, welcher kurz vor der ersten Theilung Polens eine Zeit lang Erzieher in bedeutenden polnischen Häusern gewesen, dann aber, als ihm diese Stellung nicht mehr zusagte, als Mönch in eines der Warschauer Klöster eintrat und darin bis an sein Ende verharrte. Dieser Mönch Baudoin kam einst über dem Einsammeln der milden Gaben in den Pallast des Fürsten Radziwill, des reichsten und prächtigsten der damaligen polnischen Pane. Der fromme Priester, der für die Armen einen drückenden Schritt nicht scheute, stieg, da er unten die Räume leblos fand, treppan, und trat unbemerkt durch die Vorzimmer, in welchen er zufällig keine Dienerschaft angetroffen, in den Speisesal, in welchem der Fürst mit den Genossen seiner wilden Zerstreuungen tafelte, und eben den Schaumwein in die hohen Kristallbecher gießen hieß. Der Anblick eines bescheidenen, einfach gekleideten Mönches mochte die Schwelger unangenehm überraschen, mochte ihnen manchen stillen Vorwurf zuflüstern, ihnen Gedanken im Innern regen an Dinge, die über und hinter dem Leben stehen, weßhalb sich der Fürst Festgeber auch dermaßen erzürnte, daß er vom Sitze aufsprang, zur Thür eilte, und dem bittenden Priester mit eigener Faust einen gewaltigen Schlag an die Wange versetzte. Dieser aber ließ sich durch die rohe Behandlung weder in Zorn, noch außer Fassung bringen, sondern erwiederte dem fluchenden Angreifer: „Das ist für mich, aber gnädigster Herr, geben Sie auch etwas meinen Schützlingen, den Findelkindern!“ Diese einfachen Worte hatten mehr Wirkung, als alle Weisheit der Demosthene gehabt hätte, der Geist des Christenthums siegte über die Verderbtheit des Zeitalters; der Fürst ging in sich und ließ dem Priester auf der Stelle hunderttausend Gulden auszahlen, mit welchen er dann getrost den Bau der erwähnten Anstalt übernahm; die mithin ein Denkmal ist, eine Urkunde dessen, was christlicher Sinn in verworfenster Zeit über das verhärteste Gemüth vermag.

Wilhelm von Waldbrühl.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von *Ludwig Mielichhofer.*

(Fortsetzung.)

Genre-Malerei.

Schon im Allgemeinen ist es schwierig, durchgehends strenge Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen der Malerei aufzustellen, indem auch hier, wie überhaupt in Kunst, Natur und Leben, markirte Abgrenzungen der Klassen fehlen, und überall sich physische und geistige Uebergange darbieten. Besonders fällt dies aber bei Bestimmung des Begriffes von *Genre-Malerei* auf, da ihr Uebergangspunkt zur Historienmalerei kaum bestimmt herauszustellen ist. Wir stoßen hier auf das ganz homogene Verhältniß, wie in der Poetik bei Feststellung der Begriffsvorstellung von *Roman und Novelle.* Der *Roman* bildete sich aus dem *Epos* heraus, und scheint auch jetzt das moderne Epos zu repräsentiren. Und wie das *Epos* ein Stück Weltgeschichte ist, einheitlich und universell vorgetragen — so ist der *Roman* die abgeschlossene Geschichte eines Individuums. Die Handlung des Epos gehört mehr der äußern Welt, die des Romans mehr der innern Welt an. Der Roman soll durch Darstellung eines Menschenlebens die Idee der Menschheit charakterisiren; es soll ihm eine Tendenz, eine weltgeschichtliche Idee zum Grunde liegen. Die *Novelle* war ursprünglich die einfache Erzählung einer Begebenheit oder Situation. So wie sie aber nach und nach die Idee und das Raisonnement in ihr Bereich hineinzog, so eignete sie sich auch die epische Form an, bildete sich zum Roman hin und zeigt einen kaum bemerkbaren Uebergangspunkt in denselben. — Den nämlichen Bildungsprozeß ging die Malerei durch. Zuerst stand die reine Historienmalerei allein da; sie behandelte Stoffe aus der Geschichte der Religionen und Völker in epischer und dramatischer Form. Dann kamen Epochen und Künstler, denen die Subjektivität und Idealität der historischen Kunst nicht zusagte, und sie schufen Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben. Diese Gattung, ungeschickt *Genremalerei* (Genre bezeichnet ja keine *bestimmte* Gattung) genannt, nahm hie und da idealern und historischern Charakter an und erhob sich vielfach zur höhern geschichtlichen Genremalerei. — Dem Epos war anfänglich die eigentliche Historien-, der gewöhnlichen Novelle die niedere Genre-Malerei homogen. So wie sich nach und nach die Novelle zum Roman, die Genremalerei zur historischen veredelte — so entstand zwischen Epos und Novelle der *Tendenz-Roman,* zwischen Historie und Genre das höhere historische Genre. Da man heutzutage die großartige Feierlichkeit und ruhige Breite des Epos langweilig zu finden beliebt, so *vertritt* jetzt in der Poetik der moderne Roman das Epos — eben so vertritt auch in der bildenden Kunst die *edlere Genre-Malerei* die *streng geschichtliche;* ohne übrigens Epos und Historie dadurch geradezu entbehrlich zu machen. Aber Roman und Genremalerei sind gegenwärtig die *populären Surrogate* für jene Formen. Ich komme daher auf das zurück, was ich bei der Historie sagte, daß die *höhere Genremalerei* das Feld sei, welches die Künstler mit größtem Vortheile für sich und das Publikum bebauen sollten, wenn sie nun doch einmal keinen wahren Sinn und Beruf für streng historische Form in sich fühlen, um so mehr, weil das Publikum für jene Gattung am meisten Verständniß und Sympathie besitzt. Dabei sollen aber die Genremaler bedenken, welchen großen *Einfluß* sie auf die empfängliche Masse ausüben, und sollen diesen dazu benützen, durch ihre Produkte den Kunstgeschmack und die moralische Kraft der großen Menge zu läutern und zu veredeln. Daß dies durch Darstellungen von Kinderstuben, Pferdeställen, Kneipenscenen, affektirten Rührstücken rc. nicht bewirkt wird, leuchtet wohl Jedem ein — und doch hangen stets die Säle aller Ausstellungen davon übervoll. Das ist ein nichtiges unkünstlerisches Getreide! Wenn einer unserer jetzigen Novellenfabrikanten auf dem Wege vom Kaffeehaus ins Gasthaus über seine eignen Beine stolpert und in den Koth fallt — so geht er nach Haus, bringt den merkwürdigen Vorfall zu Papier und nennt's eine Novellette! Wenn einer der kleinen Maler auf der Straße einem Besoffenen begegnet — so verarbeitet er dieses interessante Sujet zu einer Farbenskizze und nennt's ein Genrebild. — Jeder Moment des nationalen und individuellen Lebens enthält doch so viele tief poetische Elemente, daß es nur des Zugreifens und geistigen Verarbeitens von Seite des Künstlers bedarf.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben,
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant."

Aber Goethe hat gut reden — denn wie unpoetisch gewöhnlich die Wahl der Stoffe für Genrebilder ist, davon kann man sich nachgerade nicht nur hier, sondern allerorts überzeugen. Die frivolen Sujets haben sich zwar größtentheils verloren; jetzt muß man noch die trivialen, einfältigen, läppischen und hypersentimentalen verbannen. Im Allgemeinen ist es unsern Genremalern weniger um *poetische Ideen,* als um *naturtreue* Darstellung des Alltäglichen und *schimmernde Farbengebung* zu thun — weil sie dadurch das Auge des Publikums schnell auf sich wenden, indem dieses, wie die kleinen Kinder, sogleich und vorzüglich nach allem Glanzenden und Funkelnden greift. So kommt es aber dann, daß solche Bilder in der Seele des Betrachtenden keinen *bleibenden Eindruck* zurücklassen, sondern in der Erinnerung wie bunte Seifenblasen verschwinden. Der ästhetischen Richtung nach scheinen sich unsre Genremaler besonders im *gemüthlich-naiven* Elemente zu gefallen. — Unser Repräsentant der höhern Genremalerei ist *Danhauser,* welcher die tiefe Bedeutung und den großen Werth der edlern Richtung dieser Gattung richtig erfaßt hat und mit Geist und Consequenz durchführt. Jos. *Danhauser* ist ganz und gar der Gegenwart und ihren Anforderungen zugewandt, und affektirt nie Stimmungen, die ihm und dem Publikum fremd und entfernt sind. Danhauser strebt darnach, in seinen Bildern durchwegs die *innere Bedeutsamkeit des rein Menschlichen,* das psychologische Element herauszustellen; eine Folge davon ist das kräftige Versinnlichen des Geistigen, der *Ausdruck* in seinen Gemälden. Bei ihm schleicht sich nie Affektation, oder Geschraubtheit, oder widerliche Weichlichkeit in seinen Styl ein; er ist immer gesund und kräftig. Was in neuer Zeit auf seinen Styl großen und schnellfördernden Einfluß übte, war die Angewöhnung, seine Bilder in bedeutend *großem Formate* zu malen. Dadurch wird sowohl die räumliche Ausbreitung des sinnlichen Elementes begünstigt, als auch der Künstler gezwungen, auf Charakteristik mehr Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden, und durch beides leichter und sicherer die Theilnahme des Publikums zu erregen. Und nicht nur durch größere Dimension, sondern auch durch historischern Styl schließt sich Danhausers Malerei nachgerade unmittelbarer an die Geschichtsmalerei an, als es bei den andern Genremalern der Fall ist. Die zwei besten Bilder seiner frühern Richtung waren „der Prasser" und „die Klostersuppe;" ich glaube aber, daß Danhauser gerade jetzt auf dem Wendepunkte zu einer neuen Gattung ist, die seiner Subjektivität noch mehr zusagen wird. Der Gesichtspunkt, aus dem Danhauser die moderne Welt betrachtet, ist der des Humors und der Satyre. Mit welchem Erfolge aber wahrer Humor und feine Satyre in der Malerei angewandt werden, hat Hogarth bewiesen. Und welch ein weites Feld von socialen Thorheiten hätte jetzt ein moderner Hogarth zu bearbeiten! Danhausers ausgestelltes Gemälde „*die Testamentseröffnung*" ist schon das erste Bild in dieser Richtung, und zugleich in technischer und poetischer Beziehung das ausgezeichnetste seines Pinsels. Mit genialem Humor vereint er darin die komischen und die sentimentalen Elemente zu einem milden, wohlthuenden Ganzen; — die Darstellung in ganz neuer Auffassung des schon öfter behandelten Stoffes zeigt das reichste poetische Farbenspiel, die schärfste und vielseitigste Charakteristik, in fester, großer Manier vorgetragen. Es ist ein Lebensbild aus unsrer Zeit und gibt den Moment nach Eröffnung eines Testamentes, aber in so ausdrucksvoller dramatischer Darstellung, daß der Inhalt des Testamentes und der ganze Roman klar und kräftig heraustritt, und jedes Kommentars entbehren kann. Jeder Kopf ist ein markirtes Charakterbild, und in die Handlung nothwendig und wahrheitlich verflochten, um ein organisches Ganzes zu konstituiren. Die Technik ist in Hinsicht auf Anordnung, Zeichnung und besonders kräftiges pastoses Kolorit ausgezeichnet. Dieses Bild weist Danhausern einen Platz unter den ersten lebenden Genremalern an. Es wurde für die heurige Verlosung vom Kunstverein angekauft, und von Stöber als Vereinsgeschenk für das nächste Jahr in Stahl gestochen. Das neueste Bild Danhausers „Liszt unter seinen Pariser Freunden," welches die gelungenen Portraite von Liszt, George Sand, Alexander Dumas, Viktor Hugo, Rossini, Paganini, Byron enthält, wird diese Tage vollkommen beendet werden, und vielleicht noch in die Ausstellung kommen. — Nun muß ich eines Künstlers erwähnen, welcher, obwohl einer der Unsern, im Auslande weit mehr bekannt ist, als hier. Dieser geistvolle Maler-Poet, der mit Pinsel und Griffel lyrische Gedichte voll Gemüth und Phantasie schreibt, ist Moriz von *Schwind,* welcher dem hiesigen Publikum bisher aus Eigensinn, oder übertriebener Geringschätzung desselben, den Genuß seiner poetischen Produktionen entzogen hat. So wollte er der heurigen Ausstellung sein Gemälde „Ritter Kurts Brautfahrt" und die historischen Kartons „die Gründung des Domes zu Freiburg," welche er in Karlsruhe al fresco aus-

führt, übergeben; hat es aber, warum, weiß Gott, nicht gethan. Vorzüglich ist es die Arabeske, worin er am liebsten und anmuthigsten schafft. Ich begreife überhaupt nicht, warum diese Gattung der Malerei bei uns so ganz vernachlässigt wird; warum man sie weder zu Gemälden, noch zu Randzeichnungen und Illustrationen unsrer vaterländischen Dichter benützt, wozu schon patriotische Werthschätzung der österreichischen Poesie unsre Künstler hinführen sollte. Und man ergötzt sich doch so köstlich an den phantastischen Allegorien der Arabeske — es sind die Champagner-Poesien der Malerei, worin uns der Künstler tiefpoetische Träume seiner schöpferischen Phantasie in anmuthiger zarter Bilderverschlingung wie wunderbare Zaubermärchen vorführt. Wer wird nicht z. B. von Neureuther's, Lamoral's, Retzsch's, Dittenberger's ꝛc. lieblichen Kompositionen poetisch angeregt? — Warum geben unsre Künstler nicht vereint jährlich ein artistisches Album heraus, wie es die Münchner und Düsseldorfer thun, worin sie in Arabesken, Randzeichnungen und Umrissen zu eignen oder fremden Dichtungen ihre poetische Weihe beurkunden, und zugleich dem Publikum eine leicht käufliche Spende der einheimischen Kunst geben, welche gewiß Jedermann höchst willkommen wäre, und von den für Alles Schöne empfänglichen Wienern freudig und zuvorkommend aufgenommen würde. Schwind scheint zu ähnlichen Kunstunternehmungen für Wien den Impuls geben zu wollen, wenn seine unlängst angekündigten Randzeichnungen zu einem Cyklus lyrischer Gedichte von Baron Feuchtersleben wirklich ins Leben treten sollten. Möchte er doch auch seine Umrisse zu Epitaphen lithographiren lassen, damit das Publikum diese sinnigen, tiefdichterischen Kompositionen kennen lerne, von denen jedes Blatt ein Gedicht ist. Es ist Schade, daß ein so geist- und phantasievoller Künstler, wie Schwind, nicht seinem Vaterlande und dem hiesigen Publikum mehr Aufmerksamkeit widmet, und es mit seinem schöpferischen Genius bekannter zu machen sucht — es würden dadurch beide Theile gewinnen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander Dreyschock in St. Petersburg.

Dienstag den $^{2}/_{14}$ April hat Dreyschock zum erstenmal vor dem Petersburger Publikum im Saale der Frau Engelhardt gespielt. In diesem Konzerte waren nur Kenner und leidenschaftliche Musikfreunde, so wie die ersten hiesigen und fremden Virtuosen zugegen, und alle wurden durch das geniale, seelenvolle Spiel des Hrn. Dreyschock in Entzücken versetzt. Ihr habt euch an Thalberg ergötzt; höret doch Dreyschock, und Ihr werdet den Unterschied sehen! Dem wundervollen Mechanismus Thalbergs hat Dreyschock Leben, Seele, Gefühl eingehaucht, und Alles, was bei andern Virtuosen nur Gewandtheit des Spieles ist, hat Dreyschock auf den höchsten Gipfel wahrer Musik gebracht. Ein Wunder der Wunder! — Dreyschock hat ein ganz eigenthümliches Spiel; er macht aus dem Pianoforte ein besonderes Instrument, welches singt wie die Violine und donnert wie das volle Orchester. Fragt alle Kenner und Liebhaber der Musik in Gesellschaften, fragt die ersten Virtuosen: einen Henselt, Leopold Meyer — sie werden euch sagen, daß Dreyschock ein Phänomen, eine Wundererscheinung in der musikalischen Welt ist. Die von Dreyschock gespielten Piecen waren: Lieder ohne Worte — wirklich ein Gesang in voller Bedeutung des Wortes; und die Nachahmung des akkompagnirenden Glöckleins, seine eigene Erfindung — ein Wunder! Die von ihm mit der linken Hand gespielten Variationen haben ein allgemeines Erstaunen erregt. Ist es möglich, selbst wenn man seinem Spiele zusieht, zu zweifeln, daß an seiner linken Hand zehn Finger seien? — Wir sagen Dreyschock das Loos Struve's voraus: Auch bei Hrn. Struve waren im ersten Konzerte nur Kenner und leidenschaftliche Liebhaber, so lange das Publikum ihn noch nicht kannte. Ohne Zweifel hat sich bereits die Kunde von dem wunderbaren Talente Dreyschocks, oder richtiger: von seiner Genialität — in der Stadt verbreitet, und in seinem folgenden Konzerte werden eine Menge Besucher erscheinen. Unter allen zu uns gekommenen auswärtigen Künstlern nimmt Dreyschock unstreitig die erste Stelle, ein und man kann mit Bestimmtheit sagen, daß Petersburg einen solchen Pianisten noch nicht gehört hat. Deutsche Kenner stellen ihn höher als Liszt und Thalberg, um so mehr, da Dreyschocks Spiel bei einer staunenswerthen Technik von Leben und Gefühl durchdrungen ist. Wir rathen allen Liebhabern des Pianoforte, sein folgendes Konzert zu besuchen, welches Samstag den $^{6}/_{18}$ April statt findet — das wird eine Wonne sein, die man sich gar nicht vorstellen kann! Höher kann man es im Fortepianospiel nicht bringen!

(Aus der nordischen Biene N. 76, vom $^{4}/_{16}$ April 1840, übersetzt von W. H.)

Prager Bühne.

Gastvorstellungen des Hrn. Rott, kön. preußischen Hofschauspielers.

Den 23. April: „Hamlet, Prinz von Dänemark," Trauerspiel in 5 Akten von Shakespeare, übersetzt von A. W. Schlegel, für die Berliner Hofbühne eingerichtet von F. Förster. (Hr. Rott: Hamlet.)

Ich habe diesen ausgezeichneten Mimen in verschiedenen Perioden seines Künstlerwirkens kennen gelernt, zuerst noch beinahe als Jüngling im Theater an der Wien, wo er im Bewußtsein der Jugendfülle vielleicht allzuverschwenderisch mit seiner Kraft umging. Obschon von seinem Publikum vergöttert, von der Direktion glänzend gestellt, verließ dennoch Herr Rott nach einigen Jahren jene Bühne, um in Leipzig zur Ausbildung seines Talentes einen weiteren Spielraum zu finden, wo er, wie später nach seiner Anstellung bei der Berliner Hofbühne, bald der Liebling des Publikums wurde. In dem Verlauf dieser Jahre sah ich Hrn. Rott hier zweimal als Gast, und erfreute mich seiner rapiden Fortschritte, vorzüglich der merkwürdigen Herrschaft, die er allmälig über seine reichen Mittel gewann, bis er nun zum drittenmale als ein von ganz Deutschland anerkannter vollendeter Künstler zu uns zurückkam. Wenn Herr Rott den „Hamlet" schon zur zweiten Rolle wählte, so schien er damit dem prager Publikum ein Compte rendu darbieten zu wollen, welche ungeheure Studien er seit der letzten Trennung gemacht hat. Es dürfte wohl wenige deutsche — in unsrer Zeit vielleicht auch englische — Mimen geben, die so tief in den Geist des ersten aller Dramendichter eingedrungen sind, als es uns Hr. Rott durch die Wiedergabe des „Hamlet" bewies, welche uns nur desto begieriger machte, auch den Lear, Othello oder Macbeth von ihm zu sehen, die alle seinen kolossalen Darstellungsmitteln mehr zusagen, welche ihm in jeder andern Partie den Sieg mit leichterer Mühe erringen, hier aber fast gewaltsam im Zügel gehalten werden müssen. Wenn, wie Schlegel sagt, das Ganze dieser Tragödie dahin abzweckt, „zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt," so geht schon daraus die erhöhte Schwierigkeit hervor, ein Publikum für ein Drama, welches mehr Gedanken als Fakta bringt, für den Hamlet selbst zu interessiren, dessen Wille zur That stets in den Bedenklichkeiten untergeht, womit er oft nur seinen Mangel an Entschlossenheit gegen sich selbst bemänteln zu wollen scheint. Ein Künstler, welcher den Charakter nach Goethe's verschönernder Ansicht (die ich trotz aller Verehrung vor dem Altmeister deutscher Kunst nicht theilen kann) gibt, hat ein leichteres Spiel; aber Hr. Rott scheint nicht allein aus der ursprünglichen Quelle geschöpft zu haben, sondern ich möchte aus manchen Nuancen fast schließen, daß er auch mit dem geistreichen Dramaturgen Tieck — der, so viel ich weiß, mit dem Mimen befreundet ist — manche Rücksprache über diese riesenhafte Kunstaufgabe gehalten hat. Er opferte der Wahrheit den leichteren Sieg auf, und scheute keine Anstrengung, den schwereren, aber auch desto schöner zu erringen. Die ersten Forderungen, die der Zuschauer gewöhnlich an den Helden eines Trauerspiels macht, sind: Liebe, Glaube und entschlossene Thatkraft, aus welcher Handlungen hervorgehn. — Hamlet hat, wenn gleich ein edler Fürstensohn von gebildetem Geist, edlem Ehrgeiz und Anerkennung alles Guten und Schönen, von der ersten (wie man sie im gewöhnlichen Sinne nimmt) nur einen Schatten; er hat Ophelien geliebt, doch diese Neigung ist in seinem ungeheuern Gram so total untergegangen, daß ihn selbst ihr grausames Ende nicht sehr angreift. Dagegen besitzt er bei entschiedener Schwäche des Willens einen natürlichen Hang zur Verstellung, welche ihm, verbunden mit großer Ueberlegenheit des Verstandes, es leicht macht, seine Umgebungen, deren tiefe Verachtung ihn bis an die Grenzen der Schadenfreude verleitet, wo er sie verletzen kann, durch die Rolle des Wahnsinns zu täuschen; er ist in einzelnen Momenten religiös, verfällt aber sogleich wieder in spitzfindige Grübeleien und Zweifel, ja selbst an die Erscheinung seines Vaters glaubt er bald mit der tiefsten Zuversicht, bald hält er sie für ein Blendwerk der Hölle, bis er durch die Gewissensangst des Königs die Gewißheit der ungeheuern Missethat erhält, und, gleichsam vom Schicksal aufgerufen, den unversöhnten Schatten seines Vaters zu rächen, doch noch immer zögert, und seinem Schmerz und seiner Wuth durch Worte Luft macht, bis ihn endlich erst im Moment des Todes eine Aufwallung dreifacher Rache zur raschen That aufregt. — Das sind die Hauptelemente von Hamlets Gestaltung, wie sie Hr. Rott uns in eiserner Consequenz vorführt, und sich in keinem Momente auf Kosten der Wahrheit zu der kleinsten Kokettecie mit dem Publikum verführen läßt, welches doch in der Regel viele Sentimentalität, Pathos und Heldensturm verlangt, um in große Lebendigkeit versetzt zu werden, und gleichwohl

wurde ihm nebst der Anerkennung aller kunstgebildeten Zuschauer, die, durch Lekture mit Shakespeare vertraut, die ganze Schwierigkeit dieser Aufgabe, wie ihre vollendete Lösung zu erkennen im Stande waren, auch der laute Beifall in so hohem Grade zu Theil, daß er in und nach jedem Akte, öfter zweimal hinter einander, gerufen wurde. Diese Erscheinung erklärt sich durch die Poesie der **Kindesliebe**, womit er von seiner ersten Erscheinung an seine ganze Leistung umstrahlte, und gleichsam dadurch nebst dem Verstand auch das Gemüth in Anspruch nahm, und befriedigte. In seinen Umgebungen war nur Herr Bayer (Geist) eine neue und erfreuliche Erscheinung; was die Uebrigen betrifft, schien mir die ganze Vorstellung eine ziemlich laue zu sein, und ich kann von den wenigen Mitwirkenden, die an ihrem Platze standen, nur sagen, daß ich sie in denselben Rollen schon viel besser gesehen habe. Von Denjenigen, welchen Aufgaben zugefallen waren, die ihnen weder zusagen noch zukommen, kann ohnedies nicht die Rede sein.

Den 24. April: „**Der Bettler,**" Schauspiel in 1 Akt von Dr. E. Raupach. (Herr Rott, Walter). Mancher wird vielleicht mitleidig die Achseln zucken, wenn ich offen bekenne, daß ich auf die Durchführung dieser kleinen Partie von Hrn. Rott begieriger war, als auf ein halb Dutzend Heldencharaktere, und doch ist es so, und ist dazu nicht das Erstemal, daß mir mit einem großen dramatischen Talent Aehnliches widerfuhr. Als ich Mad. Schröder in Wien zum erstenmal als Erträchterin in Houwald's „Fluch und Segen" sah, war ich auch neugierig, ob bei der Darstellerin der Medea, Phädra, Merope, Sapho u. s. w. nicht hier und da der Kothurn unter der ländlichen Chaussure hervorschauen werde, und rechne es ihr als das höchste Verdienst an, daß sie in ganz einfacher Gestaltung doch ihre ganze tragische Kraft zu entfalten wußte. So ging es mir diesmal mit Hrn. Rott, dessen großartige Gestaltung von Heroen ich wohl kannte; doch wußte ich nicht, wie sich der Tragiker in dem engen Rahmen des kleinen sentimentalen Drama's ausnehmen werde, überzeugte mich aber mit Vergnügen, daß er sich mit gleicher Sicherheit in jede Form zu fügen weiß, eben so auf die Thränendrüsen zu wirken, wie durch kolossale Leidenschaften und den Sturm heterogener Gefühle zu erschüttern verstehe. Eine ganz eigenthümliche Liebenswürdigkeit, die er über den frommen Bettler ausbreitete, nahm die Zuschauer schon im ersten Augenblicke für ihn ein, die Sentimentalern vergaßen in selten vorkommender Illusion, daß sie im Theater seien, und manche fühlten ordentlich eine Sehnsucht, ihr Scherflein zur Unterstützung **seiner Armen** beitragen zu können; enthusiastische Beifallsbezeigungen, die ihn oft kaum aussprechen ließen und **fünfmaliges** Hervorrufen in **Einem** Akte bewiesen die Stimmung, in welche er das Publikum versetzt hatte. Dem. Herbst gab die Klara mit großem Gefühlsaufwand, Hr. Bayer als Hubert schien dagegen unwohl und seines kräftigen Organs nicht ganz Herr, weshalb ihm einige Momente, zumal in seiner ersten Scene, nicht vollkommen glückten.

Hierauf: „**Vor hundert Jahren,**" komisches Sittengemälde in 4 Akten von Dr. E. Raupach. (Hr. Rott, Fürst Leopold von Dessau.) Hr. Bayer, welcher in den ersten Vorstellungen des Raupach'schen Drama's mit dieser Partie reichen Beifall geerntet, hatte dieselbe nach einer allgemeinen Idee aufgefaßt; die portraitartige Darstellung dieser historischen Gestalt, wie wir sie von Hrn. Rott erhielten, kann nur ein Künstler liefern, der lange Jahre in Berlin lebte, wo die frappante Individualität des preußischen Helden aus dem vorigen Jahrhundert sich durch Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, noch täglich die zahlreichen, mitunter nicht eben sehr decenten Anekdoten aus seinem Leben erzählt werden, und sich sogar unter den Veteranen der Armee noch manche Kopien seiner bizarren Natur fortgepflanzt haben. Freilich ist der alte Dessauer eine Gestalt, welche die konversationelle Prüderie nicht sehr ansprechen kann, eine Gestalt, die sich nicht gut für ein Miniaturportrait eignet, sondern mit ihrer eigenthümlichen Energie ein tüchtiges Oelgemälde oder besser ein Freskobild verlangt. Dieses zeichnete uns Hr. Rott mit einem überströmenden Humor und jener merkwürdigen Treue, welche selbst in dem Konterfei einer unbekannten Person die Aehnlichkeit verbürgt, was jedoch hier nicht der Fall, da jeder Mensch, der einigermaßen mit der Geschichte des 18. Jahrhunderts vertraut ist, den Künstler in der Darstellung eines der wichtigsten Kriegshelden aus jener Zeit kontrolliren kann. — Was mich an dieser Darstellung am meisten erfreute, war der Umstand, daß Hr. Rott uns den alten Feldherrn zwar ganz in seiner soldatesken Natur darstellte, die jeden Anstrich von Salon-Repräsentation verabscheut, dennoch aber die fürstliche Geburt in allen Momenten durchschimmern ließ, wo er durch Patriotismus oder reges Menschengefühl aus seinem gewöhnlichen Soldatentreiben sich erhebt. Wollten dies manche Personen im Parterre nicht erkennen, so liegt das wohl nur daran, daß sie die Fürsten nur in der Audienz-Miene zu sehen verlangen. Wenn aber der Beifall minder stürmisch war, als in den beiden frühern Rollen, so ist eine an sich so befremdliche Erscheinung wohl nur dadurch zu erklären, daß der Fürst von Dessau unter diejenigen theatralischen Gestalten zu zählen ist, bei welchen der erste Darsteller durch den Reiz der Neuheit und Ueberraschung das Publikum für sich gewinnt, und bei demselben gegen alle Nachfolgenden, die eine andere Ansicht entfalten, Recht behält.

„Vor hundert Jahren" gehört unter die besten und gerundetsten Darstellungen unsrer Bühne, und wie gewöhnlich war auch heute die Fakultäts-Gravität des Prorektors (Hrn. Polawsky), die liebenswürdige Heftigkeit seiner Nichte (Dem. Frey), die Salbung des Kandidaten Stark (Hrn. Fischer), der soldatische Eifer des Korporal Sturm (Hrn. Walter), die klassische Furchtsamkeit des Pedells (Hrn. Feistmantel) und das Räuschchen des Famulus (Hrn. Zängl) höchst ergötzlich. Auch die Köchin und der französische Soldat (Dem. Manetinsky und Hr. Dietrich) führten ihre kleinen Rollen recht wacker durch; nur kann dem Letztern nicht nachdrücklich genug empfohlen werden, sich nicht immer en profil zu stellen, und zu bedenken, daß er sich dem Publikum in Logen, Parterre und auf den Gallerien, nicht den Koulissen **verständlich** zu machen habe. Nur der Kandidat Seybold (Hr. Dietz) schien weder wohl gelaunt, noch fest in seiner Rolle, und der **zornige Blick**, den er im ersten Akte dem **Souffleur** zuwarf, verzog manches Antlitz in stummes Lächeln.

G—e.

Notizen.

(Oesterreichische Journalistik.) Seit dem 1. März wird das **österr. Morgenblatt** von dem trefflichen **L. A. Frankl** redigirt. Wer diese Zeitschrift früher gekannt hat, wird sie jetzt kaum erkennen. Früher war sie ein sehr unbedeutendes Blatt, jetzt gehört sie zu den besten Zeitschriften Oesterreichs. Die bedeutendsten österr. Schriftsteller: Bauernfeld, Grillparzer, Halm, Hammer, Tschier, Prokesch u. A. haben bereits Beiträge dazu geliefert, und der Name des geachteten Redakteurs verbürgt ihr weiteres Gedeihen. Das Feuilleton bringt oft recht interessante Notizen.*) — Eine ähnliche Regeneration scheint auch der Laibacher Zeitschrift: **Carniolia** bevorzustehen, deren Redaktion der sehr talentvolle Dichter Hermann von Hermannsthal vor Kurzem übernommen hat. In ihrer frühern Gestalt konnte uns die Carniolia nicht behagen. — Das „**Pesther Tageblatt**" hat an dem geistvollen **Adolf Neustadt** einen sehr rüstigen Mitarbeiter gewonnen, der einen Theil des Feuilletons schreibt: recht anziehende Theaterberichte liefert und die Tagsneuigkeiten mit pikanten Bemerkungen begleitet. Die Theaterkritiken, welche **Neustadt** früher in die **Pannonia** (Beiblatt zur Preßburger Zeitung) schrieb, hatten sich eine verdiente allgemeine Anerkennung erworben. — Oesterreich hat nun eine Bohemia, Moravia, Pannonia, Carniolia, Carinthia, hiezu soll in Lemberg vom 1. Juli an eine von dem Kreiskommissär **Mehoffer** (der früher die Lemberger deutsche Zeitung redigirte), herauszugebende „**Galizia**" kommen.

(Frankreich.) Es ist ein eigener Unsegen, nicht nur mit der Centripetalkraft der Hauptstadt, die Alles anzieht, was sich in irgend einer Art auszeichnen will, sondern auch mit deren Centrifugalkraft, die von Paris aus herrschend das Hauptstädtische in alle Provinzen treibt und verbreitet, da entscheidend seine Art und Weise geltend macht, und das Eigenthümliche der Provinzen nicht aufkommen und gelten läßt.

(Stuttg. Kunstblatt.)

*) In Bezug auf zwei Notizen in Nr. 48 und 49 des österreichischen Morgenblatts bemerken wir Folgendes: 1. **Wilhelm von Waldbrühl** ist kein Pseudonym; der ganze Name dieses sehr **talentvollen** Schriftstellers (der übrigens unter dem Namen: **Gottschalt Wedel** tief eindringende musikalische Kritiken schreibt) lautet: Wilh. Waldbrühl von Zuccalmaglio (nicht: Zuccalmaglio, wie im österr. Morgenbl. steht). — 2. Für die Mitarbeiter an dem Taschenbuch: **Camelien** war nur **ein** Preis ausgesetzt, folglich konnte **Kuranda** keinen **zweiten** Preis erhalten. Doch waren nach der Kölner'schen die meisten Stimmen der Käufer des Almanachs für Kuranda's Novelle. (S. Ost und West, Nr. 29.)

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser.** (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 37. Mittwoch den 6. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Stiefmutter.

(Ballade.)

Von Johann Gabr. Seidl.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
Bald seid ihr von mir auf immer befreit;
Dann werd' ich euch und euerem Töchterlein
Auf dieser Welt nicht mehr im Wege sein!“

So ächzt die blasse Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz;
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wohl lieber sein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meister Schreiner hinein:
„Herr Meister, wir brauchen eine Todtentruh',
Wir brauchen sie heut' noch, denn seh' er dazu.

Und mach' er sie nur recht gut und fest,
Und mach' er sie nur, daß kein Nagel läßt,
Und mach' er sie nur, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andere Welt.“ —

Das sprechen die Beiden so lächelnd hin,
Dem alten Meister will's kaum zu Sinn;
Er hobelt und hämmert und sieht dazu, —
Vor'm Abend ist fertig die Todtentruh'.

Er trägt sie der Stiefmutter hin in's Haus,
Die aber tritt weinend und schreiend heraus. —
„Als ihr sie bestelltet, da schient ihr froh,
Und nun ich sie bringe, da weint ihr so?! —

Ich hab' sie gemacht recht gut und fest,
Ich hab' sie gemacht, daß kein Nagel läßt,
Ich hab' sie gemacht, daß der Deckel hält
Von dieser bis in die andere Welt!“

Der Meister spricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten das — eigene Töchterlein;
Die blasse Kranke die starb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit ernstem Gesicht.

Die blasse Kranke die wird gesund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners festem Schrein
Die Stiefmutter liegt mit dem Töchterlein.

Der Elf als Hofmeister.

Ein Mährchen.

Von Ernst Willkomm.

Vor Zeiten lebte eine Jungfrau, Namens Schwanhild, allein in ihrem Schloß, das nahe an der Seeküste lag. Sie war das einzige Kind eines stolzen Vaters, der vor Kurzem erst gestorben. Die Mutter hatte sie schon frühzeitig verloren, und so blieb denn die Erziehung der Tochter dem Vater allein überlassen.

Noch bei Lebzeiten des alten Ritters fanden sich mehrere Freier bei Schwanhild ein, allein diese schien für jede zärtliche Herzensregung unempfindlich zu sein und wies sämmtliche junge Männer mit höhnendem Stolze ab. Inzwischen jagt, sie den Hirsch und den Eber, und vertrat Knappendienste bei dem schwächer werdenden Vater. Dies Leben schien der Jungfrau, die übrigens an Zartheit des Körperbaues, an reizender Anmuth der Formen, Keiner ihres Geschlechtes nachstand, ausnehmend zu behagen, so daß sie, als endlich ihr Vater starb, die Verwaltung des Schlosses selbst übernahm, und stolz und unabhängig gleich einer Amazone lebte.

Ungeachtet der zahlreichen Körbe, die Schwanhild bereits überall hin verschenkt hatte, fanden sich doch immer wieder junge heirathslustige Männer ein; alle aber mußten, wie die früheren, mit langer Nase abziehen. Darüber ergrimmte endlich der gesammte junge Adel und beschloß, die übermüthige Jungfrau entweder zu einem ehelichen Bunde zu zwingen oder sie zu züchtigen. Man schickte eine Gesandtschaft an sie ab, welche der Jungfrau diesen Beschluß kund thun mußte. Schwanhild hörte die Sprechenden ruhig an, ihre Antwort lautete aber, wie früher, ja eher noch bitterer, noch höhnender. Darauf kehrte sie der Gesandtschaft lachend den Rücken und schickte sie mit Schimpf und Schande fort. —

In der Nacht nach diesem Vorfalle erwachte Schwanhild von einem Geräusch, das, wie es ihr schien, aus dem Fußboden ihres Zimmers kam. Wie sie aber auch ihre Augen anstrengte, sie konnte doch lange Zeit nichts entdecken. Endlich bemerkte sie mitten im Zimmer ein irres Lichtchen, das wie ein Purzelmann sich überkugelte, und dabei wie ein Mensch kicherte. Schwanhild verhielt sich eine Weile ruhig, da aber der Lichtgaukler nicht aufhörte, seine possierlichen Sprünge zu machen, sprach die Jungfrau verdrießlich: „Welcher Narr treibt hier seine Kindereien? Ich verlange, daß man mich in Ruhe läßt!“

Sogleich verschwand das Licht, Schwanhild glaubte schon ihren Zweck erreicht zu haben, als auf einmal ein starker schrillender Ton gehört wurde, der Fußboden des Zimmers

zusammenbrach und aus der Oeffnung eine mit den ausgesuchtesten Speisen besetzte Tafel heraufstieg. Diese ruhte auf einer klaren Luftmaterie, auf der kleine Diener mit großer Behendigkeit hin und wieder liefen, um die an der Tafel sitzenden Gäste zu bedienen. Anfangs war Schwanhild so erschrocken, daß ihr der Athem verging; als sie sich aber wieder etwas gefaßt hatte, bemerkte sie zu ihrem größten Erstaunen, daß ihr eigenes Bild inmitten sämmtlicher von ihr abgewiesener Freier an der seltsamen Tafel sitze. Die Diener reichten den jungen Rittern die köstlichsten Speisen, deren Duft der stolzen Jungfrau gar würzig in die Nase stieg. So oft nun aber die Ritter mit Speise und Trank bedient wurden, bekam Schwanhildens Bild an der Tafel von einem häßlichen Zwerge, der als Diener hinter ihr stand, einen leeren Korb vorgehalten, worüber die Freier ein wildes Gelächter ausstießen. Auch konnte sie bald merken, daß den Speisenden so viele Gänge aufgetragen wurden, als sie ehedem Körbe ausgetheilt hatte, und die Zahl dieser war nicht gering!

Schwanhild, des tollen Spukes überdrüßig, wollte eben wieder anfangen zu sprechen, als sie schaudernd bemerkte, daß sie die Sprache verloren habe! Ein Flüstern und Kichern war ihr schon längst aufgefallen. Um nun zu sehen, woher dies komme, bog sie sich aus den seidenen Vorhängen ihres Bettes heraus, und bemerkte jetzt zwei kleine, niedlich gekleidete Mundschenker in blauen Kleidern, grünen Schürzen und gelben Hütchen. Sie war der Kleinen kaum ansichtig geworden, als sich deren Geflüster zu Worten verdeutlichte und die Stumme nun folgendes Gespräch mit anhören konnte.

„Sage mir doch, Blumenhold, wie der Spektakel hier endigen soll?“ sprach der Eine der beiden Mundschenken. „Du bist ja der Vertraute unserer Königin und kannst mir gewiß etwas von ihren Plänen verrathen.“

„Allerdings, mein witzdummer Mußje Silberfein!“ erwiederte Blumenhold. „Wisse denn, daß diese süß und reizend anzuschauende Bestie von einem Mädchen jetzt den Anfang der Strafe für ihre zahlreichen Vergehungen erleidet. Schwanhild hat gesündigt gegen jegliche Mädchensitte, ist stolz und hochfahrend gewesen gegen achtbare Männer und hat nebenbei auch unsere Königin schwer beleidigt.“

„Wie das?“ sprach Silberfein.

„Weil sie auf ihrem Berberhengste wie der Teufel selber über unsere Reichsversammlung hinjagte, und dabei einem guten Theil unserer hochweisen Volksvertreter Arme und Beine zermalmt hat. Noch dazu war es gerade im Anfange der Eröffnung, die, wie dir bekannt ist, immer mit einer großen Symphonie des stillen Volkes eingeleitet wird. Nun saßen wir zu Hunderttausenden auf Halmen, Gräsern und Blättern, zum Theil noch beschäftigt, in den blauen Glockenblumen bequeme Sitze für die Aeltesten aufzuschlagen. Zu diesem Behufe hatten wir sechzig tausend rothe Erdspinnen ausgebälgt und verarbeiteten sie zu Baldachinen und Tapeten. Was aber unter uns Talent zum Virtuosen besitzt, das stimmte seine Instrumente, fiedelte, flötete, zirpte, klimperte und schalmeite nach Herzenslust, und strich sich die Fiedelbogen auf den frischesten Thautropfen stimmrecht. Auf einmal kommt das Ungethüm von Mädel aus dem Walde gesprengt, und mir nichts dir nichts auf unser Ober- und Unterhaus zu. Ach, du liebe Melancholie, was gab das für ein Gezeter! An die tausend der ersten Redner schlug uns gleich der erste Huf todt, die andern drei Hufe sprengten den Reichstag vollends aus einander, und zerrißen, was noch das schlimmste ist, eine Menge von unsern schönen Mützchen. Unsere Königin wurde beinahe wüthend über diesen Friedensbruch, sie stampfte mit dem Fuße und sagte: Blitz! und was das bedeuten will, das wissen wir. Grade um diese Zeit nun erhält sie auch Kunde von dem Uebermuth, mit welchem Schwanhild all ihre Freier behandelte, und da entschloß sie sich kurz und geschwind, die Sünderin in's Gebet zu nehmen. Vor's erste wird ihr nun Alles rein aufgefressen, wobei sie blos das Zusehen hat.“

„Dummes, albernes Volk,“ dachte Schwanhild, als jetzt der kleine Kellner an die Tafel ging, um neuen Wein aufzusetzen. Während seiner Abwesenheit hatte sie Zeit zu bemerken, wie wohl ein Dutzend andere Elfen ganze Eimer Wein und duftende Speisen durch den Fußboden heraufzogen, die sogleich nach der Tafel geschafft und dort wie vom Winde verzehrt wurden. Sie wünschte sehnlichst den Tag herbei, um nur Gewißheit zu erhalten, als der kleine muntere Redner wieder zurückkam.

„Nun können wir wieder ein Weilchen plaudern,“ sprach Blumenhold. „Meine Gäste sind versorgt und bis zum ersten Hahnenschrei — wo Haus und Keller schon leer sein werden — ist noch eine lange Zeit.“

Schwanhild stieß einen gewaltigen Fluch im Gedanken aus und wendete sich so hastig im Bette um, daß die Kleinen darüber erschracken.

„Ich glaube, es ist ein Erdbeben im Anzuge,“ sprach Silberfein.

„Ach behüte!“ versetzte Blumenhold. „Das allerliebste Jüngferchen da im Bette mag den Tanz gesehen haben und darüber ist sie wahrscheinlich böse geworden.“

„Sie würde wohl reden, wenn sie diese Verschwendung sähe,“ sprach Silberfein.

„Ja, wenn sie könnte,“ kicherte Blumenhold, „allein unsere Königin hat ihr den Tort angethan, daß sie dem herzbrechenden Schauspiel stumm zusehen muß; denn ist sie einmal erwacht, berührt sie der Schlummer vor dem ersten Hahnenschrei nicht mehr.“

„Das wär' eine schöne Bescheerung,“ dachte Schwanhild und warf sich abermals auf ihrem Lager herum.

„Richtig!“ jubelte Blumenhold. „Die Bestie von einem Mädchen ist aufgewacht.“

„Unverschämtes Volk!“ dachte Schwanhild. „Mich eine Bestie zu nennen! Wenn ich nur erst reden könnte.“

„Ja, das ist eben der Witz, daß ihr der Wunsch nicht gewährt wird,“ sagte Blumenhold, und wollte vor Lachen bersten. „Denkt das dumme Ding, sie kann ungestraft unser Orchester zertrümmern, unsere Reichsversammlung aus einander jagen und uns selbst zu Brei zertreten.“

„Und die ungebetenen Gäste verrathen auch noch meine Gedanken?“ dachte Schwanhild. „Das sieht ja beinahe aus, als wäre ein Stückchen Allwissenheit an ihren Käppchen hängen geblieben.“

„Freilich, verehrte Dame,“ sagte Blumenhold.

„Nun so will ich auch gar nichts mehr denken!“ nahm sich Schwanhild vor.

„Daran thut sie sehr gescheidt, züchtige Jungfrau,“ sagte Blumenhold und machte ihr eine spöttische Reverenz.

„Wie ist es denn,“ sprach Silberfein, „werden unsere Käppchen wieder ergänzt werden?“

„Ei ja,“ erwiederte Blumenhold, „und das wird unserer Amazone hier am meisten kosten. Es wird ihr nämlich zur Bedingung gemacht, diese Käppchen wieder herzustellen, sich einem der verschmähten Freier als Frau anzuvertrauen, die übrigen alle aber durch reiche Schenkungen zu entschädigen; auch fernerhin kein Jagdroß mehr zu besteigen, sondern fein sittsam, wie es Frauen ziemt, auf einem Zelter zu reiten. Und bis sie dies thut, werd' ich die Oberaufsicht über sie führen.“

„Nun das wären Bedingungen, die sich hören ließen,“ dachte Schwanhild, „da will ich doch lieber Hungers sterben!“

„Ganz nach Belieben, Verehrteste,“ sprach Blumenhold, „Sie wird sich aber schon eines Bessern besinnen.“

„Das wird ihr schwer genug fallen,“ versetzte Silberfein, „da wir Auftrag haben, auch alle Schätze der Jungfrau zu konfisziren.“

„Ei prächtig, prächtig!“ jauchzte Blumenhold. „Da liegt die gepfefferte Strafe; denn nun muß diese stolze, männerhassende Schwanhild auch betteln gehen, Fische fangen, sie verkaufen und sich dabei von den ehemaligen Freiern auslachen lassen, bis ihr Geschäft sie wieder reich macht. Nichts als glücklicher Fang wird dem stolzen Dinge von unserer Königin gestattet. Dazu sind ihr drei Jahre gegeben. Zu der Zwischenzeit aber muß sie darben und hungern, wie eine weiße Maus, die das Tanzen lernen soll.“

Jetzt erscholl ein ungeheueres Gelächter von der Tafel her. Die Freier sangen laut:

„Die letzte Flasche ist geleert,
Schwanhildchen wird nun umgekehrt.
Juchhe, ihr Freier, trinkt,
Der letzte Thaler klingt!“

Mit dem letzten Worte versank die Tafel, der Fußboden schloß sich und es war eine Ruhe im Zimmer, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Hahn krähte und Schwanhilde fiel in tiefen Schlaf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

Gastvorstellungen des Hrn. Rott, kön. preußischen Hofschauspielers.

Am 26. April: Die Räuber von Fr. v. Schiller. Herr Rott, Karl Moor.

Schillers großartige Jugendsünde, seine Räuber, bilden noch immer ein Lieblingsstück des hiesigen Repertoirs, und sind gewöhnlich ein Tribut, den jeder Gast bei uns dem Geschmacke der Mehrheit bringen muß. Es ist bereits so Vieles und Gutes über dieses, einem andern Zeitgeiste als dem unsrigen huldigendes Stück gesagt worden, daß jede weitere Besprechung desselben unnöthig, wenn nicht gar langweilig erscheinen möchte. Wir haben es nur mit der Darstellung zu thun, und vor Allem mit unserm lieben Gaste. Die Charaktere von Karl und Franz Moor sind so vom Dichter gezeichnet, daß sie gänzlich zu verfehlen eben so schwer ist, als neue Seiten und Schattirungen an ihnen zu entdecken. Wäre das nicht, wo wäre denn Franz geblieben!! Herr Rott hat aber nicht allein alles in seiner heutigen Aufgabe bewunderswürdig gelöst, was der Dichter ihm auferlegte, sondern manche nicht von ihm abhängige Hindernisse fast unsichtbar gemacht und vergessen lassen, wie wir gleich zeigen werden, und selbst einzelnen — oft mißverstandenen oder ganz übersehenen Scenen — eine klarere und richtigere Farbe gegeben. Wenn der Dichter den soliden Boden der Wahrheit und Natürlichkeit verläßt, und auf die Wolkenhöhe der Ideale tritt, hat der Schauspieler, der gleichwohl nie über die Wahrheit hinausgehen soll, eine mißliche Stellung. Solche Rollen sind von jeher der Triumph der Coulissenreißerei gewesen. In Schillers Räubern ist Alles, bis in's Einzelnste, Ideal; Franz, die ideale Scheußlichkeit und Verworfenheit, ist der Schatten im Gemälde, Karl, der ideale schwärmerische Misanthrop, das Licht. Je tiefer der Schatten gehalten ist, desto heller tritt das Licht hervor; dem Franz Moor fehlte aber viel Schatten, denn Schiller hat ihn anders gezeichnet, als Herr Walter ihn geben konnte und vielleicht wollte. (Schon die Maske war durchaus falsch, — vergl. Iffland in dem bekannten dramatischen Almanach, — oder vielmehr es war gar keine Maske zu sehen.) So sah sich Hr. Rott allein auf sich selbst beschränkt, und mußte aus sich selbst allen Effekt hervorbringen; denn die aus dem Gegensatze der beiden Charaktere von selbst hervorgehende psychische Wirkung blieb diesmal ganz aus. Hrn. Rott's Spiel als Karl Moor ist meisterhaft, vor Allem in der Art, mit welcher er diesen, wie alle von ihm dargestellten Charaktere, dem Zuschauer verständlich und begreiflich macht. Die einzelne Scene muß dem denkenden, mit nur geringem psychologischen Takt begabten Zuschauer natürlich aus der Harmonie der dargestellten Individualität hervorgehend erscheinen, so wie man wohl von einer bekannten historischen Person oder von einem nahen Freunde leicht sich denken kann, wie sie in dieser oder jener Lage des Lebens, selbst wenn sie nie in dieselbe geriethen, sich benehmen müßten. Das ist vielleicht die größte künstlerische Seite an Hrn. Rott, und dadurch verlieh er dem Karl eine Charaktertiefe und Einheit, wie sie Schiller selbst seinem Helden nicht hat geben können. In den Momenten der Ruhe, der planmäßigen Reflexion, spielt eine so tiefe innere Glut mit, daß immer und überall uns ein vollständiges Bild des ganzen Charakters vorliegt.

Der vierte Akt, welcher nach der Original-Ausgabe gegeben wurde, war so reich an Schönheiten, daß wir es aufgeben müssen, sie zu detailliren; nur Folgendes sehen wir uns gedrungen, hervorzuheben. Die Anrede an die Räuber war eben so neu und originell, als deklamatorisch schön und wirksam aufgefaßt. Sie ging nämlich weder aus dem bloßen Gefühl der Sicherheit und Unverletzbarkeit des Hauptmanns hervor, noch aus dem Wunsche des mit sich und der Welt zerfallenen Menschen, wirklich den Gerichten überliefert zu werden; das Eine oder das Andere allein bringt eine Monotonie hervor und läßt nur geringe Steigerung des Affekts zu, abgesehen davon, daß sie so in Kollision tritt mit der vorhergehenden Scene, wo die Räuber gereizt erscheinen, und Karl obendrein droht: „ich werde unter euch treten und furchtbare Musterung halten!“ durch das Spiel des Herrn Rott aber war nicht allein diese Kollision gelöst, sondern auch einer großen deklamatorischen Abwechslung Raum gegeben. Nicht wissend, ob nicht doch Hand an ihn gelegt werde, hält Karl das gespannte Pistol mit der linken Hand im Rücken, und erst, als er allmälig Ueberzeugung von der Treue seiner Leute erhalten hat, entäußert er sich aller seiner Waffen, und wenn er am Schluße die Hand an einen Ast bindet, so erscheint das nur als ein Akt des Uebermuths und der Begeisterung, in welche ihn diese kaum erwartete Treue seiner Leute versetzt.

Ein wahres Meisterstück der Aesthetik aber ist die Gesangsdeklamation, die der obigen Scene voran geht. Man kann sich nichts Schöneres und Poetischeres denken, als diese Art, mit Begleitung der Laute zu deklamiren, und den Gesang durch die Sprache und Modulation der Rede darzustellen. Ich gestehe, daß mir dieses als das Größte und Schönste von Seiten der Aesthetik erschienen ist.

Was die in diesem Stücke Hrn. Rott zur Seite Stehenden anlangt, so übertrafen sie unsere Erwartungen nicht; und wir wissen nicht, ob durch eine andere Besetzung sich nicht wenigstens etwas mehr Harmonie hätte hervorbringen lassen.

B. Tt.

Notizen.

(Balzacs) Drama: „Vautrin" soll weder dramatischen noch literarischen Werth haben, und sogar der Charakteristik entbehren.

(Ferdinand Hillers) Oratorium: „Die Zerstörung von Jerusalem," Text von Steinheim, soll eine höchst bedeutende Tonschöpfung sein, worin sich die Chöre besonders auszeichnen. Sie erscheint bei Kistner in Leipzig.

(Riesenprozeß.) In Marseille wird nächstens ein Riesenprozeß zur Verhandlung kommen, und zwar gegen einen Notar, der nicht weniger als 1200 falsche Aktenstücke fabrizirt hat. Es werden darin 500 Zeugen vernommen und den Geschwornen gegen 300 Fragen vorgelegt werden. —

(Franzosen und Engländer.) Treffend sagt Kaufmann in der Zeitg. f. d. eleg. Welt: „Der Franzose ist mehr arrogant aus Ignoranz, der Engländer aus Intoleranz."

(J. P. Jordan) ein junger talentvoller Wende, dem die Zeitschrift „Ost und West" schon manchen interessanten Originalaufsatz, und treffliche Uebersetzungen aus dem Böhmischen, Polnischen, Russischen und Wendischen zu verdanken hat, arbeitet an einer Grammatik der wendischen Sprache.

(Sehr naiv!) Ein musikalischer Verein in der Stadt F hatte einen Preis für eine größere Komposition ausgesetzt. Die einlaufenden Arbeiten sollten mit einer Devise versehen sein. Ein Landschullehrer wählte sich folgende: „A bovo majori discit arare minor." (Von dem ältern Ochsen lernt das Pflügen der jüngere.)

(Wichtige Erfindungen in Oesterreich.) Der Professor der Anatomie in Wien, Hr. Berres, ist durch unablässige Versuche auf ein Verfahren gekommen, wodurch die Daguerre'schen Bilder haltbar gemacht, und durch den Druck vervielfältigt werden können. Er hat diese wichtige Erfindung bereits veröffentlicht. — Herr Joseph Kliegl, Buchdrucker in Preßburg, ist der Erfinder einer Maschine, mittelst welcher der Schriftsatz zerlegt, und die Buchstaben in ihre gehörigen Fächer gelegt werden. Nun hat sich durch die Bemühungen hochgesinnter Magnaten ein Aktienverein, an dessen Spitze Graf Ludwig Battyany steht, gebildet, um diese denkwürdige Erfindung ins Leben treten, d. h. den Bau dieser Sortirmaschine beginnen zu lassen. Der größere Theil der Aktien ist bereits vergriffen.

(Eine Somnambule) in einem, unweit Fünfkirchen gelegenen Dorfe Büködd macht dort großes Aufsehen. Glaubwürdige Personen versichern, daß von einem Betrug bei dem ganz ungebildeten Mädchen keine Rede sein kann. Mehre Aerzte Fünfkirchens haben sie besonders zur Zeit des Neulichts beobachtet. (Pesth. Spiegel.)

(St. Petersburg), ohnedies schon so reich an den verschiedenartigsten kaiserlichen Instituten, erhält ein kaiserliches Museum, welches unmittelbar bei dem Winterpalais erbaut wird.

(Stuttgart.) Das neue Kunstmuseum wird bald vollendet sein. — Das hiesige Schloß hat in mehren seiner Säle einen herrlichen Bilderschmuck durch die Fresken erhalten, welche der geniale Gegenbauer, im Auftrage des Königs, als trefflichen Kommentar der Uhlandischen Balladen über Eberhard den Greiner und dessen ritterliche Thaten gemalt hat.

(Der javanesische Prinz Saleh) hält sich bekanntlich seit längerer Zeit in Dresden auf, wo es ihm sehr wohlgefällt. Er studirt dort Malerei, und hat es schon zu einer tüchtigen Ausbildung gebracht. Seine Bilder, wird gemeldet, vervollkommnen sich schnell, und ziehn ihm immer mehr Bestellungen zu. Seine Seestücke, am meisten aber seine Löwen- und Tigerjagden, sollen von unverkennbar bedeutendem Talente zeugen. In der Portraitmalerei schließt er sich der ältern niederländischen Schule an. (Nordlicht.)

(Künstlerehrgeiz.) Daß dieser bei Alten und Jungen, in London und Paris gleich groß sei, beweisen folgende zwei Fälle. In London hat sich vor Kurzem der Bildhauer Flints, ein Sechziger, mit zahlreicher Familie, aus Verzweiflung entleibt, weil sein Modell zu Nelsons Denkmal zurückgewiesen wurde; und in Paris brachte sich ein junger Mann von guter Herkunft mitten in der Vorstellung des „Legs" (Vermächtniß) im Theatre-francais, drei Dolchstiche in die Brust bei, weil ihm die Direktion dieses Theaters sein Trauerspiel Hasdrubal zurückgesendet hatte. Zum Glück war keine der Wunden lebensgefährlich.

(Es regnet jetzt musikalische Wunderkinder!) In London ließ sich kürzlich, im Melodisten-Klub, die vierthalbjährige Tochter eines Herrn Binina, Organisten in Falmouth, hören. Sie singt mit ihrem kindischen kleinen Stimmchen jedes Lied, das man ihr zwei- oder dreimal vorgesungen, ganz sicher und richtig nach, und schlägt dazu mit dem Ernste eines alten Kapellmeisters den Takt. Jedes Intervall, welches angeschlagen wird, weiß sie zu bezeichnen und nachzusingen, und zwar intonirt sie mit einer Schärfe und Genauigkeit, die mancher erwachsenen Sängerin zu wünschen wäre. Das Kind ist hübsch und gesund, und man hofft, daß seine schöne musikalische Anlage sich ohne Beeinträchtigung der Gesundheit wird entwickeln lassen. — In Paris trat in einer musikalischen Morgenunterhaltung im Saale des Hrn. Petzold eine zwölfjährige Sängerin, Fräulein de Barge öffentlich auf, welche mit einer für ihr Alter merkwürdig entwickelten Stimme die großen Scenen der Vestalin und Iphigenie in Tauris sang. — In Berlin erntete die eilfjährige Pianistin, Sophie Bohrer, Tochter des Hannoverschen Konzertmeisters A. Bohrer, ungewöhnlichen Beifall. Sie spielte das Beethovensche Es-dur Konzert und die Variationen von Herz über ein Thema aus der Belagerung von Korinth mit viel Geschmack, eminenter Fertigkeit und Sicherheit. — In Prag soll der neunjährige Pianist, Leop. Basch, Schüler des Hrn. Tedesko, zu großen Erwartungen berechtigen.

(Denkmäler.) Schwanthaler hat von dem kunstliebenden König von Baiern den Auftrag erhalten, die Statue Jean Pauls in kolossaler Größe zu modelliren, Stiglmayer wird sie in Erz gießen, und im Oktober 1841 soll sie in Baireuth aufgestellt werden. Für die Walhalla wird Jean Pauls Büste, nach einem vortrefflichen Modell, welches der Bildhauer Schöpf vollendete, in Marmor ausgeführt. (Nun erübrigt noch ein Denkmal, welches unserm herrlichen Autor gesetzt werden sollte. Herr Buchhändler Reimer möge eine bessere und zugleich wohlfeilere Ausgabe von Jean Pauls Werken veranstalten, denn die bisherige entspricht auch den billigsten Anforderungen nicht, die man an die Ausgabe eines Klassikers der deutschen Nation stellen kann.) — Die mit der Errichtung des Mathias Corvin'schen Denkmals beschäftigte Kommission hielt (wie das Pesther Tageblatt berichtet) am 15. März in Pesth ihre zweite Versammlung. Nach langen Debatten wurden die von dem ungarischen Bildhauer Ferenczy vorgelegten Baurisse und Zeichnungen, — nach welchen Corvinus zu Pferd dargestellt, der Sockel der Statue aus Stein verfertigt, die Statue selbst aber in Erz gegossen werden soll, — geprüft und angenommen. Die Ferenczysche Zeichnung wird nächstens in Kupfer gestochen. Die Kosten des Monuments dürften 100,000 fl. C.M. betragen; 3379 fl. C. M. sind erst beisammen.

— Auf Anregung des verdienstvollen Anton Dolezsálek, Direktor des Pesther Blindeninstitutes, wurde dem Begründer der Blindenerziehung, „Valentin Hauy" (Bruder des berühmten Mineralogen Abbé Hauy) in Pesth ein Denkmal errichtet. Es besteht in einer Blinden-Stiftung, welche, weil sie bei dem jetzigen Landtage durch Beiträge von der ständischen und Magnatentafel zu Stande kam, den Namen Hauy'sche Landtagsstiftung führt. (Bei dieser Gelegenheit hatte der Hr. Patriarch und Erzbischof von Pyrker insbesondere eine Stiftung gegründet.) Ferner wird Hauy's Büste, welche der Bildhauer Ferenczy verfertigt, im Schlafsaale des Instituts oberhalb der Bettstätte des Stiftlings aufgestellt werden.

(Der Pascha von Egypten), welcher schon die Principes de droit public et d' administration von Macarel ins Arabische und Türkische übersetzen ließ, läßt jetzt auch den französischen Civil-Codex in diese beiden Sprachen übertragen.

(Theater.) Einer der interessanten lebenden Mimen ist Belmont, am Theater Folies-dramatiques zu Paris. Er wird seiner besondern Kunst in der äußern Maske wegen sehr gerühmt; diese ist immer höchst frappant und macht ihn ganz unkenntlich. Dabei spielt er alle Fächer mit einer gewissen Routine: gichtbrüchige Alte, Hallunken, unverschämte Bedienten, Gecken; ja sogar weibliche Rollen hat er bereits gespielt. Für erkrankte Mitglieder übernimmt er jede Rolle über Nacht und stellt sie befriedigend her. (Dampfb.)

(Schlaggenwald.) In unserer Bergstadt wurde am 21. April von den Freunden der Kirchenmusik eine feierliche Trauerandacht für den am 6. Januar d. J. zu Linz verstorbenen Chorregenten, Joseph Bapt. Schiedermayer — nicht unrühmlich bekannt als kirchlicher Komponist — abgehalten. Es ward das Requiem des Verblichenen (in F-moll), dann das mit Instrumentalbegleitung gesetzte Libera von J. Ritter von Seyfried, und ein Choral Salve Regina von G. von Röder trefflich exekutirt. Schiedermayer war ein Böhme. A.

Hiezu die Beilage Nr. 8.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Die Balletseuche.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, in dem Bilde: daß Petersburg wie eine Theaterdekoration, in die nordische Schneewelt eingeschoben, dem Wanderer entgegenglänzt. Alles scheint ihm, mit dem bisher durchstrichenen Lande verglichen, zu prächtig, zu großartig, als daß es reine Wirklichkeit sein könnte. Und doch stellt es sich also heraus, wie er immer die Augen reiben mag. Vieles trifft er zwar in dem glänzenden Gedränge, das blos übertüncht, nach der Außenseite hin, glänzet, aber doch auch viel des Großartigen und Gediegenen stößt ihm bei jedem Schritte auf. Ich will diesmal von dem Schauspiele reden, das in dem großen Schauspiele mir zuvörderst aufgefallen, als ich mich zuerst in den großartigen Straßen zurechtgefunden, als ich begann, das Innere, das Volk und seine Gemüthzustände mir zu enträthseln. Brod und Spiele heischten die Römer einst, Oper und Drama setzt alle deutschen Federn in Bewegung, das Ballet ist die Vorstellung, welche hier die meiste Theilnahme erregt, die ausgezeichnetsten Liebhaber findet, der man von oben, von unten, von allen Seiten die meiste Unterstützung angedeihen läßt. Auf das Trauerspiel wird nur Mäßiges verwandt, mehr schon auf das französische Lustspiel, welches den Kreis der Feingebildeten mit dem Ton des Tages in Paris bekannt macht und sie dabei angenehm unterhält; die Oper hat zunächst einen bedeutenden Kreis von Kunstfreunden, die in ihr Erholung und Trost suchen, — aber Entzükken, Rausch, Seligkeit holen alle nur im Ballete. Die Dekorationen und derartigen Bühnenmittel, welche für die Oper in Anwendung kommen, übersteigen alles, was man auf den Bühnen deutscher und französischer Städte und Hauptstädte nur sehen kann, wo man diesem Aeußerlichen noch nicht so ganz die volle Sorgfalt zuwendet; aber die Ausstattung des Balletes, sowohl was den Aufwand der Dekorationen und den Glanz ihrer Malerei anbelangt, als die zahlreichen Tänzergruppen und Maschinerien betrifft, läßt jene der Oper wieder verdunkelt hinter sich. Eine Dekoration wechselt im Spiele mit der andern, und ein Schlag von Oberons Lilienstab folgt auf den andern, und gestattet dem Zuschauer keinen Augenblick Erholung vom Erstaunen, vom Schrecken der Ueberraschung. Ich habe nie ein großartigeres, kostspieligeres Dekorationswechseln gesehen, und bezweifle, daß es möglich sei, je ein goldverschlingenderes auf der Bühne einzuführen, war aber auch von diesem Schauspiele so geblendet, daß ich Zeit brauchte, um neben diesem Spiele noch etwas Anderes zu sehen. Endlich konnte ich mein Auge auf die Taglioni werfen, auf die Königin des um sie stets sich verjüngenden Himmels, auf die Hunderte von Houris, welche um sie herumhüpften und stoben. Je mehr ich aber nun meine Aufmerksamkeit den Tänzern zuwandte, je mehr fand ich, daß sie hinter den glänzenden Coulissen zurückblieben, daß der Tanz durch die köstlichen Leistungen der Malerei verdunkelt wurde. Ich hatte zu viel Großes und Schönes von der gefeierten Tänzerin mir gedacht, an sie gedenkend all des Rühmlichen mich erinnert, was ich von den althellenischen Tänzerinnen gelesen und gehört hatte, und fand nun: daß sie tanzt wie alle andern unserer neueren Tänzerinnen — daß die Verdrehungen und Sprünge ihr höchstens etwas leichter von Statten gehen. Hat man eine solche Tänzerin nur in einem Ballete gesehen, so kennt man alle ihre Leistungen, da all ihr Springen und Gliederverrenken sich beständig wiederholen muß, so lang eben nichts Tieferes als dieses geleistet wird. Auch die weltgepriesene Taglioni sah ich auf einem Beine stehen, das andere in einem rechten Winkel, wie einen Wegweiser, lang von sich streckend, sah sie so die Drehungen machen, welche man an einer Erdwinde, einem Göpel, alle Tage schauen kann; auch die Taglioni sah ich auf die Zehen sich aufsteifen und den ganzen Leib wie in den heftigsten Krämpfen verdrehen, und war ihr so nahe, daß ich dabei schaute, wie alle diese Leichtigkeit den bittersten Schweiß kostete, wie sie unter den Stellungen vor Ermüdung bebte, und den Schmerz der Anstrengung mit lächelnder Miene verbiß. Ich hatte an den fünf Fuß und wenigen Zollen Anmuth bald bis zum Ueberdruße satt, an allem Ueberfluße der Prachtdekorationen der ausgelassensten Bühnenausstattung, und konnte mein Augenmerk um so ausschließlicher auf die Menge, auf die im Hause versammelten Zuschauer richten, an denen ich größere Wunder schaute, als an den flammengleich hüpfenden Beinen der Sylphide. Ich habe öfter sagen hören, daß ein Tauber, welcher keinen Begriff von Tonkunst je gehabt hat, in einen Konzertsaal tretend, in welchem eben eine volle Tonbühne in ihrer Thätigkeit webte, sich nicht wenig über alle die Spieler wundern würde, welche hinter ihrem Pulte über ihrem Tonzeuge blasend oder geigend sich die drolligsten Geberdungen, die auffallendsten Stellungen angewöhnt; — daß dieser Taube nichts anderes, als ein ganzes Tollhaus vor sich zu sehen wähnen müßte. Ich will es nicht bestreiten; obschon der Taube, wenn er einige Erfahrung hat, wissen kann, daß Leute über ihrer Arbeit immer gewisse Griffe und Gesichter sich angewöhnen, und er die guten Leute ja in vollster, heftigster Arbeit erblickt, wenn deren Sinn ihm gleich ein Räthsel bleibt; was würde aber dieser Taube erst sagen, wenn er die müßigen Leute, die weder zu geigen noch zu blasen haben, im Petersburger Singspielhause schaute. Ich habe schon an hellen Frühlingstagen den traurigen Anblick einer im grünen Hofe sich sonnenden Irrengesellschaft gehabt, ich habe mehremale die Judenschule besucht, aber solche lächerliche, und auch wieder betrübende Züge wie hier hatte ich noch nicht gesehen. So wie nur ein Bein in Bewegung kam und ein Frauenröckchen zu flattern begann, bewaffnete das ganze weite Haus sich mit Guckgläsern, daß jedermann da saß gleich einer Schnecke, welche zum Kriechen die Fühlfäden ausstreckt. Aber lange so zu sitzen hielt auch keiner aus, weil das Feuer der Begeisterung durch seinen Leib fuhr und diesen zu den größten Kraftanstrengungen beugte und schleuderte. Da waren, welche die Köpfe nickend und schüttelnd da saßen, ähnlich den Porzellanpagoden aus der Zeit der Afterkunst auf einem Prachtkamine; andere, die den Leib hin und her, rechts und links bewegten, als ob sie auf ihrer Stelle angepicht gewesen und sich so loszurütteln gedächten; mehre, welche sich mit den Händen den Kopf rieben und mit den Fingern in die Haare krallten, als ob ihnen angst und bange, daß der Kopf über dem Taumel davon fliegen könnte. Von den Geberden, welche ich sah, kann ich nur sagen: daß ich alle mögliche zu sehen geglaubt, daß vom höchsten Freudentaumel bis zur tiefsten Verzweiflung (nicht noch mehr mit den Augen fassen zu können) alles erschöpft war; daß ein mimisches Gesichterlexikon vor mir aufgeschlagen lag. Mehre schaute ich in den Sperrsitzen, welche, als ob die Polster glühend geworden, behende aufsprangen, aber dann von den Hintensitzenden, denen sie als dunkle Zwischenkömmlinge Finsternisse herbeiführten, eben so rasch niedergerissen wurden. Einige befanden sich im Hause, welche vor Freuden laut aufschnalzten; andere, welche sich den Mund beständig leckten, als ob ihre Lippen mit Honig bestrichen wären, viele, welche von Zeit zu Zeit die Augen einkniffen, als ob sie befürchteten, an dem Dargebotenen sich den Blick zu überladen. Seufzer hörte ich ausstoßen, aus geklemmter Brust Ach ächzen, als ob die tiefsten

Leiden dort nach dem Tageslicht strebten, aber von dem Unseligen zurückgedrängt würden, bis dann mit einem Blitze alle Gefühle sich Luft machten, der Bravoruf erscholl, und alles, was Hände hatte, selbe aneinanderschlug, als ob das ungeheuere Gebäude von dem Schall zersprengt werden sollte. Rufen und Weinen, Kreischen und Brüllen, Thränen und Lachen, alles, alles zusammen! Wer kann dies anschauen ohne zu erstaunen, und zuletzt über die Tollheit zu lachen, welche sich so glänzend vor den Augen entfaltet! Ich theilte einem kalten deutschen Landsmann, den ich zufällig getroffen, meine Verwunderung mit, und tauschte mit ihm die Gedanken über das seltene Schauspiel aus, und zwar ziemlich laut, weil ich nicht leicht verstanden zu werden glaubte. Wir hatten uns aber getäuscht in unserer Sorglosigkeit; denn bald gewahrten wir an allen Blicken, welche jetzt scharf wie Dolche auf uns eindrangen, daß man unsre unschuldigen Witzeleien eben als Halsverbrechen, als Halbgötterlästerung betrachtete, und daß es Zeit sei einzulenken, wenn wir nicht des Schlimmsten, der Steinigung, gewärtig sein wollten. Wir entfernten uns daher, so bald wir konnten, nachdem wir vorher unsere Gesichter in ernstere Falten gelegt, und besprachen unter vier Augen ernster das Glück eines Volkes, das die höchste Glückseligkeit so wohlfeil hat, obschon die Tänzerinnen von ihm theuer genug bezahlt werden, das keinen Aufwand von geistiger Kraft, nicht Dichtergeist noch Kunstsinnigkeit, sondern blos einige Beinverrenkungen braucht, um alles Erdenleid zu vergessen und im Vorhimmel zu schweben.

Leo A.

Juda Klačko,

ein dreizehnjähriger polnischer Dichter.

Als ich vor einigen Monaten (erzählt ein Reisender) in Wilna war, hörte ich von dem ungewöhnlichen Phänomen eines dreizehnjährigen Dichters, eines Israeliten. Man sprach damals von nichts anderem, als von J. Klacko. Einige äußerten sich mit Begeisterung über das dichterische Talent dieses Kindes und erhoben seine Fähigkeiten bis zum Himmel; Andere wollten ihm durchaus keinen Werth zuerkennen. Da ich mich einige Tage in Wilna aufhielt, wollte ich meine Neugierde befriedigen und besuchte ihn; und ich bekenne offen, ich fand mehr, als ich gehofft.

Als ich ins Haus des Klacko trat, empfing mich die Mutter des jungen Dichters mit Freuden, führte mich in ein prächtig meublirtes Zimmer, und schickte nach dem Sohne, der in seinem Zimmer arbeitete. Unterdessen ließ ich mich in ein Gespräch mit der Mutter ein, und fand sie sehr verständig und von einer bei den hiesigen Israelitinnen ungewöhnlichen Denkart und Bildung. Da trat Juda ein. Er ist ein schönes, zartes, schwächliches Kind, mit sehr feinen Zügen, so daß man auf dem Gesichte alle, selbst die feinsten Adern zählen kann; von erhabener Stirn, hellblondem, zierlich gelocktem Haar; seine Augen, aus denen eine gewisse Begeisterung zu glühen scheint, von beständiger Arbeit angegriffen. Er war sehr vergnügt über den Besuch. Er spricht rein und richtig polnisch, aber seine Aussprache ist kindisch.

Ich bat ihn, mir seine Arbeiten zu zeigen; er that es gern, doch mit einer gewissen Bescheidenheit. Er las mir wirklich künstlerisch (wie es nur sein Alter zuließ) den Eingang eines seiner Gedichte, unter dem Titel: Powódz (die Ueberschwemmung) und einige zierliche Verse an seine verstorbene Schwester.

Wir sprachen hierauf von der polnischen und französischen Literatur. Klacko besitzt überaus große Kenntnisse, weiß fast alle schönen Stellen unserer Dichter auswendig, urtheilt von den literarischen Produkten wie ein reifer Mann, und, was noch mehr, hat stets seine eigenthümliche Meinung — wirklich sehr viel für ein dreizehnjähriges Kind. Die polnische Literatur schätzt Klacko über alles.

Die jetzigen französischen Dichter sind nach seiner Aeußerung nicht werth, das Licht zu putzen, bei welchem der Verfasser der Grażyna (Mickiewicz) seine Poesien niederschreibt. Kann man auch diesen Enthusiasmus nicht gerecht nennen, so ist er doch groß und poetisch. Wer nicht glaubt, daß Klacko ein wahres poetisches Talent besitzt, gehe hin und rede nur einen Augenblick mit diesem exaltirten Kinde, höre seine Reden, schaue in seine glänzenden Augen, aus denen ein hehres Feuer strahlt, schätze die Begeisterung, mit der er von seiner lieben Poesie spricht, und er wird sicher aufhören zu zweifeln. Solche Menschen wie J. Klacko sollte man nicht abschrecken, sondern aneifern.

(Aus dem Polnischen von K.) Ludwig von Porejew.

Paris und Bordeaux.

Wenn es zwar begreiflich ist, wie für das bürgerliche und Staatsleben, für Mode, Luxus u. s. w. alles dem Bewohner der Provinz in Frankreich neu bleibt, so ist es doch schwer zu fassen, wie auch die Kunst diesem Centralisationssystem sich unterwirft. Ein in der musikalischen Kritik bedeutender Franzose, Henri Blanchard, beklagt sich ernst und bitter darüber, daß die, welche in den Provinzen die Verbreitung musikalischer Kenntnisse besorgen, Solisten, Romanzensänger, die Superfötation der Pariser Konzerte seien, und ihre Lobhudler — ungefähr wie bei uns — Nachbeter der elendesten Organe. Ob sie nicht auch besonders dafür bezahlt werden? die Belege, die Henri Blanchard zu seiner Behauptung herbeiführt, sind allerdings klassischer Art: Hr. Ferroud, der sich ein Zögling des Pariser Konservatoriums nennt, zeigt einen theoretischen und praktischen Kursus der Violine an, der in Folge einer durchaus neuen Methode in acht Monaten absolvirt ist. Dieser Kursus von nicht mehr als acht Monaten ist für Männer von achtzehn bis vierzig Jahren berechnet, die niemals eine Violine in der Hand gehabt haben. Von der dritten Stunde an wird man Quadrillen, Walzer u. s. w. spielen können. Nach beendigtem Kursus werden die Schüler unfehlbar im Stande sein, nach den Grundsätzen der besten Meister alle Stücke zu spielen, die für Liebhaber der Violine geschrieben werden, wie Opernarien, Contretänze, Walzer, Duos ꝛc. ja, sie werden auch die zweite Violine in einem Orchester spielen können, und das Alles für lumpige vierzig Franken, deren Hälfte beim Eintritt bezahlt wird. Hr. Ferroud wird obendrein, aus besonderer Gefälligkeit, jeden Zögling mit einer Violine versehen. Erinnert diese „Kunst in acht Monaten ein perfekter Violinspieler zu werden," nicht an die Geschichte jenes Edelmanns — natürlich eines Franzosen — der, als man ihn frug: Spielen Sie nicht Violine, Herr Baron? — zur Antwort gab: Violine? Meiner Seel, es ist möglich; ich habe es noch nie versucht. — Mehr noch als Hr. Ferroud, leistet Hr. Mansui, Pianist und Tonsetzer. Er sendet Rundschreiben in die Departements des Inhalts: Hr. Mansui hat die Ehre, den Musikliebhabern und jungen Künstlern anzuzeigen, daß er wieder in Bordeaux eingetroffen ist, um seinen „höheren Unterricht" in der Musik wieder zu beginnen und ausgezeichnete Talente zu bilden. Fräulein Calixte Mansui, seine Tochter, eine seiner besten Schülerinnen, gibt gleichfalls Unterricht, und zwar um die Hälfte des Preises ihres Herrn Vaters, und Madame Mansui noch um ein Bedeutendes billiger als ihre Tochter. Dieser umgekehrte Klimax hat durchaus nur auf den Preis Bezug; denn was das Talent selbst anbelangt, sagt das Rundschreiben der Hrn. Mansui, wird man erstaunt sein über die Resultate, die diese Dame, Mad. Mansui nämlich, durch ihre Methode erzielt. Nach höchstens sechs bis acht Monaten — es scheint, daß das der hergebrachte Termin ist, um in Bordeaux mittelst des höhern Unterrichts zum Virtuosen zu erwachsen —

werden die, gleichviel ob Herrn oder Frau oder Fräulein Mansui zum Unterrichte im Gesange oder Piano anvertrauten Kinder vollkommen mit der Theorie derselben vertraut sein, Romanzen singen und zugleich am Piano begleiten, eine Menge kleiner Piecen, und Tänze u. dgl. spielen, „so daß man dazu tanzen kann!!“ O herrliches Ziel! Am Schluße des Kursus werden sich die Schüler in einem Konzerte produziren, wo zum Beweis ihrer Fortschritte zu ihrem Spiele getanzt wird. Zur Introduktion hat Hr. Mansui ein Konzert veranstaltet, in welchem Fräulein Calixte Variationen von Herz über den Marsch aus Othello gespielt hat. Fräulein Ida Mansui, eine Sängerin von 90 Monaten, trug die Scène pathétique „Gnade, Gnade etc. aus Robert der Teufel vor u. s. w. Zum Schluß tanzte Fräulein Marie Kenebel den Shawltanz und die Kachucha. Der Name dieser reizenden Kunstreiterin läßt vermuthen, daß diese Vorstellung zu Pferde ausgeführt wurde. **B. St.**

Ein wichtiges Wort über den jetzigen Stand der magyarischen Schriftsprache.

Sehr wahr wird in der Pesther magyarischen Zeitschrift „Fgyelmezö“ von Ungarn gesagt: „In diesem polyglotten Reiche schreiben nicht bloß die Magyaren, sondeen auch die gebornen Slowaken*), Deutschen, Walachen und Serben magyarisch, und wenn wir bedenken, daß jede dieser besonderen Völkerschaften ihre besondere, ihrer eigenen Sprache angemessene Denkungsweise und Schreibart (Styl) besitzt, und daß auf diese babylonische Verwirrung noch durch unsere Schulen eine todte Sprache keinen geringen Einfluß äußert: so werden wir gestehen, daß unsere Schreibart in Betreff der Vielseitigkeit, der möglichen und unmöglichen Formen, sich mit jeder Sprache in der Welt messen kann, aber eben deswegen in Betreff eines eigenen Kolorits und der Originalität die ärmste ist.“

Ganz recht! Aber wer ist schuld daran, als die beliebte, übertriebene Magyarisation, durch die man die verschiedenen Völkerschaften in Ungarn binnen der kürzesten Zeit in ein magyarisches Volk umwandeln will, und die in ihrer Muttersprache Schreibenden haßt und verfolgt. Wenn selbst ein hochgestellter Mann, wie der Patriarch und Erlauer Erzbischof Pyrker verhöhnt und öffentlich (in den Kritikai lapok) beschimpft wird, weil er als Deutsch-Ungar deutsche und nicht magyarische Epopöen dichtete, ungeachtet er nicht magyarisch dichten kann, was bleibt den slowakischen, deutschen u. s. w. Schriftstellern in Ungarn anders übrig, wenn sie schriftstellern wollen, als sive bene, sive male, magyarisch zu schreiben, wenn sie die magyarische Sprache nothdürftig erlernen. Daß die reine schöne magyarische Sprache jetzt durch Slowaken, Deutsche u. s. w. korrumpirt wird, daran sind einzig und allein die Magyaromanen schuld. **—y.**

Deutsche Literatur.

Weiland Joseph Em. Hilschers Dichtungen. Originale und Uebersetzungen aus Byron, Moore, Goldsmith, Southey, Waller, Lamartine, Ariosto, Foscolo. — Herausgegeben mit einem biographischen Vorworte von Ludwig August Frankl. — Pesth. Verlag von Gustav Heckenast. 1840.

Wieder ein armer Dichter, der sein zerstücktes, blutendes Herz in Händen trägt, wieder ein hinsterbender Märtyrer, nicht der Zeit, die erhebt, ein Märtyrer der Verhältnisse, des Lebens, das erdrückt. — Nur sieben und zwanzig Gedichte! („In schwachen Resten — welche Zaubermacht!“) nur sieben und zwanzig Gedichte! aber eben so viele Leichensteine auf den Gräbern der Lebensfreuden, der keimenden Hoffnungen, der Jugendträume! und die Leichensteine sind gehauen aus einem Felsen, aus einem Marmor, der Säulen zu einem Riesengebäude, Altäre zu einem Dichtertempel hätte geben können, und es sind doch nur Leichensteine, auf denen man mit großen schwarzen Lettern geschrieben sieht: des Seins Dumpfheit hat ihn erstickt! die Liebe hat ihn vergiftet, die Einsamkeit hat ihn verzehrt, Täuschungen haben ihn rücklings erdolcht etc. etc. So litt Jos. Em. Hilscher einen vielfachen Tod, wenn er sich auch retten will in das Latmos der Poesie, wie er es seinen Unglücksgefährten zuruft:

> O steigt auf Latmos, ihr Verkannten,
> Die rauh und kalt das Leben von sich stößt,
> Dir schön're Heimat blühet dem Verbannten,
> Der aus gemeinen Banden sich erlöst;
> Ihr aber, unterjocht in Sinn und Handeln —
> Ach, weckt uns nicht und laßt im Mond uns wandeln!

Er will nicht geweckt sein, will im Monde wandeln und schreckt sich doch selbst auf, durch heftiges Erfassen der Wirklichkeit, wie durch wahre, also sehr oft auch traurige Betrachtungen, wie z. B. in dem ernst und tief durchdachten, schmerzlich gefühlten Gedichte „Ruinen.“ — Matthisson hat ein ähnlich betiteltes Gedicht; wie wurde es empfangen, belobt und zu den Sternen erhoben! und hält es einen Vergleich aus mit dieser Elegie, in den Ruinen der Welt, der Zeit, des Menschseins geschrieben? und doch wer kennt Hilscher, wer hat bei Lebzeiten seinen Namen genannt, in der Fremde, wie in der Heimat? und doch wäre er unter andern Auspizien einer der Besten seines Vaterlandes geworden! Man muß seine Gedichte lesen, um einzusehen wie er geworden ist

> — — so kalt
> Wie Gletschereis, an dem umsonst der Strahl
> Der Sonne übt die schmelzende Gewalt,
> Die Laub und Blüten sich erschafft im Thal;
> Und ungesellig — — — gleich
> Dem Aar, der horstend in dem Steingeklüft,
> Nicht wohnen mag im niedrigen Gesträuch,
> Und finster, einsam nur die Luft durchschifft —

Man muß ferner seine Biographie von dem geehrten Herausgeber lesen, um auch zu begreifen, wie er nicht geworden, was er hatte werden können. —

Ein zweiter, armer Seume ist Hilscher in Hinsicht auf seine Lebensschicksale, wie in Hinsicht auf seine Muse. Aber Seume war in beiden glücklicher, er hatte Abwechslung, und die thut auch im Unglücke gut; Seume war auch stärker; mit einer gewissen stoischen Jovialität wußte er sich herauszureißen, und fand Trost im Gedichte, während sein unglücklicherer Bruder, von den Verschränkungen seiner Lebensverhältnisse in sich zurückgedrängt, sich selbst auch im Gedichte wie in einem schwarzen Hohlspiegel erscheint, — daher auch durchgängig dieser ungekünstelte, wenn auch sehr düstere Anstrich; — die traurige Wahrheit leuchtet hervor, besonders wenn man seine Originalgedichte mit den Uebersetzungen vergleicht: hier der trefflich geschmiedete, abgerundete, wie ein Bergstrom sich rasch hinwälzende Vers (wie in Byron), dort wahrer Ausdruck des Herzzerreißenden, ohne Prüderie, ohne Effekthaschen, ohne eifriges Suchen nach auffallend klingenden Reimen, ohne unnatürliche, bombastische Anhäufungen von Bildern, wie es jetzt Mode geworden. Als Beleg führe ich nur noch folgende Verse aus dem Gedicht „Allerseelentag“ an, das er zwei Tage vor seinem Tode geschrieben, und in welchem er seine hingeschiedenen Freunde beneidet.

> Wie gut, daß ihr entkommen solchem Leben,
> Und unverdient nicht tragt so hartes Loos,
> Daß ihr den ecklen Athem aufgegeben,
> Und friedlich schlummert in der Erde Schoos.
> Nicht mit Verzweiflung theile ich den Glauben,
> Daß mit dem Leib das ganze Sein verwes't —
> Doch wahrlich, könnte Tod auch dieses rauben —
> Ich werf' es hin — bin gern davon erlöst.

Ich glaube mit Gewißheit behaupten zu können, Hilscher wäre, wenn ihm das Leben nicht so feindlich als der Tod freundlich gewesen wäre, würdig und ausgezeichnet in den sich immer weiter und weiter dehnenden Kreis theils bewährter, theils hochaufstrebender Geister seines Vaterlandes getreten. — Jos. Em. Hilschers Uebersetzungen sind gewiß das Beste, was Deutschland in dieser Art besitzt; Manfred, der Gefangene von Chillon, Parisina, der Giaur und viele andere kleinere Uebertragungen werden gewiß nie besser geboten werden, wie das auch unser geistvoller Landsmann, Hauptmann Wilhelm Marsano behauptet. —

---

*) Besonders die slowakischen Sprach-Renegaten, welche ihre slowakischen Familiennamen in magyarische umändern, und um für Magyaren zu passiren, magyarisch sprechen und schreiben.

Zuletzt, glaube ich, gehört ein großer Theil des Dankes aller Mitempfindenden für so viel Gutes unserem vortrefflichen Dichter L. A. Frankl, der uns doch selbst das Gediegenste bieten kann, und keine Mühe gescheut hat, einem unglücklichen Bruder ein ehrenvolles Denkmal zu errichten und seinem Vaterlande einen vergessenen Sohn zurückzuführen. M. Hartmann.

Romanzen und Lieder von F. Brunold. 1839.

Diese Gedichte gehören nicht in dieselbe Kategorie, wie hundert andre Sammlungen, die in unserem liederreichen Deutschland alljährlich die Presse verlassen. Sie haben alle ihren eignen durchklingenden Grundton. Der graue melancholische Himmel, unter dem, das graue brandende Meer, an dem sie gedichtet worden sind, haben ihnen allen eine eigenthümliche Farbung verliehen, und das eben ist's, was ich so sehr an ihnen schätze. — Die schönsten dieser Gedichte sind am Meere und aus dem Meere entstanden, sagte ich — und sind's auch eben keine Aphroditen, die in makelloser, blendender Schönheit den Wellen entsteigen, so sind es doch recht liebe, traurige Liljen, die sich still auf der Flut herumtreiben. — Es sind in diesem dünnen Bändchen theils Lieder, theils Romanzen enthalten. Erstere haben mir weniger zugesagt. Es finden sich in ihnen nur zu oft nebelhafte Schilderungen, ohne daß sich in diesem Endlichen das Unendliche — das Wirken des Gottes- oder Menschengeistes kund thäte. „Die Wasserbinsen wiegen sich im Moore — die Abendwinde säuseln im Rohre — die wilden Enten ziehn am trüben Himmel hin —" das ist alles gut, aber wozu führt dies alles, so lange der belebende, gliedernde Geist fehlt? Doch ist es der Fehler der ganzen Schule, zu welcher sich Brunold zählt, daß sie glaubt, genug gethan zu haben, wenn sie in Versen malt und nur malt. — „Liebe plaudert nicht" wäre mir unter den sangbaren Liedern das liebste.

Anders bei den Romanzen. Das Gedicht: „Die letzte Bewohnerin Rantums" ist vortrefflich. So auch die Romanze: „Auf dem Meere." Die Legende von den zwölf Rosen und die vom Könige Trojan — wie Berangers König Yvetot peu connu en histoire — rühren in ihrer Einfachheit unendlich, wiewohl das letztre Märchen von Frankl bearbeitet noch weit höher steht. In dem Gedichte „Zeit" finden sich ausgezeichnet schöne Strophen, welche Grüns nicht unwerth wären, und zeigen, daß ihr Dichter unsre bewegte Zeit verstanden hat.

Und so ist denn dies Bändchen eine recht liebe Gabe des Verfassers, der in seinen Novellen vielleicht noch höher steht.

Alfred Meißner.

Literatur und Kunst in Rußland.

Neue Erzählungen von N. Ph. Pawlow.

Es ist kein Zweifel, daß auch diese Erzählungen des beliebten Verfassers dieselbe günstige Aufnahme bei dem Publikum finden werden, wie die erste Lieferung. Die besten aus ihnen sind „die Maskerade" und der „Pavillon."

Repertoir des russischen Theaters von Pesockij. 7. Heft; Monat Juli. St. Petersburg 1839.

Der interessanteste Artikel dieses Bändchens ist ohnstreitig die Biographie des verstorbenen Künstlers N. O. Dür, von Th. Koni. Als Freund kannte der Verfasser den großen Sänger genau, und als tüchtiger Kritiker wußte er seine Verdienste auf eine Art zu würdigen, wie es nur die reinste Liebe des Publikums zu dem Künstler und die Unparteilichkeit des Kenners erforderte.

Die Frauen und die Männer. Erzählungen, geschöpft aus den Berichten eines russischen Invaliden, von Salaeschin. Zwei Bande, von denen jeder aus 5 Erzählungen besteht, die durch eine gemeinschaftliche Idee an einander gereiht sind.

Newskisches Album. Literarische Sammlung von Nik. Bobylew. St. Petersburg 1839. 363 S.

Ohne einen bekannten Namen zu seinen Mitarbeitern zu zählen, hat Herr Bobylew einen Almanach zusammen gebracht, dessen Aufsätze man mit wahrem Vergnügen liest, und worin er manchen jungen Mann in die Literatur einführt, der einst dem Vaterlande Ausgezeichnetes liefern kann.

Der Geist der Gesetze von Montesquieu, übersetzt in das Russische von E. Karneew. St. Petersburg 1839.

Eine schöne Uebersetzung dieses ausgezeichneten Werkes, versehen mit den nothigen sachverstandigen Anmerkungen. Das Werk, aus 3 Banden bestehend, ist dem Kaiser gewidmet.

Vaterländische Memoiren von Krajewski, St. Petersburg 1839.

Herr Krajewski hat sich durch den geringen Beifall, den seine Arbeit bei dem Publikum und den Recensenten fand, nicht abschrecken lassen, auch für das Jahr 1839 seine Memoiren herauszugeben, und sogar eine Ankündigung für das Jahr 1840 zu veröffentlichen, worin er nach seiner Gewohnheit eine Menge von Mitarbeitern (über 120) anführt, von denen aber die wenigsten etwas für sein Werk liefern.

A. Th. Weltmann schrieb einen herrlichen Roman in 2 Theilen unter dem Titel: „General Calimeros." Die Scene ist in Moskwa in dem großen Jahre 12. Viele Napoleonische Generale und andere geschichtliche Personen sind herrlich gezeichnet. Die Idee des Romans und die Beschreibungen sind originell, und die Darstellung außerordentlich interessant.

Außerdem beschäftigt sich Weltmann gegenwärtig mit einer sehr wichtigen Arbeit: der Erforschung des alten slawisch-skandinavischen Sprachidioms.

Der Baron Rosen hat das „Tagebuch seiner letzten Reise in Europa" beendet.

Von Tatiščew's großem französisch-russischen Wörterbuche erscheint jetzt der zweite Theil. Dieses herrliche Werk hat die Anerkennung, die es verdient, gefunden; und der Preis desselben (200 Bogen feinen Druckes: 15 Rubel) ist für Rußland so niedrig, daß man allgemein sagt, es sei umsonst zu haben. J. P. Jordan.

*) Die neue Zeitschrift: „Pantheon aller Theater," welche von dem Theaterdichter Th. Koni redigirt wird, ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur, und wurde mit ungemein großem Beifall aufgenommen.

Das erste Heft enthält den Belisar von Schenk in einer schönen Uebersetzung von Obodowski. Eine satyrische Schilderung des Kanzleiwesens in dramatischer Form. „Theatralische Erinnerungen meiner Jugend" von Bulgarin. Eine treffliche Erzählung „die Sünderin" von Baschutskij. „Das Kolosseum," eine geistreiche Schilderung von Baron Rosen. „Geschichte der Bälle und Maskeraden," humoristische Skizze von Koni, welche allgemeines Interesse erregte. „Ansichten über Musik und Theater in Schweden" von Herrn von Stieglitz. Theateranekdoten und Ansichten über die Neuigkeiten aller jetzt existirenden Theater. — Ein anderes Journal „Repertoir des russischen Theaters" enthält meistentheils Vaudevilles von Karowkin und die patriotischen Stücke von Polewoi. — Auch bringt es Theaterrezensionen, worin es immer heißt, daß die russischen Vaudevilles geniale Schöpfungen und alle russischen Schauspieler in allen ihren Leistungen die gediegensten Künstler sind. – Von den neuen Werken ist zu erwähnen der Almanach: Die Morgenröthe**), herausgegeben von Wladislawlew (mit 6 englischen Stahlstichen) und eine Uebersetzung von Hüllmanns „Geschichte des Städtewesens im Mittelalter."

Zur Zeit als Berlioz in Paris seine vielbesprochene dramatische Symphonie „Romeo und Julie" komponirte, hatte der Tonsetzer Stroûskoi in Petersburg eine ähnliche dramatische Symphonie „Abadonna" geschrieben, welche in der philharmonischen Gesellschaft mit großem Beifall aufgeführt wurde. — Auch hat Stroûskoi eine große romantische Oper nach einem deutschen Texte: „Die Hetze im Kolisseum" komponirt. Die Handlung geht zur Zeit der römischen Tyrannei und der Christenverfolgung vor. — Aliabieff hat aus Shakespeare's Sommernachtstraum einen Operntext gemacht und in Musik gesetzt. Glinka, der Komponist der beliebten Nationaloper „Das Leben für den Zaar," hat eine Oper beendet, die ebenfalls im russischen Genre ist.

„Belisar" macht, ungeachtet der vielen Vorstellungen, im russischen Theater noch immer volle Häuser, eben so das neue Drama von Polewoi „Das Madchen aus Sibirien," dessen Stoff aus dem Roman der Mad. Cotton „Elisabeth Lugulow" entlehnt ist. Das Stück berührt patriotische Saiten und hat viel Theatereffekt, welcher durch das treffliche Spiel Karatygins verstarkt wird. Die neuen Vaudevilles sind, größtentheils aus dem Französischen übersetzt und wollen dem Geschmack des russischen Publikums nicht zusagen. Der eifrigste Vaudevilleschreiber ist Karowkin, der ganze Dutzende liefert, von denen selten eines zwei Vorstellungen überlebt.

*) Die hier folgenden Notizen sind auszugsweise dem „Berliner Figaro" entlehnt.

**) Ein früherer Jahrgang wurde in „Ost und West" beurtheilt.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 38. Samstag den 9. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Auf einem Maskenball.

Von Apollonius von Maltitz.

Wie in trüben Maskensälen
Die Gestalten schleichen träge,
Schlafrig sich vorüber stehlen,
Lauschend auf die Glockenschläge,
Gähnend sich einander necken
Und an Titeln sich entdecken,
Die sie fordern und verleihn,
Und verweigert, nicht verzeihn. —

Also schweifen in der Seele
Farblos öfters die Gedanken,
Aehnlich halbgenes'nen Kranken,
Wie in schlecht erhellter Höhle,
Seh'n sich an — mit Unbehagen,
Wie bei Nacht im Reisewagen,
Keiner naht dem Andern sich;
Schöne Maske, kennst du mich? —

Plötzlich schwinget aus der Menge
Ein Gedanke sich hervor,
Schreitet herrschend durch's Gedränge,
Hebt ein Königshaupt empor,
And're Lichtgedanken eilen
Seiner Fahne zu, gleich Pfeilen,
Aus entferntestem Gebiet —
Und vollendet ist ein Lied. —

Der Elf als Hofmeister.

Ein Märchen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Die Sonne schien bereits durch die seidenen Bettvorhänge, als die Jungfrau erwachte. Sie rieb sich die Augen, und da Alles wie gewöhnlich in Ordnung war, hielt sie das Vorgefallene für einen bösen Traum. Sie stand nun auf, kleidete sich an und wollte ein Glas Wasser trinken. Allein sie sah weder ein Glas, noch einen Wasserkrug. Aergerlich rief sie nach ihrer Zofe.

„Wie kannst du das Wasser vergessen, dummes Ding," fuhr sie das Mädchen an. „Gleich schaffe mir frisches herbei und sodann mein Frühstück."

Die Zofe entfernte sich kopfschüttelnd, da sie sich wohl bewußt war, Abends Alles besorgt zu haben; bald kam sie erschreckt wieder zurück und stotterte: „Ach, gnädige Herrin, gnädige Herrin! . . . .

„Nun, wo ist das Wasser?"

„Fort — Alles versiegt und eingetrocknete Zuber, Bach, Brunnen, alles leer und trocken!"

„Wirklich!" sagte Schwanhild. „Sahst du auch recht?" Nun, dann bringe mir das Frühstück; einen Schinken und zwei pommersche Gänsebrüste."

„Ach, gnädige Gebieterin," sprach schluchzend die Zofe, „leider sind auch alle Vorräthe verschwunden! Die Weinfässer liegen zerfallen im Keller, die Ställe sind leer, euer Lieblingsroß ist fort, das Futter verfault! Es ist gräßlich!"

„Geh!" sagte jetzt Schwanhild, und brach zuerst in wilde Worte aus, die jedoch bald in murmelnde Klagen übergingen und sich endlich in ein leises Weinen auflösten. Ein Besuch ihrer Gewölbe, Keller und Böden überzeugte sie von der entsetzlichen Verwandlung, die sich über Nacht mit all dem Ihrigen zugetragen. Sie fand nichts als Moder und übelriechenden Schwamm! Nun erkannte sie, daß die gräßlichen Bilder der Nacht die furchtbarste Wahrheit enthielten. Dennoch ward sie nicht bekehrt. Sie beschloß, hungernd ihr Leben zu enden, da auch die Umgegend viele Meilen weit zur dürren, braunen Haide geworden war. Ehe der Mittag heran kam, hatten ihre wenigen Diener das Schloß verlassen und Schwanhilde hungerte, — daß ihr die Eingeweide knarrten.

Diese löbliche Fastenübung setzte sie drei Tage lang fort, dann aber ward ihr Hunger doch so arg, daß sie nicht mehr im Schlosse bleiben konnte. In halbbewußtem Zustande wankte sie zum Meeresstrande. Hier sonnten sich auf der stillen Fläche des Oceans die muntersten Fischchen. Schwanhild sah erst dem Spiel der muntern Thierchen schweigend zu, dann ergriff sie eine neben ihr liegende Gerte, um deren Ende sich ein Würmchen geschlungen hatte, und schlug damit, zürnend über die Lustigkeit der Bewohner des Meeres, ins Wasser, sogleich baumelte auch ein leckerer Fisch an dem Schwuppchen; begierig griff die Hungernde darnach, um ihn zu genießen, doch im Augenblick hielt sie nur ein übelriechendes Aas in der Hand, während von allen Seiten her ein so schallendes, schadenfrohes Gelächter erscholl, daß Schwanhild einen fürchterlichen Fluch in ihrem Zorne ausstieß.

„O du wirst schon noch zahm werden,“ sagte grade vor ihr eine Stimme, in der sie leicht den Ton des Erzählers aus jener bangen Nacht erkannte. Um sich blickend gewahrte sie eine Moosrose, die auf dem Felsen wucherte. In dieser saß ein kleines, zappelndes Kerlchen mit grünem Schürzchen, hellblauer Jacke und gelbem Käppchen, das der Zürnenden grade in die Augen lachte und einen kleinen Blumenbecher nach dem andern leerte, indem es rüstig einschenkte und dabei mit dem winzigen Schlüsselbund klimperte, als ob es aller Welt Weinschenk sei. „Es schmeckt wirklich ganz vortrefflich,“ sagte der schadenfrohe Bursche. „Willst du mittrinken, Jungfer? Nicht wahr, das Ausräumen verstehen wir aus dem Grunde? Es soll dir Noth machen, dir Keller wieder so zu füllen, wie wir sie trafen. Wenn du dich jedoch zum Fischfang und zur Entschädigung der Freier entschließen willst, so kann's immer noch ein leidlich Gastmal bei dir geben.“

„Infamer Junge!“ rief Schwanhild und schlug mit der Gerte nach der Moosrose. Der kleine Weinschenk hüpfte jedoch herunter und hatte sich in einem Umsehen auf die Nase der Jungfrau gesetzt, wo er mit seinen Füßen einen allerliebsten Marsch trommelte.

„Deine Nase ist wirklich ganz ausnehmend weich, du böse Sieben,“ sagte der Schalk. „Wenn du jetzt einen Versuch mit dem Fischfange machen willst, um deine Beute zur Stadt zu tragen, so sollst du die beste Musik von der Welt dazu hören. Sei nur so gefällig, liebes Schwanhildchen, und nimm die Angel! Die Musik, Trompeten und Pauken mit sammt Flöten- und Klarinettenbegleitung, soll sogleich anfangen, ohne daß ich deshalb den Gesang vernachlässigen werde.“

Wie sehr auch Schwanhild sich abmühte, den lustigen Gast herabzuschütteln, er blieb sitzen, als wär' er angewachsen. Als sie gar nach ihm griff, biß er sie in die Finger. „Höre, Jüngferchen,“ sprach Blumenhold, „wenn du so ungezogen bist, werde ich dich ein wenig peitschen. Du hast ohnehin als Kind zu wenig Hiebe gekriegt. Das wollen wir denn jetzt nachholen.“ Damit setzte er sich erst recht fest auf der Nase und ließ auf jeder Seite ein Beinchen herabbaumeln, als ob er reiten wolle. „Nun sei fleißig, und lasse dir Gutes rathen,“ sagte er und begann ein lustiges Liedchen zu pfeifen.

Schwanhild, um der überflüßigen Quälerei los zu werden, tauchte die Gerte in's Wasser und sah auch sogleich wieder einen schimmernden Fisch daran zappeln. Ein kunstreich geflochtenes Blumenkörbchen stand neben ihr, das zur Hälfte mit klarem Wasser angefüllt war. Da hinein fielen die Fische ganz von selbst. Der kleine Geselle auf Schwanhildens Nase aber schlug mit seinen Füßchen an die Nasenflügel, blies wohl zehn verschiedene Instrumente auf einmal und sang dazu mit wahrer Silberstimme:

„Da sitzt nun die Jungfrau, die spröde,
Und angelt ein Fischchen im Meer.
Vor den Aeugelein wird es ihr blöde,
Das macht nur der Stolz — ungefähr?“

„Klein Jüngferchen, sei nur bescheiden,
Das Fischen ist wahrlich nicht schwer!
Du wirst dich noch selbst drum beneiden;
Wie kommt das? Aus Lust — ungefähr.“

„Tram tram tram, mein Flötchen das klinget
Und lockt die Makrelen dir her,
Schwanhildchen die Angel brav schwinget —
Warum wohl, du Klein' — ungefähr?“

„Nur rüstig! Mit Trommeln und Pauken
Gibt der Elf für ein Fischlein Gewähr.
Im Korbe von Maßlieb und Zschauken
Schwimmt fort es zum Markt — ungefähr.“

„Sei munter, mein Holdchen, zur Frühe
Ist der blumige Korb wieder leer,
Was macht dann Schwanhildchen mit Mühe?
Sie angelt. — Juchhe — ungefähr?“

„Und fragt sie ein Freier ganz leise:
Was trägst du, Schwanhilde, so schwer?
Dann spricht sie verschämtester Weise:
Meine Strafe zum Markt — ungefähr!“

„Na siehst du, was hat es denn für Noth?“ lachte der Schalk. „Der ganze Korb ist voll. Geh nun damit zur Stadt, und hast du die Fische erst verkauft, so kannst du dir schon eine Wassersuppe kochen.“

Damit sprang der Elf in den Fischkorb, kroch auf der andern Seite wieder heraus, zupfte eine Zschaukenblüte ab, setzte sich hinein und kommandirte „Vorwärts!“ Die Blüte blätterte sich sogleich aus einander; es entstanden Segel und Ruder auf zartem Schiff, und so segelte die Barke lustig in die Luft hinein. „Nun glückliche Geschäfte, Schwanhildchen,“ rief Blumenhold. „Sei hübsch klug und denke immer:

„Ich bin ein verzogenes Kindchen,
Drum gibt mir die Ruth' eine Lehr'.
Man ziehet mich just wie ein Hündchen,
Und das gibt Vernunft — ungefähr.“

Schwanhilde mußte sich in ihr Schicksal finden. Sie nahm den Korb auf und trug ihn mit dem Vorsatze nach Hause, sich so viel als möglich zu verkleiden, ehe sie nach der Stadt aufbrechen wolle. Allein alle ihre Kleider waren in Staub zerfallen! So mußte sie nun, von Hunger und Durst gepeinigt, in ihrem sammtenen Reitkleide, ihre Wanderung zu Markte antreten.

(Der Beschluß folgt.)

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Unter den Wiener Genremalern ist vorzüglich Fendi bemerkenswerth, welcher sich durch tiefes Gemüth, poetische Anschauung und religiöse Tendenz auszeichnet. Von ihm sahen wir auch recht hübsche Illustrationen zu Schiller'schen Gedichten in Aquarell- und Oel-Malerei. Wenn poetische Ironie die Grundlage der Schöpfungen Danhausers ist, so ist poetische Naivetät und schwärmerische Sentimentalität die Basis der Werke Fendi's. Von ihm zeigt die heurige Ausstellung zwei Bilder: „die Wittwe,“ welches schon durch Lithographie bekannt ist, und „den Mönch“. Letzteres Gemälde ist ein schönes lyrisches Gedicht. In einer Klosterzelle sehen wir einen alten Mönch am offnen Fenster sitzen; eine an den Wänden aufgehängte Rüstung deutet darauf hin, daß er wohl erst in spätern Jahren sich dem beschaulichen Klosterleben gewidmet habe, um von einem mühe- und thatenvollen Leben auszuruhen. Durch das Fenster blicken wir in eine weit ausgedehnte Ufergegend hinaus, wo wir einige Fähnlein Ritter und Reisige hoch zu Roß nach dem nahen Hafen hinziehen sehen, in

dem bereits die segelfertigen Schiffe ihrer harren, um sie zu Kampf und Gebet ins gelobte Land zu bringen. Die Sonne sinkt eben wie eine im Purpur sterbende Königin ins Meer hinab, und wirft noch ihren letzten Scheideblick auf die weite Landschaft und den in Nachdenken versunkenen Mönch. Wohl mag sie ihm das Bild seiner sinkenden Lebenssonne sein, und er mag ahnen, daß es für ihn bald ewige Schlafenszeit werde; und zum Abschiede tauchen noch beim Anblicke der fernhinziehenden Ritter heilige Erinnerungen in seiner alten Brust auf, wie auch er einst rüstig und fromm hinzog nach dem heiligen Grabe, um auf geweihter Erde zu beten. — Es ist eine rührende Poesie in dem kleinen Bilde; man findet viel darin, und denkt sich noch mehr dazu, wie es bei jedem guten Kunstwerke der Fall ist. Es hat in Idee und Auffassung auffallende Aehnlichkeit mit den sentimentalen Werken der Düsseldorfer Genremaler, auch die Technik ist vortrefflich. — Diese drei Genremaler, Danhauser, Schwind und Fendi, zeichnen sich durch consequente höhere Richtung und durch und durch poetische Subjektivität aus; den meisten Andern mangelt die beharrliche Durchführung einer bessern Tendenz und eine andauernd-poetische Stimmung. Daher so häufig in den Genrebildern das kräftige Versinnlichen des Geistigen, der Ausdruck, vermißt wird, und sich aus Mangel an inkarnirter Poesie bald Affektation, bald Geschraubtheit, bald widerliche Weichlichkeit in ihren Styl einschleicht. Ich denke, es wäre von guten Folgen, wenn unsre Genremaler nach Danhausers letztem Beispiele und nach der Gewohnheit der Düsseldorfer Maler ihre Konversationsstücke in größerem Formate malen möchten — warum, habe ich früher gesagt. — Noch muß ich einer besondern Richtung der hiesigen Konversationsmalerei erwähnen, welche der Liebling unsers Publikums, Amerling, repräsentirt. Sie ist so ganz eigentlich ein individuelles Kunststreben, ein Resultat der Subjektivität Amerlings, und besteht in einer Verbindung von Genremalerei, Portrait und Charakterbild zu einer artistischen Darstellung. Amerling läßt in diesen Gemälden, die immer in großem Formate sind, das sinnliche Element vorwalten und behandelt das geistige als Nebensache; er führt entweder einen geringfügigen Gedanken in großen Dimensionen und dekorativem Style mit aller ihm vollkommen eignen technischen Pracht aus, oder er will eine bedeutende Idee glänzend darstellen, wobei wohl der Glanz, aber selten die innere Bedeutsamkeit zum Durchbruch kommt. Amerling ist ein großer hervorragender Meister in Behandlung der Farbe — aber die geniale Kompositionskraft und geistige Tiefe mangeln ihm. Da er heuer kein Konversationsbild zur Ausstellung brachte, so werde ich beim Charakterbild und Portrait weitläufiger von ihm sprechen, da er doch unter den hiesigen Malern die bedeutendste Celebrität erlangt hat. — Von Eybl sehen wir heuer auch weder Portrait, noch Genrebild in der Exposition. Eybl, dessen Kolorit und besonders Karnation ganz vortrefflich ist, bringt manchmal einfache gemüthliche Sujets zur Darstellung; die Zeichnung dürfte hie und da etwas freier sein, doch auf die Malerei verwendet er enormen Fleiß, so daß man ihn wegen seiner miniaturartigen Ausführung einen zweiten Gerh. Dow nennen könnte — doch eben durch diese feine zierliche Manier geht gewöhnlich Kraft und energischer Ausdruck verloren. — Von Johann Ender ist ein Genrestück „die überraschte Räuberfamilie in den Abruzzen" ausgestellt, welches viel Leben in der Gruppirung und ausdrucksvolle Haltung der Köpfe zeigt. — Fischbach brachte ein großes Genrebild „die Wildschützen," in Anlage und Ausführung vorzüglich. Der landschaftliche Theil, mit großer Virtuosität behandelt, stellt eine wilde Gebirgsgegend vor, mittendurch braust stürzend ein tobender Waldbach; auf einem Felsenvorsprung stehen zwei Wildschützen; der Eine, die Büchse angelegt, späht mit sicherm Falkenblicke nach dem Wilde, welches ihm sein Genosse jenseits des Wasserfalles zeigt. Ausdruck der Physiognomien, Stellung, Kostüme und Situation sind höchst charakteristisch, und führen uns drastisch eine Scene aus dem wildpoetischen Raubschützenleben der Gebirgsbewohner vor. — „Die Nothtaufe auf einer Fischerbarke" von Anton von Perger zeugt von poetischem Geiste und tiefhumoristischer Auffassung rührender Momente. Auf einer Barke, die im schlimmsten Zustande mit den Wellen kämpft, tauft ein alter kräftiger Matrose das neugeborene Kind eines Passagiers mit Meerwasser, während dessen Vater einem vorbeisegelnden Schiffe Nothzeichen gibt und die Mutter mit angstvoller Verzweiflung ringt. Idee und Anlage des Bildes stehen indessen höher, als die Ausführung, bei welcher dem Künstler seine noch nicht vollendete Technik etwas hemmend in den Weg zu treten scheint. Wenn Perger die Technik ganz in seiner Macht haben wird, so können wir höchst poetischen Schöpfungen entgegensehen, denn er ist durch und durch Künstler und Poet, obwohl mir bis jetzt seine trefflichen schriftstellerischen Arbeiten voll Humor und Poesie noch lieber sind, als seine Bilder. — „Der Räuberüberfall bei Terracina" von Karl Schindler ist ein Bild voll Leben und Bewegung, und zeigt von bedeutendem jugendlich frischen kräftigen Talente. Die Gruppirung ist keck, der Ausdruck wahr, die Zeichnung sicher und decidirt. Das Bildchen ist aus einem Guße hervorgegangen, so einheitlich und gleichzeitig in der Handlung, und macht daher auch einen schnellen Effekt. Auf Kolorit sollte aber der junge tüchtige Künstler noch mehr Mühe und Aufmerksamkeit verwenden, und dann einer höhern Richtung folgen, um auch auf höhern poetischen Kunstwerth Anspruch machen zu können. Sein Bruder, Albert Schindler, scheint sich mehr der edlern Tendenz Fendi's zuzuwenden, und stellte zwei kleine Genrebilder „das Almosen" und „die letzte Pilgerreise" aus, in denen aber die Ausführung und Darstellung hinter dem poetischen Stoffe zurückblieb; seine vorjährige „Werbung" hatte bessere räumliche Anordnung und markirtere Charakteristik. Diese beiden jungen Maler können bei tüchtigen Studien in Zukunft noch Bedeutendes hervorbringen. — Treml hat heuer in seinen vier Bildern aus dem Soldatenleben weniger geleistet, als letztes Jahr in seinem „Steckbrief" und dem „rückkehrenden Soldaten," in denen er bessere Beweise psychologischer Auffassung gab. — Der ausgezeichnete Thiermaler Ranftl brachte zwei Genrebilder zur Ausstellung, „die Trauernachricht" und „der Segen der Eltern". Letzteres stellt die Rococo-Kostüme und die steife zeremoniöse Tournüre der damaligen Zeit vor, und ist mit großer Virtuosität in Zeichnung und Farbe bis ins kleinste Detail ausgearbeitet. Bei der Thiermalerei komme ich auf ihn zurück. — Heinrich Zimmermann hat zwei liebliche Bilder „der Fischzug" und „heimkehrende Fischer" in der Exposition, welche ich eigentlich unter den Marinen hätte aufführen sollen. Zimmermann hat durch seine Studien unter Delaroche viel gewonnen und ist ein tüchtiger Künstler. Seine Bilder sind mit einer gewissen anmuthigen französischen Koketterie in Komposition und Kolorit gemalt, besonders sind die Anordnung der Gruppen und die Linienverhältnisse seiner landschaftlichen Hintergründe höchst elegant. — Noch muß ich Swoboda's erwähnen, der in seinem Genrestück „das Herzleid" sicher eine sentimental-poetische Idee zur Darstellung bringen wollte, die aber nicht klar heraustritt; er setzte sich da eine Aufgabe, der er nicht gewachsen war, auch das Kolorit des Bildes ist unplastisch und ohne Relief. Er erfüllte bis jetzt die Hoffnungen nicht, die sein vor zwei Jahren ausgestelltes recht niedliches Gemälde „die von der Firmung heimkehrenden Landleute" erregte. So ist auch seine „Dame mit der Larve," welche beim großen Haufen eben des unnatürlichen Licht-Effektes wegen lauten Beifall findet, weil die Masse häufig die glänzende Unwahrheit der schmucklosen Wahrheit vorzieht, ein ganz manierirtes Bild und zeigt, daß der Künstler auf falschen Weg gerathen ist. Amerling machte vor ein paar Jahren durch seine „Morgenländerin" ungeheures Aufsehen, ein reizendes, orientalisch üppiges Bild, worin er durch Farbenpracht und den Zauber des meisterhaft behandelten Helldunkels alle Sinne aufzuregen und daher auf die Menge außerordentlich einzuwirken verstand. Die Abgötterei, die man dieses Bildes wegen mit ihm trieb, ermunterte ihn vielleicht zu sehr, später seine herrlichen Mittel zu häufig an Effekthascherei zu verschwenden; er mag es aber selbst fühlen, daß dies nicht der rechte Weg sei, seinen verdienten Ruhm zu bewahren oder zu vergrößern. Wenn Swoboda an Amerlings guten Bildern dessen geniale kühne Farbengebung studirt, so kann ihm das gute Früchte bringen — aber seine Schwächen soll er nicht willkürlich imitiren und noch dazu ins Extrem treiben. Amerlings Karnation ist Fleisch; aber diese „Dame mit der Larve" scheint aus Wachs gegossen und von innen beleuchtet. Ich berühre dies nur, weil es Schade wäre, wenn ein wackeres Kunsttalent, durch unverständigen Beifall irre geleitet, auf falschem Wege fortginge. — Ich muß bei der Genremalerei auch noch den trefflichen Thier- und Landschaftsmaler Gauermann berühren, da die Menschen-Staffagen in seinen Gemälden durch scharfe Charakterisirung des Lokal-Typus sich auszeichnen; bei den betreffenden Gattungen mehr über ihn. — Was von den ausländischen Künstlern in den verschiedenen Genre's zur heurigen Kunstausstellung eingesandt wurde, werde ich kurz in einem Anhange am Schluße dieses Artikels besprechen, um nicht nur die Wiener Kunstzustände, sondern beiläufig auch die gesammte diesjährige Exposition aus der Vogelperspektive zu betrachten. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

Gastvorstellungen des Hrn. Rott, kön. preußischen Hofschauspielers.

Am 27. April: „Die Wasserkur, oder: der reiche Mann," Originallustspiel in 4 Akten von Dr. Karl Töpfer. (Herr Rott, Herr

von Glittern). Eine vergleichende Uebersicht der deutschen Journalberichte gab das Resultat, daß sowohl „Vor hundert Jahren," als das heutige Lustspiel auf keiner deutschen Bühne so viel Glück gemacht habe, als zu Berlin, ja, daß beide sich dort zu Lieblingen der dortigen Theaterfreunde aufgeschwungen hatten, was bei den bedeutenden Forderungen, welche das Publikum der preußischen Hauptstadt an die darstellenden Künstler macht und machen kann, nicht eben unbedeutend schien. In Bezug auf das erstere konnte der Umstand befördernd einwirken, daß es durchaus nur preußische Zustände schildert, daher natürlich in Berlin den größten Anklang hoffen durfte; aber bei der „Wasserkur," welche auf manchen Bühnen nur wenig Glück machte, ja in Hamburg, dem Wohnorte des Verfassers, gar nicht in das Repertoir aufgenommen wurde, war es kein nationelles Interesse, das dem Lustspiel diesen Erfolg verschaffte, sondern es konnte nur eine ganz ausgezeichnete Darstellung der Hauptrolle sein, wodurch meine Erwartungen auf Hrn. Nott als Glittern bedeutend hoch gespannt, aber auch vollkommen befriedigt wurden, indem unser geschätzte Gast eben so sehr in dem Salonton der ersten 2 Akte, als der tragischen Kraft des dritten und dem Humor des vierten seine ganze Kunst entfaltete. Schon die Maske war vortrefflich gewählt, und eben so hielt er in den ersten Akten den Kranken genau ein, ja er ließ sogar leise Andeutungen seines krankhaften Zustandes — der Hypochondrie in einer der potenzirteren Formen dieses Chamäleons unter den menschlichen Körperleiden — durchschimmern; doch ohne je den Mann von Erziehung zu verläugnen, der sich immer zu beherrschen weiß. So nobel er sich in dem Moment zeigt, in welchem Wendner in ungeheuerem Undank ihm den Dienst kündigt, so machte er die Stelle seiner Rolle, wo Glittern seine Nichte liebkost, weil er hofft, sie werde bei ihm aushalten, zu einer Brücke für die Kluft zwischen dem dritten und vierten Akte, wie er denn überhaupt jeden möglichen Moment benützte, um uns den Funken menschlichen Gemüthes zu zeigen, der hier unter Geldstolz und Eitelkeit leise fortglimmt. Wenn uns aber gleichwohl die Verwandlung durch die Wasserkur noch etwas feenhaft erscheint, so kommt das ganz auf Rechnung des Dichters und des Umstandes, daß wir im Lustspiele gar nicht gewohnt sind, solchen Shakespeareschen Zeitsprüngen zu folgen, wozu hier noch diese hydropathische Wunderkur gerechnet werden muß. — Uebrigens war die Darstellung aus einem Guße; der Uebermuth des reichen Mannes gegen die Armen mit weiser Mäßigung und Rücksicht auf die Gesetze des Anstandes, wie die Vorliebe für die Vornehmen ohne Karrikatur dargestellt, und höchst ergötzlich im letzten Akte die Ausbrüche der Satyre gegen seine frühere Umgebung, die Genossen seiner kleinlichen Eitelkeit, unter welchen er vorzüglich seinen Neffen, den Bacon, zum Stichblatt erwählt. Hr. Nott wurde von den Damen Allram (Frau Stegel), Binder (Bettina), Frey (Wilhelmine) und Zängl (Amelie), so wie von den Herren Polawsky (Graf Wampe), Feistmantel (Balderich) und Walter (Wendner) sorgfältig und wirksam unterstützt, und Hr. Dietz hat mir in der Rolle des August noch nie so gut gefallen, als an diesem Abende, insbesondere, weil er den kindlichen Respekt bei dem Bruche mit seinem Vater fest im Auge behielt. Dagegen trug Hr. Fischer (Doktor Brott) die Farben viel zu stark auf. Ich möchte fast glauben, es dürfte für künftige Aufführungen nicht übel gethan sein, wenn er mit Herrn Bayer die Rollen tauschte. — Ich darf ja auch einmal einen Vorschlag machen, wenn er gleich nicht beherzigt werden dürfte!

G—e.

Notizen.

(A. Dreyschock.) In einem Resumé der diesjährigen Petersburger Konzerte sagt die „Nordische Biene" vom [illegible] April über unsern Dreyschock Folgendes: „Wir haben schon über die Hauptperson, den Pianisten Dreyschock, unsere Meinung geäußert; wir haben das Lob, welches ihm ein auserlesenes Publikum spendete, gemeldet, und nachdem wir ihn vorgestern zum zweitenmale gehört, haben wir uns noch mehr von der Vortrefflichkeit seines Spiels überzeugt. Wir lassen uns nicht von dem augenblicklichen Eindruck hinreißen, wenn wir sagen, daß in technischer Hinsicht Hr. Dreyschock unter den jetzigen Pianisten die erste Stelle einnimmt. Unsrre Meinung ist entschieden, und wird gewiß keinen wahren Künstler beleidigen. Jeder von diesen hat seine unabweisbaren Verdienste; aber Hr. Dreyschock, zum genialen Musiker geboren, gibt seinem Spiel alle Reize der neuen Schule, deren würdiger Repräsentant er ist. Dreyschock ist noch sehr jung, fleißig, leidenschaftlich für seine Kunst eingenommen, und da er sich mit jedem Tag vervollkommnet, wird er das Pianoforte auf eine unglaubliche Höhe bringen, indem er schon jetzt allen seinen Zeitgenossen zuvorgekommen ist."

W. H.

(In Baiern) wird jedem Landbewohner, der einen sogenannten Holzsparofen in seiner Wohnung setzt, eine Prämie von zwei Thalern gezahlt. Bis jetzt sind aber wenig Prämien abgefordert, weil man noch keinen rechten Sparofen erfunden hat. (Dampfb.)

(Neue Art von Amusement.) Was die Civilisation nicht Alles erfindet! In Paris gibt es jetzt — nach dem „Piloten" — Sections-Soiréen. In einem geschmackvoll dekorirten Salon, wo die glänzendste Gesellschaft — darunter natürlich junge Damen — versammelt ist, wird nach einem Musikstück, das irgend ein berühmter Künstler ausgeführt, ein Cadaver auf den Tisch gelegt und zum Vergnügen der Gesellschaft nach allen Regeln der Kunst zerlegt. Zum Glück ist dieser Cadaver nur ein Gliedermann, ein Meisterwerk der Kunst. Diese Puppen, die sich allen Launen des Skalpells willig fügen, hat der Doktor Auzou erfunden und verkauft sie für 1000 Franks oder für 1000 Thaler, je nach der Vollkommenheit des Werkes. Sie werden stark verkauft und besonders in die warmen Länder geschickt, wo die Cadaver schnell verwesen. — Es macht einen eigenen Effekt, wenn der Operateur mit leiser Stimme sagt: „Jetzt ziehe ich die Haut ab; — ich senke das Messer in die Brust; — ich zerschneide den Kopf, jetzt schäle ich die Muskeln heraus; — ich leere den Magen aus; — jetzt wollen wir das Gehirn des Cadavers analysiren!" — wobei die Damen, immer der Operation folgend, Eis genießen, Orgeade trinken und kleine Kuchen essen. Von Zeit zu Zeit wird die anatomische Vorlesung durch Musik unterbrochen. Am Ende der Soirée ist der Mensch von Kopf bis zu Fuß analysirt, es ist nichts übrig geblieben als das Skelett, und die Gesellschaft, zufrieden mit dem, was sie gehört und gesehen hat, zieht sich zurück.

(Egypten.) Besonders traurig ist dort der Zustand der Fellah's, der Bebauer des Landes. Denn abgesehen davon, daß sie höchstens den fünften Theil der Früchte, welche sie ernten, für sich behalten dürfen, so muß der Anbau der Felder nur durch Weiber, Kinder und Greise geschehen, welche häufig mit Peitschenhieben zur Arbeit genöthigt werden; indem alle waffenfähigen Männer von 14—60 Jahren im Heere des Pascha sich befinden. Die Armuth dieser Leute ist so groß, daß oft die Gesammt-Garderobe einer ganzen Familie nur in einem einzigen Hemde aus blauem Baumwollenzeuge besteht, dessen sie sich abwechselnd als Kleidung bedienen. Kinder beiderlei Geschlechts, bis zu 10 oder 12 Jahren, gehn durchgehends nackt, und verrathen in ihrem unbefangenen Verkehr auch mit Fremden nicht eine Spur von Schamgefühl. Oft sieht man diese Armen, gleich den Thieren, Gras oder andere sonst nur thierische Nahrung verschlingen, um ihren nagenden Hunger zu stillen; Viele werden, in diesem Lande des Ueberflußes, der seltesten Ernten, der wunderbaren Feuchtbarkeit — vom Hunger aufgerieben. Daß bei diesen Verhältnissen von einer Kultur des Geistes, von Religion und Sittlichkeit keine Rede sein könne, versteht sich von selbst." (S. Meine Wanderung nach Palästina. Von J. N. Bißno, damaligem Feldkaplan und Garnisonsprediger in Athen. Passau 1840.)

(Deutsche Baukunst.) Im Morgenblatt wird aus Breslau berichtet: Langhans leitet den Bau des neuen Theatergebäudes, der geniale Schinkel dagegen den des Schlosses zu Kamenz, das nach seiner bevorstehenden Vollendung wohl zu den ersten Gebäuden Europa's gehören dürfte. Langhans und Schinkel scheinen eine neue Geschmacksepoche der Baukunst bei uns herbeizuführen, indem ihr Styl weder dem griechischen noch römischen Cyklus ausschließlich angehört. Die Verhältnisse der großen Massen nähern sich der griechischen Eurhythmie, die Dekorationen aber haben das Zarte der orientalischen Architektur.

(In der Bergstadt Preßnitz) im Saazer Kreise gibt es so viele ausübende Musiker, daß unter fünf Einwohnern immer zwei ex professione Musik treiben. Die meisten herumziehenden böhmischen Musikanten, so wie viele Musiker an Theatern und bei Militärbanden sind Preßnitzer.

A.

(Idyllisch!) In dem neuen Roman von Siegmund Frankenberg „Der Missionär oder des Wahnes Doppelgänger" kommen folgende lyrische Klänge vor:

Sanfte Flötentöne
Guter Hirtensöhne,
Fernes Stieresbrülle,
Lämmerruf in Fülle!

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 39. Mittwoch den 13. Mai. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Skizzen aus Rußland.

Aus dem „Book of beauty for 1840“ übersetzt von Johann Umlauft.

1. Eine russische Trauung.

Es war im Februar, eines Abends gegen acht Uhr, als ich in die griechische Kapelle des Scheremetoff-Pallastes, — eines großartigen, jedoch offenbar unbewohnten Gebäudes — geführt wurde, um einer vornehmen russischen Vermählung beizuwohnen. Wir hatten eine endlose Reihe von Zimmern zu passiren, ehe wir die Kapelle erreichten, welche von Kerzenlicht erhellt war. Nachdem wir ziemlich lange Zeit gewartet hatten, traten zwei junge Männer herein, der eine in Husaren-, der andere in Garde-Uniform gekleidet, und eine Art goldner Heiligenbilder in den Händen tragend. Diese waren die garçons de noce. Der Bräutigam, ebenfalls in Husaren-Kostüm, erschien bald darauf. Er warf sich ohne Verzug auf die Kniee, und schien einige Zeit in tiefe Andacht versunken; dann reihte er sich mit seiner Familie auf der einen Seite der Kapelle, um so die Ankunft der Braut zu erwarten. Nach langem Harren wurde sie hereingeführt, geschmückt, wie alle Bräute, mit Blonden und Orange-Blüthen, aber ohne Juwelen und unverschleiert. Nur vom Hinterhaupt fiel ein langer Schleier zu ihren Füßen nieder.

Bei allen russischen Hochzeiten haben sowohl Braut und Bräutigam, was man un père assis und une mère assise nennt. Da nämlich die Meinung geht, daß die wirklichen Eltern bei dem Ereigniß zu sehr betheiligt sind, als daß sie den Gebräuchen die gehörige Aufmerksamkeit widmen könnten, so werden die nächsten Anverwandten gewählt, um diese vorzustellen. — Die Ceremonie begann mit Gesang; lange, brennende Kerzen wurden den Verlobten, die in der Mitte der Kapelle neben einander standen, in die Hand gegeben, während drei Priester, mit prächtigen Gewändern angethan, fungirten. Die wichtige Frage wurde wie nach unserem Ritus gethan, jedoch dreimal wiederholt, — dann die Hände vereinigt, und Ringe gewechselt. Hierauf brachte einer der Priester aus dem Sanctuarium zwei mit Edelsteinen besetzte Kronen; diese Hochzeitskronen wurden dem jungen Paare gezeigt und zum Küssen gereicht, dann von den Brautführern über ihren Häuptern gehalten, indeß man ein Stück von rosenfarbigem Atlas ausgebreitet hatte, auf welches die Brautleute von dem Priester gestellt wurden, für die Zeit, als er über sie betete. Es herrscht der Glaube, daß derjenige Theil, der zuerst seinen Fuß auf diesen Atlas setzt, das Regiment in der Ehe führen werde. Mein Freund, in dessen Gesellschaft ich gekommen war, flüsterte mir zu: „Et ma femme a tant enjambée, que dans son empressement, elle a passée outre, pendant que j'ai mis le pied dessus.“

Ein anderer Volksglaube besteht in Bezug auf die Kerzen, welche die Braut und der Bräutigam während der heiligen Handlung brennend halten. Diese werden sammt den goldnen Bildnissen, welche zuerst die Brautführer trugen, sorgfältig aufbewahrt, und wenn die junge Frau der Entbindung nahe ist, so werden die Kerzen hervorgeholt, angezündet und vor die Bildnisse gestellt. Kommt nun das Kind früher zur Welt, ehe sie ausgebrannt sind, so wird dies für eine günstige Vorbedeutung genommen.

Nachdem das glückliche Paar einige Zeit so gestanden hatte, bedeckte der Priester dessen Hände, sie wieder vereinigend, mit einem der silbernen Bänder seines Gewandes, und führte es dann dreimal rund um die Kanzel, während die „garçons de noce“ hinterhergingen, die Kronen mit der äußersten Vorsicht über den Häuptern tragend, um nur ja die Coiffüre der Braut nicht zu verderben oder auch nur zu berühren. Die Trauungsrede, die Gesänge, die Gebete und Fußfälle der Braut vor dem Altarschrein folgten, und als diese aufstand, wurde sie von allen Anwesenden umarmt und beglückwünscht. Die Eltern schienen sehr ergriffen: die Mutter schluchzte hörbar, der Vater lehnte an einem Pfeiler gänzlich vertieft und von Schmerz überwältigt, und die Schwestern wollten vor Weinen vergehen. Dessen ungeachtet begab sich die ganze versammelte Gesellschaft nach dem Hause der Braut, wo ihre Gesundheit in Champagner getrunken wurde; wir aber kehrten nach Hause zurück, herzlich ermüdet zwar, allein dennoch vergnügt, bei dieser interessanten Ceremonie zugegen gewesen zu sein.

Der Elf als Hofmeister.

Ein Märchen.

Von Ernst Willkomm.

(Beschluß.)

Ohne zu ermüden und sehr schnell kam sie hier an. Aller Blicke richteten sich natürlich sogleich auf die vornehme Fischverkäuferin, doch schwieg man diesmal noch und Schwanhilde sah rasch ihren Korb geleert. Auf dem Schlosse wieder angekommen, bemerkte sie im Hofe eine Quelle, neben der ein irdener Krug stand. Sie füllte ihn, trank und trug den Rest nach dem Flur, wo ein kleines Feuer brannte. Sogleich füllte Schwanhild einen Topf, der dabei stand, mit Wasser, und setzte ihn an's Feuer. Ein Brödchen fand sich ebenfalls vor, das sie alsbald klein brockte, um mit dieser schmalen Kost ihren Hunger zu stillen. Unmittelbar darauf versank sie in einen festen Schlaf.

Früh am Morgen erwachte sie wieder mit einem brennenden Durste. Sie wollte an der Quelle trinken, allein Brunnen und Krug waren verschwunden. Dafür hörte sie ein heiseres Lachen, und sah in der nächsten Sekunde den winzigen Kellner auf einem Kork quer über den Hof reiten, indem er mit schäkernder Stimme sang:

„Zum Fischen, Schwanhildchen, ist's schon wieder Zeit,
Drum kommt dir der Durst in die Quer.
Auf, suche die Gerte und schürze dein Kleid,
Ich singe dich froh — ungefähr?"

Trotzig verbiß Schwanhilde ihren Aerger und trollte mit dem Fischkorbe an's Meer hinaus. Ihre Bemühungen zeigten sich wieder belohnend, und sie ging abermals zu Markte. Hier wogte eine erstaunliche Menge Menschen durch einander, die in Kurzem vor Allen Schwanhild umdrängten. Der Korb war beinahe wieder leer, als ein paar ihrer Freier herankamen. Schwanhild erschrack und eine flammende Schaamröthe überzog ihr Gesicht. Neugier und Schadenfreude bewogen sie, die Fischhändlerin anzureden, allein die sonst so Stolze schlug jetzt die Augen nieder und bot den Jünglingen schweigend ihre Fische zum Kauf an. Zwar erfüllten diese ihre Bitte, doch versäumten sie auch nicht sie zu verspotten und ihr auf den nächsten Tag neue Käufer zu senden. Schwanhild aber sah den Elf aus einer Maßlieb herauskriechen, ihr mit seinem Käppchen einen Gruß zuwinken und hörte ihn dann singen:

„Nicht wahr, holdes Liebchen, nun siehst du es ein,
An dem Uebermuth trägt einer schwer?
Doch wärst du, vermählt, eine Hausfrau fein,
Gelt, es reute dich nicht — ungefähr?"

„Ich wollte doch, du wärst, wo der Pfeffer wächst!" dachte Schwanhild, sogleich aber fühlte sie den Elf auf ihrer Nase, die er ganz unbarmherzig zerstampfte, sie mit einem ausgerauften Härchen kitzelte, daß sie immerfort niesen mußte, und ihr beide Wangen gar jämmerlich zerpeitschte. „Wart'," sagte der Kleine, „ich will dich lehren höflich werden! Was das für gotteslästerliche Gedanken sind! Einen hin wünschen, wo der Pfeffer wächst! Wo wächst er denn, he? Hier auf deinem Gesicht soll er gleich wachsen! Nicht wahr, Schwanhildchen, das pfeffert. Juchhe! Immer frisch zu gepeitscht! siehst du doch schon aus, wie eine geschminkte Ballkokette."

Jetzt trat Schwanhild den Rückweg wieder an. Zu ihrem großen Verdruße fühlte sie den vermaledeiten Elf immerwährend auf ihrem Gesicht herumtrippeln, doch hielt sie es für's beste, ruhig auszuharren. Daheim fand sie den Quell, Brod und Feuer, damit stillte sie wieder Hunger und Durst, und begab sich zur Ruhe.

So ging es nun fort, einen Tag wie den andern. Der Elf war und blieb ihr Hofmeister. Doch trug ihr der Fischhandel große Summen ein, und so fuhr sie denn mit weniger Abneigung, als anfangs, in ihrer Beschäftigung fort. Nach und nach begegneten ihr alle Freier, bald einzeln, bald in Truppen. Drittehalb Jahre verstrichen, ohne daß eine Aenderung in ihren Verhältnissen eintrat; da endlich näherte sich Einer der früher von ihr mit Uebermuth behandelten Jünglinge ehrerbietig, zärtlich, wie damals. Sie fühlte sich beschämt, und doch auch von Liebe ergriffen. Ihr Verdienst setzte sie in den Stand, die Bedingungen der Elfenkönigin zu erfüllen, und als nun der Jüngling um ihre Hand warb, gab sie schleunigst ihre Einwilligung. Schwanhilde entschädigte nun alle, die sie früher gekränkt hatte, auch mit den Elfen fand sie sich ab, und dennoch blieben ihr Schätze in Menge. Als sie ihre Vermählung feierte, unterließ das stille Volk nicht, das Fest durch seine Gegenwart zu verherrlichen, obwohl die Kleinen einen wahren Kreuzspektakel verführten. Als aber der frohe Tag zu Ende ging und die glücklichen Gatten sich in ihre Zimmer zurückzogen, hüpfte der kleine Kellner vor ihnen her, blies eine Blumenflöte und sang, daß die Scheiben klirrten:

„Nun denke, Schwanhildchen, du zärtliche Braut,
So lange du lebst, an die Lehr!
Die Demuth 'nen lustigen Käfig dir baut,
Doch zerbricht ihn der Stolz — ungefähr."

„Dem Mädchen bescheidene Sitte nur ziemt,
Ueberlasset den Männern den Speer.
Nur wenn ihr der stillesten Tugend euch rühmt,
Seid ihr groß und zwar nicht — ungefähr."

Wiener Briefe.

13.

4. Mai 1840.

Ich habe Ihnen seit ein paar Wochen keine Briefe über hiesige Neuigkeiten mehr geschrieben, werther Freund! was Sie beinahe auf die Idee bringen könnte, als sei plötzlich eine Stagnation in unsern socialen und artistischen Zuständen eingetreten. Aber nichts weniger als dies. Denn mit der Musik geht es den Wienern, wie mit Döbler's Sträußchen; kaum glauben wir, die Konzerte seien endlich zu Ende — so gibt es wieder ein Konzert, und noch ein Konzert, und abermals ein Konzert. Derselbe Fall ist es mit Opern, Dramen, Bällen, und andern Vergnügungen und Ereignissen. Also Mangel an Stoff war nicht die Ursache meines langen Stillschweigens, denn an Stoff ist hier immer Ueberfluß, sondern ganz allein die seit einiger Zeit eröffnete Kunstausstellung, welche mein Hauptinteresse in Anspruch nahm. Die Exposition bildet auch jetzt den Hauptgegenstand der Konversation, und es ist höchst erfreulich zu sehen, wie sich das Wiener Publikum immer mehr um die bildenden Künste bekümmert, und es nach und nach Mode geworden ist, sich dafür zu interessiren, davon zu sprechen, etwas davon verstehen zu wollen und sogar Dilettantismus zu treiben. Dies hat allerdings seine gute Seite; denn Sie wissen, daß hier nur Etwas in die Mode zu kommen braucht, um sogleich, anfangs vielleicht mit gemachtem, und später mit wirklich gefühltem Enthusiasmus aufgenommen zu werden. Dem En-

thusiasmus folgt das Verständniß, dem Verständniß die Würdigung auf den Fuß nach. Dann wird die Kunst als nothwendiges Element der Geistesbildung angesehen und als unentbehrliches Bedürfniß des geistigen Lebens von dem Volke gefühlt. Und existirt einmal der höhere spirituelle Aufschwung für die Kunst in der Nation, ist die Empfänglichkeit für das wahrhaft Schöne, Ernste, Geistvolle durch die Volkserziehung ausgebildet und mit dem Volksgeiste verwachsen — so werden aus der Mitte dieser vorgebildeten Menge produzirende Organe der allgemeinen Inspiration und des allgemeinen Perceptions-Vermögens auftauchen. Denn man wird immer die Bildungsstufe einer Nation bis in die feinsten Nüancen in ihren Kunstprodukten abgeprägt finden. Die Geistes-Eigenthümlichkeit und die Kunstgestaltung eines Volkes stehen in so inniger Verschmelzung mit einander, daß die Eine stets ein integrirender Theil der Andern wird; und Kultur und Kunst erlauben und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen, da diese gleichsam die äußerliche Erscheinung jener ist. Hier muß man daher bei Beantwortung der Kunst-Frage, so wie bei allen andern Fragen, wieder vom socialen Standpunkte ausgehen. Vielleicht in keiner Hauptstadt Europa's ist das gesellschaftliche Leben so heiter, so harmlos, so ewig fröhlich, als in Wien; es ist das Spiegelbild des unauslöschlichen Gelächters der seligen griechischen Götter im Olymp. Aber der Materialismus verleitet zu einer blos eleganten blendenden Oberflächlichkeit, die Vergnügungssucht läßt Alles, was das Gepräge tiefern Ernstes an sich trägt, nicht recht aufkommen. Daher auch die Kunst größtentheils die Physiognomie glanzender brillanter Oberflächlichkeit darbietet, die Künstler mit dem großen Strome schwimmen, und wohl auch manches höhere Talent in den geräuschvollen Wellen desselben untergeht. Alles aber, was Mode wird, erhebt sich hier und überall über das Niveau des großen Stroms — wie also die Kunst, die wahre weihevolle Kunst, hier Mode wird, haben wir die erfreulichsten Resultate zu erwarten. Der Anfang ist gemacht, indem die Kunstfrage schon eine soziale Frage geworden ist. Die schöne Folge' davon ist, daß man die Künstler hochachtet und in den geselligen Verkehr zieht, sobald sie ihre äußeren Formen dazu befähigen. Dadurch gewinnen beide Theile, und retten sich vor Verflachung und Einseitigkeit. Die heitere Perspektive, die sich für die Kunst dadurch eröffnet, bespreche ich ohnedies in den Wiener Kunstzuständen. Daher hier nur die Bemerkung, daß die jetzige Kunstausstellung außerordentlich zahlreich besucht wird, und daß vom In- und Auslande noch nachträglich viele Werke eingesendet werden. — **L. M.**

Aus Berlin.

14. April.

Nach der anerkannten Künstlerin Klara Wieck trat hier die eilfjährige Tochter des bekannten Violinvirtuosen Bohrer als Klavierspielerin auf, und erzwang von allen Zuhörern reichen Beifall, diesen aber nicht allein durch ihre hinreißenden mechanischen Fertigkeiten, sondern auch durch eine frische gesunde Auffassung, wie durch Kraft und Festigkeit des Vortrags, die weit über ihre Jahre hinaus reichen. Neben den leichteren Flittersachen, wie sie jetzt Mode sind, spielte sie Beethovensche Werke, unter andern das C-moll Konzert, recht brav, so daß selbst die strengsten Richter sich für das Kunstkind, das unter der reichen Anzahl seiner Geschwister eine Ausnahme bildet, interessirten, und demselben eine günstigere Entpuppung als Künstlerin wünschten.

Mendelssohn-Bartholdy, der Klavierkünstler und Tonsetzer, befindet sich seit einigen Tagen in Berlin, zum Besuche im elterlichen Hause, und verschönert dessen Gesellschaftskreis, der von den reichsten Geistern Berlins gesucht wird; dem Vernehmen nach arbeitet der Künstler jetzt an einem neuen Oratorium, und hat eben mehre Liederkränzchen bearbeitet und seinen Bekannten mitgetheilt. Unter andern den ersten Versuch von Tafelliedern für 4 Männerstimmen, wie eine Sammlung vierstimmiger Lieder für Frauen- und Männerstimmen, welche von allen Zuhörern für äußerst gelungen erklärt wurden.

Franz Kommer, ein in Berlin lebender rheinländischer Tonkünstler, welcher durch seine Kirchenkompositionen, besonders Psalmen für Männerstimmen, sich bedeutende Verdienste um den deutschen Kirchengesang erworben, arbeitet jetzt an einem Oratorium für Männerstimmen, dessen Buch, der deutschen Volkssage entlehnt, den Kaiser Friedrich im Kiffhäuserberge, und die auf ihn gegründete Volkshoffnung darstellt. Besonders dem Männergesange der Liedertafel wird ein solcher vaterländischer Stoff, zweckmäßig bearbeitet, wie dies der Name des Künstlers erwarten läßt, willkommener und wohl geeigneter erscheinen, als es die Helden der alten Judensagen waren, welche noch überdies durch viele mustergültige Arbeiten eingeführt, nicht leicht überboten werden könnten.

Aus Magdeburg.

15. April.

Unsre ganze Bevölkerung, die der Neugier nur fähig, wie die Kunstsinnigen der Umgebung, drängen sich zu den Sälen unserer Loge, in welcher die Gemälde des Kunstvereines ausgestellt sind, welche diesmal viel Buntes und Farbiges liefern, aber doch nur wenige Bilder im vollen Wortsinne enthalten. Dennoch erfreuen wir uns an einigen schönen Landschaften, besonders einigen Wasserlandschaften von Achenbach, und unter den historischen Leistungen an einem Bilde des Düsseldorfer Malers Schorn „Pabst Paul mit dem Bilde Luthers," welches die ganze übrige Ausstellung überwiegt, und an Tiefe der Auffassung, an Gegensatz der Charaktere, an Schönheit der Zeichnung, an kunstvoller Ausführung und an geschmackvoller Anordnung allen Anforderungen entspricht.

Die deutsche Oper hat in Amsterdam solchen Beifall gefunden, daß der dortige Vorstand wieder mit dem Musikdirektor Eschborn, dem Gatten der bekannten Sängerin, in Unterhandlung getreten, um ihn für den künftigen Winter, vielleicht für immer, an der Spitze einer deutschen Sängergesellschaft in der niederländischen Hauptstadt zu fesseln. In Amsterdam soll sich mehr wie anderswo Liebe zu den guten alten gediegenen Kunstwerken bethätigen, und besonders Mozartsche Tonschöpfungen allgemein verlangt werden, wie denn Eschborn schon vorläufig versprochen hat, den Mozartschen Idomeneo, nach der der Frankfurter Mozartstiftung angehörenden Waldbrühl'schen Bearbeitung zu geben, in welcher dem Tonwerke eine ganz neue, obschon der alten ähnliche, doch bühnengerechtere Fabel unterlegt ist, und zwar so, daß die Oper etwa das Vorspiel zu der Schiller'schen Jungfrau von Orleans geworden. Idomeneo ist zu Karl dem 6., Idamante zum Dauphin (nachmaligen Karl VII.), Elektra zur Königin Isabeau von Baiern, Ilia zur Agnes Sorel, Idamante's Freund aber zu Ritter Duchatel geworden. Der Titel des Werkes lautet: Der Hof in Melün.

Prager Bühne.

Gastvorstellungen des Hrn. Rott, kön. preußischen Hofschauspielers.

Am 28. April: Don Carlos von Schiller. (Hr. Rott, Marquis Posa.)

Obgleich Hr. Rott von den Anstrengungen der drei vorhergehenden Abende, an denen er hinter einander auftrat, nicht wenig erschöpft war, und anfangs sich sichtbar schonte, obgleich ferner die Partie des Philipp mehr in das Repertoir des Hrn. Rott gehört, als die des Marquis; so riß derselbe doch die besonders für die jetzige Jahreszeit ungewöhnlich zahlreiche Versammlung zu allgemeinem stürmischen Beifalle hin.

Am 30. April: Zum Vortheile des Hrn. Rott: Richard III. von Shakespeare, bearbeitet von Fr. Förster. (Wiederholt am 3. Mai.)

Während seiner Gastspiele hat Hr. Rott uns eine vollständige Uebersicht über sein ganzes Wirken auf der Bühne zu geben versucht, indem er sich in jedem Genre producirte, und in jedem als gleich vollendeter Mime erschien. Hrn. Rott's Spiel ist eine ganze Schule der Schauspielkunst; denn es ist nicht seine natürliche Begabtheit allein, nicht ein sich Gehenlassen, ein sich Hingeben der momentanen Inspiration, wodurch er sich besonders auszeichnet; die Frucht reifen Studiums und ernsten Fleißes erfreut uns vielmehr in seinem Spiel. Die Krone seiner diesmaligen Leistungen war unstreitig seine Darstellung des Richard. Auch ist wohl Keiner hier, der sie nicht zu dem Vorzüglichsten rechnete, was die Schauspielkunst je leistete. Wer unsere hiesigen Verhältnisse kennt, wird aus diesem einstimmigen Lobe schon auf die allgewaltige Wirkung schließen, die Hr. Rott hervorbrachte, und auf seine absolute Höhe, die ihn über jeden noch so leisen Tadel erhebt. Hr. Rott hat Shakespeare, wie nicht leicht ein Anderer, studirt, bis ins kleinste Detail verstanden, und wunderbar schön und wahr interpretirt; er ist ein gründlicher, lebendiger Kommentar desselben. Was Shakespeare nur leise andeutete, führte Hr. Rott in kräftigen genialen Zügen aus; das vom Dichter gezeichnete Bild rief er warm ins Leben. Wer Shakespeare's Richard liest, und mit Hrn. Rott's Spiel vergleicht, wird staunen über das Licht, welches Hr. Rott über dieses Meisterwerk verbreitete. Die Bearbeitung Richards für die preußische Bühne von F. Förster zeigt von sinniger und gewissenhafter Beachtung aller Schön-

heiten des Originals, und ist durch wenige Auslassungen und Versetzungen unserer heutigen Bühne angepaßt. — Ein Umstand, wodurch Hrn. Rott's Richard wesentlich an Interesse gewinnt, ist der, daß Hr. Rott den **Fluch der Mutter** als das Moment hervorhebt, an dem der Tigersinn des Königs sich bricht und sein Werk scheitert. Ein solches Moment ist in der Dichtung Shakespeare's nicht deutlich hervorgehoben, wenigstens nicht im Richard, wie er durch den Druck veröffentlicht wurde, und der nicht unbedeutend abzuweichen scheint von der Gestalt, in welcher er durch Shakespeare selbst auf die Bühne gebracht wurde. Im Originale, wie wir es besitzen, scheint diese Umwandlung Richards nur durch seine immer mißlicher werdende Lage vorbereitet zu werden, und endlich durch die Erscheinung der durch ihn Gemordeten zum Ausbruche zu kommen.

Am 2. Mai: **Macbeth**, nach Shakespeare von Schiller. Aus besonderer Gefälligkeit fügte Hr. Rott seinem bereits geschlossenen Gastrollencyklus noch den Macbeth und die Wiederholung des Richard hinzu. Die Rolle des Macbeth ist eben so schwierig als undankbar für den Darsteller. Es ist nicht leicht, die Elemente: Held, Meuchelmörder, liebevoller Gatte, zu Einem Charakterbilde zu vereinigen. Das unheimliche Herenwesen, der doppelte Meuchelmord, die an das Licht des Tages hervorbrechenden Gewissensbisse des Königs und der Königin, die an Macduffs Familie verübte Grausamkeit ꝛc. ꝛc. geben ein äußerst grauenvolles, Aeschylisches Gemälde, dem alle mildernden Tinten fehlen. Es ist die Tragödie der **Ehrsucht**, welche den Spruch versinnlicht:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“

Rott gab ein durchaus vollendetes Charakterbild. Unübertrefflich stellte er den von Gewissenspein gefolterten König dar, der doch nie seine Herrscherwürde verläugnet. Die zwei Scenen: nach dem Morde, und die mit Banquos Geist werden wohl nie aus dem Gedächtniß der Zuschauer verschwinden. Auch die Darstellung der Dem. **Herbst** gehörte ohne Zweifel zu ihren besten.

Wir hätten außerordentlich gerne auch noch den König Lear von Hrn. Rott gesehen; allein unsern geehrten Gast drängte die Zeit, er wird einige Male in Wien auftreten, und dann in Pesth zu Gastspielen erwartet. Wir sagen deshalb unserm ruhmgekrönten Gaste herzlich Lebewohl, und danken ihm für die Stunden wahren Kunstgenußes, die er uns bereitet. Hr. Rott hat dafür gesorgt, daß Jedem, der ihn sah, die Erinnerung an ihn lieb und unauslöschlich bleiben wird. Wir hegen die feste Ueberzeugung, daß Hr. Rott bald einen bedeutenden Einfluß auf das deutsche Theater ausüben wird, denn er ist der Mann dazu, die Kunst auf eine ernstere, würdigere Bahn zu führen, voll Begeisterung für die klassische Richtung des Drama's und mit allem dazu erforderten Wissen und Fleiße versehen. Hr. Rott kennt den Sophokles so gut, wie den Shakespeare und seine Kommentatoren, und beide nicht minder gut als den Raupach, und hat zudem in dem Grafen Rädern, dem Intendanten der königlichen Schauspiele in Berlin, einen Gönner, der mit echtem Kunstsinn bereitwillig die Wege zu ebnen sucht, welche Hr. Rott zu bahnen eben so geeignet als gewillt ist. Vielleicht kömmt doch noch ein Tag, wo wir die Auferstehung der deutschen Bühne feiern, und Den preisen, der dies Wunder bewirkte und die erloschene Fackel wieder anzündete. **B. St.**

Mittwoch den 6. Mai: **Der Freischütz**, Oper von C. M. Weber. Dem. **Gewinner**, absolvirte Schülerin des prager Konservatoriums: Aennchen als erstes Debut.

Seitdem der moderne Klingklang italienischer Opern auf der Bühne eingerissen ist und auch bei dem Publikum Anklang gefunden hat, verschwindet die deutsche kräftige Musik immer mehr vom Repertoir und auch der Freischütz wird nur selten aus dem Staube der Theaterbibliothek hervorgesucht, entweder um einen Basso in der Rolle des Kaspar die Kraft seiner Stimme geltend machen zu lassen, oder eine Debutantin vorzuführen. Die Rolle des Aennchen eignet sich besonders für Anfängerinnen, da sie sich nicht zu sehr in der Höhe und Tiefe bewegt, keiner übermäßigen Kraftanstrengung bedarf und auch ein freies Spiel zulaßt. In neuster Zeit haben wir mehreren Debuts angehender Sängerinnen beigewohnt, die jedoch nicht besonders ansprachen; es kann daher für Dem. Gewinner nur erfreulich sein, daß sie nicht **mißfiel**. Ihre Stimme ist rein und hell, in den höhern Tonlagen etwas stärker, ohne jedoch für unsere Bühne auszureichen; der Brustton ist noch zu wenig ausgebildet, und wird im Ensemble überhört; die Intonation ist ziemlich richtig, dagegen ließ sich eine Kehlengeläufigkeit vermissen, die bei der guten Schule, wofür der Ruf des Konservatoriums bürgt, um so mehr befremden muß. Die Mängel des Spiels und die Monotonie der Geberden ließen sich durch die stets verzeihliche Befangenheit entschuldigen; — aber Eines möge sich Dem. Gewinner sehr angelegen sein lassen: eine reine, dialektfreie deutsche Sprache; denn nichts klingt bei einer Sängerin unangenehmer, als irgend ein vorherrschender Dialekt. Jedenfalls muß Dem. Gewinner noch tüchtige Studien machen und auch physisch ausgebildeter sein, um eine gute Sängerin zu werden. Dem Großer hat in der Rolle der Agathe als engagirtes Mitglied unsere Bühne betreten und schon damals Beifall erhalten, aber nie trug sie dieselbe so meisterhaft vor, wie am 6. Auch Hr. Emminger (Mar) sang recht brav. — Einen der Herren, welcher im Chor mitsingt und gewöhnlich bis ans Proscenium zu stehen kommt, möchten wir aufmerksam machen, es sei doch gerathener, anstatt Possen gegen das Publikum zu treiben, auf den Stab des Kapellmeisters Acht zu geben, um nicht so oft aus dem Takt zu kommen.*) **—k.**

Notizen.

(Thorwaldsen) hat zur diesjährigen Kunstausstellung in Kopenhagen folgende Werke geliefert: 6 Statuen, ein Fries (Alexanders Triumpheinzug in Babylon), 9 Basreliefs, 3 Büsten — von Napoleon, Holberg und Oehlenschläger — und verschiedene kleine ovale Basreliefs.

(Paris.) Einer der hiesigen Gerichtshöfe wird in diesen Tagen darüber entscheiden, ob Türken in dem Gerichtssaal den Turban abnehmen müssen, indem ein Türke, welcher als Zeuge eingeladen war, und den die Gerichtsdiener bei dem Eintritt zum Abnehmen des Turbans zwingen wollten, es vorzog, sich wieder nach Hause zu verfügen.

(Bernstein.) Seit Menschengedenken hat die See in der Gegend von **Danzig** nicht so vielen Bernstein ausgeworfen, als in den letzten Wochen; man sucht die Erscheinung aus dem Durchbruche bei Neufähr zu erklären. In Weichselmünde sind in den letzten Wochen bisweilen täglich 400 Thaler nur als Finderlohn bezahlt worden.

(Eine Somnambule.) Graf Szápáry berichtet im Pesther Tageblatt über eine Somnabule, das Fräulein Therese B...., in Väjaehelv. Sie brachte in ihrem somnambulen Zustande 21 Tage ohne die mindeste Nahrung zu, etwas Wasser abgerechnet. Sie erkannte jeden Menschen, von dem man ihr einen Brief, eine Arbeit u. s. w. in die Hand gab, verordnete für Kranke Heilmittel, die sich meistens dem natürlichen, dem homöopathischen und sympathetischen Heilverfahren näherten, äußerte sich auch über **allgemeine** Krankheitsfragen, beantwortete viele philosophische Fragen mit logischer Gewandtheit, ja sie durchschaute das Innerste der Menschen und sah selbst die künftigen Gedanken eines Mannes in ihrer Umgebung voraus, ehe er sie selbst hatte, — was vollkommen bewiesen ist.

(Gutzkows) „Richard Savage“ ist nun schon auf **neun** Bühnen, und wenn auch nicht mit gleichem, doch überall mit Beifall gegeben worden. Sein neuestes Drama „Werner oder Herz und Welt“ ward in Hamburg **neunmal** kurz hinter einander und bei stets vollem Hause aufgeführt, und alle Kritiker stimmen darin überein, daß es noch weit über „Richard Savage“ stehe. Gutzkow befindet sich jetzt in Berlin, wo beide Dramen einstudirt werden.

(Hildesheim.) Das große **Liederfest** der 21 norddeutschen Liedertafeln wird hier am 30., 31. Mai und 1. Juni statt finden. Unter den Festgesängen ist ein Hymnus an die heilige Cäcilie von E. **Schulze**, komponirt und den vereinigten Liedertafeln gewidmet von dem Kronprinzen von Hannover. (Posaune.)

(Adams) neue dreiaktige komische Oper „die Eintagskönigin“ wurde in **München** und **Berlin** aufgeführt. An dem Texte soll nur die Grundidee, nicht aber die Ausführung komisch sein. Adam soll in der Musik (sagt der Berl. Figaro) ein ernsteres Streben als in andern Opern entfalten, doch sollen sich gerade jene Piecen als die schönsten und gelungensten herausstellen, wo er das Gegebene in seiner frühern geistreich tändelnden Tonweise hält, jene hingegen, wo er gelehrt werden will, sollen schwerfällig, monoton oder mit fremden Federn geschmückt sein.

---

*) Wir erhielten diesen Bericht bereits am vorigen Donnerstag; der Hr. Verfasser konnte daher das Freitagsblatt der Bohemia, wo eine ähnliche Bemerkung steht, nicht benutzen. Die Red.

(Druckfehler.) In Nr. 38, 2. Sp. Z. 4 v. u. ist statt: Alles versiegt und eingetrocknete Zuber, Bach, zu lesen: Alles versiegt und eingetrocknet, Zuber, Bach. — ferner 3. Sp. 13. Z. v. o. statt dir — dir.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser**. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 40. Samstag den 16. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Bildnifs - Malerei.

Man hat sich sehr häufig angewöhnt, die Bildnißmalerei als eine untergeordnete Kunst-Gattung zu betrachten und ihr einen geringen ästhetischen Werth beizulegen — und mit Unrecht. Wir sehen in der Kunstgeschichte, daß gerade von ihr alle Epoche - machenden Reformen in der Malerei, besonders im Kolorite, ausgegangen sind, und sie immer die Vorschule, die Propyläen der Historienmalerei bildete. Charakterbild und Portrait sind ihre zwei Abstufungen; freilich sollte eigentlich jedes Portrait zugleich Charakterbild sein, um nicht einen blos technischen Werth zu haben. Die Charakteristik beginnt aber in der Kunst da, wo diese aufhört, blos mechanisch nachzuahmen, wo sie das Geistige hervorhebt und vorherrschen läßt. Dies ist in den niedern Gattungen der Malerei nicht der Fall, weil man da keine geistige Individualität geltend machen kann, sondern nur die äußerliche Gattungsform. Das Charakterbild ist daher die ideale Darstellung eines Individuums nach seinem eigenthümlichen Charakter; ich möchte es die zur äußerlichen Anschauung gebrachte geistige Wesenheit eines Menschen, eine in einen einzigen habituellen und ruhigen Moment zusammengedrängte Biographie nennen. Das Charakterbild steht als ideale Repräsentation eines Menschencharakters höher als das Portrait, welches blos Kopie des Wirklichen ist. Der Künstler sucht darin entweder die Seelennatur einer bestimmten Individualität verkörpert zu geben, oder die Charaktermerkmale einer Gattung, oder er strebt, eine Idee, einen Affekt, einen Seelenzustand gewissermassen symbolisch darzustellen. — Es ist daher ein convenientes Streben unsrer bessern Portraitmaler, von Zeit zu Zeit sich in Charakterbildern zu versuchen, um sich in der Charakteristik interessanter Individualitäten und im Ausdrucke des geistigen Lebens zu vervollkommnen. So finden wir auch in der heurigen Ausstellung mehrere Charakterbilder von Amerling, Schrotzberg, N. Schjavoni, Schilcher rc. — Es geschieht freilich selten, daß man hier auf ein vollendetes Bild in dieser Gattung stößt, in dem das kräftige lebendige Hervortreten des Geistigen im Körperlichen klar und markirt dargestellt wäre — eben weil die historische Richtung noch zu wenig zum Durchbruch gekommen ist — aber manchmal haben wir doch schon hierin treffliche Leistungen gesehen. Amerling hat sich um die Bildnißmalerei, so wie um die Reform des Kolorits in Wien sehr verdient gemacht, indem er das weiche unmaterielle Fügersche Kolorit durch sein stoffgemäßes plastisches verdrängte, und dadurch besonders für Portraitmalerei hier eine neue Schule eröffnete. Nur läßt er sich in letzter Zeit durch sein Streben nach übergroßem plastischen Effekte manchmal verleiten, seine ursprüngliche naturwahre materielle Manier zu exageriren, wodurch sein Weiß immer kreidiger und staubiger, seine Lichter zu sehr zerstreut, seine Schatten untransparenter und seine Konturen schwankender und indezidirter erscheinen. Allein wir sahen von ihm Bilder, wie seinen „Kaiser Franz,“ „Graf Chotek,“ rc., welche als Meisterwerke der Charakteristik und Farbengebung alle Kritik entwaffnen, die stets an einen solchen Meister einen strengern Maßstab anlegt, weil man an ihn hohe Anforderungen zu machen gewohnt ist. In Amerlings Charakterbildern und Konversationsstücken spricht sich wohl ein Ringen nach Idealität aus — es scheitert aber an seinem Mangel an ästhetischer Durchbildung und geistiger Abgeschlossenheit. Seine Gemälde bezaubern den Beschauer gewöhnlich durch Sinnenreiz, nicht durch Geistesadel; daher seine Menschen häufig nicht Ideale, sondern Portraite scheinen, nicht der schaffenden Phantasie des Künstlers, sondern der profanen Wirklichkeit entnommen sind. So haben gewöhnlich seine weiblichen Figuren einen schönen pulsirenden Körper, aber keine schöne pulsirende Seele; ich möchte sagen, er male nur die Oberfläche des Menschen, zwar täuschendwahr und üppiglebend, jedoch ohne den höhern Reflex des Innern. Aber im Kolorite, besonders der Karnation, im Helldunkel und der Durchführung des successiven Reliefs ist Amerling großer Meister. Er besitzt in hohem Maße die technische Kunst, die Farben gehörig zu wählen und zu mischen, die Kenntniß der optischen Gesetze des Lichtes und der Farben, und die ästhetische Fähigkeit, durch harmonische Vertheilung derselben in vollkommenster Uebereinstimmung mit der Natur das Schönheitsgefühl zu wecken und die höchste Täuschung zu bewirken. Seine Karnation ist gleichweit entfernt von Härte und Mürbheit, sie ist im vollsten Lichtglanze wie im Schatten immer klar und transparent, naturwahr und lebensgetreu — er ist Einer der wenigen Maler, die das Fleisch fühlen. Er hat die ganze Poesie der Farbe inne; durch den Zauber seines reichen glühenden Kolorits wirkt er unwiderstehlich auf die Sinne ein, die er besonders durch kühne Lichtspiele und sein trefflich behandeltes Chiaroscuro aufzuregen und zu fesseln versteht, sein Vortrag ist genial, seine Manier groß. Schade, daß so herrliche Mittel nicht zu höherem Zwecke dienen. Auf Amerling lassen sich treffend Goethe's Worte anwenden:

„In bunten Bildern wenig Klarheit —
Doch er versteht sich gut auf Rosenduft
Und appetitliche Leiber.“

Um als historischer Komponist eben so groß da zu stehen, wie als Kolorist, fehlt es Amerling an der genialen Ursprünglichkeit und Schöpfungskühnheit, selbst wenn ich das Vorhandensein des erforderlichen Ideen-Reichthumes und der nöthigen Vorstudien voraussetzen würde. Seine

Konzeptionen zeugen von schwankender Unbestimmtheit im Denken, die auch auf die Darstellung zurückwirkt, daher er gewöhnlich bei der räumlichen Anordnung seiner Stoffe, die manchmal ganz poetisch wären, nicht recht mit sich selbst ins Klare kommen kann, was die Einheit der Komposition und die Deutlichkeit vernichtet. Er hat sich in der Historienmalerei durch einige Bilder, z. B. Dido nach der Abreise des Aeneas, die Israeliten in der Wüste, Christus und die Samaritanerin ꝛc. versucht, aber nicht mit entsprechendem Erfolge. Es fehlt diesen Bildern die historische Auffassung, die innere Kraft und Größe, das geistige Leben. Während unsre religiösen Maler das Kolorit dem Ideal der Form aufopfern, opfert Amerling das Ideal der Form dem Kolorit auf. — Doch steht er jedenfalls als Kolorist und Portraitmaler in der Wiener Kunstgeschichte als eine Epoche-machende Erscheinung da. — Die vier Charakterbilder, welche er in der heurigen Ausstellung exponirt hat, sind: Eva's Tochter, die Harfenspielerin, die Sängerin, der Theolog — sie ermangeln Alle des geistigen Ausdruckes, des Seelenlebens, und möchten beinahe für geistige und technische Verflachung fürchten lassen. In „Eva's Tochter" sehen wir ein unkünstlerisches Spielen mit Lichteffekten, und selbst das Fleisch ist nicht so schwellend und elastisch, wie es sonst seine frische kräftige Karnation hervorbrachte. Der Gesichtsausdruck des „Theologen" ist so vag und unmarkirt, daß er eben so gut an gar nichts, als an die vorliegenden hl. Bücher denken könnte. Ein Portrait hängt aber von Amerling daneben, eine Frau in Lebensgröße darstellend, das mit aller ihm eignen Virtuosität in diesem Genre gemalt ist. — Im Portrait hat Amerling Ausgezeichnetes, ja Europäisch-Berühmtes geleistet; und wenn ihm auch manchmal die streng objektive Auffassung der Charaktere mißlungen ist, so hat er doch wieder in andern Bildnissen, wie z. B. im Portraite des Kaiser Franz, wahrhaft historischen Styl entwickelt. Im Sommer dieses Jahres reist Amerling nach Italien, um dort für längere Zeit oder für immer zu verweilen — vielleicht kommt im Lande der Kunst der deus, quo agitante calescimus, über ihn, und bringt seinen Geist zu einer geistigen schönen Blüte, nachdem seine Technik schon zur Reife gelangt ist. — Amerling ist der berühmteste Maler unsrer jetzigen Schule, und wenn mein Urtheil über ihn vielleicht in mancher Beziehung etwas hart klingen mag, so möge man bedenken, daß man von einem Manne, der übereich an Mitteln ist, auch größere Leistungen fordert, so wie man an die Geldverwendung eines Millionärs immer einen größeren Maßstab anlegt, als an die eines gewöhnlichen Menschen — und Amerling ist ein Farben-Millionär.

In Schrotzberg besitzen wir einen jungen Künstler, auf den offenbar Amerlings Kolorit impulsgebend eingewirkt hat, und der seinen Weg ruhig fortgehend seit ein paar Jahren mit tüchtigen Werken auftrat, durch seine letztes Jahr ausgestellten Bilder sich aber plötzlich in die erste Reihe der Celebritäten dieses Genre's vordrängte. Nach den Leistungen, welche ich heuer in der Exposition und in seinem Atélier sah, gehört Schrotzberg unter die ersten europäischen Portrait-Maler der Gegenwart, eine Anerkennung, die ihm auch in vollem Maße vom hiesigen Publikum dargebracht wird. Denn ist es gewiß keine kleine Sache, wenn ein junger Künstler anspruchslos mit einigen Bildern auftritt, die weder durch blendende Kunstgriffe noch durch brillante Effekthascherei die Augen schnell auf sich wenden, sondern durch nicht auffallenden aber reellen Werth gefallen und nach genauer Prüfung immer mehr gefallen, und bei diesem bescheidnen Debut augenblicklich dem erklärten Liebling der großen Menge an die Seite gestellt wird. Möge er sich mehr als sein Vorbild vor Verflachung und übermäßigem Streben nach Effekten verwahren, eingedenk des Wortes:

„Den lauten Markt mag Momus unterhalten.
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Seine Ideen sind poetisch, seine Konzeption entspricht allen Anforderungen der Einheit, Symmetrie und Eurhythmie, die Zeichnung ist korrekt und edel, die Konturen scharf ausgesprochen, der Ausdruck kräftig und bestimmt, die Karnation klar und transparent, naturwahr und zart, sein Helldunkel wohl berechnet. Seine Portraite zeugen von historischer Richtung; in Auffassung der Individualität ist er objektiver als Amerling, in der Anordnung zeichnet er sich durch Einfachheit aus, im Kolorit des Fleisches weiß er richtig den individuellen Farbenton zu treffen, das Licht ist verständig konzentrirt, und die vollkommenste Einheit der Masse bewirkt. Ich glaube, es wäre vortheilhaft, wenn er mehr Männer-Portraite malen möchte; sein Pinsel würde dadurch noch an Kraft gewinnen, wenn er gleich schon breit und sicher ist. — In seiner heuer ausgestellten „Waise" hat er ein Bild von rührendem Ausdrucke geliefert, ein auf dem Grabe der Mutter knieendes Mädchen, in dessen thränenfeuchtem Auge sich fromme kindliche Liebe und innige Erhebung des Gebetes abspiegeln. Dieses Gemälde und seine fünf exponirten Portraits, worunter mir das der Gräfin Merveldt am besten gefällt, zeichnen sich wieder durch Virtuosität im Vortrage und große Plasticität der Modellirung aus und tragen alle eben ausgesprochenen Vorzüge an sich. Wenn Schrotzberg auf dem eingeschlagenen Wege fortgeht, und sich durch den schnellen großen Beifall nicht von fortgesetzten Studien abhalten läßt, so wird er eine glänzende Zukunft erleben. —

Natale Schiavoni hat fünf Charakterbilder der Ausstellung übergeben, vier Sibyllen und eine Odaliske. Er hätte alle fünf Odalisken taufen dürfen, denn das sind sie jedenfalls eher, als Sibyllen; diese vier hübschen üppigen Mädchen mit den Orakel-Büchern in den Händen verrathen gar keine Sehergabe, und ihr Blick ist mehr der von Buhlerinnen als von ernsten Prophetinnen. Die Odaliske ist daher weit charakteristischer. Auch zwei Madonnen, eine Magdalena, eine Venus, zwei Bilder „die Versuchung" genannt, sind von Schiavoni exponirt. An Kraft und Bestimmtheit des Ausdrucks mangelt es Allen, die zwei „Versuchungen" ausgenommen; den Madonnen fehlt die heilige Weihe, der Venus die antike Auffassung, sie ist eine moderne Dame, welche ein Bischen faul und lasciv auf ihrem Sofa liegt und mit einer Venus nun eben gar nichts gemein hat. Schiavoni scheint bei der Taufe seiner Kinder sehr häufig den rechten Namen nicht zu finden. Ueberhaupt ist der Ausdruck seiner Köpfe zu einförmig und es guckt immer das Modell heraus. Seine Konturen sind zu wenig scharf ausgesprochen und zu indecidirt, sein Vortrag aber breit und groß, sein Kolorit sehr gut, nur etwas trocken und hält in allen seinen Bildern einen unnatürlich braunen Ton durch, der ihnen das Ansehen alter Gemälde gibt, und ihnen die Frische und Annehmlichkeit benimmt. Schiavoni scheint mehr nach alten Bildern, als nach der Natur zu studiren. Er gehört übrigens immerhin zu den bessern Malern unsrer Schule. — Schilcher hat zwei Bilder, „einen Bachanten" und „eine Bachantin" ausgestellt, welche sich durch guten Ausdruck und brillantes üppiges Kolorit auszeichnen. — Dies sind die erheblichsten Charakterbilder dieser Ausstellung. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

14.

Kaum war am Anfange des vorigen Monates der Nachhall der letzten deutschen Opernvorstellung, der herrlichen „Ghibellinen" Meyerbeer's, verklungen, als die Italiener mit ihren guten Sängern und schlechten Opern das Theater in Beschlag nahmen. Im Allgemeinen kann man wohl behaupten, daß die Deutschen gute Opern und mittelmäßige Sänger, die Italiener mittelmäßige Opern und gute Sänger haben — ohne übrigens beiden Theilen einzelne glänzende Ausnahmen abzusprechen. Bis jetzt können wir uns wenigstens nach Verlauf des ersten Monats der italienischen Saison nicht beklagen, weder daß eine Oper schlecht dargestellt worden sei, noch daß durch echt dramatische

charakteristische Musik unser Geist und Herz zu sehr in Anspruch genommen worden wären. Ich bin gewiß, daß uns die ganze italienische Saison keinen so in jeder Beziehung genußreichen Abend dringen wird, als die deutsche durch die Darstellung der „Ghibellinen“ oder „Hochzeit des Figaro“ — was allerdings dei einem Repertoire unmöglich ist, auf dem Donizetti das Monopol hat. Die Musik dieses Opernfabrikanten, dieses musikalischen Scribe, mag wohl für die Italiener gut berechnet sein, welche in ihren Theatern Visiten machen, konversiren und Sorbetti schlürfen, und nebenbei nur aufmerken wollen, wenn irgend eine hübiche Arie ihr Ohr kitzelt. Deswegen ist Donizetti so beliedt, denn sie drauchen in seinen Opern nur sehr wenig Acht zu geben; die Handlung weiß man bei jeder Oper im Voraus: Liebe, Verrath, Wahnsinn und Tod; die Musik dazu ist ein Potpourri von leichten, gefälligen, alten und neuen Melodien ohne dramatische Verbindung und Einheit. Diese Opern sind daher Konzertmusik, und keine dramatische — sie sind für's Ohr, nicht für Herz und Geist. Mit unbehaglichem Gefühle hört man da die Sänger Walzer und frivole Arietten singen, wo die Situation eine ernste energische Arie fordert, und unbekümmert aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen. Das musikalische Vergnügen, welches das Gehör allein verschafft, hat man im Konzerte zu suchen; in der Oper aber jenes, welches aus der Aufregung der Affekte durch charakteristische Musik entspringt. Der Kompositeur soll vor Allem die vom Dichter blos kurz aber kräftig angedeutete Stufenfolge der Gefühle von einem Grade zum andern ledhaft und wahr durch die Gewalt der Töne darstellen und durch das Ohr ins Herz der Hörer dringen lassen. Dies erreicht man aber nicht durch ein Aneinanderketten von Melodien ohne innern organischen Zusammenhang, ohne folgerechte Entwickelung. Die Musik soll sich in der Oper nicht auf den Text wie auf eine Krücke, hinkend zu sehr stützen und diesem allein überlassen, die Handlung deutlich zu machen; sie soll sich selbstständig entwickeln und die Dichtung in Kraft und Ausdruck und dramatischer Darstellung überflügeln. Die Melodie gibt der Oper Farbe und Kraft, die Harmonie die Basis und großartige Haltung; und die Instrumentalmusik hat sich jetzt zu einer früher nicht gekannten Höhe erhoben, und greift mit Glück auch in die musikaliiche Darstellung der Handlung ein, indem sie mächtig die innerste Empfindung ausdrücken und anregen hilft. Die Oper soll also Charaktere und Empfindungen malen, den Situationen gemäß sein und durch Melodien bezaubern, damit auch die Sänger sich zeigen und glänzen können. Auf Ersteres verzichten gewöhnlich die italienischen Kompositeure, indem im Durchschnitte ihre Arien eben so gut zu einer traurigen als zu einer fröhlichen Situation passen. Ihr Hauptaugenmerk ist auf die Melodie gerichtet, aber doch wieder nicht auf den Adel und die tiefe Schönheit der Melodie; und triviale Gemeinplätze und frivole leichte Waare schleichen sich auch da sehr häufig ein. Ueberhaupt gilt den Italienern die Opernmusik wenig, die Repräsentation Alles. Dies ist bei ihren modernen Kompositionen auch ganz natürlich. Sie fordern, daß die Sänger erst das in die Musik hineinlegen, was der Komponist nicht hineinlegte, daß die Sänger erst durch ihren Vortrag charakterisiren sollen, daß sie erst ausführen und nüanciren, was der Komponist nur andeutete. Darum gelten ihnen gute Sänger Alles, weil diese dem Tonwerke erst Licht und Schatten, Lasur und Firniß geben müssen. Daher macht eine Oper in Italien furore, wenn sie gut, fiasco, wenn sie schlecht dargestellt wird — um den tiefern musikalischen Werth des Tonwerkes selbst fragt und handelt es sich da nicht. —

Was nun die Opern dieser Saison betrifft, so hörten wir „Le prigioni d' Edinburgo“ von Ricci, eine bedeutungslose Musik, „Beatrice di Tenda“, eine der schwächern Arbeiten Bellini's, „Lucia di Lamermoor“ und „Parisina“ von Donizetti, zwei Opern, die sich ähnlich sehen, wie zwei ungerathene Kinder desselben Vaters. In Hinsicht auf die Darstellung dieser Opern haben wir jetzt so ziemlich die desten Sänger und Primedonne Italiens hier, die der Pariser Oper ausgenommen. Und doch stoßen wir darunter kaum auf ein Individuum, das dem Ideale eines Opernrepräsentanten ganz entspräche und auf der höchsten Stufe dramatischer Musikdarstellung stünde. Von einem Opernsänger oder einer Primadonna ersten Ranges verlange ich eine kräftige metallreiche Stimme, die stets angenehm und wohlthuend tönt, im leisesten Piano noch immer lieblich klingt und doch Chor und Orchester ohne Anstrengung beherrschen kann; eine Stimme, welche eben sowohl den getragenen Gesang meisterhaft auszuführen versteht, als alle schwierigen Koloraturen mit Leichtigkeit und Anmuth vortragen kann; eine Stimme, die rund und voll aus der Brust kömmt, nicht gequetscht und zu breit gedrückt wird; richtige und leichte Intonation, mit gründlicher Musikbildung vereint; eine reine deutliche Aussprache, wahrhaft deklamatorischen Gesang, der überall die Empfindung weckt; richtigen Ausdruck und Rundung im Recitative, vollendete Schauspielkunst und Mimik, und geniale Auffassung der Charaktere. Solcher Sänger, die allen diesen Anforderungen entsprechen, mag es freilich sehr wenige geben, und die Wild, Ladlache, Malibran, Pasta rc. sind wohl sehr selten. Doch haben wir heuer an Ronconi, Badiali und Moriani treffliche Sänger, an Brambilla und Ungher ausgezeichnete Sängerinnen. In „Prigioni d' Edinburgo“ hörten wir die Primadonna Gabussi, die ein sehr hübsches Mädchen und eine routinirte Sängerin ist, wenn ihre Stimme auch des lieblichen Wohlklanges entbehrt. Die Partie der „Lucia di Lamermoor“ fand eine brave Darstellerin an der vergötterten Mailänder Primadonna Frezzolini; ich fand aber meine großen Erwartungen, die der ungeheure Bruit hoch gespannt hatte, nicht befriedigt. Frezzolini hat einen akuten Sopran von ungewöhnlicher Höhe, aber ihre Stimme hat keine reiche Fülle und keinen wohltönenden Schmelz, sie ist forcirt und nicht mehr jugendlich frisch, obwohl die Sängerin erst 18 Jahre alt ist, und ihre Töne kosten ihr sichtliche Anstrengung, daher sie keinen angenehmen wohlthuenden Eindruck machen. Sie ist eine Schülerin der Tachinardi, was man wohl am Styl ihrer Koloratur merkt, ohne übrigens ihrer Meisterin sehr nahe zu kommen. In Moriani lernten wir einen Tenor kennen, wie wenige existiren mögen, was den Umfang, die Kraft und den Wohllaut der Stimme anbelangt, obwohl seine Töne bei rapider Intonation nicht so rein und schmelzend klingen, als wenn er sie filirt. Er hat eine gute Schule, könnte sie aber noch bedeutend vervollkommnen und veredeln; sein Spiel ist etwas kalt und leidenschaftslos, nur bei der Sterbescene in „Lucia“ kommt er in Affekt und singt sie auch wunderschön; dies veranlaßte Jemand zur Aeußerung: „Moriani vaut mieux mourir que vivre.“ — In „Beatrice di Tenda“ hörten wir den Tenor Lonati, welcher eine hübsche, aber schwache Stimme, und zu wenig dramatischen Ausdruck hat. — Die treffliche Ungher wählte zu ihrem Debut ihre rühmlich bekannte Darstellung der Parisina, und es gelang ihr wirklich, dieser farblosen Oper von Romani mit Musikbegleitung von Donizetti einiges Leben einzuhauchen, und durch kräftige Mitwirkung Moriani's und Ronconi's dieses musikalische Potpourri von Gemeinplätzen und trivialen Melodien zu einem so viel möglich abgerundeten Ganzen zu erheben. Dem. Ungher hat eine ausgezeichnete Schule, faßt den Charakter ihrer Rollen scharf und geistvoll auf und bringt ihn in vollendeter Zeichnung zur Darstellung, nur scheint sie in ihrem Spiele in letzter Zeit etwas zu stark al fresco aufzutragen, was freilich auf die Masse großen Effekt macht. Dessenungeachtet bleibt sie eine der größten dramatischen Sängerinnen. Dies läßt um so mehr den fast gänzlichen Verlust ihrer schönen Stimme bedauern; denn die Stimme bleibt denn doch eine Hauptsache für den Operngesang, so wie die Farbe für ein Gemälde. Wenn ein Bild noch so geistreich komponirt und trefflich gezeichnet ist, und es fehlt ihm der Zauber des Kolorits, so mangelt ihm immerhin eine Hauptwirkung, die Einwirkung auf unsre Sinne. So geht es auch mit der in ästhetischer Beziehung vollendetsten Operndarstellung ohne den Zauber der Stimme — sie wird nur halb befriedigen. — In der „Parisina“ hörten wir auch zum erstenmal den primo basso Italiens, Ronconi, der aber fast Tenor singt. Die Befangenheit des ersten Auftretens wirkte so beengend auf ihn ein, daß seine Stimme ihren Wohlklang und sein Gesang die volle Freiheit nicht entfalten konnte. Dennoch entwickelte er eine kräftige Baritonstimme beinahe mit Tenorklang, aber etwas akutem Timbre, eine gute charakteristische Darstellung seiner Partie und eine vollendete Schule. Aber in einem Konzerte, welches Professor Lewy zu einem wohlthätigen Zwecke gab, sang er eine italienische Arie mit solcher artistischer Vollendung und Meisterschaft, daß sich diese Leistung dem Besten an die Seite stellt, was je in Gesangsmusik in Wien gehört und bewundert wurde. — Der herrliche Bariton Badiali, der schon letztes Jahr ein Liebling des Publikums war, erringt immer mehr den allgemeinen Beifall. Im Besitz einer vollen, markigen, schönen Stimme, die wie ein klarer Tonstrom aus seiner Brust fließt, einer guten Schule, wenn sie auch nicht auf der künstlerischen Höhe der des Ronconi steht, und einer lebendigen feurigen Darstellung, dringt sein Gesang zum Herzen, weil er vom Herzen kommt. — So viel vorläufig über die ersten vier Opern dieser Saison, die wir bis jetzt hörten. In meinem nächsten Briefe schreibe ich Ihnen über die Taglioni und eine Nachlese der bemerkenswerthern Ergebnisse des letzten Monates. **L. M.**

Vom Rheine.

Mai 1840.

Der lyrische Dichter Freiligrath, welcher jetzt im Dorfe Unkel am Rheine in der Nähe Bonns wohnt, und dort sein malerisches Westphalen bearbeitet, hatte aus Liebe zu den schönen Rheinlandschaften eine Unterschriftsammlung eröffnet, um die ganz eingestürzten

Trümmer des Schlosses Rolandseck, dem Nonnenwerder gegenüber, einigermaßen wieder herzustellen; als jedoch die Prinzessin Wilhelm von Preußen, die erlauchte Besitzerin dieser Felsenruine, den Einsturz derselben wie das Unternehmen des Dichters erfuhr, dankte sie ihm für seine Thätigkeit, erklärte aber dabei: daß sie keine fremde Hülfe erlauben, sondern das Schloß, eine der edelsten Rheinzierden, aus eignen Mitteln wieder herstellen wolle, so daß der Dichter nun die bereits gesammelten Beiträge, welche nicht unbedeutend sein sollen, zur Erhaltung oder Verschönerung einer anderen rheinischen geschichtlichen Reliquie zu verwenden gedenkt.

Am Rheine herrschte im Volksmunde eine alte Wahrsagung, deren Quelle wohl nicht zu ermitteln, die sich deutlich dahin aussprach: daß Köln im Jahre 1840 durch einen Kometen untergehen werde. Dies ist nun auf eine sonderbare Weise dadurch in Erfüllung gegangen, daß das Dampfboot, „die Stadt Köln," durch ein anderes Boot, „der Komet" genannt, unsern Düsseldorf in Grund gebohrt wurde. Nur mit Noth konnte die Mannschaft ihr Leben retten.

Die Gebrüder Adolf und Bernhard Breuer, welche in Verbindung mit dem Tonkünstler Derkum in Köln, ihrer Vaterstadt, diesen Winter hindurch ein Kränzchen für Saitenquartett eröffnet, und sich allgemeinen Beifall, sowohl in Hinsicht der Wahl wie der geschmackvollen Ausführung erworben hatten, sind jetzt gesonnen, eine Kunstreise durch Belgien, Holland und Frankreich zu unternehmen, und auf derselben eben auch blos mit guter, gediegener Quartettmusik aufzutreten; eine Erscheinung, welche bei dem überhandnehmenden Virtuosenwesen nur erfreulich und tröstend sein kann. Beschämend wäre es freilich für uns, wenn unsere Quartettspieler drüben so beifällig aufgenommen würden, wie wir seither die verschiedenen marktschreierischen Kunstklimperer und Fiedler aufgenommen haben! — Denöel hat sein Werk über den Kölner Dom so eben neu aufgelegt, das sich wieder eines raschen Absatzes erfreut, und den Beweis liefert: wie in Deutschland Groß und Klein für das schönste Denkmal deutscher Baukunst begeistert ist, zu dessen Herstellung auch jährlich bedeutende Summen von allen Seiten herbeifließen. Binnen Jahresfrist dürften die letzten Arbeiten an den alten Bauten beendet, und alles, was die Zeit zerstörte, ganz wieder hergestellt sein, so daß dann zum Ausbau des noch Unvollendeten geschritten werden kann. Gewiß wird dann die Theilnahme für den Bau im Volke eher steigen als sinken, und die hohe kunstsinnige Herrscherfamilie ihren Eifer verdoppeln, so daß vielleicht schon unsere Kinder den Bau vollendet sehen, an dem man noch vor Jahren verzweifelte, der vielleicht das großartigste Werk sein wird, das Menschenhänden sein Dasein verdankt. Denöel, der thätige Aufmunterer bei dem Baue, hat aber nicht allein seine Sorgfalt diesem Werke zugewendet, sondern wacht auch über die anderen denkwürdigen Bauwerke seiner Vaterstadt, und hat es so eben dahingebracht, daß ein altes herrliches Portal zu einem Vorhofe der St. Marienkirche durch den Einfluß unseres vielgeliebten Kronprinzen wieder hergestellt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Den 8. Mai zum Vortheile der Dem. Schikaneder zum erstenmal: Der Glasfabrikant oder das versteinerte Herz, Posse in 2 Akten mit Musik von E. Schikaneder.

In früheren Jahren, als noch Hr. Schikaneder zu den beliebtesten Mitgliedern unserer Bühne gehörte, hatten seine Arbeiten, namentlich „der Wettlauf zu Kronäugelstadt" recht gefallen; aber der Geschmack des Publikums hat sich seit jener Zeit geändert und auch die Richtung der Posse ist durch einige gelungene und sehr viel mißrathene Produkte der Wiener Schule eine andere geworden; die Prinzipe des Bösen und Guten, welche in verschiedenen Geistern personifizirt gegen einander auf dem Felde des menschlichen Wirkens kämpften, wurden mit der Mythe verbannt und das wirkliche Leben mit den buntesten Abwechslungen gewann mehr Raum. Diese Posse hat daher den Fehler, daß sie um mehrere Jahre zu spät kam; früher würde sie und auch mehrere Späße besser gefallen haben, obwohl es ihr nicht an manchen witzigen und zeitgemäßen Beziehungen fehlt. Auch die Musik gehört einer ältern Schule an, hat jedoch einige nicht uninteressante Stellen. Die Tänze, von unserem neuen, in Wien sehr beliebten Balletmeister, Hrn. Rainoldi arrangirt, erhielten lebhaften Beifall, so daß ein altfränkisches Quartett, in welchem Mad. Rainoldi tanzte und sehr gefiel, wiederholt werden mußte. Hr. Feigert trägt aber in seinen Karrikirungen zu stark auf; auch die Karrikatur kann gefallen, nur muß sie nicht übertrieben werden. — Von den Mitwirkenden war Hr. Feistmantel als dummer Bedienter ganz köstlich; aber Mad. Binder schien mit geringer Lust ihre Partie zu spielen, und Hr. Fischer hatte so wenig memorirt, daß er mehrmal in der Rede stecken blieb. Wir haben diesen sehr begabten Schauspieler in glänzenden Rollen bewundert, sollte denn eine Ehre darin sein, auf kleine Rollen sich gar nicht vorzubereiten? Die größten Künstler Deutschlands: Seydelmann, La Roche, Rott und Andere haben es doch nicht verschmäht, auch in diesen ausgezeichnet zu sein.

—t.

Notizen.

(Vereine.) In Hermannstadt bildet sich jetzt ein Bürgerverein zur Beförderung der Industrie- und Gewerbsthätigkeit.

(Eine beispiellos submisse Danksagung) hat der Schauspieler J. V. Czermak in den Anzeiger zur Pesther Handlungszeitung einrücken lassen. Sie lautet: „Indem ich Gefertigter bei meiner Abreise dem hochverehrten Publikum für die Huld und Güte, mit der es meine schwachen Leistungen aufzunehmen geruhte, meinen unterthänigsten Dank darbringe, empfehle ich mich dem Wohlwollen und der freundlichen Erinnerung eines hochverehrten Publikums, versichernd, daß all mein Streben dahin gerichtet sein wird, mich durch Vervollkommnung meines Wissens, bei meiner etwaigen Rückkehr, dieser Gnade würdig zu zeigen."

(Industrie.) „Rügenswerth ist" — sagt das „Pesther Tageblatt" — „daß man in Wien jede eclatante Celebrität zu merkantilischen Coups benützt, die häufig ins Lächerliche oder gar Widrige fallen. So kündigt z. B. jetzt ein Parfumeur seine neuen Düfte als Extrakt aus Ernst's „Karneval in Venedig" an!

(Komische Anzeigen.) Die deutschen Zeitungen und Zeitschriften wimmeln von undeutschen Anzeigen. Was ist das: „Bleiche Empfehlung."? Es soll keine blasse Empfehlung, sondern Empfehlung einer Bleiche sein! — Ein Mottenpapier, welches 10 kr. C. M. kostet, wird irgendwo auf folgende Weise empfohlen: „Dieses Papier besitzt die Stärke, daß die Pelzwerke und Kleidungsstücke, welche von diesem Ungeziefer schon angegriffen sind, durch dieses Mittel gänzlich zerstört, und auch ferner davon befreit bleiben." Nun, wenn das Erste wahr ist, wird das Zweite gewiß auch wahr sein. Wir möchten aber Den sehen, der zehn Kreuzer für ein Mittel gibt, wodurch seine Pelzwerke und Kleidungsstücke gänzlich zerstört werden. Dieses Mittel muß ja ärger wüthen, als eine Armee von Motten! — Ein Gasthof, den man zu verpachten wünscht, wird angerühmt: „Er hat die seltene, so vortheilhafte Lage, daß fünf Chausseen da vorüber führen; daher ganz für Gastnahrungs-Reflerion gelegen und auf sichere Frequenz zu rechnen." — Eine neue Art von Reflerion, welche weder Kant, noch Fichte, Schelling und Hegel gekannt haben!

(Camelien.) Es dürfte nicht allen Lesern bekannt sein, daß der Name dieser schönen, jetzt so beliebten Blume, wenigstens mittelbar, böhmisch-slawischen Ursprungs ist. Ein mährischer Missionär, Namens Welbland, brachte sie zuerst aus China nach Europa, und da welbland Kameel bedeutet, nannte man sie ihm zu Ehren: Camelien, böhmisch: welblaudky.*)

D.

(Prachtwerk.) Der Buchhändler Barth in Leipzig hat so eben ein Werk in 4 Bänden, H. v. d. Hagens „Minnesänger" erscheinen lassen, das sich wie durch innern Werth, so durch großartige Ausstattung auszeichnet. Die Prachtausgabe davon ist auf Pergament gedruckt und enthält eine Masse auf Goldgrund gedruckter Vignetten und Uncialen. Der Preis für ein Exemplar ist hundert Carolins. (Planet.) Nun kann man es den Deutschen nicht mehr vorwerfen, daß sie ihre Klassiker auf Löschpapier drucken!

(Ein Athlet.) In Saragossa lebt gegenwärtig ein Mann von wunderbarer Kraft, welchen das Volk deshalb den neuen Samson nennt; er heißt Gregorio Adam. Er hebt außerordentliche Lasten, schlägt einen Ochsen durch einen Faustschlag zu Boden und wirft alle Athleten nieder, welche sich mit ihm einzulassen wagen. Er ist mehr klein als groß, und sein Körperbau zeigt durchaus nichts Ungewöhnliches.

(Wiener Ztschft.)

---

*) Siehe Dr. Amerlings: Promyslný posel (Gewerbsbote).

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 41. Mittwoch den 20. Mai. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Skizzen aus Rußland.

Aus dem „Book of beauty for 1840"
übersetzt
von Johann Umlauft.

2. Das Kloster Troitza.

Wir hatten eine Pilgerfahrt nach dem Kloster Troitza vor. Eine Entfernung von sechzig Wersten und der schlechte Zustand des Weges nöthigten uns frühzeitig von Moskau aufzubrechen. Dieses Kloster hat für Russen großes Interesse, da es reich an historischen Erinnerungen und — mit Ausnahme des Klosters zu Kiew, wo die erste christliche Kirche gebaut wurde — das reichste, prächtigste und älteste Kloster in Rußland ist. Napoleon kam niemals in dessen Besitz, und, obgleich seine Soldaten im Umkreis von hundert Wersten um Moskau plünderten, so machten sie doch nie einen Angriff darauf. Bei Gelegenheit einer früheren Invasion stand es eine Belagerung von sechs Wochen aus, und behauptete sich, blos von den Mönchen vertheidigt. Es ist nicht ein einziges Mal von Fremden eingenommen worden.

Wir fanden die Straße noch schlechter, als sie uns war geschildert worden, ähnlich einem tiefgepflügten Felde voll ungeheuerer Furchen, und ich erwartete wirklich jeden Augenblick, daß wir umwerfen, und unsern Wagen in Stücke brechen würden. Nach einer siebenstündigen desperaten Fahrt und dreimaligem Vorspannen von sechs Pferden an einen sehr leichten Wagen, hielten wir endlich vor einem ungemein schmutzigen Wirthshause, welches die eine Seite eines viereckigen Platzes bildete. Hier fanden wir unsern gütigen Freund und Cicerone F., der durch unser Ausbleiben beunruhigt uns mit Angst erwartete. Die Gänge und Galerien dieses düsteren Aufenthaltes strömten Schwärme von gaffenden Russen aus, die uns mit neugierigen Blicken prüften. Wir begaben uns, ermüdet von der Reise, bald zur Nachtruhe.

Allein wie heiter war ich, als mich gegen vier Uhr des folgenden Sonntagmorgens die Klosterglocken, welche regelmäßig jede halbe Stunde ertönten, mit ihrem Lärm weckten, und ich aufstand, um die Scene vor meinem Fenster zu überblicken. Ich bedauerte meine Unfähigkeit, diese zu zeichnen. Vielleicht nie habe ich ein so lebendiges und zugleich so charakteristisches Bild gesehen. — Der ganze Platz, ein ungeheueres Viereck, stellte einen großen Markt vor, der sich bis an die Mauern des Klosters erstreckte. Die erstaunliche Menge von kleinen Karren mit dem frischesten Gemüse aller Art beladen, die Buden, die Kramstellen, die Quantitäten von Früchten und Kuchen, die feilgeboten wurden; das fremdartige, malerische Aussehen der Männer mit ihren langen Bärten und dem sonderbaren Costüme von Schafpelzen, durch breite Gürtel von verschiedenen Farben gehalten; die ungeheueren Stiefel und gezierten Handschuhe der Kutscher, — Alles eigenthümlich und nationell, bot dem Auge ein heiteres und buntes Schauspiel. Die Männer waren ein kräftig aussehender Schlag, groß, doch nicht hübsch; die Weiber dagegen klein, untersetzt und unscheinbar. In dieser Gegend besitzt jeder Bauer vier oder fünf Pferde, jedes 15 bis 25 Rubel werth. Sie verlieren an Werth, wie sich der Winter naht, weil sie dann weniger nutzbar sind. Ihr Bau ist nicht ausgezeichnet, jedoch verrathen sie tartarisches und arabisches Blut. — Die endlosen Reihen von einspännigen Karren waren völlig unzählbar, und haben mir in Rußland immer große Ueberraschung erregt. In der That ist dies das einzige Kommunikationsmittel innerhalb des Landes für den Transport von Gütern.

Um zehn Uhr wurden wir nach dem Kloster geführt. Wir traten zuerst in die Kathedrale, wo eben Gottesdienst gehalten wurde. Diese ist mit Gold und Malereien erfüllt. In dem Augenblicke war der Schrein geöffnet, hinter welchem sich nach griechischem Kirchengebrauch der Tabernakel, die Hostie und alle übrigen Heiligthümer befinden. Die Mönche sangen, die Priester verrichteten den Gottesdienst in ihren prachtvollen Gewändern von Zeug, Gold und Silber, abwechselnd mit dem reichsten färbigen Sammet und herrlichen Stickereien. Dicke Wachskerzen brannten, Weihrauchwolken flatterten in die entferntesten Winkel der Kirche. Die Hostie wurde herumgetragen. In eine dichte Masse gedrängt stand die Schaar der Andächtigen, Arm und Reich, Fürst und Bauer neben einander, sich fortwährend bekreuzend und zu verschiedenen Zeiten des Gottesdienstes niederfallend, um in tiefster Demüthigung den Boden zu küssen. Hierauf wurde von einem der theologischen Klosterschüler eine Predigt in russischer Sprache gehalten. Ich fand den Klang angenehm und musikalisch. Nach dieser verrich-

tete der Superior die Benediktion und vertheilte das gesegnete Brod. Dann wurde der Schrein geschlossen, die Priester legten die prachtvollen Gewänder ab und erschienen in ihren Mönchskutten und Kapuzen. Der Superior kam auf uns zu, und erbot sich, uns die Sehenswürdigkeiten des Klosters zu zeigen.

Dieser Mann, Namens Pater Anton, ist etwa vierzig Jahre alt, groß gebaut, von bleicher Gesichtsfarbe und wahrhaft schönen regelmäßigen Zügen, vortrefflichen Zähnen und interessanter Physiognomie. Sein rabenschwarzes Haar, in der Mitte getheilt, fiel zu beiden Seiten in wellenförmigen Massen über die Schultern; sein glänzender Bart und die anmuthige Würde seines Betragens war bewunderungswerth. Aber seine Lebensgeschichte, die uns früher mitgetheilt worden war, machte ihn uns noch interessanter. Diskretion verbietet sie hier zu erzählen.

Das Kloster Troitza ist im vierzehnten Jahrhundert gegründet und zu verschiedenen Zeiten erweitert worden. Daher seine Ausdehnung. Der letzte Zubau geschah im siebenzehnten Jahrhundert. Alle Herrscher Rußlands haben ihm Schenkungen gemacht, und seine Schätze sind sehr bedeutend.

Wir wurden zuerst zu dem Grabmale des heil. Sergius, — des Schutzpatrons dieses Klosters — geführt. Dieses ist überreich vergoldet und mit Juwelen geschmückt. — Von da ging es nach der Schatzkammer, wo der Blick abermals in Gold und Edelsteinen schwelgte. Wir sahen uralte Goldplatten von allen Größen und Formen mit getriebener halb erhabener Arbeit; Kronen, aus Juwelen und Perlen zusammengesetzt; prachtvolle Bibeln in Gold gebunden und reich besetzt mit Smaragden, Saphiren, Diamanten und Rubinen; brillantne Kreuze, an massiven Ketten hängend, die Geschenke verschiedener Kaiserinnen, und mehrere Kleiderschränke, angefüllt mit Priester-Gewändern, die buchstäblich von Perlenstickereien bedeckt waren. Der größte Reichthum des Klosters besteht in der ungeheueren Menge von Perlen. Da gibt es Gemälde, Kronen, Mäntel, Hüte, Handschuhe und Kleider, die über und über damit besäet sind, während die Stoffe selbst wenig an Kostbarkeit zurückstehen.

Wir kamen nun zunächst in eine alte Kapelle, von Peter dem Großen erbaut, welche sich in das Refektorium öffnete, wo das Mahl für die Mönche bereit stand. Die Wohnung des Metropolitans stößt eng daran. Von diesen Großdignitarien gibt es in Rußland vier: einen zu Petersburg, einen zu Moskau, zu Kiew, und endlich einen zu Nowogorod. Die Reihe der Gemächer, die der Metropolitan hier bewohnt, liegt im Erdgeschoße: die Zimmer sind alt und gothisch und nur sehr einfach möblirt. — In der Akademie, welche zu dem Kloster gehört, fanden wir eine nicht unbedeutende Bibliothek: ein Zimmer war für russische Bücher bestimmt, eines für französische, ein anderes für englische, und so noch mehrere für die Literatur fremder Länder. Auch sahen wir da eine Kopie der Bibel in neunundsechzig Sprachen nebst einem kunstvollen Relief: „Moses, die Steintafeln auf dem Berge Sinai empfangend," die Arbeit eines früheren Metropolitans, Namens Plato. — Mit dieser Büchersammlung ist zugleich eine Sammlung von russischen Mineralien und Münzen vereinigt, worunter uns vorzüglich Eine merkwürdig war, die Peter der Große, damals, als er seine Unterthanen der Bärte entwöhnen wollte, prägen und für jeden geschorenen Bart zahlen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Athen.

April 1840.

Eine neue Aera ist für die wiedergeborne Cekropsstadt erstanden — Athen besitzt eine italienische Oper! Da, wo einst athenienfische Frauen ihre Reize entschleierten und im Ambra duftender Bäder schwelgten*), da lauscht heute das athenienfische Volk den lieblichen Melodien eines Rossini und Donizetti, und schmückt im Rausche froher Begeisterung die Schlafe ihrer Jünger mit dem Lorberr des Triumphes. Welch ein Wechsel menschlicher Dinge! Der hehren Akropolis, einst Zeugin der Begeisterung vieler Tausend Hellenen über die Meisterwerke eines Aeschylos und Sophokles, ihr, die im Verfolge der Jahrhundrrte so oft wilder Barbaren vandalische Zerstörung ihre Hallen entweihen sah, war es vom Geschicke vorbehalten, die Wiedererstehung glänzender Schöpfungen einer großen Vergangenheit zu schauen und die schönen Künste zum väterlichen Herde durch jene Nation zurückgeführt zu sehen, der Athen einst die Anfänge der Künste und Wissenschaften lieh. Freilich ist sie noch nicht wiedergekehrt jene Zeit der alten Größe in den Gebilden der Himmel — entstiegenen Kunst. Doch laßt uns darum nicht minder freudig die schwachen Anfänge ihres Wirkens begrüßen! Und, so groß auch der Unterschied des hellenischen Theaters von seinem heutigen Stellvertreter, der italienischen Oper, sein mag, so glaube ich doch alles Ernstes, daß sie eine Vergleichung mit jenem eben nicht sehr zu fürchten hat. Wir verzichten natürlich darauf, für unsere dramatische Poesie und Schauspielkunst den Vorrang vor der hellenischen in Anspruch zu nehmen; doch gibt der eminente Aufschwung der modernen Musik, der gefälligere Bau und die freundlichere Dekoration des Innern unserer Theater, so wie die erhöhte Täuschung und der größere Sinnenreiz unserer abendlichen Darstellungen durch den blendenden Zauber einer glänzenden Beleuchtung unsern Theatern ein von den Alten nicht gekanntes erhöhtes Interesse. Es sei mir gestattet, hier einige Bemerkungen über das attische Theater der Vorzeit einzustreuen. Wird man doch in Athen fast unwillkürlich verführt, an alle modernen Schöpfungen den Probierstein des antiken Typus zu legen.

Obwohl Athen der Hauptsitz der dramatischen Kunst war, so diente doch lange Zeit nur ein Brettergerüste dem Dienste Thaliens. Als aber dieses dem Zahne der Zeit erlag, da erhob sich, zur Zeit des Aeschylos, ein steinernes Theater am südlichen Abhange der Burg, das über dreißigtausend Zuschauer faßte. Die meisten hellenischen Theater sind an einem Bergabhange, mit der Aussicht auf das Meer, erbaut. Die Form des antiken Theaters ist ein Halbkreis. Seine drei Haupttheile sind: die geradlinige Seite für die Bühne, nebst der scenischen Umgebung, das Theater der Zuschauer und die niedriger gelegene Orchestra zwischen beiden, für den Chor bestimmt. Die scenische Umgebung bestand aus zwei hohen Wanden mit perspektivischen Ansichten von Landschaften und einer Vertiefung zwischen beiden. Ihr Hintergrund schloß sich meist durch einen Pallast. Die Stelle der Coulissen vertraten im attischen Theater gemalte Teppiche oder Bretter, auf drehbare Pfosten geheftet. Das Maschinen-Wesen war nach dem Zeugnisse der Schriftsteller in hoher Vollkommenheit. Einen Vorhang, der heut zu Tage die Prosa der Schauspieler in den Zwischenakten verdeckt, hatte das attische Theater nicht; während der Zwischenräume, wo der Chor sang, war die Bühne leer. Der Schauspieler mit bedeutenden Rollen waren in der Regel drei, die ihre Partie unter der unmittelbarrn Leitung des Dichters selbst einstudirten. Das hat bei dem modernen Theater freilich seine Haken, weil die Dichter oft selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Mit den Proben wurde es viel ernster genommen, als heut zu Tage, wo sie nicht selten zum tragi-komischen Stelldichein ephemerer Liebesritter dienen. Auch theilte das attische Publikum nicht die Nachsicht des heutigen, das den des Künstlers unwürdigen Schlendrian — oft die Deckfarbe des mangelnden Berufes — nur zu gerne mit dem Mantel der Langmuth bedeckt. Einen integrirenden Theil der dramatischen Ausstattung machte die Maske und in

*) Das heutige Theater steht auf dem Grunde antiker Badehäuser.

der Tragödie noch der Kothurn. Unsere heutigen Schauspieler wissen sich freilich auch ohne den Kothurn hochzustellen. Im eigentlich Scenischen war — so sagt ein gelehrter Kenner des Alterthums — wie ursprünglich Keim und Wurzel, so in der Blütezeit Centralpunkt des Ganzen der Chor. Die Zahl der Choreuten in der Tragödie war zwölf bis fünfzehn; in der Komödie stieg sie bis fünfundzwanzig. Die innige Verbindung der Dicht- und Tonkunst im dramatischen Spiele war durch diesen Chor allerdings schon vermittelt; aber die Dichtkunst war darin bei weitem das vorherrschende Element. Die Musik diente der Poesie und den orchestischen Bewegungen des Chores, ohne die Unabhängigkeit einer selbstständig schaffenden Kunst; diese ihre vollständige Emancipation sollte sie erst durch das veredelnde Christenthum erhalten. Im Uebrigen amusirte sich das heidnische hellenische Publikum gleich den gutchristlichen Wienern. Während der Vorstellung wurde von schmucken Knaben Wein und Backwerk gereicht und dem Chore — ein beneidenswerthes Vorrecht — beim Ein- und Abtreten süßer Wein geschenkt. „Eine herrliche Zeit!“ wird mancher durstige Chorist beim Lesen dieser Zeilen wehmüthig ausrufen. Zur Aufrechthaltung der Ordnung hatten die Alten in den Stabträgern (ῥαβδοῦχοι) ihre Polizeisoldaten, also auch ein altehrwürdiges Institut; doch hatten sie nicht das Recht, die attische Theaterlizenz des Pfeifens und Pochens zu beeinträchtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Dresden.

Mai.

Der wackere Bassist, Herr Ullram, ist an der hiesigen Hofbühne angestellt, und unserm Institute zu dieser Acquisition nur Glück zu wünschen, denn Hr. Ullram besitzt herrliche Mittel und wird bei sorgfältiger Ausbildung gewiß noch Vorzügliches leisten. Bei seinem Debut war er allerdings sehr befangen, und in Folge dieser Befangenheit vermochte er unser ohnehin nicht leicht erregbares Publikum nicht zu erwärmen, allein mit der Zeit wird sich diese Befangenheit verlieren, Hr. Ullram seine Kraft geltend machen, und unser Publikum wird es dann der Direktion danken, daß sie diesen hoffnungsvollen jungen Mann, trotz seines nicht glänzenden Debüts, dennoch engagirte. — Dieses Engagement beweiset übrigens die Umsicht und den richtigen Takt unseres Herrn Intendanten, der sich nicht durch einen zufälligen Erfolg sogleich bestimmen und verstimmen läßt. — Früher bemühte sich ein gewisser Hr. Gärtner, welcher bis dahin bei wandernden Truppen engagirt war, um die Stelle, welche jetzt Hr. Ullram einnimmt, allein trotz vielfacher Empfehlungen von guten Freunden, fand es unsere Intendanz doch nicht rathsam, diesen Herrn, der zwar eine recht artige Stimme, aber nicht die mindeste künstlerische Ausbildung besitzt*), zu engagiren, und die Folge lehrte, wie wohl dies gethan war: denn Hr. Gärtner, welcher jetzt für zweite und dritte Partien in Nürnberg angestellt ist, wurde dort als Pizzarro in Fidelio total ausgelacht, und soll in komischen Rollen furchtbar übertreiben. Daß er sich trotzdem in der Theaterchronik von guten Freunden übermäßig lobpreisen und sich mit Staudigl (!!!) und Pöck (!!) vergleichen läßt, ist im Grunde zwar nur lächerlich und wird ihm an keiner andern Bühne frommen, aber es liefert zugleich einen Beitrag zur Charakteristik mancher Komödianten und ihres Treibens, und verdient somit eine ernste Rüge; denn wie mancher tüchtige Künstler, dem solche Kunstgriffe fremd sind, wird verkannt und übersehen, während die gemeine Mittelmäßigkeit sich breit macht und hervordrängt. — Caroline Leonhardt-Lyser gab am 25. April im kleinen Saale des Hotel de Pologne eine improvisatorische Akademie und machte wahrhaft Furore; trefflich wurde sie von den Kammersängern Schuster und Risse unterstützt, so wie von dem Kammermusikus Richter, welcher das der Improvisatrice aufgegebene Mährchen improvisirend auf dem Flügel begleitete.

Aus Triest.

7. Mai.

Unsere Stadt gewinnt ein immer freundlicheres und großartigeres Ansehen; fortwährend werden alte Häuser niedergerissen, und stattliche Paläste treten an ihre Stelle, und wo vor einigen Jahren noch öde Plätze und Schutt und Steinhaufen lagen, sieht man jetzt neue und schöne Straßen entstehen. Das große, in Betracht seines Umfanges und der soliden Bauart wirklich merkwürdige Hospital, woran bereits seit sieben Jahren gearbeitet wird, geht nun rasch seiner Vollendung entgegen. Das untere Geschoß des neuen Gasthofes „zum Fürsten Metternich“ ist bereits fertig; jetzt erhebt sich der erste Stock, und schon fesselt dieses Gebäude, wiewohl noch unvollendet, die Aufmerksamkeit Aller. Die äußern Steineinfassungen allein kosten 36,000 fl. C. M. — Vom 24. August an wird die alte Dogana niedergerissen werden, auf deren Grunde ein Bazar, das Tergesteum, zu stehen kommt, der, nach dem Plane zu schließen, einmal fertig mit der Galleria Cristoforis in Mailand rivalisiren dürfte. — Unser nun konstituirter Kunstverein erfreut sich der lebhaftesten Theilnahme; den größten Impuls geben dazu unstreitig der auch als Dichter in der literarischen Welt unter dem pseudonymen Namen Nicolaus rühmlichst bekannte belgische Konsul Herr J. N. Craigher und der preußische Konsul Herr H. Cutteroth. Die sehr thätige Direktion ist bereits in den Stand gesetzt, einen großen Theil der Gemälde anzukaufen, welche von den vorzüglichsten deutschen und italienischen Malern für die erste Ausstellung im September zugesagt worden sind. Bei dem steten Zusammenfluße von Fremden und bei dem hier jetzt so regen Kunstsinne ist überhaupt zu hoffen, daß gute Kunstwerke leicht an den Mann zu bringen sein werden, und es ist eben so sehr zu wünschen als zu erwarten, daß sich viele auswärtige Maler veranlaßt fanden, die Ausstellung reichlich mit ihren Kunstspenden zu bedenken. Ueber Theater schreibe ich Ihnen heute nichts, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich es nicht besuche, und lieber die köstlichen Frühlingsabende im Freien zubringe. L.

Johann Hoffmann's Musikverlag in Prag.

Da es in der Tendenz dieser Blätter liegt, Alles, was auf die Interessen der Kunst Einfluß nimmt, um so mehr, wenn es in besondrer Beziehung zu Böhmen steht, zu würdigen und zu besprechen, so ist es angemessen, auf ein Institut aufmerksam zu machen, welches in dieser Art sich bereits während der kurzen Zeit seines Bestehens ehrenvoll auszeichnet, und für die Zukunft immer wichtiger zu werden verspricht.

Prag ist, besonders unter den Verhältnissen der neuesten Zeit, unbestreitbar ein günstiger Ort zur Errichtung eines Musikverlags, und dies vielleicht durch spezielle Umstände noch mehr, als zu ähnlichen Unternehmungen im literarischen Felde, in welchem letzteren sich doch seit einigen Jahren ein frisches, kräftiges Vorwärtsschreiten kund gab. Die bedeutende Consumtion von Musikalien, gegründet in der fast allgemein unter den Böhmen herrschenden Vorliebe für die Tonkunst, so wie auch darin, daß Prag der Mittelpunkt für die Cirkulation solcher Artikel in ziemlich ausgedehnten Richtungen ist, so wie nicht minder das Vorhandensein reicher produktiver Kräfte im Fache der Komposition, welche eben jetzt zahlreicher und tüchtiger als je auftreten, und die erfreulichste Blüte für die nächste Zukunft voraus sehen lassen, wiewohl es auch früher an höchst achtbaren Tonsetzern hier nicht fehlte, unter denen z. B. jetzt noch W. J. Tomaschek als eine Zierde voransteht, die man an andern Orten vielleicht noch mehr zu würdigen gewußt hätte, alles Dies vereint sich dergestalt, daß man sich darüber mit Recht wundern muß, wie lange es gedauert hat, bis endlich ein tüchtiger, der Sache gewachsener Mann wie Hr. Joh. Hoffmann, es unternahm, die Bahn seiner Vorgänger zu verlassen, deren Verlag von Originalwerken immer sehr unbedeutend war, und einen guten Anfang zu machen, um endlich den Prager Musikalienhandel, welcher bis jetzt fast rein passiv ist, allmälig wenigstens theilweise in einen Aktivhandel umzugestalten, was er auch in der That sein sollte.

Um für das Gesagte einige Belege anzuführen, ohne diese Notiz zu sehr auszudehnen, wird es genügen anzuführen, daß die genannte, beiläufig seit einem Jahr bestehende Verlagshandlung bereits eine Zahl von 160 herausgegebenen Werken, beinahe durchgehends von hiesigen Komponisten geliefert, aufzuweisen vermag, daß sich ihre Auflagen durch eine früher nur zu oft vermißte Gefälligkeit, ja sogar Eleganz des Aeußeren, und durch umsichtige, von gutem Geschmack zeugende Auswahl der Kompositionen hervorthun. Wir heben vorläufig aus der Sammlung der von J. Hoffmann aufgelegten Tonwerke folgende heraus: Kirchenmusik: Vier Offertorien von R. Führer für die Advent-Sonntage; Graduale v. W. H. Veit. — Für das Pianoforte: Six Eglogues und 3 Allegri capricciosi di Bravura von W. J. Tomaschek. — Für Gesang: „Ueberall du“ komponirt von Ig. Lachner; „Der todte Tänzer“, „Sternenlied“, „Der Pilger“, komponirt v. S. Goldschmidt; Vier Lieder; komp. v. P. Richter; Wanderlied, drei Gedichte von Vogt, und Kavatine aus Udalrich und Bozena, komp. von F. J. Skraup; Goethe's „Todtentanz“ komp. von W. H. Veit. Auch auf die zahlreiche Auswahl neuer Originaltänze von böhmischen Komponisten darf man aufmerksam machen, um so mehr,

*) Herr Gärtner benutzte etwa nur ein halbes Jahr den Unterricht des Herrn Musikdirektors Pohlenz in Leipzig.

da dieser Artikel ein sehr allgemeines Bedürfniß der musikliebenden Laien (vox populi, vox Dei) befriedigt, und da so beliebte Namen wie Labitzky und A. E. Titl den Reihen anführen. **L. R.**

Prager Bühne.

Am 15. Mai zum erstenmal (wiederholt am 16. 17. 18. und 19.): Die schlimmen Frauen im Serail. Posse von F. Told, Musik von H. Proch; die Gruppirungen, Tänze und das Arrangement vom Balletmeister Rainoldi.

Das Publikum unserer Zeit will Spaß — in der Literatur wie auf der Bühne; — kein Wunder, daß man jede Gelegenheit ergreift, diesem Wunsche zu begegnen. So gab auch das Ballet: Der Frauenaufruhr im Serail, von Vestris, Anlaß zu dieser Posse. Aber wie in den meisten Opern die Worte nur der Musik wegen da sind, so dient auch die genannte Posse nur dazu, die Tänze und militärischen Exerzitien der Frauen aufzuführen. Die Posse selbst ist in dem bekannten Genre, wobei man nicht weiß, ob man über die Albernheiten lachen oder sich ärgern soll; nur zu Zeiten blitzt ein guter Witz hervor, der sich aber in dem übrigen Chaos verliert. — Man muß bekennen, daß unser Ballet seit dem kurzen Engagement des Hrn. Rainoldi überraschende Proben von Fortschritten gegeben hat. Hr Rainoldi ist der Mann, es zu heben. Die Tänze haben nichts Gesuchtes, die Gruppirungen sind sinnig und arten nicht in anwidernde Formen aus, und die Durchführung geschieht mit großer Leichtigkeit. Allgemeinen Beifall erhielten im zweiten Akt die Evolutionen des Frauenkorps; die präcise Nachahmung des strengen militärischen Reglements nahm sich so komisch aus, daß man unwillkürlich lachen mußte. Sehr interessant war der Waffentanz mit seinen schönen Verflechtungen, und überhaupt das Ganze mit aller Pracht ausgestattet. Sämmtliche Darsteller waren bei besonders guter Laune; Hr. Feistmantel (Pintscherl) sehr ergötzlich, (einige Späße jedoch nur für ein außergewöhnliches Publikum berechnet) — Dem. Zöllner ein köstlicher Staatstambour; Mad. Zängl und Mad. Binder zeichneten sich durch ihre militärische Haltung aus. — Im Zwischenakte wurde eine Partie Walzer — von Strauß, wenn ich nicht irre — gespielt, was eine allgemeine Heiterkeit verbreitete.

—**k.**

Notizen.

(Gewerbsschule zu Pilsen.) Die böhmische Zeitschrift Kwěty berichtet über die Gründung einer böhmischen Gewerbsschule zu Pilsen, die sich gegenwärtig des besten Gedeihens erfreut und die herrlichsten Früchte hoffen läßt. Um die Errichtung derselben hat der dortige Bürgermeister Hr. Korecký ein nicht genug zu erhebendes Verdienst, und es fanden sich Männer, welche sich der nicht geringen Mühe des populären Vortrages freiwillig unterzogen; der in der National-Literatur Böhmens als Schriftsteller rühmlichst bekannte Hr. Doktor und Professor Smetana trägt die populäre Physik vor, Hr. Dr. Peithner die Chemie, der Stadtkaplan Hr. Anton Wirsner, die Technologie, Hr. J. Spudil übernahm die Mechanik und das Zeichnen. Jeder Zwang ist in Bezug auf die Frequenz dieser Schule ausgeschlossen, weshalb auch die Erscheinung um so erfreulicher ist, daß die Zahl der Zuhörer sich von 40 bis 50 bis auf 200 vermehrte; eine hinreichende Bürgschaft für die zweckmäßige Einrichtung der Vorträge, welche so viel als möglich auf unmittelbare praktische Anwendbarkeit berechnet sind. Zu bemerken ist noch, daß zur Begründung und zur Aufrechthaltung dieser Schule weder ein festgesetzter Fond, noch sonstige Unterstützung und Geldbeiträge sich darboten, sondern Alles nur dem Opfer bringenden Patriotismus und der Humanität der Lehrer verdankt wird, indem z. B. der Hr. Professor Peithner die Kosten zu allen chemischen Präparaten aus Eigenem bestreitet. Dank diesen Männern, deren Namen in den Annalen der Kulturgeschichte unseres Vaterlandes nie erlöschen werden. Möge ihr Wirken auch in andern Städten Böhmens Nachahmung finden! —7—

(Denkmäler.) In Ost und West, in Nord und Süd, überall werden Denkmäler errichtet! In der Stadt Lipezk in Rußland hat der Kaufmann Neburenow Peter dem Großen auf eigene Kosten ein Denkmal aufgestellt. — Zur Vollendung des dem Eroberer Sibiriens, Jermak, in Tobolsk zu errichtenden Denkmals, einer marmornen Pyramide von 42 Fuß Höhe, auf dem 140 Fuß über der Stadt sich erhebenden Tschukmanvorgebirge, hat der Kaiser 11,000 Rubel angewiesen. Hinter dem Denkmal wird ein öffentlicher Garten angelegt. — In Griechenland hat der Gemeinderath von Syra beschlossen, dem König auf dem Ottoplatze eine Statue von Bronze zu errichten. Auch sollen daselbst zum Andenken an den unglücklichen Freiheitsänger Rhigas und den in Paris verstorbenen Korais Statuen an passenden Plätzen aufgestellt werden. — In Vliessingen wird dem Seehelden Admiral de Ruyter, und in München (von dem Direktorium des polytechnischen Vereins) dem verstorbenen Geheimrath Utzschneider ein Denkmal errichtet. — In Schaffhausen soll dem Historiker Johannes von Müller, und in Versailles dem Abbé de l' Épée ein Denkmal errichtet werden.

(Vereine.) Die in London bestehende Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden hat beschlossen, zu Jerusalem, wo möglich auf dem Berge Zion selbst, eine christlich-jüdische Kirche zu erbauen, worin der anglikanische Gottesdienst täglich in hebräischer Sprache gehalten werden soll. Schon sind beträchtliche Geldsummen beisammen, und es ist nur nöthig, den Grund anzukaufen, womit Hr. Nicolayson beauftragt ist, der von dem Bischof von London die Ordination erhalten hat, und welchem Hr. Pieritz, ein israelitischer Konvertit, beigegeben ist. (Posaune.)

— In Dessau ist ein naturhistorischer Verein gestiftet worden. — Zu den vielen gelehrten Gesellschaften in London ist gegenwärtig eine „mikroskopische" zugewachsen, welche das Beobachten der Natur durch Mikroskope systematisch betreibt.

(Nicht erdichtet!) Ein Bürger in dem Städtchen P., der seine zärtlich geliebte Gattin durch den Tod verloren hatte, ließ sein Portrait von einem geschickten Maler anfertigen. Lange dachte er nach, wie seine Trauer am besten auszudrücken wäre; endlich hatte er's gefunden — der Maler mußte über die eine Hälfte seines Gesichtes einen schwarzen Schleier malen. Dieses merkwürdige Portrait ist noch immer zu sehen.

(Zur Kenntniß des Patois.) Dr. J. J. Schnakenburg in Berlin, ein gründlicher Kenner des Französischen so wie der provençalischen Sprache und Literatur, hat so eben unter dem Titel: Tableau synoptique et comparatif des idiomes populaires ou patois de la France (Berlin, Alb. Förstner) ein übersichtliches Werk zur Kenntniß der verschiedenen, unter dem Namen Patois bekannten Dialekte Frankreichs herausgegeben und zugleich eine Anthologie von Liedern aller Mundarten, und eine Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohn in 26 verschiedenen Mundarten des südlichen und nördlichen Frankreichs beigefügt. Dieses sowohl nach den vorhandenen Quellen, als nach eigenen, vom Verfasser in Frankreich selbst angestellten Beobachtungen mit vielem Fleiß bearbeitete Werk kann Allen empfohlen werden, denen es um allgemeine Sprachforschung überhaupt so wie um Erweiterung ihrer Kenntnisse des Französischen insbesondere zu thun ist. (Magaz. f. Lit. des Ausl.)

(Die Berlin-Frankfurter Eisenbahn) wird 10 ¼ Meilen groß sein, und die Fahrt in 2 ½ bis 3 Stunden vollendet werden können.

(Stuttgart.) Seit Kurzem befindet sich in dem hiesigen Katharinen-Hospital ein junges Mädchen, welches von der Krankheit befallen ist, die man neuerdings das „Besessensein" zu nennen beliebt hat. Angeblich spricht eine grobe rauhe Stimme aus ihr, welche des „Teufels Bruder" angehören soll, während die natürliche Stimme des Mädchens die gewöhnliche weibliche ist. Die Patientin hat ein ungewöhnlich bleiches Aussehen, ist ohne Zweifel hysterisch, und man befürchtet, daß sie die Auszehrung bekommen werde.

(Hohes Alter.) In dem Kloster Skripo in der Gemeinde Orchomenos lebt ein Mönch, mit Namen Jeremias, der bereits 127 Jahre alt ist. Er war viermal verheirathet. Alle seine Söhne sind todt, und nur einige Enkel leben noch. Er ist noch sehr rüstig. Im Jahre 1838 begab er sich nach Rahova, acht Stunden von seinem Kloster und kehrte zu Fuße zurück. Er schreibt und liest noch ohne Brille. (Preuß. Staatsz.)

(Die Wiener Sparkasse) verwaltete am 31. Dez. v. J. eine Summe von 21 Millionen 236,997 fl. C. M. und 35,581 fl. W. W.

Wir bringen zu diesem Blatte als Beilage N. 9 ein Poetisches Album. Sowohl die Orginalgedichte als die Uebersetzungen sind von Böhmen verfaßt.

Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei A. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Poetisches Album.

Elegien.

Von Friedrich Bach.

Das Bild.

Ich nahm ihr Bildniß — mein Herz ward schwer —
Ich warf es hinunter in's wogende Meer.

Ich warf es hinab in den schäumenden Gischt,
Daß dort sich ihr Bild auf ewig verwischt!

Dort saß ich auch einst ermattet und krank,
Und sah, wie ebbend die Woge versank.

Da lag zerschellt unter Kies und Stein
Eine schneeweiße Platte von Elfenbein. —

Da dacht' ich zurück, wie ich mich wild
Herumgetrieben, im Herzen ihr Bild —

Wie die Woge des Lebens zusammenschlug,
Ihr Bild zu verwischen im lieblichen Trug —

Und wie es mich ausspie, das ebbende Meer,
Wie die elfene Platte, zerschellt und leer!

Der Amaranth.

Sie zog hinüber in's beff're Land —
Einst liebten wir uns, einst war sie mir gut —
In ihrem Garten ein Amaranth
Treibt zahllose Blüten, so roth wie Blut.

In ihrem Garten, da sitz' ich gebannt —
Einst liebten wir uns, einst war sie mir gut —
In meinem Herzen ein Amaranth
Treibt zahllose Blüten, so roth wie Blut.

Verlust.

1.

Da liegt mein Paradies, so sonnig,
In stiller Abendseligkeit,
Hier saßen wir, und scherzten wonnig,
Und dachten nicht der künft'gen Zeit.

Indeß ich Welt und Liebe singe,
Vergeht die Zeit, ein schwerer Traum —
In immer neue Jahresringe
Hüllt sich die Seele, wie der Baum.

Schon der Gedanke muß ermatten:
Wie viele Jahre floh'n vorbei,
Wie viele Wolken warfen Schatten
In diese stille Siedelei!

2.

Süß träumt sich's in des Winters Banne
Von lauten Nachtigallenchören;
Es täuschet uns die grüne Tanne,
Den Sang im Geiste zu beschwören.

Schön träumt es sich am Meeresstrande
Von stillen, wunderbaren Räumen,
Vom tief versunk'nen Insellande,
Vom Wrak, und von Korallenbäumen.

So drängt's mich noch, mit dir zu sprechen,
Ruh'st du auch tief in harter Truhe,
Im Geiste deinen Sarg zu brechen,
Und dich zu kosen aus der Ruhe!

Blumensprache.

Das Sträußchen gab mir frohe Kunde;
Sie band es mir mit zarten Sorgen.
Die Zahl der Glöckchen wies die Stunde,
Die Farbe: Abend, oder Morgen.

Auf ihrem Grabe sah ich heute
Zwölf dunkle Glöcklein lieblich sprossen —
Nun zieht an meines Lagers Seite
Die Nacht mit ihren Trauerrossen! —

Dumpf schlägt die mitternächt'ge Stunde —
„Ich fühle deine sel'ge Nähe,
Du lockest mich mit süßem Munde,
Daß ich mit dir zu Grabe gehe!“

Sonnenlicht.

Von Juliane Glaser.

Der Sonnenblick des Frühlings
Ist Kinderfröhlichkeit;
Der Sonnenblick des Sommers
Ist Liebesseligkeit;
Der Sonnenkuß des Herbstes,
Mit Thränen aufgedrückt,
Ist bange Elternwonne,
Die scheidend noch beglückt;
Der Sonnenstrahl des Winters
Gleicht geist'gem Licht allein:
Nicht kosend, schwül, noch bangend
Verklärt er ird'sches Sein.

Der Klausner.

Von Moritz Hartmann.

Die Klause leer — der Klausner todt —
Gras wuchert auf der Schwelle,
Drin dorrt sein letztes Mittagsbrod,
Drauß rauscht so öd' die Quelle. —

Die Erde scharr' ich betend auf,
Den Klausner hinzulegen,
Ein Kreuz von Eichen stell' ich drauf,
Und spreche meinen Segen. —

Dafür laß ich die Klause mir
Mit ihrem stillen Weben,
Und lebe bis zum Tode hier
Ein dumpfes Träumerleben.

Dann kommt ein Jüngling wohl heran,
Von Gram hinausgetrieben,
Der in der Welt sich umgethan
Mit Sehnen, Hoffen, Lieben —

Der nehm' die Sandelschuh' mir ab,
Und meinen Muschelkragen,
Von Kreuzdornholz den krummen Stab
Soll er zu Lehen tragen —

Er nehme meine Hütte dann,
Nur dieser soll sie haben —
Der soll so fromm, wie ich's gethan
Den frühern Herrn begraben.

Auch dieser wird ein ehrlich Grab
  In Waldesgrund erwerben —
Ein Vierter kommt und löst ihn ab
  Im Leben, wie im Sterben.

Die Sylvesterfeier.

Von Th. Král.

Im Prunksaal wie zum Festgelag
Flammt weithin schimmernd ein Kerzentag.

Da breitet sich aus ein köstliches Mahl,
Da blinkt gereiht Pokal an Pokal.

Doch still ist's rings, kein fröhliches Wort
Hallt an der Tafel im Saale fort.

Ein Greis nur sitzt im blendenden Schein,
Ein Siedler inmitten von Reichthum allein.

Er lächelt so lieb, er blickt so klar,
Als säh' er um sich der Freunde Schaar.

Und neigt sich dahin und hin jetzt dort,
Als lauscht' er dem fröhlich kreisenden Wort.

Und nickt erfreut vom heitern Genuß
Hin über die Tafel manch' wirthlichen Gruß.

Er wiegt das Haupt, als wogte der Klang
Von markigen Liedern die Bogen entlang;

Und hoch gar oft mit zitternder Hast
Hebt er den Becher zum frohen Toast. —

Matt flammen die Kerzen, da sieht er stumm
Sich endlich im schweigenden Saale um,

Und fährt, als wie ermunternd den Sinn,
Sich flüchtig über die Stirne hin,

Und lächelt und spricht: „Wie schmiegte die Lust
Sich jugendfrisch heute mir an die Brust!

Wie eilt die Zeit doch, wenn scherzbeschwingt
Rings Freundeswort von den Lippen klingt.

Denn kaum ja merkt' ich's, wie es kam,
Daß Einer nach dem Andern längst Abschied nahm."

Und horch! da zählt vom Thurm in das Graus
Die Mitternacht schon ihr Zwölf hinaus!

Hoch rafft sich der Greis mit dem Becher empor:
„Auf Wiederseh'n, Freunde, im fröhlichen Chor!"

„Auf Wiederseh'n!" ruft er, da tönt zumal
Antwortend rings ein jeder Pokal.

Wie von leise gehauchten Küssen spürt
Er freundlich die glühende Wange berührt.

Und seligen Himmel im strahlenden Blick,
Sinkt in den Armstuhl der Greis zurück,

Und neigt das Haupt mit dem Silberhaar,
Und feiert ein neues, ein schöneres Jahr. —

Gedichte von Wilhelm Schuster.

Die Perle.

Die Perle ruhte schlummernd
Im Meeresschooß,
Da riß sie aus der Klause
Im stillen Mutterhause
Der Taucher los.

Sie ward begehrt, umworben
Von manchem Blick,
Erfleht von manchem Munde —
Sie sehnt zum Meeresgrunde
Sich doch zurück.

Man wählte sie zur Zierde
Der Krone aus,
Sie ward mit Gold umsäumet —
Die Perle aber träumet
Vom Mutterhaus.

Dein Bild.

Es braust der Strom im tiefen Thal,
Es scheint der Mond so mild,
Und in den Wellen spiegelt sich
Ein liebes, theures Bild.

Und Wolken ziehn, von Dunkel ist
Ringsum das Thal verhüllt;
Die Welle rauscht, die Welle flieht —
Stets schwebt vor mir das Bild.

Nachtlied.

Liebchen, schlaf in süßer Ruh,
Schlummer drückt die Augen zu —
Draußen in der öden Nacht
Ist ein Aug', das weint und wacht.

Froher Traum hebt deine Brust,
Träumst von Spiel und Scherz und Lust —
Drauß irrt Einer kummerschwer
Durch die kalte Nacht umher.

Schlummre, Liebchen, engelrein,
Warmes Bettlein hüllt Dich ein —
Draußen Einer in der Nacht,
Wäre gern zur Ruh gebracht!

Trübe Stimmung.

Ich blickte auf zum Himmel,
Da zogen trübe Wolken;
Ich blickte auf die Erde,
Da lagen welke Blätter.

Ich schaute in die Welle,
Die war so nächtigdunkel;
Ich späht' in meinem Herzen,
Da war gestorbne Freude.

Wilde Liebe.

Die Lilie blühte verborgen,
Kannt' noch die Liebe nicht,
Da sah sie der Wind der Wüste
Süß schlummern im Mondenlicht.

Der Wind der Wüste umbraust sie:
„Wie lieb' ich Dich, Lilje, so sehr!"
„„Ach, Deine Liebe tödtet!""
Sprach Lilje — und blühte nicht mehr.

Gedichte von Johann Umlauft.

Sturmlied.

Der Sturm fliegt über die Dächer,
  Ein rauher, wilder Gesell,
Und rüttelt die Wetterfahnen,
  Daß sie klirren und singen hell!

Und wer es nicht besser wüßte,
  Der hielte das Angstgestöhn
Für jubelnden Aufschrei der Freude,
  Und fänd' es gar lustig und schön.

Ich grüße dich, wilder Geselle!
  Wir kennen einander schon lang:
Hab' oftmal schon mitgesungen
  Den schaurig-lust'gen Gesang!

Angedenken.

Ein Kranz von dürren Rosen
  Hängt einsam an der Wand, —
Ein traurig Angedenken
  Von einst geliebter Hand.

Die Hand hab ich in Liebe
So vielmal heiß geküßt,
Als dieser Kranz noch Rosen
Und Knospen in sich schließt.

Doch hab' ich auch viel Thränen
Auf diese Hand geweint:
Daß hier die Zahl der Dornen
Noch zu gering mir scheint!

Der Schiffbrüchige.

Auf grünen Wogen sprüht der Schaum,
Ich lieg' am Meer, versenkt in Traum;
Die Brandung wühlt sich in den Strand,
Mein Auge späht nach fernem Land.

Es tauchen Trümmer in die Höh',
Mich spie sie aus, die wilde See;
Dort ferne zieht ein blankes Schiff,
Das meine brach am Felsenriff.

So sei denn jeder Wunsch verdammt,
Der je nach höh'rem Ziele flammt:
Hier will ich ruhn mit trägem Geist,
Bis mich die See zum Abgrund reißt!

Besser!

Unter Qual und heißen Schmerzen
Fallen blut'ge Tropfen nieder
Aus des Dichters wundem Herzen, —
Und die Menschen nennen's: Lieder.

Und so träufst mein eigen Leben
Schmerzvoll hin als Liederklage;
Muß der Welt es blutend geben,
Was ich tief im Herzen trage.

Lieber wollt' ich gleich im Blutquell
Ganz die Seele von mir hauchen,
Als in Schmerzen, ewig gluthell,
Stets von neuem mich zu tauchen!

Irion.

Von F. Wend.

Verweg'ne Hand stört auf des Orkus Schlangen,
Irion hat ein blutig Werk vollbracht,
Doch eh' der Fluch heraufsteigt aus der Nacht,
Tönt sein Gebet im reuigen Verlangen.

Ob auch der Schwächling heiße Angst ertrage,
Die Götterbrust kennt seinen Wehruf nicht;
Doch des Olympos Sternenschild durchbricht
Des starken Sinnes schmerzerfüllte Klage.

Mild winket Zeus, und gold'ne Pforten klingen,
Irion tritt zum heitern Göttermahl;
Es sprüht und perlt der sühnende Pokal
Fern von des Staubes dunklen Kettenringen.

Dem Sohn der Erde, den die Götter schützen,
Reicht Ganymed des Nektars Sonnenflut,
Doch löscht nicht Zeus das frechvergoss'ne Blut,
Denn das Geschick steht über Jovis Blitzen.

Titanenjugend spannt Irions Sehnen,
Im Herzen braust des Lebens Feuerquell,
Gedank' und Bild wird leicht und farbenhell;
Frei wählt die Kraft im Blütenreich des Schönen.

Liebt' er es einst in kalter Erdenferne,
Zu hören von des Götterfürsten Weib,
Schwelgt nun sein Blick am wellenreichen Leib,
Taucht in den Glanz der blauen Seelensterne.

Aus diesen Augen einen Strahl nur trinken,
Der ihrer Liebe Frühlingsbote ist, —
Wenn auch die Nacht dann ewig mich umschließt,
Werd' ich in's Licht der eignen Brust versinken!

So träumt Irion — und die Göttin sinnet,
Den Staubgebornen grüßt ihr Liebesblick;
Soll er vergehn im namenlosen Glück,
Um das der Blitzesschleud'rer einst geminnet?

Der Saal wird öde und die Becher schweigen,
Das frohe Lachen wiederhallt nicht mehr;
O Last der Sterblichkeit, wie kalt und schwer!
Zur Erde muß Irion niedersteigen.

Seht ihr ihn dort, den König der Lapithen,
Die düstre Stirn verhöhnt der goldne Streif,
Das ist sein Fluch — sie werden nimmer reif,
Die er gebracht, die schönen Himmelsblüten.

Mag ihn der Herrschaft prächtig Spiel umrauschen,
Irion haßt, was Tod hat und vergeht;
Denn Königssinn und Mannesstolz verschmäht,
Die Lust der Höhn mit Staubeslust zu tauschen.

Voll kühnen Sinns — so hoch die Berge tragen —
Naht Juno er, dem Donnerer zum Hohn,
Weil göttlicher als Liebe und ihr Lohn
Zeus nimmer ist, und göttlich drum das Wagen.

Es schwebt herab — er sieht die Göttin wieder,
Streckt aus den Arm — kalt quillt es um ihn her,
Das Schicksal reichet Zeus den Flammenspeer,
Und zu dem Orkus stürzt Irion nieder.

Du bleiches Bild, geknüpft auf Radesspeichen,
Mit kühnem Willen schrittst du nach den Höh'n;
Nun mußt du dich in Kreisen ewig drehn,
Dich selbst verfolgen, und dich nie erreichen.

Doch mag dich Rad und Schlange treiben, binden,
Es kehrt der Mann zur Tiefe nie zurück,
Hat er geschlürfet einmal Götterglück, —
Er feilschet nicht — Erinnys mag ihn finden!

Nachklänge slowakischer Volkslieder.

Von Siegfried Kapper.

Selbstgespräch.

In der Donau wusch ich Linnen,
In der Donau blau und klar. —
Ach, wie war so blau sein Auge,
Und wie glänzend schwarz sein Haar! —

Tief im Walde sucht' ich Beeren,
Saft'ge Beeren, roth und voll, —
Ach, wie war so roth die Lippe,
Und wie süß die Rede quoll! —

An der Donau, wenn ich stehe,
Schau ich träumend in die Flut, —
Ach, wie thut der Kopf mir wehe, —
Und wie kocht des Herzens Blut! —

Wenn ich irr' im Walde einsam,
Macht die Einsamkeit mir bang,
Und ich hör' in jedem Rauschen
Seiner Stimme süßen Klang!

Fort will ich!

Mutter, warst du unten in der Schenke?
Hörtest du des Werbers kräft'gen Sang? —
Hörtest du, wie dumpf die schwarze Stube,
Als ich ihm den Handschlag gab, erklang. —

Fort will ich! — — Es hat der König selber
Mir ein stolzes, falbes Roß gesandt,
Und ein silbern Schwert mit goldnem Handgriff,
Und 'nen Hut mit blauem, seidnen Band. —

Fort will ich! — Es hat mit einem Gruße
Eine blaue Schärpe, goldgestickt,
Und dazu bespornte gelbe Zischmen
Selbst die junge Kön'gin mir geschickt! —

Dornen am Strauche.

Dornen am Strauche,
Stachlige Dornen!
Weicht nur ein wenig,
Ein klein wenig! —
Daß ich dem Mädchen mein
Rosen mag pflücken!

Dann aus den Rosen
Wind' ich ein Sträußchen,
Ein zierliches Sträußchen; —
Geb' es dem Bache,
Daß er es trage
Hin vor ihr Fenster.

Schaut aus dem Fenster
Mein trautes Mädchen,
Sieht das Sträußchen:
„Was bringst du mein Sträußchen?"
„„Viel herzliche Grüße
Vom Liebsten dein!""

Für jedes Röslein,
Für jedes Knösplein,
Nachts in der Laube
Küß ich der Holden
Glühende Küsse
Auf die glühende Wange.

Dich aber will ich,
Stattlicher Rosenstrauch,
Täglich begießen,
Daß du nicht dorrest,
Daß du nicht trocknest
In der Mittagssonne.

Will dich dann pflegen,
Stattlicher Rosenstrauch,
Daß du noch tragest
Viel tausend Rosen! —
Dornen am Strauche,
Weicht nur ein wenig, —
Ein klein wenig! —

Mahnung im Traume.

Sie spricht:

Kränze versprachst du
Mit mir zu winden
Im sonnigen, duftenden,
Wonnigen Mai; —
Du ließest mich warten,
Du kamst nicht — du wand'st nicht —
Nun ist's mit der Liebe vorbei!

Aehren versprachst du
Mit mir zu sammeln
Am herbstlich dämmernden
Stoppelplan; —
Du kamst nicht — du wand'st nicht, —
Nun ist's um die Liebe gethan! —

Gras versprachst du
Mit mir zu mähen
Auf grünendem Hage,
Hügel auf — Hügel ab; —
So winde denn Kränze,
Und sammle denn Aehren,
Und mähe die Gräser —
Von meinem Grab!

Die beiden Sänger.

Nach dem Russischen des G. Golowacow

von Karl Sabina.

Das Weltall lag in Dunkelheit gehüllt;
Da, plötzlich riß der nächt'ge Schleier,
Und vor mir glänzte hell im Blitzesfeuer
Ein zauberhaftes Bild.

Es naht ein Volk; im Lustgewühl
Erwartet es ein heitres Spiel;
Mit Kränzen will es, hold dem Schönen,
Seinen geliebten Sänger krönen.
Fern eines Tempels lichtes Thor
Erglänzt, — der Sänger tritt hervor;
In Demuth sinkt zu seinen Füßen
Das Volk, den Meister zu begrüßen.
Er ist wohl groß, er ist wohl schön!
Sein Lied rauscht zu der Harfe Klingen
Waldbächen gleich, die von den Höhn
Herab durch Felsgesteine dringen.
„O seht! Wie schön ist doch die Welt;
Eilt, ihre Wonnen zu genießen;
Ein fröhlich Mahl, gar wohl bestellt,
Sei euer Leben, wo nur Freuden fließen.
Die Leidenschaft, zur Himmelsglut
Entflamme euer reges Blut.
Auf, Brüder! perlensprüh'nden Wein,
Der euer Herz mit Muth erfüllt,
Die Sehnsucht nach Genüssen stillt,
Trinkt im geselligen Verein!
Für euch die Jungfrau'n Kränze winden,
Ja Liebeskränze, deren Düfte
Im Rosenhauch der Himmelslüfte
Euch höhern Glückes Ahnung künden.
An ihren gluthdurchdrung'nen Lippen
Dürft ihr vom Liebes-Nektar nippen,'
O jauchzt! Euch hat des Schicksals Macht
Der Erde Wonnen zugedacht;
Nur Heiterkeit und ew'ges Lächeln
Soll eure junge Stirn' umfächeln."

Der Sänger schwieg; von lautem Volksgetöne
Und Beifallsruf die Gegend rings erschallt;
Doch plötzlich, sieh, von Nebeln dicht umwallt,
Verändert sich die Szene.

Des andern Sängers harrend, still
Zur Ferne schaut das Volksgewühl.
Der naht, und stellt sich traurig hin;
Nicht irdisch schien des Sängers Bild, —
Das Angesicht so traurig mild,
Die blassen Wangen ihm nicht glühn;
Die Stirn' gefurcht und ohne Kranz,
Von tiefen Leiden schwer gedrückt
Stand er, nur einer Thräne Glanz
Sein himmelahnend Auge schmückt.
Er hebt den Blick zur Wolkenhöh',
Die Thräne trocknet seinem Weh!
Still wird's, da er die Harfe nimmt,
Und wie er greift in ihre goldnen Saiten,
Die schönsten Töne ihr entgleiten,
Als hätt' ein Zaub'rer sie gestimmt.
„Schwer mußt' ich mit dem Leben ringen,
Des Glücks Phantom mußt' ich bezwingen;
Doch mich besiegt' der Kummer nicht.
Im Sturm winkt' mir des Himmels Licht.
Wo schuldlos, einsam hingestellt
In eine öde düst're Welt,
Ein traurig Loos mir ward beschieden,
Da sucht' ich höhern Glückes Frieden.
Doch feindlich von des Neides Hand
Ward, was ich liebte, mir entrissen;
Ich sah die Zeit vom öden Strand
Wie einen Giftstrom mir entfließen.
Doch warf von mir ich die Beschwerde,
Vergaß um Himmelsglück die Erde;
Vom Flug der Phantasie gehoben
Fand ich mich in den Sphären oben,
Wo in des Phöbus Licht-Palästen
Die Freude wohnt bei ew'gen Festen.
Hin hab ich meine Sehnsucht, Klagen,
Und meiner Liebe Schmerz getragen;
Dort, über jenen Sternenräumen,
Durft' ich als Herr der Welt mich träumen,
Die meine Phantasie erschuf;
Welch hoher, herrlicher Beruf!
Wie süß, im Aether-Land zu säumen!
Blau, gränzenlos, weit ist der Himmel, —
Hin, Brüder! flieht das Erdgewimmel!"

Es schwieg das Volk; mit trübem Blick
Zog es vom Sänger sich zurück;
Mit seinem Sinn und Klang so rein,
Blieb er auf weiter Erd' allein. —
Doch sieh, was zittert flammend nieder
Vom Himmel, wie ein Strahlgefieder?
Ein zauberhaftes Mädchen! — Diesem Bild
Hat sich der Dulder sehnend zugewendet,
Schon glüht sein Auge lusterfüllt,
Mit einem Blicke war der Schmerz geendet.
Vereint sieht man mit ahnungsvollem Beben
Sie Beide durch des Himmels Tiefblau schweben.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 42. Samstag den 23. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Mondschein.

Orientale von Viktor Hugo,

deutsch

von Alfred Meißner.

Per amica silentia lunae.
Virgil.

Auf dunkler Meerflut spielt des Mondes mildes Licht.
Am offnen Fenster liegt die Sultanin und träumt.
Sie blickt aufs weite Meer, das sich an Felsen bricht,
Und schwarze Inseln hell mit Silbergürteln säumt.

Aus ihren Händen schlüpft nachhallend die Guitarre.
Sie horcht — welch dumpfer Laut, der ferne Echo's trifft . . .
Ist das der Ruderschlag der türkischen Gabarre
Von Cos, die nun das Meer des Archipels durchschifft?

Sind's Cormoranen, die im Flug das Wasser streifen,
Das von den Flügeln träuft in Perlen silberrein?
Sind's Dschinnen, die am Thurm mit greller Stimme pfeifen
Und scharren, bis vom Sims herabfällt Stein auf Stein?

Wer stört die Wasser beim Serail der Sultaninnen?
Es wiegt sich auf der Flut kein schwarzer Cormoran,
Es rollt kein Stein herab von morschen Thurmeszinnen,
Es kriecht kein schweres Schiff daher die Wellenbahn.

Ein Todesächzen ist's. Es tönt aus schweren Säcken.
Man wirft sie in das Meer. Man sieht, wie es sich bricht,
'Nen Menschenleib darin sich winden und sich strecken . . . —
Auf dunkler Meerflut spielt des Mondes mildes Licht.

Skizzen aus Rußland.

Aus dem „Book of beauty for 1840“

übersetzt

von Johann Umlauft.

2. Das Kloster Troitza.

(Beschluß.)

Nachdem wir noch die Kapelle der heiligen Jungfrau besucht hatten, deren Bauart ihr hohes Alter bezeugt, kehrten wir wieder nach der ersten Kirche zurück, wo der solenne Gottesdienst war gehalten worden. — Sie war nun leer, denn die Masse von Menschen, die sie früher erfüllt, hatte sich zerstreut. Wir betrachteten den Altar des heil. Sergius. Die Kerzen blieben fortwährend brennend, und eine schöne, kleine Lampe ist über dem Altare aufgehängt, reich gearbeitet in Gold, Smaragden, Rubinen und Diamanten. Zwei Mönche weilen beständig betend bei dem Altare. — Der Superior gab hierauf den Befehl, die große Glocke zu läuten. Der Effekt war überraschend und majestätisch. Wie entfernter Donner hallten die Schläge, und selbst nachdem die Schwingungen aufgehört hatten, schwebte das Echo noch lange in den Lüften und erfüllte das betäubte Ohr. Doch gleich darauf hörten wir die angenehmste der Glocken!

Nun entboten wir dem zuvorkommenden und interessanten Superior unser Lebewohl, indem wir auf's Höchste bedauerten, daß wir nicht persönlich mit ihm conversiren konnten; denn wir hätten sehr gewünscht zu sagen, wie sehr uns der Besuch in dem Kloster interessirt und befriedigt hatte. Er schenkte mir zwei emaillirte Medaillons, das eine mit des Erlösers Haupt, das andere mit der Vision des heil. Sergius — und ferner zwei große Laibe des gesegneten Brodes, weißer als frischgefallener Schnee. Wir waren bald darauf außer den Mauern des Klosters. Der Morgen war lieblich und die Sonne schien leuchtend auf die vergoldeten Kuppeln, welche, schon vor langen Jahren mit dem reinsten Dukatengold überkleidet, noch so hell und glänzend aussehen, als ob der Künstler die Politur eben erst beendet hätte. Nachdem wir nur so lange verweilt hatten, um einige Gläser mit goldner Gravirung, als Andenken an unseren Besuch in Troiza, zu kaufen, kehrten wir auf demselben Wege nach Moskau zurück.

Die Straße war, wie ich zuvor bemerkt habe, in schrecklichem Zustand, das Land flach und reizlos; und ausgenommen ein paar Kirchen, die, einen strengen Gegensatz zu ihrer Umgebung von elenden Hütten bildend, ihre hellblauen und grünen Kuppeln in die Lüfte erhoben, — kamen wir an nichts vorüber, was der Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre. Den Schluß des Tages machte ein prachtvoller Sonnenuntergang, wie ihn Dichter und Maler nur dem italienischen Himmel zuschreiben. — Kein Wölkchen oder Nebelstreif war in der Atmosphäre; die Sonne tropfte in eine See von Gold, und als sie verschwunden war, blieben die hellsten Tinten von Violett und Blau an dem Himmel zurück, so daß wir kaum glauben konnten, in einem so kalten und nördlichen Klima zu sein.

Gnade für sie!

Nach dem Französischen des F. Liedz
von Anielewski.

I.

Gewährt es nicht einen gewissen poetischen Reiz, mitten in der Nacht, wenn die kalten Nebel des Nordens unsere Städte umhüllen, die Häuser nur hin und wieder von den an den Straßenecken hängenden Laternen, oder von einer im Innern derselben noch düster flackernden Lampe spärlich erleuchtet werden, schweigende Plätze zu durchstreifen und, in die Falten eines langen Mantels sorgsam verhüllt, dem Gesause des in den Straßen sich fangenden Windes zuzuhören?

Habt Ihr bei der Betrachtung der im tiefen Schlafe liegenden Stadt und der langen, schwarzen, gleich von Meereswellen bespülten Vorgebirgen sich längs der Straße weit hinziehenden Façaden, nicht zuweilen daran gedacht, die zu gleicher Zeit sanften und glühenden, edlen oder schändlichen Leidenschaften, die thörigen Scenen der Lust oder einer erhabenen Empfindung, die närrischen Ereignisse, oder düstere Episoden, welche in dieser scheinbaren Ruhe zucken, die unter der Sammetmaske der großen Heuchlerin, hinter diesen steinernen Mauern, die Euch kaum einige Fuß davon absondern, sich verbergen, zu errathen? Man hat behauptet, es gäbe kein Drama mehr, es wäre unter den tollen Streichen der modernen Romantiker zu Grunde gegangen; dies ist eine sehr irrige Meinung, und man darf es nur dort häufig suchen gehen, um ihm zu begegnen. Allein wo findet man einen neuen Asmodeus, der uns auf die Dächer jener Häusermassen setzte und durch ihre Ziegel sehen ließe? Welch ein Glück wäre es nicht für einen Schriftsteller unserer Zeit, stets Neues und Außerordentliches suchen zu können!

Wir besitzen jene eingebildete Macht zwar nicht, werden aber dennoch, wenn Ihr uns einen Augenblick folgen wollt, einen Zipfel des Schleiers vor Euern Augen lüften, und Euch in die verschiedenartigen Entwickelungen einer kleinen Scene aus dem Privatleben einweihen, bei der ein Zufall, den hier näher aus einander zu setzen ganz zwecklos wäre, uns zu einem geheimen und unwillkürlichen Zuschauer gemacht.

Wir werden Euch nach Antwerpen, jener katholischen Handelsstadt, die aber früher katholisch als eine Handelsstadt war, nach jener, durch ihren Luxus methodischer Sauberkeit, den sie mit dem gläubig erhaltenen Stempel ihres alterthümlichen Ursprunges und ihrer Architektur des Mittelalters geschickt zu verknüpfen gewußt, merkwürdigen Stadt geleiten. Folget uns in ein alterthümliches Hotel, dessen plump mit Holzschnitzwerk verziertes Thor auf den Meir-Platz mündet. Auf einer prachtvollen, im Scheine der nahen Laterne hell glänzenden Kupferplatte ist der wohlbekannte Name G. Verlänen, eines der reichsten Kaufleute von Antwerpen, zu lesen. Dort geht in einem kleinen Salon des Erdgeschoßes eine Eurer ganzen Aufmerksamkeit würdige Scene vor.

Drei Personen werden sogleich Eure Blicke auf sich ziehen. Ein junges Mädchen von seltener Schönheit wirft sich mit Thränen zu den Füßen eines Greises, der sie mit Verachtung zurückstößt, während eine bejahrte Dame, deren stark markirte Züge Furcht und Schrecken ausdrücken, sich zwischen Beide drängt, und um Gnade, die ihr hart verweigert wird, bitten zu wollen scheint.

— Gnade! mein Vater, fleht das junge Mädchen, Gnade für Edwards und für mich!

— Niemals, niemals! nenne mir diesen Namen nicht wieder, Unglückliche, oder ich verstoße dich augenblicklich.

— Habe mehr Nachsicht, mein Freund, unterbrach ihn die arme bestürzte Mutter. Wir wollen morgen weiter davon sprechen, und ich zweifle nicht, daß Marie sich gehorsamer . . .

— Still, Madame, keine Schwachheit für eine undankbare, entartete Tochter! Sie wagt es, sich mir offenbar zu widersetzen, einen Gatten, den ich ihr bestimme, die reichste Partie in Brügge, meinen Neffen, meinen Adoptiv-Sohn, abzuschlagen, und für wen? . . . für einen Fremden, einen Elenden ohne Namen, ohne Familie, ohne Mittel! Höre mich an, Marie: Karl Ruttens ist der Sohn meines besten Freundes, desjenigen, der mich einst mit seinem Golde, seinem Beistande überschüttet, seinem Vater verdanke ich es, daß ich meine Ehre fleckenlos erhalten, meine eingegangenen Verpflichtungen erfüllt. Und Karl selbst war es, der vor drei Jahren nach Holland reiste und bedeutende Summen rettete, die ich auf einem Hause in Amsterdam, welches einen betrügerischen Bankerott machte, stehen hatte; er hat mich dadurch vor dem Entsetzen eines Falliments bewahrt. Durch seine Heirath mit dir wird das Vermögen zweier Familien vereinigt; dies ist das einzige Mittel, meine Schuld abzutragen: diese Verbindung ist auf dem Sterbebette Ruttens verabredet und beschlossen worden; sie war von jeher mein Lieblings-Projekt, der Traum aller meiner Gedanken gewesen, und ich schwöre es, lieber wollte ich dich todt zu meinen Füßen sehen, als jetzt meine Versprechungen brechen. Fort mit diesen Grimassen und diesem falschen Schein der Unterwürfigkeit und des Schmerzes! Man umklammert nicht die Kniee seines Vaters, wenn man ihm mit solcher Kühnheit zu widersprechen wagt: steh auf . . . ich befehle es dir! . . . diese heuchlerische Unterwürfigkeit mag ich nicht leiden, denke vielmehr daran, mir zu gehorchen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Rheine.

Mai.

(Beschluß.)

Ein Bauer im Dorfe Dormagen, ungefähr eine Meile von Köln gelegen, wollte in seiner Scheune einen Pfahl einrammen, stieß dabei auf etwas Festes, grub nach, und fand unter der Tenne eine römische Urne, ganz mit alten Münzen und zwar lauter Silbersesterzien gefüllt, unter denen sich auch vier Goldmünzen befanden. In Allem waren an tausend Stücke, mit den Namen und Bildnissen aller Kaiser, selbst von Otto Galba und Vitellius finden sich Gepräge vor, welche doch sonst in Sammlungen selten sind. Die Münzen wurden theilweise von Herrn Dellhofen, einem reichen Landwirth aus Dormagen, der eine beträchtliche Sammlung römischer Alterthümer allein von den Stücken, welche man nach und nach im Dorfe ausgrub, angelegt hat, theils von einem Mühlheimer Kaufmanne erhandelt, welcher sie wahrscheinlich mit Nutzen zu verkaufen gedenkt. Auf der entgegengesetzten Rheinseite, Köln gegenüber, hat der bekannte rheinische Alterthumsforscher Montanus (Vinzenz von Zuccalmaglio) mehre Hügel auf der Oplader und Turner Haide aufgraben lassen, und gefunden, daß sie insgesammt Grabhügel sind, indem sie Gebeine, Aschenkrüge und rostige Schwerter und Panzerringe enthalten, daß also die genannten Haiden Schlachtfelder waren, was wegen der Nähe der römischen Niederlassungen wohl glaublich, oder Begräbnißplätze, heilige Haine, was besonders bei jenem am Dörfchen Turn gelegenen einleuchtend ist, weil im Dorfe eine Sage herrscht, welche auf die im Haine gehegten Rosse hindeutet. In gewissen Mitternächten sollen nämlich schneeweiße Rosse von dem Dorfe nach den Hügeln der Haide rennen, dem verspäteten Wanderer ihre Vorderhufe auf die Schultern legen, und ihn mit ihren glühenden Augen anschauen, durch welchen Zauberblick er dann binnen Jahresfrist sterben muß.

Die beiden Damen Sabine und Klara Heinefetter gaben in Köln eine Reihe von Gastdarstellungen, in welchen sich beide zwar noch als tüchtige Sängerinnen von starken Stimmen mit großem Umfange bewiesen, aber doch zeigten, daß sie allmälig von darstellenden Sängerinnen ins Virtuosenfach abgeschweift; weßhalb sie denn auch von ernsteren Leistungen sich zurückgezogen, und mehr den flüchtigen Erzeugnissen des Tages hingeneigt haben, und unter andern in Bellinischen Sachen zu glänzen suchen, die den Vortheil haben: daß sie wenigstens dankbar für den Sänger geschrieben sind, und in dieser Hinsicht manchem guten deutschen Tonsetzer, der an Geist den weinerlichen italischen Maestro weit überragt, gute Lehren geben können.

Aus Athen.

April.

(Beschluß.)

So viel über das alte attische Theater. Nun zu dem neuen. Dies faßt freilich keine dreißigtausend Zuschauer, noch macht es auf Vollkommenheit seiner scenischen Einrichtung Anspruch. Aber wir möchten es darum doch nicht mit dem antiken, und sei es auch das von Megalopolis, vertauschen. Auch ist es in wenigen Tagen so sehr der Liebling der atheniensischen Bevölkerung geworden, daß man ihm — horribile dictu — selbst die Politik geopfert hat. Das Theater Sansoni — so heißt der glückliche Triumphator — ruht auf einem Abhange an der Nordwestseite der Stadt, welcher die gegen den Olivenwald auslaufende freundliche Ebene beherrscht. Es heißt dieser Theil der Stadt Gerania, wahrscheinlich ein antiker Name, wenigstens kommt ein solcher in Lukian's Ikaromenippos vor. Die Façade des Gebäudes, mit drei bequemen Eingangspforten geziert, begränzt die zehn Metres breite Herodotstraße, die übrigen drei Seiten sind von einem mäßigen freien Platze umschlossen. Ein kleines Vestibül, in dessen einer Seite der Kassier placirt ist, führt zur Billeten-Kontrolle und zum Eingange. Bequeme Treppen rechts und links leiten zu den Logen. Das Theater faßt im Parterre und in den vier Logenreihen ungefähr 1000 Menschen. Der Raum für die Zuschauer hat die Hufeisenform, um bei der geringen Breite des Prosceniums — es zählt nur acht Metres — mehr Platz für Parterre und Logen zu gewinnen. Das Innere des Theaters ist einfach, aber mit Einsicht und Geschmack dekorirt. Die königliche Hauptloge ist im Centrum der Logen ersten Ranges. Der Styl ist griechisch; innen und außen alles geradlinig. An die beiden langen Außenseiten sind niedrige Flügel angelehnt; sie dienen dem mittleren Schiffe zur Ausfüllung und zur Zierde, und drücken dem Ganzen das Gepräge symmetrischer Abrundung auf. Der südliche Flügel enthält Magazine für Garderobe- und Ankleidezimmer, der nördliche einen Restaurationssaal in seinem Innern mit den feinsten attischen Konfitüren, und von Außen mit einer freundlichen Terrasse geschmückt, von der das Auge die weite Ebene bis zum Olivenwalde und das nordwestliche Panorama der Umgebung Athens beherrscht. Die Façade hat Pfeiler-Architektur in drei aufsteigenden Etagen, zur schärferen äußeren Charakteristik des Gebäudes. Das Ganze soll in einen heitern bunten Farbenschmuck gekleidet werden; die obern Pfeiler werden mit Figuren und die Fronte mit einem Apollo Musagetes, von zwei Genien und einem Arabeskenkranze umgeben, geschmückt werden.

Sie sehen, daß wir alle Ursache haben, mit unserem Theater, dessen Erbauer die Herrn Schaubert und Hansen sind, zufrieden zu sein, und wir waren darum auch nicht wenig darauf gespannt, das erste Debut der italienischen Oper zu sehen. Ich gestehe, daß ich nicht ohne einiges Bangen dem Tage der Eröffnung entgegen sah. Die italienische Musik ist in Griechenland fast noch unbekannt, und wenn darum die Oper bei ihrem ersten Auftreten auf griechischem Boden sich nicht in all ihre Reize kleidete, so konnte sie wieder auf lange Zeit von diesem Boden verscheucht werden. Der Grieche von 1840 gerirt sich gleich dem aus der olympiadischen Zeitrechnung; über Alles, was nicht bei seinem ersten Erscheinen seine Sinne und Phantasie fesselt, oder was in dem Gewande der Mittelmäßigkeit auftritt, schwingt er noch immer, ein stets fertiger Aristophanes, die unerbittliche Geißel. Hr. Sansoni scheint Alles dies gewürdigt zu haben; er wählte zum Debut seiner Oper Donizetti's: Lucia di Lammermoor. Ich fand bei meinem Eintritte ein zahlreiches, ungeduldiges Auditorium. Griechen und Türken, Albanesen, Italiener und Deutsche, Engländer und Franzosen, Russen und Amerikaner, Weiße und Farbige — Alles im wirren Gemische und in dem grellsten Farbenspiele. Hier sah man ein Dutzend Griechen im lebendigsten Dialog über die Masse des Schönen in den zellengleichen Logenräumen, dort eine Gesellschaft Türken im lautlosen Hinstarren über das nie gesehene Schauspiel; hier hörte man aus der gewandten Kehle eines Italieners Präludien zu Donizetti's Musikwerk, dort einen kräftigen Fluch aus deutscher Kehle; — wahrlich, hätte das Auditorium die Rolle mit den Akteurs gewechselt, es wäre zu dem amusantesten qui pro quo und zu einem Wirrwar gekommen, der selbst den des babylonischen Thurmbaues zu Schanden gemacht hätte. Als aber der König mit seiner liebreizenden Gemahlin die königliche Loge betrat, da löste sich das unartikulirte Gesumse in einen lauten anhaltenden Beifallsturm. Der Direktor gab das Zeichen der Eröffnung, und Stille und gespannte Erwartung trat an die Stelle der Aufregung. Zur Ehre des griechischen Publikums sei es gesagt, daß diese Stille während der ganzen Dauer der Vorstellung nur durch die Aeußerung eines frohen Enthusiasmus unterbrochen ward. Das zwar kleine, aber recht brave Orchester that sein Möglichstes ad captandam auditorum benevolentiam. Der Chor, dessen bessere Mitglieder damals noch auf der Adria schwammen, schien es freilich recht fühlbar machen zu wollen, wie nöthig es sei, der antiken Sitte des Weinschenkens ihr Recht wieder einzuräumen. Auch der Luster theilte diese düstere Stimmung des Chores, so daß wir Theater und Theaterleute nicht recht beim Lichte besehen konnten. Diese finstern Eindrücke wurden aber verwischt durch die äußerst geschmackvolle Dekoration, durch die Raschheit des Maschinerie-Dienstes und durch die Kunstfertigkeit der Koryphäen der Sansonischen Oper: Mlle. Ritta Basso als Lucia, Hr. A. Pollani als Enrico und Hr. P. de Zuccato als Edgardo errangen den vollen Beifall des Publikums. Mlle. Ritta Basso ist in der That eine würdige Repräsentantin der Komposition des italienischen Meisters. Einen wahren Triumph feierte sie in der Wahnsinnsscene. Es ist unmöglich, den abwechselnden Sturm der Liebe und des Schauders, der höchsten Freude und der Verzweiflung hinreißender zu versinnlichen; ihre wohltönende Stimme und ihr einnehmendes Spiel verleihen dieser Stelle ein unaussprechliches Pathos. Die dramatische Haltung der Oper, ihre überraschenden Situationen, der lebendige und pathetische Ausdruck der Komposition haben einen Erfolg errungen, welcher die italienische Oper für alle Zeiten in Griechenland gesichert hat.*) Diese Theilnahme des Publikums hat sich bereits bei den mehrmaligen Wiederholungen der Oper erprobt, und ein hiesiges Journal, die Fama, will bemerkt haben, daß die gefälligeren Stellen der Lucia bereits die nervenfeindlichen cantus nasales der griechischen Jugend verdrängen.

Weniger Glück hat Ricci's Chiara di Rosemberg gemacht, welche vor einigen Tagen zur Aufführung kam. Die Ursache hievon liegt nicht sowohl an den mitwirkenden Sängern, als an der weniger glänzenden Komposition der Oper. Die Rolle der Chiara gab Madame Ricci, und des Montalbano der brave Tomasi. Wir werden in der laufenden Saison noch il Barbiere di Siviglia, la Sonnambula und Norma hören.

Adolf Biedersee.

Aus Brünn.

Nun der Lenz mit seinem in Glut getauchten Pinsel im Riesendome der Natur als Maler einherschreitet, drängt es uns aus der beengenden Stadtmauer zu ihren Altären hinaus, und Geist und Gemüth feiern in mächtigem Aufschwunge die Wiedergeburt der schaffenden Kraft. Die Brust erweitert sich im Bildersaale der Landschaften, deren Farbenfrische mit wunderbarer Schnellkraft den Geist belebt und auffrischt; die Liedertafel des Waldes, die Konversationen des Franzensberges und die Idyllenscenen des Schreibwaldes lernen das geistlose Possenspiel des Theaters rasch vergessen. Unwiderstehlich rufen die reizenden Gruppen des Adamsthales, die Fernsichten der Klaidowka, das Kesselthal von Sebrowitz, die Waldschlucht von Eichhorn aus den dumpfen Kreisen der Stadt und mahnen uns die Erbärmlichkeiten derselben abzuwerfen. Wie ärmlich vegetiren die geistigen Keime der Kunst und Wissenschaft gegen diese jugendlichkräftige Auferstehung der Natur! wann werden endlich jene dem Industrialismus, ihrem Antagonisten, jugendlichkräftig gegenüberstehen? Ein paar Journalisten und junge Malertalente neben drei bis vier Gelehrten, die das Feld der Wissenschaft bebauen, ist Alles, woran sich einige Hoffnungen für die Zukunft knüpfen lassen. Uebrigens läßt sich für die Ausdehnung der Vorliebe für das Slawische manches erwarten. Wir können es uns zwar nicht verhehlen, daß das slawische Theater, dessen Fortbestand durch Eröffnung eines Abonnements gesichert wird, zum Haupthebel der nationellen Fortschritte nicht erhoben werden könne; aber es hilft wenigstens gegen Vorurtheile und falsche Scham ankämpfen. Das böhmische Theater hat bereits eine Abonnementsvorstellung mit Týl's Nalezenec gegeben, wozu der tüchtige Bassist der deutschen Bühne Hr. Dworžak eine große Eintrittsarie aus Norma und der Tenor Weber Skraup's liebgewonnenes Lied: Kde domow můg? sangen. Dem. Löwe, die diesmal eine kleine Partie übernahm, möge immerhin ihre schönen Kräfte auch der slawischen Bühne widmen; die Achtung des Gebildeten, der über jedes Vorurtheil erhaben ist, und der Dank der Slawen wird ihr nie entgehen. Das deutsche Repertoir unterbrachen mehrere italienische Opernvorstellungen, die einigemal schwach besucht waren und nicht allgemeinen Beifall fanden, Signora Nulli, Tenor de Bezzi und der Bariton Peltronieri ausgenommen, die sich durch schöne Mittel und trefflichen dramatischen Vortrag auszeichnen. Wie es mit den hiesigen musikalischen Kräften stehe, wurde schon einigemal berührt; es bleibt noch eine jahrelange Aufgabe, das Publikum zum wahren Kunstgeschmack zu führen.

Den 9. Mai produzirten sich acht Zöglinge des hiesigen Blindeninstituts, welches noch immer ein Privatunternehmen ist, und zeigten hübsche Fortschritte.

Fr. Walter.

*) Schade, daß deutsche Kunst dieses Terrain nicht für sich gewann!

Die Red.

Notizen.

(Prager Bühne.) Vom 15. bis 20. Mai wurde unausgesetzt — also 6mal hintereinander — die Posse: „Die schlimmen Frauen im Serail“ gegeben. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß gute Frauen weniger gefallen hätten. Am 21. wurde „Robert der Teufel“ zum fünfzigsten Male gegeben. Die schlimmen Frauen und der Teufel gleich darauf! Vielleicht feiern die erstern auch bald ein solches Jubiläum. G.

(Frauen-Lob.) Die Buchdrucker in Pensylvanien sind unstreitig die galantesten der neuen und alten Welt. Bei dem Festmahl, welches sie vor mehreren Wochen zur fünften Stiftungsfeier ihrer Vereinigung zu einer Genossenschaft in Philadelphia hielten, brachten sie folgenden Toast aus: Den Frauen! keine Form auf der ganzen Erde entzückt unsere Augen mehr, und macht einen schärferen Druck auf unsere Herzen, als sie. Sie sind vorzugsweise die Typen der Schriftgießerei der Schöpfung; ihre Charaktere bilden die prachtvollsten Linien und Einfassungen des schönsten Textes des Menschengeschlechtes, und die Hebel ihrer Anmuth halten uns ewig in der Presse ihrer Macht! (Posanne.)

(Reciprocität.) Wenn in Deutschland ein neues Atelier Aufsehen machen will, so legt es sich das Prädikat „Französisch“ bei. In Paris nimmt man jetzt aus demselben Grunde das Prädikat „Deutsch.“ So ist kürzlich eine große Gold- und Silberfabrik eröffnet, die im großartigsten Style mit einer Dampfmaschine betrieben wird, und auf dem Dache des Hauses die riesige Ueberschrift zeigt: „Orfèvrerie et argenterie allemande.“ Alle Fabrikate werden durch den Einfluß der Maschine sechsmal so wohlfeil geliefert, was einen ungeheuern Absatz zur Folge hatte. (Posaune.)

(Paris.) Die Bevölkerung dieser Weltstadt hat seit 1814 um 405,000 Einwohner zugenommen; sie beträgt jetzt über eine Million.

(Selbstmord.) In Rußland kommen unter allen Ländern Europa's Selbstmorde am seltensten vor; dort kommt auf 49,182 Menschen Einer, der an seiner Zukunft verzweifelt. (Spiegel.)

(Komisches.) Eine Frau in Berlin sandte jüngst den Betrag einer schuldigen Rechnung an die betreffende Handlung, und schrieb dazu: „Ich bitte, mich nun auszutilgen.“ — In einem Wochenblatt wird ein Bedienter gesucht, der den Herrn ra-, die Frau fri- und die Kinder amü-siren könne. — Der Chemiker Thenard in Paris hielt eine Vorlesung mit Experimenten in Gegenwart des Herzogs von Orleans. Als sich eben zwei Gasarten verbinden sollten, sagte er zu dem Herzog: „Jetzt werden diese Gase die Ehre haben, sich in Gegenwart Ew. königl. Hoheit zu verbinden.“

(Chinesische Sprache.) Ein vollständiges chinesisch-lateinisches Wörterbuch fehlte bisher noch, man hatte nur ein von den Tataren gesammeltes unvollständiges in 14 Bänden. Der Engländer Morris, der lange in Indien lebte, hat nun ein solches, in 32 Foliobänden, nach England gebracht, welches alle chinesischen Schriftzeichen enthält.

(Magyarische Bühne.) Am 27. April wurde in Pesth Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, von Lukács als Drama in 4 Akten bearbeitet, und am 11. Mai Gutzkows Savage, ebenfalls von Lukács ins Magyarische übersetzt, gegeben.

(Naturerscheinung.) Am 7. April vormittags zwischen 9 und 10 Uhr zeigte sich in Vásárhely ein seltenes Phänomen. Die Sonne war von dünnen Wolken, wie von einem Flor umhüllt, und die in Eiform durchbrechenden Strahlen bildeten einen dreifachen Regenbogen, an dessen Rand sich, in gleichmäßiger Entfernung von einander, vier Sonnenbilder zeigten, welche von der in ihrer Mitte befindlichen eigentlichen Sonne kaum zu unterscheiden waren.

(Pesth. Tageblatt.)

(Malerei.) Der Maler Rambour aus Trier beschäftigt sich seit einer Reihe von Jahren in Italien damit, die bedeutendsten Werke der christlichen Malerei dieses Landes von der frühesten Zeit an bis in das 16. Jahrhundert in kolorirten Aquarellzeichnungen wiederzugeben. Sie sollen eben so genial als treu im Geiste der Urbilder sein. Diese für das Kunststudium überaus wichtige Sammlung, welche meist Kopien von Wandgemälden enthält, wird in den Besitz der Stadt Düsseldorf kommen. Der rheinische Ritteradel gibt zur Kaufsumme einen Beitrag von 6600 Thalern.

(Italien ohne Sänger.) Die Italiener jammern gewaltig über den Verfall ihrer Musik, besonders über die Abnahme guter Sänger auf ihren Theatern. „Alle bedeutenden Primadonnen und Sänger“, sagen sie, „und unsere Komponisten gehören jetzt dem Auslande an, und wir, die wir noch vor wenig Jahren die Bewunderten waren, sind jetzt zu Bewunderern fremder, die unsrigen weit überragender Talente herabgesunken. Unsere Kehlen sind vertrocknet, unsere Börsen leeren Fremde, und uns ist nur die Scham über eine schnell entstandene, leider aber noch schneller gesunkene Größe geblieben.“ — Dies klingt nun freilich sehr trostlos, aber wahr bleibt es dennoch. So feiert in diesem Augenblicke zu Vicenza wieder eine junge Sängerin große Triumphe, eine geborene Französin Jenny Olivia, und die armen Leute dort müssen sich abermals ärgern, daß die schöne Donna keine Landsmännin ist. (Planet.)

(Volksthümliches.) In der „Moravia“ lesen wir: Zur Bestätigung der Kontrakte diente bei unsern slawischen Voreltern noch im 14. Jahrhundert der Wassertrunk; daher noch heutiges Tags das Trinkgeld, oder „zum Zutrinken“ (spropitné, neb záwdanek) als Zeichen des geschlossenen Vertrags im Gebrauche ist. Auch pflegten sie ihre Zusage durch Darreichung der rechten Hand zu bestätigen, was bei ihnen das sicherste Zeichen der Freundschaft und Treue war. Unsere heidnischen Vorfahren gebrauchten zur Bekräftigung Hunde, die sie opferten, oder man trank aus Einem Becher, und goß den Rest auf die Erde. Bei Abschließung öffentlicher Kontrakte ging es noch feierlicher her; da pflegten sie sich die Haare auf dem Hauptwirbel abzuschneiden und dem Mitkontrahenten die rechte Hand nebst einem Büschel Gras darzureichen.

(Nordamerika.) F. J. Grund erzählt in seinem interessanten Werke „Die Aristokratie in Amerika“ (Stuttgart, bei Cotta, 2 Bde.), folgende charakteristische Anekdote: „Ich sah in Boston, oder besser in Nahant, einem Sommeraufenthalt in der Nachbarschaft dieser Stadt, zwei junge Mädchen, eine, die Tochter des Präsidenten einer Assekuranz-Kompagnie, die andere, das Kind eines Kaufmanns und Bankdirektors, den Kopf auf die Ellbogen stützen, und in dieser Stellung, über einen öffentlichen Tisch, sich wechselseitig mehrere Minuten lang anglotzen, weil jede von ihnen die Ueberzeugung hatte, daß ihr Rang in der Gesellschaft sie zum längsten Anstieren berechtige, und daß es der Andern als Tochter eines Mannes von wenigerem Ansehen und Vermögen gezieme, zuerst die Augen niederzuschlagen.“

(Reisende Engländer.) Dringe in Afrika's Sandwüsten, wo der glühende Samum Sandgebirge aufthürmt — du wirst einem Engländer begegnen! und reise zum Nordpol, wo der Frost auf Eispyramiden seinen ewigen Thron aufgeschlagen hat — dir wird ein Engländer entgegen kommen! — Der russische Flottenlieutenant Ferdinand von Wrangel brachte auf seiner Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeer in den Jahren 1820 — 1824 (S. Neues Magazin von merkwürdigen Reisebeschreibungen. 14. Band, Berlin, Voß. 1839.) drei Winter in Nishne-Kolymsk zu. Nur wenige Beamten leben hier und Kosaken, um von den unterworfenen Jakuten Tribut einzutreiben. Der Aufenthalt ist trostlos. Als man ein Haus für Wrangel aufschlug, sprangen die Aexte wie Glas, und im ganzen Ort konnte man sich keiner andern Fenster bedienen, als großer Eisplatten, weil der Frost jedes andere Fenstermaterial zersprengte. Und in dieser eisigen Einöde kam auf einmal — zu seinem größten Erstaunen — ein munterer Wandersmann zu ihm, der berühmte Fußgänger Cochrane, der ganz Asien durchreist war, und dessen Wanderlust selbst das ewige Eis keine Gränzen setzte. Sie blieben einige Zeit beisammen.

(Die Jakuten), das Hauptvolk im nördlichsten Theil von Sibirien, sind — nach Wrangels Reisebericht — erstaunlich genügsam und abgehärtet, schlafen leichtbekleidet in der größten Kälte, und haben so bewundernswürdig scharfe Augen, daß sie die Trabanten des Jupiters erkennen. Ihre Sitten sind sanft und zugleich, trotz ihres schmutzigen Jurtenlebens, rein. Dies mag die sonderbare Bestrafung gefallener Mädchen darthun: Eine solche Leichtsinnige oder Verführte wird mit verbundenen Augen, in Begleitung der ganzen Gemeinde, hinausgeführt bis an den ersten Baum, auf den sie stößt, und der die Größe ihrer Strafe bestimmt, indem alle Zweige desselben zu ihrer Züchtigung verbraucht werden, wodurch dann ihr Vergehen abgebüßt ist. Doch, fügt Hr. von Wrangel mitleidig hinzu, ist diese Strafe weniger grausam, als in jedem andern Lande, weil, zum Glück für die armen Geschöpfe, die hiesigen Bäume in der Regel nicht groß sind und auch nur wenig Zweige haben.

(Petersburg) hat eine Bevölkerung von 476,386 Einwohnern.

Hiezu die dritte artistische Beilage.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 43. Mittwoch den 27. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Wlache in Venedig.

(Aus A. Puschkin's westslawischen Gesängen.)

Als ich von Prakowia verlassen,
Floßen meine Tage hin in Kummer;
Da kam jener Schleicher, der Dalmate:
„Gehe, Dimitri, hin zu der Seestadt,
Wo so viel Zechinen wie hier Steine.

Söldner dort in seidenen Kaftanen
Trinken, schlendern müßig durch die Gassen;
Bald wirst du dich dort bereichert sehen,
Kehrst zurück im reichgestickten Dolman,
Trägst den Dolch an einer Silberkette.

Kannst dann immer auf der Gusli spielen,
Daß die Schönen an das Fenster kommen,
Und dir süße Gaben niederwerfen.
Höre Bursche mich; geh nur meerüber,
Als ein reicher Mann wirst heim du kehren!"

Ja, ich lauscht' dem listigen Dalmaten,
Lebe jetzt auf diesem Kahn aus Steinen;
Hier ist's traurig, hart mein Brod wie Felsen;
Bin ein Knecht, bin wie ein Hund gefesselt.

Alle Mädchen über mich laut lachen,
Will ich nur ein Wort zu ihnen reden;
Unsre Sprache haben sie vergessen,
Und vergessen unsere Gebräuche!
Ich steh' welk wie die verpflanzte Staude!

Mögt ich in der Heimat wem begegnen:
„Guten Tag Dimitri Alexiwitsch!"
Hier gewahr' ich nichts von guten Sitten,
Hier ergeht kein Liebeswort, kein mildes,
Ich bin hier ein Rasen, losgerissen,
Durch den Sturm ins weite Meer getragen.

Wilhelm von Waldbrühl.

Gnade für sie!

Nach dem Französischen des F. Liedz

von Anielewski.

(Fortsetzung.)

Dieses sagend, wandte Verlänen seiner Tochter zornig den Rücken und verließ, seiner Gattin ihm zu folgen befehlend, das Zimmer.

Mariens Verzweiflung war indeß so heftig, daß Madam Verlänen sie in diesem Augenblicke zu verlassen nicht den Muth hatte: sie neigte sich zu ihr hinab, umfaßte sie mit ihren Armen und suchte sie, so weit es in ihren Kräften stand, aufzurichten.

— Großer Gott, welcher Auftritt! sprach sie. Sieh nur, welchen Kummer Du uns mit Deiner unsinnigen Liebe bereitest! Marie, meine geliebte Tochter, beruhige Dich. Willige nur darein, Denjenigen zu sehen, den man Dir bestimmt und den Du noch gar nicht kennst, und ich übernehme es, den Vater zu besänftigen.

— Nun, Madame, folgen Sie mir bald! schrie Verlänen zornig aus dem anstoßenden Zimmer.

— Ich komme, mein Freund. Marie, ich beschwöre Dich, sei verständig und rechne dann auf die Zärtlichkeit Deiner Mutter.

Sie umarmte ihre Tochter noch einmal und verließ das Zimmer, um ihrem Gatten zu folgen, dessen Zorn sie in diesem Augenblicke erbeben machte.

Sobald sich Marie allein sah, stand sie auf, verriegelte die mit dem Zimmer ihrer Eltern in Verbindung stehende Thür, warf im Vorübergehen einen unruhigen Blick auf die Uhr, welche die eilfte Stunde in der Nacht zeigte, und sank trostlos auf dem Kanapé nieder. Die still vergossenen Thränen, ihr reizendes, einer geknickten Blume gleich auf die Brust geneigtes Köpfchen, und die zuweilen konvulsivischen Bewegungen ihres schlanken Körpers, Alles zeugte deutlich genug von dem Kampfe, der in ihrem Innern vorging. Zwei oder dreimal erhob sie ihre schönen Augen, rang verzweifelnd ihre Hände und sprach unwillkürlich vor sich hin: — O Himmel! was soll ich thun? was soll aus mir werden?

Eine Stunde, eine ewig lange Stunde war auf diese Art verflossen. Endlich ließ sich in dem Korridor, der aus Mariens Zimmer in den Garten führte, ein leises Geräusch vernehmen. Sie stürzte gegen die geheime Thür, öffnete sie, und ein Mann, in einem Mantel dicht verhüllt, trat herein. Marie warf sich in seine Arme.

Des Fremden Wuchs war groß, seine Gesichtsbildung schön: in seinen schwarzen, glänzenden Augen aber war etwas Sonderbares, Falsches, das er selbst an der Seite der reizenden Marie nicht zu verhehlen vermochte.

— Wie steht's? fragte er mit leiser Stimme.

— Keine Hoffnung! erwiederte sie.

— Sie wollen es also? ihre Wünsche sollen befriedigt werden. Nimm Deinen Mantel, Marie, und folge mir.

— Edwards, o, mein Gott! was verlangst Du? das väterliche Haus verlassen, mir die Achtung der Welt für immer verscherzen?

— Ja, ja, es gibt kein anderes Mittel, Deinen Vater zu zwingen, in unsere Verbindung zu willigen. Sei deßhalb ruhig, nach unserer Flucht wird sich das von selbst finden.

— Rechne nicht darauf, Edwards. Er wird mir fluchen und nie mehr meinen Namen hören wollen.

— Hast Du ihm Alles entdeckt?

— O! nein, denn ich würde todt zu seinen Füßen niedersinken, wenn ich ihm meine Schande offenbarte.

— Man stirbt nicht so leicht, als Du glaubst. Was willst Du

denn aber jetzt beginnen? Hier bleiben? und morgen wird Dich Dein Vater dem Karl Ruttens vorstellen, und bald wirst Du nicht mehr verbergen können . . .

Das Mädchen stieß einen Schrei der Scham und des Entsetzens aus. — Ja, ja, rief sie alsdann, nach ihrem Hut greifend, ich muß diese Nacht, diesen Augenblick fliehen, ich bin bereit.

— Hast Du Dein Gold, Deine Kostbarkeiten eingesteckt?

— Nichts, Edwards, nichts! Alles, was hier ist, gehört meinem Vater.

— Ausgenommen, was Deine Mutter und er selbst Dir gegeben haben; Du kannst darüber mit gutem Gewissen verfügen.

Und er nahm aus einem Schube die Kostbarkeiten, die Börse und eine kleine mit Diamanten besetzte Uhr, welche sich darin befanden; dann bot er Marie seinen Arm.

— O! mein Gott! sprach diese mit verwirrter Miene, und legte ihre zitternde Hand auf die brennende Stirn.

Einige Augenblicke später erleuchtete die Lampe nur ein düsteres, einsames Zimmer.

II.

Sechs Monate waren seitdem verflossen, als ein junger Mann in ein kleines Hotel der Notre-Dame Straße zu Brüssel trat und von der Wirthin des Hauses den Schlüssel zu seinem Zimmer verlangte.

— Hier ist ein Brief von Brügge für Sie, Herr Karl Ruttens, sagte die alte Dame zu dem Jüngling.

— Geben Sie ihn her, Madame Mignonnet.

— Da ist er! Warten Sie aber ein wenig, denn ich habe Ihnen viel Neues mitzutheilen.

— Entschuldigen Sie, Madame, allein ich habe keine Zeit, Sie jetzt anzuhören.

— Wie! Sie wollen mir kein Gehör geben? Sie haben also schon vergessen, daß Sie mich so oft nach Neuigkeiten über Madame Edwards Livingston, Ihre Nachbarin, gefragt!

Der junge Mann blieb augenblicklich stehen, und eine leichte Purpurröthe überzog seine Wangen.

— Ist sie wieder in das Hotel zurückgekehrt? fragte er nach einer Weile.

Madame Mignonnet ging aus dem Zimmer, überzeugte sich auf der Treppe, ob sie Niemand hören könne, zog dann Karl Ruttens bei Seite und sprach:

— Ach! mein lieber junger Herr, das ist ein wahrer Jammer. Sie wissen, daß ihr Gatte sie einige Tage zuvor, ehe sie Mutter wurde, aus dem Hause gejagt. Nun hat sich die arme Frau mit dem kleinen unschuldigen Geschöpf auf dem Arm, das der ruchlose Engländer noch nicht einmal gesehen, mühsam hieher geschleppt. Sie ist die Treppe hinauf gegangen, ich glaube aber sie hat vergebens gepocht. Der Herr Livingston hat sich in seinem Zimmer verschlossen und will nicht öffnen; ich weiß nicht einmal, ob er allein ist; denn seit der Entfernung seiner Gattin seh' ich Menschen zu ihm hinauf gehen, Männer oder Weiber, die ein sehr verdächtiges Aussehen haben. Ach, die elenden Männer! Glauben Sie, junger Herr, wenn jener der meinige wäre, ich würde ihm die Augen auskratzen!

Karl Ruttens stand unbeweglich da und schien der Erzählung seiner Wirthin gleichgültig zuzuhören. Ein scharfes Auge würde jedoch leicht in seinen Gesichtszügen einen Ausdruck von Rührung und Schmerz, den er vergebens zu verhehlen strebte, bemerkt haben. Sobald Madame Mignonnet ihre Erzählung beendet, verließ er das Zimmer und eilte hastig die Treppe hinauf.

Oben angekommen richtete er seine Schritte nach seinem Zimmer. Nicht fern von demselben saß auf den ersten Stufen des höhern Stockwerks, bei einer Thür, die unbarmherzig verschlossen blieb, ein junges Weib, bleich und leidend, in ärmliche Kleidung gehüllt, mit einem schwächlichen Kinde auf ihrem Schooße. Beim Anblicke des jungen Mannes stieß sie einen schmerzlichen Seufzer aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Karl Ruttens wollte sie Anfangs begrüßen und einige Worte an sie richten; er unterließ es aber aus Achtung für ihren Schmerz, und trat in sein Zimmer. Eine mächtige Theilnahme sprach indessen lebhaft zu seinem Herzen; er blieb an der Thür stehen und horchte aufmerksam, was draußen vorgehen würde.

Marie — denn sie war es, wie es der Leser wohl schon errathen haben wird — klopfte wiederum leise an die Thür.

— Edwards, sprach sie mit zitternder Stimme, Edwards, mach auf! Marie, die Mutter Deines Sohnes, fleht Dich darum . . .

Eine furchtbare Stille war die einzige Antwort, die sie empfing.

Der Elende hatte Marie verstoßen, sobald er von Madame Verlänen einen Brief empfangen, der ihn benachrichtigt, daß ihr Vater sie enterbt und ihr verbiete, jemals vor ihm zu erscheinen. Herr Verlänen war in seinen Entschlüßen unerschütterlich; Marie wußte dies nur zu gut. Madame Verlänen versprach zwar, ihre Tochter nicht gänzlich zu verlassen und ihr einige Unterstützung zukommen zu lassen. Dies genügte aber Edwards Livingston nicht, der nur nach einer reichen Heirath getrachtet, und bei seiner erheuchelten Liebe für Marie nur an die ungeheuere Mitgift gedacht, die sie demjenigen zubringen sollte, der ihre Hand erhielt. Er hatte geglaubt, die Entführung des jungen Mädchens würde den Herrn Verlänen zwingen, zu ihrer Verbindung seine Einwilligung zu geben. Der Elende hatte sich getäuscht, und seitdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß Mariens Besitz, weit entfernt, ihm Vortheile zu bringen, ihm nur zur Last fallen konnte, den Entschluß gefaßt, sich eines Weibes zu entledigen, das, nach seinen Ansichten, seinem Glücke hindernd im Wege stand. Die durch den Verkauf der Kostbarkeiten Mariens gelösten Geldmittel waren schnell erschöpft. Er gab ihr alsdann zu verstehen, sie möchte in das Haus ihrer Eltern zurückkehren; da sie sich aber dies zu thun standhaft weigerte, behandelte er sie mit Abscheu und Widerwillen. Marie ertrug die unverbesserlichen Folgen ihres Fehltritts und das sich selbst bereitete grausame Geschick mit Sanftmuth und Resignation. Da faßte der Schurke einen gewaltsamen Entschluß und jagte die Unglückliche, bevor sie noch das Kind, welches sie unter ihrem Herzen trug, zur Welt gebracht, unbarmherzig aus seiner Nähe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Hannover.

13. Mai.

Zwischen meinem letzten Berichte und dem heutigen liegen schon wieder drei Monate der Fahrlässigkeit, und wieder weiß ich nicht, wie diese Lücke in der Hannoverschen Chronik genügend auszufüllen ist. Von meiner redlichen Absicht, Sie im Fortgange des literarischen und künstlerischen Hannovers zu erhalten, muß ich mich endlich trennen, ich sehe ein, daß dies vergebenes Streben ist. Neuerdings ist eine Frage von allseitiger Wichtigkeit auf's Tapet gekommen: die Eisenbahnfrage. Mecklenburg bietet die Hand zum Anschluße: eine Deputation von dort ist noch jetzt, in diesem Augenblicke, hier, dringend auf entscheidende Antwort. Ich breche kurz von diesem Thema ab, und erzähle Ihnen lieber von der hannoverschen Literatur und was dieselbe in neuester Zeit geschaffen hat und schaffen will. Dabei müssen sie mich aber nicht in das Weichbild der Residenz einpferchen, — wie das jetzt hier Mode ist, sondern die Literaten unseres Landes mit in den Kreis meiner Briefe zu nehmen mir gestatten. Der Freiherr Eugen von Hammerstein, früher Offizier in Hannoverschen Diensten und durch seine Memoiren in der Literatur vortheilhaft bekannt geworden, läßt nächstens ein neues Werk unter dem Titel: „Aristipp in Altona und Hamburg, ein Sittengemälde der neuesten Zeit,“ erscheinen. Ich habe flüchtige Blicke in das Manuskript geworfen, und darf Ihre Leser vorläufig auf ein unterhaltendes, zum Theil recht geistvolles Buch

aufmerksam machen: Vier Leute machen eine drei Tage lange Tour durch Hamburg und Altona, nehmen alle Genüße, die ein anständiger Mann sich erlauben darf, mit, und knüpfen gesprächsweise ihre Betrachtungen daran. Neben Gewöhnlichem liegt Eigenthümliches und Erhabenes. Die Betrachtung durchmißt die verschiedenartigsten Regionen, predigt bald angenehme Leichtfertigkeit, bald strenge Moral; hier kommt eine ganz kleine Novellette, die den Stempel der Ursprünglichkeit trägt; da läuft eine artige Erfindung mitunter, und dann kommt wieder eine behagliche Mischung von Wahrheit und Dichtung dazwischen. Der Verfaßer ist durchweg anmuthig, lebendig, frisch, graziös, er beschäftigt die Gedanken angenehm, überladet nicht, kurz, er schreibt, wie ein geistreicher, liebenswürdiger Mann von Stande plaudert. Das Buch setzt ein feines, seiner Bildung unbewußtes Publikum voraus, wird aber auch der großen Menge ein unterhaltender Zeitvertreib sein. Noch ein freiherrlicher Dichter, der Freiherr Otto von Münchhausen in Göttingen, hat einen Band Novellen drucken lassen, worin sich Gelungenes findet. Detmold hat eine Anzahl Novellen im Pulte liegen, hat nur einmal eine davon pseudonym drucken lassen, hält mit dem Vollendeten starr zurück und hat nun, überhäufter Geschäfte wegen, weder Zeit noch Gedanken für neue Schöpfungen. Der thätigste und beste unserer Literaten ist Karl Gödeke in Celle, ein bedeutendes kritisches Talent, ein Schriftsteller, so jung an Jahren, wie reif und stark an Geist und gründlicher Bildung; als Dichter unter dem Namen Karl Stahl mit Anerkennung genannt. Eduard Wedekind, der mit seinen Tragödien „Abalard" und „Prometheus" große Hoffnungen erregte, bleibt zurück, weniger wohl aus Mangel an schöpferischer Kraft, wie durch die äußeren Umstände gehemmt; Bürgermeister der kleinen Stadt Esens im Ostfriesischen ist er zugleich mit andern Aemtern und mit einer Maße von Geschäften überladen, unter denen die Poesie nicht gedeihen kann. Ich kann nicht alle die schreibseligen Namen unseres Landes aufzählen, doch will ich noch des talentvollen Charakteristikers Oppermann in Göttingen und einer Kuriosität, eines komischen Heldengedichtes gedenken, das wir nächstens von Hrn. Karl Gößel, einem hier lebenden Literaten, zu erwarten haben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Salon des Herrn N. J. Gretsch in Petersburg.

Der Staatsrath N. J. Gretsch unternahm es, über die Grundregeln, Vorzüge und den Reichthum der vaterländischen Sprache öffentliche Vorträge zu halten, und eröffnete im Dezember v. J. seinen ersten literarischen Salon. Es versammelten sich gegen 300 Zuhörer, worunter viele der angesehensten Beamten, Akademiker, Schriftsteller und Freunde der russischen Sprache aus den höchsten Ständen. Gleich die erste Vorlesung erregte allgemein Bewunderung und Beifall. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war so rege, daß keine selbst noch so leise Bewegung den Vortrag störte. Als Hr. Gretsch von Vaterlandsliebe sprechend seine Rede höher stimmte, da durchzuckte ein elektrischer Funke die ganze Versammlung. Alle waren ergriffen von warmen patriotischen Gefühlen, und erfüllt von echtem dankbaren National-Bewußtsein. Diese erste Vorlesung war als eine Einleitung in den zu besprechenden Gegenstand zu betrachten. Die zweite ging zu dem Gegenstande selbst über, und es kam die Geschichte der russischen Sprache an die Reihe und zwar in folgender Ordnung: — Besetzung Europa's durch asiatische Völkerschaften — Scythen und Celten. — Die Bildung der Grundlagen der indisch-europäischen Sprachen, und deren Verpflanzung nach Europa. — Die thracischen, lateinischen, und germanischen Abstämme — deren Uebereinstimmung in den Wurzelwörtern. — Die frühesten Wohnsitze der Slawen — ihre Vertheilung nach West und Süd — die Sprachbildung der nördlichen Slawen; — Oleg. — Wladimir der Große — Einführung des Christenthums — Zusammenstellung des russischen Alphabets und Uebertragung der heiligen Bücher — Eigenthümlichkeiten der slawischen Kirchensprache — Jaroslaw — Die Gesetze — Zerstückelung Rußlands. — Nestor — Das Lied vom Zuge Igors — Die Mongolen — Einfluß der russischen Geistlichkeit — Einwirkung Polens und der römischen Geistlichkeit — Der literarische Styl im 17. Jahrhundert — Seine Vergleichung mit dem vorhergehenden — Peter der Große — Rußlands Wiedergeburt — Neue Sitten und eine neue Sprache — Weltliche Schriftsteller: Kantemir, Tredakowsky — Lomonosow. — — Der eben erwähnte Cyklus von Vorlesungen fand einen noch zahlreicheren Zuspruch. Offiziere, Generäle und Minister waren gegenwärtig und äußerten unverholen ihr Vergnügen und ihre Theilnahme an dem Gegenstande. Die Zahl der Zuhörer war zu 600 herangewachsen, als der dritte Cyklus von Vorlesungen begann. Nicht nur mehrere Mitglieder des diplomatischen Corps, sondern auch die ausgezeichnetsten Literaten, an deren Spitze Zukowsky, waren erschienen. Es wurde der Beschluß der Geschichte der russischen Sprache vorgelesen, und zwar in folgender Ordnung: Die Fortschritte der russischen Sprache nach dem Tode Peters des Großen, — Die Regierung der Anna Joanowna, — Lomonosow's erste Ode, — Seine Prosa — Grammatik — Die Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. — Fortschritte der russ. Sprache. — Die russische Akademie — Früchte der Begründung der hohen Schule zu Moskau — Karamsin — Die Bildung des russischen Styls — Einfluß der Schriften Karamsins — Dmitrijew, — Nachfolger und Nachahmer — Die Sentimentalität — Das Buch Schischkows — Streitigkeiten zweier Schulen — Fortschritte der russischen Literatur unter der Regierung Alexander I. — Geschichte des diplomatischen Styls — Kozlow — Der Fürst Bezborodko — Graf Zawadowsky — Checpowicky — Fürst Kocubej — Graf Speransky — Daskow — Manifeste und Ausrufungen Schischkows — Geschichte des russischen Zarenthums — Neue Schriftsteller — Puschkin — Dessen poetischer und prosaischer Styl — Der gegenwärtig herrschende Styl in der russischen Literatur, — Hoffnungen für die Zukunft.

—7—

Böhmische Literatur.

Von Ladislaus Pyrkers Perlen der heiligen Vorzeit wurde so eben eine böhmische Uebersetzung von Winaricky zu Stande gebracht. Das bereits erschienene erste Heft enthält außer einem Vorgesang an die Harfe, die Gedichte: Abraham und Moses. Der Werth dieser Dichtungen ist längst anerkannt, die Uebersetzung jedoch verdient als besonders ausgezeichnet hervorgehoben zu werden. Winaricky hat es in dieser Beziehung zu einer Meisterschaft gebracht, die nicht so leicht ein Anderer zu erreichen vermag. —

Von Jaromir Picek ist ein Originaldrama in 3 Aufzügen: Wilhelm Rosenberg, erschienen. Der junge Verfaßer ist einer der fruchtbarsten böhmischen Dichter, und obgleich dieses sein Werk als eigenthümliches und abgeschlossenes Ganze seine Erstlingsgabe ist, so kennt ihn das Publikum schon seit längerer Zeit durch die vielen poetischen Arbeiten, die er in böhmischen Zeitschriften mittheilte und hoffentlich bald sammeln wird. — Zu seinem dramatischen Produkt können wir ihm Glück wünschen. Es ist bereits öffentlich aufgeführt und gut aufgenommen worden. Hr. Picek ist ein bewegliches Talent, obgleich das Drama eigentlich nicht die Sphäre zu sein scheint, in welcher er besonders hervorragen dürfte. In vorliegendem Drama ist zu viel Beschreibendes und Deklamatorisches, und manche gute Idee verliert durch weitschweifige Auseinandersetzung an ursprünglicher Kraft; doch bleibt es nichtsdestoweniger eine willkommene Gabe der neuböhmischen Literatur.

—7—

Modell des Prager Doms.

Aus der Leipziger Zeitung entlehnen wir folgenden Artikel: „Dresden, 2. Mai. Seit Anfang dieser Woche wird in einem Saale unserer Kunstakademie ein Modell des Doms St. Veit zu Prag gezeigt, welches die Aufmerksamkeit der hiesigen Kunstfreunde und Kenner auf sich zieht. Unendlich verschieden ist dieses Werk von dem, was man gewöhnlich in dieser Art zu sehen gewohnt ist. In der bedeutenden Größe von 5 Fuß Länge und gleicher Höhe des herrlich durchbrochenen gothischen Thurmes konnte der Verfertiger sich bis in die geringsten Details aussprechen und that es auf eine wohl selten erreichte Weise. Derselbe Geist, derselbe fromme Sinn der alten Meister, welcher sich in deren leider meist unvollendeten Bauwerken ausspricht, weht uns beim Betrachten dieses Modells auf eine rührende Weise an. Das, was in der Wirklichkeit uns oft störend entgegen tritt, verunstaltende Anbaue neuerer Zeiten, unvollendete, theils durch die Zeit theils durch Barbarei zerstörte Hauptpartien und unpassende Restaurationen, stören hier nicht den Totaleindruck, sondern der Beschauer übersieht das Ganze in der projektirten vollendeten Schönheit. Durch das Wegheben der drei Hauptportale, welche vorzüglich durch charaktervolle Figuren der Apostel und Heiligen sich auszeichnen, gewinnt man die Einsicht in das Innere der drei Schiffe und des Chors mit 32 Chorstühlen, gothischer Kanzel, und der mit schönen Glasmalereien verzierten Fenster des Chors, welche Ansicht durch mehrfaches Drehen des ganzen Modells gegen das Licht überraschende und höchst naturgemäße Effekte hervorbringt." —

Wir fügen Folgendes hinzu: An diesem interessanten, in Holz geschnitzten Modell, welches auch in Leipzig allgemeine Anerkennung fand, hat Hr. Karl Schroop in Erfurt, unter Mitwirkung des Architekturmalers Hrn. Hausschild, zwei Jahre gearbeitet. Wir

machen das Prager Publikum besonders deßhalb auf dieses Kunstwerk aufmerksam, weil der Eigenthümer gesonnen ist, es auch in Prag zu zeigen. Nun noch eine gewichtige Frage. Wäre es nicht eines der schönsten Denkmäler, das unsere Zeit hinterlassen könnte, wenn unser unvergleichliche Dom nach diesem Modell ausgebaut würde? Daß ein solches Werk möglich ist, sehen wir an dem Kölner Dom, dessen Ausbau seiner Vollendung naht. — Wie viel Anregung könnte dies unserer vaterländischen Kunst geben, wie viel Künstler könnten dadurch beschäftigt werden!

R. G.

Notizen.

(Feuersbrünste.) Aus vielen Ländern, besonders aus Ungarn, hört man von verheerenden Feuersbrünsten; — so wurden am letzten April in Mährisch-Trübau 186 Häuser, am 27. April in Püspök-Ladany tausend und einige hundert Häuser, und in Laczháza am ersten Mai 225 Häuser in Asche verwandelt; aber der schrecklichste Brand war jener, welcher am 1. Mai die Stadt Baja in Ungarn fast ganz zerstörte. Das Feuer entstand dadurch, daß eine Brodbäckerin in dem nahe gelegenen Dorfe Istvánmegye die noch glimmende Asche in den Hof warf; der größte Theil des Dorfes wurde ein Raub der Flammen, welche ein heftiger Wind in die unglückliche Stadt trug. Von 2414 Häusern blieben kaum 200 verschont, über 10,000 Menschen wurden dadurch an den Bettelstab gebracht! Bis zum 8. Mai hat man die Gebeine von 48 Menschen unter dem Schutte aufgefunden und noch viele Personen werden vermißt. Ein solch schreckliches Unglück ruft alle mildthätigen Herzen zur schnellsten und kräftigsten Hülfe auf. Beiträge für die Verunglückten können an den Großhändler Herrn Maloieur in Pesth, an die Heckenast'sche Buchhandlung und an die Redaktion des Pesther Tageblattes eingesandt werden.

(Deutsches Drama.) Das am 19. Mai im k. k. Hofburgtheater gegebene Trauerspiel: Ines de Castro von Wiesner wurde mit großem Beifall aufgenommen und der talentvolle Dichter gerufen. Der pseudonyme Verfasser ist aus Prag gebürtig. Es wäre wünschenswerth, dieses Drama, welches wohl bald die Runde über alle großen Bühnen Deutschlands machen wird, auch in der Vaterstadt des Dichters aufgeführt zu sehen, um so mehr als die Rolle der Inez ganz für die Individualität der Dem. Herbst passen soll.

(Wien.) Die Kapuzinerkirche wird umgebaut, und bei dieser Gelegenheit auch die kais. Familiengruft erweitert und neu hergestellt. — Die hölzerne Taborbrücke soll durch eine Kettenbrücke ersetzt werden.

(J. Kuranda's) Tragödie „Die letzte weiße Rose" wurde in Frankfurt am Main am 6. Mai zum Benefiz des Hrn. Moritz gegeben, von Seite des Publikums fortwährend mit den lebhaftesten Acclamationen begleitet und am Schluß mit Hervorrufung des Verfassers gekrönt (der jedoch nicht erschien). Am 10. fand eine Wiederholung Statt. Th. Creizenach lieferte in das Konversationsblatt eine sehr anerkennende Recension, worin er besonders die Sprache, Charakteristik, die vortreffliche Verflechtung menschlicher Gefühle und Leidenschaften in den Gang der eigentlich politischen Handlung hervorhebt und auf eine neue Tragödie Kuranda's: Žižka hindeutet, deren Anlage sehr großartig sein soll. — Sonderbar, daß Kuranda, in welchem, wie Creizenach sagt, der Bühne und dem Publikum ein höchst bedeutsames Talent gewonnen ist, in den meisten Zeitschriften als ein Wiener Dichter angeführt wird, da er doch ein Böhme ist.

(Karlsbad.) Unsere Badesaison scheint diesmal sehr glänzend zu werden. Bis zum 20. Mai waren bereits 187 Parteien oder 235 Personen (mit Begleitung: 535 Personen) angekommen. Vier Parteien waren schon am 1. Jänner angelangt. Eilf Parteien sind bereits abgegangen. Die Rückseite der Badeliste enthält eine interessante Uebersicht der Zahl sämmtlicher Badegäste vom J. 1758 bis zum J. 1839. Hieraus ersieht man die immer zunehmende Frequenz in unserem berühmten Badeorte. Im J. 1758 waren in Karlsbad 138 Gäste, im J. 1839 — 2778. Die geringste Zahl zeigt das J. 1778, nämlich: 59, die höchste: 3287, war im J. 1834. * *

(Ein neuer Virtuos.) Vor etwa anderthalb Jahren ließ sich in Prager Gast- und Kaffeehäusern ein junger Mensch von 15 Jahren auf der Mundharmonika hören. Aus dem ärmlichen, fahrenden Musikmacher ist jetzt ein Künstler, ein Virtuos prima sorte geworden, von dessen Kunstleistungen deutsche, polnische und französische Blätter voll Lobes sind. Anton Kratký — so heißt der Mundharmonika-Virtuos — ließ sich in Breslau, Berlin, Strelitz, Rostock, Altona, Hamburg, auf der einfachen Mundharmonika (im 64 stimmigen Satze) mit Nachahmung der Flöte, Clarinette, Violin, des Fagotts, Horns, der Trompete und des Bassethorns hören, und erhielt in seinen Konzerten, die er im Theater veranstaltete, rauschenden Beifall. Die Zeitungen der genannten Orte, sogar die politischen, wie z. B. die Haude- und Spener'sche und der Hamburger Korrespondent, machen auf diesen modernen Orpheus vorzüglich aufmerksam. Unter den Piecen, die Kratký vortrug, gefiel in Berlin und Hamburg besonders das Potpourri über böhmische Nationalmelodien und die Aurora-Walzer.

A.

Mein Naturalientausch.

Das Erwachen des belebenden Frühlings erinnert mich, die zahlreichen Freunde der Natur auf ein Unternehmen aufmerksam zu machen, das ihr Studium mächtig zu fördern im Stande ist, und zu dessen steter Vervollkommnung auch sie thätig beitragen können, wenn sie regen Sinn für die Verbreitung ihres eigenen Wissens besitzen. Die Nothwendigkeit einer geläuterten Pflanzenkenntniß als Hebel der Reproduktion ist in der neuesten Zeit nur zu sehr allgemein erkannt worden, als daß man hierüber auch nur ein Wort verlieren sollte; die Nützlichkeit des Unternehmens erscheint daher vollkommen gerechtfertigt.

Seit dem Jahre 1818 besteht dieses Unternehmen, welches das allererste in seiner Art war, jedoch fand es bereits einige Nachahmung in Deutschland, und erst kürzlich auch durch die k. botanische Gesellschaft zu Edinburgh. Es zählt 625 Abnehmer. Bis itzt wurden 10,368 Species, 960,671 Exemplare an Pflanzen eingeliefert, und 813,321 Exemplare an die einzelnen Sammlungen der Pflanzenfreunde abgegeben; der Vorrath beträgt gegenwärtig 147,350 Exemplare, von welchen neue Theilnehmer auf das schnellste befriedigt werden können, da dieses Unternehmen alle möglichen Erleichterungsmittel, besonders für alle jene, welchen nicht viele Zeit zu größeren Exkursionen zu Gebote steht, bietet. Im Kratos, einer Zeitschrift für Gymnasien; — in Liebichs aufmerksamen Forstmann, — in meinen Beiträgen zur Naturgeschichte, so wie in Weitenwebers Beiträgen zur gesammten Natur- und Heilwissenschaft, ist mein Unternehmen genau und umständlich aus einander gesetzt und die Bedingnisse desselben bekannt gemacht.

Ich bin fest überzeugt, daß viele Exemplare einer Art weit leichter und schneller, als viele Arten gesammelt werden können, deshalb kann man mir zwar auch nur wenige, jedoch auch 10 — 25 — 100 — 150 — 300 — 600 Exemplare von einer Art einliefern, wenn sie als Desiderat der Anstalt erscheint. Für 100 Exemp. einer Art, kann man dagegen 75 bis 1000, auch noch mehrere Arten empfangen, je nachdem man die Bedingnisse in einem vorzüglicheren Grade erfüllt. Nur darf ich weder durch die Einsendung noch Zusendung in die geringsten Kosten versetzt werden.

Vereint mit der Tauschanstalt hat sich nun auch ein Pflanzenvorschußfond gebildet, von dem André's ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen (1839) Kunde geben, wo man 100 verschiedene Pflanzenarten erhält, und dagegen eine Species, die in diesem Vorschuße als Lücke erscheint, in 125 Exemplaren rückerstattet. Im Wege des Verkaufes kostet 1 Centurie getrockneter Pflanzen, die ich von den Forderungen einiger Hrn. Theilnehmer ablassen darf, 1 fl. 40 kr. C. M. Mehrere Vorraths-Verzeichnisse waren bereits in Okens Isis abgedruckt.

Prag im Mai 1840.

P. M. Opiz.

Altstadt, Zellnergasse Nr. 365 im 3. Stock.

Zuschrift an die Redaktion von „Ost und West."

„Dem. Gewinner hat zwar durch mehrere Jahre Unterricht im Prager Conservatorium genossen, ist jedoch vor Beendigung des Lehrkurses aus dem Institute getreten, und daher ganz unrichtiger Weise bei Gelegenheit ihres Debut als absolvirte Schülerin desselben bezeichnet worden. Diese irrige Angabe ist auch in Nr. 39 von „Ost und West" übergegangen. Die Direktion des Conservatoriums sieht sich hierdurch veranlaßt, zur Aufklärung des eigentlichen Sachverhaltes, die Redaktion um die gefällige Aufnahme dieser Zeilen zu ersuchen."

Prag am 22. Mai 1840.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 44. Samstag den 30. Mai. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Gnade für sie!

Nach dem Französischen des F. Liedz
von Anielewski.

(Fortsetzung.)

Marie war indessen Mutter geworden und kam, sobald es ihre Kräfte erlaubten, das Mitleid ihres Verführers anzuflehen.

— Edwards, sprach sie mit herzzerreißendem Tone, willst Du Deinen Sohn nicht umarmen?

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, ein Weib trat mit frecher Haltung und unverschämter Miene aus Edwards Zimmer, und sagte zu Marie:

— Was wollen Sie hier, Madame, und weßhalb rufen Sie meinen Mann?

Marie war wie versteinert und vermochte kein Wort hervorzubringen.

— Ihr Mann! sagte sie endlich; ist denn dies nicht mehr Herrn Edwards Zimmer? . . .

— Herrn Edwards Livingston? allerdings, Madame, der wohnt hier.

Die Tritte eines Mannes ließen sich vernehmen, und Edwards erschien an der Thür.

— Diese Auftritte langweilen mich, rief er zornig und mit Härte. Ich habe Ihnen verboten zu mir zu kommen, Madame. Verlassen Sie dieses Haus augenblicklich und zeigen Sie sich, so lange ich darin wohne, nicht wieder in demselben.

Marie richtete sich krampfhaft empor und wollte einen letzten Versuch wagen. — Betrachte Deinen Sohn, Edwards, sprach sie, ihm das Kind entgegen haltend; Du kannst den schuldlosen Wurm nicht verstoßen!

— Ich kenne weder Sie, noch Ihren Bastard!

Das war zu viel, Karl Ruttens hatte Alles vernommen. Er trat mit Ungestüm aus seinem Zimmer und rief, sich an Edwards wendend:

— Mein Herr, Sie sind ein herzloser Mann! Nachdem Sie diese Unglückliche verführt, wollen Sie dieselbe unbarmherzig von sich stoßen, ohne Mittel, ohne Zufluchtsort lassen?

Der Zorn verzerrte Edwards Züge — Ich muß mich wundern, mein Herr, entgegnete er, daß Sie sich in eine Angelegenheit mischen, die Sie nichts angeht. Entfernen Sie sich, oder ich werde diese Unverschämtheit zu züchtigen wissen.

— Sie sind ein Schurke! . . .

Marie hörte nichts mehr; sie war besinnungslos auf den Boden gesunken. Als sie aus ihrer Betäubung erwachte, hatte sich ein furchtbares Delirium ihres Geistes bemächtigt; ein hitziges Fieber verzehrte sie, und erst nach einigen Tagen, wo ihr Leben mehreremal sie zu verlassen drohte, wurde sie gewahr, daß sie sich in Karls Zimmer befinde und nebst ihrem Kinde von Madame Mignonnet sorgfältig gepflegt werde.

III.

Sobald Marie sich von ihrer Krankheit erholt hatte, erfuhr sie von ihrer Pflegerin, daß die beiden jungen Männer einen Zweikampf gehabt. Der edle Karl Ruttens war verwundet worden, und Edwards hatte das Hotel verlassen. Karl hatte Marie in sein Zimmer bringen lassen, und, da er erfahren, daß Edwards Livingston sich nach London begeben, dessen Wohnung in Besitz genommen. So lange Marie in Gefahr schwebte, weilte er in ihrer Nähe, ohne an seine empfangene Wunde zu denken, theilte mit Madame Mignonnet die Sorgfalt für die Kranke und wachte die Nächte an ihrem Lager.

Als Marie genesen war, äußerte sie den Wunsch, das Hotel zu verlassen, weil sie von einem jungen Manne, den sie nur durch die große Achtung, die er ihr bezeigt, und durch den Edelmuth, womit er während ihrer Krankheit für alle ihre Bedürfnisse gesorgt, kenne, nicht ferner Unterstützungen annehmen dürfe.

— Und wohin wollen Sie gehen? fragte Karl. Bleiben Sie wenigstens so lange hier, bis ich für Sie eine Arbeit aufgefunden habe, mit der Sie sich in Ihrem Zimmer beschäftigen können, und deren Ertrag zu Ihrem und Ihres Kindes Unterhalt hinreichen wird.

Der edle Jüngling wollte Marie nicht allein vor dem Elend bewahren, sondern ihr auch die ängstliche Besorgniß ersparen, ihre Existenz einem Fremden zu verdanken.

Die List gelang, denn Marie erholte sich, belebt durch die Hoffnung, für sich und ihr Kind arbeiten zu können, nach und nach, und machte sich mit Eifer an die Stickereien, welche Karl ihr durch einige Leinwandhändlerinnen bringen, und die er ihr im Geheimen mit dem Doppelten ihres Werthes bezahlen ließ. Allein diese etwas glücklichere Lage Mariens sollte von nicht langer Dauer sein. Man kann sich leicht die Empfindungen denken, welche ihre Seele bestürmten, als sie eines Tages von Madame Mignonnet den Familiennamen desjenigen erfuhr, der sie so edelmüthig unterstützt; als sie wußte, daß ihr Beschützer kein Anderer, als ihr Cousin, derselbe Karl Ruttens sei, den ihr Vater ihr zum Gatten bestimmt, und dessen Hand sie so hartnäckig abgeschlagen, um Edwards Livingston zu folgen.

— Karl, sagte sie nach dieser unglücklichen Entdeckung zu ihm, Sie haben mich getäuscht, und ich darf nicht länger an diesem Orte bleiben. Um Ihnen den Grund davon begreiflich zu machen, bedarf es nur eines Wortes: ich bin Marie Verlänen.

— Das habe ich gewußt, theure Cousine, erwiederte Karl traurig.

Marie sprach von augenblicklicher Entfernung; allein wie sollte sie den inständigen Bitten Karls, den wohlgemeinten Rathschlägen der Madame Mignonnet widerstehen? Sie blieb also in dem bescheidenen Hotel in der kleinen Notre-Dame Straße, und hatte nicht die Kraft, die einzige, ihr in der Welt noch übrig gebliebene Stütze von sich zu weisen.

Eines Abends saß sie allein an der Wiege ihres Kindes, und war mit einer Arbeit beschäftigt, um deren schnelle Beendigung man sie ersucht hatte; da trat Madame Mignonnet in das Zimmer und überreichte ihr einen Brief.

Es war die Schrift ihrer Mutter; Marie preßte den Brief an ihre Lippe, erbrach das Siegel und las:

„Herr Verlänen wird einer Tochter, die aus dem väterlichen Hause „entflohen ist, niemals verzeihen; Marie konnte aber wenigstens auf „meinen Beistand rechnen, und die Hoffnung hegen, daß ich ihr nach „dem Tode meines Gatten, wenn ich jemals zu dem Unglück, ihn zu „überleben, verdammt sein sollte, meine Arme wieder öffnen würde. „Ich hatte mich nach Brüssel begeben, um sie dessen zu versichern, „allein, großer Gott! was hab' ich dort erfahren. Nicht zufrieden mit „dem schon begangenen Fehltritt, verläßt Marie den Vater ihres „Kindes, denjenigen, dem sie Alles, Eltern, Vaterland, Zukunft zum „Opfer gebracht . . . und für wen? . . . für einen andern Unbe„kannten, von dessen schimpflichen Anerbietungen und entehrender „Gastfreundschaft sie Gebrauch macht! Es ist also wahr, daß der erste „Schritt zum Laster unaufhaltsam in den Abgrund des Verderbens „hinabzieht. Ich theile von nun an meines Gatten Unwillen und mag „fernerhin nichts mehr von einer Tochter wissen, die so schnell alle Grade „des Lasters durchlaufen ist und die alle Gefühle der Würde und der „Scham, welche ein Weib, wie schuldig sie auch sei, niemals vergessen „darf, gänzlich verläugnet." „Louise Verläuen."

Marie war erstarrt, unbeweglich und sprachlos.

— Sie haben Alle recht! rief sie endlich mit Verzweiflung aus; nach meinem Falle und Edwards Verrath blieb mir nichts weiter übrig, als der Tod. O! warum hat es mir an Muth gefehlt, ihn zu suchen! Ich darf nun nicht länger in dieser Lage bleiben. Nein, nein, ich muß diesen Ort augenblicklich verlassen.

Marie hebt ihr Kind aus der Wiege und verläßt das Zimmer. Als sie an der Thür der Wirthin vorüber geht, fällt dieser die Aufregung in ihren Gesichtszügen auf.

— Mein Gott, wo wollen Sie denn hin in diesem Zustande? weßhalb gehen Sie zu dieser Stunde, in diesem Wetter, und bevor Herr Ruttens zurück ist, aus?

— Ich muß, erwiedert Marie; der Brief, den Sie mir gebracht, nöthigt mich, eine Person zu besuchen, die auf mich wartet.

— Es ist ja aber ein abscheuliches Wetter! Der Regen fällt in Strömen herab. Und Ihr Kind? wollen Sie es auf diese Weise dem Winde und der Nässe aussetzen?

— Ich fürchte das Wasser nicht! erwiederte Marie mit einem bittern Lächeln und einem festen Entschluß. Aber mein Kind . . . . mein Kind! . . . Sie haben Recht, nehmen Sie es, Madame Mignonnet, behalten Sie es bis zur Rückkehr des Herrn Ruttens bei sich, und geben Sie demselben das Billet, das ich schreiben werde, ab.

— Wie, Sie weinen? Mein Gott, Sie beunruhigen mich; fassen Sie sich, ich bitte Sie, und erwarten Sie Herrn Ruttens, bevor Sie ausgehen.

— Es ist nichts, es ist nichts, Madam Mignonnet; ich danke Ihnen für Ihre gütige Sorgfalt.

Marie ergriff eine Feder, schrieb eilig einige Zeilen auf ein Blatt Papier, versiegelte dasselbe und übergab es ihrer Wirthin; dann preßte sie ihr Kind lange und krampfhaft an ihre Brust, legte dasselbe in Madame Mignonnets Arme und verschwand bald am Ende der kleinen Notre-Dame Straße.

Die Wirthin folgte ihr mit den Augen, so weit sie sehen konnte, und kehrte dann nachdenkend und mit dem Kopfe schüttelnd in ihr Zimmer zurück.

— Dahinter steckt etwas; ich wünschte, Herr Ruttens wäre zu Hause.

Der aber kam gewöhnlich nicht so zeitig. Madame Mignonnet legte Mariens Kind auf ihr Bett und trat vor die Thür, um seine Ankunft zu erwarten.

Die Nacht war völlig angebrochen; ein eiskalter Wind strich durch die Straßen und peitschte den Regen, der, in dicken Tropfen auf die Dächer und das Pflaster Brüssels herabfallend, eine einförmig traurige Musik machte.

Endlich erschien Karl Ruttens; Madame Mignonnet rief ihm schon in der Ferne zu: Kommen Sie, Herr Karl, Marie ist fortgegangen und hat dies Billet für Sie zurückgelassen.

Es enthielt nur die Worte:

„Karl, Sie werden meinen Sohn nicht verlassen, bis es Ihnen „möglich wird, denselben in die Arme meiner Mutter zu bringen. „Auch sie verdammt mich, und haßt und verachtet mich Ihretwegen. „Beten Sie für mich, Karl, und schlagen Sie, im Namen des Him„mels, die letzte Bitte einer Unglücklichen nicht ab."

„Marie."

Der junge Mann stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

— Sie ist todt, o, mein Gott! rief er, sich mit der Hand vor die Stirn schlagend.

— Heilige Jungfrau! rief Madame Mignonnet, sich bekreuzigend; ich hatte mich also nicht getäuscht!

— Wohin ist sie gegangen, nach welcher Seite hin hat sie ihren Weg eingeschlagen?

— Dort hin, durch die Magdalenenstraße, nach der Niederstadt.

Karl eilte wie ein Rasender davon, während Madame Mignonnet in ihr Zimmer zurückkehrte und zitternd und vernichtet in einen Sessel sank.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Hannover.

(Beschluß.)

Musikalische Freuden haben wir, seit Ernst hier war, in Ueberfülle nicht gehabt. Der wackere Louis Maurer aus Petersburg spielte, ohne daß ihm das Publikum durch zahlreichen Besuch seines Konzertes den Dank für die weite Reise und für seine Kunst ausgedrückt hätte. In der Erinnerung an empfangene Kunstwohlthaten sind die Hannoveraner selten stark und fest. Die Sängerin Agnese Schebest kann ich hier auch gleich nennen. Bitterer wurden die Theater-Enthusiasten wohl nie getäuscht, und daher mag es wohl kommen, daß ihnen auch dasjenige nicht gefallen hat, was trotz aller Verkehrtheiten an der Schebest noch immer zu loben ist. Gestehen muß ich übrigens auch, daß diese Dame ihren enormen Ruf unverdienterweise besitzt. Es gibt denn doch gar viele Sängerinnen, die es ihr gleich thun, und viele, die ihr vorzuziehen sind. Die Jüdin gab Mlle. Schebest sehr gut, zwar ohne Stimme, aber mit Kraft, Glut, Leben und vieler, wenn auch nicht beständiger Wahrheit. Ich bemerke dies ausdrücklich deßhalb, um nicht in die Kategorie derjenigen geworfen zu werden, die da hier meinten, die Schebest sei nun gegen unsere Mad. Gentiluomo auch gar nichts. Ich meine vielmehr, unsere Gentiluomo sei gegen die Schebest nichts, ausgenommen, daß sie eine viel schönere Stimme, eine unvergleichlich schönere Stimme hat. Um nun auch dieser Mad. Gentiluomo nicht zu nahe zu treten, bemerke ich, daß sie in neuester Zeit hoffnungsvolle Fortschritte gemacht hat, und für uns immerhin ein werthzuhaltendes Mitglied ist. — Wenn Sie mich fragen, weßhalb Meyerbeer hier in Hannover gewesen, so vermuthe ich, um sich nach seinen Braunschweigischen Triumphen abzukühlen, wozu Hannover ein vortrefflicher Ort ist. Ich finde mich in

dieser Vermuthung auch dadurch bestärkt, daß er mit unserm berühmten Arzt Stieglitz Konsultationen über seine Gesundheit gepflogen hat, und daß zur Feier dieses großen Mannes hier gar nichts geschehen ist. — Mit allerhand Marktschreiereien, die jetzt hier zu sehen sind, will ich Sie verschonen, mit Theaterreferaten auch möglichst sparsam zu Werke gehen. Hr. Hendrichs ist nach Berlin abgegangen; beinahe wäre ihm der Weg dahin durch die Berge von Abschiedskränzen verrammelt worden. Man schreit: nun ist das Schauspiel verloren! und erinnert sich nicht, daß man schon 100 Mal in ähnlichen Fällen dasselbe geschrien hat. Ich zweifle gar nicht, daß in Deutschland noch ein junger, hübscher Mann zu finden sein wird, der dem theatralischen Bedürfniß der hannoveranischen Damen genügt; Hr. v. Lavallade aus Frankfurt am Main hat das zwar am gestrigen Abend in Don Carlos noch nicht vollständig gethan, aber genügende Tröstung und Hoffnung gegeben. Mad. Schröder-Devrient wird in diesen Tagen zu Gastrollen hier eintreffen; ihr früherer Gemahl, der hier engagirte Hr. Karl Devrient, wird während dessen in Braunschweig gastiren. Für den Sommer haben wir gar keine Aussichten; denn im Schauspielhause soll gebaut werden.

Aus Düsseldorf.

Mai.

Dieser Tage ist hier eine dramatische Sängerin öffentlich aufgetreten, und hat solchen Beifall errungen, daß ihr Wirkungskreis sich wohl bald über ihr vaterstädtisches Weichbild erstrecken wird. Es ist dies Fräulein Klement, die Tochter eines hiesigen Rendanten, der durch mannigfache Unglücksfälle in mißliche Vermögensverhältnisse gerieth, aus welchen ihn die Tochter durch ihre Gesang- und Darstellungsgabe zu retten beschloß. Die Beweggründe ihres Auftretens, wie ihre Leistungen entzückten die Menge dergestalt, daß es an Gedichten, Ständchen und andern Zeichen der Anerkennung, welche sonst nur berühmten Künstlern zu Theil werden, nicht fehlte. Die darstellende Sängerin versuchte sich bereits sowohl in Leistungen der neuitalischen Schule wie in Mozart'schen Werken, und scheint besonders für letztere, für den eigentlichen dramatischen Gesang, den getragenen, soliden Vortrag, der größtentheils dem konzertartigen den Platz einräumen mußte, keine geringen Anlagen zu haben.

Die heurige Gemäldeausstellung, auf welche alle hier lebenden Künstler sich fleißig vorbereiten, scheint diesmal von mehr Bedeutung als je zu sein, nicht allein deshalb, weil so viele und so glänzende Bilder ihr entgegen reifen, sondern auch weil sich stets ein gesunderer und tieferer Geist in der Schadow'schen Schule entwickelt. So sind denn die Reigenführer der Schule alle von jenem sentimentalen schwermüthigen Romantismus auf das wahrhaft geschichtliche Bild zurückgekommen, und haben Werke aufzuweisen, welche die ganze Seele in Anspruch nehmen. So hat Lessing eine Darstellung aus dem kostnitzer Konsilium gewählt, welche bei weitem seine bekannte Predigt überragt, Stielke sich für die Heldenthaten der Jungfrau von Orleans begeistert, welche er im wilden Schlachtgedränge jungfräulich würdig dargestellt, darneben die Auswanderung der letzten syrischen Christen beinahe schon beendigt, — auch ein Bild, das Trauer und Schwermuth athmet, aber nicht jene krankhafte nervenschwindsüchtige, welche nicht mit Unrecht getadelt wurde, sondern eine wirkliche Heldentrauer, die von dem Gottglauben siegreich aufrecht gehalten wird. Haach hat Eliezer dargestellt, welcher dem jungen Isak die Rebeka zubringt; ein würdiges und freundliches Bild, das schon hinsichtlich des Gegenstandes sich nicht bis zu seinem „Christus im Sturm" aufschwingen kann; Kiderich wählte sich den sterbenden Malthesergroßmeister Lavalette, welcher seine Ordensbrüder zur Eintracht mahnet, ein Bild, das so groß als schön in allen Einzelnheiten ausgeführt ist, und Lay malte Simson im Schooße der Delila, dem von den Philistern die Locken abgeschnitten werden; auch ein Bild, das in der Handlung neu und kühn, in der Ausführung sinnig und fleißig ist. Durch das historische ist das romantische Element nicht verdrängt worden, im Gegentheil ist auch dieses geläutert und erhöht, wie denn unter vielem Schönen das Schönste, Mücke seine Elfen nach der Tiek'schen Erzählung, welche früher als Farbenskizze das Schadowsche Haus zierten, jetzt in bedeutender Größe ausführt, und die kleinen Geisterchen so lieblich, niedlich und reizend unter die Riesenblätter in den Wellen malt, als ob er sie selber mit dem Dichter belauscht hätte. Unter den Landschaften zeichnen sich diesmal die Leistungen von Achenbach, und nach ihm die von Breslauer aus, weil sie neben der schönen Ausführung (wer vermag z. B. das Wasser wie Achenbach darzustellen?) noch neue Szenerien, skandinavische Felsenbühnen mit dortigen kahlen Granitblöcken und Riesenwasserfällen erschließen. Häke, Schulten und andere Maler behandeln mit Glück die schönen Gegenden des Rheines und der Aar, wobei sie das durch Lieblichkeit des Gegenstandes ersetzen, was jene an künstlerischer Darstellung voraushaben. Unter den Landschaften nehmen jene von Scheuren ebenfalls einen hohen Rang ein, wenn dieser Maler nur nicht durch Flüchtigkeit wie durch Gesuchtheit dahin trachtete sich selber zu Grunde zu richten.

(Der Beschluß folgt.)

Brief des Grafen Berchtold an Wenzel Hanka.

Aus Stockholm.

(Aus der Zeitschrift des böhmischen Museums. 1. Heft 1840.)

. . . . Endlich kam ich in das an Antiquitäten reiche Skandinavien. Es ist zwar allgemein bekannt, was Falun und Dänemark von jeher boten, aber dennoch ist noch vieles in schwedischen Bibliotheken verborgen. Ihnen würde es wohl noch gelingen, manches hier zu entdecken, wo man die slawische Literatur kaum dem Namen nach kennt, wo man sich um sie nicht bekümmert, und keine genügende Kenntniß der Sprache besitzt. Daß Dobrowsky's Scharfblick auf seinem Wege nach Schweden und Rußland (1792) mancher Schatz entging, läßt sich leicht vermuthen; auch waren die königlichen und Privat-Bibliotheken und Museen damals noch nicht so zugänglich und geordnet wie jetzt, und ein vollkommener Ueberblick derselben war sehr erschwert; gewiß würde auch zu jetziger Zeit Dobrowsky's Mühe erfolgreicher sein. Merkwürdig vor allem ist die Bibliothek des Grafen Brahe, welche gegen fünfhundert Handschriften und dreiundzwanzigtausend gedruckte Bücher enthält. Es ist dieselbe, welche Wrangel nach beendetem schwedischen Feldzug in Böhmen auf seinem mit königlicher Pracht erbauten Skuktsterschen Schlosse aufbewahrte, wo auch eine der größten und sehenswerthesten Rüstkammern und Portraitsammlungen aufgestellt ist. Es wäre wohl die höchste Zeit, daß, wer die Schätze dieser Bibliothek besser kennen lernen wollte, diese günstigen Umstände benützte, so lange die Humanität des Grafen Brahe, Wrangels Erbe, einen freien Zutritt gestattet, und der wissenschaftlichen Forschung willig ganze Monate gönnt. Die Bibliothek ist schon dem König zum Geschenk angetragen, und bald wird sie nach Stockholm oder Upsala kommen, wo wieder einige Zeit verstreicht, ehe sie geordnet und zum Gebrauch geöffnet werden dürfte. Unter die erbeuteten Merkwürdigkeiten, welche unter Wrangels Fahnen (nach der Inschrift „Non mortale est quod quaero") nach Schweden gebracht wurden, gehört auch die schwarze Rüstung Žižka's mit seinem Schwerte, worauf die Buchstaben K und M, dazwischen ein Kelch, gegraben sind. — Gewiß ist es das Schwert, welches Wrangel nebst dem von Meisterhand gearbeiteten Schilde (welches man Karl V. zuschreibt) aus Böhmen führte. Von großem Werthe sind manche erbeutete Sachen, welche in der königlichen Antiquitätensammlung, theils auch im Schlosse noch aufbewahrt werden, und die einst der Ruhm und Schmuck unsers Vaterlandes waren. Merkwürdig ist, wie man in Schweden jetzt alles, was im 30jährigen Kriege erbeutet worden, zur Schau stellt, wo hingegen in Sachsen alles sorgfältig verheimlicht wird, was von Kunstwerken aus Prag nach Dresden weggeführt worden. Interessant wäre auch zu wissen, warum in Skandinavien böhmische Münzen aus den ältesten Zeiten, aus den spätern aber keine vorkommen. Noch muß ich bemerken, daß ich ähnliche Götzenbilder, wie jenes, das man unlängst in Mähren bei Bzanc ausgrub, in den Sammlungen Berlins und Dresdens fand. Und sie sind wie aus einer Form.

Doch die Stunde schlägt, schnell aufs Dampfschiff nach Lübeck!

Leben Sie wohl. Gr. B.

Literatur.

Neugriechische Volksgesänge. Original und Uebersetzung von Dr. J. M. Firmenich. Berlin bei Heymann. 1840.

Allen Freunden der Volkspoesie, besonders aber denen, welchen griechisches Leben und Alterthum am Herzen liegt, wird diese kleine Gabe willkommen sein, die den reichen Schatz, welcher dem Verfasser zu Gebote steht, freilich nicht erschöpft, sondern nur vorläufig zeigen soll, wie er ihn zu benützen, zu ordnen weiß. Das Werk ist nicht sowohl eine Sammlung griechischer Volkslieder, als eine Abhandlung über dieselben, worin als Belege Lieder aller Gattungen reichlich eingestreut, und mit den Fragmenten altgriechischer Volkslieder verglichen und zusammengestellt sind. Die Abhandlung wie ihre Liederspende läßt uns einen lohnenden Blick in das wiedererstandene Hellas thun, malt uns die Leiden und Freuden, die Kämpfe und den Geist der

Männer, welche in den letzten Jahrzehnten dort gewirkt, und sucht vor allem gegen die von Fallmereyer aufgestellte Behauptung Gründe aufzuführen und klar zu machen, daß die heutigen Griechen noch echte Kinder der alten Hellenen, und keine hellenisirte Slawen sind. Verdienstlich wäre es vom Verfasser, diesen Beweis genauer auszuführen und ihn auch mit geschichtlichen Belegen hervorzuheben, verdienstlicher aber noch, die Sammlung, welche den vollen Schatz der Lieder erläutert, herauszugeben, und zugleich das zu benützen, was Fauriel und Stackelberg in diesem Fache schon geleistet haben. Um dem Publikum zu zeigen, in welcher Art der Uebersetzer verfuhr, wie er den Ton getroffen, greifen wir das erste beste Lied auf, und theilen es hier mit.

Das Grab des Dimos.

Die Sonne sank ins Meer hinab, und es gebietet Dimos:
Geht, holet Wasser, Kinder mein, daß Abendbrod ihr esset!
Und du Lampeatis, Neffe mein, setz hier dich mir zur Seite.
Da, trage meine Waffen du, sei du hinfüro Hauptmann!
Ihr, meine Kinder, nehmt mein Schwert, das arme, das verlassne,
Und haut mir grüne Zweige ab, und breitet sie zum Lager,
Und holet mir den Geistlichen, auf daß er Beicht mich höre,
Daß ich die Sünden sage ihm, so ich begangen habe.
War Armatole dreißig Jahr, und zwanzig bin ich Klephte.
Doch itzo naht sich mir der Tod, und jetzo will ich sterben;
Macht mir mein Grab zurecht, doch schaut, daß breit und hoch es werde,
Damit ich stehn und kämpfen kann, und auch querüber laden.
Und an der rechten Seite laßt ein Fensterlein mir offen,
Auf daß die Schwalben kommen dort und mir den Frühling bringen,
Und mir den wonnevollen Mai die Nachtigallen künden.

Druck und Papier des Werkchens sind untadelhaft und tragen mit zum guten Eindrucke des Ganzen bei. **W.**

Notizen.

(Eine Stube voll Enthusiasten.) Nichts kann possierlicher sein, als am Morgen nach dem letzten Auftreten einer Bühnenkünstlerin eines jener Café's zu besuchen, worin sich eben die glühendsten Verehrer derselben zum Dejeuner versammeln — denn ihre unmenschliche Begeisterung thut ihrem menschlichen Bedürfnisse nicht den geringsten Eintrag. Dies war denn auch am 16. Mai nach der Benefice- und Abschiedsvorstellung der Dem. Marie Taglioni, im Hoftheater nächst dem Kärntnerthor, der Fall, und wehe demjenigen, der es da wagen wollte, den Hyperenthusiasmus der Andern mit ironischer Miene zu belächeln: man schalt ihn einen Menschen ohne Geist und Gemüth, einen Barbaren, ein Ungeheuer — und das Alles um ein Paar Füße. Mit lauter Stimme verkündet der eine, er sei auch von der Partie Derer gewesen, welche die göttliche Gitana eigenfüßig nach Hause zogen, während ein anderer seiner Inspiration nur in Gesten Luft zu machen vermag: er hat seinen Stimmfond gestern für die Taglioni eingebüßt, denn er war es, dessen soliden Lungen sie die 30. Hervorrufung verdankt; ein dritter weist triumphirend die zerfetzten Reste eines „Fazzoletto per memoria" vor, um die er sich mit zahllosen Rivalen im Schweiße seines Angesichts hatte balgen müssen; ein vierter endlich und der überschwenglichste von allen donnert mit einem Feuereifer, der eines besseren Zweckes würdig wäre, gegen alle Excesse solcher Art — weil sie nach dem bekannten „du sublime au ridicule il n'ya qu' un pas" das Heiligthum der Tanzkunst nur profaniren könnten, dekretirt zugleich aber feierlich, daß es keine höhere Poesie, als die der Füße gebe, und jeder, der dies nicht glauben wolle, ein Tropf sei — Prost zur Mahlzeit! — ***

(Böhmisches Theater.) Die böhmischen Kwěty bringen Berichte aus allen Gegenden Böhmens über die Fortschritte des böhmischen Theaters in den Landstädten und selbst unbedeutenden Ortschaften. Eines besondern Beifalls erfreuten sich: In Budweis: „Der Tausendiassa," übersetzt von Štěpánek; in Polna: „Die Schleichhändler," übersetzt von Týl, ferner „Hedwig," übersetzt von Tomsa, „Jolanta, Königin von Jerusalem," „Trufaldin" „Der Nachtwächter" und „das Landhaus auf der Heerstraße." — In Beraun: „Zwei Freunde und ein Rock," „Nro. 777," nebst dem „Essighändler," übersetzt von Štěpánek. — In Daudrawic (bei Jungbunzlau) „Der Findling" von Týl. In Unhoscht: „Mecislaw und Blanka," und „Der Essighändler." In Turnau: „Der blinde Knabe," (nach einer Erzählung von Nieritz böhmisch bearbeitet von J. M. P.) und „Die Freier," Orginallustspiel von Macháček. In Rokican wurde „Hedwig," — in Rožďálowic: Týl's „Findling" mit großem Beifall gegeben. In Suchic: Raimanns „gewonnene Herrschaft," und in Kauřjm: „Der Wirrwarr." — Zu Troppau in Schlesien wurde Štěpáneks „Der Böhme und der Deutsche" aufgeführt. —7—

(Gräfenberg.) Hier und in Freiwaldau werden öfter Bälle gegeben (im vergangenen Karneval geschah dies jeden Mittwoch), auf denen man größtentheils Wasser trinkt und nur wenig Punsch, Kaffee und diesen kalt; die Speisen sind ebenfalls kalt. Am 2. Mai waren in Gräfenberg, Freiwaldau und Lindewiese 514 Fremde.

(Der Moniteur ottoman) erscheint seit dem Anfange des neuen (türkischen) Jahres auch in armenischer und türkischer Sprache. Die ersten Nummern sind sehr gut gedruckt. Die Einführung des Zeitungswesens in die armenische und griechische Bevölkerung der Türkei ist gewiß nicht ohne gewichtige Folgen. Jedenfalls muß man von dieser Thatsache, als einem Zeichen der Zeit, Kenntniß nehmen.

(Berl. Figaro.)

(Das russische Reich) hatte im Jahre 1838 eine Gesammtbevölkerung von ungefähr $62\frac{1}{2}$ Mill. Individuen. Auf die europäischen Besitzungen kommen gegen $56\frac{1}{4}$ Mill., auf die außereuropäischen $6\frac{1}{4}$ Mill.

(Amsterdam) hat eine Bevölkerung von 211,000 Seelen, worunter das weibliche Geschlecht ein Uebergewicht von 21,000 hat.

(Der Memoiren-Roman) — ein Roman in Form von Bekenntnissen, welche der Held desselben einem spätern Jahrhundert über sich und sein Zeitalter macht — wird in der Zeitg. für die eleg. Welt als eine höchst glückliche Gattung bezeichnet. „Er hilft der Geschichte nach, indem er die historische Thatsache als psychologische Möglichkeit erläutert, die kleinen Züge am Jahrhundert ergänzt, um für die großen Gestalten Zufall und Schicksal gegen einander auszugleichen und die Erscheinungen eines Zeitalters als menschliche Erlebnisse begreiflich zu machen. Indem die Dichtung in diesem Fall blos Berichterstattung oder Ausfüllsel und Lückenbuße zu sein scheint, hat der Poet hier doch die Funktionen des feinsten Psychologen, den glücklichsten und dankbarsten Spielraum als Portraitmaler, und vermag, wenn er nicht an der historischen Größe feig und zaghaft vorbeischleicht, die größten Aufgaben der Geschichtschreibung zu erledigen."

(Paris.) Die große k. Bibliothek zählt nach dem „Temps" 450,000 gedruckte Bände, 450,000 Broschüren und Flugschriften, 60,000 Handschriften, 100,000 Medaillen, 6000 geschnittene Steine, 2000 antike. Der jährliche Zuwachs besteht in Durchschnitt aus 6000 französischen und 3000 ausländischen Werken. (Der Zuwachs scheint uns in Betracht der Größe der Bibliothek zu gering zu sein.)

(China.) Der Morning-Chronicle publizirt ein Reskript des Gouverneurs von Canton an die Hong-Kaufleute, worin folgende amusante Stellen vorkommen: „daß die englischen Barbaren zittern beim Zürnen des Kaisers! Einer ihrer Häuptlinge, der früher Hoggo Twang-Cher (erster Lord der Admiralität) war, ist zu unserm himmlischen Gebieter übergegangen und verspricht den ganzen Stamm Tour-Bee der Engländer auf unsere Seite zu bringen. Der Hoggo wird den Jardien (den Hauptopiumhändler, oder wie er sich selbst neulich nannte, den Erz-Opiumschmuggler) in Pulver verwandeln, denn der Hoggo ist selbst eine alte Ratte (Ueberläufer), obgleich man sagt, sein Kopf sei nicht von Eisen, sondern von Holz. Glauben die englischen Barbaren, sie können es umgehen, endlich den Staub unter den Füßen ihrer himmlischen Herrlichkeit ablecken zu müssen? Sie mögen zittern, innigst zittern! Daß aber auch die wunderbare Nation dem Barbaren Hoggo, der übergelaufen ist, nicht zu sehr traue; er kann wieder zu denen überlaufen, die wohlfeiles Brod haben wollen ꝛc.

(Posaune.)

(Sprachfehler und Druckfehler in einem Satze.) In einer deutschen Zeitschrift lesen wir: „Hayti hat mehrere Berge, den Lahott und als den höchsten den Cibao; ein sehr interessantes Terrain für einen fürstlichen deutschen Hofgärtner, an dessen Fuß Palmen und Bambus, auf dessen Spitze aber Fuhren wachsen."

(Hippologische Monumente für Mozart und Beethoven.) Es sage noch Einer, daß die Pietät und die Begeisterung für Mozart und Beethoven erstorben sind! In Kiel wurde eine Pferdelizitation abgehalten, und „Donna Anna," „Zerline," „Leporello," „Fidelio," „Rocco," wurden zu hohen Preisen verkauft.

Beethoven, Mozart liegen unterm Pferde.
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

A.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 45. Mittwoch den 3. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Serbische Volkslieder.

Die Brautfahrt.

Schwester rief den Bruder in die Sonne:
Komm doch Bruder, in den Sonnenschimmer,
Komm, laß uns den lauen Strahl genießen,
Dort die wunderbare Pracht beschauen,
Wie so reich geschmückt Brautwerber fahren!
Glücklich ist das Haus, vor dem sie halten!
Wessen ist das Haus, das sie erwartet?
Wessen Mutter wird sie reich beschenken?
Wessen Bruder gießet Weines ihnen?
Wessen Schwester unter ihnen weilet? —
Seiner Schwester sagte drauf der Bruder:
Sei doch fröhlich, meine liebe Schwester!
Unser Haus die Ziehenden erwartet,
Unsre Mutter wird sie reich beschenken,
Und ich gieße rothen Weines ihnen,
Du als Braut wirst unter ihnen weilen.

Die Liebenden.

Mägdelein und Jüngling treu sich liebten;
Mit demselben Wasser sie sich wuschen,
Trockneten sich mit demselben Tuche,
Und doch blieb's geheim hindurch den Sommer;
In dem nächsten Sommer wußten's alle.
Vater, Mutter ihm das Haus verboten,
Trennten von dem Mägdelein den Knaben.
Doch dem Sterne traut der wackre Bursche,
Seinem Seelenmädchen zu berichten:
Stirb Geliebte du am Samstagabend,
Ich will sterben an dem Sonntagmorgen. —
Was sie vorbestimmt, erfüllten beide:
Am Sonnabend spät starb hin das Mädchen,
In der Sonntagfrühe starb der Bursche.
Mit einander wurden sie begraben,
Ihre Hände solcherweis' vereinigt.
Jeder kriegte einen grünen Apfel.
Noch war nicht gar lange Zeit verflossen,
So wuchs überm Burschen eine Fichte,
Ueber ihr ein Busch voll rother Rosen.
Rosenbusch umschlang die schlanke Fichte,
Wie ein Seidenband das Blumensträußlein.

W. v. Waldbrühl.

Gnade für sie!

Nach dem Französischen des F. Liedz
von Anielewski.
(Beschluß.)

IV.

Welche Worte wären vermögend, das zu schildern, was in Karl Ruttens Herzen vorging. Es war nicht mehr der kalte, gesetzte, das Feuer seiner Seele unter den vor der Zeit ernsten Zügen seines Gesichts verbergende Mann. Die glänzend erleuchteten Häuser und Kaufmannsgewölbe, die vom Regen überfüllten, wie Waldbäche rauschenden Gassenrinnen, die von allen Seiten schnell dahin rollenden Equipagen, und die, fantastischen Schatten gleich, hier und dort eilig an ihm vorübereilenden Gestalten, Alles das blieb von ihm gänzlich unbeachtet. Nur eine Idee war ihm gegenwärtig, nur eine Gestalt schwebte vor seinem Blick: Marie, todt, eine bleiche Leiche, fortgetragen vielleicht von den Gewässern der Senne.

Er lief in einem fort, stieg die Magdalenen-Straße hinab und lenkte seine Schritte zu den Kanälen hin.

In dieser späten Stunde, bei dem schmutzigen, regnichten Wetter waren die Quais des Hafens düster und leer. Dorthin mußte sich Marie wahrscheinlich begeben haben.

Er hielt einen Mann, auf den er in seinem Laufe in der heiligen Katharinen-Straße gestoßen war, an, und fragte denselben mit zitternder Stimme:

— Haben Sie nicht eine Dame in einem dunkeln Hute und Mantel gesehen?

— Eben erst bin ich einer Dame in der Nähe des Bassins begegnet, erwiederte, seinen Weg fortsetzend, der Mann unwillig.

Karl eilte weiter und suchte die Finsterniß mit dem Feuer seiner Blicke zu durchdringen. Er durchlief in schnellem Lauf, aber erfolglos, die Ufer des Katharinen-Bassins. Schon hatte er das Ende desselben, an der kleinen, das Bassin von dem Kanal trennenden Brücke erreicht. Er erbebte bei dem Gedanken, einen falschen Weg eingeschlagen zu haben, oder zu spät gekommen zu sein. Erschöpft von dem schnellen Laufe und der heftigen Aufregung seines Geistes mußte er seine Schritte endlich hemmen und sich an einen Eckstein lehnen, um nicht umzusinken. Eine isolirte Straßenlaterne warf auf die Brücke, die Kanäle und die Quais einen blassen Schein; ihr schwankendes Licht genügte ihm, eine auf einem Holzklotz sitzende Frauengestalt, die nur sein Herz in einer solchen Entfernung für Marie erkennen konnte, zu bemerken. — Sie war es in der That.

Von schmerzlichen Gedanken gefoltert, von der Last eines furchtbaren Entschlußes zu Boden gedrückt, sah und hörte sie nichts. Sie gehörte nicht mehr dieser Welt an und glich einem leblosen Steinbilde.

Karl blieb noch einige Augenblicke regungslos in seiner Stellung, und konnte seiner heftigen innern Aufregung nicht Meister werden. Als er aber sah, daß sie, ohne Zweifel einem noch schmerzlicheren, peinigernden Gedanken nachgebend, plötzlich von ihrem Sitze sich aufrichtete, an den Rand des Kanals eilte und mit verzweiflungsvollen Blicken den Raum maß, der sie von den Gewässern trennte, da stürzte er ihr nach und hielt sie an dem im Winde flatternden Mantel von dem Schritte zurück, der sie mit den kalten Fluten vermählen sollte.

Erschreckt durch den unvermutheten Angriff, richtete Marie ihre Blicke nach dem Manne hin, der sie an der Ausführung ihres Entschlußes hinderte, stieß, ihn erkennend, einen Schrei aus und rief: — Karl! o, ich hätte es ahnen sollen!

— Was wollen Sie beginnen, Marie? fragte Ruttens in einem Tone des Vorwurfs und der Liebe.

— Ich wollte ein sicheres Mittel für meine Leiden suchen. Allein ich bin zu schwach, zu feig . . . Ach! Karl, ich hatte Furcht vor diesem frostigen Grabe. An seinem Rande stehend, erfüllte es mich mit Grausen, und ich habe Sie vielleicht erwartet, um mich aus meiner eigenen Verzweiflung zu retten.

— Unglückliches Weib, hast Du Deinen Sohn, Deine Mutter vergessen!

— Meinen Sohn! ach, ich bin seiner nicht würdig, er wird mir einst fluchen! meine Mutter haßt, verstößt mich; die Welt verdammt, verachtet mich. Sie sehen also, Karl, ich muß sterben.

— Nein, nein, rief er, sie in seine Arme ziehend. Das ist nicht der einzige Weg, der Dir übrig bleibt. Ich bringe Dir Hilfe, Du sanftes schwaches Mädchen. Arme, vom Sturm gebrochene Blume, Du kannst Dein Haupt noch aufrichten in den Strahlen der Sonne. Du hast zwar gefehlt, allein Gott hat Dich nicht verlassen, weil er Dir eine so schöne Seele gegeben, um zu glauben und zu fühlen, ein so sanftes Herz, um zu leiden und zu lieben. Ich werde Dein Schutzengel sein, der Dich bewacht, Dein Rathgeber, der Dich leitet und tröstet; und sollte mich auch die Welt mit ihrem Hohn und spöttischer Bosheit überschütten, Dein Sohn wird der meinige, Du die Lebensgefährtin meiner Wahl werden. Ich will diese Ehre, die man Dir verweigert und deren Dein schwaches, gebrochenes Leben bedarf, wieder herstellen. Sprich! o sprich, Marie, willst Du den Namen und die Hand desjenigen, der Dich liebt, Dich achtet und Dich bewundert, annehmen?

Die Ueberraschung und die heftige Gemüthsbewegung hatten Marie des Gebrauchs ihrer Sinne beraubt, sie blieb leblos in Karl Ruttens Armen.

Und auf der wüsten, leichten Brücke fand, während unter ihren Schritten der Wind durch den weiten Bogen fernhin sauste und den Kanälen lange Seufzer zu entlocken schien, eine jener starken und ergreifenden Scenen Statt, die dem Himmel eine ganze Welt von Dankbarkeit und Liebe entreißen.

V.

Drei Wochen nach diesem Ereigniß hielt eine Postchaise auf dem Meir-Platz zu Antwerpen vor Verlänens Hotel an. Ein Mann und eine Frau, deren Kopf mit einem Hute und einem langen schwarzen Schleier verhüllt war, stiegen aus derselben, und verlangten den Hrn. Verlanen sogleich zu sprechen. Im Wagen war ein junges Mädchen zurückgeblieben, das auf ihren Knieen ein schlummerndes Kind wiegte.

— Herr und Madame Ruttens! meldete ein Diener, indem er die beiden Fremden in den Salon führte.

— Mein Vater, sagte Karl, auf den Herrn Verlänen zugehend, ich bin im Begriff eine Reise nach Deutschland zu machen, die vielleicht einige Jahre dauern wird, und wollte Ihnen deßhalb vorher meine Frau vorstellen, denn ich habe nicht vergessen, daß Sie mein Vormund gewesen und mein bester Freund sind.

— Wie, Sie sind vermählt! unterbrach ihn Madame Verlänen, in einem Tone der Ueberraschung und des Bedauerns.

— Sie hätten mich, lieber Karl, vielleicht vorher um Rath fragen sollen, bevor Sie einen solchen Schritt thaten, erwiederte Herr Verlänen mit Bitterkeit: doch mich kann ja jetzt nichts mehr betrüben, noch überraschen. Uebrigens bürgen mir Ihr Verstand und Ihre Erfahrung für die Klugheit Ihrer Wahl. Sie wissen, daß ich einst andere Aussichten, andere Pläne für Sie hatte, der Himmel hat es anders beschlossen! Jetzt verlange ich nichts weiter, als Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche für Ihr Glück darzubringen.

In diesem Augenblicke ließ die junge Frau sich auf ihre Kniee nieder und hob den Schleier auf, der bis dahin ihr Gesicht verdeckte.

— Marie! . . . riefen Herr und Madame Verlänen.

— Es ist nicht mehr Marie, sagte Karl, es ist Madame Ruttens, die Mutter des Kindes, das ich anerkannt und adoptirt habe. Laßt uns alles Geschehene vergessen, mein Vater, und fortan nur eine Familie bilden. Ich gebe Ihnen von heute über drei Jahre eine Zusammenkunft in Brüssel; denn wir verlassen Antwerpen für immer und reisen in wenigen Augenblicken nach Deutschland ab. Wollen Sie vor unserer Abreise Ihre Tochter, die Gattin des Schwiegersohnes, den Sie selbst gewählt, nicht noch einmal umarmen?

Herr Verlänen schwankte noch, aber endlich brachen seine Thränen hervor; er vermochte nur Marie zu sich empor zu heben und an sein Herz zu pressen.

— Möge sie Dich glücklich machen, Karl! nur um diesen Preis werd' ich ihr vielleicht einst vergeben können. Möge indeß der Himmel den Fluch zurücknehmen, den ich über ihr Haupt ausgesprochen, so wie ich ihn zurücknehme, und Dich, mein Sohn, der mein graues Haar ehrt und uns zum Zweitenmal vor Schande und Entehrung rettet, segnen.

— Karl! riefen Mutter und Tochter zugleich und schloßen den edlen jungen Mann in ihre Arme.

In diesem Augenblicke fand er die Vergeltung für sein großmüthiges Opfer.

Aus Düsseldorf.

Mai.

(Beschluß.)

Am 10. Mai wurde in Düsseldorf unter Leitung des Hrn. Musikdirektors Rietz der Mendelssohnsche Paulus vor einer zahlreichen Versammlung aufgeführet; das Werk, obwohl es schon öfter in den Rheinlanden, namentlich in Düsseldorf gegeben und gehört worden, machte noch immer einen gleichsam ersten Eindruck, oder steigerte vielmehr den Beifall und die Anerkennung, welche diesem Meister in allen Gauen des Vaterlandes so reichlich zu Theil werden. —

Fräulein Schloß, die junge Künstlerin, welche in Leipzig als dramatische Sängerin aufgetreten war, und sich auf einer Kunstreise (gegenwärtig in Berlin) befindet, ist die Tochter eines kölnischen Antiquars mosaischer Religion, die ebenso wohl und noch wohl mehr ihren Künstlerberuf durch die vielen mit Ausdauer überwundenen Hindernisse bewährt, als durch ihre natürliche Anlage, welche in einer klangvollen, biegsamen und doch starken, mittelhohen Stimme besteht. Sie ist von kleinem Wuchs, nicht so blendend schön als andere ihrer Nebenbuhlerinnen, aber so bescheidenen und anspruchlosen Gemüths, daß wohl Mancher ihr glänzendes Talent, ihre gediegene Schule nicht geahnt hätte. In ihrer Vaterstadt traf sie tausend Schwierigkeiten, um blos zum öffentlichen Auftreten zu gelangen, und fand, weil die Mehrzahl die Jüdin in der Sängerin verachtete, sehr lauen Beifall, viel Neid und Mißgunst. Sie aber ließ sich durch zweideutige Erfolge nur anspornen, und ging, da ihr in Köln keine würdige Schule mehr offen stand, nach Paris, wo sie im Konservatorium der Musik von vorne wieder ihre Studien aufnahm. Das Jahr 1839 war das erste, wo sie in Deutschland eine Anerkennung errang, und zwar auf dem Düsseldorfer Musikfeste, zu welchem Fräulein von Faßmann und Klara Novello eingeladen waren. Beide Sängerinnen wurden dort mit dem größten Jubel empfangen, ihnen von Hoch und Niedrig gehuldigt und beide schon bei ihrem ersten Auftreten vergöttert, die arme kleine Schloß aber gänzlich übersehen. Als jedoch die Verlorene nach und nach still und bescheiden ihre Partien vortrug, erwachte das Rechts- und Schicklichkeitsgefühl in der Menge, welche sich selten lange von Vorurtheilen einnehmen läßt, so daß mit jedem Ton der Beifall stieg, und dieser zuletzt in den lautesten Jubel überging, und daß die gefeierten fremden Künstlerinnen von der Anfängerin verdunkelt da standen. Unter den Gönnern, welche sie sich damals erwarb, war Felix Mendelssohn der ausgezeichnetste, einflußreichste und würdigste.

dem sie auch bald ihre Berufung nach Leipzig verdankte, ein Ruf, welchem die dortige Anerkennung folgte, so daß die Verkannte jetzt mit Würde, ohne alle Ränke, ohne alle Kameraderie, in die Reihe der ersten deutschen Künstlerinnen getreten ist.

Bemerkungen zu der akademischen Kunstausstellung in Prag, 1840.*)

Von Bernhard Stolz.

Es mag auffallend sein, daß ein Land, so reich an Kirchen, wie Böhmen, und in ihm eine Stadt wie Prag, die vorzugsweise die thurmreiche genannt werden könnte, verhältnißmäßig so wenig Meisterwerke der alten religiösen Malerei aufzuweisen vermag; allein die unsäglichen Religionsunruhen, die am frühesten und heftigsten hier wütheten, beraubten wohl noch mehr die Kirchen ihres schönsten Schmuckes, als die späteren politischen Kämpfe, deren Schauplatz Böhmen so häufig werden mußte. Vieles, was der Zerstörung des Fanatismus entgangen war, ist der Raubgier siegender Krieger in die Hände gefallen. Viele vortreffliche Fresken allein zeichnen die Wölbungen der meisten Kirchen noch jetzt aus, und eine große Zahl ehrwürdiger Kunstschätze soll das Schloß Karlstein einschließen. Trotz dieser Unfälle hat Prag Mittel gefunden, durch nicht unbedeutende Gemäldesammlungen den Kunstsinn neu zu beleben. Noch mehr als die öffentliche ständische Galerie hat die Privatsammlung des Grafen Erwein Nostitz zur Förderung der Malerei in Böhmen beigetragen, weil fast kein schlechtes Gemälde den Eingang in sie gefunden hat, und die Liberalität des Besitzers jedem Künstler und Laien den freien Zugang jederzeit gestattet. Die gräflich Colloredo-Mannsfeldische Galerie ist nach und nach von Prag nach Wien übertragen worden. Endlich hat auch die im Jahre 1800 gegründete Akademie einen wohlthätigen Einfluß auf die Entwicklung der Kunst ausgeübt, besonders seit die „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde" eine jährliche Kunstausstellung damit in Verbindung gebracht hat. Vor Allem wird die Wirkung der diesjährigen von epochemachendem Einfluße sein; denn den Bemühungen und regsamen Eifer des derzeitigen Präsidenten des Vereins, dem Grafen Erwein Nostitz, und dem Sekretär desselben, dem Grafen Franz Thun-Hohenstein (jun.) ist es gelungen, ein geeigneteres Lokale zur Aufstellung der Gemälde in den für die ehemals gräflich Colloredo'sche Sammlung bestimmten Gemächern zu erwerben und eine bedeutendere Anzahl von Gemälden ausländischer Künstler herbeizuziehen, so daß wir fast aus jeder Schule einige, und zwar zu den besten gehörende Werke erhalten haben. Dieser Zusammenfluß ausländischer Kunstwerke, auf den es bei Kunstausstellungen hauptsächlich ankommen muß, um den einheimischen Talenten durch die vielseitigsten Belehrungsmittel zu Hülfe zu kommen, Ideen zu erwecken, Ansichten zu läutern und zu bewähren, dürfte leicht für die folgenden Jahre noch bedeutender werden, da ein großer Theil der eingesandten Gemälde, die nicht schon eine Bestimmung hatten, bereits in den ersten Tagen verkauft war. Schade nur, daß die trefflichsten und lehrreichsten nun in Privathäuser gehen, wo sie dem Blicke des gewöhnlichen Publikums, wozu auch der angehende Künstler gehört, entzogen sind, und gleichsam lebendig begraben werden, statt daß sie fortwährend nützen würden, wenn sie Galerien angehörten, zu denen Jeder freien Zutritt hat. Wir haben Repräsentanten aus Düsseldorf, München, Wien, Berlin, Dresden, Amsterdam, Antwerpen, und selbst Gäste aus Rom, Venedig, Hamburg und Paris sind nicht ausgeblieben.

Es prävalirt jetzt fast allgemein die Landschaftsmalerei, vielleicht weil in Behandlung dieser Gattung die größte Veränderung vorgegangen, und weil von ihr aus jede andere einer gleichen Vervollkommnung zustrebt. Die Landschaftsmalerei hat bereits großen Einfluß auf die Situations- und Charaktermalerei ausgeübt, und wird es immer mehr, seit unsere meisten Schulen von der todten, — in eine andere Welt, als die jetzige, reichende — Antike etwas mehr abgehen, und sich an den warmen Busen der Natur werfen, die uns näher steht; wobei natürlich Niemand die Wichtigkeit der Antike, als Studium, läugnen wird. Das detaillirte Nachbilden der Formen in der Natur wird auch der idealen Auffassung ein ganz anderes, mehr ansprechendes Gepräge geben, als jene alten arkadischen Landschaften mit badenden Nymphen haben, in denen der Himmel, wie die Kräuter und Bäume, ungesehene Farben und Gestalten tragen. Die Düsseldorfer Schule hat sich am meisten die treueste Nachbildung der Natur zur Aufgabe gemacht, sie hat daher trotz der Einwendungen, die sich gegen dieselbe machen lassen, am wenigsten künstlerische Manier, während die Münchner, so wie noch mehr die französische und englische Schule besondere Formen für den Baumschlag u. dgl. beibehalten hat, und mehr die Massen als das Detail berücksichtigt. Die Niederländer leben noch immer in ihren alten Meistern, und ihre Werke zeichnen sich durch Genialität der Ausführung, durch eine, mehr durch den Verstand als durch das Gefühl hervorgerufene Wirkung aus. Bei ihnen geht der gemachte Eindruck durch das Ensemble hervor, und das Einzelne darf nie für sich allein betrachtet werden, während die Düsseldorfer Meister sich in jedem Thautropfen, auf einem Grashalme, in jeder Ritze eines Steines erfassen und bewundern lassen. Nur dadurch, daß das Detail in seiner minutiösen Präcision sich gleichmäßig auf den Vorder- und Mittelgrund erstreckt, kann diese Art, die eigentlich nur für die Miniatur geschaffen scheint, sich auf Gemälde größeren Umfangs und größeren Styls mit Erfolg anwenden lassen. Das Bild von Achenbach, das hier die allgemeinste Bewunderung erregt, und für den mäßigen Preis von 200 Frdors Eigenthum des Fürsten Camill Rohan geworden ist, stellt eine norwegische Hochebene vor, und trägt, wie man sich leicht denken kann, einen winterlichen Charakter. Sparsam blickt der Schnee durch den farbenreichen Boden, der Reif liegt auf den Blättern, ein großer Fels und einige phantastisch gebildete kahle Baumstämme bilden die Hauptpartie des Vorgrundes, während dichte Nebel im Hintergrunde sich erheben und nur die ewig beschneiten Gipfel der fernen Berge ahnen lassen. Es ist unmöglich, sich eine treuere Nachahmung der Natur zu denken, als Achenbach hier auf die Leinwand gebracht hat. Die üppigsten Farben, die, so wahr sie in der Wirklichkeit sind, doch den pittoresken Effekt oft stören, und deßhalb vom Künstler häufig korrigirt werden müssen — weil oftmals nichts unnatürlicher aussieht, als die durch den Pinsel gebannte Natur, der Leben und Bewegung abgeht — sind mit der größten Kühnheit und Sicherheit, man möchte sagen, der bisherigen Erfahrung zum Trotz, in tausendfacher Abwechslung ausgegossen, und zwar hie und da punktweise und in kontrastirenden Nuancen. Selbst vor andern Achenbach'schen Gemälden zeichnet sich das besprochene auffallend aus; denn auf keinem, dem Referenten zu Gesichte gekommenen, und er sah deren mehrere, da er so glücklich war, längere Zeit hindurch fast täglich in dieses Malers Atelier einige Stunden zuzubringen — herrscht diese genaue Ausführung vor; vielmehr liegt in sonstigen Arbeiten Achenbachs, selbst in kleinen Gemälden von ihm, immer ein Zug, der zugleich an die niederländische Schule erinnert, und auch bei weitem mehr sich mit der Schnelligkeit vereinen läßt, mit welcher selbst die größten Gemälde unter Achenbachs Meisterhand entstehen. Wir werden später auf diesen Maler noch zurückkommen, und hoffen, daß einige Details über Achenbach's Leben und seine Charakteristik als Maler dem Leser nicht unwillkommen sein werden, die wir, aus persönlichem Umgange mit ihm geschöpft, mitzutheilen im Stande sind. — Nächst Achenbach's Bild hat ein vortreffliches kleines Gemälde die größte Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen: Hassenpflug's Innere eines beschneiten Kirchhofs. Dieses Bild wird fortan mit Achenbach's Bilde verbunden bleiben, da es gleichfalls (für 120 fl. C. M.) in den Besitz des Fürsten Camill Rohan übergeht. Freilich ist es der Gegenstand selbst, der ein großes Interesse von vorne herein dem Bilde gewinnt; denn das Tiefmelancholische und Poetische desselben findet überall eine verwandte Saite, die beim Beschauer anklingt; allein die technische Ausführung ist nicht hinter der Idee zurückgeblieben. Es ist nur Architektur — denn man sieht aus der Tiefe eines Kreuzgangs auf den Kirchhof, der an der Kirche angeschlossen ist, von der aber die Halle, aus welcher das Ganze betrachtet wird, nur die untern Theile zu sehen erlaubt — aber eine Tiefe liegt in diesem Bilde, die den Beschauer immer aufs Neue zu ihm zurückzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Unsere Kunstausstellung wurde am 20. April eröffnet und am 31. Mai geschlossen. Die Red.

Prager Bühne.

Sonnabend den 30. Mai zum Erstenmale: „Die Ghibellinen in Pisa." Große Oper in fünf Akten nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Georg Ott zu der Musik der „Hugenotten" von Jakob Meyerbeer.

Seit Jahren hatte sich der ehrenvolle Ruf dieser Oper bereits über die ganze musikalische Welt verbreitet, die meisten Feuilletons der pariser Kunstrichter waren eben so viele Posaunen ihres enthusiastischen Lobes gewesen, und dieses Lob hatte späterhin im außerösterreichischen Deutschland und in neuerer Zeit in dem eine gar große

musikalische Kompetenz für sich ansprechenden Wien den lautesten Nachhall gefunden — und so war denn auch das prager Opernhaus am Abende des 30. schon lange vor dem Beginne von Neugierigen vollgedrängt, welche die erste Aufführung dieses bisher nur aus Klavierauszügen, Konzertfragmenten u. dgl. bekannten dramatischen Tonwerkes als eine völlige Ereignung mit äußerster Spannung begrüßten, die aber alsbald in rauschenden Beifall überging.

Es ist eine häufig gemachte Beobachtung, daß die verschiedenen Kunstzweige einer Nation in einer gewissen Zeitepoche einen gemeinsamen, sie charakterisirenden Typus annehmen, weil sie nämlich einer von dem Geiste des andern participiren, und so wären demnach die kontemporären Kunstwerke eines bestimmten Zeitabschnittes in ihrer Totalität die Mahn- und Wahrzeichen seines künstlerischen Zeitgeistes. Diese Erscheinung ist aber wohl noch in den artistischen Zuständen keines Volkes, keines Landes und keiner Periode so augenfällig hervorgetreten, als in denen des heutigen Frankreichs: da thront jetzt allüberall mit fast monopolistischer Strenge das Regime des Romantizismus. Viktor Hugo, Alexander Dumas und George Sand sind in der Poesie die Vorkämpfer dieser Idee geworden, Horace Vernet und theilweise wohl auch Delaroche repräsentiren sie in der Malerei, und im Gebiete der Musik mußte der frühere graziöse weiche Toncharakter, von dessen Trägern ich hier nur beispielweise Boieldieu erwähnen will, unter Aubers Fahne ebenfalls dem romantischen Elemente weichen, das jenem frühern lyrischen Genre, beide Kunstrichtungen in ihren Extremen gedacht, gegenübersteht, wie etwa die Theater- der Miniaturmalerei. — Auch Meyerbeer, obgleich ein geborner Deutscher, ist von der Influenz dieser artistischen Revolution nicht ganz frei geblieben; aber zu sehr deutsch und von dem weihevollen Ernst seiner heimatlichen Musik zu glutdurchdrungen, als daß er derselben auf den Altären der überrheinischen Romantik hätte opfern mögen, war er vielmehr bemüht, den allemannischen würdigen Genius mit dem frivoleren fränkischen zu versöhnen und diesen jenem nach Umständen zu assimiliren. — Während im „Robert der Teufel" die rein menschlichen Interessen in ihrer Vereinzelung den Vorwurf bilden, mit welchem Meyerbeer es zu thun hatte und der ihn schon vermöge der Natur jener normannischen Sage mit ihrer diabolischen Abenteuerlichkeit allzuleicht zur romantischen Effektmalerei verführen konnte, werden in den „Ghibellinen" vielmehr die Leidenschaften und Bestrebungen ganzer Parteien einander gegenüber gestellt — es ist ein Kampf der Gesammtheit gegen Gesammtheit, und so wie der Dichter im Sujet, mußte daher auch der Kompositeur in der Reproduktion desselben mit Tonmassen gegen Tonmassen agiren: ein solcher musikalischer Bau ist aber seiner Natur nach auf Chöre und großartigen Styl der Instrumentirung angewiesen (ohne daß ich jedoch mit dieser Bemerkung die ausgezeichnete Trefflichkeit eben dieser Bestandtheile in der Musik des „Robert" auch nur im Mindesten bestreiten wollte), und schließt schon seinem innern Bedürfnisse nach die Koquetterien des modernen Romantizismus mit größerer Strenge aus. Eben darum schon glaube ich aber auch Meyerbeer's „Hugenotten" vergleichungsweise mit seinem „Robert" als einen glorreichen Fortschritt erklären zu müssen. **ud u.**

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

(Der Breslauer Künstlerverein) gab, wie der „Pilot" berichtet, am 14. März ein sinnreiches Faschingsfest, wobei unter Anderm in lebenden Bildern die Künste dargestellt wurden. Zuerst die Skulptur. In einer Bildhauerwerkstätte, dekorirt mit Studien und Hautreliefs von Honigkuchen, sah man ein weibliches Standbild, mit Locken und Haube, ein geschorenes Schaf als Attribut im Arm. Es war nach Arlekins Erklärung die moderne Silesia, deren Schöps jetzt geschoren, nicht mehr getrunken wird. (Schöps hieß im Mittelalter das berühmte Breslauer Bier, und war, bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts weithin, selbst bis nach Italien versendet, ein Quell des Reichthums der Stadt, wie in der Gegenwart die hochfeine Schafzucht es für die Grundbesitzer ist.) Das zweite Bild war die Malerei. Ein armer Maler portraitirte ein altes Weib, die nach Brod gehende Kunst darstellend. Da erscheint Daguerre mit dem Lichtbilde, und Arlekin sagt:

> Das Portrait ist für und fertig da,
> Und keiner weiß, wie es geschah.

Der Zustand der Architektur wurde durch eine Karyatide repräsentirt, deren Hut drei verschiedene Dachformen trug: das alte Giebeldach, das Dorn'sche und das Triester Bohlendach. Die Muse der Musik endlich saß mit brennender Lunte auf einer Kanone, und Arlekin sprach:

> Musik gehört jetzt zum besten Ton,
> So in der Kneipe, wie im Salon;
> Die Ohren werden endlich verstopft,
> Wenn täglich dran das Getöne klopft;
> Drum will man nichts mehr von den zarten,
> Will lieber die ganz derben Arten ꝛc.

(Heinrich Dorn's) komische Oper „Der Schöffe von Paris" wurde in Königsberg, der Vaterstadt des Kompositeurs, mit außerordentlichem Beifall gegeben. Jede Nummer wurde applaudirt und der Komponist, der die ersten zwei Aufführungen selbst dirigirte, stürmisch gerufen. Die Musik soll recht melodiös und gut instrumentirt sein. Dorn ist bekanntlich Musikdirektor in Riga.

(Hohes Alter.) In einem Dorfe im Departement Corrèz lebt ein Ehepaar, das schon länger als achtzig Jahre verbunden ist; der Mann zählt 101, die Frau 102 Jahre. — Am 14. Mai 1839 starb im Dorfe Králik bei Neusohl ein Landmann, Georg Kapuśta, 107 Jahr alt, nachdem er 82 Jahre in der Ehe mit einem Weibe gelebt hatte, das nun 103 Jahre zählt, und sich frisch und gesund fühlt. — Eine Jungfrau, die schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts blühte, wurde am 13. Mai d. J in Pesth begraben. Sie starb im 107. Jahre ihres Alters.

(Illirisches Theater.) So wie unter den Illiriern in Kroatien die Liebe für das illirische Schauspiel erwacht ist, so ist dies auch unter den Serben in Slavonien und Ungarn der Fall. In Zombor führten die Zöglinge der serbischen nicht-unirten Präparanden-Schule am 22. März das serbische Drama in 5 Aufzügen: „Svetislav i Mileve" von Johann Popovics mit Beifall auf. (Pesth. Tagebl.)

(Preßburg, 12. Mai.) Zwei sehr merkwürdige, und ein höchst unglücklicher Fall — im strengsten Sinne des Wortes — haben sich bei uns ereignet: ein Soldat, welcher eben zum Verhör geführt wurde, sprang von der Galerie des zweiten Stockwerkes in den Kasernhof, fiel auf das unten stehende Pferd des Traiteurs, warf dies zu Boden, und blieb ohne bedeutende Beschädigung. — Eine gewissenlose Magd setzte das ihrer Obhut vertraute Kind eines hiesigen Bürgers auf das Ganggeländer des dritten Stocks, und ging in die Küche; das Kind stürzte in den Hof, erhielt aber nur ein paar leichte Contusionen, und ist bis heute noch frisch und gesund. — Trauriger ist der dritte Fall: ein erwachsenes Mädchen fiel, man sagt durch einen erhaltenen Stoß, in die siedende Pfanne eines Bräuhauses am hiesigen Schloßgrunde, und fand darin augenblicklichen Tod.

(Schnelle Reise.) Eine gleichzeitige Relation über die Reise der polnischen Gesandtschaft, welche im Jahre 1573 nach Paris die Nachricht bringen sollte, daß der Herzog von Anjou zur Krone berufen sei, bemerkt, die Gesandten seien am 25. Julius in Metz angekommen, hätten aber, wegen der weiten Entfernung dieser beiden Städte von einander, Paris erst am 3. September erreichen können. (Posaune.)

(Bristol.) Vor Kurzem ist das 40 Fuß hohe Monument zum Andenken an den eben so unglücklichen als genialen Dichter Chatterton enthüllt worden.

(Italienische Dichter.) Der Flickschuster an der Etsch, Isidoro Orlandi, der Lastträger von Parma, Carlo Malaspina, und der Barbier von Mantua, Antonio Casiglieri, sind unstreitig interessante Erscheinungen der Gegenwart. Alle drei haben poetisches Talent, das sich trotz ihrer bedrängten socialen Stellung in manchem gelungenen Gedicht ankündigte. Bei Casiglieri, dem ältesten unter ihnen, ist das Talent zur feinen Satyre überwiegend; Orlandi, eines Bauers Sohn, im Dorfe Angiari, drei Miglien von Legnano, am 4. April 1781 geboren, und zuerst der literarischen Welt bekannt geworden, neigt sich zur philosophischen Anschauung; Malaspina, der jüngste, besitzt ausgezeichnetes Talent zur Auffassung des ästhetisch-Schönen, und ist zugleich Redakteur eines Journals. (Echo.)

(Eisenbahnen.) Das für die Erbauung einer Eisenbahn von Florenz nach Livorno erforderliche Kapital ist bereits in Aktien vorhanden, und die Unternehmung in raschem Fortschreiten.

Hiezu die Beilage Nr. 10.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 10. Beilagen zu „Ost und West." 1840.

Zu Nro. 45.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Dem Charakterbilde steht das Portrait allerdings an ästhetischem Werthe nach, weil in jenem die schaffende Phantasie des Künstlers freien Spielraum hat und dem Ideale voller Platz eingeräumt wird, in diesem aber der Maler sich an Gegebenes halten muß, und die eigentliche Erfindung ausgeschlossen bleibt. Dennoch ist das Portrait keine geistlose Kunstgattung, wenn der Künstler die psychologische Auffassung der Charaktere versteht und die Individualitäten objektiv herauszustellen weiß. Durch diesen Charakter-Reflex kann das Portrait biographisch werden, und sich zur Würde eines historischen Bildes erheben, wie wir es an Portraiten von Vandyck, Titian, Raphael 2c. sehen. Wie wenig weihevoll und historisch aber in modernen Zeiten dieses Genre betrieben wird, und wie sehr wir hierin hinter den frühern Kunstepochen zurück sind, beweist zur Genüge, daß die neuere Malerei wenig berühmte Bilder unsrer größten Dichter, Staatsmänner, Helden 2c. hervorgebracht hat, und die Bildhauerei ihr in der Beziehung die Palme entriß. — Daß der Mangel an historischer Richtung auch auf diese Gattung verderblich zurückwirkt, sehen wir so wie anderorts auch hier, wo wir an technisch-trefflichen Bildnißmalern eine hinlängliche Anzahl, an Portraitisten historischen Werthes großen Mangel haben. Da in der hiesigen Kunst die sklavische Nachahmung der Natur so ziemlich allgemein als höchstes Ziel angenommen wird und sich in den meisten artistischen Produkten breit macht, ja sogar hin und wieder selbst in Kunstkritiken vertheidigt und als lobenswerthes Streben angerühmt wird — so läßt sich wohl daraus leicht erklären, warum wir viele Portraitisten haben, die gut treffen und gut malen, doch nur wenige, die gut auffassen und gut charakterisiren. In frühern Zeiten trieben die Historienmaler auch Portraitmalerei, und zwar im Sinne und Geiste der Historie; in neuern Zeiten aber trennte man das Portrait von der Geschichtsmalerei durch genreartige Behandlung, machte es zu einer eignen Gattung, welche als Metier von Künstlern ausgeübt wird, die sich brillantes Kolorit und möglichst ähnliche Nachbildung eines menschlichen Gesichtes — gewöhnlich durch allzugewissenhafte Kopirung der äußerlichen Zufälligkeiten erstrebt — zum Ziel setzen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet nimmt das Portrait heutzutage im Durchschnitte mehr einen technischen als ästhetischen Werth in Anspruch, und in ganz Europa sank sein wahrer künstlerischer Gehalt in dem Maße, als man es von der historischen Höhe herabzog und zur Profession erniedrigte. Daher sieht man so wenig neuere Portraits selbst geschichtlicher Personen, in denen sich der historische Charakter wahr und kräftig herausstellt, in denen die objektive Individualität dem Ideale angenähert ist durch Aussonderung des äußerlich Zufälligen und Hervorhebung des geistigen Charakters, wobei freilich die ängstlich kopirende Aehnlichkeit dem geistigen Interesse aufgeopfert werden muß. Daher schreiben die meisten jetzigen Portraitisten gewöhnlich nur den Körper, und nicht die Seele ab. Was aber die täuschende Abbildung der Oberfläche des Menschen und seiner äußerlichen Zuthaten betrifft, darin wird Außerordentliches geleistet, und in technischer Hinsicht existiren große Meister, von denen sich der Eine durch herrliche Darstellung des Fleisches, der Andre durch unübertreffliche Wiedergabe der Drapperien und Beiwerke auszeichnet. Daß aber gerade die höchste technische Vollkommenheit, wenn sie zu sehr in's Kleinlichte geht und des Styles entbehrt, sehr häufig den ästhetischen Werth aufhebt, und ein Atom für Atom treu kopirtes Gesicht weder Theilnahme des Herzens noch Interesse des Geistes bei dem Beschauer anregt, also die höhere Wirkung verfehlt — dafür liefern die Portraite Balthasar Denner's die besten Belege. Denner repräsentirt das ganze Princip der Verwirklichung der atomistischen Malerei ohne höhern Styl, knechtischer Nachahmung des Sichtbaren für das leibliche Auge. Seine Köpfe sind mit vollendeter Technik, in höchster Vollkommenheit, und in fast abschreckender Naturwahrheit dargestellt. Aber Ausdruck im höhern Sinne, als Spiegel des innern bewegten Seelenlebens, Charakteristik der geistigen Individualität zeigen seine Bilder nicht. Wie niedrig er in der Kunstweihe stehe, wird man sehen, wenn man seine in materieller Technik so hochstehenden Portraite neben ein Bildniß historischen Styls hält — jene werden uns anekeln, dieses erheben, jene das Auge, dieses den Geist in Anspruch nehmen. Und dennoch, was er konnte und wollte, hat er erreicht; kein Härchen, keine Falte, keine Pore ist ihm mißlungen, seine Köpfe sind plastisch, harmonisch und fertig. Aber —

„Vom Geiste sieht man keine Spur,"
„'s ist Alles nur Dressur."

Zu keines Menschen Herz oder Geist haben noch seine Bilder gesprochen. Es fiel ein Kunststrahl von oben herab, und traf zufällig Balthasar Denner — aber in seiner Seele fand sich kein Boden der weihevollen Befruchtung fähig, nur seine Augen und Hände wurden von der hohen Emanation durchdrungen. Naturkopisten! in Denner seht ihr einen vollendeten Repräsentanten eures Princips — und wie steril und unerquicklich ist seine Erscheinung! Die wahre Kunst soll nicht in kopirender Nachahmung bestehen, sie hat nicht die Aufgabe, das unendliche Detail der Natur wiederzugeben, das sie doch nie erreichen kann — sie soll den Geist der Natur charakterisiren, nicht blos die todte Form, sie soll nicht das Auge täuschen, sondern die Seele beschäftigen und erfreuen wollen. Darum mögen die Portraitmaler, welche Menschenphysiognomien nur in ihrer äußerlichen Natur abzuschreiben gewohnt sind, auf Denner und sein nichtiges Wirken hinsehen — und sollen dann seine Bildnisse mit denen Raphaels und Titians vergleichen, den ewigen hohen Mustern des historischen Styles und der Charakteristik im Portraite. — Dadurch aber, daß die Portraitmaler in neuer Zeit eine eigene Gilde bildeten, welche handwerksmäßig jeden Alltagskopf, der ihnen einige Stunden still hält, abmalen, sank diese Gattung zum Metier und zugleich sanken die ästhetischen Anforderungen, die man sonst an das Bildniß machte, zu blos technischen herab. Ich möchte wünschen, daß die Daguerrotypie auch dahin vervollkommnet würde, daß sie spiegelgetreue Portraits hervorzubringen im Stande wäre, damit sich dann Jedermann selbst auf eine leichte und unübertrefflich genaue Weise abkonterfeien könnte. Dadurch würden die Portraitmaler gezwungen, wieder zum historischen Style zurückzukehren, um ihren Bildnissen einen höhern ästhetischen Werth als den Daguerrotypen zu verschaffen, und sie würden auch dann nur wahrhaft interessante und geschichtliche Personen malen. Durch Vervollkommnung und Verbreitung der Daguerrotypie kann im Allgemeinen die wahre Kunst nur gewinnen, denn die Daguerrotypie thut nur den Naturkopisten Eintrag, welche den Grundsatz haben, „nichts sei schöner als die Natur," während sie den ächten Jüngern der höheren ideellen Kunst zur Folie dienen wird, weil sie das Uebergewicht des Idealismus über den Natura-

lismus klar herausstellt, und jeden denkenden Beobachter aufmerksam macht, wie sehr das Produkt des Geistes über dem Produkte der Natur und ihrer Nachahmung stehe. Ich erinnere hier an Hegels Worte: „Die Kunstschönheit ist die aus dem Geiste geborne und wiedergeborne Schönheit; um so viel also der Geist mit seinen Produktionen höher steht, als die Natur und ihre Erscheinungen, um so viel ist auch das Kunstschöne höher, als die Schönheit der Natur.“ Die Daguerrotypen können und werden daher in der Kunst immer nur einen ganz untergeordneten ästhetischen Rang einnehmen, die Naturkopien der Maler einen noch niedrigern; die ideelle Kunst wird stets über beide triumphiren. —

Ich glaube dies hier bemerken zu müssen, weil wir in Wien mehr als irgendwo anders Portraitisten besitzen, denen nur der höhere ästhetische Schwung, der historische Styl fehlt, um als Künstler erster Größe in dieser Gattung zu glänzen, und weil eben diese höhere Richtung durch das hier gangbare Kunstprincip paralysirt wird. — Die Wiener Schule besitzt zwei Maler, in deren Portraiten sich höherer Styl, vereint mit brillanter technischer Vollendung hervorragend ausspricht, Amerling und Schrotzberg. Beiden, besonders Letzterem, steht noch eine glänzendere Zukunft bevor, nachdem sie jetzt schon zu den ersten Portraitmalern der Gegenwart gehören, wenn sie, nicht stationär bleibend, fortgesetztes Studium auf Veredlung ihres Styles verwenden. Von ihrem Wirken habe ich beim „Charakterbilde“ gesprochen. — Wenn wir aber nur die Anforderungen, welche man heutzutage gewöhnlich an Portraitmalerei zu machen pflegt, beachten, so haben wir noch viele gute Künstler in diesem Genre zu erwähnen. Johann Ender zeichnet sich durch elegante Darstellung und sichere feste Ausführung, durch korrekte Zeichnung und wohlverstandenes Helldunkel aus. Sein Kolorit ist in Wiedergabe der Bekleidung und des Beiwerkes außerordentlich täuschend, in der Karnation aber zu hart und porzellanmalereiartig; dadurch entbehren seine Köpfe des frischen pulsirenden Lebens und sehen zu steif und steinern aus. Waldmüller's Portraiten mangelt die Einheit, der einheitliche Guß, man sieht ihren einzelnen Theilen das Nach- und Nebeneinander-Entstehen an; die Farbengebung ist trefflich, aber der Geist mangelt seinen Köpfen. Schlesinger betrat vor 3 Jahren durch sein Portrait des Majors von Kohl einen glänzenden Weg, der ihn den besten Künstlern dieses Faches anreihte; aber seitdem scheint er wenig vorwärts gegangen zu sein. Was er während der letzten anderthalb Jahre in Paris hervorbrachte, kenne ich nicht; aber die Zeitungen melden darüber sehr Rühmliches. Er zeichnete sich durch Objektivität in der Charakterisirung, überdachte Anordnung und treffliche Karnation aus; Männerköpfe gelangen ihm besser als Weiberköpfe. Ueber diese genannten und andere gute Portraitisten, wie Eibl, Schilcher, Binder, Mayer, Hummel, Zimmermann, Swoboda, Manschgo, Lavos, Klieber &c. weitläufiger zu sprechen, ist hier nicht der Raum. Auch über Miniaturmalerei in Oel und Aquarell und über Portrait-Lithographien werde ich bei einer andern Gelegenheit meine unbefangenen Ansichten exponiren, wo ich größere Ausdehnung in Anspruch nehmen kann, als es bei dem beschränkten Platze eines Journals wohl möglich ist, so wie ich mir auch dafür Mittheilungen über die genialen Miniaturmaler Daffinger, Kriehuber und Fischer, über Eybl, die Theer's, die Decker's &c. vorbehalte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen über die jetzige russische Literatur.

St. Petersburg, April 1840.

Die merkwürdigste Schrift, die in russischer Sprache im Jahre 1839 erschienen ist, mag wohl die „Geschichte des vaterländischen Krieges,“ 4 starke Bände mit 96 Karten und Plänen, sein. Ihr Verfasser ist der General-Lieutenant Michailowski-Danilewski, der den Feldzug 1812 als Adjutant des Feldmarschalls Fürsten Kutusow mitgemacht hat, und nachher bei der Person Kaiser Alexanders als Flügeladjutant in den Campagnen 1813, 1814 und 1815 diente, die er auch zum Theil beschrieben hat. Sein neuestes Werk ist als ein kostbares Material zu einer künftigen Geschichte jener großen Zeit zu betrachten. Es waren ihm alle Archive, alle nur möglichen Quellen geöffnet, und er hat sie sorgfältig benutzt. Europa wird in diesem Werke wichtige Aufschlüsse über die Ereignisse, Zustände und Charaktere jener Epoche finden. So z. B. ist der Brief, den Napoleon dem Kaiser Alexander aus Moskwa am 20. September 1812 schrieb, als letztes Schreiben zwischen diesen Monarchen, im höchsten Grade interessant und charakteristisch. Es wäre zu wünschen, daß dieses gehaltvolle Buch in einer guten deutschen oder französischen Uebersetzung die Literatur Europa's bereicherte.*)

Bulgarin hat im Jahre 1838 eine Ausflucht über Liefland und Finland nach Schweden gemacht, und diese Sommerreise in einem besondern Werk, in zwei Bänden, beschrieben. Es ist sehr anziehend, zumal für die Russen, die von ihren nächsten Nachbarn, den Schweden, weit weniger wissen, als von Engländern und Franzosen.

Der bekannte Publicist und Geschichtsschreiber Polewoj hat jetzt mit vielem Glück eine neue Bahn betreten; er ist dramatischer Schriftsteller geworden. Seine kleinen Dramen aus der russischen Geschichte insbesondere ziehen das Publikum an, und bereichern die Theaterkasse. Die vorzüglichsten davon sind: der Großvater der russischen Flotte (so nannte Peter der Erste das erste russische Schiff, oder eigentlich ein Boot, welches bis jetzt in der St. Petersburger Festung aufbewahrt wird); der Kaufmann Igolkin (der in der schwedischen Gefangenschaft eine schwedische Schildwache ermordete, als sie schlecht von Peter dem Großen sprach), und insbesondere Parascha, das Mädchen aus Sibirien, wo er die bekannte Anekdote von einer heldenmüthigen Tochter dramatisirt, die aus den Wüsten Sibiriens nach Moskwa kommt, um vom Kaiser Alexander für ihren verbannten Vater Gnade zu erflehen.

Der geniale Komponist der Oper: Das Leben für den Zar, M. Glinka, schreibt jetzt eine neue Oper: Rußlan und Ludmila, deren Libretto aus einem Gedichte Puschkins entlehnt ist. Sie soll sein erstes Werk noch in Vielem übertreffen.

Der talentvolle Gogol, der sich jetzt in Moskwa aufhält, soll einen humoristischen Roman geschrieben haben, unter dem Titel: Die todten Seelen, d. h. die nach der Revision verstorbenen Erbbauern, die ein schelmischer Gutsbesitzer einem unerfahrenen Landjunker verkauft.

Es werden nächstens einige Bände nachgelassener ungedruckter Schriften Puschkins erscheinen.

Ein großes Aufsehen haben hier in diesem Winter die Vorlesungen des russischen Staatsraths Gretsch über die russische Sprache und Literatur gemacht. Sein Auditorium war immer zahlreich, und in den letzten Tagen der Saal zum Ersticken voll. In der Zahl der Zuhörer befanden sich vornehme Staatsbeamte, hochgestellte Militärpersonen, die ausgezeichnetsten Gelehrten und Literaten, und viele Damen. Rauschender Beifall begleitete seine Vorlesungen, und ließ sich insbesondere da vernehmen, wo der Redner seine Widersacher mit

*) Eine deutsche Uebersetzung ist bei Götschel in Riga angekündigt.

Die Red.

einer beißenden, doch kalten Ironie geißelte. Diese Vorlesungen werden nächstens gedruckt erscheinen.

Nächstens soll von Berlin aus eine Widerlegung der bekannten Melgunoff-König'schen Schrift von Gretsch erscheinen.*) Sie soll sehr stark und heftig sein. Warum aber hat Gretsch, wenn er Recht hat, so lange geschwiegen? Die erwähnte Broschure ist von Gretsch russisch geschrieben und von Oertel übersetzt worden. Der Verfasser hat sich genannt, und fordert seine Gegner zu einer Widerlegung auf. Die werden es aber wahrscheinlich bleiben lassen. **N. J.**

Von der russischen Grenze.**)

Die Nummer 16, 18 und 19 Ihres werthvollen Blattes von diesem Jahr enthalten „Notizen über die jetzige russische Literatur" oder vielmehr Journalistik, die einige Bemerkungen und Berichtigungen erfordern. Der Einsender spricht sich darin gegen literarische Kotterien und Parteigeist aus, und doch ist sein Bericht augenscheinlich im Sinne und zu Gunsten einer gewissen Kotterie geschrieben, die keine andere als die von Gretsch und Bulgarin ist.***) Die Anfangsbuchstaben N. J., mit denen der Aufsatz unterzeichnet, und noch mehr der Ton, in welchem er geschrieben ist, lassen vermuthen, daß er von einem gewissen N. Iwanow herrührt, der, obwohl er in Rußland als Schriftsteller fast gänzlich unbekannt ist, in Deutschland seit einiger Zeit die Miene des Kritikers und Richters annimmt, um zu Gunsten seiner Gönner Gretsch und Bulgarin, gegen deren Gegner hier und da eine Lanze zu brechen. Ein Aufsatz von demselben Schriftsteller, der im Hamburger Korrespondenten Ende 1838 erschienen, wurde bereits im Freihafen (zweites Heft 1839) abgefertigt. Die „Notizen," die in Ihrem Blatte abgedruckt sind, haben wenigstens das Verdienst, daß sie in die Region der Literatur nicht andre, ihr fremde und sehr delikate Elemente übersiedlen; es findet sich wenigstens nichts darin von den früheren so äußerst wohlwollenden, edlen Beschuldigungen der Unloyalität u. s. w., die die verwegenen Gegner der H. H. Gretsch und Bulgarin treffen sollten; kurz die „Notizen" sind bis jetzt frei von gewissen wohlgemeinten Verketzerungen, ich erkenne das gern und dankbar an. Nichts destoweniger aber sind sie nicht frei von Irrthümern und Gehäßigkeiten anderer Art, die hier gerügt zu werden verdienen.

Alle von N. J. erwähnten Privatzeitschriften unterliegen mehr oder weniger seinem Tadel —, die Nordische Biene ausgenommen. Sogar „der Sohn des Vaterlandes," da sich Gretsch in diesem Jahre von der Redaktion desselben ganz zurückgezogen, und sie den H. H. Nikitenko und Polewoj überlassen hat, sogar diese, der Nordischen Biene so verwandte Zeitschrift, trifft ein leiser Tadel. Ueber alle übrigen Zeitschriften aber, deren großes Verbrechen darin besteht, daß sie nicht Allirte der Nordischen Biene sind, wird von N. J. unbarmherzig der Bann ausgesprochen. Dies gilt besonders von der „Lesebibliothek", herausgegeben von Senkowsky, und den „vaterländischen Memoiren" (oder Denkwürdigkeiten), herausgegeben von Krajewsky. Hinsichtlich der Lesebibliothek sagt N. J. unter anderm: „Die Redaktion wurde (anfangs) dem Professor Senkowsky und Gretsch übertragen. Puschkin, Schukowsky, Bulgarin, Krylow, Sagoskin und so weiter waren die Mitarbeiter. — Nach und nach aber zogen sich die meisten zurück, Puschkin, Gretsch, Schukowsky, Bulgarin, (gleich nach dem Haupte der lebenden russischen Dichter!) und Andre." Und, — wie es sich von selbst versteht, so lange Senkowsky die Herren Gretsch und Bulgarin unter seinen Mitredaktoren und Mitarbeitern zählte, ging alles vortrefflich; sobald sie sich zurückzogen, ging alles schlecht. Dazu kam noch, daß „Senkowsky im Anfange 1838 die Werke von Gretsch kritisirte. Dies entrüstete den russischen Sprachmeister par excellence, und er druckte eine Broschüre gegen Senkowsky. Seitdem ist die gesetzgebende Gewalt der Bibliothek gebrochen u. s. w." Ist jetzt der Gedanke des Einsenders, der im Hinterhalte liegt, klar? — Von den „vaterländischen Memoiren" wird gesagt: „Dieses Journal ist der Tummelplatz der Kotterie, die von Melgunoff-König herausgestrichen wird, folglich eine feindliche Batterie gegen Gretsch und Bulgarin, insbesondere gegen den Letztern. Die Rezensionen dieses Journals sind ziemlich geistreich und wahr, wenn sie nicht von persönlichen Rücksichten geleitet werden; im letzteren Falle sind sie ungerecht, gewissenlos, und albern ins Unendliche. Das Sonderbarste an diesem Journal ist seine gekünstelte, barocke, philosophisch sein sollende Sprache, die das Lesen desselben dem Publikum verleidet, und die Herausgeber lächerlich gemacht hat." N. J. ist vollkommen in seinem Rechte, er darf sagen, was ihm beliebt, nur sollte er, meine ich, etwas konsequent sein, und wenn er die Kritiken der besprochenen Zeitschrift meistens als geistreich und wahr anzuerkennen sich genöthigt sieht, so sollte er doch nicht gleich darauf diese geistreichen und wahren Kritiken barock und lächerlich nennen. Entweder das Eine, oder das Andere. Oder werden die Kritiken nur dann etwa gekünstelt, barock u. s. w., wenn darin von Werken Gretsch's und Bulgarins die Rede ist? Dann ist es ganz natürlich, daß sie auch ungerecht, gewissenlos und albern. Wer nicht für Gretsch, Bulgarin und Comp., der ist gegen sie, und wer gegen sie, der ist ungerecht und albern. Dies heimliche Raisonnement ist nicht übel! N. J. sagt weiter, daß „Bulgarin die Herausgeber der vaterländischen Memoiren oft meisterhaft persiflirt hat." Das ist, ich gestehe es, etwas für mich ganz Unbekanntes, das „meisterhaft" besonders. Gesetzt aber, es sei auch wahr, sollte N. J. nicht der gepriesenen Unparteilichkeit wegen, auch von den meisterhaften Abfertigungen des Herausgebers der Nordischen Biene sprechen, die in den vaterländischen Memoiren, der literarischen Zeitung, der Lesebibliothek u. a. russischen Zeitschriften sich befinden? Ich muß noch eine Frage an N. J. thun: was für ein Recht hat er, von der finanziellen Lage einer fremden Zeitschrift zu sprechen? Was geht's ihn an, ob dieselbe ein Defizit oder keins gehabt hat, und wie stark dieses ist? Ist etwa ein Compte-Rendu von der Redaktion veröffentlicht worden? Und wenn dies nicht geschehen, wie kann N. J. wissen, ob und wie weit es wahr ist? Und was beweist es überhaupt? Ist es ein Argument gegen den innern Werth der Zeitschrift? gegen ihre Richtung und Zweckmäßigkeit? Kann nicht auch ein Defizit, gesetzt es habe Statt gehabt, Folge der Unerfahrenheit in den finanziellen Geschäften, der Großartigkeit des Plans und der Gewissenhaftigkeit in der Ausführung sein? Der Einsender nennt die Zeitschrift „den Tummelplatz einer Kotterie;" ja, einer Kotterie, die aber die ganze russische Literatur umfaßt, ausgenommen Gretsch, Bulgarin und Comp. Man braucht nur die Namen der Mitarbeiter und die bereits von ihnen gelieferten Artikel zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Also, was nicht Gretsch und Bulgarin, ist für N. J. eine Kotterie? Eine großartige Kotterie fürwahr! Wenn man dem Einsender Glauben schenken wollte, so gehörte nur die Nordische Biene keiner Kotterie an. „Die Herausgeber" (d. h. Gretsch und Bulgarin) sagt N. J., „keiner Schule zugethan, haben sich viele Feinde und Widersacher auf den Hals geladen, deren Groll sich im Melgunoff-König'schen Buche ausgesprochen hat. Die Nordische Biene verfolgt unbarmherzig alle alberne Neuerungen in Sprache und Literatur, und zeichnet sich selbst durch einen guten Styl aus." Also dies wäre die Ursache der allgemeinen (??) Opposition in der russischen Journalistik gegen die Zeitschriften Gretsch und Bulgarin's und nicht vielmehr die unliterarische Tendenz, die Meinungen, die Ansichten dieser Herren? Sie sind freilich keiner fremden Schule zugethan, weil das Unstatthafte, Triviale, Oberflächliche eben keiner Schule angehört und von ihrer eigenen Erfindung ist.*) Aber desto hartnäckiger haften sie an ihrer eigenen sogenannten Schule, und weh! dem Verwegenen, der sich gegen sie erklärt! Es scheint unglaublich, aber es gibt in Rußland auch solche Leute, die auf allen öffentlichen und Nebenwegen ihre Gegner verfolgen, und mit dem gewiß sehr unschuldigen Hervorheben von grammatischen und Druck-Fehlern des Gegners andere weniger schuldlose Beschuldigungen verbinden; das nennen die guten Leute auch: „die albernen Neuerungen unbarmherzig verfolgen." — Als Melgunoff und König in den „literarischen Bildern aus Rußland" gegen die Leistungen der Herausgeber der Nordischen Biene sich aussprachen, standen sie persönlich durchaus in keiner Beziehung zu ihnen, persönlich hatten sie Gretsch und Bulgarin weder unter ihre Freunde noch Feinde zu zählen; ihre Opposition gegen die Herren war auch gewiß nicht die Folge eines Parteigeistes, einer Dienstfertigkeit gegen irgend eine literarische Kotterie; ihr

---

*) Ist bereits erschienen.

**) Um nicht der Parteilichkeit beschuldigt zu werden, lassen wir diesen Artikel hier abdrucken, obwohl wir diesem Streit ganz fern stehn und recht sehr bedauern, daß in die noch junge russische Literatur ein polemisches Element gekommen ist, und noch mehr, daß diese Polemik auf deutschen Grund und Boden gezogen wurde. Wir stimmen ganz mit dem trefflichen „Magazin für Literatur des Auslands" überein, welches bei Gelegenheit, wo es der neuen, von Gretsch verfaßten Schrift: „H. Königs liter. Bilder aus Rußland in ihrem wahren Lichte dargestellt" (Berlin, Herbig, 1840) erwähnt, die Frage stellt, warum Melgunoff seinen Kampf nicht in russischen Journalen ausficht? Die Red.

***) Wir glauben, daß der Ausdruck: Kotterie nicht auf zwei Schriftsteller paßt, die seit so vielen Jahren einen so bedeutenden Einfluß auf die Sprache und Literatur ihres Landes ausgeübt haben. Die Red.

*) Wer nur Einiges von den Schriften von Gretsch und Bulgarin kennt, muß dieses Urtheil höchst ungerecht nennen. Die Red.

Groll, wie N. J. es nennt, ist, wir sind davon überzeugt, unabhängig von allen persönlichen Beziehungen, rein aus der Entrüstung über die unverdiente Gunst hervorgegangen, welche diese Schriftsteller, besonders Bulgarin, in Deutschland genießen. Wahrlich, wenn man die literarische Unbedeutenheit dieses Letztern in Rußland mit dem Rufe vergleicht, den er in Deutschland hat, so zweifelt man unwillkürlich, ob das Lob, welches ihm deutsche Kritiker spenden, nicht etwa einen bittern Spott gegen die russische Literatur berge. Es ist eine Thatsache, die jeder gebildete Russe bestätigen wird, daß Bulgarin's Werke in Rußland nur von den niedern Ständen gelesen werden, und daß jeder, der nur ein wenig auf Bildung Anspruch zu haben glaubt, sich schämen würde, Bulgarin's Romane auf seinen Tisch zu legen, und noch mehr — sie schön zu finden. Ueber den literarischen Werth dieses Schriftstellers ist nicht nur die Kritik in Rußland seit längst einig und im Klaren, sondern auch das gebildete Publikum. Man denke nicht, meine Behauptung sei übertrieben, und vom Parteigeist diktirt. Nicht im Mindesten. Wer die russischen Zustände, Sitten, das gesammte Leben kennt, und zugleich auch nur halb weiß, was von einem Kunstwerke gefordert wird, der wird sich bald überzeugen, wie wenig Wahrheit, echte Objektivität, tiefe Kenntniß der russischen Gesellschaft und des russischen Geistes bei dem Verfasser zu finden ist, wie wenig seine Romane und Novellen abgerundet, künstlerisch im Plane, poetisch in der Ausführung sind, wie unwahr und ohne Leben seine Gestalten, die nichts Individuelles an sich haben, und als kalte, abstrakte Personifizierungen der Leidenschaften, der Laster und Tugenden dastehen. Seine humoristischen Erzählungen und Aufsätze enthalten bei einigen faden Witzen dieselbe Unwahrheit und Leblosigkeit. Seine Manier ist die veraltete und abgenutzte der französischen Humoristen und Romanisten aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Auch nimmt der Geschmack an seinen Schriften sogar in den niedern Klassen in Rußland sehr ab. Dies ist auch eine Thatsache, die statistisch bewiesen werden kann. Was ich über Bulgarin's literarischen Werth hier sage, ist nicht etwa meine persönliche Meinung allein, sondern, wie ich oben bemerkte, die der Mehrheit der Lesewelt in Rußland. Gretsch literarische Verdienste sind freilich weit höher anzuschlagen, als die seines journalistischen Freundes; als Sprachforscher und besonders als Verfasser sehr guter Grammatiken der russischen Sprache, ist er in Rußland ziemlich allgemein anerkannt; seine Romane und übrigen Schriften sind auch nicht ganz ohne Verdienst, besonders hinsichtlich der Sprache; doch Gretsch ist kein Dichter, auch kein außerordentlicher Denker, nicht einmal Kritiker. Seine Ansichten sind veraltet, oberflächlich und ermangeln des philosophischen Blickes.*) Wenn auch von ihm als einem Sprachforscher die Rede ist, so darf man doch nicht etwa meinen, er sei ein Philolog im strengen Sinne des Worts, wie man es in Deutschland versteht. Die höhere Philologie ist für ihn stets ein verschlossenes Heiligthum geblieben. Von der Gelehrsamkeit Bulgarin's kann aber durchaus keine Rede sein; man weiß genau in Rußland, wie es mit seiner Ausgabe des Horaz steht, die er nach der des gelehrten polnischen Philologen Jazowski abdrucken ließ, so wie auch, aus welchen Quellen er sein jüngstes Werk über Rußland geschöpft hat.

Die „Notizen" von N. J. sind, schließlich, als Vorläufer eines größeren Werkes**) zu betrachten, das Gretsch, wie versichert wird, gegen die „literarischen Bilder" Königs vorbereitet, und in's Deutsche übersetzen läßt. N. J. hat, wie es scheint, die Rolle der verlorenen Schildwache in den Vorposten der Gretsch-Bulgarin'schen Armee übernommen, um den Feind zu necken, bis der Hauptführer mit dem gros de l'armée und dem schweren Geschütz gegen ihn hereinbricht. Das Melgunoff-König'sche Buch heißt aber das Gretsch-Bulgarin'sche willkommen; es erwartet ruhig den Angriff, unbekümmert um den Ausgang; denn das Verkannte wird doch immer früher oder später nach seinem wahren Werthe anerkannt und gewürdigt, und die Wahrheit, ungeachtet aller Bemühungen und Ränke der Gegner, triumphirt am Ende immer über Falschheit und Anmaßung.

Ich erwarte von der Unparteilichkeit der Redaktion, daß sie diesen meinen Brief in die nächsten Nummern von „Ost und West," dem ich seines Zwecks und Inhalts wegen von ganzem Herzen Gedeihen und Glück wünsche, aufnehmen werde."

*) Kein Unparteilicher, der Gretsch und Bulgarins Werke kennt, kann mit diesem Urtheil übereinstimmen, welches offenbar aus einem Extrem gereizter Empfindlichkeit hervorgegangen ist. Die Red.

**) Das in einer frühern Anmerkung erwähnte Werkchen. Die Red.

Böhmische Literatur.

Das 1. Heft des 14. Jahrgangs der **Zeitschrift des böhmischen Museums** enthält folgende Aufsätze: Franz Šohaj theilt den vierten Gesang der Virgilischen Georgica in gelungener Uebersetzung mit. L. Jap berichtet in einem sehr interessanten Aufsatz über das intellektuelle und poetische Leben des polnischen Volkes. — Hierauf folgen: Auszüge aus den Stadtbüchern der Neustadt Prags vom Jahre 1446 bis 1453 — Die erste böhmische und die erste polnische Druckschrift, von W. Hanka; zum Schluße folgen: Korrespondenzen aus Schweden und Petersburg nebst Berichten über die jüngste russische, polnische und ilirische Literatur. — Berichte über den fortschreitenden Zustand des böhmischen Museums bilden den Anhang. —

Von Hrn. Malý's **Dennice** (der Morgenstern) ist des ersten Theiles viertes Heft erschienen, das den Fleiß des Herausgebers wie auch den Geschmack desselben bei Auswahl verwendbarer Artikel hinreichend beurkundet. Čelakowský's Gedicht „der selige Morgen" bildet einen freundlichen Eingang zu den übrigen Piecen. Hierauf folgt „die Stadt der Geister" aus dem Englischen des Wilhelm Maginn Esq., übersetzt von J. Malý; ein Phantasiegemälde, dessen Stoff der jüdischen Sage entnommen ist. Die Skizze ist durchgehends interessant. — Der Brand einer Steppe auf der Insel Trinidad, aus dem Denkbuche eines Kreolen, gibt ein treffendes Bild des fürchterlichen Schauspieles eines Steppenbrandes. — Feldblumen aus Mähren und Schlesien, Epigramme von Chmelenský; eben so treffend, wie die in den früheren Heften aus dem Nachlasse des verewigten geistreichen Dichters Chmelenský mitgetheilten und bereits erwähnten poetischen Spenden. — Afghanistan und die Engländer, von J. B. Malý, mit einer beigefügten Landkarte von Afghanistan, und dem angränzenden Ländergebiete. Dieser Artikel trägt im vorliegenden Hefte den Preis davon. — Das Land und Volk von Afghanistan das Steigen und der Verfall dieses Reiches, der Einfluß fremder Staaten, der Kampf Englands und Rußlands, um das Uebergewicht in diesem Ländergebiete zu erringen, die Expedition der Engländer nach Kabul und jene der Russen nach Chiwa gaben dem Verfasser dieses in der That sehr interessanten Aufsatzes hinreichenden Stoff, seine Leser über die Verhältnisse jenes Landes aufzuklären. Die Bearbeitung ist zweckmäßig. — Šwanda, der Dudelsackpfeifer, eine böhmische Volkssage von Malý, mit vielem Humor erzählt. — **Polednice** (die Mittagshexe?) nach einer Volkssage poetisch bearbeitet von Erben. Die Ausführung erinnert an Mickiewicz und ist als sehr gelungen zu bezeichnen. — In der Galerie berühmter Männer aller Völker tritt diesmal Tycho Brahe auf. Das Feuilleton ist mannigfaltig und belehrend. Ein literarischer Anhang von W. Filípek berichtet über die neuesten Erscheinungen in der böhmischen Literatur. Aus dem Inhalt sehen wir, daß es dem Herrn Herausgeber weder an Willen noch an Kraft gebricht, sein Unternehmen fortzusetzen.

Von der interessanten Schrift **Wlastimil** sind des 2. Th. 1. u. 2. Heft erschienen, welche sich durch ihren Inhalt den vorhergegangenen würdig anschließen. Unter den poetischen Gaben des ersten Heftes bemerken wir eine interessante Ballade von H. Marek; das Mährchen von der schönen Edeldame, dem Volke nacherzählt von Fr. Šumawský, und Gedichte von Bol. Jablonský (K. Tupý), dessen poetisches Talent unter dem böhmisch-slawischen Publikum bereits die verdiente Anerkennung findet. — Die prosaische Abtheilung umfaßt „des Bettlers Gastmal" — aus dem Polnischen des Kraszewski von Rieger; ein ergreifendes Lebensgemälde, mit vieler Wahrheit aufgefaßt und wiedergegeben. — „Beschreibung von Neu-Seeland und seinen Bewohnern," übersetzt von Tomjcek. — Kozlj, eine Volkssage, nacherzählt von Zimmermann. — Der Mensch, ein großes Räthsel, von Amerling (Fortsetzung). — Der slawische Telegraph, und ein Panorama unserer Zeit. — Das zweite Heft enthält: Verwehte Blätter, von Karl Sabina. — Schluß der Beschreibung von Neu-Seeland. — Die Liebe des Dichters; Novelle von Tyl; eine der gelungensten Arbeiten dieses geistreichen Schriftstellers. — Ein Wort über Nationalbildung von J. B. Ueber diesen Aufsatz wollen wir erst nach seiner Abschließung referiren. — Das gegenwärtige Ermatten der französischen Literatur, nach Phil. Chasle von Filípek. Ein zeitgemäßer Beitrag. — Der slawische Telegraph und das Panorama unserer Zeit sind reichhaltig bedacht. — Der literarische Salon bespricht das jüngst erschienene Trauerspiel Zestowna von Wiekowský. —7.—

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 46. Samstag den 6. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Hekla's Liebe.

Die Sonn' ist heraufgezogen
In strahlender, flammender Pracht,
Die flimmernden Sternlein entflogen,
Verjagend vor ihrer Macht.

Wo die brausende Tiefe stürmet,
Sind meine Gluten verschaart,
Von Felsgiganten umthürmet,
Von Eiskrystallen umstarrt.

Und wie sie hernieder fluten,
Die Strahlen, durchglänzend die Luft,
So will sich den himmlischen Gluten
Vermählen die lodernde Gruft.

Ein heißer, trotziger Freier,
Will ich zur Geliebten gehn;
Da stöhnen die Felsungeheuer,
Da krachen die eisigen Höh'n.

Felstrümmer, geschleudert in Eile,
Die bringen den Liebesgruß,
Auf prasselt die Flammensäule,
Den Gletscher versenget ihr Fuß.

Mein Herz, im wüthenden Sehnen,
Wallt über von mächtigem Brand,
Hin stürzen die glühenden Thränen,
Ringsum steht in Feuer das Land.

Und wenn mich die Schmerzen umhüllen
Vom wilden, vergeblichen Kampf,
Dann laß ich die Geyser entquillen,
Aufzischend im wirbelnden Dampf.

Von schwarzgrauer Asche, so trübe,
Verbreit' ich ein Wolkenheer
Auf meine zuckende Liebe,
Und auf das entsetzte Meer.

Sie aber, in lichten Höhen,
Die strahlende Sonnenmaid,
Kann lächelnd mein Toben sehen
Mit kalter Sprödigkeit.

Da schüttl' ich die Berge zusammen,
Da brüllen die Schluchten laut, —
So werb' ich in Donner und Flammen
Um die stolze, herrliche Braut.

L. Ritter v. Rittersberg.

Etwas über die Gefährlichkeit von ungedruckten Gedichten.

Von Apollonius von Maltitz.

Die ernste Warnung, die hier nachfolgt, hat mindestens das Verdienst der Neuheit; man hat schon hinlängliche Beispiele von Schädlichkeit der Blumen, als Stubenkameraden, vom Nachtheil der Wohlgerüche erlebt, doch eine andere schreckliche Gefahr ist noch nicht unter die Feinde des Menschenlebens aufgenommen und eingeschrieben worden.

Ja es ist wahr, nur zu wahr, daß wir nicht nur in unseren Schreibstuben, wo wir unter tausend Giften handthieren, als da sind Verdruß und Galle, sondern auch in unsern Wohnzimmern, Sälen, ja sogar in unsern Schlafgemächern eine große Menge von ungedruckten Gedichten, meist eigener Arbeit, aufbewahren. Hier schlagen tausend junge Dichter und Dichterinnen die schuldigen Augen nieder, und ich klopfe, der Erste, an mein Gewissen. Bekennen wir es auch, wir Aelteren, daß wir seit zwanzig Jahren und mehr einen Stoß von ungedruckten Gedichten durch alle Amts- und Lebensstufen mit uns schleppen. Es soll kein Seitenhieb hier auf unsere Talente, noch auf unsere Verleger fallen. Ehre jedem Talent, jedem Verleger! Menschengesundheit und Menschenleben haben uns geboten, den Kiel zu ergreifen.

Es läßt sich nicht verhehlen, daß durch ein unverzügliches Drucken aller noch ungedruckten Gedichte, ohne irgend eine Auswahl zu treffen, einem großen Uebel gesteuert werden würde; denn ein unedirtes Gedicht entwickelt immer eine bedeutende Menge Stickstoff, und liegt, wie Bilsenkraut, am warmen Ofen, es erhitzt und erbittert das Gemüth seines geehrten Verfassers. Man kann nicht läugnen, daß die natürliche Bestimmung eines Gedichtes ist, gedruckt zu werden.

Ein ungedrucktes Gedicht mag sich trösten, wie es will, es hat immer seine Bestimmung verfehlt, und die mißachtete Natur rächt sich so gut, wie der geneckte Elephant. Selbst die majestätischen Volkslieder, Ilias und Odyssee, die sich viele Jahrhunderte im Munde des Volks herumtrieben, kamen erst zu dauerhafter Glückseligkeit und Gemüthsruhe, sobald sie unter die Presse (das heißt unter die Haube) gekommen, einen zierlichen Schnitt vom Buchbinder empfangen und auf dem obersten Wirbel des Rückgrates den Namen ihres unsterblichen Verfassers trugen.

Ein gedrucktes Gedicht gleicht einer heiteren Hausfrau; es begegnet in der Welt seinem Verfasser mit Freundlichkeit, und nimmt immer an seinem Schicksal, mindestens wie an dem eines Schwiegervaters einen gewissen Antheil; ein ungedrucktes Gedicht hingegen wird bitter, launenhaft, findet an jedem gedruckten Gedicht etwas auszusetzen, bedauert dessen

Verleger, und rühmt sich, von Cotta, Brockhaus etc. fruchtlos begehrt worden zu sein; es spricht mit Bitterkeit von der Ungeschicklichkeit und dem Mangel an Weltgebrauch seines Verfassers, und bildet sich einfältiger Weise ein, er sei nicht sein natürlicher Freund. Da es nun aber, so lange es keine andere anständige Versorgung hat, Aug' in Auge mit seinem Autor leben muß, so können wir uns einen Begriff von dem häuslichen Glück dieses Schmerzenmannes machen. Was mich betrifft, so haben mich meine ungedruckten, noch in meinem Schweißtuche liegenden Gedichte mehr als einmal genöthigt, wild mit dem Hut auf dem Haupte in die schöne Natur hinaus zu stürmen, die wir leider nur dann aufsuchen, wenn wir vor Unwillen bersten möchten.

Oft hielt ich mich meines Lebens selbst nicht sicher, so lärmend und drohend war die Ungeduld meiner ungedruckten Gedichte. Aber ihre unmittelbare Schädlichkeit hat mir erst das traurige Ende eines trefflichen Dichters dargelegt; das Publikum soll erfahren, wessen ein ungedrucktes Gedicht fähig ist.

Der Dichter N. liebte eines seiner ungedruckten Gedichte — es war ein Heldengedicht, — gränzenlos; schon zwanzig Jahre waren vergangen, seit er es vollendet, aber noch immer hatte sich kein Verleger finden wollen, der eine Prachtausgabe davon veranstaltete. Das Gedicht war immer beschämt und wüthend zu seinem Sänger heimgekehrt, dessen Zärtlichkeit sich fast über das Väterliche hinausgesteigert; es lag bei Nacht unter seinem Kopfkissen, bei Tische zu seiner Rechten, er blätterte es auf Spaziergängen, und entdeckte täglich neue Schönheiten darin, die ihm anfänglich entgangen.

Dieses unglückliche Gedicht entfernte nach und nach seine ganze Familie von ihm; umsonst versicherten ihn seine früheren gedruckten Erzeugnisse, er werde nie wieder etwas so Schönes, wie sie, liefern und leisten.

Indessen besuchte ihn ein Jugendfreund, der die Gefühle der Vergangenheit aufregte, und zwar so sehr, daß er ihn mit einigen anderen Personen zu Tische behielt. Mit etlichen früheren Tugenden war auch des Dichters Bescheidenheit erwacht; das erwähnte Gedicht erhielt diesmal nicht seinen Ehrenplatz und hielt sich während der Mahlzeit tückisch in einem Winkel.

Nur ein einzigesmal that der Dichter eine höchst schmeichelhafte Erwähnung seines Werkes, zu dem der sich zärtlich umwandte, das ihn aber mit tellergroßen funkelnden Augen angestarrt haben soll.

Das Mahl war geendigt, die Gäste erhoben sich, die Einen, um sich im Garten zu ergehen, die Andern, um ein Mittagsschläfchen zu machen; der unglückliche Dichter selbst schlief in einem Lehnsessel ein; der Saal bleibt leer.

Nach einer Viertelstunde werden dem Schlafenden einige Manuskripte zurückgebracht, sein Jugendfreund will ihn wecken, er ruft, er rüttelt, der Schriftsteller regt sich nicht, wie Todte pflegen. Man schreit, man läuft zusammen, Alles spricht von einem Schlagfluß, von einem Aderlaß, man besichtigt den Todten, man bemerkt an der Gurgel des geschätzten Mannes die blutigen scharfen Klauen eines vier und dreißigbogigen Manuskripts, wie eines im erwähnten Winkel lag und zu schlafen schien. Augenblicklich befestigt der Jugendfreund des Dichters einen Bindfaden an den Fuß des Erdrosselten. Alles verläßt das Zimmer, er verbirgt sich in einem Winkel, das eine Ende des Bindfadens haltend, so daß das Heldengedicht Niemand sehen konnte. Nach einigen Minuten bringt er durch den Bindfaden die Leiche in Bewegung. O schauderhafter, unnatürlicher Anblick! das ungedruckte Gedicht springt wieder an die Gurgel des Dichters, seines eigenen Verfassers, und versucht ihn zu erdrosseln; da stürzt sich der Jugendfreund mit entblößtem Degen auf das Gedicht oder das Ungeheuer los; es entspringt aber durch das Fenster über die Dächer, wo die Gerechtigkeit nicht so leicht nach kann, und soll jetzt einen gewissenlosen Verleger gefunden haben; denn Aufsehen hatte es ja, und mithin sein Glück gemacht.

So weit über die Grausamkeit und den Undank ungedruckter Gedichte; — jetzt noch Etwas über den Schaden, den sie willenlos anrichten.

Da ungedruckte Gedichte vor Allem Hörer und Leser suchen und mehr als zudringlich sind, so legen sie sich oft zu neugebornen Kindern in die Wiege, und erdrücken nicht selten, ohne es eigentlich zu wollen, die schuldlosen Kleinen. Man weiß, was ein Heldengedicht, ein Trauerspiel oder eine Gedichtsammlung wiegen.

Sollte daher nicht jede Stadt jährlich eine gewisse Summe für das Drucken ungedruckter Gedichte aussetzen, da ihr öffentliches Verbrennen unmenschlich und übermenschlich wäre?

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Thiermalerei.

Die Thiermalerei behandelt Thiere in verschiedenen Zuständen, und erfordert ursprünglich nur Treue und Wahrheit in der Darstellung. Wenn auch hier das Idealisiren der Formen größtentheils wegfällt und der Künstler nur auf Beachtung der malerischen Schönheit streng angewiesen ist — so ist doch in dieser, wie es in der Genre-Malerei mit der Psyche der Fall ist, ebenso eine höhere poetische Auffassung des Thierlebens möglich und wünschenswerth, welche hoch über dem blos geistlosen Portraitiren der Thiere steht. Grundbedingung der niedern und höhern Thiermalerei bleibt daher anatomisch-richtige Zeichnung, genaue Kenntniß und malerisch-schöne Darstellung der thierischen Bewegungen und Funktionen. Da aber niemals bloßes Kopiren der Natur Kunstzweck sein kann, sondern das Hervorheben des geistigen Elementes im Dargestellten — so wird auch der Thiermalerei durch edlere Auffassung eine höhere Bedeutung verliehen, indem der Maler nicht rein bestialische Funktionen vorführt, sondern jene Seite des Thierlebens hervorhebt, welche durch zu fast menschlichen Empfindungen und Gefühlsausdrücken gesteigerten Instinkt poetisches Interesse darbietet. Da läßt sich dann diese Gattung analog der höheren Genremalerei behandeln, und poetische Konzeption der Situationen und ausdrucksvolle Charakteristik können auch hierin durchgeführt werden. Freilich ist die Charakterisirung von Individualitäten von diesem Genre ausgeschlossen, und der Maler auf das Studium und die naturhistorische Erscheinung der Gattungs-Charaktere angewiesen. Daher hat er in diesen Bildern jene Situationen der Thiere vorzüglich zu wählen, in denen der Gattungscharakter ausdrucksvoll und markirt hervortritt. Es sollen ihm auch nur die edlern Thiere, und diese nur, wenn sie sich durch schöne Formen auszeichnen, zu Vorwürfen für die Malerei dienen. Es gibt viele Thiere, deren Empfin-

dungsleben auf einem so hohen Grade steht, daß es in seinen Manifestationen dem menschlichen nahe kömmt, und in mancher animalischen Existenz kommen Momente vor, welche einen überthierischen Charakter an sich tragen und von Gefühlen und Leidenschaften Zeugniß geben, wenn sie auch, wie natürlich, nicht so freithätig sind, wie bei dem Menschen. Zum Beispiel, der Ausdruck des Schmerzes, der Treue, der Liebe ꝛc. brechen oft bei Thieren in rührender Weise hervor. Denn von den menschlichen Seelenkräften kommen den Thieren Bewußtsein, Aufmerksamkeit, Gedächtniß und Einbildungskraft, mithin Verstand zu; und besonders gibt es einige Gattungen, wie Hunde, Pferde ꝛc., welche diese Verstandes-Kräfte in höherm Grade besitzen, als die andern, und deßwegen vorzüglich zur artistischen Behandlung tauglich sind. Dies scheint man heutzutage mehr als je zu beachten und in der Malerei mit großem Vortheile zu benützen. Vor allen zeichnen sich die Engländer durch edlere Auffassung der Thiercharaktere, vielleicht durch die Veredlung ihrer Pferde- und Hunde-Racen und ihre Vorliebe für die Jagd darauf hingeleitet, in diesem Genre aus. Ihre stoffgemäße brillante Behandlung im Kolorite und ihre ausdrucksvolle Charakteristik sichert ihnen jetzt den ersten Platz in der Thiermalerei, und sie haben schon fast für jede Race ein Ideal, das heißt die möglichstschöne Form, herausgestellt. Zudem suchen sie durch die Konzeption und Zusammenstellung ihrer Thierstücke gewöhnlich einen Moment zu veranschaulichen, in dem das Gefühls- und Verstandesleben der Thiere zum Durchbruch kommt. In anderer Weise sehen wir sie wieder z. B. das Affengeschlecht behandeln; da bei diesem mehr der instinktmäßige Nachahmungstrieb vorherrscht und mehr komisches als ernstes Element darbietet, so benützen sie es zur Thierposse und Karrikatur. So kann die Natur jeder Gattung in konvenienter Idee charakterisirt werden. Als Meister erster Größe steht hierin Landseer da. Unser Gauermann und Ranftl haben denselben Weg eingeschlagen. — In anderer Auffassungweise wird die Thiermalerei angewandt, wenn sich derselben der Künstler als ergänzender Staffage in der Historien- und Genremalerei bedient, um den Effekt einer Situation zu verstärken oder dieselbe zu erklären und zu motiviren; ich erinnere hier nur z. B. an den Hund in Delaroche's „Söhne Eduards," wo dieses Thier zur dramatischen Einheit und Verständlichung der Idee nothwendig ist. — In der niedern Thiermalerei wird gewöhnlich blos auf naturgetreue Kopirung der Thiere ohne poetisches Interesse gesehen, und eine Landschaft oder eine andre Umgebung als Rahmen dafür gewählt. Hiebei gehn aber die meisten Thiermaler nicht sehr ästhetisch zu Werke, und verwenden auf die Landschaft viel zu wenig Aufmerksamkeit, sondern betrachten sie nur als ein nothwendiges Uebel. Musterhaft ist in der Beziehung unser Gauermann, der in seinen Thierstücken die Landschaft, die Menschen- und Thier-Staffage mit gleicher geistvoller Vorliebe, mit gleicher brillanter Virtuosität behandelt. — Die Thierwelt liefert dem Künstler auch Gestalten in Fülle zur Allegorisirung einer Idee, die er als gemalte Fabel zur Beschauung bringt, welche eines ernsten oder komischen Inhaltes sein kann. Diese Richtung der Thiermalerei hat hohen ästhetischen Werth, weil darin ethische und satyrische Ideen dargestellt werden können, und der Maler neben vollendeter Technik auch Dichterweihe beurkunden kann. Leider wird dieses Feld der Fabel so wenig bebaut, und die meisten Thiermaler begnügen sich, bloße Portraite von Thieren zu liefern, ohne ihren Bildern durch Zugrundelegung einer Idee oder durch überdachte Zusammenstellung und Charakteristik einen ästhetischen Werth zu geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Von der strengwissenschaftlichen Schrift **Krok** ist so eben des 4. Theiles erstes Heft erschienen. Der Herausgeber, Dr. und Prof. Swatopluk Presl, einer der Matadore der böhmisch-slawischen Literatur, hatte den Zweck, als er die Herausgabe dieser in zwanglosen Heften erscheinenden Schrift begann, der Wissenschaft unter den Slawen in Böhmen die Bahn zu brechen. Er hat sein Ziel erreicht. Die glänzendsten Namen der böhmisch-slawischen Literatur schloßen sich dieser Unternehmung an, und bewährten durch erneute Thätigkeit den alten Ruf böhmischer Wissenschaftlichkeit. Besonders sind es die Naturwissenschaften mit allen ihren Verzweigungen, die in dem Krok ihre Stelle fanden, und Männer wie Presl und Purkinje erwiesen sich als die eifrigsten und tüchtigsten Pfleger derselben. Die Alterthumswissenschaften, die Linguistik, Völkerkunde und Aesthetik fanden ihre Bearbeiter an den beiden Jungmann, an Šir, Palacký, Wickowsky, Liška, Marek, u. A. Die jüngsten Resultate wissenschaftlicher Forschungen des Auslandes, besonders jene Arago's, Oken's, Humboldt's Mädler's und Beer's, wie auch slawischer Autoritäten sind nicht übergangen. — Als die interessantesten Aufsätze des eben erschienenen letzten Heftes bemerken wir die Abhandlung über die menschliche Sprache von Purkinje; — die Alterthümer Merikos; — der Mond nach seinen kosmischen und individuellen Verhältnissen, nach Mädler und Beer; einen auf Wickowsky's böhmische Uebersetzung der Iliade bezüglichen Artikel von Liška, und eine Abhandlung über die Sternschnuppen und den Thau nach Arago. — Die baldige Folge der kommenden Hefte wäre um so mehr zu wünschen, als dem gelehrten Hrn. Herausgeber neben der Anerkennung der Gebildetsten und dem Danke der sich Bildenden seiner Nation, das unsterbliche Verdienst zukömmt, zur Wiedererweckung des wissenschaftlichen Geistes im Vaterlande beigetragen und die National-Literatur Böhmens im vollsten Sinne des Wortes bereichert zu haben. —7—

Prager Bühne.

Sonnabend den 30. Mai zum Erstenmale: „Die Ghibellinen in Pisa." ꝛc. ꝛc.

(Beschluß.)

Was insbesondere die Instrumentirung betrifft, die eigentliche partie brillante der pariser Schule, so läßt diese Oper an Kraft und Lebendigkeit das Meiste weit hinter sich zurück, was die neue dramatische Tonsetzkunst darin geleistet hat. Dasselbe gilt von den Chören; mag sich jetzt die laute Freude der beim Gelage versammelten Ritter, oder die sanftere Heiterkeit liebenswürdiger Frauen, oder der trotzige, soldatische Uebermuth der Krieger, oder die flammende Leidenschaft einer blutgierigen Faktion, oder die religiöse Weihe düsterer Ergebung in den vollen Fluten derselben spiegeln. Ich erinnere hier u. a. nur an die Weise des Chores „Rataplan" u. s. w. im zweiten Akte. Bei all dem fehlt es aber auch nicht an Arien, Duetten u. s. f., in deren Originalität und Charakteristik sich jederzeit der hohe Genius des schaffenden Meisters offenbart, wie die Romanze Raouls, die niedliche Arie des Pagen im ersten Akt, das Terzett von Raoul, Beatrice und Marcell im fünften, — die Krone des Ganzen ist aber unstreitig der vierte Akt, und ich weiß wahrhaftig nicht, soll ich den ergreifenden Ensemblestücken desselben oder dem großen, glutvollen Duo der beiden Liebenden den Vorzug einräumen? Doch es würde den Raum eines Theaterberichtes weit überschreiten, wollte ich Alles detailliren, was diese Oper des Guten und Schönen darbietet, und ich muß es daher schon bei wenigen flüchtigen Andeutungen bewenden lassen, um so mehr, da dieselbe schon in in- und ausländischen Zeitschriften übergenug besprochen wurde, so daß einem armen hinterdrein hinkenden Referenten nichts mehr zu erörtern übrig bleibt; sero venientibus ossa, oder in freier Uebersetzung mit Benützung von Goethe's Worten:

„Ich bin noch so verlegen nie gewesen —
Das ist: sie haben schrecklich viel gelesen." —

Derjenige, dessen „Herzohren," mit Jean Paul zu reden, sich ein treues Andenken an Meyerbeer's „Robert" zu bewahren wußte, wird freilich hie und da eine Reminiscenz zu entdecken glauben, aber sie zerfließt auch wieder eben so plötzlich, wie sie auftauchte, oder aber gestaltet sich, ehe man noch Zeit hatte, die Aehnlichkeit ihrer Physiognomie näher zu prüfen, in eine neue und selbstständige Tonfigur. Weniger dürfte sich vielleicht eine strenge Kritik mit der allzugewöhnlichen Manier befreunden können, in der die Visionsscene gegen Ende des letzten Aktes gehalten ist; dagegen wird man dem hochbegabten Tonsetzer, der gewiß die Werke des Königs der Musik, Beethoven, mit höchster Pietät studirt und in sein Herz geschlossen hat, die Erinnerung an eine Sonate des unsterblichen Todten zu Gute halten, der er den ersten Theil von Isabella's großer, fiorirter Arie entnommen hat. Ueberdies wird man ja dafür durch eine so reiche Fülle neuer musikalischer Ideen entschädigt, daß Meyerbeer oft kaum vermag, sie innerhalb der ihm durch das Libretto gegebenen Schranke zu bewältigen, daher so manches Abgerissene und Fragmentarische dieser Oper. Nach dem Zeugnisse Aller, welche die deutsche Bearbeitung des Sujets dieser Oper von Mad. Birchpfeiffer kennen, dürfen wir es übrigens unserer Direktion großen Dank wissen, daß sie nicht das Libretto dieser in ihrer Schreibseligkeit unermüdlichen Frau, sondern lieber jenes des Hrn. Ott der hiesigen Aufführung zu Grunde gelegt hat. Die Spindel, um welche sich die Interessen des Stückes drehen, ist hier der Parteihaß der Ghibellinen und Guelfen, und daran spinnt sich der Faden einer Liebesgeschichte zwischen Beatrice, der Tochter des Guelfenhauptes Visconti, und dem ghibellinischen Ritter Raoul ab, die mit dem Tode der Beiden ihr tragisches Ende nimmt. —

Die Darstellung der neuen Oper war so vollkommen, wie man es von den Kräften der hiesigen Bühne billiger Weise nur verlangen konnte. Besonders feierte unsere treffliche Großer, deren metallreiche Stimme sich ganz besonders für den glühenden, hochtragischen Gesangstyl der Beatrice eignet, einen so glänzenden Triumph, wie ihn nur gefühlsdurchdrungener Vortrag, auf feste Schule basirt, in Verband mit dramatischer Wahrheit des Spieles einer Sängerin erringen konnte. Außer Fräulein von Haßelt dürften wohl wenige deutsche Sängerinnen mit Dem. Großer in dieser Partie um den Lorbeer zu streiten wagen. — Mad. Podhorsky mit ihrer seltenen Technik und Kehlengeläufigkeit war in der überreich kolorirten Rolle der Isabella in ihrem eigentlichen Elemente. — Hr. Emminger sang den Raoul mit lebendigem Ausdruck und befliß sich dabei zugleich jener klugen Oekonomie, wodurch es dem Sänger dieser so überaus anstrengenden Partie allein möglich werden kann, mit seinem Stimmmaterial bis ans Ende auszulangen. Er theilte sich mit den beiden vorgenannten Damen in die ehrenvollsten Auszeichnungen des Publikums. — Dem. Triebensee trug die Gesangsnummern des Pagen mit vielem Geschick und vieler Zierlichkeit vor. — Eben so ward den Herren Strakaty (Visconti), Demmer (Varna) und Kunz (Marcell) wiederholte beifällige Anerkennung. — Die Präcision der in den mindern Fächern beschäftigten Sänger, das Ineinandergreifen der Ensemble's und Chöre erlauben einen Rückschluß auf den Fleiß, welcher an das Studium dieser Oper verwendet wurde. -- Auch die Dekorationen des Hrn. Rößner, die Kostumes des Hrn. Hutterer, ganz besonders aber das Arrangement der Tänze von Hrn. Rainoldi fanden ihre Würdigung. Dennoch dürfte eine Kürzung der letzteren für die Reprisen der Oper zu empfehlen sein. **ud. u.**

Noch ein Wort über Meyerbeer's Ghibellinen.

Kein Redakteur einer Zeitschrift kann für die ästhetischen Urtheile und Ansichten seiner Mitarbeiter verantwortlich gemacht werden; doch ist er verpflichtet, mit seiner Meinung hervorzutreten, wenn sie der in seinem Journal geäußerten total entgegengesetzt ist. Nach meiner Meinung ist die oben genannte Oper trotz aller starken Besetzung ein sehr schwaches Werk, dessen Lärm den in uns laut werdenden Tadel nicht übertäuben kann. Zuerst ist die ganz gewöhnliche, aber wichtige Regel verletzt, daß kein dramatisches Werk zu lang sein darf, sonst ermattet das Interesse. Wer kann eine vier- oder gar fünfstündige Oper mit immer reger Aufmerksamkeit anhören, besonders wenn ein Effekt den andern verdrängt? Beinahe jede einzelne Scene ist zu gedehnt; dies ist Folge der Künstelei, aus der das ganze Werk hervorgegangen. Zur Schönheit einer Oper gehört ferner Reichthum und Neuheit der Melodien. Es klingen zwar alte bekannte Choräle durch, aber eine eigenthümliche, dem Komponisten angehörende Melodie habe ich nirgends entdecken können. Höher steht die Instrumentation, — weil sich diese durch Fleiß erzwingen läßt, während der frische Quell der Melodie Gabe des Himmels ist — doch leidet sie an dem Fehler der Effekthascherei. Meyerbeer geht äußerst verschwenderisch mit den Instrumenten um, es ist, als wollte er den spätern Komponisten nichts mehr übrig lassen. Ueberall die grellsten Kontraste (zum Beispiel Glockengeläut und Harfentöne) — nun, dies ist freilich nöthig, um die ermattende Aufmerksamkeit immer neu wieder aufzustacheln! Das wahre Genie aber, ein Gluck, Mozart, Goethe, erreicht durch die einfachsten Mittel die größte Wirkung. Zuviel gekünstelte Effekte überreizen und spannen ab. Doch da Meyerbeer den Effekt so gründlich studirt hat, so will ich nicht läugnen, daß mancher Komponist von ihm in dieser Beziehung profitiren kann. — Die Charakteristik, ein wesentliches Moment der dramatischen Musik, ist äußerst schwach; es ist eigentlich keine Person musikalisch individualisirt, als Marcell. Man halte dagegen eine Meisteroper, z. B. Don Juan; wird nicht selbst der Laie jeden einzelnen Charakter mit den feinsten Zügen angeben können; und dies Alles ist Wunderwirkung der Musik. — Wohl sind manche Situationen dramatisch; aber sie scheinen mir nicht durchfühlt sondern nur durchdacht zu sein, und der Komponist hat dieses Gedankengewebe, Faden für Faden, mit Musik überkleidet — daher fehlt größtentheils das wahre dramatische Leben, daher läßt das Ganze kalt. Daß übrigens ein Tonwerk von so verschiedenem Styl (bald französisch, bald deutsch, bald italienisch), mit entlehnten Melodien, voll gekünstelter Effekte, — kein organisches Ganze bilden kann, versteht sich von selbst. Nur das Genie weiß dem Kunstwerk jene beseelende Einheit einzuhauchen, welche die Glieder des Organismus beherrschend zusammenhält. — Nun noch ein Wort über romantische Musik. — „Romantische Musik" — sagt der geistvolle Wedel (Waldbrühl - Zuccalmaglio) — „ist ein Pleonasmus; alle Musik muß rein romantisch sein (ist selbst reine Romantik), ja alle Romantik scheint aus unserer Musik hervorgegangen. (Ganz recht! je mehr irgend ein Kunstwerk in seiner Totalität einem musikalischen Effekte zustrebt, desto mehr ist es romantisch.) Diese Romantik aber hat wie die Musik ihre Gesetze, ihre Schranken, die sie nicht überspringen darf. Die gallische Kunst ist eben so wenig klassisch gewesen in echtem Wortsinne, als sie jetzt romantisch ist, und hielt sich ehedem an der Schaale des Klassizismus, wie jetzt ihre jungen Künstler an der Schaale der Romantik arbeiten, und sich mit dem höchsten Fleiße ihre zufälligen Eigenheiten anquälen, da in diesen sich die Muster am leichtesten erreichen lassen. In diesem Sinne mag man denn auch wohl Recht haben, wenn man behauptet, Meyerbeer sei einer der Vertreter und Träger des jungen, aus Paris ausstrahlenden Zeitgeistes." **R. Glaser.**

Notizen.

(Dahin ist es gekommen!) Es wird viel vom Sinken der deutschen Literatur gesprochen, und wir lachen über die thörichte Rolle, welche die Franzosen den deutschen Autor in ihren Salons spielen lassen. Skandalös aber ist es, wenn ein deutscher Buchhändler die Deutschen selbst — um sein Verlagsartikelchen zu empfehlen — unter die Heidschnukischen Völker setzt! In der Beilage zu Nr. 6 des „Piloten" kündigt Hammerich in Altona eine neue Novelle Biernatzki's „Der braune Knabe" an, und läßt, nachdem er gesagt, daß man B's frühere Novellen gleich ins Englische und Holländische übersetzt hätte, mit großen, dicken Lettern in besondern Zeilen drucken: „gewiß eine seltene Auszeichnung für einen deutschen Schriftsteller!" — O mit nichten, mein Herr, gesetzt, Ihr Ausspruch wäre wahr, so beweist die Seltenheit der Uebersetzung eines deutschen Werks in andere Sprachen, wenn wir die meisten der herrlichen Sachen vergleichen, die die deutsche Presse so eilfertig aus Frankreich und England herüberholt, höchstens, daß die Verleger anderer Nationen einen besseren Geschmack haben, als die Deutschen. Am Schluße heißt es: Sämmtliche Buchhandlungen Deutschland's, Oesterreich's (wie scharfsinnig unterschieden! vermuthlich wird der braune Knabe auch sogleich aus dem Deutschen ins Oesterreichische übersetzt werden!) der Schweiz u. s. w. (d. h. Persiens, der Türkei, Islands) haben den braunen Knaben vorräthig. **B. St.**

(Deutsches Drama.) Für das deutsche Drama scheint endlich ein neuer Morgen heranzudämmern; wir wollen nicht mit vorlautem Freudenrufe die Morgenröthe verscheuchen; wir wollen aber still hoffen, daß, was wir sehen, kein trügerischer Schein ist. Von Robert Bürkner wurde in Breslau ein Schauspiel in fünf Akten „Der sterbende Bräutigam," nach einer Erzählung von Soulié bearbeitet, mit großem Beifall gegeben. Gutzkow's Savage hat bekanntlich in Berlin sehr gefallen. — „Judith," ein Trauerspiel von Fr. Hebbel, einem bedeutenden Talente, wird in Berlin zur Aufführung vorbereitet. — Mosen's „Otto der Dritte" und Beck's „Saul" wurden in Pesth gegeben. — Die Lustspiele Friedrich von Heyden's „Die Modernen" und „Album und Wechsel" scheinen auch, nach der Wirkung, die sie auf das kunstsinnige Berliner Publikum machten, von bedeutendem Interesse zu sein.

(Paris.) Im Café D . . . . entfloh die Geldeinnehmerin mit einem muthmaßlichen Lord, der aber Niemand Anderer war, als ihr Bruder. Er hatte sie dazu beredet, um sie auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Ist das nicht brüderliche Liebe?

(Bai), erster Maschinist des San Carlotheaters in Neapel, zeigte in London ein 15 Fuß langes hölzernes Modell der Peterskirche in Rom, das sich bis auf die kleinsten Details erstreckt, und an dem er 11 Jahre gearbeitet hat.

(Heinrich Stieglitz), der treffliche Dichter, der sich noch in Venedig aufhält, um dort sein großes, die Geschichte Venedigs umfassendes Epos zu vollenden, wird auch ein eigenes Werk über Montenegro herausgeben, wo er sich auf seinen vorjährigen Wanderungen eine Zeitlang aufgehalten. Man darf sich von seiner Schilderung der eigenthümlichen Zustände dieses wilden Landes und seiner kriegerischen Bewohner etwas höchst Originelles versprechen. (Pilot.)

(Berichtigung.) In dem Theaterbericht in N. 45 ist Sp. 7, Z. 30 v. o. zu lesen: dieselbe st. derselben, was einen andern Sinn gibt.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 47. Mittwoch den 10. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Neuböhmische Poesie.

Ladislaus Čelakowský's Nachhall böhmischer Lieder.

Es gibt Namen in der Literatur, deren guten Klang kein Lob mehr erhöhen, kein Tadel schwächen kann; sie sind Polarsterne, die für uns nie auf-, nie untergehen. Ein solcher Name ist **Ladislaus Čelakowský**. Seine Verdienste um die böhmische Literatur haben ihn jedem Böhmen tief in's Herz geschrieben, und es wäre nur überflüßig, derselben hier zu wiederholten Malen zu erwähnen. — Das Büchlein von 106 Seiten, das uns so eben vorliegt, ist ein Nachklang böhmischer Volkspoesie, der, aus dem Herzen, aus dem tiefsten Gemüthe des Volkes geschöpft, gewiß wieder tief in dasselbe zurückdringen wird. Čelakowský hat wie Keiner das Wesen der verschiedenen Zweige slawischer Volkspoesie erfaßt. Ein sprechender Beleg ist der vor 10 Jahren erschienene „**Nachhall russischer Lieder**;" ein neuer Beweis gegenwärtiger „**Nachhall böhmischer Lieder**." — „Thränen auf der Wange, — im Auge stille Freude. Während im elegischen Liede des Russen der ganze Himmel voll schwarzer Wolken hängt, blickt bei dem Böhmen durch jedes graue Wölklein irgend ein funkelnder Sonnenstrahl hindurch." Mit diesen Worten bezeichnet Č. das Wesen des böhmischen Liedes. — Wir wollen einige dieser trefflichen Dichtungen mittheilen:

Ritt zum Liebchen.

Wohl hinter die Berge die Sonne sank,
Wohl dunkel wird es im Thal, —
Wie Schad' ist's um dich, mein Väterchen lieb,
Daß du begraben zumal!

Wenn ich entschlaf' und wenn ich erwach',
Tag's, Nacht's, gedenk' ich dein,
Und klag' nicht, wenn deiner Seele Heil
Ich schließ' im Gebete ein. —

Doch Eins thut weh! — ja Eins thut weh,
Daß das Herz mir im Busen weint:
Du siehst es ja nicht, wie auf dieser Welt
Des Glückes Sonne mir scheint! —

Wo Hafer du in die Erde gestreut,
Da wogt mir ein Weitzenmeer, —
Und wo dein Schweiß die Scholle genetzt,
Wanken Halme segensschwer.

Die Scheuer fasset den Segen kaum,
Alle Gehöfte füllet er aus. —
O freue dich! — eine Wirthin hold
Kehrt bald in dein wohnlich Haus.

Und wenn du lebtest, und könntest sie schaun,
Blonden würde dein Haar, o Greis!
Gleich wie im Lenze sein Laub erneut
Am Baume ein dürres Reis. —

* * *

So ahntest auch du nicht, Rößlein braun,
Als du warst ein Füllen jung,
Daß tragen du würdest zum Liebchen mich
In der Abenddämmerung! — —

Wohl hinter die Berge die Sonne sank,
Wohl dunkel wird es im Thal, —
Dort hinter dem Wald ein Hüttchen winkt
Zum freundlichen Liebesmahl! —

Denken wir uns nun das liebende Paar in der friedlichen Hütte, — die enge Stube faßt kaum den Himmel seliger Liebe; im Gesange überströmen die Herzen.

„Kind, für ein einzig Küßchen
Soll ich ein Lied dir singen? —
Aus einer einz'gen Blume
Ein Sträußchen fein zu binden,
Sag', würde das gelingen?"

„So viel ich im Garten Blumen
Zu einem Strauß müßt' pflücken,
So viel zu einem Liede
Mußt du auf deine Lippen
Mich Küsse lassen drücken! —"

Hinter grünender Wachholderhecke steht ein andres Paar, minder glücklich; man sieht es ihm an, daß die Macht äußerer Verhältnisse sich mit eiserner Wucht zwischen die beiden Herzen geworfen.

„Knabe mein, wenn all die Thränen,
Die ich je um dich mußt' weinen,
An vertieftem Orte könnten
Sich zu einem Teich vereinen:
Unsre Wiese sammt den Dämmen
Würden sie dann überschwemmen."

„„Mädchen mein, wenn Seufzer könnten
Klagend durch die Lüfte wallen:
Auf dem Thurme hoch die Glocken
Müßten laut davon erschallen,
Und du hörtest meine Liebe
In der Glocken Wiederhallen!""

Am glücklichsten ist Č. im satyrischen, volkshumoristischen Liede. Humor ist der Grundton böhmischer Volkspoesie, und Čelakowský versteht es dem Volke seine Ironie abzulauschen. Trefflich ist „Das Zigeunerpfeifchen" — eben so wahr als derb „Der Böhmische Bauer," „Der Fußgänger," „Wawra." Unter den epischen sind „Toman" und „Der Hochzeitstag" treu böhmisch. —

Möge Čelakowský bald wieder sein biedres Böhmen mit Liedern beschenken! —

Siegfried Kapper.

Ben David's Tod.

Aus dem Polnischen des Kraszewski

von Doerfel.

Erzähle mir Rachel, — bat Aaron — das traurige Ereigniß.

Zum erstenmal hatte der wachsame Hahn die Kinder Sions gewarnt, denn die Mitternachtsstunde war schwer und bange gekommen, und herauf aus ihren Gräbern schwebten die Geister der Nacht, gleich ihr finster und Unglück bringend, die sie in ihrem Schooße getragen und nun hinaus ließ, um zu haschen die Seelen der Kinder Abrahams. Schmerzenstöne weckten Ben David's Mutter aus dem tiefen Schlafe, und sie erhob sich von ihrem Lager, ging zu dem glimmenden Heerde, und zündete den trockenen Span, auf daß entweiche die finstere Nacht. Und sie ging von Bett zu Bett, bis zu jenem, wo Ben David lag. Und sie beugte das Haupt und horchte, und die Schmerzenstöne kamen von dem Lager Ben David's, des geliebten Sohnes. Er schlief, doch sein Athmen war schwer und kurz, und er weinte und wimmerte aus seinem düsteren Schlafe. Sein Antlitz war weiß, wie die Decke seines Bettes; nur in der Mitte der Wangen brannte ein rother Fleck; seine Rechte wühlte in dem Silberhaar seines Bartes und leblos hing die Linke vom Lager herab.

Er wird nicht erleben seiner Tage Zahl, jammerte die liebende Mutter, und nicht er wird an meinem, sondern ich auf seinem Grabe weinen.

Und schmerzlich durchzuckte der Gedanke ihre Brust, und ein stumpfes Schwert durchschnitt das Mutterherz, und Thränen füllten ihre Augen und sie eilte aus der schmerzbringenden Nähe.

Und wir hörten, wie Meludames, der schwarze Fürst, der Thüre nahte, und bebten; denn gewichen war aus unserer Mitte Machabubes, und keine Hoffnung blieb uns zurück, und wir sahen ein, des Todes schwere Stunde sei gekommen.

Da öffnete sich die Thüre. Niemand, als der Geist des Todes mit dem Todesmesser in der Hand, trat ein, denn wir sahen nichts.

Der Mutter thränendes Auge ruhte auf dem geliebten Sohne: die Seele war noch in dem Körper und der böse Geist wetzte das Messer an der Schwelle der Thüre. Und wir sahen, wie Ben David unter der Decke sich wand, des Todesmessers Nähe fühlend: doch die Seele hatte den Leib noch nicht verlassen und sie ächzte wie Daniel in der Grube der Löwen.

Und an der Wand flatterte das Todtenhemd, des Talmuds Blätter bewegten sich, als wenn sie Ben David's Hand umgeschlagen hätte, und seine Rechte preßte das silbergraue Kinn. Seine Brust keuchte, und winselnd schwoll sein Athem, denn das Messer stack in seiner Brust, und wir nahmen die Decken und die Betten, und warfen und drückten sie auf ihn, um zu beeilen seinen Todeskampf, und er starb.

Mit Wehklagen und Weinen füllten wir das Haus, zerrissen unsere Kleider und traten an die Schwelle des Hauses, daß Aller Augen sahen und Aller Ohren hörten, daß die Seele aus Ben David's Körper entflohen, und daß jeder ausschütte aus seinen Gefäßen das Wasser, damit der böse Geist nicht hingehe zu waschen vom rothen Blute das Messer, das er getaucht in Davids Blut.

Und als es anfing zu dämmern, kam der grüne Wagen und der Sarg, Ben David zu begraben, und wir begleiteten ihn jammernd und weinend, denn er lebte nicht seiner Tage Zahl und muß wiederkehren zur Marter auf diese Welt. —

O verflucht sei der Tag und die Stunde seines Todes! — jammerte Aaron, — die Haare zerraufend. Der neidische Schlaf hielt unsere Augen gefesselt und wir schütteten das Wasser aus den Gefäßen nicht, und der böse Geist wusch darin das Todesmesser, und auf uns kam das Unglück mit seiner schweren Hand. In derselben Nacht, in derselben Stunde hatte unter unsäglichen Schmerzen meine Tochter ein todtes Kind geboren.

Und er eilte zum Rabbi, und Rachel ging nach Hause.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

Thiermalerei.

(Fortsetzung.)

Unter den Malern der Wiener Schule ist Gauermann eine hervorragende Erscheinung. Als Thiermaler und Landschafter gleich ausgezeichnet, verbindet er stets beide Genre's in seinen Bildern zu einem einheitlichen abgeschlossenen Ganzen. Der Charakter seiner Landschaften ist immer so glücklich der Thierstaffage angepaßt, daß diese mit jenem unzertrennlich und natürlich verwachsen zu sein scheint, und sich nicht zufällig, sondern nothwendig herausstellt; so belebt durchwegs die Gegend, die Menschen- und Thier-Staffage ein warmer poetischer Hauch, während nebstbei in allen Theilen des Bildes derselbe lokale Typus streng durchgeführt ist. Anordnung und Gruppirung sind elegant, die Zeichnung der Thiere anatomisch-richtig und edel, das Kolorit meisterhaft; die Auffassung zeugt von tiefen naturhistorischen Studien. Diese Vollendung in allen Partien bewirkt, daß seine Gemälde aus einem Gusse entstanden scheinen und eine einheitliche Wirkung machen. Wir sahen schon Darstellungen der verschiedensten Thiergattungen von ihm. In der heurigen Ausstellung zeigte er seine vier neuesten Werke: „die Beute der Füchse," „das Passeirthor bei Meran," „ein erlegter Hirsch, umgeben von Jägern und Hunden in einer Gebirgslandschaft" und „die Einschiffung der Heerden am Königssee," alle vier ausgezeichnete Bilder, an denen alle obenerwähnten Vorzüge bemerkbar sind; „das Passeirthor bei Meran" gefiel mir durch seine anmuthig poetische Behandlung darunter beinahe am meisten. Wenn Gauermann in den zwei Bildern der vorjährigen Ausstellung durch arge Koketterie mit grellen Farbeneffekten, Geleckheit in der Ausführung, und unwahren Ultramarin-Ton einen Fehltritt that, so ist er doch augenblicklich davon wieder zurückgekommen, und hat die etwas zu hart tadelnde Rüge, die man ihm deßhalb in der Allgemeinen Zeitung machte, durch die That glänzend entkräftet. Gemälde, wie seine „Ernte," „die Getreide-Einfuhr," „der verendende Hirsch" rc. gehören zu dem Besten, was in diesem Genre die neuere Kunst hervorbrachte. „Der verendende Hirsch" ist ein Meisterwerk der höhern Thiermalerei; es stellt einen gejagten verwundeten Hirsch dar, welcher sich mit dem letzten Aufwande seiner Kräfte in eine einsame öde Felsengegend flüchtet, und hier an einem Wildbache kraftlos zusammenstürzt, während ihn schon ein Geier erpackt, der einen andern, welcher noch in den Lüften kreist, zur Theilung der noch lebenden Beute kreischend herbeiruft. Der edle verendende Hirsch sieht mit einem ersterbenden Resignationsblicke gegen die Raubthiere empor, daß er mir fast vorkömmt wie ein zu Tode gehetzter großer Mann. Man wird vor dem Bilde unwillkürlich tief von Mitleid ergriffen, man mag es nun als Allegorie, oder als Thierdrama betrachten. Es ist im Besitze eines hiesigen hohen Kunst-Mäcens, und wäre würdig, von einem guten englischen Chalkographen verewigt zu werden. Möge uns der geniale junge Künstler noch viele solcher Bilder bringen, und er wird bald einen europäischen Künstlernamen haben. —

Ranftl hat sein naturhistorisches Studium einer Thiergattung zugewandt, den Hunden; aber darin leistet er Ausgezeichnetes. Er hat den Charakter der Hunde und aller ihrer verschiedenen Racen tüchtig aufgefaßt, und weiß ihn durch Situation, anatomisch-schöne Zeichnung, Ausdruck und treffliches Kolorit poetisch herauszustellen. Seine „forschenden Hunde" der heurigen Ausstellung sind wieder Belege dafür. Aber das beste Bild, das ich von ihm sah, waren die, letztes Jahr exponirten „Hunde bei einer Ueberschwemmung." Eine Hündin rettet sich mit ihren zwei Jungen aus dem Wasser auf das Dach einer Hütte, und bewacht diese mit Angst und Furcht, da sie stets hinabzugleiten und ins Wasser zu fallen drohen; der beinahe menschliche Ausdruck der Mutterliebe im Blicke der Hündin und die Unbehilflichkeit der Jungen ist so charakteristisch dargestellt, daß man die Situation mitfühlt. Die Technik ist wie in allen seinen Thierstücken vollendet. Dieses Bild und Gauermanns „verendender Hirsch" zeigen, daß selbst in diesem Genre erst die Idee den Gemälden den ästheti-

schen Werth zu verleihen im Stande sei. Ja daß die Idee allein schon ihre Wirkung nicht verfehle, selbst wenn sie nicht von vollkommner technischer Ausführung unterstützt wird, sahen wir an Danhausers „betrogenem Pintsch," einer humoristischen Thierposse, in der letzten Exposition. Er stellte einen Pintsch als Coen dar, und zeigte in der scherzhaften Komposition, daß sich auch manchmal häufig-vorkommende sociale Situationen der Menschen ins Thierleben einschleichen. Obwohl die technische Behandlung nur leichthin genommen war, so machte das Bildchen doch durch die ironische Idee Effekt. —

Dallinger ist ebenfalls ein trefflicher Thiermaler, nur berücksichtigt er die poetische Konzeption zu wenig und ist in der Ausführung oft zu geleckt. Swoboda scheint sich Letzteren, Heike Gauermann als Vorbild genommen zu haben. Von allen Dreien sehen wir recht gelungene Thierstücke in der Ausstellung, denen übrigens keine Idee und höhere Auffassung zu Grunde liegen; als Thierportraite aber haben sie auf Geltung Anspruch. — So besitzt also auch in diesem Genre die Wiener Schule zwei Künstler, welche sich den besten Thiermalern des Auslandes würdig anreihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Triest.

1. Juni.

Die hiesige Dampfschiffahrtgesellschaft des k. k. priv. öster. Lloyd hat am 21. v. M. ihre vierte Generalversammlung abgehalten, und es ist wahrhaft erfreulich, aus dem gediegenen Vortrage, womit der Direktor, Herr Karl von Bruck dieselbe eröffnete, zu entnehmen, welche günstige Resultate das verflossene Jahr geliefert hat: Zwischen Triest und Konstantinopel wurden 24, zwischen Konstantinopel, Alexandria, Thessalonich und Syra 12, zwischen Triest und Venedig 156, zwischen Triest und Dalmatien 20, und zwischen Triest, Ancona und anderen Häfen 33 Reisen gemacht, und auf diese Weise in Allem 27,930 Passagiere, baares Geld und Kostbarkeiten, in Werth von 10,963,126 fl., 79,812 Briefe, 23,251 Gebinde und 40,366 Ctr. Waaren und 15,561 Gebinde verschiedener Gegenstände befördert. Die Zahl der Reisenden nach dem Oriente allein belief sich auf 8231. Die Gesammteinnahmen betrugen 536,851 fl. 1 kr.; die Ausgaben 408,753 fl. 36 kr.; es erwuchs also ein Ueberschuß von 128,097 fl. 25 kr. Im Vergleiche zu den frühern Jahren stellte sich in jeder Beziehung eine Zunahme heraus, welche wahrscheinlich noch bedeutender gewesen sein würde, wenn nicht der Geschäftsverkehr mit der Levante durch die politischen Wirren gehemmt worden wäre.

Zu den vielen frühern Begünstigungen, deren die Gesellschaft sich von Seite der k. k. hohen Behörden zu erfreuen hat, kam im verflossenen Jahre noch jene hinzu, daß jedes nach der Levante gehende Dampfboot der Gesellschaft in Triest einen beeideten Sanitätswächter an Bord nehmen darf, so daß die abzuhaltende Kontumazzeit auf der Rückreise schon in Corfu zu zählen beginnt, und der Reisende bei Ankunft in Triest nur noch den Ueberrest abzuhalten hat; unterwirft er sich noch außerdem dem Spoglio d. h. dem Kleiderwechsel, der ärztlichen Untersuchung und einem Bade, so wird dadurch die Kontumazzeit noch um weitere sieben Tage verkürzt. Welcher Vortheil es für den Reisenden sein muß, auf diese Weise der lästigen Kontumaz zu entgehen, und beinahe unmittelbar nach der Rückkehr in die Arme der seiner Ankunft harrenden Angehörigen eilen, oder seinen Geschäften nachgehen zu können, bedarf keiner näheren Erörterung.

Der günstige Erfolg, von welchem die Gesellschaft ihr großartiges Unternehmen gekrönt sieht, veranlaßt sie, ihrem Wirkungskreise noch eine größere Ausdehnung zu geben, und es wurde bei der letzten erwähnten Generalversammlung einstimmig beschlossen, eine neue Dampfboot-Verbindung zwischen Triest längs der päpstlichen und neapolitanischen Küste bis Messina herzustellen, ferner noch ein Dampfboot zu erbauen, und damit eine regelmäßige Fahrt zwischen den friaulischen und istrischen Küsten zu unterhalten. Der Einheimische wie der Fremde wird nun mit wenigen Kosten und auf die angenehmste Art die Küstenstädte Monfalcone, Capodistria, Isola, Parenzo, Rovigno und Pola besuchen können, welche in historischer und landschaftlicher Hinsicht so höchst interessant sind, und bisher aus Mangel an bequemer Fahrgelegenheit nur selten besucht wurden, und daher auch weniger, als sie es verdienen, gekannt sind.

Bemerkungen zu der akademischen Kunstausstellung in Prag, 1840.

Von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung.)

Außer diesen hat uns die Düsseldorfer Schule noch eine Menge Landschaften geliefert, die wir nach Verdienst weitläufig zu besprechen uns leider versagen müssen, indem wir uns begnügen die Mehrzahl hier nur namhaft zu machen. Zu den bessern gehören Happel: Katzenbacher Thal auf dem Hundsrücken, Becker: betende Kinder im Walde. W. Klein's Landschaft ist etwas matt und charakterlos; vortrefflich aber sind eine Landschaft und eine Kirche im Schnee von Scheuren. Eine Sumpfgegend von Scheins ist weder warm noch kalt, so gut auch die Partien vertheilt sind. Obgleich solche Gegenden leicht keinen andern Eindruck zulassen, als einen unbehaglichen, schon durch die dickere Luft hervorgebracht, die in ihnen zu wehen pflegt; so ist es doch nicht die Aufgabe der ästhetischen Kunst, solche Eindrücke wiederzugeben. In diesem Bilde, wie in einem zweiten von Scheins, Moorgrund darstellend, ist nicht zu sehen, was diesem Gegenstande die Aufmerksamkeit eines Malers hat zuziehen können. Breslauer's Burg Rheinstein, und Weber's Kapelle im Schnee bei Mondbeleuchtung sind zu loben, besonders zeugt das letztere von lebendiger Phantasie und Originalität in Auffassung der effektvolleren Momente in der Natur. Dahl lieferte eine Landkapelle am Flußufer, Häcke einen Dorfkirchhof; Guerand's Landschaften haben mehr Interesse für den Antiquar, als den Naturfreund; sehr lobenswerth und wirksam ist sein Streben, von einer ernsten philosophischen Betrachtung bei seinen Darstellungen auszugehen und nicht bei einer blos portraitartigen Nachbildung großartiger Steinmassen stehen zu bleiben. Die Ansicht des Neptuntempels in Pästum ist ein tiefer Blick in alte Zeiten, und eine wehmüthige Mahnung an die Vergänglichkeit irdischer Größe. Ein andres, weniger effektvolles Bild von ihm ist eine Landschaft aus der Umgegend von Agrigent. Voll Wahrheit, schön gedacht und trefflich ausgeführt ist eine Winterlandschaft von L. Hilgens. Mehre dieser Werke sind an Private verkauft, andre von dem Vereine zur Verlosung bestimmt oder zum Ankauf vorgemerkt. Aus München haben uns der geniale und fleißige Gail, Heinlein, F. A. Schelver, und Schiller erfreut, theils durch direkte Einsendungen, theils indem Besitzer ihrer Gemälde dieselben bereitwillig der öffentlichen Beurtheilung ausstellten. Gail ist, was die Behandlung der Farben, die Reinheit der Zeichnung und die Leichtigkeit und Gefälligkeit der Gruppirungen anbelangt, vielleicht der eleganteste, zierlichste Maler seiner Zeit. Er ist originell in der großen Weichheit seiner Töne, die trotz der geringen Abwechselung derselben, nie Monotonie bewirken. Alle kontrastirenden Farben vermeidet Gail sorgfältig, und strebt nach einer möglichst großen Harmonie derselben unter einander. Dabei ist die Architektur immer edel gewählt, und allen Figuren, selbst dem gemeinen Fischer und Hirten die graziöseste Haltung gegeben. Glücklicher konnte kein Maler, seine Individualität und persönliche Neigung zu Rathe ziehend, für sich wählen, als der treffliche Gail, welcher dem schönen, Spanien seinen Pinsel geweiht hat, Spanien, das glühende, phantasiereiche, wie es noch in der Poesie lebt, und unvergänglich blühen wird. Der Styl Gail's scheint mir noch mehr allen Anforderungen der Kunst zu entsprechen, als der der Düsseldorfer Schule; denn dieser letzteren spitzfindige Kopie der Natur, in der es dem Beobachter vorkommt, als sei der Maler mit dem Storchschnabel über Berge und Wälder hergefahren, setzt die Kunst fast in das Handwerk herab, und stößt alles Poetische, alles Ideale aus, und doch ist die Poesie die Brust, an der die Kunst ihre erste Nahrung genommen, und das Ideale die Heimath, in der sie erzogen worden ist. So ist die Genremalerei wie die Karrikatur eigentlich nur ein genialer Auswuchs der Kunst, der Geschichts- und Charaktermalerei; und die Manier der Düsseldorfer behandelt die Landschaft fast wie das Genrebild, treu bis ins Lachenerregende (d. h. im guten Sinne). Gails Bilder werden noch besonders durch ihren Ideenreichthum, und durch die Vielseitigkeit ihres Inhalts anziehend, denn sie verbinden gewöhnlich aufs Glücklichste Landschaft, Architektur und charakteristische Situation und Gruppirung (Genre), ohne daß Eins oder das Andre weniger das Interesse des Malers gefesselt zu haben schiene. Eine gewisse Einseitigkeit, veranlaßt durch den nie wechselnden Schauplatz seiner Darstellungen, dürfen wir ihm kaum zum Verbrechen machen, da jeder Künstler das Recht hat, ein gewisses Fach zu wählen und es in Einem auch am Sichersten zur Meisterschaft bringen kann; aber wenn es Gail möglich würde, sich zu umfassenderer Allgemeinheit zu erheben, so würde sein Ruhm noch unendlich vermehrt. Am Wenigsten hat von seinen Bildern la capilla del Sancaron aus der Moschee von Cordova gefallen, was aber in dem

scheinbar Gesuchten der maurischen Baukunst liegen mag. Trefflich sind aber: eine spanische Posada, bewohntes Gemach in der Alhambra, Port Mahon, und vor Allen der Kreuzgang des Klosters St. Juan in Toledo, eine der schönsten Elegien, die je gedacht worden.*) — Schiller's Landschaft am Kochersee ist zwar sehr wahr im Ausdruck, und mit Sorgfalt ausgeführt; doch ist es mit der Physiognomie des Kochersees, wie mit der Friedrichs des Großen, sie ist nicht zu verfehlen. Heinlein's Wasserfall bei Hohenschwangau scheint fast zu weich zu sein, wodurch der Effekt, den diese ungewöhnliche Naturerscheinung machen muß, gedämpft wird. Scheloer's Tiroler-Landschaft ist wenig charakteristisch gewählt, aber nicht ohne Interesse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

La Roche ist hier. Was braucht es da weiter viel Posaunenlärm, Fanfaronaden und Wortmacherei? Glänzt doch der Name des großen Künstlers als eines der leuchtendsten Gestirne am theatralischen Horizont des lieben Deutschlands, und hat er sich doch auch hier von seinem letzten Gastspiele her die Theilnahme und Bewunderung aller Freunde echter dramatischer Kunst gesichert. — Also der k. k. Hofschauspieler Hr. Karl La Roche eröffnete am 4. d. M. die Reihe seiner Gastvorstellungen in dem Raupach'schen soi disant historischen Drama „Cromwell's Ende" mit der Partie Cromwell's, und wurde vom Publikum, wie vorauszusehen, mit allen Ausbrüchen enthusiastischer Freude bewillkommt — wobei ich noch bemerke, daß ich mich für die Dauer des Gastspieles dieses Künstlers zu besserer Raumersparniß von aller Aufzählung von Hervorrufungen u. dgl., als von Dingen, die sich von selbst verstehen und heut zu Tage für die dii majorum gentium in der Kunst ihren Werth ohnehin größtentheils verloren haben, in Vorhinein dispensire. — Auch einer Analyse des vorliegenden Stückes kann ich mich überheben, indem dasselbe bereits in Nr. 5 dieses Jahrganges von „Ost und West" eine ausführliche Besprechung gefunden hat. Ein Todeskampf als solcher sollte nie zum Vorwurfe eines Drama's genommen werden — und was finden wir in diesem Trauerspiel wohl anderes, als eine allgemeine Fäulniß und Auflösung? Wir sehen Cromwell fünf Akte in einer qualvollen moralischen Agonie, bis das Hinzutreten der körperlichen endlich ihn und den Zuschauer aus der peinlichen Spannung erlöst, worin Beide gefangen gehalten wurden; die übrigen Personen aber sind schwächliche Gestalten, welche unter der Last politischer Ideen, die Raupach ihren schmalen Schultern aufbürden möchte, ebenfalls jämmerlich zusammenknicken. Wenn nun ein solches Zeug, mit welchem verglichen das sujetverwandte, nach meiner Ansicht schwächste Drama Hugo's „Cromwell" noch immer ein wahres Probewerk theatralischer Poesie geheißen werden darf, gar noch den Reiz der Neuheit entbehrt, womit es in den Flitterwochen der ersten Aufführung umgeben war, so braucht es wahrhaftig einen Schauspieler von jenem hohen Grade geistiger Kraft und Intelligenz, wie sie La Roche in sich vereinigt, um dennoch die Aufmerksamkeit, ja die Sympathie des Beschauers mit solcher Gewalt zu fesseln. Der einsichtsvolle Künstler mußte gar bald erkannt haben, wie der Charakter dieses Cromwell, ein haltloses Ding, vom Dichter aus Tyrannismus und Koquetterie mit Freiheitsideen, aus Pietisterei und Gemüthlichkeit und weiß Gott, was noch Allem, planlos zusammengewürfelt, gleich wie das ganze Stück überhaupt ein bloßes Aggregat von Anekdoten und abgerissenen Momenten, ohne andern Nexus, als den der schmutzigsten, niedrigsten Gesinnung — der einsichtsvolle Künstler, sage ich, mußte gar bald erkannt haben, wie ein solcher Charakter nur dadurch noch für die dramatische Würde zu retten sei, wenn er vorzugsweise dessen Beziehungen in seinem Familienverhältnisse herausstelle, denn alle die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an den Namen des Lord Protektors von Altengland knüpfen, hatte Hr. Raupach schonungslos mit Füßen getreten. Auf solche Weise wußte Hr. La Roche die unschönen Dimensionen dieser Gestalt mit einer, weil wahren, tief ergreifenden Gemüthlichkeit zu verkleiden, während wir in frühern Darstellungen vielmehr die Heuchelei und Härte des Soldaten und Staatsmannes hervortreten zu sehen gewohnt waren. — Ingredienzen, die Hr. Raupach irrig für das Universalrecept des Puritanismus zu halten scheint. Wie trefflich übrigens Hrn. La Roche die Ausführung der so überaus schwierigen Aufgabe gelungen sei, darüber kann bei keinem, der jemals das hohe Intuitionsvermögen dieses Heroen deutscher Schauspielkunst und seine eiserne Konsequenz in Festhaltung und Vollendung des einmal Erfaßten zu bewundern Gelegenheit hatte, ein Zweifel entstehen. Seine Darstellung war gleich vollkommen in den kleinsten Details, wie in ihrer Totalität. — Ihm würdig zur Seite durch Glut und Innigkeit der Empfindung stand Dem. Herbst als Lady Claypole. Auch ihr wurde die wohlverdiente Beifallsspende in reichlichstem Maße zu Theil. —

ud. u.

*) Von den im Katalog verzeichneten Skizzen aus Spanien, nach der Natur auf Stein gezeichnet, habe ich trotz gehaltener Nachsuchung nur den gedruckten Umschlag gesehen, der sie enthalten haben mag.

Notizen.

(In Gyöngyös) in Ungarn war am 15. Mai ein fürchterlicher Wolkenbruch, der Häuser, Menschen und Vieh hinwegraffte. Die Weingärten wurden durch den zu gleicher Zeit fallenden Hagel zerstört. Besonders herzzerreißend war der Jammer eines Vaters, der vor 12 Jahren bei einem ähnlichen Wolkenbruch aus den Fluten sein jüngstes Kind rettete, das diesmal ertrank. (Pesth. Tagebl.)

(Berlin.) Das Interesse an den Eisenbahnbauten hat sich neu belebt. Das Steigen der Potsdamer und Leipziger Aktien hat hierauf sehr günstig gewirkt. Die Bahn nach Frankfurt an der Oder wird jetzt vermessen, und bald auch nivellirt, daran soll sich die Bahn nach Breslau schließen. Die Bahn nach Stettin ist ebenfalls gesichert und soll bald begonnen werden. Ferner hat der Staat beschlossen, die Bahn von Halle nach Kassel fortzuführen. Dazu sind zehn Millionen dekretirt. So werden wir eine Bahnlinie erhalten, die uns mit der Rheinprovinz in Verbindung setzt, und welche dann unmittelbar nach Frankreich führt, denn Belgien wird sich anschließen. In weniger als zehn Jahren wird man somit von Berlin nach Paris in ein bis zwei Tagen fahren. Die Fortschritte, welche dem Kulturgeist hierdurch werden müssen, sind unberechenbar. (Pesth. Tagebl.)

(Eine englische Erbschaftsbedingung.) Vergangenes Jahr starb ein reicher Londoner Brauer, und setzte seinen Neffen zum Erben seines ungeheuern Vermögens ein, doch mit der Bedingung, daß dieser sich, so lange er Zähne im Munde habe, alljährlich an seinem Sterbetage einen davon ausreißen lasse. Der Erblasser wollte dadurch bezwecken, daß der Neffe noch nach langen Jahren an diesem Tage seines Onkels mit ungeheucheltem Schmerze gedenke.

(Cicero.) In einer Gesellschaft kam auch die Rede auf Cicero. „Ach, diesen Autor kenne ich," sagte eine Dame, sich in das Gespräch mischend. „Besonders gefallen mir seine Briefe, die er an Wieland geschrieben hat."

(Namen.) Ein Sänger am Pesther Theater heißt Discant, ein Anderer Unrein. Der Kapellmeister am Troppauer Theater heißt: Rafael; Rafaels Sohn ist Kompositeur.

(Ein paar Dutzend Erben.) Zu der Erbschaft des zu Genua verstorbenen Cavaliere Eman. Giov. Balbi haben sich nicht weniger als 5747 Bewerber gemeldet; 125 konnten ihre Verwandtschaft noch nicht gehörig erweisen; die übrigen leiten ihre Ansprüche aus zehn Stammbäumen her. 9338 Dokumente wurden dem Gericht übergeben!

(Karl Vogel von Vogelstein), k. sächs. Hofmaler und Professor an der Akademie in Dresden, malte den heil. Joseph von Kalasanz für die Kirche des Piaristenkollegiums in der k. Stadt Brüx gegen bloße Vergütung der hiezu nöthigen Materialien, weil er gerne etwas für eine katholische Kirche liefern wollte. — St. Joseph ist noch ziemlich jung dargestellt, wie er mit vielen Kindern am Altare Gott um Beistand für sein so eben begonnenes Unternehmen anfleht. Im Mittelgrunde ist eine, ihr Kind herbeiführende Mutter angebracht; den Obertheil des Gemäldes füllt die in einer Glorie heranschwebende Mutter Gottes mit dem herunterlangenden Jesukind, nebst Engeln auf beiden Seiten, welche die Wolken aus einander theilen. — Vogel hat an diesem schönen, mit gewohntem Fleiße ausgeführten Gemälde acht Monate gearbeitet. Es ist bereits nach Brüx abgegangen und wird nächstens aufgestellt werden. Es ist gewiß sehr schön und verdient die größte Anerkennung, daß ein Maler von so bedeutendem Rufe, wie Hr. Vogel von Vogelstein, seine Kraft und Zeit, auf die uneigennützigste Weise, der Beförderung frommer Zwecke weiht. Wir zweifeln nicht daran, daß Hr. Vogel auf Verlangen auch für andere Kirchen ähnliche Arbeiten unternehmen wird. * *

(Emancipation.) In England ist nun der erste Schritt zur Emancipation der Hunde geschehen. Nach einer neuen Polizeiverordnung dürfen sie künftighin nicht mehr zum Karrenziehen benutzt werden.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 48. Samstag den 13. Juni. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Versunken.

Von Alfred Meißner.

Will Niemand mehr an euch, ihr Geisterinseln, glauben,
Ihr Städte, zauberisch wie eine Sommernacht,
Von denen schon so oft des Liedes weiße Tauben
Mir den Olivenzweig der Seelenruh gebracht?

Glaubt Niemand mehr an dich, du wundervolles, hehres
Atlantis, grünes Blatt auf himmelblauer Flut!
Man spricht, du lägst versenkt, begraben in des Meeres
Geheimnißschwarzem Schooß, drin auch Vineta ruht;

Versunken wie ein Stern des Himmelsdoms! versunken
Wie eine Perle, die beim Lärm des Bachanals
Ein gürtelloses Weib, vor Wein und Liebe trunken
Wirft in die heiße Flut des schäumenden Pokals!

Wo ist dein König dann mit langem weißen Barte,
Mit langem weißen Stab und braunen Sandelschuhn?
Die Sterne deuten geht er Nachts zur Thurmeswarte,
Indeß die Häuser stumm zu seinen Füßen ruhn!

Glaubt Niemand auch an dich, o Saba? deine Zinnen
Sind hoch, die Wege all bestreut mit goldnem Sand,
Bevölkert bist du ganz von Peris und von Dschinnen,
Auf deinem Platze hält ein ehrner Riese Stand.

Man spricht: es brach auch dir die Zeit, die bunte Schlange,
Die weißen Minarets, so sonnig, schlank und licht; —
Wie eine Boa oft in ihrem trägen Gange
Das hohe Bambusrohr des Ufersaums zerbricht. —

Doch nein! dann wäre ja die Königin, die blasse,
Die wie die Sage spricht, des Nachts von Salomo
Geträumt auf duftender, hoch schwebender Terrasse
Gestorben! Aber stirbt so große Schönheit so?

Ich aber schiffte gern weg von Europa's Küste,
Atlantis! einen Halm von deinem Strand zu sehn,
Und zöge jahrelang und baarfuß durch die Wüste,
Nur einen Stein von dir, o Saba, zu erspähn!

Wiener Briefe.

5. Juni.

15.

Die Säle der Kunstausstellung sind seit Kurzem geschlossen, und das Wetter ist wieder kalt, unfreundlich und regnerisch geworden — diese zwei Umstände setzen meinen täglichen Promenaden im Kunst-Salon und im Prater ein Ziel, und ich kehre wieder zum Schreibtisch zurück, um meine Korrespondenz-Nachlässigkeit der letzten zwei Monate gut zu machen, und einige bereits altgewordene Neuigkeiten nachzuholen. Dies soll aber Alles nur resümirt und oberflächlich geschehen, denn diese Mittheilungen betreffen die Praterfahrten, Pferderennen, Taglioni, die italienische Oper, einige Akademien und Konzerte — lauter ephemere Erscheinungen, welche weder reagirend und nachhaltig auf Volksleben und Kultur einwirken, noch wegen größtentheils blos personellem Kunstwerthe tiefen und fördernden Einfluß auf die Kunst ausüben. Solche artistische Erscheinungen, wie Tänzerinnen, Sänger, Virtuosen, deren Geltung an die Person gebunden ist und mit ihr zu Grabe geht, tauchen auf wie bunte Fata morgana und gehen eben so wieder unter. Man kann dieselben sehr wohl würdigen und bewundern, ohne deshalb wie die heutige Journalistik ganze Bogen mit Apologien und Tiraden über solche Personen anzufüllen, oder ohne von einem Pianisten und einer Tänzerin wie von einem historischen Ereignisse zu sprechen, oder sich gar vor ihren bekränzten Triumphwagen zu spannen. Wenn man solchen vorübergehenden Kunsterscheinungen eine unmäßig überschätzte Bedeutung beilegt, so werden wir bald ganz aus dem richtigen natürlichen Standpunkte gerückt sein, von dem aus der denkende Mensch, der vernünftig über die tiefere Bedeutsamkeit der Kunst und ihren Einfluß auf die Volksbildung räsonnirt, die artistischen Zustände beurtheilen soll. Und wenn es nun auch einmal für den Moment nicht zu ändern ist, daß man jetzt in journalistischer Ueberschwenglichkeit von den Kunstzuständen eines Landes und deren Repräsentanten mit derselben gewichtigen Miene spricht, als handelte es sich um die politischen, kommerziellen, wissenschaftlichen und industriellen Zustände einer Nation, welche doch gewiß als Basis des Nationalglückes weit obenanstehen: so sollte man sich doch nicht durch zu arge Exzentrizitäten lächerlich machen und den gesunden ruhigen Urtheilstakt nicht ganz verlieren. Dabei können wir uns immerhin an der Kunst, welche allerdings die Poesie in der Prosa des Lebens bleibt, erheben und begeistern, aber an der ächten, weihevollen Kunst — denn diese ist eine Emanation des Volksgeistes und wirkt auch wieder auf die geistige Blüte eines Volkes zurück. Deßwegen sollte man wohl eigentlich die Künstler stets nach ihrem Einfluße auf die Kunst und im kunstgeschichtlichen Zusammenhange beurtheilen, um ihren wahren reellen Werth herauszustellen. Dann werden wir finden, daß die blos darstellenden, die exekutirenden Künstler, die Virtuosen, in allen Gattungen der Kunst vom historischen Gesichtspunkte aus keine große Bedeutung haben, da sie nur die Instrumente sind, deren sich die Kunst bedient, um die Produktionen der schaffenden Künstler zur äußerlichen Darstellung zu bringen; daß sie nur relativen Werth haben, da derselbe an ihre Person und ihre Zeit gebunden ist; während dagegen die produzirenden Künstler, Dichter, Kompositeure, Maler rc. für alle Zeiten und alle Orte schaffen, und allgemeine kunsthistorische Geltung haben; sie influenziren auf den Kunstgeschmack tief und nachdauernd, veredeln oder verunedeln ihn nach Maßgabe ihres Wirkens. Darum muß man z. B. bei einem Virtuosen, der zugleich Kompositeur ist, seine Konzeptionen wohl von seiner per-

sonellen Kunstleistung scheiden, und beide besonders abwägen, indem ihm erstere kunsthistorische, letztere nur relative Bedeutung verschaffen. Die Weltgeschichte ist das Hauptbuch alles Großen und Bedeutungsvollen, was auf die Nationen und ihre Kultur impulsgebend eingewirkt hat; die Kunst bildet die Poesie in diesem philosophischen Buche, und Homer, Phidias, Vitruv, Horaz, Raphael, Tasso, Buonarotti, Shakespeare, Molière, Lessing, Goethe, Mozart, Thorwaldsen, Beethoven &c. haben ihre Blätter darin. Aber von Catalani, Pasta, Paganini, Liszt, Taglioni &c. wird die Geschichte nichts enthalten, eben weil sie keinen historischen Werth haben, weil ihr Wirken nicht länger dauert, als ihr Leben, weil sie keine Schöpfungen zurücklassen, an welchen sich die Nachwelt erfreuen und erheben könnte. Wie einseitig ist daher der jetzt moderne Kunst-Enthusiasmus! Man verehrt Virtuosen, Sänger, Tänzerinnen wie Halbgötter, krönt sie mit Lorbeer- und Gold-Kronen, zeichnet sie durch Ehrensäbel und Gedichte aus, spannt sich als Zugthier vor ihre Wagen, und begeht tausend Exzesse, die in die Kinderstube oder ins Tollhaus gehören — während es dieses Enthusiasten-Volk nicht der Mühe werth findet, seine großen Dichter, Komponisteure und Maler kennen zu lernen, noch sich um ihre Person viel zu bekümmern; von weiterer Auszeichnung ist schon gar keine Rede. In welchem Verhältnisse dieser einseitige Kunst-Enthusiasmus zur Würdigung und Verehrung der großen Männer des Staates, des Volkes und der Wissenschaft stehe — dies zu untersuchen, wäre eine noch unerquicklichere und trostlosere Mühe, da das Resultat eben nicht sehr erfreulich sein dürfte. Dies ist ein Beweis, daß sich diese Hyper-Exaltado's nicht auf einen höhern Standpunkt erschwingen können, von wo aus sie den personellen und ephemeren Kunstwerth vom allgemeinen und historischen zu unterscheiden wissen, und ihre exzentrischen Apotheosen für den wahren Künstler weniger ehrenvoll und von Bedeutung sind, als das gemäßigte aber motivirte Lob der Verständigen. So eckelhaft diese übertriebenen Lobhudeleien und Exzesse für den ruhigen Zuschauer sind, so lästig und werthlos müssen sie für den geistreichen Artisten sein, der eine Auszeichnung, die jedem Gaukler und Charlatan widerfährt, für keine Auszeichnung mehr halten kann; von wahrhaft verderblichen Folgen aber sind sie für den einseitigen Künstler, weil dadurch Selbstüberschätzung, Charlatanerie und Mittelmäßigkeit befördert werden. — Ich denke, daß man heut zu Tage dies nicht oft genug anregen kann, besonders in einer Korrespondenz, in deren Verlaufe man, nebst Mittheilungen über Wissenschaft und Kunst, Industrie und Volksleben, doch auch häufig oberflächliche, nicht tief in den Geist der Kunst eingreifende Erscheinungen besprechen muß, welche aber Sensation machen, wenn man gleich einen kleinen Widerwillen empfindet, ausgedroschenes Stroh zu dreschen. Ich glaubte, werther Freund! dies vorausschicken zu müssen, um Ihnen gestehen zu können, daß ich dem heutigen Journalisten- und Enthusiasten-Unwesen todtfeind bin, und daß ich meine ruhige Unbefangenheit nicht dem Parteigeiste und dem allgemeinen Enthusiasmus aufzuopfern im Sinne habe. Ich mag daher wohl für einen Korrespondenten im gangbaren Sinne nicht viel taugen, weil ich Ihnen immer kurz und kalt meine Ansichten und die erheblichsten Ereignisse mittheile, und aller Exaltation, die mir nicht meine eigne Ueberzeugung aufdringt, fremd bleibe. — Der Enthusiasmus für Erscheinungen, die hier gerade in der Mode sind, ist in Wien selten ein wahrhaft gefühlter, gewöhnlich ein forcirter, und wer da nicht mit einstimmt, wird dann für einen Idioten erklärt. So erging es mir mit der Taglioni und dem Ronconi, obwohl Beide den größten Theil des Publikums zur Extase und einige Enthusiasten sogar zu widerlichen Exzessen brachten. Beide sind die en vogue stehenden Matadore der jetzigen Theater-Saison, und Beide haben zu kleinlichten Parteikämpfen Veranlassung gegeben, wie man überhaupt heut zu Tage selten zwei Kunstgrößen in demselben Genre neben einander zu würdigen und zu bewundern gewohnt ist, sondern sie sogleich über einander zu stellen sucht, und dabei natürlich kein unbefangenes, ruhiges Urtheil aufkommen läßt. — Taglioni gab hier einen Cyklus von Gastrollen, und machte wie immer und überall große Sensation. Daß man durch ihre Anmuth und Grazie entzückt den Mangel an körperlicher Schönheit übersieht, ja sie sogar schön finden kann, ist eben der Triumph ihrer Kunstvollendung. Dabei diese Dezenz und Jungfräulichkeit ihres Tanzes, diese antike Ruhe ihrer plastischen Attituden, diese zarte Poesie ihrer Darstellung, diese Eurhythmie ihrer Bewegungen, verbunden mit klarer, einfachschöner, einheitlicher Charakteristik, machen sie zu einer reizenden Erscheinung. Taglioni bleibt in ihrem Tanze immer ideal, es herrscht das klassische Element des Gräcismus darin vor, während Elsler in lebenswahrer, leidenschaftlicher, glühender Romantik ihre Triumphe feiert; daher wird Taglioni z. B. den Pas de Diane, Elsler die Cachucha wahrer charakterisiren. Jede dieser Beiden ist in vollendeter Durchführung ihres subjektiven Prinzipes gleich groß. Elles sont grandes dans leur genre, mais leur genre n' est pas grand — und deßwegen war auch wohl der große Beifall motivirt, nicht aber das wiederholte kindische Ausspannen der Pferde und Nachhauseziehen; besonders da solche Gaminstreiche gewöhnlich nicht aus wirklichem Enthusiasmus, sondern aus ausgelassener Polissonerie geschehen, und im Auslande, das die nähern Umstände nicht kennt, das Kunsturtheil und den gesunden Takt einer ganzen Stadt verdächtigen können. — Der Bariton Ronconi ist der andre Pivot der Theaterkonversation, und es wird viel über ihn debattirt. Es ist wahr, anfangs besticht Ronconi durch blendenden Manierismus und recht artige Kunststückchen; wenn man ihn aber öfter und länger hört, so kommt man bald dahinter, daß seine Kunst wohl eine brillante Schaale, aber keinen gediegenen geistigen Kern hat. Die tiefe Charakteristik, das warme innige Gefühl fehlen ihm, seine Stimme ist nebstbei nicht angenehmtönend und sympathisch — aber diese Mängel weiß er sehr gut durch eine glänzende Manier und durch imponirende Charlatanerie zu verbergen. Sein Gesangsvortrag gefällt mir nicht ganz, weil darin ein immerwährendes Staccato, ein kurzer und scharfer Anschlag vorherrscht, die Verbindung und das sanfte Verschmelzen der Töne vermißt wird, und Licht und Schatten zu grell aufgetragen werden, kurz weil seine ganze, der Technik des Gesanges so vollkommen mächtige Kunst auf Effekthascherei ausgeht. Dadurch weiß er wohl das große Publikum zu blenden, aber er wird keinen Verehrer der echten Musik fesseln und rühren, eben weil seinem Gesange die Seele fehlt, die immer unwiderstehlich hinreißt und erwärmt, während eine kunstreiche Surrogat-Seele nur besticht. Obgleich daher Badiali nicht auf derselben Höhe der künstlerischen Ausbildung steht, wie Ronconi, so ist er mir doch lieber; die Kunst geht bei ihm mit der Natur Hand in Hand; seine sympathische, kraft- und klangvolle Stimme, sein natürlicher nicht verkünstelter Gesang, sein warmer empfindungsreicher Vortrag kommen vom Herzen und dringen zum Herzen. Beide Sänger hätten hier gewiß heuer in angenehmer Harmonie neben einander außerordentlich zum Vergnügen der Opernfreunde gewirkt, Jeder in seiner Sphäre — hätten nicht wieder einige Enthusiasten in ihrer kindischen Kleinigkeitskrämerei den Parteigeist geweckt, und diese armselige Differenz zu einer hochwichtigen Streitfrage erhoben, für deren Sieg nun die italienische Partei der Ronconianer gegen die ruhigere Partei des Badiali mit Kränzen, Gedichten, Journalartikeln und störendem Spektakel kämpft, und mit einer Erbitterung kämpft, als gälte es ein paar Männer der Politik, nicht ein paar Theatersänger. Durch ein solches Treiben müssen sich die wahren unbefangenen Musikfreunde im Opernhause ihr theuerer kauftes Vergnügen stören und vergällen lassen. Diese ruhestörenden Enthusiasten kommen mir vor wie die kleinen Kinder,

die sich so lange um ein Spielzeug zanken und streiten, bis sie es endlich satt haben und dann doch wegwerfen. Quousque tandem? —

L. M.

Aus Leipzig.

Ende Mai.

Die Ostermesse ist zu Ende. Eine Jubel-Messe war es eben nicht, doch gehörte sie auch nicht unter die schlechten, und im Ganzen klagen die Leipziger diesmal weniger als in frühern Jahren von 1832 an. Die Eisenbahn wurde während der zweiten und letzten Meßwoche von einer Unzahl Fremder benutzt, und es würde dieses noch mehr der Fall gewesen sein, wenn nicht das schlechte Wetter gerade in der Hauptwoche eingefallen wäre. — Sehenswürdigkeiten gab es diesesmal nicht sonderlich viele, und außer der Kunstreiter- und Tänzergesellschaft der H. H. Gehlia und Tourniaire auch nichts von Bedeutung. Im Theater bewirthete der Direktor Ringelhardt das Meßpublikum unaufhörlich mit dem Auberschen Feensee, fand aber seine Rechnung bei weitem besser dabei, als der gute Herr Kintschy im Rosenthale, welchem, so oft er ein extra- oder extraordinäres Konzert ankündigte, ein Platzregen das Konzert verdarb. Das ist übrigens Kintschy's Loos seit vielen Jahren: so oft er ein Konzert ankündigt, regnet's, und er gilt während der Sommermonate, ganz wider Wunsch und Willen, bei seinen Mitbürgern für den untrüglichsten Wetterpropheten. — In einigen Leipziger Journalen wurde unlängst ein herzbrechendes Klagelied über den Verfall des Leipziger Buchhandels angestimmt, aber gewiß ganz ohne allen Grund, denn die ehrenwerthen Verlagshandlungen Barth, Brockhaus, Vogel, Voß, Kollmann rc. rc. entfalten noch ganz dieselbe Thätigkeit, wie zu jenen Zeiten, welche der neue Jeremias als die guten, dahingeschwundenen preist. — Daß mehrere kleinere Handlungen, welche auf gut Glück unternommen und ohne Umsicht und Solidität betrieben wurden, kürzlich fielen, ist die Wahrheit, dies aber kann jedem soliden Buchhändler nur lieb sein. Alles gelingt freilich auch dem erfahrensten und sonst sichersten Buchhändler nicht, und der Einzelne muß selbst bei anscheinend glücklichen Spekulationen auf bedeutende Verluste gefaßt sein; aber wenn z. B. Otto Wigand sich in den Erwartungen, welche er von der, mit ungeheuern Kosten verbundenen Herausgabe der Geschichte des deutschen Volks, hegte, arg getäuscht findet, weil das mit großer Kenntniß und vielem Fleiße ausgearbeitete Buch, bei alle dem den Ton eines Volksbuchs verfehlte, oder wenn Goedsche mit Entsetzen und Grauen die Ballen Krebse seines Kinder-Konversations-Lexikons (welches durchaus in Anlage und Ausführung, in so fern es für Kinder und nicht für Erwachsene bestimmt ist, verfehlt genannt werden muß) erblickt — so dürfen doch solche einzelne Fälle, wodurch die betroffenen Verleger auf kurze Zeit für neue Unternehmungen etwas unzugänglich sind, nicht auf den ganzen Buchhandel bezogen werden. Aber freilich jeder ausgeschriebene und heruntergekommene Novellen-Fabrikant denkt, daß, weil er für seine Manuskripte keinen Verleger mehr auftreiben kann, der deutsche Buchhandel in den letzten Zügen liegen müsse. — Schumann, der treffliche Redakteur der neuen Zeitschrift für Musik, hat bei Breitkopf und Haertel eine Sammlung Lieder (Text von H. Heine) herausgegeben. Ich mache die Leser nur auf das herrliche Lied: „Schöne Wiege meiner Leiden" aufmerksam, und glaube damit Alles gethan zu haben, was einer, in ihrer Art außerordentlichen Erscheinung zur Empfehlung gereichen kann. Daß Schumann noch nicht fertig dasteht, darf ich wohl kaum bemerken, aber es offenbart sich in diesen Liedern ein so reicher origineller Geist, der selbst dort, wo er im Stoffe fehlgreift, noch das Rechte zu gestalten weiß, daß wir uns zu großen und erfreulichen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt glauben dürfen. Schumann arbeitet jetzt auch an einer Oper, deren Text einer der besten Erzählungen Hoffmann's nachgebildet ist. — Von dem Zerwürfniß der Leipziger Literaten und Buchdrucker wegen Begehung des Guttenbergfestes werden Sie gehört haben. Der Vorsitzende der Literaten, Herr R. Heller, hat in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Rosen" sich ausführlich darüber vernehmen lassen. — Uebrigens werden große Anstalten zur würdigen Begehung des Festes getroffen, und sollten die Leipziger Journalisten, wie sie beschlossen haben, wirklich während der Festtage Leipzig verlassen und sich „aufs Land in das nächst gelegene Bad"*) zurück ziehen, so wird trotzdem die Zahl der Gäste nicht geringer sein, da von Auswärts nicht nur viele Buchdrucker, Schriftgießer und Buchhändler, sondern auch Schriftsteller sich, erhaltener Einladungen zufolge, einfinden werden. Daß die Buchdrucker und Schriftgießer, wo es die reine Feier der Erfindung ihrer Kunst gilt, sich eine Einmischung von Seiten der Schriftsteller verbaten, welche dem Feste eine ganz andere Bedeutung gegeben haben würde, als es für sich hat, wird wohl Niemand mißdeuten oder gar tadeln, dem die Zeitverhältnisse bekannt sind und der es vermag: sie richtig zu würdigen.

J. P. Lyser.

*) Buchstäblich aus den „Rosen."

Bemerkungen zu der akademischen Kunstausstellung in Prag, 1840.

Von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung.)

Unter den übrigen Landschaften ausländischer Künstler, denn alle zu besprechen würde nicht möglich sein, glaube ich noch folgende hervorheben zu müssen, wobei ich jedoch gerne glauben will, daß mehre, vielleicht recht wackere Bilder mir entgangen, oder meinem Gedächtnisse entfallen sind. Man möge mir deshalb verzeihen und keine Absichtlichkeit unterschieben. Auch war es natürlich nicht zu vermeiden, daß, trotz des großen Raumes zu ihrer Aufstellung, von 274 Gemälden manches einen zum genauern Betrachten weniger geeigneten Platz erhalten mußte. Für kommende Zeiten möchte daher der Verfasser unmaßgeblich rathen, von Zeit zu Zeit die einzelnen Gemälde ihre Plätze wechseln zu lassen. Ein Seestück von Krause in Berlin, und Häuser an der Meeresküste von demselben, sind recht brav komponirt und gearbeitet, nur scheint das Meer sich in der Spree gespiegelt zu haben; es ist ein wenig trübe. Kummer in Dresden ist nicht allein ein ausgezeichneter Techniker, sondern entschieden geistvoll in der Auffassung des Charakters einer Landschaft. Das beweisen die zwei ganz entgegengesetzten Partien in den von ihm ausgestellten Gemälden, die beide mit seltener Naturtreue und Unabhängigkeit von angeeigneter Manier gemalt sind. Ein slawonischer Wald, düster, feierlich, kräftig, und die Villa des Cicero bei Gaeta, voll italischer Ueppigkeit und glühender Farbenpracht, wie sie der sinnliche Süden uns zeigt. Helvedeuck in Amsterdam lieferte zwei Landschaften, Winter und Frühling, die zu dem Besten gehören, was aus der niederländischen Schule hervorging, besonders ist die erste voll Leben und Wahrheit; gleiches Lob verdient eine kleine Abendlandschaft von J. von Lieffers in Antwerpen. — Ueber die Leistungen der inländischen Künstler werden wir später reden. — Die Landschaftsmalerei hat in neuerer Zeit eine ihr früher fremde Richtung eingeschlagen, wenigstens nimmt dieselbe mehr und mehr überhand. Mit bloßer Naturanschauung begnügt sich der Maler selten mehr, und was er neben ihr in sein Gemälde hineinträgt, ist nicht der allgemeine, mehr oder weniger objektive Eindruck, den eine Gegend machen dürfe, sondern entweder ein lyrisches oder romantisches Element, das aus seiner persönlichen Stimmung oder seiner Phantasie hervorgeht, oder ein ganz materielles, willkürlich damit in Verbindung gebrachtes. Die Menschen haben sich in neuerer Zeit an das Ueberraschende so sehr gewöhnt, daß das Einfache und Gewöhnliche kaum von ihnen beachtet oder verstanden wird, mag es sich zeigen, wo es will; wenigstens scheinen die Künstler, die Menge fragend, und an dem vox populi festhaltend, dieser Meinung zu sein. Einen überraschenden Effekt hervorzubringen hat die Musik zu Hilfsmitteln gegriffen, hat selbst die Poesie sich manche Dinge erlaubt, die die ewigen Begriffe derselben fast auf den Kopf stellen; und von solcher Effekthascherei ist selbst die Malerei nicht mehr frei. Nur ist es ein Glück, daß die gefühlte Nothwendigkeit, sich in Allem der Natur anzuschließen, in der Malerkunst der Ueberschwenglichkeit der Phantasie ein gutes Gegengewicht hält. Wenn es nicht schon die ungewöhnlichsten bizarrsten Formen in der Natur sind, die der Maler sich aufsucht, so sind es ein grelles, wunderliches Mondlicht, seltene Abendröthe, höchst phantastisch gebaute Hütten, Wildschützen, Räuber u. dgl., wodurch er seinem Werke größeres Interesse zu vindiciren sucht, indem er die romanengetränkte Phantasie der Mehrzahl zu bestechen strebt. Werden wir nicht noch vielleicht dahin kommen, daß man Geschichtsmalerei mit Landschaft verbunden sieht? Wenigstens wäre es eher eine Aufgabe der Kunst, eine historische Situation, wie sie Bendemann darstellt, mit einer Landschaft zu umgarben, wie sie Achenbach malt. Der Maler will freilich nicht gerne das Interesse, das sein Bild erregen soll, durch Theilung schwächen, er fürchtet das Eine unter dem Andern leiden zu sehen, weßhalb er nicht selten durch Flüchtigkeit in der Ausführung der Staffage die Hauptfigur hervorhebt; allein diese Gründe müssen nichtig und unwahr sein, weil sie der Wahrheit widersprechen, und auf Täuschung, optische oder psychische, hinauslaufen, nur der Einseitigkeit das Wort reden, und einem schwer zu erringenden Ziele nachzustreben die Mühe ersparen heißen. Es wird überhaupt früh oder spät die Zeit kommen, wo die schroffen, scholastischen Distinktionen mehr verschwinden und eine pedantische Klassifikation innerhalb

der Kunst aufhören und man mit einem anderen Maße, als dem jetzt gebräuchlichen messen wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charivari.

1. Lutzer-Wahnsinn in Prosa.

Ueber die Ankunft der gefeierten Sängerin Lutzer in Pesth bricht ein Notizenschreiber in folgende, von echter Männerwürde durchdrungene Worte aus: „Sie ist da! sie ist da! sie ist da!" — wer? wir sehen niemand deutlicher als die mißhandelte Vernunft. Derselbe Notizenschreiber sagt: „Wenn der Mensch ein Ebenbild der Gottheit ist, so könne man ohne großes Bedenken Dem. Lutzer als das Ideal dieses Ebenbildes betrachten." — Armer Sokrates! armer Leonidas! armer Titus! armer Wilhelm von Oranien! armer Shakespeare! armer Newton! und wie ihr sonst alle heißt, ihr Männer der Weltgeschichte, euch verbindet nicht das lustige Band eines Trillers so eng mit der Gottheit! Wir finden uns angeregt, Dem. Lutzer über diese notizenschreiberische Verunglimpfung mit der Erinnerung an die vernünftigen und deßhalb nicht minder aufrichtigen Bewunderer ihrer künstlerischen Leistungen zu trösten.

2. Lutzer-Wahnsinn in Versen.

Derselbe Notizenschreiber, welcher aus demselben Anlasse ein „konvulsivisches" Entzücken ganz in der Ordnung findet, verfällt nach überstandenen prosaischen Konvulsionen in folgende Verskrämpfe:

Oeffnen Worte ihren Mund,
Blitzen Perlen um ihn rund.

Malerisch! * * *

Prager Bühne.

Freitag den 5. Juni begann der bekannte Wiener Komiker und Volksdichter, Herr Nestroy, sein Gastspiel in der Rolle des Blasius Rohr in der von ihm selbst (größtentheils mit Benützung von Paul de Kock's „maison blanche") verfaßten Posse: „Das Geheimniß des grauen Hauses." — Wer an Hrn. Nestroy den Typus anderer, wenn auch gefeierter Lokalkomiker zu finden erwartet, wird sich durch die ganz originelle Erscheinung desselben wohl sehr überrascht finden, aber gewiß nur angenehm. Schon die Mehrzahl der Rollen, mit welchen er sich in seinen eigenen Stücken betheilt, berechtigt ihrer Natur nach zu dem Schluße, daß er es mit seiner Darstellungsweise weniger auf bloße Erschütterung des Zwerchfelles, als vielmehr auf Satyre und eine Art humoristischer Persiflage abgesehen hat. Es ist eine derbe, aber kernige Ironie in seinem Wesen: Nestroy zieht es oft vor, sich über die mannigfachen Schwächen und Verschrobenheiten der lieben Menschenkinder, wenn er auch selbst ihr Träger geworden, lustig zu machen und dieselben zu parodiren, statt sich zum alleinigen Sündenbocke und Blitzableiter des allgemeinen Gelächters herzugeben. Nicht als ob seine Totalität deswegen für das Heiterkeit suchende Publikum eine minder ergiebige Quelle des Vergnügens und der guten Laune würde, aber der Grund liegt gewöhnlich zum größeren Theile in der Situation und den Gegensätzen, die Keiner so wie Nestroy in das rechte drastische Licht zu bringen weiß. Eine solche Komik ist nicht blos höchst eigenthümlich, sondern es gebührt ihr vor dem kritischen Forum des Verstandes, an welchen sie eben und eben weil sie mehrentheils an diesen appellirt, noch eine ganz besondere und lebhaftere Würdigung. Alle die genannten Vorzüge machte nun der beliebte Gast auch am Abende des 5. als Blasius (im Französischen: Rodineau) mit bestem Erfolge geltend. Oft wollte des Beifalls und Hervorrufens gar kein Ende werden, besonders nach dem Gesange der Couplets, in deren Vortrage Nestroy nicht seines Gleichen hat. **ud. u.**

Notizen.

(Prager Chronik.) Unser geliebtes Prag wird immer schöner. Die reizenden neuen Anlagen auf den Basteien sammt dem Volksgarten — ein unvergänglicher Schmuck, den die Stadt unserm hochverehrten Landeschef zu verdanken hat, — wachsen immer herrlicher heran, und tragen nicht wenig zum heitern, reinen Lebensgenuße der zahlreichen Besucher bei. Wie schön ist es, zwischen grünen Laubgängen zu wandeln, an den herrlichen, wechselnden Bildern vorbei, welche Stadt und Umgebung gewähren! — Vier bedeutende Verschönerungen unserer Stadt sind so weit gediehen, daß wir ahnen können, welches Vergnügen uns die Vollendung gewähren wird. Imposant erheben sich aus den Fluten der Moldau die granitnen Pfeiler der künftigen Kettenbrücke; am Brückenplatze überrascht uns der reizendste Durchblick durch die zwei Thore, welche zum neuen Quai führen, in angemessenem Style steigt der neue Theil des ehrwürdigen Rathhauses empor, das so viele Erinnerungen umschweben, und unser unvergleichliche Dom wird von einem barbarischen Anbau befreit, der ihn ungestraft anschwärzen durfte. — Die neu entstandenen Privatbauten in der Stadt sind geschmackvoll; die zierlichste und eleganteste Außenseite hat aber unstreitig das renovirte fürstlich Rohan'sche Gebäude, wozu Herr Bergmann (jetzt in Wien) die Zeichnung entwarf. — Einen sehr freundlichen Eindruck macht auch der mit Glas gedeckte Gang, welcher die zwei Häuser des Hrn. Warter in der Königsstraße und auf dem Graben verbindet. Die eleganten Laden zu beiden Seiten, die mit den mannigfaltigsten Waaren ausgestattet sind, gestalten das Ganze zu einem niedlichen Bazar. **R. G.**

(Dreyschock in St. Petersburg.) In der Nordischen Biene vom 16/28 Mai l. J. lesen wir Folgendes: „Bei einer musikalisch-literarischen Soirée, welche vergangene Woche ein Kunstfreund (N. A. M—l.) veranstaltete, wurde der Violoncell-Virtuose Hr. Servais, welcher Hrn. Dreyschock bisher nicht gehört hatte, von dessen genialem Spiel so sehr ergriffen, daß er ihm um den Hals fiel, ihm seine goldene Kette sammt einer schönen goldenen Uhr umhing, und ihn bat, dies Geschenk als Zeichen der Achtung seines hohen Talentes anzunehmen." **W. H.**

(Ein bolivischer General.) In Kassel weilt jetzt der aus Südamerika zum Besuche der Seinigen heimgekehrte bolivische General Otto Philipp Braun. Sohn eines angesehenen Kasseler Bürgers war er, nachdem er als 15jähriger Jüngling den vaterländischen Feldzug von 1814 als freiwilliger Jäger mitgemacht, im J. 1818 nach Amerika gegangen, war von haytischen Diensten in kolumbische übergetreten, zum Kommandeur von Bolivar's reitender Garde avancirt, hatte bei Junin den Sieg entschieden, bei Ayacucho und Tarqui sich ausgezeichnet, als General ein Kommando in der Armee der neuen Republik Bolivia erhalten, und noch im letzten Kriege der Bolivier gegen die Argentiner die erstren en chef kommandirt. (Posaune.)

(Dubbeln.) Sodoffsky, Badearzt in dem neuen Ostseebad Dubbeln, zwischen Riga und Mitau, stellt in einer Schrift über dasselbe die Vermuthung auf, daß die Athmosphäre dieser Gegend außer den gewöhnlichen Stoffen, welche sich in der Seeluft finden: Salzsäure, Jodine und ammoniakalische Atome, auch Kreosot enthalte, und daß dieser Antheil von Kreosot den Hauptgrund abgebe, warum sich Brustschwache, ja sogar Auszehrungs-Kandidaten verhältnißmäßig so außerordentlich leicht in Dubbeln fühlen.

(Deutsche Oper.) Eine Korrespondenz aus Paris in der Mitternachtzeitung enthält folgende sehr zu beherzigende Bemerkungen. „Es sind in den letzten Abonnementskonzerten des Pariser Konservatoriums mehrere Chöre aus Händels Oratorien ausgeführt worden, die eine wahrhafte Begeisterung hervorbrachten. Gelingt es dem Konservatorium, auch die deutschen Oratorien in der Vollkommenheit aufzuführen, wie die Symphonien und Ouverturen, dann hat unser gutes musikalisches Vaterland nichts mehr, was es diesem Institute entgegensetzen kann. Trösten wir uns! bis dahin werden überall Eisenbahnen sein. Wollen die Deutschen dann gute deutsche Musik hören, so gehen sie mit Dampf nach Paris; die Franzosen aber und Italiener nach Deutschland, um dort ihre neue schlechte Musik auch — schlecht zu hören. Ja, Sie können nicht glauben, wie sehr es uns Deutsche betrübt, wenn Pariser Reisende aus Deutschland zurückkehren und jubelnd erzählen, daß sie nur französische und italienische Musik gehört — doch höchst mittelmäßig ausgeführt und kaum wiederzuerkennen nach dem, wie sie sie hier gehört hatten. Gäbe es in Deutschland keine Komponisten mehr, so müßte und könnte man aus Mangel des Besseren diese blasse, seichte, ausländische Musik ertragen — doch es gibt deren, und noch dazu manche vortreffliche, aber ihre Opern werden gar nicht oder schlecht gegeben." — Wir können ein nahe liegendes Beispiel anführen. Welche deutsche Bühne, außer der Dresdner, Prager und Wiener, hat sich bemüht, Dessauers eben so gehaltvolle als unterhaltende Oper „Ein Besuch in St. Cyr" zu geben? nicht zu gedenken seiner tragischen Oper: Lidwina, welche blos in Prag aufgeführt wurde. Und doch ist Dessauer (der bekanntlich in Prag geboren ist und gegenwärtig in Wien lebt) einer der talentvollsten Komponisten der Gegenwart. Seine Lieder haben mehr Eingang in Deutschland gefunden, weil sie früher in Paris gesungen wurden!!!!

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 49. Mittwoch den 17. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Sagen und Geschichten aus dem Lande der steiermärkischen Wenden.

Nacherzählt von Johann Gabriel Seidl.

Der Ring des Miglio.

Im Sannthale hausete schon vor beiläufig zweihundert Jahren das Rittergeschlecht der Miglio, welches mit Karl von Miglio im Jahre 1658 in die steierische Landmannschaft aufgenommen ward. Ein Eigenthum desselben war das Schloß Brunnberg, unfern von dem Dorfe Pletrowitsch, fast auf derselben Stelle, wo seit den Zeiten der großen Kaiserin Maria Theresia das stattliche Schloß Neu-Cilli sich erhebt.

Ein Sprößling dieses Geschlechtes, welches bald zum Freiherrn-Rang erhoben ward, war Ferdinand Freiherr von Miglio. Hundert Jahre mögen es sein, seit er zu Brunnberg hauste. Die Sage schildert ihn bald als einen frommen, gottesfürchtigen Jüngling, der seinen Sinn einzig und allein auf Höheres gerichtet hatte, — bald als einen lockern, wüsten Gesellen, welcher im Sannthale nach Genuß und Vergnügen aller Art umherjagte. Eine Inschrift zur linken Seite des Altars in der Dorfkirche scheint auf das Letztere hinzudeuten.

Wiewohl jung und lebenslustig, fand der reiche Freiherr unter allen Jungfrauen der Umgegend dennoch keine, welche er zur Gemahlin hätte wählen mögen. Die eine war ihm zu wenig reich, die andere zu wenig schön; hier wußte er den Mangel an Sanftmuth, dort das Uebermaß von Empfindsamkeit zu tadeln. Der eigentliche Grund mochte aber wohl kein anderer sein, als daß ihm das Hofmachen bei Allen und die flüchtigen, an Keine ihn bindenden, Huldigungen besser behagten, als beständiges Festhalten an Einer, als eheliche Treue und häusliche Zurückgezogenheit. Auch ließen es die lieben Mädchen und Frauen an Erwiederung seiner Artigkeiten nicht fehlen, und besonders die Ersteren boten Alles auf, um alle ihre Reize und Liebenswürdigkeiten vor ihm zu entfalten, denn sie hegten doch noch immer eine leise Hoffnung, ihn zu angeln.

Allein Miglio's leichter Sinn machte alle ihre Plane zu Schanden. Mit kindischer Laune that er heute Schwüre, die er morgen wieder brach, und knüpfte jetzt wieder Verhältnisse an, welche er vor Monden schon auf ewig gebrochen zu haben schien. Sein Wort glich einer Seifenblase, und der Muthwille, mit welchem er Herzen eroberte, um sie zu verschmähen, steigerte sich zum Sträflichen. Dabei ließ er sich's wohlgeschehen; hielt Trinkgelage; setzte sich mit lustigen Kumpanen zum Würfel, und führte von Tage zu Tage ein tolleres Leben.

Einmal begab es sich, daß er gerade mit Einigen seiner Zechbrüder an dem Kirchlein zu Pletrowitsch vorüberschritt. Die Thüre stand offen, weil der Meßner eben hineinging, um zum Abendsegen zu läuten. Schon viel hatte der junge Freiherr von der Schönheit der Marien-Statue gehört, welche der Hochaltar umschließt; doch er war eben kein Freund vom Kirchenbesuche, und hatte daher, so nah auch jenes Kirchlein dem Schlosse Brunnberg lag, nie eine Lust gefühlt, es zu besuchen. Eine zufällige Laune trieb ihn jetzt an, hineinzugehen, und fast seltsam kam er sich in dem stillen, kühlen Gotteshause vor, auf dessen Altar durch die geöffnete Pforte die letzten Strahlen der sinkenden Sonne fielen.

Lächelnd schritt er auf das Standbild der heiligen Jungfrau zu, welches, mit liebreicher Miene, angethan mit reichen Gewändern, wie sie die fromme Andacht der Gläubigen ihr geweihet hatte, aus dem Schnitzwerke des Altares dem kühn Heranschreitenden entgegensah.

„Beim Himmel," rief Ferdinand aus, als er die anmuthigen Züge Maria's, übergoldet von der Abendsonne erblickte, — „das ist ein schönes Antlitz! hätt' ich ein irdisch Weib mit solchen Zügen gefunden, ich stände nicht als Hagestolz mehr hier, und dieser Ring hier schmückte schon einen weiblichen Finger. — Ja, du, Jungfrau, allein bist dieses Ringes werth, — und zum Zeichen, daß er dir vor allen Uebrigen gebühre, steck' ich ihn dir an deinen Finger!"

Ein Schauder ergriff den Meßner, der eben hinzukam, als der Gutsherr die Stufen des Altares emporklirrte, um der Heiligen seine frevelnde Huldigung darzubringen; doch Scheu vor dem Gebieter hielt ihn zurück. Selbst Miglio's Genossen blieben, betroffen, im Hintergrunde stehen. Er aber zog seinen Goldring mit dem blitzenden Edelsteine ab, hob sich auf den Zehen empor, und steckte ihn, mit Grazie, als ob er einer Dame seines Gleichen huldigend nahte, der Statue an den ausgestreckten Mittelfinger, mit dem Ausrufe: „Nimm ihn, du schönste deines Geschlechtes, und vergiß des Gebers nicht!"

Kaum aber hatte die heilige Jungfrau den Ring, als sie den, früher ausgestreckten Finger zusammenbog, und mit holdseligem Antlitz auf den staunenden Geber herabsah. Er traute kaum seinen Augen, wiewohl alle Umstehenden Zeugen des Wunders waren; sondern wagte es, sich selbst zu überzeugen. Doch sein Versuch, den Ring wieder von Maria's Finger herabzuziehen, war vergeblich; der Finger blieb gekrümmt, und war nicht zu beugen.

Der Eindruck, den dieses Ereigniß auf Miglio machte, war allgewaltig. — „Behalte," rief er, „Jungfrau, Gold und Edelstein, sie können an deinem Finger nur gewinnen!"

Von diesem Tage an aber änderte der leichtsinnige, muthwillige Freiherr seine Lebensart, und ward ein frommer, sittsamer Mann, der in seinem heiligen Eifer zuletzt so weit ging, von irdischer Liebe nichts mehr wissen zu wollen. — „Die meinen Ring hat, ist meine Braut!" sprach er, wenn man ihm von Liebe und Ehe vorsagte, und

wirklich lebte er unvermählt bis an sein Ende, als ein Wohlthäter der Armen und ein Begründer mancher frommer Stiftungen.

Auch die Kirche zu Maria Pletrowitsch stellte er schöner und geräumiger her. Der Ring des Miglio steckt aber noch jetzt am Finger des Marienbildes, — und die oben erwähnte Inschrift erzählt das Wunder in folgenden einfachen Versen:

Praesentis dudum suberant sacraria templi,*)
Magnaeque effigies Virginis intus erat.
Hic aspecta Pius miratur Imaginis ora,
„Certe," ait, „haec auro est digna Puella meo!"
Exemtamque suo depromens pollice gemmam,
Inserit arrectum Virginis in digitum.
Nec renuit donum porrectus Virginis index,
Sed cito contractis excipit articulis.
Quod Baro ut sentit, „serva aurum," ait, „optima Virgo,
Pulchrior in digito fit mea gemma Tuo!"

*) Längst schon erhoben sich hier die heiligen Wände des Kirchleins,
Und auch der Jungfrau Bild stand in dem Inneren schon.
Hier, da er sah das verklärte Gesicht, sprach staunend der Fromme:
„Wahrlich, dies Mädchen nur ist würdig des goldenen Rings!"
Und an den ausgestreckten Finger der heiligen Jungfrau
Steckt' er den Edelstein, den er vom Daumen sich zog.
Sieh, und die Jungfrau hielt ihm den Finger hin, und verschmähte
Nicht das Geschenk, — doch schnell zog sie dann ein das Gelenk.
Als es der Freiherr sah: — „Dies Gold, behalt' es, o Jungfrau,"
Rief er, „an Werth nur gewinnt, wenn du es trägst, mein Gestein!"

Die männliche Eitelkeit.

Von Apollonius von Maltitz.

Sie wird in den verschiedenartigsten Formen gefunden, bald als Pyramide, bald als stumpfer Kegel, nimmt aber auch jedwede geometrische oder ungeometrische Gestalt an. Am unangenehmsten fand ich sie mehr als ein Mal platt und niedrig, mit vier und zwanzig Ecken versehen, und mit einem Durchmesser, der mehrere geographische Meilen betrug.

Sie ist oft höher, als die Berge Gottes, tiefer als der Schnee in den Gebirgen.

Diese Eitelkeit wälzt sich Tag und Nacht auf ihrem Lager und kann nicht rund — wohl aber wund werden. Sie gleicht einem Steuerruder. Wer in der Nähe eines solchen Schiffrüssels hat schlummern müssen, entsinnt sich und wird sich bis zum letzten Seufzer entsinnen, wie ein Steuerruder, wenn es nicht von Meisterhand gemacht ist, oder von Engelshand geführt wird, durch die Stille der Nacht nicht nur unsere Ohren, ja wohl gar die Lüfte martert und einer ganzen Schiffsmannschaft ein gräßliches Charivari bringt. Welch' eine Galgenleiter von Tönen, in welchen der Grundton Miau der höchste Mißlaut der Schöpfung, vorwaltet! Selten erschallt ein Laut wahrer Wehmuth und wahren Gefühls, wie der Liebesseufzer einer Nereide um einen Jason. Das Auge ist der beglückendere, der beglücktere Sinn des Menschen — es bildet aus Wolken schöne Gestalten und kann sich von denen abwenden, die es verzeichnet hat — man kann selbst am Rand des schwärzesten Donnergewölks ein geliebtes Profil finden, während das Ohr die Töne fast immer für das nehmen muß, was sie sind, — wer wird in dem Jammer und Aechzen eines Steuerruders (den Klagen eines verkannten Staatsbeamten nicht unähnlich) die Stimme der Geliebten erkennen? —

Die Eitelkeit großer Dichter, z. B. Lord Byrons, gleicht einem brasilianischen Ochsenwagen.

Ich ging eines Morgens bei Rio-Janeiro mit einem Freunde unter Orangenbäumen spazieren, als unser Gespräch durch fernherschweifende Töne, die durch die blühenden Wipfel zogen, unterbrochen wurde. Es waren Klänge einer Aeolsharfe — ein wahres Lied aus der Ferne — wie Matthisson es in ätherische Worte zu bringen verstand. „Es ist ein Ochsenwagen" sagte ein Erfahrener, — mit Recht sagte er so.

Die Ochsenwagen Südamerika's haben zu hölzernen Achsen ganz hölzerne, im Viereck ausgebohrte Naben. Man erräth, wie sehr sie durch die Ferne gewinnen, die jedes Gebirg in blaue Schleier und jedes Geräusch in Sehnsucht und Wehmuth kleidet. —

Möge eine solche Dichter-Eitelkeit so wenig, als ein solcher Ochsenwagen uns nahe kommen und steh'n. Von ferne nur möge sie uns ihre veredelten Klagen zusenden.

Welche Behandlungsmethode ist nun uns (wenn wir uns nicht sehr irren) minder Eitlen, einer plumpen Eitelkeit gegenüber, zu empfehlen? Meine Methode war immer: Ueberfütterung (nicht mit Stallfütterung zu verwechseln).

Man streue am Ufer eines Nektarstromes eine reiche Menge von Ambrosiabohnen (ein etwas idealisches Gemüse, auch Lobsprüche genannt). Man wird alsbald die Eitelkeit, die trotz ihrer Nilpferdartigen Statur den Ameisen an Geruch nichts nachgibt, sich begierig über dieses Futter herstürzen sehen. Freilich verfließen Jahre, ehe sie Sättigung spürt und vom Mahle aufblickt, aber muß man nicht der Eitelkeit gegenüber Geduld haben?

Wenn das Rhinozeros — nicht doch, die Eitelkeit, — den Ambrosiabohnen für's erste genug gethan — will sie einen Schluck Nektar darauf setzen — mit jedem Scheffel Ambrosia oder Lobspruchsbohnen plumper geworden, begibt sie sich zum Strom, und minder glücklich, als Psyche an Lethes Welle — zerplatzt sie.

Aus Brünn.

Die böhmischen Abonnementsvorstellungen werden nach vierzehntägigen Intervallen fortgesetzt. Als zweite gab man die Posse „Hutmacher und Strumpfwirker," wofür die böhmische Literatur dem Uebersetzer zu keinem Danke verpflichtet ist; denn weder die Wahl des Stückes noch dessen Ueberpflanzung sind glückliche Eingebungen zu nennen. Dagegen hat ein Lied des Professor Klácel, Musik von Dworzak, allgemeines Interesse angeregt. Es ist eine kräftig ausgesprochene Apostrophe an den slawischen Genius Mährens, dem im Tempel Thaliens ein Opfer der Pietät gebracht wird. Das Talent des Kompositeurs verdient in diesem Felde Aneiferung. — Einen schönen musikalischen Genuß bot uns die Akademie, welche die Direktoren der Concerts spirituelles zur Unterstützung der abgebrannten Mährisch-Trübauer veranstalteten. Neben dem humanen Zwecke machte sich der lobenswerthe Gedanke geltend, vaterländische Talente vorzuführen; denn neben der Festouverture von Schneider, einem Duett aus Belisar, der Ouverture zu Cherubini's Faniska, Spohr's Rose, wurden: Hirtenliebe, Romanze vom Pseudonym Kahlert, für Sopran, großes Finale aus der Oper: „Das Zauberschwert," von Ed. Streil, Organisten an der Pfarrkirche zu St. Jakob, „Glockenstimmen" und „die nächtliche Heerschau" von Titl zu Piecen aufgenommen, wodurch das Interesse verdoppelt wurde. Ohne das Detail der Kompositionen dieser drei Mährer geben zu wollen, beschränken wir uns vorläufig auf die Versicherung, daß unserer Provinz durch sie auch im Felde der Tonkunst eine schöne Zukunft bevorstehe. Vorzüglich ist in den beiden Tonwerken Titls eine Genialität ausgeprägt, die von ihrem Schöpfer in der Zukunft Ausgezeichnetes erwarten läßt. „Die nächtliche Heerschau" ist ein schauerliches Tongemälde, welches die Phantasie des Zuhörers erregt und das klarste Verständniß des Textes offenbart. Beide Piecen, die den Schluß der Akademie bildeten, mußten wiederholt werden und machten im eigentlichen Sinne des Wortes Furore. — Im Slawischen zeigt sich einige literarische Thätigkeit. Professor Sušil übergab den 2. Theil seiner „mährischen Volkslieder" (bei 500) der Rohrer'schen Buchdruckerei zur Veröffentlichung, und vervollständigte sie mit 280 Volksmelodien. Aus Olmütz sind uns: ein Brief Karls von Žerotjn (vom Jahre 1610) in slawischer Sprache, aus der Druckerei des Herrn Škarniel, und einige böhmische Gedichte zugekommen, deren Auflage der eifrige slawische Literat, Prof. der böhmischen Sprache Alois Šembera, besorgte. Die Zusammenstellung der Letzteren bekämpft den Vorwurf, daß die böhmische Sprache durch das häufige Vorkommen doppelter Consonanten zu hart klinge.

In diesen Gedichten ist der Zusammenstoß zweier Konsonanten ganz vermieden. Auf der Bühne gastirt der treffliche Wiener Lokalkomiker Scholz. Fr. Walter.

Aus Stuttgart.

3. Juni.

Im Sommer bemerkt man hier erst recht deutlich, daß man, wenn auch in einer Residenzstadt, doch in einer verhältnißmäßig kleinen Stadt wohnt. Die Vergnügungen, welche sich darbieten, sind die frugalsten, einfachsten. Zumal der Sonntag kann in Stuttgart kaum zugebracht werden, und von den Umgebungen der Stadt wird an diesem Tage fast nur Cannstadt zahlreich besucht, wo unser Würtembergische Strauß, der Kapellmeister Kühner, im Frösner'schen Badgarten sein Orchester ertönen laßt. Herr Kühner gibt sich in der That eine sehr dankenswerthe Mühe für die Unterhaltung des Publikums, und wird dafür nur mittelmäßig belohnt. Die geringen Eintrittspreise, der, wenn auch starke, doch immer noch besser zu wünschende Besuch, werfen bei der zahlreichen Gesellschaft, welche das Orchester bildet, nur wenig ab. Das Hoftheater bot in der letzten Zeit, das Gastspiel des Komikers Lang und der Sängerin Duflot-Maillard abgerechnet, ebenfalls sehr wenig. Moritz, der in Konversationsstücken meisterhaft ist, kehrte erst vor zwei Wochen von einer längeren Kunstreise zurück; da er zudem auch als Regisseur sehr thätig ist, und seinem Kollegen in der Regie, Herrn Wallbach gegenüber, zur Befriedigung des Publikums und zur Ehre des Theaters kräftig wirkt, so hatte man während seiner Abwesenheit fast lauter schlechte französische Uebersetzungen. Das Trauerspiel ist zu jeder Zeit hier sehr stiefmütterlich behandelt. Denn weder Herr Moritz noch Herr Wallbach kann für einen guten tragischen Liebhaber gelten; wenn auch der Erstere noch eher als der Letztere. Fräul. Stubenrauch allein ist in der Tragödie vortrefflich. Mit der Oper steht es ohnehin schlecht; die lebenslänglich engagirten Sänger haben keinen Grund, sich sonderlich anzustrengen, und nehmen nachgerade an Stimme immer mehr ab. Sängerinnen, wie Frau von Pistrich dagegen würden jedes Theater zieren, wenn auch die übrigen Sängerinnen bald „zum alten Eisen gehören," und neue Acquisitionen wenig bedeuten wollen. In wenigen Wochen wird das Theater hier auf zwei Monate geschlossen. Dagegen beginnen alsdann regelmäßige Vorstellungen in dem neuerbauten Cannstädter Schauspielhause, das vor wenigen Tagen eröffnet wurde. Es ist ziemlich klein, und hat nur zwei Gallerien; — wie es für Cannstadt eben passend ist; denn die Kurgäste, die nach Cannstadt kommen, werden das Theater nicht füllen. Besondere Erwähnung verdient indeß der Maschinist Mühldorfer aus Mannheim, der die Maschinerie in diesem Theater besorgte. Der Stuttgarter Maschinist ist ein durchaus unfähiger Mann, und es ist im vollen Sinn unbegreiflich, daß man ihn nicht schon längst durch einen tüchtigen Maschinisten ersetzt hat. Für das Cannstädter Theater hat man nun den Mannheimer Maschinisten gerufen, der wirklich auch Wunder in der Maschinerie leistete. Wenigstens kommen seine Leistungen uns Stuttgartern, die wir das ganze Jahr hindurch die jammervolle Stuttgarter Maschinerie ansehen, wundervoll vor. Als daher das Cannstädter Theater gestern zum ersten Male dem größeren Publikum geöffnet wurde, fand Hr. Mühldorfer einen ungeheuern Applaus, und wurde, da er noch anwesend war, dreimal gerufen. Daß für die Mitglieder des Stuttgarter Theaters in diesem Jahre, wegen der Vorstellungen in Cannstadt, keine Ferien gestattet sind, wird von Manchen freilich sehr schmerzlich empfunden. —

(Der Beschluß folgt.)

Polnische Literatur.

Kaum daß M. Maciejowski sein Werk: „Ueber die Sitten und Gebräuche Polens" herausgegeben hat, ist er schon wieder mit einem zweiten: „Bild der polnischen Literatur im 15. bis 16. Jahrhunderte" beschäftigt, das einen Theil des großen Werkes: Ueber die Literatur Polens bilden soll. — Angekündigt sind in Warschau: „Lieder, Sitten und Gebräuche des Volkes in Weißrußland." — A. E. Odyniec, der bekannte Uebersetzer aus fremden Sprachen, hat in Wilna die Redaktion des Lithauer Kuriers, den bis jetzt Marcinowski herausgab, übernommen. Den politischen Theil dieser Zeitung sollen größtentheils einige Lehrer des adeligen Pensionats besorgen. Es ist daher zu wundern, daß der Kurier plötzlich eine literarische Rubrik erhalten hat. Diese Blätter erwähnten bereits, daß Odyniec an einer „Allgemeinen Encyklopädie" arbeite, die er bis zum Buchstaben D in Wilna herausgab. Jetzt hat er dieses Unternehmen aufgegeben und läßt in Leipzig bei Breitkopf und Härtel den 3. Band seiner Uebersetzungen erscheinen, welcher ein Gedicht „Himmel und Erde" und Byrons „Korsar" enthält. — In Warschau ist das Gedenkbuch der Warschauer Bühne von K. W. (Wojeicki?) unter der Presse. Es wird außer einer Posse in 2 Akten von J. Korzeniowski unter dem Titel: „Die Wette" und den großen Arien aus Elisir d' amore und Cheval de bronce mehrere andere Kompositionen und Auszüge aus Dramen und Lustspielen in Prosa und Versen, poetische Beiträge einiger besseren Schriftsteller, und zwei sehr werthvolle Tabellen mittheilen, deren eine ein „statistisches Bild der Bühnendarstellungen, in der 10jährigen Periode vom Jahre 1799 an," die zweite „Zustand des Theaters in neuester Zeit" enthält. E. A. Jonak.

Prager Bühne.

Wenn doch für Kritiken und Referate auch einmal ein Abbreviatursystem erfunden würde, ähnlich demjenigen, das erst kürzlich zu Mailand Emmanuele Gambale behufs der Notenbezeichnung entdeckt und auch bereits bei einer im Pallaste Litta - Modignani vorgenommenen Prüfung auf eklatante Weise bewährt haben soll — während sich so ein bedauerungswürdiger Rezensent, dem immer das Bewußtsein der nothwendigsten und gebundensten Kürze wie ein anderes Damoklesschwert vor Augen schwebt, bei Besprechung künstlerischer Leistungen von solcher Bedeutsamkeit und intensivem Umfange wie die unseres geehrten Gastes La Roche, vor Verlegenheit nicht zu rathen noch zu helfen weiß. Freilich erscheint die zweite Gastrolle dieses Künstlers — er gab nämlich am 6. d. M. in dem alten, dem Italienischen des Alberto Nota entnommenen, Lustspiele Blum's: „Ich bleibe ledig" den Baron Bieberstein — extensiv als weniger wichtig und daher auch zu einer Gastvorstellung minder geeignet; aber die hohe Meisterschaft des Darstellers wußte reichlich zu entschädigen, indem sie uns ein bis in die kleinsten Nuancen vollkommenes Charakterbild vorführte. Es ist in den dramatischen Gestalten dieses Mannes die Sicherheit, Wahrheit und Lebendigkeit eines Holbein mit der Genauigkeit und Strenge des Details eines Dow oder Mieris gepaart — eine Verschmelzung von Eigenschaften, die jederzeit herrliche Früchte bringen muß. Ich berufe mich zum Beleg dessen hier nur auf La Roche Maske als Bieberstein, wie dieser Mime überhaupt in der Wahl seiner Masken stets das Prinzip des Malerischen mit den Rücksichten auf Charakter und Historie zu vereinbaren versteht.

Am 8. d. M. sahen wir Hrn. La Roche seit zwei Jahren zum ersten Male wieder als Mephisto in Goethe's ruhmgekrönter Tragödie „Faust," welche nach der gegenwärtigen neueren Bühneneinrichtung mit Aufnahme mehrer, früher weggelassener Scenen den ganzen Abend füllt. Es ist hier nicht der Ort, viele Worte zu machen über ein Werk, das ewig der Stolz Deutschlands bleiben wird und der Gegenstand der Bewunderung der ganzen Welt: ist es ja doch ein Stück dramatisirter Philosophie und Weltgeschichte, und läßt sich doch kaum eine Beziehung des Lebens und Herzens denken, welche in diesem Buche der Bücher nicht den ihr gehörigen Ausdruck fände! — Wer da aber immer sei, welcher seine Gedanken über Mephistopheles tiefstes Wesen noch nicht zur Klarheit gestalten konnte, der möge hingehen und La Roche anschauen — und „es wird ihm wie Schuppen von den Augen fallen und hell wird es werden vor seinen Blicken." Man brauchte nicht zu wissen, daß unser Gast in Goethe's persönlichem Umgange die Studien dieses Charakters gemacht, die Gewährleistung für die strenge Richtigkeit seiner dramatischen Ansicht liegt in dem Innersten seiner Darstellung selbst. La Roche ist die herrlichste Prachtausgabe teuflischer Ironie, er ist vom Scheitel bis zur Sohle die humoristischste Inkarnation dieses negativen Prinzips, die einem je vorkommen mag. Daß aber Mephisto Humoristiker ist, wird wohl Niemand in Abrede stellen, der diese Gestalt in ihrer Totalität nur einigermaßen begriffen hat; man erinnere sich nur z. B. an die tolerante Humanität des Teufels, wenn er sagt:

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen"

und der Ausspruch der höchsten Autorität gibt ihm selber das Zeugniß:

„Ich habe deines Gleichen nie gehaßt,
Von allen Geistern, die verneinen,
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last." —

Neben H. La Roche war Dem. Herbst als Gretchen wahrhaft ausgezeichnet. — Merkwürdig genug für unsere Theaterchronik und den weihevollen Beruf unseres geschätzten Gastes wird der Zudrang zu dessen Vorstellungen ungeachtet der schönen Sommerabende nur immer mächtiger. —

Vierte Gastdarstellung des k. k. Hofschauspielers Hrn. Karl La Roche: Lorenz Kindlein in Kotzebue's „Der arme Poet" („Poet" allein wäre gleich gut gewesen) und Baron Palm in Angely's Vaudeville: „List und Phlegma" am 10. d. M.

Hr. La Roche hat durch die Uebernahme dieser beiden Rollen den Wünschen zahlreicher Theaterfreunde begegnet, in deren Gemüthern noch der rührende Eindruck der ersteren und der joviale, fröhliche Ton der zweiten — so wie sie nämlich dieser Künstler bei seinem vorigen Gastspiele uns vorgeführt — ungeschwächt sich erhalten hat. Was die Piece à tiroir in dem 2. Stücke betrifft, so würde sich so mancher vielgepriesene Akteur in den Verkleidungsscenen derselben zu so manchen theatralischen Puffs und komisch gemeinten Coups haben verleiten lassen — wie man ähnliche Beispiele genug erleben muß, — La Roche hingegen hält sich stets innerhalb der Gränzen ungeschminkter Wahrheit, Anständigkeit und Natürlichkeit. **ud. u.**

Notizen.

(Französische und polnische Sprache in China.) Ein Pole, Hr. Slawaskowski, war nach China gegangen. Da er keine Mittel hatte, sich daselbst zu erhalten, so unternahm er es, sich solche durch Unterricht in seiner Muttersprache und der französischen zu verschaffen. Einige vornehme Familien machten den Anfang und ließen ihre Kinder in diesen Sprachen unterrichten, welchem Beispiele nach und nach Andere folgten, so daß er nun zwei Schulen für diese Sprachen errichtet hat, in welchen er mehr als 400 Schüler, meistens Söhne von Mandarinen und vornehmen Tartaren, unterrichtet.

(Komische Anzeigen.) An einem Gasthaus in X liest man: „Hier ist Fri zu bekomen warme und kalte Getrenke, auch Abend mit verschiedenen Speißen bedint werden." — Die Affiche eines Tuchappreteurs verkündet: „Hier wird Tuch zum Degutiren angenommen." — Auf dem Laden eines Zuckerbäckers liest man: „Gefrorenes. Befehlen Sie?" Jemand äußerte, er würde recht gerne befehlen: aber unten stände geschrieben: „Eine Portion 18 kr. W. W." — In einem Pesther Anzeigeblatte wird gerufen: „Vivat Champagner!!! Wo ist der beste echte Champagner? Bei den Grazien in der Waiznergasse!" — ***

(Unwillkürliche Aufrichtigkeit.) Der fleißige Referent der Gazette musicale über die Konzerte in Paris, Henri Blanchard, liefert einen neuen Beweis, daß sich die Franzosen noch immer nicht zu einiger Kenntniß des Norden erheben können. Er sagt von einem sechzehnjährigen Violinspieler, Nikolaus Dimitreff: „Wir hatten uns gefaßt gemacht, irgend ein tartarisches oder Kosaken-Gesicht zu erblicken, und waren angenehm überrascht, in Hrn. D. einen jungen Mann zu sehen mit heiterer Miene, blonden Haaren, feinem lächelnden Blick." D. spielte unter anderm Variationen von Kaliwoda; Henri Blanchard berichtet das und setzt hinzu: vermuthlich ist das irgend ein slawischer Komponist. **B. St.**

(Gute Acquisition.) Es läßt sich erwarten, daß der Vorrath an Rezensions-Ausdrücken, bei der steigenden Ueberschwänglichkeit bald ganz erschöpft sein wird; wir sind deßhalb glücklich, denen, die es angeht, ein neues, von der französischen Kritik angenommenes Wort empfehlen zu können. In einem französischen Journale steht, Henselt habe in Riga ein Konzert gegeben und der Beifall, den er errang, sei pyramidal gewesen — son succès a été pyramidal. — **B. St.**

(Noch ein Monument.) Es wird jetzt in Lons-le-Saulnier, seinem Geburtsorte, dem Dichter und Komponisten der Marseillaise, Rouget de Lisle, ein Monument errichtet, welches Text und Musik dieses allerdings historisch gewordenen Liedes darstellen soll. Wir enthalten uns aller Bemerkungen; aber es bleibt noch viel an Monumenten zu thun übrig: der Erfinder der Stiefel hat noch keins; es könnte das Rind darstellen, welches zuerst sein Fell der Menschheit zum Opfer darbringen mußte, und sämmtlichem Hornvieh den Weg zum Ruhme gezeigt hat. **B. St.**

(Zündhölzchen.) Wie die Natur auch im Kleinen groß ist — sagt das Pesther Tageblatt — eben so ist die Chemie nicht minder bewundernswerth, wenn sie Zündhölzchen fabrizirt, als wenn sie im Blitze Platina schmilzt; hätten die Römer Zündhölzchen gehabt, so würden nicht so viele Vestalinnen das Leben verloren haben.

(Poet.) Im Deutschen hat das Wort Dichter oder Poet den Beigeschmack des Närrischen, so daß man die Bezeichnung: es ist ein Poet! und die: es ist ein Narr! für gleichbedeutend nehmen kann. In Italien hat das Wort Poet den Beigeschmack der Armuth. Ein italiänischer Impressario erhielt das Manuskript einer Uebersetzung des armen Poeten von Kotzebue. Der Uebersetzer, ein Deutscher, hatte den Titel ausgedrückt: Il povero poeta. Der Impressario strich das povero aus und sagte: „In Italien ist povero poeta ein Pleonasmus. Il poeta sagt Alles." (Telegraph.)

(Die Lombardie) hatte im J. 1839 eine Bevölkerung von 2,497,895 Seelen, also um 23,154 mehr als im J. 1838; Mailand 147,191 Einwohner, — 72,812 männliche, 74,379 weibliche.

(Der Ostermeßkatalog) enthält ein Verzeichniß von 4459 fertigen und 448 künftig erscheinenden Werken. Die Zahl der fertigen Werke beträgt 787 mehr als zu Ostern vorigen Jahrs, und auch die Zahl der Verleger ist um 74 gewachsen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.



Tycho Brahe.

Beilage zu Ost und West. 1840. St. v. C. Hennig.

Nro. 50. Samstag den 20. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Tycho Brahe.

(Mit einem lithographirten Portrait und Facsimile.)

Da Tycho Brahe zu den ausgezeichneten Geistern gehört, welche sowohl ihrem Leben als ihrer Wissenschaft nach ein verbindendes Mittelglied zwischen dem europäischen Westen und Osten bildeten, da er auch eines der leuchtenden Gestirne war, die des kunstsinnigen Rudolfs II. Regierung verherrlichten, so dürfte seine Biographie in unsern Blättern nicht am unrechten Orte sein. Dieser große Astronom wurde zu Knudstrup in Schonen am 13. Dezember 1546 geboren. Seine Eltern: Otto Brahe, Hr. zu Knudstrup, und Berte Bilde, stammten beide von altadeligen dänischen Familien ab. Das Geschlecht Brahe, wovon Zweige in Schweden und Dänemark grünten, hat Schweden viele Staatsmänner, Feldherren und sogar Könige gegeben. Wider Willen der Eltern wurde Tycho von seines Vaters kinderlosem Bruder, Jürgen Brahe, in sein Haus genommen und für die Wissenschaften erzogen. Zu Kopenhagen, wo er seine akademischen Studien begann, machte die Beobachtung einer großen Sonnenfinsterniß (1560) einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich von jetzt an mit größtem Eifer auf das Studium der Astronomie verlegte. In Leipzig hörte er von 1562 an zwar juristische Vorlesungen, benutzte aber jede Freistunde am Tage und selbst ganze Nächte zur Erweiterung seiner Sternkunde, und verwendete wider Wissen und Willen seines ihn begleitenden Hofmeisters das Geld, womit ihn der Oheim reichlich unterstützte, meist zur Anschaffung von astronomischen Schriften und Instrumenten. Der Tod seines Wohlthäters nöthigte ihn 1565 zur Rückkehr ins Vaterland; doch reiste er, weil er sich von seinen Verwandten um seiner Lieblingswissenschaft willen gering geschätzt sah, sehr bald wieder nach Deutschland, stellte zu Rostock (hier hatte er das Unglück, einen Theil seiner Nase im Duell zu verlieren), Wittenberg und Augsburg astronomische Beobachtungen an, und verband damit das Studium der Chemie. Zu Lawingen in der obern Pfalz lehrte damals Cyprian Leovitius die Mathematik und Sternkunde. Dieser berühmte Astronom hieß eigentlich Lwowsky, und war von Königgrätz in Böhmen gebürtig. Tycho Brahe hörte seine Vorlesungen und studirte seine Schriften, wodurch er den Grund zu seiner nachmaligen Größe in der Sternkunde legte. Hievon zeugt der bekannte Vers:

Instruxere viros plures, fecereque magnum
Tychonem astrologum scripta Leovitii.*)

Nach seiner zweiten Rückkehr nach Dänemark fand er an seinem mütterlichen Oheim Steen Bilde einen neuen Gönner, welcher ihm zu Heeritzwad unweit Knudstrup auf seine Kosten eine Sternwarte einrichten ließ. Hier entdeckte er am 11. November 1572 in dem Himmelszeichen der Cassiopeja einen neuen Stern, über den er seine Beobachtungen niederschrieb. Dies erregte unter andern auch die Aufmerksamkeit König Friedrichs II., auf dessen Zureden er sich entschloß, astronomische Vorlesungen in Kopenhagen zu geben. Er hatte sich inzwischen mit Christine, einer Bauerstochter aus seinem Geburtsorte, verheirathet, und dadurch den Haß fast aller seiner Verwandten und anderer Edelleute, die ihn ohnedies schon wegen seiner Beschäftigung mit der Astronomie geringschätzten, zugezogen, was auf sein nachheriges Schicksal den schlimmsten Einfluß hatte. — Im J. 1575 reiste er über Kassel, Frankfurt, Basel und Venedig nach Regensburg zur Kaiserkrönung Rudolfs II., bei welcher Gelegenheit er mit dem böhmischen Mathematiker und Astronomen Thaddäus Hagek (Hajek) genaue Freundschaft schloß, die durch einen steten Briefwechsel genährt wurde. Als er wieder nach Dänemark zurückkam, wurde sein König, hauptsächlich durch die warme Anempfehlung Wilhelms IV., Landgrafen von Hessenkassel, mit welchem Tycho acht Tage lang astronomische Beobachtungen gemacht hatte, im vollen Sinne des Wortes sein und seiner Wissenschaft Gönner. Um ihn von seinem Vorsatze, sich in Basel niederzulassen, abzuhalten, gab ihm der König nicht nur einen Jahrgehalt von 2000 Thalern, sondern beschenkte ihn auch auf Lebenszeit mit der im Oresund zwischen Seeland und Schonen liegenden schönen und fruchtbaren Insel Hveen (durch eine Urkunde vom 15. Mai 1576), bewilligte, zur Erbauung eines prächtigen Schlosses auf derselben, bedeutende Summen, und verlieh ihm hierauf noch ein einträgliches Lehen in Norwegen und ein Kanonikat in Roeskilde. Mitten auf der Insel ließ nun Tycho (1576) das Schloß erbauen, das er Uranienburg nannte, mit einer Sternwarte und einer Destillirwerkstätte für sechszehn Destilliröfen versah, und auf dessen innere und äußere Einrichtung (Umgebungen, Gewölbe, und unterirdische Gänge &c.) unermeßliche Kosten verwendete. Unter viel andern Seltenheiten befand sich in diesem Schlosse auch die nach Tycho's Angabe verfertigte messingene große Himmelskugel, die im Jahre 1728 bei der großen Feuersbrunst in Kopenhagen zu Grunde ging. Die in Uranienburg befindlichen mathematischen Instrumente kosteten allein über 100,000 Thaler. Etwa 70 Schritte von Uranienburg wurde ein Lusthaus in Gestalt eines Sternes gebaut, gleichfalls mit einem Observatorium, mit unterirdischen Gängen und mehrern Wohnungen für die bei Tycho sich aufhaltenden Studenten versehen; er nannte es Sternenburg. Gegen 200 Schritte weiter erhielten die Meister, die ihm seine astronomischen und andere Instrumente verfertigten, und die er meist aus dem Auslande kommen ließ, ihre Wohnungen. Eine Wassermühle wurde von ihm so künstlich eingerichtet, daß dieselbe zugleich zu einer Papier-, Korn-, Stampf-, Schleif- und Polirmühle

*) Des Leovitius Schriften haben manche Männer belehrt, und den Tycho zu einem großen Sternkundigen gebildet.

dienen konnte. Theils zum Behufe der Mühle, theils um sie mit Fischen zu besetzen, wurden 60 kleinere und größere Teiche ausgegraben. Selbst eine Buchdruckerei erhielt die Insel. Auf diesem reizenden Eiland verlebte Tycho im Kreise seiner glücklichen Familie, umgeben von vielen jungen Leuten, die er für seine Wissenschaft bildete, eine Reihe von 21 Jahren, und es trug nicht wenig zu seiner Ermunterung bei, daß er während dieser Zeit von Grafen und Fürsten, von Königen (z. B. Jakob II. von Schottland) und Königinnen, und von den berühmtesten Gelehrten des In- und Auslandes die ehrenvollsten Besuche erhielt. — Aber nach dem Tode seines Gönners, König Friedrichs II., unter dessen Nachfolger, dem jungen Christian IV., verdunkelte sich der Horizont seines Schicksals. Schon seine Heirath hatte ihm Feinde zugezogen, und sein stets zunehmender Ruhm Neid und Mißgunst gegen ihn erregt. Auch machte er sich einiger Unterlassungsfehler schuldig, die seine Feinde zu seinem Nachtheil benützten. (So ward ihm später zur Last gelegt, daß er die Unterhaltung von Kirchengebäuden, die ihm als Gutsbesitzer, Lehnsherrn und Kanonikus oblag, vernachlässigt hätte.) Einer der Reichsräthe, der ihm wohl nie sehr gut war, der übrigens verdienstvolle Walkendorf, glaubte sich, erschreckt durch den Anfall von einem der großen Hunde Tycho's auf Hoeen, von dem Herrn derselben verächtlich behandelt zu sehen; dafür rächte er sich dadurch, daß er von Stund an Tycho und dessen Wissenschaft dem jungen König verdächtig machte, und die großen Kosten, die er dem Staate verursachte, als unnütze Verschwendung darstellte. Jetzt verlor Tycho einen Beweis der königlichen Freigebigkeit nach dem andern. Was ihm Friedrich II. lebenslänglich zugesagt und selbst unter Christian IV. der Reichsrath bestätigt hatte, wurde ihm unter allerlei Vorwänden entzogen. Nachdem man ihm endlich alle astronomischen Beschäftigungen verboten hatte, und er und seine Freunde sogar persönlichen Kränkungen ausgesetzt waren, sah er sich genöthigt, sein geliebtes Uranienburg, ja ganz Dänemark mit Allem, was für ihn einen Werth hatte, und was sich fortbringen ließ, zu verlassen. Noch ein volles Jahr hielt sich Tycho Brahe theils in Rostock, theils bei dem Grafen Ranzow in Wandsbeck auf, hoffend, man werde in seinem Vaterlande zur Besinnung kommen, und ihn unter annehmbaren Bedingungen zurückrufen. Vergebens! So folgte er denn endlich der Einladung Kaiser Rudolfs II., welcher ihm in Böhmen ein neues Feld seiner Wirksamkeit eröffnete. Schon im J. 1594 hatte nämlich Jakob Curtius von Senftenau, Kanzler Rudolfs II., und ein großer Liebhaber der Astronomie, Tycho Brahe zu Uranienburg besucht, und, da Tycho sich über seine Zurücksetzung beklagte, versprochen, sich für ihn bei Kaiser Rudolf zu verwenden, ja ihm sogar sein großes Haus auf dem Hradschin zu Prag angeboten, wenn er nach Böhmen gehen wollte. Nach des Curtius Tode hatte sich Hagek, Tycho's alter Freund, der Sache angenommen und bewirkt, daß Kaiser Rudolf dem Kanzler Corraducius den Auftrag ertheilte, Tycho nach Prag zu berufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Stuttgart.

(Beschluß.)

Das Säcularfest der Buchdruckerkunst soll auch hier feierlich begangen werden; doch fielen die Unterschriften ziemlich lau aus. Herr von Cotta unterzeichnete 500 fl. — So viel Bedeutung man in der neuesten Zeit Stuttgart in Beziehung auf die Literatur zuschreibt, so sind es doch weit mehr rein buchhändlerische Spekulationen (Uebersetzungen von Byron und Shakespeare und ähnliche Arbeiten), denen es diesen seinen Ruf verdankt, als wirklich großartige literarische Unternehmungen im würdigen Sinne. — Die deutsche Pandora, die den Zweck hat, von allen deutschen Schriftstellern nach und nach je einen Beitrag zu geben, in deren Complex sich alsdann die Zeit abspiegeln soll, scheint ein würdiges Unternehmen, dem man besten Fortgang wünschen muß. Sie erscheint im Literatur-Komptoir, und steht, wie es scheint, unter der Leitung Giehne's und Lewalds. Des Letzteren „Atlas" zieht in der neuen Form, in der er seit Anfang dieses Jahres erscheint, viele Leser an, und ist sehr geeignet, den Gebildeten in Beziehung auf die Völkerzustände au courant zu erhalten. Die besten englischen und französischen Zeitungen werden umsichtig benutzt, und an Original-Artikeln ist kein Mangel. Auch die Europa bringt uns in der neuesten Zeit mehr einheimische Gaben, was gewiß einer Zeitschrift, die in den gebildetsten Kreisen gelesen wird, nur nützen kann. — Das gelesenste hiesige Blatt: „der schwäbische Merkur" brachte vor einigen Tagen bei Gelegenheit eines Aufsatzes über den jetzigen Stand der Buchdruckerei und der verwandten Geschäftszweige in Würtemberg eine Zusammenstellung sämmtlicher in Stuttgart gegenwärtig lebender Schriftsteller (die Redakteure und Mitarbeiter der Tageblätter, so wie die Verfasser von Dissertationen und Programmen nicht gerechnet), und gab ihre Zahl auf nicht weniger als 249 an. Wer im Auslande diese Angabe liest, könnte dadurch leicht einen sehr irrigen Begriff von dem Treiben und Umfang der Stuttgarter Literatur erhalten. Nicht blos, daß diese 249 keineswegs alle von der Schriftstellerei leben, sondern unter diese Zahl sind auch Alle mitgerechnet, die z. B. ein Abcbuch geschrieben haben, oder deren Namen auf dem Titel einer Uebersetzung aus dem Französischen oder Englischen prangt. Der Hoftheater-Souffleur, der alljährlich sein Journal drucken läßt, wurde z. B. auch in die Zahl der Schriftsteller gnädigst recipirt. Gibt man dem Begriffe eines Schriftstellers diese weite Ausdehnung, so könnte man die Zahl der hiesigen Literaten am Ende noch auf 300 bringen; denn mehre Namen hiesiger Schriftsteller sind wirklich im Merkur übergangen worden; z. B. der Ritter Braun von Braunthal, der schon seit beinahe einem Jahre hier lebt, ferner ein junger Dichter Consentius, der zwar freilich mit seinem ersten poetischen Versuche auf Schwierigkeiten stieß, die er zu überwinden unvermögend war; und so ließen sich noch Mehre auffinden, die ihre Namen schon einmal auf einem Buche lasen; und die Zusammenstellung im schwäbischen Merkur sollte sich daher einer Vervollständigung erfreuen, zu der sich irgend ein müßiger Kopf wohl ohne Zweifel entschließen wird. Wenn alle diese sogenannten Schriftsteller zum Säcularfest der Buchdruckerkunst eingeladen werden, so muß man gestehen, daß die Literatur in Stuttgart sehr würdig repräsentirt wird. — Ihr Landsmann Kuranda hat neulich in Frankfurt bei der Vorstellung seiner Tragödie einen frischen Triumph gefeiert und wie wir hörten eine größere Reise angetreten. Lewald berichtet in seiner Europa, daß er an einem neuen Trauerspiele „Ziska" arbeite, wozu er sich als Böhme besonders aufgefordert fühlen mußte. — Ueber den Stand der Literatur in Stuttgart und über die Vertreter derselben wird nächstens ein Schriftchen hier erscheinen, das Ihnen zur nachsichtigen Aufnahme zugesendet werden wird. Das Thema verdiente schon längst eine Besprechung, und diese wird vielleicht Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth sein. —

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Fortsetzung.)

Landschaftsmalerei.

Als die große schöne Allianz zwischen Kunst, Künstler und Religion aufgelöst war, trat der Künstler mit sich selbst, mit seiner Umgebung, mit seiner Welt prädominirend hervor. Was ihm theuer war als Patriot, angenehm in der Gesellschaft, lieb im Privatleben, das sollte nun Alles durch die Malerei zu erfreulicher Darstellung kommen. Das Portraitfach wurde mit großem Erfolge und historischem Style betrieben; die Profangeschichte benützt und repräsentirt. Dem Niederländer und Holländer war natürlich die Marine, ihre Jagden und Kirchweihen, ihre Weiden und Wälder die liebsten Sujets. Hier fand nun die Kunst, die sich nachgerade im Kirchendienste erschöpft hatte, ein neues fruchtbares Feld.

So kam es dann, daß die Landschaftsmalerei, die früher nur der Historie den Hintergrund gab, als eine eigne, für sich bestehende Gattung behandelt wurde; wir ziehen die Kunst immer näher zu uns heran, weil sie nicht mehr eine Gewalt ist, die uns in sich hinein und über uns hinauszieht. Die ältern Landschaftsmaler hatten einen heiligern, innigern und tiefern Sinn für die Natur; sie wollten

eben Gottes große herrliche *Natur* schildern — nicht ein *bestimmtes kleines Stück* davon aus *Lokalliebe*. Da sehen wir breite, weitgedehnte *Massen* von Land und Meer, horizontale Flächen, die wie ein Ton verhallen, erquickliches Sonnenlicht und klaren Mondenschein — und überall blickt die weihevolle Verehrung der großen Natur heraus; es wird uns das Herz weit beim Anblicke solcher Landschaften eines Claude Lorrain, Poussin, Everdingen, Ruysdael 2c. 2c. Man frägt nicht darnach, wo die Gegenden liegen — man schwelgt nur im Anschauen der herrlichen *Natur*, unbekümmert um kleinliches Ortsinteresse. Claude Lorrain, der doch in Rom lebte, kam nicht auf den Gedanken, Rom zu portraitiren, wie es heutzutage unsre Landschaftsmaler allerorts thun; Rom, selbst Rom war für seine Liebe zu der grandiosen Schönheit der Natur eine zu drückende Oertlichkeit; er entnahm aus den großen Wundern der ewigen Roma nur einzelne Motive zur Verwendung in seine Kompositionen auf. Ruysdaels Sujets konnten sich in einem holzreichen, unebenen, von Bächen durchschnittenen, ärmlich bewohnten Bezirke von wenig Stunden im Umfang zusammenfinden. Aehnlich sind Everdingen, Waterloo 2c.; sie bieten durchaus kein *Lokalinteresse* dar — und ziehen doch so unwiderstehlich an! Später hat man sich immer mehr ins Enge gezogen. Claude Vernet und Canaletto, die neben andern Vedutenmalern noch immer sehr groß dastehen, sollen eben jetzt nicht getadelt werden, wenn sie gleich den Uebergangspunkt zu einer falschen Richtung bilden. Philipp *Hackert* ging schon weiter, und betrieb die Prospektenmalerei ins Große, zuletzt fabriksmäßig und ganz ohne Poesie. Es blieb aber auch dabei nicht. Man malte allmälig Dinge, die nur in eine Reisebeschreibung als Illustration passen, Menschen- und Natur-Werke mit allem Zufälligen und Unschönen, wie es sich eben zum Kopiren vorfand, in wahrhaft spießbürgerlicher Beschränktheit. Goethe hat in seinem herrlichen Buche: „Winkelmann, und sein Jahrhundert“ die Landschaftsmaler scharf und kräftig zurecht gewiesen, welche sich mit unkünstlerischem Portraitiren der Natur befassen, und ihre Blicke nicht auf eine höhere Auffassung der Natur hinrichten. Die Kunstkritik, anreizend und erweckend und aufmerksam machend, gewann Einfluß, und hat im Ganzen vortheilhaft auf den Geschmack gewirkt. Wie sehen in *neuerer Zeit* treffliche Produkte in dieser Gattung, aus *wahrer poetischer Naturansicht* geflossen, wie die bessern Werke eines Koch, Rottmann, Marko, Lessing, Koekoek, Bertin, Schotel Achenbach 2c. Die edlere Richtung scheint nachgerade wieder fast in ganz Europa Anklang zu finden und immer mehr Platz zu gewinnen. — Um so auffallender und unerfreulicher ist es, daß sich gerade in *Wien*, wo die *Landschaftsmalerei* unter allen Fächern der Kunst am meisten kultivirt und am zahlreichsten vertreten wird, diese höhere ideale *Richtung* noch nicht allgemein Bahn gebrochen hat, und man fast durchgehends dem einseitigen Principe des *Naturalismus* huldigt, wenige treffliche österreichische Künstler, wie Koch, Marko, Gauermann 2c. ausgenommen. Es ist wohl eine schwierige Aufgabe für einzelne Maler und einzelne Schriftsteller, gegen eine angenommene Kunstansicht, gegen ein Vorurtheil, das schnell und tief Wurzel gefaßt hat, bestimmt und offen aufzutreten. Da hiee in der Malerei die *kopirende Nachahmung der Natur* so ziemlich allgemein als oberstes Princip aufgestellt und auch mit Pinsel und Feder vertreten wird — so kann die wenigen Andersdenkenden nur die klare Ueberzeugung, daß der allgemein eingeschlagene Weg nicht zum Guten führen könne, dahin vermögen, ihre Ansicht frei und rücksichtslos auszusprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß man die echte reine Liebe zur Kunst und die warme Theilnahme an dem wahren Gedeihen derselben verkenne und mißverstehe, oder etwa gar zur Zielscheibe trivialer Persönlichkeiten mache. Jeder kämpft für seine Ansicht, der Eine mit dem Pinsel, der Andre mit dem Worte; und da ist es denn doch wohl möglich, daß gute Bilder und wahre Worte bei Manchen durchdringen, und mithin nicht zwecklos verloren sind. — Die Kunst, die mit produktiver Phantasie das Schöne veranschaulichen und den Geist anregen soll, darf nicht zur bloßen Nachahmerin der Natur herabgewürdigt werden — denn dadurch wird die Bedingung der Idee, der Freiheit und Selbstschöpfung, die jedem Kunstwerke zur Grundlage dient, aufgehoben. *Der menschliche Geist* legt erst die Idee in die *Natur* hinein, und so muß er auch in der *Kunst* die Natur ideal und freithätig wieder gebären. Ohne innige Verschmelzung der menschlichen Idee mit dem physischen Motive ist daher auch ein *Landschaftsgemälde* keine bewußte Darstellung des *Naturlebens*, sondern ein lebloses Portrait einer todten Masse. Dabei bleibt die *Natur* allerdings immer und ewig die hohe Lehrmeisterin des Künstlers; sie lehrt ihn die Anfangsgründe, sie zeigt ihm die schönen Formen, sie regt seinen Geist an und führt ihn auf den Weg des Fühlens und Denkens. Aber das Fühlen und Denken geht nicht in der Natur, sondern im menschlichen Geiste vor sich; die Gedanken und Ideen liegen also nicht in der *Natur*, sondern der *Mensch* legt sie in die Natur hinein. Die Natur leiht dem Künstler ihre schönen Formen und Gestaltungen, damit er durch dieselben seine Gefühle und Ideen in freier Schöpfung zur Anschauung bringen könne. *Nie* wird daher der *wahre* Künstler seine Gedanken und deren naturgemäße Darstellung der bloßen ideelosen Nachbildung der Natur aufopfern, *nie* den Geist der Form mit der leeren Form selbst verwechseln. So hat sich auch die Kunst der *Landschaftsmalerei* nicht die Aufgabe gestellt, das unendliche *Detail* der Natur zu geben, das sie ohnehin nie erreichen könnte — sondern sie zieht das *Charakteristische* von ihrem Gegenstande in den kleinen Raum zusammen, und fixirt darin eine aus der Natur abstrahirte *Idee*; denn sie soll nicht das Auge täuschen wollen, sondern den Geist in Anspruch nehmen. Die Landschaftsmalerei hat also den Geist, der unbewußt und festgebannt in der Natur liegt, zum Bewußtsein des Beschauers zu bringen. Sie ist eine geistige Schöpfung, aber eine Nachweltschöpfung, und produzirt das Kunstwerk, welches die Natur nicht hervorbringen kann. Denn die Natur faßt jeder Mensch nach seiner Individualität auf; im Kunstwerke abee repräsentirt sich schon die individuelle Auffassung des Künstlers, hier ist schon die Natur mit dem Geiste in Wechselwirkung getreten und zum ästhetisch-schönen Ausdrucke gekommen. Dies kann abee durch bloßes Kopiren der Natur nicht realisirt werden, da fehlt dem Bilde die Seele, die Idee. Der *geistreiche Landschaftsmaler* beschaut eine Gegend, nimmt das Naturbild in sich auf, verarbeitet es in seinem poetischen Geiste, und bringt dann in freier dichterischer Schöpfung eine Landschaft hervor, in welcher Naturwahrheit mit dem Ausdrucke seines individuellen Gefühles zu einem *einheitlichen Ganzen* ausgeprägt ist. Er entwickelt in seinem Gemälde die strengste Charakterwahrheit der Linien in allen Formen der vorliegenden Natur, wobei jedoch die Einzelnheiten, Zufälligkeiten und Details der großartigen Auffassung des Gegenstandes untergeordnet erscheinen. Er verleiht der Landschaft *Styl*, indem er nach den Grundsätzen der Schönheit und nach Maßgabe des Gedankens nur das Einfache und Wesentliche derselben aufnimmt. Nebstdei weiß er noch durch Anordnung, Ausführung und Kolorit den Ausdruck der Stimmung, welche die Gegend in ihm hervorbrachte, zur Darstellung zu bringen. Seine Staffagen werden immer so natürlich und streng mit dem Charakter der Landschaft verwachsen sein, immer einen poetischen Nachgedanken oder eine historische Reminiscenz ausdrücken, daß sie ohne Nachtheil für das Bild nicht herausgerissen werden können. Die Landschaftsmalerei, wie sie der wahre Künstler behandelt, ist also bei weitem nicht so geistlos und oberflächlich, als man gewöhnlich glaubt, und nur die jetzigen Naturkopisten aller Länder haben sie zu einer untergeordneten Kunstgattung, die blos technischen Portraitwerth hat, erniedrigt. Denn diese Naturalisten bedenken nicht, daß nur die richtige Verbindung des Naturwahren mit dem Idealen es ist, was den großen Landschaftsmaler charakterisirt und seinem Bilde erst das Gepräge eines wahren Kunstwerkes ertheilt, da nur dadurch der Zweck der Landschaftmalerei, eine ästhetische Stimmung hervorzubringen, erreicht wird. Dazu gehören aber auch *Genie* und tüchtige *Vorbildung*. Denn nebstdem, daß des Künstlers Geist in die Natur und ihre Erscheinung eindringen muß, soll er auch das physische Weltleben und seine Gesetze kennen. So wie für den Maler menschlicher Gestalten die Anatomie-Studien unerläßlich sind, so sind für den Landschaftsmaler *naturhistorische Studien* nothwendig, und er soll wenigstens oberflächliche Kenntnisse der Physik, Geologie und Botanik besitzen, um in Darstellung der Formen und des Lebens der Natur immer wahr bleiben, und ihren genetischen Zusammenhang auffassen zu können. So kann nur Genie, Studium und Geschmack vereint in dieser Gattung Großes und wahrhaft Bedeutendes schaffen. Leider macht man aber jetzt eben keine so großen, ja viel zu geringe Anforderungen an einen Künstler, der als ausgezeichneter Landschafts-Maler gelten will, und das große Publikum besitzt vielleicht für kein Genre der Malerei so wenig wahres Verständniß, als für dieses.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

Hr. *Nestroy* setzte sein unter so glänzenden Auspicien begonnenes Gastspiel am 9. d. M. als Holzhauer *Lorenz* in der „*verhängnißvollen Faschingsnacht*“, am 11. als *Rigowitz* im „*Gut Waldegg*“, am 13. als *Fabian Strick* in den „*beiden Nachtwandlern*“ mit bestem Erfolge fort. — Der müßte eine Großfolioausgabe timonischen Misanthropismus sein, der über Nestroy's

Lorenz bei dem Vortrage der launigen Couplets mit dem von ihm jederzeit anders, aber jederzeit mit gleichem Effekte nuancirten Refrain „'s ist aber Alles nit wohr" (bei diesem Anlasse allein ward er netto 6mal gerufen) oder bei dem hochtrabenden Pathos seiner Apostrophe: „Seferl, du bist unschuldig" keine Miene zum Lachen verzöge. — Den Amtschreiber Rigowitz gestaltete Hr. Nestroy mit jener ihm eigenen derben Ironie zu einer ebenfalls sehr possierlichen Karikatur — besonders erweckte sein Turnierlied die allgemeinste und lauteste Heiterkeit. Es steckt eine Art Hogarth'sches Element in Nestroy's Darstellungen, wodurch sich seine Komik vor der aller andern mir bekannten Jünger des Jokus, besonders aber von der Raimund's in einer Weise unterscheidet, die ein verständiger Theaterreferent einem verständigen Publikum gewiß nicht erst zu demonstriren braucht. — Nicht weniger ergötzlich war Herr Nestroy am 13. d. M. als Fabian. Nestroy hat aber auch, abgesehen von seinem charakteristischen Vortrage der Couplets, vor den meisten Rivalen noch die Gaben einer kräftigen, biegsamen Stimme, und guter Gesangschule voraus. —

Freitag den 12. d. M. zum Vortheile des Hrn. La Roche zum ersten Male: „Ein mildes Urtheil." Drama in fünf Akten von Friedrich Halm. Hrn. La Roche's fünfte Gastvorstellung: Godwin. — So wenig ich es mir je würde beifallen lassen, dich, lieber Leser, durch eine trockene Exposition des Sujets einer bereits allbekannten, ja vielleicht sogar welthistorischen Tragödie u. s. w. zu langweilen, so kann ich dir doch eine ganz kurze Skizze der Fabel der gegenwärtigen Novität unmöglich ersparen — um so weniger —, da dieses Stück an unserer Bühne schwerlich noch mehre Aufführungen erleben dürfte. — Also: der bejahrte, aber tapfere und großherzige Godwin, Than auf Wedmor, hat die arme, aber liebreizende und königlichem Geblüt entsprossene Edith, Tochter Osbert's, Thans auf Guildfort, (Hr. Bayer) geehlicht; Edith aber läßt sich von den Schmeichelworten des Königsohnes Aelmar (Herr Fischer), der gegen seinen Vater, den König Edmund, um des Thrones, und gegen Godwin, um des Besitzes von dessen Gattin willen, Verrath und Verderben brütet, bestricken, und Godwin's unvermuthete Heimkehr schafft diesem die traurige Ueberzeugung, daß ihm sein Weib, wenn auch nicht in der That, so doch im Herzen die Treue gebrochen hat. Nach alt englischen Gesetzen (die Handlung fällt um's Jahr 1015) dürfte er seine Schmach blutig rächen, allein der Edle fällt ein mildes Urtheil: Edith soll nämlich künftig auf dem Schlosse ihres Vaters wohnen und alles umliegende Land gibt ihr Godwin zu eigen, nur für seine Gattin erkennt er sie nicht mehr. Er selbst geht auf des Königs Geheiß zu diesem nach Windsor, nicht wissend, welche Gefahren dort seiner warten, indem er beschuldigt ist, einem flüchtigen Verräther auf seiner Burg Wedmor Obdach gegeben zu haben. Allein nicht er, sondern seine Gattin war es gewesen, die auf das Zureden ihres Geliebten, Aelmar, diese That unternommen, und, tiefergriffen von Godwins edelsinnigem Benehmen gegen sie, über Aelmars strafbare Plane und das Sündhafte ihres Verhältnisses zu diesem aufgeklärt, eilt sie, sobald sie von dem ihrem Gatten drohenden blutigen Geschick erfährt, ebenfalls nach Windsor, rettet Godwin durch das Bekenntniß ihrer Schuld das Leben, bittet Aelmar, um auch diesen vom Verderben zu erretten, in einem heimlichen Schreiben, von seinen hochverrätherischen Absichten abzustehen und sich zu flüchten, und kehrt endlich, vom Könige, ihrem Verwandten begnadigt, nach der Burg Guildfort zurück. Aelmar aber, im Gedränge der immer wachsenden Gefahr der Entdeckung, ergreift vielmehr die Fahne offener Empörung, durchzieht mit den Seinigen verheerend das Land, erstürmt Schloß Guildfort und führt Edith, die, um Godwin zu retten, den Haß, welcher sie jetzt gegen Aelmar beseelt, mühsam verbirgt, mit sich auf seinem Zuge gen Godwin's Veste Wedmor, die er durch nächtlichen Ueberfall zu gewinnen denkt. Allein Edith weiß ihn zu überreden, sich vor dem Beginn des Angriffes mit ihm allein durch einen ihr bekannten Gang in die Burg zu schleichen, gewinnt so Zeit und Gelegenheit, die sorglosen Bewohner zur Vertheidigung aufzurufen, und nun geht erst der Spektakel recht an. Aelmar wird im Zweikampfe von Godwin erschlagen, die Rebellen ergreifen die Flucht, Edith aber ist in der Hitze des Kampfes schwer getroffen worden, und stirbt zum großen Mißvergnügen ihres Gatten, der sie trotz seines milden Urtheils jetzt gerne wieder bei sich behalten hätte. — In der That liegt auch ihr Tod ganz außer aller dramatischen Nothwendigkeit des Stückes, und ist dies der Fall, so mag einer die Leute sterben lassen, wie viel er will, er kriegt dennoch keine Tragödie heraus. Oder hat Edith vielleicht für die flüchtige Verirrung ihres Herzens ohnedies nicht genug gelitten und gethan, bliebe ihre Schuld sonst ungebüßt? Ueberhaupt fehlt es diesem Drama an der organischen Ganzheit und Abgeschlossenheit: die Charaktere entwickeln sich nicht eigentlich aus der Handlung, sondern nur aus den Worten, und in der Handlung selbst finden wir allenthalben eine Koordination, ein lockeres Nebeneinander, statt daß sich Eines aus dem Andern in fortlaufender sicherer Progression entwickelte. — Halm's Talent hat sich wohl gleich im Anfange seiner dramatischen Laufbahn vorzugsweise als negativ und formell ausgesprochen — und die Erfahrung der jüngsten Zeit scheint diese Ansicht immer mehr zu bestätigen. Halm's „Griseldis" liegt offenbar die letzte von Boccaccio's im Decamerone enthaltenen Novellen „Griselda" zum Grunde, und er würde vielleicht besser gethan haben, sich bei seiner Arbeit strenger an das Original zu halten; im „Adepten" schöpft er ebenfalls aus verschiedenen mehr oder weniger bekannten Quellen; „Camoens" hat einen zwar historischen aber wenig dramatischen Hintergrund, und an „Imelda Lambertazzi" läßt sich die Verwandtschaft mit „Romeo und Julie" Zug für Zug nachweisen. Für diesen Mangel an Originalität strebt Halm auf der andern Seite durch blühende, bilderreiche Diktion und korrekten Versbau, kurz durch Gediegenheit der Form zu entschädigen. Schade, daß er in diesem seinem letzten Drama vierfüßige Trochäen sich zum Metrum gewählt, deren hoher Stelzengang, hier noch mit klappenden Reimen herausgeputzt (abstrahirt davon, daß sich selten hiefür gute Deklamatoren finden), außer unserer Zeit liegt, ja vielleicht dem dramatischen Eindruck zu keiner Zeit ersprießlich war. — Es thut mir unendlich leid, daß ich das neueste Produkt eines jedenfalls hochbegabten, vaterländischen Dichters nicht in günstigerer Weise besprechen konnte, aber Halm hat in der Anerkennung des deutschen Publikums ja bereits seinen Namen festgestellt, und eine unbefangene Prüfung seiner Leistungen scheint mir der beste Beweis der Achtung, die ich seinem großen Talente zolle. — Unter den Darstellenden war natürlich unser verehrter Gast als Godwin wieder ausgezeichnet; die Meisterschaft, womit sich dieser vielseitige Künstler einen von seinem gewohnten Fache ganz abseit liegenden Charakter zu assimiliren wußte, ist wahrhaft bewundernswürdig. Dem. Herbst führte die schwierige, wenig dankbare Rolle der Edith vortrefflich durch. Auch Hr. Bayer wurde gerufen. Partien, wie die des Königs, konveniren weder der Persönlichkeit noch dem Talente des Hrn. Dietz. — **Ud. U.**

Notizen.

(In Rußland) kommen fortwährend Beispiele von hohem Alter vor. Im vergangenen Jahre starben im Gouvernement Orel drei Menschen von 125, und einer von 130 Jahren; im Gouv. Tambow starben zwei von 130 Jahren; im Gouv. Wologdin viele von hundert und einigen Jahren. —

(In Ungarn) fängt man an, Zucker aus Kürbissen zu fabriziren; 27 Centner geben 1 Centner Rohzucker. Ein Acker kann viermal mehr Kürbisse als Rüben produziren. Kürbisse von 400 Pfund Schwere sind dort nichts Seltenes. (Posaune.)

(Im Kanton Basellandschaft) hat kürzlich ein Weib ohne Advokaten gegen den ersten Advokaten des Kantons, Herrn Hug, vor dem Obergerichte einen Prozeß gewonnen. Künftig wollen dort alle Weiber ihre Prozesse selbst führen. (Posaune.)

(Wortreichthum der deutschen Sprache.) Wohin wird noch unsere Sprache gerathen, und was werden wir nicht noch Alles zu hören bekommen! Am 22. Dezember 1839 hat sich eine Gesellschaft konstituirt, welche sich: „Amsterdamer Reisedampfschleppschifffgesellschaft" nennt. Freundlicher Leser, wolle doch dieses deutsche Kernwörtlein dreimal recht schnell hintereinander — aber in einem Athem — aussprechen. — Zum Wortreichthum der deutschen Sprache gehört auch eine Redensart, die wir letzthin in der Anzeige einer Marchande des Modes gelesen haben: „ich erlaube mir die Bitte zu wagen" — welcher Phalanx von Demuth und Submission!

(Todesanzeige.) Allen meinen und Ihren Verwandten und Freunden, denen Sie allen zu jeder Zeit liebende Gattin und Mutter war, gebe ich mir die Ehre anzuzeigen, daß die Wege der Vorsehung unerforschlich sind, und daß es Gott bei einer Durchreise durch Frankreich gefallen hat, meine geliebte Frau an einer langen Flechte zu sich zu nehmen. —

(Aus dem Kudschnappler Wochenblatte.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

N^ro. 51. Mittwoch den 24. Juni. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Tycho Brahe.

(Fortsetzung.)

Es war im J. 1599, gleich nach Ostern, daß Brahe mit seiner ganzen Familie, nämlich seiner Frau, zwei Söhnen und vier Töchtern in Prag anlangte. Er brachte auch einen großen Theil seiner astronomischen Instrumente mit; die übrigen wurden später von Uranienburg abgeholt. Der Kaiser empfing ihn sehr liebreich, ließ ihm sogleich 2000 Dukaten auszahlen, und wies ihm eine jährliche Besoldung von 4000 Dukaten an.*) Rudolf hatte das Curtius'sche Haus, welches mit einem großen Garten gegen den Schloßgraben versehen war, für 20,000 Thaler von der Wittwe gekauft, und übergab es dem Tycho, der es zu seinen astronomischen Beobachtungen einrichtete.**) Allein die vielen Besuche, die geräuschvolle Nähe des Hofhalts, am meisten aber das Klingeln und Läuten der Kapuziner bei ihren Nachtandachten störten ihn in seinen Studien. Rudolf ließ ihm also die Wahl zwischen den drei königlichen Schlössern: Brandeis, Lissa und Benatek, die nicht weit von der Stadt entfernt waren. Tycho wählte Benatek***), bezog es im August mit seiner ganzen Familie, und richtete es so ein, daß es für ihn gleichsam ein zweites Uranienburg wurde. Allein er blieb auch hier nicht lange, — vermuthlich weil ihn der Kaiser um sich zu haben wünschte, oder weil der Ort für seine erwachsenen Töchter und Söhne zu einsam war — und bezog abermals das Curtius'sche Haus auf dem Hradschin. Der Kaiser verbot nun den Kapuzinern das Läuten bei der Nacht, worauf diese paarweise das Kloster verließen, in der Absicht anderwärts hinzuziehen. Popel von Lobkowic, der oberste Kanzler, eilte mit dieser Nachricht zum Kaiser, und machte ihm dringende Vorstellungen. Hierauf kehrten die Kapuziner wieder zurück, doch mußten sie ihre Betstunden ändern, und Abends vor Aufgang der Sterne ihre Chorgebete verrichten.

Tycho setzte nun seine Beobachtungen fleißig fort. Keppler, Longomontanus, Mollerus, Barvitius, Hagek, Bachatius, Stehlik, arbeiteten mit ihm, und eine Menge Studenten, worunter auch viele Dänen waren, genoßen seines Unterrichts. Allein dieses schöne Verhältniß sollte nicht lange dauern. Bei einem Gastmahl, welches ein Herr von Rosenberg gab, und wobei wacker getrunken wurde, ließ sich Tycho aus übertriebenem und allzuzartem Anstandsgefühle dazu verleiten, der Natur seines Körpers Gewalt anzuthun. Dadurch zog er sich eine höchst schmerzhafte Krankheit zu, welche am zehnten Tage seinem Leben ein Ende machte (29. Oktober 1601). Er war 54 Jahre, 9 Monate und 14 Tage alt geworden. Der Kaiser ließ seinen Leichnam in der Hauptkirche der Altstadt Prag, am Teine genannt, auf das prächtigste begraben, und versorgte seine Familie mit echt kaiserlicher Huld. Er, ein Protestant, wurde in dieser Kirche deßhalb beigesetzt, weil damals beide Religionsparteien ihren Gottesdienst hier gemeinschaftlich hielten. Man sieht ihn auf einem marmornen Grabsteine noch jetzt in ganzer Ritterfigur an einem Seitenpfeiler; die lateinische Aufschrift des Leichensteines verfaßte Jakob Typotius.

Um die Ritterfigur herum liest man:

Anno Domini MDCI die XXIX. Octobris obiit illustris et generosus dominus Tycho Brahe, dominus in Knodstrup, praeses Uraniburgi et Sacrae Caesareae Majestatis consiliarius, cujus ossa hic requiescunt.

Oben steht:

Esse potius, quam haberi.

Illustris et generosus Dominus Tycho Brahe Danus, Dominus in Knodstrup, arcis Uraniburgi in insula Hellesponti Danici Huenna fundator, instrumentorum astronomicorum, qualia nec ante sol vidit, ingeniosissimus, idemque liberalissimus inventor et extructor. Antiquissima nobilitate clarus, sua auctior. Animo quaecunque coelo continentur immortali gloria complexus, astronomorum omnis seculi longe princeps, totius orbis commodo, sumptibus immensis exactissimus intra minuta, minutorumque partes, triginta amplius annorum observationes mundo primus intulit, affixa sidera intra minutum ejusque semissem restituit. Hipparchi solius ab orbe condito vel Diis improbos in octava duntaxat gradus parte conatus longissime antegressus utriusque luminaris cursum exquisite restauravit. Pro reliquis erraticis solidissima tabularum Rudolphearum fundamenta jecit mathematicarum rerum peritis. Inveteratam Aristotelis et assecIarum doctrinam de sublunari cometarum novorumque siderum situ, demonstrationibus invictis exemit, novarum hypothesium autor, in Stagiricis et universa philosophia admirandus. Evocatus ab invictissimo Rom. Imperatore Rodolpho II. mira doctrinae et candoris exempla dedit, ne frustra vixisse videretur immortalitatem etiam apud antipodes scriptorum perennitate sibi comparavit, planeque qualis esse quam haberi maluit, nunc vita functus aeternum vivit. Ejus exuvias uxorisque triennio post defunctae haeredes liberique sacro hoc loco posuerunt. Obiit quarto calend. Novembr. anni christiani Dionysiaci MDCI aetatis suae LV.

Non fasces nec opes,
Sola artis sceptra perennant.*)

*) So heißt es in Pelzel's Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten 4. Bd. Aber nach einem Schreiben der böhmischen Statthalterei an den Hauptmann zu Brandeis, vom 13. Februar 1600, scheint Tycho's jährliche Besoldung nur Eintausend Gulden Rheinisch betragen zu haben.

**) Dieses Haus, und folglich auch Tycho's Sternwarte stand vermuthlich auf dem Platze des gräflich Czerninschen Palastes.

***) So, und nicht Benach, wie in den deutschen Biographien steht, heißt dieses Schloß.

*) Im Jahre des Herrn 1601 den 29. Oktober starb der edle und wohlgebo-

Durch den berühmten Astronomen Johann Kepler, den der Kaiser schon früher nach Prag berufen hatte, um T. Br. bei seinen Arbeiten zu unterstützen, wurde dessen Werk noch eine Zeitlang in Prag fortgesetzt. Für seine astronomischen Geräthe trug der Kaiser den Erben 20,000 Thaler an. Diese wollten sie aber nicht eher ausliefern, als bis sie das Geld bekämen, weil sie andere Käufer in Prag hätten. Eines dieser Instrumente wurde auf die Altstadt gebracht, die übrigen legte man in ein großes Gewölbe im Curtius'schen Hause. Als aber nach der Schlacht auf dem weißen Berge die Stadt Prag eingenommen und geplündert wurde, so traf die Verwüstung auch diese astronomischen Schätze. — Auf Hveen verloren sich bald nach Tycho's Weggange alle seine kostbaren Einrichtungen; seine astronomischen Werkzeuge wurden zerstreut; von dem reizenden Uranienburg zeigt man jetzt nur noch den Platz, wo es stand, und wenige unbedeutende Ueberreste. Hveen gehört jetzt zu Schweden. Es ist dort ein königliches Vorwerk, ein Dorf, und St. Ibb, eine Kirche.

Als Gelehrter hatte Tycho Brahe das Verdienst, daß er, obgleich nicht ganz frei von dem Glauben an die Bedeutung merkwürdiger Naturerscheinungen in Bezug auf zukünftige Weltbegebenheiten, und an den Einfluß der Gestirne auf die Schicksale der Menschen, gleichwohl die gröbsten Vorurtheile und Irrthümer dieser Art glücklich bekämpfte und verdrängte. Die Wissenschaft der Astronomie, die bis zu seiner Zeit einem wenig bebauten Felde glich, erweiterte er ungemein, und erhob sie zu einem Grade der Zuverlässigkeit und zugleich der Nutzbarkeit für den Menschen, den sie vor ihm nicht erreicht hatte, und über welchen hinaus nach ihm nur Wenige sie geführt haben. Im J. 1582 erfand er das System, welches noch jetzt seinen Namen führt. Darnach ist die Erde unbeweglich in der Mitte des Weltalls, und alle Sterne bewegen sich in einem Tage um die Weltachse; die Sonne dreht sich in einem Jahre um die Erde, aber um die Sonne wälzen sich alle Planeten. Im J. 1586 bestimmte er den Meridian des Planeten Mars, dessen Richtigkeit von Einigen bezweifelt, von Andern vertheidigt wird. Ihm verdankte Kepler hauptsächlich seine Bildung, und durch diesen wurde Newton auf die Bahn geführt, die er nachher mit so großem Ruhme fortwandelte, so daß man behaupten kann, ohne Tycho Brahe würde es schwerlich einen Kepler, schwerlich einen Newton gegeben haben, und die ganze Wissenschaft der Astronomie, bei deren Anbauung er zwischen dem unhaltbaren Systeme der Alten und dem gegründetern des Kopernikus einen seinem Zeitalter angemessenen Mittelweg einschlug, würde ohne ihn noch lange nicht die geworden sein, die sie gegenwärtig ist. De la Lande nennt ihn den größten Sternkundigen, der je gelebt hat, auf dessen Beobachtungen Kepler alle seine Meinungen, Tafeln und Entdeckungen gründete. Bailly nennt ihn sogar einen Verbesserer des Kopernikus, der das Verzeichniß der Fixsterne vervollständigte, die Grundlinien zur Theorie des Mondes entwarf, die Wirkung der Strahlenbrechungen zuerst bestimmte, die Elemente zur Theorie der Kometen aufstellte, u. s. w. — Außerdem besaß er seltene Kenntnisse in der Arzneikunst und Chemie. In allen diesen Wissenschaften war er größtentheils sein eigener Lehrer gewesen, so wie er sich auch die meisten seiner Instrumente nach seiner eigenen Erfindung selbst verfertigte, oder von andern verfertigen ließ. Wie weit er es in der lateinischen Sprache gebracht hat, zeigen nicht nur mehrere seiner hinterlassenen Schriften und Briefe, sondern auch eine Menge von lateinischen Denksprüchen, Inschriften und Gedichten, die er bei vielen Gelegenheiten mit großer Leichtigkeit verfertigte.

In Bezug auf seinen persönlichen Charakter spricht fast alles, was man von ihm weiß, sehr zu seinem Vortheile. Ein stilles, häusliches, den Wissenschaften gewidmetes Leben galt ihm mehr, als alle lärmende Vergnügungen und das Geräusch der großen Welt. Von seinen sechs Kindern widmete er, ganz im Widerspruche mit den Vorurtheilen des Adels seiner Zeit, die beiden Söhne den Wissenschaften, die vier Töchter der Spindel und der Nadel. Als Arzt half er einer Menge von Kranken mit eben so großer Bereitwilligkeit als Uneigennützigkeit. In religiöser, wie in jeder andern Hinsicht hatte und befolgte er mit unwandelbarer Treue den schönen Wahlspruch: „Esse potius, quam haberi; (lieber sein als scheinen)."

(Der Beschluß folgt.)

---

rene Herr Tycho Brahe, Herr zu Knudstrup und Vorsteher der Uranienburg, ꝛc. Sr. kais. Majestät Rath, dessen Gebeine hier ruhen.

Lieber sein als scheinen.

„Der edle und wohlgeborne Herr Tycho Brahe, ein Däne, Herr zu Knudstrup, Gründer des Schlosses Uranienburg auf der Insel Hveen im Sunde; ein sehr scharfsinniger und zugleich freigebiger Erfinder und Verfertiger astronomischer Instrumente, dergleichen man unter der Sonne vorher nie gesehen; berühmt durch seinen uralten Familien-, noch mehr durch eigenen Seelenadel, indem er mit seinem Geiste Alles, was der Himmel enthält, zu seinem unsterblichen Ruhme umfaßte; unter den Sternkundigen jedes Zeitalters unstreitig der Ausgezeichnetste, und der Erste, der zum Vortheile des ganzen Erdkreises seine, während dreißig und mehr Jahren angestellten, sehr genauen, und bis auf Minuten und Minutentheilchen berechneten astronomischen Beobachtungen mit dem größten Aufwande der gelehrten Welt vorlegte; den Stand der Fixsterne bis auf eine und eine halbe Minute angab; die auch für Götter anstrengenden, und nur um einen achten Theil des Grades das Wahre verfehlenden Bemühungen des von Anbeginn der Welt einzigen Hipparchus bei weitem übertraf, den Lauf der Sonne und des Mondes aufs genauste erforschte; für die übrigen Planeten die zuverlässigsten Grundangaben zu den Rudolfinischen Tafeln entwarf; die veraltete Lehre des Aristoteles und seiner Anhänger von den bis unter den Mond laufenden Kometen und neu entdeckten Gestirnen durch unbesiegbare Beweise bestätigte, als Urheber neuer Hypothesen in der Alchymie und in der gesammten Philosophie Bewunderung verdiente; von dem unüberwindlichsten römischen Kaiser Rudolf dem II. berufen, als ein achtungswürdiges Muster der Gelehrsamkeit und Sittenreinheit lebte. Damit es nicht schiene, als hätte er umsonst gelebt, so hinterließ er auch bei den Gegenfüßlern durch seine unsterblichen Schriften ein ewiges Andenken, und wollte überhaupt lieber gelehrt sein, als dafür gehalten werden. Nun dieser Welt entrückt, lebt er ein ewiges Leben. Seine und seiner, drei Jahre nach ihm verblichenen Gemahlin irdische Hülle setzten seine Kinder und Erben an diesem heiligen Orte bei. Er starb den 29. Oktober des 1601. christlich dionysischen Jahres im 55. seines Alters.

Nicht Ehrentitel, noch Reichthümer,
Nur der Künste Scepter dauern fort.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

Landschaftsmalerei.

(Fortsetzung.)

Zur leichtern Uebersicht unserer Landschaftsmaler versuche ich, die Künstler dieses Faches, wie sie jetzt hier und überall auftreten, nach ihrer ästhetischen Richtung zu klassifiziren. Es gibt Vedutenmaler, deren eifriges Studium es ist, die ihnen in der Natur vorliegenden Bäume, Blumen und Gräser zu portraitiren, welche eine Gegend mit allen ihren zufälligen, selbst unschönen Details, z. B. verkrüppeltem Gesträuche, häßlicher Architektur, koulissenartigen Bäumen, garstigen Staffagen ꝛc. kopiren. Das Streben dieser Maler geht dahin, ihrer Landschaft die kleinlichste Portraitähnlichkeit zu geben, so daß jedes Kind sogleich dieses „Bauernhaus bei Gmunden" oder diese „Partie im Helenenthale" wieder erkennen muß. Dazu kommt noch gewöhnlich die unpoetische Wahl der Motive und gänzlicher Mangel an Charakteristik; daher denn solche Landschaften keine ästhetische Stimmung im Beschauen hervorrufen können, da der Maler gewöhnlich selbst dabei sich keines klaren Gefühles bewußt war. Diese Art von Prospektmalerei, die als Vorübung und Studie zulässig und nothwendig ist, aber nicht als Kunstwerk ans Tageslicht treten sollte, findet hier, wie überall, die meisten Verehrer im Publikum und die meisten Vertreter unter den Malern. Hiezu wird eben nicht viel Anderes als Technik erfordert; und in technischer Beziehung besitzt Wien viele vortreffliche Vedutenmaler. — Dann gibt es wieder Landschaftsmaler, welche sich höher erheben wollen, und durch ihr Bild eine poetische Stimmung hervorzubringen sich abmühen, was ihnen aber nicht gelingt, da sie den poetischen Eindruck nicht durch geistvolle Auffassung der charak-

teristischen Gegend selbst, durch Verschmelzung ihrer Subjektivität mit der objektiven Natur, sondern durch äußerliche Mittel, z. B. Wolken, Gewitter, Mondbeleuchtung 2c. zu erzielen suchen. Wenn solche Maler nun gar komponirte Landschaften bringen, so besteht gewöhnlich die ganze Poesie derselben in zerbrochenen Baumstämmen, bemoosten Steinen und Felsen mit Hirten und Schafen. Sie malen in der Regel Wald- und Bergpartien, Thäler und Schluchten mit Sturm oder Abendbeleuchtung; behandeln die Vor- und Mittelgründe als Hauptsache, die Hintergründe nur oberflächlich; Fernsichten nehmen sie selten, und dann nur des Kontrastes und Lichteffektes wegen, ohne bei diesen charakteristische Formen und schöne Linien zu beachten. Diese Klasse der Paysagisten hat hier wie allerorts zahlreiche Anhänger, die sich durch Virtuosität in der technischen Behandlung auszeichnen. — Dann gibt es aber auch Landschaftsmaler, welche in ihren Bildern geistvolle Auffassung mit Naturwahrheit verbinden, welche die Natur fühlen, ihre Bildungsgesetze beobachten, und in abgeschlossenen Schöpfungen mit idealer Färbung zur Darstellung bringen. Diese zeichnen sich durch Styl im landschaftlichen Theile und poetische Wahl der stets charakteristischen Staffage aus; sie haben eine Objektivität der Anschauung, welche sie von jeder erkünstelten Stimmung zurückhält und sie immer zum schönsten und richtigen Standpunkt der Darstellung führt. Wenn gleich ihre Landschaften die Gegend bezeichnen und individualisiren, so machen sie doch nicht jenen beschränkten Eindruck, der den gewöhnlichen Landschaften, der kleinlichen Auffassung wegen, eigen ist. An solchen Landschaftsmalern haben wir hier im Vergleiche mit ausländischen Schulen großen Mangel, eine Folge des gangbaren Kunstprincipes; an der Spitze dieser Wenigen stehen der durch ideales Streben und hervorragende Technik ausgezeichnete Gauermann und der durch interessanten Reichthum an Sujets (besonders denen seiner brasilianischen Reise) und geistvolle Charakteristik eminente Th. Ender. — Endlich komme ich zur höchsten Stufe der Landschaftsmalerei, zur Darstellung idealer Landschaften. Diese erfordert das größte Genie, die geistvollste Naturanschauung und die vollendetste Technik; sie ist die Charybdis für die mittelmäßigen Künstler, denn der ideale Landschaftsmaler muß vorher alle frühern Stufen dieses Genre's mit ausgezeichnetem Erfolge durchlaufen haben, um durch diese Propyläen erst in das Heiligthum des Ideals zu gelangen. Erst wenn er mit dem Naturleben und seinem Geiste völlig vertraut ist, kann er uns die aus seiner Seele und seiner Phantasie geborne Natur darstellen. Die guten Vedutenmaler sind Virtuosen, die idealen Paysagisten Kompositeure und Virtuosen zugleich; zum Virtuosen gehört Talent, zum Kompositeur Genie; jene führen Gegebenes aus, diese stellen Selbstgeschaffenes dar. So wenig aber als das der Einheit ermangelnde Aneinanderreihen von diversen Arien, Chören und Effektstücken eine Oper ausmacht — eben so wenig macht die Zusammenstellung von verschiedenen Studien nach der Natur schon eine ideale oder komponirte Landschaft aus. Naturwahrheit ist allerdings vor Allem nöthig; aber Einheit ist eben so unerläßlich. Die ideale Landschaft muß aus Einem dichterischen Guße kommen, um ihre volle ästhetische Wirkung zu machen, um eine bestimmte poetische Stimmung im Beschauer hervorzubringen. Sie zeigt uns die Natur im Festschmucke, in der Verklärungsfeier; sie soll den Eindruck eines schönen lyrischen Gedichtes machen, sie sei eine Hymne zur Ehre Gottes und der Natur. — Aber dieser heilige, innige und tiefe Sinn für die Natur mangelt im Allgemeinen den heutigen Landschaftsmalern — daher sich so Wenige zur idealen Landschaft erschwingen. — Auch hierin wird in Wien nicht viel Bedeutendes zu Tage gefördert, die Werke unsers genialen Marko ausgenommen. Marko, der in Italien der moderne Claude Lorrain genannt wird, ist unbestreitbar Einer der ersten Landschaftsmaler in Europa; er hat die höchste Aufgabe seiner Kunst erfaßt und führt sie konsequent durch. Die subjektive Poesie, vereint mit vollendeter Kunstform, ertheilt den idealen Landschaften Marko's einen idyllischen Reiz, einen poetischen Zauber, eine antike Ruhe, die unwillkürlich hinreißen; ich stelle mir vor, wenn die Griechen Landschaften gemalt hätten, würden sie beiläufig den Charakter seiner Kompositionen an sich getragen haben. Seine Bilder zeigen Einheit in der Komposition und Wahrheit in der Darstellung, Ruhe und Großartigkeit in der Behandlung; seine Lichter sind in breiten Massen aufgetragen, die Glut des Südens ist bis in die tiefsten Schattentöne durchgehalten, seine Staffagen charakteristisch und dichterisch, schön und zierlich ausgeführt. Auch heuer schickte Marko wieder aus Italien, wo er schon seit langen Jahren sich aufhält, vier Landschaften zur vaterländischen Ausstellung ein, die zu dem Besten gehören, was moderne Landschaftskunst hervorbrachte; darunter besonders die Eine mit der Staffage „Diana entdeckt das Vergehen ihrer Nymphe“, durch den lieblichsten Gräcismus bezaubert. Marko's Tendenz sollten mehrere unserer Landschaftsmaler sich zum Ziel setzen, anstatt in poesieloser Vedutenmalerei zu verflachen. Außer Gemälden von Gauermann tauchen wohl von Zeit zu Zeit Landschaften idealer Richtung auf, wie einzelne Bilder von Feid, Fischbach, beiden Mösmer's, Fr. Steinfeld, beiden Reinhold's, Schnorr, Wagner, Hueber, Hansch, Schwemminger, Höger, von Perger, Alt, Pezolt, Schufried, Altmann, Waltmann, Loos, Schödlberger, Waldmüller, Gerling, Lang 2c. zeigen — allein die konsequente Durchführung des höheren Principes mangelt, wenn sich auch in einzelnen Gemälden ideales Streben kund gibt. Zu näherer Auseinandersetzung der Vorzüge und Eigenthümlichkeiten dieser Maler ist hier nicht hinlänglicher Raum. —

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen zu der akademischen Kunstausstellung in Prag, 1840.

Von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung.)

Geschichts- und Charaktermalerei.

Die Geschichtsmalerei wird immer der edelste Theil der plastischen Kunst bleiben, die sich selbst adelt dadurch, daß sie die großen Momente aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts zu verherrlichen und zu verewigen strebt. Findet man in der Kunst überhaupt viel Mittelmäßigkeit, und drängen sich gar oft Naturen in sie ein, die durchaus keinen für sie geweihten Keim hegen, und die dieselbe bald auswirft, wie das Meer todte Körper; so wird verhältnißmäßig in der Geschichtsmalerei am Wenigsten Stümperei gefunden. Das mag großentheils daher rühren, daß dieselbe immer ein gründlicheres, nicht durch angebornes Genie zu ersetzendes Studium erheischt, und verlangt, daß der Künstler auf einer höheren Stufe allgemeiner Intelligenz stehe, als bei bloßer Benützung der Sinneswerkzeuge zur Copie der Natur, oder zu Darstellungen aus dem täglichen Leben oder der individuellen Erfahrung nöthig ist. Jedes Studium, somit auch das der Geschichte, erfordert Zeit, führt daher seinen Jünger einem höheren Grade geistiger Reife zu, bevor er zum Gefühl der Selbstständigkeit gelangt. Je komplicirter und zeitraubender das Studium ist, das die Historienmalerei erfordert, desto seltener müssen ausgezeichnete Talente darin werden, zumal in einer Zeit der Wunderkinder, wie die unsrige, wo große, nicht selten unreife Jugend in den Augen der Kritik schon als ein Verdienst, und als ein Ersatz für die Mittelmäßigkeit und Gedankenlosigkeit angesehen wird. Es drängen sich uns noch manche andre Bemerkungen in dieser Beziehung auf, doch dürfen wir weder die Geduld unserer Leser ermüden, noch das uns vorgesteckte praktische Ziel zu sehr aus dem Auge verlieren. Wir eilen daher zu unsern Gemälden zurück.

Daß die heilige Geschichte häufiger den Malern ihre Stoffe liefert, als die Profangeschichte, ist — so ehrend es auch für das religiöse Gefühl sein mag — für die Kunst abermals ein Beweis, daß ihr im Allgemeinen ein höherer Grad intellektueller Bildung Noth thut. Die heilige Geschichte setzt das geringste Studium voraus, da sie von Kindheit an in allen Klassen der Gesellschaft gelehrt wird; der ganze Umfang derselben ist, bei der Sparsamkeit der vorhandenen Quellen bald erschöpft. Ja, weil dieser Stoff sich so leicht erhält, weil ferner die Darstellung desselben das Gemüth so leicht besticht, weil die Phantasie schnell den dargestellten Gegenstand erfaßt, und jede künstlerische Ausführung desselben leichter übersieht, weil endlich religiöse Bilder in Menge Lebensbedürfniß sind; so sehen wir am meisten sich die schwächsten Kräfte und die beschränktesten Geister dieser Form zuwenden. Die Profangeschichte ist weder jedem Künstler von der Wiege an bekannt, so daß er mit ihr aufgewachsen wäre, noch kann sie beim Volke so unmittelbare Begeisterung hervorrufen, als Scenen von religiösem Interesse. Doch begegnen wir auch in der heiligen Geschichte manches Gute.

Aus der Düsseldorfer Schule erregte Zimmermanns Jakob mit dem Engel ringend, nach Gen. 32, 26 („Und er sprach, laß mich los, denn die Morgenröthe bricht an, und er antwortete: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“) die größte Theilnahme, zugleich aber eine lebhafte Opposition. Zimmermann hat die Gegensätze in dem gewählten Motive scharf auszusprechen gesucht, sowohl in den Formen selbst als in dem Ausdrucke der Figuren; doch scheint er auch mir, wenigstens in dem idealen Theile seines Gemäldes, seiner hochstrebenden Absicht unterlegen zu sein. Trotz der unendlichen Ruhe und Milde des siegbewußten Engels klebt diesen Zügen doch zu viel Mensch-

liches an, und entspricht nicht ganz dem idealen Bilde eines himmlischen Wesens, welcher Eindruck noch vermehrt wird durch das schwere, nichts weniger als ätherische Gewand, mit welchem er denselben umgeben hat. Weit gelungener ist die Figur des zu des Engels Füßen liegenden Jakob. Die angespannten Muskeln seines Arms, die strotzenden Adern desselben zeigen den Aufwand der äußersten männlichen Kraft. Eine noch schwierigere, und meiner Ansicht nach nie befriedigend zu lösende Aufgabe hat sich **Hermann** gesetzt, Jakob's Traum nach Gen. 28. 12. zur Darstellung bringend. Es ist noch weniger möglich, das Materielle in dieser Stelle, als das Anthropopathische in jener zu vermeiden, und alle materielle Darstellung des Geistigen wird immer bei dem Menschen, der fühlend und denkend zugleich ist, mehr oder weniger Anstoß erregen. J. G. **Meyer's** Abraham mit seinen beiden Ehefrauen ist als historisches Bild zu allgemein gefaßt, und hat höchstens den Vorzug schöner orientalischer Physiognomien, da eine gründliche passende Charakteristik zu fehlen scheint, die das Verhältniß dieser drei Personalitäten bezeichnen könnte. Ich habe Nichts gesehen, weder von der hochmüthigen Erhebung der Einen, noch der überlegenen Hoheit der Andern, noch von Abrahams gewissenhafter und vermittelnder Strenge.

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Gastspiel des Herrn **Karl La Roche** den 14. d. M. in den „**Räubern**" als Franz Moor, den 16. in der „**Aussteuer**" als **Amtmann Riemen**. — Der Franz Moor dieses Künstlers ist eine so durchaus kompakte imponirende Gestalt, wie sie wohl kein anderer jetziger Mime Deutschlands in dieser Rolle zur Anschauung gebracht hat. La Roche verschmäht in Maske und Spiel alles Beiwerk, alle grellen Tinten und unheimlichen Schatten, womit die gewöhnlichen Darsteller dieses Charakters seine moralische Häßlichkeit und Abscheulichkeit auf jede Weise versinnlichen zu müssen glauben, und ihn so zu einem völligen Scheusal herabziehn. La Roche hat einen zu tiefen Forscherblick in das innere Getriebe der menschlichen Natur gethan, als daß er Sophisterei **menschlicher** Lasterhaftigkeit mit principgerechterer **teuflischer** Bosheit auch nur einen Moment vermengen könnte: Franz Moor gewinnt in seiner Durchführung eine psychologische, darum dramatische Wahrheit, die man aus den Worten des Schiller'schen Buches schwerlich herauslesen dürfte, und die erschütternde Kraft, womit sein Spiel fern von aller Koketterie und Effektmalerei den Zuschauer affizirt, ist der höchste Triumph der innern künstlerischen Größe. — Das **Iffland'sche** Schauspiel: „**Die Aussteuer**" war wohl bereits seit mehr als zwei Dezennien vom Repertoir verschwunden, bis es in neuester Zeit Hr. La Roche aus Pietät für das lebendige Kolorit der Charaktere, welches die dramatischen Familiengemälde des weiland gefeierten Dichters auszeichnet, unternahm, dasselbe dem deutschen Publikum mit mehren zeitgemäßen Aenderungen wieder vorzuführen. Denke ich mir eine Besetzung von dergleichen Stücken durch lauter, unserem allbeliebten Gaste an Ingenium ebenbürtige Künstler, so müßte freilich ein solches Ensemble selbst der wähligsten dramatischen Gourmandise ein wahrer haut goût werden; allein dergleichen desideria bleiben gewöhnlich nur pia desideria. Da wird z. B. ein vom Dichter offenbar gutmüthig, naiv und muthwillig gedachtes Mädchen, das selbst in den traurigsten Momenten seines häuslichen Lebens, ungeachtet der innern Ergriffenheit, den Ausbrüchen des Humors nicht ganz gebieten kann, zu einem Pêle mêle von Naivität, sentimentaler Weinerlichkeit und widerlicher Suffisance gemacht — und die Illusion, welche sich auf die Wahrheit und Einheitlichkeit der **Charaktere** basiret, ist zerrissen *) — und doch hätte uns diese für die Monotonie des Sujets ganz allein entschädigen sollen. Zwar hängt in der „Aussteuer" die Katastrophe weder an einer Ohrfeige, noch an fünf Gulden oder einer ähnlichen Bagatelle, sondern vielmehr an dem namhaften Schuldbetrage von 5000 Thalern (kommen also 1000 per Akt — einer endlichen Schenkung von detto so viel und mehrer kleinerer Konto's pr. 300 Thaler rc. gar nicht zu gedenken), aber deßwegen vermag ein solches Stück doch gegenwärtig auch in der besten Bearbeitung — und Hr. La Roche ist gewiß nach Talent und Kenntnissen der Mann dazu ein Stück neu zu sceniren — nicht mehr durch seinen **Inhalt** Theilnahme zu gewinnen. Doch auf alles das und noch mehr vergaß man am Abende des 16., sobald unser lieber Gast die Bühne betrat. Maske, Gang, Haltung, Geberde, Tonfall der Rede — Alles an ihm beurkundete ebenso den tiefen Denker, wie den konsequenten, gewandten Darsteller. Es dünkt einen immer, wenn man ihn in dergleichen Rollen wirken sieht, als könnte das Alles gar nicht anders sein: La Roche ist nicht der Kopist der Natur, aber er stellt ihr bestgetroffenes Bild in kräftigen und geistvollen Zügen hin. Mag Einer kommen, der ihn in der Partie des Amtmann Riemen erreicht, übertreffen wird er ihn unmöglich. —

Gastspiel des Hrn. **Nestroy** den 15. d. M. als **Knieriem** im „**Lumpacivagabundus**," den 17. als **Tobias Hackauf** in **Friedrich Kaisers** zum ersten Male und zwar zu Hrn. Nestroy's Vortheile hier gegebenem zweiaktigen komischen **Lokalcharakterbild**(!): „**Dienstbotenwirthschaft**." „Der böse Geist Lumpacivagabundus" ist unstreitig die effektreichste, witzigste **Posse** (**Raimund's** Stücke kann ich unmöglich unter diese Kategorie reihen) der neuen Zeit, und wenn gleich das Sujet derselben nicht der Erfindung des Hrn. Nestroy, sondern vielmehr einer Erzählung von **Weisflog** angehört und schon vor Ersterem von französischen Theaterdichtern zu einem Vaudeville benützt worden, so gebührt demselben doch das große Verdienst, den Stoff mit seltenem Talente den heimatlichen (d. i. Wiener) lokalen Verhältnissen angepaßt und mit einer Fülle echten volksthümlichen Humors ausgestattet zu haben, der ihr in ganz Deutschland eine in diesem Genre bis dahin ungewohnte Popularität verschafft hat. — Den Knieriem scheint sich der Verfasser als die eigentliche Personifikation gemeiner Liederlichkeit gedacht zu haben, dessen Unverbesserlichkeit dem bessern Thun des Tischlers zur Folie dienen soll, und in diesem Geiste führte er auch in seiner Darstellung den Charakter desselben getreulich aus. Der Vorstellung am 17. habe ich nicht beigewohnt: die Novität „Dienstbotenwirthschaft" ist mir bereits von ihrer Aufführung in Wien als eine Piece **sehr** mittelmäßiger Sorte bekannt; der Benefiziant jedoch hielt nach der Aussage verlaßlicher Augen- und Ohrenzeugen auch diesmal wieder die reichlichste Beifallsernte; besonders soll ihm der parodische Vortrag der Piecen aus „les Hugenots," „Lucrezia Borgia," „Lucia di Lammermoor" u. s. w. vortrefflich gelungen sein. —

W. U.

*) Nach **meiner** Ansicht hat die Darstellerin diesen Charakter nicht vergriffen. Sie hob die **Festigkeit** des jungen Mädchens in allen Momenten hervor, die freilich endlich zusammenbricht, als sie die unglückliche Lage ihres Vaters erfährt. — Die meisten neuern Lustspiele sind übrigens um kein Haar besser — sie drehn sich auch größtentheils um's Geld, und entbehren der drastisch-komischen Situationen, welche dieses Stück auszeichnen. **Die Red.**

Notizen.

(In Paris) werden jetzt bei feierlichen Gelegenheiten nur die öffentlichen, nicht die Privat-Gebäude, ganze Straßen aber von außen illuminirt, und zwar größtentheils mit Gas.

(Ein gelehrter Einfall.) Bei der letzten öffentlichen Sitzung der académie des inscriptions in **Paris** hatte ein Mitglied den unglücklichen Einfall, eine Sallustische Rede, in **französische Verse** übersetzt, vorzutragen!

(Zur Guttenbergs-Frage.) In dem Werke „**Historisch-Politisch-Geographischer Atlas**," Leipzig, Heinsius, 1744 — 1750, Fol. habe ich im 6. Theil (1746), S. 1153, im Artikel: **Kuttenberg** folgende Stelle gefunden: „Ferner ist aus dieser Stadt Johann Kuttenberg gebürtig gewesen, der im Jahre 1440 zu Maynz die Buchdruckerey erfunden hat." — Diese Stelle beweist wenigstens, daß man in den Jahren, wo das Lexikon erschien, mit dem Gedanken, diese Erfindung einem Böhmen zuzuschreiben, vertraut war. **R. G.**

(Eisenbahnen.) Die Direktion der Dresdner-Leipziger Eisenbahngesellschaft beabsichtigt, neben den gewöhnlichen Tagfahrten auch eine nächtliche Wagenfahrt, und zwar um die Hälfte des Preises noch im jetzigen Sommer zu etabliren. Obschon sie dabei zunächst die Beförderung des Gütertransports im Auge haben mag, so werden doch unstreitig, der großen Wohlfeilheit wegen, sehr Viele davon Gebrauch machen.

(C. F. Neumann), Professor der Geographie an der Universität zu München, welcher durch längern Aufenthalt in **China** mit den chinesischen Zuständen und Idiomen durchaus vertraut ist, wird nächstens einen **Chinesischen** Almanach herausgeben. So bewährt sich Deutschland immer mehr als der große literarische Markt, wo die Erzeugnisse der ganzen Welt zur Ansicht ausgelegt werden.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser**. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 52. Samstag den 27. Juni. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Frd. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 36 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Petrowicer.

Böhmisches Volksmärchen.

Aus Malý's „Biblioteka zábawného čtenj"

mitgetheilt von Fr. Walter.

Die Hausthiere eines Meierhofes langweilte das einförmige Landleben so sehr, daß sie eine Wanderung verabredeten, um fremde Sitten kennen zu lernen. Es gingen also in die Welt hinaus: der Hund mit dem Kätzchen, der Bock mit dem Lämmchen, die Gans mit dem Hahn, und geriethen schon am Abende der ersten Tagreise in einen Wald, aus dem kein Ausweg abzusehen war. Die Verlegenheit kam sehr ungelegen; denn sie waren gewohnt unter Dach zu übernachten. Demnach traten sie rasch zur Berathung zusammen, um zu votiren, auf welche Art Abhilfe zu suchen wäre. Der Hund, welcher sich unter seinen Reisegefährten durch Ehrlichkeit hervorthat, gab seine Stimme folgendermaßen ab: „Der Hahn fliege auf einen hohen Baum und sehe sich nach einem Licht um!" Der Vorschlag fand einstimmigen Beifall, und alsbald schwang sich der Kundschafter auf eine hohe Pappel, flog von Ast zu Ast und erreichte endlich den Gipfel. Dort angelangt, drehte er sich nach allen Weltgegenden, und gewahrte wirklich nicht weit hinter dem Walde Licht, dehnte dann, wie er es zu Hause im Hofe gewohnt war, seinen Hals aus, schlug ein Rad und krähte aus vollem Halse: „Rechts ist ein Licht!" Darauf flatterte er schnell von Ast zu Ast herab, bis er unter seine Kameraden gelangte. Nun nahmen die Getrösteten die Richtung „rechts," und hatten auch bald den Wald im Rücken, worauf ihnen aus einer Hütte Licht entgegenflackerte.

Als sie beim Häuschen ankamen, blinzelte Eines nach dem Anderen durchs Fenster hinein. Wie erschracken sie aber, als sie dort mehre häßlich verwachsene Männer erblickten, die am Tische mit dem Abzählen und Vertheilen aufgehäuften Goldes beschäftigt waren. Es waren Räuber, die diese Hütte als heimlichen Schlupfwinkel benützten. Da hielten die geängstigten Reisenden ein zweites Konsilium, denn sie befürchteten gefangen und geschlachtet zu werden. Inzwischen stellte sich das Böcklein auf die Hinterfüße und stieß mit seinem Kopfe so gewaltig ans Fenster, daß die Glasscheiben auf den Tisch flogen, und wies den aufgeschreckten Räubern die zottigen Wangen und spitzigen Hörner. Diese, darüber bestürzt und in der Meinung, daß der Teufel auf sie eindringe, um ihnen für begangene Schandthaten die Hälse umzudrehen, verließen eiligst das Gold und liefen zur Hütte hinaus. Auf diese Art eroberten unsere Reisenden die Hütte und schickten sich an, jeder nach seiner Bequemlichkeit, sich ein Schlafplätzchen zu suchen. Das Böcklein meinte: „Ich delektire mich gern an Getreideähren," und nahm in der Scheune Quartier. „Ich liebe den Schatten," fiel das Lamm ein, und blieb in der Hausflur. Das Kätzchen sprach: „Ich nasche gern," und streckte sich am Küchenherd aus. Dann wieder der Hund: „Ich nage gern an Beinen," und legte sich unter den Tisch; der Hahn, gewohnt hoch zu sitzen, besetzte den Querbalken am Ofen, und die Gans, die gern im Miste nachgräbt, sprach im Hofe ein.

Die Räuber, die sich in den nahen Wald geflüchtet hatten, kamen indessen zur Besinnung und jammerten um das zurückgelassene Gold. Sie hätten gerne nachgesehen, was in der Hütte vorgehe, aber keiner hatte Muth genug umzukehren, aus Furcht vor dem Teufel und dessen höllischen Hörnern. In ihrer Rotte befand sich zufällig der dumme Hans; diesen schickten sie nun als Kundschafter aus. Der Verlust, meinten sie, werde nicht so groß sein, wenn ihn ein Unglück träfe.

Als dieser aus dem Walde herauskam, schlich er von Ferne um die Hütte herum; da er aber kein Licht brennen sah — denn die Räuber hatten es bei der eiligen Flucht umgestoßen — faßte er Muth und trat hinein. In der Vorhalle gesellte sich zu ihm das Lamm und stieß ihn in die Seite. Erschrocken eilte Hans ins Zimmer; aber von der Ofenstange herab krähte der Hahn: „Gib mir ihn her," und der Hund bellte: „So, so, so!" Nun kehrt Hans um, am ganzen Leibe zitternd, und eilt zur Küche hinaus; aber dort kratzt ihn das Kätzchen mit seinen Krallen blutig. Wie er durch den Hof rennt, läuft ihm die Gans nach und zwickt ihn in die Fersen. Ohne Rath, wohin sich zu wenden, eilt er in seiner Noth in die Scheune; aber dort steht der Bock, der ihn mit seinen Hörnern empfängt und so kräftig zu Boden wirft, daß ihm die Beine krachen.

Als Hans nach einer Weile zur Besinnung kam, raffte er sich eiligst zusammen, und lief zu seinen Kameraden zurück und beklagte sich über das Ungemach, welches er von den fürchterlichen Bewohnern der Hütte erlitten hatte. „Ach meine lieben Brüder! so lange ich lebe, gehe ich nicht mehr in die Hütte," sprach er, „hört nur, wie übel es mir dort erging. Als ich in die Vorhalle trat, stieß ich auf einen Binder, der mich mit seinem Klopfer unbarmherzig begrüßte;

im Zimmer schrie mir Einer entgegen: „Gib mir ihn her!“ und ein Zweiter rief: „So, so, so!“ Ich lief zur Küche hinaus, um mich zu retten; aber dort stand ein Schuster, der mir mit der Ahle die Hände blutig zerschnitt. Im Hofe verfolgte mich ein Schmied, der mich mit seiner Zange an den Fersen zwickte, und als ich in der Scheune meine Rettung suchte, griff mich ein Bauer mit seiner Heugabel an, und warf mich dermaßen zur Erde, daß ich mein Bewußtsein verlor. Sobald ich zur Besinnung kam, flüchtete ich mich schnell zurück, um Euch diese traurige Botschaft zu überbringen.“ Durch diese Nachricht eingeschüchtert, überließen die Räuber Gold und Hütte den neuen Besitzern und sahen sich nach einem anderen Schlupfwinkel um; die Thiere aber vertheilten das Gold unter einander und kehrten nach Hause zurück, weil ihnen schon das erste Abenteuer die Lust zur weiteren Reise benommen hatte.

Tycho Brahe.

(Beschluß.)

Tycho's Leben wurde ausführlich beschrieben von Gassendi, (Brahei vita aut. P. Gassendi, Haag. 1655.) und in dem Werke: Lebensbeschreibung des Tycho von Brahe, aus dem Dänischen von Philander von der Weistritz, 1. und 2. Theil. Kopenh. und Leipzig. 1756, mit Kupf. Weitere Quellen sind: Holbergs Danmarks Historie. Mallings store Handlinger. Wandall's Lebensbeschreibung der zu Jägerspriis durch Denksteine verewigten Männer. Bd. 2. Munthe Faedrenelandets Historie.

Wer sieht nicht, daß hier der schönste und bedeutendste Stoff zu einer großartigen Novelle gegeben ist, die aber auch ein bedeutendes Talent mit historischem Blick und Wissen erforderte. Ein König der Wissenschaft (wenn nicht als Held der Novelle, doch als hervorragendste Erscheinung derselben), eben so erfahren in den Wundern des Himmels, als in den Händeln der Welt; reich und von edlem Stamme und doch ein Bauermädchen zu seiner Lebensgefährtin erwählend; zuerst ein idyllisches und doch reiches Leben auf der schönen Insel, dort wie ein König herrschend und von Königen gesucht; dann ein Sinken des Glückssterns, Neid und Verfolgung, hierauf wieder ein neues, aber leider kurzes Leben in einer neuen Welt, an einem kunstsinnigen Hofe. Welche reiche Elemente! Ein westlicher und ein östlicher Hof, eine Uebergangsepoche, evidente Wissenschaft und astrologischer Glaube, Bürgerthum und Ritterthum, rc. rc. Es ist zu wundern, daß Novellendichter diesen Stoff nicht schon früher ergriffen und bearbeitet haben. Eine Novelle: „Tycho Brahe“ hatte das Taschenbuch „die Rosen“ (1840) gebracht, und ein Roman, mit demselben Titel, von der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, wurde vor Kurzem angekündigt. In wie fern die beiden Novellisten der Erwartung entsprochen, wissen wir nicht.

Das der Nr. 50 von „Ost und West“ beigelegte Portrait ließen wir nach einem Kupferstich zeichnen, welcher dem Werke: Brahe Opera astronomica, Amstelodami, 1699 in fol. Vol. 2. beigegeben ist. Das Facsimile entnahmen wir einem Werke in Folio, welches die Strahöfer Bibliothek in Prag aufbewahrt. Es führt den Titel: Tychonis Brahe astronomiae instauratae mechanica. Wandesburgi anno 1598. Auf einem vorgebundenen Blatte stehn folgende Worte geschrieben: Illustri ac generoso domino dno: Johanni Libero Baroni ab Hasenburg, in Budin, Brosan, et Hostenitz Solarecensium capitaneo, S. Caesar. Majestatis a consiliis, Domino et amico suo inprimis honorando

ddt

Tycho Brahe.

Nur die Unterschrift ist von Tycho's eigener Hand. Dieses Buch wird ein noch größerer Schatz dadurch, daß es das trefflich gemalte Portrait Tycho's enthält, welches ihn in vorgerücktem Alter darstellt. Ob dieses Gemälde Tycho oder der Eigenthümer des Buches malen ließ, ist unbekannt. Jenes Autograph scheint das einzige zu sein, das sich v. T. B. in Prag befindet, obwohl uns ein glaubwürdiger Freund versicherte, daß er einmal in Prag ein Stammbuch gesehen, welches nebst vielen Autographien berühmter Personen jener Zeit auch einen von Brahe geschriebenen Denkspruch enthalten hätte.

Noch müssen wir einer bibliographischen Merkwürdigkeit erwähnen. Der Druck von Tycho's Werk: „Astronomiae instauratae progymnasmata“ wurde zu Uranienburg auf der Insel Hveen in Tycho's eigener Druckerei begonnen, und in Prag, im J. 1602, vollendet.

Wir schließen mit einem Gedichte, welches die „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes“ vor Kurzem mitgetheilt haben. **R. G.**

Uranienburg, Wohnsitz Tycho de Brahe's auf der Insel Hveen.

Von J. L. Heiberg.

Du Wandersmann am Meere,
O hemme deinen Gang!
Die Augen dorthin kehre,
Zuhörend meinem Sang.
Nach jenem Insellande
Wend' hin dein sehnend Leid!
Dort stand auf gelbem Sande
Ein Schloß in Einsamkeit.

In längst verschwund'nen Tagen
Prangt' es in Glanz und Macht;
Jetzt sieht man kaum noch ragen
Ruinen jener Pracht.
Man konnt' es aus der Weite
Ob jeder Höhe schaun,
Rundum von jeder Seite,
Ein stolz Gebäude, traun!

Drin wohnte keinerweise
Ein roher Wikingsmann;
Uranien zum Preise
Erhob sich's himmelan,
Von Menschenvolks Gewimmel
Geschieden, lag's am Meer,
Und strebt' hinauf zum Himmel
Und zu dem Sternenheer.

Bewehrt war diese Veste,
Ein Thor gen Osten dort,
Und eben so auf's beste
Gen Süd und West und Nord.
Wie war geschützt die Stätte
Vor Stoß und Wurf und Schuß!
Drauf sich im Winde drehte
Ein goldner Pegasus.

Seltsame Thurmgestalten
Gen Nord und Süd daran,
Von Pfeilern festgehalten,
Mit Warten und Altan.
Und wo man mochte oben
Sich wenden, gehn und stehn,
Da waren Kreis' und Globen,
Quadranten nur zu sehn.

Die Aussicht auf die Felder
Von oben dort, wie hehr!
Die Haiden und die Wälder,
Das große, weite Meer,
Die Wasser und die Lüfte,
Welch schönes Farbenspiel!
Die Höhlen und die Klüfte,
Und Bäum' und Blüten viel!

Doch bei des Tages Sinken,
Bei dämmerlichem Grau,
Beim Schimmern und beim Blinken
Der Stern' am Himmelsblau:
Da hörte man es gellen,
Und, horchte man, mit Macht
Vier große Hunde bellen,
Die nächtlich hielten Wacht.

Der Burgherr dort ging nimmer
Zum Krieg von seinem Herd,
Und an der Mauer immer
Hing Harnisch, Lanz' und Schwert,
Auch war vom Erdenjammer
Er nichts sich mehr bewußt;
Zu sitzen in der Kammer
Bei Nacht war seine Lust.

Die Augen aufzuheben
Den Himmelsraum entlang,
Zu schau'n und Acht zu geben
Auf der Gestirne Gang.
Die führten seinen Namen
Mit sich in ihrem Lauf;
Und Kön'ge selber kamen
Und suchten ihn hier auf.

Jedoch der Sterne Blinken
Lockt' ihn mit holdem Licht,
Da folgt' er ihren Winken,
Und ging, und kehrte nicht. —
Längst sank im Zeitenfluge
Die stolze Burg in Graus;
Durchfurcht wird mit dem Pfluge,
Urania, dein Haus.

Die Sonn' im Sinken strahlet
Auf Hveen noch ihren Zoll,
Die Abendröthe malet
Den Schutt erinn'rungsvoll,
Der Mond wehmüthig blicket
In die Ruin' hinein,
Der Stern der Freia schicket
Ihr heil'gen Liebesschein.

In Schlosses tiefem Grunde,
Da stirrt und rührt sich's dann,
Die sonst'ge Abendstunde
Fängt sie wohl wieder an?
Wie? Will ein Hauch des Lebens
Durchziehn die öde Schluft?
Ach nein, es ringt vergebens,
Und tiefer sinkt die Gruft.

(Aus einer Sammlung dänischer Balladen, herausgegeben von Chr. Winther, Kopenhagen 1839. Uebersetzt von K. L. Kannegießer.)

Prager Bühne.

Den 19. Jun 8. Gastvorstellung des Hrn. La Roche: Lear, nach der Voß'schen Uebersetzung dieser Tragödie. — Großer Shakespeare, der du von deinem Sitze auf dem Sterne nie verlöschenden Ruhmes freundlich herniederschaust auf die späte Nachwelt, die dein heiliges Andenken in der steten Bewunderung deiner Werke ehet, vergib ihm, denn er wußte nicht, was er that — der Bearbeiter deines „Lear" nämlich, als er die scham- und treulose Hand an diese Tragödie der Tragödien zu legen wagte, um sie für den Werkeltagsgebrauch zu modeln und zuzustutzen nach dem alten Grundsatze: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch! Es fiel mir noch jedes Mal schwer auf's Herz, so oft ich im 5. Akte Kordelia zum Leben wieder erwachen sah, damit Papa Lear, wie die chers pères in den gewissen bürgerlichen Rührstücken ja noch viele glückliche Geburts- und Namenstage an der Seite seiner frommen Tochter celebriren könne. Das „de mortuis nil nisi bene" hätte der Hr. Bearbeiter bedenken sollen — doch ich wollte ja nicht eine Kritik des Stückes in seiner gegenwärtigen Gestalt schreiben, sondern nur wenige Worte über die Darstellung. La Roche wies gleich anfänglich auf die Gebrechlichkeit Lears und auf dessen hohes Alter, vermuthlich um so dessen voreiliges Aufgeben der Krone, ja auch schon den spätern Wahnsinn nachdrücklicher zu motiviren; denn bei einem körperlich gesunden und vollkräftigen Organismus, mochte der Darsteller meinen, unterliege auch der Geist in seinen normalen Funktionen nicht sobald der zerrüttenden Gewalt, mit welcher ein erbarmungsloses Verhängniß auf ihn einstürzt. Durch eine solche Auffassung hielt er aber die wild heroische Kraft, welche den König in den folgenden Momenten der Verzweiflung und des Wahnsinns überkömmt, nicht ausgeschlossen, — denn man wisse ja, welcher Energie und Spannkraft auch eine an sich schwächliche Natur in dergleichen transcendentalen Zuständen fähig sei. Man könnte einen Zweifel gegen die haschende Bewegung in der Wahnsinnsscene erheben und es für das in manchen Fällen des Typhus vorkommende Fliegenfangen nehmen: doch ist es vielmehr das Suchen nach der Flamme, deren Anblick auf die meisten Irren mit einer gewaltigen Anziehungskraft wirken soll. — Ein Gefühl wahrhaft inniger Rührung mußte den Zuschauer in Lear's Schlußscene mit Kordelia erfassen — wie sich denn überhaupt die Theilnahme des Publikums auch an diesem Abende wieder in vielen Hervorrufungen äußerte. — Ueberhaupt ging die ganze Vorstellung mit seltener Rundung; nur mit Dem. Frey (Kordelia) konnte ich mich weniger als mit den anderen Mitwirkenden befreunden; denn das vorwaltend sentimentale Element in der Darstellungsweise der Dem. Frey eignet sich wenig für die gewisse Verschlossenheit, fast möchte ich sagen, Herbheit Kordelia's, welche uns das ungerechte, blinde Verfahren ihres Vaters gegen sie erklären und entschuldigen muß.

Am 20. gastirte Hr. La Roche als Schewa in Cumberland's „Juden," deutsch bearbeitet von Brockmann. — Ein gutes frommes Männlein, das in Geduld und Ergebung auf seinem Balge nach Belieben trommeln und pauken läßt, und dabei nie lächerlich werden darf, ja vielmehr stets in einer gewissen Glorie paradiren soll, wie dieser Schewa, ist wohl eine der allerschwierigsten Aufgaben für den Darsteller — aber eben in diesem und nur in diesem Sinne eine des Hrn. La Roche vollkommen würdige. Der gefeierte Künstler hob in Schewa's Charakter — wenn so ein Ding Charakter geheißen werden kann — hauptsächlich den sentimentalen Theil heraus, ohne jedoch den humoristischen ganz fallen zu lassen, und wußte so dieses seltsame Conglomerat verschiedener Elemente zu einer überraschenden Einheit und Selbstständigkeit zu gestalten. Ganz vortrefflich gelangen Hrn. La Roche besonders die Momente, wo Schewa im Ueberwallen seiner Empfindungen bei der Erinnerung an frühere Erlebnisse vergeblich nach Worten sucht — ein Zug, welcher sich bei der geistigen Lebhaftigkeit der Menschen seines Stammes und bei seiner Anstrengung, die Gedanken aus dem ihm eigenen Jargon ins reine Deutsch zu übertragen, vollkommen bewährt. **ud. u.**

Prager Chronik.

(Ein altes Portrait.) Der Herr Graf Karl von Wolkenstein-Trostburg hat in einem alten Schlosse seiner Besitzungen ein Familien-Portrait in Oel gefunden, welches in mehr als einer Beziehung lebhaftes Interesse erregt, und Kennern der Kunst und des Alterthums ein interessantes Problem zur Lösung bietet. Ein schmaler, rother Holzrahmen, der ursprünglich das Bild einfaßte, führt die Umschrift: Nicolaus Firmianus Baro, comitatus Tirolis Praefectus et Augustae Aulae Director, und dieses Sprüchlein unter dem Bilde:

Avlf monat ainsundfünfftzig iar was ich alt sage ich und ist war
Als mir geleubet (gelebet) dise gstalt fünfftzehnhundert und zway iar
man zallt".

Die Züge in dem Bilde sind trotz der Bestimmtheit in den Konturen so weich und edel gehalten, und die Verzierungen des Gewandes mit solcher Leichtigkeit gemalt, daß man versucht werden könnte, es für das Werk eines der besten italienischen Meister zu halten, wenn nicht die ganz ungeschmeichelte Portraitähnlichkeit eher auf einen Deutschen aus der venezianischen Schule des Antonius von Messina (Mamertini) schließen ließe. Nikolaus Firmian hielt sich oft am Hofe des ritterlichen Beschützers der Wissenschaften Maximilian I. auf; auch existirt noch in seiner Familie ein Bild von geringerem Kunstwerthe, welches ein Turnier vorstellt, in welchem derselbe mit dem Kaiser kämpft. Obwohl kein Malerzeichen an dem obigen Portrait zu sehen ist, so müßte es einem Kenner doch leicht sein, aus Sprache und Schrift den Ort zu erkennen, wo dieses Bild herstammt, und aus der charakteristischen Manier, mit der sowohl die Farben als die Zeichnung behandelt sind, die Hand, welche es malte. **B. St.**

(Alexander Dreyschock) ist vorige Woche aus Petersburg, wo er außer der gewöhnlichen Konzertsaison sechs glänzende Konzerte gegeben hatte, hier angekommen. Dem Vernehmen nach hat er

auch in der russischen Hauptstadt seine immense Fertigkeit mit größtem Fleiße noch zu steigern gesucht, auch mehre treffliche Piecen, worunter ein Rondo, komponirt. Im Herbste d. J. begibt sich Dreyschock über Warschau nach Moskwa, wo er er einen sehr vortheilhaften und ehrenvollen Kontrakt hinsichtlich mehrerer Konzerte abgeschlossen hat.

G.

Notizen.

(Deutsche Journalistik.) Das „Temeswarer Wochenblatt" wird vom 1. Juli d. J. an in veränderter Gestalt erscheinen, nämlich wissenschaftliche und unterhaltende Artikel: Novellen, Korrespondenzen, Theaterkritiken ꝛc. bringen. Der Name des Redakteurs: C. Stielly, der in frühern Jahren die in Pesth erschienene „Iris", gemeinschaftlich mit Hrn. Rosenthal (jetzigem Redakteur des Spiegels) sehr gut redigirt hatte, verbürgt das Gedeihen des angezeigten Blattes. Es kostet auf dem Wege der Post halbjährig 3 fl. C. M. — Der in Pesth erscheinende Spiegel ist ein recht unterhaltendes und pikantes Blatt, und bringt hübsche Mode- und Genrebilder und Portraits lebender Personen. In einer großen Stadt wie Pesth können recht gut zwei Zeitschriften, wie das von uns schon oft belobte Tageblatt und der Spiegel nebeneinander bestehen. — Die „Mitternachtszeitung" wird v. 1. Juli d. J. unter der Leitung des bekannten geistvollen Publizisten Gustav Bacherer unter dem Titel: „Braunschweigische Morgenzeitung", in Quart erscheinen. — Julian Chownitz ist aus Pesth nach Leipzig gereist, um die Redaktion der „Eisenbahn" zu übernehmen, die vom 1. Juli an den Titel: Eisenbahn und Charivari führen soll.

(Moritz.) Nachrichten aus Stuttgart theilen mit, daß der Regisseur des königl. Hoftheaters, Hr. Moritz, nach der Rückkehr von seiner Kunstreise in Weimar, Frankfurt, Wiesbaden u. s. w. von Sr. Majestät dem König in einer eigenen Audienz empfangen wurde (eine königliche Auszeichnung, welche außer Hrn. Seydelmann noch keinem Hofschauspieler zu Theil geworden), welche über eine Stunde währte, und worin der Monarch sich sehr huldvoll Bericht über die Reise des Hrn. Moritz erstatten ließ, der sich eben so sehr der Gnade des Königs und des Hofs, als des allgemeinen Beifalls des ziemlich difficilen Stuttgarter Publikums erfreut.

**

(In Stuttgart) findet man um den Preis von 24 Kreuzern (20 kr. C. M.) ganz vorzügliche Tables d' hotes, die mit Allem besetzt sind, was die Jahreszeit bringt, sowohl mit Fischen, Wildarten, als jungen Gemüsen. Mehr als 30 kr. (25 kr. C. M.) im Abonnement fordern selbst die vorzüglichsten Gasthäuser nicht, und liefern dafür 8 Schüsseln mit dazu gehörigen Zwischenspeisen, Beisätzen, Dessert ꝛc.

(Kuriosum.) Bis jetzt hatte man blos maskirte Bälle, jetzt werden auch maskirte Konzerte eingeführt. Hr. Cluesmann in Paris hat ein solches Morgenkonzert gegeben; ein Titi spielte ein Flötensolo; ein Pierrot sang eine Arie aus Norma; ein schwarzer Domino trug eine Arie aus dem „Postillion" vor.

(Dampfboot.)

(Schwarz statt Weiß.) Von einem Amsterdamer Gerichte wurde am 16. April der Senior unter den Advokaten der Stadt, Herr van Hall, nicht zum Plaidiren zugelassen, weil er statt der normalmäßigen weißen Halsbinde eine schwarze trug. Das Gericht beschloß, nach zweistündiger Berathung, daß die Tracht des Advokaten in diesem Punkte mangelhaft sei, und der Fall nun um 8 Tage verschoben werden solle, damit der Advokat in der vorgeschriebenen Tracht erscheinen könne. Herr van Hall ist Verfasser mehrer im Sinne der Opposition geschriebenen Artikel im „Handelsblad." —

(Dampfboot.)

(Hektor Berlioz), der in Paris lebende geniale Komponist und Kritiker (geb. 11. Dezemb. 1803 zu Cote Saint-André), verehrt Gluck über Alles. Nächst Gluck gilt ihm Beethoven und dann Weber das Meiste. Nach seiner eigenen Aussage ist Gluck sein Gott, Beethoven sein Vater und Weber sein Freund.

(Deutsche Oper.) In Neustrelitz wurde eine neue Oper: „Die Fürstin von Messina", komponirt von Kammerherren von Oertzen, mit Beifall aufgeführt. Der nach Schiller bearbeitete Text ist von Bahrdt.

(Woher stammen die Prager Studenten?) Darüber belehrt uns die von Ersch und Gruber herausgegebene Encyklopädie, worin es zu Ende des Artikels Böhmen heißt: „In den Gegenden von Karlsbad, Presnitz, Hohenbruck und Tabor erbt die Pflege der Musik in den Familien fort; von hier stammen die sogenannten Prager Studenten (vielleicht ein horrender Druckfehler statt: Musikanten!) welche in den Bädern Deutschlands nicht selten sind." — In dem nämlichen Artikel, der übrigens viel interessante und richtige Daten enthält, wird auch Folgendes gesagt: „Die böhmische Sprache hat in ihren Zeitwörtern noch die serbische und kroatische Form, und ist wahrscheinlich aus beiden Sprachen als Mischung hervorgetreten." — Nun, dies ist gewiß kein Druckfehler! Das Serbische und Kroatische werden hier gegenüber gestellt, obwohl sie nur unbedeutend von einander abweichende Dialekte sind.

(Böhmische Mädchen und böhmische Männer.) In einer Novelle in Briefen: Die Brunnenkur, welche das Morgenblatt bringt, schreibt ein Karlsbader Brunnengast an den Autor: „Die böhmischen Mädchen sind so wild romantisch wie das böhmische Land. — Die Männer in Böhmen sind nicht geringen Theils so unansehnlich wie unangenehm, und es mag die alte Sage vom dasigen Weiber-Regimente sicherlich ihre tiefe Begründung haben: die schönen, starken Wesen verdienen zu herrschen." — Wir böhmischen Männer danken schönstens, liebenswürdiger Herr Gast, für dieses Kompliment, und wünschen Ihrer Leber und Ihren Augen eine gesegnete Gesundheit!

Hiezu die Beilage Nr. 11 und die letzten zwei Darstellungen der Kreuzwegkapellen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 11. **Beilagen zu „Ost und West.“** **1840.**

Zu Nro. 52.

Die aufmerksame Frau.

Ein Bild aus dem Leben.

„Nein, ein glücklicherer Ehemann als mein Nachbar A* ist wahrlich weit und breit nicht zu finden“ dachte B*, als er an einem schönen Märztage auf der Promenade einherging und einen Blick in sein häusliches Leben that; „wie seine Frau stets um ihn so ängstlich besorgt ist, wie sie den mindesten seiner Wünsche ihm aus den Augen zu lesen weiß, wie sie mit ihm spricht, so sanft, so süß, so zärtlich, als wäre sie seit gestern erst ihm verlobt. Ja wohl, A* versteht's, der ist ein wahrer Sultan, ein König im Hause, während ich . . . . . .“

Der Zufall treibt oft gar wunderbar sein Spiel; während B*s Gedanken sich mit A* beschäftigten, kam dieser die Allee herauf.

Die beiden Nachbarn grüßten sich und drückten einander herzlich die Hand.

„**Lupus in favola**“ sprach hierauf B*, „so eben dachte ich an Sie —“

„So?“

„Ich dachte, daß Sie der glücklichste Mann auf Erden, der Gegenstand der Zärtlichkeit, der Sorgfalt, der Verehrung einer liebenden Gattin sind, während daß es so viele gibt, denen das Schicksal in dieser Beziehung minder wohl wollte; aber freilich, die Ehe ist eine Lotterie, wie das Sprichwort sagt, die Meisten ziehen Nieten; wohl dem, der wie Sie das große Loos erhascht.“

A* schwieg und blickte gen Himmel, als wollte er sagen: Vater, verzeih — dem Armen, er weiß nicht, was er spricht! doch endlich unterbrach er die eingetretene Pause, während welcher B* irgend eine Antwort zu erwarten schien, und indem er dessen Hand heftig drückte, sprach er: „Freund, Sie schweben in einem gewaltigen Irrthume; übertriebene Sorgfalt macht nicht glücklich; hören und urtheilen Sie selbst. Seit meinem Hochzeitstage ist meine Selbstständigkeit und Freiheit dahin, ich bin an meine Frau gefesselt, wie der Galeerensklave an seinen Kettengefährten, und meine Lage wird, statt sich zu bessern, mit jedem Tage nur schlimmer. Die allzugroße Zärtlichkeit und Sorgfalt meiner Frau bringt mich um; vergebens suche ich, mich ihrer Thränen, ihrer Hätscheleien, ihrer Liebkosungen zu erwehren. Hätte sie Laster, ich fände Waffen, einen Kampf gegen sie zu bestehen; wäre sie kokett, ich brächte sie unter Schloß und Riegel; verschwenderisch, ich entzöge ihr die Mittel, es zu sein; zanksüchtig, ich überließe sie ihrer Laune und flöhe kämpfend gleich den Parthern; eifersüchtig, ich besänftigte sie mit schönen Worten, und gäbe ihr Beweise der unzweideutigsten Liebe; genäschig, ich fütterte sie mit Leckerbissen und Süßigkeiten, bis sie ihrer übersatt würde; was ist aber mit einer Person anzufangen, die uns aus purer Liebe mit ihrer Sorgfalt quält und geißelt? Nichts! nicht wahr? und das ist eben mein Fall. Kaum war der Kampf begonnen, so war ich schon besiegt; oder vielmehr es war gar kein Kampf. Meine Frau kann gleich Cäsar sagen: ich kam, ich sah und siegte.“

„Und Sie glauben doch etwa nicht, daß es mir an Muth fehlte, gegen sie mein Männerrecht zu behaupten? O ich hatte vor meiner Hochzeit manchen Strauß mitgemacht, war in so viele **affaires d' amour** verwickelt, aus denen ich mich stets mit Ehren zu ziehen wußte; ich galt bei den Schönen sogar für einen Tyrannen; aber nun sind sie gerächt; ich bin ein ganz anderer geworden, so zahm, so kirr — ich trage sogar, weil ich muß, ein heiteres Gesicht zur Schau, wenn ich im Innern bersten möchte, und wer mich so heiter sieht, hält mich für neidenswerth; aber wahrlich ich bin es nicht.“ —

„Als wir neulich im Theater waren, wollte meine stets besorgte Frau durchaus, daß ich meinen Hut aufsetze, um mir durch den Luftzug keinen Kopfschmerz zuzuziehen. Unsere Hintermänner im Parterre schrieen Hut ab! meine Frau beharrte auf ihrem Willen. Der Lärm wurde stärker, ich wich der Nothwendigkeit; aber meine Frau ward nicht eher beruhigt, bis sie mir ihr weißes Tuch auf den Kopf gelegt hatte, um mich so vor dem Katarrh zu bewahren; ich warf einen flehentlichen Blick auf sie, vergebens; meine Lage wurde höchst peinlich, im ganzen Parterre waren Aller Augen auf mich gerichtet; sämmtliche Zuschauer zischelten anfangs und brachen endlich gar in lautes Gelächter aus; mir lief der Angstschweiß vom Gesichte; ich wagte nicht vor-, noch rückwärts zu schauen; meine Frau aber kümmerte es wenig, was um uns vorging; ihr Zweck, mir ihre Aufmerksamkeit zu beweisen, war erreicht, sie war heiter und vergnügt, als hätte sie die heiligste der Pflichten erfüllt.“

„Wenn ich Abends ein Buch im Bette lese, so löscht sie mir gerade bei der interessantesten Stelle das Licht aus, damit ich mein Auge nicht schwäche.“

„Liege ich im ersten Schlafe und lasse vielleicht ein Wort oder einen Seufzer entschlüpfen, so geräth sie in Unruhe, rüttelt mich, daß ich erwache, nöthigt mir ein Glas Zuckerwasser auf; um meine Ruhe ist es nun geschehen, und mein Schlaf ist hin.“

„In Gesellschaft muß ich mein Lieblingsspiel „Whist“ unterlassen, denn meine Frau besorgt, daß ich mich ärgern könnte.“

„Werde ich nun vollends unwohl, dann kennt ihr besorgtes Gemüth gar keine Gränze; jeden Augenblick wird der Doktor gerufen, und die vielen Arzneien sind mein wahrer Ruin. Mit einem Worte, ich würde nicht fertig werden, wenn . . . . .“

In diesem Augenblicke kam eilends eine Frau herbei, hinter ihr keuchte eine Magd mit zwei ungeheuern Schirmen, wahrscheinlich Ueberbleibsel aus dem vorigen Jahrhundert, es war Madame A*.

„Mein lieber Mann“ sprach sie herantretend, „wie kannst du dich doch so der Märzsonne preisgeben?“ Bei diesen Worten ergriff A* schweigend einen der kolossalen Schirme, spannte ihn auf, und entfernte sich unter der schweren Last mit seiner triumphirenden Hälfte.

Er grüßte B* und warf ihm einen Blick zu, der zu sagen schien: „Ach! schon wieder eine Aufmerksamkeit!“

J. Löwenthal.

Physiognomie der Wiener Kunstzustände im Jahre 1840.

Von Ludwig Mielichhofer.

(Beschluß.)

Eines Bildes der heurigen Ausstellung muß ich noch erwähnen, der Landschaft mit der Staffage „Hylas wird von den Nymphen der Erde entrückt“, von unserm jüngstverstorbenen Kunstveteranen Joseph Koch in Rom. Koch, in Tirol 1768 geboren, war ein Zögling der Stuttgarter Akademie, hielt sich nachher in Rom, dann in Wien, und später wieder bis zu seinem Tode in Rom auf. Er zeigt in seinen Werken der Geschichts- und Landschaftsmalerei eine hohe Genialität, originelle, manchmal etwas bizarre Erfindung, besonders im Grandiosen, und eine Fülle der Phantasie, worin ihm Wenige seiner Zeit gleich kommen. Er schuf in unsrer Zeit mit Reinhart den historischen Styl der Landschaft, und wurde dadurch eine Celebrität unserer Kunstepoche. An seinen Landschaftsgemälden hat gewöhnlich die Staffage, fast immer eine geschichtliche, eben so viel Antheil, als die Gegend, die durch charaktervolle Komposition mit ihr harmonirt; in diesem Sinne ist auch sein „Hylas“ gemalt, der dasselbe Sujet, das Howard sentimentalweich und theatralisch behandelt, schroff und barock darstellt. Dieses Bild sieht aus wie ein Pompejanisches Wandgemälde in Zeichnung und Kolorit. Es zeigt uns die Mythe, wie der schöne Jüngling Hylas, den Herkules auf dem Argonautenzuge begleitend,

in Jonien ans Land stieg, um Wasser zu holen, und wie ihn die Nymphen Nychra, Malis und Eunika, welche sich in ihn heftig verliebten, in den Fluß hineinzogen und entführten. Koch hat darin die Antike wahrhaft keck und übermüthig behandelt: Amor tritt wie ein muthwilliger Bube plötzlich unter die Nymphen und schießt ihnen seine Pfeile ins Herz; diese reißen sich nun verliebt um den Hylas und ziehen ihn ohne viel theatralisches Attitüdenexercice zu sich ins Wasser, während eine Dryade aus einem Baume auf seinen eingeschlafenen Begleiter herabguckt. Diese frische, naturkräftige, von aller modern-antiken Ziererei ferne Behandlung mythologischer Stoffe macht Koch zu einer originellen Erscheinung; die schönen Formen scheinen ihm dabei ganz Nebensache zu sein. er vernachläßigt sie oft, man sieht, es sei ihm nur um die Idee und den Geist des Ganzen zu thun, nicht um die geleckte Ausführung der Details; daher sieht das Bild so trocken, hart und frescoartig aus. Ueberhaupt wurde Koch in den letzten Jahren seines Greisenalters immer bizarrer und eigensinniger in seinen Conceptionen und Formen. Er bleibt aber immerhin in der Kunstgeschichte eine geistreiche Erscheinung durch sein Total-Wirken.

Das Resultat dieser kurzen Revue der Landschaftsmalerei ist, daß bei vielen und vielseitigen Strebungen und tüchtigen, ja ausgezeichneten einzelnen Leistungen im Allgemeinen doch der wahre ästhetische Erfolg nicht häufig erreicht wird. Die ästhetische Wirkung der Landschaftsmalerei ist ähnlich jener der Instrumentalmusik: dort wie hier wirken große imposante Massen, natürliche Einfachheit, edle Harmonie der Töne, Natur-Wahrheit, Allgemeinheit. Claude Lorrain's Bilder machen fast denselben Eindruck, wie Beethoven's Symphonien, erhebend, poetisch anregend, nachhaltig wirkend; in Beiden ist jeder gesuchte Effekt, alles Lokale, Kleinliche, Prosaische ferne. Dagegen im Durchschnitte unsre modernen Landschaftsmaler und unsre modernen Kompositeure, statt durch großartige Einfachheit und tief geistige Komposition Wirkung machen zu wollen, Erstere zu brillanten Effektmitteln, zu Sturm, Gewitter, Lichteffekten, dem Lokalinteresse der Naturkopie und einseitiger Detailausführung, Letztere zu blendender Effekthascherei, zu zuweitgetriebener Naturnachahmung, zu greller Instrumentirung mit Trommeln, Trompeten und Glocken, und Theatercoups ihre Zuflucht nehmen. Die Wirkung ist eine oberflächliche, eine überraschende, verblüffende, keine geistigschöne, ästhetisch echte. —

Architekturmalerei.

Vom idealen Principe ausgehend ist selbst in der Architektur-Malerei der denkende Künstler meiner Meinung nach der geistigen Auffassung durchaus nicht entbunden, im Gegentheile streng darauf angewiesen, wenn er in historischem Style in diesem Genre schaffen will. Er soll die Geschichte der Baukunst und der Völker, und die Aesthetik der Architektur genau kennen und viel darüber nachgedacht haben. Denn die abstrakten Formen der Architektur schließen die Darstellung der erhabensten Begriffe und eine wunderbare Einwirkung auf die Empfindung in sich. Die Baukunst besitzt innerhalb der Gränzen ihrer mathematisch und ästhetisch durchgeführten Systeme den mannigfachsten Ausdruck für diverse Ideen, verandert ihren Charakter nach den klimatischen Bedürfnissen und den nationalen Begriffen von Schönheit und Religion, von Luxus und Gewalt. Sie steht immer im Einklange mit der Denk- und Gefühls-Weise und den Schicksalen der Völker, sie gibt Zeugniß von dem Religions- und politischen Zustande, von der geistigen, physischen und pekuniären Kraft der Nationen. Alle Architektur ist daher symbolisch, und jedes Bauwerk veranschaulicht eine Idee, die ein Glied einer größern Ideenkette ist. So versinnlichen die wie Strahlen emporschießenden Säulen, Bogen, Gewölbe und Thürme des christlichgothischen Kirchenbaues den erhabenen Flug der Andacht, die von der Erde sich losreißend kühn und geradewärts gegen Himmel emporsteigt, und seine Grundformen: Kreuz und Rose sind die Symbole für den irdischen Tod und das ewige Leben. So veranschaulicht die feste Sicherheit und Eurhythmie der griechischen Tempelarchitektur die Ruhe und das Gleichgewicht, welche die sichtbare Gottheit in ihrer Wohnung um sich her verbreitet. So zeugen die Wohngebäude der Orientalen von einem in Ueppigkeit und Sinnenlust schwelgenden Volke, die festen Burgen der deutschen Ritterzeit mit ihren rauhen, trotzenden Formen von einem in steter Fehde begriffenen, das Faustrecht ausübenden Adel. Und so fort ist der Charakter jeder Architektur der Ausdruck eines bestimmten Begriffes. Selbst die Beschaffenheit des Materials hat einen wesentlichen Antheil an dem Eindrucke, den ein Bauwerk hervorbringt. — Diese Ideen nun, welche versteinert in den Architekturwerken liegen, hat der Maler durch die Zauberkraft des Kunstgeistes aus den Steinmassen loszulösen, und durch charakteristischen Styl in Darstellung der Bauwerke und historisch übereinstimmende oder contrastirende Staffage für den Beschauer zum Bewußtsein zu bringen. Daß dies eine schwierige Aufgabe sei, beweist hinlänglich die seltene Erscheinung von Künstlern dieses Genre's, welche den Geist, der in ein Werk der Architektur gebannt ist, zu erlösen und denselben großartig und klar herauszustellen verstehen.

Die Architekturmalerei ist in Wien sehr schwach vertreten; denn ihre Repräsentanten Ernst, Johann und Anton de Pian zeichnen sich weder durch geistreiche Auffassung, noch durch stoffartige Behandlung im Kolorite, noch durch charakteristische Wahl der Staffagen bedeutend aus. Nebstbei scheinen sie gewöhnlich außer der perspektivischen Täuschung zu wenig auf schöne Formen zu achten und nicht viel Werth auf poetisch gewählte Optik zu legen, daß sich nämlich die Lichteffekte schön gruppiren, oder die einheitliche Beleuchtung auf Gegenstände von besonderer Wichtigkeit concentrirt werde. — Von Rudolf und Jakob Alt sahen wir aber in der heurigen Ausstellung Aquarellbilder von venetianischen Bauwerken, welche allen Anforderungen entsprachen und besonders in technischer Beziehung bewundernswerth waren. Noch muß ich die Richtung rügen, welche Ernst in seinen Bildern der heurigen Ausstellung verfolgte. Letztes und dieses Jahr sahen wir in unsrer Exposition Architekturstücke vom genialen A. v. Bayer aus München, welche sich durch tiefen Geist in der Charakteristik, durch herrliche Luft- und Linienperspektive, durch täuschend stoffgemäßes pastöses Kolorit, poetische Optik und geistreiche, trefflich ausgeführte Staffage auszeichneten. Jedes dieser Bilder für sich genommen war ein Meisterwerk der Architekturmalerei, aber Alle zusammen betrachtet ließen bedauern, daß sich Bayer nur einer Specialität, der immer wiederholten Darstellung gelber Mauern widme. Daß Bayer durch sein gelbes, fast fühlbar warmes Licht und seine gelben Mauern immer Effekt macht und machen muß, ist nicht zu wundern, denn er ist Meister darin; daß er aber diese ewigen gelben Töne nicht selbst schon satt hat, dies wundert mich. So geht es, wenn man sich Specialitäten widmet, sie gehen in Monomanie über. Wenn aber ein andrer Künstler solche Specialitäten eines Meisters nachahmt und schlecht nachahmt, so ist dies unverzeihlich — und dies hat heuer Ernst gethan; denn seinen graugelben Bildern fehlen alle Vorzüge, welche Bayers ewige gelbe Architekturen bewundernswerth machen. — Dieses Genre ist also hier unter allen am wenigsten kultivirt.

Stillleben- und Blumenmalerei.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mich von jeher Rosen, Aepfel, Rebhühner und dergleichen Dinge auf dem Tische bei weitem mehr entzückt haben, als auf der Leinwand; denn dort kann ich mich an der äußerlichen Schönheit ihrer Natur, welche die Kunst doch nie erreichen kann, und am materiellen Genuße, zu dem diese Dinge bestimmt sind, recht weidlich laben, während ich doch vor einer todten Abbildung derselben weder meinen Geist noch mein Gemüth angeregt fühle, und auch das sinnliche Vergnügen vor dem Produkte der Natur größer ist, als vor dem der Kunst. Diese Bilder, in denen kein Geist, keine höhere Bedeutung wohnen kann, die bloße Kopien von einzelnen leblosen Produkten der hierin unerreichbaren Natur sind, können höchstens einen technischen, nie aber einen idealen Werth haben. Denn welche Idee kann ein Maler wohl in einen todten Hasen oder in Küchengeschirr oder in ein paar Rosen legen? Die höchste Vollkommenheit in diesem Genre besteht in möglichst treuer mechanischer Portraitirung der Natur — Idealisirung und Erfindung sind ganz ausgeschlossen; mithin kann darin die höhere Aufgabe der wahren Kunst „Darstellung einer Idee in schöner Form“ nicht genügend gelost werden. Um nicht ungerecht zu sein, muß man allerdings zugestehen, daß auch der Maler der leblosen Natur durch sinnige Auswahl schöner Formen, durch geschmackvolle Zusammenstellung derselben, durch harmonische Anordnung der Farben, und durch symbolische Andeutungen einen ästhetischen Eindruck, eine poetische Wirkung hervorbringen kann. Aber mir drängt sich doch beim Anblicke solcher Kunststücke immer der Gedanke auf, daß der Maler mit denselben Farben, mit demselben Zeitaufwande, womit er diese ideenlosen Naturkopien anfertigte, hätte Bilder liefern können, die Geist und Herz anregen und kräftigen würden, wenn er seine geistigen Kräfte in Kontribution setzen wollte. Freilich — nicht Allen ist Alles gegeben. —

In der Stillleben- und Blumenmalerei wird in Wien Treffliches geleistet, und viele Künstler und Dilettanten haben es darin zu einer relativen Kunstvollendung gebracht, wovon ich nur die Namen Xaver Petter, F. Waldmüller, besonders in Darstellung von metallenen Geschirren und von Rosen ausgezeichnet, Gruber, Küß, Frau v. Schmerling, Smirsch, Schuster nennen will.

Ueber die andern Zweige der bildenden Künste, Plastik, Architektur, Graphik rc., welche in Wien eben auf keiner bedeutenden Kunsthöhe stehen, Mehreres zu sprechen, verbietet mir für jetzt die

weitläufige Ausdehnung dieses ersten Artikels über die hiesige Malerei, und der beschränkte Raum eines Journals, welches vielseitig wirkend seine Spalten gar mannigfachen Interessen öffnen muß. Eine Causerie über diese andern artistischen Zustände behalte ich mir daher für eine andre Gelegenheit vor. — Da ich in diesen Zeilen keine Detail-Abhandlung über die Kunstausstellung, sondern eine kurze Uebersicht des Zustandes der Malerei in Wien geben wollte, so muß ich dabei auch auf die Besprechung der ausländischen, zur heurigen Exposition eingesandten Kunstwerke, so wie der Gemälde fremder, seit Kurzem in Wien verweilender Künstler, van Haanen, Palm rc., — Verzicht leisten, obwohl mir dieses sehr leid thut, weil ich hiebei über viele treffliche Meisterwerke, besonders aus der Münchner Schule, hätte berichten können. Denn Künstler-Namen, wie Rottmann, Bürkel, Bayer, B. Adam, Mor, Müller, Klenze, Petzl, Morgenstern, Ainmüller, Crola, Neher, van Haanen, Simonsen, Heideck, P. Heß, Monten, Gurlit, Schelfhouth, Riedl, Lotze rc. haben einen gar guten Klang in der artistischen Welt. Ihr Streben fällt ganz mit den Kunsttendenzen ihrer betreffenden Schulen zusammen, über welche ich ohnehin im Anfange dieses Artikels einige Worte gesagt habe. Darum schweige ich jetzt über ihre einzelnen Leistungen — nam difficile esset multa non dicere. —

Diese Aphorismen über unsre Kunstzustände sollen nur eine anspruchslose Plauderei eines Kunstfreundes sein, welcher die Kunst verehet und glühend liebt, ihr die reinsten, erhebendsten Genüße verdankt, und Andre eben darauf aufmerksam machen möchte. Ohne auf Kunstkennerschaft den geringsten Anspruch zu machen, da ich mich in der Einleitung selbst offen als Ignoranten bekannte, wollte ich auf ästhetischem Wege nur zeigen, daß das Princip der naturgemäßen Darstellung der Idee erst der Kunst ihre höchste edelste Bedeutung verschaffe, und dieser ideale Grundsatz konsequent in allen Gattungen der Malerei durchgeführt werden könne und solle. Jeder Mensch hat so seine eigne Ansicht in der Kunst. So wie es Leute gibt, welche lieber ein Bild von Amerling sehen und eine Oper von Donizetti hören, eben weil sie dabei nichts zu denken brauchen und sie in der Kunst nur Sinnengenuß suchen — so gibt es auch Leute, welche lieber ein Gemälde von Cornelius sehen und eine Oper von Mozart hören, weil sie in der Kunst höhern geistigen Genuß suchen und dabei auch denken wollen. Diese Letztern betrachten die Kunst als eine hehre Tochter des Himmels, welche zur Erde herabstieg, um die armen Sterblichen zu erheben und zu begeistern; sie soll wohl in einer schönen lieblichen Gestalt erscheinen, weil wir Menschen doch nun einmal am Sinnlichen haften — aber nie soll sie sich zur bloßen Buhlerin der Sinne erniedrigen, wenn sie nicht ihren göttlichen Ursprung vom Geiste ganz verläugnen will. Dies meint auch der treffliche G. Görres mit den Worten: „Eine blos äußerlich nachahmende Kunst ist gar keine Kunst, es sind nachgesprochene Worte, deren Sinn der Sprecher nicht versteht. Nicht zum Scherz und zum flüchtigen und nichtigen Sinnenreiz ist die Kunst gegeben — sondern sie soll den Menschen erheben und begeistern." —

Bemerkungen zu der akademischen Kunstausstellung in Prag, 1840.

Von Bernhard Stolz.

(Beschluß.)

Ferner waren aus Wien eingesandt: Von Depauli, Johannes der Täufer als Knabe, und Moses mit den Gesetztafeln. Das letztere namentlich kräftig und voll Feuer. Summ lieferte nur Kopien, die aber im Allgemeinen ihrer Ausführung und Treue willen volle Anerkennung verdienen. Vorzüglich ist die nicht ganz hierher gehörende des Rubens mit großem Fleiße und vielem Glücke ausgeführt; nur wissen wir nicht, warum man diesen, der Dresdner Gallerie angehörenden Proserpinenraub einen „Raub der Schönheit von der Zeit" genannt. Der dichterische Rubens hätte einen solchen gewiß anders dargestellt, denn es ist doch gottlob bekannt genug, daß die Zeit die Schönheit nicht auf einmal und ganz gewaltsam entführt. — Jos. Führich, Joseph und Maria auf dem Wege nach Bethlehem, hat eine große legendenartige Idee zwar recht brav componirt und angelegt, aber nicht gleichmäßig, und hie und da zu kleinlich ausgeführt. Maria und Joseph, um Einlaß bittend, sind gutgehaltene Figuren, besser noch ist der Wirth, der sie hart abweist. Bei der Kleinheit des Formats, und im Verhältnisse zu der preciösen, etwas steifen Durchführung des Vordergrundes sind die zechenden Pharisäer im Gasthause „zum mundus" zu flüchtig abgefertigt. Es läßt sich in diesem Bilde jedenfalls ein edler Geist erkennen, und eine innere Weihe.

Aus der Profangeschichte sahen wir aus Düsseldorf: von Plüddemann den Tod des Kolumbus, ganz in der kernhaften Manier dieses Malers, schöne Gruppen, effektvolle Vertheilung der Farben. Warum der sterbende Greis aber gerade der Entdecker der neuen Welt sein muß, wird, trotz der über seinem Kopfe hängenden Fesseln, nicht leicht Einer einsehen. Van der Velde aus Antwerpen stellte in einem großen Bilde Coligny's Ermordung dar. Die Komposition ist ausgezeichnet, doch hat die Ausführung hie und da eine Unbestimmtheit, die nicht wohlthuend ist. Ganz vorzügliches Lob aber verdient eine Räuberscene aus dem Mittelalter von E. Hamman in Antwerpen, bei der es nur Schade ist, daß die Figuren zu gedrängt stehen. J. Jakob's in Paris Albrecht Dürer, Kinder studirend, ist ein reiches Ensemble von tüchtiger Hand ausgeführt.

Eine heilige Cäcilia ist, obgleich aus Düsseldorf, nicht des Erwähnens werth. Unter den Charakterbildern sind besonders hervorzuheben: Löwenstein's in Düsseldorf: Ein Mann, seiner Tochter die Bibel erklärend, Eigenthum unsers Herrn Oberstburggrafen, Grafen Chotek; das Gesicht des Alten, und die Schrift der Bibel sind meisterhaft, dann, Hauch in Düsseldorf, Mädchen beim Lichte; und Schmitz, Mönch in seiner Zelle. —

Genremalerei.

Die Genremalerei wird immer ein großes Publikum haben, doch haben von jeher die deutschen Maler, einige wenige ältere ausgenommen, sie nie zu ihrem Hauptstudium gemacht. Der phlegmatische Holländer ist besser zur Beobachtung gemacht, und seine etwas derbe Natur nimmt nicht leicht Anstoß an den aller Verfeinerung fremden Aeußerungen des Volkscharakters; der Deutsche liebt die Etiquette seit dem französischen Einfluße zu sehr, als daß das Genre und die Karikatur, die einen üppigen, lebensvollen Boden erheischt, bei ihm gedeihen könnte. Nirgends ist es leichter möglich, auszuarten, als in diesem Felde, und doch gehört dieses unumschränkte Terrain dazu, um neben vielem giftigen Unkraut auch das Echte zum Keime zu bringen. Bei den Franzosen hat sich das Genre allmälig in ausgelassene Schlüpfrigkeit verloren, und ist jetzt nicht wenig dort verpönt. Es hält sich verborgen, bis sich diese ekle Elephantiasis wieder von seiner Haut wird verloren haben. Bei den Engländern wirken die alten vortrefflichen Muster noch immer fort, nur daß dort die Politik fast immer die Farben reibt. Die Kunst soll nie die Gränze der Aesthetik überschreiten, und aus dem geselligen, bürgerlichen und politischen Leben nur das herüberholen, was in diese Granzen paßt; doch ist es freilich nicht leicht, eine unbefangene Mitte zu halten und alberne Prüderie und wirkliche Gemeinheit gleichmäßig zu meiden. Das gewöhnliche Genre aber begnügt sich jetzt leider oft, jede moralische Collision zu vermeiden durch die Wahl unbedeutender, nichtssagender Sujets, womit dann wenig geholfen ist. So hat es uns gewundert, daß ein Künstler, wie Sonderland in Düsseldorf, einen „verspäteten Postwagen" — ich will nicht diesen Ausdruck vertheidigen, allein so wurde dies Bild bezeichnet, das die versäumte Abfahrt eines Postwagens darstellte — zum Motive eines Gemälds wählen konnte, ohne den Personen das geringste Pikante einer charakteristischen Karikatur zu geben. Besser gewählt ist Volkharts Spaziergang aus Goethe's Faust, — wie überhaupt die Malerei in Deutschland jetzt viel zu wenig Rücksicht auf die Literatur nimmt. In Volkharts Bilde verbinden sich die Gruppen zu wenig zu einem Ganzen, sie scheiden sich von einander, wie die einzelnen Scenen in Goethe's Drama, wo sie natürlich nach einander eingeführt werden. Vogel hat Scenen aus dem italienischen Landleben in fünf Gemälden recht trefflich dargestellt, doch sind die meisten nur Abbildungen, ohne noch eine andre Idee damit in Zusammenhang zu bringen, oder doch deutlich auszudrücken; am besten sind der Abschied eines Caprajo, und Pifferari vor einem Madonnenbilde.

Eine Kirchweihscene von Wendler in Dresden ist voll gesunden Humors, lebendig, und zeichnet sich durch eine höchst wirksame Vertheilung von Licht und Schatten aus. Hopol's aus Düsseldorf, „ein Maler hinter dem Zaune" ist wohl nur ohne eigentlichen Berufstrieb zur Befriedigung einer momentanen Laune entstanden; aber deutlich sieht man den Düsseldorfer in den portraitirten Grashalmen, über welche manche Hauptsache vergessen worden zu sein scheint. Kosaken, gefangene Franzosen vor sich hertreibend, von Jacops in Antwerpen, ist unstreitig das beste von allen hier genannten Bildern dieser Gattung; auch hat es schon dadurch etwas recht Wohlthuendes, daß die äußerlichen Raumverhältnisse anständig, dem Auge wohlgefällig geregelt sind. Der leere, d. h. von Figuren nicht angefüllte Raum eines Bildes, ist nicht so sehr Nebensache, als viele glauben mögen. Es ist eben so beängstigend, ein eingeengtes Bild zu sehen, als das Athmen

in einem allzuniedrigen Zimmer. Der Grundsatz, wornach der Maler verfährt, der alles Das in sein Bild versammelt, was in den Gesichtskreis seiner unverrückten Augen fällt, gilt, mehr noch als für ihn, für den Beschauer, dessen Auge sich nur unwillig auf einen willkürlich beschränkten Raum gefesselt sieht. Das scheint mir ein Hauptfehler an Hopol's oberwähntem Bilde, und hat mich selbst bei dem von Wendler ein wenig gestört. Viel technisches Talent und feine Beobachtungsgabe verräth Schwingen's aus Godesberg „Kind und Katze." Ginowsky's in Wien, „Inneres der Hütte am Vogelherde," verdient gleichfalls lobende Erwähnung, so wie Eduard Swoboda's „Vogelfänger." — Von den übrigen Gattungen der Malerkunst haben wir nur Weniges gesehen, und heben von den wenigen die Thierstücke von Dallinger in Wien hervor, die mit besonderem Fleiße gemalt sind und wie ein glücklicher Griff in das Reich der Natur erscheinen; denn des Malers Idee hat wenig hinzugefügt. Dasselbe gilt von Rud. Swoboda in Wien, der in derselben Manier arbeitet. Endlich ist ein Fruchtstück von Th. Hoffmann in Wien dem Besten an die Seite zu stellen, was ältere und neuere Künstler in dieser Gattung lieferten.

So reich auch Prag an Malern ist, so kann doch bis jetzt noch von keiner Prager Schule die Rede sein, ja man muß sich wundern, daß die Zahl derselben noch immer wächst, während kein gemeinsames Band, kein gegenseitiges Interesse, kein vereintes Streben dieselben an einander fesselt. Eine Akademie haben wir freilich, und an Solchen, die sich mit guten technischen Anlagen der Kunst widmen, fehlt es nicht, auch an Solchen nicht, die theils durch eigenes Streben, theils durch längeren Aufenthalt im Auslande, eine mehr oder weniger hohe Stufe über die Schulperiode hinaus erreicht haben. Das Einzige, was jetzt der Prager Akademie fehlt, ist der leitende Geist, der dieser „rudis indigestaque moles" die Seele einhauche, den einzelnen Kräften eine feste Richtung gebe, die Einseitigkeit verbanne, kurz ein Schadow, ein Cornelius. Dem Urtheile sachkundiger Männer zufolge — denn des Referenten eigene Erfahrungen in Prag reichen nicht so weit hinauf — denen wir aber um so weniger mißtrauen können, als Alles, was wir in jüngster Zeit gesehen, die Richtigkeit ihrer Ansicht bestätigt, hat ein ängstliches Anschließen an eine einseitige Richtung, haben engherzige Lebensansichten, die in die Kunst immer tiefer hinüberrankten, ein freies Aufkeimen in den Akademikern gehindert. Der jüngst verstorbene Direktor der hiesigen Akademie ist, wie seine hinterlassenen Gemälde beweisen, als Künstler untergegangen in religiöser Beschaulichkeit. Kablik's Anlagen und Studien hätten ihn wohl zu der Stellung befähigt, die er einnahm, aber er strebte sich dem Leben zu entfremden und der Welt, und verlor nicht allein das Interesse an jeder weltlichen Erscheinung, sondern auch den klaren Blick, um ein richtiges Urtheil über dieselbe zu fällen. Die einseitige Richtung, die er verfolgte, war auch die einzige, die er bei seinen Schülern beachtete, ohne auf überwiegendes Talent oder Neigung Rücksicht zu nehmen. Die drei Gemälde, welche die diesjährige Ausstellung von ihm gezeigt hat, die Kreuzesfindung, der Tod Abels und die Apostel Petrus und Paulus zeigen — besonders die beiden ersteren — ein zerstörtes, zu Grunde gegangenes Talent. Was die frühern Ausstellungen von ihm enthalten hatten, soll bedeutend besser, manches sogar recht lobenswerth gewesen sein; in den eben erwähnten aber zeigt sich ein Ringen der Antike mit der Klassicität der altdeutschen Schule, welches fast nichts als verzerrte Züge und unerquickliche Figuren hervorgebracht hat, und in welchem der Künstler selbst der unterliegende Theil gewesen ist. Es läßt sich nicht läugnen, daß Alles von der Wiederbesetzung dieser Stelle abhängt, und wir dürfen das Beste hoffen, wenn die Wahl einen Mann trifft, der vor Allem seine eigene Persönlichkeit, seine individuelle Neigung nicht oben an im Rathe sitzen läßt, sondern Kenntniß und Charakterfestigkeit mit echt liberalem Kunstsinne vereinigt.

Unter den hiesigen Landschaftsmalern *) tritt Anton Manes besonders hervor, und zeigt nicht geringen Beruf zur Malerei in seinen Kompositionen, doch ist die Ausführung derselben im Allgemeinen ungewandt und einförmig steif. In einer idealen Landschaft bei Sonnenaufgang, deren Zusammensetzung nicht gerade durchaus originell zu nennen ist, hat der Maler einen nicht eben gewöhnlichen Lichteffekt angebracht, aber er scheint zu ängstlich damit zu verfahren, so daß derselbe nur angedeutet, nicht bestimmt und kühn ausgeführt ist. Dabei ist sein Baumschlag nicht eben schön, auch nicht lebendig und frisch. Kromer ist voll Talent, wie sein Thor von Pürglitz und Schreckenstein beweisen. Er sucht wohl den wunderlichsten, nicht aber den malerischesten Standpunkt für seine Darstellungen auf, und dürfte manchmal genauer mit der Perspektive verfahren. Uebrigens ist die Zahl der Landschaftsmaler groß; aber mit Bäumen, Bergen, Thälern, Flüssen ist noch nichts auf der Leinwand, wenn der Maler nur die äußeren Umrisse sah und wiedergab, und nicht auch den Geist wiedergeben konnte, der überall in der Natur lebt und zu dem Geiste im Menschen redet, wenn dieser durch richtig geleitete allgemeine Bildung in den Stand gesetzt ist, seine Sprache zu verstehen. Eine mehr geistige Auffassung der Natur würde den Landschaften Bergmann's, Hetzner's Teyček's, Meyers u. s. w. ein größeres Interesse und ein einheitlicheres Kolorit verleihen. — Unter den vielen religiösen Bildern von einheimischen Künstlern ist leider! keines, das mir seiner Bestimmung werth schiene. In den meisten lebt ein so engherziger Kleinigkeitsgeist, eine so höchst materielle Auffassung, daß dieser schöne Zweig der Kunst wie gewaltsam aufgepfropft und nicht wie aus heiliger Begeisterung entsproßt erscheint. Nur der glühendsten Begeisterung mag es gelingen, das Heilige so darzustellen, daß es auch in der Anschauung Begeisterung erweckt. Wir sahen eine heilige Familie, wo der Knabe, von dem das Heil der Welt ausging, vollkommen ein irdischer Knabe, und das Bild, durch die genaue Ausführung der Werkzeuge, die umherstehen, Säge, Beil u. s. w. aus einem Heiligenbilde ein Genrebild geworden war. Geschichte und Charakter haben einige vielverheißende, achtungswerthe Bearbeiter. Kandler's Madonna und böhmische Landespatrone verdient aufrichtiges Lob, obgleich sein Kolorit etwas matt und geleckt ist; bei Fortner hingegen, Borziwogs Taufe, sind die Farben zu grell und zu fett. Franz Hofbauer und Joseph Manes, Libussa's Urtheil, erhielten, der Erste den Kompositions-Preis, der Andere das Akzessit der Akademie der bildenden Künste in Prag. Zu den trefflichsten Genrebildern dieser Ausstellung gehörte Pollak's „Hirtenknabe in der Campagna," und „ein neapolitanisches Mädchen." Beide sind voll liebenswürdiger Naivetät und Grazie. Pollak, der in Rom lebt, wird allgemein als einer der besten Genremaler anerkannt. Obwohl in Böhmen geboren, erhielt er seine Künstlerbildung außer dem Vaterlande.

Ein recht gelungenes Bild schien mir Hellich's Cimabue, der den Giotto zeichnend findet. Cimabue, der Wiederhersteller der Kunst in Italien (ums Jahr 1240), ist eine schöne, edle Figur, und Giotto, später sein trefflicher Schüler, blickt voll Hoffnung und Ueberraschung zu ihm empor. Hollpein ist ein vortrefflicher Portraitmaler, aber seine beiden Charakterbilder, Esther und Jochai, nach Spindler's Juden, und der Vorleser, scheinen mir nicht die gelungensten seiner Arbeiten, obwohl sie sich durch ihr Kolorit auszeichnen; besonders ist das letzte geziert und voll falschen Affekts — affektirt, — dem ersteren bleibt aber als Verdienst, daß dessen Stoff aus der deutschen Literatur geschöpft ist, die überhaupt den Künstlern häufiger ihren Bedarf an schönen Situationen und Gruppirungen liefern dürfte. Kraupa's Ritter und sein Liebchen, hat nichts für sich, als den guten Willen. So ideal der Gegenstand gedacht sein mag, so möchten doch des jungen eleganten Ritters derbe Schenkel nicht in der Mondscheinwelt der Romantik, sondern eher in einer sublunarischen, materiellen Fleischhalle zu finden sein. Ein Genrebild von Koruna, altes Weib auf einer Ruine, ist recht wacker; die recht passende und wirksame Idee hätte prägnanter ausgedrückt werden können. Im Portrait leisten Hollpein und Clarot Vortreffliches; ihr Kolorit ist warm, die Stellungen natürlich, der Ausdruck wahr und möglichst günstig, die Aehnlichkeit meist treffend. Auch Machek ist voll Leben. Die sehr brave Zeichnung eines, wie wir hören, noch sehr jungen Künstlers von Ramberg verdient großes Lob ihrer Nettigkeit und Sicherheit wegen. Auch soll das Portrait sprechend ähnlich sein. Unter den übrigen Kunstwerken erwähnen wir: das wackere Glasgemälde Kozaurek's in Prag, Geißelung Christi; dann die plastischen Arbeiten eines trefflichen Künstler's, Joseph Max in Prag, in gebranntem Thon: Karl IV. und der heilige Andreas. Die zwei Bronzen von Gechter in Paris, Tod des Herzogs von Clarence und Jeanne d' Arc sind ausgezeichnet schön. Ludwig Fortner in Prag hat ein, jetzt in seinem Laden zu bewunderndes, vergoldetes Ostensorium in gothischem Geschmacke verfertigt, das Zeugniß von großer Geschicklichkeit und edlem Geschmacke gibt. Schließlich bemerken wir noch, daß der Kunstverein eine höchst gelungene Lithographie von Hanfstängel in Dresden nach Führichs trauernden Juden für sämmtliche Aktienabnehmer bestimmt hatte.

*) Von dem genialen Piepenhagen, dem ausgezeichnetsten unserer Landschaftsmaler, war leider kein Originalbild auf der diesjährigen Ausstellung.

Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 55. Mittwoch den 8. Juli. 1840

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Nachklänge slawischer Volkslieder.

Von Siegfried Kapper.

Die Entführung.

Slowakisch.

„Am Berge, — da liegt noch der Schnee so weiß,
Im Walde, — da grünt schon das junge Reis; —
Die Mutter schläft, — o laß uns entflieh'n —
Hin über den Berg in die Wälder hin. —“

„„Ach Liebster, — der blühweiße Schnee der Flur; —
Sie fänden des flüchtigen Fußes Spur! —““
„Sie finden sie nicht! — eh' der Hahn noch kräht,
Sind längst die Spuren vom Winde verweht! —“

„„Und Liebster, — die Pappel am Waldesrand; —
Sie hängen dich hin an rothseidnem Band! —““
„O zage nicht! — eh 's Frühglöcklein schallt, —
Brach längst die Pappel des Sturmes Gewalt! —“

„„Und Liebster, — der Bergstrom bodenlos; —
Sie senkten dich tief in den Felsenschooß! —““
„O zaudre nicht! der Strom versiegt,
Deß Welle Nachts im Sturme sich wiegt. —“

„„Und Liebster, — die schwarze Felswand so jäh; —
Sie stürzen dich häuptlings herab von der Höh —!““
„O laß uns fliehn! und fürchte nicht; —
Du weißt nicht, daß Liebe auch Felsen zerbricht! —“

Der Bettelbube.*)

Slowakisch.

Ich bin ein armer Bettelbube; —
Mein Bruder ist der Mond, —
Und um ihn her gehn meine Schwestern,
Die Wolken bleich und blond.

Mein Vater ist der Thurm, der morsche,
Der steht am Unkenteich; —
Und meine Mutter steht am Wege,
Die alte, hohle Eich'!

Ich bin ein armer Bettelbube;
Wenn ich gestorben bin, —
So nehmt und legt zu meiner Mutter
Mich in den Graben hin.

Da ist mein weites Gruftgewölbe
Das mächt'ge Himmelszelt; —
Beklagend mich, ziehn meine Schwestern,
Mein Bruder durch die Welt. —

*) Auf den Jahrmärkten zu Pesth zog lange Zeit ein schwarzlockiger Bettelknabe mit diesem Liede die Aufmerksamkeit des vorüber treibenden Menschengewühls auf sich. — Die Erscheinung hatte etwas Edles. Sonderbar kontrastirte hiemit die äußerst kümmerliche Bekleidung. Die Frage, ob der Arme wohl ein geborner Bettler sei, lag nicht so gar fern. —

Des Dichters Liebe.

N o v e l l e.

Aus dem Böhmischen des Jos. Kaj. Tyl, von Jos. Al. Cz . . . .

(Fortsetzung.)

3.

Čestmjr. Liběny se odřjkey!
Slawoš. W to darmo
Dankáš . . . .
. . Ni ranám smrti láska moge
Nenstaupj.

Tyl's „Čestmir.“

Il Dolce und Wilhelm kamen nach Wien. Jener hatte schon aus frühern Jahren viele Bekanntschaften in der Residenz, und führte jetzt den Freund in die vornehmsten Zirkel ein.

Aber was bist du Pracht hoher Gesellschaften, was seid ihr Freuden der reichen Stadt? Euch hat Wilhelm nicht gesucht. Ihr seid ihm glanzlose Sterne, welke Blüten, verstimmte Harfen. Er sah Mina, und es dämmerte vor seinen Augen, und das All flammte in nie gesehener Schönheit. Seine Brust erweitert sich, wird wieder enge — erwachet, erwachet, und entfliehet derselben, ihr Gesänge, euer Herr und Meister sendet euch in die Welt hinaus. Mina hat gelächelt.

Sahet ihr je zuvor Wilhelm mitten in den Reihen der Schönen? Kalt flog das Auge von Wange zu Wange, die Lippe lobte die Gestalt, bewunderte die Grazie des Ganges; er war ein eisiger Beobachter der Anmuth; ihm war die Jungfrau in engelgleicher Erhabenheit noch nicht erschienen. Jetzt aber öffnet sich vor ihm der Himmel, er schaut seinen ewigen Glanz und seine Majestät — aus den Engelschaaren hatte Einer seine Brust berührt, und Honig entspringt der brennenden Wunde.

Wilhelm liebt. Süß ist dieses Geheimniß; aber sein Herz ist davon so beengt, daß er es abschütteln, sein Innerstes dem Freunde enthüllen muß.

Il Dolce betrachtete verwundert die lodernden Blicke des Freundes; Wilhelms ganzes Wesen hatte sich verändert, die Erdenhülle hatte es abgeschüttelt, und sich in Himmelsstrahlen gehüllt.

„Freund!“ jauchzte Wilhelm, — dem Künstler um den Hals fallend — „ich liebe Mina!“

„Was sagst Du?“ erschrack Il Dolce und entwand sich den Armen des Freundes. „Du liebst Mina? — Mina? — Du? O dann wehe uns! Auch ich liebe sie.“

Er sprach's, und das Gesicht mit den Händen verhüllend, warf er sich voll Schmerz auf einen Sitz. Wilhelms Antlitz wurde weiß wie Cararischer Marmor.

„Nein, Nein! Du liebst sie nicht!“ schrie er mit durchdringender

Stimme, und jede Sylbe entfiel seinem Munde wie eine schwere Last. „Bruder, Du neckst mich nur, Du liebst sie nicht?"

Es entstand eine Stille. Man hörte nur schwere, sich jagende Seufzer und das heftige Schlagen des Herzens. Il Dolce erhob das Haupt — sein Antlitz war todt—eine Thräne im verglasten Auge. Er erhob sich.

„Wilhelm — Wilhelm! Laß ab von ihr!" begann er mit leiser, flehender Stimme . . . ach er wußte ja, wie groß, wie unmenschlich sein Begehren sei — und dennoch mußte er bitten . . . „Laß ab von ihr" fing er an, und eine Thräne entrann seinem Auge, „ich liebe sie!"

„Halt ein, halt ein!" fiel ihm Wilhelm in die Rede, und dunkle Röthe überflammte sein Gesicht. Es schien ihm, als ob eine Räuberhand nach dem theuern Mädchen griffe. Er wandte sich ab. „Ich kann es nicht glauben. Du weißt es nicht, du kannst es nicht wissen, was es sei: Ich liebe sie! Dein Blut ist ruhig, Dein Gemüth sanft, Du kennst nicht die Flammen, die meine Brust verzehren! Denn würdest Du sie kennen, so wär' es Dir unmöglich, mit kalter Zunge die Worte auszusprechen: Laß ab von ihr! Ich müßte mich früher jedes Gefühls und Gedankens entschlagen, ehe ich freiwillig von meiner Liebe ablieſse. Und Dir ist nicht einmal Liebe nöthig! Dich erwärmt die Erinnerung an das Vaterland, Deine Heimath ist auch Deine Geliebte, mir ist sie's nicht! Mit der Liebe zu dem Mädchen wurden erst in meiner Seele Töne laut, von denen ich früher keine Ahnung hatte — die Liebe öffnete meine Augen bei dem Anblick des weiten Alls. Jetzt erst verstehe ich die geheime Stimme der Natur, jetzt erst hör' ich die Sterne singen, und die Meerestiefen reden. Ohne Liebe kann ich ins Leben nicht zurücktreten!"

„Du kannst nicht? wiederholte Il Dolce mit ernster Ruhe, obwohl sein Herz blutete. „Und meinst Du, daß meine Kunst der erwärmenden Sonne nicht bedarf? der Sonne, die der Sterbliche mit ungeweihter Lippe Liebe nennt? Meinst Du, daß nur in Dir ungeahnte Stimmen ertönten, und meine Brust hältst Du für ein hohles, leeres Gefäß? — Nein! nein! nein! — Auch meine Seele erwärmte die Liebe zu Mina, und soll der Kranz des Ruhmes meine Stirn berühren, so muß es Mina sein, die ihn windet!"

Abermals entstand eine Stille. Beide Freunde jagten den Gedanken nach — die Gedanken flohen vor Beiden.

„Und liebt dich Mina?" fragte endlich Wilhelm mit hohler Stimme, und das finstere Gesicht zur Erde neigend, wagte er nicht, seine Augen zum Freunde emporzuheben. „Liebt sie Dich? Antworte mir beim Heil Deiner Seele!"

„Ich könnte Dich und mich täuschen, ich könnte sagen, daß mir das Auge, das Lächeln, daß mir jede Bewegung des zarten Wesens zuflüstert: Du bist geliebt! allein ich bekenne, unsern Lippen entschlüpfte noch kein Bekenntniß."

„Nun so möge Mina zwischen uns entscheiden!" sprach Wilhelm rasch. „Auch mich däucht es, in ihrem Auge meine Seligkeit, in der Berührung ihrer Hand das ewige Band unserer Herzen suchen zu können — aber ach, meine Lippen haben noch nicht gefragt, bis jetzt noch nicht geoffenbart, was stromweis aus meinem Herzen hervorzubrechen droht. Oeffnen wir daher das Buch unserer Geheimnisse vor ihrem Auge, und ihr Herz möge über uns das Urtheil sprechen!"

„Und meinst Du wirklich, daß sich Mina dazu herbeilassen würde? — War unsere Freundschaft bis jetzt eine so schlecht durchdachte Fabel, daß das Mädchen an der Wahrheit derselben zweifelt? Wird jene Liebliche unsere Herzen mit Dornen verwunden wollen? Und wie dann, wenn es nur die Regung der reinsten Freundschaft, einer unschuldigen Mädchenneigung wäre, eine gewisse Verehrung, unserer Kunst gezollt, was wir Beide für Liebe zu erklären wagen? — Was dann, wenn sie keinen von uns Beiden wählt?"

„Dann, dann müßte ich verzweifeln!"

„Und was dann — wenn sie mich wählt?" setzte der Freund hinzu, und sein Auge ruhte forschend auf dem trüben Antlitz des Dichters.

„Nein, nein, das thut sie nicht!" übereilte sich dieser in der ungeheuern Angst. „Das thut sie nicht!"

„Und warum sollte sie es nicht thun?" fragte Il Dolce, und eine helle Flamme loderte auf dem milden Antlitz. „Bin ich schlechter denn Du in den Augen der holden Jungfrau, vor dem Gerichte eines edlen Herzens und klaren Verstandes? Dein Reichthum wird nicht auf die Wagschale gelegt, denn auch ich kann der Gefährtin meines Lebens eine sichere und sorglose Zukunft versprechen. Sprich, warum sollte mich also Mina nicht wählen? Bist Du ihrer Liebe würdiger denn ich?"

Allein Wilhelm antwortete nicht: der Sturm in seinem Busen tobte; schnell ging er im Zimmer auf und ab, die Hände kreuzweis in einander geschlagen, biß er mit den Zähnen in die Lippen.

„Wohlan, hast Du nicht den Muth, auf meine Frage zu antworten, so laß die Welt entscheiden!" sprach endlich wieder Il Dolce. „Der für den Würdigsten eines so großen Preises und theuern Lohnes erkannte, möge Mina's Herz zu rühren versuchen. Bei den Thaten, die wir bis jetzt vollführt, leuchtete uns nicht das Ziel vor, nach dem wir jetzt Beide streben. Vollbringen wir etwas Neues, bestimmen wir die Zeit, und wer sich bis zu diesem Augenblicke auf eine höhere Stufe des verdienten Rufes und Ruhmes emporschwingt, dem öffne sich auch der Tempel der Liebe. Stimmst Du mir bei?" —

„Es sei!" antwortete Wilhelm nach einigen Sekunden mit dumpfer aber fester Stimme, dem Freunde die Hand reichend. „Ich gehe mit Dir den unerhörten, obwohl, wie ich fürchte, ungleichen Wettkampf ein, und will meine Seele zum gewagten Fluge beflügeln.

„Nun denn nach zwei Jahren —"

„Zwei lange Jahre soll ich meinen Schmerz bekämpfen? — Und wie dann, wenn Mina unterdessen zu einem Dritten in Liebe entbrennt?"

„Dann war auch unser heutiges Hoffen vergeblich; sie hätte uns auch heute nicht gewählt. Aber Mina wird keinen andern mit ihrer Liebe beglücken — dies sagt mir mein Herz mit prophetischer Stimme!" rief Il Dolce mit ungewöhnlicher Begeisterung; plötzlich aber, schmerzlich seufzend, griff er an sein Herz. Ein heftiger Stich hatte seinen Athem gehemmt, und erst nach langem Schweigen tief aufathmend — setzte er mit ruhiger, aber schwermuthsvoller Stimme hinzu: „Mich aber wird kaum ihre Liebe beseligen!"

(Die Fortsetzung folgt)

Treibholz.

Von Apollonius von Maltitz.

Zwei Prahler begegneten sich zu M. in einem Salon. Der Eine stößt an den Hut des Andern. „Verzeihung" sagt dieser. „Ich vergebe dir, erwiedert der erste, aber einen andern hätte ich niedergedonnert." „Einen andern als dich, hatte ich auch nicht um Verzeihung gebeten" entgegnet sein nicht minder tapferer Freund. — Was hat Spanien, Portugal und Gaskognien dagegen zu setzen?

Der arme kleine Mensch will doch immer mit Riesen zu thun haben; darum erfand er sich die ungeheuere Gestalt eines Fatums.

Nach Abschaffung der Peitsche führten die Franzosen in St. Domingo, nebst den Menschenrechten, einen großen dreifarbigen Stock ein.

Wiener Briefe.

Ende Juni.

16.

(Beschluß.)

Doch auch artistische Leiden und Freuden fehlten uns nicht in dieser Saison. Die italienische Oper brachte Lucrezia Borgia, Elena di Feltre, le cantatrici villane, Gemma di Vergy und Giuramento zur mehr oder minder gelungenen Darstellung. Die komische Oper „le cantatrici villane“ vom alten Maestro Fioravanti sprach wieder sehr an, weil sich darin die italienische Musik noch nicht in ihrer jetzigen vollkommnen Verflachung zeigt. In Bellini's „Montecchi e Capuletti“ sang Ungher die Giulietta, Gaduffi den Romeo; daß Beide nicht befriedigten, ist Jedem erklärlich, der die Stimmmittel der Erstern und die Darstellungskraft der Letztern kennt, welche wohl für komische und halbseriöse, aber nicht für hochtragische Charakteristik auslangt. Wenn wir im Allgemeinen heuer auch mit den Repräsentanten der italienischen Oper, besonders den Sängern Badiali, Moriani und Ronconi zufrieden sein können — so ist es doch unmöglich, das Repertoir nicht schlecht zu finden, obwohl dies im Durchschnitte bei der deutschen Oper ebenfalls der Fall ist, indem in beiden Saisons immer auf eine gute Oper sechs schlechte kommen, was eben nicht von großem Takte in der Wahl der Tonwerke, noch von nothwendiger musikalischer Einsicht zeugt. Die deutsche Oper hat nach den neuen Acquisitionen des Basses Draxler und (wie ich höre) eines ersten Tenors ein Personal, welches die größten Opern in herrlicher Durchführung darstellen können wird, aber wie viel klassische und anerkannt gute Opern werden wir wieder zu hören bekommen? Ich fürchte, nicht zu viele; und gute neue Werke führt man uns erst vor, wenn sie nicht mehr neu sind, oder in dem Josephstädtertheater früher gegeben wurden. Bei solcher musikalischer Theater-Misère thut es einem wahren Kunstfreunde unendlich wohl, wenn er von Zeit zu Zeit klassische Tonschöpfungen, wie Händels „Samson,“ Beethoven's Messe, Haydns (sogenannte) Paukenmesse, Mozart's Requiem rc. hören kann. Mozart's majestätisches Requiem wurde bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier Joseph Haydn's gegeben, und die Kapellsänger Lutz und Leitgeb, die Sängerinnen Tuczek und Hoffmann wirkten trefflich darin mit. Joseph Haydn's Paukenmesse hörten wir in der Minoritenkirche, und der ausgezeichnete Opernsänger Badiali und die Frln. Rosetti und Mohl sangen die Hauptpartien mit aller Rundung und Sicherheit; es war ein Trio von herrlichen klangvollen Stimmen. Beethovens wahrhaft himmlische Messe, dieses größte Werk der Kirchenmusik, wurde auf Impuls des Grafen Amadee dreimal in der Hofkapelle gegeben, und mit einer Präcision, Begeisterung und Vollendung ausgeführt, die der großartigen Komposition würdig war. Das kleine Publikum von ächten Musikverehrern, welche sich immer einfand, war stets bis zur Extase entzückt, und auf jeder Miene war die unwiderstehliche hinreißende Wirkung dieser göttlichen Musik deutlich ausgedrückt. Und der Mensch müßte wirklich gar keinen Sinn für erhabne Poesie und Tonkunst haben, welchen dieses Meisterwerk nicht begeisterte. So wie sich in Beethovens Symphonien eine ganze Welt voll Gefühlen, voll Humor und Leidenschaften reflektirt; so spiegelt sich in seiner Messe ein ganzer Himmel voll religiöser Sehnsucht, Erhebung und Anbetung ab. In jenen steigt er in die Tiefe der Menschenbrust hinab und holt daraus seine in vollen glühenden Strömen über das menschliche Herz und Gemüth sich ergießenden Tongedichte herauf; in dieser schwingt er sich in begeistertem Fluge in den christlichen Himmel empor und läßt seine mächtigen Hymnen zur Ehre der Gottheit ertönen. So wie er dort die Menschen- und Weltnatur, so hat er hier den Katholizismus in seiner Wesenheit genial aufgefaßt, und in charaktervoller Tonschöpfung wiedergegeben. Welche christliche Demuth liegt in diesem Kyrie, welch schmetterndes Lob der Herrlichkeit Gottes in diesem Gloria? Das Credo bewegt sich anfangs majestätisch und feierlich, wird immer düstrer und wehmüthiger, bis das et resurrexit jubelnden Triumph und himmlischen Glanz verkündet. Das Sanctus ist anfangs wahrhaft himmlischheilig und voll religiöser Anbetung, und gestaltet sich auf einmal prachtvoll und imposant, als wolle es die unendliche Herrlichkeit Gottes ausdrücken. Das Agnus Dei athmet sanfte rührende Wehmuth, das Dona nobis Ruhe und heiligen Frieden. Das ganze Werk ist tiefdurchdacht, hochcharakteristisch und vom erhabensten lyrischen Schwunge; kühn und genial hat sich darin Beethoven von jedem stehenden Typus losgerissen und frei seine Begeisterung walten lassen. Eine solche Tonproduktion wiegt eine ganze italienische Opernsaison auf. — Im nächsten Briefe die noch übrigen Ereignisse dieser Saison und dramatische Neuigkeiten.

L. M.

Vom Rheine.

Ende Juni.

Karl Immermann, der geistreiche Bühnendichter und Verfasser des „Münchhausen“ und der „Epigonen“, welcher früher am Landgerichte in Düsseldorf thätig war, ist jetzt als Landgerichtsrath nach Köln versetzt. Gewiß wird es ihm gelingen, auf die zerstreuten Elemente höhern geistigen Lebens dieser Stadt Einfluß zu gewinnen, und dort, wo so viel Gutes und Schönes aus Mangel eines leitenden Geistes scheiterte, einmal etwas Tüchtiges zu begründen. Für Düsseldorf aber wird seine Abwesenheit ein merklicher Verlust sein, da nach ihm keine Feder zurückbleibt, kein Charakter, welcher Anziehungsgabe und Schönheitssinn genug besäße, das poetische Leben Düsseldorfs zu lenken. So ward noch verwichenen Winter der glückliche Versuch gemacht: unter den jungen Künstlern (Malern) eine Bühne zu bilden, und zwar die altenglische zu Shakespear's Zeiten neu ins Leben zu rufen, was von Immermann mit Forschergeiste vermittelt, von so vielen jungen Künstlern rasch ergriffen und fleißig und sinnig ausgeführt wurde. Die Bühne stellte nämlich im Vorgrunde ein Zimmer dar, worin alle Auftritte statt fanden, welche vom Dichter in die Zimmer verlegt waren, der Hintergrund, der Prospekt aber zerfiel in zwei große Bogen, in denen Ansichten prangten, und zwar im rechten eine Aussicht auf das Land, im linken eine Aussicht auf die Stadt, so, daß alle Scenen, die Wald, Feld, Strand u. s. w. verlangten, im Hintergrunde rechts, alle, welche Straße, Markt u. s. w. erforderten, im Hintergrunde links gespielt wurden, auch daß das Spiel durch keine Verwandlung gestört wurde, und um so unabhängiger und freier aus dem Coulissen- und Dekorationswesen, welche es heutigen Tages zu erdrücken drohen, hervortreten konnte, was als Versuch wenigstens nicht zu tadeln war. Was das Spiel selber anbelangt (die höchste Leistung bestand aus dem Shakespear'schen Dreikönigsabend), so wurde von den jungen Künstlern und Damen so gespielt, daß sie jede Erwartung übertrafen, und selbst ein Hoftheater nicht leicht ein besseres Ineinandergreifen und so schöne Besetzung aller Rollen möglich machen könnte. — Der Musenstadt Düsseldorf bleibt unter den vorwaltenden Umständen noch der dramatische Schriftsteller Uechtritz, welcher auch jüngst durch seine Schrift über die Düsseldorfer Schule als Kunstrichter aufgetreten. Der zweite Band derselben, welcher erst erscheinen soll, wird sehr viel Sünden des ersten zu büßen haben. Herr v. Uechtritz hat eine so geringe Sehkraft, daß er seine Freunde auf der Straße kaum wieder zu erkennen vermag, geschweige die Bilder seiner nicht befreundeten Maler. Er ist der Jonathan Lessings, der zu seinem Lobe erzählt, wie er sich räuspert und wie er spuckt; und hat vergessen, daß ein Stielke in Düsseldorf lebt, der historische Bilder malt, die von jeher über die weiche Sentimentalität Lessings erhaben gewesen, daß Bendemann, Sohn, Hübner, daß Haach, Köhler, Kiederich, Klossen und noch andere Künstler in Düsseldorf sind oder waren; hat vergessen, daß Achenbach dort wohnt, der einer der ausgezeichnetsten europäischen Wassermaler, daß Pulian, Schirmer, und viele andere Landschafter dort sich niedergelassen, die durch ausgezeichnete Leistungen bekannt sind, daß Schröter, Sonderland und Müke mit ihrem tiefen gediegenen Humor nicht in den Hintergrund zu setzen sind, wenn man einmal von der Düsseldorfer Schule schreiben und keine Monographie liefern will, eine Aufgabe, die der bekannte Graf Raczinski in seinem Werke gewiß würdiger und parteiloser ausgeführt hat. Auch schildert dieser Kunstfreund und Kunstkenner bei weitem das Stillleben des Stockkämpchens, des Vergnügungsortes der Maler, wahrer, obschon er gewiß die Mittel gehabt dort einmal eine Flasche Syrakuser zu trinken, welche Herrn von U. übrigens von einem vornehmen Gaste aufgetischt wurde, so daß er sie in seinem Schriftchen allen andern servirt, und damit thut, wie der Jean Paul'sche Reisemarschall beim magnetischen Gastmahle. Hoffentlich werden die zurückgesetzten armen Maler sich nicht über den großen Kritiker ärgern, sondern statt durch dessen Schriften, durch ihre eigenen Werke ihren Ruhm dauernder zu befestigen suchen. —

Musik.

Der Pilger. Nach dem Englischen des Walter Scott, deutsch bearbeitet von F. Freiligrath, für eine Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt von Siegmund Goldschmidt. Prag bei Johann Hoffmann.

Der Stoff: ein alter müder Pilgersmann, der in stürmischer Dezembernacht an das verschlossene Thor eines hartherzigen Försters pocht, vergebens um Einlaß fleht, und am nächsten Morgen von Frost

und Erschöpfung getödtet im Erlenbusch gefunden wird — hat die trefflichste malerisch-deklamatorische Behandlung, ganz wie sie das Gedicht erheischte, in der Komposition gefunden. Die höchst ergreifende Wirkung, welche Goldschmidts Musik zu dem schauerlichen Texte bei guter Ausführung nicht verfehlen kann, liefert abermals einen Beweis, wie sehr wir berechtigt sind, mit jedem neuen Werke dieses Komponisten eine glänzende Probe seines weit vorragenden Talentes und seiner äußerst gediegenen Künstlerbildung zu erwarten. — Die Einleitung in C-moll, das ängstliche Pochen des ermatteten Pilgers ausdrückend, ist bei ihrer einfachen Bewegung von unwillkürlich ergreifendem, poetischem Eindruck; die Mittelsätze: „Kein Frevler in des Königs Jagd", der bange Hilfruf: „Um der Jungfrau Willen", besonders aber die Strophe „Der Hirsch vom warmen Laub umhüllt" mit der melodisch-klagenden Begleitung steigern die Wirkung immer mehr, Freiheit und wohlgelungene Rundung der Form erhöhen den Werth des Ganzen. Ueberhaupt verdient hervorgehoben zu werden, wie Goldschmidt selbst da, wo er die reichsten, geistigen und technischen Hilfsquellen entwickelt, jeden unnützen, das rechte Maß überschreitenden Aufwand so meisterhaft zu vermeiden weiß, daß er der Wirkung seiner Musik nur desto sicherer bleibt. — Somit sei diese Komposition den Freunden ächt poetischer, Wahrheitdurchdrungener Tonwerke auf das wärmste anempfohlen. L. N.

Prager Bühne.

Weiteres Gastspiel des Hrn. Nestroy: Am 28. v. M. in der Rolle des Tobias Hackauf in der „Dienstbotenwirthschaft" (zum 3. Male), am 29. in jener des Blasius Rohr in „Glück, Mißbrauch und Rückkehr" (zum 2. Male), am 30. in der des Lustig in der „falschen Primadonna" von Bäuerle*), am 3. Juli als Egidi in Hopps hier zum ersten Male und zum dritten Benefice des Gastes aufgeführter Posse: „Pelzpalatin und Kachelofen", am 5. als Bedienter Johann in „zu ebener Erde und erster Stock." Die vorletzt genannte Novität erhebt sich wenig über die Mittelmäßigkeit. Indeß ist es bei der heutigen Armuth an guten neuen Lokalstücken schon immerhin etwas, wenn ein solches nur überhaupt vor den Augen des milderen, d. h. des Publikums mit Ausnahme der Rezensenten Gnade findet, und ich will für diesmal mein kritisches Seeirzeug getrost bei Seite lassen. Mag sich somit Hr. Hopp mit Hrn. Nestroy, der an diesem Abende wieder seine reiche Fülle originellen Humors entfaltete, in den günstigen Erfolg des neuen Stückes theilen. Die eingelegten Couplets mit dem Refrain: „man kommt auf kein Grund" hatten sich wiederum desselben stürmischen Beifalls zu erfreuen, wie das erste Mal bei Aufführung des „Erbschleichers," welcher Posse sie eigentlich angehören. Man kann sich aber auch wirklich an Hrn. Nestroy im Vortrage seiner Couplet's kaum satt hören: der charakteristische Wechsel in seinem Vortrage, im Mienen- und Geberdenspiel liefert den pikantesten Kommentar zu ihrem Inhalte voll kernigen Witzes und zeitgemäßer, satyrischer Beziehungen, in welchen Nestroy's lokale Muse bekanntlich am meisten eminirt. Daß ihm sein sonores Organ dabei auch gar sehr zu Statten kommt, habe ich schon ein andermal erwähnt, vielleicht liegt jedoch eben in dem entschiedenen Toncharakter seiner Stimme der Grund, warum derselben jene unnatürliche Höhe des Falsets, zu der so mancher von der Natur weit spärlicher bedachte Sänger sein Bischen Kehle zu dressiren weiß, um damit als „falsche Primadonna" das Publikum zu amusiren(?), weniger konvenirt. Hr. Nestroy bedarf aber auch solcher extremen Mittel für seine Effekte keineswegs, um sich auch in dieser von seinem sonstigen Rollenfache so gar verschiedenen Partie den lebhaftesten Beifall zu erringen, insbesondere dürfte seine (dreimal gewechselte) Toilette, worin er als Catalani figurirte, an Eleganz und Geschmack so mancher wirklichen Sängerin zum Exempel dienen. — Als Johann endlich in seiner eigenen Posse „zu ebener Erde und erster Stock" stellte sich das Talent des Hrn. Nestroy den Pragern von einer ganz neuen aber nicht weniger vorzüglichen Seite dar. Hier finden wir nicht mehr den Humor des die Welt in seiner eigenen Person parodirenden Bruder Liederlich, wie sich Nestroy in Konzeption solcher Charaktere wohl am häufigsten gefällt, sondern den bittern Hohn und Sarkasmus eines in Grund und Boden verdorbenen, von den gemeinsten Leidenschaften zerrissenen Menschenherzens. Hr. Nestroy hat für dieses Genre niederer Intrigue nicht weniger Talent als für die Komik. —

nd. n.

*) Diese originelle Posse übt auch jetzt noch die größte Wirkung auf das Publikum. Die Red.

Notizen.

(Karlsbad, 3. Juli.) Gestern kam der hannoveranische Konzertmeister und Violinspieler Hr. A. Bohrer mit seiner eilfjährigen Tochter, der ausgezeichneten Pianistin, hier an. Beide hatten sich bekanntlich in Wien eines großen einstimmigen Beifalls zu erfreuen.

(Eisenbahnen.) Von Olmütz aus wird ein Arm der Kaiser Ferdinands-Nordbahn nach Schönberg führen. Dieses Unternehmen erscheint um so nützlicher, als hiedurch nicht nur die großartige Leinwandindustrie der Stadt Schönberg gehoben, sondern auch die daselbst zu errichtende mechanische Flachs- und Hanf-Spinnerei und die ausgezeichneten Eisenwerke und Metallwaaren-Etablissements der Herrschaft Wiesenberg der mährischen Hauptstadt näher gebracht werden. Die Aktien sind bereits größtentheils vergriffen. Ein Seitenflügel wird nach dem gewerbreichen Sternberg führen.

(Moravia.)

(Papiermangel.) In Folge der französischen Blokade des Hafens von Buenos-Ayres ist dort das Papier so rar geworden, daß die neuesten Nummern eines englischen Blattes „The british Parke" auf aneinandergeleimten Papierstreifen gedruckt werden mußten, und bei längerer Fortdauer der Blokade das gänzliche Aufhören der dortigen Blätter, so wie überhaupt alles Druckens und Schreibens, ja sogar der Liebesbriefe in Aussicht stand. (Wiener Ztschft.)

(Neue Erfindungen.) Hrn. Alex. Scheidler in Montjoie bei Aachen, der sich durch Einführung der Jacquart'schen Webstühle bei Tuch- und Kaßimirfabriken verdient gemacht, ist es gelungen, aus Faserstoff ein sehr brauchbares, ja schönes Packpapier herzustellen. Er will jetzt eine Torfpapierfabrik errichten. — Herr Bouchet in Paris hat eine Fabrik gegründet, worin er Papier aus Maisblättern macht. — In Amerika ist eine Maschine aufgestellt, durch welche wollene Stoffe, auch der feinsten Art, mit weniger als dem Viertel der bisherigen Kosten erzeugt werden. Das Material wird nicht gewebt, sondern gepreßt. — Herr Monnet, Kupferstecher in Lyon, hat ein Verfahren erfunden, mit Steinplatten mehrere Farben auf einmal zu drucken.

(Sprachmaschine.) Hr. Joseph Faber in Wien hat eine Sprachmaschine vollendet, an welcher er 16 Jahre arbeitete. Der Luftstrom wird mittelst eines Blasebalges erzeugt, und die Wirkung der Muskelkraft durch Hebel erzweckt; diese stehn in Verbindung mit einer Art Claviatur von 16 Tasten, auf welcher der Mechaniker durch Fingerdruck das ganze Alphabet, die Empfindungslaute, und nicht blos beliebige Worte, sondern auch ganze Sätze deutlich und vernehmlich hervorbringt, wobei sogar die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Idiome, z. B. die komplicirtesten Laute der böhmischen, und die Nasentöne der französischen Sprache getreu nachgebildet werden. —

(Kurzer Prozeß.) Der königliche Gerichtshof von Douai hat so eben in letzter Instanz über einen, den Besitz großer Ländereien betreffenden Rechtsstreit entschieden, welcher seit 1728, also 112 Jahre, im Zuge gewesen war. Beiden Parteien sind Zugeständnisse gemacht worden.

(Turnier.) Auch jetzt noch kommen Turniere vor, und zwar in Tiflis. Am 10. Dezember 1839 wurde dort ein großes tatarisches Fest gehalten. Nach einem im Freien gehaltenen Gottesdienste begannen die Wettrennen und das große Turnier. Achtzig vollständig gerüstete Reiter zogen in die Schranken ein, und kämpften drei Stunden mit einander, erst mit den Lanzen und dann mit dem Schwerte. Sie waren theils kabardische, theils tatarische Fürsten. Die Ersteren trugen vergoldete Rüstungen mit rothen Schärpen, und Alle ritten auf Schimmeln. Die Tataren erschienen in silbernen Rüstungen mit grünen Schärpen auf feurigen Rappen. Der Sieg blieb den Ersteren; denn am Ende des Turniers saßen von ihnen noch acht im Sattel, während ihre Gegner sämmtlich abgeworfen waren!

(Wiener Zeitschft.)

(Artige Kinder.) Auf der Nürnberg-Fürther Eisenbahn, die jetzt auch Plätze für das liebe Vieh eingerichtet hat, meldete ein Schweintreiber eine Sau mit 12 Ferkeln an, für welche letztere er sich Kinderbillets ausbat.

(Bresl. Blätt.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 56. Samstag den 11. Juli. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.). auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Des Dichters Liebe.

Novelle.

Aus dem Böhmischen des Jos. Kaj. Tyl, von Jos. Al. Cz . . . .

(Fortsetzung.)

4.

Aus Wilhelms Tagebuche.

. . . . Die eig'ne Lust, das eig'ne Leid
Woll' uns in deinem Herz kredenzen!
Laß tönend deiner Zähren Naß
An die metall'ne Wölbung klopfen.
Und aber ihr verbluten laß
Dein Herz sich bis zum letzten Tropfen;
Wovon dein Kelch auch schäumt, mit Gier
Woll'n seine Gaben wir empfangen!
Mit durst'gen Lippen wollen wir
An seinen blut'gen Rändern hangen.
Freiligrath.

Werde ich mich zu jenen Höhen erheben, wo die Siegespalme winkt, und der Myrthenkranz grünt? Soll ich es wagen? werden meine Fittige hinreichen? — Sie müssen. Meinen Genius will ich beschwören, daß er mir aus dem tiefsten Schatze die edelsten Korallen aufhäufe, einen Kranz will ich in meine Locken winden, und hüpfen werde ich, wie ein Wilder in Amerika's Wüsten.

Ich mußte die Wette eingehen, ich mußte! Der Preis ist groß — ach, und würde ich all das Blut meines Herzens ausschreiben, so würde ich es nicht erreichen, den Schatten ihrer Schönheit und Anmuth zu schildern. Der Preis ist groß, und Er? . . . o diese gute, reine, fromme und treue Seele, welche ich hassen sollte, die ich aber liebe!

Thörichter! Thörichter! was hast du gethan? In die Schranken zu treten mit der Tonkunst, dieser Sprache aller Nationen, diesem Schlüssel aller Herzen? Armselige, geheiligte Poesie! — Wo ist dein Zauber, wo deine Kraft — wo deine Truppen gegen die Reihen der betäubenden Töne? — Hieher, hieher! Ich will es wagen. Meine Ruhe, mein Leben und mein Heil setze ich aufs Spiel. Ich will nicht an der Menschheit verzweifeln. — Ach, ich bin elend — ich fühle meine Schwachheit und Ohnmacht. Die Furcht übermannt mich, und lastet auf meinen Schwingen. Ja, ja! dies sind die Augenblicke, in denen die Muthlosigkeit, die Mutter der Verzweiflung, auf uns einstürmt.

Muthlosigkeit? — Hinweg, hinweg! Noch lächelt Mina — vor der Hoffnung verbirgt sich die Verzweiflung.

O Mina, Mina! du sitzest bei deinem Tische, und die Rose zwischen den schneeweißen Gardinen des Fensters sieht dich an, lächelt dir zu, du spielst mit dem verschämten Blatte, und liebkosest ihre Krone. Mina, weißt du auch, was in mir bei deinem unschuldigen Spiele lodert? — Wehe mir, daß ich nicht sprechen darf!

Aber ich rede doch, rede mit dir im Geheimen, und die Welt wird mit Verwunderung meinen Gesprächen lauschen. Wird sie?! — Meine Lieder reden mit dir, sie preisen dich, sie beschwören dich, sie klagen; sie sind der Wiederhall meines Herzens, der Abdruck deines Geistes, das Bild deiner Reize!

Heilige Stille der Nacht! — du Mutter der lauteren Dichtung! Begeistere mich mit deiner geheimen Kraft, damit ich die Sehnsucht und den Schmerz, die Hoffnung und die Freude so lebhaft, so bezeichnend auf das Papier ergieße, wie deine Sterne blinken. Möge die Welt um mich herum schlafen und träumen — in einem schöneren Traum, als der meinige ist, kann kein Sterblicher schwelgen.

Wie sie mir zulächelt! — und bei diesem Lächeln sollte ich nicht vergessen, daß mein Herz blutet? O süßer Balsam auf die nicht vernarbte Wunde, himmlisches Lächeln der holden Lippen! Du Sonne über der Eisdecke — durch dich lebe ich! durch dich, meine Mina! du bist die Schäferin, die Gebieterin und Königin meiner Gesänge.

Und er? Liebt er noch? — Wahnsinniger! wirst du aufhören sie zu lieben? Er ist ein stiller Vulkan, dies erkenne ich jetzt, und die Erde wird erbeben, wenn einst der Lavastrom den Ausbruch gefunden.

Ich, ich weiß es, weiß es ganz gewiß, warum er die Zeit nicht im weltlichen Getümmel vergeudet, warum seine Violine jetzt in stiller Einsamkeit tönt! Ich weiß es, und zittere!.. Redet! ist noch ein Schritt zur Vollkommenheit möglich? redet, ihr Schutzgeister meiner Seligkeit. Ihr wisset, was Il Dolce kann. . . Er ist! — er ist! tönt es in meinen Ohren. . . Paganini! O!

War ich von Sinnen, als ich es wagte, mit ihm zu ringen — konnte ich aber anders?

Warum bleichen sich seine Wangen? Warum flammt das Auge mit Fieberglut, wenn es auf ihrem Antlitz ruht? Ist es Mißtrauen in seine Kraft — oder . . . Gott verhüt' es! Nein, nein! — Es war ein abscheulicher, sündhafter Gedanke! . . . Oder nagt der Tod an der Wurzel seines Lebens? — Wie hatte er gesprochen? „Mich wird kaum ihre Liebe beseligen?“ — Ja sie wird's!

Wehe mir! Ihr Herz neigt sich ihm zu — Eifersucht, du wilder Luchs, du lechzende Bestie, warum zehrst du so bedächtig an meinem Lebensmarke? —

„Sind Sie krank?“ fragte ihn Mina.

„Nein“ — sagte er, aber dieses Nein tönte wie: Ja, ja, ja! Er

zwang sich fröhlich zu sein; was ist aber erkünstelte Fröhlichkeit? Neunfache Trauer!

Sie wandte sich weg, und trocknete — o ich sah es wohl! — sie zerdrückte eine Thräne in ihrem schönen Auge. Ach, was gäbe ich für solch eine Thräne, wenn sie um meinetwillen über ihre Wange flöße.

Rufe mich nicht zu Gericht, o Herr! rufe mich nicht! Ich bin ein elender, abscheulicher Sünder, ich bekenne es, mein Herr und Gott! — Ach! das Böse schlummert nie; das Böse ist eine ewig wache, glatte Schlange — laß eine noch so kleine Ritze in deiner Brust, sie frißt sich in dein Herz.

Wie lieblich leuchtete die Sonne! Wie angenehm winkten die Bäume, die klaren Wellen, und des Himmels Blau! Donau! willig trugst du unsern Nachen! Schweigend saßen wir darin — er und ich.

Sein Auge hing an der glänzenden Oberfläche. Sein Gesicht war von der Tageshitze ein wenig geröthet — oder dachte er ihrer? Der Satan trat zu mir, und flüsterte, mein Herz fing an unruhig zu werden; ihn anblickend, maß ich mit unstätem Auge das kalte, tiefe Grab unter uns!

Mich schauderte. „Hinweg, hinweg Versucher!" — Ich schrie und weinend fiel ich zu Boden, daß der Kahn stark zu schaukeln begann. Ach, warum fiel ich nicht um einen Schritt weiter! Die Wellen waren so angenehm kühl, alle Schmerzen heilend, der beste Balsam.

„Beim lebendigen Gott! Was fehlt dir, Freund?" —

„Konnte ich die Wahrheit bekennen? — Konnte ich ihm sagen: „Bruder, Bruder! ich wollte dich . . . ihm es sagen, der mit einem seelenreinen Auge mich ansah? Konnt' ich's?

Ach, ich bin ein elender, abscheulicher Sünder! Und meine Strafe? Ich verbanne mich aus meinem Paradiese . . . . Könnt' ich eine schwerere Strafe ertragen?

Ich habe sie nicht gesehen! — vier lange Wochen nicht gesehen. Die Kurzsichtigen wähnen mich krank; ha, ha! ich bin fröhlich, fröhlich, fröhlich! — bis mir vor Fröhlichkeit Thränen über die Wangen rinnen.

Zufällig sah ich in den Spiegel, — fing an zu lachen! Es ist ein scherzhafter Spiegel! Nicht, daß er mein Gesicht zeigte — keineswegs! — ein fremdes, blasses, verwildertes Gesicht, eingefallene Augen — o scherzhafter Spiegel!

Weh, mein Haupt! . . . Furchtbares Zucken — Flammen — Eis!

Mina, Mina! — O elende Freundschaft, bitterer Kelch, wann werd' ich dich leeren?

Und muß das Wort des Mannes heilig sein? — Muß es . . . O mein Haupt!

Mein Busen ist ein stilles Grab, und meine Liebe darin begraben. Ich selbst habe ihr das Schwanenlied gesungen. Jetzt will ich über ihr Blumen pflegen, Blumen, aufgewachsen aus meinem Blute — stille Lieder.

Die Kraft zum wilden Aufschwunge gelähmt.

Was war's? — Beim lebendigen Gott! Ein belebender Funke durchzuckte meine Adern. Bin ich krank, gesund, wachend, träumend? — O wer wird mir's erklären?

Abermals hatte ich sie erblickt. Leichte Wolken stiller Trauer ruhten auf ihrem Angesichte, und entflogen, als ich eintrat. Habe ich mich nicht getäuscht? Rosen erblühten auf dem Schnee ihrer Wangen.

„Wir waren um Sie sehr besorgt!" dabei reichte sie mir die Hand.

„Sie auch?" und ihre Hand behielt ich in der meinigen.

„Wilhelm!" — Ihr Auge — ach mir schien es thränenbethaut! — ruhte auf mir mit liebeathmendem Vorwurfe. „Glauben Sie wirklich, daß ich ruhig sein könnte, wenn ich Sie in Gefahr weiß?"

„O warum hatte ich diese Gewißheit, dieses wunderbar heilende Manna nicht früher? Die schmerzhafte Krankheit wäre nicht mit verrätherischen Schritten genaht!"

„Daß Sie die Gewißheit nicht hatten? Kann ich dafür, daß Sie nicht ein besserer Kenner des menschlichen Herzens sind? Ja freilich — Sie reichen uns nur den Nachhall Ihres Herzens — was kümmert Sie ein fremdes Herz?"

Ihre Hand zitterte in der meinigen. Die Flamme schlug lichterloh in meinen Adern auf.

„Mina!" rief ich, ihre Hand an meine Lippen drückend, und mit der Rechten, das erste Mal, seit ich sie kannte, ihren Gürtel umfassend.

Da trat er ein! Ach warum dauerte mein Traum nicht länger?

Verderben den Feiglingen! Ich wagte es noch einmal. Die Sehne ist gespannt — fliege, Pfeil, fliege!

Oder soll ich vor dem Ende verzweifeln? Zitterte nicht ihre Hand in der meinigen?

Hier sind meine Lieder! — Welt, empfange sie, und fälle das Urtheil!

Lange Zeit gedachte ich nicht meiner Güter! — Was ist mein Reichthum gegen einige gedruckte Zeilen, gegen einige ausgesprochene Worte, die mich jetzt den ersten Dichtern anreihen? Ach, jetzt erst bin ich reich — jetzt!

Mina, Mina! Meine Hoffnung ist neu belebt, meine Kraft wächst! Und er?!

Heute ist der 23. April; und morgen? — morgen spielt Il Dolce. Ueber mich hat schon die Welt ihr Wort gesprochen; über ihn wird sie es.

Zwei volle Jahre habe ich ihn nicht gehört. Und morgen? . . . Nein! Nein! — Ich werd' ihn nicht hören, unmöglich, auch als Zuhörer würde ich ihn nicht hören.

Hinweg, hinweg mit aller Reimkunst! Alberne, arme, unnütze Poesie! — Wo ist deine Kraft, wo? Wo der Lohn deinem treuen Sohne, der dich mit seinem Blute pflegte? Wie Dunst zerfloß dein Zauber gegen die magische Kraft der Tonkunst, gegen eine einzige, schwache Violine, gegen ein Instrument von Holz? — Ich bin vernichtet.

Ich bin's! Ich bin's! Aber die Welt hat auf sich selbst ein Pasquill gemacht.

Es ist eine gemeine, eitle, elende Welt, ein nach Glanz und Tand jagendes Durcheinander ohne Maß und Ziel, ein mit Flitter spielendes Kind. Und du — du willst dich erleuchtet nennen?

Dein Licht ist eine feuersprühende Pechfackel, und was sich in ihrem rothen Scheine nicht zeigt, das siehst, das kennst, das fühlst du nicht!

Was sind die durchwachten Nächte eines Dichters? Was ist sein Kampf und Sieg mit dem hundertarmigen Riesen, der Sprache? Was ist seine Begeisterung, sein Lachen und Weinen — was sind dir seine Gesänge?

Sind die feurigsten und heiligsten Worte eines Dichters das, was

ein einziger Griff in die Saiten? Ist der furchtbare, erschütternde Wirbel des blutenden Herzens so viel, als ein einziger, diesen verfluchten Schafsdärmen entlockter Accord . . nichts, nichts! Schon verstumme ich. Alles ist in der besten Ordnung, weil es das ewige Feuer des erleuchteten Jahrhunderts bescheint. Ich schweige, theuere Welt! Bleibe wie du bist — aber mein Prozeß ist noch nicht verloren. Du hast freilich mit mir nicht so viel Lärmens gemacht, wie mit ihm — es mögen würdigere Richter entscheiden.

Aber wer? — Ach, ich fürchte, ich fürchte! Die ganze Welt ist verkehrt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Nürnberg.

Ende Juni.

Mag es in Stuttgart und Würtemberg auch noch so angenehm sein, wie es denn wirklich, zumal verglichen mit andern Ländern, vom Leben darin, im Allgemeinen und Einzelnen, viel Rühmenswerthes zu berichten gibt, so ist es doch von Zeit zu Zeit gewissermassen Bedürfniß, sich von den gewohnten Umgebungen loszureißen, und, wenn es nicht gestattet ist, Meere zu durchsegeln, oder die Luft von Paris und London zu athmen, wenigstens einen kleinen Ausflug in das Nachbarland zu machen. So fühlte denn auch ich mich so recht eigentlich erleichtert, als ich im Eilwagen saß, und nun die Gewißheit hatte, wenigstens auf einige Tage mancherlei Unannehmlichkeiten zu entbehren, die mit allen und jeden Verhältnissen, wären sie auch sonst die besten, verbunden sind, und Einem oft recht widerwärtig werden, ich meine z. B. die Langweile eines Theaters, in welchem Herr Wallbach fast lauter schlechte französische Uebersetzungen aufführen läßt, die Lächerlichkeit vieler Herren Schauspieler, die Einem, wegen jedes nicht ausdrücklich **lobenden** Prädikats ein schiefes Gesicht ziehn, die Miserabilität der erscheinenden Lokalblätter, die, den „Verkündiger“ in der Person des Herrn Courtin an der Spitze, jede nichtswürdige Klatscherei und gemeine Persönlichkeit bereitwillig ihren Spalten einverleiben, und noch manches Andere, was sich eher denken, als aussprechen oder gar drucken läßt. Trifft man auch an andern Orten nicht viel Besseres, so kann doch eine Luftänderung gar nicht schaden, vielmehr wird man mit den Mängeln der Heimath ausgesöhnt, wenn man die faktische Ueberzeugung gewonnen hat, daß es anderwärts nicht eben besser ist. Es ist nicht allein der klassisch-mittelalterliche Boden Nürnbergs, der so unwiderstehlich anzieht, es ist auch, und ganz besonders, die gutmüthige Höflichkeit, das wohlbekannte, uneigennützige Entgegenkommen der Nürnberger, was dem Fremden den Aufenthalt in dieser Stadt so angenehm macht. Mit wenigen Briefen komme ich nach Nürnberg, ich selbst kenne persönlich Niemanden in dieser volkreichen Stadt, und ehe ich 6 Stunden darin zugebracht, ehe ich nur meine Briefe alle abgegeben habe, finde ich mich in einem traulichen Kreise eben so gebildeter, als anspruchsloser und fröhlicher Männer, einfacher, eben so heiterer als sittsamer Frauen und Jungfrauen. Hier denkt Niemand daran, den Andern überstrahlen zu wollen, Keinem ist es darum zu thun, auf Kosten des Ganzen **sich** geltend zu machen. Bereitwillig opfert Jeder seinen Privatwunsch dem Verlangen der Gesellschaft, und findet nur in der frohen Stimmung Aller sein eigenes Vergnügen. An der Hand von Männern, die ihre Vaterstadt lieben, und mit jeder Einzelnheit in ihr und ihrer Geschichte vertraut sind, geht man durch die belebten Straßen, und erhält über Alles die beste, verständigste Auskunft. Gern opfern sie Zeit und Mühe, um den Fremden sowohl mit den Merkwürdigkeiten ihrer Stadt als mit den eigenthümlichen Vergnügungen, welche sie darbietet, bekannt zu machen. Was die ersteren betrifft, so bedarf es nicht erst meiner Feder, um darauf aufmerksam zu machen. Doch muß ich gestehen, mehr werth, als alle Kunstwerke und Merkwürdigkeiten, welche Nürnberg in so reicher Fülle bietet, war mir immer der erhabene Eindruck, den das Ganze, die alterthümliche Stadt mit ihrer ehrwürdigen Burg und der herrlichen, fruchtbaren Gegend, die sie umgibt, auf Jeden machen muß. Am liebsten ist mir daher die Ansicht der Stadt, welche Eduard Waldau, der Verfasser der Genrebilder aus Nürnberg, folgendermaßen beschreibt: „Wir stehen auf dem freien Platze der Nürnberger Burg, die Freiung genannt. Eine alte Linde streckt ihre grünbelaubten Arme weit über uns herüber, während zur Seite der Burgthurm stolz in die Luft strebt, und mit seiner Spitze die Wolken küßt. Und tief unter uns liegt sie hingebreitet, die alte, ehrwürdige Noris. Es reiht sich Dach an Dach, und aus der umfangreichen Häusermasse steigen die Thürme von Sanct Sebald und Lorenzen zu uns herauf, wie ernste Mahner an der Zeiten Lauf, wie stille Zeugen der entflohenen Jahrhunderte. Nach Osten hin begränzt den Horizont ein auslaufender Zweig des Fichtelgebirges. Wir sehen die blauen Berge, durch welche die Pegnitz zu uns schaukelt. Und weiterhin nach Süden tritt die Begränzung näher. In dunkelgrüner Färbung trennt den Lorenzer Wald die weitere Ebene von dem Weichbild, bis mehr nach Westen sich die Höhe von der alten Veste dem Blick entgegenstellt, und unsere Fernsicht schließt. Und dort taucht ein Kirchlein auf, das Kirchlein von St. Rochus. Es liegen viele Steine um dieses Kirchlein her, und unter dieser einem ruht Peter Vischer aus.“ *) Daß die Nürnberger den materiellen Genüssen keineswegs abhold sind, kann man schon aus der bekannten und urkundlich erwiesenen Thatsache entnehmen, daß der Senat der alten Reichsstadt Nürnberg täglich um Mitternacht Wagen in den Straßen umherfahren ließ, um diejenigen Mitbürger aufzunehmen und nach Hause zu befördern, welche von der Gewalt des Weines übermannt im Nachhausegehen an der ersten besten Mauer dem Schlafe in die Arme gesunken waren. Die Nachkommen sind der Ahnen würdig. Obgleich Nürnberg eines der besten Biere hat, von welchem auch, wie man sich überzeugen kann, tüchtig gebürstet wird, so wurde dennoch berechnet, daß in Nürnberg unter allen deutschen Staaten verhältnißmäßig der meiste Champagner konsumirt wird. Aber das Bier, o das Bier! Ich nenne nur den Namen Jammerthal, und meine Phantasie zaubert mich plötzlich in jenen kleinen Garten, wo der köstlichste Gerstensaft verzapft wird. Jammerthal hat bereits einen fast europäischen Ruf erlangt. Der Fremde, der nach Nürnberg reist, wird von allen Seiten auf dieses Jammerthal-Elysium aufmerksam gemacht. Und wie vortrefflich unterhält man sich auf der Rosenau, dieser herrlichen, von einem Weiher umflossenen Wiese, auf der sich wöchentlich ein paarmal die Nürnberger große Welt versammelt, um bei Musik und Bier sich des Lebens zu freuen. Wie traulich sitzt man in dem Nürnberger Tivoli, dem ländlichen Wirthshause des eine halbe Stunde von der Stadt entlegenen Dorfes Großreuth. Wie reizend ist die Aussicht über Stadt und Land von der alten Veste, zu der man auf der ersten deutschen Eisenbahn bis Fürth, und von hier vollends zu Fuß durch anmuthige Wiesen und Waldungen gelangt.

Die Literatur ist in Nürnberg nicht sehr stark repräsentirt. Der Journalismus will wenig heißen, und beschränkt sich auf den weit verbreiteten Nürnberger Korrespondenten. Der Redakteur desselben ist ein durch langjährige Uebung mit allen Theilen seines Geschäftes vertrauter, in Gesellschaft freundlicher und witziger Mann. Der unter dem Schriftstellernamen Georg Neu durch einen Roman und einige Gedichte bekannte **Neumann** fungirt als Geistlicher. Hier lebt auch der durch Lewalds Europa bekannte Dr. **Ghillany**, und der redliche **Lützelberger**. Vor Allem aber ist **Daumer** zu nennen, eine höchst interessante Persönlichkeit; sein lang verkanntes literarisches Bestreben muß jetzt endlich die Würdigung finden, welche es in so hohem Grade verdient. Doch ist hier nicht gerade der Ort, um auf die genauere Entwicklung der Ansichten und Grundsätze dieses Gelehrten einzugehen. Ich bemerke nur, daß er die Briefe Bettina's größtentheils in Gedichte brachte und Hauptmitarbeiter an der Zeitschrift „Athenäum“ war, die bei Merz in Nürnberg herauskam, und eine bessere Aufnahme verdient hätte.

Von Nürnberg nach Erlangen kommt man in zwei Stunden. Hier sucht man **Rückert** auf, den so lange unberücksichtigt gebliebenen, und jetzt plötzlich so berühmt gewordenen bändereichen Dichter. Eine hohe, imposante Gestalt, das dichte, aber schon etwas ergraute Haar in der Mitte gescheitelt, die Züge hart und markirt, kömmt dem Eintretenden entgegen, winkt ihm Platz zu nehmen, und unterhält sich eine gute Viertelstunde recht freundlich mit ihm. Rückert bekümmert sich um die Journalliteratur gar nicht, und von der übrigen scheint er fast nur das zu kennen, was in die lyrische Poesie einschlägt, abgesehen natürlich von der orientalischen Literatur, die er bis ins Einzelnste kennen muß; denn er kündigt in jedem Semester Vorlesungen über Sanskrit, persische, arabische, malaische, türkische ꝛc. Sprache an. Da er jedoch in Erlangen zu solchen Vorlesungen nur selten Zuhörer findet, so ist sein Name bei den Studenten fast unbekannt. **)

Gustav Diezel.

*) Der ganze Titel dieses sehr empfehlenswerthen Büchleins, in welchem die Eigenthümlichkeiten Nürnbergs sehr treffend geschildert sind, heißt: Genrebilder aus Nürnberg von Eduard Waldau. Nürnberg 1837. Verlag von Bauer und Raspe. D.

**) Dies zeugt von einer großen Unbildung der Erlanger Studenten. Unter den böhmischen Studirenden wird es Wenige geben, die den Namen: Rückert nicht kennen und verehren. Die Red.

Aus Leipzig.

Anfang Juli.

Das Gutenbergsfest, welches am 24., 25. und 26. Juni in Leipzig gefeiert wurde, ist so vielfach bereits in politischen Blättern besprochen worden, daß ich mich wenigstens beim formellen Theil dieses seltenen Festes nicht aufzuhalten brauche. — Die 400jährige Jubelfeier hatte eine solche Masse von Fremden aus allen Weltgegenden in hiesiger Stadt versammelt, wie sie wohl selten wiederkehren mögen. Das waren nicht die spekulirenden Physiognomien des Meßpublikums, nicht ein geldgieriges Treiben und Jagen in den Straßen; es war nicht das Gold, es war ein höherer, edlerer Beweggrund, der die vielen Fremden schon mehrere Tage vor dem Feste in Leipzig einwandern hieß; sie wollten nicht Geschäfte machen, nicht leichte Dukaten anbringen, sondern mitfeiern in unsern Mauern das denkwürdige Fest. Es waren auch nicht die eleganten Garderoben der Leipziger Meßsonntage, auf welche die tailleurs der hiesigen Umgegend so stark ihr Augenmerk richten; nein, es waren die einfach-schlichten, langen Röcke der Provinz, es waren noch die festen, großen Filzhüte aus der guten alten Zeit, welche das Silberhaar manches anwesenden Greises deckten. Es waren auch nicht die festgeschnürten Taillen unserer Modedämchen, nicht die Haartouren à la chinois, aber es war eine blühende fröhliche Jugend, welche in den Straßen dahin hüpfte, andächtig die großen und schreienden Firmen las, und alles Glänzende bewunderte; manches schöne Auge hat so treu hervorgeblickt unter unmodernem Hute, wie ich's in Leipzig nimmer sah. Das war ein ewiges friedliches Wogen in den Hauptstraßen: seht da die Damen, wie sie sehnsüchtig all die kleinen Luxusartikelchen betrachten, die sie nicht besitzen können; dort den alten Landpastor, wie er mit leuchtenden Augen dem blonden Töchterlein das Zimmer zeigt, hoch oben zu Dach, wo er vor vielen Jahren Theologia studirt. Ach, wie betrübt steht hier der alte Gerichtsdirektor und schaut und schaut; ja, ja, Gerichtsdirektorlein, es ist traurig, sie haben Dir das alte schwarze Haus, mit deinen schönen rothen Burschen-Erinnerungen niedergerissen und ein neues elegantes hingesetzt. „Ach, da oben!" seufzt er, „da waren noch Zeiten!" — Dort finden sich zwei alte Universitätsfreunde zum vierhundertjährigen Gutenbergsfeste wieder, nach langen, langen Jahren: wie sehr auch die Zeit ihr Haar gebleicht, sie verkennen sich nicht und fallen einander freudig in die Arme. — Ach, da ist es mir eingefallen, daß doch ein Unterschied sein müßte zwischen Meß- und Gutenbergs-Fremden; jene drücken sich zwar auch die Hand, wenn sie sich finden im handelnden Gewühl, aber sie fragen zuerst, wie die Louisd'ors stehen und wie die Geschäfte gehen.

Unter diesen fremden freundlichen Gesichtern habe ich das Gutenbergsfest gefeiert auf meine eigene Weise, habe mich ergötzt an den zwanglosen bunten Straßen-Auf- und Abzügen des jubelnden Volkes.

Den Genuß erhebender Kunstwerke hatten wir diesem Feste zu verdanken. Es ist dieses vor allem die Musik-Aufführung in der Thomaskirche unter der Leitung Mendelssohns. Mehr als 500 Musiker und Sänger brachten hier die Jubel-Ouverture von Weber, das Tedeum von Händel und einen eigens zum Feste komponirten Lobgesang von Mendelssohn zu Gehör. Die ersteren Werke sind bekannt; die neue Komposition des genialen Meisters übte eine unbeschreibliche Wirkung auf das Publikum. — Am Vorabende des Festes wurde Lortzings neue Oper: „Hans Sachs" zum ersten Male mit allgemeinem Beifall gegeben. Die Musik dieser Oper ist jene leichte, angenehme, bekannt klingende, die auch den frühern Opern des Komponisten eigen ist. Herr Direktor Ringelhardt war an diesem Abend so überaus liebenswürdig, das Publikum mit Lasten von Blumen und Gedichten bewerfen zu lassen, ein für Leipzig wenigstens neuer Coup, der unverzügliches Herausrufen des Direktors zur Folge hatte. Die schönsten Blumen, welche Herr Ringelhardt dem Publikum widmen möchte, sollten sein: ein treffliches Theaterpersonal, ein den guten Geschmack förderndes Repertoir; — freilich Blumen, die man nicht so wohlfeil aus den Körben schütteln kann. — Am dritten Tage des Festes, Vormittags um halb 11 Uhr, fand eine höchst interessante Aufführung statt, eine „Theaterschau von Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die neuesten Zeiten"; sie bestand in sieben Stücken und Scenen aus den Werken der vorzüglichsten deutschen Dichter: „Des turcken Faßnachtspiel" von Hans Schnepperer, genannt Rosenplüt (1450) — „Des Bawern knecht wil zwo Frawen han", Fastnachtspiel von Hans Sachs (1551) — „Absurda comoedia oder Herr Peter Squenz," Schimpfspiel von Andreas Gryphius (1640) — „Sylvia", Schäferspiel von Gellert (1750) und Scenen aus Lessings „Nathan der Weise," Goethe's „Egmont" und Schillers „Wilhelm Tell." Am Schluße dieser in der Ausführung höchst gelungenen Theaterschau sprach Mad. Dessoir einen v. R. Blum gedichteten Epilog, und man sah Gutenbergs Statue von Genien und allegorischen Figuren mit passenden Attributen umgeben. Mit ganz besonderem Beifall begrüßte das zahlreiche und bunte Publikum die unbeschreiblich reizende Erscheinung von Fräulein von Tennecker in Gellerts Schäferspiel, so wie ebenfalls Epilog und Schluß-Tableau.

Unter den Gutenbergskunstgenüssen darf ich zuletzt nicht unerwähnt lassen die reichhaltige typographische Ausstellung im Saale der Buchhändlerbörse, welche leider nur wenige Tage dem Publikum offen stand. Hier war alles nur Denkbare in Bezug auf Buchdruckerei vorhanden; von einer Schnellpresse, einem Schriftgießerofen bis auf ein Bernburger Festgedicht, bis auf ein Dutzend Gutenbergsspazierstöcke. Da waren die ältesten Bücher und die jugendlichsten Damen in reicher Auswahl zu Jedermanns Ansicht. —

Jetzt noch einige Worte im Allgemeinen in Bezug auf Leipzig. Die erste Sängerin, Louise Schlegel, verläßt nächstens unser ohnedies nicht stimmenreiches Theater, um ihre theatralische Laufbahn in Berlin wahrscheinlich zu beendigen. An ihre Stelle, so sagt die böse Welt, ist Fräulein von Baja engagirt, eine jugendliche Magyarin, der noch Einiges zu lernen übrig ist. Wenn nicht Gäste kommen, steht es also mit der Hoffnung auf gediegene Opernvorstellungen sehr mißlich. Gegenwärtig gastirt im Schauspiele Mad. Neumann-Haizinger nebst Tochter von Carlsruhe, und findet, namentlich die Mutter, verdienten Beifall. — Herr Musik-Direktor Mendelssohn-Bartholdy ist mit Hrn. Konzertmeister David vor wenig Tagen nach Schwerin abgereist wo der Erstere das große norddeutsche Musikfest dirigiren und der Letztere sich öffentlich hören lassen wird.

Notizen.

(Wien.) Den 5. Juli fand die erste deutsche Operndarstellung nach der italienischen Saison Statt. Man gab Kreutzers „Nachtlager von Granada," und diese melodie- und harmoniereiche, echt lyrische, gefällige und doch charakteristische Musik war für die Freunde der deutschen Oper wieder recht erquicklich nach der italienischen Musikmisère. Dem. Rosetti sang die Partie der Gabriele mit ihrer kraftvollen herrlichen Stimme, trefflichen Methode und guten Darstellung so überraschend schön, daß sie den ganzen Abend hindurch durch rauschenden Beifall und Hervorrufen ausgezeichnet wurde. Ihre äußerst liebliche und graziöse äußere Erscheinung machte nebstbei einen höchst angenehmen Eindruck. Es war ein großer Triumph für Dem. Rosetti, unmittelbar nach der italienischen Saison einen solchen Succeß zu machen.

L. M.

(Wilhelm Müller,) der geniale Novellist, der unsere Zeitschrift mit manchem Meisterwerk schmückte, tritt jetzt auch als Dramatiker auf. Schon der Titel und die Eintheilung seines ersten dramatischen Produktes, welches vor Kurzem auf der Königstädtischen Bühne in Berlin aufgeführt wurde, ist originell. Es heißt: „Wo weilt das Glück?" Dramatische Frage in 3 Abtheilungen. Erste Abtheilung: „Die Hütte." Schauspiel in 1 Aufzug. Zweite Abtheilung: „Das Haus." Lustspiel in 1 Aufzug. Dritte Abtheilung: „Der Pallast." Posse in 1 Aufzug. Da der Dichter früher selbst einem Theater vorstand, so ist das Stück mit viel Bühnenkenntniß gearbeitet. Es soll durch einzelne originelle Figuren ausgezeichnet sein, und insbesondere der dritte Akt den glänzenden Beruf des Verfassers zum Drama bekunden. Wir freuen uns, daß hier wieder eine neue Hoffnung der gesunkenen deutschen Bühne heranreift, und wünschen eine Aufführung dieses Werkes auf der Prager Bühne.

R. G.

(Deutsches Schauspiel.) „Das bemooste Haupt" oder „der kleine Israel," Schauspiel in 4 Aufzügen von J. Bendix, welches sich besonders durch eine gesunde Charakteristik auszeichnen soll, hat vor Kurzem auch auf dem Tivoli-Theater in Hamburg eine sehr günstige Aufnahme gefunden.

(Heilkunde.) Ritter Fabris macht in italienischen Blättern bekannt, daß die „Junze" (Giunza), eine Pflanze, welche an den Ufern des Rio de la Plata und in den Cordilleren zu Hause ist, ein dort allgemein übliches und bewährtes Spezifikum gegen den Biß toller Hunde und giftigen Gewürmes sei. Er hat die Hälfte der Quantität, welche er mitbrachte, für Mailand, die Hälfte für Venedig bestimmt.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 57. Mittwoch den 15. Juli. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Das Kloster.

Von Godefroy.

In grüner Hügel Runde,
Des Glaubens Schutz und Wehr,
Liegt tief im Thalesgrunde
Ein Kloster still und hehr.

Ringsum wohl tausend Eichen,
Eine greise Wächterschaar,
Die blühen und erbleichen
Dort schon seit manchem Jahr.

Die Mauern sind ergrauet
In Regen und in Sturm,
Doch heiter blickend, schauet
Herab des Kirchleins Thurm.

Er rief mit ehernem Munde
Schon manchen Gruß durchs Thal;
Drum lieben in der Runde
Die Leut' ihn allzumal.

Und wenn mit leisem Klange
Die Vesperglocke klingt,
Und auf dem Weihgesange
Das Herz zum Himmel dringt:

Da kehren ohne Säumen
Die Vögel zu dem Hain,
Und stimmen von den Bäumen
Laut in den Chorsang ein.

Und durch die grauen Eichen
Da hört man's leise geh'n:
Ein Lispeln in den Zweigen,
Ein geisterhaftes Wehn.

Vorbei mit ernstem Rauschen
Ein Bächlein langsam zieht,
Als wollt' es ewig lauschen
Dem wundersamen Lied.

Ein hehrer Gottesfrieden
Ruht über dem Gefild;
Kein zweites Thal hienieden,
Wo solcher Segen quillt.

Des Dichters Liebe.

Novelle.

Aus dem Böhmischen des Jos. Kaj. Tyl, von Jos. M. Cz . . . .

(Fortsetzung.)

3.

Dalekáť cesta má!
Marné wolánj!!
H. Macha.

Wie er da sitzt, bleich, aber mit süßem Lächeln, mit himmlischer Ruhe im Antlitz.

Es ist der zweite Tag nach dem ersten Konzerte. Scene: des Künstlers einsames Gemach, Heiligthum und Turnierplatz.

Seht ihr das Blatt mit Goldschnitt? Auf dem Kanapee liegt ein Stammbuch, ein Blatt daraus hält er in der Hand.

Und was liest er darin? Worüber versank er jetzt in Gedanken? Charakteristisch ist die Schrift auf der glänzenden Oberfläche — es ist die Hand Nicolo Paganini's. Die Worte:

A valente Sign. Slawjk il Dolce! —

„Il Dolce! Il Dolce hast du geschrieben? O daß dich jetzt das herrliche Paris fesselt, du allein könntest mir sagen, ob ich deinem Ausspruche nachgekommen? Ein schöneres Ziel konntest du mir nicht stecken — habe Dank! Aber Niemand soll nach mir die Stufe erreichen, auch mit dir will ich um die Palme ringen! Die Lieblichkeit, der Schmelz der Nachtigall sei mein Spiel, aber auch gepaart mit riesigen Schwierigkeiten; wie der Phönix der Mythe will ich das Reich der Töne verdunkeln. Und mein Lohn? O mein Vaterland! — Meine Mina! Mina? Darf ich sie mein nennen? Dies darf ich noch nicht, aber die Bahn zur Eroberung des goldenen Vließes ist geebnet, die Fahrt sicher! Und Wilhelm?" —

Der Diener trat mit einem Billet ein.

„Von Wilhelm?" und das Auge des Künstlers verweilte auf dem Umschlag. — „Ist er krank?"

Darauf las er:

„Freund! Meine Gesänge, meine Schöpfungen kennst Du. Dir ist bekannt, was von ihnen die Welt urtheilt, und Du weißt auch, wie Du über dieselben zu urtheilen hast. Ich habe Dich gestern nicht gehört, ich konnte nicht — frage nicht, warum? — ich konnte nicht! Bist Du aber Sieger, Du mußt es fühlen . . . handle, wie Du handeln sollst, und antworte nicht mehr Deinem . . .

Il Dolce erhob sich, und fuhr einige Male mit der weichen Rechten über die Stirne. Hierauf setzte er sich und schrieb die Antwort:

„Freund! ich kenne Deine Gesänge nicht, ich habe sie nicht gelesen. Ich konnte sie nicht lesen — frage nicht, warum? — ich konnte nicht! Vielleicht war es der Schmerz, daß Du mich bei unserem Vertrage mißverstanden, und daß Du mich nie verstehen willst. Hättest Du Dich zu Deinem Volke gewendet, hättest Du mit der Sprache Deiner Nation gesungen, so wärest Du vielleicht jetzt der erste seiner Dichter, und ich hätte — — nun, was hätte ich gethan? die Erläuterung kömmt zu spät. Das Urtheil der Welt über Dich ist mir bekannt; ich kann aber zwischen uns nicht entscheiden. Ich werde jedoch die Schöpfungen Deines Geistes lesen, ich werde — und Du kömmst in mein zweites Konzert. Ich will noch einmal Sachen spielen, von denen Du sprechen gehört hast. Dann sei der Streit geendet." —

Und Wilhelm las diese Antwort.

„— Du wärest jetzt der erste seiner Dichter, und ich hätte — nun — was hätte ich gethan? die Erläuterung kommt zu spät.“ . . .

„Was hätte er gethan? — Will er hohnlächelnd mit seiner Großmuth prahlen? War nicht die Rede zwischen uns von der höchsten Stufe des Ruhmes? und diesen hätte ich bei einem an Zahl so kleinen Volke erwarten sollen? Warum sagt er nicht geradezu: Ich bin der Sieger, Du der Besiegte! — Meinetwegen will er ein Konzert geben? — Ist er seiner Sache noch nicht gewiß? Fürchtet er noch zu sagen: Tritt zurück, elender Verfifer! Oder will er meine Hoffnung grausam nähren, und mit meinem Schmerz tändeln? . . . . Himmel und Erde! Auch die Freundschaft ist ein dünner Faden, den die Leidenschaft zerreißen kann.“

Der 20. Mai kam, Slawjk gab sein zweites Konzert, der letzte Kampf um die Palme der Liebe.

Ermattet und aufgeregt saß der, mit Verwunderung, Lob und Jubel gekrönte Sieger abermals in seinem stillen Heiligthum — seine Gedanken waren: Vaterland, Mina und Wilhelm.

Letzterer trat eben ein. Seine Wange — Grabesfrieden, — eine todte Brandstätte — eine welke Rose. Er war in Reisekleidern.

Beide hatten sich lange Zeit, schon vor dem ersten Konzerte, nicht gesehen.

„Freund!“ rief der Sieger des heutigen Tages, und schnell sich erhebend, umarmte er Wilhelm. „Deine Gedichte habe ich gelesen“ —

„Und ich heute Dein Spiel gehört.“

„O welch ein Zauberer bist Du! Welch ein Reich ungesehener Bilder hast Du vor meinen Augen enthüllt! welche Gefühle erwecktest Du in meinem Busen —“

„Laß das! Ich bin ein bloßer Fiedler, heute erkannte ich's. Deine Töne überwältigten mich wie ungeheuere Giganten einen zwerghaften Pygmäen. Le monde tremble, quand vous jouez! — sprach nicht diese Worte zu Dir Paganini? — Und fürwahr! Auch ich wurde bei Deinem Spiele erschüttert.“

„So wie ich beim Lesen Deiner Gedichte! O Wilhelm, Wilhelm! — daß ich Dich nicht als einen Propheten meines Volkes begrüßen kann!“

„Mir scheint, der Gewinn wäre eben so groß, als wie, wenn . . Reden wir nicht davon — es war das Bedingniß unserer Freundschaft, daß Du mir Deine Meinung nicht aufdringen wolltest. Sage lieber: Du bist besiegt, und der Streit hat ein Ende!“

Seine Worte waren abgemessen, kalt, der Nachhall der Verzweiflung. „Ich komme vor meiner Abreise Dir Lebewohl zu sagen. Ich bin reisefertig —“

„Was gibt's? Wohin fährst Du?“

„Ich weiß es selber noch nicht. Dies überlaß ich dem Kutscher zur Entscheidung. Er möge zu den Eisbergen des Nordens oder zum brennenden Aequator Afrika's sich wenden, immer und überall werde ich etwas im Herzen tragen, wodurch mir die Welt im magischen Lichte der Liebe erscheint —“

„Freund, ängstige nicht mit dieser Kälte meine Seele! Was willst Du beginnen? Warum bereitest Du Dich zur Abreise?“

„Weißt Du von etwas Besserem, was mir frommen möchte? Oder willst Du, daß ich ein Zeuge Deines Glückes sei?“

Bitterkeit lag in diesen Worten. Der giftige Pfeil drang in das Herz des Freundes. —

„Meines Glückes?“ wiederholte Il Dolce mit leiser Stimme. „Und bist Du schon gewiß, daß mir das Glück erblühen werde? Vor zwei Jahren erschreckte ich Dich mit der Frage: Wie wenn sie mich wählen würde? — und siehe da! ich kann mich jetzt des Gedankens nicht entschlagen: Wie wenn sie mich nicht wählen möchte? Ich fürchte, ja ich fürchte, daß wir uns in ein unsicheres Spiel eingelassen, und daß uns Beide die süße Hoffnung täuschte.“

„Dies kümmert mich wenig. Ich bin von Dir besiegt —“

„Wilhelm!“

„Bin ich es etwa nicht? Die Glut Deiner Augen und Wangen spricht aufrichtiger, als Deine Lippe. Du bist der Sieger. Die Sehne ist gespannt; schieße also noch einmal nach der theuersten Beute.“

„Du bist kalt, spöttisch“ — ereiferte sich der sanfte, gereizte Künstler — „und in diesem Augenblicke gibst Du mir den offenbarsten Beweis, daß Du nicht ein Böhme bist. So kann ich mir keinen Böhmen denken! Mein Herz zerfließt im Schmerze, daß Du den höchsten Preis Deines feurigsten Strebens verlieren sollst, und Dein Herz ward mit Gift erfüllt. Soll ich einen Freund beweinen, da ich noch nicht die Geliebte gewann — und wenn ich sie gewänne, sollte ich deßhalb der Freundschaft entsagen?“

„Genug der Worte! Du hast nicht gelernt mit der Zunge zu kämpfen —“

„Mit einem Freunde, einem Böhmen könnte ich von Leben und Tod sprechen, aber mit einem kalten Dichter — da bin ich freilich um Worte verlegen.“

„Mit einem kalten? Und so eben sagtest Du von meinen Gedichten.“

„Die Gedichte sind Schein und Trug, sie sind nur eine Schminke, Du bist die lebendige Verstellung. Du logst mir vor von Freuden und Leiden — Du logst mir vor von Freundschaft, Du logst mir vor von Liebe, und Mina hast Du nie geliebt!“

Jählings rötheten sich Wilhelms bleiche Wangen — das letzte Abendroth am nächtlichen Himmel.

„O werde nur roth!“ sprach Il Dolce weiter, und sein ganzes Herz, — diese zarte, empfindliche Blume zitterte, vom Hauche des Schmerzes und des aufkeimenden Zornes getroffen -- „werde nur roth! Du hast weder Mina, noch mich geliebt, wenigstens so nicht, wie ich das Mädchen und Dich in dem innersten Heiligthum meiner Seele bewahre. Auf Dein gutes Gewissen sage mir — hättest Du, wenn Du Sieger geworden, zu mir die Worte sprechen können, die ich jetzt an Dich richte: Ich habe Dich besiegt, komm aber, und laß das Mädchen zwischen uns entscheiden.“

„Auch Du kannst es nicht!“ sprach Wilhelm, und seine Augen glänzten gleich einer lodernden Flamme.

„Du begreifst es freilich nicht, ich will Dir's aber beweisen, und mich daran wagen. Der Liebe dürfte keine prophetische Stimme inwohnen, wenn Mina Dich wählen sollte. Ihre Liebenswürdigkeit und Deine affektirten Gefühle — ihre Herzlichkeit, Deine Unwahrheit — dies wäre ein abscheuliches Vergehen gegen die Natur!“ —

Wilhelm lachte bitter. — „Ich danke Dir für Deine gute Meinung! Also glaubst Du, daß wir die Entscheidung unseres Streites Mina überlassen? Einstens meintest Du ja, sie würde sich dazu nicht entschließen?“

„Rede nicht von dem, was ich einst dachte, sondern von dem, was ich jetzt beschloß. Und hast Du den Muth, Dein Urtheil aus ihrem Munde zu hören —“

„Komm, komm!“ rief plötzlich Wilhelm mit erwachter Wildheit, wie wenn der Wolf nach langem vergeblichen Lauern endlich das Lamm ergreift. „Komm nur Cäsar — daß ich Dich zum zweiten Male triumphiren sehe.“

Durch die Raschheit Wilhelms beruhigte sich das Blut seines Freundes. Leise erzitterte das zarte Herz des Künstlers — der Mund öffnete sich zum Sprechen, aber der aufkeimende Schmerz erstickte die Worte.

Schweigend begaben sie sich zu dem Mädchen. —

(Der Beschluß folgt.)

Das Gutenbergsfest in Stuttgart.

Ende Juni.

Noch nie, selbst nicht am Schillersfeste, das doch Jung und Alt herbeizog, war Stuttgart so belebt, als in den Tagen des Gutenbergsfestes. Man kann mit Recht sagen, daß Stuttgart der Mittelpunkt nicht blos des süddeutschen Buchhandels, sondern auch des süddeutschen Lebens überhaupt ist. Kein Wunder daher, wenn bei dem Gutenbergfeste Aller Augen auf die Hauptstadt des Schwabenlandes gerichtet war.

Schon letzten Dienstag, den 23. Juni, zogen der Fremden eine große Menge in unsere Mauern ein. Es war dies der Tag der Vorfeier und man gab im neuen großen königl. Reithause das Oratorium Messias. Ein Meisterwerk, meisterhaft ausgeführt. Die Musiker, Zumsteeg und Kocher, hatten sich mit der Arrangierung der Chöre viele Mühe gegeben, und trotzdem, daß außer der Hofkapelle und den Mitgliedern der Oper eine Menge Dilettanten und Dilettantinnen mitwirkten, ging alles trefflich von Statten. Abends waren die Säle der Weißenburg und Silberburg, zwei wunderhübsch gelegene Vergnügungsörter der beiden Museen Stuttgarts, den Fremden und Einheimischen geöffnet, und sehr zahlreich besucht. Frühmorgens am Mittwoch (den 24. Juni) weckte Musik die Schläfer. Die Bürgergarde blies eine kraftige Reveille und mit Sang und Klang zogen Liederkränze von Nah und Fern herein. Fremde Buchhändler und Schriftsteller waren ebenfalls schon viele da, und die meisten Städte Schwabenlands hatten Deputationen gesandt. Kein Wunder, daß der große Festzug, als er sich um 9 Uhr vor den Thoren der Stadt an zwei Hauptpunkten gesammelt hatte, ein wahrhaft großartiger wurde. Voran zog die Bürgergarde zu Pferd mit Musik, dann kamen die Liederkränze mit ihren Fahnen und Standarten, darauf abermals Musik und der Zug der Kunst- und Gewerksgenossen, als: Setzer, Drucker, Buchhändler, Buchbinder u. s. w. mit ihren vielen Gehülfen und Gesellen. Auf zwei festlich geschmückten Quadrigas führte man eine alte (vom Jahre 1448) und eine neue (Hagar) Presse. Wunderherrlich gestickte Fahnen flatterten in der Luft, von altdeutsch gekleideten Gesellen getragen. Nun folgten die Gelehrten, Schriftsteller, Studenten, Gymnasiasten und dgl. — Weiter kamen die Stuttgarter Sänger mit ihren Fahnen, und zuletzt das Stuttgarter Schützenkorps mit seiner Musik. — Der Zug war wahrhaft imposant anzuschauen. Denken Sie sich eine dichte Reihe von Menschen, alle festlich geschmückt, wohl eine halbe Stunde lang, denken Sie sich auf beiden Seiten die Straßen mit Zuschauern vollgepfropft, die Häuser bis in die Giebel hinauf mit wunderschönen Damen geschmückt, und dann überall die Gebäude, an denen der Zug vorbeikam, mit Laubwerk und Blumenkränzen, mit eichenen Stämmen und buntfarbigen Tüchern geziert, — mußte das nicht ein herrlicher Anblick sein? Der Zug setzte sich durch die Hauptstraßen Stuttgarts in Bewegung. Es waren wohl 4000 Menschen, die daran Theil nahmen, und wenigstens 40,000 betrug die Zahl derer, die zuschauten. Der königl. Hof sah von einem Balkone des Schlosses zu, und Se. Maj. wurde, als der Zug vorbeiführte, mit einem donnernden Hoch begrüßt. Um 11 Uhr war man in der Stiftskirche angelangt, und Herr Prälat Dr. v. Grüneisen hielt eine schöne Rede. Nachher begab man sich in derselben Ordnung auf den Marktplatz, in dessen Mitte ein hohes Gerüste errichtet war, das dichte Decken verhüllten. Dr. Menzel bestieg die Tribune und hielt die Festrede. Am Schluße der Rede wurden plötzlich die Decken vom Gerüste entfernt, und ein wunderherrlicher Anblick bot sich dem Auge dar. Auf dem Gerüste arbeiteten nämlich alle Gewerbsgenossen, als: Drucker, Setzer, Buchbinder, Schriftgießer u. s. w. Es standen oben vier Pressen und ein vollständig eingerichtetes Buchbinder-Atelier. Die Rede Menzels, so wie andere Kleinigkeiten, Gedichte u. s. w. waren in einem Augenblicke gesetzt und gedruckt, und sodann in vielfachen Abdrücken unter die Menge vertheilt. Glücklich, wer eine solche Gabe erhaschen konnte! — Um zwei Uhr begann das Mittagsmahl im großen Redoutensaale. Siebenhundert Personen nahmen daran Theil, und nie gab es wohl in Stuttgart ein festlicheres und fröhlicheres Mahl. Der Kanzler von Wächter, Präsident der Abgeordneten, präsidirte auch hier. Den Nachmittag brachte man im Freien, in der sogenannten Allee, zu, wo wohl an die 20,000 Menschen versammelt waren. Musikchöre ertönten, und die Liederkränze, deren sich an die 20 aus den verschiedenen Städten des Schwabenlands eingefunden hatten, ließen sich hören. Abends gab man im Hoftheater den Brauer von Preston und auf der Weißenburg war Ball. So endigte der erste Tag.

Der zweite Festtag sollte mit einer Landpartie auf die Solitüde begangen werden. Die Solitüde, ein königl. Lustschloß, zwei Stunden von hier, hat eine wunderherrliche Lage. Von hier aus genießt man wohl die großartigste Aussicht in ganz Schwabenland; denn man übersieht nicht nur dieses fast in der Hälfte seiner Ausdehnung, sondern auch noch über den Odenwald und den Rhein hin nach den Vogesen. So war dieser Ort als der passendste gewählt, besonders da auch eine unzählbare Menschenmasse auf dem hier befindlichen freien Raume bivouaquiren konnte. Leider aber trat schlechtes Wetter ein. Es regnete und stürmte, und war so kalt, daß man es in Sommerkleidern im Freien nicht aushalten konnte. Dennoch ließen sich viele Tausende nicht abhalten, die Solitüde zu besuchen, und der große Festzug setzte sich auch hieher von Stuttgart aus mit seinen Fahnen und seiner Musik in Bewegung. In derselben Ordnung ging er Abends bei stürmendem Regen zurück. Eine Viertelstunde vor der Stadt wurden die Fackeln angezündet, und vor der Stadt ein Feuerwerk. Letzteres nahm sich herrlich aus, da es sich im sogenannten Feuersee, einem kleinen See vor der Stadt abspiegelte. Um 10 Uhr erlosch die letzte Rakete, und ihr Knall war der Todesschuß für das Gutenbergsfest.

Jetzt haben uns die meisten Fremden wieder verlassen, aber Keiner wird an Stuttgart ohne Vergnügen zurückdenken. Schade nur, daß die Partial-Feste, die in Frankfurt, Ulm, Reutlingen, Karlsruhe u. s. w. begangen wurden, Manchen abhielten, zu uns zu kommen.

G.

Prager Bühne.

Fortgesetztes Gastspiel der k. k. Hofopern- und k. baierischen Kammersängerin Frau von Haßelt-Barth.

Gastspiel der Haßelt-Barth! — Welche herrliche Gelegenheit, sich lustig im Fahrwasser der Ueberschwenglichkeit herum zu tummeln, sprupsüße Gesichter zu schneiden, verliebte Kapriolen zu machen, fantastische Bewunderungsphrasen und Wort-Klischniggiaden auszukramen, und der gefeierten Künstlerin mit selbstgefälliger Zudringlichkeit die Attribute aller Nachtigallen, Lerchen und anderer Singvögel an's Haupt zu werfen, die jemals in den deutschen Gauen geklagt, gegirrt, gejubelt und geflötet haben, und für alle Zeiten klagen, girren, jubeln und flöten werden. Doch ich ehre in Frau von Haßelt-Barth zu innig die auserwählte, hohe Priesterin des dramatischen Gesanges, als daß ich in den johlenden Chorus, womit modern sein wollende Rezensenten ihre angebeteten Gesangshuldinnen egalisiren, miteinstimmen oder zu deutsch mit den Wölfen heulen möchte, sondern sage es lieber frei und gerade heraus: ich halte Frau v. Haßelt-Barth unstreitig für die erste Gesangkünstlerin Deutschlands in der Gegenwart, ja wenn ich den wunderbaren Verein der herrlichsten Eigenschaften, wie sie unserer Gastin zu Theil geworden, recht erwäge, so fehlte wenig, daß ich sie ihrer Art als die erste der Welt proklamirte. Zwar leben noch in meiner Brust in schönster Frische die Erinnerungen fort, welche sich an die Namen Unger, Brambilla, Tachinardi-Persiani, Schoberlechner, Schütz-Oldosi, Lalande, Frezzolini, Gabussi, Tadolini (etwa die Lutzer der Italiener) knüpfen, manche dieser Sängerinnen und noch andere, über deren Verdienste die Pariser Journale oft gar kein Ende der Elogen finden konnten, wie Albertazzi, Grisi, Nathan u. s. w. mögen Frau von Haßelt-Barth in manchen Hinsichten wohl noch überragen — aber ich habe noch keine gekannt, und von keiner gelesen, deren künstlerische Persönlichkeit ein so vollkommener Komplexus von allen Elementen echten dramatischen Gesanges wäre. Wir bewundern an Frau von Haßelt-Barth jene gewaltige Tiefe und Glut der Empfindung, jenes hohe Vermögen heroischen Ausdrucks, dem eine Unger ihren Lorbeer dankt; der metallene Klang ihrer vollen, runden, gleichen Stimme partizipirt in den tieferen Chorden von dem eigenthümlichen magischen Liebreiz der Töne einer Brambilla; diese Attituden, dieses ganze Mienen- und Geberdenspiel sind jederzeit eben so plastisch schön, wie strenge der Situation und dem Momente angepaßt, und beurkunden ein vertrautes Studium der Antike (hieher rechne ich auch noch ihren Mantelwurf), wie sich dessen außer Mad. Schröder-Devrient in Deutschland bisher wohl keine andere rühmen dürfte; ihre enorme Sicherheit und Gewandtheit in Allem, was der musikalischen Grammatik und Technik angehört, und die Reinheit und der feine Geschmack in ihren Fiorituren endlich gemahnen an die treffliche Schule und Gesangsdurchbildung einer Persiani. Wie diese steht aber auch unsere hochgeehrte Gastin aller Prunksucht zu ferne, als daß sie der Ostentation ihrer Kehlenfertigkeit zu Liebe dem Charakter ihrer Rolle auch nur ein Jota vergäbe, und während z. B. in Norma andere Primadonnen das wohlbekannte „casta diva" u. s. w. sans gêne als carta bianca für ihre Bravour und Gurgelexercitien behandeln, schuf uns Frau von Haßelt-Barth ein in Ton und Mimik gleich ernstes, edles, würdiges, vollendetes Bild. A bas mit allen Voltigirkünsten, Seiltänzereien und Eskamotagen des Gesanges! Was nützt das gleißende Rauschgold und bunte Flitterwerk, wenn das schaffende, belebende und gestaltende Prinzip, wenn die Poesie des Gedankens und

der Empfindung fehlt. Darum es lebe die Poesie! Frau von Haßelt-Barth aber ist ein auserkorener Prometheus ihrer Kunst, auf den Schwingen der Begeisterung schwebt sie empor, um ihre Fackel in das ewige Feuer der Poesie zu tauchen, und dessen heilige Strahlen ergießen dann ein zauberisches Licht über die Gefilde, die uns erst noch kahl und öde geschienen hatten. So hatte ich immer gedacht, Ovid müsse eine Art von Vision von den italienischen Musikwerken seines späten Stammgenossen Donizetti gehabt haben, als er jenen Hexameter: „Tympanaque, plaususque et Bachei ululatus" schrieb, allein Frau von Haßelt-Barth wußte mich durch ihre großartige Konzeption der Antonina sogar mit Donizetti's „Belisar" (sie gastirte darin am 4. d. M.) zu versöhnen. Vorzüglich kann die große Finalarie nicht ausdrucksvoller und erschütternder gegeben werden, als wir sie an diesem Abende von unserer Gastin hörten, welche das Wort Erschöpfung für ihren Gesang gar nicht zu kennen scheint — so weise ökonomisirt sie mit dem freilich schon an sich so reichen Fond ihrer volubilen, dramatischen, jedes Ausdruckes hochfähigen Stimme. Wer sollte aber insbesondere als Trägerin der musikalischen Tragödie das Amt und die Sendung haben, wenn nicht eine Künstlerin, wie Frau v. Haßelt-Barth, welche die Tonsprache der Leidenschaft so vollkommen inne hat. Dieses Schwellen und Vibriren der Töne, dieses herrliche portamento, dieser Ausdruck des parlando und vollends dieses Recitativ. In an sich oft wenig bedeutenden Noten deklamirt uns die treffliche Künstlerin eine große ergreifende Geschichte von gebrochenen Herzen, von den Mutterleiden und der Racheglut einer Antonina und Norma (letztere Partie gab sie als 2. Gastvorstellung am 2. Juli und hierauf in Folge allgemeinen Verlangens am 7. d. M. abermals) und es ist nur die lautere Wahrheit, daß der hohen Gewalt ihrer Darstellung an diesen Abenden so manche Thräne andächtiger Rührung geweint wurde, ein Tribut, der dem echten Künstler jederzeit ehrenvoller und willkommener ist, als Kränze und Festgedichte. Wie weit übrigens der Enthusiasmus für Frau v. Haßelt-Barth in weiterem Verlaufe ihres Gastspiels noch steigen werde, ist gar nicht zu ermessen, da ich wenigstens von der Aufnahme, welche ihr in der Reprise der „Norma" zu Theil ward, in den Annalen unserer Bühne bei keiner Sängerin ein Beispiel kenne, ja da unsere Direktion, welche ihre Deckung für ungewöhnliche Depensen sonst im Abonnement suspendu zu suchen veranlaßt ist, sich sogar des ganz außerordentlichen Zudranges halber im Stande sah, sich diesmal dieser Maßregel zu entschlagen und die Oper im Abonnement zu geben. **ud. u.**

Am 6. d. M. fand die vorletzte Gastvorstellung des H. Nestroy statt; er hatte sich hiezu abermals die Rolle des Lorenz in der „verhängnißvollen Faschingsnacht" gewählt und sein treffliches Spiel, ganz vorzüglich aber die Couplets fanden auch diesmal wieder ihre wohlverdiente beifällige Assonanz in der Lachlust des Publikums. Schade nur, daß der Refrain: „As is Alles nit woar" sich nicht noch auf mehre Thema's reimen will, z. B. auf das Thema von Nestroy's Abreise. — Tags darauf trat der beliebte Komiker zum letzten Male und zwar in seinem Lokalstücke „Tritschtratsch" als Sebastian Tratschmiedel auf und als „Sansquartier" in Angely's „7 Mädchen in Uniform," deren Zahl unsere Direktion um sechs Individuen vermehrt hatte, es waren ihrer nämlich 13 statt 7. In ersterer Piece ostentirte Hr. Nestroy eine Zungengeläufigkeit, die, um über eine Wiener Posse eine Wiener Sentenz zu fällen, schon in's Fabelhafte oder gar in's Aschgraue geht. Ueberhaupt wollte des Beifalls und der Heiterkeit die ganze Vorstellung durch und noch darüber hinaus kein Ende werden, und Gast und Publikum schieden von einander, wie fidele Freunde, die sich gewiß herzlich freuen werden, wenn sie einander wieder einmal auf ihren Wegen begegnen sollten.

ud. u.

Den 9. Juli „Maria Stuart." Dem. Enghaus, k. k. Hofschauspielerin, wählte die Titelrolle zu ihrem ersten Gastdebut. Die Wahl war um so mehr zu loben, als uns seit langer Zeit keine bedeutendere künstlerische Notabilität in dieser Rolle erfreute. Die Maria der Dem. E. ist vor Allem Königin, vom Unglück hart bedrängt, doch nicht gebeugt, der Körper ein Gefangener, die Seele frei, mit Ruhe dem Willen des Höchsten sich fügend, doch menschlicher Gewalt so lange als möglich kühn die Stirne bietend. So sieht auch die Stuart in den Blättern der Geschichte. Da es sich jedoch weniger darum handelte, die historische Maria wiederzugeben, als vielmehr jene des Dichters, da der Schauspieler angewiesen ist, unmittelbar das Organ des Letzteren zu sein, und nur mittelbar das der ersten, so vermißten wir nur ungern jenes Element des Liebreizes und der Anmuth, das der Dichter für nothwendig erachtet, um die Sympathie des Zuschauers für Maria zu gewinnen, und das die Ohnmächtige noch im Kerker der stolzen Elisabeth gefährlich und furchtbar macht. Die erste äußere Erscheinung der Dem. E. ließ gerade in dieser Beziehung das Gelungenste erwarten, und man war sehr überrascht, daß die Darstellerin sich die undankbare Mühe nahm, ihre Individualität zu verläugnen, wo das Hervortreten derselben gewiß die beste Wirkung gethan hätte. Auch schien es, als fehle der kindlich fromme Glaube, durch welchen der Charakter Maria's gegenüber der Elisabeth verklärt wird, als fehle jene höhere Weihe, die uns mit der unglücklichen, doch schuldbewußten Königin selbst in dem Augenblicke versöhnt, in welchem sie sich eines Mordes anklagt.

Die rein historische Maria ist auf der Bühne von geringerer Wirksamkeit als die des Dichters, und einer Darstellerin, die sich bei dem ersten Gastdebut absichtlich an die minder dankbare Auffassung hält, muß es immerhin ernst um die Kunst sein. Wo dies der Fall ist, wird die Leistung, wenn sie auch ein, oder des andern Reizes entbehrt, noch genug des Guten bieten. So war auch wirklich das Gemälde, das Dem. E. von der Maria entwarf, im Uebrigen sehr gelungen, voll überraschend schöner Züge, von lebhaftem Colorit, und ganz geeignet, auf die Reihe der Bilder, die im Verlaufe ihres Gastspiels zur Schau gestellt werden sollen, würdig vorzubereiten. Dem. E. ist von der Natur für ihren Beruf reich begabt. Die Gestalt ist imponirend, das Organ kräftig, die Physiognomie gefällig und insbesondere durch ein sprechendes Auge in den Stand gesetzt, den Ausdruck jeder Leidenschaft leicht anzunehmen und festzuhalten. Das wäre nun die äußere Befähigung. Da sich aber mit dieser auch noch ein tüchtiges Studium, eine lebendige Phantasie und die geistige Kraft verbinden, den nach gewissen Voraussetzungen erfaßten Charakter konsequent und mit Berücksichtigung des Schönheitszweckes durchzuführen, so erscheint die ehrenvolle Anerkennung, die Dem. E. in Hamburg und Wien zu Theil ward, sehr begründet, und die Prognose, die wir ihrem hiesigen Gastspiele stellen, kann, was künstlerische Würdigung betrifft, gewiß nur die günstigste sein. Dem. E. ward durch vielfachen Hervorruf ausgezeichnet.

Den 11. Preciosa. So sehr wir die Wahl der ersten Gastrolle lobten, so wenig können wir mit der zweiten einverstanden sein. Das Stück war vor 20 Jahren eben so schlecht als heute, aber doch in der Mode, jetzt hat es auch diesen Reiz verloren. Wir wollen über diese Darstellung gar nicht verhandeln, sondern offen bekennen, daß wir uns auf Pretiosen nicht verstehen. **—rer.**

Böhmische Stadt- und Landchronik.*)

(Statistisches.) Im J. 1839 wurden in Böhmen, und zwar auf dem Lande 31,116, in Prag 887, zusammen 32,003 Paare getraut. Im Verhältnisse zu dem J. 1838 wurden im J. 1839 auf dem Lande 92 Ehen mehr, in Prag 97 Ehen weniger, folglich im Ganzen 5 Ehen weniger geschlossen. Geboren wurden auf dem Lande 155,816, in Prag 5253, zusammen 161,069, wovon 83 259 männlichen, 77,810 weiblichen Geschlechts. Auf dem Lande waren um 12, in Prag um 227, zusammen um 239 Geburten mehr als im J. 1838. Gestorben sind auf dem Lande 117,420, in Prag 1899, zusammen 121,400 Menschen, wovon 62,127 männliche, 59,273 weibliche Individuen. Selbstmorde waren auf dem Lande 164, in Prag 10. Ermordet wurden auf dem Lande 53. Im J. 1839 starben mit Inbegriff der Todtgeborenen auf dem Lande 13,085 mehr, in Prag 104 weniger, folglich in Allem 12,981 mehr als im J. 1838. Im Ganzen überstieg im J. 1839 die Zahl der Geborenen die der Gestorbenen um 39,669. (Prag. Zeitung.)

(Luftballon.) Den 21. Juni um 8 Uhr Abends fiel bei dem Dorfe Němcic, prachiner Kreises, an der Gränze der Herrschaft Blattna, ein mit Gas gefüllter Luftballon nieder. Der mit blauer Seide daran befestigte Zettel enthielt die Bemerkung: „Kronach in Baiern, den 21. Juni 1840 Abends gegen 6 Uhr, losgelassen von Fr. Kopelent, Optikus aus Berlin. Somit hatte dieser Ballon eine Reise von 30 Meilen in 2 Stunden zurückgelegt.

(Aus der böhmischen Zeitschrift: Kwěty.) —9—

*) Von nun an wird dies eine stehende Rubrik unseres Blattes sein. Eine hierauf sich beziehende Anzeige wird nächstens bekannt gemacht werden.
Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 58. Samstag den 18. Juli. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Zeltnergasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 16 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

An meinen Freund beim Abschiede.

Von Moritz Hartmann.

So scheiden wir — ich drücke Dir die Hand,
Ich küsse Dich — so scheiden wir;
Ich reiß mich los von Dir, von Ihr,
Vielleicht auf ewig — nimmer Euch zu sehn,
Und nimmer Hoffnung der Vereinigung!
Und wenn wir sterben? — Du, und Sie, und ich?!

Du badest Dich, ein Salamander dann
Im Flammensee, ein Salamander-Jüngling,
Berauschest Dich mit glühenden Gesellen
Im Feuerwein, der Dich umströmt! —
Jetzt Deine Lieder — Flammenjungfraun
Sind's dann, die Dich umkreisen wild,
Im heißen Bajaderentanz —
Jetzt Deine Liebe — dann die rothe Kohle,
Darauf Du ruh'st, als einem Divan —
Denn tiefer ist des Aetna's Abgrund nicht,
Als Deine Seele!

Und Sie? durch Tod nicht umgewandelt,
Nur umgezaubert, wird sie brechen
Aus scheuer Knosp', auf Persiens Flur;
Als Rose blüh'n, vom West umspielt,
Und Duft verhauchen, Lied im Dufte,
Mit Lied und Duft umspinnend Bülbül,
Wie einstens mich!

Indeß ob weitem, wüstem Meer
Vom Sturm verjagt, wie einst vom Glücke,
Der Rose fern — wie einst der Liebe —
Ein Schmetterling so einsam flattert: —
Denn leichter Sinn und Jugendträume,
Sein Flügelpaar, hat ihn getäuscht. —

Was wäre Seligkeit und Hoffnung
Und Liebe — Einigung im All? —
Getrost! — Jahrhunderte vergehn,
Doch Liebe nicht, die Zeiten bannt. —

Jahrhunderte verschwinden: — eine Palme,
Die Glut in sich — den Quell zu Füßen,
Die Sängerin im schatt'gen Laub —
Ihr Spiegel ist der Quell.

Den freien Fels im Ozean
Umranket der Korallenbaum,
Die Perle träumt in seiner Huth.

Sehnsucht wird ewig Brücken baun.

Des Dichters Liebe.

Novelle.

Aus dem Böhmischen des Jos. Kaj. Týl, von Jos. Al. Cz . . . .

(Beschluß.)

Ruhig, in Gedanken vertieft, sitzt Mina bei ihren Rosen. Sie wollte ihrer entfernten Freundin einen Brief schreiben, allein das Haupt ruhte, voll der wunderbarsten Gedanken, in der Linken; die Rechte fuhr unwillkürlich auf dem Papier herum, und zeichnete am Rande lauter W.

In demselben Augenblicke traten Il Dolce und Wilhelm ein. Sie erschrack; ihr Blick fiel auf's Papier, und hoch erröthend warf sie ihr Batisttuch darüber.

Mit klopfenden Herzen stehn alle drei einander gegenüber. Wilhelms Blicke weiden sich gierig an den Reizen des verschämten Mädchens.

„Sie wundern sich, daß Sie uns nach langer Zeit wieder einmal in Gesellschaft erblicken" — begann Il Dolce.

„Es ist vielleicht das letzte Mal!" setzte Wilhelm mit gedämpfter Stimme hinzu.

Das Mädchen erschrack; es verstand ihn nicht.

„Wir lieben Dich Beide" — sprach Il Dolce weiter, seine Lippen zitterten, und sein Herz war mit Bangigkeit überfüllt — „wir lieben Dich Beide, Mina, Du mußt es längst bemerkt haben; aber unsere Freundschaft gebot uns, mit der Anstrengung aller unserer Kräfte um Dich zu ringen. Die Poesie und die Tonkunst kämpften um die Palme und die Myrthe."

Er hatte gesprochen. Mina schwieg. Ihre Augen waren zu Boden gesenkt, sie stand still, und nur das Wogen der Schwanenbrust zeigte, daß sie nicht eine Marmorsäule sei. Wilhelms Wange war todt, ein leeres Pergamentblatt; die kommende Minute sollte Leben oder Tod darauf zeichnen.

„Die Tonkunst errang den Sieg" — sprach Il Dolce nach einer kurzen Pause mit ruhiger, gepreßter Stimme.

„Ach!"

Es war ein durchdringendes, Leib und Seele erschütterndes Ach, und Mina sank an die Brust des glücklichen, sieggekrönten Künstlers; ihr schönes Auge schloß sich. Wilhelm stöhnte furchtbar, schlug eine wilde Lache auf, und stürzte zur Thür hinaus.

Nach vierzehn Tagen erhielt Il Dolce aus Hamburg einen Brief:

„Ich schiffe nach Amerika. Die Hölle wüthet in meiner Brust; Strafe und Buße sind meine Begleiter. Ich bin nicht gleich Dir eine reine, friedensvolle Seele; ich bin vom Pesthauch niedergeschmet-

tert, des Unreinen voll. Früher muß ich meinen Reinigungsort finden, ehe ich Dein klares Auge wieder schaue.

Ich greife in das Innerste meines Herzens, und siehe da! ich fühl' es: daß ich nicht der bin, den Du zu umarmen wähntest. Meine Schuld muß ich enthüllen, sonst finde ich keine Ruhe! Verfluche oder beweine mein Andenken.

Erinnerst Du Dich noch, wie ich mich bei jener Donaufahrt einem Wahnsinnigen gleich benahm? Das Gewissen war es! Ich wollte Dich — ach, nein, die Hand weigert sich, die furchtbare Sünde zu schreiben . . denke das Abscheulichste — aber verdamme nicht den Unglücklichen.

Und als ich Dich im zweiten Konzert hörte, und meinen Verlust einsah, jagte mich die Eifersucht und Verzweiflung aus dem Saale — blind, bethört schoß ich in das Zimmer, wo Dich nach der ersten Piece ein Schwall von Freunden und Verehrern umringte. Böswillig und verbrecherisch griff ich mit schwitzenden Händen nach dem Bogen, willens Dein Spiel zu verderben. Du erblicktest mich. Doch kaum berührte ich das Haar, so durchfuhr es mich, als griffe ich ins Feuer! Bei der zweiten Nummer erkanntest Du sogleich den Fehler, und demselben möglichst ausweichend, war Dein Spiel noch ausgezeichneter. Nun da ich mich gänzlich verloren sah, entschloß ich mich, Dich mit eisiger verstellter Kälte zu einer That zu reizen, zu der That, die auch erfolgte, und mein Unglück entschied. O ich wahnwitziger Thor, glaubte mich von Mina geliebt, lebte der festen Hoffnung, wenn Du sie zwischen uns wählen ließest, daß sie mich wählen werde — aber . .

Die Buße geht mit mir. Im Kampfe um die Liebespalme fiel ich, und habe die Freundschaft verloren.

Ich will nicht mit dem Himmel rechten, warum er in meinen Busen die Liebe pflanzte — noch werde ich ihre Flamme dämpfen, keineswegs; nähren und pflegen will ich sie in meinem Herzen, und meine Unlauterkeit damit reinigen, bis ich einst wieder vor Dich hintreten kann, geläutert und glänzend, wie es Deine Seele ist."

6.

„Gá gednu též panenku
„Tak wraucně milowal;
„Že wšak s giným zahráwá —
„Gsem nepozorowal."
J. K. Chmelenský.

Es war im J. 1839. Prume gab zu Prag Konzerte. Das Theater war gefüllt, Prume regierte mit dem Bogen wie mit einem Zauberstabe, und das Publikum —

Aber wozu von allgemein bekannten Dingen reden? — Und wem sie unbekannt sind, wie soll man sie seiner Phantasie vorführen? — Nach Paganini hat kein Violinist so viel Sensation in Prag gemacht, wie der jugendliche Belgier Prume . . . .

An die Logenwand gelehnt, stand im Parterre ein junger, beinahe dreißigjähriger Mann, mit sonnverbranntem edlen Gesichte. Weder Beifall noch Mißfallen war in seinen Zügen zu lesen. Er allein schien an dem allgemeinen Jubel keinen Antheil zu nehmen.

Seine Seele war nicht kalt. Es lebte in ihr eine schmerzliche Erinnerung, aber sein Antlitz war ein starkes eisernes Schloß, das jeder Regung den Ausgang versperrte.

Es war Wilhelm, der Dichter.

Sollen wir noch beschreiben, welche Lebensmomente er in sein Gedächtniß zurückrief, als er den jungen Prume vor sich sah? Eben wollte Wilhelm nach Pesth. Bei Slawiks Grab sollte seine Kunstreise enden.

Die Nachricht von dem unglücklichen 30. April 1833, der Slawik verscheiden sah, gelangte auch nach Amerika und zu seinem Ohre. Und Mina, der Gemahlin, wurde nicht erwähnt. War sie sein? — oder nicht? Die Hoffnung blitzte wieder in Wilhelms Seele auf — eine schöne Hoffnung, nicht mehr dem unstäten und blendenden Lichte eines Irrwisches gleichend, sondern ruhig und friedlich lächelnd, gleich dem siebenfarbigen Regenbogen. Er hoffte, war aber auch entschlossen, Allem zu entsagen.

Jetzt wollte er nach Pesth, dann nach Wien. . . .

Wie im Traume liegt vor ihm die ganze Vergangenheit. Er sieht den jungen Konzertisten, aber er hört ihn nicht. Sein Geist ist noch voll von Slawiks Spiel, von seinem Triumphe und seinem Hinscheiden.

„Armer Freund, wie viele Tage und Nächte hast Du Deiner Kunst geopfert? wo ist jetzt dein Kranz, wo dein Andenken? Arme Tonkunst, du Beherrscherin des Augenblickes, bist du es werth, daß man ein Menschenleben zum Preise einsetzt?"

Eine heiße Thräne fiel auf die gebräunte Wange, aber eine, einem fremden Auge entfallene Thräne. Eilig erhob Wilhelm sein Haupt. Eine edle Frauengestalt hatte sich über ihm aus der Loge gebeugt, als ob sie die Töne des jungen Konzertisten und ihren Nachhall im Saale mit lechzenden Lippen einsaugen wollte. Vergnügen, dabei auch ein gewisser Schmerz malte sich auf ihrem Gesichte, und ihrem Auge war die Thräne entronnen.

Glut und Frost wechselte in Wilhelm. Es war Mina, Mina, aber ganz verändert, weit reizender. Er konnte nicht sogleich begreifen, wie diese Veränderung mit ihr vorgegangen sei, sie zeigte sich ihm in noch höherer weiblicher Schönheit, als in ihrem achtzehnten Sommer.

Auch sie erblickte Wilhelm. Es schien, als traute sie nicht ihren Augen, Schreck spiegelte sich in ihren Zügen. —

Wilhelm drängte sich durch die Menge, und trat in ihre Loge. Mit der feinsten Höflichkeit hieß sie ihn willkommen. Er bewunderte die Geistesgegenwart, die sie inzwischen erlangt hatte. Alle Träume der verflossenen Jahre standen wie ein lebhaftes Bild vor seiner Seele.

„Wie erging es Ihnen?" fragte Mina. „Es war nicht schön von Ihnen, daß Sie wie ein Schiffbrüchiger die ganze Zeit hindurch kein Wörtchen von sich hören ließen."

„Konnte ich hoffen, daß hier noch eine Seele lebt, die an meinem Wohl und Weh Antheil nähme?"

Mina lächelte leicht, konnte aber nicht antworten; es kamen mehrere Gäste in die Loge.

„Besuchen Sie uns," sprach sie noch — „ich habe Ihnen eine kleine Erbschaft nach Ihrem verstorbenen Freunde einzuhändigen. Es ist Ihnen vielleicht schon bekannt, daß Herr Slawik gestorben?"

Sie beschrieb die Wohnung, und am zweiten Tage stand Wilhelm in einem schönen Hause der belebtesten Gasse. Im Vorzimmer traf er einen alten Bedienten, den er jedoch nicht kannte. Er nannte seinen Namen, und der Kammerdiener bedauerte, daß die Herrschaft ausfahren mußte, daß sie aber dem Hrn. Wilhelm S . . . etwas zurückgelassen habe; der Herr S . . . möchte sie recht bald mit seiner Gegenwart beehren.

Wilhelm empfing ein kleines Paquet. Er entsiegelte es, es war die Schreibtafel des Freundes. Auf feinen Blättchen fand er darin verschiedene Bemerkungen über Musik, Leben, Tagesbegebenheiten — auch sein letztes Schreiben, — und endlich ein Blatt des Freundes, gleichsam eine Antwort — aber zu verschiedenen Zeiten verfaßt.

„— Ich verfluche Dich nicht, nein, ach! ich bin unglücklicher als Du! Du bist mit Deinem Schmerz in der weiten Welt, ich an das Vaterland geschmiedet. Du wirst Dich erholen — ich aber vergehe in meinem Schmerze. — Mina liebt mich nicht. Vergib — Du wolltest

mir den Zugang zum Tempel der Liebe verwehren, ich aber vertrieb Dich aus demselben. Dich liebt Mina — sie hat Dich längst geliebt. Daher ihr Schreck, als sie erfuhr, daß ich der Sieger sei — daher sank sie ohnmächtig in meine Arme.

O daß Du geflohen! Ich stehe allein, ganz allein, und fühle, daß es nicht mehr lange mit mir dauern werde. Mina erblaßte. Sie hatte nicht die Kraft, mir das Geheimniß ihrer Seele zu enthüllen, aber das Nervenfieber war beredter. Sie ruft nach Dir! O, wo weilst Du? —

Ich muß abtreten. Mina ist frei, frei aller Bande. Sie genas.

Erinnert Euch meiner — bis ich modere, und dies wird bald geschehen. Schweige Herz, schweige! Tage, Monate und Jahre sind keine Ewigkeit. Nicht wahr?

Mina blüht wieder. Stark ist ihre Hoffnung. O komm, komm! — und weine auf meinem Grab eine Thräne.

Du hast die Buße überstanden, die Du Dir selbst auferlegt. Sie war schwer, o ich fühl' es; aber der Lohn wird eben so groß sein. —

Ich will ebenfalls in die Welt hinaus. Die böhmische Nachtigall wird schlagen.

Meine Pilgerfahrt war kurz. — Ich soll sterben. Mit Gott! In Pesth — o warum nicht in Prag! in Prag!

Wilhelm! Wilhelm! ach Du fühlst es nicht, wie schmerzlich es sei, die Welt verlassen zu müssen, ohne dem Vaterlande Ruhm gebracht zu haben!" — —

Den zweiten Tag stand Wilhelm vor Mina. Die Nacht hatte er durchwacht, er konnte nicht schlafen — schwamm jedoch in seligen Träumen. Der heutige Tag sollte ihn ins Leben einführen.

Glühend ruhte sein Auge auf Mina, und die zitternde Rechte überreichte ihr des Freundes Brief.

Mina las. Ihre Wangen verfärbten sich, Wilhelm wähnte die Morgenrothe des seligsten, durch Thränen und Seufzer erflehten Tages dämmern zu sehen.

„Ich hätte nicht gedacht, Herr S . . ., daß Ihr Freund auch Gedichte geschrieben!" . . mit diesen Worten gab sie Wilhelm das Blatt zurück.

„Mi — wollte der erschrockene Dichter ausrufen; allein die Worte erstarben auf seinen Lippen. Ins Zimmer trat ein vornehmer aber grauer Mann, ein drei und sechzigjähriger Millionär.

„Baron M . . .!" stellte ihn Mina mit feinem Lächeln ihrem Gaste vor. „Mein geliebter Gemahl."

Charivari.

Besingen des Sanges.

Wenn einem recht öden Versstecher nichts einfällt, was er besingen könnte, so besingt er den Gesang. Das verschafft uns häufig die Unterhaltung, daß wir in Winkeljournalen lyrische Geldschnäbel ihr eigenes Gezirpe anpiepen hören, etwa unter dem Titel: „An meine Laute", „an meine Leier", „Sängerglück", „Sängers Habe" u. s. w. und der Genius des Gesanges schreibt immer mit sympathetischer Tinte darüber: Mottenfraß, Mottenfraß, Mottenfraß.

Das Journal Jormungandur.

Es geht ein Gerücht von Ohr zu Ohr: aus dem Schooße der Zeit wird sich ein Gigantenjournal loswinden, und dieses Journal wird seine Mutter die Zeit verschlingen. Einige Jahrhundertsriesen, Männer von gränzenlos encyklopädischer Errungenheit, sind seine muthmaßlichen Pflegeväter. Es wird den Namen der weltumgürtenden nordisch mythischen Schlange Jormungandur führen, da es alles Sein und Wissen umfassen wird. Man hat bemerkt, daß unsere Journale vorzüglich in der letzteren Zeit eine schlecht verhehlte Abspannung, ein banges, krankhaftes Ringen nach Lebenskraft gezeigt haben, das sich besonders in unheimlichen entsetzlichen Spässen und Witzen wie in wahnsinnigem Theatergeträtsche kund gab — nun werden diese Zustände erklärlich: es war der Journale schauerliche Todesahnung; denn ein Schluck und ein Druck, und das Journal Jormungandur wird die ganze periodische Presse, wie sie leibt und lebt, hinuntergewürgt haben — wohl bekomm's! dann wird es mit seinem endlos dehnbaren Schlangenleib immer größere Kreise ziehen und mit mächtigem Basiliskenzauber alles Leben und Weben auf Erden an sich reißen, bis es den ungeheueren Ring schließt, und die sublunarische Welt völlig umschlungen und gefangen hat. Dann erst, dann wird das Konversations-Lexikon, welches — nachdem es den Planeten Erde in den Stammbänden verschlungen, den im Gaumen hängen gebliebenen Rest in den Nachtragsbänden mit seiner Riesenzunge hinuntergestrichen, und den unermeßlichen Rachen schon hungernd gegen das Himmelsgewölbe aufgesperrt hat, — die gräßliche Gefahr, von der es bedroht ist, wahrnehmen; dann wird zwischen ihm und dem Journal Jormungandur der schreckliche Weltkampf beginnen, dem griechischen Gigantenkrieg, und der nordischen Götterdämmerung vergleichbar.

Hier nur einige schwache Andeutungen über die Eigenschaften des Journals Jormungandur:

Bilderbeilagen täglich mehr! Die erste Beilage wird sein die Abbildung eines antediluvianischen Kindes. — Die zweite aber schon die durch Liepmanns Oeldruck vervielfältigte Schleißheimer Bildergalerie, alles in goldenen Rahmen.

Humor! bald wird diese Zeitschrift alle Politik, Kunst und Wissenschaft in schöner Kindlichkeit weit von sich schleudern, und weinend vor einem Haideblümchen knien, bald im genialen Uebermuthe das europäische Staatensystem auf der Nase balanciren, und die Weltgeschichte zum Voltigirseil ihrer schwungfreudigen Phantasie machen.

Witz! Jeder, der diese Zeitschrift nur von weitem auf einem Tische liegen sieht, wird schon kirschbraun vor Lachen werden, die wirklichen Leser aber wird man in den Kaffeehäusern unter den Stühlen und Billards mit blauen Gesichtern und emporgestreckten Beinen lachtoll umher liegen sehen.

Neuigkeiten werden dem Leser in irrsinniger Geschwindigkeit zugeführt, ja oft wird der Leser Vorfälle früher erfahren, als sie sich ergeben haben, denn es ist bereits eine Anzahl somnambüler Mitarbeiter aufgenommen, welche in die Zukunft sehen.

Nach diesem Maßstabe wird alles Andere geformt sein.

Alles dies begibt sich auf Velinpapier von fabelhafter Feinheit.

Der Preis des Journals ist so niedrig, daß das Publikum ausrufen muß: das ist entweder Tugend oder Dummheit.

Da die Armenanstalten immer mehr überhandnehmen, so entfällt die Zahlung von Honoraren.

Bettina's Spiegel.

Bettina schreibt an Goethe, sie habe sich in ihrem vierzehnten Lebensjahre zum erstenmal in einem Spiegel gesehen. Als Münchhausen dies erfuhr, kaufte er diesen Spiegel, welcher sein Rasirspiegel wurde. Münchhausen rasirte sich folgender Art: Er packte seinen Bart sehr fest, und machte einen salto mortale. Dadurch wand er sich den Bart in einem Nu aus dem Gesicht. W—d.

Denkwürdiges Elementarereigniß.

Morter in Tirol, den 17. Juni. Der gestrige Tag war ein Tag des Schreckens und der Trauer für die ganze Umgegend. Um 4 Uhr Nachmittags fing es an zu donnern, schwarze Wolken zogen sich von allen Seiten zusammen, gleich darauf begann ein so heftiger Regen und Hagel, daß in einer halben Stunde von Schlanders bis zur Latscher Brücke aus allen kleinen Seitenthälern links und rechts die Muhren herabgingen. Besonders hart wurden die Weiler Goldrain und Vezan mitgenommen. Im letzteren ging sogar ein Menschenleben zu Grunde, und zwar der hochwürdige Herr Benefiziat. Er wollte bei herannahendem Gewitter den Wettersegen abhalten, und ging deßhalb mit dem Meßner, der ihm vergebens sich zu entfernen anrieth, in die Kirche; allein in wenigen Augenblicken wurde er von der Muhr sammt der ganzen Kirche überschüttet, und erst spät Abends gelang es, den Verunglückten durch eine von Außen gemachte Oeffnung todt aus der Sakristei herauszuziehen. Der Meßner hatte sich nur mit Noth in den Thurm gerettet. Die Kirche und die Kirchenparamente sind gänzlich ruinirt. Man kann sich den Jammer der unglücklichen Bewohner von Vezan vorstellen, welche in Zeit von einer halben Stunde ihren hochgeehrten Benefiziaten, die Kirche und den größten Theil ihrer Güter, sammt den zu den schönsten Hoffnungen

berechtigenden Früchten verloren. Nicht geringer war der Schaden, den die Muhren in Goldrain anrichteten. Ein bedeutender Theil der Gründe ist verwüstet; mehrere Stücke Vieh gingen zu Grunde, (in einem Bauernhause wurden zwei Ochsen sammt dem Wagen von der Tenne hinweg geschwemmt), mehrere Menschen konnten nur mit größter Lebensgefahr gerettet werden: darunter ein 95jähriger Mann, der vor dem ausbrechenden Gewitter auf einem Hügel in der Sonne gelegen hatte, und, von der Muhr ergriffen, bis in die Vezaner Aue unterhalb der Straße über Hügel und Mauern getragen wurde, wo es endlich zwei beherzten Männern von Morter, Johann Burger und Sebastian Kind, mit Mühe und Lebensgefahr gelang, ihn aus dem Schlamme lebendig und unbeschädigt hervor zu ziehen. Erst eine gerichtliche Schadenserhebung kann die erlittenen Verluste genauer angeben. (Aus dem Boten für Tirol.)

Notizen.

(Journalistik in Agram.) Die Agramer deutsche politische Zeitung wird von Ferdinand Rosenau vortrefflich redigirt. Nebstdem, daß sie das Wichtigste und Interessanteste aus dem Gebiete der politischen Ereignisse in dem kürzesten Zeitraume liefert, zeichnet sie sich besonders durch die Artikel „aus Serbien" und „von der türkischen Gränze" aus. Sehr viele Zeitungen, selbst die mit Korrespondenzen so reich versehene Augsburger allgemeine Zeitung, benützen jene gediegenen und schnellen Berichte über Serbien und die Türkei. Das belletristische Beiblatt: Luna enthält unterhaltende und nützliche Mittheilungen, wobei französische und italienische Zeitschriften benützt werden. Die Insertionsgebühr für das Intelligenzblatt beträgt 2 oder 4 kr. C. M. pr. Spaltzeile. Sowohl die Zeitung mit dem Intelligenzblatt, als die Luna erscheint wöchentlich zweimal. Man pränumerirt auf allen Postämtern mit 4 fl. C. M. halbjährig, mit 8 fl. C. M. ganzjährig. — Die ebenfalls in Agram erscheinende Zeitung: Ilirske narodne novine mit dem belletristischen Beiblatt Danica wurde schon öfter in „Ost und West" mit gebührender Anerkennung erwähnt. Der hochgebildete Redakteur derselben, Dr. Ludwig Gaj, hat sich durch die Gründung dieses Unternehmens ein unsterbliches Verdienst um die Literatur der südlichen Slawen erworben, indem der Dialekt, in welcher diese Zeitschrift geschrieben wird (mit der neuen Orthographie), für alle Ilirier, (Kroaten, Serben, Dalmatiner, Krainer ꝛc.) verständlich ist. Er ist unstreitig der schönste aller slawischen Dialekte, ja nach unserm Dafürhalten die schönste Sprache der Welt, indem sie das schönste Verhältniß der Vokale und Konsonanten hat, und weder weichlich noch hart ist. Diese Zeitschrift ist für Jeden, der sich jene herrliche Sprache aneignen will, unentbehrlich. Wer die unübertrefflichen Volkslieder der Serben in der Ursprache lesen will, braucht sich nur noch, wenn er diesen Dialekt versteht, die Schrift der nichtunirten Griechen anzueignen.— Die von Franz Suppan in Agram herausgegebene rein belletristische Zeitschrift Croatia, welche früher in Monatsheften unter Ed. Breiers Redaktion herauskam, erscheint seit 1. Juli d. J. wöchentlich zweimal, unter der Redaktion des dortigen Theaterdirektors Heinrich Bornstein. Bemerkenswerth ist, daß der neue Redakteur verspricht, „auch die „ungünstigsten Beurtheilungen der dortigen Bühne, selbst seines Wirkens als Direktor und Schauspieler, augenblicklich, unverändert, und ungekürzt aufzunehmen, wenn sich der Einsender nennt und in den Gränzen eines freimüthigen, krittischen Anstandes bewegt." Das ist ein Muster eines Theatredirektors! — Die Croatia kostet halbjährig durch die Post 2 fl. 24 kr. C. M.—Die Redaktion wird, dem Grundsatz folgend: „Besser fremdes Korn als eigne Spreu," nicht lauter Originalartikel liefern, sondern auch das Beste und Neueste aus Werken und Journalen entnehmen, aber dabei immer gewissenhaft die Quelle nennen, sich daher vor andern Redaktionen auszeichnen, welche ihre Spalten mit entlehnten Artikeln füllen, ohne je die Quelle zu nennen. Die Zeitschrift „Ost und West" könnte Manches hievon erzählen, da viele ihrer Originalnotizen ohne Angabe der Quelle von einer Menge Zeitschriften nachgedruckt werden. **R. G.**

(Frühreife.) Bei der letzten Kunstausstellung in Parma bewunderte man das Bildhauertalent des eilfjährigen Knaben Agostino Ferrarini. Er lieferte das Modell eines für sein zartes Alter höchst gelungenen Portraits, und den Entwurf zu einem andern. (Echo.)

(Denkmäler.) Das Denkmal auf dem Schlachtfeld bei Borodino ist aus Gußeisen. Der mittlere Theil bildet eine abgestumpfte, achteckige Pyramide; an den untern Theil lehnen sich acht Säulen, oben erhebt sich über einer Kugel ein vergoldetes Kreuz. Ein achteckiges Fußgestell und 5 Stufen dienen dem Ganzen zur Grundlage. In einer der Nischen, zwischen den Säulen, befindet sich das Bild des Erlösers, in den andern sieben Nischen Medaillons und Inschriften. Der Entwurf des Ganzen ist von Adamini, und das Denkmal gleicht keinem andern, denn es ist weder ein Obelisk, noch eine eigentliche Pyramide, noch eine Säule. Die Höhe beträgt 91 Fuß, die Säulen sind 11 Fuß 6 Zoll hoch. — Schill's halbkolossale Büste, von Stiglmaier in Erz gegossen, ein Geschenk des Königs von Baiern, ist in Braunschweig angelangt. — Man spricht von der Errichtung eines kolossalen Denkmals auf dem Schlachtfelde von Leipzig, zu dessen Verherrlichung jeder deutsche Staat seine ersten Künstler aufbieten soll. Ein kunstsinniger Prinz eines Staates vom ersten Range soll die Einleitungen zur Ausführung bereits getroffen haben, und Rauch wird das Ganze leiten. — Den tapfern Vertheidigern von Mazagran soll in Algier, und in Paris, und dem Capitän Lelièvre, dem Helden von Mazagran, in seiner Vaterstadt Malesherbes ein Denkmal errichtet werden. — Dem Herzog Espartero will man in Saragossa eine kolossale Denksäule aus Marmor, mit der Inschrift „Spaniens Pacificator" setzen. (Kunstbl.)

(Zur Erinnerung!). Der Hamburger Volksfreund schreibt: „Die Abholung der Asche des kleinen Korporals von St. Helena bringt nicht allein Frankreich, sondern auch Deutschland (?) in Bewegung; denn das gewöhnliche Tagesgespräch ist jetzt die Asche Napoleons. Diese Stimmung auch in Hamburg benutzend, haben die Herren Rochow und Kirchheim, Gastgeber zum letzten Heller*), sich ein paar allerliebste Ziegen, die mit einem Schiffe von St. Helena hier angekommen sind, zu verschaffen gewußt, die nun zur Ansicht ihrer Gäste und zur Erinnerung an Napoleon in ihrem Garten sich ihr Futter suchen."

(Hübsche Verse.) In Frankfurt am Main ist (1839) im Verlage des Verfassers eine Gedichtsammlung von Eduard Münster, unter dem Titel: „Campanelle," herausgekommen. Wir heben die ersten Strophen eines Gedichts „die Grabesrose" (S. 42) hervor:

„Seht, die Grabesrose
Sproßt so leis, so lose,
Sollten wohl in Keimen
Treue Geister weinen?
Holder Zephyr, kose
Wie die Grabesrose,
Sanfter bei den Schweinen
Ruht Sie sonder Weinen! —
Ruhe sanft, Du Treue ꝛc."

Deren buchstäblicher Abdruck für die etwa Ungläubigen hierdurch verbürgt wird. (Münchener „Deutsche Blätter.")

(Hübsches Kleeblatt.) In einer sächsischen Provinzialstadt wurde kürzlich Mozarts Zauberflöte mit folgender Besetzung gegeben: Tamino war einäugig, Pamina schief und höckerig und die Königin der Nacht alt und zahnlos.

(Hermannstadt, 20. Juni.) In dem benachbarten Markte Salzburg hat sich ein tragischer Fall ereignet. Ein achtzehnjähriges Mädchen liebte seit 3 Jahren mit leidenschaftlicher Glut einen armen Jüngling. Die Eltern des Mädchens wollten sie aber zur Heirath mit einem andern Manne zwingen, worauf sich das Mädchen vergiftete und ihr Geliebter sich auf ihrem Grabe erschoß.

(Satellit z. Siebenb. Wochenbl.)

(In Wien) ist ein neuer Ole Bull, Namens Neswadba, aufgetaucht. Er geigt und komponirt in der Manier dieses Matadors und wird in Wiener Blättern sehr gelobt.

(England.) Das Postporto ist jetzt in England so niedrig, daß neulich 13 junge Eichen mit der Briefpost von Wales nach Nottingham gesandt wurden, wofür das Porto 27 kr. C. M. betrug.

(Pesth. Tagebl.)

(Beethoven.) Endlich ist die längstversprochene Biographie Beethovens von Anton Schindler bei Aschendorff in Münster erschienen. Wir werden nächstens auf dieses Werk zurückkommen, in welchem es an Unwahrscheinlichkeiten nicht fehlt! **B. T.**

---

*) Da ein Gasthaus an der Moldau, vor dem Prager Spittelthore, zum „letzten Pfennig" heißt, so sieht man, daß es noch ziemlich weit vom letzten Pfennig bis zum letzten Heller ist. Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 59. Mittwoch den 22. Juli. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

An unser Jahrhundert.

Von Bernhard Stolz.

„Den Dank, Dame, verlang' ich nicht!"
Schiller.

Der Vorzug, in einer Zeit zu leben, die mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wieder gut zu machen sucht, was die Vorfahren verbrachen, indem sie den Propheten, die vordem gesteinigt wurden, ehrende Denkmäler setzt, die sogar mit begeisterter Pietät die Zeitgenossen in nur zwei Theile theilt, in Solche, welche Monumente erhalten, und Solche, welche sie erst später erhalten werden, — dieser hohe Vorzug, sage ich, legt Jedem die Verpflichtung auf, für die Ehre der Mitwelt nach Kräften zu sorgen. Es ist Schade, daß noch keine permanente Kommission für den Nachruhm besteht, bei welcher Jeder seine oder seiner Freunde Anrecht auf ein Monument etwa durch Einsendung eines curriculi vitae oder Verzeichnisses seiner verdienstlichen Handlungen, respektive noch verdienstlicheren Unterlassungen, geltend machen kann, denn dadurch, daß jedem Verdienste seine Krone, wie eine durch Aktien garantirte Prämie, zugesichert wird, entsteht für unser Jahrhundert die Gefahr eines um so strengeren Gerichts bei der Nachwelt. Zeitgenossen, bedenkt und beherzigt es: wenn kommende Geschlechter einst, den Schematismus des neunzehnten Jahrhunderts in der Hand, die Reihen der Monumente und erwiesenen Ehrenbezeigungen überblicken und auch nur Einen Namen ohne Zeichen finden, — und sie werden eifrig darnach suchen — werden sie da nicht Zeter schreien, und mit den Fingern auf uns deutend, ausrufen: „Ha! diesen haben sie vergessen, diesen allein! seine Verdienste schreien um ein Monument zum Himmel, er ist der Märtyrer seines Jahrhunderts!" Und, ich sage es Euch, sie werden ihm ein Denkmal errichten, um so viel die Vendomessäule überragend, als der Obelisk von Luxor das Hundemonument im Park des holländischen Dichters Veith*) überragt. Und dieses Denkmal wird dastehen, als sei es gesetzt zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts. Ich aber will mein Gewissen rein bewahren, feierlichst gegen diese Schande protestiren und nach Kräften Euere Ehre zu retten suchen, indem ich Euch Die nenne, die noch nicht den verdienten Lorbeer-Tribut erhalten haben. Meint Ihr etwa, ich nennte mich zuerst? — o nein, geliebte und verblendete Zeitgenossen, bewahre mich vor solcher Unbescheidenheit der Himmel! [Ich entgehe der Unsterblichkeit nicht; denn so Ihr meinen Wink nicht befolgt, so wird man mir, der diesen hochherzigen Gedanken hatte und anregte, der schrie, wie ein Prediger in der Wüste, aus Dankbarkeit ein Denkmal errichten, noch um einen halben Zoll größer, als das obengedachte.]*) Docebit exitus ingens, doch nun zur Sache.

Als ich Tags nach der Aufführung des Don Juan am Prager Schauspielhause vorübergehe, werfe ich einen Blick in die offenstehende Koulissen-Kammer. Barmherziger Himmel, was erblicke ich! aschgrau, grinsend, steif, mit Löchern im Bauche, die der unverschämte Zahn der Zeit, der Mäuse und der Motten gefressen hat, die Augen schmutzbedeckt, schaut ein Schimmel von hohem Gestelle auf mich nieder. Armer Geisterschimmel! seit Schauspielersgedenken trugst du die massive Gestalt des selig erstochenen Kommandanten, hörtest mit pappdeckelnem Ohre die ergreifenden Worte: Mörder, entweiche, laß die Todten in Ruh! — ach, deine Mörder, die Motten, die Mäuse, haben diese Töne nicht verscheucht! schier so lang, als unser Theater steht, flößtest du ästhetisches Grauen der horchenden Menge ein, locktest manche niedliche Nähterin und Leserin Spießischer Romane ins Haus, und jetzt — Wehmuth ergreift mich, vox faucibus haesit! O Theaterdirektoren, schaut in Euern dramatischen Rüstkammern nach, seht den Gaul des Kommandanten an, wie? verdient er nicht, daß Ihr seiner gedenkt? So hört ein ernstes Wort, Euch und der Welt zu Nutz wollte ich, es ginge in alle Welt. Setzt Euch unter einander in freundschaftlichen Rapport, bestimmt einen Tag, und an demselben möge auf allen deutschen Theaterzetteln zu lesen sein: Heute rc. aus schuldiger Dankbarkeit, zum Benefiz des Kommandantengeisterschimmels, mit brillanter Beleuchtung und Feuerwerk, Prolog, rc. Don Juan! rc.!! Setzt ihm — dem Schimmel — nach Abzug der Kosten, den Ueberschuß entweder als Gnadengehalt aus, oder, wenn er noch nicht, wie bei uns, dienstunfähig, und für den todten Kommandanten lebensgefährlich lahm geworden, so laßt ihn mit neuem leinenen Geisterfleisch beziehen und kaufet seinem Alter eine neue Stütze. Die

*) Im Park des Dichters Veith bei Zwolle sieht man auf einer Insel einen Miniaturtempel, unter dem des in Holland mehr seiner Gedichte als seines wankelmüthigen politischen Charakters wegen geachteten Dichters treuer Hund begraben liegt.

*) Einsender dieses ersucht die geneigte Redaktion, die mit [ ] eingeschlossenen Worte und diese Note mit einer Schwärze drucken zu lassen, die vor 1940 erloschen ist, weil der Unverstand ihm einst diese Prophezeiung als Unverschämtheit auslegen könnte, und er sich gerne den Ruf der Bescheidenheit bewahren möchte.

Weltgeschichte wird diesen Akt der Gerechtigkeit mit ehernem Griffel in ihr Blatt für unser Jahrhundert eintragen.

Nur Eins noch bitte ich: Schiebt, ihr edlen Männer, diesen Tag der Vergeltung nicht zu weit hinaus, denn der einzige Dank, den ich begehre, ist der, ihn zu erleben. Ich bin zwar noch jung: allein

— mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Schicksal schreitet schnell,

wie unter anderm auch viel erwähnter Schimmel längst bewiesen hat. Uebrigens erbiete ich mich allenfalls für genannte Ueberschüße der Benefizvorstellungen sämmtliche Schimmel in Pension zu nehmen und ihnen eine angemessene Fourage als Leibrente lebenslänglich zu gewähren und zu sichern.

(Kann fortgesetzt werden, wenn es Beherzigung findet.)

Böhmische Literatur.

Růže stolistá. *Báseň a prawda od F. L. Čelakowského.* (Die Centifolie, Dichtung und Wahrheit von F. L. Čelakowský.)

Die lyrische Poesie der Böhmen brachte in neuerer und neuester Zeit viel Ausgezeichnetes hervor, aber nur wenig, was der Centifolie Čelakowský's gleichgestellt werden könnte. Der Dichter legte auf den Altar des Vaterlandes eine frische Blume, duftig, farbig und unverwelklich. In ihren hundert Blättern birgt sich die Weltanschauung, das Gefühl und der Patriotismus eines Dichters, dem der Beruf vorbehalten war, seinem Vaterlande eine neue Poesie zu geben. — Čelakowský hat seine Centifolie in zwei Abtheilungen geordnet, deren jede fünfzig Blätter faßt. In der ersten Abtheilung tritt der Dichter durchgehends als Sänger der Liebe auf; die zweite Abtheilung schließt auch höhere Interessen ein. Zart und sinnig spricht der Liebende, bilderreich und kräftig spricht der Patriot, der Mann des Geistes und der That, sich in diesen Dichtungen aus. — Aus den vielen Blumen des Lebens, die dem begehrlichen Geiste zuwinken, hat ihn nur eine angezogen:

Das Herz frägt: Ist's nur eine Knospe?
Ist's eine Rose, aufgeblüht,
Halb schlummernd in der Schönheit Fülle,
Vom frischen Leben halb durchglüht? —

Was je ich sah, und fühlt' und dachte,
Wann mich dein Reiz erglühen machte,
Das hüll', o Centifolie mein,
An Traumesstatt sich in Lieder ein!

Ein reiches inneres Leben entfaltet sich in diesen Liedern. Neben Phantasiebildern, die nur hingehaucht scheinen, machen sich kräftige Gedanken geltend, neben weichen Gefühlen männliche Anschauungen. Das poetische Talent kündet sich besonders im Individualisiren allgemeiner Begriffe, worin Čelakowský Meister ist. Die schönsten Farben stehn ihm zu Gebote, das sinnige Wesen seiner Poesie weiß er in eine Form zu gießen, die in Bezug auf ihre Ausbildung nichts zu wünschen übrig läßt. Vor Allem aber ist hervorzuheben die sittlich reine Weltanschauung des Dichters, von keiner Gemeinheit getrübt, am wahrhaft Schönen festhaltend und es befördernd; daher die zarte Jungfräulichkeit seiner Liebe, die unbefangene und doch verschämte Sprache seiner Muse. — Hier einige Stellen:

Was eine Jungfrau sei? die zartste Blüte,
Die jemals aus der Erde drang;
Vom Menschen zum verklärten Engel
Der wunderbarste Uebergang! —

Ihr Augen, Augen! übermächtig
Gebietend meinem Herzen! ihr
Zwei Flammen, lodernd hell und prächtig,
Des Liebesheiligthumes Zier!

Sprecht, hat die erste Maiensonne
Der Welt euch beide schon umglüht?
Habt in des Paradieses Wonne
Als zarte Blumen ihr geblüht?

Habt unter lieblich mildem Glanze
Geweilet ihr im lichten Kranze
Der Sterne, an das Himmelszelt
In eurer Schwestern Kreis gestellt?

Stets glänzet meinem Geist entgegen
Im Zauberschein dein Angesicht;
Was Aug' und Ohr nur fassen mögen,
Wohl deinen theuern Namen spricht.

Dort aus den dichtverwebten Zweigen
Winkt lächelnd mir dein holdes Aug,
Hier wähn' ich, deine Lippen neigen
Sich lächelnd mit dem Rosenstrauch.

Und deinen süßen Namen trage,
Wo immer ich auch sei, bei Tage
Ich in das Blumendenkbuch ein,
Nachts in der Sterne lichte Reih'n.

Es wecket tiefere Gefühle
Ein Blick in dichter Baume Reih'n,
Weiß ich, daß in der Abendkühle
Ein Liebespaar dort weilt allein.

Und heiliger mir die Kapelle
Jetzt dort erscheint, dem Walde nah,
Seitdem ich ahn', daß jene Stelle
Zwei Herzen einst sich trennen sah.

Ich selbst wußt' nichts von Zaubermächten
In monderhellten Sommernächten,
Bevor ich eine solche Nacht
Mit meinem Täubchen hold durchwacht.

Erhabener aber wird des Dichters Sprache, kühner der Flug seiner Phantasie, wo er das Leben, die That, das Vaterland besingt! Hier wird der Dichter oft zum Seher. Sei es Schmerz oder Lust, Täuschung oder Wahrheit, was ihn durchdringt, immer tönt es voll und kräftig aus seinem Innern wieder. Er weckt zur Thätigkeit:

Frei mag das Schicksal sich berathen,
Ob's uns zu Dienern macht, zu Herrn;
Es bleibt doch Raum genug zu Thaten
Für Jeden, dem die Lust nicht fern.

Vergessen sein! dem wüsten Lose
Ist selbst der Träge zugerannt;
Doch wohl Dem, der nur eine Rose,
Ein Blatt gepflegt fürs Vaterland!

Ueber die National-Sprache der Böhmen spricht sich Čelakowský auf folgende Weise aus:

Dem muth'gen Roß gleicht unsre Sprache;
Ihr Bau so herrlich und so kühn!
Dem Sohn der Freiheit gleich fliegt zwanglos
Den unbeschränkten Raum sie hin!

Das Haupt stolz in den Lüften tragend, —
Dem Aug entsprühen Blitze wild, —
Und Funken aus den Mähnen schleudernd;
Doch weich in Seidenglanz gehüllt!

Die Eilende mit Wirbelwinden
Sieht spielend man zur Ferne schwinden;
Doch wo sie ruhig fort sich trägt,
Im Griechentakt ihr Bau sich regt.

Die schönsten, begeistertsten Lieder aber hat er seinem Vaterlande gesungen. Er beginnt:

Du theure Mutter großer Männer,
Schweiß-, Blutgetränktes, heil'ges Land!

Welch Wunder! daß nach solchen Stürmen
Dein Volk nicht ganz vom Schauplatz schwand! —

Die äußere Ausstattung des Buches ist dem Inhalte angemessen. Es ist eine der schönsten Gaben der neuesten böhmischen Literatur, von einem der fruchtbarsten und talentvollsten Dichter unseres Vaterlandes geboten. Das Werk verdient allgemeine Anerkennung und die vielseitigste Verbreitung.

Karl Sabina.

Prager Bühne.

Den 13. Juli: „Der Pariser Taugenichts." Dem. Enghaus Louis.

Die hier gesehenen Darsteller des Louis, Hr. Dietz und bei seinen Gastdarstellungen Hr. Fichtner, erfreuten sich eines so entschiedenen Erfolges in dieser Rolle, daß es immer schien, als wäre sie durchaus nur durch einen jugendlichen Liebhaber zu besetzen. Dem. Enghaus hat uns von dieser Idee zurückgebracht. Ihr Louis ist eine so vortreffliche Leistung, daß wir wünschten, Dem. Enghaus möchte selbst mehr Vertrauen in sie setzen; sie würde dabei nur gewinnen und nicht mehr mit dem Effekte so ängstlich sparen, als jetzt. Die Situationen, in denen uns Louis anfangs vorgeführt wird, sind komisch, erst später werden sie ernst. Nur die Wiederholung schwächt den Effekt, der Kontrast verstärkt ihn. Dem. E. hatte also gar nicht nöthig, so sehr für die Steigerung besorgt zu sein, und könnte ganz frei all die schönen Mittel in Anwendung bringen, die sie wirklich besitzt, und die es ihr möglich machen, auch in dem komischen Theil dieser Rolle entschieden durchzugreifen. Dies wünschten wir im 1. Akt, aber vom 2. angefangen ließ Dem. Enghaus nichts mehr zu wünschen übrig. Wir hatten nicht gedacht, daß die leicht hingestellte Theaterfigur eines gutmüthigen Wildfangs einer so tiefen psychologischen Nuancirung fähig sei, als der geschätzte Gast ihr wirklich verlieh. Sonst thut die Situation für Louis das Beste; durch sein kindisches und doch kindliches Wesen schmeichelt er so lange, bis wir ihn lieben; diesmal zeigte er Charakter, er imponirte so zu sagen, und doch trat Louis nicht unbescheiden allein in den Vordergrund, er ordnete sich vielmehr dem Ganzen unter und gewann — mit dem Ganzen. Die Gestalt, die tiefen, sonoren, doch angenehmen Töne ihres Organs, das sie mit Sicherheit beherrscht, sind Aeußerlichkeiten, die der Darstellerin allerdings sehr zu Statten kamen; aber vorzugsweise ausgezeichnet ist Dem. E. durch jene innere Wahrheit, mit der sie das Knabenleben in seiner bedeutsamsten Epoche — in der Uebergangsperiode zum Jünglingsalter erfaßte. Verdanke sie nun die Kenntniß jener Zustände häufiger und aufmerksamer Beobachtung, oder auch nur der Phantasie (beide können hier zum Richtigen führen), so viel ist gewiß: Haltung, Bewegung, Gang, Geberde — Alles schien der Natur abgelauscht, war veredelt wiedergegeben, und mehr als ein Zuschauer glaubte unwillkürlich, ein ihm werthgewordener Jüngling habe der Seelenmalerin zu diesem Portraite gesessen. Möge Dem. E. uns noch durch gleichgelungene Leistungen erfreuen, das Publikum wird sie gewiß mit eben so warmer Theilnahme aufnehmen, als es der Künstlerin in der Vorstellung des 13. d. M. schenkte, oder richtiger gesagt, zollte.

Die Besetzung der andern Rollen ist bekannt, und insbesondere Herrn Bayers gediegene Darstellung des Morin in diesen Blättern bereits gewürdigt. Nur Mad. Binder als Baronin war neu, und dem Publikum wie immer sehr willkommen.

15. Juli „Griseldis." Dem. Enghaus die Titelrolle.

Der Charakter der Griseldis spricht sich in Halms lieblicher Dichtung so offen, so kindlich einfach aus, daß der Darstellerin fast gänzlich die Gelegenheit benommen ist, jene Fähigkeit zu bekunden, die den werthvolleren Theil des Darstellungsvermögens ausmacht — die Fähigkeit, den Charakter nach all seinen Richtungen, nach seiner Licht- und Schattenseite zu erfassen, und ihn aus zerstreuten einzelnen Zügen zu einem kunstvollen Ganzen zu gestalten. Der Dichter hat in dieser Hinsicht alles selbst gethan, und dem Verkündiger seines Wortes nichts mehr zu thun übrig gelassen. Man muß es billigen, daß Dem. E. uns die Griseldis erst dann vorführte, nachdem sie sich schon früher in andern Rollen als eine äußerst denkende Schauspielerin bewährte. Erst dann war es an der Zeit, durch die Darstellung eines so klar ausgesprochenen Charakters, wie Griseldis, zu zeigen, daß sie auch in der Ausführung jeder Aufgabe gewachsen und den renomirtesten künstlerischen Notabilitäten der Jetztzeit ebenbürtig sei. Dem. E. erfreute sich auch wirklich als Griseldis der beifälligsten Anerkennung, und blieb auch in dieser Rolle ihrem Prinzipe treu, sich die Effekte für den Schluß zu sparen. Damit wollen wir jedoch keineswegs das Verdienst des Gastes in den frühern Akten, in denen so viel des Ausgezeichneten geboten wurde, verkennen; wir wollen damit nur sagen, daß es der fünfte war, in welchem D. E. den meisten Darstellerinnen der Griseldis überlegen schien. Die letzten Akte dieses Schauspiels wurden diesmal vom Publikum mit einer ungewöhnlichen Wärme und Theilnahme aufgenommen, was wohl vorzüglich dem seelenvollen Spiel der Dem. E. zuzuschreiben ist.

17. Juli „Frauenehre." Drama in 5 Akten nach dem Spanischen des Trurillo von Dr. Bärmann. Dem. E. Donna Maria.

Dieses Drama wäre ein jeder Direktion willkommenes Kassastück, wenn es eben so viel Einnahme machte, als es wirklich Langeweile macht. Nach dieser vorausgeschickten kurzen Versicherung entfällt die Nothwendigkeit einer Detaillirung der Handlung so ziemlich. Sie würde höchstens darthun, daß ich dem Stück durchaus nicht Unrecht thue, desto größer aber wäre das Unrecht gegen den Leser. Wir wollen die Erzählung der Fabel sammt der Beurtheilung dieses Drama's bei der zweiten Aufführung nachtragen. Wir hoffen, daß der Zeitpunkt der Erfüllung dieses Versprechens in eine Zeit fallen werde, wo es gar keine Zeit mehr gibt. Dem. E. wurde (wenn wir doch auch über die Darstellung sprechen sollen) mehrere Male gerufen, auch Hr. Bayer. Sie empfingen diese Auszeichnung nach denselben Grundsätzen, nach denen der Arzt seine Bezahlung empfängt, wenn auch der Kranke stirbt; er that, was in seinen Kräften stand; den widrigen Erfolg der Kur hat er nicht zu verantworten.

—rer.

Notizen.

(Kleinkinderbewahr-Anstalten.) Die im Jahre 1802 durch die Fürstin Pauline von Lippe-Detmold eingeführte Kleinkinderbewahr-Anstalt war nicht das erste Institut dieser Art in Europa. Schon vor 200 Jahren hatte der als böhmischer Nationalschriftsteller wie als Pädagog gleich große Amos Komenský in seinen Opera didactica die Kleinkinderbewahr-Anstalten anempfohlen, und eine solche in Ungarn eingerichtet.

K. S.

(Literatur.) Von der in böhmischer Sprache von Joh. Swoboda, Lehrer an der Prager (Muster-) Kleinkinderschule am Hradek, verfaßten und herausgegebenen Anleitung zum Unterrichte in Kleinkinderbewahr-Anstalten ist so eben zu Warschau eine polnische Uebersetzung von Nowosielski erschienen; ins Dänische wurde das Werk von P. Ackermann übertragen, und auch eine russische Bearbeitung dieser Schrift soll in Kurzem veröffentlicht werden.

K. S.

(Strojews Tod.) Die russische Literatur und die Wissenschaften überhaupt erlitten so eben in dem Tode des jungen Sergij Michajlowič Strojew einen bedeutenden Verlust. Er war ein Mitglied der archäologischen Kommission und ein leidenschaftlicher Freund historischer Studien, und starb am 3. Juni l. J. zu Moskau im 25. Jahre seines Alters. In der russischen Literatur war er unter dem Namen Skromnenko bekannt.

K. S.

(Karlsburg in Siebenbürgen.) Hier sind zwei junge Albino's (auch Kakeelaken genannt) Hr. Barnabas und Dem. Roller zu sehen. Sie sind Christen, von kleiner Statur, und sprechen deutsch. Man rühmt ihre Schönheit. Sie werden sich nach Kronstadt begeben, und von da wahrscheinlich über Pesth und Wien ihre Reise nach dem übrigen Europa fortsetzen.

(Hiller's) Oratorium „die Zerstörung Jerusalems" ist auch in Frankfurt am Main unter der Leitung des Komponisten mit großem Beifall aufgeführt worden. Der vollständige Klavierauszug ist bereits in Leipzig bei Friedrich Kistner in einer eleganten Ausgabe erschienen.

B. S.

(Gräfenberg.) Nach der „Moravia" waren am 27. Juni in Gräfenberg: 326 Kurgäste, 81 Diener; in Freiwaldau: 250 Kurgäste, 169 Diener; in Lindewiese: 10 Personen, also in Allem: 836.

(In Raab) wurde zu Ehren der Hofschauspielerin Dem. Denkee, welche dort einen Gastrollencyklus gab, hinter dem Schauspielhause ein Feuerwerk abgebrannt. Das nenn' ich doch den feurigsten Enthusiasmus!

(Neue Erfindung.) Der Hofbuchdrucker Rösel in München hat eine Methode ersonnen, mittelst welcher lithographische Abdrücke auf jeder Buchdruckerpresse bewerkstelligt werden können. Er nennt diese Erfindung: Litho-Stereotypie.

(Nach Westen!) Seit dem 1. Jänner d. J. haben sich in Havre etwa 11,000 Auswanderer nach Amerika eingeschifft.

(„Ost und West" Betreffendes.) Die Zeitschrift „Ost und West" erfreut sich fortwährend von Seite anderer Journale der freundlichsten Theilnahme. So wird in der „Schaluppe zum Dampfboot" „Ost und West" ein allgemein als gediegen anerkanntes Blatt genannt,

und allen Lesezirkeln empfohlen; das Juniheft der in München erscheinenden „Deutschen Blätter“ (welches Journal höchst achtungswerthe Mitarbeiter besitzt), bringt eine sehr günstige, bis ins Einzelne gehende Beurtheilung der ersten 4 Monate von „Ost und West“ 1840, und der geistvolle, ungemein thätige Mitarbeiter des Pesther Tageblattes, Hr. Adolf Neustadt sagt in einer Kritik der Pesther Kunstausstellung: „Ich schließe diese Einleitung, indem ich Künstler und Kunstfreunde, die sich über den heutigen Zustand der Malerei und verwandter Zweige, besonders in Wien, gründlich belehren wollen, wiederholt auf einen herrlichen Aufsatz von Hrn. Ludwig Mielichhofer in Glasers Zeitschrift „Ost und West“ verweise. Seit lange ist in der deutschen Journalistik kein so erschöpfender und gediegener Artikel über Maler und Malerei erschienen.“

(Lißka in Ungarn.) Ein Augenzeuge erzählt, daß der Sturm, welcher am 24. Juni auf einer Strecke von ungefähr 40 Meilen wüthete, diese Ortschaft dermaßen zerstörte, wie dies weder Feuer noch Erdbeben hätte bewirken können. Kein einziges Haus blieb unbeschädigt, ganz zusammengestürzt sind hundert Häuser, die festesten Gebäude wurden unbewohnbar, die Dächer und Thürme der beiden Kirchen sind ruinirt, die drei Kirchen in Olaszi, von denen eine sehr alt ist, stehn ebenfalls ohne Dach. Eine vor der Wohnung des Hrn. Gabriel von Longai befindliche mannsdicke Espe hat der Wind ganz umgedreht, in der Mitte aus einander gerissen und den abgerissenen Theil einige Klafter weit weggeschleudert, vielen Häusern die Dächer abgerissen und 10—12 Klafter weit weggetragen. In dieser Gegend allein wurden die Thürme von 11 Kirchen, so wie das neuerbaute Schloß zu Sárospatak gänzlich zerstört. — In Jósefsalva fand ein gemeiner Husar unter den Trümmern einer Scheune sein Grab. — (Pesth. Tageblatt.)

(Csoma von Körös) der bekannte magyarische Linguist, der in Kalkutta ein tibetanisch-englisches Wörterbuch und eine tibetanische Grammatik herausgegeben hat, bekleidet jetzt ein Amt beim dortigen asiatischen Institute, und will nicht eher in seine Heimath zurrückkehren, bis er Tibet durchreist hat, und reicher geworden ist.

(Erfurt.) Der Soller'sche Musikverein führte am 31. Mai ein melodramatisches Gedicht, „Friedrichs Ehre“ von L. Hillenberg, Musik von F. Held auf. Der Text hat Friedrich den Großen zum Gegenstand. Der Verfasser ist wahrscheinlich der nämliche Dichter, der unter dem Namen Ludwig von Erfurt das gelungene Gedicht: „Die Mähr von den drei Inseln“ herausgegeben hat, welches vor Kurzem in einer neuen Auflage erschien.

(Neue Zeitschrift.) Mit dem 1. Juli d. J. erscheint in Berlin unter dem Titel: „Allgemeines Organ für die Interessen des Kunsthandels“ ein Wochenblatt für Kunsthändler, das längst ein Bedürfniß war. Redakteur und Herausgeber ist H. A. Hofmann, ein vielseitig gebildeter, tüchtiger junger Mann mit vollständiger praktischer Kenntniß des Kunsthandels. (Planet.)

(Nikolaus Lenau), der treffliche Dichter, wird sich in Schwaben ankaufen.

Böhmische Stadt- und Land-Chronik.

(Prag.) Nicht leicht hat ein Todesfall eine so schmerzliche Theilnahme in allen Gesellschaftskreisen unserer Hauptstadt erregt, als der des Hrn. Alois Kleinwächter, Dr. sämmtlicher Rechte und (früher) Supplenten der Lehrkanzel des österreichischen Privatrechts an der Prager Universität, welcher in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli nach einem 16tägigen Krankenlager am Nervenfieber in einem Alter von 33 Jahren starb. Der Verewigte erfreute sich einer allgemeinen und verdienten Achtung, denn er war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter junger Mann. Nebstdem, daß er seinem Berufe mit Talent und Fleiß lebte, brachte er auch manches Weiheopfer auf den Altar der geistigsten aller Künste, der Musik. Seine Kompositionen sind bekannt, sie haben auch im Ausland die größte Anerkennung gefunden, und werden seinen Namen auf die Nachwelt bringen. Da er in einer Familie aufwuchs, welche von jeher die Kunst mit großem Eifer pflegte (sein geachteter Vater ist ein ausgezeichneter Violinspieler), so hatte sich sein Talent frühzeitig entwickelt. Schon vor mehreren Jahren war sein einziger Bruder, ebenfalls in der Blüte des Lebens, gestorben, und tiefgebeugt steht nun der Vater am Grabe seiner Hoffnungen! — Dem Vernehmen nach sind zwei juristische Abhandlungen und größere Kompositionen des Verewigten: ein concertantes Quartett für 2 Violinen, Viola und Violoncell (bei Breitkof und Härtel) und Gesänge für 4 Männerstimmen (bei Hofmeister) unter der Presse.

R. G.

(Neue Wasserheilanstalt.) Eine solche wurde vor Kurzem in Tiefenbach, auf der Herrschaft Morchenstern, am Fuße des Riesengebirges, gegründet. Das dortige Quellwasser soll ganz geschmacklos, ohne irgend einen mineralischen Zusatz sein. Auch sind daselbst Dampfbäder errichtet. Nach dem Bericht eines Reisenden, dem wir diese Notiz verdanken, befinden sich jetzt 30 Kurgäste in Tiefenbach. Da die Gegend sehr reizend, und der Gasthof wohl eingerichtet ist, so dürfte diese Anstalt bald einen bedeutendern Ruf erlangen.

G.

(Industrie.) Die bisher in Trautenau und der Umgegend mit gutem Erfolg entstandenen kleinen Fabriken der Flachsspinnerei auf Maschinen haben einen unserer größten Güterbesitzer veranlaßt, in der Nähe des Riesengebirges ein großartiges Etablissement für diesen allenthalben lohnend gewordenen Industriezweig zu errichten, wodurch unsere, schon seit längerer Zeit rückgängige Leinenmanufaktur erneuerte Kräftigung erlangen dürfte. Die durch den gesunkenen Leinwandhandel, so wie durch vermehrten Bezug des ausländischen Maschinengarns so hart bedrängten Spinner des Riesengebirges werden statt des bisherigen kümmerlichen Verdienstes von ungefähr 3 kr. C. M. täglich in der Spinnfabrik zahlreiche Unterkunft und einen ungleich größeren Lohn erhalten, die Weber werden anstatt des Handgespinnstes, welches wegen Ersparung des Zolles bisher noch sehr benützt wurde, nunmehr das einheimische, ebenfalls zollfreie, sehr egale Maschinengespinnst häufiger benützen, und eine mehr gleichartige Waare als bisher liefern können, die eben ihres besseren Aussehens wegen größeren Absatz finden, und sowohl ihre eigene Beschäftigung wie den Aufschwung des gesammten Leinwandhandels vermehren wird. (Allg. Zeitg.)

(Pilsen.) Am 5. Juli haben hier einige absolvirte Zöglinge des Prager Konservatoriums ein Konzert im Theater gegeben. Die Herren Witek, Lewy, Ullmann, Knobloch, Pilat und Smita spielten auf 6 Waldhörnern 3 Piecen, welche mit größtem Beifall aufgenommen wurden. Hr. Rudolf Slawjk, Bruder des berühmten Joseph Slawjk (S. die in den Nummern 53—58 von „Ost und West“ mitgetheilte Novelle), trug zwei Violinkonzerte vor, und erhielt ebenfalls laute Anerkennung. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß Hr. Raimund Dreyschock, Bruder des berühmten Pianisten Alexander Dreyschock, ein ausgezeichneter Violinspieler ist, dessen Leistungen in den letzten Konzerten des Prager Konservatoriums einen außerordentlichen Beifall gefunden haben.

(Kuchelbad.) Schon im vorigen Jahrgang von „Ost und West“ wurde erwähnt, daß der Hr. Med. Dr. Kanzler beabsichtige, in dem eine Stunde von Prag gelegenen Kuchelbad ein Wasserheilanstalt ganz nach Gräfenberger Art (mit Sturz- und Regenbad rc.) zu errichten. Dies ist nun geschehen, und mehrere Kranke bedienen sich bereits unter Leitung des genannten Herrn Doktors mit Erfolg dieser Kurmethode. Bekanntlich hat Kuchelbad nebst einem reinen Quellwasser auch eine Mineralquelle mit Kalk-, Eisen- und Schwefelbestandtheilen, welche in frühern Zeiten besonders gegen alle Arten von Hautausschlägen sehr fleißig benützt wurde. Vor ungefähr 30 Jahren soll man an manchen Tagen 600 Bäder gebraucht haben, wodurch eine bedeutende jährliche Einnahme erzielt wurde. Es hat allen Anschein, daß dieses Bad wieder in größere Aufnahme kommen wird. Schon die ungemein reizende Lage desselben mit den herrlichsten Aussichten auf das reiche Moldauthal eignet es zu einem höchst angenehmen Landaufenthalt, und der Bau mehrerer Häuser würde sich gewiß lohnen, da er ein wahres Bedürfniß ist. Kuchelbad ist auch für den Botaniker, Geognosten und Mineralogen höchst interessant. Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Unterzeichnete, daß er schon vor mehreren Jahren deutliche Analcim- und Albit-Krystalle in dem Uebergangsgrünstein, der dort mächtige Massen bildet, gefunden hat. Dieser enthält auch Laumonit und Kalkspath. Andere Vorkommnisse in dem dortigen Gebirge sind: Brauneisenstein, Kalktuff, Gyps, und in der Nähe von Kuchelbad Versteinerungen, Alaunschiefer rc.

Rudolf Glaser.

Hiezu die Beilage Nr. 12.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Bilder aus Polen.

Von Wilhelm von Waldbrühl.

Volkstrachten.

Hat man die bedeutendsten Städte Europa's durchschwärmt und zuletzt an der einförmigen Außenseite der Tracht des Volkes, das in Wien und London, in Paris, Mailand und Berlin mehr oder weniger in demselben Schnitte zugestutzt einherschreitet, Langeweile und Eckel erschaut, so versetzt einen das bunte Gewühl des Ostens, des russischen Reiches, in neues Staunen, und vor allem bietet Warschau einen eigenthümlichen Reiz der verschiedenartigsten entgegengesetztesten Außenseiten, indem es Sitte und Trachtwesen mehrer Stämme, mehrer Völker, ja mehrer Welttheile vereinigt. Der polnische Büegerstand ist zwar ein aus Deutschland hinübergezogener, und hat aus seiner Heimath auch den Sinn für die aus Paris jährlich einwandernde, seuchenartig heerschende Mode mitgebracht, und der Adel, der sich immer mehr verbüegert, hat damit auch sein Aeußeres abgelegt, aber dennoch zieht manchmal ein alter Schlachtschütze (entweder von Schlachtschütze: Ritter, oder von Geschlecht: Schlachta, das polnisch und deutsch mit Adel gleichbedeutend) durch die Stadt, ähnlich einem Gespenste verschwundener Jahre, und zeigt den Söhnen das Bild ihrer Väter, dem sie so unähnlich geworden, nicht weil ein russisches Verbot (wie falschlich ausgesprengt war) sie hindert und hemmt, sondern weil die Neusucht sie hinreißt; auch der Bauer ist jetzt noch immer in der Hülle der alten Sturmzeit Polens gekleidet.

Die Tracht des Adels ist herrlich, malerisch, und eben so geeignet, dem Manne Haltung und Würde zu geben, als ihn gegen Wind und Wetter zu schützen. Der Oberleib ist nämlich in einen hell- odee buntfarbigen seidenen Kittel, Schupan, gehüllt, der bis zu den Knien hinunterreicht, indeß die Beine in weite Beinkleider gehüllt sind, und die Füße in farbigen, rothen oder gelben Halbstiefeln stecken. Ueber den Schupan nun trägt der vollständig gekleidete Pole den Kontusch, einen dunkeln, nur etwas längeeen Ueberrock, dessen Aermel in der Mitte aufgeschlitzt, so daß er bequem, wie Laune, Arbeit oder Witterung gebeut, den Arm heraus- oder hineinstecken kann. Sind die Aermel angezogen, so lassen sie durch den Schlitz das farbige Seitengewand durchschimmern; sind sie leer, so flattern sie auf dem Rücken des Pan, was ihm beim Tanze wie beim Ritte einen eigenen heldischen Anstand gibt, an den weder der Dolman des Ungarn, noch der Mantel eines Spaniers hinanreichen dürfte. Beide Kleider sind über der Hüfte duech einen breiten, reich mit Gold gestickten Gürtel („Pas“) zusammengehalten, der ebenfalls ein nothwendiges volksthümliches Bedingniß des Anzuges ist, und den Pallasch ersetzt, der sonst von diesem Anzuge eben so unzertrennlich war. Statt des Hutes trägt der Adelige die vierzinkige Mütze, um welche sich gewöhnlich ein schmalee Pelzrand als Verbrämung hinzieht, auf der aber nicht selten eine kurze schmucke Pfauenfeder angebracht ist. Seltsamer Weise tragen jene altgekleideten Reckenbilder ihre Köpfe wie Türken geschoren, und nur auf dem Hinterkopfe einen einzeln stehenden Haarzopf, welcher an asiatische Abstammung erinnert, wiewohl die Sage diese Sitte von einem König und seinem Gelübde heeleitet. Einem König, heißt es, waren alle Erben gestorben, außer einem Sohne, welcher seit lange den Klosterstand gewählt; der heilige Vater erließ nun diesem sein Gelübde, damit das Geschlecht fortbestehen konnte, und aus Dankbarkeit schor sich der polnische Adel seit jenee Zeit den Kopf so kahl, wie der Königs-Mönch ihn getragen. Fehlen ihm die Kopfhaare, so verwendet der Schlachtschütze desto mehr Sorgfalt auf seinen Schnurbart, den er in jeder Musterzeit, besonders aber bei Gastereien, wenn alte herrliche Zeiten zur Sprache kommen, in die kühnsten Löckchen aufdreht.

Die Bauern, wiewohl sie im Hauptzuschnitte ihrer Teacht sich gleichen, haben doch nach den verschiedenen Wojewodschaften einzelne Farbenabstiche und Meekzeichen in ihren Anzügen; alle aber tragen ihr Linnenhemde wie einen Schupan über der weiten Linnenhose, und gürten den darüber gezogenen blauen oder grünen Ueberrock, der mit seinem rothen Futter und Aufschlägen der Kriegertracht des 17. Jahrhunderts nahe kommt, mit einem breiten ledernen, mit kupfernen Heftchen, Ringen und Schnallen reich belasteten Gürtel. Die Bauern der reichen Landschaften tragen Halbstiefel, jene der ärmeren Bastschuhe; die der Krakauer Umgebungen verdoppeln den mit rothen und weißen Schnüren besetzten Kontusch mit einem eben so bunten Pilgerkragen, der ihnen in der That allerliebst läßt. Für die rauhere Jahreszeit haben sie noch einen Kontusch von einem filzähnlichen Stoffe, für den Wintee aber den Schafpelz, dessen Wolle nach innen geteagen wied, und dessen Lederseite gleichfalls mit den buntesten Läppchen in den seltsamsten Gebilden benäht ist, so lange nicht der Schmutz die Arbeit des Meisters unkenntlich gemacht. Bei deutschen Völkern waren lange Haare Schmuck des Adels, das Scheeren von jeher Zeichen der Dienstbarkeit, bei den polnischen galt das Umgekehrte; wie die Adeligen ehedem sich schoren, so teagen die Bauern alle lange Haare, die gewöhnlich sehr struppicht auf die Schultern fallen, unter denen nicht selten der Weichselzopf gorgonische Verschlingungen knüpft; wie denn ein polnischer Arzt die Krankheit in dem hellenischen Medusenhaupt und seiner Fabel wieder erkennen will. Wahrscheinlich ist es, daß die deutsche Benennung, beiläufig gesagt, nicht von dem Worte Weichsel, sondern Wichtel, Zauber, abstammt, und daß jenes Uebel auch anderswo bekannt, obschon in Polen vorzüglich heimisch ist.

Was die Kleidung der Frauen anbelangt, so ist bei dem Adel keine Spur der alten Tracht geblieben, sondern alles von pariser Moden verdrängt worden, außer der Kotschubaika, dem Ueberrocke, der unter der Brust gegürtet wird, und kaum bis über das Knie reicht, wie er auch den Oberarm nicht ganz bis zum Ellenbogen einhüllt. Gewöhnlich ist dieses Kleid warm gefüttert und mit Pelzwerk verbeämt, und ungemein geeignet, den Wuchs vortheilhaft hervorzuheben. Die Bäuerin trägt im Sommer bei ihrer Arbeit beinahe nichts, als ihr Hemde, weiß sich aber doch zum Kirchgange so zu schmücken, daß man Mühe hat, die Frohnin der Werktage in ibr zu erkennen. Ihr Kopf ist dann mit einem bunten Tuch turbanartig umschlungen, das früher überall, wie noch jetzt in einigen Gegenden, weiß wae, dahee die Frauen überhaupt Bialoglowe (Weißköpfe) genannt werden. Auf dem Tuche sind Goldflitter, künstliche oder natürliche Blumen angebracht, ja letztere bei hohen wie niedern Feauen so gesucht, daß, so lange Blumen blühen, jedes Madchen eine im Haar trägt, und daß man in den Damenkeeisen der besuchten Bäder die Polin leicht an den im Gelock blühenden Nelken oder Rosen erkennen kann. In der Gegend von Krakau wird dieses weiße Kopftuch gleich über der Stirn gebunden, so daß die aufgesteiften Tuchzipfel wie ein Paar Kuhhörner über das Vorhaupt ragen, was beim ersten Anblick sehr seltsam scheint, aber den schönen Kindern durchaus nicht übel läßt. Der Hals ist bei allen Frauen mit waheen oder falschen Korallenschnüren reich verziert, über die Brust gewöhnlich ein hellfarbiges Wämmschen geknöpft; eine Schürze

fehlt nie, nur wissen die Polinnen sich derselben auch als Mäntel zu bedienen, und tragen sie, wenn sie ausgehen, immer nach Art spanischer Mäntel in den Nacken gebunden. Ein Drittel der polnischen Bevölkerung besteht aus Juden, folglich bilden diese Kinder Israels mit einen Hauptbestandtheil in dem bunten Gedränge, obschon sie für sich betrachtet die einfachste und ärmste Kleidung haben. Die Männer nämlich, die gewöhnlich einen breitkrämpigen deutschen Hut tragen, unter dem lange Ringellocken hervorquellen, sind in lange dunkle Seidenröcke gegürtet, welche ihnen bis auf die Knöchel reichen, und haben außer ihrem langen, über die Brust herunter fallenden Barte keine Auszeichnung weiter, indeß die Weiber den Bürger- oder Baurrfrauen gleichkommen, wenn ich den Kopfputz, die Hauben ausnehme, welche freilich etwas Alttestamentarisches in ihrem Schnitte haben, und sicherlich einst um den Jordan getragen worden, indem sie mit keiner hiesigen Tracht übereinstimmen. Ueber den Ohren entfalten sie eine Art Flügel von Pelzwerk, reich mit Perlen gestickt, und von der Stirne nach hinten zu tragen sie ein hahnenkammartiges, gefaltetes, rothes Tuch, wovon ich Aehnliches noch nirgends angetroffen. Auch die Jüdinnen lieben den Hals zu schmücken, aber nicht mit eitlem Flitter, sondern mehr mit werthvollen Putzstücken, und machen dergestalt aus Hals und Busen eine sichere Lade der Sippenschätze. Perlen und Kleinode sind keine Seltenheit bei ihnen, eben so schwere goldene Denkmünzen, von denen die meisten wunderbarerweise noch die Prägung des unglücklichen, enthaupteten, französischen Ludwigs tragen. Ihre Gesichtszüge zeichnen die Juden hier mehr als irgendwo aus; doch weiß ich nicht, ob es reine Gesichtbildung oder Wirkung des Bartes ist, daß unter ihnen so viel schöne Apostelgesichter auffallen, so daß es einem neuen Leonardo nicht schwer fallen könnte, hier ein Dutzend Köpfe für sein Abendmahl zu finden; auch unter den Frauen begegnet man recht lieblichen, frischen, glutäugigen Gesichtchen, obschon die Weiber im Durchschnitte viel kleiner und zarter gebaut wie die Polinnen, und schon als junge Mädchen, besonders hinter den Ohren, durch Glatzen entstellt sind; was seinen Grund theils in der Unsauberkeit, theils in dem unvernünftig drallen Flechten der Haare haben mag.

Ganz neue Zuthaten zu dem Völker-Gemische sind die russischen Uebersiedler auf polnischem Boden. Der russische Adel zwar hatte schon auf Peters Gebot sein volksthümliches Gewand abgelegt, sich geschoren und sich die glatte wetterwendische europäische Außenseite angeeignet; dafür hängt aber der russische Bauer um so hartnäckiger am Hergebrachten. Diese Bauern, welche eifrig den Kleinhandel betreiben, sieht man in nicht geringer Anzahl die Straßen beleben; es sind ebenfalls frische, schöne, männliche Gesichter mit dunkelbraunen Bärten um Wangen und Kinn, die nur bei Wenigen, größtentheils Altvätern, über die Brust herunterreichen, übrigens meist nur um den Mund sich krausen. Dieser Menschenschlag trägt viereckige, hohe, rothe Sammetmützen, beinahe wie unsere Uhlanen sie tragen, und lange, dunkle, sammtbesetzte, an der linken Seite zugehäckelte und gegürtete Tuchröcke, unter denen man nur die Stiefel gewahr wird. Die russischen Bäuerinnen, deren viele als Ammen und Mägde übersiedeln, sind besonders an dem Kopfputz zu erkennen, der bei den Mädchen in einem offenen, goldbeflitterten Stirnbande, — einer deutschen Breite oder schwäbischen Pfauenradhaube nicht ganz unähnlich — bei den Frauen in einem goldenen Häubchen besteht, dadurch gebildet, daß die Breite von hinten mit einem Boden geschlossen wird, was lebhaft an die Kopfbedeckung erinnert, welche die Bäuerinnen an der Saar und Mosel, wie auf dem Hunsrück tragen. Erstere Tracht heißt Powiaska, letztere Kakoschik; besonders die Powiaska ist neuerlich wieder dadurch zu Ehren gekommen, daß die herrschende Zarin selbe bei allen feierlichen Gelegenheiten als Volks- und Staatstracht gewählt, wie überhaupt Rußland dem übrigen Europa in Heilighaltung seiner Volksthümlichkeit voranzuschreiten scheint. Daß die Kriegsbesatzung eben auch ihr Theil zum Gemenge mit beiträgt, versteht sich; das russische Heer ist zwar vielen europäischen Heeren an geschmackloser Bekleidung ähnlich, hat aber viele Freischaaren von Schutzvölkern in seinem Dienste, welche in dem eigenthümlichen Schnitt ihrer Lande und ihrer Horden umherziehen, und so neue schöne Formen in Umlauf bringen. Kosaken vom Don in ihren engen Jacken, mit ihren hohen walzenförmigen Mützen, Kosaken vom Kaukasus mit ihren flachen Pelzkäppchen und Filzmänteln reiten fröhlich einher, wilde Kurden mit Gürteldolchen, Pistolen, Yatagan, Büchsen und Djerid, wie mit einer Waffensammlung behangen, streifen in farbigen Gewanden durch die Stadt, auf Rossen, welche wie Damen die Hälse in köstliche Shawls eingehüllt tragen, während edle Perser in ihrem Kaftan mit der spitzen Pelzmütze, den Falken auf der Hand, oder den Windhund hinter sich auf dem Sattel, des Weges traben, oder ein behelmter Tscherkesse im Panzerhemde mit Pfeil und Bogen neugierig die wimmelnden Straßen durchspäht, ein beturbanter Türke mit schwanker Rohrlanze ernst von seinem Gaule niederschaut, ein brauner Tartar schweigsam durch die Stadt schleicht, deren Sitten ihm fremd und räthselhaft, wie er ihr selbst ein fremdes räthselhaftes Wesen, vorkommen müssen, und deren Sprache ihm schwer zu besiegende Schranken entgegenthürmt. Dennoch sieht man jetzt in manchen Kreisen, auf Bällen, in Schauspielhäusern und öffentlichen Vergnügungsorten Morgenländer, welche dem Leben des Abendlandes Geschmack abgewinnen, sich frisch dem fröhlichen Treiben hingeben, und so sich allmälig von den Vorurtheilen losringen, welche sie von dem Terek und Kur bis zur Weichsel mitgeschleppt. So mengt sich denn das bunte Gewühl, welches wir in den Straßen vorgefunden, eben auch im Gesellschaftssaale, in jedem Kreise der Stadt.

Musik.

Gesammelte Lieder und Romanzen mit Begleitung des Pianoforte; ins Deutsche übertragen v. Castelli. Musik v. Giacomo Meyerbeer. 1. u. 2. Lieferung. Berlin, in der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung.

Viel ist bereits über Meyerbeer, als Tondichter, geschrieben und gestritten worden. In jeder Stadt, die sich einer Oper, eines stehenden Orchesters, oder auch nur einer Liedertafel, eines Dilettantenvereines erfreut, zählt der deutsche mächtige Rivale der Pariser Kunst-Aristokratie eine erkleckliche Anzahl vergötternder Bewunderer einer-, und schonungsloser Antagonisten anderseits. Während die Einen, in steter Anpreisung seiner effektreichen Kompositionen, insbesondere der dramatischen, mit Ausschließung aller andern Notabilitäten der Gegenwart, nur ihm die Hegemonie zuerkennen wollen; behaupten die Andern, daß Meyerbeers Kompositionsart kein Styl, bloße Manier sei; daß sein Streben einzig und allein nur auf äußere Effekte ziele; daß aus seinen Dichtungen gar selten jene Ursprünglichkeit der Intention wehe, welche ohne Kombination schafft und dem Kunstwerke erst die wahre, die hehre Weihe verleihe. — Der als Theoretiker und Tongelehrter wahrhaft große Meister Vogler, welcher in Weber sowohl, als in Meyerbeer, mächtige Stützen wahrer, dramatischer Musik gebildet zu haben glaubte, würde sich beim Anhören und Ansehen der Partituren seines Berliner Zöglings zwar gar oft höchlich verwundern und ob des Letzteren Renegatenthums klagen; doch auch er, der strenge Richter, würde über die vielen extravaganten Auswüchse einer bizarren Fantasie nicht jene Schönheiten und einzelnen trefflichen Züge übersehen, die vom wahrhaften, bedeutenden Talente genugsam Zeugniß geben. — Wir haben es hier zwar nicht mit Meyerbeer als dramatischem Komponisten zu thun; aber in den uns vorliegenden 2 Heften finden wir alle jene Eigenthümlichkeiten wieder, die so eben flüchtig bezeichnet wurden. — N. 1. Der Nothschuß verkündet der bangen Jungfrau das vom Sturme hin und her gepeitschte Schiff

„das den Liebsten ihr traget heran."

Sie empfiehlt ihn dem Schutze der heiligen Jungfrau, welcher sie für seine Rettung ihren ganzen Brautschmuck zum Dankopfer anbietet. Bald wogt das Meer beruhigt und ein Schiff gleitet nun lustig daher. Die

Weise des Gebetes, die früher düster in der G-moll Tonart geklungen, schließt in dem beruhigenden Durtone die kleine dramatische Scene, welche sich durch eine oft recht glückliche Malerei, eigenthümliche, doch nicht ganz freie Gesangsführung auszeichnet. — N. 2. „Appenzeller Kuhreigen" ist aus oftmaliger öffentlicher Aufführung zu bekannt, als daß es nöthig wäre, noch Mehres darüber zu sagen. — In der „Ballade der Königin Margaretha von Valois" finden wir ganz jene eigenthümliche Rhythmik wieder, die M. in seinen dramatischen Werken so gerne anwendet. Namentlich mahnt sie an Einzelnheiten in der Parte Aliecns. Die Quinten-Fortschreitung (zwischen dem Basse und der zweiten Mittelstimme im 1. und 2. Takte der 27. Seite) kann zwar sehr leicht vermieden werden; scheint aber nachgerade modern zu sein; denn dieser ähnliche Fortschreitungen finden sich in mehren neuen Kompositionen. — Der „Zweigesang zwischen Großmutter und Enkelein," der mit einem scherzhaften Quid pro quo endet, fordert bedeutende Gesangskräfte und ein äußerst präcises Eingreifen der Stimmen; insbesondere gilt dies von der imitatorischen Cadenz, welche eben so brillant ist, wie manche in Meyerbeer's Opern; das Duetto ist den Damen Malibran und Cinti-Damoreau gewidmet, und muß, von zwei solchen Sängerinnen vorgetragen, allerdings gefallen. — Mit Vergnügen erwähne ich nun der letzten Nummer: „Rachel an Naphtalie," vielleicht der schönsten dieser Sammlung. Die schwungreiche Melodie, der kräftige Baß, der plötzliche Uebergang von der Dominante der As-dur Tonart nach H-dur; die geschickte Wendung zum Grundtone, wo die Singstimme in höchster Aufwallung mit dem Basse im Einklange schreitet: alles das muß, von einer jugendlich kräftigen Stimme vorgetragen, von besonderer Wirkung sein. —U.—

Deutsche Literatur.

Deutscher Musenalmanach. Erster Jahrgang. Mit einer Komposition von Felix Mendelssohn-Bartholdy und zwei Stahlstichen. Leipzig, Bernh. Tauchnitz jun.

Die Kritik hat eigentlich nur das Wegräumen; denn man braucht ja nur wegzuräumen und das Schöne stellt sich uns dar in vollendeter Urform; — und wenn dem wirklich so ist, so ist auch die Kritik dieses Musenalmanaches eine Augiasarbeit, bis man vordringt zu einigen Gedichten von F. Rückert, Drärler-Manfred, Seidl, Sallet und bis zum Namen Lenau; alles Uebrige in diesem Musenalmanache ist, die prächtige Ausstattung ausgenommen, das Wegzuräumende. Man verweist den oberflächlichen, schmähsüchtigen Beurtheiler deutscher Literatur, Marmier, auf die Chamisso'schen Almanache, um ihn, was unsere Lyrik betrifft, eines Bessern zu belehren; bewahre! daß ihm dieser Almanach, der sich für einen ächten Sprossen und Nachfolger jenes erklärt, in die Hand käme — Deutschland und Frankreich müßten ihm halb und halb Recht geben. Aber zum Glück war der falsche Smerdis, trotz seiner Ohren, dem ächten Cyrusenkel um vieles, vieles ähnlicher, als dieser Pseudo-Chamisso-Almanach dem wahren, als welchen er sich uns so gerne präsentiren möchte. — Und wer führt uns diesen falschen Prinzen vor? Und wer, wollen uns einige Journale glauben machen, hat sich gewinnen lassen, dem deutschen Volke mehr als siebenzig der Unberufensten als Dichter zu empfehlen? Nein, Friedrich ist es nicht! Wir können es nimmer glauben, oder es müßte noch sehr schlecht bestellt sein mit deutschen Gelehrten und Professoren, wenn ein großer Dichter, wie Friedrich Rückert, sich den Angriffen der verschiedensten Literaten und Journalisten bloßstellen müßte, und das zu einer Zeit, wo er als Redakteur, und ich muß es sagen, auch als Dichter angegriffen werden kann.

Fr. Rückert ist ein Dichter, wie ihn jetzt keine andere Nation zeigen kann, ein Dichter im erhabensten Sinne des allumfassenden Wortes; er belauscht die Weisheit, die in der Puppenzelle wohnt, und verfolgt den Schmetterling auf seinen Schlangenwegen ins Unendliche; er schlägt an die Weltharfe, deren Saiten Strahlen aus der Sonne der Vorsehung, und singt Lieder voll Gottbegeisterung und erhebender Andacht; ein Dichter, den die Griechen mehr einen Sophos als einen Poeten genannt hätten; aber wenn man die Gedichte des Musenalmanachs liest — die Jünglinge, die für ihn begeistert waren, sind gekränkt, Männer, die den Weisen verehrten, suchen vergebens nach Entschuldigungen, und die Rezensenten schreien laut auf! Der die Ghaselen, die geharnischten Sonette rc. geschrieben, in dessen Hirne schlummert tiefere Weisheit, glüht poetischeres Feuer, in dessen Herzen träumen sinnigere Lieder, als uns hier geboten werden.

Auf ähnliche Weise verhält es sich diesmal mit Lenau. Dieser Almanach erinnert mich an das alte Mährchen von der Zauberhöhle: Ritter und Gefolge treten hinein, aber Ritter und Gefolge erkennen einander nicht mehr, so haben sie Farbe und Gesicht verändert. — So sollte man auch Lenau nicht aus seinen Sonetten erkennen, wenn uns nicht in den Herbststimmen — 1. 2. der alte, liebenswürdige Sänger entgegenträte, dessen eigenthümliche Naturanschauung mit süßer Wehmuth erfüllt; hier erkennen wir ihn wieder und erinnern uns freudigst des gefühlvollsten Romanziers, des großen Kosmopoliten-Gemüths; auch das kurze Gedicht „Erinnerung" ist Lenau's nicht unwürdig. Die 5 Gedichte von Friedrich von Sallet, unter dem Titel: „Zur heiligen Geschichte" kann man mit Recht die besten des Almanaches nennen. Tiefgedacht und vortrefflich im Gedichte ausgelegt sind hier die sinnvollsten Sprüche und Geschichten der Bibel. Wer behaupten will, daß sie hier mit ihrer Naivität auch ihre Erhabenheit verloren, der hat die Gedichte nicht verstanden, und in ihnen nicht das gefunden, was der Dichter hineinlegte.

Drärler-Manfreds „Herbstblätter," eben so wehmuthsvoll als gedankenreich — „Hausbau", ein schönes Gedicht, — „Mährchen", ein sehr guter Gedanke. — Ueberhaupt hat es Drärler-Manfred in neuester Zeit bewiesen, wie sehr er es verstehe, Gefühl und Gedanke in einander zu schmelzen, ohne daß das eine oder der andere verlöre. — J. G. Seidl's „der blinde Greis", vielleicht das gemüthlichste Gedicht des gemüthlichsten Dichters, zart und sinnig durchgeführt, in der Form, wie in der Idee; minder vortrefflich, aber doch schön und sinnig ist das zweite Gedicht „Heimkehr." — Ich meine, jetzt, da man es gewiß weiß, daß Seidl noch lebt und sich frisch und gesund befindet, sollte man eben so viele Jubellieder erschallen lassen, als Trauersänge ertönten, da sich das falsche Gerücht von seinem Tode verbreitete.

Und jetzt? schon des Guten genug hervorgesucht aus 300 enggedruckten Seiten? Noch nicht! — Wir müssen uns noch freuen, in den Distichen „An Pompeji", den für die Kunst begeisterten, geistigen Reformator seines Vaterlandes, und im Gedichte „An Schillers und Goethe's Bekrittler", den deutschen König Ludwig von Baiern, und den Erbauer der Walhalla zu erkennen. Wie freut das ein ächt deutsches Herz! — Mehres hierüber zu sagen gehört nicht in die Rezension eines schlechten Almanaches. — Ja! so muß ich diesen Almanach nennen; denn nun kommen wir zu den lyrischen Ausbrüchen aus wenigstens 70 verschiedenen Federn, von denen noch sehr wenige taugten, in dem schlechtesten Wiener Taschenbuche zu paradiren; — wenn wir etwa die von Fried. Hebbel ausnehmen, aus denen wirklich ein gesundes lyrisches Talent hervorblickt; aber dieser junge Dichter hat schon Gutes, ja Ausgezeichnetes geleistet, und wird hoffentlich noch Besseres leisten; ich erinnere hier nur an einige Gedichte im Morgenblatt. Der Galanterie wegen fangen wir mit der Dame Antoniette Z. an; obwohl sie selbst sich vielleicht dieses Vorrechtes benimmt, und sich zu uns Männern schlägt. Wenn das nicht ihr Latein beweist, so bezeugt es doch folgendes Gedicht:

Mücklein.

Mücklein, tanze nicht ums Licht!
Es sengt die Flüg'lein und tödtet nicht.

Mücklein, fleug nicht so keck in Welt!
Es sind Leimruthen dir aufgestellt.

Sieh, Mücklein, dich vor! am Nachbarhaus
Dort spannt eine Spinne die Fäden aus.

Mücklein, kommst du zu weit herab,
So trifft dich hier unten die Fliegenklapp'!

Mücklein tanzen seh' ich gern,
Doch nicht vor der Nase, — nur von fern.

Mücklein, kommt nicht in zu großer Zahl!
Einzelne duldet man überall.

Ei, Mücklein, ihr seid doch gar zu frech!
Ich jag' euch, oder ihr jagt mich weg.

Müßt ihr mich quälen spat und früh?
Fliegt in den Stall doch und summt ums Vieh:

Dort mögt ihr üben den Mückentanz,
Den Takt dann schlägt euch der Ochsenschwanz.

„Schlägt euch der Ochsenschwanz" — o einfache Erhabenheit! — erhabene Einfachheit! ohne alle Prüderie! — Die Dame hat würdige Gesellschaft. — Domrich weint so furchtbar, daß wir mitweinen möchten, daß die aus seinen „klagenden" Augen fallenden Tropfen schon einen Stein „hohl geschellt" haben. — Und warum weint der Unglückliche so sehr? erstens, weil es ihm in seinem Stübchen so „wohl" geht; zweitens, sollen uns seine eigenen Worte belehren:

Gar oft bei heller Sterne Schein,
Zum Fenster raus ich seh',
Und denk' ans todte Liebchen fein,
Denk an der Liebe Weh. —

Denk' oder auch an's Vaterlands Pein,
An's zerschnittene Vaterland,
Bei seiner Größe doch so klein,
Uns Männern große Schand'!

„Große Schand!" — Eben so originell wie ergreifend ist ein anderes Gedicht von demselben armen Dichter, „Liebesfeuerzeug" benamset. — Das Herz seiner Geliebten ist von Feuerstein, ihre Brust zum Unglück von Stahl, seine Brust aber, zum größten Unglück, von Linnen! Das Feuerzeug ist fertig! man konnte es, vor Erfindung der Reibzündhölzchen, in keiner Küche besser wünschen. — Man kann sich nun leicht vorstellen, daß es sich im Leben des bejammernswerthen Dichters auch einmal trifft, daß sich dies feuersteinerne Herz und diese Brust von Stahl dann und wann reiben, er selbst ist da nicht weit,

„und seine Brust, von Linnen gemacht,
Von den Funken wird glühend angefacht!"

Armer, armer Domrich! —

Eugen Huhn stellt sich nur durch folgende vier Verse ein Monument im deutschen Musenalmanach! — Ich stelle sie hieher, um es dem Urtheil eines jeden Lesers zu überlassen, ob sie fähig sind, Eugen Huhn unsterblich zu machen.

Trost.

Mein armes Herz, o klage nicht! —
Wie Morgens auf die Knospe bricht,
Der Frost sie welket über Nacht.
Hat's auch die Welt mit dir gemacht! —

„Das Grabmal von Th. Tauchnitz ist gut angefangen, hat jedoch ein gar zu gewöhnliches Ende. Auf jeden Fall geht aber Tauchnitz den Hrn. Hen. Segnitz, Rolein, v. Riedheim, Blau, Candidus, Ernst, Winzer und noch so vielen Andern vor, die zu der großen Legion gehören. — Die Herren Steinhart, Lerits, Karl Eck, Stein, stehen wohl nicht ohne Ursache nach einander. Was wollen diese Herren? Ihr Rufen und Klagen ist das des alten Jeremias bis auf den Jeremias der neuesten Zeiten! Seid zufrieden mit der Rolle, die euch die Weltgeschichte spielen läßt, tröstet euch, wie sich Leopold Stein tröstet, ihr könnet nichts Besseres thun, als euer jetziges Vaterland lieben, und liebet es so lange, bis es euch wieder liebt. — Dann glauben wir auch nicht, daß es alle die Herren aus der neuesten Zeit so recht ernst meinen; wie zum Beispiel Herr Lerits. Wer mit diesen Vorzügen seines Volkes zufrieden ist, der braucht nicht das höchste Gut; oder soll das bittere Ironie sein? Welchen Zweck hat er dann erreicht? durch Hohn wurden noch nie die Gemüther versöhnt, wie denn erst, wenn er so plump ist wie in dem Gedichte „Ahasver". — Meint Karl Eck, daß er schon ?, von Karl Beck ist? — er irrt sich! — Steins Gedicht „Knecht Israel" hat den oben erwähnten Vorzug. Steinharts „Lied vom König Wahn" war, wenn ich nicht irre, schon vor einigen Jahren in einer jüdischen Zeitschrift abgedruckt, und Deutschland hätte nicht viel verloren, wenn es hier nicht zum zweitenmal geschehen wäre. Ludwig Bechsteins „Vrai amour ne change," was ich früher vergessen hatte, ist eine sehr gewöhnliche Rittergeschichte.

Das wäre also der deutsche Musenalmanach, der hingehen soll und zeugen von der lyrischen, nie besiegten Kraft des deutschen Volkes, dem man Glück und Gedeihen nachrufen sollte auf allen Wegen und Stegen? Kann man das mit gutem Gewissen? Der beste Wunsch ist dieser: Geh hin und bessere dich! 8.

National-Theater in Agram.

Endlich sind die Vorstellungen der vaterländischen Schauspieler-Gesellschaft und mit diesen das illyrische Theater ins Leben getreten. Bei dem regen Streben, das sich hier und überall in den slawischen Ländern für die Reinigung, Erhebung und Wiederbelebung der National-Sprache kund gibt, bedurfte es nur einer Anregung, um das Werk auch sogleich in's Leben treten zu lassen. — Den ersten Impuls gab Herr H. Börnstein durch einen Aufsatz: „Ueber die Begründung einer illyrischen National-Bühne," der vom Herrn Dr. Ljudevit Gaj übersetzt unter der Aufschrift: „O utemeljenju ilirskoga narodnoga kázališta" in der Danica ilirska vom 16. Dezember 1839 erschien. Die Idee wurde sogleich mit Begeisterung aufgenommen, patriotisch gesinnte Männer traten an die Spitze des Unternehmens, die nöthigen Fonds wurden schnell subskribirt, und nach wenig Monaten, am 10. Juni d. J. fand schon die erste Vorstellung in illyrischer Sprache*) Statt. Es ist ein großer, herzerhebender Moment, wenn eine Nation zum ersten Male ihre geliebte National-Sprache, verherrlicht durch den Geist des Dichters, gehoben durch die Begeisterung nationeller Schauspieler, öffentlich in's Leben treten sieht, und so war es auch hier.

Der Enthusiasmus des übervollen Hauses ist nicht zu beschreiben, und mit Begeisterung wurden alle jene Stellen aufgenommen, die sich auf die Würde der Nationalität und auf die angestammte Treue des Kroaten für seinen König und sein Vaterland bezogen.

Es wurde an diesem Abende ein schönes Fest gefeiert, das Fest der Vaterlandsliebe, und die Erinnerung daran wird noch lange fortleben und nach späteren Tagen ihre Segnungen bringen.

Bis jetzt fanden vier Vorstellungen Statt und zwar: **Juran i Sofia ili Turci kod Siska** (Georg und Sophie oder die Türken vor Sissek) von Johann Kukuljević-Sakcinski (2 Mal); **Horvatska vérnost** (Kroatische Treue) nach Körners: Joseph Heiderich, und **Prijateli** (Die Freunde) von J. S. Popović (beide Stücke an einem Abende); dann **Miloš Obilić ili Padnutje serbskoga carstva** (Michael Obilić oder der Sturz des serbischen Reiches) von J. S. Popović.

Die Schauspieler, unter denen wir die Herren Isaković, Anastasievic, Grnić und Kap de Morte als die vorzüglicheren nennen, sind von bestem Willen und regem Kunsteifer beseelt, und fehlt ihnen gleich noch jetzt jene höhere Kunstbildung und theatralische Routine, die die Kunstjünger der schon so lange bestehenden und blühenden deutschen Bühnen auszeichnet, so läßt sich doch von der Zukunft das Beste hoffen, und der nachsichtige Vaterlandsfreund wird stets den alten und wahren Satz beherzigen: „Aller Anfang ist schwer!"

Es steht fest zu hoffen, daß nun, wo das Nationaltheater in das Leben getreten ist, sich wohl mehr einheimische Dichter der dramatischen Dichtkunst zuwenden, und auch manches noch unbekannte Talent sich der vaterländischen Bühne widmen wird. Und somit begrüßen wir das neue Unternehmen mit einem herzlichen: „Glück auf!"

Agram am 27. Juni 1840.

(Aus der Kroatia.) Walter vom Berge.

Polnische Literatur.

Der erste Band der Geschichte der polnischen Literatur von Michael Wiszniewski, welcher vor Kurzem in Krakau erschien, enthält außer der Einleitung über die Epochen und Schicksale der Literatur und über verloren gegangene Werke 6 Abschnitte; der erste hat die Geschichte der polnisch-slawischen Literatur zum Gegenstande, der zweite bespricht die Entwicklung und das Fortschreiten der polnisch-lateinischen Literatur, der dritte die Geschichte der Poesie, der vierte jene der Prosa, der fünfte die der polnisch-lateinischen Beredtsamkeit, und der sechste die Geschichte der Natur-Wissenschaften. Mit Vergnügen sehen wir den übrigen Bänden des sehr inhaltreichen Werkes entgegen, in welchem der gelehrte Verfasser aus seinen Sammlungen, dem Fleiße vieler Jahre, ein getreues Bild der Fortschritte der polnischen Literatur geben wird. — Julius Slowacki wird eine Tragödie: Lilla Weneda im Drucke erscheinen lassen. Sie soll nach dem Ausspruche eines sehr geachteten Schriftstellers eben so für den Leser unverständlich sein, wie die frühern Produkte dieses Autors. Von einem unbekannten Autor erscheinen: „Gedanken über polnische Ereignisse." Die ersten Bogen sind ein Kaleidoskop von Buchstaben und Wörtern, und nur die spätern enthalten werthvolle Beiträge zur neuesten Geschichte Polens. — Skórzewski gab ein Buch „Glaube, Hoffnung und Liebe," heraus, welches aber keine dieser theologischen Tugenden enthält. E. A. Jonak.

---

*) Für auswärtige Leser bemerken wir, daß die illyrische Sprache jene gereinigte oder Schrift-Sprache ist, die in dem alten Illyrien der Römer, also in Serbien, Bosnien, Kroatien, Slavonien u. s. w. gesprochen wurde und wird, und die sich zu den verschiedenen, nach und nach verdorbenen Provinzial-Dialekten verhält, wie das Hochdeutsche zur Wiener Lokalsprache. Der eigentliche Unterschied besteht vorzüglich in der Orthographie und in einem puristischen Ausmerzen eingedrungener fremder Wörter und Endungen.

Die Red. der Kroatia.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 60. Samstag den 25. Juli. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 34 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Janko Marnawitsch.

(Serbisch.)

Aus Alex. Puschkin's westslawischen Gesängen.

Weßhalb unstät, du Janko Marnawitsch?
Weßhalb magst du nicht zu Hause bleiben?
Magst du nicht zwei Nächte nach einander
Unter deinem eignen Dache rasten?
Scheust du dich vor übermächt'gen Feinden?
Oder ist's Blutrache, die du fürchtest?

Nimmer fürchtet Bei Janko Marnawitsch,
Weder seine Feinde, noch Blutrache,
Gleich unstätem Heiduck eilt er immer,
Von dem Tage, daß Kiril gestorben.

Sie verbrüderten sich in der Kirche
Des Erlösers, vor dem Herrn nun Brüder;
Doch Kiril starb unglücksel'ger Weise
Durch die Hand des auserkornen Bruders.

Fröhlich gasteten geschaart die Gäste,
Tranken Methes und gebrannten Wassers,
Bis sie trunken, ledig aller Sinnen,
Zwei gewalt'ge Bei's sich da erzürnten.

Die Pistole lösete da Janko,
Doch die Hand erzittert' von dem Trunke,
Sie verfehlte seinen Widersacher,
Aber traf den Freund, den treuen, tödtlich.
Von dem Tag ab schweifet er in Kummer,
Wie der Stier, von einer Schlang' gebissen.

Endlich kehrt' er wieder zu den Seinen,
Nach der Kirche ging er des Erlösers,
Einen Tag vor Gott dort im Gebete
Weint' er bitter, schluchzte laut aufklagend,
Kam des Abends dann zu seinem Hause,
Nahm das Nachtmahl ein mit seinen Sippen,
Legte sich und sprach zu seiner Gattin:
Schaue Gattin, schaue durch das Fenster,
Schauest du die Kirche des Erlösers?
Auf hob sich die Gattin, ging und schaute,
Sprach darauf: 's ist Mitternacht im Hofe,
Ueberm Fluße liegt ein dichter Nebel,
Vor dem Nebel mag man nichts erkennen. —
Um warf sich im Bett Janko Marnawitsch,
Las in Stille vor sich die Gebete.

Lange betet' er, dann sprach er wiedrum:
Schaue, was gewahrst du durch das Fenster?
Und die Gattin schaute und entgegnet':
Weithin schaue ich ein kleines Feuer,
Ueberm Fluße weit schwimmt's in dem Dunkel.
Darauf lächelte Janko Marnawitsch,
Wiederum himurmelt' er Gebete.

Lange betet' er, sprach dann zur Gattin:
Oeffne du, o Gattin, nun das Fenster,
Schaue, was du jetzo kannst gewahren?
Und die Gattin schaute und entgegnet:
Auf dem Strom gewahre ich ein Glänzen,
Das sich eben unserm Hause nähert. —
Da seufzt' auf der Bei, warf sich vom Lager,
Und zur Stunde war er auch verschieden.

Wilhelm von Waldbrühl.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

I. Der Einzug.

Die Tricolore am Grenzpfahl entschwindet den Augen, wir nehmen Abschied von den rothen Hosen der gallischen Soldaten, der leichte Nachen furcht sich rasch durch die Wogen des Rheins, er stößt an das grüne Gestade, wir springen aus und rufen: „Sei gegrüßt, deutsches Vaterland!" Wehmüthig vom jenseitigen Ufer schaut uns Erwins unsterbliches Denkmal nach, als wollte es sagen, warum habt ihr mich nicht mitgenommen? Armer Meister, du dauerst mich, du kannst dich nie an die fremde Herrschaft gewöhnen. Die Sonne, welche von allen Thürmen der Christenheit zuerst dich küßt, steigt hinter den Bergen deines alten Rheinlandes auf und mit dem ersten Strahl fängt deine Sehnsucht an. Du bist wie ein Gefangener, der im Thurme einer Gränzfeste sitzt und mit jedem Blick hinüber schaut in das Land der Rettung und Freiheit.

Drüben im geschleiften Kehl war vieler und lauter Verkehr, und in der Post trieb sich eine bunte Menschenmasse durch einander. Reisende waren es aus allen Himmelsstrichen, welche sich in den Stunden der Ankunft und Abfahrt von Eil- und Extraposten hier zusammen fanden. Nach Paris, nach der Schweiz, den Rhein hinauf, den Rhein hinab kreuzten sich ihre Wege an diesem Grenzorte. „Der Straßburger Omnibus nach Baden!" rief des Conducteurs Stimme in die gefüllten Gastzimmer, und riß die hungrigen Passagiere unbarmherzig vom reichbesetzten Frühstück weg. Das Fahrbillet in der einen, die Semmel- und Fleischschnitten in der andern Hand, in Begleitung von Kellnern mit Weinflaschen, und Hausknechten mit Mänteln, Schlafröcken, Stöcken, Pfeifen u. dgl. Reise-Utensilien beladen, stürzte eine zahlreiche Gesellschaft, darunter ich und mein Freund, dem vor dem Thore haltenden Wagen zu. Dieser glich mehr einem beweglichen Hause, so breit und lang war sein Umfang. Er brachte schon zahlreiche Bewohner mit, aber dennoch fanden alle ihre Einquartirung. „Schnell, Robert, hinauf ins zweite Stockwerk, ehe wir zu spät kommen!" und wie Katzen kletterten wir an den Eisentritten hinan und

saßen im Moment mit aller Bequemlichkeit auf dem Imperial, stolzen Blickes auf das niedere Menschentreiben herabschauend. Es ist lustig, Zeuge einer solchen Einschiffung zu sein. Kennt ihr den innern Bau dieser Reisemaschine? Zuvörderst der Pferde das erste Cabriolet, dann das Coupé, darauf die Rotunde, und zuletzt das zweite Cabriolet, das dritte nebst dem Imperial oben auf dem Verdeck. Die Schläge sind geöffnet, der Conducteur treibt zur Eile und der Postillon ist im Aufsitzen begriffen. Was ist da zu warten? Mit beiden Backen kauend, die geretteten Frühstücksüberreste in der Hand, den Arm mit Mantel und Rock behangen, stürzt ein Jeder der ersten besten Wagenthüre zu. Schon an der Schwelle, in den Hafen der Ruhe zu gelangen, jagt ihn der Ruf „Besetzt" vom Tritt wieder herunter; der Unglückliche zerschlagt dabei die Weinflasche und reißt im Eifer einer netten jungen Frau, welche ihm auf gut Glück folgte, den Mantel von den Schultern in den Koth herab. Aerger, Verlegenheit, Entschuldigung, neue Noth „die Zeit ist um, schnell meine Herren, sehen Sie, wo Platz ist, immer hinein," ruft der Conducteur, der Schwager thut einen kräftigen Peitschenschlag, die Pferde machen Miene zum Fortgehen. „Herr Gott, meine Brieftasche! Kellner, laufen Sie hinauf, sie muß auf dem Fensterbrett liegen, um Gotteswillen, schnell." „Aber, lieber Himmel, was ist das, ich habe einen Platz im Coupé bezahlt, und siehe, es sitzen schon drei Personen drin," jammert die Stimme eines dicken Herrn. „Warten Sie nur bis zur nächsten Station, da soll Alles in Ordnung kommen, der Zudrang ist heute zu groß, wir hatten von Straßburg herüber einen unvorhergesehenen Aufenthalt, steigen Sie auf das Verdeck, das Wetter ist ja schön und oben bei den Herren ist noch Platz." — Der dicke Herr fügte sich mit Ergebung in das Unabänderliche, er rief unsere und zweier Hausknechte Hülfe an, diese schoben, wir zogen, und so brachten wir den Mann ohne sein Zuthun wie einen Steinklumpen auf die Höhe. Unterdeß war auch die untere Gesellschaft in Dach und Fach gekommen, die Thüren wurden zu. — die Tritte aufgeschlagen, eine alte Dame gab unter zärtlichen Küssen einen häßlichen Mops dem wartenden Bedienten zurück, welcher ihn unter dem Gebell eines ganzen Rudels Hunde ehrerbietig empfing. Kellner griffen in den Taschen herum, um kleines Geld zur Rückgabe zu finden, ohne zu diesem Ziel zu kommen, die zurückblickenden Reisenden sahen unter Lachen und Lärmen aus dem Fenster, während die Straßenjugend sich malerisch im Halbkreis gruppirte. Mit einem Sprunge saß der Conducteur auf seinem Sitz, a tempo hieb der Postillon in das Viergespann, und unter Schwanken und Beben flog diese ungeheure moles über das entsetzlichste Pflaster auf der Karlsruher Straße dem nahen Schwarzwalde zu. — Unsere Gesellschaft bestand aus nicht weniger als zwanzig Köpfen, dazu ein Haus von einem Wagen und nur vier Pferde Bespannung; und doch, wie schnell kamen wir vorwärts! In der Schweiz, dem südlichen Deutschland, Frankreich und Belgien fährt man mit Post unstreitig am besten; dabei geschieht die Verbindung von Ort zu Ort täglich und ununterbrochen, und die Umspannung auf den Stationen außerordentlich prompt. Die Pferde gehen fast immer in Galopp, durch Drehen einer Sperrkette wird der Aufenthalt beim Ein- und Aushemmen vermieden und die Stationen sind kurz, so daß die Thiere nicht zu sehr ermüden. In keiner Gegend Europa's findet eine größere Personenfrequenz, ein lebhafterer Verkehr Statt, als wie an den Ufern des Rheines und dessen nächster Umgebung. Vier und zwanzig Dampfschiffe versehen den wöchentlichen Dienst, und noch ist ihre Zahl nicht geschlossen. Und was die Reiselust daselbst verdoppelt, ist die beständig wechselnde Gesellschaft, eine Gesellschaft, die weniger ihrer Geschäfte als ihres Vergnügens halber unterwegs ist. So trieb auch uns Alle, die wir im Wagen saßen, allein die Begierde nach Zerstreuung und Genuß dem glänzenden B a d e n zu; die Julitage waren vorüber, und Schaaren der Pariser Zugvögel eilten nach diesem modernen Aufenthalte, die Freuden des Salons mit den Reizen schöner Natur, fern von der verpesteten Stadtluft, zu verbinden. Unser dicker, um den bequemen Coupéplatz schmählich betrogener Nachbar war, wie er uns bald redselig erzählte, ein Gutsbesitzer aus der Champagne, welchen die reine Vaterliebe über den Rhein trieb, den ungerathenen Sohn aus den Klauen schändlicher Verführung mit schwerem Lösegelde zu befreien. „Dies Baden," sagte er, „ist der Ruin unserer Söhne; mein ältester kostete mich schon einen ganzen Weinberg grand mousseux, und dieser fängt zeitig an darauf los zu arbeiten. Früher blieb das Geld noch im Lande, aber seit sie in Paris die Spielhäuser geschlossen und Benazet und Chabert sich in Baden und Wiesbaden festgesetzt, haben diese, wie die Bienenkönigin, den ganzen Schwarm unserer Roués über die Gränze gezogen; gespielt muß nun einmal sein." — Zu der Zeit, als ich nicht eben wenig Champagner trank, besaß ich die Leidenschaft, eine Sammlung von Etiketten anzulegen, daher ich die Namen der Handlungshäuser wohl kannte. Gleich der erste, den ich nannte, war der rechte, und diese unerwartete Bekanntschaft erfreute den unglücklichen Vater so, daß er für Augenblicke den verlorenen Sohn vergaß, und sich in gründliche Weinstudien mit mir vertiefte; ja als wir auf der nächsten Station ankamen, sich von uns nicht trennte und den ihm eingeräumten Coupéplatz aufgab.

Man erfindet jetzt so viel auf der Welt, warum nur noch keine Fallbrücke, um ohne Gefahr des Halsbrechens vom Imperial auf die Erde herabzusteigen? Wir wagten es und stiegen ab, doch der unglückliche Vater, der das Leben seiner Söhne wegen liebt, widerstand der Versuchung und blieb. Die Pferde wurden gewechselt, der französische Postillon spannt aus, ihm folgt der Badenser, ein schmucker Bursch, im gelben Wamms mit rothem Aufschlag, weißen Lederhosen und blanken Kanonen, den lackirten Tressenhut auf dem Kopfe. Nach langer Zeit sah ich wieder das erste Posthorn, welches man in ganz Frankreich nirgends schaut; den Gebrauch dieses Instrumentes ersetzt die Peitsche, und es gibt dein nicht selten tüchtige Virtuosen. Man höre nur das Peitschenkonzert, welches die Fuhrleute, wenn sie in langen Zügen auf den Straßen fahren, aufführen, und studire über die Möglichkeit ihrer Leistungen. Poetischer ist freilich der Klang des Hornes, wenn es gut geblasen durch grünen Eichwald tönt, wenn es einem sehnsüchtigen Herzen die Antwort der Liebe bringt, und in später Nacht an wirthlicher Stätte Einlaß begehrt.

In der Zwischenzeit musterte ich den Inhalt des untern Stockwerkes. In der Ecke des Cabriolets sieht aus einem mächtigen Bart- und Haarwuchs eine große Nase, unter welcher dicke Rauchwolken hervorquellen, die ihre Ursache in einer Tabakspfeife haben, von welcher ein langes, reich umwundenes Rohr sichtbar wird. Obgleich die Temperatur so ist, wie sie im August zu sein pflegt, so steckt doch die Figur dieses Waldmenschen in einem weiten Schafpelze, der einen garstigen Geruch verbreitet. Solche Pelze fabrizirt und trägt man in Ungarn, die große Hälfte eines Magyarengesichts ist Bart; der Ungar spricht wenig, raucht viel: dies Alles trifft, ich grüße dich, nicht schlechtester von Ungarns Söhnen! Neben ihm sitzt in vornehm nachlässig erzwungener Haltung ein junger Mensch in den zwanzigen Jahrgängen, an welchem sich der Schneider mehr Lob verdient hat, als sein Vater und seine Mutter, mit in den Augenwinkel gepreßter Lorgnette eine vorübergehende Ochsenheerde prüfend, und das mit Pedjocli parfümirte Taschentuch zum Gruß erhebend. Er kommt mir vor wie eine wilde Kastanie, welche für eine doppelte Bestimmung gewachsen ist, zum Kinderspiel und zum Futter für gewisse Thiere. Im Coupé sind zwei Frauen, worunter die eine, von dem gemißhandelten Mantel her bekannt, denselben über den Wagenschlag zum Trocknen weggehängt, dafür aber die Bekanntschaft jenes stürmischen Kavaliers eingegangen

hat, welcher auf den Tritt gestellt ein lebhaftes Gespräch zum Fenster herein unterhält. Die Andere, im gewählten Reisekleide, schaut mich scharfen Blickes an, als wollte sie eine Absicht meiner Neugierde ergründen. Sie waren Französinnen und kamen aus Paris, das bewiesen Sprache und Accent, noch mehr Fuß und Hand von der feinsten zierlichsten Arbeit. Die erste Jugendfrische war vorüber, wenn auch die Morgenluft eine leichte Röthe über die Wangen jagte; sie standen nicht fern von der Linie des Mittags, doch trieben die Augen ein lebhaftes Spiel, und um den Mund zog sich jenes Lächeln der Versuchung, welches nie kalt läßt und stets Interesse weckt. Ein geprüftes Auge konnte wohl einige Industrie aus diesen Physiognomien lesen, und die immer fertige Bereitwilligkeit zu Unternehmungen. Seit die Kultur ein Gemeingut geworden, seit der Adel der Gesinnung so oft dem Adel äußerlichen Benehmens weichen muß, seit der Luxus alle Stände des Volkes durchdringt, seit der Betrug selbst zum Gegenstand der Spekulation geworden, ist es eine schwierige Aufgabe, die gute Gesellschaft von der schlechten im Augenblicke zu unterscheiden. Darum, meine Damen — trarah, das Posthorn tönt, der unglückliche Vater ruft, die Pferde ziehen an, hinauf auf meinen Kaiserthron! —

Der Sitz ist unvergleichlich, eine reine Luft umströmt den Körper, die niedrige Decke lastet nicht auf den Schultern, das Auge mißt den weiten Himmelsraum, man fühlt sich freudig gestimmt, schneller treibt das Blut, das Herz wird warm, man liebt die Erde, die Menschen, das Leben, eine gütige Natur ist die Mutter heiteen Gemüths, und wie ein Garten Gottes ist das Land zu schauen. Es war ein herrlicher Morgen. Heftige Gewitter hatten den durstigen Boden getränkt, die schwüle Luft gekühlt und gereinigt. Die reiche Ernte des Sommers hat die gedrückten Halme erhoben, die Bäume haben den Staubmantel abgeworfen und prangen im grünen Kleide, mit der reifenden Frucht des Herbstes behangen, die Landschaft glänzt in frischen Farben, und darüber wölbt der Himmel seine durchsichtige blaue Decke. Wie schön bist du doch, mein deutsches Vaterland! Zur Rechten zieht der Schwarzwald die dunkle Linie hinauf bis zu den Schweizerbergen, und zur Linken die gleiche Richtung verfolgend, steht ihm die gezackte Mauer der Vogesen gegenüber. Kaum eine Tagreise liegt zwischen beiden Gebirgen, und durch die weite Ebene, die sie umschließen, strömt der Rhein. Bis auf die letzte Gabe hat segnende Fruchtbarkeit hier das Füllhorn ausgeschüttet. Ein kräftiges biederes Volk, gesund an Seele und Körper, bewohnt diese Gauen; eine große Vergangenheit spricht von den Höhen der Berge, von den Ufern des Flußes zu ihm, nährt sein Selbstgefühl, bewahrt seine Ehre und führt es auf dem Wege des Fortschrittes einer frohen Zukunft entgegen. Wie erquickt nicht solches Wiedersehen ein patriotisches Herz! Verödet, sich selbst überlassen, liegen in den französischen Provinzen weite Feldstrecken, kein Fruchtbaum umgürtet die Landstraßen, Pflug und Egge sind an manchen Orten unbekannte Werkzeuge, und wie selten sieht man am Abend eine fleißige Bauerschaar singend von der Arbeit dem Feierabend in das freundliche Dorf zueilen. Welche Wohlhabenheit zeigt nicht auf den ersten Anblick bei uns eine solche Ortschaft; wie gutes Unterkommen, welche frohe, unterrichtete Gesellschaft findet nicht der Wanderer auch in dem unbedeutendsten Weiler? Man reise durch die Departements, und erkenne dann willig die Vorzüge eines Landes an, welches der Ehre des Besitzes einer Weltstadt entbehrt, dafür aber das Glück einer allgemeinen Bildung seines Volkes sich gerettet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur.

Faust, ein dramatisches Gedicht von F. Marlow.

Marlow ist der Hamlet unserer Literatur. Er selbst spricht dies als Faust deutlich aus:

> Hamlet, dich sucht' ich, und dich liebt' ich längst,
> Verwandt ist mir dein Wesen, wie das meine.

Ein gedankenschwerer, düsterer Jüngling. Grollend über eine Zeit, die ihn, und seine Träume und Hoffnungen nicht versteht, oder, besser gesagt, um sich nicht selbst vernichten zu müssen, nicht verstehen will, über eine Zeit, wo, wie zu Hamlets Tagen:

> Die Tugend muß Vergebung fleh'n vom Laster

prägt er diese Zerwürfniß auch in seinen Schriften aus, einem wunderbaren Gemische bittern Wahnsinns, verhüllter Ironie, und tiefer Weisheit. Aber indem er mit der ganzen Schwärmerei der Jugend von der wahren Weihe der Poesie und des Lebens spricht, ergreift ihn die Ironie, und wirft ihn aus seinen schönsten Träumen in die Bahn der Polemik. So wie bei Hamlet, kömmt es auch bei Marlow nie zur That, zur wahren reinen Poesie; überall mischt sich die Ironie ein, und so muß denn ein Geist, wie Marlow's, berufen, das Höchste anzustreben, in ephemerer Polemik verkümmern! Wir aber sind weit entfernt, dem Verfasser der „Dichternachtwege" und des „Faust" allein dies zur Schuld anzurechnen; mißliche Schicksale, die den Dichter zum Spielball ihrer Laune gleichsam auserlesen zu haben scheinen, so wie auch das vornehme Uebersehen von Seite der Kritik, haben ihren reichlichen Theil dazu beigetragen. Als vor einigen Jahren in der Mitternachtszeitung, wie auch in andern Zeitschriften, die Erstlinge seiner Poesie in die Welt traten, da ahnten wohl die Berufenen, daß hier ein reiches Gemüth, ein selbstständiger Geist zur Reife kommen könnte; aber die Kritik, der es nun oblag, auf ihn aufmerksam zu machen, und ihn mit liebevoller Aufmunterung vor den Irrwegen, die er schon damals einzuschlagen begann, zu warnen, und auf die rechte Bahn zu führen, übersah ihn mit bedauerndem Achselzucken. Eine solche Aufnahme konnte wohl Marlow, den durch mannigfaltige Schicksale Niedergebeugten, nicht auf den rechten Weg führen. Die Blößen, die unsere Zeit dem schwarzsehenden Auge des zürnenden Dichters wirklich darbot, mußten ihn noch mehr mit derselben entzweien, und ihn der reinen poetischen Wirksamkeit entfremden. Ein tief rührendes, ein unheilvolles Geschick, dessen völliger Erfüllung nur eine milde, schonende, auch das verirrte Genie nicht übersehende Kritik vorbeugen kann! Tiefe Wehmuth ergreift den Leser nach dem Umschlagen des Titelblattes zum Marlow'schen Faust. Die wenigen Widmungszeilen an die friedvoll seligen Manen seiner herrlichen, frühentschlafenen Geliebten entrollen uns zur Hälfte das Mysterium seines schmerz- aber auch weihevollen Lebens. Das Eingangsgedicht ist voll bittern Grolles gegen die Poesie des Tages. Ein so zuversichtliches Auftreten, ein so erhabener Trotz ist, wenn ihm männliche Ueberzeugung zu Grunde liegt, jedenfalls zu achten, und kann und darf von den Gutgesinnten, wären sie auch von der Gegenpartei, nicht übersehen werden. Nicht leicht sind schönere, kräftigere Verse geschrieben worden, als die, in denen er dem deutschen Genius zuruft:

> Erwache Lazare! —

Die Vorrede wieder Polemik, aber ernste, männliche Polemik voll tiefen Sinnes! — Manche herbe Wahrheit, die wohl erst nach Jahren wird verstanden werden! Für solche Gaben kann man dem Dichter auch leicht manche mitunterlaufende, vom Spleen eingegebene, grelle Ungerechtigkeit verzeihen.

Nun zum Werke selbst. — Der Dichter nennt seinen Faust ein dramatisches Gedicht. Wir wären jedoch verlegen, wenn wir vom Standpunkte rigoroser Kritik sein Gedicht als Drama beurtheilen, und die Handlung desselben einer Prüfung unterwerfen sollten. Es mahnt an diesem Werke nichts an das Drama, als die zufällige Einkleidung. Es ist ein wunderbarer, gothischer Bau, ein Torso, von der Hand seines eigenen Bildners verstümmelt. — Die einzelnen Scenen hängen nur lose zusammen. Eine bunte Aufeinanderfolge. Bald vernehmen wir heilige Worte der tiefsten poetischen Weihe; bald scheint eine dunkle Erinnerung aus dem Leben des Dichters selbst heraufzutauchen; bald schreitet sein zürnender Geist riesengroß über die ephemeren Erscheinungen des Tages; bald führt ihn die Verzweiflung an Menschheit und Poesie in die Cloake socialer und literärischer Zustände. Der Gedanke, der das ganze Werk zusammenhält, wäre gewiß nur dem liebevollen, eingehenden Blicke des wahren Dichters ersichtlich, wenn uns nicht Marlow selbst in vielen Stellen seines Gedichts den Schlüssel dazu gegeben hätte. Faust, in welchem Marlow nur allzuoft sich selbst schildert, unterliegt dem geheimnißvollen, nächtlichen Wirken, mit welchem ihn zwei gleich starke Mächte, die Natur und das Leben um-

spinnen, wird aber schließlich durch den Glauben gerettet und findet in der Kunst seine unsterbliche Apotheose. Dies ist beiläufig die Hauptidee des Werkes, an deren leitendem Faden sich die schönsten, unerreichbarsten Seelenmalereien und Naturbilder, die witzigsten Satyren und die tiefsten Allegorien hinziehen. Der Monolog am Kirchhof sucht seines Gleichen an Gedankenreichthum und Schönheit des Ausdrucks.

So blicken wir denn erfreut auf so viel Schönes, das uns hier der Dichter dargeboten, und können nicht umhin, zu bedauern, daß so viel davon von dem heißen Zorne des Dichters zur unförmlichen Schlacke gebrannt wurde!

Möge er uns doch recht bald mit Werken überraschen, denen ein ihm so wünschenswerther Friede des Gemüthes das Siegel der reinen Schönheit aufgedrückt hätte.

Friedrich Bach.

Prager Bühne.

Am 20. Juli: „Montechi und Capuletti" von Bellini. Frau v. Hasselt-Barth: Julia; Dem. Botgorschek, vom Dresdner Hoftheater, als erste Gastrolle: Romeo. — Wurde am 22. Juli auf allgemeines Verlangen wiederholt. Ich muß gestehen, daß ich diesen Theaterabend zu den genußreichsten zähle, die ich je erlebt habe. Der von den Theaterenthusiasten aller Länder so oft unnütz verschwendete Enthusiasmus war hier am rechten Orte. Frau von Hasselt-Barth feierte als Julia ihren größten Triumph, und dürfte in dieser Leistung, welche ich selbst ihrer Norma vorziehe, von keiner deutschen Sängerin übertroffen werden. Der Zuhörer ward von dem innigsten Mitgefühl für dieses liebevolle Wesen ergriffen, dessen tiefer Seelenschmerz bald in den zartesten Tönen klagt, bald in höchster Leidenschaft stürmt, bis endlich Verzweiflung und Tod das erschütternde Gemälde schließen. Schade, daß der Verfasser des Textes sich nicht näher an die Shakespeare'sche Dichtung hielt, und daher dem Tondichter die Gelegenheit entzog, uns nebst dem Leid auch die jubelnde Lust der Liebe zu schildern. So wie das Werk jetzt ist, zuckt kein Lichtstrahl durch die schmerzensvolle Nacht! Frau von Hasselt-Barth gab uns eine wahrhaft poetische, in den kleinsten Zügen vollendete Wirklichkeit und leistete somit das Höchste, was sie leisten konnte. — Dem. Botgorschek hat eine wunderbar schöne und kräftige Altstimme, die auch der zarten Nuancen fähig ist, und wird bei diesem Feuer, bei dieser Begeisterung für die Kunst, die sich in ihrer ganzen Darstellung ausprägte, gewiß bald zu den bedeutendsten Sängerinnen gehören. Sie gab ihre Rolle mit ergreifender Charakteristik. Nur eine solche, selbst in den höhern Chorden markreiche, sonore Stimme kann jede Anwandlung von Mißbehagen verscheuchen, das manchen Kunstfreund bei Darstellung von Männerrollen durch Frauenzimmer beschleicht. — Wie Romeo's und Julia's Seelen, so schienen auch ihre Stimmen für einander geschaffen, und riefen in ihrer herrlichen Harmonie das Publikum zum stürmischen Beifall hin. Wir haben die Hervorrufungen nicht gezählt, die beiden Sängerinnen zu Theil wurden, genug, das Publikum war mit Recht von ihrer Darstellung entzückt.

R. G.

Notizen.

(Operation an Schielenden.) Nach dem „Pesther Tageblatt" hat diese Operation Fr. Schöpf in Pesth schon an vielen Individuen ausgeführt, und insbesondere an zwei im höchsten Grade schielenden Mädchen das Geradesehen auf überraschend schnelle Weise bewerkstelligt.

(Industrie.) Der Erfindungsgeist macht täglich Riesenfortschritte. Unsere Zeit ist die Zeit der Maschinen! Daß nur der Geist darüber nicht zur Maschine wird! Die Dampfmaschine, die vervollkommte Rechen-, Fabers Sprach-, Kliegls Setzmaschine, welche Fülle von neuen und wichtigen Maschinen! So eben lesen wir, daß Jos. Madersperger in Wien eine selbst den kühnsten Erwartungen entsprechende Nähmaschine erfunden hat. Auch soll Professor Erb in Heidelberg schon längst eine Flugmaschine erfunden haben, deren Bekanntmachung sich aber mit seinem Gewissen nicht verträgt, weil dadurch eine vollkommene Umwälzung aller Verhältnisse herbeigeführt würde. Als Gipfel und Ziel fehlt nur noch die Erfindung einer Maschine:

„die für uns dichtet und denkt"

dann könnte die Menschheit die Hände in den Schooß legen. Maschinenartige Denker hat es vom Anbeginn der Welt gegeben, es fehlen nur noch denkende Maschinen!

R. G.

(Mendelssohn-Bartholdy) ist 1809 zu Berlin geboren. Die Frühreife seines Talentes übertrifft fast die Entwicklungsschnelle Mozart's. Schon als achtjähriger Knabe bekundete er seine Meisterschaft des Spiels, transponirte die Fugen Sebastian Bachs vom Blatte, und entdeckte die geringfügigsten Satzfehler in den vielstimmigsten Werken durch die scharfe Feinheit seines Gehörs. Zu seinen ersten, 1824 im Drucke erschienenen Kompositionen gehört das H-moll Quartett, das zu Mendelssohns bedeutendsten Schöpfungen gezählt werden kann.

(Fruchtbarkeit.) In Statteldorf bei Crailsheim hat eine 26jährige, noch dazu schwächliche Bauersfrau binnen 10 Stunden leicht und glücklich fünf lebendige Kinder geboren, welche sämmtlich getauft wurden, aber in den ersten 24 Stunden an Schwäche starben. Die Frau befindet sich wieder wohl.

(Fund.) Katschentow, ein Gutsbesitzer in der Nähe von Moskau, hat beim Graben auf einem seiner Felder mehrere Fässer gefunden, die 600,000 Rubel enthielten. Man vermuthet, daß sie von Mazeppa und dessen Leidensgefährten dort vergraben wurden.

(Ducornet) malt mit den Füßen, da ihm beide Hände fehlen; bei der Preisvertheilung nach der Pariser Kunstausstellung erhielt er eine goldene Medaille.

Böhmische Stadt- und Land-Chronik.

(Beraun.) Der 16. Juli war für das Städtchen Beraun (4 Postmeilen von Prag) wohl einer der denkwürdigsten Tage. — Schon im Jahre 1808 war es die Absicht der Regierung, durch eine steinerne Bogenbrücke über die Beraun eine der wichtigsten hierländischen Landstraßen von einem bedeutenden Gebrechen zu befreien. Am 30. Mai 1810 versammelte sich eine eigene Gubernial-Kommission, welcher das Glück zu Theil wurde, ihre Erhebungen im Beisein weiland Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Franz I. vornehmen zu können. Allein die damalige Kriegsepoche war der Ausführung eines so kostspieligen Baues entgegen, und so gehörte diese Brücke zu den frommen Wünschen für das Wohl Böhmens, bis Seine Majestät Kaiser Ferdinand zur Verminderung des großen Kostenaufwandes das von den böhmischen Herren Ständen empfangene Krönungsgeschenk von 10,000 Stück Dukaten hierzu widmeten. Das prager Handlungshaus Joseph und Samuel Pollak und Herr Hahn aus Kloster übernahmen die Ausführung dieses Baues für die Summe von 276,156 fl. C. M. Den 10. Juni 1839 wurde mit dem Graben des Grundes für die Mittelpfeiler begonnen, am 27. September v. J. konnte der erste Quaderstein am ersten Mittelpfeiler des linken Ufers gelegt werden, und am 16. dieses, wo die 5 Mittelpfeiler bis zur Widerlage aufgeführt und die Uferpfeiler bis an den mittleren Wasserstand gehoben waren, konnte der Grundstein gelegt werden. Die Feierlichkeit eröffnete im Beisein Seiner Excellenz des Herrn Oberstburggrafen Grafen von Chotek der Hr. Gubernialrath Ambrosi, sodann sprach der hochwürdigste Hr. Bischof Tippmann, welcher mit einer zahlreichen Assistenz aus Prag herbeigekommen war, ein Gebet, worauf die eigentliche Grundsteinlegung im Beisein einer angesehenen und zahlreichen Versammlung stattfand. Ein Hochamt und ein Te deum beschlossen die Ceremonie, glänzende Tafeln und ein Volksfest, welches auf einer angränzenden Wiese abgehalten wurde, beschlossen die Feierlichkeit.

Wir müssen den Bauherrn das Zeugniß geben, daß sie durch das bereits Geleistete zu der schönsten Hoffnung für diese Brücke, eine der bedeutendsten im österreichischen Kaiserstaate, berechtigen, und dem Hrn. Hahn und Hrn. Ludwig Pollak, unter deren persönlicher Leitung und durch deren unermüdeten Fleiß der Bau so rasch vorschreitet, daß vielleicht schon im Herbste 1841 die Brücke befahrbar sein dürfte, unseren Dank aussprechen. Noch müssen wir eines recht gelungenen Gelegenheitsgedichtes von Hrn. A. Pollak, das während der Ceremonie vertheilt wurde, gebührend erwähnen.

—a.

(Böhmische Literatur.) Von der Vierteljahrsschrift des böhmischen Museums ist so eben des 14. Jahrganges 2. Heft erschienen, welches folgende interessante Beiträge enthält: „Illirische Volkslieder" von Čelakowský; — Reise von Kopidlno nach Altenburg von Wacek; — zwei ältere böhmische Schriftdenkmale; — eine Idylle, von Štúr; — das Grab Karls von Žerotin, und die Gruft der Žerotine zu Brandeis in Mähren, von Šembera; — literarische Berichte, und Mittheilungen über das böhmische Museum. Aus der vorgelegten Rechnung über den, zur Herausgabe guter böhmisch-slawischer Bücher dem Museum einverleibten Fond ersehen wir, daß die Gesellschaft bis zum Ende des Jahrs 1839 über ein Kapital von 18,818 fl. C. M. verfügte.

K. Z.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 62. Samstag den 1. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Gedichte von Juliane Glaser.

Das Bild.

Was ich auf der Erde sehe,
Oder hoch im Sterngefild,
Was ich ahne und erspähe,
Formt sich mir zu einem Bild.

Aus der Rose duft'ger Röthe
Haucht mich an ein süßer Kuß,
In der Vöglein Lustgeflöte
Hör' ich einen süßen Gruß.

Küssetausch und Wortgekose
Plätschert auf aus jedem Quell,
Und der Thau auf dunklem Moose
Glänzt wie Freudenthränen hell.

In der blauen Himmelsferne
Sonne ist ein Herz voll Glut,
Und der lichte Chor der Sterne
Augen sind's voll Liebesmuth.

Was ich seh', wird mir zum Bilde,
Ahnung mir dies Bild belebt —
Geist der Liebe, Geist der Milde
Welten bildet und umschwebt.

Meine Heimat.

Ihr glaubt, ich sei bei euch,
An ird'sche Lust und Qual gebannt?
Ich leb' im Himmelreich,
Mit Sonne, Mond und Stern verwandt.

Das tiefe, blaue Zelt
Ist ganz vertraut mir, ganz bekannt;
Mein Geist durchflog die Welt,
Bis ich die Eine Liebe fand.

Ich hab' gefunden sie,
Den großen Geist im Gottesreich;
Drum kehr' ich niemals, nie
Ins düst're Thal herab zu euch.

In eurer wirren Brust
Bekämpft sich Liebe, Qual und Neid —
Mir stört die reine Lust
Nicht Qual noch Haß, nicht Raum noch Zeit.

Drum bin ich nicht bei euch,
Wenn auch mein Leib noch festgebannt,
Ich schweig' im Liebereich,
Wo Herz, Natur und Gott verwandt.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

II. Die Badegäste.

Ich bin ein Feind aller grammatischen Eintheilungen mit Buchstaben und Zahlen, großen und kleinen, römischen und arabischen, mit untern und obern Gliedern; aber es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man selbst zu Gift greift, um den letzten Ausweg zu versuchen. Darum sag ich: Erstens muß man unterscheiden zwischen kranken und gesunden Gästen, obgleich man nach dem richtigen Laufe der Dinge in einem Heilbad nur von ersteren sprechen sollte. Damit ist nun aber hier nichts; hier ist verkehrte Welt; wenn man die Gesellschaft in acht Theile theilt, ist ein Theil krank, sieben sind gesund, fünf bleiben gesund, zwei werden krank; denn diese Eigenschaft fangen unsere großen Bäder jetzt an anzunehmen. Früherer Zeit besuchte man einen Heilquell, um ein körperliches Leiden zu heben, eine gestörte Verdauung durch zweckmäßige Diät wieder herzustellen, ein einfaches Naturleben zu führen und an den Freuden einer schönen Natur sich zu ergötzen; jetzt geht man in die Bäder, um ein Seelenleiden, z. B. die Langeweile, zu heilen, und ein Verstandesübel, die Mode, zu befriedigen, um desto besser zu essen und zu trinken, desto lieber zu tanzen, zu spielen und alle Leidenschaften zu treiben. Ob nun das Wasser warm oder kalt, eisen-, schwefel-, natrum-, kohlensauergas-haltig ist, ob man darin badet, oder es trinkt, was kümmert dies solche Leute? So erzählte mir ein Fremder in vollem Ernst, er habe neulich im Gasthof ein gewärmtes Mineralbad genommen und dazu die kalte Quelle getrunken. Dabei treiben diese Menschen mit sich selbst die größte Ironie, und nehmen während ihres Aufenthalts einen Badearzt, der für diesen Namen sein anständiges Honorar empfängt, und nicht eher gerufen wird, als bis man ihn damit entläßt. Ich gönne einem Arzte immer solche gesunde Patienten. Wenn die alten Römer aus den Streifzügen in das barbarische Germanien hieher zurückkehrten, wo sie eine feste Burg errichtet hatten, warfen sie die benarbten Leiber in den heißen Quell, zu neuen Kämpfen neue Kraft zu gewinnen; die Glieder wurden stark, die schweren Wunden heilten, und bis ins späte Alter schwang der sehnenvolle Arm das verderbliche Schwert. Und als Deutschland das römische Joch brach, die Adler wieder hinüberflogen über die Alpen, dieselbe heilkräftige Quelle stählte den Körper des eingebornen Sohnes so gut als den des Fremdlings. Ein fürstliches Geschlecht baute die Stammburg in seine belebende Nähe, die Nachricht von den wundervollen Kuren verbreitete sich mit Erleichterung des Verkehrs nach allen Gegenden und große Schaaren Hilfsbedürftiger zogen diesem gelobten Lande zu. Ich glaube, wenn damals

Jemand gekommen wäre mit gesunden Gliedern, nur in der Absicht, das städtische Wohlleben in Saus und Braus hier fortzusetzen, man hätte ihm, als einem Verrückten, den Gebrauch der Bäder anbefohlen. Heutzutage dreht sich dieser Satz bald um. Pyrmont und Spaa fingen zuerst an, ihrem Dasein eine unnatürliche Bestimmung zu geben, daß sie dem Eigennutz und der Gewinnsucht, ohnedies die Götzen der Menschheit, einen Tempel bauten, der, wie sich denken ließ, mehr als ein andrer, viele Verehrer vereinigte. Freilich erlangten sie damit einen vermehrten Besuch, und ihr pekuniärer Vortheil steigerte sich dadurch unendlich. Sie wurden ein Centralpunkt der reichen und vornehmen Gesellschaft aus allen Ländern, welche mit aller Repräsentation, mit allen Ansprüchen ihres Ranges und Vermögens dahin kam. Natürlich änderte sich auch die ganze Lebensweise; die ursprüngliche Einfachheit des Badeortes ward von den Bedürfnissen eines raffinirten Luxus unterdrückt, und die Uebel einer verderbten Civilisation machten sich nun selbst an ihren Heilquellen geltend. Wohl mochten daneben noch Kranke die kräftige Hilfe suchen, aber man duldete sie mehr, wo man sie früher freundlich empfing, weil sie freilich den Bewohnern nicht den Ertrag gewährten, welchen die lebenslustige verschwenderische Welt zurückließ. Dazu kam, daß man zu jener Zeit fast alle Jahre einen neuen Mineralquell entdeckte, dessen Gehalt und Wirkung die früheren ersetzte, und daher von den Leidenden vorgezogen wurde. Was hielt nun jene Badeorte noch in der Blüte? nichts weiter, als das Uebereinkommen der vornehmen und reichen Leute, sich hier im Sommer ein Rendezvous zu geben, nichts weiter, als die eben gangbare Mode. Doch wie diese wechselte, sank auch der Ruf des Bades; was sind jetzt Spaa und Pyrmont weiter, als Orte, die von ihren Jugenderinnerungen zehren, und nur der gütigen und nachsichtigen Natur es verdanken, daß sie wenigstens im Gedächtniß der Kranken nicht ganz vergessen sind. Man hatte anderseits auch das Geheimniß entdeckt, auf schnelle Weise zu einem Namen zu gelangen; durch solche Mittel, von der Natur bald mehr, bald weniger unterstützt, kamen Dobberan, Kissingen und einige Bäder des Taunus zu vorübergehender Herrschaft, bis diese endlich mit Rivalität Wisbadens in die Hände von Baden überging. Wenn jenes auch um mehre Hunderte von Gästen besuchter ist, als dieses, so hat es seinen Grund theils im Zufall, theils in der allerdings günstigern Lage in der Nähe zweier großer Städte und der erstaunlich großen Frequenz der Rheingegend. Wenn man aber nach modernen Ansichten die Bedeutsamkeit eines Bades in die längere Anwesenheit der auserwählten Gesellschaft von allen civilisirten Nationen, in die letzte Befriedigung jedes Anspruches von Luxus und jeder Leidenschaft setzt, so gebührt Baden, wie es im vergangenen Jahre erschien, unstreitig der Vorzug, von dem Ausschlag, den die Natur gibt, gar nicht zu reden, daß sie mit schönern Reizen an wenig Orten unseres deutschen Vaterlandes erscheint. Darin hat es aber die beste Garantie für die Erhaltung seines Namens, daß, wenn auch einmal die glänzenden Salons verödet liegen, die zauberische Umgebung doch eine Menge Verehrer herbeiführen wird. Jetzt freilich geschieht hier alle Jahre das große Schaugepränge einer Ausstellung geputzter Leute, im Gefolge ihrer Thorheiten und Schwachheiten; nebenbei ist man zufrieden, daß auch die Natur sich geputzt hat, und dieser anständigen Gesellschaft sich würdig zeigt. Physische Gesundheit gilt für die Bedingung eines comfortabeln Badelebens; wer krank ist, oder was oft geschieht, krank wird, thut am besten, sich schleunig zu entfernen, am ehesten dann, wenn er das Mittel in der Quelle selbst finden könnte.

Zweitens muß man unterscheiden zwischen Gästen, die einen längern, und Gästen, die einen kürzern Aufenthalt machen. Zu ersteren gehören diejenigen, welche wenigstens über 14 Tage bleiben, eine Privatwohnung beziehen, bei den Reunions abonniren, Gesellschaften besuchen, um drei Uhr beim Corso, um 5 Uhr an der Tafel erscheinen, an der Promenade Kaffee trinken, Roulette nicht spielen, dagegen bei Trente et un pointiren, auf Eseln reiten, Pistolen und Scheiben schießen, vor ein Uhr nicht in das und vor neun Uhr nicht aus dem Bette steigen, kurz alle die, welche die Gebräuche der Saison angenommen haben; zu letzteren gehören meist diejenigen, welche man »Naturnarren« nennt. Diese wohnen in den Gasthöfen, stehen zum großen Aerger des ganzen Hauses um fünf, sechs Uhr auf, nehmen den Stock in die Hand und rennen lärmend durch die schlafende Stadt. Den ersten Morgen laufen sie über den Felsenweg nach Ebersburg, und jagen in ärgster Sonnenhitze auf den Merkurinsberg, um eine Aussicht zu genießen. Spätestens um ein Uhr sind sie zurück, und mit wahrem Heißhunger fallen sie in den Speisesaal, wo für die Barbaren die erste Mittagstafel aufgetragen ist. Ist es nicht eine Barbarei, um ein Uhr zu essen? Nach Tisch wollen sie Kaffee trinken, wo anders, als bei Benazet an der Promenade, man will doch auch die Gesellschaft sehen! Mutter und Tochter haben sich sorgfältig geputzt, ja der Vater wendet einen ganzen Gulden für ein Paar strohgelbe Glacé-Handschuh. Nun sage man, ob das nicht eine anständige Familie ist? »Aber Papa, die Tische sind fast alle leer, wir kommen gewiß zu spät.« »Sonderbar, meine Tochter,« sagt der Vater; »sehr sonderbar, lieber Mann« sagt die Mutter. »Kellner, bringen Sie eine Portion Kaffee mit drei Tassen, recht viel Zucker und Rahm dazu.« Der Kellner lacht, geht, kommt und bringt drei große vollgeschenkte Tassen, und, die Rahmkanne hebend, fragt er: »Belieben Sie weiß oder schwarz?« Die Familie sieht sich ängstlich an, der Vater preßt ein »weiß« heraus, und die beiden andern Köpfe nicken dazu. »Was kostet dies?« »Dreißig Kreuzer« — erschrockene Mienen, bedenkliches Ansehen; Papa, um das Geld aus der Tasche zu holen, entkleidet sich des glacirten Handschuhs und legt ihn in der Zerstreuung in den von der Tasse auf den Tisch übergeflossenen Kaffee. Eben treten aus dem Spielzimmer in nachlässig modernem Negligée vier junge Männer, im Begriff nach Haus zu gehen, und zum Nachmittag sich umzukleiden. Fröhlichen Humors, die Cigarren im Mund, Arm in Arm, schlendern sie dem Tische zu, wo der verunglückte Handschuh viel Jammer hervorgerufen. Die um diese Stunde unerwartete Erscheinung einer Kaffee trinkenden Familie, noch mehr eines in Schamröthe schnell erglühenden hübschen Mädchens, — denn Röschen ging, als die Lorgnetten der Herren sie beschoßen, förmlich in Feuer auf, — hemmte auf Augenblicke ihren Weg, bis sie unter lauten Ausdrücken der Bewunderung von dannen zogen. Papa hatte dabei vor Aerger und Verlegenheit den kaffeebraunen Handschuh an den weißen Beinkleidern abgewischt und Mutter warf dem lieben Töchterlein den Shawl über den bloßen Nacken. »Frau,« sagte der Mann, »hier ist nicht gut sein, laß uns gehen.« »Mann,« sagte die Frau, »hier ist nicht gut sein, laß uns gehen.« Röschen, zwar noch über und über roth, wäre am liebsten geblieben. Ob sie nun nach Haus gehn? Gewiß nicht. Nun fangen sie wieder an, in die Natur hinaus zu rennen, der Alte im schwarzen Frack, Mutter und Tochter wie zum Balle angezogen. Die Lichtenthaler Allee hinab, über die Berge nach Ebersteinschloß, hinunter ins Münzthal über Gernsbach nach Hause, ein Marsch von vier guten Stunden. Spätestens um acht Uhr sind sie zurück, ein reichliches Nachtmahl wird eingenommen und um 9 Uhr schon liegen sie sämmtlich in gesundem Schlafe. Den andern Tag fängt dieselbe Lebensweise an, und die weitere Umgebung wird besucht. Erst am 3. Tage wagt man es, sich wieder in der Gesellschaft sehen zu lassen; man betrachtet mit Staunen die Karossen, die reichen Livréen, die edlen Pferde, die kostbaren Toiletten, und die glänzenden Ordenssterne und Ehrenkreuze; man durchwandelt mit Scheu die geräumigen Säle des Konversationshauses, ja man tritt sogar mit klopfendem

Herzen an die Galerie der Spieltische. Als wenn er ein Königreich opferte, mit solcher verzweifelten Resignation wirft Papa eine halbe Krone auf das grüne Tuch. Mutter und Tochter pressen sich ängstlich an seine Arme, die Augen treten bald aus dem Kopf, um die Farbe zu entdecken, welcher die rollende Kugel zueilt. Roth gewinnt, Schwarz hat verloren, und das liebe Geldstück wandert einen andern Weg zurück, als den es gekommen. Schweigend wendet sich die Familie, schweigend wandelt sie auf und ab; wenn ein Unglück geschehen, will Niemand das Wort zuerst ergreifen. Sie treten unter die Colonade, das hell beleuchtete Theater glänzt ihnen entgegen. »Kinder,« sagt Papa, »wir brauchen Zerstreuung, wir wollen in das Schauspiel gehen.« Um halb eilf Uhr ist es aus. »Frau, heute sind wir wirklich liederlich gewesen,« spricht der Alte, indem er, im Begriff ins Bett zu steigen, die Schläge der Thurmglocke zählt, welche Mitternacht verkündet; »zwölf Uhr! so spät, Mutter, sind wir seit unserm Hochzeitstag nicht eingeschlafen, und die halbe Krone, ich will denken, man habe sie mir gestohlen; ich werde eine unruhige Nacht haben.« Den andern Morgen macht die Rechnung neue Sorgen. Endlich ist der schwere Kampf vorüber. »Kinder, jetzt fort, wir haben die Welt gesehen, fort über die Granze ins Wildbad hinüber, heute Nacht schlafen wir wieder unter unsern Bauern.« Man sage nicht, daß ich übertreibe, diese Familie ist aus dem Leben gezeichnet. Der Vater war ein vermögender Dorfschultheis aus dem Schwäbischen, welchen der bis in sein stilles Thal gedrungene Ruhm des Badeortes zu dieser Lustpartie getrieben. Ich lernte ihn zufällig bei seinem ersten Ausfluge nach der alten Schloßruine kennen, und bin von da nicht wieder aus seiner Nahe gewichen, als bis ich dafür der Tochter Gesellschaft einlöste. Wie geduldig habe ich nicht den Spott meiner Freunde getragen, daß ich um sechs Uhr aufgestanden, um ein Uhr zu Mittag gegessen und zu Fuß in den heißen Tagesstunden die Berge und Thäler durchhetzt habe. Nun, ich lachte; denn in diesen Thälern gibt es Grotten und Höhlen à la Dido und Aeneas, und was duldet man nicht der Liebe und eines schönen Röschens wegen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schuster Gorja und sein Diener Briditschkin.*)

Russisches Volksmährchen von Johann N. Vogl.

In einem Königreiche lebte der berühmte Knjäs Mistafor Skurlatowitsch; dieser hatte einen Diener mit Namen Gorja, welcher der Sohn eines gewissen Krutschinin war. — Mistafor Skurlatowitsch gab Gorja zu einem berühmten Schustermeister, damit er bei diesem das Schusterhandwerk erlerne, und setzte ihm zur Bedingung, daß er im Schuhverfertigen einer der ersten und vorzüglichsten Meister, werden müsse. — Mehrere Jahre lernte Gorja bei seinem Meister und brachte es endlich zu solch einer Geschicklichkeit, daß er diesen in seinem Handwerke noch weit übertraf. Mistafor Skurlatowitsch nahm ihn hierauf wieder in sein Haus, wo er ihm von nun an seine Schuhe verfertigen mußte. Gorja verfertigte bei zwanzig Dutzend Schuhe; allein seinem Herrn, dem Mistafor Skurlatowitsch, gefiel nicht ein einziges Paar, weßhalb er Gorja auf das Unbarmherzigste schlug. Gorja Krutschinin verlor hierüber beinahe seinen Verstand, erkrankte schwer, und mußte fast zehn Wochen das Lager hüten. — Als er sich wieder in etwas erholte und Gebrauch von seinen Gliedern machen konnte, befahl ihm Mistafor Skurlatowitsch auf's Neue, Schuhe für ihn zu verfertigen. Gorja Krutschinin verfertigte abermals mehrere Paare, und brachte sie dem Mistafor, um sie ihm anzupassen; diesem jedoch gefielen die Schuhe abermals nicht, weßhalb er sie dem Gorja an den Kopf warf und ihm das Angesicht blutig schlug. Gorja Krutschinin, der zwölf Kopeken in seiner Tasche hatte, ging hierauf in eine Kabake, und murmelte: Wenn mich doch ein Teufel von diesem Barjm (Herrn) befreien möchte! Mit einemmale trat ein Fremder zu ihm und sprach: Worüber grämst du dich, armer Junge? Hierauf antwortete ihm der Schuster Gorja: Wie soll ich armer Junge mich nicht grämen? Siehst du nicht, wie mein Barjm, der schlimmer als ein böser Hund ist, mich zugerichtet hat? Zehn Wochen früher mißhandelte er mich noch mehr als diesesmal.

Der Fremde fragte ihn hierauf: Warum hat er dich so geschlagen?

Hierauf sagte Gorja: Ich lernte das Schusterhandwerk und übertraf hierin sogar meinen Meister. Nun mußte ich Schuhe für den Barjm verfertigen, so viel ich aber immer verfertigen mochte, konnte ich doch kein einziges Paar nach seinem Wunsche machen, und statt mich für meine Arbeit zu lohnen, schlug er mich unbarmherzig, wie du selbst an meinem Gesicht sehen kannst.

Hierauf sagte der Fremde: Ich kenne deinen Herrn genau, man muß dich von ihm befreien. Wenn du willst, so mache ich dich zu dem glücklichsten Menschen, ja, ich verheirathe dich sogar mit der Tochter des Mistafor, obgleich sie mit einem Fürsten verlobt ist.

Bist du närrisch geworden, sagte Gorja, daß du solch Ungereimtes zusammen redest? — das ist ja eine unmögliche Sache.

Glaube mir, erwiederte der Fremde, daß ich es zu Stande bringe. Der Schuster aber wollte ihm nicht widersprechen und sagte blos: Wie viel, du Freund, mir auch sagen magst, so werde ich dir doch nicht glauben.

Nun so überzeuge dich selbst, daß ich es zu thun vermag.

Hierauf befahl er ihm sich die Augen zu verhalten, das Angesicht nach der Sonne zu wenden und zwei Schritte zurück zu treten. Als dieses alles Gorja gethan hatte, befahl er ihm sich zu betrachten. Gorja wunderte sich nicht wenig, denn er sah sich mit kostbaren Kleidern geschmückt, und sagte zu dem Fremden: Du bist gewiß ein Teufel in menschlicher Gestalt?

Freilich bin ich dies, erwiederte der Fremde, und weil du mich riefst, so erschien ich vor dir, und will dir den Dienst erweisen und dich mit der Tochter des Mistafor vermählen.

Wie kann dieses sein, sagte Gorja, mich kennen ja dort Alle, sogar jeder Hund; der Fremde sagte aber: Du sprichst die Unwahrheit, Niemand wird dich erkennen; denn du wirst in der Gestalt des Fürsten Dardawan erscheinen, mit welchem Dojada, die Tochter des Mistafor, verlobt ist.

Es wäre wohl gut, ja sogar sehr gut, wenn das, was du eben sagst, geschehen würde, versetzte Gorja.

Es wird geschehen, wenn ich dir's sage, erwiederte der Fremde, und befahl ihm, noch einmal sich die Augen zu verhalten, drei Schritte zurück zu treten, und sodann die Augen zu öffnen.

Gorja that, wie er ihm geheißen, und erblickte vor sich die weißen großen und steinernen Gemächer, sich sehr verwundernd, wie dieses doch so schnell geschehen konnte. Voll Erstaunen rief daher Gorja aus: Du bist in Wahrheit der Teufel und kein Mensch, weil du so große und sonderbare Wunderdinge vollbringen kannst.

Ich sage dir die Wahrheit und betrüge dich nicht, antwortete der Fremde. Ich lasse dich jetzt in diesen steinernen Gemächern und werde dein treuer Diener sein. Nenne mich Briditschkin.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Aus einer noch im Laufe d. J. zu erscheinenden Sammlung altrussischer, bis jetzt noch nie ins Deutsche übertragener Volksmährchen von J. N. Vogl.

Prager Bühne.

Die LI. Vorstellung von Robert dem Teufel

am 15. Juli.

Sobald der Diener des Staats, oder ein Ehepaar, den Jubel ihrer fünfzigjährigen Treue erlebt haben, so haben sie das Recht, in den Augen ihrer Mitmenschen, Zeit- und Staatsgenossen, die neun und vierzig folgenden Jahre, also bis an ihres Lebens Ende gänzlich unbeachtet zu bleiben, sie könnten sich dann begraben lassen. Das ein und fünfzigste Jahr ist kein Jahr, eins eines neuen Cyklus, der sich höchst selten vollendet. Wenn fünfzigjährige Dienste das Haar gebleicht, so quittirt die Welt die Rechnung mit einem Ehrenbecher, mit einem Schmause, an dem sie Theil zu nehmen dir die Ehre anthut, und nun — was weiter? was ist noch an einem Manne, der zu keiner Zeitungsfestlichkeit, zu keinem Festmahle, zu keiner Illumination weitere Aussichten gewährt?

Die ein und fünfzigste Aufführung von Robert dem Teufel zeichnete sich durch eigenthümliche merkwürdige Zeichen aus, die diese Vorstellung zu einer in ihrer Art einzigen erhoben. Wenn man den obigen Grundsatz der Welt nicht gelten lassen will, so ist es schwer zu begreifen, wie, nachdem man sich der fünfzigmaligen Aufführung rühmte, sie beging mit Prolog und Beleuchtung, die folgende mit allem nur erdenklichen Malheur über die Bühne ging. Es ist schwer, sich eine Komödie, von Dilettanten zum ersten Male dargestellt, die, wie bekanntlich, gewöhnlich das Eine oder das Andere verfehlen, komischer zu denken, als an diesem Abend der große, vielgepriesene, einträgliche

— Robert, dieser Spiritus familiaris des Herrn Stöger und seiner Kasse, auf den sich die Prager Bühne so viel zu Gute thut, und das trotz des Gastspiels der Frau von Hasselt, die als Isabella freilich in einer, unserer Meinung nach weniger für sie passenden Rolle darin auftrat. Um meinen verehrten Lesern einen kleinen Begriff von einer ein und fünfzigsten Vorstellung zu geben, will ich einige der klassischen Unglücksfälle erzählen, die sie ausgezeichnet haben. Die ersten Töne, die aus der Ouverture deutlich zum Ohr des Zuhörers gelangen, sind jene der bekannten Beschwörungsscene. Aber beim ersten Tone, den die Posaunen angaben, erschienen zwei dieser Instrumente wie Wettrenner: um eine Kopflänge auseinander, suchten sie sich zu erreichen, was aber erst mit dem zweiten Stoße gelang. Ominöser Anfang, der die Gehörnerven gewaltig erschütterte. Noch einige andere Stellen der Ouverture waren für zartere Tympane nicht berechnet. Im Finale des 1. Akts richteten die Würfelnden sich wenig nach der Musik, so daß ihr Spiel nie mit dem Spiele des Orchesters, das bekanntlich das Würfeln imitirt, übereinkam. Bei einer gut einstudirten Oper ist auch das von Wichtigkeit, sollte ich glauben. Noch fataler war es, als im 3. Akte Bertrand zu früh aus der Höllengrotte stürzte, und zu seinem Entsetzen gewahr wurde, daß die irdischen Uhren von der Höllenzeit um etwas abweichen. Dem unglücklichen Bertrand blieb nichts übrig, als sich die Coulissen ein wenig anzuschauen, in seine Höhle langsam wieder hinabzukriechen, und auf sein Stichwort zu warten. Der Tanz der wiederbelebten Geister hatte ferner für den schwankenden Robert so viel Anziehendes, daß er gar an seine Aufgabe, den Zauberzweig zu brechen, nicht dachte, und erst durch das dumpfe Gerumpel im Orchester und das Erscheinen der Pechfackel bewaffneten Höllengeister, statt zum Tempel hinaus, an den Zweig gejagt wurde. Was die Lockungen der Sylphiden nicht vermochten, bewirkten die feurigen Unholde, obgleich uns wahrscheinlich ist, daß der Höllenfürst die Geister zur Strafe für ihre Nachlässigkeit mit einer doppelten Pechportion traktirt hat; denn nur der Zufall konnte verhindern, daß seine ganze Absicht vereitelt wurde.*) Kurz, Robert hatte den Zweig, ließ ihn erfolgreich spielen, jetzt zerbricht er ihn, und mit dem Schlußchor bricht sein Verderben herein. Er schlägt sich durch, Isabelle liegt ohnmächtig in den Armen ihrer Frauen — aber: es ist wahr, das Unglück ist ansteckend, und man sollte es Keinem verübeln, der den sogenannten Unglücksvogel wie einen Pestkranken flieht. Auch unser vielgefeierter Gast, Frau von Hasselt-Barth, mußte nolens volens dem maliziösen Dämon, der über diesen Abend sein ironisches Scepter schwang, unterliegen, denn siehe! der Prunksaal verwandelt sich in die Vorhalle der Kirche, und sie, die mit ihrer Ohnmacht nicht genug in den Hintergrund getreten war, sieht sich plötzlich durch den Zauberschlag der hinter ihr statt vor ihr fallenden Gardine mit ihren Weibern in die Kirche versetzt. Fatal, sie muß aus ihrer Ohnmacht erwachen und zu Fuß nach Hause gehen, von der Theilnahme des Publikums begleitet. Aber noch besser: der gute und böse Geist, Alice und Bertrand, reißen sich um Robert, wie sans comparaison zwei hungrige Hunde einander um einen Knochen. Es ist fünf Minuten vor der entscheidenden Mitternacht, deren Nähe, der bevorstehenden Verwandlung halber, der Ton einer Klingel angibt. Nicht länger hält's die nach ihrem Oberhaupte heißhungrige Hölle aus. Der Wächter an der Treppe glaubt, das Signal gelte ihm, und fünf Minuten vor seiner Zeit schwankt unter Bertrands linkem Fuße der Boden. — Hei! wie hob der Teufel das gefährdete Bein hoch in die Höhe, mit ängstlicher Scheu den schlecht dirigirten Hölleneingang stets messend. Mir schien's sogar, als habe er mit einigem Widerwillen die Fallthüre betreten, als es endlich Zeit war. Mitternacht schlägt's mit ehernem Tone; mit grausem Entsetzen zeigen Alice und Robert dahin, wo so eben der Böse hätte versinken sollen, denn — er stand noch immer da. Sein Gesang war verstummt, Hände und Füße eng an den Leib geschlossen, gesenkten Hauptes harrt er seines Unterganges. Doch dem Höllendiener da unten gelüstete es, seinen Fehler wieder gut zu machen, er wollte wenigstens in so fern seiner Sache gewiß sein, daß er Niemanden mehr vor seiner Zeit aus dem Leben riefe. Eine Feuerrakete fährt über die Bühne, der Hintergrund setzt sich bereits in Bewegung, noch eine Sekunde, und der Teufel, der jetzt in der That wie ein recht armer, bedauernswerther Teufel dasteht, ist leibhaftig in der Kirche; endlich — gottlob! — erlöst ihn der verlegene unterirdische Geist. Ich habe gehorcht, als er versank, und mich gewundert, nicht das Trinkgeld klingen zu hören, womit ich dachte, daß Bertrand den Liebesdienst vergelten müsse. — Das war also eine ein und fünfzigste Vorstellung, was zu erfahren namentlich die vielen fremden Gäste freuen wird, welche sie für eine Probe der allerersten gehalten haben mögen. Bei diesem allen habe ich noch gar nicht gerechnet, daß, als Isabella in der Cavatine des 3. Aktes die Wiederholung des »Gnade, Gnade!« acceleriren wollte, das Orchester so wenig darauf einging, daß sie knieend, mit gefaltenen Händen, durch die Bewegung ihres Leibes und Kopfes den Takt schlagen mußte, daß Bertrand im Finale darauf gerechnet hatte, seinen Sohn zu seiner Linken zu haben, dieser aber leider! rechts stand, und daß also der Vater dem Sohne den Rücken wendete, und den leeren Raum seiner Zärtlichkeit versicherte. Ueberhaupt hat Hr. Kunz, der an mehren Stellen sehr verdienten Beifall erntete, die etwas unangenehme Manier, in den Erdboden hinein zu singen. Frau von Hasselt kann bei aller Trefflichkeit ihrer Schule, bei allem Glanze ihrer Mittel, die Partie der Isabella nicht für eine ihrer besten halten, da die Hauptarien — im 2. Akte — durchaus nicht für ihre Methode und Gesangsweise zu passen scheinen. Dem. Großer, Alice, war ausgezeichnet; es ist erfreulich zu sehen, wie das bedeutende Talent dieser Dame sich immer schöner entfaltet. Es zeigte sich an diesem Abend eine Bravour in ihrer Stimme, deren Hebel wir nicht kennen, die wir aber früher gehört zu haben uns nicht erinnern.

Wann wird die zwei und fünfzigste Vorstellung von Robert sein? dieser Oper, die ohne Beleuchtung, ohne Festprolog, in Paris zum vier Mal fünfzigsten Male gegeben wird.

B. St.

*) In Berlin bezeichnet diesen Moment des gebrochenen Zweiges ein recht wirksamer, Alles erschütternder Schlag, der für die tanzenden Geister zugleich das Signal ihrer beendigten Rollen ist.

Notizen.

(Führich,) der gefeierte böhmische Maler, ist, wie die Theaterzeitung berichtet, mit einem Gemälde auf Goldgrund für den Grafen Raczinski in Berlin beschäftigt, das den Triumph der christlichen Religion auf Erden darstellt.

(West und Ost.) Der französische Civilcoder soll ins Türkische übersetzt und nach empfangener förmlicher Sanktion im türkischen Reiche eingeführt werden. (Posaune.)

(Rom.) Der »Gazette de France« zufolge soll Se. Heiligkeit der Papst die berühmten Statuen des Laokoon und des Apollo von Belvedere um 9 Millionen Francs verkauft haben.

(Schönen Dank!) So eben sind unter dem Titel: Wallmanns Feierabende 9 Erzählungen, von Corb. Lohmayer, erschienen. Die erste heißt: »Der gute Böhmack.« (!!!) — Ich wollte wetten, dahinter steckt ein slowakischer Drahtbinder.

(Rußland.) In Kowno am Memelstrome wird Rußland ein kolossales Denkmal zur Erinnerung an den 1812 glücklich beendeten Feldzug errichten. — Eine wesentliche Verbesserung des russischen Postwesens ist durch die Einführung von Schnellwagen zwischen Petersburg und Moskau eingetreten, welche täglich Abends von beiden Orten abgehn, und den Weg in 20 Stunden zurücklegen. (Galizia.)

(Türkei.) Die medizinische Akademie und das Vaccinations-Institut in Konstantinopel machen große Fortschritte. Alle in Konstantinopel praktizirenden Aerzte sind angegangen worden, ihre Diplome dem Conseil de medicine zur Untersuchung vorzulegen, und in der letzten Sitzung wurde der mit Enthusiasmus aufgenommene Antrag gestellt, zu dem Studium der Medizin, wozu bis jetzt nur türkische Knaben aufgenommen wurden, auch Rajas zuzulassen. (Galizia.)

(Engländer.) Die »Posaune« enthält bei Gelegenheit einer Theaterkritik folgende treffende Bemerkung: »Der tüchtige praktische Sinn der Engländer artet, besonders in der Fremde, oft in das Streben aus, sich die Dinge nur nach ihrem materiellen Gehalt, im engsten Sinne des Wortes, anzueignen, und zum Besten der Geld- und Zeit-Ersparung rücksichtslos jede höhere Beziehung, jede schönere und eigenthümliche Bedeutung des Erstrebten zu verkennen. Ein solches Treiben aber, welches die Materie eifrig kauft, und den Geist als unbrauchbar liegen läßt, hat seine sehr komischen Seiten, und wie möchten die Vertreter dieses Systems die Karrikaturen des Praktischen nennen.«

(Physikalisches.) An die Bemerkung, daß große Feuer Gewitterausbrüche verhüten, schließt sich eine neue Mittheilung von Hrn. Matteucci an, der auf einer Reise in den Apenninen fand, daß die Kantone, wo man Holzkohlen macht und Schwefel läutert, sehr selten von Gewittern und nie von Hagel getroffen werden. Man sagte ihm, daß der Kanton, in welchem sich die Schwefelöfen befinden, seit fünf Jahren nur ein einziges Gewitter mit Hagel erlebt habe, und daß die Stelle selbst, wo diese Oefen stehen (Pereicaja bei Rimino) ganz verschont geblieben sei. (Dampfboot.)

(Prag.) Der berühmte Violinvirtuose Ghys wird auf seiner Kunstreise nach Petersburg nächstens hier eintreffen. *

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 61. | Mittwoch den 29. Juli. | 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden!"

Von Friedrich von Sallet.

Ihr sollt euch Schätze sammeln nicht auf Erden,
Daß ihr, wenn Rost und Motten sie zerfressen,
Vom Dieb sie ausgescharrt, gestohlen werden,
Verarmt, als hättet ihr sie nie besessen.

Im Himmel aber sollt ihr Schätze speichern,
Im Gottesreich des freien Geist's tief innen;
Da sollt ihr, geizig dürstend, euch bereichern,
An schöner That und kühnem Gottessinnen.

Nicht fürchtet dorten Motten, Rost und Diebe!
Was ihr errangt, bleibt ewig euch zu eigen,
Gebt ihr's, als Blüte, Andern hin in Liebe,
Wird sich's, als Frucht, zu euch zurückeneigen.

Und mag um euch der Welten All zersplittern,
Fort dauern ächte Worte, rechte Thaten.
Der Grund, drauf ihr gebaut, wird nicht erzittern:
Im Geiste Gottes reifen eure Saaten.

Wo euer Schatz, wird euer Herz auch weilen;
Wollt ihr den freien Geist, der ohne Rasten
Von Welt zu Welt, zu Gottes Licht will eilen,
Einkerkern dumpf in Kisten und in Kasten? —

Einfältig sei, was deines Leibes Licht ist,
Dein Aug'; dann ist der ganze Leib in Klarheit.
So nur dein Denken unverfälscht und schlicht ist,
Ist all dein Wesen hell in Gottes Wahrheit.

Doch so, zwiesichtig, gleich dem Schalk, dein Denken
Zugleich will Himmelslicht in's Auge fassen,
Und sich zugleich in Erdenstaub versenken:
Dann wirst du ganz in Finsterniß gelassen.

Niemand kann, ehrlich, zweien Herren dienen;
Anhängen wird er dem, und den verachten.
Du kannst nicht wühlen, hier, in Erdenminen,
Und, dort, empor an Himmelssprossen trachten.

Glaubst du, aufblickend von des Staubes Gütern
Mitunter auch zu Gott, ihn abzufinden? —
Er hat nicht Theil an dumpfen Halbgemüthern,
Du mußt dich ganz und einzig ihm verbinden.

Nicht sollt ihr kleinen Sorgen euch ergeben
Um Speise, Trank und Kleid in Selbstverleidung.
Ist höher, denn die Speise, nicht das Leben?
Nicht mehr der Leib, den Gott schuf, denn die Kleidung?

Die Vögel unter'm Himmel seht! Sie feuern
Sich an zum Weltgesang, ein froh Gewimmel,
Nicht säend, erntend, sammelnd nicht in Scheuern,
Und doch ernährt der Vater sie im Himmel.

Seid ihr nicht mehr, denn sie? Wenn sie, versingend
Die Sorg', im freien Reich der Töne leben:
Sollt ihr den Geist nicht, ihn der Erd' entschwingend,
In's Reich der freien Gottgedanken heben? —

Wer von euch mag der Länge seines Lebens,
Wie er auch sorgt, zusetzen eine Elle?
Doch um den Geist nicht müht ihr euch vergebens,
Der wächst, wollt ihr's, empor zur Himmelshelle. —

Und schauet auf dem Feld die Lilien prangen,
An Arbeit denkend nicht und nicht ans Spinnen.
Nicht herrlicher war Salomo umhangen
Mit äußrem Schmuck, wie Gott sie schmückt, von innen.

So Gott des Feldes Gras, das heute stehet,
Und in den Ofen wird geworfen morgen,
Weiß so zu kleiden — die ihr nie vergehet,
Kleingläubige! wird er für euch nicht sorgen?

Sorgt ihr nur, daß sich euer Geist erschließe
Dem Lichte Gottes, gleich der Lilienblüte,
In seiner Wahrheit sich entfaltend, sprieße,
Und seiner Schöne Widerschein behüte.

Drum sollt ihr euch in Sorgen nicht verzehren,
Was ihr wollt essen, trinken, wie euch kleiden,
Armseligkeiten ängstlich nicht begehren.
Nach solchem Allen trachten auch die Heiden.

Zu einer Kraft faßt euer Sein zusammen!
Nach Gottes Reich trachtet vor allem Andern!
Das Irdische verbrennt in Geistesflammen,
Frei auf des Denkens Höh'n einherzuwandern!

Gottes Gerechtigkeit erstrebt in Werken,
Sie spendend aus des Herzens reinem Horte,
Daß man in Thaten Gottes Spur kann merken,
Als wären nur verkörpert seine Worte.

Das Andre, Niedre wird schon zu euch fallen.
Was ihr bedürft, der Himmelsvater weiß es,
Er läßt von selbst euch Erdensaaten wallen,
Eh' ihr erliegt der Last des Erdenfleißes.

Nicht sorget peinlich, kleinlich für das Morgen,
Den ein'gen Geist zersplitternd, vielgeschäftig.
Das Morgen lasset für sich selber sorgen,
Und bleibt im Heute nur ganz klar und kräftig!

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherr.

(Fortsetzung.)

Der unglückliche Vater, der mit Champagner die Schulden seiner Söhne bezahlt, hatte nicht Augen genug, diese unverhofften Eindrücke in sich aufzunehmen. Darin sind die Franzosen, wie die Chinesen,

welche glauben, außerhalb ihres Landes gäbe es weiter keine Welt. Es ist mir lieb, daß sie jetzt Geschmack an unserm Vaterlande finden, vielleicht ahmen wir es nach, und aus einer schlimmen Ursache folgt eine glückliche Wirkung. Mit jedem Hufschlag nähern wir uns dem Schwarzwald, aus dessen steil abfallenden, mit dunklem Holz bewachsenen Höhen hie und da eine Thurm- und Schloßruine herüberblickt. Hinter jenen Hügeln, in tiefem Thale, verbirgt sich das Ziel unserer Reise. Aus einer Straße werden plötzlich zwei, nach Rastadt und Karlsruhe die eine, nach Baden die andere. Man merkt die Nähe des Gebirges, der bisher ebene Weg wechselt im Steigen und Fallen, die weite Aussicht verschwindet, man gelangt in den Eingang eines Thales. Die Straße wird belebter, Posten gehen und kommen, Fiaker fahren im alten Trotte ihres Handwerks, hie und da rollt eine glänzende Equipage vorüber, mit und ohne reitende Begleitung, die Gasthöfe und Restaurationen werden zahlreicher, und neben der Chaussee ziehen sich schattige Gänge für Fußgänger. Wir biegen um die Ecke, und das Auge gewinnt einen Blick in das schöne Thal. Von dem Gipfel der prächtig bewaldeten Berge schauen das alte Schloß Baden und in einiger Entfernung die Ebersburg herab, und an den Abhängen baut sich die alte Stadt terrassenförmig hinan, während der neuere Theil in der Tiefe steht. Eine herrliche, mit hohen Ulmen gefaßte Allee führt um die Stadt herum, am Conversationshause vorüber nach der Post.

Es war eben Mittagszeit, und die Sonne schickte sengende Strahlen in den engen Kessel. Die fashionable Welt verbarg sich hinter Gitter und Jalousie in der Kühle luftiger Gemächer, oder saß frühstückend in den schattigen Bosquets des lieblichen Lichtenthals. Vor drei Uhr zeigt sich die Gesellschaft nicht, dann beginnt der Corso, diese Schaustellung zu Wagen, Pferd und Fuß, und vor fünf Uhr geht man nicht zur Tafel. Da haben wir noch Zeit genug uns einzuquartiren, einzurichten, anzukleiden und gleich den ersten Nachmittag an die Gebräuche der Saison zu gewöhnen.

Dem unglücklichen Vater pocht das Herz und der Geldbeutel, und ich glaube gar, dort unter den neugierigen Gesichtern eines zu bemerken, was etwa so aussieht, wie das eines verlornen Sohnes. Richtig, er ist es! kaum berührt der Fuß des Vaters den Boden, als zwei Arme ihn umschlingen, ein Herz sich an das seine legt und ein schneller Kuß jedes Wort des Vorwurfs über die Lippen drängt. Mit welcher Sorgfalt er den Vater bedient, wie schnell er das Gepäck herausfindet und dem Hausknecht des Gasthofs übergibt, wo er seinem lieben Erzeuger eine allerliebste Wohnung bestellt hat. Jetzt nimmt er ihn am Arm und fragt mit liebender Theilnahme nach seiner Gesundheit, wie es der Mutter, der Schwester, dem Bruder gehe, und springt hoch auf vor Freude, den guten Vater so wohl und munter zu sehen. Der Mann ist ganz perplex, seine Grundsätze sind hin, er wird mit Freuden zahlen; solche Väter müssen liederliche Söhne haben, welche ihr Geld verspielen und Schulden machen. Die Aufmerksamkeit für diese Familienscene hat mir die übrige Gesellschaft ganz aus dem Auge gerückt, doch seh' ich recht, so schwebt der folgenreiche Mantel am Arm seines Ritters die obere Straße hinauf, der Ungar wirft grimmige Blicke auf den Sicherheitsdiener, welcher ihm das Rauchen untersagt, und der dürftige Jüngling entfernt sich eben mit leichtem Schneiderschritt und Tritt.

„Kann ich Ihre Sachen tragen?" „Soll ich Ihnen ein Logis zuweisen?" „Befehlen Sie das Badeblatt?" „Bedürfen sie eines Lohnbedienten?" Dies und dergleichen sind Fragen, die mit unausstehlicher Zudringlichkeit gemacht, und wenn der Fremde klug ist, mit ernster Bestimmtheit abgewiesen werden. Nun, wir haben nicht weit zu wandern; gleich das dritte Haus ist der englische Hof und unsere Zimmer sind bestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lückenbüßer.

Von —rer.

Die eigentliche Aufgabe des Lustspiels bleibt es doch immer, durch die Thorheiten imaginirter Personen die der wirklich Lebenden zu heilen — so wie angeblich der Gelbsüchtige durch den Anblick des Vogels Goldammer seine krankhafte Farbe verliert.

Eines der seltensten Dinge auf der Welt ist und bleibt der gewöhnliche Menschenverstand. —

Wer sich bemüht witzig zu sein, um für einen Bonmotisten zu gelten, kommt mir vor, wie jemand, der sich zwingt zu niesen, damit man ihm zur Genesung sage. —

Wohlthun trägt Zinsen! Wenn nur das Kapital etwas sicherer wäre!

Mehr als ein großer Mann endete gleich Moses vor erreichtem Ziel in der Sandwüste des Lebens — weil er drein schlug, wo er sanft hätte sprechen sollen.

Viele Verleumder, denen die Ehre eines Lebenden nichts gilt, sprechen mit aller Schonung von den Todten. Sie kommen mir vor wie die Bären, die sich ebenfalls mit Leichen nicht befassen.

In der geselligen Unterhaltung sind die Karten die Cichorie, das Gespräch der Kaffee. Wenn eine Zeitlang eine Gedankensperre eingetreten ist, so haben die Leute sich den Kaffee abgewöhnt, und ziehen Cichorie vor. —

Wir suchen uns immer die Zeit zu vertreiben und nehmen es am Ende doch sehr übel, wenn es der Zeit einfällt uns zu vertreiben. —

Die Liebe und die Kartoffeln genießt der Landmann beinahe so wie sie aus der Hand der Natur kommen, und sie gewähren ihm eine gesunde Nahrung. Der Städter versetzt beide mit tausend Süßigkeiten, und — leidet an Indigestionen. —

Wenn ein alter Mann sich verliebt, so heißt es: „Alter schützt vor Thorheit nicht." Aber gar Manchen, der sich in seiner Jugend verliebt, hat die Thorheit vor Alter geschützt. —

Immer sagt man uns, wir sollen mit der Zeit fortschreiten; wo schreitet denn die Zeit eigentlich hin?

Die Frauen wollen um jeden Preis den Hausfrieden erhalten. Zu diesem Behufe beherzigen sie den Grundsatz aller Staaten: Si vis pacem, para bellum.

Aus Hamburg.

20. Juli.

Das öffentliche Leben ist hier so arm, daß man sich nicht wundern darf, so selten in Vergleich mit andern kleinern Städten über hiesige Verhältnisse und über den geselligen Verkehr unserer Stadt in Zeitungen berichtet zu finden. — Wir haben keinen Fürsten, keinen Hof, keinen Adel, ja keine Kunst, keine Literatur; wir haben nur den Handel und nur materielle Interessen, welche alle höhere Bestrebungen niederzudrücken drohen. Das ist freilich sehr schlimm, läßt sich aber nicht mit einem Male abändern, sondern muß der Zukunft überlassen bleiben; vorläufig wollen wir uns an dem Wenigen freuen, und mit dem zufrieden sein, was wir haben, und einem günstigeren Geschick die Gewährung dessen anheim stellen, was wir haben möchten.

Doch zur Sache! Ich wollte Ihnen über Mancherlei, wovon ich glaube, daß es für die Leser Ihrer Zeitschrift Interesse haben könnte, Bericht erstatten. Wenn ich dabei mit der Musik anfange, so dürfen Sie deßhalb nicht denken, daß hier die Musik sehr bedeutend kultivirt wird, das ist leider nicht der Fall, und nur mein individuelles Interesse an dieser Kunst läßt mich von ihr zuerst sprechen. Ich sagte: Hamburg hat keine Kunst, keine Literatur; ach, wir haben auch keine Musik, muß ich hinzufügen. — Das klingt sehr sonderbar, da wir doch Oper, Konzert, Musiker und Komponisten haben; aber wie können wir sagen, daß wir Musik haben, wenn wir uns ihres Besitzes nicht *erfreuen*, wenn wir Oper und Konzert nur der Mode halber besuchen, wenn uns Musik nicht zum Lebensbedürfnisse geworden ist, wie Speise und Trank! Soll ich Hamburg deßhalb Vorwürfe machen? ich kann eine Stadt, ein Volk, dem die Natur nicht das Bedürfniß nach Musik verlieh, nur bedauern, wie ich Ihr gesegnetes Böhmen glücklich preisen muß. Daß es auch bei uns Ausnahmen von der Regel gibt, beweise ich Ihnen schon durch *meinen* Enthusiasmus für Musik, und ich wollte durch meine obige Schilderung nur unser Volk im Allgemeinen bezeichnen; die wenigen Musikfreunde empfinden aber um so mehr den Mangel eines allgemeinen Interesses an Musik, und für sie ist es schlimm, daß man die Musik nicht quantitativ genießen kann. Wie können die drei philharmonischen Konzerte, welche wir jeden Winter haben, hinreichend sein? Außerdem trifft es sich wohl noch einigemale im Winter, daß ein Extrakonzert oder eine musikalische Abendunterhaltung zu Stande kömmt, worauf man jedoch nicht sicher rechnen kann. Eine unserer wenigen musikalischen Notabilitäten, Herr Aug. Gathy, ein tüchtiger Musiker und Herausgeber eines rühmlich bekannten musikalischen Konversationslexikons, folgt einem Rufe an das Conservatoir in Paris und wird uns binnen Kurzem verlassen. Daß die dramatische Musik unter den obwaltenden Umständen ebenfalls nicht gehörig kultivirt wird, können sie leicht denken; noch vor nicht langer Zeit, im Frühjahr, drohten Lustspiel und Drama, namentlich das letztere, die Oper ganz zu verdrängen*) und erst die Ankunft einer italienischen Oper aus Mailand machte diesem Zustande ein Ende. Die italienische Oper wurde enthusiastisch aufgenommen, jede Vorstellung, deren etwa dreißig gegeben wurden, war zahlreich besucht, das große Haus überfüllt; aber suche mir niemand daraus den Musiksinn der Hamburger zu beweisen, denn man bewunderte an diesen Sängern nicht die herrliche Schule, nein, man ergötzte sich an dem Bellinischen Ohrengeklingel und an dem feurigen Spiel der Italiener. Namentlich der Tenor *Bezzi* hatte sich das volle Maaß des Wohlwollens erworben und stieg mit jeder Vorstellung in der Gunst des weiblichen Publikums, dem er bei seinem Scheiden sein wohlgetroffenes Bild zurückließ. Am wenigsten Glück machte der italienische Baß bei uns, was niemanden befremden wird, der weiß, was wir an unserm *Reichel* haben.

Daß Lustspiel und Drama vor der Oper bevorzugt werden, erwähnte ich schon. Letzteres, das Drama kann man hier ganz vorzüglich nennen. *Baison, Brünnig, Fehringer, Mad. Lenz, Dem. Weißbach* füllen ihre Fächer vollkommen aus und spielen mit außerordentlichem Erfolge, namentlich in den Dramen, denen die Autorschaft des hier lebenden Verfassers ein um so größeres Interesse verleiht.

Die Literatur, von der ich ebenfalls behauptete, daß sie für Hamburg so gut wie gar nicht existire, liegt hier wenigstens sehr im Argen, indem sie größtentheils nur durch einige erbärmliche Tags- und Wochenblätter repräsentirt wird, die ihre Existenz durch Nachdruck aus allerlei Büchern und Zeitschriften zu fristen suchen. Das am meisten gelesene Journal, welches wir haben, ist die jeden Abend erscheinende Börsen-Liste. Sie sehen also, daß hier nur ein Blatt, welches materiellem Interesse gewidmet ist, emporkommen kann. Außer den Journalen erscheinen nur noch kleine Brochüren über hamburger Verhältnisse, besonders über Streitigkeiten der verschiedenen Parteien und dgl., aber beinahe gar keine Werke, welche auf den Gang und die Entwickelung der Literatur Einfluß haben könnten. —

Die gegenwärtige Jahreszeit, die sonst so still ist, wird einigermaßen durch die hier durchreisenden und längere oder kürzere Zeit verweilenden Fremden belebt. Außer den stereotypen Seebadegästen aus ganz Deutschland und den russischen Dampfschiffpassagieren reiste vor einiger Zeit die Großfürstin Helene von Rußland und vor einigen Tagen der Großfürst Thronfolger hier durch, und noch in dieser Woche wird das bevorstehende Hamburg-Wandsbecker Wettrennen vier Herzoge in unsern Mauern vereinen: man erwartet den Großherzog von Oldenburg, den von Mecklenburg und die Herzoge von Braunschweig und Augustenburg. Das diesjährige Rennen soll überhaupt glänzender als gewöhnlich ausfallen.

Ich schließe hier meinen fragmentarischen Bericht und behalte mir eine baldige Fortsetzung desselben vor. — V.

*) In andern Städten droht das Gegentheil. Die Red.

Iwan Iwanowic Kozlow.

Zukowsky legte in der *nordischen Biene* folgenden Nekrolog dieses verstorbenen russischen Dichters nieder: J. J. Kozlow endete sein schmerzenreiches Leben am 30. Jänner l. J. Gegen 20 Jahre war er an sein Bett gefesselt, blind, lahm und immerwährend leidend; aber tief durchdrungen von christlicher Demuth, ertrug er seinen elenden Zustand mit bewunderungswürdiger Geduld, und die göttliche Vorsicht, die ihn mit so schweren Leiden bedachte, ließ ihm auch zu derselben Zeit einen mächtigen Trost zukommen. Auf immer getrennt von der äußeren Welt und ihren so oft täuschenden Vergnügungen, enthüllte sich seinem umnachteten Blick eine *innere* Welt, rosig und unveränderlich, eine Welt voll Poesie, vom Glauben umstrahlt, und durch Leiden gereinigt. Mit einem ungewöhnlichen Gedächtnisse begabt, (ein großes Glück für den Blinden) bewahrte Kozlow in der Tiefe seiner Seele seine ganze Vergangenheit. Er lebte nur ihr in der Gegenwart, und behielt bis zum letzten Augenblick seines Daseins alle Kraft und Wärme eines liebenden Herzens. Das Unglück machte aus ihm einen Dichter, und die Jahre seiner Leiden waren die fruchtbarsten Jahre seiner Muse. Schon früher mit gründlicher Kenntniß der französischen und italienischen Sprache ausgerüstet, lernte er noch auf dem Krankenbette englisch und deutsch, und Alles, was er in diesen Sprachen gelesen, blieb seinem Gedächtnisse eingeprägt. Er wußte beinahe den ganzen Byron auswendig und die sämmtlichen Gedichte *Walter Scotts*, gleichwie die schönsten Stellen aus Shakespeare, Racine, Tasso und Dante. Trostreicher wirkte aber auf ihn die Kenntniß der Evangelien und Gebetformen ein; die er seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte. — So war denn sein von Natur zu unaufhörlichen Qualen und Schmerzen bestimmtes Dasein zugleich zwischen Poesie und Religiosität getheilt. Doch war er dem täglichen Leben nicht entfremdet. Alles, was in der Welt sich zutrug, erweckte seine Theilnahme und er bekümmerte sich oft mit kindischer Neugier um Weltbegebenheiten. Seit der Zeit, wo ein Nervenschlag ihn des Gebrauches seiner Füße und Augen beraubt hatte, nahmen seine Leiden zu, und erreichten gegen das Ende einen außerordentlichen Grad; doch hatten sie kaum einen Einfluß auf seinen Geist, der jederzeit Sieger blieb. Erst zehn Tage vor seinem Tode milderten sich die Schmerzen, aber auch sein Geist schien einzuschlummern. Der Tod kam stillen, langsamen Schrittes zu ihm heran. — Die poetischen Arbeiten Kozlows, Früchte der Begeisterung und der Schmerzen sind anerkannt. Viele charakterisiren sich durch besondern Tiefsinn, enthüllen mit naiver Treue große Wahrheiten, den Zustand der Seele, das tiefe Leiden, den unverwüstlichen Glauben und die Demuth des Dichters. Niemand liest sie ohne Sympathie für den Dichter. — Neben den Leiden der Krankheit war Kozlow auch von der Armuth gedrückt. Er liebte seine Familie mit der zartesten Rücksicht, und beschäftigte sich besonders in den letzten Tagen zumeist mit seiner Tochter, welche, trotz der geringen Mittel, eine ausgezeichneten Erziehung genoß, und mit wahrhaft kindlicher Liebe an seinen Leiden Theil nahm, und sie ihm zu erleichtern strebte. Voll zarter Besorgniß für die Zukunft seiner Tochter erfüllt, hinterließ er ihr seine sämmtlichen Dichtungen und setzte Zukowsky zum Testamentsvollstrecker. Die Gedichte Kozlow's werden in 2 Bänden, bei Smirdin, auf Subskription erscheinen.

K. S.

Böhmische Literatur.

So eben sind zu Preßburg erschienen: **Básně A. Horislawa Škultétyho.** (Gedichte von A. Horislaw Škultéty). Die zwar nicht umfang- aber gehaltreiche Sammlung zeigt uns einen Dichter, der von ächter Vaterlandsliebe durchglüht, und aus der Schule ächter Nationalität hervorgegangen ist. Wir begegnen darin einem jungen Slawen von zarter aber nicht weichlicher Gemüthsart. Viele seiner Gedichte sind slawischen Melodien unterlegt, und jene in Wesen und Haltung als besonders gelungen anzuerkennen, weil sie der slawischen Individualität des Dichters, die sich in jedem seiner Gedichte verräth, am meisten zusagen mochten. Diese Sammlung enthält durchaus nur Lyrisches, mit Ausnahme einer poetischen Erzählung: *Dimitrij*, welche den Sieg dieses Helden über die Mongolen zum Vorwurfe hat, und charakteristisch gehalten ist. Möge das Beispiel des Hrn. Škultéty auch die übrigen literarischen Slawen in Ungarn zur baldigen Herausgabe ihrer Schriften anregen; denn auf reichlichen gediegenen literarischen Er-

scheinungen beruht die Manifestation des Kulturfortschrittes und der Reife eines Volkes. Dem barbarischen Entnationalisirungssystem und gewaltsamen Einimpfen des Magyarenthums können die Slawen in Ungarn keinen mächtigern Hemmstein entgegenstellen, als die literarischen Belege ihrer geistigen Ueberlegenheit. **K. S.**

Polnische Literatur.

Der polnische dramatische Dichter Slowacki vollendete ein neues Trauerspiel: „Beatrice Cenci." — Polnische Referenten verargen es dem Dichter, daß er nicht lieber vaterländische Stoffe bearbeite. — In Warschau erscheint heftweise eine polnische Uebersicht der Literatur und Geschichte, welche ihre Leser mit den ausgezeichnetsten literarischen Erscheinungen Europa's mit besonderer Rücksicht auf die Slawen bekannt macht. — In die Reihe der bessern polnischen Dichter ist Edmund Wasilewski getreten, der so eben den 1. Band seiner Dichtungen bei Stefanski in Posen herausgab. Er hat viel poetisches Talent, und die Lebendigkeit seiner Dichtungen erinnert an den unersetzlichen Dichter Kasimir Brodzinski. Sie zeichnen sich auch durch Melodie der Verse aus. — Bruno Graf Kicinski will nächstens seine „Waldpoesien" in 2 Bänden herausgeben. Sie enthalten meist Originalarbeiten, und am Schluße ein Lustspiel in 2 Akten: „Zwei Väter für einen." — —9—

Notizen.

(Heissa, Meyerbeer und die Wirkungen der Massen!) Am 29. Juli findet ein großes alljährlich übliches Harmonie-Konzert in den Tuilerien Statt. Der Minister des Innern, Hr. v. Remusat, hat Hrn. Schiltz mit dem Arrangement und den nöthigen Kompositionen beauftragt. Schiltz soll ein ausgezeichneter Künstler im Fache der Militärmusik sein, viel über dieselbe geschrieben haben und auch ein darauf bezügliches Journal für die Armee und die Nationalgarde redigiren. Jetzt arbeitet er eifrig an seiner Komposition und läßt ganz besonders neu von ihm erfundene, bisher unerhörte Instrumente anfertigen, deren Wirkung höchst wunderbar und überraschend sein soll. Man spricht von „jüdischen Trompeten, römischen Trompeten" u. s. w. Welch herrliche Acquisition, um recht auf die Massen mit Massen zu wirken! **B. St.**

(Wo fehlts?) Die Direktion der Oper hat schon mehre Male an Meyerbeer geschrieben, und ihn um Aushändigung der für sie geschriebenen großen neuen Oper gebeten. Der Komponist aber hat die Ablieferung geweigert: „so lange der Anstalt eine große Sängerin, eine Primadonna im ganzen Sinne des Wortes fehle, welche durchaus zur Ausfüllung des Hauptcharakters nothwendig sei." Hat man nicht Recht, ein wenig mißtrauisch zu sein gegen eine Oper, zu deren Aufführung ein solches kolossales Genie, wie es die französische Oper nicht besitzt, mehr als wünschenswerth ist? **B. St.**

(Das Herz Boieldieu's), welches des Komponisten Witwe Rouen, der Vaterstadt ihres Gatten, geschenkt hatte, und das seit 1834 in der dortigen Kirchhofskapelle aufbewahrt wurde, ist am 9. Juni in dem Monumente, welches die Stadt ihrem Landsmanne errichtet, beigesetzt worden. Die Witwe und ihr Sohn (Adrian Boieldieu) verrichteten selbst die feierliche Handlung in Gegenwart des Maire und vieler Einwohner Rouens. **B. St.**

(Helpa in Ungarn.) Der allgemein geachtete herzoglich Koburg-Kohary'sche Architekt Herr K . . . . r war seit einiger Zeit mondsüchtig geworden, lieferte jedoch während des Clairvoyantismus die trefflichsten architektonischen Pläne, nach denen in diesem Jahr eine pallastähnliche Villa in italischem Style auf einer Berghöhe des romantischen Gran-Thales aufgeführt wurde. Der unermüdete Schöpfer vieler herrlichen Bauten der Muranyer Heerschaft inspicirte sein Werk nicht nur zu jeder Tageszeit, sondern besah auch bei Sternen- und Mondesschimmer den werdenden Pallast; als er nun vor Kurzem um Mitternacht, mit Winkel- und Klaftermaß versehen, auf der höchsten Etage etwas an einem Säulenecke untersuchte, stürzte er von der schwindelnden Höhe herab. Am kommenden Morgen fanden die Arbeiter ihren geehrten Meister in der schauerlichen Thaltiefe mit zerschelltem Haupte liegend, um ihn herum seine zerstreuten Meßinstrumente. (Pesth. Tageb.)

(Der Harfenvirtuos Bochsa.) Die böhmischen Kwěty bringen folgende Notiz: Wer die Tuilerien zur Wunderzeit Napoleon's gesehen und den damaligen Hofkonzerten beiwohnte, wird sich wohl eines schönen Jünglings erinnern, der mit der Harfe in der Hand einem Apollo nicht unähnlich schien. Es war dies Napoleon's Hofharfenist Bochsa. Er ist ein geborener Böhme, verließ jedoch beinahe als Kind sein Vaterland und wurde unter der Aufsicht des berühmten Mehul am Konservatorium zu Paris erzogen, wo er auch sich zum Kompositeur heranbildete. Er spielt sowohl Pianoforte als auch andere Instrumente meisterhaft. Als Harfenvirtuos aber ist er besonders ausgezeichnet. In allen musikalischen Verlagskatalogen der Kunsthändler findet man Bochsa's Namen. Er verfaßte bei tausend Kompositionen zur Harfe. Das Beste in dieser Art hat bis jetzt Bochsa geleistet. Sein Ruf ist eben so wie der Rombergs, Rhod's und anderer Kompositeure aus der Napoleonischen Zeit festgegründet. Vor 20 Jahren überschiffte er nach England, wo er 12 Jahre lang als Musikdirektor an der italienischen Oper zubrachte; nun ist er erster Harfenspieler der Königin von England und Direktor der kgl. Akademie der Musik in London. Er schwang sich zum ersten Harfenvirtuosen empor, und das Instrument hat ihm auch in mechanischer Beziehung viele Verbesserungen zu verdanken. —9—

(„Die Vormundschaft.") Die königliche Hofbühne zu Hannover ist vor den Ferien mit der „Vormundschaft" von Gerle und Horn (hier zum erstenmale aufgeführt), geschlossen worden. * *

(Kunst in Rußland.) Die Aufmunterungsgesellschaft der russischen Künstler zu St. Petersburg gibt folgende 2 Sammlungen heraus: 1. „Züge aus der russischen Geschichte," wovon Zeichnung und Stich in Kupfer dem berühmten Professor Bruni, und die Redaktion des Textes (russisch) dem Herrn Rezwoi, Mitglied der Gesellschaft, anvertraut sind. 2. „Scenen aus dem russischen Volksleben." Diese sollen von den besten Künstlern der Hauptstadt lithographirt werden. (Deutsche Blätter.)

(Manzoni) läßt seinen, mit Ungeduld erwarteten Roman: „La colonna infame" (die Schandsäule) auf Subskription drucken, weil mit italienischen Buchhändlern nichts zu machen ist. Jeder von ihnen weiß nämlich, daß, wie ein Werk von Manzoni erscheint, es in allen großen und kleinen Städten Italiens nachgedruckt wird. Dies ist dort das Haupthinderniß des literarischen Lebens. (Deutsche Blätter.)

(Tredjakowsky) war eine seltsame Figur in der ältern russischen Literatur. Er hat Operntexte verfaßt und auch eine Tragödie „Deidamija" geschrieben. Er war schon vor Lomonosow ins Ausland gesandt worden, nach Frankreich gegangen, und hier ein großer Verehrer Rolin's geworden. Früher hatte ihm Peter der Große mit seinem eigenthümlichen Scharfblick das Horoskop gestellt. Indem er ihm nämlich den Haarbüschel über der Stirne zurückstrich, und ihn scharf ansah, rief er aus: Mühseliger Arbeiter, aber nie gescheidt! Wie prophetisch das Wort des großen Zars gewesen, genügt zu bemerken, daß Tredjakowsky nach seiner Rückkehr aus Frankreich Rolin's alte und römische Geschichte in 26 Theilen ins Russische übersetzte, und als sie, eben fertig, von einem ausgebrochenen (recensirenden?) Brande vernichtet ward, das fürchterliche Werk nochmals übersetzte. So arbeitete er auch den Telemach in russische Verse um (!). Diese „Telemachide" gewann der geistreichen Katharina II. Gunst in der Weise, daß sie das Buch im Pagencorps als Strafmittel einführte, und die Knaben durch Vorlesen größerer oder kleinerer Stücke ihre Fehler abbüßen ließ.

(Eine neue Bevölkerung.) Der „Nürnberger Korrespondent" sagt von den Gastrollen des Hrn. Jost: „Sein Gastspiel ist eine Bevölkerung! Er ist alle die Personen, die er darstellt." — Ein gutes Beispiel der jetzigen Theaterkritik, welche ihre Gedankenleerheit hinter imposanten Redensarten versteckt. *

(Enthusiasmus.) Ein Bewunderer der preußischen Hofschauspielerin Hulda Erk, welche vor Kurzem auf der Leipziger Bühne gastirte, hat sie mit folgenden Versen angesungen:

Der Schöpfung größtes Meisterwerk
Du bist es, theure Hulda Erk!

(Olaus Borrichius), ein gelehrter Däne, hielt am 9. Juni 1684 eine Dissertation: de specie serpentis, qui Evam decepit. (Ueber die Art der Schlange, welche die Eva verführt hat. (Abgedruckt in Olai Borrichii dissert. academ. tom. II. Hafniae, 1714.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 63. Mittwoch den 5. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von dieser lächerlichen Erscheinung besteht, wie gesagt, ein großer Theil der Badegesellschaft in vorübergehenden Gästen, welche vom nahen Rheine herüber einen Abstecher nach Baden unternehmen, um die herrliche Gegend zu genießen und in kurzer Zeit sich ein Bild von dem Badeleben zu verschaffen. Man erkennt sie bald an der Unruhe und dem Eifer, womit sie von Ort zu Ort eilen, und an dem zu jeder Tagesstunde gleichen Anzuge, während der fashionable Stammgast die Garderobe mehrmal wechseln muß. Wer ferner am Spieltisch sitzt, ist stereotyp; wer daran steht, nur temporär; übrigens sind die Anfangs genannten Merkmale gewiß nicht selten für Erkenntniß dieses Unterschiedes bezeichnend.

Eine Unterabtheilung in dieser Kategorie bilden diejenigen Gäste, welche mit der Absicht herkommen, einen längeren Aufenthalt zu machen, und doch nach wenig Tagen sich entweder selbst entfernen oder entfernt werden. Dahin gehören unglückliche Spieler, dann falsche Spieler und die verschiedenen Industrieritter männlichen und weiblichen Geschlechts, worin neuerdings Paris nicht wenig freigebig erscheint. Jene zwingt die Nothwendigkeit und die Macht der Verhältnisse oft zu einem Abschied sans adieu der Wirthe und Juden, diese die unbestechliche Macht der Polizei. Indeß drückt sie die Augen zu, so lange nicht öffentliches Aergerniß wird, und wer sonst hier sein Geld an den liebenswürdigen Leichtsinn reizender Frauen verschwenden will, dem Manne kann geholfen werden. Bei dem Zusammenfluß der routinirtesten Clique so großer Hauptstädte ist es schwer, wo nicht unmöglich, dem Menschen den geistigen Paß sogleich von der Stirne zu lesen, und ein Physiognomiker würde arge Täuschungen erfahren müssen. Man kann bei der Wahl seines Umganges nicht vorsichtig genug sein. Wie ging es unter andern einem jungen vermögenden Kaufmannssohn aus St., welcher noch wenig mit der Welt und ihren Irrwegen bekannt, allein zu seinem Vergnügen hieher kam. Gleich den ersten Mittag machte er an der Tafel die Bekanntschaft mehrer junger Leute, deren edle Gesichtsbildung, geist- und witzvolle Rede, fertige Kenntniß mehrer Sprachen, feiner Anstand, moderne geschmackvolle Kleidung, und bedeutender Aufwand selbst einem erfahrenen Menschenkenner, ohne andere Beweise, nicht das entfernteste Mißtrauen verursachen konnten. Schon in den ersten Stunden hatten sie durch die Ueberlegenheit gewandten Benehmens eine solche Gewalt über den jungen Mann gewonnen, daß dieser inständig um die Erlaubniß bat, während seiner Anwesenheit an ihrer Gesellschaft Theil nehmen zu dürfen. Mit dem Bestreben, die gerundete, abgeschliffene Tournüre eines Weltmanns nachzuahmen, dabei gegen die glänzenden Lockungen der Sinne und die stündliche Versuchung eben nicht spröde, mit den Mitteln zur Befriedigung reichlich versehen, nichts weniger als lebenssatt, sondern noch im ersten Stadium des Genußes, war er unendlich froh, einen so nobeln Umgang gefunden zu haben, unter dessen Leitung er die schnellsten und erfolgreichsten Fortschritte machen konnte. Seine neuen Freunde ließen es an Aufmerksamkeit nicht fehlen; täglich mußte er mit ihnen reiten, fahren, zu Tisch essen, in Gesellschaft gehen, ja zuletzt in ihrem Gasthofe seine Wohnung nehmen. Ihre Wagen, Pferde und Bedienten stellten sie zu seiner Disposition, und behandelten ihn überall als Gastfreund. Diese Uneigennützigkeit machte den Unerfahrenen vollkommen sicher, wenn er überhaupt nicht schon zu verblendet gewesen wäre, im Taumel des Genußes, worin er sich versenkte, bezügliche Gedanken entstehen zu lassen. Dabei spielte er mit Glück, so daß er in Besitz beträchtlicher Summen kam. So ging die Herrlichkeit über acht Tage fort, als er sich bereden ließ, mit seinen Freunden nach Straßburg zu reisen, um vorgeblich in der Nähe dieser Stadt auf dem Gute eines derselben mehrere Wochen zu verleben.

Eine Woche später sehe ich beim Spaziergang auf der Rastadter Straße einen jungen Mann, bestaubt und verstörten Gesichtes zu Fuß auf mich loskommen. — Augenblicklich erkenne ich den Unglücklichen. Er erzählte mir eine Geschichte, deren Inhalt leicht zu errathen ist. Nicht zufrieden, ihm durch falsches Spiel seine ganze Baarschaft abzunehmen, hatten sie ihm noch des Nachts Uhr, Ringe und seinen Reisekoffer entwendet und ihm nichts gelassen, als was er auf dem Leibe trug. Ohne Paß, in einem fremden Lande, dabei unerfahren und unbeholfen und alles Geldes entblößt, war es am besten, schnell umzukehren, zumal er den Diebstahl viel zu spät angezeigt hatte, als daß die Nachforschungen erfolgreich hätten sein können. Der Verlust wurde ihm doppelt schwer, weil er dadurch um das Vergnügen einer Schweizer- und Tirolerreise kam, und statt dessen mit Reue und Scham nach Haus zurückkehrte. Auf seine moralische Besserung und nöthige Lebensklugheit mag dies Ereigniß vortrefflich gewirkt haben. Uebrigens, wie Aesop und Phädrus sagen würden, »diese Geschichte lehrt« Vorsicht ist zu allen Dingen gut.

Drittens muß man unterscheiden zwischen einheimischen und ausländischen Gästen. Einen Nutzen haben doch die großen Luxusbäder für die Kulturgeschichte; sie führen die Nationalitäten zu und durch einander. Baden ist ein großer Markt Europa's, zu dessen Verkehr alle Nationen ihre Repräsentanten schicken, sie gehen sämmtlich hoch im Kurs, nur die deutsche steht flau, obgleich sie doch zu Hause ist. Die Herrschaft theilt sich in ein russisch-, englisch- französisches Triumvirat. Letztere Macht fängt, wie bei der Pforte, an, mehr

Uebergewicht zu erlangen, als gut ist, zumal, als sie doch weniger, als die andern, dafür interessirt sein sollte. Denn der Engländer besucht uns, seine Finanzen zu bessern, und der Russe, wie ehedem der Thracier Griechenland, attische Sitten zu lernen; den Franzosen führt Neugierde und Eitelkeit herüber, theils um sich einzubilden, in seinem Lande sehe es doch schöner aus, theils um sich zu überzeugen, wie willig der Deutsche diese Einbildung anerkennt. Insbesondere sind die Pariser, seit Benazet sie verlassen und sich hier angesiedelt hat, aus alter Anhänglichkeit an seine Person und seine Sache, sehr für Baden eingenommen. Die Mode in ihrem engsten Begriff als Kleidermode hat sogar daselbst ihre Sommerresidenz gegründet; denn die ersten Modistinnen der französischen Hauptstadt kommen hieher, und von Baden aus machen sich jetzt die Sommermoden für Europa. Wenn man Abends durch die Straßen geht, so stößt man mit jedem Schritte auf eine solche nähende Grisette. Des Sonntags Nachmittag ist besonders der Elsaß auf der Promenade, deutsch und französisch sehr hörbar. Die Verbindung zwischen Straßburg ist erstaunlich frequent und erleichtert. In den besten Monaten der Saison dreimal des Tages Gelegenheit mit Omnibus, und einmal zum Theil mit Achse, zum Theil mit Dampf, ersteres von Baden bis an den Rhein, letzteres den Fluß hinauf und hinab, so daß man auf diese Weise den bald zwölfstündigen Weg zwischen beiden Orten mit dem Drittel dieser Zeit zurücklegt. Etwas näher liegt Karlsruhe, dessen Bewohner gleichfalls nicht unterlassen, ihr Sonntagsvergnügen in Baden zu genießen. An diesem Tage ist eine Menschenmenge versammelt, daß man auf der breiten Promenade vor dem Conversationshause oft nicht treten kann. Die vornehme Welt läßt sich da wenig sehen und unternimmt weitere Ausflüge in die entfernte Umgegend. An einer Sammlung grotesker Engländer fehlt es keinen Sommer, sie befinden sich hier äuserst wohl; denn die Bedingung, ohne welche dies nicht möglich ist, der Comfort, wird nach Wunsch befriedigt. Die sonst übliche Scheu vor Umgang mit Engländern, weil bekanntlich die Reisewuth dort oft den niedrigsten Handwerker unter dem Titel eines Baronets, und unter dem Schutz seiner bizarren launenhaften Nationalität auf den Continent treibt, ist hier weniger gegründet, da es nur von besserer Gesellschaft, worunter Namen mit europäischer Bedeutung, besucht wird, und alsdann wüßte ich keinen Umgang mit Fremden, welchen ich diesem vorzöge. Die Russen bilden im Triumvirate die dritte Partei, an Zahl wohl die schwächste, doch ihrem Reichthum und Adel nach die stärkste. Wenn ich in einem deutschen Bade fremden Völkern den Vorrang vor den einheimischen zugestehe, so ist damit nicht gesagt, als ob es von wenigen Deutschen besucht würde, sondern nur, daß diese nicht zu den Tonangebenden gehören. Im Gegentheil war diesen Sommer das Bad von Inländern zahlreich besucht, und das deutsche Element, welches natürlich das gewöhnliche bürgerliche Leben umfaßt, begann sogar in der Gesellschaft sich festen Fuß zu erringen. Es fehlt einzig und allein an Repräsentanten, welche den übrigen Nationen das Gegengewicht halten, es fehlt an vornehmen und reichen Familien, welche sich in eine Cotterie verbinden. Die Ursache, daß dies nicht geschieht, ist leicht zu finden. Der österreichische Adel, derjenige, welcher durch Vermögen und Rang die erste Stelle einnehmen könnte, kommt nicht hieher, sondern geht, wenn er überhaupt Bäder besucht, in die böhmischen oder andere der Monarchie. Aus den übrigen deutschen Ländern kommen schon hie und da hohe und allerhöchste Personen, aber bald verweilen sie nur kurze Zeit, bald bleiben sie zu isolirt, statt durch Vereinigung eine eigene, selbstständige Partei zu bilden. Was den übrigen Theil unserer Landsleute betrifft, so sind sie entweder nur wenige Tage anwesend, oder vermeiden aus guten Gründen, eine so kostspielige Rolle zu übernehmen.

Darin soll indeß kein Vorwurf liegen, sondern nur eine stille Verwunderung, daß wir selbst in unserm Haus so wenig den Herrn spielen dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Treibholz.

Von Apollonius von Maltitz.

Wohl muß Mutterliebe ein unvergleichliches Gefühl sein, weil sie das einzige ist, welches die Frauen ungeschickt und linkisch macht.

In den vereinigten Staaten hat man nach Auszahlung der 25 Millionen, die Frankreich der Republik schuldete, eine Gedächtnißmünze geprägt, wo, wenn wir nicht irren, Gallia auf ihren Knien einem Wilden einen vollen Beutel überreicht. Möchte für diesen Uebermuth an den 25 Millionen wahr werden, was die große Elisabeth, nach Zerstörung der Armada, auf ihre Siegesmünze prägen ließ: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Ein Landarzt sandte folgende Rechnung ein:
Für Wiederherstellung einer unheilbaren Frau: 18 kr.
Für Thee für dieselbe: . . . . 7 kr.

Wie die wilden Thiere in den Menagerien des Aergers zur Würzung ihrer Nahrung, so bedürfen die bösen Menschen des Undanks zum Verdauen einer Wohlthat.

Der Schuster Gorja und sein Diener Briditschkin.

Russisches Volksmährchen von Johann N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Hierauf führte dieser Diener seinen neuen Herrn in den Hof, und der Schuster Gorja sah dort eine große Menge Diener, Pferde und Wagen, und alles in der größten Pracht. Die Diener verneigten sich vor Gorja wie vor dem Fürsten, und die Musikanten begannen sogleich auf verschiedenen Instrumenten zu spielen.

Als die Musik geendet hatte, begab sich der Schuster Gorja wieder in die weißen steinernen Gemächer, wo er einen mit verschiedenen Speisen besetzten Tisch erblickte. Er setzte sich an denselben, trank und aß gehörig, und lebte in dem Hause einige Zeit wie eine sehr hohe Herrschaft.

Zu derselben Zeit verlobte sich der Fürst Dardawan mit seiner Braut Dogada, als ihn eine unvermuthete Angelegenheit in eine ferne Stadt abrief. Der treue Diener Briditschkin hielt diesen Zeitpunkt für günstig, um den Schuster Gorja mit der Dogada, wie er es versprochen hatte, zu verheirathen. Er ging daher zu seinem Herrn, dem Schuster, und sprach zu diesem: Laß uns jetzt sehen, wie wir es anschicken, daß der Fürst Mistafor dich für den Dardawan halte.— Nachdem er dieses gesagt, ging er vor die weißen steinernen Gemächer, und schlug diesen gegenüber viele Zelte auf und gebot allen Musikanten auf einmal zu spielen. Als diese zu spielen begannen, und Mistafor Skurlatowitsch so verschiedene und angenehme Klänge vernahm, dachte er bei sich, gewiß ist der Fürst Dardawan angekommen, und befahl sogleich hierüber Erkundigung einzuziehen. — Als er von den Leuten, welche sich in den Zelten Dardawans befanden, die Nachricht erhalten hatte, daß Fürst Dardawan wirklich angekommen sei, schickte er viele angesehene Personen zu ihm, um seinen vielgeliebten Schwiegersohn zu einem Gastmahle zu laden.— Die Abgesandten des Mistafor kamen zu dem Schuster Gorja, verbeugten sich ehrfurchtsvoll und baten im Namen ihres Fürsten Mistafor Skurlatowitsch, daß er ein von diesem angeordnetes Gastmahl mit seiner Gegenwart beehren möchte.

Der Schuster Gorja sprach zu ihnen: Geht und benachrichtiget den Mistafor Skurlatowitsch, daß ich euch alsogleich folgen werde.

Die Abgesandten begrüßten abermals auf das Demüthigste den Schuster Gorja, kamen zu dem Fürsten Mistafor und erzählten ihm, was sie von dem vermeinten Czarewitsch Dardawan gehört, und was sie bei ihm gesehen hatten.

Als sich die Abgesandten von Gorja entfernt, kam der Diener

Briditschkin zu dem Schuster und sprach: Nun mußt Du Dich sogleich zu dem Fürsten Mistafor begeben. Höre aber zuvor, was ich Dir rathen werde. Wenn Du in den Hof des Mistafor gelangst, und von Deinem guten Pferde absteigst, so binde es ja nicht an, und befehle auch Niemand es zu halten, sondern huste recht stark und stampfe mit dem Fuße wider die Erde, so stark du kannst. Wenn Du aber in die Gemächer trittst, so setze dich auf den obersten Platz. Des Abends, wenn Du zum Schlafengehen aufgefordert wirst, so bleibe, und wenn man Dir das Lager bereiten will, so lege Dich nicht auf dasselbe, weil der Fürst Dardawan immer auf seinem eigenen Lager schläft, welches 400 Pfund schwer ist. Ich werde Dir dieses Lager zu verschaffen wissen, und wenn ich mich dabei etwas verspäten sollte, so mußt Du mir dafür in Gegenwart des Mistafor und seiner Tochter eine Maulschelle geben. Wenn Du Dich aber auf das Lager streckest und man Dir viele Lichter darreichen wird, so gebiete ihnen, diese wieder fortzunehmen, mir aber ertheile den Befehl: den Stein zu bringen, welchen Fürst Dardawan in jeder Nacht auf den Tisch zu legen pflegt, und ich werde dir den Stein verschaffen, und wenn du diesen Stein auf den Tisch legen wirst, so wird er einen größeren Schimmer von sich geben, als tausend Lichter.

Der Schuster Gorja horchte aufmerksam auf das, was ihm sein Diener Briditschkin sagte, und versprach alles dieses zu befolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Brünn.

26. Juli.

Zwei Interessen haben gegenwärtig von unsern Gedanken und unserm Gemüthe Besitz genommen: die Eisenbahnfortsetzung nach Prag und die Zusammenkunft der Land- und Forstwirthe in den letzten Septembertagen. Allerdings ist das denkende Publikum in größerer Masse für das erste Objekt eingenommen; aber auch der zweite Gegenstand weckt Erwartungen, indem dadurch der gegenseitige Gedankenaustausch geistig kräftiger Männer, die bisher so weit durch den Raum geschieden waren, befördert wird. Nun können wir also in wenigen Jahren von Brünn aus auf der Eisenlinie das liebe Vaterland begrüßen und an dem liebeglühenden Busen der Mutter Bohemia erwarmen; sie hat uns ja besonders in der Neuzeit durch manchen kräftigen Pulsschlag erfreut und von ihrem schönen Streben überzeugt. So viel man in Betreff der Land- und Forstwirthe erfährt, wird die Aufnahme in den philosophischen Hörsälen des hiesigen Minoritenklosters Statt finden. Die Versammlungen in pleno werden im k. städt. Redoutensaale abgehalten; über die Verhandlungslokale der Sektionen verlautet noch nichts Bestimmtes. Die Zahl der H. H. Theilnehmer dürfte leicht auf 1000 Individuen steigen. Prof. Sušil's »mährische Volkslieder« (2 Thle.) verlassen in den ersten Augusttagen die Presse. Im Theater traten mehre bedeutende Gäste auf. Ihre und meine Landsmännin Lutzer entzückte uns durch ihre herrlichen Triller, und wird auf der Rückreise aus Breslau einen neuen Gastrollen-Cyklus eröffnen. Die Repräsentanten des Wiener Komus, Scholz und Nestroy, waren auch da, nebst einigen anderen Gästen, die für dramatische Muse mit weniger Erfolg wirken. Die Moravia erscheint seit dem 30. Juli in doppelt starker Auflage und dürfte bedeutendere Kräfte entwickeln.

Fr. Walter.

Wiener Briefe.

17.

26. Juli.

Zwei öffentliche Feste ganz verschiedener Art machen den Schluß meines nachträglichen Referates über die Wienerzustände in der lezten Zeit — nämlich das Fronleichnamsfest vom 18. Juni und das Brigittenfest vom 13. Juli. — Das herrlichste Sommerwetter begünstigte heuer diese prachtvolle religiöse Feierlichkeit am Fronleichnamstage. Ganz Wien, Groß und Klein, Hoch und Niedrig, war seit dem frühen Morgen auf den Beinen, um entweder aktiv an der Procession Antheil zu nehmen, oder als Zuschauer sich an dem Pompe derselben zu ergötzen. Alle Plätze und Straßen wimmelten von Menschen aus allen Klassen im elegantesten Anzuge, die Linientruppen machten Spalier, überall war großes Gedränge, ohne daß die mindeste Unordnung vorfiel. Denn der Wiener ist sehr schaulustig, läßt sich sogar tüchtig drängen und drücken, um etwas Interessantes zu sehen, verliert aber mitten in der unangenehmsten Situation seinen guten Humor nicht, und läßt sich selten eine pöbelhafte Gemeinheit zu Schulden kommen, sondern beantwortet einen groben Angriff gewöhnlich mit einem treffenden aber gutmüthigen Bonmot. Daher gehen alle öffentlichen Feste in Wien in fröhlicher ungebundener Heiterkeit, aber ohne die geringste Störung vorüber. Als um 8 Uhr früh die feierliche Procession vom St. Stephansdome ausging, eilte Alles auf die Schauplätze; wer keinen Platz auf irgend einem Fenster, wo der Zug vorüberging, fand, suchte sich einen an den eigens errichteten Tribunen, oder streifte in den Gassen herum. An allen Fenstern erblickte man die schönsten Damenköpfe und die distinguirtesten Toiletten. Der Zug selbst nahm heuer die allgemeine Aufmerksamkeit ungemein in Anspruch, da er vollständiger und brillanter als gewöhnlich war. Alle geistlichen, politischen und militärischen Würden sandten ihre Repräsentanten in den glänzendsten Uniformen, und der kaiserliche Hof und Hofstaat erschienen in voller majestätischer Pracht. Ihre Majestät die Kaiserin und die Hofdamen in wahrhaft fürstlichen, von Diamanten und Perlen und Gold blendend schimmernden Anzügen, und in ihren Reihen die durch ihre Reisen im Orient berühmte Lady Talbot im einfach schwarzen Kleide, zogen Aller Augen auf sich. Unter den Würdenträgern brillirten besonders die ungarischen Magnaten und Militärs durch ihre orientalischreichen malerischen Costüme, endlich die ungarische Leibgarde in den pittoresken rothen Uniformen mit den Tiegerfellen und Reiherbüschen auf muthigen weißen Pferden. Nach der Procession war am Hof große Revûe des Bürgermilitärs, während die Regimentsbanden unter der Leitung der Bürgerkapellmeister Strauß und Lanner treffliche Musiken ausführten. Hiermit schloß die Feierlichkeit, welche immer eine Menge Fremder nach Wien lockt, die gewiß ihre neugierigen Erwartungen durchaus befriedigt finden. — Ein öffentliches Fest ganz andrer Art ist der Brigittenkirchtag, ein Volksfest im engsten Sinne des Wortes, ein Fest der Proletarier. Hier fungirt nur die Populace, und die höhern Stände bilden die Zuschauer. Ein großer ausgedehnter Hain mit Wald und Feld, Hügel und Gesträuch, ist der Schauplatz, auf dem zwei Tage und zwei Nächte hindurch diese kolossale Komödie vom Volke abgespielt wird. Man rechnet die Zahl der Besucher der Brigittenau an diesen zwei Tagen gewöhnlich auf hunderttausend. Der Sonntag wurde diesmal durch Regen und Sturm verdorben; dessenungeachtet gab es eine Menge Menschen, welche sich dort den Elementen zum Trotz höchlich vergnügten. Montags aber war hübsches Wetter und Alles strömte hinaus. Alle Wege und Straßen, welche nach der Brigittenau führen, waren mit Tausenden von Menschen und Wägen bedeckt, daß es aussah wie eine große Völkerwanderung. Abends ist das Schauspiel am interessantesten. Die ganze Au gleicht einem ungeheuern Bivouac, aber einem ganz friedlichen und fröhlichen. Da gibt es Hunderte von Hütten und Buden, in welchen Lebensmittel und Getränke, Lebkuchen und Kirchtaggeschenke verkauft werden, oder Seiltänzer und Kunstreiter, dressirte Hunde und Affen, Bauchredner und Marionetten sich produziren. Dutzende von Wirthshäusern sind schnell zusammengezimmert und bunt dekorirt worden, und Tanzböden unter Zelten oder sub Jove arrangirt, um die eß- und tanzlustige Welt aufzunehmen. Aber das drehsüchtige Völklein beschränkt sich nicht auf gezimmerte Parkets, sondern wo ein Drehorgelmann oder ein Paar Zigeuner mit Pfeife und Hackbret sich finden, wird auf dem Gras um sie herumgetanzt. Mitten in diesem Gewühle liegen ganze Gruppen von Männern, Weibern und Kindern harmlos und gemüthlich auf der Wiese, und essen, trinken und schwatzen. Wo man auf der ausgedehnten Ebene nur immer hinkommt, stößt man bei jedem Schritte auf Musik, Tanz und fröhlich plaudernde und lachende Menschen. Alles jubelt und genießt, Alles macht heitere Gesichter und gute und schlechte Witze, Alles nimmt gleichen unangefochtenen Antheil an dem bachantischen Treiben; da hören alle socialen Vorurtheile und alle Ständeunterschiede auf. Und bei aller jauchzenden Fröhlichkeit, bei aller vollkommnen Freiheit, die man diesen Leuten läßt, bei dieser tüchtigen lärmenden Consumtion von Bier und Wein, bei all diesen Liebesromanen, welche hier angefangen und an demselben Abende durchgespielt und beendet werden, bei all diesen reichlichen Libationen des Bachus und der Cypria stößt man nirgends auf Excesse, nirgends auf gemeine Brutalitäten, nirgends auf unloyale Aeußerungen. Die Polizeisoldaten können ruhig ihre Pfeife rauchen und dem Treiben zuschauen. Denn wenn ein paar Hitzköpfe einen Streit anbinden, so legen sich sogleich die Umstehenden ins Mittel und machen ihm unter Lachen und treffenden Witzworten ein Ende. So wie man es an den fast durchaus ordentlichen und hübschen Kleidern dieser Leute nicht erkennen würde, daß man sich unter dem Plebs befindet, ebensowenig wird man durch ihr fröhliches Treiben, durch ihre heitere Zufriedenheit und Gutmüthigkeit daran erinnert. Dieses wahre Volksfest ist die schönste Apologie unsrer Regierung, und zeugt von der Loyalität, dem glücklichen und zufriedenen Zustande selbst der niedersten Volksklassen. Wer Volksfesten in auswärtigen Ländern beigewohnt hat, und dann als Kontrast dieses Brigittenfest sieht, wird mir gewiß beistimmen. — Jetzt habe

ich Ihnen, werther Freund! nachträglich Alles mitgetheilt, was in der letzten Zeit hier Erhebliches vorfiel — in ein paar Tagen sende ich Ihnen einen Brief über unsere jetzige deutsche(?) Oper und die Gastspiele der Mad. Schodel, welche noch einigemale debutiren wird. —

L. M.

Prager Bühne.

Nachtrag zu den Berichten über das Gastspiel der Mad. Hasselt-Barth. Die Leistungen der großen Künstlerin folgten einander so rasch, und überhaupt wechselten in jüngster Zeit die mannigfachsten dramatischen Erscheinungen auf unserer Bühne in solcher Schnelligkeit, daß man der Kritik bisweilen eine Verspätung wohl nicht verargen wird. Auch handelt es sich hier eigentlich nur mehr um eine Angabe des Faktischen, als um eine Rezension: denn meine Kunstansicht über das ausgezeichnete Ingenium der Mad. Hasselt-Barth habe ich bereits in einer frühern Nummer dieser Zeitschrift niedergelegt, und ob sich auch hin und wieder Parteiung und Cliquengeist dagegen auflehnen mögen, so bin ich doch keineswegs gewillt, von dem Gesagten auch nur ein Jota zurückzunehmen — um so weniger, da mein Urtheil keineswegs vorschnell gefaßt und das Ergebniß nur etlicher Anschauungen ist, indem ich Mad. Hasselt-Barth bereits von der Zeit ihres Gastspieles im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore kenne, und seither (ein freilich extensiv nicht sehr langer Termin, aber intensiv lange genug für eine Sängerin von diesem Geiste und dieser Höhe der Intelligenz) ihren Entwicklungs-Gang mit immer gleicher Aufmerksamkeit beobachtet habe. Mögen andere den Kitzel einer reizenden Stimme für den höchsten Zweck des Gesanges angeben, und diesen so, indem sie die Materie über die Idee stellen, aller Attribute der Kunst entkleidet zu einer vanen Gymnastik erniedrigen — mir erscheint eine dergleichen Gurgelproduktion selbst bei den brillantesten körperlichen Mitteln, wenn die psychischen Elemente fehlen, nichts weiter — als ein übertünchtes Grab. Wer dagegen, der so glücklich war, unsere geniale Gastin als »Unbekannte« oder als »Julie« in den »Montechi's« (eine Partie, in der ich eine andere, mit Mad. Hasselt-Barth oft verglichene Sängerin totalen Fiasko machen sah) oder vollends als Beatrice in den Ghibellinen zu bewundern, wer, der jenen Fieberschauer der Ergriffenheit und des Entzückens mit empfunden, mit der die hochgewaltige Wahrheit ihrer Darstellung alle Herzen trifft — wer, der es da erfahren, wie ein klarer übersichtlicher Verstand selbst oft aus einem musikalischen Kauderwälsch mit seinen Klagen der Leidenschaft im 3/4 Takt, mit seinen geschniegelten Wahnsinnsarien und seinen Sterbenden, deren Gesang oft allen Trommeln, Triangeln, Klarinetten, Pikkoli's u. s. w. halbe Akte hindurch Trotz bietet, noch ein konsistentes, gegliedertes Ganze formiren könne — wer sollte da nicht aus ganzer Seele mit einstimmen in den Schlußvers eines Gedichtes, das der hochgeehrten Frau am Abende ihres letzten Auftretens (Norma) nebst Kränzen und Bouquets in zahllosen Exemplaren von der begeisterten Menge zugeworfen wurde, wer sollte nicht mit Sehnsucht ihrer baldigen Wiederkunft entgegenharren! — Herder nennt die Gedanken »Söhne des Himmels,« Worte »die Tochter der Erde« — in dem Gesange der Hasselt-Barth aber vermählt sich recht eigentlich der Gedanke dem Worte: die Söhne des Himmels schließen mit den irdischen Töchtern den schönen beseligenden Bund. Hasselt für immer! so wird fürder die Parole Aller lauten, die, um mich Jean Paul's Worte zu bedienen, »Ohren und Herzohren« besitzen für den göttlichen Gesang. Ueberhaupt schien der Beifall, oder richtiger der Enthusiasmus, zu Gunsten der virtuosen Künstlerin während der ganzen Dauer ihres Gastspiels, so weit es noch möglich war, nur immer zuzunehmen, und war jederzeit ihrer Leistung würdig — ein außerordentlicher, aus wirklicher Begeisterung quellender. — Vielen Dank auch dem Theaterdirektor Hrn. Stöger, der in der Akquisition so ausgezeichneter Gäste das beste Mittel findet, seine Achtung für den Geschmack unseres Publikums zu beurkunden. Sollte es ihm nun noch für die Sommersaison des künftigen Jahres gelingen, die k. preußische Hofopern- und Kammersängerin Dem. Sophie Löwe für eine Reihe von Gastvorstellungen zu gewinnen, so mag sich Prag dann rühmen, die zwei größten deutschen Sängerinnen der Jetztzeit kennen und bewundern gelernt zu haben. **ud. u.**

Am 29. Juli hatte die 3. Gastvorstellung der k. sächsischen Hofopersängerin Dem. Botgorschek in Rossini's »Othello« in der Titelrolle statt. Der Umstand, daß eine der heimischen Sängerinnen sich eben erst von einer mehrwöchentlichen Krankheit erhoben hat, während die Andere, Dem. Großer, wohl möglich in Folge der bei unseren Bühnenverhältnissen freilich unvermeidlichen, aber für sie darum nicht minder fühlbaren Erschöpfung der jüngsten Zeit in Unpäßlichkeit verfällt, scheint eine bedeutende Hemmung in unser Opernrepertoir gebracht zu haben, und dadurch rechtfertigt sich auch die Wahl dieser Gesangspartie von Seite der werthen Gastin um so mehr, da die Oper »Othello« zu den wenigen auserwählten italienischen Musikdramen neuerer Zeit gehört, die man loben darf und kann, ohne sich in den Augen jedes Musikverständigen (im Gegensatze der bloßen Notenleser ohne Raisonnement und ästhetische Vorbildung) ein heilloses Dementi zu geben. Ein Wagniß bleibt aber doch die Reproduktion dieser großartigen Rossinischen Gestalt für das Darstellungsvermögen einer Frau in Hinsicht auf Gesang wie Mimik jedenfalls, und wenn Dem. Botgorschek sich eben erst mit Frau v. Hasselt-Barth in die wohlverdienten Lorbeern theilte, die ein begeistertes Auditorium dem trefflichen Sängerpaare in den »Montechi's« mit vollen Händen spendete, so ist es für sie gewiß kein weniger schöner Triumph, in der Partie des Othello auf so glänzende Weise reussirt zu haben. Der volle, gediegene Klang einer wohlgeschulten biegsamen Stimme, eine solide Technik und tiefgedachter Vortrag sind die unschätzbaren Vorzüge der Dem. Botgorschek im Gesange, und eben so bewies sie als Schauspielerin, daß die Studien des Shakespear'schen »Othello,« dieses größten, gewaltigsten Hypochonders, den je die geweihte Meisterhand eines Künstlers gezeichnet hat, an ihr nichts weniger als verloren gegangen sind. Möchten wir doch noch öfter Gelegenheit erhalten, uns an dem schönen Talente der Dem. Botgorschek zu erfreuen, wozu vielleicht Beethoven's »Fidelio« (chapeaux bas messieurs!) vorzugsweise geeignet wäre. — Unterstützt wurde die Gastsängerin mit vieler vorzüglicher Wirksamkeit von Mad. Podhorsky, welche die Rolle der Desdemona für Dem. Großer übernommen hatte, und an Dem. Allram (Emilie) ließen sich die Fortschritte, welche dieselbe seit ihrem Uebertritte zur Oper bereits gemacht, so wie kurz vorher in der Partie des Aennchens im »Freischütz« auch an diesem Abende nicht verkennen. — Die übrige Besetzung war die gewöhnliche. **ud. u.**

Notizen.

(Italienische Volkslieder), Text und Musik, von L. A. Frankl auf seiner Reise nach Italien gesammelt, werden nächstens in 3 Heften erscheinen.

(Unverbesserlich!) Bei einer Hinrichtung in Freiberg wurde nahe dem Galgen von dem Delinquenten noch ein Diebstahl begangen, der erst bemerkt wurde, als er in den Lüften baumelte. Vermuthlich hatte er auf Pardon gehofft!

(Eßbare Zeitschrift.) Die »Curiosissima aus Italien,« welche das »Echo« bringt, werden von manchen Zeitschriften als baare Wahrheiten aufgetischt! Eines der neuesten ist: »Seit erstem Juli erscheint zu Bologna ein Theaterjournal, auf köstlichen Oblaten mit Chokolade gedruckt.« — Eine solche Zeitschrift wäre dem jetzigen Geschmacke des Lesepublikums ganz angemessen, und sie würde, da sie so trefflich Nützliches mit Angenehmen verbindet, mit wahrem Heißhunger verschlungen werden.

(Die Herkulesbäder in Mehadia) erfreuen sich auch in diesem Jahre einer starken Frequenz. Bis zum 11. Juli waren über 1000 Gäste angekommen. Der türkische Effendi, der zur Schlichtung der Unruhen nach Serbien geht, hatte einen Umweg gemacht, um die Herkulesbäder zu besehen. Er war von 7 Individuen begleitet, die, so wie er selbst, ganz einfach in blaue Ueberröcke und blaue Pantalons gekleidet waren, breite Säbel ohne Porte-d'Epee's an schwarzen Hängkuppeln an der Seite, und auf dem Kopfe rothe Feß's mit großen blauseidenen Quasten hatten.

(Temeswarer Wochenblatt).

(In Lugos, im Banat) war am 17. Juli ein furchtbares Gewitter, wobei der Blitz in das Haus des Tschischmenmachers Ruff einschlug, und dessen älteste Tochter tödtete, die eben in der Küche am Herde beschäftigt war. Das Mädchen war Braut, und sollte am folgenden Sonntag getraut werden, wozu sie ihre in Mehadia abwesenden Eltern gerade an diesem Abende erwartete. Ein merkwürdiges Schicksal!

(Temeswarer Wochenbl.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 64. Samstag den 8. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Mährische Ballade.

Von Siegfried Kapper.

Der Slawkowwald am Slawkowteich,
Voll finstrer Tannen ragt er; —
Es zieht der Wind durch das Gezweig,
Im Schilf des Weihers klagt er.

Die Nebel schleichen aus dem Rohr
Im Duft des Tannenharzes;
Ein Reiter reitet durch die Nacht,
Ihn trägt ein Roß, ein schwarzes.

Des Rosses Mähne, lang und wirr,
Fliegt hoch im Sturmgetose; —
Der Reiter schleppet Schwert und Spieß
Sich nach im feuchten Moose.

»Mein Rößlein treu, mein Schlachtenroß,
Was ist dein Schritt so lässig?
Ist dir des Reiters Last zu schwer, —
Ist dir die Nacht gehässig? —«

»»Ich fürchte nicht die schwarze Nacht,
Mir ist nicht schwer der Reiter; —
Mich hält am Zaum, ich weiß nicht wer,
Drum kann ich nicht mehr weiter.««

»Du fürchtest wohl den dichten Wald
Mit seinen Riesenstämmen? —
Sag! — oder will der tiefe Teich
Den Weg dir überschwemmen? —«

»»Ich fürchte nicht den Tannenwald,
Mich hemmt auch nicht der Weiher; —
Dein Liebchen hält mich fest am Zaum,
Gehüllt in weiße Schleier. —««

»Halt, halt mein Roß! — siehst du nicht dort
Mein Liebchen freundlich winken? —«
»»Ich seh', ich seh' wohl fern im Teich
Dein Mädchen tief versinken!««

Hoch in der Luft ein Falke rauscht —
Ihn trägt nicht Lust, nicht Hoffen —
Ein Jäger hat mit schwerem Schrott
Sein Weibchen treu getroffen.

Vorbei! Vorbei mein Roß! Vorbei
An meines Vaters Hütte! —
Und kämst du bis an's End' der Welt
Im rastlos schnellsten Ritte. —

Kurz ist der Weg aus Slawkowwald,
Kurz ist der Weg aus Mähren. —
Wie lang, wie lang soll noch der Weg
Aus diesem Leben währen!? —

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

III. Das Badeleben.

Vor neun Uhr Morgens fängt selbst im Sommer der Tag hier nicht an. Ich wünschte mir oft, um diese Stunde durch die Stadt die Runde zu machen, um in die Klosets und Boudoirs einen guten Morgen zu rufen; bis jetzt mußte ich zufrieden sein mit ein Paar weißen Armen, einem verschobenen Busentuch, womit mich mein Gegenüber im zweiten Stocke jeden Morgen, wenn es die Gardinen aufzieht, erfreut. Es dauert nicht lange, so erscheint es am Arme eines jungen Alten, und stellt sich zu unserer Trauer als Frau und Gattin, zu unserer Freude als hübsch und jung dar. Sie ist in ein durchsichtiges Negligee gekleidet, und hat über das kastanienbraune Haar ein Spitzenhäubchen gezogen; er steckt in einem seidendamastenen Schlafrocke und karmoisinrothen Saffianstiefeln, um den Kahlkopf einen türkischen Shawl gewunden. Man öffnet die Flügelthüren, welche auf einen Altan führen, wo ein auserlesener Blumenflor duftet; der Bediente setzt einen runden Tisch mit zwei Louchetten an das Fenster, das Frühstück wird aufgetragen, ein einfaches Service von weißem Porzellan mit Goldrand, Eier, Honig, Butter und ein voller Korb mit Bäckerwaaren, ganz auf gut englisch, und das Paar nimmt Platz. Wir sind indeß auch nicht müßig, der Kaffeetisch wird an das Fenster gerückt, die Operngucker sind gestellt und gerichtet, wir werfen uns in eine liebenswürdige Attitüde und der Kampf beginnt. Master Englishman hat jetzt nur Augen für sein Frühstück, und wenn wir seine Frau durch magnetische Attraktionskraft über die Straße durch das Fenster an uns zögen, er würde nicht aufblicken. Das muß ich sagen, mit mehr Genuß habe ich Niemanden frühstücken gesehen. Seine geübte Hand zertheilt den Wecken gerade in der wahren Mitte, er streift das Messer an einem Tuche ab, sticht damit nach der im Eiswasser schwimmenden Butter, dreht diese drei- viermal vor den Augen hin und her, bevor er sie mit glatten Streichen über das Brod breitet, greift dann nach dem Honigteller, stürzt die Zellen um, indem er mit der Gabel in die Gewebe sticht, den Ausfluß zu befördern, schöpft sorgsam in kleinen Löffeln die Süßigkeit, und belegt in langen Faden damit das Butterbrod. Jetzt erst denkt er an den Kaffee, welcher am Spiritusfeuer kochend ihm zur Seite steht. Die Tasse wird ausgewischt, als Fundament ein Felsstück von Zucker gelegt, die Kanne sorgsam gehoben und mit aller Vorsicht eingegossen, daß nichts daneben spritze, nach diesem wird behaglich schmunzelnd die obere fette Lage des Rahms abgestrichen, und durch mehrmaliges Rühren mit dem schwarzen Trank innig verbunden. Der letzte Griff ist in die

Serviette, welche in heißer Schüssel liegend, die weichgesottenen Eier beherbergt. Jetzt hat er eines gewählt, er riecht daran, wendet es gegen das Licht und stellt es nach diesen Proben in den Holzbecher. Kein Nachrichter schlägt einem Delinquenten prompter und geschickter den Kopf herab, als mein Gentleman mit diesem Ei verfährt. Das Dotter wird mit Ingwer, Pfeffer und Salz gewürzt, und aus dem Becher in die Hand genommen. Er macht sich fertig, nach so viel Mühen nun auch zum Genuß zu kommen, die linke Hand schiebt die Serviette bis unter das Kinn herauf, die rechte hebt in langsamer Bogenführung das Ei, der Kopf fällt, um das Schlingen zu erleichtern, rückwärts, der Mund öffnet sich, das Gesicht gewinnt Leben, die Augen brechen auf und schauen — o Schreck, o daneben geschüttetes Ei, o verdorbner Schlafrock, o unvergleichliche Situation, o göttlicher, einziger Spaß! — auf uns und seine Frau, welche von Lange weile geplagt, und sicher gemacht durch die tiefen Studien des Mannes, ihre Freiheit benutzt und sich mit uns in zärtliche Liebeskorrespondenz eingelassen hat. Klirrend fliegen die Fenster zu, die Gardinen rauschen herab, und unter unaufhörlichem Gelächter endet der erste Akt dieser *divina comedia*.

»Freund,« sagte ich zu meinem Stubengenossen, »diesmal fangen wir die Fische ohne Köder und Zeitverlust; seine Gattin ist sie nicht, da wette ich, was du willst; denn sonst ginge sie so schnell nicht in die Falle. Geh auf das Fremdenbureau und frage nach seinem Namen, ich werde mit diesem Gulden drüben bei dem Bedienten rekognosziren, wo sie zu Mittag essen, wie sie den Tag verbringen und was sonst zu wissen ich nöthig habe. Du liebst, Freund, ich sitze jetzt einsam und verlassen; hilf mir, du siehst, wie ich mich ennüyre, hilf mir zu einem Zeitvertreib.« — »Wenn sie mich nicht haben will, lieber Junge — denn bis jetzt wissen wir ja nicht, ob sie überhaupt, und dann, wem sie ihre Neigung schenken will, — so rechne auf meine Hülfe.«

Auf den Straßen und Spaziergängen fing es an lebendig zu werden. Ich hatte eine beneidenswerthe Wohnung zwar im dritten Stockwerke des englischen Hofes, dafür durch die Uebersicht auf die Promenade und einen Theil der Lichtenthaler Allee, wo sich die Gesellschaft konzentrirt, reichlich entschädigt. Dies Gasthaus ist erst im vergangenen Jahre erbaut, und präsentirt sich durch seine lange, architektonisch schöne Façade, mit weit ausspringendem Altan an der Brücke und Einfahrt in die Stadt, auf das Vortheilhafteste. Sehr elegant, zum Theil in Rococomanier meublirte Stuben, Bäder in Marmor und buntem Porzellan, Lese- und Konversationszimmer, ein reich dekorirter, geräumiger Saal, dabei eine prompte Bedienung, feine und gute Bewirthung lassen auch verwöhnten Reisenden Nichts zu wünschen übrig. Die Gasthöfe überbieten sich an Luxus und Verschwendung, denn ihre Konkurrenz wächst mit jedem Jahre; ein neuer noch im Bau begriffener, der holländische Hof, verspricht Außerordentliches zu leisten; zahlreichen Besuchs erfreuen sich verdientermaßen auch der Badische und Zähringer Hof, zwei im Großherzogthume sehr beliebte Aushängschilder; letzterer gibt Raum für mehr als zweihundert Zimmer und hängt mit einem Garten zusammen. Die Baulust nimmt mit steigender Frequenz überhand, und wird erfreulicher Weise auch von besserm Geschmack geleitet. Um der Modethoheit der Wasserkuren entgegen zu kommen, wird eine Trinkhalle angelegt.

»Nun, was bringst du für Nachricht?« frage ich den eintretenden Freund.

»Hier hast du die Badeliste, sieh selbst nach!«

»Das ist er, ein Herr N. N. Baronet mit Begleitung aus England.«

»Nun da, mit Begleitung, schöner weiblicher Begleitung.«

»Sieh, da fährt sein Wagen vor, Ragenpferde, nobles Geschirr, solider leichter Bau, eine anständige Equipage.«

Sie kamen: sie im reizenden Morgenanzug, er desgleichen im Strohhut und Blouse, sie das Lächeln des Schalks um Mund und Augen, er das ewige Einerlei der Langenweile im Gesichte; der Bediente steht am Tritt und hilft beim Einsteigen, sie senkt den Blick, ich lausche kaum sichtbar am Fenster; der Mann scheint sie zu fixiren; jetzt steigt er nach und faßt die Zügel, der Jäger springt in den Koffer, die Pferde ziehen an, ein unbewachter Augenblick, und ein Gruß schöner Augen fliegt herauf.

»Lache Freund, aber dies war ein feuriger Strahl, der eben einschlug.«

»Glück zu, du lauerst auf ein edles Wild.«

»Nicht wahr, ich verdiente aufgeknüpft zu werden, wenn ich diesen günstigen Fang aus den Händen ließe. Am Ende stifte ich noch ein gutes Werk und rette die Tugend, ein Lamm, welches die Armuth zum Opfer der Wollust machte.«

»Ach, lieber gar, was nicht Alles noch? auf diese Gefahr hin unterlaß lieber das ganze Unternehmen.«

»Unterlassen? nimmermehr; jetzt hinüber, da unten steht des Herrn Diener; es wäre schlimm, wenn seine Bedientengrundsätze Stich hielten gegen meine Kronen.«

»Sieh zu, was du ausrichtest, ich gehe indeß in Herrn Marx Lesezimmer, komm dahin bald nach, wir treffen Bekannte dort, und dann wollen wir einige Kugeln schießen.«

Mit zufriedener Miene trat ich eine Viertelstunde später in das elegante Kabinet des Buchhändlers. Daselbst findet man um diese Zeit auserlesene Gesellschaft und auserlesene Lektüre. Herr Marx aus Karlsruhe hat während der Saison seinen reichen Schatz artistischer Werke hieher verlegt, dieselben in den Räumen des Konversationshauses und zwar in der Galerie, welche das Mittelgebäude mit dem Theater verbindet, aufgestellt. Ein sehr gut gelegenes Lokal, welches schon durch seine äußere Ausstattung den Spaziergängern in die Augen fällt, und darum zahlreich von ihnen besucht wird. Diese Vereinigung aller der Vergnügungsanstalten unter dem einen Dache des Konversationshauses ist nicht der kleinste Vorzug Badens. Man findet so Restauration, Rauch-, Trink-, Spiel-, Unterhaltungszimmer, Ball- und Konzertsäle, Buch- und Kunsthandlung, Lesekabinet und Theater in einem Bau hart neben einander. Das Corps de Logis schmückt ein Porticus von korinthischen Säulen, aus welchem man durch dreifaches Portal in den großen Saal tritt; die Seitengebäude, worin in einem das Theater, im andern die Restauration befindlich, sind mit jenem durch zwei Galerien verbunden, in deren Erdgeschoß die übrigen genannten Räume sich befinden. Der Platz vor diesem großartigen Gebäude ist ein acht hundert Fuß breites und gleich langes Quadrat, welches zum Theil mit Tischen und Stühlen gefüllt, zum Theil von Rasenplätzen durchschnitten und mit Orangerie besetzt ist. Zur Rechten und Linken ziehen sich schattige Ulmen-Alleen hin. Mit seiner Rückseite lehnt sich das Konversationshaus hart an die aufsteigende Bergwand, während seine Vorderseite den vollständigsten Ueberblick des Thalgrundes bis zu dem in einviertelstündiger Entfernung gegenüberliegenden Schloßberg gestattet. Terrassenförmig aus der Tiefe an diesem aufsteigend zeigt die Stadt eine malerische Lage; wie ein zurückgeschlagener Mantel zieht sich bis auf die Spitze des Berges, von wo die Ruine Baden stolz und kühn herabschaut, eine dunkelgrüne Ahorn-, Eichen- und Tannenwaldung, aus welcher die scharfen Kanten grauer Felsblöcke hervorragen; zu beiden Seiten sieht man in die Fortsetzung des romantischen Thales. Dieser freie Platz vor dem Konversationshause heißt die Promenade, und ist der Mittelpunkt alles gesellschaftlichen Lebens. Wo, wie hier, Natur und Kunst in Wetteifer gerathen sind, und beide ihre Aufgaben so vollkommen als möglich gelöst haben, findet jedes Lob seine Rechtfertigung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schuster Gorja und sein Diener Briditschkin.

Russisches Volksmährchen von Johann N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Hierauf ging Gorja auf den breiten Hof und sein Diener Briditschkin führte ihm ein gesatteltes Pferd vor. Der Schuster Gorja setzte sich auf das Pferd, und Briditschkin bestieg ein anderes, und so begaben sie sich zu Mistafor Skurlatowitsch. Als sie in dem Hofe desselben anlangten, kam Mistafor Skurlatowitsch seinem geliebten Schwiegersohn, dem vermeinten Fürsten Dardawan entgegen. Der Schuster Gorja stieg von seinem Pferde ab, band es aber nirgends an, und befahl auch Niemand es zu übernehmen, sondern hustete heftig und stampfte mit dem Fuße, so stark er konnte, auf die Erde, und das Pferd blieb auf einer Stelle wie eingewurzelt stehen. Sodann begab sich Gorja in die Gemächer, verrichtete sein Gebet zu Gott, grüßte nach allen vier Seiten*), küßte sodann seinen Wirth und nahm den vordersten der Plätze ein. — Mistafor ging sogleich zu seiner Tochter Dogada und ermahnte sie herauszukommen und ihren verlobten Bräutigam, den Fürsten Dardawan, zu begrüßen. Dogada aber, welche sehr schlau und klug war, antwortete ihrem Vater: Gnädiger Herr, mein Vater Mistafor Skurlatowitsch, dieser Mann ist nicht der Fürst Dardawan, es ist ja der Schuster, unser entlaufene Gorja Krutschinin.

Du hast den Verstand verloren, entgegnete Mistafor, ich habe so eben den Fürsten Dardawan von Angesicht gesehen, und weiß, daß er derselbe ist und nicht der Schuster Gorja.

Wohl, mein Herr, sprach hierauf Dogada, ich werde zu ihm gehen und ihn begrüßen, aber gebt genau acht, und ihr werdet bemerken, daß er nicht der Fürst Dardawan, sondern der Schuster Gorja in Gestalt des Ersteren ist.

Wenn wir uns zu Tische setzen, so befehlt weißes und schwarzes Brod vorzusetzen, und wenn unser Gast das schwarze Brod abschneiden wird, so ist er nicht der Fürst Dardawan, sondern der Schuster Gorja Krutschinin, weil der Fürst Dardawan immer das weiße Brod zuerst abzuschneiden pflegt.

Gut, ich werde darauf acht haben, sagte Mistafor.

Hierauf bittet Mistafor Skurlatowitsch den Schuster Gorja zu Tische, und als sie sich gesetzt hatten und man ihnen weißes und schwarzes Brod vorsetzte, ergriff der Schuster das Brod, und begann das schwarze, und nicht das weiße Brod abzuschneiden, welches Mistafor und Dogada sogleich bemerkten. — Mistafor fragte ihn: Mein verehrter und vielgeliebter Schwiegersohn, Fürst Dardawan, warum wählt ihr euch von diesen Broden das schwarze und nicht das weiße? — Als dieses Briditschkin hörte, kam er ungesehen und flüsterte dem Schuster Gorja folgende Worte in das Ohr: Sage dem Mistafor, daß dein Vater, wenn er sich zu Tische setzte, erst die Armen speiste, indem er jedem derselben ein Stück Brod reichte, welches er statt mit Salz mit Gold bestreute, und wenn du dieses gesagt, befiehl mir ein Säckchen mit Gold zu bringen. — Der vermeintliche Czarewitsch Dardawan sagte dieselben Worte zu dem Mistafor, und nachdem er schwarzes Brod geschnitten hatte, befahl er seinem Diener Briditschkin, daß er ihm einen Sack mit Gold gefüllt bringen sollte. — Der schnelle Briditschkin brachte sogleich einen Sack mit Gold gefüllt, welchen er aus der Kladowoi (der verschlossenen Kammer) des Mistafor gestohlen hatte. Hierauf gebot ihm Gorja, eine Anzahl Arme herbeizurufen. — Der Diener lief und brachte sogleich eine große Menge Arme mit sich. Der Schuster Gorja theilte hierauf die schwarzen Brode unter sie, nachdem er jedes mit Gold bestreut hatte.—Als das ganze Brod und das Gold vertheilt war, begann er aber selbst zu speisen. — Nach Tische sagte Mistafor zu seiner Tochter: Da siehst du wohl, daß er der Fürst Dardawan ist.

Mein Vater, antwortete Dogada, er ist es dennoch nicht, sondern der Schuster, unser Gorja Krutschinin.

Du bist wahrlich von Sinnen, versetzte hierauf Mistafor, ich glaube, daß den Schuster Gorja Krutschinin schon längst der Teufel geholt hat.

Ich werde es dir beweisen, daß dieser es ist, versetzte Dogada. Wenn du ihn einladen wirst, bei uns die Nacht zuzubringen, so befiehl, daß man sein Lager bereite, und wenn er sich auf dasselbe streckt, so ist unser Gast nicht der Fürst Dardawan, sondern der Schuster Gorja.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Russische Sitte.

Böhmische Literatur.

Eine der interessantesten und gehaltreichsten Erscheinungen im Gebiete der neu-böhmischen Literatur ist unstreitig Wlckowsky's Trauerspiel Jestowna oder das Herzogsgelübde. Der ächt tragische Stoff, einer biblischen Sage entnommen, gab dem Hrn. Verfasser Gelegenheit, sein seltenes Talent in vollem Glanze zu entfalten, und die Behandlung desselben stellt ihn neben die auserwählten dramatischen Dichter unserer Zeit. Die Sage selbst erinnert an die Iphigenie, und die Ausführung derselben spricht für die Kraft des vom Geiste ächt hellenischer Poesie durchdrungenen, seinen Stoff beherrschenden Poeten. Eine glänzende Diktion, ein das Erhabene oft erreichender Styl, zeichnen dieses Drama vor andern Erscheinungen dieser Art in der böhmischen Literatur um so mehr aus, als der Verfasser, von einer bedeutenden Idee beseelt, es besonders hierauf abgesehen zu haben schien, dem höher gebildeten Theile des böhmisch lesenden Publikums einen Kunstgenuß zu verschaffen, und somit die böhmisch-slawische Literatur mit einem Produkte bereicherte, das neben ihrem muthigen Vorwärtsschreiten und ihrer extensiven Erweiterung, auch als Beleg ihres innern Werthes sich darzustellen vermag.

Von der „Dennice" ist das 5. und 6. Heft erschienen, mit welchen der 1. Band dieses Werkes beendigt ist. Ueber den Werth des Ganzen bleibt unser bereits in diesen Blättern abgegebenes Urtheil fest gestellt, und es ist uns nur übrig, das Erheblichste des Inhalts dieser beiden letzten Hefte anzuführen. Unter den poetischen Spenden finden wir Lyrisches von Karl Sabina, Feldblumen aus Mähren und Schlesien von Dr. Chmelensky, und eine böhmische Volksballade: Die Mörderin Dočna. Unter den Erzählungen bemerken wir: Der Pascha von Damaskus, eine orientalische Sage, Tanka, eine Sage der galizischen Bergbewohner, Konstantin Horodensky, eine Kosakensage aus dem Polnischen, von Hansgirg, der Kontrakt mit dem Teufel, eine Sage, und mehrere Mittheilungen aus der Länder- und Völkerkunde. In der Gallerie denkwürdiger Männer sind Thaddeus Hájek, Sir William Wallace, der Vertheidiger der schottischen Unabhängigkeit, und Johann Černý besprochen. Ueber einheimische Literatur spricht Herr Malý und Dr. Krčmář. Aus dem Gebiete der auswärtigen Literatur wählte der geistreiche und gelehrte Dr. Amerling die Prolegomena zur Historiographie, von August Cieszkowski zu einer gehaltreichen Besprechung und Beurtheilung. **K. S.**

Notizen.

Kunst.

(Denkmäler.) Die europäische Welt hat jetzt nichts anderes zu thun, als Denkmäler zu setzen und Feste zu feiern. In Antwerpen trifft man große Anstalten zur Einweihung des Denkmals für Rubens. Die Festlichkeiten beginnen am 15. August und dauern 14 Tage. Die Stadt trägt 80,000 Francs zu den Kosten bei, mehr als 200,000 Francs sind bereits durch Subskription gedeckt. Die Akademie läßt nach einem Modell, das Rubens angegeben, einen prächtigen Triumphwagen bauen. Es wird unter Anderm ein großer Zug nach der Jakobskirche statt finden, um das Grab des großen Meisters mit Blumen zu bestreuen. Die Enthüllung des Monuments geht unter Geschützsalven von der Citadelle und den Wällen vor sich. Aus dem Brunnen des Quentin Messis wird Wein, und aus jenem Van Schoombecks Bier fließen; Abends ist große Beleuchtung rc. — Während der Feste werden zwei Gemäldeausstellungen geöffnet. — Auch der Grundstein zu Walter Scotts Denkmal in Edinburgh wird am 15. August, seinem Geburtstag, feierlich gelegt werden.

(Theaterbau.) Der ganze innere Ausbau des neuen italienischen Theaters in Paris (welches vor zwei Jahren abbrannte und zum Gebrauch der komischen Oper hergestellt wurde), ist eisern; das Holz wurde größtentheils nur als Bekleidung angewendet. Die Bedachung ist von galvanisirtem Eisen, der Vorhang von gegittertem Eisen, und außer den gewöhnlichen Brandspritzen ist der Wasserbehälter noch mit der Guerin'schen Vorrichtung mit zusammengepreßter Luft versehen, welche den Zweck hat, ohne irgend eine andere Kraftanwendung das Wasser in den Leitröhren und Schläuchen fortzutreiben.

(Deutsche Malerei.) Auf einem schön gedachten Freskobild von Veit im Saale des Städel'schen Museums zu Frankfurt am Main, welches die Veredlung und Bildung des Menschengeschlechts durch Religion darstellt, repräsentirt unter den Künsten im Gefolge der Religion Friedrich Rückert die Dichtkunst — eine riesige Gestalt, Kopf, im Profil, strenge, sonst nicht eben sehr bedeutsam, viel weniger schöne Züge, aber ein düster blitzendes Auge, dem man wohl Dichtertrunkenheit zutrauen kann. —

(Berlin.) Am 24. Juli verschied hier der Landschaftsmaler K. Blechen, Professor an der Akademie der Künste, 43 Jahre alt. Er war in den letzten Jahren seiner edelsten Geisteskräfte beraubt.

Blechen war einer der originellsten Geister der neuern deutschen Kunst. Seine frühern Gemälde zeichneten sich durch eine kühne phantastische Erfindung aus. Eine spätere Reise nach Italien hatte sein Talent zur Grazie und reinen Schönheit geläutert.

(S. W. Dehn) in Berlin, dessen Generalbaßsystem nächstens erscheint, gab bei C. A. Klemm in Leipzig zwei komische Kantaten von Bach heraus. Die erste heißt Kaffee-Kantate, die zweite ist eine Kirmeß-Kantate. Es ist interessant, den großen Meister auch als musikalischen Humoristen kennen zu lernen.

(Halevy) hat, um sich ausschließlich der Komposition widmen zu können, sein Amt als Gesangsdirektor an der Oper freiwillig niedergelegt. Benoit, Professor am Konservatorium, seit längerer Zeit schon Halevy's Assistent, ist nun ganz in seine Stelle getreten.

B. St.

Literatur.

(Journalistik.) Deutschland hatte im J. 1839 608 Zeitschriften (mit Ausschluß der politischen und Lokalblätter). Eine ungeheuere Anzahl! Im J. 1837 hatte es 407. Darunter sind 72 belletristische (im J. 1837: 54). Mit Recht bemerkt Menzel im Literaturblatte, daß der deutschen Journalistik statt der immer größern Verzettelung mehr kernhafte Konzentration zu wünschen wäre. Auch das zerstreute Gute in den mittelmäßigern Journalen geht für einen großen Theil der Lesewelt verloren. —

(Hebbels) Trauerspiel »Judith« ist von dem Berliner Publikum mit entschiedenem Beifall aufgenommen worden. Hebbel ist ein braver Lyriker, ein trefflicher Kritiker, und hat sich jetzt auch als Dramatiker bewährt. Hebbel bearbeitet für die Berendsohn'sche »Volksbibliothek« die Geschichte der Jungfrau von Orleans und des 30jährigen Kriegs.

(Hebräische Literatur.) Von dem Verfasser der »Ehrensäulen und Denksteine zu einem künftigen Pantheon hebräischer Dichter und Dichtungen« (Wien 1837), Hrn. Leopold Dukes, ist so eben ein neues Werk: »Moses Ben Esra aus Granada,« mit hebräischen Beilagen und deutschen Uebersetzungen erschienen. Mehre ausländische Journale sprechen sich günstig darüber aus. Möge Hr. Dukes bald sein Versprechen lösen, und uns mit einer gründlichen und umfassenden Geschichte der hebräischen Poesie bereichern. (Oest. Morgenbl.)

(Gedruckte Lügen.) Mit Recht heißt es im »Telegraphen:« »Wenn man jetzt die öffentlichen Blätter liest, so wird man die Lüge mit der Wahrheit oft so gemischt finden, daß der blendende Schein der erstern oft die letzte in Schatten stellt. Manchmal aber ist der Lügengeist zu unvorsichtig, und man liest Dinge, die uns den Verstand benehmen könnten. — — Soll man noch dem Gedruckten glauben? Und sie feiern ein Gutenbergsfest! Errichtet Gutenberg zu Ehren einen Scheiterhaufen, und opfert seinem Andenken allen lügenhaften, schlechten Gebrauch, den man von seiner unsterblichen Erfindung gemacht hat! Ganze Stöße und Ballen bedruckten Papiers müßten in die Flammen geworfen werden!« —

(Heinrich IV.) Einen interessanten Einblick in die europäischen Pläne Heinrichs IV. soll seine vom Oberbibliothekar Rommel in Kassel herausgegebene Korrespondenz mit Moritz Landgraf von Hessen gewähren, einem Fürsten, der von seinen Zeitgenossen als ein Muster der Gelehrsamkeit angestaunt wurde. (Telegraph.)

(Provençalische Poesie.) Ende Mai starb zu Cucuron, Arrondissement von Apt, der Dichter Dionloufet an einem Schlagfluß. Man nannte ihn per eminentiam den Troubadour des 19. Jahrhunderts, und sein Tod wird als ein großer Verlust für die provençalische Poesie betrachtet. Namentlich gilt sein Gedicht „Deis Magnans" als ein Meisterwerk. Im verflossenen Jahre erhielt er von der Akademie der Jeux floraux zu Toulouse den silbernen Olivenzweig für sein Gedicht „Lou voyage de Eliézer," welches in Patoisversen geschrieben ist. (Wiener Zeitschft.)

Miscellen.

(Fein, sehr fein!) Liszt hat aus London folgenden Brief an den Redakteur eines Pariser Journals geschrieben: »Hr. Redakteur! Erlauben Sie mir, gegen eine irrige Angabe in ihrer vorletzten Nummer zu protestiren: — »Die Herren Liszt und Cramer suchen um das Kreuz der Ehrenlegion nach.« Ich weiß nicht, ob Herr Cramer (der zum Ritter so eben ernannt worden ist) wirklich das Kreuz nachgesucht hat. Jedenfalls, denke ich, werden Sie, wie Alle, einer so rechtmäßigen Wahl beipflichten. Was mich betrifft, wenn wirklich mein Name auf der Liste der Kandidaten gestanden, so hat das nur gänzlich ohne mein Wissen geschehen können. Mir ist es immer vorgekommen, als könnten solche Auszeichnungen nur angenommen, nie nachgesucht werden. Genehmigen Sie 2c.« Mir erscheint dieser Brief als ein Muster echten diplomatischen Styls. **B. St.**

(Undeutsch.) Die deutschen Journale sollten unbarmherzig alle Sprachfehler verfolgen, sonst gehen wir einer neuen Barbarei entgegen. In einem sächsischen Intelligenzblatte wurde neulich der Verlust eines weiblichen Umschlagstuches angezeigt!

(Mähren und österreichisch Schlesien.) Die Zeitschrift: »Moravia« bringt eine statistische Tabelle, aus der wir die Hauptpunkte entnehmen. Mähren mit österreichisch Schlesien ist nächst dem lomb.venez. Königreich die relativ volkreichste Provinz des österr. Kaiserstaats. Es hat nach der diesjährigen Volkszählung (mit Ausnahme des Militärs) 2,127,279 Bewohner auf 481 Quadratmeilen, folglich 4417 auf einer Quadratmeile. Der Teschner Kreis ist der bevölkertste: 5767 Bewohner auf einer Quadratmeile; der Znaimer am wenigsten bevölkert: 2785 auf einer Quadratmeile. Auf 1000 Männer kommen 1116 Weiber. Nach zehnjährigem Ergebniß rechnet man auf 100 eheliche 13 uneheliche Geburten, bei 1100 Mädchen 1059 Knaben. Im Durchschnitt kommen jährlich auf 1000 Individuen 32 Sterbefälle, auf 1000 weibliche 1011 männliche Leichen. Seit 1831 hat sich die Volkszahl um 60,517 Seelen vermehrt. — Brünn hat im J. 1840 39,243 Bewohner. Auf 100 eheliche kommen 41 uneheliche Geburten. Brünns Bevölkerung ist seit 1831 um 3295 gestiegen.

(Die Russen.) Da die Russen im Ganzen ein heiteres Temperament, ein mehr leichtfertiges als tiefes Gemüth, und wenig Neigung zu Grübeleien haben, so gibt es unter ihnen weit weniger Geisteskranke, als bei irgend einer andern Nation. Das Petersburger Irrenhaus steht unter der Leitung eines äußerst gebildeten und humanen deutschen Arztes und ist vortrefflich eingerichtet. Es hat die sinnige Aufschrift: »Pflegehaus aller gramvollen Seelen.« —

(Die kleinste Pfarrei) in der christlichen Welt ist Steinerskirchen im königl. baierischen Landgerichte Schrobenhausen. Sie enthält nur 2 Bauern, einen beim Pfarrhause zu Steinerskirchen und den andern auf der eine halbe Stunde davon entfernten Einöde Wintersollen.

(Künstlerstolz.) Vor etwa 60 Jahren machte ein Hoboist, Fischer, als Virtuose auf seinem Instrumente großes Furore. Ein Lord in Dublin lud ihn einst zur Tafel, und setzte hinzu: Vergessen Sie aber nicht, Ihr Instrument mitzubringen. Pikirt versetzte der Künstler: Meine Hoboe ißt niemals.

(In Zürch) hat Professor Hitzig beim Gutenbergsfest einen Toast »auf den Preßbengel, den allein achtungswürdigen Bengel« ausgebracht.

(Unsinn auch in der neuen Welt.) Die Abgötterei, welche die freien Söhne der neuen Welt mit der Tänzerin Fanni Elsler treiben, streift an das Gebiet des kolossalsten Unsinns. Eine Zeitung von Newyork versichert, die ganze Stadt sei durch diesen tausendgestaltigen Zaubergeist liebestoll geworden, so daß selbst ein Quäcker! dem Direktor des Parktheaters so viel Gold, als er nur erlangen würde — für einen Pantoffel von Fanni anbot; der Direktor wies ihn an ihr Kammermädchen. Auf jedem Schritt und Tritt wird Fanni von Anbetern verfolgt; der Morning-Herald läßt ihr sogar seinen Berichterstatter zur Seite gehen, und gibt tägliche Bülletins über das Thun und Lassen der Göttin, über ihre Audienzen, Levers, Spazierfahrten 2c. heraus. Auch beschreibt jenes Blatt einen Besuch, den die Tänzerin auf dem Kriegsschiffe North-Carolina abstattete, wo sie Kapitän Gallaghan in voller Uniform auf dem Verdeck empfing, und wo sie mit der Behendigkeit einer Gazelle herumkletterte. Der galante Kapitän erbot sich, sie seiner Zeit auf seinem Schiffe nach Frankreich zurückzuführen, und die Zuschauer waren so von ihr bezaubert, daß sie äußerten: sie gehen zu sehen, sei allein schon zehn Dollars werth! Fanni Elsler wird in dem Benefice eines verarmten Schauspielers umsonst tanzen — was, als ein unerhörter Fall bei den gewinnsüchtigen Amerikanern — ihr sehr hoch angerechnet wird. (Posaune.)

(Wein, Bier, Branntwein.) »Seit drei Jahren etwa« — so berichtet d. Zeitg. f. d. eleg. W. — »steigert sich auch in Frankfurt am M., wo man Wein, und für die Armen Apfelwein genug hat, das Biertrinken. Man macht darin unglaubliche Geschäfte. Wer zweifelt daran, daß die Bierpflege den sanguinischen Charakter des Rheinlandes verändern wird.« — Sehr gut ist es, wenn das Bier den Branntwein vertreibt, aber Schade, wenn der Wein vom Bier vertrieben wird! Wir wünschen dem Wasser den allgemeinen Sieg!

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

N^ro. 65. Mittwoch den 12. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Strandlieder von F. Brunold.

I. Der Fischerin Klage.

Einsam.

Hoffen, stützlos, sinket nieder,
Welkt und dorret schnell dahin —
Und ich sollte nicht vergehen,
Da ich gar so einsam bin?

Nach dem Meere ging mein Liebster,
Nahm ein Boot und fuhr hinaus;
Störch' und Schwalben kehrten wieder,
Nicht der Liebste kam nach Haus.

Blaue Winde, blaue Winde
Stützen braucht und Sonnenschein —
Wollt' mein Liebster wiederkehren,
Würd' ich nicht mehr elend sein.

Meeresstille.

Wasser, ach du trügerisch Wasser,
Wie du jetzt so stille bist;
Wer dich sieht, wer sollte meinen,
Daß dein Grund so tückisch ist.

Rings vom Strand die grünen Wälder
Spiegeln sich in deiner Flut,
Und der Himmel mit der Sonne
Doppelt schöner auf dir ruht.

Schaut man nach dem klaren Grunde,
Spiegelklar und glanzerhellt,
Glaubt man nicht, es käm' uns Kunde
Einer schönen Wunderwelt?

Nun sich gar die Abendgluten
Legen auf dich, stilles Meer,
Wie wird mir an deine Tücke
Doch zu glauben gar so schwer!

Wasser, ach du trügerisch Wasser,
Wie so still ist deine Flut —
Wüßt' ich's nicht, ich glaubt' es nimmer,
Daß der Liebste in dir ruht.

II. Die Braut von Stubbenkammer.

Schifflein will durch Wogen rauschen,
Süßes Singen hebet an,
Und die Schiffer stehn und lauschen,
Treiben weiter nicht den Kahn.

Wie der Windharf' leiser Jammer
Bricht es durch die Nacht herein,
Singt die Braut von Stubbenkammer
Klagend auf dem Runenstein.

In dem Meer bei Mondnachtshelle
Wäscht sie weinend ihr Gewand;
Ihrem Sange lauscht die Welle,
Ihrem Schmerz der Wald am Strand.

Und der Stubnitz Buchen rauschen,
Mitleid klagend ernst darein —
Und die Schiffer stehn und lauschen
Dem Gesang vom Runenstein.

Jeder spräch' das Wort wohl gerne,
Das die Jungfrau glücklich löst —
Wort und Stunde fehlen! — Ferne
Wild der Kahn ans Ufer stößt.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

Im Lesezimmer empfingen mich die Glückwünsche meiner Freunde für die zu hoffende Eroberung.

»Die Sache leitet sich trefflich ein,« rief ich frohlockend. »Das Mädchen ist eine Wienerin, erst seit Kurzem bei ihm, und seufzt nach Trost und Erlösung. Er ist verliebt, und wäre im Stande, sie zu seiner Frau zu machen; nun das bliebe sich gleich, wenn sie nur nicht in ihn verliebt wird. Eben sprach ich auf dem Weg hieher unsern neuen Freund aus Frankfurt, welcher mit dem Engländer genau bekannt ist. Er hat mir versprochen, mich in seine Gesellschaft zu bringen, und wird diesen Mittag bei Haug mein Gast sein, wo ich dem Kellner schon Auftrag gegeben, uns in ihre Nähe zu placiren.«

»Nun wir sind gespannt auf diese Intrigue,« rief der ganze Chor, »sehen Sie sich mit ihm vor, nach Allem scheint er eifersüchtig zu sein, und nimmt die Hörner nicht so geduldig hin.«

»Ob geduldig oder ungeduldig, wenn er sie nur nimmt. Doch, was haben wir heute vor?«

»Ich denke, wir schießen Pistolen.«

»Wohl, doch zuvor lade ich die Gesellschaft ein, den Salon des arts von Herrn Metzler zu besuchen, ich habe uns angemeldet.«

Der Vorschlag fand ungetheilten Beifall. Dieser Salon des arts ist ebenfalls eine Neuigkeit, und besteht aus einer Sammlung älterer und neuerer Gemälde, welche Herr Metzler aus Frankfurt während der Saison zur Schau und zum Kauf hier aufstellt. So hat Baden auch eine Bildergallerie bekommen, und wenn denn Kunstkennerschaft und Kunstliebhaberei unumgängliches Erforderniß jetziger Bildung geworden sind, so hat der Unternehmer nirgends besser, als hier, seine Rechnung finden können, ja es ist ihm geglückt, den ganzen Vorrath an einen reichen Engländer zu verkaufen. Diese Thatsache wird wohl

für die nächsten Jahre die Speculation der Bilderhändler zur Nachahmung auffoedern, das Publikum dabei nur wieder gewinnen, und ich denke noch von großen Ausstellungen zu lesen, welche man daselbst veranstaltet. Ueberhaupt zieht der Künstler doch gern den Orten nach, wo ihm außer dem Ruhme noch materieller Gewinn zu Theil wird; Thalberg, Beriot und Ole Bull werden die Konzerte, welche sie in letzterem Sommer hier gaben, gewiß nicht zu den dürftigsten rechnen. Im Salon des arts war zahlreicher Besuch, es gehört zum guten Tone, die zwölfte Stunde da zu verbringen, sich zu sehen und zu sprechen, auch hie und da einen Blick auf die Gemälde zu werfen. — Man kann sich bei dem Besitzer auf Wochen und Monate abonniren. Es ist höchst ergötzlich, das Sprachgewirre zu vernehmen, welches in dem etwas engen Raume von allen Seiten in die Ohren klingt.

Andere beliebte Tagesarbeiten sind das Schießen mit Büchsen und Pistolen, und in der letzten Hälfte des Sommers die Schnepfen- und Entenjagd, wofür die Umgebung herrliche Ausbeute gibt. Für beide, besonders für erstere, finden sich recht gute weibliche Schützen, und ich selbst habe eine vornehme Russin unter sechs Malen viermal auf 25 Schritte ein halbes Guldenstück herabschießen gesehen. Besonderes Aufsehen erregte diesmal ein preußischer Offizier, der aus einer aufgeklebten Coeur fünfmal nach einander alle Herzen herausschoß. Die Schießstände sind vortrefflich, die Waffen sicher und richtig, und der ganze übrige Apparat in guter Beschaffenheit. Oft gehen Subskriptionen zu Stern- oder Scheibenschießen umher, wo außer dem hohen Einsatz noch nach Nummern geschossen wird, so daß große Summen verloren und gewonnen werden. Neuerdings hat ein französischer Fechtmeister auch einen Fechtsaal eröffnet. Wer zu Ende des August und im September anwesend ist, kann seine Jagdlust büßen, denn einen größern Wildstand, bei der sorgsamsten Pflege dafür, findet er weit und breit nicht. Der Großherzog veranstaltet um diese Zeit öfters Treiben, und läßt an die fremden Waidmänner immer eine Einladung ergehen. Jedesmal werden Hirsche, neulich ein Zwanzigender, nicht selten wilde Schweine erlegt. Ein solcher Jagdzug gewährt einen romantisch mittelalterlichen Anblick: vorne Signalisten in grüner Uniform mit Waldhörnern, dann die Piqueurs und die Führer mit den gekuppelten Hunden, darauf die Jäger selbst zu Wagen und Pferd in elegantem Costüme, und zum Schluß der ganze Troß der reich gallonirten Dienerschaft. Nun dazu die alten ehrwürdigen Forsten mit den hundertjährigen Stämmen, die grünen Thäler, der schäumende Waldbach, die Felsklippen, die Trümmer der ringszerstreuten Burgen, das Rüdengebell, der Hörnerruf, der Büchsenknall, der Hall und die Ruhe, der Trunk aus den weit gewundenen Büffelhörnern, zuletzt der Einzug im Ebersteinschloß, dieser von Außen und Innen im reinen Geschmack erneuten Ritterburg, und Rückkehr nach der Stadt bei Fackelschein. Die Einbildungskraft hängt sich so fest an die Vorzeit, die Poesie des Ritterthums umstrickt uns so, daß kaum ein schwarzer Frack und ein Straußischer Tanz für die Gegenwart den unumstößlichen Beweis führen können.

Doch des Pulvers ist genug verschossen, und es wird Zeit, in die Stadt zurück zu kehren, um beim Corso nicht zu fehlen. So nennt man die Galla, die täglich in den Stunden vor dem Essen von 3—5 Uhr in der schattigen Ulmen-Allee Statt findet, welche sich in der Länge einer kleinen Stunde von der Stadt im Thale fort bis zu dem freundlichen Dorfe Lichtenthal erstreckt. Und besäße Baden außer dieser Straße keine andere Naturschönheit, sie wäre genug um von sich reden zu lassen. Selbst in der höchsten Sommerhitze herrscht in ihr willkommene Kühle, die Gipfel der Bäume weben sich zu einem so dichten Zeltdach in einander, daß kein Sonnenstrahl durchzufallen vermag, und das Besprengen mit Wasser löscht den Staub, so daß auch die Fußgänger in keiner Weise gestört werden. Dabei öffnet sich zur Seite der Ueberblick der lieblichen Thalfläche, deren saftiges Wiesengrün durch zahlreiche Landhäuser und Gärten unterbrochen wird, Ruine Baden, Ebersteinburg und der Merkuriusberg mit seinem luftigen Pavillon begränzen den nahen Horizont. Das Dorf Lichtenthal gilt als Fortsetzung Badens, denn viele Familien, welche dem Treiben der großen Welt entfliehen wollen, machen hier eine idyllische Villegiatura. Am Fuß eines steilen Berges, von dunklem Tannenwald beschattet, nicht weit von der Straße, wird in malerischer Lage das Kloster der heiligen Klara sichtbar, an dessen stillen Mauern täglich das Weltgetümmel vorüberrauscht.

Wir nahmen einen der Fiaker, welche mit Wagen moderner und eleganter Art zahlreich an dem Platze bei der Brücke halten. Der Kutscher ist in Livrée gekleidet, und wenn du es verlangst, steht sogar ein Jäger zu Diensten.

Wer nicht mit eigener Equipage kommt, findet immer die beste Gelegenheit, auf die Dauer seines Aufenthaltes nach Auswahl eine in Miethe zu nehmen. Von Reitpferden ist ein voll besetzter Marstall da, welcher stark benutzt wird, da fast täglich Herren- und Damen-Cavalcaden Statt finden. Dabei geht es ziemlich toll und deßhalb nicht selten ohne Unglück zu; so hatte sich diesen Sommer eine Engländerin im Sturze Brust und Nacken schwer beschädigt. Einem solchen Zuge hetzt gewöhnlich ein Courier mit langer Peitsche voran, und ihm folgt auf der Ferse im ununterbrochenen Galopp die wilde Schaar. Ich glaube, die Pferde haben die unangenehmste Saison in Baden. — Von allen Seiten fahren die Equipagen heran und ordnen sich in eine lange Reihe, dazwischen sprengen reitende Frauen und Herren, während auf dem Fußwege zahlreiche Spaziergänger hin und her wandern. Man sieht Wagen in allen Formen und Farben bis zum Gig und der Jagdkalesche herab, und gerade in dieser zwanglosen Lebensweise, welche durch ein vorgeschriebenes Ceremoniell nicht gebunden wird, zeichnet sich Baden vor andern ähnlichen Orten aus. Es gewährt einen interessanten Anblick, rückwärts, vorwärts, zur Seite, diese glänzende Wagenburg, aus welcher in allen Farben die schmucken Livréen der Kutscher und Jäger hervorleuchten, zu überblicken. Nicht minder interessirt die reiche Flora der Mädchen und Frauen, nunmehr mit zweiter Toilette angethan, darunter die Schönheiten, welche die Mode für diese Saison dazu geschaffen hat. Findet man nämlich ein Mädchen in den höchsten Kreisen für niedlich, — denn man moderirt daselbst jede Empfindung, jedes Wort, um nicht in die Bewunderung des gemeinen Haufens zu fallen, — so hat diese gewonnenes Spiel, sie gilt in der öffentlichen Meinung ohne Widerspruch für eine Schönheit, und jedes Kind weiß von der schönen Lady, Marquise, und ähnlichen zu reden.

»Sieh zu, da unten kommen ein paar bekannte Pferde und Personen.«

»Fürwahr, sie sind es, Lucie —«

»Lucie ist der Name, dessen Kenntniß hat ihm der Bediente verkauft.«

»Wer mag nur der Reiter sein, der daneben trabt, und ein eifriges Gespräch unterhält? Freundchen, sieh dich gegen ihn vor, zu Pferde erobert man Herzen schneller, als zu Wagen oder gar zu Fuß.«

Wir fuhren an einander vorüber, einen Gruß mit Absicht vermeidend und ließen nach der Stadt umlenken. An der Promenade stiegen wir aus, die übrige Zeit vor Tisch zwischen dem Bazar hinschlendernd. Bazar nennt man die doppelten Budenreihen, welche unter schattigen Alleen nach dem Konversationshause sich hinausziehen, und von zwei Seiten das offene Quadrat umschließen. Hier liegen in reicher Wahl die verschiedensten Artikel des Luxus, der Mode und Galanterie aus, und geben mit zu den vielen Versuchungen Anlaß, welchen eine gefüllte Börse ausgesetzt ist. Zwischen den Ulmen stehen Tische und Stühle, so daß man sitzend mit aller Gemächlichkeit dem

lebendigen Verkehr zuschauen kann. Es wäre zu wünschen, daß diese hölzernen Boutiquen abgebrochen und an ihrer Stelle massive Kaufhallen aufgeführt würden, damit auch die Zugänge zu dem prächtigen Konversationsgebäude mit diesem mehr in Einklang kämen, und das Imposante des Anblicks vollständig würde.

Vor dem Konversationshause wogt viel Gesellschaft, weil daselbst von vier bis fünf Uhr Konzertmusik im Freien ist, auch nach der Rückkehr vom Korso die wenige Zeit bis zum Essen gern am grünen Tisch zugebracht wird. Die Fenster der Spielzimmer stehen auf, das Schnurren der Kugel, der Klang des Geldes und die Rufe der Tailleurs schallen bis heraus.

Da kommt mein Gast für heute, ich nehme Abschied von den Freunden, die in dem Zähringer Hofe speisen und mir lachend rathen, ich solle meine Sache gut machen. Es schlägt fünf Uhr, die Glocke der Restauration von Haug, welche zum Konversationshause gehört, gibt das bekannte Signal, und wir folgen dem Strome, der sich dahin wendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schuster Gorja und sein Diener Briditschkin.

Russisches Volksmährchen von Johann N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Als der Abend herangekommen und es schon spät geworden war, befahl Mistafor, daß man dem Schuster ein gutes Lager bereite, und als dieses geschehen, sagte Mistafor dem vermeintlichen Czarewitsch, daß er sich nun in sein Schlafzimmer verfügen und zur Ruhe begeben möge. Gorja ging in das Schlafzimmer und sah, daß man ihm nicht sein eigenes Lager bereitet habe, er stellte sich daher sehr aufgebracht, rief den Briditschkin und gab ihm eine Maulschelle, sprechend:

Weißt du nicht, träger Schlingel, daß ich hier die Nacht zubringen werde? Warum hast du mir nicht mein Lager hergebracht, da du weißt, daß ich nur in einem Bette zu schlafen pflege, welches 400 Pfund schwer ist. — Sogleich entferne dich und bringe mir das Lager.

Briditschkin lief eiligst und brachte das 400 Pfund schwere Bett, welches er dem Fürsten Dardawan zu stehlen gewußt hatte.

Der Schuster Gorja legte hierauf seine Kleider ab, und machte Anstalt sich zur Ruhe zu begeben. Auf den Befehl der Dogada aber wurden eine große Menge Lichter gebracht, welche das Schlafzimmer beleuchten sollten. Gorja vergaß jedoch nicht, was Briditschkin ihm gesagt hatte. Er jagte Alle mit den Lichtern fort, indem er zu ihnen sagte: Ich habe Licht genug, auch ohne euere Kerzen! — und befahl dem Briditschkin, den besprochenen Stein zu bringen, welchen auch dieser ungesäumt herbeibrachte, da er ihn mit sammt dem Bette dem Fürsten Dardawan gestohlen hatte. — Gorja legte den Stein auf den Tisch und streckte sich auf sein Lager.

Der Stein aber verbreitete einen Schimmer, welcher heller als die Morgenröthe war.

Um die Mitte der Nacht schickte Dogada eines von ihren Dienstmädchen in das Schlafgemach des Schusters Gorja, und befahl ihr, den helleuchtenden Stein von dem Tische zu stehlen. — Kaum aber war das Mädchen in das Schlafgemach getreten und wollte den Stein nehmen, so sprang der Diener Briditschkin, welcher neben der Thüre lag, auf und sagte zu ihr: Schämst du dich nicht, junges Mädchen, bei deinem zukünftigen Gebieter zu stehlen. Dafür mußt du mir jetzt ein Pfand zurücklassen. — Hierauf nahm er dem Mädchen das Unterkleid, das Nachtleibchen und das Kopftuch, und entließ es wieder. — Das Mädchen kam zu seiner Herrin Dogada und erzählte ihr, was geschehen.

Dogada aber wich nicht von ihrem Vorsatze und schickte nach einer Stunde ein zweites Mädchen, den Stein zu stehlen; denn sie dachte, daß nunmehr Gorja und sein Diener Briditschkin eingeschlafen seien.

Als aber das Mädchen in das Schlafgemach trat, that Briditschkin mit ihr dasselbe, indem er ihr das Unterröckchen, das Nachtleibchen und das Tuch vom Kopfe wegnahm. Nach einer Stunde, als dieses geschehen war, dachte aber Dogada bei sich, daß sie jetzt ganz gewiß müßten eingeschlafen sein, und ging nun selbst, um den leuchtenden Stein zu entwenden. Als sie jedoch in das Schlafgemach des Schusters Gorja eingetreten war und den Stein entwenden wollte, sprang Briditschkin auf, und ergriff sie und sprach: Schämt ihr euch nicht solch eines Betragens; das gereicht der Tochter eines ehrlichen Vaters nicht zur Ehre. Dafür, schönste Czarewna, erbitte ich mir ein Pfand, und wie bereits erzählt, nahm Briditschkin das Unterkleid, das Nachtleibchen und das Tuch vom Kopfe, und entließ Dogada in Scham und Herzensleid.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder und Skizzen vom Rheine.

Kunstausstellung.

Mainz den 31. Juli.

Unsre diesjährige große Kunstausstellung des rheinischen Kunstverbands hat zwar die frühern nicht übertroffen, aber sie blieb auch gerade nicht hinter denselben zurück. Sie fand, des Gutenbergsfestes wegen, schon im Juni statt, dauerte vier Wochen, und zählte ungefähr 300 Gemälde. Außer den zum Theil sehr bedeutenden Gemälden deutscher Künstler waren dem Beschauer französische und niederländische Bilder geboten, ja, wenn die Art der Entstehung oder die Gegenstände in Betracht gezogen werden können, selbst italienische, englische und norwegische Bilder. Jedenfalls eine hinlänglich ausgewählte Zahl, um von dem Stande der Kunst und ihren neuesten Schöpfungen eine Ansicht zu gewinnen, welche von Jahr zu Jahr berichtigt und erweitert wird. Mit Vergnügen bemerkten wir unter den ausgestellten Gegenständen eine Reihe Bilder von hessischen Künstlern, deren Bildungsgang das Schönste verspricht. Der Totaleindruck der Ausstellung ist sehr wohlthuend, und gibt die Ueberzeugung, daß Kunst mit Geschmack immer Hand in Hand vorwärts schreiten. Daß dazu die Kunstvereine, und besonders eine Kunst-Vereins-Verbindung, wie die rheinische, sehr Vieles beitragen, sieht Jeder ein. Das Vorzüglichste der Ausstellung sei hier kurz berührt. Das religiöse Genre bot am wenigsten; ein Engel von Fräulein Lauska führt zunächst durch seine Idealität auf die ältere Kunst zurück. Nächst dieser christlichen hat Köhler eine allgemeinere Allegorie in der Darstellung der »Poesie« versucht; entfernt von der gewöhnlichen naturalistischen Richtung der Düsseldorfer Schule, strebte hier der Maler nach höherem Style. — Geschichtliche Darstellungen waren zahlreicher. Zuerst Hürols »Sänger vor den beiden Königen,« eine Gruppe von sehr ausdrucksvollen Figuren, die in einer wildromantischen Landschaft sitzen, deren Formen und Beleuchtung nicht minder ausdrucksvoll sind. — Hagar und Ismael, von der Gräfin Egloffstein, und Jakob und Rahel von Müller, vertreten in würdiger Art die Darstellung aus dem alten Testament. — Zwei Bilder von Dietz aus dem Mittelalter sind durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Darstellungen bemerkbar. — Ein guter Carton und Farbenskizze von Fuchs sind das Resultat der vom manheimer Kunstverein gestellten Preisaufgabe »Hermann und Thusnelda.« — Die barmherzige Schwester am Krankenbette von Meyer, die betende Italienerin von Schnitt, die alte Frau beim Tischgebet von Unna, die ländliche Scene von Sommers, der österreichische Invalide von Grund, die Rückkehr ins Vaterhaus von Schröter, die Schenke von Quaglio, die beiden Mädchen von Schön, und die so lebhaft geschilderten Scenen des Tiroler Befreiungskrieges von Artaria bieten sämmtlich hohes Interesse des Gegenstands, verbunden mit dem Werthe der malerischen Darstellung. Bei mehrern andern Bildern, z. B. dem Innern einer Malerstube von Petitville ist dieses Verdienst an allzu geringfügige Gegenstände verschwendet, um unsre Aufmerksamkeit in hohem Maße zu fesseln. — Besonderes Interesse erwecken durch die vaterländischen Gegenstände die Genrebilder von Engel und Hofmann, zwei sehr talentvolle junge Künstler. — Unter den ausgezeichneten Landschaften stellen wir oben an das Bild von Schilbach, welches die Schönheit und die Treue der in Italien empfangenen Eindrücke bezeugt. — Eine Herbstlandschaft aus Italien, und ein zweites noch nicht ganz vollendetes Bild aus der Gegend von Heidelberg im Abendlichte sind von dem genialen Lucas ausgestellt. Eine schön gezeichnete, baierische Landschaft von Seeger und eine Landschaft von Lange, von eigenthümlicher Wirkung und schöner Malerei, werden viel bewundert. Außerdem nennen wir noch die Landschaften von Roggers, Etzdorf, Häßelich, Gmelin, Fonville und Duvrée, die Seestücke von Schotel und van der Blyk. Die blaue Grotte von Fries verdient besondere Erwähnung. — Unter mehrern guten Portraits zeichnet sich besonders das von Hartmann aus; die trefflichen Thierstücke von Simmler, Folz, Frisch und Fräulein Knipp, so wie die Architekturbilder von Gail und Mathei verdienen ihrer Wahrheit und schönen Wirkung halber unter den vorzügli-

deren genannt zu werden. Eben so einige Blumen- und Fruchtstücke. — In plastischer Beziehung sind nur Broncefiguren von Gechter in Paris ausgestellt. Eine in den letzten Tagen angekommene Marmorfigur von Meyer in Stuttgart »ein Knabe mit einem Vogelneste« zeigt auch in diesem Theile der bildenden Kunst Thätigkeit und Geschmack. — Von Mainz wandert die Kunstausstellung nach Darmstadt, von da nach Mannheim, und endlich nach Karlsruhe, wo denn der Turnus diesjähriger Ausstellungen schließt. — Durch die Herausgabe eines Vereinsblattes, welches für dieses Jahr in einem Stahlstiche von Rauch nach dem Gemälde von Schorn »italienische Bauernfamilie beim Abendgebete« besteht, bethätigen die fünf verbundenen Vereine ihre gemeinschaftliche Wirksamkeit. Der in der Ausstellung ausgelegte Probedruck dieses Stahlstiches berechtigt zu den schönsten Erwartungen. Ueberhaupt hätte nichts förderlicher für die Kunst am Rheine sein können, als eine solche Kunstverbrüderung, wo man durch gemeinschaftliche Mittel erreicht, was den beschränkten Mitteln des einzelnen Vereines nicht möglich wäre. Seit dem Bestehen dieses rheinischen Kunstverbands sind jährlich für etwa 24 — 30,000 Gulden Gemälde angekauft, und dadurch die Kunst auf eine weit nachdrücklichere Weise unterstützt worden, als das sonst der Fall war. Die Folgen davon sind, daß uns jetzt die Düsseldorfer und Münchner Künstler mit Freuden ihre Werke zusenden, während diese Werke sonst nur nach den Ausstellungen in Residenzen wanderten. — Der diesjährige Besuch der Ausstellung war in Folge der Gutenberg-Festivitäten ganz enorm, die Einnahme an Eintrittsgeldern wurde dadurch sehr bedeutend, und diese Einnahmen werden abermals zu Ankäufen von Kunstgegenständen verwendet. Eine mit der Ausstellung verbundene Gemäldeverlosung hat diesmal ein günstiges Resultat geliefert. Und so wird von unserer Seite alles aufgeboten, das Institut des rheinischen Kunstvereins nach Kräften zu heben.

Aus Triest.

4. August.

Mit einigen größeren Arbeiten beschäftigt, die zum Drucke vorbereitet werden mußten, konnte ich seit einigen Monaten an keinen Beitrag zu irgend einem Journale denken. ich benütze aber mit Vergnügen ein mir heute vergönntes freies Stündchen, um wieder meine Mittheilungen zu beginnen, mit denen ich jetzt auch fleißiger fortzufahren hoffe.

Bei der Schilderung der hiesigen Zustände hatte ich nie einiger Handelsbranchen Erwähnung gethan, die man nur in wenigen anderen Städten und in den nördlichen vielleicht gar nicht kennt. Es gibt hier z. B. eine Wurmhandlung, dessen Eigner beständig ein ganzes Lager von Regenwürmern vorräthig hat, die seine Thätigkeit den lieben langen Tag in Anspruch nehmen, indem er sie fortwährend säubert, zählt, klassifizirt, mästet und duzendweise veräußert. — Es gibt ferner hier Vogler, die außer einheimischen Natursängern ausländische Vögel aller Art, vornehmlich Papageien feilbieten, und Raben, Elstern, Nachteulen, und weiß der Himmel welches andere zweibeinige Diebesgesindel, hin und wieder auch Affen und Meerkatzen unter ihren Schutz nehmen und für Geld und gute Worte verkaufen. — Im Sommer durchziehen Limonadehändler mit buntbemalten, von welkem Laube beschatteten Karren die Straßen und bereiten hier eine Limonata fresca, für einen Kreuzer das Glas. Angurienhändler schlagen auf jedem Platze Breterhütten auf, die sie mit bunten Papierlaternen beleuchten, und wo sie bis in die tiefe Nacht en gros und en detail ihre Wassermelonen veräußern. Ueberhaupt geben den Grossisten die Kleinhändler hier viel zu schaffen. In der Nähe eines Gewölbes, für welches der Besitzer jährlich 800 Gulden und mehr Miethe zahlen muß, steht sicher ein junger oder alter Bursche, der dieselben Waaren im elegant ausstaffirten Laden um den halben Preis ausschreien wird; nicht weit von der Kunsthandlung breitet ein Anderer Bilder auf dem Boden aus, die er um einen oder höchstens einige Kreuzer das Stück verkauft, und unfern von den Buchhandlungen werden korbweise alte Operntextbücher ausgeboten, die freilich keinen größern Werth als verjährte Kalender haben. Ad vocem Opernbücher muß ich Ihnen berichten, daß jetzt hier auch im Sommer Opernvorstellungen gegeben werden. Der frühere Impresario des Teatro grande, eingedenk des schönen Nutzens, den ihm der mehrjährige Pacht abgeworfen, hat das Teatro Mauroner und das Teatro filodrammatico gemiethet. In jenem gibt er, gar nicht selten vor mehr als 2400 Zuhörern, besuchte Opern. Wir hörten bis jetzt Coppola's: Nina pazza per amore, Donizetti's Lucia di Lammermoor und F. Ricci's La prigione di Edimburgo, von denen sich besonders die zweite einer überaus günstigen Aufnahme zu erfreuen hatte, und auch mit Recht, wenn wir unsere Ansprüche nicht gar zu hoch spannen; denn die Prima Donna Degiuli und Gambera und der Tenor Zinghi haben, wiewohl sie zuweilen etwas distoniren, Stimmen, die überall gefallen werden; das übrige Sängerpersonal ist, wenn auch gerade nicht ausgezeichnet gut, doch auch nicht schlecht, und die reiche Ausstattung an Scenerie und Kostüme läßt nichts zu wünschen übrig. Dazu kommt noch der unvergleichlich schöne Anblick, den das fast immer gefüllte Amphitheater gewährt; das geräumige anstoßende Kaffeehaus und der große Hofraum ist mit blühenden und fruchttragenden Pomeranzen- und Zitronenbäumen und Damen besetzt, und so gehen die Meisten, wenn auch nicht immer um zu hören, doch um zu sehen, und allenfalls auch, um gesehen zu werden.

Im Teatro filodrammatico zeigt man jetzt ein künstliches Modell der lombardisch-venezianischen Ferdinandsbahn, und vom 1. September an bis zum Frühling wird die Schauspielergesellschaft des Agramer Theaters deutsche Vorstellungen geben. Nach dem Interesse zu urtheilen, welches dieselbe im verwichenen Frühling zu erregen wußte, läßt sich ihr ein sehr günstiges Horoskop stellen, zumal die bessern Mitglieder, als: Madame Boernstein, Dem. Strenge und die Herren Boernstein, Schmidt und Scholz beibehalten worden sind, und die minder Guten durch sehr tüchtige Mitglieder ersetzt werden. —

Vorige Woche produzirte sich Herr M. Bohrer aus Stuttgart in drei Violoncellkonzerten. Rossini soll ihn den Paganini des Violoncellos genannt haben, wie Herr Bohrer selbst mir und wahrscheinlich auch den italienischen Zeitungsredakteuren sagte, damit sie es wieder dem Publikum sagen; das Publikum ließ ihm Beifall angedeihen, ohne jedoch wie bei Paganini in Extase zu gerathen; leicht möglich, daß das Spiel des Herrn Bohrer zu erhaben ist, als daß es Laien gehörig aufzufassen vermöchten. Vielleicht, oder vielmehr gewiß würde Herr Bohrer aber noch mehr gefallen haben, wenn er das Gesetz der Bescheidenheit nicht verletzt, und dem Urtheile nicht selbst vorgegriffen hätte. —

(Der Beschluß folgt.)

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Das Přemysl-Denkmal in Stadic.) Wir machen das Publikum auf ein lobenswürdiges Unternehmen des Hrn. Grafen Erwein von Nostitz aufmerksam. Zwei Stunden von Teplitz, auf demselben Felde, wo der historischen Sage Böhmens zu Folge, der erste böhmische Herzog Přemysl, ein zweiter Cincinnatus, sein letztes Mittagsmahl hielt, und von wannen er, in Begleitung der böhmischen Edlen unmittelbar auf den Thron geführt wurde, um den Pflug mit dem Scepter zu vertauschen: dort wird eine kolossale Bildsäule Přemysls aus Gußeisen sich erheben. An dem vierseitigen Piedestal werden die Thaten des Stammvaters der Přemysliden dargestellt werden. Der brave Prager Bildhauer Hr. Max hat so eben das Modell vollendet, das vor wenig Tagen in die Gußstätte abgeführt wurde. Ringsum sind junge Linden eingesetzt, untermischt mit Haselnußstauden, welche der Sage nach aus dem von Přemysl an jener Stelle in die Erde gebohrten Stocke erwuchsen und noch heutiges Tags in voller Blüte stehen. — Hr. Dr. Hillardt wird zu diesem Zwecke eine historische Denkschrift verfassen, und wir werden nicht unterlassen, die weiteren Notizen darüber unserm Publikum mitzutheilen. (Kwěty.)

(Königsaal.) Am 8. Juni d. J. wurde die öffentliche Prüfung an der zu Königsaal bei Prag von Sr. Excellenz dem Fürsten Oettingen-Wallerstein gegründeten böhmischen Gewerbsschule abgehalten. Die anwesenden Gewerbsleute, zumeist Tischler, Maurer und Zimmerleute, welche an dieser Anstalt den Unterricht genossen hatten, legten in Gegenwart zahlreicher Gäste die erfreulichsten Belege für ihre gemachten Fortschritte an den Tag, und die Feierlichkeit schloß mit einer gehaltvollen Rede, die von dem dortigen Lehrer der wissenschaftlichen Gegenstände vorgetragen wurde. K. L.

Hiezu die Beilage Nr. 13.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 13. Beilagen zu „Ost und West." 1840.

Zu Nro. 65.

Leontine Schutschkowska (Zuczkowska).

Das Bühnenwesen ist bei den meisten slawischen Völkern entweder noch ganz unentwickelt oder doch nur aus der Fremde herbeigezogen, wie sich denn das slawische Gemüth, dem Morgenlande entstammend, mehr der lyrischen Dichtungsart erschließt, und in ihr, wie dies schon zahllose Volkslieder darthun, eine bedeutende Höhe erreicht hat. In Polen gab es zwar schon unter den Herrschern aus dem sächsischen Hause Bühnen, aber nur solche, die für den Hof berechnet waren, und die Hoffeste und Gelage, wie sie damals nur zu geräuschvoll und prunkend gefeiert wurden, beleben sollten. Sie gaben ihre Spiele und Vorstellungen in französischer Sprache, die mit Gesang verknüpften in italienischer, und konnten also dergestalt nicht die Theilnahme des Volkes erregen, noch den heimischen Dichtergeist wecken. Alles, was in diesen Zeiten, die zudem durch Kriege und Zwiespalt vielfach bewegt waren, geschrieben wurde, beschränkte sich auf schleppende, schwülstige Nachahmungen französischer Bühnendichtungen, die keinen Lebenskeim in sich trugen. Erst in späterer Zeit bildete sich eine polnische Schauspielertruppe in Warschau unter dem geistreichen Dichter und Schauspieler Boguslawski, welcher, tüchtige Genossen auffindend, und alle Mittel aus eigenem Geiste heraufbeschwörend, ohne alle andere Unterstützung als den Beifall seines Volkes, das Bühnenwesen Warschau's bald so weit hob, daß es mit dem anderer europäischer Städte in die Schranken treten mochte, obschon überall fremde, deutsche und französische Muster vorschwebten, und von keiner polnischen Kunst die Rede sein konnte. Eine Reihe unruhiger Kriegsjahre beeinträchtigte von Neuem Boguslawski's Werk, und hemmte jeden Fortschritt zum Besseren, bis die Wiedererrichtung des Königreiches der Bühne wie allen andern Einrichtungen eine höhere Blüte versprach. Die Regierung nahm sich nun der Leitung der beiden Bühnen in Warschau an, stiftete eine Schule für angehende Schauspieler und Sänger, und schoß jährlich in den Theaterschatz eine bedeutende Summe zu, ohne jedoch einen höhern Kunstaufschwung bezwecken zu können. Daß die letzten Ereignisse für keine Kunst, besonders eine solche kostspielige, wie jene der Bühne, förderlich sein konnten, bedarf keiner Erwähnung; um so erstaunungswürdiger bleibt es, daß sich gerade in diesem Zeitraume ein Talent vollends entwickelte, das alles Bestehende neben ihm, vielleicht alles früher hier Bestandene, weit überragt, und als Stern erster Größe über der Bühne leuchtet. Es ist dies Leontine Schutschkowska, seit ihrer Vermählung Frau Halpert. Die Künstlerin wurde in der Wojewodschaft Sandomir um das Jahr 1805 von dürftigen Eltern, dortigen Landleuten, geboren, und schien vom Schicksale bestimmt, entweder in den knechtischen Arbeiten polnischer Bäuerinnen, oder in den nicht viel glänzenderen und schlüpfrigern eines Dienstmädchens das Leben hinzuschleppen. Wirklich ergriff das junge Mädchen, das schon eine unbestimmte Sehnsucht nach der Ferne fühlen mochte, letzteren Stand, und wanderte als Dienerin einer jungen Gräfin der Hauptstadt Warschau zu, deren Gewühl ihr eine neue Wunderwelt erschloß, obgleich sie noch nicht entfernt ahnen mochte, zu welcher Rolle sie dort berufen war. Obschon zu ihrer Bildung noch kein Grund gelegt war, so verging ihr die Zeit doch nicht unter müßigem Anstaunen des Neuen und Fremden; sie hatte sich gar bald mit ihren Umgebungen befreundet, manches Ueberraschende aufgefaßt und begriffen, und als sie zufällig einmal ihre Herrin ins Schauspielhaus begleiten mußte, sogleich ihren wahren Beruf eingesehen. Ihre erste Sorge war nun, die Grundbedingungen der Bildung, Lesen und Schreiben, zu erlernen, wozu sie jeden freien Augenblick ergriff, und sich bald auch vollständig diese Grundfertigkeiten angeeignet hatte; dann ging sie, als sie ihren Dienst verlassen konnte, zur Bühne, auf welcher sie ihrer blühenden Schönheit halber wohl aufgenommen, aber nur zu stummen Rollen verwendet wurde. Was hundert Andern abschreckend und niederschlagend gewesen wäre, befeuerte die junge Schutschkowska um so mehr; sie beobachtete, verglich, prüfte und forschte, so daß jedermann, als man ihr kleine Rollen anvertraute, über ihre Darstellungen erstaunte, und sie so von Rolle zu Rolle reißend emporstieg, bis sie die schwierigsten und undankbarsten zu allgemeinem Beifalle zu lösen verstand. Gleich groß in den Werken der altklassischen französischen Schule, der Tragödie, welche in Polen theils in Uebersetzungen, theils in Nachahmungen eingebürgert war, wie in der deutschen romantischen, welche sich in ihren Meisterwerken auch dort Bahn gebrochen hat, leistet sie ebenfalls das Höchste im Lustspiele jeder Farbe, wie es nur immer auf der Bühne erschienen ist.

Groß als Phädra, als Jungfrau von Orleans, als Donna Diana, und reizend als Gurli, ist sie in letzterer Zeit selbst als gewandte Schriftstellerin und Uebersetzerin aufgetreten und hat mit vieler Bühnenkenntniß melodramatische Stücke der französischen Bühne für die polnische bearbeitet. Freilich trifft sie in den Werken, wie sie das heutige Theaterrepertoir bietet, selten vollwürdige Beschäftigung, aber selbst das Gewöhnliche, Matte und Oberflächliche hat, sobald sie es nur darstellen will, einen eigenen Reiz; sie legt in das Seelenlose Geist und Poesie, und schafft aus dem Gemeinen ein wahres Kunstwerk. Daß sie jede Rolle aus dem Innern entwickelt und bei ihr von keiner Nachahmung namhafter Künstler die Rede sein kann, erweist sich schon daraus: daß sie nie im Auslande gewesen, und nie eine Künstlerin ihres Ranges erblickt hat. Seit fünf Jahren ist die Künstlerin mit einem Manne vermählt, der ihr schon Jahre lang huldigte, dem sie aber damals die Hand nicht reichen wollte, weil dessen Vermögensverhältnisse und Stellung zu der ihrigen viel zu überwiegend waren; erst als dieser durch Unfälle den bedeutendsten Theil seiner Habe eingebüßt, ging sie den Ehebund mit ihm ein, und lebt jetzt, obschon kinderlos, in heiterer stiller Häuslichkeit, wiewohl ihre Gesellschaft allerseits von den Besten und Gebildetsten gesucht und geschätzt wird.

Wedel.

Charivari.

Kunstfanatismus.

Nie ist die Gemeinheit glücklicher, als wenn sie ihren Knoblauchgeruch mit dem Ambrosiaduft der Kunst vermischen darf. Der Kunstfanatismus ist der Lieblingssohn der Gemeinheit. Jede Kunstdarstellung ist für diesen Lieblingssohn ein Kirchweihfest, bei dem er als Vortänzer mit rother Weste und blanken Zinnknöpfen den vollsten Bauernstolz entfaltet. Die Kunst ist die Gutsbesitzerin, die sich aus Politik bequemen muß, mit dem anrüchigen Bauernkerl zu tanzen, und zu seinen gewaltthätigen Wendungen und widrigem Gejauchze süß zu lächeln. Er aber ist ein schwelgender Triumphator; sein Familiengeruch siegt über die duftige Eleganz der Dame; denn aller Ambrosiaduft der Göttertafel kämpft vergebens wider den Dunst der Knoblauchblüte.

Hanswurst in Frankreich.

Neulich erhob sich Herr Auguis in der Deputirtenkammer, und

machte gegen die vorgeschlagene Errichtung einer Lehekanzel für slawische Literatur in Paris die Einwendung, das Slawische sei gar keine literärische Sprache; wolle man es überhaupt als eine lebende Sprache betrachten (o welche Großmuth!), so könne man es den Lehrern der orientalischen Sprachen zuweisen (!)

Zehntausend Gottschede treiben der »großen Nation« den eingebornen Handwurst nicht aus.

Champagner hee! die große Pritsche soll leben!

Karl Moor und das Grätzer Pflaster.

Karl Moor sagt, er habe Muth genug, baarfuß durch die Hölle zu wandern. Wir haben keinen großen Respekt vor diesem Muthe, hätte aber Karl Moor den Muth gezeigt, baarfuß über das Grätzer Pflaster zu wandern — allen Respekt!

Guter Ton.

Das Geheimniß des guten Tones besteht jetzt daein, gegen das, was man am liebsten treibt, Gleichgültigkeit zu zeigen. Man geht zu einem Dinee im runden Reitfrack, als wäre man ein ausgemachter Wagehals, und ließe lieber das Pfeed über einen Zaun, als den Stöpsel an die Decke springen. Dabei kennt man keinen höheren Genuß, als Imbiß und Plausch. — Man wendet sich im Theater von der Bühne ab, und gähnt unter dem Glacéhandschuh, was wohl erklärlich ist, wenn ein gutes Stück, nicht aber, wenn eine schlechte Oper gegeben wird. Dabei lebt und webt man nur im Theatertratsch.

Moderne deutsche Lustspielscene.

Baron Wollnau. Wohin so stürmisch?

Eduard. Sieh jenen Lockenkopf am Fenster — ich bin verliebt.

Baron Wollnau. Du verliebt! ha! ha! ha!

Der Dialog ist in so fern witzig, als der Ausdruck: »stürmisch« statt »eilig« ein sehr gewählter und höchst schlagender Ausdruck ist. Die Charaktere sind tief angelegt und originell. Der Witzige von beiden ist, versteht sich, ein Baron und liebenswürdiger Hagestolz. Die Verwundeeung dieses Witzreichen über das Verliebtsein Eduards ist nicht etwa verbraucht und abgeschmackt, sondern geistreich und pikant, denn wie entnehmen hieraus, daß Eduard ein nach Hasenbalg und Waidtaschenleder duftender Landjunker ist — eine ganz neue Drolerie! W—d.

Aphorismen.

Von Rudolf Glaser.

Der echte Dichter muß dem Baume gleichen, der fest im heimathlichen Boden wurzelt und seine Naheung daraus zieht — er muß echt nationell sein und darf die Sitten, die religiösen und politischen Lebensformen seiner Heimath nicht verläugnen. Doch die Eiche und die Tanne, so hoch ihre Wipfel auch in die Lüfte ragen, sie können nur einen kleinen Kreis übersehen. — Hierin darf ihnen der Dichter nicht gleichen; er muß zugleich seinen Blick ins Allgemeine eeweitern, er ist nicht blos ein Kind seines Landes, sondern auch seiner Zeit, und soll nicht blos ein Kind seiner Zeit, sondern auch ein Seher der Zukunft sein — er muß volksthümlich und kosmopolitisch sein, dies ist die Aufgabe des modeenen Dichters, wie jedes wahren Dichters. So waren Homer, Shakespeace, Schiller und Goethe.

Es ist überhaupt schwer für den musikalischen Kritiker, und wird es noch mehr in unserer Zeit, wo die Technik bis zur äußersten Gränze gekommen ist, die feinen Unterschiede anzugeben, welche theils eine Rangordnung unter den zahlreichen Vietuosen begründen, theils meheere auf einer Stufe erscheinen lassen, indem gerade dem Einen das fehlt, wodurch sich der Andere in den Augen des Kenners hervorhebt. Die Masse des Publikums hat in unserer Zeit — wo die Kunstwerke zu sehr mit allen Lebensinteressen zusammenhängen und die Kritik der tiefsten Kenntniß der Kunstgeschichte nicht entbehren kann — kein Urtheil.

Einer dee größten Fehler der Sänger und Sängerinnen unseeer Zeit ist, daß sie den Text nicht gehörig aussprechen, — sie kokettiren nur mit dem Ton. Ich gestehe, in ganzen Opern oft kein Wort verstanden zu haben, als das Wort: Liebe. Und doch sollen ja Opern mehr sein, als Solfeggien, wozu sie leider von manchen neueren Komponisten herabgewürdigt werden!

Wie man die deutsche Sprache jetzt mit französischen Lappen verunziert, davon zeugt folgende Stelle aus einer Pariser Koreespondenz: »Das Peojekt der offiziellen Apotheose des inkarnieten Militärdespotismus hat avortirt.« Ist das mehr französisch oder deutsch? Wie würde Campe jetzt Ach und Weh über diese Sprachverderber schreien, — Campe, der, übrigens kein Genie, doch in Bezug auf den Purismus manche geniale Griffe that, die lange Zeit die größte Wirkung auf die deutsche Speache und Literatue geäußert haben. Schade, daß diese babylonische Sprachmengerei gerade von den jüngern Schriftstellern ausging, die seit 1830 eine freiere Bewegung in die deutsche Literatur einführten. Sie haben dadurch, und auch, indem sie Hegel'sche Phrasen, die sie oft selbst nicht verstanden, in ihre Reflexionen einwebten, ihren Einfluß auf die Masse des Publikums geschwächt. Vor Allem schreibt deutsch, wenn ihr von Deutschen wollt verstanden werden!

Der geistvolle Rosenkranz sagt in seinem »Centrum der Spekulation, eine Komödie«: »Das Wesen der Schule besteht daein, sich als Schule aufzuheben. Die Hegel'sche ist so glücklich gewesen, in kaum zehn Jahren dieses Resultat eeeicht zu haben.« — Wir halten dies wohl für ein Glück, das der Wissenschaft der Philosophie widerfahren ist, aber keineswegs für ein Glück dieser Schule, auch nicht für ein zufälliges Mißgeschick, sondern für ein nothwendiges Schicksal. — »Die Entzweiungen« — sagt er weiter — »haben die gehörige Reife erreicht, um die Faulheit, in welche Schulen so oft versinken, fortan unmöglich zu machen. Es kommt schon gar nicht mehe darauf an, ob etwas Hegel'sch, sondern ob es durch sich selbst wahe und gewiß ist, ob es sich beweisen läßt. Aber diese eeinfachliche Haltung herbeigefühet zu haben, ist eben großentheils das Werk Hegels und seiner Methode.« — Es ist sonderbar, daß die Hegelianer erst jetzt, nach zehn Jahren, auf diesen wahren Gedanken kommen. Wir glauben, dies hätte sich längst von selbst verstanden. Hegels Anhänger werden aber nie die Beweise eines andern Systems, z. B. des Herbart'schen zugeben; keine Schule hat so sehr die andern Systeme ignorirt, ja geflissentlich ihr Ohr vor denselben veeschlossen, als die Hegel'sche. Sie hat sich ewig in ihrem Kreise gedreht, und eben daduech ist sie gesunken.

Kliegl's
Schnell-Setz- und Sortier-Maschine.

(Aus dem Pesther Tageblatte.)

Seit einigen Tagen sind die Modelle dieser Maschinen von dem Eefinder in Pesth zur Besichtigung aufgestellt. Es liegt nicht im Bereiche dieser Zeitscheift, eine Bescheeibung der mechanischen Konstruktion der beiden Maschinen zu liefeen; sie inteeessieen uns blos, in so fern die Erfindung das Kunstleben berührt. Dieses Inteeesse ist aber auch so groß und allgemein, daß die ganze gebildete Welt Theil dar-

an nimmt. Der geistreiche Erfinder, Herr Joseph von Kliegl, wirft die ganze Buchdruckerkunst, wie sie sich vom rohen Beginne durch vier Jahrhunderte durch die Bemühungen geistvoller Köpfe aller Nationen bis jetzt vervollkommte, ganz über den Haufen, und ersetzt sie durch einen sinnigen, zeit-, raum- und geldsparenden Mechanismus. Ja selbst die Stereotypie wird durch die Invention unbrauchbar werden. — Das Pesther Comité zur Beförderung dieser vaterländischen Erfindung versammelte sich Donnerstag, und einstimmig wurde das große Verdienst des Herrn von Kliegl, und die noch größern Resultate seiner Erfindung anerkannt. Herr von Kliegl ist verpflichtet, zuerst die Schnellsortirmaschine zu bauen; diese wird einen Bogen Ciceroschrift längstens in 1½ Stunden ablegen, wozu jetzt die zehnfache Zeit gebraucht wird. Die Maschine wird achtfach gebaut, braucht gar keine menschliche Hülfe, und kann Tag und Nacht, wie ein Uhrwerk, fortarbeiten. Hr. v. K. meint, daß diese Maschine täglich mindestens 36 Bogen ablegen wird. Welches Ersparniß wird hiedurch erzielt, schon am bloßen Schriftmateriale! — Diese Sortirmaschine würde aber wegen ihrer überschnellen Leistung kaum brauchbar sein, stünde sie nicht in Communication mit einer Schnellsetzmaschine; die Letternkasten werden von dort weggenommen, und hier sogleich verwendet. — Die Sortirmaschine wird durch eine Kurbel in Bewegung gesetzt; die Setzmaschine hat eine Klaviatur, wie das Piano, welche vom Setzer gespielt werden muß. Höchst sinnreich und wahrhaft bewunderenswerth ist die Konstruktion dieser Maschine, wodurch fast eben so schnell gesetzt werden kann, als man spricht. Dies ist nicht übertrieben, sondern wörtlich wahr; aber der bescheidene Erfinder nimmt immer das minimum in seine genaue Berechnung, und so ergibt sich, daß ein ungeübter, langsamer Setzer einen ganzen Bogen Ciceroschrift in 1½ Stunden vollständig wird setzen können. Dazu ist nur die Hülfe eines Kindes nöthig, welches immer den fertigen Satz aus der Maschine hebt. — Der Erfinder hegt das sicherste Vertrauen, beide Maschinen in kurzem Zeitraume vollkommen herstellen zu können; er baut zuerst eine für die ungarische, und dann eine für die deutsche Sprache, da jedes Idiom eine geringe Aenderung in der Konstruktion erfordert. Bereits erhielt der Künstler eine Einladung, eine Maschine für die russische Sprache zu bauen. Indem Jeder dem Künstler die ehrendste Anerkennung zollt, müssen wir uns doppelt freuen, daß aus unserm Vaterlande eine so wichtige Erfindung hervorgeht; und Alles sollte sich beeifern, das Unternehmen zu stützen und zu fördern.

Eine Aktie kostet 10 fl. C. M., woran Mehrere zugleich Theil nehmen können; Subskriptions-Bögen liegen im National-Casino. u.

Deutsche Literatur.

Bilder aus Böhmens Vorzeit. Burgvesten und Ritterschlösser in Original-Ansichten dargestellt. Gezeichnet von Karl Würbs, auf Stahl gestochen von den vorzüglichsten deutschen und englischen Künstlern. Beschrieben von W. A. Gerle. — Prag, 1840. Verlag von Gottlieb Haase Söhne. 8. — 1. 2. 3. 4. Lieferung (Preis jeder Lieferung mit 2 Stahlstichen 30 kr. C. M.; das Ganze erscheint in 10 Lieferungen.)

Nicht nur die Schweiz und Deutschland, sondern auch Böhmen hat seine klassischen Stellen, und der Wunsch so vieler Vaterlandsfreunde hat sich längst dahin vereinigt, sie im Bilde auf eine würdige Weise dargestellt zu sehen. Diesem langgehegten Bedürfnisse ist nun die Buchhandlung von Gottlieb Haase Söhne nachgekommen, indem sie Bilder aus Böhmens Vorzeit, Burgvesten und Ritterschlösser, in Original-Ansichten von Karl Würbs gezeichnet, ins Leben treten ließ. — Schon die Form, in welcher sich das Unternehmen dem Leser vorführet, ist eine sehr angenehme. — Die Stahlstiche, aus dem Karlsruher Kunstverlag hervorgegangen, vereinigen mehr oder weniger die Bedingungen, um ein umfassendes, in allen seinen Einzelnheiten trefflich dargestelltes Bild zu geben, den Eindruck zu erhöhen, und das Interesse für den gewählten Gegenstand dauernd zu fesseln. Würdig schließt sich ihnen ein erklärender Text an, welcher aus der gewandten, rühmlich bekannten Feder des Professors W. A. Gerle geflossen ist, und in einer Reihe von Skizzen in die todten Räume einer verklungenen Zeit neues frisch pulsirendes Leben gießt.

Auf eine sinnige Weise tritt Friedland den Reigen an, dem Natur und Geschichte eine reizende und berühmte Färbung verliehen. Waldsteins Heldengeist weht durch seine Hallen, und stählt sie gegen die Hydra Vergänglichkeit. Professor Gerle entrollt in einer improvisirten Erzählung die Ahnentafel des Hauses, und flicht auf anziehende Weise alle die Geschicke ein, welche es seit seinem Entstehen bis zum Jahre 1813 trafen. — Würdig schließt sich Sternberg an die Stammburg des großen Friedländers an, und führt die Phantasie zurück in die Vergangenheit auf das Schlachtfeld von Olmütz, wo Jaroslaw, der edle Held, das geängstigte Vaterland rettete vor den Sklavenketten der Tartaren, und an das Sterbelager des jüngst verblichenen patriarchalischen Greises*), in welchem Böhmen einen seiner edelsten und geistvollsten Söhne verloren.

Die zweite Lieferung beginnt mit Kokořin. Als Goethe einst dies pittoreske Felsenthal besuchte, in welchem sich das Stammschloß der Freiherren von Kokořowa feenartig erhebt, äußerte er sich: »Nun ist es mir erklärlich, wie Shakespeare von einem böhmischen Seekönig dichten konnte;« und in der That drängt sich dem Beschauer der Gedanke unwillkürlich auf, daß diese Felsgebilde einst durchflutet wurden. Unstreitig eine der bizaresten Burgruinen, ganz den Charakter der Zeit verkündend, liegt sie lauernd wie ein Tieger in seiner Höhle. Der Verfasser flocht ein Sage ein, welche an die Kulmer Räuber mahnt. — Bezeichnend vergleicht W. A. Gerle Habichtstein mit Noah's Arche auf Ararat, erhebt den wrakartig geformten Fels zu einer Fundgrube für Schatzgräber, und um die historische Magerkeit des Stoffes zu überkleiden, erzählt er einige Anekdoten aus des Friedländers Jugendjahren, und endet mit seiner Ermordung in Eger.

Trosky und der Schloßberg bei Teplitz füllen die dritte Lieferung. In dem ersten Artikel wird die Sage vom Opatowitzer Schatze recht angenehm mitgetheilt, und in der Daubrawská Hora, welche in neuerer Zeit durch die Nähe der lieblichen Badestadt ein allgemeines, man könnte sagen europäisches Interesse erhielt, finden die Debatten der böhmischen Stände im sechzehnten Jahrhundert um Aufrechthaltung ihrer Glaubensfreiheit hinlänglichen Spielraum.

In der vierten Lieferung werden uns Klingenberg und Schreckenstein vorgeführt. Der Verfasser weiß uns auch hier mit Sagen und historischen Elementen auf eine eben so anziehende als faßliche Weise bekannt zu machen. Klingenbergs größte Merkwürdigkeit, der mittlere Thurm mit seiner sogenannten Runenschrift und seiner Markomann'schen Abstammung, verleiht der Ruine ein höchst romantisches Interesse. Auch die Reste altböhmischer Kunst werden nicht übergangen, und Fresko- und Glasmalerei der Vergessenheit entrissen. — Die Auffindung des Reisetagebuchs des Herrn Albrecht Kostka von Postupitz von Prag bis Paris, geführt von Jaroslaw von Wartenberg, erscheint zwar etwas hyperbolisch, — indeß — um Monotonie der Darstellung zu vermeiden, mag wohl der Herr Verfasser diese Intuition seiner Einbildungskraft aufgedrungen haben. Sie verfehlt ihren Zweck nicht, und somit ist sie auch hinlänglich gerechtfertigt. —

Wer für Böhmens Denkmale begeistert ist, der wird mit inniger Theilnahme ein Werk begrüßen, welches so ehrenvoll begonnen und jeder wie immer gearteten Anforderung genügt; ein Werk, welches ganz dazu gemacht ist, die Liebe zum Vaterlande wach zu erhalten, und ihr eine zweckmäßige Richtung zu geben. Kleroth.

Polnische Literatur.

J. Zuchowský gedenkt sein Werk über den Zustand der Physik in 2 Theilen herauszugeben. Er bemühte sich, diese Wissenschaft von jenem Standpunkt zu beleuchten, den sie gegenwärtig bei den aufgeklärten Nationen einnimmt. Er versuchte auch, die Dampfmaschine, den Elektro-Magnetismus und die Daguerrotypie gründlich zu erklären. — Unter den Handschriften der Leipziger Universitäts-Bibliothek fand der Orientalist Prof. Fleischer eine arabische Handschrift, deren Sinn ihm durchaus unverständlich blieb. Endlich fand er mit Hülfe des Herrn Sokolnicki, daß dieses Manuskript Reflexionen über einzelne Artikel der heiligen Schrift, und zwar in polnischer Sprache abgefaßt, enthalte. — J. Krašewski gab so eben den 1. und 2. Thl. seiner Erinnerungen an Volhinien, Polessen und Lithauen zu Wilna heraus. Dies Werk ist neuerdings ein Beweis der eigenthümlichen Meisterschaft, mit welcher der Verfasser das wirkliche Leben aufzufassen und darzustellen vermag. Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Humor machen das Werk eben so unterhaltend, als es in der That belehrend ist; denn Krašewski lieferte das bis jetzt getreueste und lebendigste Gemälde der Lebensweise von Volhiniens, Polesiens und Lithauens Bewohnern. — Der Herausgeber des »Petersburger Wochenblattes« gedenkt für das Jahr 1841 einen Almanach herauszugeben unter dem Titel: »Das Nordlicht.« Der Inhalt soll sich nicht blos auf Unterhaltung beschränken, sondern auch wissenschaftliche Mittheilungen in gefälliger Form bringen. — Von einem polnischen Kunstfreunde wird eine »Geschichte der vaterländischen Malerei«, nebst Biographien ausgezeichneter polnischer

*) Graf Kaspar Sternberg.

Maler, zur Herausgabe vorbereitet. — Die Zahl der polnischen Zeitschriften beträgt über 50. In Lemberg erscheinen 9. In Přemysl 1. In Krakau 3. In Lissa 3. In Posen 3. In Warschau 20. In Wilna 3 und in Petersburg 1. Die übrigen erscheinen außerhalb des slawischen Ländergebietes.

In Waeschau wird ein dramatisches Wochenblatt erscheinen unter der Redaktion Skotnicki's. — Die medizinische Fakultät zu Wilna, die letzte der von der alten Universität übrig gebliebenen Fakultäten, wird nach Kijw verlegt werden. — L. A. Jucewicz gab zu Wilna Sprichwörter des lithauischen Volkes heraus. — Čelakowsky's Nachhall böhmischer Volkslieder ist von A. Szukiewicz ins Polnische übertragen, erschienen. Der Herr Herausgeber gedenkt auch desselben böhmischen Dichters »Nachhall russischer Lieder« zu übertragen.

K. S.

Russische Literatur.

Leuchtthurm der Aufklärung und Bildung der Gegenwart. Arbeiten von Gelehrten und Literaten des In- und Auslandes, unter der Redaktion des Korsakow und Buracek. Skt. Petersburg 1840.

Die Russen haben auf dem durch die Deutschen, Engländer und Franzosen angebauten Felde der Wissenschaften bisher fast ausschließlich nur jene Früchte gesammelt und zu ihrem Nutzen angewendet, deren Einfluß auf das Leben und die geistige Entwickelung des Menschen ganz nahe vor Augen liegt. Das Praktische geht dem Russen über Alles; Spekulation und Erforschung von Wahrheiten, welche nicht in das Leben eingreifen, halt er für überflüssig, ja fast für lächerlich. Diese Richtung spricht sich in dem Geiste der ganzen russischen Literatur aus, so wie sich derselbe seit einem gewissen Zeitraume entwickelt hat. Ganz natürlich und gar nicht unerwartet ist uns daher in der verhältnißmäßig sehr jungen Literatur Rußlands die Erscheinung eines Werkes, wie das vorliegende, das wie ein Leuchtthurm an die Brandung des heranschwellenden Meeres von Neuerungen und Fortschritten in Kunst und Wissenschaft sich hinstellt, und mit der Fackel der Kritik alles das näher beleuchtet, was würdig ist, von sorgsamer Hand aus den Alles verschlingenden Fluten gerettet zu werden. Keine Wissenschaft bleibt in dieser allumfassenden Arbeit unbeachtet: Theologie, Medizin, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Politik, Mathematik, Technologie u. s. w. findet hier ihre Bearbeiter. Die Belletristik wird im weitesten Sinne des Wortes berücksichtigt; militärische, weltliche und geistliche Beredtsamkeit, ethnographische Skizzen und Erzählungen, Bruchstücke aus Reise-, historischen und politischen Memoiren, dramatische Fragmente, Darstellungen der Sitten, dann kritische und humoristische Aufsätze, Gedichte aller Art, Auszüge aus gelehrten Memoiren und alle zeitgemäßen Gegenstände aus den Wissenschaften und der Literatur, als: Biographien, Nekrologe, Beschreibungen, Legenden, die Novitäten der fremden Literaturen, Excerpte aus Büchern und Journalen, wenn sie die Aufmerksamkeit gebildeter Leser verdienen, Anekdoten, Gedanken und Ideen, vaterländische Berichte u. s. w. werden mit einander abwechseln, um dem Leser Nutzen mit Vergnügen gepaart zu verschaffen. Die bisher eingegangenen Arbeiten hat man in vier umfangreiche Bände eingetheilt, von denen der erste die Erwartung des Publikums vollständig gerechtfertigt hat. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller Rußlands sind Mitarbeiter an diesem Werke. Das Ganze soll etwa in einem halben Jahre beendet sein. Zu bemerken ist noch, daß kein kritischer Aufsatz angenommen wird, der nicht mit einer vollständigen Namensunterschrift versehen ist.

J. P. Jordan.

Literarische Notizen.

Es ist bekannt, daß die Magyaren außerordentlich viel zur Emporbringung ihrer Sprache und Literatur thun. Zum Beweise dient auch folgende Notiz, die wir dem Pesther Tageblatte entlehnen: »Die Theaterkommission der ungarischen Gelehrtengesellschaft hat seit dem 19. Februar 1840 folgende 10 Bühnen-Stücke angenommen: 1) **Moori vásár** (Der Jahrmarkt in Moor), Lustspiel in 3 Aufzügen, nach C. Blum von Stephan Kiß. 2) **Mámor és szerelem** (Rausch und Liebe) Lustspiel in 4 Akten von Bretzner, übersetzt von Sam. Fekete. 3) **Az őrült és gyermeke** (Der Wahnsinnige und sein Kind), Drama in 5 Akten, aus dem Französischen des Soulié von Alexander Nagy. 4) **Kakas és Hector** (Hahn und Hektor), Lustspiel in 3 Akten von Raupach, übersetzt von Jos. Žšvora. 5) **Sánta orvos** (Der krumme Arzt), Lustspiel in 5 Akten von Leutner, übersetzt von dem Vorigen. 6) **Nem kell több tanító** (Man braucht keine Lehrer mehr), Lustspiel in 5 Akten, aus dem Spanischen des de Lara, übersetzt von S. Fekete. 7) **Vén diák** (Der alte Student) Drama in 2 Akten von Maltitz, übersetzt von Fekete. 8) **Pártfogolás** (Die Cameraderie), Lustspiel in 5 Akten, nach Scribe von Joh. Erdély. 9) **Családi gyűlés** (Die Familiensitzung), Lustspiel in 2 Akten von Albini, übersetzt von Joseph Žšvora. 10) **Férfi gyűlölönő** (Die Männerfeindin), Lustspiel in 5 Akten von Benedix, aus dem Deutschen übersetzt von Jos. Žšvora. Sowohl diese, als die längst angenommenen 96 Bühnenstücke, werden jeder Schauspielergesellschaft zum Abschreiben im Sekretarialamte der Akademie verabfolgt.« — Wie froh wären die deutschen Theaterdirektoren, wenn sie, die ohnedies den Autoren wenig zahlen, nichts weiter als die Abschreibegebühren zu tragen hätten! —

In der Zeilung für die elegante Welt befindet sich (Nr. 127 u. 128) ein herrlicher, mit tiefem, wahrhaft welthistorischen Blick geschriebener Aufsatz, der durch das neue Werk v. Dr. Julius: »Nordamerika's sittliche Zustände« angeregt wurde. Ueber das Werk selbst wird gesagt: »Julius bietet uns weniger detaillirte Sittenschilderungen, oder kleine charakteristische Lebensgemälde, wie sie in Reisebeschreibungen vorkommen, als authentische aktenmäßige Darstellungen der sozialen Institutionen Nordamerika's. Der tiefe, geschichtliche Geist, mit dem er den innersten Kern und die Entwickelung jeder einzelnen Erscheinung beleuchtet, und die wahrhaft religiöse Anschauung, die seinen Hoffnungen und Befürchtungen für Nordamerika zu Grunde liegt, geben seinem Werke das Ansehen einer lebendigen blühenden Statistik. Am Ausführlichsten bespricht er die religiösen, die Erziehungs- und Armen-Institute; einen ganzen Band widmet er den Einrichtungen der amerikanischen Straf- und Arbeitshäuser; mangelhafter schienen mir seine Berichte über die Verhältnisse der Union zu den Indianern, über die Negersklaverei, und die bedeutsame, wenn auch einfache auswärtige Politik der vereinigten Staaten. Sonst verdient seine Darstellung um so mehr unsern Dank, als sie die Anschauungen des Verfassers uns so nahe rückt, daß wir unabhängig von seinen Betrachtungen uns ein eigenes Urtheil zu bilden im Stande sind.«

Den kürzesten Namen in der deutschen Literatur führt der Verfasser der Geschichte der Buchdruckerkunst in der von der Berendsohn'schen Buchhandlung in Hamburg veranstalteten Volksbibliothek, welche in einer Auflage von 15,000 Exemplaren gedruckt wird. Er heißt Ed.

Zu den lebendigsten, frischesten Zeitschriften gehört das in Danzig erscheinende, von dem geistvollen Humoristiker Julius Sincerus (Dr. Lasker) redigirte Dampfboot. Beigefügt ist die Schaluppe, welche nebst vermischten Aufsätzen und Anzeigen eine interessante Provinzialkorrespondenz enthält, wie solche jedes echte Lokalblatt haben sollte. Sowohl das Dampfboot als die Schaluppe erscheinen wöchentlich dreimal und kosten in den Buchhandlungen nur 4 Thlr. (4 fl. C. M.) ganzjährig. Die Auflage dieser Zeitschrift ist 1500. Viele Zeitschriften benützen das reichhaltige Feuilleton des Dampfboots.

Die 1822 gegründete, darauf eingegangene, neuerdings wieder belebte Gesellschaft **El Ateneo Cientifico** in Madrid zählt 495 Mitglieder und veranstaltet öffentliche und unentgeltliche Vorlesungen über Rechtskunde, Land- und Staatswirthschaft, Mathematik, Naturkunde, Geschichte, Geographie, Numismatik, Archäologie, einheimische und fremde Literatur, die alten und morgenländischen und die englische, deutsche, französische und italienische Sprache, woran mehr als 2000 Zuhörer Theil nehmen. — Eine zweite literarische Gesellschaft heißt: **El Liceo**; diese beschränkt sich auf schöne Kunst und Literatur; an ihren Sitzungen nehmen auch Damen Theil.

In Deutschland und der Schweiz erschienen im Jahre 1838 an neuen Büchern und neuen Auflagen: 7090 — in Frankreich: 5678, — in England: 3376.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

No. 66. Samstag den 15. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Lied auf der Burg.

Von F. Wend.

Der steht nicht mehr im Schlachtengewitter,
Der schaut nicht mehr in den goldnen Wein,
Da liegt er unten der steinerne Ritter,
Gefaltet die Hände, der Ritter aus Stein;
Die Becher laßt klingen und schmettern
Auf der Mannskraft freudiges Wettern!

Uns klirrt nicht der Arm mehr in eisernen Ringen,
Doch führen wir noch ein Schwert, ein Schwert,
Zu bekämpfen, zu tödten, niederzuringen,
Was schändet die theuere Heimatserd';
Drum die Becher laßt klingen und schmettern
Auf der Mannskraft freudiges Wettern.

Wohl glänzten zwei Augen, zwei himmlisch klare,
Des steinernen Ritters höchstes Gut,
Die waren so blau — auf schwarzer Bahre
Gebettet ist längst Frau Edeltrud;
Laßt tönen die Becherweihe:
Wir glauben an Weibestreue!

Im Tode noch schwingt er, kühn verderbend,
Dem Rittereid treu, den Schlachtenstahl;
Es lächelt, voll heiliger Liebe, sterbend
Das holde Weib dem Mann ihrer Wahl;
Drum töne die Becherweihe:
Wir glauben an Weibestreue!

Die frommen Lieder sind all verklungen,
Die Kapelle durchgellt des Uhus Schrei,
Doch singen wir, was die Väter gesungen,
Die Worte sind anders, — der Geist ist treu.
Den Wein laßt drauf verschwinden:
Ein Vater wird Alle finden!

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

Inzwischen belehrt mich mein Freund mit den für meinen Operationsplan wissenswerthen Notizen. Der Engländer, ein reicher Hagestolz, lebt schon seit Jahren in Deutschland, einzig und allein in der Absicht, sich eine Frau antrauen zu lassen; er hat nun einmal für unsere blondgelockten Schönen eine unwiderstehliche Leidenschaft. Vor vielen Bedenklichkeiten ist er aber bis jetzt noch gar nicht zum Zwecke gelangt, und eine Menge widerwärtiger Erfahrungen haben ihn äußerst wählerisch gemacht. Es sind ihm arge Possen gespielt worden, »und jetzt, da er nun anfängt, den letzten Schritt zu thun, wollen Sie ihm den ärgsten spielen.«

»Aber, Lieber, sie ist noch gar nicht seine Frau.«

»Wird es aber bald werden, das ist ja seine Originalität; er nimmt sich die Mädchen auf Probe; diejenige, welche das Jahr besteht, heirathet er.«

»Mädchen von unverdorbenen Grundsätzen geben sich doch zu solchem Verfahren nicht her, und andern kann ich und er es nicht verdenken, wenn sie im Examen durchfallen.«

»Sie werden lachen, wenn ich Ihnen sage, daß er einen tugendhaften Zweck damit verbindet: er will prüfen, ob das Mädchen werth ist, seine Frau zu werden. Ich gestehe gern zu, daß diese Methode sehr bizarr und selten ist, aber Sie geben mir Recht, wenn Sie ihn näher kennen lernen, daß er ein ehrenwerther Mann ist.«

»Wie kam er zu Lucien?«

»Vor drei Viertel Jahren lernte er sie in Wien kennen. Er ist ein stiller Wohlthäter, der die verschämten Armen aufsucht, so fand er sie; sie ist aus einem guten Hause, welches traurige Umstände stürzten, die Eltern sind todt, und die Tochter war eben im Begriff, den blumenreichen Pfad des Lasters zu betreten, als seine menschenfreundliche Hand sie zurückhielt. Er nahm sie zu sich, behandelte sie wie das eigene Kind, und glaubt an ihr seine oft getäuschten Hoffnungen wieder aufzurichten. Sie werden mir einwenden, daß es thöricht, meinetwegen auch unrecht sei, bei der Ungleichheit der Jahre an ein Ehebündniß zu denken. Sagen Sie, was Sie wollen, es läßt sich da nichts weiter antworten, als, er ist eben ein Sonderling. Er hat in der Welt viel Undank erfahren, so daß er mit Recht ein Menschenfeind hätte werden können, doch aber den Glauben an die bessere Menschheit nicht verloren, besitzt nur die verkehrte Ueberzeugung, sie in einer Frau wiederzufinden. Sie kommen, ich werde Sie vorstellen, machen Sie nun, was Sie wollen, doch durfte ich das Gesagte Ihnen nicht verschweigen.« — Der Engländer empfing uns mit einer rauhen Freundlichkeit, ohne mich jedoch, wie Lucie, von heute Morgen wieder zu erkennen. Er redete für einen Ausländer unsere Sprache rein und geläufig, war viel auf Reisen gewesen und kannte die Welt und die Menschen. Mein Frankfurter Freund hielt das Gespräch in fortdauernder Spannung, wählte zum Gegenstande Dinge von allgemeinem Interesse und verflocht auf geschickte Weise Lucien mit hinein, so daß es nicht möglich war, mit ihr ein Duetto anzufangen. Dabei kämpfte in meinem Innern Leidenschaft mit Gewissenhaftigkeit, welche, je länger ich dem Engländer, der gerade heute seine edle ehrenhafte Gesinnung besonders kundgab, zuhörte, immer höher und höher wuchs. Es gibt keine Tugend ohne Versuchung! Zur Seite eines reizenden Mädchens zu sitzen, ihr in die Augen zu sehen, die Hand erwiedernd zu drücken, mit ihr zu flüstern, zu wissen, daß man siegen wird — diese

Gelegenheit zu versäumen, dem Spotte sich zu überliefern, ein Abgewiesener zu erscheinen, kein Liebchen zu erhaschen, einsam und verlassen zu bleiben, und im Angesichte der Liebe ihr den Rücken wenden: das ist mehr, als was der keusche Joseph that, welcher die Umarmung der Gattin seines Herrn und Wohlthäters aus dankbarem Pflichtgefühl fliehen mußte, übrigens auch ein furchtsamer Liebhaber war.

Meine Sinne kühlten sich ab, und ich glaube, es gelang mir, meine Leidenschaft in Gleichgültigkeit zu verkehren. Das Vertrauen, welches der Engländer gegen mich zeigte, bestärkte meine Grundsätze, und als er mich zu diesem Abend in die Reunion einlud, trieb mich der Ehrgeiz, ihm zu beweisen, daß ich seine Zuversicht nicht täuschen wollte. Lucie schien ihm auch ganz ergeben zu sein, freilich mehr als eine Tochter, denn als eine Verlobte, was um so leichter erklärlich war, als er seine wahre Absicht nie eher, als nach Verlauf des Probejahres zu verkünden gedachte. Jammerschade, daß der Mann über diesem vielen Probiren so alt geworden.

Die Tafel war äußerst zahlreich, der Saal ist nun in polychromatischer Manier gemalt, das Essen nach französischer Küche à la Very in Paris mit Entrées und Entremets zubereitet, die Weine sind vortrefflich, und an zahlreichem Besuche der Gourmands fehlt es daher nicht. Diätetische Rücksichten, wie sie der Speisezettel in andern Bädern nimmt, sind hier ganz unbekannt, vielmehr ist es darauf angelegt, sich den Magen zu verderben. Eine rühmliche Erwähnung verdient in dieser Restauration das schöne Tischzeug, Geschirr und Silberwerk, welches man sonst an öffentlichen Orten gar nicht zu sehen gewohnt ist, hier aber von Benazet dem Wirth zur Benutzung überlassen wird. Das Meublement ist mit Mahagony ausgelegt, und was besondere Anerkennung verdient, ist nicht nur der Glanz, sondern daneben die Solidität der ganzen Einrichtung.

Nach sechs Uhr steht man vom Tische auf, trinkt an der Promenade, wo um diese Stunde alle schöne Welt versammelt ist, den Kaffee, und geht oder fährt dann noch in der Abendkühle auf den reizenden Spazierwegen hin und her. — Ich kenne nichts Schöneres, als an hellen Tagen vom Konversationshause aus den Anblick des Untergangs der Sonne. Man sieht das Gestirn selbst nicht, nur die Beleuchtung. Wir sitzen im Schatten, doch der Schloßberg und die gegenüberliegende Stadt stehen in feuriger Glut. Schon sinken die unteren Terrassen in das Dunkel, bis auch das höchste Haus der Stadt, das neue Schloß, dasselbe Schicksal erreicht, immer glühender werden die Strahlen, sie durchweben die Eichenkronen mit feurigen Linien, die sich immer enger und enger nach den Felsen und der alten Schloßruine zusammenziehen. Auf dieser und der Ebersteinburg haftet das scheidende Licht am längsten, das röthliche Kolorit ihres Gesteines fällt bis in das Purpur, und markirt sich effektvoll auf dem tiefblauen Himmelsgrunde, der letzte Strahl schwindet, die Abendröthe übergießt mit demselben Schimmer die Landschaft und über die Buchenhaine steigt Cytherens schöner Stern hervor. Das Theater hat begonnen, ich verlasse den Engländer und Lucien, die nach Hause geht, sich zum Ball anzukleiden.

»Lieber, Sie sind ein vortrefflicher Mensch,« sagte mein Frankfurter Freund zu mir.

»Sagen Sie doch lieber gar nichts, und denken Sie darauf, wie ich mich vor dem Spotte jener Schaar rette, welche geplagt von Neugierde dort auf uns zukommt.«

Wir flüchteten ins Theater und ich warf mich recht ärgerlich in die Ecke einer Loge. So ist der Mensch; anstatt über meine Uneigennützigkeit und Selbstverläugnung befriedigt zu sein, quälte mich der Gedanke, einen dummen Streich gemacht, gegen alle Grundsätze des Mannes im Verkehr mit Frauen verstoßen, und einem alten Graukopf so lang einen Gefallen gethan zu haben, bis vielleicht noch diesen Abend ein Anderer kommt, der sich einer solchen Gewissenhaftigkeit schämen würde. Der erste Akt war noch nicht vorüber, als die Freunde mit Sturm die Logenthüre aufrißen, und mich mit einem solchen Halloh begrüßten, daß das Publikum aufmerksam wurde. Ich erfand in Eile eine Geschichte und erzählte ihnen, wie ich auf morgen eine Zusammenkunft verabredet hätte. Wenn ich in diesem Augenblicke offen gegen sie gewesen, ich glaube, sie wären im Stande gewesen, mich zum Gegenstand öffentlichen Scandals zu machen.

Unter diesen Heiden kam ich mir freilich wie ein Heiliger vor, und verließ nach dem zweiten Akt ihre sündhafte Gesellschaft und das Schauspielhaus. Die dramatischen Leistungen sind kaum mittelmäßig, und überhaupt ist das Theater mehr des Luxus und der Gewohnheit als des Bedürfnisses wegen da. Bei Lampenschein und Sternenlicht wogten auf der Promenade die Menschen noch hin und wieder. Wie ein Pfeil schoß ich mitten durch, jagte auf mein Zimmer und schrieb Selbstbetrachtungen einer empfindsamen Seele nieder. Da schlug es 10 Uhr, und mit ihr fiel mir die Einladung des Engländers zur Reunion ins Gedächtniß. Zehn Minuten später stellte ich mich ihm vor, tanzte mit Lucie die erste Française, 40 Minuten später trat ich mit einem Mädchen zum Walzer an, die ich zwei Stunden später liebte, und die weder verlobt, weder wirklich, noch in spe verheirathet ist. Dies ist aber der Anfang zu einer andern Geschichte.

Acht Tage darauf sehe ich meinen Freund aus Frankfurt und frage: »wie geht es Master Englishman?«

»Schlecht, Lieber, gestern Abend ist Lucie, im 363. Tage ihres Probejahres, mit dem Baron aus Kurland, dem verwegenen Reiter, auf und davon gegangen.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Schuster Gorja und sein Diener Briditschkin.

Russisches Volksmährchen von Johann N. Vogl.

(Beschluß.)

Am andern Morgen, als der Schuster Gorja aufgestanden, erzählte ihm sein Diener Briditschkin, was sich während der Nacht ereignet hatte, und gab ihm den Rath: Wenn du zu Mistafor kommst, und dieser dir ein Räthsel zu lösen gibt, so antworte ihm: Ich löse nicht so gerne Räthsel, als ich selbst welche zu lösen angebe. Hierauf gib ihm folgenden Räthsel zum Errathen:

Ich lustwandelte auf euren grünen Fluren und fing drei Ziegen, und nahm von jeder dieser drei Ziegen drei Felle. — Wenn sich nun Mistafor darüber wundern und sagen wird, daß dieses nicht wohl möglich sei, so rufe mich und befiehl mir die drei Ziegenfelle zu bringen.

Der Schuster Gorja hörte den neuen Belehrungen seines Dieners Briditschkin aufmerksam zu, ging sodann zu Mistafor, und Mistafor gab ihm ein Räthsel aufzulösen. — Gorja aber sprach: Ich löse keine Räthsel auf, sondern ich gebe selbst deren zum Auflösen, und sagte zu ihm: Ich spazierte auf euren grünen Fluren, fing drei Ziegen und nahm von jeder drei Felle.

Mistafor wunderte sich sehr und sagte: das kann wohl nicht sein, daß eine Ziege drei Felle habe.

Freilich ist es so, und dieses ist die Wahrheit, sagte der Schuster Gorja, rief Briditschkin und befahl ihm die drei Felle zu bringen. — Der Diener brachte alsogleich die Felle, und Mistafor, welcher die Kleidungsstücke seiner Tochter erkannte, zürnte gar sehr auf dieselbe und fragte den vermeintlichen Czarewitsch, wie diese Kleider in seine Hände gekommen seien. — Der Schuster erzählte ihm das Vorgefallene, und Mistafor sprach voll Zorn zu seiner Tochter: Siehst du nun, daß unser Gast der Fürst Dardawan und nicht der Schuster Gorja Kreutschinin ist? darum will ich auch nicht länger zögern, dich mit ihm zu verbinden. Bereite dich noch heute zur Vermählung. — Auf diese Weise heirathete der Schuster noch an demselben Tage die schöne Czarewna Dogada.

Einige Zeit nach ihrer Vermählung kam der Diener Briditschkin zu dem Schuster Gorja und sprach zu ihm: Nun habe ich dich glücklich gemacht, so wie ich es dir versprochen habe; jetzt aber thue auch du das für mich, was ich von dir begehren werde. In deinem Garten

ist ein Teich, in welchem ich früher meinen Aufenthalt hatte. Ein Mädchen aber wusch in diesem Teiche ihr Kleid, und ließ dabei ihren Ring in denselben hineinfallen, und von dieser Zeit an bin ich aus dem Teiche verbannt. Befiehl daher, daß man aus dem Teiche das Wasser ablasse und den Grund reinige, und das, was man auf demselben finden würde, zu dir bringe. Wenn sich nun der Ring gefunden hat, so befiehl das Wasser wieder in den Teich zu lassen. Sodann laß einen kleinen Kahn verfertigen und fahre in diesem Kahne mit mir und deiner Gemahlin auf dem Teiche. Ich werde mich sodann in das Wasser stürzen, und wenn deine Gemahlin darüber aufschreit und ruft: Ach, der Diener Briditschkin ist ertrunken, so sprich du nur: Hol' ihn der Teufel!

Der Schuster Gorja befahl sogleich das Wasser aus dem Teiche abzulassen, und was man in demselben finden würde, zu ihm zu bringen. Als man nun den Teich zu reinigen begann, fand eine Knabe in demselben einen Ring, den er zum Schuster Gorja brachte.

Der Schuster Gorja gebot hierauf, den Teich wieder mit Wasser zu füllen und einen Kahn zu bauen, und als dieses alles geschehen war, setzte er sich mit seiner Gemahlin und dem Diener Briditschkin in den Kahn und fuhr auf dem Teiche umher.

Der Diener Briditschkin aber stürzte sich plötzlich in das Wasser und Dogada rief: Ach, der Diener Briditschkin ist ertrunken!

Da sagte der Schuster Gorja: Hol' ihn der Teufel, ich habe seiner nicht nöthig!

Der Fürst Dardawan aber, der wirkliche verlobte Bräutigam der Dogada war zu derselben Zeit in eine Schlacht gezogen, in welcher er erschlagen wurde. Der Schuster Gorja behielt daher den Namen Dardawan bei, und lebte mit seiner Dogada viele viele Jahre in Freude und Zufriedenheit und vergaß gar bald ganz und gar das unglückliche Schicksal, welches er früher gehabt hatte.

Aus Athen.

3. August.

Die andauernd große Hitze — sie stieg bis auf 28° — hat in den öffentlichen und Privatverkehr eine unheimliche Stagnation gebracht, die, gleich einem düstern Flor, das Leben der Athenienser verdeckt hält. Nur des Abends, nachdem die Sonne ihren Abschiedsgruß von der Egaleischen Höhe gesendet hat, verlaßt der Athener seine enge Behausung. Da füllen sich die Cafés und die baumlosen Spaziergänge Athens mit Tausenden Kühlung suchender Spaziergänger, und Stadt und Umgebung, kurz vorher in düsteres Schweigen gehüllt, kleiden sich in die Reize eines viel bewegten Lebens. In dieser Stunde erwacht der rege Geist der Athenienser. Da werden in den Cafés weit aussehende Pläne entworfen, große Seeschlachten geliefert, und die anatolischen Wirren mit sicherer Hand gelöst. Durch diese fertigen Kehlenergüße, in der Ferne dem Brausen und Zischen des Meeres nicht unähnlich, dringt von Zeit zu Zeit triumphirend die Stimme des Nestors der atheniensischen Cafétier's, Hrn. Santo Balordo, der, so wie Zeus dem Uebermuthe der in Nektar berauschten Götter mit gewaltiger Stimme Schweigen gebot, so von seinem Caféthrone mit dem Blicke des Adlers die wirren Massen überschaut, die wild aufgeregten Gemüther durch Aether, mit süßen und kühlenden Stoffen geschwängert, beruhigt, und mit Donnerstimme das Heer der beschürzten Ganymede in fliegendem Laufe erhält. Ja — und mag auch immerhin der Neid diesen Ausspruch belächeln — Santo Balordo ist eine der wichtigsten Personen der griechischen Hauptstadt, ein wesentliches Element der öffentlichen Ruhe und Ordnung, ein ausgezeichneter Psycholog und Menschenkenner. Ich habe schon öfters daran gedacht, daß es gar nicht so übel wäre, wenn manche unsrer Philosophen und Moralisten bei Wirthen und Cafétiers einen praktischen Kurs machten, sie würden da in wenigen Monden mehr profitiren, als durch jahrelanges Hinbrüten hinter dem Ofen, und unter gelehrten Abhandlungen.

Nicht wenige Familien sind vor der Tyrannei des atheniensischen Sommers geflüchtet, und haben auf den nahegelegenen Inseln und in der ländlichen Umgebung Athens eine sichere Stätte gesucht. In letzterer sind besonders das lustige, wasserreiche Kephissia und das triftenreiche Marussi die Lieblingsorte der Athenienser, wie sie es auch früher für die türkischen Großen gewesen waren. Auch das Kloster Sergianni, fast eine Stunde von Athen an einer baumreichen Stelle des Hymettus gelegen, beherbergt in stiller Abgeschiedenheit manche atheniensische Familie. Es ist dieses Kloster durch sein vortreffliches Wasser und durch ein jährlich dort statthabendes Volksfest berühmt, das viele Tausende Athenienser versammelt, um durch Schmaus und Tanz, durch Wein und Gesang ihre Anhänglichkeit an das Kloster und dessen Patron darzuthun. Endlich ist auch der Piräus ein Sommeraufenthalt der Athener, und besonders in diesem Jahre stark besucht. Auch ich schloß mich dieser kleinen Völkerwanderung an. Doch wir haben einen schlechten Tausch gemacht. Der wilde Boreas bläst mit vollen Backen feurige Dämpfe uns entgegen, und der sonst so galante Zephir haucht glühende Lüfte aus. Was soll ich Ihnen erst von der wuchernden Vegetation des Piräus sagen? Mineralien und Thonerde mag man allenfalls im Piräus finden, aber Bäume, mein Freund! die wachsen hier zu Lande nicht. »So weit ich auch spähe und blicke,« kann ich doch von der Höhe meiner Behausung in weiter Runde nur drei einsam trauernde Bäume zählen. Nun freilich, die Nähe des Meeres gewährt einige Entschädigung, aber der Hafen des Piräus gibt nicht das belebte Bild tausendarmiger Geschäftigkeit, er trauert noch immer um die längst geschwundene Zeit der Größe, und seine Gewässer schlagen oft erzürnt an das mehr und mehr sich verengende Bett, daß ihr stolzer Rücken nicht mehr, wie einst, mit schwimmenden Burgen und glänzenden Behausungen geziert ist.

Es ist bekannt, daß erst unter Themistokles der Piräus zu einem Hafenplatze Athens eingerichtet ward. Dafür bauten diese dem Themistokles nach seinem Tode ein Grabmal bei der Einmündung der See in den Hafen, das von den Meeresfluten bedeckt war. Heutzutage liegt das Grabmal offen; rings herum liegende Marmorblöcke deuten auf einen mächtigen antiken Bau. Ganz in der Nähe, auf einem mäßigen Hügel, begegnet unseren Blicken ein modernes Denkmal, dessen Konstruktion einen schneidenden Kontrast bildet gegen die großartigen Formen des Alterthums. Es birgt die Reste eines andern Seehelden, des Andreas Miaulis. Dem Hafen des Piräus zur Seite liegt der von Munychia, wo vordem ein Tempel der Artemis Munychia stand. Heute steht dort eine Reihe bretterner Badehäuser, und eine nichts weniger als antike Kaffeeboutik. Hier versammelt sich des Abends das badelustige Publikum Athens und des Piräus, und nachdem sich die atheniensischen Schönen den schwesterlichen Armen der Nereiden entwunden, vereinigt sie der sinnebezaubernde Geruch des Kaffee's zu munterer Geselligkeit.

An den Hafen von Munychia grenzt der von Phaleros, welcher Athen am nächsten liegt. Dies war der alte Hafenplatz Athens. Von hier aus soll Theseus nach Kreta gesegelt sein, um den Minos für den Tod des Androgeos die Buße zu bezahlen; von hier fuhr Menestheus mit seinen Schiffen nach Troja ab. Heute ist der Phalerus versandet, und dient gleich dem von Munychia nur zum Badevergnügen.

Ich sollte Ihnen doch auch etwas von den geselligen Vergnügungen des Piräus sagen. Man versammelt sich bisweilen, wenn nicht der Nord- oder Westwind sein böses Spiel treibt, auf der Terrasse meines Nachbars, des Direktors der Douane. Da wird über Wetter und Politik gesprochen, Tabak geraucht, und Limonade getrunken. — Wenn sich nach stundenlanger Bekomplimentirung in den wässerichsten Phrasen das Eis des wahrhaft kindischen griechischen Ceremoniels gelöst hat, da wagt es die kühne Hausfrau, die schon längst auf Erlösung harrende Guitarre in die Gesellschaft einzuschwärzen. Doch sieh da den Eris-Apfel! Tausendfache „σᾶς παρακαλῶ“ (ich bitte Sie) und „ἡ εὐγένειά σας ν' ἀρχίσετε“ (Sie müssen anfangen) folgen sich, bis endlich nach langen Präludien, Räuspern und Kichern eine Enkelin des Orpheus die tremulirende Nasenstimme erschallen läßt. »Und Zeus, du donnerst nicht?!« Wie einem guten Deutschen da zu Muthe wird, das, mein lieber Herr Redakteur! vermag keine Feder zu schildern. Ich habe zwar nie eine große Meinung von der musikalischen Bildung der alten Griechen gehabt, aber sie können unmöglich alle Gesetze des Wohlklangs und der guten Sitte in dem Grade mit Füßen getreten haben, wie dies ihre christlichen Enkel bei Gesang und Musik zu thun pflegen. Nachdem die freundliche Donna ihre Bravour-Arie unter Mitwirkung aller sichtbaren Extremitäten, und unter sichtlicher Anstrengung der Nasenlöcher verarbeitet hat, erschallt ein donnerndes allgemeines »Bravo!« Die Reihe kommt nun an den Nachbar. Ich ertrage diese Versündigung an der edelsten der Künste gewöhnlich bis zum dritten Angriff, dann aber greife ich, durch Nervenzuckungen beängstigt, rasch nach meinem Hute, und stürze betäubt meiner Wohnung zu. Und die griechische Einfalt glaubt, solche Soiréen genügten, um sich als ächte Jünger europäischer Civilisation proklamirt zu sehen!

Aus Antwerpen.

4. August.

(Von einem Böhmen.)

Sie können sich meine Freude vorstellen, als ich fand, daß Ihr »Ost und West« auch hier gelesen wird; es ist das Journal, welches am frühesten aus Deutschland hier ankommt. — Unser Landsmann Kuranda (Verfasser der »weißen Rose«), welcher sich jetzt hier befindet,

hat auf dem hiesigen Archiv eine kostbare Entdeckung gemacht: Briefe Rudolf II. an Mathias, der, wie Sie wissen, Regent von Belgien war; diese Briefe werfen ein neues Licht auf Rudolfs Charakter. — Kuranda ist eben damit beschäftigt, sie zu excerpiren, abzuschreiben ꝛc. und wird einen Bericht darüber sammt Beilagen an das böhmische Museum senden. Auch von Wallenstein fand er eigenhändige Briefe, doch aus einer für Böhmen und für seine Persönlichkeit unwichtigen Periode. Kuranda wird auf Dampfschiffen und Eisenbahnen Ausflüge durch Belgien und Holland machen, und später nach Paris reisen. — Das beste Musikcorps in Belgien ist — mit Ausnahme der Theaterkapellen — das Corps der Guiden, eine Art Uhlanenregiment. Dieses Musikcorps läßt sich jeden Sonntag zwischen 1—2 Uhr in dem Kiosk des Parks zu Brüssel hören, und die schöne Welt strömt haufenweise hinzu, um die gute Musik — ein seltener Genuß in Belgien — zu hören. Die meisten Mitglieder dieses Musikcorps sind Böhmen, und es hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, als ich plötzlich unter dem Brüsseler Französisch die vollen Klänge der Sprache meines Mutterlandes hörte, in welcher sich die treuen Söhne Čechiens mit einander unterhielten. — Das Rubensfest findet bestimmt am 15. August hier statt. Außerordentliche Vorbereitungen sind getroffen; Fremde aus allen Theilen Europa's werden als Deputationen erwartet. Leider wird Geafs Meisterstatue bis dahin nicht fertig, und die Inauguration provisorisch mit einer Gypsstatue vorgenommen werden. Die Festlichkeiten werden zehn Tage dauern. * *

Prager Bühne.

Am 1. August zum erstenmal: »Arlequin und Colombine auf den Alpen, oder der Zaubergarten,« Pantomime in 2 Akten vom Balletmeister P. Rainoldi. Vorher: »Der gerade Weg der beste.« — Die Pantomime zeichnet sich durch eine gute Erfindung aus, und fand großen Beifall. Ich habe übrigens keine Zeit, um dem Herrn Balletmeister, dem Herrn Theatermaler, dem Herrn Maschinisten, dem Herrn Garderobier, und allen leicht- und schwerfüßigen (um nicht zu sagen: plumpen) Tänzern und Tänzerinnen, jedem insbesondere, mein Kompliment zu machen. Vorbei, vorbei!

Am 2. wurde die Pantomime wiederholt. Vorher: »Die Gunst der Kleinen.«

Am 3. »Die schlimmen Weiber im Serail.« Wir haben richtig prophezeit: Das Schlimme wird eher sein Jubiläum feiern, als das Gute. Wenn eine Schauspielerin oder Sängerin sich darauf verlegt hat, zu beweisen, daß dem schönen Geschlecht Alles schön steht, daß es auch das Tabakrauchen und Exerziren mit Grazie zu behandeln versteht, und dann ein Autor für ein solches Exemplar von Liebenswürdigkeit eine Posse oder Oper schreibt, wie z. B. den Brauer von Preston, so mag das hingehen, wenn anders das Ganze mit Talent behandelt ist; aber alberne Machwerke, wo die militärischen Evolutionen eines Weiberbataillons die Hauptsache sind, gehören in eine Bretterbude, und sollten von dem Publikum nicht durch Beifall unterstützt werden!

Am 4. gab Dem. Botgorschek leider als letzte Gastrolle den Sextus in »Titus,« und sang und spielte ganz ausgezeichnet. Die übrige Ausführung war größtentheils mittelmäßig, und lieferte wieder den Beweis, daß unsere Bühne es verlernt hat, Mozartsche Opern würdig darzustellen.

Am 5. »Zurücksetzung.«

Am 6. »Das Nachtlager in Granada.« Hr. Aug. Fischer (von welchem Theater?) als 1. Gastdarstellung den Jäger. — Herr Fischer ist kein Anfänger, dies zeigte sein routinirtes Spiel. Seine Stimme hat einen großen Umfang, doch wäre ihr mehr Klang und Frische zu wünschen. Uebrigens läßt sich nach einer Vorstellung kein apodiktisches Urtheil fällen.

Am 7. »Donna Diana.« Ist wirklich ein vortreffliches Lustspiel, aber wir wissen es schon auswendig. Hat denn Spanien nichts weiter geschrieben, als »Donna Diana« und »das Leben ein Traum«? Jede deutsche Bühne sollte einen Literaten besolden, der blos damit beschäftigt wäre, neuere deutsche und ältere, besonders englische und spanische Stücke, zu ihrem Gebrauche zuzurichten, damit die Bühnen-Direktionen nicht das erste beste mittelmäßige, aber bühnengemäße Drama ergreifen. Die Klage, daß die neuere deutsche Literatur nichts erzeugt, ist absurd; man bekümmert sich nicht darum, und will sich nicht darum bekümmern. Nur möchten wir rathen, den besagten Literaten nicht etwa zum Lampenanzünden zu verwenden, und ihm jährlich wenigstens so viel Honorar zu geben, als eine berühmte Sängerin oder Tänzerin an Einem Abende verdient!

Am 8. schon wieder: »Arlequin und Colombine«! Ueber die Aufführung am 9. lassen wir einen andern Referenten reden.

R. G.

Am 9. August zum erstenmal: »Der Küster von St. Paul« Der Küster von St. Paul ist mit einem Worte gesagt ein Sonntagsstück. Dreimal glückliches Albion, wo am Sonntag gar nicht gespielt werden darf, wo es also auch keine Sonntagsstücke gibt! — glückliches Frankreich, aus dem solche Produkte ausgeführt werden! — armes Deutschland, in das man sie einführt! — Dem deutschen Theater blüht keine bessere Zukunft, wenn nicht bald gegen die französische Dramenfabrikation ein strenges Prohibitivsystem angewendet wird. — Schade um die weite Reise des blinden Küsters von Paris bis Prag — um die Reisekosten — Schade endlich um jedes fernere Wort über dies Unwesen; denn es bleibt ja doch Alles beim Alten. * *

Am 10. Bäuerle's »Leopoldstag.« Besser eine gute alte Posse, als neuen Schund.

Am 11. »Eulenspiegel« von Nestroy.

Am 12. »Der Löwe von Kurdistan.« Von Joseph Frh. von Auffenberg.

Am 13. Nestroy's »Dienstbotenwirthschaft.« — Aus der ganzen Uebersicht ist zu ersehen, daß wir jetzt eben kein glänzendes Repertoir haben. Für unsere Bühne scheint die ganze neuere deutsche Literatur nicht vorhanden zu sein! R. G.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Die Abnehmer der für das flache Land bestimmten Neujahrs-Entschuldigungskarten werden durch die neuen (für 1841) ungemein überrascht werden. Zwei davon sind bereits fertig und können wahre Meisterwerke des Stahlstichs genannt werden, welche zum Schmuck des elegantesten Salons sich eignen. Wir verrathen den Gegenstand noch nicht, weil wir ohnedies später auf sie zurückkommen, und sagen blos, daß sie nach zwei berühmten Gemälden der alten und neuen Zeit gearbeitet wurden.

— Schon jetzt kann man sehen, wie viel die herrliche Aussicht, die man von unserer alterthümlichen Brücke aus genießt, durch den neuen Quai, an welchem die Arbeiten rastlos vor sich gehen, gewinnen wird. Auch die neue Civilschwimmschule am linken Moldauufer hat zur Verschönerung beigetragen, und es wäre zu wünschen, daß noch mehr geschmackvolle Bauten in ihrer Nähe entständen, vor Allem aber, daß der Rücken der Weinberge Träger einiger griechischen oder gothischen (wenn nur schönen!) Baudenkmäler würde. Doch dieser Wunsch kommt um fünfzig Jahre zu früh!

— Bekanntlich hatte unser allgemein hochgeachtete, im In- und Ausland berühmte Mitbürger, der Hr. Gubernialrath J. V. Edler v. Krombholz, Doktor der Medizin und Professor der höhern Anatomie und Physiologie, bereits im Jahre 1832 eine Stiftung für arme Studirende gegründet, vermöge welcher sie in Krankheitsfällen unentgeltlich verpflegt werden. Im J. 1839 haben 331 Studirende diese Wohlthat genossen: 134 wurden im Krankenhause, 197 in ihrer Wohnung unentgeltlich behandelt. Die Arzneien für die letztern wurden von den Apothekern um zwei Drittel des gewöhnlichen Preises geliefert. Das Vermögen dieser höchst wohlthätigen Stiftung, welche eine allseitige Unterstützung verdient, besteht jetzt in 18,660 fl. 30½ kr. Conv. M.

Notizen.

(Ueberraschung.) Eine russische Dame war zu einem Diner bei Hrn. v. Talleyrand eingeladen, und ward durch einen Zufall eine volle Stunde abgehalten. Als sie endlich erschien, sagte einer der über das Warten ärgerlichen Gäste zu seinem Nachbar in griechischer Sprache: »Wenn eine Frau weder jung noch hübsch ist, so sollte sie nie auf sich warten lassen!« — Rasch wandte sich die Dame um und antwortete in derselben Sprache: »Wenn eine Frau das Unglück hat, mit Barbaren zu essen, so kömmt sie immer zu früh.«

(Londoner Cabriolets.) Von ihnen sagt ein Reisender: »Sie sind ein zweirädriger Selbstmord, erfunden, um die Ausländer im Frieden aus dem Wege zu schaffen, ohne das Völkerrecht zu verletzen.«

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 67. Mittwoch den 19. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Narcissus.

Von Moritz Hartmann.

Ich liebe mich — mein Menschenangesicht,
Wie es mir wiederglänzt im Weltenspiegel,
Weil mir daraus die Schöpfungsgottheit spricht,
Weil es das All beschließt als heitres Siegel. —

Ich liebe mich, weil sich in mir entspinnt
Das feste Band, das mich der Welt verbindet,
Weil nur, was meine Seele heiter sinnt,
Mir Busch und Thal und Felsen wiederkündet. —

Ich bleib' mir treu, wenn auch mein Ohr gelauscht
Der Liebe falschem Echoruf von Außen,
Und wandle fort, bis ich mein Wort getauscht,
Mein Liebeswort mit Wald- und Quellenbrausen.

Wenn sich in Geistes Quell dein Blick versenkt,
Sind's Blumen, die, sich spiegelnd, ihn umschwanken,
Sie leuchten dir entgegen lustgetränkt,
Als strahlende, als liebende Gedanken. —

Ich liebe mich — mein Menschenangesicht,
Und bet' mich an im eignen Heiligthume —
Bis in mir auf die scheue Knospe bricht —
Bis meine Seele wird zur sinn'gen Blume.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

IV. Ballvergnügen.

Die Ankündigung des Herrn Benazet, der neu dekorirte Saal des Konversationshauses solle den nächsten Sonnabend mit dem ersten großen Ball eingeweiht werden, beschäftigte schon eine Woche vorher alle Gemüther. So spät in der Saison waren diese Bälle noch niemals angegangen, und alle Gäste, welche vor Anfang des August in Baden gewesen, hatten sich umsonst auf die festliche Eröffnung gefreut. Erst heute war der große Tag gekommen, und schon gegen Mittag waren an zweitausend Billets ausgegeben. Es schlägt zehn Uhr des Abends, am Portale drängt sich eine lange Wagenburg in rascher Folge auf einander, es ist Zeit, treten wir ein.

Der große Saal fing an sich zu füllen, vom Orchester brauste ein brillanter Walzer, doch Niemand trat zum Tanze an, die Gesellschaft promenirte hin und wieder, und überließ sich der stillen Bewunderung des glänzenden Lokals. Benazet hat selbst den von Paris, London, Wien und Petersburg verwöhnten Augen ein beifälliges Lächeln abzugewinnen gewußt, und wenn auch nur für Augenblicke, aber doch für diese durch die überraschende Pracht seiner Besitzung die Aufmerksamkeit der Nichts bewundernden Engländer erregt. Diese Menschen finden die Befriedigung der Ansprüche eines Gentleman als so zur Lebensordnung gehörig, daß sie Niemanden Dank wissen, als dem, dessen angestrengtes Studium neue und wichtige Entdeckungen in Comfort gemacht hat. Benazet mag dies wohl in dem letzten Winter, in welchem er erst den Pacht übernahm, erreicht haben; denn das Innere des Konversationshauses wurde von ihm während dieser kurzen Zeit in der jetzigen Gestalt hergestellt. Als im Frühjahr der Großherzog Baden besuchte und die neuen Einrichtungen in Augenschein nahm, soll er die Aeußerung gethan haben: »Sie haben mein Schloß in Karlsruhe übertroffen,« worauf Benazet ehrerbietig geantwortet: »K. Hoheit empfangen viel hohe Personen, ich empfange das ganze Europa.«

Im weiten Raume findet sich Eleganz, Geschmack und Solidität vereinigt, man kann so ziemlich sagen »hier ist Alles Gold, was glänzt.« Weiß und Grün bilden die Grundfarben, worüber goldene Malerei getragen ist, in inniger Harmonie steht die architektonische Schönheit der Verhältnisse, der Plafond ist carrirt, dessen mit Arabesken geschmückte Durchzugsbalken große Quadrate umspannen, in deren jedes eine Rosette gemalt ist. Der Fries zeigt eine breite grüne Bordüre mit Goldverzierungen und eingesetzten Medaillons. An jeder der längern Seiten des Saales streben sechs Pfeiler zum Traggebälk empor, während an den kürzeren eine von korinthischen Säulen getragene Gallerie sich erhebt. Zwischen den Kapitälern zieht sich die Reihe der obern Fenster hin, über welche grüne goldbefranste Draperien hängen, dagegen den untern Theil der Wände Spiegel und Glasthüren wegnehmen, deren Tafeln von hellstem Krystall und seltener Größe sind. Diese prachtvolle und gediegene Dekoration erhält eine zauberische Wirkung durch die Beleuchtung. Fünf Kronleuchter, wovon der mittlere hundert und acht Lampen trägt, dazu die an den zwölf Pfeilern vertheilten Kandelaber verbreiten eine solche Lichtmasse, daß sich der Tag daran die Augen aussehen könnte. Dabei wirkt der Schein nicht blendend, sondern mild auf das Gesicht, weil das Licht durch Kugeln von matt geschliffenem Glase strahlt. Längs den Wänden ziehen sich mit grünem Seidendamast überzogene Divans hin.

Und zum letzten Effekt dieses Gemäldes die glänzendste Staffage! Von allen Orten Europa's eine ausgewählte Gesellschaft, mit den Reizen der Natur und Kunst, mit den Vorzügen ihres Ranges, Standes und Vermögens, Meister in Repräsentation und Konvenienz. Die Erscheinung ist blendend, für den Augenblick sogar imponirend. In der Form ruht das Geheimniß der Macht, welches den obern Ständen der Gesellschaft im geselligen Leben so großes Uebergewicht er-

theilt. Fad, langweilig, unwissend ist ihre Unterhaltung oft, niemals oder selten ungeschickt, unbeholfen; freilich bleibt Holz, selbst wenn es polirt ist, doch nur Holz. Diese exclusive Selbstgenügsamkeit, welche als Pathengeschenk in die vornehme Wiege gelegt wird, ist eine starke Wehr gegen das unruhige Treiben der Menge, und dieses wirkliche oder gelernte Nichtaffizirtwerden von sogenannten gemeinen Leidenschaften, die Behauptung immer gleicher Ruhe, hat bis jetzt den Adel zuverlässiger geschirmt, als seine Wappenkronen und Helmbüsche. — Werfen wir uns in die Wellen der auf- und niederwogenden Gesellschaft. Das Orchester spielt einen verführerischen Tanz nach dem andern, und malt auf manches Gesicht einen sichtbaren Kampf der Selbstbeherrschung. Die vornehme Welt tanzt nicht, oder wenn sie tanzt, nur in den Reunionen, wo sie unter sich ist; hier sind roturiers, und neben diesen zu tanzen, horreur! Ja! was? der englische Adel schätzt die Kontinent-Aristokratie gering und hält seinen Stammbaum für den ältesten Europa's, eine ebenso lächerliche Anmaßung als historische Unwahrheit. Indeß er mag diesen Streit mit der Heraldik verfechten, uns interessirt er der Schönheit seiner Frauen wegen, nun und diese fällt der Aesthetik zu. Ich muß gestehen, daß ich unter ihnen Modelle für eine Juno gesehen habe, wie sie sich Phidias nicht vollkommener wünschen konnte. Das Ebenmaß der Glieder, die Regelmäßigkeit der Züge, das Kolorit des Fleisches, die schlagende Definition einer beauty.

Doch denke ich mir diese Physiognomien schlafend lieber, als wachend, denn, wenn sie wachen, sehen sie aus, als hätten sie nicht ausgeschlafen. Was hilft die schönste Farbe des Auges, wenn es glänzt und nicht wärmt, wenn es zwar schaut aber nicht reflektirt, wenn es nur ein geschlossenes, nicht ein offenes Fenster des Herzens ist? So sind mir zum großen Theil immer diese abstrakten Gesichter vorgekommen, Ideale körperlicher Schönheit ohne Regung der Gefühlsthätigkeit. Viele Engländerinnen können eine Elisabeth, die wenigsten eine Maria Stuart werden. Eine Engländerin kann sich anbeten lassen, eine Französin bezaubern, beglücken allein eine Deutsche. Doch, wohin gerathe ich? wer Lust hat, gehe diesen Fingerzeigen nach, wenn er glaubt, daß sie auf den rechten Pfad führen; eine andere Erscheinung aus der anglo-sächsisch-normannischen Nobility fesselt unser Augenmerk. — Schwören hätte ich nicht mögen, ob ihre Frisur aus mehr braunen als grauen Haaren bestehe, doch melirt kann man die Farbe mit Fug und Recht nennen. Die halb alte, halb junge Frau trägt an beiden Schläfen zwei große Lockengebirge, von der Ferne einem aufgerollten Tabaksknollen nicht unähnlich. Ueber dem Wirbel liegt oder fliegt mehr eine mit Spitzen besetzte Haube von grüner Seide, deren aufgelöste Bänder wie Schiffsflaggen im Winde flattern. Vergeblich sucht ein breites Stirnband die Neugierde rebellischer Zenkhern, die sich gewaltsam überall Luft machen, zurückzuhalten. Nachträglich erwähne ich zwei große rothe Dahlien, welche sie in den Locken trägt. Ein weit ausgeschnittenes Kleid mit kurzen Aermeln umschließt die abgemagerte Gestalt, und zeigt einen Hals und Nacken, dessen abgeblühte Frische und erschlaffte Elastizität nicht das raffinirteste Toilettenmittel wiedergeben kann. Die grelle Farbe des Anzugs, die Ueberladung von Schmuck an Ketten, Ringen und Uhren vermehrt das Auffallende ihrer Erscheinung. Dabei ist die Frau von respektabler Größe, um schon von Weitem erkannt zu werden, und besitzt ein so männerhaft ungenirtes Wesen, daß sie selbst hier, an dem Sammelplatze menschlicher Thorheiten, bald ausgezeichnet wird. Sie hat angefangen, für eine Merkwürdigkeit der Saison zu gelten, wie solche in jedem Jahre durch stillschweigende Uebereinkunft der Gäste dazu erhoben werden, — die schnellste Art und Weise hier seinen Namen bekannt zu machen. Ihr Gesicht ist der Typus eines alten Weibergesichts in der abschreckendsten Bedeutung dieses verrufenen Artikels. Und wie eitel dabei! den mitleidigen Blicken der Gesellschaft gibt sie ganz andere Deutung, und liebäugelt durch eine antike Lorgnette mit jedem Herrn. Der Leumund erzählt schlimme Dinge von ihr: bald sollte sie aus dem Irrenhause entsprungen, bald männertoll, ja nach Einigen das Allerärgste — ein blue stocking sein! So viel steht fest, daß sie eine Witwe ist, von abscheulichen Manieren, deren großes Vermögen der Gegenstand stürmischer Zärtlichkeiten wurde. Ob sich die Festung übergeben, kann ich nicht berichten; so lange ich sie sah, blieb sie noch standhaft.

Da ich einmal auf diese menschlichen Karrikaturen gerathen bin, so nehme ich aus der französischen Coterie ein Seitenstück dazu herüber. Eine alte Coquette, die in der Walpurgisnacht mit Beifall debütiren würde, hatte sich einen jungen Franzosen unter der Bedingung zum cavaliere servente auserlesen, daß derselbe für jeden Tanz, zu dem er sie engagirte, eine Gratifikation von 400 Franken erhalten solle. Man könnte glauben, daß dieser sonderbare Vertrag die Frau am ehesten reuen würde, im Gegentheile, sie mußte den Jüngling immer anfeuern, in sorgsamer Pflichtübung nicht nachzulassen. Das Aergerniß über diesen Skandal, denn das Weib raste, wie von der Tarantel gestochen, wurde so öffentlich, daß sich die Badekommission ins Mittel schlagen mußte. Auch eine zweite George Sand findet sich, die Cigarren raucht und andere männliche Beschäftigungen treibt; wer Baden besucht hat, wird diese Frau kennen gelernt haben, sie ist die Gattin eines beliebten deutschen Novellisten. Solche auffallende Originalstücke findet man abwechselnd zu jeder Saison, und man hat sich an dieselben so gewöhnt, daß sie zu der Würze des Badelebens gerechnet werden. Man duldet sie überall und ergötzt sich bestens an den tollen Streichen, woran sie es nicht fehlen lassen; überdies gehören sie zum großen Theil, ihrem Stande nach, den höhern Zirkeln der Gesellschaft an. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Verein zum Wohle entlassener Züchtlinge in Prag.

„denn des Menschen Sohn ist kommen, selig zu machen, das verloren ist.
Math. 18. 11.

Seit längerer Zeit hat das Schicksal des unglücklichsten Theils der Menschheit das Nachdenken und die Sorge vieler Staatsmänner und Menschenfreunde gefesselt, ich meine das Schicksal der dem rächenden Gesetze anheimfallenden Uebelthäter. Wenn nämlich ursprünglich das Gefängniß nur eine Strafe sein, und den alleinigen Zweck: Sicherheit des Staats und seiner einzelnen Glieder erreichen helfen sollte, so gesellte sich bald dazu der zweite: Besserung der in demselben zeitweise Aufbewahrten, um sie nicht in gleicher sittlicher Verwahrlosung dem Staate, gegen den sie gefrevelt, wiedergeben zu müssen, und eine weise und menschliche Berücksichtigung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse, wie sie die Natur des Menschen selbst dann noch erfordert, wenn ein Verbrechen dieselbe des ihr angebornen Adels beraubt hat, ist immer noch thätig, das Loos dieser Unglücklichen so zu gestalten, daß während auf der einen Seite die Autorität des Gesetzes nicht leidet, auch auf der andern Seite alle jene, nicht in dem Zwecke der Strafe liegenden Uebel abgehalten werden, die zur moralischen Unheilbarkeit eines in heillosem Irrthume Befangenen führen müssen und die Gefängnißstrafe in eine schaudererregende, Geist und Körper unverhältnißmäßig marternde Tortur verwandeln. Körperliche Gesundheit ist gewiß die erste nothwendigste Bedingung, ohne welche der kranke Geist — und als Wirkung geistiger Krankheit müssen wir jedes Verbrechen seinem Ursprunge nach immer erkennen — nicht genesen kann, und es ist daher in den gebildeteren Staaten mit Recht darauf gesehen worden, daß der Aufenthaltsort der Verbrecher in jedem Falle diese Bedingung erfülle, wobei sich manche sogar bis zu dem Extreme verleiten ließen, daß die Strafhäuser Anstalten zur Pflege des Körpers würden, weil Nahrung und Behandlungsweise der Verbrecher in keinem Verhältnisse standen zu dem, was sie selbst im Stande ihrer Freiheit gewohnt waren. In neuerer Zeit haben sich in Bezug auf Zweckmäßigkeit und größere Wirksamkeit der Gefängnißstrafe hauptsächlich

zwei Parteien gebildet, deren eine sich für gänzliche Absonderung der Verbrecher, die andere aber für theilweise gemeinschaftliche Arbeit unter strenger Beobachtung des Stillschweigens ausspricht. Da der Zweck dieser Zeilen nicht die Prüfung dieser Frage ist, so interessant sie auch erscheinen mag, so verweisen wir diejenigen, die das Wesen dieser beiden Systeme und anderer näher kennen zu lernen wünschen, auf die gedrängte Darstellung in der kleinen bei Borosch und André in Prag 1836 erschienenen Schrift des Grafen Leo Thun-Hohenstein*), worin dieselben ebenso geistreich als unparteiisch und vorurtheilsfrei beleuchtet sind.

Doch so zweckmäßig und vielumfassend auch die Einrichtung der Gefängnisse und Strafanstalten sein mag, so gewähren sie doch sowohl für die Besserung der Züchtlinge, als für die dadurch allein zu erringende Sicherheit der Staatsglieder nur unvollkommene Bürgschaft: denn Alles, was bei dem vollkommensten Zustande der Zuchthäuser sich erreichen läßt, ist höchstens der vom Verbrecher ernstlich gefaßte Vorsatz, dem früher bösen Lebenswandel auf immer zu entsagen und fortan auf redlicher Bahn zu wandeln. Aber diesen Vorsatz faßt er, ohne noch die Schwierigkeiten, die seiner Ausführung entgegenstehn, zu kennen, ohne das Vorurtheil zu beachten, das sich gegen ihn, den einmal Gebrandmarkten, auflehnt, ohne die Nahrungslosigkeit hoch in Anschlag zu bringen, der er nach abgehaltener Strafzeit entgegen geht, ohne die tausendfältige Gelegenheit und die Lockungen recht zu würdigen, die diesen Hemmnissen gegenüber ihn zum Rückfalle verleiten werden, ohne die Schwierigkeiten eines ehrlichen Erwerbs gegen die scheinbare Bequemlichkeit des unrechtmäßigen Aneignens fremden Besitzes genau abgewogen zu haben. Und wenn selbst solche ernste Betrachtung bei ihm Raum gewinnt und seinen Vorsatz nicht erschüttert; wenn er selbst kaltblütig genug ist, zu fühlen, daß nicht der Durst nach Freiheit, das Verhaßte seiner momentanen Lage ihn blendet, ihn zu kühn in seinen guten Entschlüssen macht, ihn zum Schwierigsten, mehr als er es in der That ist, fähig erscheinen läßt; ja, wenn er noch in seinen Vorsätzen beharrt, da schon seine Lage, an Sorgenfreiheit und Gemächlichkeit selbst, sich ganz nach seinen mäßigen Wünschen gestaltet hat, Dank der richterlichen Milde, welche Reue und gezeigte Besserung unterstützt und vergilt: so hat er doch noch nicht seine Kräfte im Kampfe mit jenen gigantischen Hindernissen erprobt, noch sich nicht im guten Streben bewährt, noch nicht »Glauben gehalten«, noch die Prüfungen nicht bestanden, aus denen er entweder geläutert hervorgehen, oder denen er unterliegen muß, um desto strengerer Strafe anheim zu fallen, wenn er sich zu sehr vermaß und seine Kräfte überschätzte. So die Besten; und doch besteht die Mehrzahl der als gebessert entlassenen Züchtlinge in den wohlorganisirten Strafhäusern aus Individuen, bei denen wohl während der Gefangenschaft einzelne gute Gedanken angeregt, die Keime des bösen Vorsatzes aber nicht so ganz erstickt wurden, die es vielmehr, ohne positiv böse Absicht, leichtsinnig darauf ankommen lassen, wie bei ihrem Wiedereintritte in die Welt das Leben ihnen unter die Hand kommt, und eben so leicht im guten Wege gehen würden, wenn er sich ihnen darböte, als im bösen beharren, wenn sich ihrer keine hülfreiche Hand annimmt. Wie sollen aber die Einen Standhaftigkeit bewahren, und die Andern Standhaftigkeit erringen, wenn von ihnen, die von früher Jugend sittlich verwahrlost, in Sünde fielen, da sie frei und ungeschändet waren, sich die Bessern voll Abscheu wenden? Hier ist Hülfe Noth! Auch im Gefallenen den Bruder erkennen und lieben, lehrt die Religion Christi; aber mit unthätigem Mitleid ist diese Liebe nicht erfüllt.

Wesentlicher und nothwendiger als alles Andere, selbst abgesehen von dem politischen Nutzen, der für den Staat und seine einzelnen Glieder daraus entspringt, erscheint daher dem Auge des wahren Christen und Menschenfreundes die Sorge für den Gefallenen, nachdem er durch überstandene Strafe dem beleidigten Gesetze genug gethan. Die Strafe ist es nicht, die ihn schändet, sondern die That, die ihm solche zuzog, und diese hat er durch jene gebüßt, wenigstens in den Augen der Welt, die nicht das Herz und die Gesinnung, ehe sie in Handlung sich aussprach, zu richten vermag, sondern an die That allein ihr Urtheil knüpfen soll, und Jeden für reichlich so gut als sich selbst erachten muß, bis seine Handlungsweise unzweideutig das Gegentheil zeigt. Wer, wenn er sich selbst noch der Besserung für fähig hält, wollte, ohne die untrüglichsten Beweise davon in Händen zu haben, einem Andern die Besserungsfähigkeit absprechen? — Solcher Art waren und sind die Ansichten und Gesinnungen Derer, welche zu Vereinen sich verbanden, die die Sorge für die Züchtlinge nach ihrer Entlassung übernahmen, und ein solcher Verein hat sich auch seit dem Jahre 1836 hier in Prag gebildet. Angeregt durch den Grafen Leo von Thun haben sich hochherzige Männer aus Böhmens Adel und seiner Bürgerschaft zu dem mühsamen aber edlen Geschäfte die Hand gereicht, die Bahn des Rechten den Reuigen zu lehren, seine ersten unsichern Schritte zu leiten, ihn nach Bedürfniß durch Lehre und Mittel zu unterstützen, die verlorenen Söhne dem Staate zu retten und zu erhalten. Und wenn es wahr ist, daß »mehr Freude im Himmel sein wird über Einen, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte,« so wird der Segen des Höchsten den wackern Männern nicht fehlen. Auch hat sich dieser aus den unscheinbarsten Anfängen hervorgegangene Verein zu einer bedeutenden Mitgliederzahl erweitert, und ist im steten Wachsthume begriffen, er hat durch sein thätiges Wirken Früchte aufzuweisen, auf die er stolz sein kann; und was sie thun, diese Männer, wird immer mehr sich die Anerkennung und den Dank des Vaterlandes gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Die Nothwendigkeit der moralischen Reform der Gefängnisse, mit Hinweisung auf die zur Einführung derselben in einigen Ländern getroffenen Maßregeln.“

Bilder und Skizzen vom Rheine.

Landwirthschaftliches Fest.

Mainz 31. Juli.

Dieser Tage wanderte ein guter Theil unserer Bevölkerung gen Worms zum landwirthschaftlichen Fest der Provinz Rheinhessen, welches jedes Jahr an einem andern Orte abgehalten wird. Eine herrliche, am Ufer des Rheines, zwischen diesem Strome und der Stadt liegende großartige Lokalität war dazu ausersehn, und auf das Geschmackvollste zu dem Zwecke des Festes eingerichtet. In der Mitte dieses Riesenplatzes prangte das mit vielen Fahnen, Kränzen und Emblemen geschmückte kolossale Festzelt. Eine große Reihe kleiner Zelte und Buden, die Tribune des Festcomités, das Amphitheater rc. füllten die übrigen Räume des Festplatzes aus. Am Vorabende wurden die Fremden, die auf Dampfschiffen ankamen, aufs feierlichste empfangen, der Präsident des Vereins, Freiherr von Lichtenberg aus Mainz, wurde, als er ankam, gleichsam im Triumphe und unter Jubel nach dem Festzelte geleitet, Kanonendonner und Feuerwerk leiteten das Fest ein. — Am folgenden Morgen, als der Tag kaum angebrochen war, begann der erste landwirthschaftliche Festakt, die Musterung der zur Preisbewerbung in großer Menge herbeigebrachten Thiere. Um 10 Uhr, als sich die ungeheuere Menge auf dem Festplatz versammelt hatte, unter ihnen auch S. H. Prinz Georg von Hessen, wurde die Vertheilung der Preise auf das feierlichste bewerkstelligt. Vorher aber hielt der Präsident des landwirthschaftlichen Vereins eine Rede, worin er den hohen Nutzen der landwirthschaftlichen Vereine auseinandersetzte, und zeigte, wie sehr der Wohlstand der Provinz seit den 24 Jahren, während welcher sie zum Großherzogthum Hessen gehört, emporgeblüht sei. Nach beendigter Rede wurden die Preise an treue Dienstboten, und an Diejenigen, welche sich um Rindvieh- und Pferdezucht Verdienste erworben, vertheilt. Wenn überhaupt diese von den landwirthschaftlichen Vereinen des Großherzogthums immer mit großer Feierlichkeit vorgenommene Handlung eine angenehme Wirkung auf die Preisbewerber sowohl, als auch auf das Publikum hervorzubringen geeignet ist, so mußte die hier vorgenommene Preisvertheilung einen doppelt günstigen Eindruck zurücklassen, da der hochverehrte Prinz Georg (Bruder unsers Großherzogs), mit eigener Hand die Preise vertheilte, und durch diese Handlung zu erkennen gab, wie sehr Derselbe jedes Verdienst zu schätzen weiß. — Um 1 Uhr ein Festbanket in einer eigends dazu erbauten Rotunde von 800 Theilnehmern, welches ebenfalls vom Prinzen Georg getheilt wurde. Während dieses opulenten Festmahls herrschte die ungetrübteste Heiterkeit und Cordialität. Toaste in Menge, und unter dem Donner des Geschützes und dem Klange der Festmusik. Abends ein brillanter Ball. — Der zweite Tag des Festes wurde zwar mit weniger Gepränge, aber doch auf eine dem Zwecke des Festes sehr entsprechende Weise begangen. Der Vormittag wurde unter Leitung des Ausschußes des Vereins dazu verwendet, die Anwendbarkeit neu erfundener landwirthschaftlicher Geräthe öffentlich zu versuchen und diese Werkzeuge, sammt allen ausgestellten landwirthschaftlichen Gegenständen, unter den Anwesenden zu verloosen. Nach der Versicherung aller Sachverständigen sollen diese Versuche von überraschendem Erfolge gewesen sein und den Beweis geliefert haben, wie sehr die Bestrebungen des landwirthschaftlichen Vereines von den Landwirthen unserer Provinz anerkannt werden. — Der Nachmittag war heitern Volksspielen, einem Schifferstechen auf dem Rheine, Mastklettern rc. so wie der geselligen Unterhaltung im Festzelte gewidmet. Das ganze Fest wurde mit einem herrlich ausgeführten und lange andauernden Feuerwerke, verbunden mit Geschützesdonner,

beschlossen. — Diese landwirthschaftlichen Feste verdienen die höchste Beachtung und gewähren, wie die Erfahrung gelehrt hat, den größten Nutzen. Es ziemt sich, daß auch der Landmann, der uns durch seine Arbeit nährt, ein Fest habe, das ihm allein gehört, und wo er sich so aus ganzer Seele freuen kann. Er muß doch einmal im Jahr die Schwielen auf seinen Händen und den Schweiß auf seiner Stirne vergessen dürfen. Nur ist es Schade, daß auch so viele Faullenzer in Glacéhandschuhen das Fest mitfeiern. Eine größere Ironie gibt's nicht, als wenn ein von Arbeit und Drangsal gebückter Bauer, der schon 40 Jahre den Spaten führt, beim landwirthschaftlichen Feste dem Vollmondsgesichte eines Rentiers gegenüber sitzt, der schon 40 Jahre nichts thut. Es sollte das landwirthschaftliche Fest nur von eigentlichen Feldbebauern gefeiert werden.

Aus Triest.

(Beschluß.)

Gegenwärtig bilden die Beduinen hier das Tagesgespräch. — Herr Desorme, früher Direktor einer spanischen Reitergesellschaft, hat seine Pferde verkauft und an ihrer Statt sieben Menschen aus der Wüste von Sahara in Sold genommen, mit denen er nun Europa durchzieht. Sie ahmen sprechend, oder vielmehr springend Löwen, Tigern und Hyänen nach und zeigen Künste, bei deren Anblicke den Zuschauern die Haare zu Berge stehn; zu 3 bis 4 über einander rennen sie über die Bühne; kopfüber schlagen sie die groteskesten Räder; sie bilden lebendige Pyramiden, springen ohne Furcht über zehn Menschen mit 20 erhobenen Bajonetten, und wenn man dies Alles sieht, so kann man sich's leicht erklären, wie viel Abdel Kader den Franzosen zu schaffen geben muß, wenn er viele dergleichen unter seinen Fahnen zählt.

Außer dem Theater ist auch für andere Unterhaltungen reichlich gesorgt; ein Herr Ermans hat Ballonspieler aus Rom, Verona und Mailand herkommen lassen; ferner ist ein Diorama und ein Kosmorama zu sehen. Ein Aeronaut zeigt einen 27 Fuß hohen Ballon, mit dem er nächstens eine Luftreise unternehmen wird, zu deren Theilnahme er Liebhaber der höheren Sphäre einladet. An den Werkeltagen spielt jeden Abend an irgend einem andern öffentlichen Orte die Militärbande, und Alles eilt dahin, um Aug und Ohr zu weiden. Die Haute Volée aber hat sich das Café Tommaso zum Sitze erkoren, und mit Recht. Am Meere gelegen, hauchen frische Seelüfte uns an, die Sorbetti sind trefflich, die Musik einladend, der schönste Damenkranz reizend und lockend, und so ist für alle Sinne hier gehörig gesorgt.

Die Literatur anlangend, wird es jetzt reger als früher; von Tschabuschnigg verläßt ein Roman »Ironie des Lebens« diesen Monat die Presse, von Dall' ongaro wird eine Prachtausgabe seiner poetischen Werke vorbereitet; Doktor Biasoletto, Direktor des hiesigen botanischen Gartens, wird die Beschreibung seiner Reise nach Dalmatien erscheinen lassen, die er mit Sr. Maj. dem Könige von Sachsen gemacht, welcher die Widmung derselben angenommen hat; der Buchhändler Favarger hat den Verlag einiger Werke hiesiger Schriftsteller übernommen. — Die Journale — doch hier komme ich auf ein Thema, das ausführlicher behandelt werden will, als mir heute von der Zeit gestattet wird; ich komme nächstens wieder darauf zurück.

J. Löwenthal.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Der rühmlich bekannte Pianist und Compositeur, Hr. Anton Habern, wird in den nächsten Tagen eine Kunstreise nach Gratz, Laibach und Triest unternehmen, und in diesen Städten seine neuesten Kompositionen vortragen. Haberns Spiel ist eben so brillant als anmuthig und geschmackvoll.

R. G.

— Fürst Pückler-Muskau verweilte auf seiner Reise nach Marienbad kurze Zeit in unserer Stadt. Die schöne Abyssinierin, welche sich in seinem Gefolge befindet, wurde ungemein freudig überrascht, als sie in einem Mohrenknaben, der hier in einem adeligen Hause dient, einen Landsmann erkannte. Die ganze Scene soll äußerst rührend gewesen sein. Fürst Pückler hätte gern den Knaben zu sich genommen, und sein Herr war bereit, dem Wunsche des Fürsten zu genügen; doch der junge Abyssinier weigerte sich standhaft, seinen Wohlthäter zu verlassen. Ein guter Stoff für ein rührendes Drama, mit den gehörigen Kontrasten!

R. G.

— Am 12. August war der feierliche Empfang des Hrn. S. L. Rappoport aus Tarnopol, der als erster Oberjurist und Religionsvorsteher der Prager Israeliten in seine neue Gemeinde einzog. Die Vorsteher so wie viele Mitglieder dieser Kommunität fuhren in einer langen Wagenreihe ihrem neuen Religionsoberhaupte bis nach Horloschitz entgegen und begleiteten ihn nach Prag. In der Hauptstadt angelangt verfügte sich der hohen Orts bestätigte Herr Oberjurist, der als hebräischer Archäolog den ersten Rang unter den Gelehrten einnimmt, in die »Alt-Neusynagoge,« und hielt daselbst nach Verrichtung des Abendgebets eine würdevolle, bescheidene Antrittsrede. — Gewiß wird das Wirken dieses humanen und bescheidenen Rabbi für die Israeliten der Cechenhauptstadt von erfreulichen Folgen sein.

A.

— Herr Med. Dr. Lumbe, Primärarzt und supplirender Professor der chirurgischen Klinik im allgemeinen Krankenhause, hat seit dem 19. Dezember 1839 die Operation der Sehnendurchschneidung (Tenotomie) an mehr als 27 Individuen mit dem glücklichsten Erfolge vollzogen, und fordert Alle, welche an Klumpfüßen rc., an Schiefstehen des Halses, des Augapfels (Schielen) leiden, in der Prager Zeitung auf, sich dieser schmerzlosen Operation zu unterziehen.

Notizen.

(Jubiläen im J. 1840.) Das heurige Jahr ist reich an Jubelfesten. So war in diesem Jahre das siebenhundertjährige Jubiläum der deutschen Treue der Weiber zu Weinsberg, die vierte Säkularfeier der Buchdruckerkunst, das dreihundertjährige Jubelfest der Einführung der Reformation und der lutherischen Kirchenordnung, das zweihundertjährige des Regierungsantritts des Churfürsten von Brandenburg, das hundertjährige der Vereinigung Schlesiens mit der preußischen Monarchie, die erste Säkularfeier der von Professor Baumgarten zu Halle begründeten Wissenschaft der Aesthetik, und das fünf und zwanzigjährige Jubiläum der Schlacht von Belle Alliance (welche in Renair mit einem Musikfest gefeiert wurde), des europäischen Friedens und des deutschen Bundes.

A.

(Schriften zum Gutenbergsfeste.) Zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst sind mehr als 91 Werke, Schriften und Albums erschienen. Wie weit aber diese Manie geht, beweist ein Leipziger Verleger, der ein medizinisches Werk »über das Wesen und die Ursache der kontagiösen Augenblennorhöe« als »eine Festgabe zur vierten Jubelfeier der Typographie« anzeigt.

A.

(Poesie der Landwirthschaft.) Wer wissen will, was die Poesie der Landwirthschaft ist, dem gibt der Verleger des Werkes »Anleitung zur Pflege der Bienen« (Haslinger in Linz) davon Kunde, indem er bei der Anzeige dieser Schrift meint »Bei der Theilnahme, welche die Bienenzucht als Poesie der Landwirthschaft nimmt, dürfte diese Anleitung eine nicht unwillkommene Erscheinung sein.« Wenn die Bienenzucht die Poesie der Landwirthschaft, so sind wir neugierig zu wissen, welche freien Künste die Tauben-, Pferde- und Rinderzucht sind!?

A.

(Fortepiano.) Nach der Gazette musicale sollen sich in Paris 18000 Pianoforte befinden. Dies ist für Paris eine geringe Anzahl; in Prag und besonders in Wien gibt es gewiß verhältnißmäßig mehr solcher Instrumente, auf welchen so viel unberufene Finger herumarbeiten!

(Heilkunde.) In einer Versammlung der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien erstattete Dr. Bittner einen Bericht über den erst seit kurzer Zeit bekannt gewordenen Kurort Gleichenberg in Süd-Steiermark, der nach seiner Meinung in Bezug auf Brustkranke bald einen solchen Ruf erlangen dürfte, wie ihn Karlsbad bei den Leberleidenden errungen hat. — Der nämlichen Gesellschaft wurde folgender Fall erzählt: Eine Dame hatte sich des in Zeitungen angepriesenen und von einer ausländischen Fakultät approbirten Selenitpulvers zum Färben grauer Haare bedient. Bald fühlte sie eine Kälte, die sich vom Kopfe bis in die Extremitäten erstreckte; worauf eine Lähmung aller Muskeln erfolgte. Dieser traurige Zustand währte durch sechs Wochen und wurde nur durch ärztliche Behandlung gehoben. Bei einer chemischen Untersuchung des Selenitpulvers fand man Blei.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 68. Samstag den 22. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Des Rösleins Glut.

Von Rudolf Mußack.

Es wuchs an des Baches Rande
Ein Röslein so zart und schön,
Daß wohl in dem ganzen Lande
Solch Röslein nicht ward gesehn.

Es stand an des Baches Rande
Ein Mägdlein so zart und schön,
Daß wohl in dem ganzen Lande
Solch Mägdlein nicht ward gesehn.

»Möcht' gerne dich, Röslein, pflücken,«
So sagte das Mägdelein,
»Das Haar mir mit dir schmücken
Beim lustigbeschwingten Reih'n.

Es muß der Rubin erblassen
Vor deinem holdsel'gen Glanz, —
Will alle die Steine lassen,
Hab Röslein ich nur zum Kranz.«

Das Röslein: »Magst mich nur pflücken,
Mir ist ja so wohl bei dir;
Ich freilich kann dich nicht schmücken,
Du aber bist meine Zier.

Kommst, Herrliche, du gegangen,
So schießt mir das heiße Blut
Gleich in die beschämten Wangen —
Und das ist des Rösleins Glut.«

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

Die englische Coterie enthält auch gewöhnlich eine Sammlung schöner Männer, schwarz in schwarz gekleidet, mit feiner Wäsche, bartlos, Gesichter, wie sie auf Dosen gemalt sind. Die Toilette der Damen ist reich und kostbar, oft eben so gesucht einfach, als überladen geputzt, selten geschmackvoll erfunden und mit der Person harmonirend. Darin finden alle Nationen ihre Meister in den Franzosen, von deren übermüthiger Prätension ich mir die Modeherrschaft noch am liebsten will gefallen lassen. Eine Französin weiß aus ihrem Körper noch einmal so viel zu machen, als eine andere ihrer ausländischen Schwestern; sie ist, wie keine, im Besitz des Geheimnisses, zu rechter Zeit d'envelloper und de develloper. Sie verscharrt ihre Reize nicht, sie ist mit allen Waffen gerüstet; sie ficht, wie ein geschickter Kämpfer, wenn es mit den einfachen Hieben nicht geht, mit Finten entwaffnet den Gegner und legt ihn besiegt sich zu Füßen. Sie ist immer thätig, immer erobernd, und oft redet ihr Fuß, ihre Hand, und darin lobe ich Pariser Arbeit, so viel, als der Mund und das Auge. Auf dem Rigi warf sogar einmal das Bonmot einer solchen Coquette die hehre Naturandacht einer großen Versammlung beim Sonnenaufgang durch die Worte über den Haufen: „Attention, le soleil touche mes pieds." Aller Augen wandten sich nach diesem Rufe hin, und der Schelm im leichten Unterröckchen, wie man auf jener Bergeshöhe aus dem Bette huscht, feierte einen Triumph comme il faut. Eine Französin kann mit Recht von sich sagen: »schön bin ich nicht, aber sehr interessant.« Nun dergleichen hat es hier eine reiche Auswahl, und man braucht eben nicht ein Deutscher zu sein, um in die Fallstricke dieser Grazien zu gerathen. Dabei ist die französische Coterie am zugänglichsten; es bedarf keiner Ahnenprobe, um als Ebenbürtiger zu erscheinen, und wer sonst auf die Dauer die Insolenz der großen Nation zu ertragen vermag, kann leicht unter ihr Banner sich verfügen. Die dritte Partei in dieser Badeoligarchie bilden die Russen. Diese vornehmen Sarmatensöhne benutzen die Zeit ihrer Reisen zu lobenswerther geistiger Bildung und zeichnen sich durch eine Menge von Kenntnissen, durch den feinen Takt ihres Benehmens, durch wirkliche Humanität vor den andern jungen Männern vortheilhaft aus.

Diese drei Nationen üben die tonangebende Herrschaft in Baden aus; ihre Stellung zu einander ist bei einem scheinbar äußern Bande doch immer locker, um von Vertraulichkeit entfernt zu bleiben; jede ist sich selbst genug und bedarf sich gegenseitig nur dann, wenn die Ehre ihres Standes eine gemeinschaftliche Anstrengung nöthig macht. Eine deutsche Fürstin, die Großherzogin Stephanie, vereinigt bisweilen diese Coterien in Einen Zirkel, wohin denn auch Inländer, so wie insbesondere Künstler und Gelehrte von einigem Namen, gern eingeladen werden. Es wird dazu in der Eile ein sechste und siebente Hofrangordnung eingeführt, denn hoffähigen Charakter muß man besitzen.

Es ist Mitternacht, noch immer vergebens lockt die Musik mit Lanner und Strauß, die Gesellschaft sitzt und geht, aber tanzt nicht. Das Einerlei des Anblicks fängt an zu ermüden, mit dem Sehenswerthen ist man fertig, und fühlt, wenn man so unglücklich ist, ohne alles Interesse da zu sein, bald heimliche Langeweile. Retten wir uns in das Buffet. Welch neuer Glanz strahlt aus diesen Gemächern uns entgegen! So wie man den großen Saal verläßt, tritt man in ein Vestibül, von wo man links in den kleinern Tanzsaal für die Reunionen, wo an diesem Abend das zweite Roulett sich befindet, rechts in den Renaissancesaal gelangt. Diese beiden sind nicht allein neu dekorirt, sondern auch seit letztem Jahre neu gebaut. Der Renaissance-Saal hat keine andere Bestimmung, als an den Ball-Abenden zur Konversation und zum Lokal für die Whist- und Bostonspielenden zu-

dienen. Derselbe ist in wahrhaftigem Rococogeschmack ausgestattet, und beginnt mit einem kleinen Antichambre, aus welchem doppelte Eingänge in das größere Zimmer führen. Jenes ist mit seidenen Tapeten in bunter Mischung dunkler Farben behangen, und in den Pfeilern mit Nischen versehen, aus welchen die affreusen Gestalten der gangbaren Modethorheit in Alabaster hervorsehen. Ein Kamin von Marmor mit barocker Einfassung, darüber eine kostbare Pendule, Stühle mit Rücken und Armlehnen, Spiegel mit reichvergoldeten Rahmen, alle diese Sachen, seltsam geschnörkelt, geben uns in diesem Closet das treue Bild der wieder auferstandenen Perrückenzeit. In den Thürpfosten hängen keine Flügel, sondern es fallen oben vom Fries Gardinen von rothem Plüsch, mit weißem Atlas gefüttert und schwer goldenen Fransen und Quasten behängt, zu beiden Seiten schmal zulaufend, bis auf den glatten Parquetboden herab, so daß man, um aus dem einen Zimmer in das andere zu gelangen, die Vorhänge aus einander schlagen muß. Von demselben Stoff und oben in der Höhe von werthvollen Agraffen, größtentheils in Form eines Adlers, gehalten, sind die Fensterverzierungen. Die Grundfarbe des Renaissancesaales ist roth, darüber Arabesken in Gold, oben in der Bordüre sind Medaillons, welche die Brustbilder deutscher, in Kunst und Wissenschaft berühmter Männer tragen. An den Seitenwänden dehnen sich wieder Sophas in Art von Banquetten aus, Spieltische und Stühle sind von dunklem Acajouholz, an mit Seide umwundenen Schnüren hängen starkvergoldete Carcellampen herab und reflektiren in den aus Einer Tafel gefertigten Trumeauspiegeln zu beiden Seiten einen achtfachen Wiederschein. Der modernen Manie für Parfums ist durch den abscheulichen Padjouligeruch volle Genüge gethan, und um dem Bilde die höchste Wahrheit zu geben, fehlt es an nichts weiter, als an Perrücken, Zöpfen, Puder, Schönpflästerchen, Reifröcken und Schleppkleidern. Diese erwachende Rococolust ist kein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Kultur. Benazet mußte freilich der Mode huldigen und hat dabei gezeigt, wie es möglich sei, in diesen Unverstand noch etwas Sinn hineinzubringen. Freilich kostet ihm dies kleine Gemach eine so große Summe, als wie die übrigen Verschönerungen zusammen; denn der einzige Werth liegt allein in der Aechtheit und Gediegenheit des verbrauchten Materials; daher dieses Styls sich zu bedienen, nur ein Vorrecht reicher Leute bleiben wird.

Im Konversationssaale war es denn doch endlich zum Tanzen gekommen; wie eine berauschte Mänade springend tobte die tanzwüthige Französin am Arme ihres Bedienten, ein gräulicher Anblick! — Wie schlecht doch die Engländer tanzen! nicht einmal Takt, geschweige Haltung und Grazie. Der Walzerkönig Strauß verglich die dortigen Bälle mit einem Stiergefecht, wo man mit den Köpfen gegen einander läuft.

Schon schickt die Sonne Aurora als Herold ihrem nahen Einzuge voraus, die letzten Töne verklingen, die letzten Lichter verlöschen, der Herd, wo menschliche Leidenschaft ihre Fackeln sich zündet, steht öde und ausgebrannt, bis der Abend des neuen Tages die Fortsetzung des unterbrochenen Opferfestes bringt.

V. Der Tempel Fortuna's.

Kennt Ihr die geflügelte Göttin, welche blinden Auges auf einer Kugel dahin rollt? Sie ist die freieste Göttin; denn wer vermag ihr die Flügel zu schneiden, die Binde von den Augen zu nehmen und Bahnen ihrer Kugel zu ziehen? Wie undankbar ist sie dabei; andere Götter segnen die Opfer, welche Ihr bringt; Ceres bleibt nicht aus, wenn der Landmann den Boden vorbereitet, und Bachus ist der Schutzherr aller fleißigen Winzer: aber, wer an Fortuna's Altar Opfer bringt, der rechne nicht auf Erhörung; wie kann sie auch die Opfer sehen? Wenn du ein Kartenblatt dem Winde gibst, wie kannst du die Stelle zeigen, wohin er es auf seinen Fittigen tragen wird, und selbst wenn du diese Wissenschaft erlangtest, wärest du von den Geheimnissen Fortuna's doch gerade noch so weit entfernt, als wie du anfingst. Das wahre Glück kommt, wie man sagt, im Schlafe oder über Nacht, es kommt ohne alle Anstrengung, ohne alles Wissen des Beglückten. So erscheint die Göttin in ihrer Reinheit; doch der Menschen Eigennutz hat sie schmählich befleckt, hat sie herabgewürdigt zur Triebfeder seiner egoistischen Unternehmungen. Man hat die Freiheit dieser Göttin gekettet, und der schwache Menschenverstand ihren Segen von sich abhängig machen wollen. Doch Menschenwerk bleibt Menschenwerk, die Göttin spottet der Fesseln und rächt ihre Entweihung durch Jammer und Elend und die Qualen herbester Täuschung. Indem sie Einen beglückt, vernichtet sie zehn, und auch jener unterliegt früher oder später der Vergeltung. Nichts straft die Vorsicht mehr, als der Mißbrauch einer an und für sich guten Sache. Das Spiel mit dem Glück ist der lockendste und gefährlichste Irrweg des menschlichen Lebens. Und schwer zu finden ist er wahrlich nicht; denn die Wegezeiger und Führer dahin sind so zahlreich und öffentlich ausgestellt, daß man Mühe hat, sie zu vermeiden.

Begleitet mich und ich führe Euch an den grünen Glücksaltar, wo der hohe Priester Fortuna's in ihrem Dienste die heiligen Gebräuche hält. Habt Ihr Ifflands Spieler und die drei Tage aus dem Leben eines Spielers gelesen? vergeßt sie, ich zeige Euch keine Katastrophen, sondern nur den Anfang eines tragischen, komischen oder tragikomischen Stückes. Der große Lessing verdient einen Vorwurf, nicht, daß er selbst spielte, sondern, daß er dadurch kleinen Geistern eine Entschuldigung gab, welche nun das Spiel auch ihrer Verdauung wegen betreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Verein zum Wohle entlassener Züchtlinge in Prag.

(Beschluß.)

Der Verein zum Wohle entlassener Züchtlinge, welcher anfangs nur aus wenigen Bewohnern Prags sich bildete, konstituirte sich als solcher mit allerhöchster Genehmigung am 6. März 1839, legte seine Grundgesetze zur allerhöchsten Bestätigung vor, entwarf Verwaltungsregeln, forderte, indem beide mitgetheilt wurden, in einem allgemeinen Aufruf öffentlich zum Beitritte auf, und Se. Excellenz der Herr Oberstburggraf, Graf Chotek, nahm das ihm angetragene Protektorat desselben an. Aus der im März 1840 gehaltenen jährlichen Generalversammlung und aus den sonst zur öffentlichen Kenntniß gelangten Akten lernen wir das Wesen und die Grundzüge des Unternehmens, so wie dessen bisherige Wirksamkeit näher kennen. Der Verein geht zunächst von dem Grundsatze aus: »seine Wirksamkeit nur so weit zu erstrecken, als sich davon nach Verhältniß der ihm zu Gebote stehenden Mittel ein glücklicher Erfolg erwarten läßt, dagegen mit möglichster Sorgfalt darnach zu streben, daß mit denjenigen Individuen, deren er sich annimmt, sein Zweck wo möglich erreicht werde.« Um nun diesem Zwecke die wirksamsten Mittel widmen zu können, wird für jeden einzelnen Pflegling ein besonderer Obsorger aus den Vereinsgliedern bestellt, der im steten Einvernehmen mit dem Vereine die individuellen Verhältnisse und Bedürfnisse des seiner Obhut Empfohlenen zu berücksichtigen hat, und in leiblicher und geistiger Beziehung ihm durch den Verein die entsprechende Hülfe zukommen läßt. Diese Individualisirung des Verfahrens ist ein hauptsächlicher Charakterzug des Prager Vereins, und sie macht es ihm allein möglich, von dem guten Erfolge sich zu überzeugen, der sich von seinen Pfleglingen erwarten läßt. Der Verein hat es sich natürlich von vorne herein vorbehalten, sich aus den Strafgefängnissen die Individuen auszuwählen, die er der Hülfe für besonders würdig hält. Da sich aber von selbst ergibt, daß die aus den Gefängnissen entlassenen Prager zunächst die Aufmerksamkeit des Vereines auf sich ziehen, so hat sich mit Beginn dieses Verwaltungsjahres der Verein veranlaßt gefunden, öffentlich auszusprechen, daß er seine Hülfsleistungen auf Solche beschränke, die

aus den Prager Gefängnissen entlassen werden, und nur in besonders rücksichtswerthen Fällen hiervon eine Ausnahme mache; denn der Erfolg hat gelehrt, daß Individuen aus andern Orten eine durchaus so entsprechende Hülfe nicht gereicht werden kann, als den hiesigen, und als es selbstständige Vereine da, wo sich Strafanstalten befinden, zu thun im Stande wären. Es steht fast zu erwarten, daß, nachdem Prag mit einem so guten Beispiele voranging, auch die übrigen mit Strafhäusern versehenen Orte sich nach und nach anreihen werden. Alsdann würde für Böhmen ein seltener Segen aus diesen Vereinen hervorgehen, wenn in allen Provinzen sich ähnliche bildeten, diese sich unter einander in Verbindung setzten, ihre Erfahrungen sich gegenseitig mittheilten und die Hülfsleistungen austauschten. Der in Prag bestehende Verein, seinem Hauptgrundsatze gemäß, behält es sich vor, die Individuen auszulesen, denen er seine Hülfe angedeihen lassen will, und wendet dieselbe zunächst auf solche an, die sich bittend an ihn gewandt haben. Die Mittel, durch welche er seine Zwecke zu erreichen sucht, sind: Unterbringung seiner Pfleglinge bei Gewerben, landwirthschaftlichen und häuslichen Diensten, Unterweisung derselben in Religion, in andern Kenntnissen und den nöthigen Fertigkeiten, persönliche Ueberwachung und Leitung jedes einzelnen Pfleglings, endlich Darreichung der nöthigen Unterstützung. Die Unterstützung besteht in Verabreichung des Benöthigten an Kleidungsstücken, Werkzeugen, Kost, ärztlicher Hülfe u. dgl. und nur selten und ausnahmsweise in baarem Gelde; doch wird alles Dieses dem Pflegling nur so lange gereicht, als er nicht im Stande ist, seine Bedürfnisse selbst zu bestreiten, so wie er auch zur Rückstellung oder zum Ersatze verpflichtet wird, wenn solches zweckdienlich erscheint. Er setzt seine Fürsorge fort, bis entweder der Pflegling derselben nicht mehr bedarf, oder das Betragen des Pfleglings gezeigt hat, daß der Verein nicht hoffen könne, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln seinen Zweck zu erreichen, oder bis der Pflegling selbst die Fürsorge, die Keinem aufgedrungen wird, zurückweist. Alles, was unmittelbar das Wirken des Vereins betrifft, ist an ein Comité verwiesen, welches wenigstens aus zwei Direktionsmitgliedern und der Gesammtzahl der jedesmal erscheinenden wirkenden Vereinsmitglieder besteht. Dieses Comite versammelt sich an jedem Montag Abends um 6 Uhr;*) die Competenz der Direktion beschränkt sich ganz auf die gesellschaftlichen Interessen, und dieselbe legt darüber der Generalversammlung jährlich Rechenschaft ab.

Die Mitglieder des Vereins sind entweder **wirkliche**, d. h. wirkende, indem sie auf eine unmittelbar thätige Weise zum Zwecke desselben mitwirken, und **beitragende**, indem sie einen jährlichen Betrag von wenigstens 10 fl. C. M. in die Vereinskasse erlegen, oder Ehrenmitglieder, die vom Vereine gewählt werden, und keine Verbindlichkeit haben, als die sie sich selbst auferlegen. Natürlich bedarf der Verein der Mitwirkung von Gewerbtreibenden aller Art, Gutsbesitzern und andern Landeigenthümern, auch von solchen, die mit dem Geschäfte des Lehrens sich befassen, Geistlichen, Schullehrern und Anderen, um dem allseitigen Bedürfnisse genügend entsprechen zu können.

Was nun die bisherige Leistung des Vereins z. W. e. Z. in Prag betrifft, so geht aus den verschiedenen Berichten der Direktion an die Generalversammlung hervor, daß durchschnittlich ein Drittel von denen, deren Sorge er übernahm, seiner ferneren Aufsicht verbleiben. Von der Gesammtzahl 76 (von denen 3 starben, demnach 73) stehen noch 24 unter seiner Obhut und geben sichere Beweise ihrer Besserung; 24 sind von ihm aufgegeben und bereits fast Alle recidiv geworden; über die Andern läßt sich theils wegen der Kürze der Zeit, die sie unter dem Vereine stehen, theils weil ihr Betragen sich hie und da verdächtig gezeigt hat, noch kein genügendes Zeugniß ausstellen. Dies Verhältniß hat sich erhalten, obgleich der Verein sich Mancher angenommen hatte, deren vorgerücktes Alter wenig Hoffnung für Besserung erlaubte, und selbst wiederholte Vergehen einiger Anderer ihn nicht zurückschreckte, so lange noch ungewiß schien, ob nicht in der Hülflosigkeit ihrer Lage der Grund ihrer Fehltritte zu suchen war. Bedenkt man nun, welche Hindernisse der Verein für jeden seiner Pflegebefohlenen zu beseitigen hat, womit zu kämpfen bei Menschen, die Arbeit früh verabscheuen gelernt, moralisch gewöhnlich ganz verwahrlost sind von Jugend auf, die auf schlechten Wegen besser Bescheid wissen, als auf guten, bei denen der Hang zum Bösen oft früher und länger genährt wurde, als die Lust am redlichen Thun, die nicht selten — wie ein vierzehnjähriger Knabe, über den die Direktion in ihrem diesjährigen Vortrage berichtet — keinen Begriff von Gott und Pflicht haben, ja, das Gestirn nicht kennen, in dessen Strahl sie sich wärmen, nicht die Pflanze, die der Fleiß der Menschen zum Brode, das sie nährt, verarbeitet, und die noch obendrein in ihren Gefängnissen in gegenseitigem Verkehr standen, also schlechte Gesellschaft, schlechtes Beispiel, schlechte Lehre in Menge hatten; bedenkt man dies, sage ich, so kann das obige geringfügige Resultat nur als ein sehr günstiges erscheinen. Und um so mehr erscheint es so, da Manche, die aus freiem Antriebe die Hülfe des Vereins nachsuchten, dessenungeachtet nicht selten denselben täuschten, weil sie nur eine für ihre schlechten Zwecke bequemere Lage durch ihn zu finden gehofft hatten. Es ist aber zu erwarten, daß diese Fälle immer seltener werden, weil die Strenge, mit der der Verein verfährt, mehr bekannt geworden ist, und auch die Behörde, wie sich das von selbst versteht, gegen Die mit verdoppeltem Ernste verfährt, welche trotz der Wohlthat des Vereins in ihr bereits bestraftes Vergehen zurückfallen. Zwei Individuen nahmen sogar ihre Bitten an den Verein zurück, aus Furcht vor dem strengeren Arbeitshause, wohin, wie sie gehört hatten, Diejenigen abgeführt würden, die den Absichten des Vereins nicht entsprächen, während für die Uebrigen gesorgt wurde, indem man sie als Lehrlinge, Andere schon als Gesellen bei verschiedenen Meistern unterbrachte. Andere sind Hofknechte auf adeligen und anderen Besitzungen, Einer ist sogar Diener bei einem der thätigsten Mitglieder des Vereins, noch Andere arbeiten um Taglohn, oder sind bei Familien in Aufsicht, die sich dieserhalb großmüthig dem Vereine antrugen. Dies Letztere ist dem Vereine von um so größerm Nutzen, als eine große Schwierigkeit für ihn darin liegt, die Zwischenzeit, die zuweilen zwischen der Entlassung der Züchtlinge und ihrer ferneren Unterbringung verstreichen muß, dem Zwecke des Vereins gemäß auszufüllen. Die Direktion sprach in Bezug hierauf in ihrem letzten Berichte den Wunsch aus, durch Ankaufung eines Grundstückes und der dazu gehörigen Wohnung diesem Uebelstande planmäßig abhelfen zu können. Bei den bisherigen Erfahrungen des Vereins hat sich als eine andere Schwierigkeit die Beschäftigung solcher Individuen herausgestellt, welche geistig mehr entwickelt gegen körperliche Arbeit mehr abgeneigt sind. Ist auch die Zahl solcher Menschen in dieser Klasse nicht groß, so verdienen sie doch gerade um so mehr Berücksichtigung, als die brauchbarsten Arbeiter aus ihnen gebildet werden können, und es verdient die genaue Sorgfalt, mit der der Verein die Individualisirung seiner Hülfsleistung zu beobachten sucht, das größte Lob. Ein wirksames Mittel, dieser Schwierigkeit für alle Fälle zu begegnen, läßt sich freilich nicht wohl auffinden, wenn man nicht etwa an eine Anstalt denken wollte, welche lediglich sich die geistige Ausbildung und Vorbereitung zu einer wissenschaftlichen Stellung zur Aufgabe stellte, was einerseits bedeutende und mehr als auf gewöhnlichem Wege zu erzielende Geldmittel voraussetzte und außerdem eine überaus lange Zeit in Anspruch nähme, bevor sich auch der geringste Erfolg bemerkbar machte; vielmehr glauben wir auch hier, daß persönliche Neigung des Pfleglings und sein individuelles vorherrschendes Talent für jeden einzelnen Fall eine neue Berücksichtigung und Wahl nothwendig macht, so mühsam dies auch für den Verein sein möge.

Es ist uns eine große Freude, über ein so lobenswerthes Unternehmen so erfreuliche Resultate berichten zu können, und wir sind überzeugt, daß nicht nur Jeder, der dazu im Stande ist, nach Kräften mitzuwirken für eine heilige Menschen- und Christenpflicht halten werde, sondern daß auch nach und nach sich in Böhmen viele ähnliche Vereine in nächster Zukunft bilden, in denen die Gesellschaft die größte Garantie für ihre Sicherheit und der bisher hülfloseste und unglücklichste Theil derselben seinen Retter und Wohlthäter finden muß.

Bernhard Stolz.

*) Das Geschäftslokal des Vereins ist in der Zeltnergasse N. C. 600.

J. J. Krašewski.

Krašewski gehört unter die genanntesten, fruchtbarsten und zugleich auch begabtesten der jetzt lebenden Schriftsteller Polens. Seine Erzählungen sind so interessant, seine Lebensgemälde so wahr, seine Kritiken so treffend und auf Geistesreife hindeutend, daß man nicht umhin konnte, nach den Lebensverhältnissen dieses noch so jungen Schriftstellers sich näher zu erkundigen. Um so reger war das Interesse an seiner Person jetzt, wo die Journale das 33. Werk dieses fleißigen Literaten ankündigten. — Ein polnischer Korrespondent des **Lwowianin** brachte eine skizzirte Lebensgeschichte Krašewski's, die wir unseren Lesern um so weniger vorenthalten wollen, als dieser Name in »Ost und West« theils schon vorgekommen ist, theils noch öfterer vorkommen dürfte. Das Leben Krašewski's liefert uns einen neuen Beleg dafür, daß der kräftig strebende Geist über die Verhältnisse zu siegen vermag.

J. J. Krašewski ward geboren zu Warschau am 26. Juli 1812. Seine Eltern waren eigentlich in Lithauen ansäßig, und ließen sich

nur zufolge der damaligen Kriegsbegebenheiten in der Hauptstadt nieder. K. ward im Hause seiner Großeltern erzogen, welche ihn in die Schulen von Biala und Lublin, und später in das Swisloger Gymnasium in Lithauen schickten; im J. 1828 trat er aus dem Gymnasium und begab sich auf die hohe Schule in Wilna, wo er den Vorträgen über Literatur beiwohnte. Sein Vater wünschte, daß er sich der Mathematik widmete; aber der Geist Kraszewski's ließ sich von der belletristischen Laufbahn nicht abbringen. Noch auf der Schulbank hatte er Erzählungen zu schreiben begonnen, die von seinen Lehrern konfiszirt wurden. Seine erste Erzählung: Herr Valer, begann er 1826, vierzehn Jahre alt, und als er dieselbe unter dem Namen: Kleophas Facundus Pasternak herausgab, ermunterte ihn sein damaliger Lehrer, Leon Borowski, in literarischen Arbeiten fortzufahren. Es war dies die erste Aufmunterung, die er erfuhr, denn bisher hatte er nur Hohn, Spott und selbst unmittelbare Hemmnisse zu bekämpfen. Sogar seine Pseudonymität, mit welcher er anfangs in den Journalen aufgetreten war, hatte ihm manche Unannehmlichkeiten zugezogen. — Nach dem Herrn Valer erschien zu Wilna seine zweite Erzählung: »Die große Welt eines kleinen Städtchens«; ein Gemälde, welches sich auf Erinnerungen aus dem Städtchen Biala gründete, wo Kraszewski die Schule besucht hatte. Ein schnelles Heranreifen seines Geistes und eine sichtliche Zunahme an Kraft läßt sich in keinem seiner späteren Werke verkennen. Nach ziemlich langer Pause erschienen, — abermals unter fingirtem Namen — die Erzählungen »Zwei und zwei sind vier;« und »Der Meister Bartholomäus.« — Hierauf entwarf er seinen ersten historischen Roman: »Das letzte Jahr der Regierung Sigmund III.;« welchen er auf eigene Kosten und zwar, nachdem seine zweite historische Erzählung: »Die St. Michaelskirche zu Wilna,« bereits erschienen war, herausgab. Letztere Erzählung weckte den heftigen Unwillen der Wilnaer Protestanten und zog dem Verfasser auf ihre Veranlassung eine derbe Kritik in dem Petersburger Wochenblatte zu. Kraszewski antwortete auf eigenthümliche Weise, indem er nämlich selbst die Fehler seines Werkes angab, welche der Kritiker übersehen hatte. Doch sollte er noch mehrmals die Unbilden der Kritik erfahren, und als er sein »Letztes Jahr« erschienen ließ, bei dessen Herausgabe er 1000 poln. Gulden verlor, rief ihm die Kritik des Petersburger Wochenblattes laut zu, er möge ihren Rath befolgen, und das Schriftstellern bleiben lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Am 14. Albini's »Kunst und Natur.« Dieses Stück hatte einmal einen Rezensenten zu dem Ausruf veranlaßt: »O unnatürliche Kunst und künstliche Natur!« — Am 15. »Bei Eröffnung des großen Thores und mit Rittern zu Pferde«: Gretry's Richard Löwenherz. Ich würde nie ein Stück schreiben, wobei nicht das große Thor geöffnet werden müßte, und worin nicht Pferde auf der Bühne, (im Kunstsalon!) erschienen. Das macht Geräusch und Aufsehen. — Am 16. »Die schlimmen Frauen im Serail.« Das ist ein schlimmes Uebel, das wir nicht sobald los werden, obwohl am 17. »Die homöopathische Kur,« nach dem Französischen von Lembert, gegeben wurde. Diese Kur wird übrigens niemanden von dem Glauben kuriren, daß es besser wäre, deutsche Originaldramen, als französischen Kram zu geben! Zwischen den Akten und am Schluße spielte Herr Ghys, erster Violinist S. M. des Königs der Belgier, ein Konzert und eine fantaisie romantique, worüber Folgendes berichtet wird.

R. G.

— In die letztzeitige Stagnation unsers Theaterwesens, die übrigens nach einem so raschen Wechsel der renommirtesten dramatischen Notabilitäten, wie wir ihn kürzlich erlebt, eben nicht befremden darf, brachte am 17. d. M. das Spiel des Herrn Ghys wieder ein bewegteres Leben. Stände Hr. Ghys hier nicht schon aus früherer Zeit in freundlichem Angedenken, er würde sich ein solches durch seine Leistung an diesem Abende gewißlich festbegründet haben, und darf den Händen und Lungen der Prager die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie ihm sein wohlverdientes Maß von Applaus und Hervorrufungen ehrlich zugetheilt. Hr. Ghys gehört weder seinen Kompositionen noch seinem Spiele nach zu denjenigen Heroen seines Instrumentes, welchen die Bravour für Alles gilt, der Gesang aber für nichts, oder doch wenig mehr als nichts, obgleich ihn die staunenswerthe Ausbildung seiner Technik eben so gut als Andere zu tausenderlei der barocksten Luftsprünge, Verrenkungen und Klischniggiaden befähigte, wie sein Staccato, seine Doppelgriffe u. s. w. hinreichend beurkunden — aber ihn leitet eine höhere ästhetische Ansicht: die Schwierigkeiten in der Ausübung seiner Kunst sind für ihn eben nicht mehr — als Schwierigkeiten (oder sie wären dies vielmehr für Andere, während er sie mit Leichtigkeit überwindet) aber niemals diese Kunst selbst. Beide Kompositionen des Hrn. Ghys, welche wir am 17. zu hören bekamen, durchklingt überall der Gesang, und in diesem Geiste der Tondichtung war auch die Ausführung.

nd. u.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Am 17. und 18. August wurde in dem, bekanntlich unter dem Protektorate Seiner Durchlaucht des Hrn. Camill Prinzen von Rohan stehenden Musikinstitute des Herrn C. J. Kinderfreund die zweite öffentliche Semestralprüfung abgehalten, worüber wir nächstens berichten. Heute Abends gibt das Institut zum Besten der Abgebrannten in Baja ein Konzert, in welchem auch Herr Ghys und Hr. Ulram mitwirken werden.

— Ein sechsjähriger Judenknabe, der am 13. August in der Prager Judenstadt verloren ging, ward am 16. d. M. in einem Keller gefunden, wo er durch drei Tage ohne Nahrung sich befand und nur wunderbarer Weise am Leben blieb. Der Kleine wollte nämlich einem Ziegelwagen ausweichen, glitt aus und fiel in ein Kellerloch. Leider war sein Fall weder bemerkt noch sein Weinen und Schreien gehört worden. Am 16. ging ein Tischler in den Keller, um einige Bretter zu holen, als er zu seinem Schrecken ein menschliches Wesen auf dem Boden liegen fand. Es war der verloren gegangene Knabe, der am faulen Holze nagte. Der Kleine, der Angellus Schulhof heißt, und dessen Lebenskräfte ganz darnieder liegen, befindet sich unter ärztlicher Behandlung.

A.

— Der neunjährige Pianist Leopold Basch, Schüler des Hrn. Jg. Tedesko, wird sich nächstens im Prager Theater hören lassen. A.

— Karl Sabina in Prag, der talentvolle čechische Lyriker und Novellist welcher auch mit besonderer Virtuosität slawische Dichtungen ins Deutsche überträgt und ein sehr feines kritisches Urtheil besitzt (von beiden hat das Journal »Ost und West« manche Proben gebracht) — theilt jetzt im Literaturblatte der böhmischen Zeitschrift »Kwěty« Auszüge aus H. Königs »literarischen Bildern aus Rußland« mit, und macht hiedurch dieses interessante Werk auch dem čechischen Leser zugänglich. — Sabina gibt nächstens eine Sammlung seiner Dichtungen in Heften heraus. Wir wünschen diesem Werke die beste Unterstützung von Seite des slawischen Publikums. R. G.

(Zu Klein-Skalitz), einem Dorfe im königgrätzer Kreise, wurde, wie die »Bohemia« berichtet, im Juli Schneiders »Weltgericht« von mehr als 80 Musikern aufgeführt. Obwohl eine Generalprobe für alle Mitglieder, von denen mehre aus weiter Entfernung herbeikommen mußten — nicht möglich war, so gelang die Ausführung doch so gut, daß die anwesenden Gäste, worunter auch Ausländer, lebhaften Beifall spendeten. Hr. Fabriksdirektor Schmiedl hatte die Musikalien kommen lassen, und Hr. Geisler jun., Kaufmann in Skalitz, das Ganze geleitet. Die Einnahme wurde dem dortigen Armenhause zugewendet.

Notizen.

(Aus Ungarn und Illirien.) Vor einigen Monaten starb ein gewisser Johann Čemický, im 52. Jahre seines Alters, der seiner Dichtungen wegen, die er in slowakischer Sprache abfaßte, in ganz Ungarn berühmt war. Er unternahm jährlich weite Reisen und war als Improvisator allgemein beliebt. Seine nachgelassenen Dichtungen betragen vier Hefte im Manuskript. — Auf dem illirischen Theater in Agram wurde am 29. Juli: Swětislaw und Milewa, ein Trauerspiel in 5 Akten von Popović, aufgeführt. —9—

(Liszt.) Ein Londoner Recensent sagt von Liszt's Spiel: »Das Instrument gehorcht ihm, als wenn es in ihm seinen Vater erkennte, und weckt entweder seine Donner nach seinem Willen, oder spricht sanft zu ihm, wie ein kleines Kind.« (!!)

(Tiecks) so eben erschienener Roman in 2 Bänden: »Viktoria Accorombona« wurde schon in den neunziger Jahren begonnen, und soll eine Lieblingsschöpfung des Verfassers sein.

(Goethe's Faust) erschien in einer rhythmischen Uebertragung in Paris, bei Durant, mit einer Einleitung über die Faustsage.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

No. 69. Mittwoch den 26. August. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Lied.

Von Günther Nicol.

Es braust der Nordwind schaurig
Hin durch den Tannenhain, —
»Mein Herz, mein Herz bist traurig?« —
»»Wie könnt' ich fröhlich sein?
Des Winters Flocken schweben
Dahin im raschen Flug,
D'raus will der Winter weben
Der Welt ein Leichentuch.««

Doch wann der Lenz gekommen,
Wann tönen die Schalmein,
Wann Blüten rings erglommen,
Wann goldig glüht der Hain:
Wann Nachtigallen schlagen,
Wann Alles lebt, was schlief,
Dann, in des Lenzes Tagen,
Mein Herz, dann traure tief!

Mag auch der Nordwind brausen,
Mein Aug', nur froh geschaut,
Mag rings der Winter hausen,
Mein Herz, nur froh vertraut.
Mag rings der Winter weben
Sein weißes Todten-Kleid,
Aus ihm wird sich erheben
Des Frühlings Herrlichkeit!

Denn kurz sind solche Wonnen,
Sie welken, sterben früh' —
Der Herbst hält sie umsponnen,
Und der erbarmt sich nie;
Des Herbstes Sichel lauert
Mit Lust auf's letzte Blatt,
Das letzte Blatt, es schauert
Am Baume bang' und matt. —

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

Beginnen wir bei der Vorhalle des Tempels, bei dem Roulett. Hier beginnt, hier endet der Spieler seinen Lauf. Den Grund suche in der Methode des Spieles. Wir wollen uns den Altar und die Gefäße genau betrachten. Ein mit grünem Tuche überzogener Tisch in der Länge von 8—10 Ellen, ohne Ecken, in ovaler Form, ist mit einer Reihe eng an einander gerückter Stühle umgeben, welche mit dem technischen Ausdruck »die Gallerie« heißen. Inmitten der Tischplatte steht darin befestigt die Roulette, etwa einer großen Suppenterrine ähnlich. Von Außen ist sie mit Holz bekleidet, das Innere ist Metall, wenn ich nicht irre Argentan. In der Mitte, auf einem kleinen Cylinder ruht die gleichfalls metallene Drehscheibe, die durch einen Griff in schnellen Umschwung gebracht wird. An ihren obersten Rändern laufen mehrfache Rinnen hin, aus welchen Kanäle in die auf dem Boden abgetheilten Fächer leiten. Im Moment des Umschwungs wird eine kleine Kugel von Elfenbein in diese Rinne gelegt, welche mit allmäliger Beruhigung der Scheibe ihren Platz in einem der untern Behälter findet. Deren sind mit den beiden Zeros acht und dreißig, die Hälfte schwarz, die andere roth gezeichnet, und in jedem eine der zwischen Eins und Sechsunddreißig inneliegenden Zahlen bemerkt, da die zwei übrigen beide Farben zugleich und die Nummer 0 und 00 haben. Auf jeder Seite der Roulette sind in das geüne Tuch mit gelber Einfassung Cartes genäht, welche in großen Zahlen die Nummern der Roulette enthalten, daneben sind Felder, bald mit einem rothen, bald schwarzen Cavée, bald mit den Benennungen pair, impair, passe, manque bezeichnet. Pair und passe bedeuten eine gerade, impair und manque eine ungerade Zahl, rouge et noir die Farbe, und die großen Zahlen correspondiren mit den Nummern der Fächer, in welche die Kugel fallen kann. An der Mitte des Tisches sitzen sich je zwei Tailleurs gegenüber, wovon der eine die rechte, der andere die linke Seite bedient, und die mit dem Geschäft des Drehens unter sich abwechseln; an den Enden sitzt je ein Croupier als Controleur. Die Gallerie ist stark besetzt, und hinter ihr noch stehende Reihen von Spielern. Der Tailleur ruft: „Messieurs, faites votre jeu“, die Geldstücke fli[illegible], bald Farbe, bald Zahl marquirend, die Kugel läßt [illegible] im Roll[illegible] le jeu est fait“, sie eilt dem Behälter zu „rien ne va plus“ und der laute Ausruf folgt, z. B. „vingt deux, rouge, pair, passe,“ d. h. die Kugel hat Nummer 22, roth, pair und passe getroffen; wer dahin gesetzt hat, gewinnt, freilich mit einigem Unterschiede: rouge pair und passe bekommen den Einsatz einfach, die getroffene Nummer aber 36fach ausgezahlt, darin liegt das höllische Gaukelspiel der Roulette. Für den Augenblick erscheint dem Neuling nichts plausibler, als dies Versprechen, und doch, wie entsetzlich täuschend ist es. Ich habe bemerkt, daß eine Nummer wohl stundenlang nicht einmal herauskam. Nun setzen Viele mehrere Zahlen zugleich, dadurch aber vergrößern sie ihren Verlust, und wenn es auch hie und da trifft, so bringt der Gewinn nur das Verlorene ein, denn der Einsatz auf alle übrigen Nummern, als die ausgerufenen, gehört der Bank. Zwar gibt es einige Chancen, wo man mit einem Geldstücke einige Nummern zugleich besetzen kann, das sogenannte Spiel à cheval, aber dennoch bleibt das Risico dasselbe. Dabei muß man erwägen, mit welcher Schnelligkeit das Geld verloren wird, denn das Glücksrad arbeitet in Einem fort, und das jedesmalige Drehen, Auszahlen und Einnehmen dauert kaum vier bis fünf Minuten. Es ist erstaunlich, mit welcher Routine die Tailleurs ihr schwieriges Amt versehen. Man denke, daß manchmal gegen 50 Spielende umherstehen, die in den verschiedensten Geldsorten pointiren, denn vom rheinischen Gulden an werden in Silber Kronen, ganze und halbe, und Fünffrankenstücke, in Gold Dukaten, Louisd'ors, Friedrichsd'ors und Napoleonsd'ors angenommen, — und diese verschiedenen Münzen an einander liegen, so daß ein scharfes Auge in der Nähe Noth hat sie zu unterschriden, und sehe, mit welcher Gewandtheit sie den Gewinnenden befriedigen, während sie des verlierenden Nachbars Einsatz mit der Croupe gelassen an sich streichen. In grünen Saffiankästchen liegt das Gold abgetheilt, während das Silber in langen Rollen über das Tuch hinge-

breitet ist; zur Reserve, wenn ja, ein seltner Fall, der offne Schatz nicht zureichen sollte, lagert in Rollen, eine jede zu tausend Franken, eine Reserve von Gold. Wenn du am Ende des Tisches sitzest, so werfen sie dir den Gewinn mit solcher Fertigkeit zu, daß die Goldstücke wie an einander gezählt zu liegen kommen. Das feine Benehmen der Tailleurs bei vorkommenden Mißhelligkeiten, die Uneigennützigkeit, womit sie die Pointen selbst dann einnehmen, wo sie nach den Regeln des Spieles nicht mehr dazu verbunden sind, und Summen auszahlen, deren Verlust oder Gewinn streitig war, stehen mit dem vornehmen Anstand, ohne welchen hier keine Unternehmung geschieht, im besten Einklang.

Am Roulett treiben sich, wie gesagt, junge und alte Sünder herum, auch solche, die nicht stark genug sind, dem Spiele ganz zu widerstehen, und nicht muthig und energisch genug, um sich demselben ganz hinzugeben, doch für Augenblicke einmal naichen mögen. Wie viele Menschen gibt es, die blos darum keine Verbrecher wurden, weil ihnen der Muth dazu fehlte! verächtliche Kreaturen! Die Neulinge sind bald zu erkennen; du findest sie meist stehen, selten sitzen; so wie sie gewonnen, flüchten sie das Gold schnell in die Taschen, in der einen haben sie Gulden, in der andern Fünffrankenthaler, in der dritten Gold, welche Sorten in buntem Wechsel auf einander folgen; so etwas thut der alte Spieler nie; dieser setzt sich so nah wie möglich an den Tailleur, tauscht mit ihm gleichgültige Redensarten, sieht dem Spiele einige Zeit zu, bringt gemächlich eine Summe hervor, die er rollenweise vor sich auf dem Tuche ausbreitet. Nie pointirt er eher, als bis die Kugel am Ende ihres Rollens ist, während der Neuling entweder schon früher als nöthig seine Sätze macht, oder damit zu spät kommt und es zurückgeschoben wird. Auch pausirt dieser nur selten, er müßte denn zur Seite treten und seine Baarschaft durchzählen, und in hitziger Uebereilung geräth er nicht selten mit den Nachbarn in Streit, da er etwas einzieht, was ihm nicht gehört. Wenn er den Einsatz etwas zweifelhaft gelegt hat und der Tailleur ihn fragt, ob es etwa so und so gelten solle, er wird jedesmal dazu Ja sagen. Er ist so sehr mit sich beschäftigt, daß er oft vergißt, um Verzeihung zu bitten, wenn er in erregter Leidenschaft nach allen Seiten hin mit Armen und Füßen stößt und tritt, ja bei seltenen Chancen kann er einen lauten Ausbruch nicht unterdrücken, sein Gesicht zeigt schnellen Wechsel von Schatten und Licht. Hinter oder ihm zur Seite stehen dann gute Freunde, welche beständig fragen »nun, wie geht es, hast du gewonnen?« oder theilnehmend rathen »höre jetzt auf, du hast heute kein Glück.« Wenn er gewinnt, kann er die Freude seines Herzens kaum bemeistern, während, wenn er verliert und den letzten Gulden verschwinden sieht, mit einem »es ist schändlich« und fast unter Thränen davonstürzt. Wie anders benimmt sich der Erfahrne. Dieser behält alle Sinne offen, und seine Aufmerksamkeit auf das Spiel erlaubt ihm daneben, ein Auge auf seine Umgebung zu werfen; er weiß sich das Ansehen zu geben, als säße er nur seiner Unterhaltung wegen da, und spiele so hie und da aus Zerstreuung. Er fängt gerne kurze Gespräche an, würde sich aber schämen, über Verlust oder Gewinn zu reden. Selten variirt er in seinen Pointen, er liebt Beständigkeit in der Farbe und der Zahl; ist er glücklich, so weiß er davon Gebrauch zu machen, er wird nicht ängstlich, verliert nicht den Muth, wie Andere, sondern forcirt das Glück; schlagen ihm die Sätze ab, so beherrscht er die Leidenschaft, und will nicht, wie der große Haufen, Alles wieder gewinnen, indem er verdoppelt und fortspielt, sondern pausirt ganz ruhig mehre Taillen hindurch, oder verläßt für heute die Gallerie. — Hierin liegt der Stein der weisen Spieler! Mäßigung im Unglück, Kühnheit im Glück. Ich halte den grünen Tisch für einen guten Probierstein des Charakters einer Person, und Konsequenz und Energie des Willens, sind nirgends richtiger zu bethätigen. Wer im Spiele Maß halten kann, zeigt mehr Geisteskraft, als der, welcher ihm ganz widersteht. — Eine widrige Erscheinung sind mir immer die spielenden Frauen gewesen, sie sollten es der Ehre ihres Geschlechtes wegen unterlassen, welches hierbei keine günstigen Seiten zeigt. Der Mann spielt im Vergleich zur Frau mit einer, wenn ich so sagen darf, edleren Gesinnung, er unterwirft sich ruhiger dem Zufall, welchem er sich kühn entgegengestellt hat. Das Weib wagt wenig, und verzehrt sich des Wenigen halber in einer so sichtbaren Angst des Eigennutzes und der Gewinsucht, daß es oft die galante Schonung ihres Geschlechtes widerrechtlich in Anspruch nimmt, einen Vortheil zu erlangen, der ihr nicht gebührt. Wenn die Bank in einen Wortwechsel geräth, so geschieht es fast immer mit einer Dame, welche bald einen Gewinn behauptet, bald einen Verlust bestreitet, ohne dabei vom besten Rechte unterstützt zu sein. Zuletzt zahlt der Tailleur die Kleinigkeit aus, und verschärft für die Folge seine Augen.

(Der Beschluß folgt.)

Curiosa über Böhmen.

Die böhmischen Journale, insbesondere die Kwěty, bringen auswärtige Notizen über die Slawen im Allgemeinen und über Böhmen insbesondere, von denen wir einige unsern Lesern um so weniger vorenthalten wollen, als sie den böhmischen Berichterstattern zu Berichtigungen und witzigen Bemerkungen nicht wenig Stoff liefern. Wir wollen jedoch nur die Thatsachen herausheben. — Der französische Romanschreiber Balzac läßt in seinem neuesten Drama »Vautrin« eine der handelnden Personen in Böhmen zu Schiffe steigen und von dort zur See abfahren. Ist es vielleicht eine von den Personen, die Shakespeare am Meeresstrande in Böhmen einsteigen ließ, und Hr. Balzac will sie auf demselben Wege zurückführen? — Eine deutsche Zeitschrift bringt historische Erinnerungen, in denen auch von dem regierenden Hause Luxemburg in Böhmen gesprochen wird. Gleich in der 6. Zeile dieser Abhandlung erfahren wir, daß Johann von Luxemburg ein Vorfahr des Königs Přemysl Ottokar gewesen ist! — Das Literaturblatt der Abendzeitung führt unter den Schriftstellern, die an dem Gutenbergs-Album des Hrn. Haltaus Theil nahmen, den Bibliothekar des böhmischen Museums, Hrn. Hanka, als »Oberbischof Hanka aus Prag« an. — In einer vor Kurzem erschienenen Erzählung wird eine barbarische Horde vorgeführt, die zufällig aus lauter Böhmen besteht. Diese Leute nun, die nach Tataren- oder Hunnenart in Süddeutschland gewirthschaftet haben sollen, tragen den zu jener Zeit in der That merkwürdigen Spruch: »Bei Sankt Nepomuk« im Munde. Die Handlung spielt nämlich um das Jahr 1164, St. Nepomuk aber hat unglücklicher Weise einige Jahrhunderte später gelebt, und wurde wieder erst nach einigen Jahrhunderten heilig gesprochen! — Der Franzose Andreas Delrien verirrte sich auf einer Reise auch nach Böhmen, und hatte Nichts schneller zu thun, als die wissenschaftliche Ausbeute seiner Beobachtungen seinen Landsleuten in dem Journal Siècle niederzulegen. Da erfahren wir denn unter andern ganz neuen Denkwürdigkeiten auch, Prags merkwürdigstes Denkmal sei ein Leuchter, den Titus aus Jerusalem mitgebracht haben soll, und zwar unter dem Lichtschein glänzender Wolken, die unablässig das altstädter Rathhaus umschwebten, dasselbe Rathhaus, aus dessen Fenstern einige große Herren im Jahre 1618, aus einer Höhe von 80 Fuß auf einen Misthaufen herabgeworfen wurden. (!!) — Der Engländer G. R. Gleigh kann in seinem Reisewerke: Germany, Bohemia and Hungary visited in 1837 ꝛc. seine Freude nicht verbergen, daß er nicht nur so glücklich war, in Böhmen das eigentliche Vaterland der Zigeuner zu finden, sondern sogar mit dem Urstamm der Zigeuner selbst dort bekannt zu

werden. Diese Sprößlinge, eine Art braunen Mantels (Bunda genannt) über die Schultern geworfen, bedecken den Kopf mit einem Hute von sehr breiter Krämpe ꝛc. — und nennen sich in ihrer Sprache Torpindras. (Drahtbinder ! ! ! —) Damit aber unsere Leser über den Beobachtungsgeist und Scharfsinn des Reisenden kein voreiliges Urtheil schöpfen, müssen wir zugleich anführen, was das „Quaterly rewiew" — bei Gelegenheit einer Beurtheilung dieses Reisewerkes — über den Verfasser und seine Darstellungsart bemerkt: »Der Leser dieses Buches kann sich selbst am Besten überzeugen, welch eines tiefen Gefühls ein Gentleman fähig sei, und wie ein wahrhaft gebildeter Mann herrlich zu schreiben verstehe!« — Ex ungue leonem! **K. S.**

J. J. Kraszewski.

(Beschluß.)

Inzwischen schrieb er anonyme Artikel in die Petersburger Zeitschrift »Balamut«, — und der Buchhändler Glücksberg beredete ihn zu einer Uebersetzung des Paul de Kock'schen Romans: »Das weiße Haus« — welche er in vier Wochen vollendete und jetzt selbst für eine Jugendsünde hält. Als er sah, daß die polnischen Buchhändler seine Arbeiten nicht verlegen wollten, ließ er sich herbei, an der Abfassung eines polnisch-russischen Lexikons für den erwähnten Verleger Theil zu nehmen. Er hielt es jedoch bei dieser Arbeit nicht lange aus, fing neuerdings die Bearbeitung eines Romans an, und ergab sich historischen Forschungen, die ihn besonders ansprachen. Im Jahre 1830 begann Kraszewski fleißig Materialien zu sammeln für eine Geschichte der polnischen Sprache, später zu einer Geschichte der Stadt Wilna. Inzwischen entstanden die Erzählungen: »Herr Karl;« — »Die vier Hochzeiten« — und »Die Improvisationen für Freunde.« — Um diese Zeit begab er sich aufs Land, was jedoch seine literarische Thätigkeit nicht hemmte. Er verfaßte das Drama: Halszka von Ostrog, und die umfassende, noch nicht erschienene Erzählung: »Der Weg zur Hölle;« nebst mehreren Kleinigkeiten, welche die 3 ersten Bändchen der »Literarischen Wanderungen« ausfüllten. Später schrieb er seinen bisher besten Roman: »Die Welt und der Dichter;« der jedoch erst 1839 in Posen erschien. Das Petersburger Wochenblatt, welches ihn früher so heftig angriff, nimmt jetzt mit Freuden seine historischen und kritisch-literarischen Artikel auf. Hierauf erhielt er die Bewilligung, das Wilnaer Stadt-Archiv zu untersuchen, und benützte es zu seiner Geschichte der Stadt Wilna, die er mit großem Fleiße und seltenem Eifer fortsetzte. Da hörte er von dem Konkurse zur Besetzung einer erledigten Lehrkanzel der polnischen Sprache zu Kyjow und bewarb sich um dieselbe. Obgleich er deßhalb mancherlei Spott erfuhr, schrieb er doch eine Abhandlung, eigentlich eine Skizze aus seiner längst begonnenen Geschichte der polnischen Sprache — und sandte sie unter dem Motto: „Sed quid tentare nocebit" nach Kyjow. Die Lehrkanzel ward ihm zugetheilt, aber Privatverhältnisse bestimmten ihn, Kyjow nach einem Jahre zu verlassen.

Im Jahre 1838 hielt er sich oft in Volhinien auf, miethete das Gut Omelno, und nahm Sophie Woronic zur Gattin, eine Enkelin des bedeutenden polnischen Dichters J. P. Woronic, Erzbischofs und Primas des Königreichs Polen. Auch seine Standesveränderung hemmte nicht sein geistiges Streben, — die Literatur blieb wie zuvor sein Lebensziel. In kurzer Zeit folgten einander die Literarischen Wanderungen, die Geschichte von Wilna, der Dichter und die Welt. Neuerlich hat er ein großes lithauisches Gedicht vollendet: Witolorauda und einen Roman: Eleno durch's ganze Leben; — nebst Erinnerungen aus Podlesien, Volhinien und Lithauen, und die Fortsetzung der Wanderungen. Das letztgenannte Werk befindet sich unter der Presse. Ueberdies vollendete er einige Theile der Geschichte Lithauens, und ein historisches Gemälde: »Der letzte der Sluck'schen Fürsten;« und eine Volkssage: »Der Meister Twardowski.« Auch der dritte Theil seiner Dichtungen sollte erscheinen, wurde ihm jedoch von Jemand entwendet. Dasselbe geschah mit dem ersten Hefte seiner »Archeotek,« einer umfassenden Sammlung prosaischer und poetischer Denkmäler des 16. u. 17. Jahrhunderts, welche er als Beitrag zur Sitten- und Sprachforschung der Polen gesammelt hatte und herauszugeben beschloß. — Endlich hat er auch einen dreibändigen historischen Roman vollendet: »Der Italiener in Polen;« — und einen anderen eben so umfassenden: Strelimusa. Hiebei müssen wir noch der bogenlangen Artikel erwähnen, die er beinahe in alle polnischen Journale und Almanache von Auszeichnung sendet. — Auch versprach er unter andern Arbeiten eine: »Vergleichende Grammatik aller slawischen Mundarten.« — Hieraus entnehmen wir, daß Kraszewski jedenfalls ein bedeutender literarischer Charakter Polens sei. In Bezug auf den Werth seiner Produkte ist anerkannt, daß seine Prosa besser sei, als seine Verse. Vielen seiner Arbeiten sieht man die Eile wohl an, mit welcher sie abgefaßt sind, obgleich ihn seltener Scharfsinn, richtige Auffassungsgabe und gebildeter Geschmack überall auszeichnen. Seine Erzählungen sind voll Ironie. Sein Styl ist ungezwungen, leicht, klar, aber auch zuweilen blumenreich und üppig. **K. S.**

Professor Florian's neue Schreiblehre.

Da es nicht unangemessen ist, allem Guten und Brauchbaren die möglich größte Verbreitung zu wünschen, so erlauben sich diese Zeilen, das Publikum nochmals auf die Schreibhefte des Professors der Kalligraphie an der k. ständ. Realschule, Herrn Jos. Florian, aufmerksam zu machen, ungeachtet dies bereits von anderer Seite her im Anhange zur Prager Zeitung vom 23. Juni l. J. geschehen ist.

Von den sechs Heften, welche bis jetzt erschienen sind, hat der ungenannte Verfasser des oben bezeichneten Aufsatzes bereits drei besprochen. Was er von den Vortheilen sagt, die sich aus dem Gebrauche derselben sowohl für Anfänger wie für jene, welche ihre Schrift verbessern wollen, ergeben, ist so wahr und einleuchtend, daß es wohl überflüßig sein dürfte, noch etwas hinzufügen zu wollen. Es erübrigt demnach nur, anzudeuten, was in den neu erschienenen Heften geboten wird.

Sie führen den Titel: »Schreibhefte für die englische Schrift.« Hr. Prof. Florian basirt den Unterricht in dieser Schriftart auf die Fertigkeit in der Darstellung eines Ovals. Das erste Heft ist also vornehmlich der Einübung des Ovals gewidmet, ich sage vornehmlich, weil dem Schreibschüler zugleich hinreichend und in wohl überdachter Abwechslung Gelegenheit gegeben wird, die übrigen einfachen Bestandtheile der englischen Schrift mit Geläufigkeit ziehen zu lernen. Ein schönes Oval, der Schlangenzug u. s. w. sind aber nicht allzu leicht zu machen. Der Hr. Herausgeber der Schreibhefte kommt daher der ungeübten Hand dadurch zu Hilfe, daß er auf jeder Zeile jene Schriftfigur, welche er eben eingeübt haben will, mit sehr feinen Punkten wiederholt vorzeichnet, die dann der Anfänger mit Rücksicht auf Haarstrich und Schatten, worüber ihn das vorgeschriebene Muster belehrt, mittelst eines einzigen Zuges zu verbinden hat. Sehr zweckmäßig ist auf jeder Zeile noch ein Theil des Raumes unausgefüllt geblieben, damit der Schüler sich auch im freien Gebrauche der Feder üben könne. Dies und der Umstand, daß die Dimensionen für die einzelnen Schriftzüge um ein Bedeutendes größer sind, als man sie bei gewöhnlichen Vorschriften anzutreffen pflegt, wird die Schreibhefte genugsam vor dem Vorwurfe schützen, daß durch ihren Gebrauch die Hand unfrei werde und die Schrift sonach gezwungen ausfallen müsse.

Das zweite Heft lehrt in naturgemäßer Aufeinanderfolge und in ungemein schönen Formen die Buchstaben des kleinen und das dritte jene des großen Alphabets schreiben. Dies geschieht nach derselben zweckmäßigen Methode, die bei dem ersten Hefte in Anwendung gebracht wurde, die ich ungern bei dem Unterrichte im Schreiben des deutschen großen Alphabets vermißte und die, wie ich höre, bei der nächstens zu erscheinenden zweiten Auflage dieses Heftes wirklich befolgt werden soll.

Aber wie wäre es, wenn man nach dem Rathe mehrerer Pädagogen den Schreibunterricht überhaupt lieber mit der bei Weitem einfacheren und wegen der Gleichförmigkeit in der Richtung der Züge leichter zu erlernenden, dabei dem Auge viel wohlgefälligeren englischen Schrift beginnen, oder noch besser, wenn man auf Prof. Florian's 1. Heft für die deutsche Kursivschrift gleich das 1., 2. und 3. Heft für die englische Schrift folgen lassen wollte? Hier, wo es sich blos um den Schreibunterricht, und nicht um das Lesen und Schreiben zu gleicher Zeit, d. h. um eine Schreibleselehre handelt, dürfte sich wohl nicht leicht ein Einwurf von Belang gegen den gemachten Vorschlag auffinden lassen.

Doch, ich bin weit entfernt, hierin dem Ermessen erfahrner Lehrer vorgreifen zu wollen, indem mein Wunsch lediglich dahin geht, Eltern und Personen, die sich mit dem Elementarunterrichte beschäftigen, zur Prüfung jener Lehrweise, die ich ihrer vorzüglichen Brauchbarkeit wegen empfehle, anzuregen. Für Schulen, wo der Lehrer nicht in jedem Augenblicke jeglichem seiner zahlreichen Schüler nach Bedürfniß beistehen kann, und für den Privatfleiß, wo das Kind nicht selten aller Nachhilfe entbehrt, scheint sie mir besonders geeignet zu sein. Uebung

ist die Seele jedes Unterrichtes; was mit Fertigkeit geleistet werden soll, muß fleißig eingeübt worden sein, und gewiß vernachlässigt manches Kind seine Aufgabe blos darum, weil es nicht weiß, wie es dieselbe zu Stande bringen soll. Dieser Fall aber wird, wenn man sich der hier empfohlenen Schreibhefte bedient, sicherlich nie eintreten, weil ein Kind, das nur die Feder richtig zu halten versteht, keinen Augenblick darüber in Zweifel sein kann, was es zu thun habe.

Das Papier ist schön weiß, gehörig stark, nicht rauh und nicht allzu glatt, daher mit derjenigen Vorsicht gewählt, die besonders beim ersten Unterrichte im Schreiben nie vernachlässigt werden sollte. Die Schriftzüge sind rein und scharf, und der Preis (das Heft kostet 10 kr. C. M.) ist mit Rücksicht auf die Ausstattung billig.

Auch hier wird, wie bei den früheren Lieferungen, auf dem Umschlage eines jeden Heftes durch eine lithographirte Abbildung der richtige Schnitt der Feder (er ist ein anderer als jener für die deutsche Schrift) und die gehörige Lage der Hand anschaulich gemacht. Da jedoch in unseren Tagen, wo so viel geschrieben werden muß, die Haltung des Körpers in diätetischer Hinsicht nicht gleichgültig ist, die Lage des Papiers aber auf die Haltung des Körpers und die Geläufigkeit der Schrift Einfluß hat, so würde es gewiß manchem Freunde der besprochenen Methode nicht unerwünscht sein, wenn ihr Erfinder sich herbeilassen wollte, ihn hierüber entweder durch eine gute Zeichnung oder auf eine andere Weise zu belehren. An Gelegenheit hiezu kann es wohl nicht fehlen, da ja mit den vorliegenden sechs Heften der Schreibunterricht nicht als abgeschlossen und beendigt angesehen werden kann, indem von der Fertigkeit im Darstellen der einzelnen Charaktere einer Schriftweise das Schreiben dieser Schrift noch weit entfernt liegt. Wir haben also noch Uebungshefte für die Verbindung der getrennten Schriftzeichen zu Wörtern zu erwarten. Daß der Hr. Herausgeber hiezu sehr zweckmäßige Kombinazionen wählen werde, dafür bürgen die vielen Erfahrungen, welche er während eines langjährigen Unterrichtes zu machen Gelegenheit fand, und die günstigen Erfolge, deren er sich zu erfreuen hatte.

Möchte der Beifall des Publikums ihn zur raschen Fortsetzung und baldigen Beendigung seines Unternehmens ermuntern!

Prag im August 1840. Dr. J. S......i.

Prager Bühne.

Herr Ullram vom königl. Dresdner Hoftheater als Gast.

Am 20. August als Sir Georg in den »Puritanern,« am 22. als Graf Rudolf in der »Nachtwandlerin.«

Es sind sechs Jahre verflossen, als ich Hrn. Ullrams klangvolle Stimme hörte, und ihm rieth, sich ganz dem dramatischen Gesange zu widmen, worin er auch in kurzer Zeit eine Stufe erreichte, zu welcher Viele, durch falsche Kunstansicht und unreifen Beifall irregeführt, nicht gelangen. Herrn Ullram wurde es klar, daß ein Sänger selbst mit dem schönsten Organe und einer vollendeten musikalischen Durchbildung noch kein dramatischer Sänger sei, wenn er nicht früher die Sprache mit dem Gesangtone in Einklang gebracht hat, und nicht jeden Seelenzustand mit homogener Miene und Gestikulation auszudrücken versteht, weil es nur auf solchem und keinem andern Wege möglich wird, in dem Gebiete des Schönen zu herrschen, und den verständigen Kunstfreund auf eine ächt künstlerische Weise zu ergreifen. Hr. Ullram gab beide Charaktere mit erforderlichem Anstand und Würde, und zeigte in seiner Haltung, Gang und Geberde, daß er sich früher beim rezitirenden Schauspiele verwenden ließ, um den Höhepunkt der dramatischen Darstellung zu erklimmen, und so nun selbst bei heftigen Situationen, die so gern zur Karrikatur ausarten, sich zu bemeistern weiß, und daher nie aus dem Kreise des Schönen heraustritt. Man gedenke nur der Treue und Wärme, mit der er als Sir Georg die Scene durchführt, wo er Sir Richard Fort zur Rettung des Arthur auffordert, dann des ersten Auftritts als Graf Rudolf, wo er beim Anblick der Gegend sich seiner da verlebten Jugend mit elegischer Rührung erinnert, — und man wird gewiß in mein Urtheil über Herrn Ullrams Darstellungsart einstimmen. — Wie viel Lob verdient nicht Herrn Ullrams umsichtiger Gebrauch seiner kraftvollen Stimme, jetzt, wo nur das Schreien und Plärren gilt, und immer nur der, welcher darin das Meiste thut, den Sieg davon trägt. Daß es bei einem so erschwerenden Umstand für ihn nichts Geringes ist, sich von diesem unsinnigen Treiben fern zu halten, bedarf hier keiner weitern Auseinandersetzung. Und schon wegen einer so reinen Liebe zur Kunst, und der hiezu nöthigen Intelligenz verdient Herr Ullram volle Anerkennung, die ihm auch in beiden Darstellungen zur Freude aller Verständigen zu Theil wurde. Sein Stimm-Umfang erstreckt sich vom großen bis zum eingestrichenen E ohne Anwendung des Falsett. Die Töne sind alle markig und abgeglichen, und in allen Gradationen ihrer Stärke und Schwäche nie der Anmuth entbehrend. Ihre Erzeugung ist natürlich, ohne alle Grimasse. Die Aussprache stets musterhaft deutlich, was beim deutschen Texte nicht wenig sagen will. Dies Wenige reicht hin, um dem Gaste zu sagen, wie sehr es mich freut, ihn auf einer so ehrenhaft betretenen Bahn zu sehen, die er nie verlassen möge, denn nur so und nicht anders wird es ihm gelingen, die Befangenheit abzustreifen, die den Sänger beim ersten Auftreten vor einem fremden Publikum so leicht zum Detoniren verleitet. Herr Ullram zeige fernerhin, wie er bisher gethan, daß ihm alles italische Gequirl, aber auch das nun so epidemisch eingerissene Meckern nichts gelte, und glaube stets mit andern der wahren Kunst Ergebenen daran, daß nur Seichtigkeit und Halbwisserei dergleichen Modeflitter in die Hallen der Kunst einschmuggelt, wodurch oft manche talentvolle und brave Sänger selbst im vorgerückten Alter noch auf Abwege gerathen. Herr Ullram bewahre diese Gesinnung und bleibe auch fernerhin der Schule treu, in welcher nur das Wahre und Schöne gilt, der Schule, die keine vielfache Zahl kennt. Nationen mögen wohl Kunstmethoden ergrübeln, aber der Entwurf der wahren Kunstschule liegt im Plane der Schöpfung. Der Mensch hat nichts anderes zu thun, als ihn so, wie der kluge Bergmann das Gold, echt und gerecht ans Tageslicht zu fördern, und sich über die Himmelsgabe zu freuen. Der Leser sieht, daß ich keine Theaterkritik, sondern nur einige Worte über Hrn. Ullram schreiben, und wahre Kunstfreunde auf ihn aufmerksam machen wollte. Wenzel Johann Tomaschek.

Am 19. d. M. trug Hr. Ghys zwischen und nach den beiden Stücken: »Der junge Pathe,« Lustspiel von Both, und Angely's »List und Phlegma« abermals drei Violinkonzertpiecen vor, ein air varié, triste pensée und mouvement perpetuel — sämmtlich eigene Komposition von eben dem gefälligen Genre wie die beiden, welche wir am Montage kennen gelernt — mit jener Elegance und Zierlichkeit, die ich bereits im vorigen Referate nach Verdienst gewürdigt zu haben glaube. — Am 21. wurde Th. Hell's altersgraue »Königin von 16 Jahren,« gegeben; im Zwischenakte und nachher spielte Hr. Ghys — zum letzten Male vor seiner Abreise nach Rußland, wie die Affiche verkündigte — ein Violinkonzert und ein Adagio, Variationen und Finale mit seiner gewohnten hohen Präzision und Leichtigkeit, und der Beifall des bewundernden Publikums mag ihm wohl willkommen pour prendre congé gewesen sein. Viel Glück, viel Lorbeern und Rubel dem begabten Künstler auf seinen Weg! **nd. u.**

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Karlsbad.) Ein neues Haus auf der zum Hirschensprung führenden Berggasse führt die Aufschrift: »Zum Walter Scott.« — Viele, zum Theil hochbejahrte Einwohner beweisen durch fortdauerndes körperliches Wohlsein den Nutzen der hiesigen Badekur. Auch der Karlsbader Sauerbrunnen bewährt sich als ein Gesundheitsbefestiger. Das auffallendste Beispiel liefert der Wirth des Hauses auf der Wiese »zum grünen Papagei.« Sich unausgesetzt dieses Brunnens bedienend ist der ziemlich wohlhabende Mann in einem Alter von 89 Jahren noch so rüstig und munter, daß ihm die tägliche Feldarbeit zum Zeitvertreib, keineswegs zur Beschwerde gereicht.

(Zur Geschichte des Weinbaues in Böhmen.) Unter die vielen in Böhmen eingegangenen Weingärten gehören auch jene zu Hohenmauth im chrudimer Kreise. Die Grundbücher von Hohenmauth aus dem 15. Jahrhundert erwähnen häufig derselben, als auf einem Hügel, 1/4 Stunde von der Stadt entfernt und mit Weinpressen versehen; welcher Ort noch heutiges Tages »am Weinberge« benannt wird. Adalbert Čapek sagt in seiner böhmischen Beschreibung der »St. Niklasbäder« die zu Leitomischel 1731 erschienen ist, »daß die Trauben in den Weingärten von Hohenmauth gleichzeitig mit denen in Oesterreich reif und süß wurden, — ja der Wein wäre von so trefflicher Qualität gewesen, daß man sich desselben bei der Tafel des böhmischen Königs bedient hätte.« Gegenwärtig sind kaum noch Spuren jener Weinkultur in dem genannten Orte vorzufinden! —

(Kwěty.)

Hiezu die Beilage Nr. 14.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 14. Beilagen zu „Ost und West.“ 1840.
Zu Nro. 69.

Poetisches Album.

Der Born von Bachtschisarai.

Nach dem Russischen des Alexander Puschkin,

von Wilhelm von Waldbrühl.

Widmung an Gräfin Felizia Potozka.

Des Nordens Sänger zog die fernen Bahnen
Im Süd, um ihn manch lieblich Traumgesicht,
Da er durch Tauriens Urfelsgeschicht
Drang, huldigend den alten Tatarchanen.

Auch schollen ihm Geschicke Deiner Ahnen,
Vom Heldenstamm brach er ein Blütenlicht,
Und wob daraus ein schmelzendes Gedicht,
Das Dich süss rieselnd an den Born will mahnen.

Ich sing' es wieder Dir, Felizia,
Ich sollte Schöneres und Bess'res singen,
Da er der Todten Schatten einzig sah;

Das Höchste, Schönste sollte mir gelingen,
Da mir die Schönste der Potozki nah,
Da sel'ge Sonnen auf am Himmel gingen.

Der Uebersetzer.

Girei sitzt stumm, starr hin er blickt,
Der Bernstein qualmt in seinem Munde,
Stumm steht der knecht'sche Hof, gebückt,
Schlingt um den grausen Chan die Runde.
In weiter Burg kein Hauch sich regt,
Jedweder liest mit tiefem Schauer
Des Zornes Züge und der Trauer,
Wie sie im Antlitz ausgeprägt.
Doch jetzt erhebt der Furchtbarstrenge
Die Hand, und winket ab die Menge,
Und Einer schleicht dem Andern nach.

Er sitzt allein in dem Gemach,
Die Brust darf sich nicht länger halten,
Die Leiden, so ihn heimgesucht,
Nun sprechen aus den Stirnefalten;
Wie des Gewitters Ungestalten
Im Spiegel glühn erregter Bucht.

Was mag die stolze Seele drücken?
Was mag er brüten fort und fort?
Will er den Stahl gen Rußland zücken,
Soll Polen zittern seinem Wort?
Blutrache, gilt es die ersinnen?
Hat er im Heer Aufruhr entdeckt?
Hat das Gebirgsvolk ihn geschreckt?
Will Trug der Genueser spinnen?

Sattsam hat er des Ruhms gewonnen,
Die grause Hand ist streitensmüd,
Kampflust nicht mehr den Sinn durchglüht!

So hat Verrath sich wohl entsponnen?
Im Harem ist Betrug erlauscht?
Hat wohl sein Liebling unbesonnen
Des Giauers Herz mit Gunst berauscht?

Schüchtern die Frau'n des Chanes zagen,
Fern, den Gedanken nur zu wagen,
Entfalten still der Reize Pracht,
Gehütet streng, kalt und gehässig;
Langweile wiegt sie unablässig,
Gibt immer Raum hier dem Verdacht.
Das Dunkel sichrer Kerkermauern
Hüllt strenge ihre Schönheit ein,
Wie in des Treibhaus engem Schrein
Sie gleich Arabiens Blüten trauern,
Indeß freudlos vorüberzieht
Tag, Mond und Jahr im Zeitgetriebe,
Indeß unmerklich so entflieht
Die Jugend und die Huld der Liebe.
Stets gleicht sich hier des Tages Lauf,
In Müßiggang entfliehn die Stunden,
Die Freude blitzt hier selten auf
Und ist im Blitze gleich entschwunden.
Die armen Frau'n! sie wiegen ein
Das kranke Herz in Träumerein,
Zum Putz vertauschen sie Gewande,
Zerstreu'n im Spiel sich und im Tande,
Wenn nicht an jenen Teichen klar,
Bei jenes Felsenbachs Geflüster,
Kühl unter dem Platanendüster
Lustwandelt die leichtfüß'ge Schaar.
Der Hämmling in der Mitte dort,
Vergebens ist's, ihm auszuweichen,
Er lauscht und spähet immerfort,
Sucht jeden Schritt da zu beschleichen;
Zur Ordnung weist sein Blick, sein Wort,
Was nur der Chan befahl und drohte,
Ist ihm Gesetz, ist für ihn Pflicht,
Des Korans heilige Gebote
Befolgt er rascher, strenger nicht!
Nie wurden Lieb' ihm, Minnehulden,
Dem Steinbild gleich weiß er zu dulden:
Vorwürfe, Tadel, Flehenblick,
Troz, Spott und Hohn, Muthwill, den grellen,
Verachtung, Klage, jede Tück,
Die Seufzer und das Wiederbellen.
Nicht fremd das Frau'ngemüth ihm ist,
Er hat's durchforscht, kennt seine List,
Ob frei sie, oder ob in Banden;
Was Blick und Thräne für Gewalt,
Sie lassen jene Seele kalt,
Der alle Hoffnungsstrahlen schwanden.

Wenn sich mit weh'nder Lockenflut
Die Schaaren jetzt zum Laufe schürzen,

Sich vor der heißen Stunden Glut
Dort in des Teiches Wogen stürzen.
Ist auch der Wächter auf der Hut;
Die Zauber, so sich nah enthüllen,
Nicht mögen sie die Brust ihm füllen,
Kalt läßt ihn aller Reize Macht!
Im Harem durch die düst're Nacht
Lautlos des Spähers Tritte schleichen,
Kein Teppich unterm Fuße rauscht,
An jeder Thür er horcht und lauscht,
Von Bett zu Bette muß er streichen
Rastlos; er will die Träume schau'n,
Die üpp'gen der gefang'nen Frau'n,
Ihr Seufzen, Stöhnen, Liebelüstern,
Ihr Athmen, jedes leise Flüstern,
Nichts hehlet ihm das nächt'ge Graun.
Weh jener, die im Traum verlauten
Nur Männernamen läßt, der Frau,
Die ihrer Freundin, der vertrauten,
Mittheilt, was sie ersonnen schlau.

Was mag den Geist Girei's beschleichen?
Die Pfeife losch, er sitzt erstarrt
Ohn' Athem, ohne Lebenszeichen,
Fern seines Winks der Hämmling harrt;
Da reißt er sich aus finstern Träumen,
Erschließt die Thür, eilt ins Geschoß
Hin in die Zimmer, die geheimen,
Wo er eh' liebe Frau'n verschloß.

Sorglos dem Herrn entgegenlauernd,
Um einen frischen Brunnen kauernd,
Auf seidnem Teppich, farbenbunt,
Die Gruppen, so sich neckten, lagen,
Sie schau'n mit kind'schem Wohlbehagen
Das Fischlein tauchen aus dem Schlund,
Und spielen an des Marmors Rund;
Vorsätzlich in die Zitterwellen
Sie goldene Kleinode schnellen.
Der Dienerinnen manche wallt
Mit würz'gem Scherbet auf und nieder,
Auftönen da die hellen Lieder,
Der weite Harem wiederhallt.

Tatarisches Lied.

Der Himmel strömt den Menschenkindern
Ersatz für Thränen und für Qual,
Der greise Fakir wallt zu lindern
Die Noth nach Mekka's heilgem Thal.

Der Krieger, so an dem Gestade
Der Donau sich dem Tode weiht,
Heil ihm, ihn führt zu ew'ger Gnade
Süßlächelnd eine Himmelsmaid.

Doch dir ward erst des Heiles Fülle,
Sarema, seliger dein Loos,
O Rose in des Harems Stille,
In süßer Ruhe weichem Schooß.

* . *

Verklungen ist's, wo weilt die Dirne,
Des Harems Stolz, der Lieb' Gestirne?
Sie lehnt dort, weh! so bleich, besorgt,
Auf keine Huldigung sie horcht,
Der Palme gleich, — vom Sturm geknickt.
Ihr jugendliches Köpfchen nickt.
Mit ihrer Liebe ists' vorbei:
Sarema, dich verließ Girei!

Er trog. Georgerin, was sollen
Die Reize nun, die zaubervollen?
Die Lockenflut, so zweifach dir
Umschlingt die Lilienstirn als Zier?
Das Auge, das bestrickend lacht,
Hell wie der Tag, schwarz wie die Nacht?
Welch Stimme mag wohl süßer künden
Sehnsücht'ger Wünsche heiße Flut?
Und welche Lippe loh entzünden,
Wie deine in der Küsse Glut?
Ein Herz, das je von dir erfüllt,
Kann's schlagen für ein fremd Gebild?
Doch ja — kalt hat er sich entwunden,
Dein hoher Reiz ist ihm verhaßt,
Einsamlich ohne Ruh und Rast
Durchbrütet er die nächt'gen Stunden,
Seit er das Kind aus Polens Auen
In seinem Harem mochte schauen.

Marina's Kinderblicke flogen
Jüngst auf zu fremdem Himmelsbogen,
Die Knospe ihrer Schönheit sproß
Da auf der Ahnen Heimatschloß,
Des greisen Vaters Stolz und Freude,
Der alten Tage Augenweide.
Worauf der Kindersinn sich wandt',
Das mußte als Gesetz ihm walten,
Der Greis nur eine Sorge kannt':
Der Tochter Leben zu gestalten
Zu einem heitern Frühlingsstrahl,
Daß nie des Kummers Wolkenwegen
Den jugendlichen Geist umzogen;
Daß, wenn sie einst ehlich Gemahl,
Der Kinderzeit sich mög' entsinnen,
Des Spiels, der Lust, die drin erblüht,
Die, ach! mit ihr so schnell verrinnen. —
Nur Zauber sie — ihr still Gemüth,
Ihr Wuchs, ihr Neigen und ihr Tragen,
Der blauen Augen Niederschlagen.
Die reichen Gaben der Natur
Weiß sie durch Kunst noch zu erheben,
Das Fest der ländlich stillen Flur
Mit Harfenklängen zu beleben.
Die reich und licht, in Würd' und Rang
Sich um Marina's Hand bewarben,
Der Jünglinge viel minnekrank
Vor Liebesehnsucht schier erstarben;
Sie ging der Jugend stillen Gang,
Mit Sehnsucht unbekannt und Lieben;
In freier Muße sonder Harm,
Im Vaterhaus, im trauten Schwarm
Ließ sie sich nicht die Spiele trüben.

So war's. Doch nun? Tatarenschwall
Auf Polen braust; so schrecklich schnelle
Stürzt nicht des Gießbachs Frühlingswelle.
Die Brunst verschlang die Erndten all';
Und als der Zug sich rückgewandt,
Da liegt verödet weit das Land,
Die Dörfer leblos, lange Wochen
Die Friedenspiele unterbrochen,
Das prächt'ge Schloß liegt ausgebrannt.
Still ruht Marina's Wohngemach,
Das Kirchlein still, wo die Gebeine
Der Grafen ruhn der Reihe nach.
Ein Wappen auf dem frischen Steine
Zeigt Einen, so dem Tod erlag.
Der Vater starb, sie ist gefangen!
Dem filz'gen Erben fiel das Gut
Anheim, der Fröhner muß in Blut
Und Schweiß ob hartem Joch erbangen.

Weh! Bachtschisarai's Mauern schließen
Nun ein der Jugend Huld und Scham,
In Knechtschaft soll ihr Leben fließen;
Marina weint in stetem Gram.
Girei will ihr Geschick versüßen,
Das Härmen, Klagen dieser bleichen
Maid stört den kurzen Schlaf des Chans,
Das furchtbare Gesetz des Wahns,
Des Harems Strenge muß erweichen.
Des Schwarmes stören'gen Hüter schaut
Man rückwärts vor der Einen schrecken;
Die unverschämte Hand, sie graut
Nach ihrem Pfühl sich auszustrecken;
Die Augen, die sonst höhnisch blinken,
Vor ihr scheu auf den Boden sinken.
Allein darf sie zu ihrem Bade
Gehn in der Dienerin Geleit;
Ja selbst der Chan zu stören scheut
Die Ruhe der einsamen Pfade;
Frei mag sie über sich verfügen
Stets an des Harems stillstem Ort.
Es scheint: als sei herabgestiegen
Ein höh'res Wesen, wöbe dort;
Der Ampel sanfte Flammen wiegen
Sich vor der Himmelsjungfrau Bild;
Der Seele flüstert Tröstung mild;
Die Hoffnung sanft das Dunkel hellt,
Will mit dem Glauben sich verbinden,
Dem frommen Herzen hier verkünden
Den Tag der nahen bessern Welt.
Hier weint die Jungfrau stille Zähren,
Fern neidischer Gefährten Reih'n,
Die rings sich dem Vergnügen weihn,
Nach frev'len Lüsten nur begehren;
Ein Wunder will sich hier bewähren:
Das Heil'ge in dem Wust hier blüht,
Wie in der Brust des Lasterhaften
Inmitten schnöder Leidenschaften
Ein heil'ges Pfand verhohlen glüht,
Noch oft ein Himmelsfunke sprüht!

Nacht sank und hüllt mit dichten Schleiern
Tauriens Wunderfluren ein;
Die Nachtigallenreigen feiern
Brautfeste in dem Lorbeerhain;
Der Mond erglänzt im Sterngewimmel,
Gießt nieder seinen lauen Strahl
Auf Wald und Fels, auf Berg und Thal
Aus reinem unbewölktem Himmel.
Verhüllt in weißes Schleiertuch,
Gleich leichten Schatten, nebelblassen,
Weht's nun auf Bachtschisarai's Straßen,
Paarweis, allein in regem Flug;
Die Tatarfrau'n, des Zwangs entbunden,
Freu'n sich der müß'gen Abendstunden.
Der Hof ist stumm, der Harem träumt,
Von üpp'gem Schlummer längst umfangen;
Niemand mehr in den Gängen säumt,
Der Hämmling ist schon rund gegangen;
Doch ob auch jetzt kein Wächter kreist,
Noch kann zu keiner Ruh gelangen
Des grausen Chanes irrer Geist.
Zu jeder Zeit droht ihm Verrath,
Argwohn umschlingt ihn steten Dranges;
Geräusch, Geflüster, horch! es naht,
So wie ein Schrei der Rache klang es!
Sollt' es im Haupte einzig rauschen? —
Er wacht, er hebet sich, er bebt,
Mit scharfem Ohr strebt er zu lauschen —
Doch tiefe Stille ihn umwebt;
Ja, nur den Springquell hört er wallen,
Der aus dem Marmelbecken quillt;
Hört nur das Lied der Nachtigallen,
Die von der Rose singen mild;
Er hört die Tritte seiner Wachen;
Da will ihn frischer Schlaf umfachen.

O du des Ostens laue Nacht,
Wie süß bist du, wie reich an Schöne!
Wie hast mit Wonne du bedacht
Des hohen Sehers sel'ge Söhne!
Welch Ueppigkeit in Haus und Hall'
In diesen Zaubergärten all',
Dort in des Harems Dämmerungen,
Wenn in des Mondes sanftem Licht

Manch Siegel das Geheimniß bricht,
Durchschauert von Begeisterungen.

Die Frauen schlafen, Eine wacht,
Kaum athmet sie, erhebt sich sacht;
Sie geht, und hält, im Gang zu lauschen,
Erschließt die Thür, mit leichtem Schritt
Sie durch das nächt'ge Dunkel tritt — —
Im Schlaf, dem leisen, dem mißtrau'schen
Liegt vor ihr da der Hütergreis,
Zu dessen Herz kein Weg zu finden.
Sein Schlaf, ob er verstellt? wer weiß!
Fort sie, wie Geister schnell verschwinden.

Dort vor der Thür, die Zweifel raunen
Ihr nach an jener Scheidewand,
Am Schlosse bebet ihre Hand — —
Nun tritt sie ein und schaut mit Staunen —
Geheimer Schauder sie erfüllt,
Bei einer Ampel schwachem Scheine
Erglänzet in dem Heil'genschreine
Der wunderbaren Jungfrau Bild,
Das Kreuz, das Zeichen der Gemeine.
Georgerin, es will jetzt tagen
In dir die früh'ste Kinderzeit,
Die ersten Klänge wollen heut
Verwirrend an das Ohr dir schlagen. —
Vor ihr die junge Gräfin ruht,
Des jungfräulichen Schlummers Glut
Belebet freundlicher die Wangen,
Genetzt durch frische Thränenspur,
Durch die ein Lächeln aufgegangen;
Die Blume läßt auf nächt'ger Flur
So regenschwer das Köpfchen hangen.
Man glaubt, ein Himmelskind, ein süßes,
Herabgestiegen, schlummre leis',
Und weine Thränenperlen weiß
Den armen Opfern des Verließes.
Sarema, weh! was zuckt für Qual
Durch deine Brust mit einem Mal!
Sie sinkt ins Knie, mit Händeringen
Ruft sie: »Hab Mitleid! einen Strahl!
Laß dich von meinem Fleh'n durchdringen!«
Ihr Wort, ihr Tritt, ihr tiefes Ach,
Stört aus dem Schlaf die Jungfrau wach;
Die Gräfin schrecket auf, mit Beben
Sie eine Unbekannte schaut,
Sucht sie vom Boden zu erheben,
Und spricht, ob auch von Angst durchgraut:
»Weßhalb erscheinst du?« —
»»Mein Geschick
Treibt mich! es gilt des Lebens Glück!
Bald ist mir all mein Heil entwunden —
Lang lebt' ich selig, süße Stunden
Der Wonne drängten täglich sich,
Wie Schatten sind sie nun verschwunden!
Ich bin verloren! Höre mich!

Weit, weit von hier ward ich geboren;
Ob mein Gedächtniß sich verwirrt,
In allen Fernen sich verirrt,
Ist doch die Spur nicht ganz verloren.
Felsberge denk ich, himmelkühn,
Aus denen heiße Quellen sprühn,
Waldung unwegsam durch Gesträuche;
Denk andern Glauben, andre Bräuche —
Hier bricht es ab — welch bitt'res Loos
Entrissen mich dem Heimatschooß,
Nicht weiß ich's, nur denk ich der Fluten,
Und eines Manns, der oben stand
Hoch über Segeln — Zweifelgluten
Und Gram hab ich noch nie gekannt,
Mein Leben in der Stille schwand
Hier unter des Harems Platanen,
Wo ich mich dem Gedankenspiel
Hingab, der Liebe süßem Ahnen.
Des Sehnens und der Wünsche Ziel
Kam näher bald. Girei langweilte
Am Kriege sich, und ruhte aus,
Der Raubzug fürder nicht mehr heulte,
Zur Heimat hin wälzt sich der Braus.
Mit bänglicher Erwartung standen
Wir vor dem Chan, doch mich, o Glück!
Die gluterfüllten Augen fanden —
Er rief mich — von dem Augenblick
In einem frohen Rausche schwanden
Die Tage uns, an unserm Lieben
Brach sich Verläumdung und Verdacht,
Verlor die Eifersucht die Macht,
Langweile mochte nie uns trüben — —
Bis du, Marina, eingetroffen.
Weh mir! von dieser finstern Stund
Liegt sein untreuer Sinn mir offen,
Ist mir sein Herz, sein falsches kund!
Die Klagen hört er nicht, die lauten,
Mein Seufzer wird ihm gar zur Last,
Die Scherz' und Spiele all, die trauten,
Ihm eh' so lieb, sind nun verhaßt.
Du theilst mit ihm nicht das Verbrechen,
Ich weiß: die Schuld ist sein, nicht dein —
Wohl schön bin ich — laß mich nur sprechen!
Im weiten Harem du allein
Bist schöner, kannst das Herz mir brechen!
Glut lodert in dem Busen mein,
Du kennst die Qualen nicht, die heißen,
Was soll dein kaltes Schönheitslicht
Ein armes schwaches Herz zerreißen!
Mein ist Girei, raub mir ihn nicht!
Noch brennt sein Mund auf meinen Wangen,
Noch tönt, den er mir schwor, der Eid,
Wir haben Sinnen und Verlangen
Uns gegenseitig längst geweiht;
Trügt er, wird's in das Grab mich ziehen.
Ich wein'! ich lieg' hier auf den Knieen;
Schau an, ich rechte nicht mit dir,
Fleh an dich wie ein höh'res Wesen:
Zurück gib Wonn' und Ruhe mir,
Girei mir, wie er mein gewesen!
Entgegne nichts, er ist mein Glück,
Ist blos von deinem Reiz befangen;
Gib durch Verschmähn, durch Flehn und Bangen,
Wodurch du willst, gib ihn zurück;
Schwör' mir es (ob ich des Koranes
Bekennerin am Hof des Chanes,
Vergaß ich früh'rer Tage Licht,
Den Glauben meiner Mutter nicht;
Er war der deine), schwör', es sei:
Schwör der Sarema zu Girei —
Doch höre: wenn ich ihn verloren
Durch dich — ich führ' den Dolch gewandt,
Am Kaukasus bin ich geboren!««

Sie sprach's, verschwand. Wie festgebannt
Die Gräfin zagte; was geschworen
Das Mädchen, Wort und Blickgefunkel,
Der Leidenschaften wilde Hast
Begreift sie nicht; doch troß dem Dunkel
Hat die Besorgniß sie erfaßt.
Mit welchen Thränen, welchem Flehen
Soll sie der nahen Schmach entgehen?
O welch ein Loos, wie hart, wie trüb',
Was ihr von Jugendtagen blieb!
Soll sie als Buhlerin des Blöden
Vertrauern, Spiel der Frevellieb!
O Gott, laß ihn in diesem schnöden
Verließ vergessen gar das Kind
Des Unglücks, es aus diesem öden
Erdthal durch Tod erlösen lind!
Wie würd' Marina Wonne strahlen,
Erging an sie der letzte Ruf!
Was je ihr Heil und Frieden schuf,
Ist hin, es blieben bittre Schalen;
Die Welt liegt wüst, die hoffnungslose,
Für sie ist's Zeit, dort Heil und Ruh;
Die Ihren lächeln schon im Schooße
Des Friedens Glück und Segen zu!

Die Tage flohn, Marina schwand,
Der Waise Namen ist verklungen,
Es hat in ein viel bessres Land
Ihr reiner Geist sich aufgeschwungen.
Weßhalb erraffte sie der Tod?
Hat die Gefangenschaft entschieden,
Gram, Krankheit oder and're Noth?
Wer weiß; sie ist nicht mehr hienieden!
Es liegt der Hof jetzt wüst und stumm,
Girei zog aus mit seinen Horden,
An fremden Grenzen wiederum
Zu rauben, brennen und zu morden;
Auf's neue strömt reich hin das Blut,
Des Kriegs Gewitter schreckend krachen,
Doch sänftigt's nicht des Chanes Wuth,
Will sie nur höher, wilder fachen.
Oft steht er in des Treffens Flut,
Das blut'ge Sichelschwert geschwungen,
Unregsam steht er, steinern schier,
Sucht um sich rings mit Blicken stier,
Erbleicht, als wie von Furcht bezwungen;
Zu Zeiten murmelt er wohl leis',
Und weint dann Thränenbäche heiß.

Verschmäht, vergessen sind die Schönen,
Er will den Harem nicht mehr schau'n;
Unter des störr'gen Wächters Höhnen
Hinschleppen sich die armen Frau'n,
Und altern. Doch in ihrem Kreise
Wird die Georgerin nicht kund,
Des Harems Stumme senkten leise
Sie nieder auf den Meeresgrund;
Der schönen Polin Todesnacht
War ihre letzte; was für Schulden
Die ihren, wie stark der Verdacht —
Sie mußte grause Buße dulden!

Nachdem er der Verheerung Fluß
Getragen bis zum Kaukasus,
Rußland durchrast mit grimmem Stahle,
Zog Chan Girei in's Sarai ein,
Und baute zum Gedächtnißmale
Marina's dort aus Marmelstein
Den Brunn, im Hofe, in dem öden,
Mit einem Kreuz, darüber stieg
Der Mond, prunkt von des Moslems Sieg.
Der Frechheit Denkmal jenes Blöden,
Der kläglichsten Unwissenheit.
Die Aufschrift hat sich noch erhalten,
Trotz der Verheerung stürm'scher Zeit.
Auf jene selt'nen Schriftgestalten
Quillt aus dem Marmelschlund die Flut,
Mit Thränen feuchtend, mit den kalten,
Den klaren, deren Quell nie ruht.
So weint die Mutter, der zerronnen
Die Hoffnung, der im Drange schwer
Der Sohn erlag dem Feindesspeer. —
Wie ich deß Kunde mir gewonnen,
Nennt noch die Mädchenschaar umher
Das dunkle Denkmal: *Thränenbronnen*!

* * *

Ich ließ den Nord und rang mich frei,
Sagt' Lebewohl den lauten Reigen,
Und brüte nun in tiefem Schweigen
Der Höfe in Bachtschisarai;

Zieh' träumend durch den stillen Gang,
Wo eh' die Völkergeißel klang,
Der wüste Tatar eh geprasst,
Nach wildem Räuberzugs Frohlocken
Begraben in wollüst'ge Rast.
Zur Ruh' will heut mich alles locken
Zu den Gemächern, in dem Hain;
Die Wogen plätschern, Rosen nicken,
Die Rebenranken sich verstricken,
Der Halle Wand wirft goldnen Schein.
Dort auch die Gitter, rostzernagt,
Wohinter in dem Blütenlenze
Die Frau'n ihr Kerkerloos beklagt,
Gestrichen Bernsteinrosenkränze;
Und dort der Chane Ruhestätte,
Des Zwingherrnhochmuths traur'ges Bette.
Es sind die Leichensteine blank
Bewölbt von marmelnen Turbanen,
Es will mich an der Schickung Gang
Mit tiefen Lauten hier gemahnen.
Wo bist du, Harem? Chane ihr?
Nur Schweigen waltet ob den Trümmern,
Ihr schwandet all — ihr sollet mir
Das Herz bewegen nicht und kümmern.
Das Quellgeschwätz, der Rosenduft,
Hat mich mit süßem Wahn umgeben,
Mein Geist trat über jede Kluft,
Ich schaute unter Wonnebeben
'Nen Frauenschatten vor mir schweben,
Verschwinden spurlos in der Luft.

Ihr Freunde sagt mir, welch ein Bild
Hat sich mir dort geoffenbaret,
Das nun so lieblich und so mild,
So treu mir Herz und Sinn bewahret.
War es Marina's reiner Geist,
Der dort erschien? war es der Schatten
Sarema's, der den Hof durchkreist
In Eifersucht um seinen Gatten?

Ich denk', daß ich mit flücht'gem Gruß
Auf Erden solche Huld mocht' schauen:
In dem Geschlecht Potozki muß
Forterben sich die Huld der Frauen.

Sohn der Natur im Dienst der Musen
Vergaß ich Ruhm und Liebeband,
Dich schau' ich wieder, schönes Land,
An deines Salgirs Blütenbusen,
Ersteig' des Vorgebirges Hang,
Die Schöpfungsräthsel zu betrachten.
Ich heil' mein Auge, trüb und krank,
Am Meer und seinen Wogenschlachten.
Du Land nur kannst mich selig machen,
Wo Berg und Wald von Leben schallt,
Bernstein, Rubin und Reben lachen,
Das Thal im Sonnengolde wallt,
D'rin Bäch' und Pappeln Kühle fachen.
Wie zieht's den Wand'rer froh hinaus,
Wenn Morgenroth um alle Gipfel,
Wenn über Felsengrat und Wipfel
Das Roß hinstrebt in kühnem Braus;
Tiefgrüne Fluten, nicht zu fassen
Mit irrem Blick, im Wogenkraus,
Um Ajudags erhab'ne Massen!

Ilirische Volkslieder.

Uebersetzt von Karl Sabina.

Nachstehende Lieder sind der im vorigen Jahre zu Agram erschienenen Sammlung ilirischer Volkslieder entnommen. Allen Freunden nationaler Dichtungsweise ist unstreitig dies Werk um so interessanter, als der Herausgeber Stanko Vraz durch Herausgabe desselben von seinem Geschmacke hinreichendes Zeugniß an den Tag legte, und das Volksleben dort entschleierte, wo vor kurzer Zeit alle derartigen Denkmale für verschollen gehalten wurden. Wo jedoch Lieder solcher Art unter dem Volke verbreitet sind, da dürfte noch eine hoffnungsvolle poetische Zukunft keimen. — Der erste Theil dieser Lieder enthält 16 epische Gedichte (Davorle) und 89 Lieder verschiedenartigen Charakters; er umfaßt die Volksweisen des obern Iliriens, nämlich von Steiermark, Krain, Kärnthen und einem Theil von Ungarn. Wir hoffen, daß in den nächsten Bänden, deren baldiges Erscheinen wir wünschen, auch die lieblichen Töne des untern Iliriens sich werden vernehmen lassen. —

Mühlen - Liebe.

Da steht, da steht mein Feld, —
Ein breiter, ebner Raum, —
Und auf dem Feld mir blüht
Ein grüner Apfelbaum.

Ein Apfel reift am Baum
Und wiegt sich her und hin;
Von außen ist er roth,
Von innen ist er grün.

Dem Apfel ähnlich ist
Das Mädchen, das mich liebt;
Die Wange rosenroth,
Das Herz von Gram getrübt.

In ihrem Herzen tief
Zwei Mühlen laut sich drehn,
Und Liebe, Liebe rauscht
Ihr brausendes Getön.

Freiheit.

Vogel singt im Frühling im Orangengrün,
Aus dem Schloß die junge Kön'gin locket ihn.
— »Fliege, Vöglein, fliege auf das Schloß zu mir,
Süßes Futter findest du in Fülle hier.
Zucker wirst du essen, trinken süßen Wein,
Wirst zur Seite sitzen meinem Söhnelein;
Bei dem jungen König sitzend wirst du singen.«
— »»Mag nicht, mag nicht, Königin, zu dir mich schwingen;
Denn du sperrst mich Armen dann im Schlosse ein,
Und ich flieg' doch lieber durch den grünen Hain.
Mag nur gelber Weizen meine Nahrung sein,
Ist auch nur kalt Wasser mir zum Trunk bestellt,
Sing ich frei doch, wo, und wie es mir gefällt!««

Sonderbare Krankheit.

O Mutter, bindet den Kopf mir zu,
Bereitet das Bett, ich leg' mich zur Ruh.

Zum heiligen Georgsfest ging ich hin,
Da, glaub' ich, hat mich ein Mädchen beschrien;
Ein Mädchen mit rosenfarbenen Wangen,
Das Haar gewunden wie goldene Spangen.

Bauet, Mutter, ein Kirchlein her,
Es komme zur Messe Jedermann,
Es komme zur Messe Jedermann,
Vielleicht auch kömmt die Geliebte her.

Zur Messe kamen gar Viele herbei,
Das Mädchen aber war nicht dabei.

Grabt einen Brunnen, o Mutter, her;
Wasser mag holen hier Jedermann,
Wasser mag holen hier Jedermann,
Vielleicht auch kömmt die Geliebte her.

Um Wasser kamen gar Viele herbei,
Das Mädchen aber war nicht dabei.

Laßt die Glocken ertönen im Grabesklang,
Es bete für mich dann Jedermann,
Es bete für mich dann Jedermann,
Vielleicht auch wird's der Geliebten bang.

Und Viele kamen zu beten herbei,
Das Mädchen war vor Allen dabei.
Ein sonderbarer Todter, fürwahr!
Er schaut ja lachend über die Bahr?
Und seine Hände umschlingen mich,
Ja, seine Hände umschlingen mich,
Und unsere Lippen küssen sich!

Baroda.

Spricht der Herr zu seinem Pagen:
— »Schnell, sieh meine Wunden nach;
Sind sie blutig roth, dann eiligst
Rufe meinen Arzt mir wach;
Aber hast du meine Wunden
Unheilbar schon schwarz gefunden,
Dann ein Grab für mich im Flug
Grabe, breit und tief genug.«

Und es sieht der Knecht die erste
Wunde tief ins Hirn gedrungen,
Und es sieht der Knecht die zweite
Wunde tief ins Herz gedrungen. —
Und Baroda zu ihm sprach:
»Kehrst zurück du zu den Meinen,
Und sie werden nach mir fragen:
Wo bleibt Baroda, der Edle:
Magst du kurz zur Antwort sagen,
Er kommt nach!« —

Und der Knecht ein Grab im Flug
Grub — wohl breit und tief genug.
Baroda spricht noch zu ihm:
»Mußt mich räuchern mit Hollunder,
Und mit Dorngesträuch umbinden,
Daß die Wolfsbrut zum Zerreißen
Meinen Leichnam nicht mag finden!«

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 70. Samstag den 29. August. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Jos. Hoffmann's Kunst- und Literaturhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Genrebilder aus Baden.

Von H. Scherer.

(Beschluß.)

Von diesem Roulett, welches, wenn kein großer Ball Statt findet, im Konversationssaale seinen Platz hat, treten wir in das eigentliche für Trente et un und rouge et noir bestimmte Spielzimmer. Hier ist das Heiligthum von Fortuna's Tempel, wo die Geweihten sich versammeln. Der Opferdienst wird außerordentlich gewissenhaft versehen, man findet, wenn man Acht gibt, immer eine feste Gesellschaft, ja es gibt Stammgäste, welche ihren bestimmten Sitz abonniren. Wer Trente et un spielt, hat sich auf die Launen der Göttin gefaßt gemacht. Man sieht an der Gallerie viel reiche und vornehme Welt, besonders kurz vor und in den Stunden nach Tisch; die hervorstechendste Person ist der Kurfürst von Hessen-Kassel, welcher das ganze Jahr in Baden residirt. Der Verlauf des Spieles ist einfach und in wenig Worten folgender: entscheidend sind nur die Farben roth und schwarz, welche auf das grüne Tuch eingenäht sind, und in deren Bezirk die Pointen geschehen müssen; Zahlen- und sonstige Chancen fallen weg. Welche Farbe siegt, bestimmt die Zahl der von dem Tailleur abgezogenen Karten. Es werden sechs volle Spiele in einander gemischt, und davon die Blätter so lang auf das Tuch gebreitet, bis die Zahl 31 erreicht ist. Die Figuren gelten 10, die andern Karten so viel Points, als sie zeigen. Fällt z. B. Bube, Neun, Dame, Aß und Sieben, so ist gleich 37. Jetzt hält er in dieser Reihe ein, und zählt unter dieselbe eine zweite auf gleiche Weise hin, welche etwa so lautet: Acht, Vier, Fünf, Drei, Sechs, Zehn = 36. Die erste Reihe nun gilt fortdauernd für noir, das auch couleur heißt, die zweite untere für rouge. Gewonnen hat diejenige Farbe, deren Zahl der Normalnummer 31 am nächsten kommt, also im gegebenen Beispiel »roth.« Ob in den abgezogenen Blättern die Farben der Karten unter einander liegen, thut gar nicht, es gewinnt jedesmal die niedrigere Zahl, wovon die niedrigste Trente et un selbst ist, weil über Trente hinaus die Zahl gehen muß. Hie und da fällt es vor, daß in der obern und untern Reihe, in Schwarz und Roth, dieselbe Nummer steht, wo es heißt, „à prés.“ Ist die gleiche Zahl nicht 31, so gilt die ganze Taille nichts und man kann den Einsatz beliebig zurücknehmen, ist es aber 31 selbst, so bleiben alle Pointen stehen, und es entscheidet der nächste Abzug. So wie du an den Tisch trittst und die Absicht verräthst zu pointiren, präsentirt dir der Aufwärter eine Stecknadel nebst einer Karte, worauf Linien gezogen sind, an deren Spitze ein N. und R. (noir et rouge) steht, damit du, als aufmerksamer Spieler, die Farbe, wie oft sie geblieben oder gewechselt, markiren kannst. Es ist spaßhaft, mit welchem Ernste die Eingeweihten dem Zufall Regeln abzumerken sich einbilden. Daß, wenn die eine Farbe sechs-siebenmal auf einander gestanden hat, endlich die andere folgen muß, ist eine Folge der Wahrscheinlichkeit, doch nicht der Nothwendigkeit, wozu jene Leute es gerne machen wollen. Bei rouge et noir fallen die Croupiers weg, es bleiben nur die vier Tailleurs, schmucke, gewandte Pariser, welche früher im Palais royal gedient haben. Benazet hat allein für die Besorgung der Banken zwanzig Personen, die Aufwärter ungerechnet, im Dienst; denn er selbst gibt sich nur mit der obersten Leitung und Anordnung ab, zumal ihm außerdem alle übrige Unterhaltung seiner Gäste am Herzen liegt. — Gulden sind bei Trente et un verpönt; der niedrigste Satz ist eine halbe Krone, der höchste 6000 Franken; indeß coursirt Gold mehr als Silber. Den vielen Zuschauern fehlt es daher an Interesse nicht, denn es sitzen Leute da, welche mit Tausenden pointiren.

Mit der Erlaubniß zum Eintritt in diese Gemächer sollte man etwas schwieriger sein. Zwar sitzen am Eingang mehre Gensdarmen, um jeden schlecht Gekleideten, so wie Landleute zurückzuweisen, wie aber kann man die Kinder passiren lassen, welche an der Seite der Eltern, oft auch ohne diese, aus- und eingehen? Ich habe schwache Väter gesehen, welche dem vierzehnjährigen Knaben oder Mädchen ein Vergnügen machen wollten und ihnen Geldstücke gaben, um sie am Roulett zu verspielen, und diese Kinder fesselte seitdem eine unbezwingliche Neugierde an den grünen Tisch, wohin sie nun öfters allein kommen. Hier sollte die Polizei die elterliche Gewissenlosigkeit durch ihre Aufsicht unschädlich machen. Den Einheimischen ist das Spiel zwar untersagt, wird aber nichtsdesto weniger eifrig getrieben. Warum soll auch ihnen gerade verwehrt sein, was andern Landeskindern erlaubt ist? Wie überhaupt die Einwohner eines Badeortes, so stehn auch die Badenser eben nicht in dem Rufe soliden und ordentlichen Lebenswandels. Für sie ist der Winter die Zeit der Erholung; denn im Sommer geben sie sich nur mit ihrem Verdienste ab. Baden verliert jedoch in keinem Monat alle Gäste, es bleiben deren mehrere selbst den Winter hindurch zurück, und an geselliger Unterhaltung soll es nicht fehlen, obgleich die Räume des Konversationshauses mit Ende Oktober geschlossen werden.

Mit anbrechender Dunkelheit werden der Glücksgöttin noch auf einem dritten Altare die Kerzen angezündet. Es ist das zweite Roulett, welches geöffnet wird. — Die Spielzimmer zeichnen sich durch die Einfachheit der Dekoration aus, die Meubles sind Mahagony und Jecarende, die Polster mit blauem Damast überzogen, und die Beleuchtung kommt von mit Schirmen bedeckten Hängelampen.

Ein neues Hazardspiel mit Würfeln, Kribbs genannt, hat sich in der letzten Saison aus England hier eingebürgert, Gold allein ist

die acceptable Münze. Es ist ein gewisser Zirkel von Bekannten, der sich Abends dazu einfindet, und es geht sehr kordial und ungezwungen dabei zu.

Gegen zwölf Uhr Mittags beginnt und nach Mitternacht endigt das Spiel. Bei der Eröffnung wie beim Schluß ist der Regierungskommissär zugegen, da derselbe Karten und Roulette jedesmal unter Siegel legt, und nachdem er sie als unverletzt rekognoszirt hat, wieder abnimmt. Hierbei ist auch Benazet anwesend, dem von dem dazu instruirten Tailleur die Tageseinnahme überwiesen wird, denn von einer Ausgabe ist selten die Rede. Auf den vier Bänken liegt stets die baare Summe von 180,000 rheinischen Gulden, in die verschiedenen Geldsorten getheilt, und wenn ja in einer Stunde die Bank bedeutende Verluste erleiden sollte, so ist im Augenblick die nöthige Reserve da. Das Verhältniß der Gewinnenden zu den Verlierenden ist nicht höher als zwanzig Prozent. Wie wäre es auch anders möglich, einen Pacht von 60,000 Gulden des Jahres zu geben, 10,000 Gulden auf Verschönerung zu wenden, und das unerhörte Trinkgeld von 50,000 preußischen Thalern gewährt zu haben, um weiter nichts davon zu erlangen, als schuldenfrei, ein ehrlicher Mann ohne Bankerutt zu bleiben? So weit ist es mit Verlaugnung des Fleisches noch nicht gekommen!

Alt = hebräische Poesie.

Virgo filia Jehudae.

Wo ist Jerusalem, die erhabne Länderfürstin? und wo ist die zahllose Schaar der Mächtigen, die, buhlend um die Gunst der Stolzen, sie umschwärmten, wie summende Bienen die duftende Rose Sarons? — Nicht geschlossen wurden die Thore Tag und Nacht; und wenn die Morgenröthe die Zedern Libanons übergoß, verkündete stets erneuter Posaunenschall und Trompetenstoß den prunkenden Einzug neuer Buhler. Babels Könige kamen mit golddurchwebten Teppichen Haupt und Lenden der Fürstin zu umwinden, Tyrus Fürsten brachten Goldstaub und seltnes Gestein aus den fernsten Abendländern (Spanien), und des Morgens sonngebraunte Häuptlinge Myrrhen und anderes kostbares Gewürze in goldnen Gefäßen. —

Wo sind sie nun? — wo ist alles hin?! —

Hoch über den prachtvollen Pallästen stand Zion, die sangreiche, gottverherrlichte Burg. Mit Flöten- und Saitenspiel zogen die Stämme aus fernen Gegenden den Berg Zion hinan und zum Beth Hamikdosch*), und trugen reiche Opfer und Herzen reich an Seligkeit. —

Wo sind sie nun? — wo ist alles hin?! —

Ermüdet irrt des Wanderers Fuß die kiesigen Wege entlang zwischen kahlen Felsen und brachliegenden Steinackern, und durch öde Dörfer wie Ramleh und Bethlehem. — Kein Baum, kein Strauch breitet unter grünem Laubdache gastliche Schattenteppiche aus und kein ladender Zweig reicht der trocknen Lippe eine labende Frucht, und kein Quell, wie sonst, von Blumen umkränzt, äzt die lechzende Zunge. — Vergebens sucht sein Herz die gewesene, nun zerstobne Pracht, sein Auge findet nur Trümmer und — Gräber; — Absalons Grabmal und Josaphats, in Felsen gehauen, und umgestürzte Grabsteine in feuchten Felsengrüften. Doch die Grabschriften sind unleserlich, nicht weil der Zahn der Zeit den Granit benagt, nein! — weil sie ungeweihte Hände mit schwarzer Pechmasse übergossen!! — Der Führer, ein Mönch, zeigt ihm Golgatah, und Akeldamah, wo sich Judas erhenkt. —

Aber einsam steht Zion »wie eine Wächterhütte im verwahrlosten Weinberge,« eine Schäferin ohne Heerde, und hüllt sich in des Nebels graue Witwenschleier.

»Aufreißt der wilde Schmerz die Wunden, kaum vernarbet,
Drin kochet neuer Gram, draus quillt endlose Qual,
Weil treul'ge Schäfer Ihr, die Hürde mir verdarbet,
Und meine Heerde irrt verwaist durch Berg und Thal.«

»Der Gaumen ist verdorrt, du möchtest gerne grasen,
Die trockne Kehle lechzt, du fändest einen Bronnen,
Doch Gottes Auge zürnt — verbrannt sind die Oasen,
Die Quellen sind versiegt — im Wüstensand verronnen.«

»So kehr' zur Schäf'rin heim! o Heerde, kehre wieder!
Und ach! so kehrst du nicht? — und lässest mich allein? —
Dem Sturm geb' ich mein Kleid, und singe Klagelieder,
Und singe deine Schmach, und singe meine Pein! —«

Aber da war ein Mann im Lande Sefard*), den das Geschick vielfach im Ungestüm seiner Ebbe und Flut herumgetrieben, und der vernahm das Rufen aus den Einöden des Aufgangs; und sein Herz in heiliger Liebe zur Ruferin entbrannt, wölbte sich zum Tempel, darin der Ruf tausendmal tausendfach wiederhallte. Erdenglück und Erdenwohl ließ er fallen in schwärmerischer Ahnung hehrer Seligkeit, wie der Baum die Blüte fallen läßt, ob er köstlichere Frucht ahnete. Blutend riß er sein Herz von der Heimat und den fünfzig theuern Freunden und den Seinen, und zog, einem Verkannten, Verbannten, Heimatlosen gleich, am Wege und an den Schwellen sein Leben suchend, hinaus auf unbetretnen, unbekannten Pfaden, die Geliebte, — im gottgesandten Traume ihm erschienen — zu suchen. —

**) Wo des Tages hehre Kön'gin
Aus des Aufgangs Dämmrungshallen
Man erschaut auf Rosenpfaden
Siegreich durch die Himmel wallen, —
Einsam steht dort die Geliebte,
Zion, unter Dorngesträuchen —
Einer Büß'rin gleich versunken
In sich selbst — in Schutt zerfallen. —
O S'fard! nicht an deiner Gärten
Rosenduft'gen Sommernächten —
Nicht an deiner Gruben Reichthum
Hat mein Auge Wohlgefallen!
Nicht an deiner Hügel Reben
Mag sich meine Lippe letzen,
Nicht mein Gaumen an den Früchten,
Die gereift in deinen Thälern! —
Tausend Leben nichts und Welten! —
Ach nur eine von den Schollen
Könnt' ich an die Lippe drücken!
Eine einz'ge von den allen,
Die bei jedes Windzugs Hauchen
In den Staub herniederrollen —
Unter Zions Trümmern wollt' ich
Ausruhn von dem Erdenwallen! —

Nicht des Mittelmeeres heftigste Orkane, nicht die Tag und Nacht kreuzenden Korsaren der Nordküste Afrika's konnten diesen Mann abhalten, den geweihten, heiligen Boden, wo ein Volk, wie Israel, erstanden — hochgestanden — und tief gesunken, zu suchen. — Gesang der Sehnsucht war sein Gefährte und Tröster im Sturme, und wo des Ozeans schäumende Woge zerstäubend um den Kiel zusammenschlug — wo die Wasserhügel brandend des Schiffes Eichenrippen stießen — da erscholl seine Stimme in des Sturmes Heulen und Tosen:

***) »Mein Gott!
Zertheile nicht die Wogen des Meeres im Sturme,
Und gebiete nicht den Fluten zu versiegen im Sturme!
Bis daß ich gepriesen deine unendliche Huld,
Und deine Größe, die sich kund gibt im Sturme,
Und gepriesen des Meer's gehorsame Wellen

*) Haus des Heiligthums, so hieß der Tempel Salomo's zu Jerusalem.

*) Spanien. **) Uebersetzung. ***) Uebersetzung.

Und der Westwinde dienstbar Wehen im Sturme,
Daß sie mich hingetragen zur Wohnung deiner Liebe,
Zu vollziehen das Gelübde, das ich gelobet im Sturme.
Abzulegen des Eides lastend Joch,
Das ich meiner Seele aufgelegt im Sturme.
Und warum!? warum solltest du nicht gewähren,
Was ich so sehnlich erflehe von dir im Sturme?!
Du mein Gott, mein Herr; —
Mein Hort im Sturme! —«

Und die Stürme schwiegen, und die Winde zogen sich zurück in ihre Höhlen, und die Wellen gleich rückengekrümmten Kameelen trugen das Schiff den Mündungen des Nils zu.

Siegfried Kapper.

(Der Beschluß folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

Sie verlangen Nachrichten von mir für Ihr Blatt »über etwaige bedeutende Erscheinungen, welche mir auf dem Wege nach Paris oder in Paris selbst aufstoßen dürften.«

Was aber könnte ich Ihnen in dieser Art Erhebliches bieten? — Gegenden beschreiben? — Heute! Wo alle Welt nur noch auf Dampfschiffen und Dampfwagen zu Hause ist, und jede Gegend, die man beschreiben könnte, schon hundertmal selbst beschifft und befahren hat! — Menschen schildern? — Wie käme ich dazu, ich, der allergeschworendste Todfeind jener (in allen Beziehungen) faulen Frucht unserer jetzigen Radulistenöffentlichkeit- und Krämerliteratur, jener »Reise-Bilder-« Industrie nämlich, welcher zufolge, noch ehe man zu Haus seinen Koffer wieder ausgepackt hat, man schon die in der Fremde genossene Gastfreiheit durch Abdruck der vollständigen Steckbriefe aller seiner Wirthe wieder zu vergelten sich beeilt, die Glacé-Handschuhe aber, die man etwa genöthigt gewesen, sich zu ihrer Mittagstafel anzuschaffen, alsogleich durch das Honorar für die Klatschereien wieder ersetzt, welche man von dieser Tafel auf den öffentlichen Markt der Pfennig- und Hellerchronik zu bringen sich beeifert; — eine Rohheit, der ich nichts an die Seite zu setzen wüßte, als — jene eben so widerwärtige Ausgeburt der gegenwärtigen Präponderanz pedantischer und gemüthloser »Natur-« Forscherei, das heißt jene gelehrte Rohheit, welche, alle Kreatur Gottes nur geschaffen wähnend, um ihr für den Sektionstisch die nöthigen »Subjekte« zu liefern, sich blos an das schamlose Betasten aller Hüllen des Genius hängt, und, wo möglich schon bei lebendigem Leibe, Jedermanns Hirn, Herzkammern und Eingeweide durchwühlen möchte, um, unterdessen die vernünftigen, ungelehrten Leute sich an den Geniewerken erfreuen, welche Gott bereits der Welt gegeben, mit möglichster Genauigkeit die hochwichtige Frage zu erörtern, wie diese Geniewerke eigentlich hätten ganz anders werden müssen, wenn der große A. statt ein Rheinwein-, ein Champagnertrinker gewesen wäre, oder der erhabne B. statt an Kopf-, an Leberschmerzen gelitten hätte, — und ähnliche physio-, psycho-, phreno-, anthropo- und ich weiß nicht was alles für »logische« Untersuchungen von gleicher Tiefsinnigkeit! —

Also höchstens Kunsterscheinungen würden mir zu melden übrig bleiben, da diese, für die Oeffentlichkeit bestimmt, sich auch öffentlichem Urtheil nicht entziehen können. Allein, auch da wissen Sie, wie einmal ich das Unglück habe, gleich allen, die noch eine produktivere Zeit gesehen, nur sehr selten die heutigen Dinge, meistens bloße Kopien jener Zeit, so »bedeutend« zu finden, als sie eben das Tagesgeschrei macht, anderntheils aber, wie gerade über wirklich Bedeutendes nur nach flüchtiger Anschauung flüchtig zu urtheilen, ich doppelt anmassend und thöricht finde.

Folglich versuche ich nur über ein paar einzelne solcher Erscheinungen, die mir unterwegs aufgestoßen, Ihnen ein paar Andeutungen zu geben, eben so oberflächlich als meine Anschauungen selbst gewesen, blos um Andere und vorzüglich Solche, die des Vorzugs größerer Sachkenntniß genießen, als ich leider besitze, dazu anzuregen, diese Erscheinungen, wo es ihnen die Gelegenheit gestattet, mit mehr Muße zu genießen und mit mehr Sicherheit zu beurtheilen. Sie umfassen einige Werke der bildenden Kunst und ein paar musikalische Genüße, welche ich noch dem deutschen Boden verdankte, ehe ich ihn mit der »Weltstadt« vertauscht. Hier ist, was aus so vorübergehender Erinnerung wieder zu geben möglich ist.

Ich habe noch wenig oder gar keine Freskomalereien gesehen, vorzüglich noch keine italienischen, daher masse ich mir über das, was ich von dieser Gattung in Deutschland sehe, um so weniger ein Urtheil an, als mir unter diesen Umständen dabei noch jeder Maßstab der Vergleichung fehlt, und übergebe also die mir zu Gesicht gekommenen Fresken von Neher in dem nun beendeten Schillerzimmer, so wie die der Vollendung sich nähernden Temperagemälde von Preller und Simon in dem Wielandzimmer des großherzoglichen Schlosses zu Weimar mit Stillschweigen. Ohnehin ist ja darüber auch schon vielfältig von kompetenten Kunstrichtern berichtet und geschrieben worden. Gleichermassen verhält es sich mit den vielbesprochenen Wandgemälden von Philipp Veit im Eingangssaal des Städel'schen Instituts zu Frankfurt. Allein dagegen habe ich an diesen beiden Orten sowohl, als in dem mich sehr ansprechenden Darmstadt, aus der mir leichter zugänglichen Oelmalerei ein paar Eindrücke festgehalten, die ich wohl allen Freunden des Schönen ebenfalls mitzutheilen wünschte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur.

Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache. Kritisch beleuchtet von Paul Joseph Šafařík und Franz Palacký. Mit Fac-simile's. Prag 1840. In Kommission bei Kronberger und Řiwnáč. 4. 234 S.

Alte Denkmäler der Literatur eines Volkes haben für jeden Gebildeten ein hohes Interesse, um so mehr, wenn sie dunkle Epochen der Geschichte aufhellen, über Sitten und Gebräuche Aufschluß geben und so zur historischen Quelle werden. Als ein solches Denkmal wurde das im vorliegenden Werke zuerst behandelte »Gericht der Libuša« bei seinem im J. 1818 erfolgten Auftauchen aus der Vergessenheit von Jahrhunderten von einem jeden unbefangenen Vaterlandsfreunde mit Freude begrüßt und aufgenommen. Inhalt und Form ließen keinen vernünftigen Zweifel an der Aechtheit desselben aufkommen, wenn gleich die Art seiner Bekanntwerdung sonderbar und mysteriös zu nennen war. Aber eine fixe Idee Dobrowský's*) war Schuld, daß er, um sein bedrohtes Ansehen zu retten, die Aechtheit des Fragments in Zweifel zog — allerdings das bequemste Mittel in solchen Fällen! — die Fälscher witterte und sich sogar nicht entblödete, sie mit Namen zu bezeichnen; er legte das Gewicht seiner wohl erworbenen Autorität in die Wagschale, und was auch immer der gesunde Verstand und eine vernünftige Kritik auf seine aus der Luft gegriffenen und unhaltbaren Einwendungen antworten mochte, der Streit blieb unentschieden, und durch viele Jahre eine Frage ungelöst, die für die Kultur- und Literaturgeschichte Böhmens von größter Wichtigkeit war. Als zehn Jahre darauf Herr Bibliothekar Hanka ein Fragment des Evangeliums Johannis mit böhmischer Interlinear-Version entdeckte, erkannte es Dobrowský auf den ersten Blick für ächt an, und erst, als ihm später die Uebereinstimmung der Sprachformen beider Handschriften auffiel, focht er auch die Aechtheit des letztern mittelst folgenden merkwürdigen Raisonnements an: Das Gericht Libuša's ist unächt, weil es mit meinen Ansichten nicht übereinstimmt, das Evangelium Johannis stimmt aber in den Sprachformen mit jenem überein, folglich muß auch dieses unächt sein; wobei eine paläographische Prüfung desselben gar nicht in Anschlag kam. Daß übrigens Dobrowský von der Unfehlbarkeit seiner Ansicht über die beiden Fragmente nicht so fest überzeugt war, als er sich anstellte, und als er wohl auch sich selbst überreden mochte, ist aus manchen, ihm in lichten Augenblicken seiner Gemüthskrankheit, an welcher er bekanntlich in den letzten Jahren seines Lebens litt, und welche wohl auch die meiste Schuld an dem so heftig und mit Erbitterung geführten Streite hatte, entschlüpften Aeußerungen offenbar.

Nach Dobrowský's Tode ruhte der Streit. Zwar wiederkäute

---

*) Dobrowský wollte nämlich durchaus nichts von Čech, dem ersten Heerführer der Slawen, wissen, er hatte eine ordentliche Abneigung gegen diesen Namen gefaßt; als er daher vernahm, daß in dem, auf eine geheimnißvolle Weise Sr. Excellenz dem damaligen Herrn Oberstburggrafen, Grafen Kolowrat (jetzigen Staatsminister) zugekommenen Fragment eines uralten böhmischen Gedichts „Libuša's Gericht" der Ausdruck: s pluky Čechovými vorkomme, (was zwar auch: čechische Schaaren, nicht blos: Čech's Schaaren, bedeuten kann.) der Name Čech vorkomme, war er sogleich dagegen eingenommen, und erklärte es für unächt, ehe er es gesehen hatte. Die Red.

Herr Palkowič noch einmal die seichten Argumente des ersten Slawisten seiner Zeit in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift Tatranka; da er jedoch nichts Neues vorbrachte, so kam man in dieser kritischen Sache um keinen Schritt weiter, obgleich ihm sein Aufsatz eine Zurechtweisung durch Herrn Jungmann zuzog, wogegen er seinerseits wieder replicirte. Erst als es Herrn Palacký zum Vorwurfe gemacht wurde, sich in seiner Geschichte Böhmens auf jenes alterthümliche Fragment vom Tode Libuša's bezogen zu haben, wurde die Wiederaufnahme der Kontroverse unabwendbar, und Herr Palacký hielt es für seine Pflicht, die Aechtheit beider, durch ihre wahrscheinliche Gleichzeitigkeit und ihr ähnliches Schicksal engverbundenen Fragmente, auf kritischem Wege darzuthun, welche Aufgabe nun im vorliegenden Werke durch ihn und den gelehrten Verfasser der slawischen Alterthümer, Herrn Dr. Šafařjk, auf eine glänzende Weise gelöst worden ist.

Nachdem die Resultate der paläographischen Untersuchung beider Manuskripte vorangegangen, und ihr muthmaßliches Alter bestimmt worden (Libuša's Gericht wird hiebei in das 9., höchstens in den Anfang des zehnten Jahrhunderts, das Evangelium in das 10. Jahrhundert gesetzt), folgt der Text, welcher bei Libuša's Gericht zuerst in der Orthographie des Originals mit beigefügter cyrillischer Abschrift, sodann in neuböhmischer Orthographie mit einer lateinischen Interlinearversion, endlich noch mit beigefügter deutscher Uebersetzung abgedruckt ist. Der Text des Evangeliums ist zuvörderst in der Orthographie des Originals mit Beifügung des lateinischen Grundtextes, sodann neu orthographiert mit beigefügter cyrillischer Uebersetzung derselben Stelle nach dem Ostromir'schen Evangelium, jedoch mit lateinischen Lettern gegeben. Zur Vergleichung folgen noch zwei spätere böhmische Uebersetzungen von 1422 und 1593. Hierauf folgt ein vollständiges Wortverzeichniß beider Manuskripte, die Erklärung ihrer Orthographie, eine allgemeine Uebersicht aller darin vorkommenden Flexionen und Wortbildungen, verglichen mit den grammatischen Formen der böhmischen Sprache in spätern Epochen und der anderen slawischen Dialekte, endlich bei Libuša's Gericht eine Würdigung dieses Gedichtes und mehrere interessante Sacherkläcungen, bei dem Evangelium Johannis einige grammatische Schlußbemerkungen. Nachdem nun diese so kostbaren Ueberbleibsel eines frühen Alterthums allseitig gehörig gewürdigt worden, übergehn die gelehrten Herren Verfasser auf die Geschichte dieser Fragmente, d. h. ihr Bekanntwerden und ihre nachherigen Schicksale, und auf die Würdigung der Einwürfe Jener, welche die beiden theuern Denkmäler der Vorzeit eines früh gebildeten Volks gern verdächtigen und ihre Aechtheit anfechten möchten. Hier nun finden sich dieselben aufs Haupt geschlagen und vollends zurückgewiesen, und ihre schwankenden Einwürfe in ihrer ganzen Erbärmlichkeit dargestellt, so daß es vernünftiger Weise nicht denkbar ist, daß noch Jemand Waffen finden sollte gegen so einleuchtende, schlagende Gründe, welche für die Aechtheit dieser heiligen Nationaldenkmaler sprechen.

Von wie hohem Interesse übrigens das Fragment, welches man allgemein mit dem Namen: Gericht der Libuša bezeichnet, für jeden gebildeten Böhmen, von welcher Wichtigkeit es für die erste Periode der Geschichte unseres Volkes sei, darüber dürften wohl die Stimmen einig sein. — Nicht nur findet der Böhme seine Nationalsagen hier vollends bestätigt, und so zu sagen zur historischen Gewißheit erhoben, sondern er findet auch Aufschlüße über manche Sitten und Gebräuche seiner Väter, und lernt sie nicht, wie aus dem geistlosen Cosmas, als wilde Horden, sondern als ein für die damalige Zeit weit genug fortgeschrittenes, neben geregelter Verfassung und Gerichtswesen patriarchalische Sitten bewahrendes, seine nationellen Gebräuche mit thatkräftiger Energie gegen fremde Anmaßungen behauptendes, durch blühende Volkspoesie und sinnvollen Cultus ausgezeichnetes Volk. Merkwürdig ist, daß uns das älteste Denkmal unserer Literatur schon mit einem Konflikt zwischen germanischem und slawischem Element auf böhmischem Boden bekannt macht. Chrudoš spricht nämlich als Erstgeborner wo nicht die ganze, doch wenigstens den größern Theil der Erbschaft an, wogegen sein Bruder Stiahlaw ihm allen Vorzug streitig macht. Alt-slawisches Recht war, daß die Brüder des Vaters Erbschaft gemeinschaftlich besitzen sollten; nur nach germanischem Rechte wurde der Erstgeborne bevorzugt. Als nun der Streit vor Libuša's Richterstuhl kömmt, erinnert sie die versammelten Primaten und Beisitzer des Gerichts an das von Alters her übliche, bei den Slawen geltende Recht:

> **Po zakonu věkožiznych bogov**
> **Budeta im oba v jedno vlasti,**
> **Či sie rozdělita revnu měru.**
>
> Nach den Satzungen der ew'gen Götter
> Soll dies Gut gemeinsam sein den Beiden,
> Oder beiden gleichgetheilt gehören.

und da die Giltigkeit desselben durch Chrudoš's Anmassung angefochten wurde, so stellt sie es ihnen frei, falls ihnen das alte Recht nicht mehr anständig sei, an seiner Stelle ein neues festzusetzen:

> **Moji kmetie, lěsi i vladyky!**
> **Rozrěšite moje vypovědi,**
> **Budetě li u vas po rozumu:**
> **Nebudetě l' u vas po rozumu,**
> **Ustavite ima novy nalez,**
> **Ky by směril rozvadiena bratry.**
>
> Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
> Sprecht das Urtheil nun nach meinen Worten,
> Wenn sie anders sind nach eurem Sinne;
> Sind sie aber nicht nach eurem Sinne,
> Nun so gebet eine andre Satzung,
> Die versöhne die entzweiten Brüder.

Nicht nur war's daher die Beschimpfung Libuša's durch Chrudoš, der im Streite unterlegen, und ihre dadurch veranlaßte Vermählung mit Přemysl, die diesem Gerichte die hohe Bedeutung ertheilten, daß ein begabter Dichter für würdig erachtete, es zu besingen, und ein ganzes Volk es bis heutigen Tag in seinem Gedächtnisse aufbewahrte, sondern nächstdem auch der Sieg des althergebrachten slawischen Rechts über das neu sich eindrängende germanische. Dies bestätigen Ratibors Worte:

> **Nechvalno nam v Němcěch iskat pravdu:**
> **U nas pravda po zakonu swatu,**
> **Juže prinesechu otci naši — — —**
>
> Recht bei Deutschen suchen wär unrühmlich:
> Recht besteht bei uns nach heil'ger Satzung,
> Die mit hergebracht einst unsre Väter — — —

Nebst diesen beiden Fragmenten werden noch einige böhmische Vers des Leitmeritzer Stiftungsbriefes, und die böhmischen Glossen der **Mater Verborum** als die zunächst ältesten Denkmäler böhmischer Literatur gewürdigt und kritisch erklärt. Uebrigens versprechen die gelehrten Herren Verfasser in der Vorrede, »alle unsere ältesten Sprachdenkmäler, sowohl die gedruckten, als die bis jetzt unedirten, und zwar vom Ende des IX. bis zum Schluße des XIII. Jahrhunderts vollständig, hingegen von da an bis zur Mitte des XIV. nur in verständiger Auswahl, nach und nach mit vereinten Kräften, in einer dem jetzigen Standpunkte der paläographischen und linguistischen Wissenschaften entsprechenden Bearbeitung herauszugeben.«

Dem Werke ist ein Facsimile von Libuša's Gericht und dem Evangelium Johannis beigefügt. — Die Auflage ist prachtvoll. **J. M.**

N o t i z e n.

(Dresden.) Die Kunstausstellung hat begonnen und enthält unter Andern fünf große Cartons von Prof. Bendemann. Sie stellen die Gesetzgeber Moses, David, Salomo, Zoroaster und Lykurg vor. In der Nähe hängen die Arbeiten mehrerer braven Schüler dieses Meisters, wie Metz, Schüßler, Schadow, Paul. Großes Interesse erregen auch die Gemälde des jetzt hier lebenden javanischen Prinzen Raden Saleh, der sich seit sechs Jahren der Malerkunst gewidmet. In seiner »Löwenjagd,« seinem »Seesturm« ist sowohl die Komposition als die Ausführung gelungen zu nennen.

(Neu-italienische Malerei.) Die letzten Kunstausstellungen zu Mailand, Brescia, Verona und Venedig waren geeignet, dem Kunstliebhaber eine ziemlich vollständige Uebersicht der Bestrebungen der neuen italienischen Schule zu geben, in welcher im Allgemeinen die traditionellen Charaktere der lombardischen Schule durch das Studium da Vinci's und der andern großen Meister nicht zu verkennen sind, während man eine Beimischung der übrigen italienischen Schulen und des deutschen Pathos deutlich bemerkt.

(Journalistik.) In Hamburg erscheinen 27 Zeitungen und Zeitschriften (die neueste: »Hamburgische Comptoirblätter« erscheint seit 1. Juli d. J.), folglich kommt eine Zeitung auf 5000 Einwohner. Die Hamburger sind also hinlänglich mit Journalen versehen, und auswärtige Blätter müssen sich vor einem solchen Phalanx zurückziehen. Vierzehn von jenen Zeitschriften besprechen das Theater; das Publikum braucht daher keine eigene Meinung mehr zu haben, sondern nur irgend eine gedruckte sich auszuwählen.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 71. Mittwoch den 2. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

„Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Deukalion.

Von Friedrich Bach.

Des Lebens Woge schwoll, und, was mir lieb und werth,
Hat sie mit wilder Kraft vertragen und zerstört!

Verdorben lag vor mir der Hoffnung reiche Saat,
Am Boden fraß der Rost das scharfe Schwert der That! —

Und klaglos zog ich fort, wie Einer, der's verschmerzt,
Daß er ein böses Kind gezogen und geherzt!

Doch war ich kaum allein, so warf ich, kraftbewußt,
Des Schmerzes Lasten all' gefaßt von meiner Brust;

Und wie Deukalion warf ich mit starker Hand
Die schweren Steine weit zurück in's öde Land!

Da hör' ich hinter mir ein Flüstern, Rufen, Schrein:
Ein neckend Liedervolk entwächst dem schweren Stein!

Doch achtlos zieh' ich fort, damit mein Herz vergißt,
Daß ihm die Jugendzeit nicht treu geblieben ist!

Ein Seeroman auf der Spree.

Nicht wahr, die Ueberschrift ist spaßhaft genug? — und gewiß glauben die Leser, ich werde eine beißende Satyre darunter schreiben auf die Mitglieder der Strahlower Ankertaverne, die kühnen Befahrer der Spree, des Müggel-, des Rummelsburger See's und so vieler anderer unbekannten Gewässer, die noch nicht einmal auf der Karte von Deutschland stehen. Aber gefehlt! — Enthält die Spree nicht Wassers genug, um sich den Tod daran zu trinken! ist sie nicht zwischen den Ufern bei Strahlow und Treptow ein wahrer Mississippi gegen die Leipziger Elster, die auch wiederum stark genug war, jenen idealischen Polenhelden zu ersticken mit ihren schmutzig gelben Wellen. Ach! das Ertrinken ist ganz abscheulich, und langweilig obendrein. Ich kenne das aus Erfahrung, da ich einmal wirklich ertrunken bin, und einigemale nahe daran war. Du lächelst spöttisch und schüttelst ungläubig den Kopf, theuerster Leser, — und doch sage ich die Wahrheit. Höre!

Ich war etwa neun Jahre alt, als ich wirklich ertrank. Mein elterliches Haus lag auf einer Vorstadt jenseits eines Flußes, der Breite und Tiefe genug hatte, nicht unbedeutende Seeschiffe aufzunehmen. Eine Fähre, nur für Fußgänger bestimmt, führte hinüber, die ich, um nach der Stadtschule und zurück zu kommen, täglich viermal passiren mußte. Im Sommer, an Markttagen war dies kleine Fahrzeug, das an einem Tau hinübergezogen wurde, von Landleuten, die den Ueberfluß ihres Feldes und Stalles in die Stadt zum Verkaufe führten, gewöhnlich sehr überfüllt, namentlich Morgens und Mittags. Und streng war mir's untersagt, mich bei solchem Gedränge der Fähre anzuvertrauen, namentlich Mittags, wo die rückkehrenden Bauern gewöhnlich stark über den Durst getrunken hatten, und eine Prügelei immer das Möglichste war. Aber vier Stunden in der staubigen Schulstube zu sitzen, und darauf hungrig, wie jener berühmte polnische Wolf in der Fibel, der den Tischler sammt dem Winkelmaße auffraß, mit stoischem Gleichmuth warten bis alle Bauern hinüber, und dabei das liebe Haus drüben zu sehen, wo nun gewiß die Terinne auf dem Tische einladend dampft: — das war von einem neunjährigen Buben denn doch zu viel verlangt, und an einem schönen Julitage besiegte die energische Sehnsucht meines Magens alle andere Bedenklichkeiten, und mit einem überlustig lärmenden Korps stieg ich ein, obwohl nur ein kleines Plätzchen knapp am Bord für mich übrig blieb. Wir waren gerade in der Mitte des Stromes, ich baumelte gedankenlos mit den Beinen über Bord und im Wasser, als die Bauern sich was Weniges zu prügeln begannen, ich im Gedränge einen Stoß erhielt, und rücklings — kopfüber hineinplumpte. Niemand hatte es bemerkt, und die Leute prügelten ruhig weiter. Fatale Situation! Dazu war mir noch eine große lederne Büchermappe hinten aufgeschnallt, die gerade heute sehr beschwert war, denn wir hatten Religion gehabt, und es steckte außer den gewöhnlichen Schul- und Schreibbüchern eine ungeheuere Haus- und Familienbibel, ein städtisches Gesangbuch, Bröders lateinische Grammatik, das Buch »Weisheit und Tugend« u. s. w. drin, zusammen wenigstens 20 Pfund Handwerkszeug, das jetzt wesentlich zu meinem Untergange beitrug. Einmal war diese schwere Gelehrsamkeit Schuld daran, daß ich hintenüber fiel, was weit mehr decontenancirt als der umgekehrte Fall, und dann zog mich dies Gewicht nun vollends gewaltsam in die Tiefe. Anfangs hatte ich, wahrscheinlich vor Angst, die Augen zugekniffen, ich sah nichts, fühlte aber ein schreckliches Sausen in den Ohren. Ich arbeitete nun mit Händen und Füßen, und gelangte so an die Oberfläche, wo ich mich aber nicht halten konnte, und im nächsten Augenblick wieder untersank. Nun sah ich mich um, und glaubte auf einer weiten smaragdgrünen Wiese zu sein, zugleich fühlte ich in den Ohren ein liebliches Klingen, wie fernes Heerdengeläute klang es und sang es mich ein. Ich erinnere mich nicht, daß ich eine sonderliche Todesfurcht dabei hatte, nur um die Eltern und Geschwister that mir's leid, die nun bei Tische so lange vergeblich auf mich warten würden. Es ward mir immer sanfter und wohler zu Muthe: —

»Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund, —«

sogar das Lied fiel mir ein, das meine älteste Schwester nach Reichardt'schen Tönen so oft zu singen pflegte . . . mir wurde ganz wunderlich, so zwischen Weinen und Lachen, — und nun war's aus. —

Ich fand mich zu Hause im Bette wieder, es war 4 Uhr Nachmittag, also über drei Stunden nach dem Unglücksfall. In der letzten Todesangst mußte ich wohl, halb bewußtlos, noch eine verzweifelte Anstrengung gemacht haben emporzukommen; daß ich im Wasser verschwunden, hatte der Fährmann bereits bemerkt, denn mein graues Hütchen, das er gut kannte, tanzte schon fern auf den Wellen, man rief und suchte auf alle Weise, nach allen Seiten. Endlich kam ich an der Gegenstromseite des Fahrzeugs so hoch, daß man die obenauf schwimmenden Haare packen konnte, und ich war gerettet, — das heißt vorläufig als Leiche. Nach einer halben Stunde gelang es mich in's Leben zurückzurufen, wovon ich indeß nichts weiß, denn ich verfiel sofort in einen tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf, aus dem ich erst nach drei Stunden erwachte. Seit jenem Tage habe ich häufig recht ernsthaft darüber gegrübelt und nachgedacht, wohin sich wohl damals meine unsterbliche Seele mag versteckt haben, in welchem obscuren Winkel des kalten Leichnams sie gefroren hat, ehe sie durch starkes Bürsten der Fußsohlen ꝛc. wieder hervorgelockt, und ganz ordinär sterblich gemacht wurde. Hätte man mich damals liegen lassen, ich wäre nie wieder aufgestanden, brauchte den höchst unangenehmen Schritt nicht noch einmal zu thun, und alles wäre gut. Denn daß ich durch diese Vorschule des Ertrinkens routinirt, nun einmal leichter im Wasser sterben werde, wie eine alte Zigeunerin meiner Mutter geweissagt, glaube ich kaum. Doch gleichviel: —

»Geschieht es heute nicht, — geschieht es doch
Einmal in Zukunft. —
Gefaßt sein, ist alles! . . .«

sagt Prinz Hamlet, und ich mit ihm.

Doch wo bleibt unser Roman, unser »Seeroman auf der Spree«, der außer vielen andern Eigenthümlichkeiten auch noch die hat, so eigentlich kein Roman zu sein.

Die außerordentliche Spannung, die meine Ueberschrift dir erregt hat, mein Leser, muß ich nun doch wohl zu befriedigen suchen und wirklich meine Erzählung anfangen. Soll ich graulich anfangen: Es war an einem Sonntag Vormittag im Herbste, als die Elemente im wüthendsten Kampfe über die Wasser und Fluren von Rummelsburg und Treptow daher brausten und die See unser Boot in die tiefste Tiefe des an Untiefen so furchtbar reichen See's —

Nein, das ist nichts! man würde glauben, ich wolle unsern Berliner Marinedichter copiren, der immer so schauerlich schreibt, und dabei doch ein seelenguter Mensch ist.

Ich will lieber ganz gewöhnlich anfangen.

In Strahlow ist es allerliebst, und man glaubt gar nicht mehr in der Mark und nahe bei Berlin zu sein, denn von Staub und Sand ist keine Spur, und man sieht nichts als Wiesen und Wasser, Himmel und Tabagien. Außer der Kirche nämlich, die auf einer Landzunge zwischen der Spree und dem Rummelsburger See liegt, ist in Strahlow jedes Haus ein Wirthshaus, und die Kirche selbst ist manchmal kaum sicher, in eins verwandelt zu werden, z. B. am 24. August, am Strahlower Fischzugstag. Ich weiß übrigens beiläufig noch nicht genau, wie die wendische Endung ow gesprochen wird, und der Leser mag daher mit den Namen Treptow, Strahlow ꝛc. ganz à son aise verfahren. Also fast jedes Haus ist der »ungeheuern Heiterkeit« gewidmet, und dazu haben die Wirthe die drolligsten Namen von der Welt, z. B. Madame Fleischfresser, die Herren Tübbekke, Finkelthee und Zibbecke u. s. w. — grade als ob's zum Spaß erdacht wäre, aber die Leute heißen wirklich so, und ich habe die Namen Finkelthee und Tübbekke in sehr ernsthaften Zügen gelesen, auf den Grabsteinen des Strahlower Kirchhofs nämlich, wo fast alle Ruhenden Ertrunkene sind, die in der Spree und auf dem See von Rummelsburg ein Opfer der Nixe wurden.

Nur ein Haus in Strahlow ist kein allgemeines Wirthshaus, und das ist die »Ankertaverne,« die wir schon oben nannten. Seit einigen Jahren nämlich hat in Berlin eine Leidenschaft für Segelfahrten bei vielen courageusen Leuten Wurzel gefaßt, die mehr Sinn für frische Luft, wogendes Wasser und etwas Waghalsigkeit haben, als ein geborener Hansestädter hier zu finden hoffen dürfte. Ein Segelboot nach dem andern ist von Stettin, Danzig, Elbing und andern Hafenstädten hieher nach Strahlow gekommen, und es ist jetzt eine Gesellschaft von kühnen Seglern zusammengetreten, die für ihr navales Treiben sich ein stattliches Haus gemiethet haben, die Ankertaverne, wo nahe bei die ganze Flotille von zierlichen Schaluppen und Ruderbooten ankert. — Natürlich führen sie stolze Namen und Flaggen, eine der größten Schaluppen heißt „The Pirate“ und der beste Segler ist die »Venus.« Man führt hier die Flaggen aller Nationen mit großer Kühnheit, sogar die von republikanischen und konstitutionellen Staaten, denn unsere Gensd'armen verstehen nichts von Flaggenbuch, und pflegen auch nicht in's Wasser zu gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alt-hebräische Poesie.

Virgo filia Jehudae.

(Beschluß.)

Da stand er nun und trat die Erde, wo einst seine Väter in tiefer Knechtschaft geseufzt, und tagelang, nachtlang hing seines Geistes Blick voll Wehmuth an den Riesenwerken, an den Ufern des Nils, — an den himmelangethürmten Pyramiden. — Ach, seit Jahrtausenden stehen sie da, und werden noch Jahrtausende stehen, und mährchengraue Mahner hinüberschaun über das Binsenmeer und die Landenge von Suez, und fragen: »Wo seid Ihr, die Ihr uns gebaut? Wo bist du Volk Jakobs? — Ausgestreut in alle Winde wie Spreu des Hafers — bist du unsterblich wie wir! Und wir sind unsterblich wie du, denn wir hehlen das Blut deiner Hände, und deiner Stirne Schweiß hat unser Mörtel getrunken! —«

Endlich führte ihn günstiges Geschick dem längstersehnten Ziele zu. —

Mit schwärmerischer Weihe der Seele betrat er Palästina's Erde, und tiefe Trauer zog ein in seinem Innern, und mit schwarzen Tüchern umhing sie die Hallen des Tempels, den sich seine Liebe in seinem Herzen gewölbt. Denn:

Sind's die Thäler auch und Höhen
Aus der Väter großer Zeit —
Die so Großes einst gesehen,
Jetzt sind sie entweiht.

Hintrat er an die Quelle Siloah, die still hinquillt am Fuße des Berges Zion (wie Einer, der verjährten Schmerz im Busen trägt, und nicht mehr laut klagen kann und laut weinen), und weinte mit ihr im Herzen, und sang Klagelieder, und mit ihm sang die Kinor Ebol, die einsam und seit zwei Jahrtausenden von keines Leviten Hand berührt an einer Trauerweide hing am Bache Kidron. — Aber vergeblich suchte sein Auge und frug sein Mund nach den Tempelhallen Salomons — sie zeigten ihm Omars Moschee am Berge Moriah, und:

Wo sonst ein gläubig Volk dreimal im Lauf des Jahres
Verhüllten Angesichts sich tief beugt' im Gebet —
Da blickt ein Halbmond an der Stelle des Altares,
Da ruft der Muezzin vom schlanken Minaret:
»Was Moslem heißt und ist und Fern' und Näh' erfahr' es:
Es lebt ein einz'ger Gott! Mohamet sein Prophet! —«

Schweigend wandt' er sich hinweg und bestieg den Berg Zion, und sein thränenfeuchtes Auge fand das Thal Hinnon; aber die Lustgärten mit den leichten Gazellen waren verschwunden; und das Thal Saron und das Thal Josaphat; aber die Rosen waren längst abgefallen, und die sonnversengte Erde hat stiefmütterlich, wie uneigne Kinder die Sträuche von sich gestoßen, und die Wurzeln blos gelegt, und kein Regen tränkte sie und kein Thau, und nur zuweilen tranken sie die salzige Thräne eines abendländischen Pilgers.

Die Sonne sank eben hinter den fernen Ararat, und »auf den Trümmern Zions« sang er das schönste seiner Klagelieder von Jerusalem, »das an den Himmel festgekeltet, wie an die Erde,« ein ewiges Denkmal da steht, daß einmal da geherrt

Ein Volk, das nun in Staub, auf dessen bleicher Stirn
Geschrieben steht ein Weh mit ewig glühnden Spuren,
Ein uralt Weh, das zeugt, daß ihm durch Herz und Hirn
Die Pein, die Qualen all' der Weltgeschichte fuhren.

Und dessen Lipp' umziehn, aus dessen Auge leuchten
Des Himmels Duldersinn, der Hölle Flammenqualen,
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Sein Tempel ist die Nacht. Aus Wolkenbaldachinen,
Ein ewig Altarlicht, der Mond herniederscheint —
Als Sabbathkerzen ist der Sterne Heer erschienen, —
So liegt das Volk in Staub, und fleht und flucht und weint!—

Und als er den Gedanken, der sein Herz am schwersten drückte — den einzigen Gedanken, der, ein Grundstein, den Bau seiner Seele trug, zum Worte wollte werden lassen — da kam ein Sarazene und hieb den »schwärmerischen, wahnsinnigen Kopf« vom Rumpfe. —

So war ihm vergönnt und beschieden, was er so sehnlich erfleht:

»Unter Zions Trümmern wollt' ich
Ausruhn von dem Erdenwallen!« —

Der Mann, den ich meine, ist Rabbi Rabbi Jehudah Halevi, al Charisi, der Dichter genannt. —

Er lebte im 14. Jahrhunderte, zur Zeit, als das Reich der Sarazenen in Spanien in seiner schönsten Blüte stand. — Das Judenthum verdankt ihm einige tiefgedachte philosophische Schriften, aus denen klar hervorgeht, er sei ein gründlicher Kenner der griechischen und orientalischen Philosophie gewesen, ohne sich jedoch zu einer von beiden hinzuneigen. Treu seinem Gott und seinem Glauben hüllt er denselben nicht in engstisches, kabalistisches Dunkel, sondern sucht Licht in der Lehre seines Volkes zu verbreiten.

Professor Dr. S. D. Luzzatto in Padua besitzt eine in Tunis aufgefundene Handschrift des Divans »Besulath Bath Jehudah,« der eine Menge der schönsten und herrlichsten Gesänge, meist Ghaselen des berühmten Al Charisi enthält.

In Prag ist bei M. J. Landau 1840 eine Blumenlese von 44 dieser Lieder unter dem Titel „Virgo filia Jehudae, sive excerpta ex inedito celeberrimi Jehudae Levitae Divano“ erschienen. Ein Grundton, der durch alle diese Lieder forttönt und fortweht, ist Glaube und Sehnsucht nach dem Schau'n der verlassnen Witwe Zion.

Professor Luzzatto hat sich nicht nur den wärmsten Dank seiner Nation, sondern den eines jeden Freundes des Alterthums und antiker orientalischer Poesie insbesondere erworben, und es bleibt nur zu wünschen, Professor Luzzatto im Stande zu wissen, die Herausgabe des ganzen Divans baldigst bewerkstelligen zu wollen.

Siegfried Kapper.

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Schon früher habe ich einige allgemeine Gedanken über den heutigen Stand der Porträtmalerei, und das, was ich in derselben für nöthig und möglich halte, an einem andern Orte, für gelegnere Zeit niedergelegt; daher begnüge ich mich hier nur mit dem einfachen Ausdruck meiner freudigen Ueberraschung, in Weimar gleichsam schon von einem schönen Talent ausgeführt gesehen zu haben, was ich mir erst gedacht, und damit zugleich die Satisfaktion für meine eigene Eitelkeit zu genießen, daß meine Ansprüche an die »Ausübenden« doch nicht immer so »überspannt« und so »unausführbar« sind, als ich mir oft muß vorwerfen lassen. Nebstbei freut es mich, den abgesagten Feind aller Ungerechtigkeit, daß dem in Deutschland noch viel zu eingewurzelten philiströsen Vorurtheil gegen den weiblichen Genius zum Trotz, es grade eine Künstlerin ist, welche mir jene angenehme Ueberraschung bereitet hat, durch eines der schönsten Porträts (stehende weibliche Figur in Lebensgröße), was mir seit langer Zeit vorgekommen ist. Bis jetzt war mir ihr Name (Fräulein von Meyern) nur als der einer talentvollen Bildhauerin genannt worden, ohne daß ich etwas von ihren Skulpturen gesehen; jetzt scheint es, daß dieser weibliche Jünger Michel Angelo's seinem Meister auch in der Vielseitigkeit nachzufolgen beabsichtigt, welcher Jenen zu gleicher Zeit den Pinsel in die Hand nehmen ließ. Zu welchem dieser beiden Kunstzweige er den meisten Beruf hat, weiß ich hiernach freilich nicht zu bestimmen, aber daß er einen entschiedenen zur Malerei hat, das glaube ich nach der gesehenen Probe behaupten zu können.

Das kunstreiche Fräulein gehört ersichtlich zu jenem Amazonen-Geschlechte, welches zweifelsohne die nächsten Decennien, trotz aller Deklamationen der Weibmänner gegen die »Männerweiber«, noch um ein sehr Erhebliches vermehren dürften, da, seit die Welt steht, sein Auftreten stets die natürliche Geburt jeder verweichlichten und ausgearteten Zeit war. Denn die Natur kehrt sich nie um, sondern die Menschen verkehren sie; — das heißt: die Männer, da nur diese es sind, welche Alles regeln, was die Menschheit treibt. Die Weiber werden ewig nur da zu Männern, wo die Männer Weiber geworden. Wo die Männer Männer sind, das heißt bauen und pflügen, um den Herd zu gründen, lehren und singen, um ihn zu heiligen, fechten, um ihn zu vertheidigen, da bleiben auch die Frauen Frauen, beschicken den Herd, »hören zu, wenn kluge Männer reden« und weben ihnen die Kriegs- und Jagdkleider. Wenn aber die Männer zuerst zu Hermaphroditen werden, und weben statt zu ackern, schwatzen statt zu reden, prozessiren statt sich zu schlagen, so fährt natürlich die Thatkraft und die Kampflust in die Weiber; denn irgendwo müssen Beide sich doch zu erhalten suchen in dieser Welt; — und das gibt denn ganz naturgemäß die umgekehrte Art von Hermaphroditen. Jede Kreatur verlangt ihr Recht, wo also für die weiblichen Genien, wie die Heloisen und Bettinen, die Thusnelden und Katharinen, keine männlichen Genien mehr da sind, wie die Abälard und Goethe, die Arminius und Peter der Große, denen sie natürlicherweise nachfolgen, an denen sie bescheiden hinauf sehn könnten, da — bleibt ihnen nichts weiter mehr übrig, als sich in Jungfrauen von Orleans oder Wlasten zu verkehren, welche unnatürlicherweise — und doch natürlich — den Zwergen voran, oder entgegen gehen, auf welche sie verächtlich hinabsehn müssen. Jede Kraft, welche da ist, muß sich nun einmal irgend wohin entladen, das ist ein Naturgesetz, was alle Anatomiker, Juristen und Moralisten der Welt nicht wegdemonstriren werden. Ich, meinestheils, wundre mich daher nicht einen Augenblick, wenn ich sehe, wie heut zu Tage, gleich der Zeit, wo unter der Aegide des aufkeimenden Christenthums, die römischen »Mannweiber« ihren zu Weibmännern gewordenen Nachkommen der Gracchen in die Wüsten entliefen, oder sich von diesen egoistischen Götzendienern der Materie als Märtyrerinnen des Geistes den wilden Thieren vorwerfen ließen, die Heroinen dieses kommerziellen Jahrhunderts, in denen noch der Sinn für das Höhere nicht ganz erstorben ist, sich in die Arena der Journale und Ausstellungen stürzen, dem Märtyrerthum entgegen, das ihnen bissige Rezensenten bereiten (welche Art reißender Thiere bekanntlich vom Löwen nichts an sich hat, als — die Katzennatur). Ja, wenn ich erleben muß, daß — Dank sei es den unermeßlichen Wohlthaten des Dampfes, des Industrialismus und des Individualismus, womit uns die modernen Alchymisten, die aus Kohlen Gold, die Mäkler, die

aus Gold Papier und die Schreiber, die aus Beidem Nichts machen, beschenkt haben, — ein Viertel der männlichen Population sein Geschick nur noch an das Spinnrad, ein zweites gar blos an die Kellnerschürze knüpft, so bin ich auch ganz gefaßt darauf zu sehen, daß, falls einmal ein Augenblick kommen sollte, wo es sich ernsthaft um das Palladium der Nationalehre handelt, eine Legion von zehntausend Jungfrauen mit dem Schwert in der Faust im ersten Gliede voran marschirt. Denn wo einmal die unsichtbare Weltenlenkerin einen Blitz vom Himmel schleudert, um für einen Augenblick die Menschheit aus ihrem animalischen Schlummer aufzurütteln, oder einen Funken herniedersenkt, um für einige Spannen ihre Erdennacht zu erleuchten, da zündet er auch gewöhnlich zuerst in den Frauen; und so wie die Welt noch nie einen ihrer großen Gerichtstage überstand, ohne daß ihn nicht irgend eine geniale Frau, irgend eine, von der Blindheit des Materialismus und Egoismus verhöhnte Kassandra, in der Reinheit ihres Gemüths vorausgeahnt hätte, so sah sie auch noch nie einen wahrhaft großen Mann erstehn, um Gericht zu halten, der nicht seine Größe entweder von einer großartigen Mutter geerbt, oder durch eine großartige Geliebte, Gattin, Freundin, Schwester, ja oft nur eine Tochter entwickelt hätte.

Doch wieder auf unsere künstlerische Amazone zurückzukommen, so glaube ich, daß, wenn die Titians, die Van Dyks und Holbeins noch lebten, — sie, die hoch genug standen, um keine Nebenbuhlerin zu fürchten, aber auch hoch genug, um sich zu erfreuen, wenn neben den vielen mittelmäßigen Künstlern, welche die Industrie gebiert, einmal ein tüchtiger auftaucht, gleichviel welchen Geschlechts, den das Genie inspirirt — sie, statt hypochondreisch über die Unweiblichkeit der weiblichen Kunst zu kritteln, Fräulein Meyern frisch und fröhlich als Schülerin aufnehmen würden, oder vielmehr als Schüler. Denn in der That spricht sich, wie schon gesagt, eine Energie und eine Kühnheit in der Behandlung ihres Gemäldes aus, eine Wärme und ein Glanz in dem Kolorit desselben, daß man wirklich eher glauben möchte, als habe es irgend ein junger muthiger Mann gemacht. Wenigstens sieht man diesen kecken Pinselstrichen deutlich an, daß die zarte Hand, welche sie führte, sich bereits zuvor am harten Marmor zu kräftigen versucht. Nichts destoweniger jedoch ist die ganze Auffassung und Anordnung zugleich ganz so sinnig, elegant und geschmackvoll, als man sie nur immer von einer Dame wünschen kann.

Man hat mit Recht bemerkt, daß dies Porträt ein »ganz aristokratisches« Bild sei, allein eben hierin liegt, finde ich, sein größtes Verdienst; denn gerade das gibt ihm, was ich vor allen Dingen vom Porträt verlange, den Charakter. Eine Gräfin, eine Stifts- und Hofdame, in dem Weichbild einer noch mittelalterlich erhaltenen Reichsstadt geboren, in ihrem ganzen Wesen an eine Burgfrau früherer Zeiten erinnernd, konnte durchaus nicht passender dargestellt werden, als, so wie hier, unter einem wappenverzierten Spitzbogen an einer teppichbehängten Tafel stehend, im reichen Schleppenkleid von schwarzem Atlas, mit rothsammtnem Ueberwurf, nobel und doch nicht coquett geschmückt durch Spitzenkragen und Ordenskreuze, den eignen, innern, freieren und zugleich höheren Sinn dokumentirend durch den einfachen Lockenputz, während das schwere Sammtbarett auf dem Tisch ruht, durch das Buch, welches sie in der Hand hält, über dessen Inhalt sie eben noch nachzusinnen scheint.

Ich spreche bei diesem Erstlingsversuch noch nicht von der Porträtähnlichkeit, deren Vollständigkeit durch momentane äußere Einwirkung allerdings wohl einiger Eintrag geschehn; auch, da man immer tadeln muß, um nicht für »parteiisch« und »enthusiastisch« zu gelten, bemerke ich, daß ich gerade für ein Damenporträt wohl ein feineres Material gewünscht hätte, als das hier angewandte, um dadurch eine noch etwas zartere und weichere Ausführung zu gewinnen, daß endlich in der Karnation die Künstlerin ihrer Farbenmischung noch nicht ganz so Herr zu sein scheint, als in den, freilich leichter bestechenden Beiwerken; was aber diese Beiwerke betrifft, wohl Diejenigen nicht ganz Unrecht hatten, welche in der Kleidung die etwas zu einförmig perpendikulär niedergehenden Linien tadelten, im Hintergrund dagegen mehr Andeutung eines, die Figur umgebenden, architektonischen Raumes wünschten, um mit dem vordern Spitzbogen eine größere Harmonie herzustellen. Allein alle diese kleinen Ausstellungen rauben dem Gemälde ganz und gar nichts an seinem Hauptverdienst, und hindern durchaus nicht, von der geistreichen Schöpferin desselben die besten Hoffnungen für die Zukunft zu hegen, wenn sie sich auf dem betretnen Wege noch fernerhin so fortbildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Klattau.) Den 20. August d. J. fand im städtischen Rathhause zur Empfangsfeier des neuen Kreishauptmanns und Gubernialrathes, Hrn. Grafen von Mercandin, eine musikalische Akademie statt, welche einen neuerlichen Beleg für die weite Verbreitung musikalischen Interesses und Vermögens in unserem lieben Böhmen darbietet. Eine Ouverture von Spontini, von der Regimentskapelle des löbl. Dragoner-Regiments Graf Fiquelmont mit Präzision exekutirt, ein der Gelegenheit angepaßter Prolog, Concertino für das Fagot von K. M. v. Weber, Arie Konradin Kreutzer's von Frl. von Plätterbauer mit gefälliger Stimme vorgetragen und eine Hüttner'sche Fantasie von unserm kunstsinnigen Violoncellisten Herrn Schindleker trefflich ausgeführt, waren die Piecen der ersten Abtheilung. Die 2. brachte eine Ouverture von P. Pixis, Czerny'sche Variationen für das Piano-Forte, ein Duetto und eine Scene mit Chor von Bellini und Rombergs Konzert für das Violoncello — und jeder billig denkende Zuhörer wird der Ausführung des Ganzen gewiß gerne das Zugeständniß machen, daß er seine Erwartungen weit übertroffen fand. —

Dörfel.

Notizen.

(Alte Opern.) Von Mozart kennt die Theaterwelt der neuern Zeit vier Opern noch gar nicht: 1) La Finta semplice, welche er auf Kaiser Josephs Befehl 1768 komponirte, die aber Gott weiß warum, niemals auf die Bühne gekommen. 2) Mithridates, im J. 1770 komponirt, und einige zwanzigmal mit Beifall aufgeführt. — 3) Lucio Silla, 1773 komponirt, wurde 26mal aufgeführt, und 4) La finta Giardinera, welche ebenfalls vielen Beifall fand. Warum werden diese Opern nirgends aufgeführt? Warum wird die Entführung aus dem Serail, Cosi fan tutte, Idomeneo, auf der Prager Bühne nicht aufgeführt? Warum wird Don Juan, die Zauberflöte, Titus, ziemlich mittelmäßig in einer Stadt aufgeführt, die sich rühmt, Mozart am besten zu verstehn? (Eben weil wir Mozart verstehn, kommen uns diese Aufführungen mittelmäßig vor.) Warum endlich ist Gluck bei uns ganz verschollen? Auf das Letzte kann ich mit Bestimmtheit antworten: Weil er einen böhmischen Namen führt, und unweit von der böhmischen Grenze geboren ist. Wäre er nur 200 Meilen weiter geboren, etwa in Frankreich, und wären seine Opern um 100 Jahr jünger und um 100 Perzent schlechter, dann würden wir sie sogleich aufführen! Die Theilnahme und der Beifall, welchen die frühern Aufführungen von Glucks Opern in Berlin und die neuerliche von seiner »Alceste« in München fanden, haben bewiesen, daß der Geschmack des Publikums nicht so verflacht ist, als man uns glauben machen will, und daß, wenn dies wirklich irgendwo der Fall sein sollte, die Theaterdirektoren den größten Theil der Schuld davon haben.

R. G.

(Gerstner.) Der in Newyork am 12. April im 45. Jahre verstorbene Ritter von Gerstner war in Prag geboren und in einem Alter von 28 Jahren Prof. der Mathematik am polytechnischen Institute zu Wien. Später widmete er sich vorzugsweise dem Studium und der praktischen Ausführung der Eisenbahnen. Die erste der österreichischen Monarchie zwischen Budweis und Linz, entstand unter seiner Leitung. Die Eisenbahnen zwischen St. Petersburg und Zarskojeselo und Pawlowsk wurden von ihm ausgeführt. Das Handbuch der Mechanik seines Vaters, des k. k. Gubernialraths J. J. Ritter von Gerstner, von jenem aufgesetzt, mit Beiträgen vermehrt, in 4 großen Quartbänden und einem Bande Kupfertafeln, ist ein anerkannt klassisches Werk. (Prag 1831.) Das erste für die wissenschaftliche Welt höchst interessante Resultat seines Aufenthalts in Nordamerika sind die Berichte aus den vereinigten Staaten über Eisenbahnen, Dampfschifffahrten, Banken und andere öffentliche Unternehmungen. (Leipzig 1839.) Er gab zuletzt eine Zeitschrift über Amerika heraus, die in Leipzig erschien, und beschäftigte sich mit einem großen, umfassenden Werke über die vereinigten Staaten von Nordamerika.

(R. Benedix) der Verfasser des vielbelobten Schauspiels: »Das bemooste Haupt« hat wieder 2 Stücke: »Die Sklaven« und »Die Sonntagsjäger« vollendet. Nun, ihr Theaterdirektoren, beklagt euch noch über die Sterilität der deutschen dramatischen Literatur!!

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 72. Samstag den 5. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die letzten Federn.

Von Alfred Meißner.

I.

Vernimm das Mährchen eines Traumes,
Geträumt in sternenloser Nacht:
Es schwebt um jede Welt des Raumes
Ein Seraph in verklärter Pracht!

Von Sonnenlicht sein Kleid gewoben,
Das Aug voll Schöpferkraft und Glut,
Die breiten Schwingen hoch erhoben
In stolzem Schöpfungsübermuth.

So trägt er durch den Raum die schwache,
Verlass'ne Erde treu und warm —
Ein Bräutigam zum Brautgemache
Die scheue Braut auf starkem Arm.

Als er zuerst an die entzückte,
Gewalt'ge Brust im Liebesdrang
Die Braut, die schlummertrunkne, drückte
Und sie im Flammenkuß verschlang,

Erwachte sie, und still zu schlagen
Begann ihr tiefverborgnes Herz,
Vom Urgeist sanft dahin getragen,
Verweinte sie des Daseins Schmerz.

Ihr Busen schwoll bei seinen Küssen —
Da rangen Berge sich hinan,
Sie weinte — und von Thränenflüssen
Ward rings ein weiter Ocean.

Sie bebte und begann zu träumen —
Da sproß der Pflanzen bunte Zier;
Bewußtsein kam — und in den Räumen
Ward buntes — wimmelndes Gethier!

Auf schrie der Seraph. Heller gleißte
Sein Kleid, und fort bei Sphärenklang
Bachantisch fort im Taumel kreiste
Er mit der Braut, die er umschlang.

Doch nun! so oft ein Tausend Jahre
Dem Bann der Ewigkeit verfiel,
Entfällt des Seraphs Flügelpaare
Ein breiter pfauenfarb'ger Kiel.

Da faßt die Erde Angst und Beben,
In ihren Adern stockt das Blut —
Hinweg das heiße Liebeleben,
Verschwunden des Gebärens Glut,

Erstarrt zu Erz der Sonne Gluten,
Erstarrt zu Luft des Aethers Raum,
Erstarrt zu Eis des Wassers Fluten,
Verschrumpft zum Farr'n der Palmenbaum! —

Jahrtausende, ihr wilden Rosse,
Wer hält euch auf, und faßt euch stramm?
Wer fängt euch fliegende Geschosse,
Wer setzt euch Wassern Wehr und Damm?

Ihr brauset fort — geschwind — geschwinder,
Und zwischen drein das Lachen klingt
Der Ewigkeit, die ihre Kinder,
Die Zeiten, wahnsinnstoll verschlingt!

Nun ein Jahrhundert — nun noch eines —
Der letzte Mensch erwartet stumm
Den Tod der Welt — des Welterscheines
Auflodern mahnt ihn: bald ist's um!

Die letzte Feder fällt — die letzte —
Des Seraphs Schwingen werden kahl —
Die Erde fühlt's, die schreckentsetzte,
Sie bebt — sie wankt — zum letztenmal.

Der Seraph stirbt — mit ihm die Erde
Hinab ins Bodenlose fällt —
Doch Tags darauf schafft Gottes: Werde!
Sich eine neue, andre Welt.

II.

Ich aber stürbe gern und läge gerne
Gebettet auf den Trümmern einer Welt,
Wie jener Seraph, hoch auf lichtem Sterne,
Der stirbt, wenn seine letzte Feder fällt —

Wenn die Begeist'rung, die mich auf gen Osten
Und himmelwärts wie Jovis Adler trug,
Ein Ganymed der Dichtung Wein zu kosten
Die letzte Feder ließ im letzten Flug!

Wenn unsre Liebestaube, die genistet,
O Mädchen, unter deines Busens Flor,
Von Lebens schwarzem Falken überlistet
Die letzte Feder blutgetüncht verlor!

Ein Seeroman auf der Spree.

(Fortsetzung.)

Die Fahrten der Gesellschaft erstrecken sich gewöhnlichst nicht über ein Umherkreuzen auf der hier sehr breiten und wasserreichen Spree zwischen Treptow und dem sogenannten Eierhäuschen, und auf dem Rummelsburger See. Häufig wird aber auch weiter, nach Köpnik und dem Müggel-See gefahren, der wegen seines bedeutenden Wellenschlages für die Kahnschiffer ein sehr gefährliches Wasser ist. So ein gutes Segelboot, ein paar Freunde darauf, ein frischer Wind, ferne waldige Ufer, zerrissene Wolkenzüge drüber hinfliegend; — o! man kann sich auch in Berlin ein Stück poetisches Naturleben schaffen und frei genießen. Aber es ist wie bei der Jagd —, wenn man Vergnü-

gen daran haben will, muß man etwas davon verstehen; muß genau den Wind in jeder Lage und Brechung beurtheilen können, ein gutes Augenmerk auf die Wolkenzüge haben, ob sie sogenannte Böen, Windstöße hervorbringen können, die hier viel häufiger und wegen der Ufernähe, wo sich die Windstöße verfangen und falsche Richtungen nehmen, sogar gefährlicher sind, als selbst auf offener See. Eine solche Böe ist eigentlich Motiv unseres Romans, den jetzt gar nichts mehr hindert anzufangen; denn unser Boot ist aufgetackelt, das Segelwerk klar gemacht, und Wind ist heut mehr als zu viel. Wir begaben uns also an Bord, nämlich Theodor und sein Attribut, ein kleines Wachtelhündchen, das sehr ängstlich umherschnupperte und einige Witterung des Unglücks zu haben schien, Heinrich D., der als Vielgereister, als Rhapsode und Bräutigam auftritt, mein Freund Eduard und ich. Auf der Rückfahrt werden wir noch eine Braut, sehr muthig aus Unkenntniß der Gefahr, und einen Leineweber, sehr ängstlich aus Kenntniß derselben finden. Theodor versah wie immer die Dienste des Steuermanns und Kapitäns zusammen, und leistete durch seine Körperschwere zugleich Genügendes als Ballast, den man heute gar sehr nöthig hatte, denn der Wind war so stark, daß wir bald doppelt Reff in die Segel binden mußten. Aber wie ein Pfeil schoß die Schaluppe jetzt bei Dreiviertelwind stromauf, wir bekamen tüchtig Spritzwasser über Bord, die Wolken flogen in dunklen Massen über uns hin, — es war ein prächtiger Sonntag — Vormittag, und nur zu bald hatten wir das Eierhäuschen erreicht, wo wir zu Mittag bleiben wollten. Dies Häuschen liegt auf dem andern (linken) Spreeufer und ist gewiß das naivste, unscheinbarste Gasthaus 10 Meilen um Berlin. Die größtentheils einstöckigen, strohgedeckten Fischerhäuser Strahlows, die mir, weil sie noch gar nicht von der magern Eleganz der Residenz belegt sind, so sehr gefallen, — sind gegen das Eierhäuschen, das einige hundert Schritte hinter Treptow stromaufwärts liegt, doch noch stattliche Palläste. Das Eierhäuschen hier ist nicht mehr als eine Bretterhütte mit ein Paar offenen Schobern für Gäste, zwischen denen in neuerer Zeit auch eine sehr einfache Kegelbahn angebracht worden ist. Vor zehn Jahren etwa wurde es von einem Strahlower Kolumbus auf einer Irrfahrt entdeckt, und hat seitdem für alle Segler und Gondelfahrer eine wunderbare Anziehungskraft bekommen. Man fährt hauptsächlich hin, um zu fahren, dann aber auch um Krebse und Aale zu essen, die hier natürlich zu Hause sind. Daher würde es mich gar nicht wundern, wenn dies Etablissement, Krebs- und Aalhaus genannt würde, den Namen Eierhäuschen weiß ich keineswegs zu erklären. — Es waren schon mehrere Schaluppen dort, als wir ankamen, die in einer Reihe liegend mit ihren wehenden Flaggen und Wimpeln und der vollständigen Segeltakellage ein sehr hübsches Bild abgaben. Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich, und die Wirthin des Eierhäuschens schien für ein ordentliches Diner gesorgt zu haben; denn so eben ward in aller Form eine Suppe aufgetragen, bei der sich schon ein bedeutender seemännischer Appetit hier und da an einzelnen Mitgliedern regte. Drüben saß mein Freund R., der ein Patent auf Knittelreime hat, und als sich der Boden der Suppenschüssel in gänzlicher Nacktheit darstellte, platzte er alsogleich los:

Der Suppe war nur wenig,
Gott sei den Krebsen gnädig.

Kaum war dies gehörig belacht und applaudirt, als die — Aale aufgetragen wurden, oder wie sich unsere Wirthin ausdrückte: — »Das reine Thier in Bier gekocht.« Sie hält nämlich aus Dankbarkeit den Aal für das absolut erste Thier, da er sie erhält und auch unterhält; aus Krebsen macht sich die gute Eierhäuslerin, deren Namen ich bis jetzt nicht habe herausbringen können (wahrscheinlich heißt sie Zübbeke), viel weniger, und hegt nur deßhalb einige Achtung für dieselben, weil sie durch eine wohlberechnete Beimischung von Kochsalz die Gäste in einen ungemein dürstenden Zustand versetzen, wodurch dann wieder der Löschungsbedarf in Cours gesetzt wird.

Es ging ganz fröhlich bei Tische zu, und es wurden ungeheuere Abenteuer erzählt, die auf dem Rummelsburger See und bei den Pichelsbergen vorgekommen waren, und wobei jedesmal einer bei einem Haar ertrunken wäre, aber immer durch Zufall gerettet wurde. Auch ich wurde aufgefordert, eine ähnliche Geschichte zu erzählen, und ließ mich nicht lange bitten. Ich versprach eine ähnliche zum Besten zu geben, die aber nicht die geringste Aehnlichkeit hätte; — nämlich gar nicht zu Wasser ginge, und doch zuletzt dazu würde. Durch diese und ähnliche sybillinische Redensarten spannte ich die Neugier aufs Höchste, jedes Ohr neigte sich zu mir, und ich hub an. »Am 29. Februar eines Schaltjahres im vorigen Jahrhundert wurde zu Salamanca im allerchristlichsten Spanien ein Knabe von unbemittelten Eltern geboren, nämlich von der Mutter, der in der Taufe die Namen Barnabé Estéban Turrinaques erhielt. Er sollte später, nachdem er einige Zeit in einem Lyceum umhergelungert, auf der Universität seiner Vaterstadt Medizin studiren, da sein Vater glaubte, daß sein großes Talent für diese Wissenschaft, er war nämlich Barbier ersten Ranges, von zwölf Becken — sich auf den Sohn in höherem Grade noch vererbt haben würde. Barnabé hätte auch beinahe die Wünsche seines theuren Vaters erfüllt, aber er fiel durch's salamancanische Abiturientenexamen, und um seinem chirurgischen Papa zu beweisen, daß er sich bei diesem vorhergesehenen Falle durchaus kein Glied verletzt habe, lief er selbigen Tages mit einer losen Dirne Namens Zenobia y Parez davon, und zwar geradenwegs nach der Kapitale Madrid. Den klangvollen Namen seiner Geliebten bitten wir vorzüglich festzuhalten, da sie selbst in dieser Geschichte weiter nicht vorkommt. In Madrid bildete Barnabé sein Talent für die äußerste Chirurgie schnell so vollständig aus, daß er sehr bald 12 Becken wie sein Vater, eine ungeheuere Aderlaßbinde und mehrere Schröpfköpfe am Fenster und den berühmten Figaro di Sevilla auf dem Schilde über der Thüre hatte. Jetzt erwarb sich unser Held, der außer seinen etwas dünnen Säbelbeinen und einem kleinen verdrießlichen Höcker nach links herüber, ein recht hübscher Mann war, sehr viele Kunden, denn er war so geschickt zu allen Kommissionen und Spitzbubenstreichen, wie nur je ein Barbier auf der pyrenäischen Halbinsel.

Einer seiner besten Kunden war der reiche und gelehrte Doktor Ambrosio de los Ambulantes, der leider so fett war, daß er einem schlechten Spaße erlag, indem ihm nämlich ein Stuhl, auf den er sich eben zu einem Convivium niederlassen wollte, fortgezogen ward, er aber so hart sich auf den Boden setzte, daß er im engsten, — oder besser weitestem Sinne des Wortes aus einander platzte. Barnabé Estéban Turrinaques verlor dadurch einen seiner treuesten, reichsten Kunden.

Nun aber hatte Doktor Ambrosio, wie man ihn seiner Berühmtheit wegen kurzweg nannte, einen leiblichen Neffen. Der casirte sich selbst.« —

Ich stand auf, steckte meine Cigarre an, und ging langsam an's Wasser, um nach dem Winde zu sehen. Die Gesellschaft blieb gespannt sitzen, und erwartete die Pointe meiner spanischen Novelle. Ich sah mich lächelnd nach R. um, der mich sofort verstand und in Versen losbrach:

Das ist ja eben die Moral davon,
Des Doktors Neffe war nicht sein Sohn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Ein anderes, ebenfalls sehr schönes und brillantes Frauenbildniß, Kniestück in Lebensgröße (welches mir durch den Kontrast des modern aristokratischen Reichthums, den schimmernden weißen Atlas, das reiche Pelzwerk und alle Umgebung des heutigen raffinirten Luxus interessante Vergleichungspunkte mit jenem bot), sah ich in Frankfurt bei Direktor Veit. Indessen von einem anerkannten Meister etwas Gelungenes zu sehen, ist am Ende nur in der Ordnung der Dinge, und folglich bedürfte dies eigentlich kaum meiner Erwähnung. Gleichwohl kann ich mich nicht entbrechen, durch ein paar Worte dem wohlthuenden Gefühl Luft zu machen, welches ein kleines Bild dieses Künstlers, die beiden Marien am Grabe Christi, in mir hervorgerufen.

Wenn ich so oft vor Ungeduld vergehen möchte, überall den mir gänzlich unverständlichen gelehrten Tiefsinn, den man mir über das, was man exclusiv die »christliche Kunst« zu nennen beliebt, zum Besten gibt, und zu dessen Verständniß man mir dann alte oder neue Malereien zeigt, in denen ich, trotz der größten Anstrengung, weder Kunst noch Christenthum entdecken kann, so ist mir ordentlich zu Muthe wie einem, auf eine Oasis stoßenden Pilger der dürren Wüsten Afrika's, wenn mich einmal inmitten dieser unchristlichen und unkünstlerischen Trockenheit mein Glücksstern vor ein Werk führt, worin ich, wie in diesen Marien, endlich Beides vereinigt finde; worin ich Das finde, was mir allein so Kunst wie Christenthum ist, was ich weder von der einen noch vom andern zu trennen vermag, nämlich das Schöne und das Erhabne. Ich weiß nicht, ob Diejenigen, die heut so viel über den Unterschied von »Historie« und »Genre« subtilisiren, nicht dieses anspruchlose Bildchen am Ende gar ein Genrebild taufen werden, allein das weiß ich, daß es für mich, trotz seiner Kleinheit und ganz einfach schlichten Auffassung ein erhabnes Bild ist, aus dem ganz einfachen Grunde, weil es mich erhebt; erhaben gerade darum, weil der Künstler, wofür Gott ihn segne, den Muth gehabt hat, sich lediglich an das Erhabene und Schöne zu halten, was in dem Stoffe selbst liegt, all den traditionellen Aus- und Anputz aber und all die einkeltenmäßige Steifheit zu verschmähen, in welche die Partisane der »typischen« Form fast allein das Alpha und Omega ihrer »christlichen« Kunst zu setzen pflegen.

Das heilige Grab hier besteht aus einer einfachen Felsgrotte, im rechten Vorgrund geschlossen durch den noch nicht gelüfteten Stein. Die heiligen Frauen sitzen in Andacht und Leid davor, in der Mitte des Bildes, dem Grabe zugewandt. Sie tragen keine Scheine und Reifen um die Häupter, aber in den edlen Häuptern liegt die ganze Heiligkeit der Liebe und des Muthes, des Schmerzes und des Glaubens; — und das ist, was ich von der heutigen christlichen Kunst verlange; denn alle Kronen und Strahlen werden uns heut nicht mehr zur Andacht stimmen, sobald sie blos eine sinnlich schöne Italienerin oder eine derb gewöhnliche Flamänderin umgeben. Doch damit auch hier das Symbol der Verklärung nicht fehle, sind die Leidtragenden, gleich der ganzen Landschaft, von dem Purpurschimmer des Abend-Horizontes übergossen, wo das weltbelebende Tagesgestirn sich auf kurze Zeit in Nacht begibt, um bald um so glänzender wieder aufzugehen. Wer irgend nur einmal einen Blick in die Bibel gethan, der müßte das Grab erkennen, und die beiden Frauen; und wäre er Muselmann oder Bramine, so müßte das Gemälde ihn ergreifen; folglich ist es ein wahrhaft religiöses. Sehr schön, einfach wahr und naturgemäß ist vor allem die Nuancirung des gemeinschaftlichen Gefühles in der Art beobachtet, wie es sich dennoch in jeder der Trauernden auf andere Weise darstellt. Während der ganz weibliche Charakter, das beschränktere, mehr auf sich selbst und das Geliebte gerichtete, mehr in irdischer Sehnsucht befangene, völlige Aufgehn in Liebe und Schmerz sich in der kraftlos zusammen gebrochnen, ganz in sich und ihren Verlust versunkenen Maria Magdalena, so wie in deren weichen Formen, weißer Haut und blondem Haar ausspricht, läßt ihre ernstere, mehr an die allumfassende Männlichkeit streifende Gefährtin, in den schärferen Konturen, in den regelmäßigen, gebräunten Zügen, dem dunkeln Haar und Auge, vorzüglich aber in der festeren, mehr sinnenden Haltung, dem aufwärts nach dem Grabe gerichteten Blick, jene geistigere, leidenschaftslosere, großartigere Natur der gelehrigen Jüngerin errathen, die das »bessere Theil erwählte,« die des göttlichen Freundes hohe Sendung begriff, und hier daher ihre persönliche Trauer bereits in dem Glauben an die Nothwendigkeit des allgemeinen Opfers ebenfalls zum Opfer zu bringen, obgleich von Schmerz zerrissen doch nach der Kraft zu ringen scheint, das düstere Grab ruhig ins Auge zu fassen, das so Großes und Geheimnißvolles umschließt, aber aus dem auch so Großes und Geheimnißvolles hervorgehen soll.

Ich wußte den Eindruck, den mir diese zwei Gestalten hinterlassen, nicht besser festzuhalten, als in folgendem (freilich sehr lahmen) Versuch zu einem Sonett; also setze ich, statt weiterer Beschreibung dieses her.

Vor Philipp Veits: Zwei Marien am Grabe Christi.

Was neigt so schwer dein blondes Haupt sich nieder?
Was senken sich, o lieblichste der Frauen,
Obschon umglüht vom Glanze ros'ger Auen,
So thränenwund die holden Augenlieder?

Weh dir! Es traf des Todespfeils Gefieder
Dein liebend Herz mit namenlosem Grauen!
Du wagest nicht des Herren Gruft zu schauen; —
Des Menschen Sohn, klagst du, kehrt nimmer wieder! —

Blick auf, Maria! Sieh gleich Hoffnungssternen
Der hohen Freundin schimmernd Augenpaar,
Sich schmerzerfüllt und trostesvoll erheben!

Ihr Herz weint auch; — doch ahnt in lichten Fernen
Ihr Geist den Gott, der menschlich todt hier war!
Und aus dem Grab winkt ihr das ew'ge Leben: —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pfarrer Johann Černý.

(Aus der von J. Malý herausgegebenen „Dennice" 1. Th. 6 Heft.)

In N. 65 des heurigen Adlers las ich die Bekanntmachung eines astronomischen Uhrwerkes, welches, vorzüglich tauglich, auf populäre und leichte Art über unser Sonnensystem zu belehren, im Ferdinandeum aufbewahrt wird, und einen gewissen Aloys Fink, Buchbinder zu Andelsbach in Vorarlberg, zum Erfinder haben soll.

Mit Recht lobt die Redaktion sowohl die Maschine als ihren Erfinder, vorzüglich der Deutlichkeit wegen, mit welcher jene die Bewegung der Erde und des Mondes um die Sonne darstellt. Nebstdem zeigt die Maschine die Ursache von Tag und Nacht, der Jahreszeiten und der verschiedenen Tageslänge in den verschiedenen Jahreszeiten und Zonen. Hinsichtlich des Mondes zeigt die Maschine die Ursache der Phasen wie nicht minder der Erscheinung an, daß dieser Planet uns immer nur eine und dieselbe Seite zukehrt, ferner zeigt sie, warum derselbe im Winter höher am Himmel steht als im Sommer, warum der Vollmond beim Untergang der Sonne aufgehe u. dgl. Nicht genug, die Maschine zeigt auch das Datum der Sonnen- und Mondesfinsternisse an und erklärt die Erscheinung, warum eine Mondesfinsterniß an allen Orten der Erde, über welchen er sich gerade befindet, sichtbar ist, nicht so jedoch die Sonnenfinsterniß. Endlich wird noch mancher andern Eigenschaften dieser Maschine erwähnt, — welche das Erklären und Begreifen mancher astronomischen Erscheinungen sehr erleichtern, die man blos aus Büchern entweder gar nicht, oder doch sehr schwer verstehen lernt, — und die Maschine selbst allen Anfängern in der Astronomie und auch den Gymnasien zum Gebrauche anempfohlen.

Der Erfinder der Maschine soll sich durch eigenes Nachdenken und Forschen über die astronomischen Angaben in den Kalendern, die er zum Binden bekam, den Plan dazu entworfen haben, was ihm gewiß zu nicht geringer Ehre gereicht. Hierauf schrieb er eine Abhandlung darüber, welche der k. k. Gubernialrath und Vorarlberger Kreishauptmann Herr Johann Ebner dem k. k. Professor Herrn Littrow nach Wien einsandte, und der diesem wegen des darin sich aussprechenden Scharfsinns seine Bewunderung nicht versagen konnte.

Zum Schluße wird gesagt, daß zwar die Maschine noch manche Verbesserung in Hinsicht ihrer technischen Zusammensetzung zulasse, und daß ihr vor allem andern ein dauerhafterer Bau zu wünschen wäre; indessen müsse man diese Mängel dem Umstande zuschreiben, daß die Mittel ihres Erfinders zu beschränkt gewesen.

So viel von Herrn Fink und seinem astronomischen Uhrwerke. — Wir aber halten es für unsere Pflicht, zur öffentlichen Belobung eines von unsern hochverdienten, jedoch wenig bekannten Landsleuten, dem vaterländischen Publikum bekannt zu machen, daß der ehrwürdige Herr Pater Johann Černý, von Hořic gebürtig und derzeit Pfarrer zu Miletjn im bidschower Kreise, schon seit vielen Jahren nebst manchen andern auch eine ähnliche, wohl noch vollkommenere Maschine besitzt, die er mit Beihülfe eines Uhrmachers verfertigt hat, und einem Jeden, der ihn besucht, mit der ihm eigenen Bereitwilligkeit zeigt, und daraus eine faßliche Belehrung über unser Sonnensystem ertheilt. Alle an Finks Maschine angerühmten Eigenschaften sieht man auch an dieser. Außer dem geht dieselbe vermittelst einer eigenen

Vorrichtung das ganze Jahr hindurch, und würde sie ihr Besitzer sich selbst überlassen, und nicht beinahe täglich seinen Besuchern zu Liebe mittelst einer Kurbel geschwinder bewegen: so würde man daran nicht nur die Jahrszeit, die Mondesphasen, den gegenseitigen Stand der Sonne und Erde, Tag und Nacht, die Dauer des Sommers und Winters, des Tages und der Nacht in den verschiedenen Zonen, und viele andere hieher gehörige Erscheinungen mit solcher Sicherheit und Deutlichkeit angezeigt erblicken, wie es zur selben Zeit in der Natur wirklich der Fall ist. Hier sieht man deutlich, wie die Erde in 365 Umdrehungen um ihre Achse ihre Wanderung um die Sonne vollendet und so ein Jahr mit seinen vier Jahreszeiten bildet; wie indessen der Mond dreizehnmal um die Erde herumgeht, wann und wo, wie lange und in welcher Gestalt er sichtbar ist, und wie es zugehe, daß von Zeit zu Zeit Sonnen- und Mondesfinsternisse Statt finden. Und dies Alles sieht man um so deutlicher, da die Kammer bei diesen Experimenten verdunkelt und die Sonne durch eine brennende Lampe vorgestellt wird.

Die Maschine besteht, wenn ich mich recht besinne, aus 140 Rädern nebst anderm Zugehör, und ist ganz von Messing, sehr sorgsam, dauerhaft und mit großem Aufwand zusammengesetzt, obwohl sie nach dem eigenen Geständniß des Erfinders noch mancher Verbesserung bedarf.

Seltsam, daß Herr Professor Littrow, welcher mit seiner Ehrwürden seit vielen Jahren im gelehrten Briefwechsel stand, nie, auch nicht bei Anlaß der Fink'schen Maschine, eine Erwähnung that von dem Uhrwerke unsers gelehrten Landsmanns. Oder war daran vielleicht übertriebene Bescheidenheit von Seite des Herrn Pfarrers Schuld? Das wäre denn ein neues Beispiel slawischer Wortkargheit, welche uns bis jetzt nicht wenig Schaden gethan.

Der ehrwürdige Herr Johann Černý, dieser freundliche und aufgeklärte Seelenhirt, verdient in der That seiner gelehrten Schätze halber von einem Jeden gekannt und geschätzt zu werden, wozu sich den Bewohnern der Umgebung, die ihn in seiner gastfreundlichen Wohnung besuchen, sehr oft Gelegenheit darbietet. Seine wissenschaftlichen, hauptsächlich astronomischen Gespräche sind für jeden Gebildeten eine wahrhaft interessante Unterhaltung. Sein Unterricht in diesen, im Allgemeinen schweren Gegenständen zeichnet sich durch vorzügliche Geduld, Gründlichkeit und populäre Faßlichkeit aus, so daß er seinen Dorfschulknaben unser Planetensystem an seiner Maschine so anschaulich zu machen weiß, daß es dem Gedächtnisse der meisten für immer eingeprägt bleibt. Selten verläßt ein Gast, der ihn zeitig früh besucht, seinen gütigen, unermüdeten Wirth vor Sonnenuntergang; — denn bei seinen Erklärungen, wenn er anders nicht mit ämtlichen Arbeiten überhauft ist, vergehen die Stunden so angenehm und schnell, daß man es kaum glaubt, wenn die Abenddämmerung schon zum unangenehmen Scheiden mahnt.

Seine astronomischen Kenntnisse — die philologischen und musikalischen will ich übergehn — erwarb sich Herr Pfarrer Černý blos durch eigenen Fleiß und durch Privatstudien aus Büchern, die, wie er selbst öfter sagte, ohne fremde Anleitung nur schwer und langsam zum Ziele führen. Er arbeitet unermüdet in der höheren Mathematik und in der Astronomie. Auch dem Professor Littrow lieferte unser gelehrte Landsmann viele Arbeiten. In Nebenstunden ertheilt er in seiner Wohnung den Schulknaben unentgeltlichen Unterricht in der Arithmetik, und bei den öffentlichen Prüfungen rechnen dieselben zur Verwunderung der Zuhörer geläufig in Proportionen und Gleichungen, und beurkunden auch geographische Kenntnisse.

Unter den von ihm selbst erfundenen und gebauten Maschinen verdient noch einer besonderen Erwähnung sein so genannter geometrischer Schubkarren oder Wegmesser (hodometer), welcher nach Art einer Uhr vermittelst eines Zeigers die Länge des mit ihm zurückgelegten Weges anzeigt. Wenn es seine Amtspflichten zulassen, mißt er seinen Pfarrkindern die Felder aus.

Endlich kann ich auch seine Verdienste um die Ausbreitung der Wiener, mit der dortigen Sparkasse verbundenen, Lebensversicherungsanstalt nicht übergehen, indem bereits manches seiner ältern Pfarrkinder ihm seinen im Alter durch diese höchst wohlthätig wirkende Anstalt gesicherten Lebensunterhalt zu verdanken hat.

Jene Bekanntmachung im Adler hat mir die Pflicht auferlegt, auf ein unter uns sich bergendes Verdienst aufmerksam zu machen, um einen abermaligen Beweis zu liefern, daß auch wir Männer besitzen, welche, was Erfindungen betrifft, sich kühn mit Ausländern messen können. Ich kenne persönlich den ehrwürdigen Herrn Pfarrer Johann Černý, und habe ihn, während er noch Pfarrer zu Hodowic und ich Stadtphysikus in Horic war, öfter besucht. Die Erwähnung seines lobenswerthen Wirkens und Strebens ist um so mehr an der Zeit, als sich bereits sein Ruf auch weiter verbreitet, und er von manchen hochgestellten Freunden der Aufklärung Besuche erhält. Sein Denkbuch, worin er jeden Gast seinen Namen aufschreiben läßt, weist bereits eine ziemliche Anzahl von Unterschriften aus.

Dr. Jos. Krčmář.

Prüfungskonzert

der Zöglinge des unter dem Protektorate Sr. Durchlaucht des Prinzen Kamill von Rohan stehenden Musikinstitutes des Herrn Kinderfreund.

Ein Institut, dessen Tendenz es ist, mit Verläugnung pekuniärer Absichten auf die ausnahmlose Verbreitung musikalischer Bildung in allen Klassen hinzuwirken, hat schon darin die beste Gewähr für seinen endlichen Erfolg — eine Behauptung, welche sich für Jeden zur Thatsache gestalten mußte, der Gelegenheit fand, einer öffentlichen Prüfung der Institutsmitglieder beizuwohnen und so von der Tüchtigkeit und Fertigkeit derselben sich aus eigner Anschauung zu überzeugen. Es wäre zu weitläufig, in die Details der einzelnen Leistungen mich zu verlieren, aber so viel wird man mir zu bemerken vergönnen, daß fast alle die Instrumente der größten musikalischen Geltung in den Reihen der jugendlichen hoffnungsvollen Eleven des Hrn. Kinderfreund ihre Repräsentanten zählen, und daß deren Leistungen, bereits erfreulich in der Gegenwart, eine noch schönere Zukunft für Kunstjünger und Publikum in Aussicht stellen. So haben die Zöglinge Dellin, Höger, Möldner, Sedlaczek, der 9jährige Karl Zappert mit ausgezeichnetem, und der 13jährige Janauschek mit ganz außerordentlichem Erfolge ihre musikalischen Studien der Violine zugewendet; Nawratil Anton und nächst diesem Chalupa Thomas und Kopřiwa Wenzel thaten sich im Violonspiel hervor; beim Cello machten sich die Zöglinge Kauders, Lasner und Wollmann vorzugsweise bemerkbar; im Flötenkonzert erntete besonders Kolmschlag, der übrigens an Dominik Beranek einen gefährlichen Rivalen hat, rauschenden Beifall; selbst die Guitarre hatte in dieser weiten Versammlung Talente, deren Bemühung, wie der H. H. Müller, Pilzik und Nebwjdek es war, dieses wenig bankbare Instrument nach besten Kräften zu Ehren zu bringen. Daß es dem heutzutage so allgemein kultivirten Pianoforte nicht an Schülern fehlte, versteht sich von selbst, aber die strenge Präzision, die Kraft und Innigkeit des Vortrags, welche die H. H. Balwanski, Bischitzky, Brüné, Keira, Pobrsan und Schauer, die Frls. Agnes und Mathilde Damschowitz, Herdiborsky, Hähnel, Bertha und besonders Sofie Wastel in ihrem Spiele manifestirten, versteht sich nicht von selbst, sondern alle Erwartungen verständiger Kunstrichter mußten sich hier übertroffen finden. Ueberhaupt ist Prag wohl eine ganz vorzügliche Klavierschule, und welchen Schatz weiblicher Talente insbesondere wir in diesem Fache besitzen, würde erst dann recht klar werden, wenn sich so manche reichbegabte Dilettantin, deren übergroße Bescheidenheit sich allzu gerne mit dem Schleier ihrer stillen Häuslichkeit umhüllt, einmal entschließen könnte, mit den Schöpfungen ihrer Kunst an das Licht der Publizität zu treten. — Im Gesange endlich — denn auch dieses künstlichste, wohlklingendste Instrument, ein unmittelbares Geschenk der lieben Mutter Natur, entbehrt im Institute des Hrn. Kinderfreund der verdienten Pflege nicht — exzellirten die Frls. Gautsch und Herdiborský und die H. H. Müller und Kofranek. — Für all diese schönen Erfolge, welche das Institut in der kurzen Zeit seines Bestandes bereits ertragen hat, gebührt nun aber auch den Vorständen desselben der wärmste Dank des Publikums. Vorerst muß der Lehrer selbst Meister und Herr seines Instrumentes sein, und ein tieferes Eingehen in die wissenschaftlichen Geheimnisse der Musik muß ihn auf jene Höhe der Intelligenz erhoben haben, ohne welche überhaupt keine gute und solide Doktrin gedenkbar ist. Männer wie die H. H. Professoren Hrabie, der ausgezeichnete Flötenvirtuos Küttel, Schreiber, ein trefflicher Pianist, Hopp, ein würdiger Schüler Spohrs, der wackere Austerlitz, der die Grundsätze der Harmonielehre von unserem allgeschätzten Tomaschek überkommen u. m. A. sind aber allerdings berufen, einer so großen und edlen Aufgabe zu genügen, und unter ihrer Aegide schreitet diese Musikschule zuversichtlich einer immer umfassenderen Wirksamkeit entgegen. —

— — —

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 73. Mittwoch den 9. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Ein Seeroman auf der Spree.

(Fortsetzung.)

Nach dieser gereimten Auflösung der ungereimten Erzählung brach ein lautes Gelächter aus rund um den Tisch, und Alle gaben zu, daß ich mein Wort gelöst; nämlich eine ähnliche Geschichte zu erzählen, wie die gehörten Wasser-Abenteuer — ohne Pointe, die doch wieder unähnlich war, indem sie gar nichts Nautisches an sich hatte, aber dennoch darin wieder ähnlich, indem sie wenigstens am Schluße zu Wasser wurde. Inzwischen war die Braut unseres Freundes angelangt, die von mir unbemerkt, die ganze spanische Novelle mit angehört hatte, und mir nun die freundlichsten Komplimente über diese Satyre aller stumpfen Anekdoten und Erzählungen machte. In diesem Moment erschien sie mir weniger langweilig als sonst, als Bräute überhaupt, die nächst einem Bräutigam, wie schon Jean Paul bemerkt, das Allerlangweiligste auf der Welt sind. Aber wenn eine Braut so hübsch ist, wie diese Franziska — so heißt sie — und einen so hübsch lobt, und mit Geist lobt: — sie kam mir ganz reizend vor, und ich fing an, Heinrich ernstlich zu beneiden. Noch mehr Ursache hatte ich freilich später, als ich gesehen, mit wie viel wahrem Muth sie einer wirklichen Gefahr, die sie kaum zu beurtheilen wußte, beiwohnte.

Durch keine Vorstellungen war das lebhafte Wesen abzuhalten, die Rückfahrt auf der Schaluppe mitzumachen, und vergebens machte man sie auf die drohenden Gewitterwolken aufmerksam, die rings den nordwestlichen Horizont umnachteten. Zwar war der Wind eben jetzt schwächer, und wir konnten unsere Piratensegel (auch lateinische Segel genannt) ausreffen; aber bald hatten wir Ursache es zu bereuen. Wir mußten kreuzen, die Wellen gingen noch hoch genug, um ein Frauenzimmer zu ängstigen, aber Franziska fürchtete sich nicht, selbst wenn das Boot sich bei kleinen Böen, die nach und nach häufiger aufkamen, recht bedenklich auf die Leeseite legte. Mit ihrem grünen Schleier, der weithin im Winde flaggte, ihren fliegenden Locken und den freundlich-muthigen schwarzen Augen, kam sie mir wie die Najade des Flußes vor, die zu neckischem Spiel zu uns an Bord gestiegen. »Welch eine eigenthümliche Lust ist das!« rief sie einmal aus, als wir eben auf den schäumenden Wellen des Rummelsburger See's tanzten, so,« frei und wild möchte man durch's ganze Leben hinfliegen, unberührt von dem grauen Gewürme irdischer Sorgen und Krankheiten. Fern am Ufer beugen sich die grünen Wipfel der Bäume mit rauschenden Grüßen wie sehnsuchtsvoll zu uns herüber, weiße Schwäne schwimmen vorbei und eilen scheu vor uns in's hohe Uferschilf, indeß zu Häuptern knatternd die rothen Flaggen und Wimpel des freien Englands wehen, und hoch über uns fliegende Reiher mit dem Winde kämpfen, und darüber hin zerrissene Wolkenschleier weithinflatternde Riesenschatten über die Gegend werfen. Ach, Heinrich!«

»Riefst du mich?« fragte der Bräutigam hinter dem Kliewer hervor, das er führte.

»Nein, ich dachte eben an einen andern Heinrich, an einen, der »Bilder der Nordsee« gedichtet.«

»Ach so, an den affektirten, hämischen Heine denkst du wieder, an den faden Witzling, gegen den jetzt die ersten Geister der Nation mit Recht und Energie auftreten, z. B. Gutzkow und Wihl —«

Franziska lachte hierbei laut auf und sah ihren Verlobten etwas satyrisch an, während Jemand, der ihrer Meinung war, und gerade nichts bei den Segeln zu schaffen hatte, sich erkühnte, ihr sehr lebhaft die Hand zu küssen. Das war für den Gegner Heine's und den Mitkämpfer des Herrn Wihl und Gutzkow hinreichender Grund die Stirn zu runzeln, und die Unterlippe hängen zu lassen, wodurch das lebhafte Mädchen zu den tollsten Neckereien gereizt wurde, und jenem, der ihrer Meinung war, und sich nun gar nichts mehr mit den Segeln zu schaffen machte, jetzt förmlich die schöne, weiße Hand zum Kuße überließ. Die Unterlippe des Verlobten wurde immer länger — und es geschah ein Unglück. Der zürnende Heinrich vergaß in seinem Bräutigamszorn beim Lego*) die Kliewerschoote**) ordentlich zu befestigen, sie fuhr pfeifend los und versetzte dem Hündchen Effie, dem Attribut unseres Kapitäns, das sich mit seinem ängstlichen Umherschnuppern überall unnütz machte, einen solchen Schlag, daß es vor Schreck über Bord fuhr. Unsern vereinten Anstrengungen gelang es indeß, es bei den Ohren wieder herauszuziehen. Es wurde vom Besitzer sorgsam eingewickelt und bekam Zucker und Zwieback, wodurch es wieder so weit hergestellt wurde, daß es wie vorher ängstlich zitterte und umher schnupperte. Dieses Intermezzo hatte Heinrich wieder etwas zu Humor gebracht, d. h. seine schmollende Unterlippe aufgezogen, und um ihn ganz zu zerstreuen, forderten wir ihn auf, etwas aus seinem Seeleben zu erzählen. Er wollte anfangs nicht, aber Franziska bat mit dem freundlichsten Ton und der ihr so eigenen Liebenswürdigkeit: »So thu' es doch, lieber Freund! dieser aufgeregte See bildet eine lebendige Scenerie zu deinem Abenteuer, das ich zwar schon kenne, aber hier auf dem schwankenden Boot schon noch einmal anhöre. — Fang' an: Es wahr im Jahre 1829, als ich u. s. w.« — Er wollte über diese Persiflage schon wieder böse werden und maulen, aber das reizende Wesen bog sich zu ihm und gab ihm, der schon den Mund spitzte und sich vorneigte — eine so scharmante Ohrfeige, daß er in unser Lachen einstimmte und folgendermassen anhob.

»Im Jahre 1829 schiffte ich mich in Marseille auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein, um nach Rio-Janeiro zu gehen, wo ich

*) Das Wenden beim Laviren.

**) Leine, woran das Kliewer geführt wird.

damals Kriegsdienste unter Don Pedro annehmen wollte. — Unsere Fahrt war anfangs sehr glücklich, so daß ich und einige andere Passagiere, die am Bord waren und zum Erstenmale eine Seereise machten, sehnlichst einen Sturm oder sonst ein eklatantes Abenteuer herbeiwünschten, um unsern Muth zu erproben, und später was zu erzählen zu haben. Unser Wunsch wurde sehr bald gewährt. Eines Tages, als wir bei sehr lassem Winde uns hoch im See recht herzlich langweilten, ruft plötzlich der wachthabende Matrose im Mastkorbe, er sehe ein Schiff, und zwar einen Kutter in der Ferne. Der Kapitän fragt nach der Flagge: »Spanisch« war die Antwort. Der Kapitän griff zum Fernrohr, um selbst zu observieren. „Ils rament“ rief der Matrose wieder, und jetzt konnten wir den Kutter selbst mit bloßen Augen sehen und bemerken, daß er gerade auf uns los ruderte. „Diable! c' est un pirate!“ rief der Kapitän. Er hatte nicht geirrt, sie kamen, immer näher und legten sich endlich auf Schußweite vor uns hin. — Durch das Sprachrohr riefen sie uns zu, die Flagge aufzuhissen; es geschah, und nun verlangten sie, der Kapitän solle mit seinen Papieren zu ihnen an Bord kommen. Dieser weigerte sich, worauf einige Schüsse fielen, und einer unserer Matrosen von einem Splitter der Bordverkleidung getroffen zusammenstürzte. Im ersten Augenblick stieg uns das Kampfesfeuer so zu Kopfe, daß wir nun auch unsere Kanonen richteten und unsere Gewehre luden. Sehr bald sahen wir aber ein, daß unsere Kanonen von sehr kleinem Kaliber, und unsere kampfsüchtige Mannschaft kaum halb so stark als die des verwegenen Korsaren war. Wir hätten in einem ernsthaften Gefecht jedenfalls den Kürzeren gezogen; der Kapitän entschloß sich deßhalb zu unterhandeln, ließ die Schaluppe aussetzen und ging hinüber. Kaum aber war er drüben am Bord, als wir mit Schrecken sahen, daß ihn die Räuber niederwarfen, und ihm die Papiere entrissen. Wir glaubten ihn ermordet. Die Räuber setzten nun ihre eigene Schaluppe aus, und bald erklimmte deren zahlreiche Mannschaft mit wildem Geschrei unser Schiff. Jetzt galt's das Aeußerste zu versuchen, wir schossen, und einige stürzten getroffen in's Meer zurück. Allein die Mehrzahl schwang sich an Bord, und wir hatten keine Zeit mehr zu laden. Ich riß meinen Säbel aus der Scheide und hieb wüthend um mich, bald aber ward ich mit den Uebrigen übermannt und gebunden. Es waren furchtbar schöne Exemplare unter den Räubern, der Auswurf aller seefahrenden Nationen schien zusammengewürfelt, um uns zu verderben. Allein sie waren gar nicht so blutig gesinnt. Als sie uns alle widerstandlos gemacht, stürzten sie hinab in die Schiffsräume, schlugen die Rumfässer ein und berauschten sich, dann schleppten sie alles Werthvolle fort, was sie tragen konnten, gingen wieder zu sich an Bord, schickten uns unsern Kapitän zurück, und suchten das Weite. Froh und betrübt zugleich sahen wir den Spitzbuben nach, deren Schiff bald, da eine frische Brise aufwehte, am Horizont verschwand. Unser Verlust war empfindlich, aber das Gefühl, die Gefahr bestanden zu haben und ihr mit ziemlich heiler Haut entronnen zu sein, erhob uns wieder. Ich bin jetzt stolz darauf, so was erlebt und bestanden zu haben, und wäre es auch nur, um euch traurigen Berlinern es zu erzählen, die ihr gar nicht zu der Ehre kommt, einer ernsthaften Gefahr die Stirn zu bieten.«

(Der Beschluß folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe, was ich sonst noch in Frankfurt gesehn, sowohl im Städel'schen Museum, als anderwärts, wie z. B. die vielbesprochene schöne Goethestatue in der Bibliothek, oder die Skulpturen des talent- und geschmackvollen Launitz, weil ich entweder dies Alles nur im Fluge angeblickt, oder aber, weil dies Alles schon hinlänglich bekannt ist. Nur kann ich nicht ganz von dem Genuße schweigen, den mir abermals Lessing durch seinen Ezzelino im Kerker bereitet hat, welches Kunstwerk ich hier so glücklich war, endlich einmal mit eignen Augen anschauen zu können. Auch hier habe ich wieder bewundert, mit welcher Genialität der Künstler, so wie früher in seiner Hussitenpredigt, die Nuancen der Leidenschaft in den verschiedenen Repräsentanten des Parteikampfes darzustellen gewußt, dann aber, wie er auch hier wieder, ächt dichterisch, nicht verfehlt hat, zwischen diese streitenden Elemente das die Komposition abrundende versöhnende Prinzip gebührend hinzustellen, in jener köstlichen Figur des jugendlichen Mönches nämlich, der in seinem weißen Gewande, mit seiner zarten mädchenhaften Gestalt, seinen reinen Engelszügen, seiner frommen Inbrunst (um mit einem Freunde zu reden) »grade wie aus dem Himmel herabgeschneit zu sein scheint.«

Wie in der Hussitenpredigt auf dem göttlichen Jüngling, so ruht hier der, von der Zerrissenheit der Kämpfenden geängstete Blick auf diesem Priesterjüngling wohlthuend aus, in welchem sich, inmitten all dieser unlautern Aufregung der reine Enthusiasmus personifizirt, und der uns daher den erquickenden Trost gibt, daß Liebe und Hingebung doch noch nicht in allen Gemüthern hier gänzlich ausgestorben erscheinen.

Mit großartiger Einfachheit ist in drei einzelnen Gestalten ein ganzes Bild der damaligen Zeit auf das Sprechendste wieder gegeben. In dem wild und trotzig da sitzenden Gefangnen zur Rechten, der den geistlichen Ermahnungen blos Ingrimm entgegen setzt, dessen Barthaar sogar sich heftig zu sträuben scheint, dessen aufgestützte, im Kriegshandwerke gebraunte nervige Faust sich unwillkürlich ballt, als faßte sie nach dem Schwert, steht das ganze Bild des kräftigen und stolzen, aber rohen Ritterthums vor uns, das sich mit dem ganzen Trotz des faktischen Besitzes gegen die geistige Gewalt stemmt, welche mit ihm um die Herrschaft des Rechts und das Recht der Herrschaft ringt. Meisterhaft dagegen ist diese, aus und hinter dem Volk sich erhebende Gegengewalt in dem, zur Linken stehenden, braun bekleideten älteren Mönch charakterisirt, der vom Leben und Denken, vom äußern und innern Kampf frühzeitig ab- und aufgezehrt scheint, aber aus dessen bleichen und doch scharfen Zügen, hohlen und doch glühenden Augen, nichts desto weniger dieselbe Energie und Ausdauer, dieselbe Unbeugsamkeit und Härte leuchten, welche in dem Gegner zu brechen, er hierher gekommen. Dieser Bußprediger ist erfahren genug, um zu sehen, daß hier für ihn nichts mehr auszurichten ist; allein auch ihm ist es mehr um irdisches Gelingen zu thun, auch seine Augen sprühen nur Zornesfunken auf den Unbußfertigen; auch seine Hand, welche den jungen Gefährten mit sich hinausziehen will, ballt sich gleichsam unmuthig gegen diesen, weil dieser noch unschuldig und gläubig genug ist, auf Frieden und Versöhnung zu hoffen durch Bitten und Gebet, und dem Widerstrebenden noch immer das Zeichen des Heils entgegen zu halten, nicht als strafender Richter, sondern als liebender Bruder.

Wie schön der Kontrast in diesen drei Köpfen ist, in diesen drei Gestalten, bis sogar auf die nackten Füße der beiden Mönche herab, kann ich gar nicht beschreiben. Während man halb mit Bewunderung, halb mit Grauen auf diesen Soldaten und diesen Diplomaten schaut, die, nach dem Lauf der Welt, nur mit verschiedenen Waffen, um dieselbe Sache irdisch kämpfen, möchte man vor dem Priesterjüngling, der nicht von dieser Welt ist, und den kein Widerstand in seinem heiligen Eifer stört, niederknien, um sich den echten Segen der wahren Kirche des Friedens und der Liebe zu erbitten, und Gott zu danken, daß diese hier doch auch noch ihres Repräsentanten nicht entbehrt. Es ist so sinnig, daß dieser heilige Jüngling die Mitte des Bildes einnimmt, gleichsam die beiden Feindlichen zu trennen, daß er, auf seiner weißen Gestalt das von oben einfallende Licht konzentrirend dadurch ganz natürlich ohne Symbolik oder gar gewöhnliche Effektha-

scherei, den Schein eines herabgestiegenen Engels des Lichtes erhält. Gern dachte ich mir (dem das Detail der Geschichte nicht mehr gegenwärtig genug ist, um zu errathen, ob der Maler eine bestimmte Individualität der Zeit gemeint haben könne) in diesem Dollmetscher des vermittelnden Elementes zwischen den hadernden Parteien, dessen zartes, mildes und feines Wesen so sehr mit dem derberen, mehr volksthümlichen seines eifernden Mitbrudes kontrastirt, eine höhere Natur ritterlicher Abkunft, welche, sich dem wahrhaft Edlen zuwendend, durch freiwillige Demüthigung in dem Stande der Gleichheit, einen Theil der allgemeinen Sühne auf sich genommen hat, deren Nothwendigkeit in Zeiten, wie die hier dargestellten, alle bessere Gemüther aller Parteien stets lebendig empfinden müssen.

Das Einzige, was ich an diesem, in seiner Art so großartigen Werke aussetzen möchte, ist, daß durch die beiden meisterhaften Mönchsfiguren das Interesse vielleicht zu sehr von dem minder begünstigten Haupthelden abgezogen wird; alsdann, daß der Hintergrund, wie ich oft bei den Düsseldorfer Malern bemerke, gar so sehr beschränkt, der Raum des Kerkers allzusehr beengt, und dadurch die Figuren allzudicht an die Wand gedrängt erscheinen. Es kann dies Alles vielleicht historisch richtiger sein, allein dem Totaleindruck thut es einigen Schaden. Wie trefflich alle Nebenwerke, Gewänder u. s. w. ausgeführt sind, brauche ich nicht erst zu erwähnen, da die Düsseldorfer Künstler bekanntlich fast Alle in diesem Punkte excelliren.

Mit großem Vergnügen sah ich auch noch später in Darmstadt zum Erstenmal die bekannte, jetzt auch vom Felsing daselbst sehr schön gestochene heilige Genovefa von Steinbrück. Gar einfach und rührend sitzt die edle Verstoßene unter einem Baum des Waldes, dem Beschauer gerade über, und hält den kleinen, unschuldig und unbewußt schlummernden Schmerzenreich auf den Knien, während die hülfreiche Hirschkuh im Hintergrund heranschreitet. Das in weißes Linnen gehüllte Kindchen ist herrlich wahr, und natürlich, wie es sich in den Schooß der Mutter schmiegt, trefflich der Ausdruck des Leidens und der Ergebung zugleich in dieser. Man sieht ihr die körperliche Schwäche und die geistige Gedrücktheit an; aber man sieht auch, wie sie sich zu stählen sucht in dem Bewußtsein, daß dennoch für das Kind fortzuleben jetzt ihre Pflicht ist. Die matten Hände halten es nur mühsam fest, allein der Blick fleht zum Himmel um die Kraft, es noch ferner zu schirmen. Der Kopf ist außerordentlich schön, mehr noch durch den Ausdruck, als durch die Form. Es liegt in dem keuschen, treuen Gesicht, den klaren offnen Augen so viel Ehrlichkeit, — sie sieht so ganz ohne Falsch aus und ohne Ansprüche oder Kenntniß ihres Werths; — — daß man eben ihr Schicksal begreift. Denn nur solchen Frauen geschieht Solches. Die Eitlen, die Verschmitzten, die Uebermüthigen, die werden nicht verstoßen, von denen läßt man sich verstoßen.

Was mir in dem Bild nicht ganz zusagen will, das ist ein etwas zu starker Hals und eine gewisse Steifheit in der Art, mit welcher das reiche blonde Haar gleichsam symmetrisch auf beide Schultern herniederfällt. Sehr gut gewählt ist dagegen die Kleidung. Sie ist ärmlich, ohne unedel zu sein, ein verblichenes bräunlich violettes Gewand, was einst vornehm war, weite weiße Aermel, wie sie allenfalls eine Einsiedlerin im Bach rein erhalten kann. Alles betrübt anzuschauen an der gesunkenen Hoheit, aber doch sie nicht bis zum Anschein der Bettlerin erniedrigend. Wunderschön sind die Hände und Füße, namentlich auch die sehr kunstreich und doch natürlich gewandten Füßchen des schlummernden Kindes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Unter dem Titel:

Základowé pitwy, čili saustawnj rozbor a popis těla lidského a gednotliwých geho částek, (Grundsätze der Anatomie),

erschien von Dr. Staněk ein Werk, welches wir wohl herzlich willkommen heißen. Der Verfasser eines wissenschaftlichen Werkes verdient um so mehr unsere Dankbarkeit, je mächtiger die Hindernisse sind, die sich ihm entgegenstellen, je abgeschmackter die Vorurtheile, die er zu entfernen hat. — Dr. Staněk bemühte sich bei der anatomischen Beschreibung des menschlichen Körpers eine Mittelstraße einzuhalten, indem er strittige Punkte überging, das Anerkannte aber bündig wiedergab. Mit frohem Herzen müssen wir jedoch anerkennen, daß er in seinem Werke auf die von vaterländischen Autoren gemachten Entdeckungen (Referent erwähnt nur der interessanten Abhandlung von Professor Bohdálek über die Zahnnerven) verdiente Rücksicht nahm, die noch gar häufig in manchen anmaßend auftretenden Schriften vermißt werden. — Was die Terminologie betrifft, so ist es stets wünschenswerth, daß uns dabei mehr der Gegenstand, seine Form und Lageverhältnisse oder seine Funktion leite, als eine oft lächerliche, ja unwahre Aehnlichkeit des Beschriebenen mit einem Naturgegenstande, welches Letztere so häufig in den alten Schriften gefunden, und so gern von den Neueren vermieden wird. In dem vorliegenden Werke scheint der Verfasser nach Möglichkeit demselben Grundsatze gefolgt zu sein. Daß durch die Erfüllung des Versprechens von Prof. Purkyně, den allgemeinen Theil der Anatomie möglichst bald anzuschließen, die willkommene Schrift des Dr. Staněk uns nur noch werthvoller sein wird, kann Niemand in Abrede stellen. Auf die vielen Vorzüge des beigefügten anatomischen Atlasses näher einzugehen, gestattet der Raum nicht. Die beispiellose Wohlfeilheit naturtreuer Abbildungen des menschlichen Körpers macht es einem jeden Freunde der Wissenschaft möglich, nützliche Belehrung daraus zu schöpfen, und sich selbst zu überzeugen, wie sehr wir dem Verfasser für seine schöne Leistung Dank schuldig sind. Dieser Atlas enthält 10 Tafeln mit böhmischem und deutschen Texte. Zeichnung und Steindruck ist von Franz Béloposký.

Dr. Č.

Musik.

Drittes Potpourri über böhmische Nationallieder von Joseph Labitzky, für das Piano-Forte allein oder auch zu vier Händen. Prag bei Johann Hoffmann.

Bei der Beliebtheit, welche Arrangements, Potpourri's und dgl. derzeit unter den Pianisten erlangt haben, wird das vorliegende Kränzchen von Nationalklängen seinen Zweck wohl um so minder verfehlen, als es wirklich den Vorzug vor so vielen faden Zusammenstopplungen aus abgedroschenen Opern mit Recht verdient. Labitzky ist in der glücklichen Lösung ähnlicher Aufgaben zu vortheilhaft bekannt, als daß man nicht etwas recht Ansprechendes von seiner Bearbeitung erwarten sollte; auch sind die heiteren Volksweisen, in ihrer leichtverschlungenen Reihenfolge ganz geeignet, den Liebhaber dieser Gattung ein vergnügtes halbes Stündchen zu gewähren. Um ein paar Beispiele anzuführen, bemerken wir, daß unter andern das Arrangement der Lieder: „Wšak nám tak nebude“ und „Tobě Boho“ sich recht lieblich ausnimmt; einen guten Effekt macht das Trinklied „Kde ge mládek“ und so noch viele andere, deren vollständige Aufzählung zu lang wäre, worunter aber insbesondre das bekannte „Wandrowala bleha“ als pompöser Marsch durchgeführet, sehr gelungen ist, und vom pikanten Humor des Verfassers zeugt. Harmonische Studien wird wohl Niemand aus diesem Potpourri machen wollen; man kann auch hierin etwas nachsichtig sein, da Labitzky unter die Naturalisten gehört, jedoch unter die begabten, talentvollen.

Die Auflage ist bis auf wenige unbedeutende Druckfehler lobenswerth, so wie alles, was aus J. Hoffmanns elegantem Verlag hervorgeht.

L. N.

Prager Bühne.

Den 23. August »Peter von Szapar« oder »der Held in Sklavenfesseln,« ein köstliches Ragout aus der weltberüchtigten dramatischen Garküche der Mad. Charlotte Birchpfeiffer, fürchterlichen Angedenkens.

Den 24. »Fra Diavolo.« Der liebe Gottseibeiuns würde sich sehr verwundert haben, hätte er der Aufführung dieser Oper beiwohnen können, um an dem Konterfei seines italienisirten Herrn Bruders sein eigenes infernalisches Selbst zu spiegeln nach dem Sprichworte:

Willst du wissen, wer du bist,
Schau, wer deines Gleichen ist.

Die musikalischen Satanssprossen scheinen nun schon einmal in neuerer Zeit auf unserer Bühne keinen rechten Succeß zu haben. Weniger sollte es mich noch wundern, wenn das moderne französische Lustspielwesen mitunter selbst dem Teufel zu schlecht wäre.

Den 25. und 28. spielten die H. H. Wittek, Lewy, Ullmann, Knobloch, Pilat und Smita, Zöglinge des hiesigen Konservatoriums, in den Zwischenakten der Stücke: »der Fabrikant« (nach dem Französischem des Souvestre) und »der Majoratserbe« (von der Verfasserin des »Oheims« u. s. w.), Hornsextette von den Tonsetzern Caraffa, Lwoff, Skraup, Veit und Weber. Was den Werth der beiden Dramen betrifft, so werde ich es immer bedauern, daß ein so reichbegabter Schriftsteller, wie Emil Devrient,

dessen Bühnenerfahrung und Geist sich übrigens auch in der Fabrikation dieses »Fabrikanten« wiederum auf's Trefflichste bewährten, sich in der Wahl des Stoffes so vergreifen konnte. Ich rechne mich zu den wärmsten Verehrern des Dichters der „echelle des femmes," aber es drängt sich mir auch immer wieder auf's Neue eine bereits mehre Male ausgesprochene Bemerkung auf, daß nämlich ein guter Roman, in welchem so Vieles der Detailzeichnung und Beschreibung des Autors überlassen bleibt, noch lange kein gutes, in seiner Intention wie Extension organisches Drama gebe — und so, wie das obige bourgeoise Schau- und Rührstück nur einmal beschaffen ist, erscheint es fast als eine Apotheose der Prosa und des Materialismus auf Kosten der Idealität und Poesie; denn statt unserer modernen Zerrissenheit, auf die es doch eigentlich abgesehen wäre, mit der Geißel der Satyre und Lächerlichkeit zu Leibe zu gehen, ist vielmehr der Träger dieser Schwäche, Lambert, so ziemlich die poetischste Figur des Schauspiels, welche daher auch vorzugsweise das Interesse und die Sympathien des Beschauers in Anspruch nimmt. — Meine Absicht über das sol disant Lustspiel »der Majoratserbe« habe ich bereits gelegenheitlich seiner ersten Aufführung allhier in einer frühern Nummer von »Ost und West« entwickelt und »habe keine zweite zu versenden.« Glückliche Chinesen, welche sich die Einfuhr des Opiums verbieten konnten, während wir armen Deutsche doch unmöglich unsere eigenen Fabrikate exorcisiren können! — Für diesen kleinen dramatischen Ennui konnte man sich aber durch die seltene Präzision, mit welcher die oberwähnten Schüler unseres Konservatoriums ihre Waldhorn-Piecen vortrugen, hinreichend entschädigt finden. Besonders schien die russische Volkshymne von Lwoff mit ihrem langsameren Tempo und gehaltenen Tönen den jugendlichen Kräften der Konzertanten zuzusagen, deren gesammte Leistungen vom zahlreichen Auditorium mit den lebhaftesten Akklamationen aufgenommen wurden. Es liegt außer meinem Plane, mich in eine Beurtheilung aller bei dieser Gelegenheit zur Aufführung gebrachten Tondichtungen zu vertiefen, aber ich verkenne nicht meine Pflicht, alle Freunde echter und guter Musik hierbei auf eine neue Schöpfung unseres genialen (ich wählte diesen Ausdruck mit Vorbedacht, und bin bereit ihn seinem vollsten Sinne nach zu vertreten) Veit aufmerksam zu machen. Es ist dies sein vortreffliches Hornsextett, wovon wir am ersten Abende das Allegro, am 2. die introduzione con allegro, tempo di marcia und tema con variazioni zu hören bekamen. Wer, der die selbstständige und eigenthümliche Weise des wackeren Künstlers nur einigermassen begriffen hat, konnte in den wogenden Tonmassen dieses schönen Werkes Veit's kräftigen Genius, die hohe Schwungkraft seiner glühenden Fantasie nur einen Augenblick verkennen? In jeder seiner Dichtungen erscheint er uns ein anderer und doch immer wieder derselbe: wir begegnen darin fast einer shakespeare'schen Mannigfaltigkeit der schönsten Bilder und Gestalten — aber überall dieselbe strenge Homogenität mit der gegebenen Situation, derselbe kunstvolle Organismus des Gedankens, dieselbe glühende Farbenpracht, wie sie aus dem nie erschöpften Borne eines liebenswürdigen Künstlergemüthes strömt. Ich kenne keine Komposition Veit's, in welcher dem Gesange — und der Gesang ist doch der Gedanke der Musik — sein gutes heiliges Recht nach Art unserer überrheinischen Nachbarn aus Originalsucht je im Geringsten verkümmert würde — und dennoch wird ihm gewiß Keiner seine künstlerische Individualität und Selbstheit negiren. Veit ist kein Bethovianer, aber er ist Bethoven's Geistesgenosse.

Den 26. v. M. trat der k. sächsische Hofopernsänger H. Ullram als Reiterhyelm in Auber's »Ballnacht« auf und zwar mit so außerordentlicher Fortune, daß er sich veranlaßt sah, seine Abreise von hier aufzuschieben, um am 30. diese Partie dem allgemeinen Wunsche gemäß zu wiederholen. In der That ist Hr. Ullram in dieser Rolle ihrem mimischen wie musikalischem Elemente nach so ausgezeichneter Art, daß ich einzig dieselbe Leistung Staudigl's über die seinige stellen kann. Selten ist einem Mimen ein so schöner und umfassender Gewährbrief der Natur für seinen theatralischen Beruf geworden, wie Hrn. Ullram. Die hohe, imponirende Gestalt, der belebte Ausdruck seiner Züge, das volle, kräftige Organ geben seiner äußern Erscheinung einen glänzenden Eclat, aber er, weit entfernt nach Art so mancher belobter Zunftgenossen, deren höchster Gesichtspunkt der Beifall des John Bull aus den oberen Regionen ist, so daß sich die ganze Kritik ihrer Leistung in jenes: »gut gebrüllt Löwe« nicht selten zusammenfaßt, treibt vielmehr auch die technischen und rationellen Studien seiner Kunst mit unverdrossenem Eifer — ein Eifer, der den Eigner an den Abenden des 26. und 30. August mit den Lorbeern des ungetheilten, lautesten Beifalls lohnte. (Hr. Ullram wurde in beiden Vorstellungen viele Male gerufen.) Spiel und Gesang sind in der Darstellung dieses Künstlers jederzeit dem Momente und den innern Zuständen der Person trefflich assimilirt, und ich erinnere mich kaum eine verständigere Auffassung und konsequentere und wahrere Durchführung eines musikalisch-dramatischen Charakters gesehen zu haben, als eben diese des Reiterhyelm. So hat sich Herr Ullram, wenn er etwa einmal wiederkehren sollte, wohl von Seite der Prager überhaupt den besten Empfang gesichert, aber die wohlwollende Kritik bleibt ihm noch ganz besonders zu hohem Danke verpflichtet; denn da konnte man doch wieder einmal ein aufrichtiges, herzliches Wort des Lobes anbringen und für diese Seite der Kritik mag Boileau Recht haben, wenn er sagt: »Leicht ist die Kritik, aber schwer die Kunst.« —

ud. u.

Notizen.

(Dresden.) Von der großen gräflich Steenberg'schen Kupferstichsammlung (aus Prag), die bekanntlich hier versteigert wird, gingen die Blätter der zweiten Abtheilung: die niederländischen Schulen, zu sehr hohen Preisen ab, obwohl wenig Käufer zugegen waren. Ein großer Theil davon wurde für königliche Rechnung erstiegen.

(Theateranekdote.) Ein Schwarzwälder Bauer ging einmal ins Karlsruher Theater. Als er eine Zeitlang das Spiel mit angesehen hatte, sagte er ganz betroffen: »Wenn mer net wüscht, daß ders Docke wäre, mer thet moine, 's wäre Minsche.« (Wüßte man nicht, daß dies Puppen sind, so möcht man fast glauben, es wären Menschen.) Wie oft möchte man umgekehrt ausrufen: Wüßte man nicht, daß es Menschen sind, so möchte man glauben, es wären Puppen!

(Leipzig.) Am 6. August, abends 6 Uhr, gab Mendelssohn-Bartholdy in der Thomaskirche ein Orgelkonzert. Die Einnahme ist zu einem Denkstein für Joh. Sebast. Bach bestimmt, der ihm in der Nähe seiner ehemaligen Wohnung gesetzt werden soll. Schumanns musikalische Zeitschrift fragt, ob aus dem Denkstein nicht ein Denkmal werden könnte? und meint, daß jetzt die Zeit wäre, ihm, dem Einzigen, Ewigen, ein Monument zu setzen.

(Breslau.) Die Errichtung einer von hier über Oppeln nach Brunn führenden, zum Anschluß an die Kaiser Ferdinands-Nordbahn bestimmten Eisenbahn ist von den Interessenten beschlossen worden. — Die Baukosten sind auf drei Millionen Thaler veranschlagt. — An mehrern Orten in Schlesien wurden bereits Wasserheilanstalten, nach dem Muster der Gräfenberger, errichtet; auch in der nächsten Nähe von Breslau, in dem anmuthigen Dorfe Scheitnig blüht eine solche. Ihr Ruf ist so günstig, daß aus den entferntesten Gegenden, nicht blos Deutschlands, sich Besucher einfinden. (Ztg. f. d. el. Welt.)

(Armenwohnungen in England.) Man werfe einen Blick auf das folgende Gemälde. Von 11,000 Häusern in Nottingham sind 8000, Rücken an Rücken gebaut, ohne Luft und Ventilation! In Liverpool gibt es 7862 bewohnte Keller, dunkle, feuchte, unreinliche Behausungen mit unvollkommenem Luftzug; darin wohnt der 7. Theil der ganzen Bevölkerung, von welcher 39,000 der arbeitenden Klasse angehören. Außerdem gibt es 2270 von 2 bis zu 6 Familien bewohnte Höfe, unter denen wenige mehr als einen Ausgang haben: lauter ungesunde Wohnungen, ohne Sonnenschein und beständig mit feuchten und schädlichen Dünsten erfüllt. In Manchester leben von 123,232 Arbeitern 14,960 gleichfalls in Kellern, und in Bury (Lancashire) ist ein Drittheil der arbeitenden Klasse so schlecht versehen, daß in 773 Häusern ein Bett auf 4, in 207 auf 5, und in 78 eines nur auf 6 Personen kommt. In Bristol haben 46 unter 100 aus der arbeitenden Klasse nur ein Zimmer für eine ganze Familie. In Leeds ist es kaum besser, in Glasgow aber ist das Elend dieser armen Wesen eine wahre Schmach für ein christliches Land. »Hier,« sagt Dr. Cowan, »leben 30,000 Iren und Hochländer, die sich in Schmutz, Verbrechen und Elend in den Kellern und Wynds, oder Höfen dieser reichen Stadt wahrhaft herumwälzen. Zu Zehn und Zwanzigen liegen sie unter ihren Lumpen jede Nacht auf der Hausflur. Die Keller sind Bier- und Branntweinläden, und eine Menge junger Mädchen ist bei der Polizei eingekommen, sie aus diesen Oertern, wo ein oder zwei Jahre sie in den Lastern der Trunkenheit und Ausschweifung völlig verhärten und einem frühen Tode entgegenführen, zu retten.«

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 74. Samstag den 12. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Blick.

Von Juliane Glaser.

Es zuckt der Wolke Blick voll Haß —
Auf zischt sein Ziel in Flammenglut;
Es zielt des Tigers Blick so graß, —
Und zuckend liegt sein Feind im Blut.

Des Negers Blick zielt wild verschmitzt —
Tief sitzt sein Pfeil im Pflanzerblut;
Parteihaß zielt, die Waffe blitzt,
Der Gegner fällt, denn Haß zielt gut! —

Wie gräßlich ist die Macht des Blicks,
Treibt Haß mit ihm sein freches Spiel,
Wie machtlos ach der Blick des Glücks,
Der Liebe, sucht er Lieb' als Ziel!

Wohin der Liebe Blick auch fällt,
Prallt unerkannt, verletzt er ab.
Ist das der Christen Liebewelt?
Nein, nein, das ist der Liebe Grab!

Ein Seeroman auf der Spree.

(Beschluß.)

»Nu, nu, mein Theuerer! nur nicht so stolz,« fiel Franziska ein, »eigentlich ist deine ganze Geschichte kaum so interessant, als die vom Barbier von Madrid, und dann ist noch die Frage, ob sie wahr ist, und ob du auch wirklich geschossen und um dich gehauen hast. Wer hat's gesehen?«

»Wie, du zweifelst, du glaubst nicht an meinen Muth?« rief der Verlobte hastig, und rückte mehrere Zoll breit seitab von der reizenden Zweiflerin. Unser Gelächter machte ihn vollends böse, und Franziska verlies mit ernstem Blick den Platz neben ihm.

»Nun, bester Freund, da vorn beim Kliewer,« rief unser Steuermann, »wenn Sie glauben, man könne hier auf Berliner Gewässern nicht auch eine Gefahr bestehen, so sollen Sie bald vom Gegentheil überführt werden. Blicken Sie nur gefälligst um sich.« Wirklich hatte sich der Himmel während seiner Erzählung ganz mit Gewitterwolken umzogen, und einzelne Windstöße ließen uns einen heftigen Sturm ahnen.

»Zwei Reff's in die Segel,« rief unser Steuermann, und wir eilten so schnell als möglich den Befehl zu vollziehen.

»Ist wirklich Gefahr vorhanden?« fragte Franziska, und las in unsern ernsten Gesichtern die Antwort. Sie erbleichte etwas, aber schnell sich fassend, rief sie: »Das ist prächtig, das hab' ich mir immer gewünscht, und wäre es nur meinem Freunde zu beweisen, daß ich mindestens so viel Muth habe als er selbst, ohne von Seeräubern attaquirt zu werden.«

»Bravo! mein Fräulein,« rief ich ihr zu, um ihren Heroismus wo möglich noch zu steigern, da der Sturm wirklich sehr drohend wurde, und wir, schon um nicht von den Gewitterwolken durchnäßt zu werden, versuchen mußten Treptow zu erreichen.

»Nur Muth, Schönste! was ist doch am Ende so ein stillstehendes armseliges Menschenleben, dem nichts Besonderes passirt; — ein langweiliges Sumpfwasser, in dem höchstens Blutegel und faule Schnecken vegetiren, und kein schnalzender Fisch über die Woge schießt. In der Bewegung, in dem Außerordentlichen liegt die Poesie des Lebens! die Wellen müssen hoch aufrauschen, und unsere angeborne Götterkraft zu kühnem Trotz herausfordern. Aber dann müssen wir auch stehen und kämpfen, damit sie uns nicht über dem Kopfe zusammenschlagen und uns begraben.« Sie lächelte mit Beifall. Während ich gesprochen, hatte der Sturm einen bedeutenden Grad erreicht, die Wellen rauschten hoch auf und es gab so viel Spritzwasser, daß wir bald ziemlich bis auf die Haut durchnäßt, uns nicht mehr davor zu bergen wußten, ja wir mußten bei den heftigen Böen, die schnell auf einander folgten, uns festhalten, um nicht über Bord zu stürzen.

»Was ist nun dein Abenteuer gegen diese Gefahr? Heinrich!« rief Franziska: »Ein Paar alberne Seeräuber, die sich betrinken und wieder abfahren, noch dazu mit Ruderschlägen bei stillem Wasser, was will das sagen. Aber hier! Sieh nur diese schäumenden Wellen, wie sie zischen und züngeln, als wäre es das schwarzgrüne Haar der Nixe im See, die uns damit umnetzen und hinabziehen will. Mich wird sie hoffentlich oben lassen, da ich zum Liebhaber leider so ganz untauglich bin.« Sie hatte sich, während sie dies mit gutem Humor sagte, doch ganz nahe zu dem Geliebten hingedrängt, da sie wohl wußte, daß er, ein trefflicher Schwimmer, sie in der größten Gefahr werde zu retten wissen.

»Fertig zum Wenden!« rief der Steuermann — »Lego!« und wir legten um. Wir waren jetzt hin und her kreuzend in die Nähe von Treptow gekommen, und befanden uns etwa noch einen Büchsenschuß weit vom Ufer. Sturm und Wellen wütheten jetzt so furchtbar mit unserm Fahrzeug, daß ich jeden Augenblick das Aeußerste befürchtete, mich des Rockes und der Stiefel entledigte, um mich schwimmfertig zu machen, was mein Freund Eduard sofort nachahmte. »Herrjes!« rief der Leinweber, den wir aus purem Mitleid an Bord genommen, um ihn nach Strahlow überzusetzen, und der uns durch seine alberne Furcht nun mehr Noth machte, als selbst das Wetter.

»Herrjes! meine Herrn, ich kann ja jar nicht schwimmen, ich will mich an sie halten, wenn 's umkippt.« Und damit machte er Anstalten sich zu uns herüber zu setzen.

»Wenn sie nicht ruhig auf ihrem Fleck bleiben, werf' ich Sie so-

fort über Bord, Herr!« donnerte Theodor am Steuer, und seine kolossale Persönlichkeit flößte dem Leinweber so viel Respekt ein, daß er verstummte und still saß.

»Ich muß ganz vorm Wind laufen lassen,« rief Theodor, »das ist unsere einzige Rettung.«

Besorgt blickten wir nach den Wolken, Franziska schmiegte sich an ihren Geliebten, die Segel pfiffen und knatterten, alle Planken stöhnten und krachten, die Schaluppe arbeitete gegen die Elemente wie in Todesangst. Da zerrissen die Wolken, eine furchtbare Böe entlud sich, riß das Boot ein Stück vorwärts und schleuderte es dann mit aller Gewalt auf die Leeseite, daß das Wasser in Massen hereinströmte.

»Segel los!« schrie unser Steuermann. Es geschah, und sie flaggten lärmend hin und her und schlugen uns um die Köpfe. Das Gleichgewicht war nun wenigstens hergestellt und wir glaubten uns geborgen. Da setzte sich der Wind in das flaggende Focksegel und wir flogen bald rechts bald links, der Mast bog sich wie ein schwankendes Rohr, das Gewitter stand über uns, Blitz auf Blitz und krachende Donnerschläge, Regen und Hagel peitschten uns ins Gesicht, eine Böe überstürzte die andere, immer ärger schwankte der Mast . . . plötzlich — krach! da lag er. »Was gibt's?« rief der Steuermann, dem das Hintersegel die Aussicht benahm. »Der Fockmast zerbrochen!« — »Werft ihn über Bord!« Das that wirklich Noth, denn halb, wie er im Wasser lag, zog er uns durch die Schwere der Takellage beinahe herum. Im nächsten Augenblicke wären wir vielleicht geentert, und das ist bei einer Schaluppe mit Ballast, theuerer Leser! der du auf dem Trockenen bist, das Letzte, denn sie schießt sofort in den Grund hinab; während ein gewöhnlicher Kahn wenigstens noch auf dem Wasser bleibt, wenn er umschlägt, und Gelegenheit bietet sich fest zu halten. Wir blickten daher mit ängstlicher Theilnahme auf die schöne Braut, die jetzt ganz lautlos Heinrichs Arm umschlungen hielt, und ich hatte mir fest vorgenommen, bei ihrer Rettung das Möglichste zu thun, und sollte der Leinweber, der jetzt vor Angst aussteigen wollte, auch wie ein Anker zu Grunde schießen, und zehn nasse Tode sterben.

Das Großsegel sollte nun aufgegeit werden; es gelang uns mit genauer Noth dies zu Stande zu bringen, — da zum Unglück riß die Geitline und wir mußten nun das stürmisch flaggende Segel, das wie ein gereizter Schwan mit gespreizten Flügeln wüthend um sich schlug, mit den Händen halten. Hiedurch entstand eine sehr malerische Gruppirung. Der Leinweber lag der Länge nach am Boden, Franziska kniete auf ihm und hielt Heinrichs Hand umklammert, dieser über sie gebeugt, sie schützend, hielt mit der andern Hand das Segel; das Hündchen Effie heulte und zitterte, unser Steuermann schrie Kommando's und fluchte etwas dazwischen, ich selbst mit untergeschlagenen Armen an den Hauptmast gelehnt, war maliziös genug, an der malerischen Gruppe meine Freude zu haben, aber nur aus reinem Kunstinteresse, versteht sich. Uebrigens wünschte ich jetzt, da alles so schön vorbereitet war, und ich bemerkte, daß von Treptow bereits Kähne vom Lande stießen uns zu Hülfe zu eilen und so auch die Rettung des Leinwebers kaum zweifelhaft blieb, wirklich den Moment herbei, wo es gelten möchte den Wellen das Leben abzutrotzen. Aber es kam anders. Es gelang uns den Fockmast aufzufischen, wir banden ihn flottend auf Backbordseite fest, setzten die Ruder ein, und nach tüchtiger Anstrengung erreichten wir glücklich das Land. Von Treptow aus hatten viele unsern rühmlichen Kampf mit der Gefahr, aus der wir so siegreich hervorgingen, mit angesehen, und wir hatten noch den Triumph, unsern Muth und unsere Geschicklichkeit vor andern Seglern der Strahlower Gesellschaft in hohem Grade anerkannt zu sehen. Im Augenblick der Angst und Gefahr hatte sich Franziska mit ihrem Verlobten vollkommen ausgesöhnt, wie du schon bemerkt haben wirst, mein Leser. Sie zweifelte keinen Augenblick mehr an Heinrich's Entschlossenheit, und versprach, alle Seeabenteuer, die er noch erzählen würde, blind zu glauben.

Was soll uns aber diese Wassergeschichte? ruft ihr, theurer Leser und du, schönste Leserin, die ihr seit Robinson Crusoe schon die Seeromane aller schreibenden Marinedichter gelesen habt. Je nun! ich wollte auch nur beweisen, daß man bei Strahlow eben so schöne Gelegenheit zum Segeln und Ertrinken hat, als euch Kapitän Marryat und Heinrich Smidt nur immer erzählen können, und nun bitte ich euch mich und meine nautischen Freunde was Weniges zu beneiden, wenn ihr uns nächstens mit vollen Segeln vorbeifliegen seht. **H. T.**

Briefe aus Paris.

Vom Schriftsetzer Joseph Mendelssohn.

I.

Da sitze ich nun bereits seit fünfzehn Monaten in dem gigantischen Steinhaufen, den man Paris getauft! Ich weiß ganz vortrefflich, wo man gut und billig, und wo man schlecht und theuer zu Mittag ißt, ich weiß mich ohne Mühe in allen Quartieren der Riesenstadt zurecht zu finden, besonders in denen, wo die hübschesten Grisetten wohnen, ich habe mir mit unendlicher Mühe eine Charakteristik der verschiedensten Theater, der gröbsten Fiakerlenker, der reichsten Lesekabinete, der elegantesten und der schmucklosesten Café's geschaffen, Barrierenvergnügungsplätze und Bibliotheken, Spaziergänge und Kunstsammlungen aller Art, Deputirten- und Pairskammer besucht, kurz ich habe die Weltstadt in ihrem Ganzen und in ihren Einzelnheiten voll stachelnder Wißbegierde durchforscht — — dennoch aber frage ich mich noch zuweilen mit staunender Selbstüberraschung: »Bin ich nun wirklich in Paris?!« Alles, was ich sehe und höre, erscheint mir oft wie eine optische und akustische Täuschung, wie ein seltsamer Traum, der gefällig genug ist, recht lange zu dauern. Aber welch schneidender Kontrast auch zwischen unserm dumpfigen, krückenschleichenden deutschen Leben, zwischen unserer bleiernen Philisterhaftigkeit, unserer schwülen Titelluft, unserer ängstlichen Engherzigkeit, und dem geistigen, raschen, fortschrittfrischen, vorurtheilsfreien Sein, das mich hier umgibt. Abermals ein Franzosenenthusiast! wird vielleicht mancher Ihrer Leser rufen, aber mit Unrecht. Die Fortsetzung dieser Briefe und vielleicht noch mein heutiges Schreiben wird beweisen, daß ich ebenso weit von einer blinden Vergötterung der Franzosen und des Franzosenthums, wie von starrer Lobhudelei des Vaterländischen entfernt bin. Welcher unbefangene Deutsche aber könnte nur drei Tage lang in Paris sein, ohne einer Nation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der der Himmel als schönes Erbtheil den Geist bestimmt zu haben scheint. Der Rhein ist sicher der bedeutungsvollste aller Gränzflüsse. Er trennt nicht nur zwei Länderstriche, deren Name, sondern zwei Nationen, deren geistiges und materielles Sein unendlich verschieden ist. Wahrlich! wäre ich ein reicher Mann, oder ein Universitätsprorektor, ich würde eine Preisaufgabe aus der Lösung der Frage machen, wie in einer an und für sich unbedeutenden Raumentfernung eine so ungeheuere Verschiedenheit entstehen und bestehen konnte? An weitschweifigen, zahlreichen Lösungsversuchen dieser interessanten These würde es sicher nicht fehlen, vielleicht aber würden sie alle nur auf den bekannten Spruch des Tacitus zurückführen: »Besser ist es an das Sein Gottes zu glauben, als es zu erklären versuchen!«? Nehmen wir also die Dinge, wie sie nun einmal sind, ohne das Warum? näher zu erforschen. Fort ihr philosophischen Grübeleien! fort ihr analysirenden Gründe! Ich will den Lesern endlich von der lebenslustigen, koquetten Donna Paris erzählen, von dieser Welt der Contraste, wo uns der üppigste Reichthum neben der nacktesten Armuth,

Glanz und Wohlleben neben Schmutz und Elend, die feinste Eleganz neben den eckelhaftesten Lumpen, das tollste Sinnenleben neben wahrhaft großartigen, begeisternden Bestrebungen entgegentritt. Man darf sagen, Paris ist ein Chamäleon, das mit jeder Jahreszeit seine Farben wechselt, ohne je seinen eigentlichen Charakter zu ändern; Frühling und Sommer, Herbst und Winter haben hier ganz eigenthümliche Physiognomien, jeder dieser ewig wechselnden und ewig wiederkehrenden Herrscher seinen scharf charakterisirenden Hofstaat, den ihm sein Haushofmeister, das Vergnügen, und sein Harlequin, die Mode, gar trefflich zu ordnen weiß. Für den Augenblick leben wir hier in der sogenannten schönen Jahreszeit, die ich aber, was die Riesenstadt selbst betrifft, als die häßlichste der vier Schwestern bezeichnen möchte. Ich rede jedoch, mit einem großen Notabene sei es gesagt, nur von den schwülen, staubigen Tagesstunden; die lauen Abende, auf den gashellen, menschenbelebten Boulevards oder in den elyseischen Feldern zugebracht, bieten mannigfaltige Genüsse dar. Auf den ersteren drängt sich bis gegen Mitternacht die elegante und nicht elegante Welt, um frische Luft zu schöpfen, um zu sehen und gesehen zu werden, um die lichtblendenden Läden mit ihren reizenden lockenden Schätzen anzugaffen, oder vor den Thüren zahlreicher Café's auf kleinen Strohstühlen sitzend, behaglich ein Glas Eis zu schlürfen, und das Drängen des heitern Menschengewühls vorüberziehen zu lassen. Die Café's müssen hier gleich den Theatern eigentlich mit dem Schlage der Mitternacht geschlossen werden. Im Sommer jedoch wird dieses Gebot häufig genug übertreten. Einzelne Kaufmannsläden sogar stehen dem Publikum bis gegen halb ein Uhr offen. Die elyseischen Felder sind seit einigen Wochen mit einer vollständigen Gasbeleuchtung versehen. — Wenn der lange Sommertag endlich den traulichen Schatten der Nacht weichen muß, bieten sie, von den Terrassen des Tuileriengartens aus betrachtet, einen überraschend schönen Anblick dar. Unzählige Lichter flimmern und schimmern in den breiten Laubgängen. Der weite Concordiaplatz mit seinem dreitausendjährigen Obelisken und seinen Strahlensäulen schießenden Fontainen reckt sich neben ihren Eingängen gleich einer riesigen Vorhalle hin. Der bedeutungsvolle Triumphbogen erhebt sein siegebezeichnetes Haupt in der Ferne. Wohin der Blick fliegt, überall begegnen ihm die Massen der fröhlichen Spaziergänger, imposante Gebäude, stolzprangende Bäume und rasch dahin rollende Wägen. Von den Stadttheilen her ertönt ein dumpfes Gebrause, als ob ein Heer sturmgepeitschter Wellen gegen ein steiles Felsgebirg brandete. Das Ganze ist eine so großartige Scene, daß selbst Heinse's geniale Feder sie kaum genügend wiederzugeben vermöchte. Ueberschreiten wir nun ein wenig den Place de la Concorde, denselben, auf dem vor 47 Jahren das königliche Haupt Ludwig XVI. fiel, und betreten wir den Mittelpunkt des Panorama's, die elyseischen Felder. In der Mitte werden sie durch die breite, nach Neuilly führende Heerstraße, auf der die bekannten Longchampspromenaden Statt finden, und die übrigens bei schönem Wetter beständig mit Fuhrwerken aller Art bedeckt ist, durchschnitten. In den Seitenalleen herrscht das bunteste, amüsanteste Leben, das man zu denken vermag. Man müßte wahrhaftig ein Münchner Bocksbrauer, oder ein wandelnder Holzklotz sein, um hier nicht oft laut und herzlich aufzulachen. Taschenspieler und Elektrisirmaschinen, Gaukler und Verkäufer aller Art, Propheten und Prophetinnen, Araber und Chinesen, Alles dies lobschreit und lärmt hier durch einander, daß Einem die Ohren gellen und die Frankenstücke in den Taschen zittern. Dort links sitzt ein Mann auf einem Strohstuhle, zu seinen Füßen liegen eine Menge schwerer und leichter Gewichte. Vor sich hat er eine Wägemaschine aufgestellt, die aus zwei Sesseln besteht, wovon der eine die Pfundstücke, der andere den Menschen aufnimmt. Der ganze Prozeß ist in weniger als einer Minute beendet, und der Mann in beständiger Arbeit. Für ein dickes Zweisousstück kann man hier das Vergnügen haben, auf Pfund und Loth seine Schwere zu erfahren. Dem Gewichtsforscher zur Seite steht ein anderer vierschrötiger Kerl mit einer andern Maschine, der er den Namen »Kraftmesser« beigelegt. Man schlägt mit geballter Faust auf ein elastisches, aber stark widerstrebendes Kissen. Dem letztern zur Seite befindet sich ein schmales Brett mit einer Menge Zahlen und einem Zeiger. Der Zeiger sinkt je nach der größern oder geringeren Kraft des Schlages. — Der Schlagende weiß nun endlich, wie stark er ist, und zahlt für dies unschuldige Amusement zwei Sous. Dort unter dem Laubdache des hohen Lindenbaums steht ein langgerecktes, phantastisch gekleidetes Frauenzimmer. In ihren Händen hält sie nichts als ein schlichtes Kästchen mit Muscheln, aber von ihren Lippen strömt eine unerschöpfliche Beredtsamkeit. »Jede dieser Muscheln« — schreit sie in schrillem Tone die umstehende gaffende Menge an — »enthält das Lebensloos eines Menschen. Was Ihr gethan, was Ihr thun wollet, was Ihr thun werdet, was Euch begegnete und was Euch begegnen wird, ja selbst, was nach Eurem Tode aus Euch wird, Alles dies sagt Euch auf das Treueste ein kleines Papier in der Höhlung meiner Muscheln. Es sind ihrer hier fünfhundert, aber selbst wenn 500 Personen zu gleicher Zeit die Hand nach einer Muschel ausstreckten, so würde dennoch Jedermann die rechte, nur ihn betreffende erhalten.« — Die Frau hat nicht Unrecht; denn die 500 Papiere haben genau einen und denselben prophetischen Inhalt. Uebrigens verstehn alle diese Leute ihr Handwerk mit überraschender Gewandtheit, mit jenem Geist und Witz zu treiben, der den Franzosen angeboren ist. Bei freundlichem Wetter sind die elyseischen Felder bis nach 11 Uhr voll geräuschvollen Lebens. Im Winter aber ist es nicht ganz geheuer in ihnen. Im letzten Dezember wurde einer meiner deutschen Freunde hier vom Raubgesindel überfallen und nur durch das zufällige Nahen einer Patrouille einer üblen Behandlung entrissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Einen mir ganz neuen Liebling endlich habe ich mir noch erkoren in einem übrigens schon alten Bilde der großherzoglichen Gallerie in Darmstadt (in der ich leider nur zu kurze Zeit war, um über manches andere Werthvolle, was sie zu enthalten schien, ein Urtheil zu wagen), nämlich in einem Christus am Oelberge von dem alten französischen Meister Philippe de Champaigne. Ich bekenne, daß ich eigentlich noch nie einen Christuskopf gesehen habe, selbst unter den berühmtesten nicht, der mich ganz befriedigt hätte. Am nächsten kommt für mich immer nach meinem Ideal jener wunderbare Kopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika, welchen Ihr majestätischer Dom in **Prag** besitzt, und der auf mich, vielleicht eben weil er so gleichsam **unkörperlich** aus dem nebelartigen Flor hervorblickt, wirklich den Eindruck einer überirdischen Vision machte, just durch die hier so ganz her passende antike Strenge seines Styls. Allein dieser Kopf des Erlösers auf dem kleinen Bildchen von Champaigne hat mich doch wirklich beinahe mit eben der Gewalt ergriffen, durch die außerordentliche **Tiefe**, welche in dessen ganzer Auffassung liegt. Jene unerläßliche und doch so schwer darzustellende Verschmelzung von Kraft und Milde, an der ich die meisten Maler mehr oder weniger scheitern sehe, ist hier beinahe schon so erreicht, wie ich mir immer denke, daß man sie muß erreichen können, indem man wieder nur thut, wie die Natur selbst in der Bildung ihrer Seltenbegabten zu thun pflegt, das heißt, die männliche Geisteskraft und die Zaubermacht des Genius in die denkende Stirn und die begeisterten Augen, dagegen in den untern, mehr die Organe des Gefühls bezeichnenden Theil des Gesichts, um den sprechenden Mund her, die weibliche Zartheit und Milde legt, die

die wehmüthige Ahnung und Trauer. Man fühlt vor dem edlen Profil und dem erhabnen Ausdruck des hier so schmerzlich zwischen Himmel und Erde Ringenden und Betenden den tiefsten Jammer, und doch ist man zugleich schon völlig sicher, daß er überwinden wird, daß er überwinden muß. Vortrefflich ist der Lichteffekt, der, ohne alle Gesuchtheit, sein leidendes Haupt verklärt; vortrefflich sind die Gewänder, so wie auch die Landschaft. Schade, daß nur in der, etwas unnatürlich gestreckten, halb liegenden Stellung, und in dem, etwas theatralisch erhobnen, rechten Arm, sich ein klein wenig französische Manier eingeschlichen, vorzüglich aber, daß der erhebende Eindruck, den das gotterfüllte Haupt macht, durch die zu materielle Andeutung des blutigen Schweißes wieder um etwas gestört wird, welche der Meister, sich zu streng an den Buchstaben haltend, auf dieser reinen Stirn zur Unzeit anzubringen sich hat verleiten lassen. In einem Kupferstich, der, wie ich hoffe, nach diesem Gemälde erscheinen wird, dürfte dieser Uebelstand weniger bemerkbar werden. In jedem Fall aber würde derselbe uns gewiß ein Blatt verschaffen, welches, sobald der Stich das Original mit Treue wiedergibt, man jedem Familienzimmer als eine der schönsten Zierden wünschen müßte.

Auch diejenigen Gemälde übergehend, welche ich in dem freundlichen Mannheim bei Herrn Artaria sah, weil ich sie ebenfalls zu schnell durcheilte, um eine lebendige Erinnerung davon zu haben (vielleicht mit Ausnahme eines ganz allerliebsten, echt niederländisch humoristischen Genrebildchens von Enkhout, die Testamentseröffnung), wende ich mich zu den musikalischen Freuden meiner Reise.

So längst bekannte Namen, wie Fischer-Achten oder Wild noch zu nennen, blos, weil ich die Celebritäten, welche dieselben tragen, erst jetzt zum erstenmal gehört, wäre lächerlich. Die schöne, frische, jugendliche Stimme der Fräulein Schlegel in Leipzig dagegen bedarf noch zu sehr der Ausbildung, und ich hörte sie zu kurz, in einem einzigen Konzert, um darüber etwas Genügendes sagen zu können. Mit mehr Interesse wäre über die Aufführung des Macbeth von Chelard in Weimar zu berichten (in dem Mad. Schröder-Devrient mit verdientem Applaus gastirte), hätte nicht einerseits die treffliche Musik mir gerade zu gediegen geschienen, um schon durch einmaliges Hören hinlänglich gefaßt zu werden, andererseits aber es mich doch nicht zugleich gar sehr gestört, in dem Sujet, vorzüglich gegen den Schluß hin, Shakespeare's großartige Fabel so ganz sinnwidrig und alltäglich verändert und verflacht zu sehen. Allein mit desto ungetheilterem Entzücken kann ich von den unvergleichlichen Aufführungen sprechen, welche mir die, wenigstens durch ihr Ensemble, das Orchester, die sinnige Anordnung und künstlerische äußere Ausstattung noch immer einen sehr würdigen Nachklang ihres frühern Ruhmes darbietende Oper in Darmstadt gewähret hat, wo, zu meinem Glück, eben zwei berühmte Gäste sich bewundern ließen, wie ich sie sobald nicht ein zweites Mal gehört habe, und wohl auch sobald nicht ein zweites Mal hören werde.

Wenn ich die Namen Staudigl und Haßelt ausspreche, so werden Sie wohl eingestehen, daß es keine geringe Gunst des Schicksals zu nennen ist, zwei solche Sterne an einem einzigen Abend neben einander glänzen zu sehen. Ich wenigstens weiß von den mir zu Gesicht gekommenen Bassisten keinen einzigen wieder, der nach meinem Gefühl, in gleichem Grade, die drei herrlichen Gaben, schöne Stimme, treffliche Methode, und geistreiches Spiel vereinigt hätte. Denn Lablache zum Beispiel, der zwar sehr gut spielte, auch allenfalls mit der Kraft seiner Kehle die Mauern von Jericho hätte umsingen können, hatte keine schöne Stimme; dagegen wieder der, eine wahre Tenorlieblichkeit in Ton und Ausdruck tragende Zezi in Dresden, trotz seiner schönen und edlen Erscheinung, nicht immer die nöthige Lebendigkeit des Spiels besitzt. Die wahrhaft großartige Darstellung des Oberpriesters in der Norma, die ich von Hrn. Staudigl sah, gab diesem Stücke eine vollkommen veränderte Bedeutung. Nämlich das ganze, sonst alles Interesse allein absorbirende Lamento und Furioso zweier Weiber um diesen heidnischen Don Juan, der nicht eines halben von ihnen werth ist, tritt hier geziemendermaßen fast in den zweiten Rang zurück vor dem tragischen Schmerz des beleidigten Nationalgefühls eines unterdrückten Volkes, für welchen dieser Oberpriester, einem zweiten Virginius gleich, so würdig und ergreifend als Repräsentant da stand, dem übermüthigen Satrapen der unersättlichen Weltüberwinderin gegenüber.

Am triumphirendsten jedoch bewies mir dieser große Künstler seine Genialität in der ordentlich schlagenden Weise, mit welcher er, just durch die meisterhaft wahre Auffassung seiner Rolle als Bertram in Robert dem Teufel, die ganze Absurdität des Sujets dieser komischen Oper wider Willen, so zu sagen, handgreiflich an den Tag brachte. Denn er riß, durch seine unwandelbare Vater-Treue den Zuhörer dergestalt hin, er lenkte dergestalt alle Theilnahme, alles Mitleid auf seine Liebe, seinen Schmerz, daß er eben blos das Gegentheil von dem bewirkte, was dieser abgeschmackte Text bewirken will: nämlich daß man diesen beständigen und beharrlichen Teufel, zwischen all den unbeständigen und schwankenden Menschenkindern, förmlich hoch zu achten begann, und all den frommen Seelen blos noch zürnen konnte, welche diesem zärtlichen Vater so grausam seinen Taugenichts von Sohn escamotiren, von welchem überdies schlechterdings nicht zu begreifen ist, warum man sich denn eigentlich so unendliche Mühe gibt, ihn dem Himmel zu gewinnen, noch warum ihm die Ehre widerfährt, für den Himmel gewonnen zu werden, da er doch notorisch nicht halb so viel Charakter und Gemüth beweist, als sein satanischer Papa, und vollkommen würdig wäre vom Teufel geholt zu werden, auch wenn er nicht schon dem Teufel vom Hause aus gehörte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

Am 29. August wagte Hr. Siegfried Mayer, wie der Theaterzettel meldete, als Richard Tort in den »Puritanern« seinen ersten dramatischen Versuch. Die Wahl dieses Debut war wohl nichts weniger als eine glückliche; denn zu seinem Gelingen wird nicht blos ein guter Gesang erfordert, es gehört dazu auch ein wohldurchdachtes, gewandtes Spiel — vielleicht war Hr. Mayer auch allzu durchdrungen von dem Bewußtsein dieser Schwierigkeiten, und es datirte sich daher die unsägliche Angst, welche auf jeder seiner Bewegungen, auf jedem Ton seiner Stimme mit ersichtlicher Schwere lastete, und durch den Parteienkrieg, den im Publikum die Herren vom Berge (von der Gallerie) mit den Söhnen des Thales (im Parterre) mit einem Eifer führten, den weiland den Häusern Lankaster und York von der weißen und rothen Rose (hier etwa die Klatsch- und wilde Rose) recht wohl angestanden hätte, natürlich nur gesteigert wurde. Unter solchen Umständen lasse ich eine Leistung, die eigentlich kaum eine Leistung genannt werden kann, um mich nicht der Gefahr eines vorschnellen Urtheils auszusetzen, lieber unerörtert, bis ich weitere Proben des künstlerischen Vermögens dieses Sängers werde kennen gelernt haben. — Am 31. August »Die Vormundschaft.« Lustspiel in 2 Akten von W. A. Gerle und Uffo Horn. Unsere Affiche hat dabei noch jederzeit die Bemerkung, daß es den Cotta'schen Preis erhalten. Meinetwegen! Es ist dies auch wieder so »eine alte Geschichte« — die Geschichte von dem Lustspielpreise — »doch ewig bleibt sie neu (ihr deutschen Buchhändler hört!) und wenn sie nicht passieret (ihr deutschen Dichter und Kritiker hört!), dem bricht das Herz entzwei.« — Diese »Vormundschaft,« so viel sie unsere Pedanterie auch eben deßwegen angefochten, ist ein trefflicher Empfehlungsbrief für den Erfolg dramatischer Kompagniedichtung in Deutschland — und in der That, warum sollte man da kein Gedeihen hoffen, wo sich der frische, jugendlich-übermüthige Humor des Einen mit der Erfahrung, Bühnen- und Menschenkenntniß des andern vergesellschaftet? Darin liegen aber gerade die Vorzüge des obigen Lustspiels, und wenn hin und wieder mancher ein wenig am Burschikosen oder Frivolen hinstreifende Doppelsinn von dem älteren der beiden Herren Verfaßer vielleicht strenger hätte censürt und geändert werden können, so weiß man ja, daß dergleichen selbst der größten Aufmerksamkeit bei der Lektüre leicht entschlüpft, indem erst die scenische Darstellung jene grelleren Teinte hervorbringt. — Die Besetzung war die gewöhnliche, nur gastirte als Georg von Morgenstern ein Hr. Czermak (der Theaterzettel verschwieg diesmal gegen die sonstige Gewohnheit das Nationale jedes Gastes zu proklamiren, das »Woher?« — dem Vernehmen nach kömmt Hr. Czermak jedoch von Ofen), der sich als ein recht brauchbarer, gewandter Schauspieler präsentirte und den wohlverdienten Beifall im reichen Maße erntete. Hr. Czermak wurde nach der Liebeserklärung und am Schluße wieder einstimmig gerufen, und wenn er noch die bei seinem ersten Auftreten auf unserer Bühne so begreifliche Befangenheit verloren und den Gebrauch seiner Stimme den größeren räumlichen Verhältnißen derselben angepaßt haben würde, so würde es ihm an ähnlichen günstigen Erfolgen für die Zukunft gewiß nicht fehlen. Herr Czermak beurkundete in der Rolle des Georg eine gute Dosis gesunden, ungekünstelten Humors, und versteht es, seine angenehme äußere Erscheinung durch eine geschmackvolle Eleganz zu heben. — Auf die »Vormundschaft« folgten noch Bauernfeld's »Bekenntnisse« — vielleicht zu Viel des Guten für einen Abend. Die ganze Besetzung und Darstellung die gewöhnliche. —

nd. n.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 75. Mittwoch den 16. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der alte Bräutigam.

Nach dem Polnischen des K. W. Wojcicki

von Joseph Lachmann.

1.

»Ihr wollt heirathen, Herr Michael? und in eurem Alter? — Bedenkt doch nur, wenn der Alte der Jungen reicht die Hand; so ist's, als ob man wilde Pferde zur alten Kalesche spannt. Das Feuer verträgt sich nicht mit dem Wasser. Das Weib hat immer Recht, und der Mann muß gehorchen; und gar ein junges Weib — das hat den Teufel im Leib! Weh' dem Hause, wo der Frau die Hörner wachsen. — Hin, hin, Herr Michel, ihr guckt mich so verdächtig an, als ob ich ein Tatar, und ihr mein Gefangener wäret; ihr trauet nur dem hübschen Kinde, und glaubt ihrem kosenden Geflüster. Doch gilt noch immer der alte Spruch: was dir verspricht ein Weib, auf's Wasser nur es schreib. Mein Vater, Gott laß' ihn selig ruhn, pflegte zu sagen:

Nicht auf dem Dorfe ist zu trauen,
Nicht in den Städten, jungen Frauen.«

Herr Michael antwortete nicht auf die langweilige Epistel seines Vetters, des Herrn Melchior, und strich sich schweigend und gemächlich den grauen Schnurbart. So etwas reizte und erboste den hitzigen Redner noch mehr. »Zum Kuckuck,« rief Herr Melchior, stürmte mit langen Schritten im Gemache auf und ab, und zupfte ärgerlich an seiner ledernen Leibgurte, »weil du dir Böses bewußt bist, darum schweigest du, wie ein verstockter Sünder. In deinen alten Tagen willst du in dein Haus ein Mädchen führen, das nur kurzen Verstand unter ihren langen Haaren hat. Wer heirathen will, der muß einen guten Magen haben, und gleich im Anfang sein Weiblein gar scharf im Zügel halten, damit sie fühlt, daß ein Mann im Hause herrsche. — Bessere Zeiten waren es, an die uns das Sprüchlein erinnert:

Das Weib, den Stockfisch muß man mürbe schlagen,
Dann thun sie gut, und taugen für den Magen.

Wer trinkt, wird fett; wer liebt, wird gesund; und wer sein Weib schlägt, der wird selig.«

Herr Michael that, als ob er nichts gehört, stand ruhig auf, und ging langsam in das Speisezimmer, wo er gewöhnlich um diese Zeit mit seinem Gesellschafter, sogenannten Residenten*), Karten zu spielen pflegte. Melchior spukte aus, strich sein Haarschöpfel höher, und steckte dann die beiden Hände in den ledernen Leibgurt — und so machte er's immer, wenn er sehr böse war. In kurzer Zeit folgte er seinem Vetter, und fand ihn mit Herrn Jaksa Karten spielen. Sein verfinstertes Gesicht wurde noch finsterer, und er brummte laut:

»Wer gar eilig in der Liebe,
Macht den Himmel selbst sich trübe;
Wer kalt wägt der Liebe Glück,
Sichert sich vor Mißgeschick!«

Hierauf setzte er sich abseit in einen Winkel des Speisezimmers, zog ein kleines Schachbret hervor, und winkte einladend dem alten Husarenrittmeister, der ein eminenter Schachspieler war. Kaum vertieften sie sich in den Operationen des Kriegsspieles, so stürzte auch keuchend ein stämmiger Bediente über die Schwelle, und brachte die Nachricht, daß die Frau Mundschenkin mit Fräulein Tochter und ganzer Familie über den Gränzhügel schon gefahren käme.

Herrn Michaels kaltes Blut wurde, vor Schrecken über den unerwarteten Besuch, beinahe gänzlich zu Eis. Schnell verbarg er die große papierene Tabaksdose, und ersuchte seinen Hausfreund Jaksa, ihm schnell den neuen, modernen Schlafrock anzuziehen. Dem reizbaren Herrn Melchior jagte die unverhoffte Ankunft der Damen alles Geblüt in's Gesicht, — er saß wie ein Truthahn, und wurde über die Maßen böse, als selbst der alte Rittmeister, von der ungeendeten Partie aufspringend, seine geschnürte Jacke ordnete und seinen dichten Schnurrbart schwärzte.

Die ganze Dienerschaft des Herrn Michael erwartete in ihrem Gallakleide beim Eingange die hohen Gäste. Jaksa wies jedem seinen Platz an, oder wie er sich selbst auszudrücken beliebte, »handhabte die Ordnung.« An ihrer Spitze stand der Rittmeister mit seinem geschwärzten Barte und ungeheueren lärmenden Sporen, bereit, den ankommenden Damen hülfreich seine Hand zu bieten. Herr Michael erwartete seine Zukünftige mit ängstlicher Ungeduld an der Schwelle des Vorzimmers — und Melchior? war weder im Vorzimmer, noch in der Hausflur, sondern stand vor dem großen Wandspiegel, und brachte Gürtel und Haare in Ordnung.

Der Kuckuck in der Bronceuhr hatte eben eilfmal abgekuckt, als das schöne Gespann der Frau Mundschenkin vor dem Hause anhielt. Jaksa und der Rittmeister hoben ehrenhalber zuerst die wohlbeleibte gnädige Frau, dann Fräulein Eveline, ihre Tochter und Verlobte des Herrn Michael, dann Fräulein Mathilde, die alte Tante, dann Jungfer Anna, das bejahrte Stubenmädchen, dann noch zwei jüngere Kammermädchen, dann zwei Spitze, dann einen ausgefütterten, heisern, alten Mops, dann einen Käfig mit dem Papagei der alten Tante, dann einen Käfig mit einer ganzen Kanarienfamilie, dann Schachteln, Schächtelchen, Kästchen, Futterale, Körbchen und Beutel und Beutelchen verschiedener Gattung. Eine ganze Stunde lang hatte

*) Residenten hießen in Polen, die dem Herrn vom Hause Gesellschaft leisten, und ihn gesellig unterhalten mußten.

die Dienerschaft zu thun, bis der ganze Kram der gnädigen Herrschaft nachgetragen war. — Herr Michael küßte ehrfurchtsvoll die runden Finger der hochedlen Mundschenkin, dann das zarte Händchen seiner Braut und bot der Mutter den Arm. — Herr Melchior, der wieder gut geworden, und im Vorzimmer sich hatte sehen lassen, begleitete Evelinen.

»Mein lieber Truchseß,« sprach die Frau Mundschenkin zu Michael, »wir wollten Euch recht angenehm überraschen, und sind nun da, weil heute gerade Martini ist, um gemeinschaftlich ein Martini-Gänschen zu verzehren.« — »Gnädigste Frau,« erwiederte mit tiefer Verbeugung Herr Michael, »Ihr erweist mir große Ehre, und noch ein größeres Vergnügen dadurch, daß Ihr Euch meiner erinnert, und mich mit der Gegenwart einer erfahrnen Wirthin beglückt, die gar geschickt dem neugierigen Oekonomen den kommenden Winter zu enträthseln versteht.«

2.

Der Kuckuk in der Wanduhr rief bald hierauf zum Essen. Den Ehrenplatz theilte die Frau Mundschenkin mit Evelinen, neben ihnen saßen Herr Michael zur einen, und Fräulein Mathilde zur andern Seite; ihr gegenüber der durch Meth und Branntwein beim Morgenimbis schon aufgeheiterte Herr Melchior, und unten ließen sich's Jakša und der Rittmeister um so ungestörter schmecken.

Die vielen Speisen, bei deren Zubereitung der alterthümliche Koch weder Safran noch bakalije,*) geschont, endete eine majestätische Gans — künstlich zerlegt bis auf den fleischigen Brustknochen, den man der Frau Mundschenkin vorlegte. Diese wußte mit besonderer Geschicklichkeit das Fleisch abzunehmen und zierlich zu verzehren, und legte den nackten Knochen bedächtig vor sich hin. Jetzt reichte der Heiduke, auf ein gegebenes Zeichen des Hauspatrons, einen großen krystallenen Becher, der eine gute Pinte fassen mochte, in der Runde herum. Er wurde fleißig auf Gesundheit der anwesenden hohen Gäste geleert. Nun nahm die Mundschenkin den Brustknochen in ihre runden Finger, die alle von werthvollen Ringen strotzten, und an denen sich der Rittmeister bei seinem unbeholfenen Handkuße die Zähne bald ausgeschlagen hätte — trat feierlichen Schrittes zum Fenster, betrachtete aufmerksam den Knochen, zeigte ihn hierauf allen Anwesenden, und prophezeite Folgendes vom herannahenden Winter:

»Seht, meine Herren, die weißlichen Flecken, am untern Rande des Knochens, welche die schwarzen, großen Flächen durchschimmern, deuten im Anfang auf wenig Schnee, mehr auf Regen; und da die Brust bis gegen die Mitte mit schwärzlichen Punkten besprengt ist, so glaube ich euch bis zur Mitte des Winters eine unbeständige Witterung vorher bestimmen zu können; dagegen bringt uns aber die andere Hälfte des Winters starken Frost und viel Schnee; denn seht, wie rein und mackellos der andere Theil des Knochens ist!« —

»Dann werden wir oft, gnädigste Frau,« rief der bereits tüchtig angestochene Melchior, »auf festem Schnee zu euren Maskeraden (na kulik**) rutschen.« —

»Ei, ei,« sagte Herr Michael, »der Prophetengeist bewährt sich schon; der Schnee fängt an zu stauben.« —

»Aha!« riefen einstimmig Jakša und der Rittmeister, »der heilige Martin kommt auf dem Schimmel geritten.« —

»Geht man zu Martini auf Eis« sagte Melchior mit tiefer Verbeugung, »so geht man in Weihnachten im Kothe — und ich glaube kaum, daß unsere Schlitten bei der gnädigen Frau sich klingend anmelden werden.« —

*) Bakalije, eine Art Gewürze bei den Altpolen.

**) Kulik, eine Abendunterhaltung der Polen in den Winterabenden, wo man bei gutem Schnee, auf Schlitten und maskirt, seine benachbarten Freunde überrascht.

»Solche ehrenwerthe Herren,« versetzte die Mundschenkin, »sind mir immer, auch im Wagen willkommen — nur bitte ich, — den Christabend nicht zu vergessen, denn an diesem Abend erprobt sich bei Jedem meine Wahrsagekunst.« —

Der Tag neigte sich seinem Ende, und die zukünftige Frau Schwiegermutter rüstete sich zur Heimkehr, indem es der Anstand nicht erlaubte, in dem Hause des Verlobten ihrer Tochter zu übernachten. — Als der Wagen vorgefahren, führte oder trug man vielmehr die Frau Mundschenkin in denselben; ihr folgte Eveline, — die alte Tante, — das bejahrte Kammerfräulein, und die zwei Kammermädchen. Mit den beiden Spitzen, dem alten Mopse, dem Papagei und mit der Kanarienfamilie wurde der noch übrige Raum des Wagens ausgefüllt.

Mittlerweile hatte der Rittmeister, um in der Gunst seines Gönners, des Herrn Michael, zu steigen, einen feurigen Araber bestiegen, und versprochen die Damen zu begleiten; aber Jakša erfreute noch mehr den von Lied' und Wein berauschten Bräutigam, als er zwei kräftige Bediente aufsitzen ließ, beide mit Fackeln versah, und selbst mit dem Rittmeister voranritt. — Erschrocken über das blendende Licht bellten die Hunde im Wagen, der Papagei krächzte und die Kanarienvögel pfiffen; die Frau Mundschenkin aber wehte entzückt mit ihrem Tuche ein Lebewohl dem trunkenen Melchior, der mit gefülltem Becher in der Hand das Liedlein lallte:

»Ach, wie schwer ist doch das Scheiden!«

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Paris.

Vom Schriftsetzer Joseph Mendelssohn.

(Fortsetzung.)

Ungefähr in der Mitte zwischen dem Concordiaplatze und dem Triumphbogen, seitwärts der Allee, befindet sich der berühmte Cirque national des Herrn Franconi. Von Mitte Oktober bis Mitte Mai bleibt das zeltartige, kreisförmige Gebäude unbenutzt. Im wunderschönen Monat Mai aber, wenn die Bäume wieder im stolzen Laubschmuck prangen, und es in dem Theater des Boulevard du Temple zu dumpf und schwül wird, öffnen sich seine Pforten, und die schaulustigen Pariser stürzen hinein, um die starkgliedrigen gewandten Reiter, die flinken Clowns, die graziösen hochgeschürzten Damen und die schlanken, wirklich meisterhaft dressirten Pferde zu bewundern. Das Innere des Cirkus ist einfach, aber zweckmäßig eingerichtet. Es gibt nur zwei verschiedene Platzränge, Gallerie und Pourtour. Auf der erstern zahlt man 1 Frank, auf der letztern 2 Frank für den Abend. Das Orchester des Cirkus ist ziemlich schlecht, wenigstens in Rücksicht auf die Zuschauer. Die Pferde sind höchst wahrscheinlich recht sehr damit zufrieden; denn sie kommen selten aus dem Schritt. Die Franconische Reitergesellschaft ist so stark, daß sie oft in der Provinz und in der Hauptstadt zu gleicher Zeit Vorstellungen gibt. Eines ihrer tüchtigsten Mitglieder ist der bekannte Komiker Auriol, der in der That in seinen Leistungen alle Erwartungen übertrifft. Die kühne Reiterin Kénébel, welche vor einigen Jahren in Braunschweig und Hannover so viele Verehrer an ihren Siegeswagen, oder vielmehr an den Schweif ihres Pferdes zu spannen wußte, ist gegenwärtig die Gattin des Herrn Adolf Franconi. Seit ihrer Verheirathung blieb sie indessen dem Cirque und seinem Sandbogen fern. Zu den leidenschaftlichsten Besuchern dieser modernen Arena gehören die Mitglieder des Jockey-Clubs. Diese Herren, in ihren breitschößigen, blankknöpfigen Fracks, in ihren gelben Handschuhen und spornbesetzten Stiefeln, lorgnettiren Rosse und Reiter mit Kennermienen, und bilden ein schwer zu befriedigendes kritisches Tribunal. — Andere interessante Vergnügungsplätze der elyseischen Felder sind die Bals champêtres und

die Konzerte. Die ersteren finden größtentheils in kleinen, hübsch dekorirten, bunt erleuchteten Gärten statt, in denen die Nichttänzer es sich bei Wein und Kaffee wohl sein lassen, während die Verehrer Terpsichorens in einem anstoßenden schmalen Saale, in den das Licht von oben herab durch breite Glasscheiben fällt, den berüchtigten Caman oder andere, eben nicht anständigere Tänze ausführen. Die Tanzenden selbst sind Studenten, Kaufmannsdiener, Künstler und — Grisetten. Ein Fremder, der mit dem kühnen Gedanken, eine Eroberung zu machen, einen derartigen Ball besucht, stößt jedoch auf bedeutende Schwierigkeiten. Die hübschen, nadelgewandten Mädchen beantworten seine wiederholten Aufforderungen zum Tanze fast immer mit einem schnippischen: „Obligée, Monsieur, je viens d' être engagée.“ Die Wahrheit aber ist, daß sie eigentlich vom ersten bis zum letzten Tanze engagirt sind, nämlich mit ihren Geliebten oder quasi Männern, mit denen sie im *dreizehnten Arrondissement* leben. Dies ist ein Ausdruck, der zu besserem Verständniß einer kleinen Erläuterung bedarf. Paris wird bekanntlich in zwölf Arrondissements eingetheilt. Nichts desto weniger aber gibt es auch ein dreizehntes. Die Franzosen sind äußerst schlau und treffend in ihren Bezeichnungen, besonders in Dingen, die eine Art tolerirter Gesetzübertretung betreffen. So verstehen sie unter dem dreizehnten Stadtbezirke die Gesammtzahl der illegitimen Ehepaare, deren es eine Unzahl in allen Klassen der Gesellschaft gibt. Wenn man daher hier zu Lande von einer Mariage du troisième arrondissement spricht, so weiß man sogleich, daß weder der Segen der Kirche noch die Bewilligung der Mairie eingeholt wurde, um sie zu schließen. Die polizeilichen Gesetze in dieser Hinsicht sind natürlich, bei der ungeheuren Bevölkerung und der weiten Ausdehnung der Stadt, mehr als nachsichtig. Zuweilen aber stören sie dennoch à l' improviste und mit unangenehmer Strenge die süße Ruhe der Inklinationsehen. So wurden im letzten Spätherbste die Studentenquartiere am frühsten Morgen von Stadtsergeanten durchstrichen, die Hotels durchsucht, und manches friedlich schlummernde Paar ziemlich rauh zur Legitimation seines Beisammenlebens aufgefordert. — Kehren wir noch für einen Augenblick in die elyseischen Felder zurück. Der ländlichen Bälle, von denen ich so eben sprach, gibt es eine ziemliche Menge. Sie sind um so besuchter, als der Eintrittspreis höchstens einen halben Franken beträgt, und man meistens diese kleine Zahlung nach Belieben vertanzen oder im Gaumengenuß verzehren kann. An Sonn- und Festtagen sind Gärten und Tanzsäle gepfropft voll. Man drängt und wird gedrängt, man erstickt fast vor Staub und Hitze, man kann kaum gehen, viel weniger tanzen, die Geigen und Flöten zerreißen die Ohren, nichts desto weniger aber amüsirt man sich vortrefflich. Uebrigens muß man gestehen, daß bei diesem Tanzvergnügen Exzesse der Trunkenheit oder roher Gemeinheit wahre Seltenheiten sind. Selbst der ungebildetste Franzose beobachtet bei derartigen Vergnügungen ein viel gesitteteres, anständigeres Betragen, als die ungeschlachten deutschen Handwerksburschen, ꝛc. Geht die Indecenz eines Tänzers ein wenig zu weit, so tritt einer der wachthabenden Soldaten oder Stadtsergeanten dem Libertin näher, und mahnt ihn an strengeres Beobachten des Anstandes. Wird dieser freundlichen Aufforderung nach zweimaliger Wiederholung keine Folge geleistet, so winkt der Mahner einem seiner Kameraden, und der Ungehorsame wird ohne weitere Umstände, trotz seines Widerstrebens und gewöhnlich unter schallendem Gelächter der Menge aus dem Saale geführt, in dem er sich für den Abend nicht mehr blicken lassen darf.

(Der Beschluß folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Wahrhaft himmlich, fast möchte ich wirklich sagen überirdisch wie ein guter Engel, diesem unterirdischen bösen Engel gegenüber, war dagegen Frau von *Haßelt-Barth* in der Rolle der Prinzessin.

Seit unsere Musik, namentlich aber unsere Oper, fast ganz allein nur noch unter der Usurpation einer Schule ächzt und stöhnt, welche ich, obgleich sehr große Illustrationen an ihrer Spitze stehn, doch in meiner *moralischen* Indignation gegen solches *Herabziehen* jener Himmelstochter, der Kunst, in die niedern Regionen des Erdgeistes keinen Augenblick Anstand nehme, die *animalische* Schule zu betiteln, ja, welche ich, wenn ich sie gar in gewissen Individuen, namentlich weiblichen, in ihrer höchsten Potenz beobachte, noch viel lieber die *bestialische* benennen möchte, seitdem habe ich quasi der Musik und dem Theater Valet gesagt, weil ich kein gräulicher Schauspiel kenne, als Profanation des Schönen. Urtheilen Sie also, wie mir zu Muthe sein mußte, als hier mit einmal jene volle *Reinheit* der Kunst wieder vor mir stand, welche schon seit langer Zeit nur noch gleich einem fernen Nachhall aus den Erinnerungen meiner Jugend mir vor der Seele schwebt!

Oft war ich, jetziger Zeit, in Wahrheit schon an mir selbst irre geworden und hatte, mich ungerechter Strenge gegen die Jetztwelt anklagend, mir eingebildet, jene früheren Erscheinungen seien wohl nur meiner eignen, leichter zu befriedigenden Jugend um Vieles höher vorgekommen, als sie wirklich waren, allein — warum machen denn dessenungeachtet eine Stimme, ein Gesang, wie die von Miß Novello, Mistreß Shaw, Frau von Haßelt, *wenn* ich ihnen begegne, heut genau noch denselben magischen Eindruck auf mich, den damals die Schechner, die Milder, oder Sabine Heinefetter auf mich hervorbrachten? Warum ergreift mich eine Darstellung wie die erwähnte der Isabella oder Donna Anna heut noch ganz eben so, als sonst die klassische Darstellung der Vestalin oder der Donna Elvira durch die (ihrer Zeit viel zu wenig anerkannte) Caravoglia-Sandrini? Warum erquicken, rühren und erbauen mich ein Spiel wie das von Thalberg, eine Komposition wie die Lieder von Löwe oder Dessauer, die Hymnen von Neukomm oder Mendelssohn heut noch ganz eben so, wie einst des Klavieres Gesang unter Hummels Händen, ein Bild von Himmel oder Overbeck, ein Choral von Händel oder Graun? —

Daher muß es also doch wohl nur an den Animalischen selber liegen, wenn sie, trotz ihrer Berserkerwuth, mich dennoch nicht erwärmen könne.

Und somit will ich mich denn über meine Barbarei trösten, und ohne fernere Gewissensskrupel noch weiter darin beharren, die treffliche Künstlerin aber doppelt preisen, die mir so eben wieder vor mir selbst so glänzend Recht verschafft hat.

Hierbei möchte ich denn auch noch an unsere Ultrapatrioten beiläufig eine Frage richten. Nämlich, woran mag es doch wohl liegen, daß, während wir stets uns so viel mit dem »deutschen Gemüth,« der »deutschen Innigkeit,« der »deutschen Sitte,« der »deutschen Weiblichkeit« brüsten, jener Gesang, in dem sich wahrhaft Gemüth, Innigkeit und Weiblichkeit wieder spiegeln, jenes Spiel, das wirklich feine Sitte und gute Sitten darstellt, nicht nur bei uns fast gänzlich ausgestorben zu sein scheinen, und uns fast nur noch aus den Nebelregionen des »kalten« Albion, oder des »prosaischen« Holland herüberkommen, sondern, was noch viel merkwürdiger ist, daß der größte Theil unseres Publikums selbst bereits dergestalt durch die ihm täglich gebotenen galvanischen Experimente unsrer musikalischen *Convulsionärinnen* abgestumpft ist, daß er den Werth solcher Künstlerinnen, welche ihm jenes Alles in ihren Leistungen bieten, gar nicht einmal mehr zu empfinden im Stande ist? — Wie oft habe ich nicht, sogar von sehr geistreich Urtheilenden, *Thalberg* wegen seiner Ruhe tadeln hören! — Als ob nicht das Göttliche der Kunst gerade in dieser Ruhe läge! Können wir uns Gott anders als ruhig denken? — Als ob nicht die göttliche Kunst dem armen und bestürmten Menschen eben nur verliehen wäre, um all die wilden Passionen zu bewältigen, welche der Erdgeist um und in ihm aufregt! Als ob es nicht eben, von Homer bis auf Göthe herab, jedes Künstlers höchster Triumph gewesen, seine eigene Inspiration zu beherrschen, nicht aber sich willenlos von seinem Stoff beherrschen zu lassen! — Wie oft habe ich die schon vorhin genannte nordische Sängerinnentrias, blos, weil sie so ganz aus dem heutigen *burschikosen* Emanzipationsgeleis herausweicht, und *in jeder Beziehung* des Worts *den guten Ton* festhält, der

»Kälte« beschuldigen hören! Der Kälte, weil sie mehr mit der Seele singt, als mit der Kehle, mehr zu der Seele, als zu den Sinnen, und sich und die Kunst nie zu solcher Geschmacklosigkeit erniedrigt, wie etwa die, in der höchsten Seelenaufregung den Ton am meisten zu verschnörkeln; vielleicht in einem Moment des höchsten Affekts, wo eine Brust, die wirklich fühlt, kaum eines Tones mächtig ist, einen vehementen ellenlangen Triller zu schlagen, wie ich von einer hochgepriesenen Sängerin dreimal an einem Abend gehört, oder gar, — wie eine, förmlich als »Heilige« und »Priesterin« angekündigte Bravoursängerin mir einmal zum Besten gab, — diesen Triller auf einer so hohen Note anzubringen, daß der, schon ohnehin mit blos sinnlich leidenschaftlichem Ausdruck abgesungene Liebesaffekt dadurch in das pur Animalische, hier förmlich obscön werdende Wiehern eines jungen Pferdes umschlug!

Seit jenen beiden Naturkindern, welche fast ohne zu wissen warum, blos wie die zu den Lüften aufsteigende Lerche, weil ihr Schöpfer es so wollte, die Töne herausrollten, wie die Perlen, seit Signora Palazzesi und Miß Novello nämlich, habe ich eine solche wohlthuende Sicherheit, Rundung und Präzision in den Passagen nicht wieder gehört, als bei Frau von Haßelt — und doch hat sie den guten Geschmack, diesen Reichthum nur mit der höchsten Sparsamkeit und nie zur unpassenden Zeit anzuwenden. Ich mag nicht gern vergleichen; denn alle Vergleiche hinken, und jeder Individualität muß man ihre eigenthümlichen Vorzüge lassen, allein doch wüßte ich die so seltene Jungfräulichkeit der zugleich so melodischen und schmelzenden Stimme dieser Sängerin nur jener von Miß Novello an die Seite zu setzen. Sicher aber ist sie in der künstlerischen Handhabung derselben, in dem köstlichen Tragen, Halten, Verschmelzen und Abstufen des Tons durch alle Stimmlagen, besonders aber in dem gänzlichen Vermeiden jenes gemein geschmacklosen, trompetenartig abgestoßenen Hinausschreiens einzelner hoher Noten (wodurch sie mich namentlich bei dem, von Andern gewöhnlich sorgsam in vier solche Stöße zerhackten lang getragenen Ton der casta diva entzückte), Allem überlegen, was ich in der neuesten Zeit von Virtuosinnen gehört. Als Schauspielerin dagegen fand ich sie so außergewöhnlich da stehend, daß ich sie höchstens der für mich noch immer unerreichten Pasta an die Seite zu setzen wüßte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prager Bühne.

Den 2. September nahmen »die Darstellungen scheinbarer Zauberei aus dem Gebiete der unterhaltenden Physik und Mechanik,« gegeben von Hrn. Döbler, Hofkünstler Sr. Majestät des Königs von Preußen u. s. w. u. s. w. ihren Anfang, und wurden hierauf am 4., 6. und 7. jederzeit bei gedrängt vollem Hause und mit dem brillantesten Erfolge fortgesetzt. Herr Döbler hat sich als Escamoteur zu einer Notabilität emporgeschwungen, wie sich ihrer seit Philadelphia und Bosco wohl kein anderer Meister dieses Faches berühmen dürfte, seine Produktionen waren noch überall von Publikum und Kritik mit einer fast an Hyperenthusiasmus gränzenden Entzückung aufgenommen worden. »Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.« Erwarte Niemand von mir ein langschwanziges Register der mannigfachen Leistungen Hrn. Döbler's, denn dergleichen Dinge wollen gesehen und nicht beschrieben werden — gegen welche Behauptung gewiß weder der Akademiegeber selbst, noch der Theaterdirektor Hr. Stöger etwas einzuwenden haben; aber so viel ist gewiß, daß sich Ersterer gratuliren darf, eine Geburt des 19. und nicht des 16. oder eines frühern Jahrhunderts zu sein; denn alle Escamotagen und Changements würden ihn da schwerlich von dem heißen Vergnügen errettet haben, puncto Schwarzkünstelei bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden. Und doch müssen diese Ex-Hexenmeister, wenn sie Hrn. Döbler nur ein wenig geglichen haben, recht hübsche und aimable Leute gewesen sein, sie müssen — denn ich bin zu verschämt, um Jemanden, wäre dieser Jemand auch nur ein Mann, Schönheiten gerade in's Gesicht zu werfen — sie müssen einen geläufigen, wohlklingenden Vortrag, feine, degagirte Manieren, eine glückliche Wahl des Kostüms besessen, kurz das vollständige Ensemble muß von einer Elegance und Annehmlichkeit gewesen sein, deren eigenthümlicher Zauber zwar begriffen, aber nicht gemacht und erlernt, sondern angeboren wird. Besonders kann es Herrn Döbler nicht fehlen, sich als auserkornes enfant gaté in die beneidenswerthe Protektion der Damen zu chanairen; dazu hat er ein untrügliches Mittel an dem unerschöpflichen Reichthum seiner Sträußchen, dieser kleinen, duftigen, allerliebsten Sträußchen, welche der Wundermann seinen Gönnerinnen aus seinem leeren Hute ohne Aufhören servirt. Bei welchem Hutstepper mögen nur diese Hüte zu kaufen sein? Hr. Döbler wird es aber auch nicht müde, aller Orten ein freundliches Sträußchen und immer »noch ein Sträußchen« auf den einsamen traurigen Pfad seiner leidenden Mitmenschen zu streuen, und einem solchen edlen Zwecke, nämlich dem Besten des Prager Armenhauses zu Skt. Bartholomäus hatte er den Ertrag seiner Vorstellung am 8. September gewidmet, und der Sneceß war natürlich ein glänzender. Dem Zauberer, der in so liebevoller Absicht seine Blumen und Blüten säet, kann die verdiente Ernte nicht ausbleiben. — Noch muß ich des wahrhaft brillanten Arrangements gedenken, womit sich Hr. Döbler zu umgeben weiß, und die Art, in der er sich mittelst eines Pistolenschußes gleich zum Anfange die zahlreichen Lichter seines Schauplatzes entzündet, ist eben so überraschend, als gefällig. — Den Produktionen des H. Döbler ging jedesmal eine kleine dramatische Piece voran, und zwar am 2. Marsano's »Helden,« worin die Dem. Allram und Frey sich mit gleichen Rechten in den allgemeinen Beifall theilten, und am 4. die dramatische Aufgabe: »Komm her«, in der Mad. Binder wieder einmal ihre herrliche Fülle von Geist und Humor entfaltete. Am 8. wurden mehrere Konzertpiecen von Mozart, Weber und Spohr, unter Leitung der H. H. Skraup und Pixis und vorgetragen von Mad. Podhorsky, dem Hrn. Emminger und dem Orchesterpersonale vorangeschickt. — Als Intermezzo für die Vorstellungen des Hrn. Ludwig Döbler wurde am 3. September »der Freischütz« aufgeführt, worin Dem. Allram zum ersten Male und mit beifälliger Aufnahme das Ännchen gab, für welches sich die angenehme Persönlichkeit der Darstellerin besonders eignete. —

Am 6. wagte Herr Siegfried Mayer als Orovist in der »Norma« seinen 2. theatralischen Versuch, der aber leider nicht glücklicher als der vorige in den »Puritanern« ausfiel; bien au contrair oder eigentlich mal au contrair schien ein Theil des Publikums, dessen Oppositionsgeist durch die unzeitigen Sympathien, welche andere für den Debutanten zur Schau trugen, nur noch gereizter wurde, in gänzlicher Vergessenheit der angerufenen Nachsicht das Kapitel der Nibelungen: »Wie Siegfried begraben wurde« auf seine Weise in junges Deutsch übersetzen und eine ungewöhnlich strenge Justiz üben zu wollen. Ein früherer Gesang obigen Werkes behandelt aber das Thema: »Wie Siegfried beklagt ward« und vielleicht hätte der Anfänger, dessen Beklommenheit ihn übrigens auch diesmal noch zu keiner Ansicht über seine Mittel gelangen ließ, auch die bedauernde Milde des Auditoriums einigen Anspruch gehabt. Auf jeden Fall bleibt es aber ein Mißgriff, einen Sänger bereits im ersten Stadium seiner Studien — und darüber ist doch Hr. Mayer noch gewiß nicht hinaus — der Oeffentlichkeit blos zustellen.

Mitwoch den 9. September fand die 6. Vorstellung des Escamoteurs Hrn. Döbler statt. Der gewandte Magier bringt uns jedesmal neue Kunststücke, und nun erklärt es sich, warum das Publikum, dessen Interesse für dergleichen Produktionen sonst leicht und bald ermattet, die Leistungen des H. Döbler mit immer gleicher, ja mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Selbst die freundlichen Herbstabende mit ihrer stillen engageanten Melancholie haben Hrn. Döbler vis à vis über einen großen Theil unserer Städter ihre Macht verloren, und statt in die freie Natur, die sich eben mit den letzten Herrlichkeiten und Blumen des sinkenden Jahres schmückt, promeniren sie — in's Theater. Das heiße ich aber doch Zauberei! Ueberhaupt fallen in unserm Kalender die Freuden des Kunst- und Naturgenußes immer in dieselbe Zeit, wir leben in diesem Punkte wie die Engländer, und was der brittische Dichter von „the lase of the season" an Albions kreidigen Küsten singt, mag in so fern auch für uns einige Geltung haben:

„The english Winter — ending in Juli
To recommence in August — non is done." —

Ich will mit dem Allen nichts weiter gesagt haben, als daß wir alle, me non excepto, gegenwärtig so fleißig in's Schauspielhaus wandern, als ob wir bereits im tiefen Winter säßen. Aber freilich spielt uns H. Döbler auch immer »Schabernak über Schabernak« und seine Leistungen bilden die Kehrseite zu Eulenspiegels Abenteuern: da »ist nichts verabredet,« da gibt es keine „camaraderies", noch »hilft ein Mann dem andern,« sondern es ist die lautere, pure »Kunst ohne Natur.« Und doch geht Alles mit rechten Dingen zu, d. h. meines Wissens und Erinnerns ist Hrn. Döbler nichts schief gegangen. —

Vorher ward Kotzebue's Lustspiel: »Der gerade Weg der beste« aufgeführt. Der unvergeßliche La Roche hat dasselbe wieder auf unser Repertoir gebracht, und es wäre eine grobe Unbilligkeit gegen Hrn. Dietz, welcher nach ihm die Rolle des Elias Krumm übernehmen mußte, wollte man an dessen Leistung den Maßstab der Kritik legen, wie er sich für die Größe eines Mimen eignet, der in der einstimmigen Bewunderung von ganz Deutschland lebt. — ud. u.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 76. Samstag den 19. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Lilien Tod.

Von Heinrich Loose.

Die Lilien sind gestorben,
Gestorben allzufrüh,
So rein und unverdorben
Aushauchten alle sie.
Wer hat euch Königsfrauen
Die Silberkron' geraubt?
Wer hat euch abgehauen
Das süße Blütenhaupt?

Ihr standet majestätisch
Mit euern Kronen da,
Und zoget still magnetisch
Des Sängers Herz euch nah,
Und habt es so gefangen
In euern lichten Kreis,
Daß ihm die Saiten klangen
Allein zu eurem Preis.

Die Saiten klangen leise,
Nur ihr habt sie gehört
Die fromme Liebesweise
In Nächten ungestört,
Wann ich zu euern Füßen
Ein sel'ger Diener saß,
Und über eure Grüßen
All' meine Schuld vergaß.

Die ihr mein Herz gelenket
Mit Liebe und mit Huld,
Mit heil'gem Duft getränket,
Gelöst von alter Schuld,
Wer hat Euch Königsfrauen
Die Silberkron' geraubt?
Wee hat euch abgehauen
Das süße Blütenhaupt?

So muß der Sänger fragen
In seinem großen Schmerz,
So muß der Sänger klagen
Die Hand gelegt auf's Herz.

So klagt er mitternächtig
Am öden dunklen Beet,
Drin nachtdurchleuchtend prächtig
Kein Lilienhaupt mehr steht:
Die Lilien sind gestorben,
Gestorben allzu früh,
So rein und unverdorben
Aushauchten alle sie!

Der alte Bräutigam.

Nach dem Polnischen des K. W. Wojcicki
von Joseph Lachmann.
(Beschluß.)

3.

Der Christabend war gekommen, und die beiden Herren Michael und Melchior mit ihren Residenten, dem Rittmeister und Jaksa, machten sich zur Abfahrt bereit. Diesmal jedoch hatte sich der Kalendermacher Melchior gewaltig geirrt, denn zu Martini ging man auf Eis, und zu Weihnachten auf Eis und im Schnee. Aus der Remise wurde der schönste Schlitten gezogen, dessen Hintertheil einen Kahn, und der Vordertheil einen Schwan vorstellte, welcher seine blendenden Schwingen entfaltete, und den vergoldeten Hals weit hinausbog; zu jeder Seite waren Mohrenköpfe mit rothen Käppchen und Zähnen wie Perlen so weiß. Vier Eisenschimmel, mit Krakauer Kollerdecken geziert, wurden vorgespannt — eine Lieblingsfarbe des Rittmeisters, der immer zu sagen pflegte: »Wer nie einen Schimmel, hat nie ein gutes Pferd geritten« — und vorn ein Kutscher im großen Pelze, reich mit Bärenfell geziert, und hinten zwei Bediente — und dann ging's mit Blitzesschnelle von dannen.

Der Abendstern flimmerte schon am dämmernden Himmel, als unsere Gäste an Ort und Stelle angefahren kamen. Der Herr Bannerträger, Bruder der Frau Mundschenkin, empfing in der Hausflur die Angekommenen und führte sie in den Salon. Hier erblickten sie eine lange, mit Heu gedeckte Tafel, und in jeder Ecke des Saales einen gewaltigen Bund Getreide; ein ungeheurer Leuchter, besteckt mit einer Menge schwerer Wachskerzen, erhellte das Gemach. Die Hausfrau bewillkommte die sehnlichst Erwarteten mit größter Freundlichkeit, und erwähnte sorgsam, daß die Sterne am Himmel, und das Essen schon auf dem Tische wäre. Herr Michael kam neben seiner Verlobten zu sitzen, und zerschmolz in Lust und Wonne. Herr Melchior runzelte die Stirne, aber die Zaubergewalt der schäumenden Pokale verscheuchte die stürmende Wolke, und die geglättete Stirne erglänzte im Morgenrothe des Entzückens bei den häufigen Toasten, zu denen er von der Hausfrau eigends aufgefordert wurde. Eben hob er den gefüllten Becher zum zwölftenmale, und rief: »Alles, was wir lieben!« — da ertönte im anstoßenden Gemache eine rauschende Musik, die Thüre öffnete sich, und es zeigten sich noch viele Gäste, Herren und Damen, alle geschmückt und geputzt. Die Frau vom Hause wußte um diesen zahlreichen Besuch, sie glaubte jedoch auf diese Art ihren zukünftigen Schwiegersohn recht erfreulich zu überraschen.

»Dieses Stückchen spielt mir!« rief der aufgeheiterte Melchior, und sang die Melodie eines bekannten Liedchens, »und bei tönender Musik trinken wir kniend die Gesundheit der gnädigsten und liebenswürdigsten Frau Mundschenkin.« Er sank auf seine Knie, und alle Männer, seinem Beispiele folgend, nahmen die Matrone in die Mitte, und sangen im Chore das alte Liedlein:

»Nichts ist über uns're liebe Wirthin.«

Ueberwältigt von Gefühlen der Wonne, winkte die Matrone ihrem Bruder, dem Bannerträger, und da öffnete sich abermals die Thüre, und zwei Zwerge zogen auf einem kleinen Wagen ein theures Andenken ihres seligen Mannes — ein Fäßchen echten, alten Ungar. Herr Melchior, schon ziemlich begeistert, warf einen sehnsüchtigen Blick auf das Fäßlein, nahm Herrn Michael bei Seite, und raunte ihm ins Ohr: »Herr Bruder — nun so heirathe zu; jetzt sage ich nichts mehr — das ist eine köstliche Dame, und scheint auch wirklich bei hübschem Vermögen zu sein.« —

»Meine werthen Freunde,« sagte die Mundschenkin, »unser Vergnügen ist noch nicht geendet, und ich ersuche euch, bei euren Tellern in dem gestreuten Heu zu suchen; Jedem ist da etwas prophezeiet.« — Alle gehorchten, und suchten. — Herr Michael fand ein Kind, Fräulein Eveline eine Haube, Herr Melchior ein Mädchen von Zucker, und die alte Jungfer Tante wunderliebliche Zwillinge in einer kleinen Wiege.

4.

Den ganzen Winter hindurch war man im Hause des Herrn Michael mit Zubereitungen zur Hochzeit beschäftigt, und der Sankt Johannestag wurde endlich zur Trauung festgesetzt. Herr Melchior war jetzt das fac totum im Hause, und führte die Wirthschaft allein; denn Herr Michael war, wie alle Liebhaber, ohne Kopf und Sinn, und nur mit der bevorstehenden Heirath beschäftigt. Jakša und der Rittmeister aber, als Liebeskouriere, waren mit Empfehlungen, Botschaften und mannigfachen Anfragen immer auf dem Wege zur ungeduldigen Braut, und wärmten sich wenig zu Hause. Jemehr sich aber Michaels Wünsche ihrem Ziele näherten, desto verlegener und unentschlossener wurde er von Tag zu Tag — er überlegte, wie er schon in Jahren weit vorgeschritten, und sich an manches Gute gewöhnt hätte, das dem Fräulein nicht anstehen mochte, und von dem er nun ablassen sollte; z. B. vom Tabakschnupfen — denn Eveline erlaubte ihm nur zweimal des Tages diesen köstlichen Staub zu genießen. Er war gewohnt, auf einfacher Kalesche ohne Federn zu fahren, die Braut aber verlangte einen gepolsterten Wagen und neue Bespannung. Auch ließ Eveline deutlich genug merken, daß ihr die Gesellschaft der Residenten nicht behage, und so sollte er sich denn auch von Jakša und dem Rittmeister, seinen wahren, treuen Freunden, von denen jeder sein bestes Herzensblut für ihn vergießen würde, trennen. Herrn Melchior blickte sie gar nur über die Achseln an, und suchte ihren Verlobten zu überreden, dem Vetter irgendwo ein entferntes Dörflein abzutreten. Dagegen aber freute sich schon die künftige Frau Schwiegermutter bei ihrer einstigen Frau Tochter wohnen zu können, und zwar mit der alten Tante und dem bejahrten Stubenmädchen, dann mit ihrem Papagei, den beiden Spitzen, den Kanarienvöglein und mit dem heisern Mopse. — Wenn solche Gedanken in dem grauen Schädel des Herrn Michael konvergirten, verursachten sie ihm natürlich auch viele schlaflose Nächte; dann aber überließ er Alles Gottes weiser Fügung, und schlief wieder beruhigt ein.

Herr Melchior arbeitete wacker und wirthschaftete fleißig — und beobachtete schweigend die gewaltige Umgestaltung seines Vetters. — Eines Abends, als sie allein beisammen saßen, und Michael, gedankenvoller als sonst, vor sich hinstarrte, da sprach Melchior recht herzlich zu ihm: »Lieber Bruder, was fehlt euch? — ihr sucht die Einsamkeit, und werdet Tag für Tag schwermüthiger — seid ihr etwa krank?« —

»Ja wohl bin ich nicht gesund, mein guter Melchior, aber noch mehr kränken mich meine alten Jahre.« —

»Die Ehe verändert, pflegt man zu sagen, ihr aber scheint euch schon vor der Ehe geändert zu haben.« —

»Ach, mir wird gar so ängstlich, wenn ich bedenke, nächstens vor den Altar treten zu müssen. Alles, Alles wird sich dann umgestalten, und mir ist doch Alles, was mich umgibt, so lieb und so werth!« —

Melchior war gerührt, und entgegnete traurig: »Ich verstehe, was ihr sagen wollt; wir werden uns trennen müssen — das Scheiden von euch wird mir freilich sehr hart — von Jugend auf immer beisammen, mit einander als Buben auf hölzernen Pferden geritten; auch als Männer nie getrennt — außer damals, als wir die Tatarenhunde an den Gränzen unsrer lieben Heimat durchklopfen mußten — dann als ihr krank in Wielicka gelegen — und endlich jetzt — —« Er konnte nicht enden, und große Thränen rollten über seine gebräunten Wangen. — Herr Michael stimmte in diesen Moll-Akkord herzlich ein, umfaßte die alte, treue Brust des Vetters, und nun weinten Beide, und konnten ihr lautes Schluchzen lange, lange nicht stillen.

5.

Der Tag, an dem die Trauung vollzogen werden sollte, war gekommen, und mit einem wehmüthigen Gesichte trat Melchior, die nahe Ankunft des Herrn Michael verkündend, in das Besuchzimmer der Frau Mundschenkin. Hochmüthig fragte ihn Eveline, ob ein Wagen zur Trauung kommen werde. Melchior blickte sie staunend an, und meinte, daran werde sein Herr Bruder gewiß nicht gedacht haben. »Was? — und an die Trauung hat er gedacht?« rief die erzürnte Mundschenkin. — »Gnädige Frau, hierüber kann ich keinen Aufschluß ertheilen; doch, hier kömmt der Bräutigam selbst, und wird es hoffentlich am besten zu erklären wissen.«

Herr Michael kam, auf einfacher Pritsche ohne Federn, gefahren, und der Rittmeister begleitete ihn auf einem echt türkischen Rosse. — Doch kaum hatte Michael die Schwelle überschritten, als ihn, statt des gehofften freundlichen Empfanges, die hochfahrende Frage der Mutter und Tochter überraschte: »Ihr hofft doch nicht, daß wir in dieser Kalesche zur Kirche fahren?« Herr Michael, bis itzt immer das unschuldige, geduldige Lamm, erhob mit einemmale gar stolz sein Haupt, und sprach mit Würde: »Wie ich bemerke, handelt es sich nicht so um mich, als wie um das, was mein ist; bei dieser traurigen Ueberzeugung bleibt mir denn nichts weiter übrig, als stets der bereitwilligste Diener und gutwilligste Nachbar der hochgeehrten Damen zu bleiben.« — Wie versteinert stand Melchior bei dieser ungewohnten Sprache seines Vetters, und staunte noch mehr, als dieser mit einer tiefen Verbeugung sich entfernte, die Kalesche vorfahren ließ, sich einsetzte, und abfuhr. Der Rittmeister war in der Hausflur geblieben.

Die Mundschenkin wurde zornblaß, und Eveline schamroth. Herr Melchior drehte schweigend seinen Schnurrbart, und die zahlreich versammelten Gäste erwarteten, auf's höchste gespannt, das tragische Ende. Da kam ein Bedienter des Herrn Michael, und brachte ein Brieflein an Herrn Melchior. Dieser durchflog die wenigen Zeilen, lächelte gar vergnügt, und schaute in den Hof hinab — wo in wenig Minuten vier herrliche Rosse mit einem prachtvollen Wagen anstürmten.

»Wessen Wagen?« — »für wen?« — fragten Alle. Nur Herr Melchior fragte nicht. »Dieser Wagen,« sagte er, »war bestimmt, die Braut zur Kirche zu fahren — Herr Michael wollte durch eine kleine Ueberraschung seiner Vielgeliebten ein erhöhtes Vergnügen bereiten, und wußte seine Anstalten so geheim zu treffen, daß sie selbst mir unbekannt geblieben. Nun aber wird dieser Wagen zum ersten- und letztenmale seinen treuen Vetter fahren, der seinen Michael darum nicht weniger liebt, weil er in einfacher Kalesche ohne Federn zu fahren pflegt!« — Er empfahl sich, stieg in den stattlich gepolsterten Wagen, und die feurigen Rosse donnerten funkensprühend über die Hausflur dahin. Statt der Braut begrüßte Herr Michael seinen Vetter, den Rittmeister und seinen Jakša.

Das Mittagsessen hatte sich bei dieser Gelegenheit um einige Stunden verspätet, aber wie früher, verzehrten sie gemeinschaftlich das Mahl; Herr Michael und Jakša spielten dann wieder Karten, und Herr Melchior vertiefte sich mit dem Rittmeister, wie gewöhnlich, in einer Partie Schach. »Seht Freunde!« rief Herr Michael vergnügt, »nichts wird sich mehr verändern — wir bleiben immer beisammen, und wandern vereint zum Grabe!«

»Dafür sei dem Himmel ewig Dank!« entgegnete Melchior, »aber ich habe es immer gesagt, daß die Weiber lange Haare und kurzen Verstand haben; doch bin ich wirklich herzensfroh, daß der Herr Bruder dem ersten Sturme nicht unterlag; denn das alte Sprichwort bewährt sich immer: Willst du nie zu Schaden kommen, so scherze nie mit Pferden, Weibern gib nie Recht, und Geld nimm immer in eigene Obhut. — Und was fehlt uns? — so viele Jahre verlebten wir schon ruhig und friedlich beisammen — einem Weibe würden wir es doch nie Recht machen, und es ginge uns, wie jenem armen Manne, der zweimal von seinem Weibe geschlagen wurde: einmal, weil er Gurken geschält, und einandermal, weil er Aepfel nicht geschält.«

Briefe aus Paris.

Vom Schriftsetzer Joseph Mendelssohn.

(Beschluß.)

Die Konzerte, welche in den »himmlischen Gefilden« Statt finden, sind eben nicht von Bedeutung. Es gibt deren hier drei oder vier. Die Orchester, oft an achtzig Mitwirkende zählend, spielen neuere und ältere Kompositionen, aber trotz des ewigen Taktschlagens des Dirigenten, mit geringer Präzision. Die Direktoren selbst schreiben eine Unzahl von Galoppen, Quadrillen, Potpouri's u. s. w., deren Ausführung, mögen sie nun gut oder schlecht sein, natürlich nichts im Wege steht. Das Publikum dieser musikalischen Abendunterhaltungen ist äußerst nachsichtig. Es klatscht aus Leibeskräften, wenn ein Stück ein wenig anspricht, und begnügt sich mit einem tiefen Schweigen, wenn Komposition oder Ausführung gar zu viel zu wünschen übrig läßt. — Das beste dieser täglichen Konzerte wird in dem sogenannten Châlet oder der Schweizerhütte gegeben. Es steht unter der Direktion des bekannten Jullien und sein Orchester zählte im vorigen Sommer, wo ich es besuchte, 120 Musiker. Die Zahl der Exekutirenden war daher zuweilen größer, als die der Hörer.

Da ich einmal von Musik und Musikern rede, wollen wir einen kühnen Sprung wagen und ein wenig die großartige berühmte Académie royale de Musique besuchen. Sie hat seit Kurzem ihre Direktion gewechselt. An die Stelle des Herrn Duponchel trat Herr von Pilet, ein Universitätsfreund des Konseilspräsidenten. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Direktionsveränderung der großen Oper Glück brächte. Für den Augenblick steht sie sehr gesunken da. Sie besitzt außer der Madame Nathan-Traillet keine einzige jugendliche und mehr als mittelmäßige Sängerin. Die Sopranstimme der Dorus-Gras ist angenehm, aber zu schwach. Madame Stolz steht trotz ihres stolzen Namens weit unter einer Fischer-Achten oder Lutzer. Ihre Stimme ist gleichfalls zu schwach; aber oft glaubt sie diesen Mangel durch ein unmäßiges Schreien ersetzen zu können. Madame Rau, demselben Institute angehörend, singt schon eine so geraume Zeit, daß sie an Kraft und Frische der Stimme bei Weitem von der Déjazet, dieser muthwilligen Göttin des Palaisroyal-Theaters, übertroffen wird. Auch die Sänger der großer Oper lassen Vieles zu wünschen übrig. Duprez, Mario, und den seit ein paar Wochen engagirten Marié ausgenommen, finden wir Keinen, der die Erwartungen, mit denen der Fremde den so berühmten Saal zu betreten berechtigt ist, befriedigt. Die Leute singen hier zu Lande zu lange, und daher müssen sie wohl am Ende schlecht singen. Vom Spiel, diesem Körper des dramatischen Gesanges, haben die Meisten gar keine Idee. Aus allem diesen erklärt sich sehr wohl die ängstliche Scheu des bedeutenderen Komponisten, der Direktion neue Arbeiten einzureichen. Donizetti's »Märtyrer« und der »Feensee« Aubers fanden, was den Gesang betrifft, nur in Duprez einen würdigen Repräsentanten. Meyerbeer, der hier sehnlich erwartet wird, soll seine bereits vollendete neue Oper absichtlich so lange zurückhalten, bis eine jugendliche, stimmbegabte Sängerin eine der Hauptrollen darin übernehmen kann. Der neuengagirte Marié gehörte früher der komischen Oper an. Der Scharfblick des Herrn Pilet glaubte den jungen Mann — für eine andere Scene bestimmt. Der Kontrakt wurde bald geschlossen, und Marié trat bereits mit großem Erfolge in zwei der besten Duprez'schen Rollen, als Arnold in »Tell« und Robert in Meyerbeers »Robert der Teufel« auf. Seine Tenorstimme ist eben so klangvoll als angenehm, und sein Gesang so kunstgerecht, daß sich die Herren Kenner jetzt oft verwundert fragen, wie es möglich gewesen, daß ein solches Talent bisher nicht nach Gebühr geschätzt worden?

Das Theatre français ist gegenwärtig, da die Rachel eine mehrenmonatliche Urlaubreise angetreten, seiner schönsten Zierde beraubt. Die Franzosen nennen diese Bühne die erste Frankreichs. Feine, moderne Lustspiele und die derben, naturwahren Molière'schen Charaktergemälde werden hier allerdings mit seltener Vortrefflichkeit, mit jenem Aufwande von Geist und Laune gegeben, der selbst armseligen Schöpfungen oft die Gunst des Publikums zu verschaffen weiß. Die Tragödie aber wird an Abenden, wo die Rachel und die Dorval fehlen, oft dermassen herabgezogen, daß man eher eine Travestie eines Trauerspiels, als dies Trauerspiel selbst zu sehen und zu hören glaubt. — Hohle, eintönige Deklamation, verzerrtes Mienenspiel, widerliche, unnatürliche Gesten, dies sind nur zu oft die Ingredienzen, aus denen man auf der Straße Richelieu eine Schüssel dramatischer Kost bereitet, die dann in den Journalen als äußerst kunstgerecht und schmackhaft gepriesen wird. Wie arm ist das moderne französische Trauerspiel! Und wie natürlich ist es, daß es so arm! Wer könnte es aufführen, selbst wenn es geschrieben wäre? Die Herrn Ligier, Beauvallet, Joanny und wie sie Alle heißen, die hochbesoldeten Sociétäre der ersten Bühne Frankreichs, finden auf jeder deutschen Bühne zweiten Ranges Talente, die ihnen vollkommen gleich stehen. Diese Leute aber haben eine so ungeheuere Meinung von ihren Leistungen, daß sie sich wenigstens für Talma's, Lekain's und Kean's zu halten geneigt sind. Die Kritik, wie ich schon oben andeutete, thut sehr wenig, um diesen Herren eine richtigere Schätzung ihrer selbst beizubringen.

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Paris.

(Im Juni 1840.)

An den Redakteur.

(Fortsetzung.)

Wenn ich so oft mit ansehen muß, wie andere Theaterfürstlichkeiten es sich so sauer werden lassen, vornehm zu erscheinen, und doch jeden Augenblick aus der Rolle fallen und die Gemeinheit ihnen in den Nacken schlägt, wäre es auch nur in dem einwärts tretenden Grisettenfuß oder dem hochmüthig zurückgeworfnen Haupt der Frau Bürgermeisterin von Krähwinkel, so ist es mir eine wahrhafte Erquickung, einmal eine Bühnenheldin zu betrachten, welche durchweg Adel vom Scheitel bis zur Sohle, auch vom ersten bis zum letzten Augenblick nicht ein einziges Mal die Illusion stört, daß sie den höher gebildeten Regionen angehört, daß sie gar nicht anders als edel und großartig sein könne, daß sie auch in der höchsten Leidenschaft die Würde nicht verliere, blos weil die Würde ihr einmal angeboren.

In der gekränkten spanischen Edeldame, wie in der gedemüthigten gallischen Priesterin, hatte ich stets dieselbe Hoheit vor Augen — und doch jedesmal mit der dem Charakter eigenthümlichen Nuancirung.— Man konnte an ihrer Unschuld zweifeln, ihre Verirrung verdammen; aber immer mußte man noch die ursprünglich edle Natur respektiren, welche keiner gemeinen Leidenschaft Opfer geworden, sondern nur beklagenswerther Selbsttäuschung. Namentlich in jenem Mixtum von Vestalin und Medea, in der Norma, hatte der Kampf der sündhaften Priesterin mit dem beleidigten Weibe, und das Aufraffen der Letztern zur Buße für der Ersteren Schuld, einen Stempel von Großheit, wie ich ihn, seit der Pasta, nirgends wieder so gefunden.

Nichts desto weniger war sie als Prinzessin im Robert in Stimme und Vortrag, in Haltung und Kleidung, in jedem Ton, in jeder Bewegung, das vollendetste Bild der mädchenhaftesten Unschuld, der jungfräulichsten Liebe, so daß sie, wie schon gesagt, zwischen all der Teufelswirthschaft sich nur bewegte, wie ein herabgesandtes Himmelswesen, und ihr Gesang tönte gleich Sphärenklang aus einer bessern Welt. Eine züchtigere Braut und eine königlichere zugleich konnte man gar nicht sehen. Wie fürstlich und doch ungezwungen war sie mit den Untergebnen! Wie zärtlich und doch keusch mit dem Geliebten!

Seit die »leidenschaftliche« Schule so wie alle andere Ordnungen auch die Ordnung der Geschlechter umgekehrt hat, und nach dem, durch Frau von Stael und Georges Sand perfectionirten Modell der neuen Heloise, es bei ihr nicht mehr die Männer sind, welche freien und werben, sondern die Frauen; nicht mehr die Frauen, um welche die Männer ringen müssen, sondern die Männer, denen die Frauen nachlaufen; seit sie die Liebeserklärungen und die Fußfälle auf die Liebhabe-

rinnen, die Ohnmachten und Krämpfe auf die Liebhaber übertragen; seit sie das Nachtkleid und das ungekämmte Haar zum Hauptingredienz der Roman- und Theatergarderoben gemacht, seitdem wissen wir auch auf unsren Bühnen gar nicht mehr, was eine züchtige Braut ist! — Danach sind denn aber natürlich auch die Bräutigame! — Sehe man einmal alle diese rohen Gesellen an! Sogleich anzufangen bei dem allgeliebten Normalbräutigam, dem von Damen gespielten Romeo; — wie er bald, er der Gesandte vor fünfzig Rittern, die Geliebte in die Höhe hebt und herum schwenkt, wie ein Bruder Studio ein lustiges Schenkmädchen, bald die todte Braut im Sarge beim Kopf nimmt und herum hanthiert, wie eine Kinderfrau ihr Wickelkind, — während doch, Gottlob, selbst für den ungebildetsten Menschen jeder geliebte Todte nur ein Gegenstand der Ehrfurcht, für den lauesten Christen nur ein Gegenstand der Heiligkeit ist, den er kaum oder höchstens betend zu berühren wagt, um wie viel mehr, wenn ihn ernste und schaurige Kirchenmauern umgeben! —

(Der Beschluß folgt.)

Polnische Literatur.

Emmanuel und Leon Glücksberg geben auf gemeinschaftliche Kosten ein »Pantheon« heraus, das als Gallerie der älteren polnischen Klassiker gelten soll und in der That einem gefühlten Bedürfniße entgegen kommt. Die gesammelten Schriften von Krasicki, Naruszewicz, Szymanowski, Kochanowski, Karpinski u. A. m., welche dieses Pantheon umfassen soll, lassen die Tüchtigkeit des Unternehmens außer Zweifel. — Der gelehrte J. Kremer zu Krakau arbeitet an einer physischen Geographie, die binnen Kurzem erscheinen soll. — Von Ambrosius Grabowski ist zu Krakau ein Werk in 2 Heften herausgegeben worden, welches die ältesten historischen Denkmäler Polens, Briefe von Königen und ausgezeichneten Männern, Sprichwörter und Urkunden nebst beigefügten Biographien einiger gelehrter Polen enthält. Die Ausgabe ist sehr elegant, die Lithographien in Straßburg verfertigt. Auch Michael Grabowski gedenkt in Wilna eine Sammlung historischer Dokumente herauszugeben. — Bohdan Zaleski bereitet 6 Bände seiner vermischten Schriften zur Herausgabe vor, und von J. Kraszewski's — »Wendrowki literackie« (Literarischen Wanderungen) ꝛc. wird nächstens der 3. Band die Druckerei des Blumowicz in Wilna verlassen.

K. S.

Zu Ostern wird in Warschau ein religiöses Jahrbuch: »Alleluja« mit Stahlstichen, welche in Paris gefertigt werden, erscheinen. In Polen ist es die erste literärische Erscheinung dieser Art. — Polnische Journale rühmen ungemein die historischen Alterthümer Polens von Ambros Grabowski, und nennen den Verfasser den größten Alterthumsforscher ihres Landes. — J. J. Kraszewski veröffentlicht eine Sammlung von Lebens- und geschichtlichen Skizzen in Monatsheften, deren erstes die schon erwähnte Erzählung: »Elend durchs ganze Leben« enthält, die folgenden werden: »Die Geschichte des weißen Mädchens,« und »Meister Twardowski« ꝛc. bringen. Von demselben Verfasser erschien auch der zweite Band der Erinnerungen an Volhynien, Podlachien und Lithauen. Zuerst beschreibt der geniale Autor die Stadt Luck, ihre Geschichte, malt mit kräftiger Feder den Charakter Witolds und die Zusammenkunft in Luck. Von hier kehrt er nach Volhynien zurück, beschreibt die Sitten besonders des Adels, erinnert an den unvergeßlichen Grafen Chodkiewicz und beschließt das Buch mit einer Erzählung aus dem Leben der Grafen von Ostrog. — Julian Korsak's »Neue Dichtungen« enthalten im ersten Bande Romeo und Julia nach Shakespeare und »Vermischte Poesien,« im zweiten Band ein Gedicht: »Camoens im Spital« und ein dramatisches Gedicht: »Der Schwarzkünstler Twardowski.«

Jonak.

Prager Bühne.

Am 10. »Templer und Jüdin.« Musik von Marschner. Dem. Großer war als Rebekka voll jener edlen künstlerischen Leidenschaftlichkeit, welche stets und überall ihren schönen Nachhall in der enthusiastischen Würdigung eines einsichtsvollen Publikums findet. „Est deus in nobis, agitante calescimus illo.“ Die Künstlerin ist nun seit der Rückkehr von ihrer Urlaubsreise in »Norma« und Halevy's »Jüdin« in den beiden Titel- und in der vorgenannten Rolle aufgetreten und beurkundete jedesmal so ausgezeichnete Fortschritte, daß das Horoskop, welches ich ihrer Entwicklung zur dramatischen Größe gleich vom Beginne der Zeit gestellt, da ich sie zu hören Gelegenheit hatte, nunmehr mit erstaunlicher Schnelligkeit seiner Bewahrheitung entgegenrückt. —

Am 11. »Der Postillon von Lonjumeau,« ein vielgebrauchtes Fuhrwerk und daher mehr Omnibus, als Extrapost. Fahr zu, Schwager! —

ud. u.

Notizen.

(Orientalische Schnellmalerei.) Seit kurzer Zeit hält sich in Prag ein Herr Jägermann auf, welcher einem jeden auf die einfachste Art in vier Stunden die Kunst beibringt, die allerschönsten Blumen, Schmetterlinge, Vögel, Früchte u. dgl. auf Papier, Porzellan, Glas, Holz, Leder, Stramin und Seide mit dem schönsten Kolorit zu malen. Herr Jägermann besitzt ein ausschließliches Privilegium auf diese Kunst, und hat nicht nur die schönsten Zeugniße, sondern auch werthvolle Auszeichnungen von gekrönten Häuptern aufzuweisen. Da derselbe seinen Aufenthalt in Prag nur auf ein Kurzes berechnet hat, so dürften diejenigen, denen daran gelegen ist, diese Kunst zu erlernen, mit ihrem Besuche nicht lange zu zaudern haben. Herr Jägermann wohnt auf der Altstadt in der Kreuzherrngasse N. 86.

(Einheimisches.) Unserem im In- und Auslande rühmlichst bekannten Landsmanne, dem Tondichter und Klaviervirtuosen W. H. Veit, ist die eben so vortheilhafte, wie ehrenvolle Stelle eines Kapellmeisters in Achen angeboten worden. Wir wissen nicht, zu welchem Entschluße sich Herr Veit diesfalls bestimmen wird. —

ud. u.

(Negerglauben.) Die Mitternachtzeitung theilt einen interessanten Brief aus Havannah mit, worin unter Anderm eines sonderbaren Aberglaubens erwähnt wird, der dort unter einem Negerstamm herrscht; »sie bilden sich nämlich ein, wenn sie sich hier erhängen, in ihrer Heimat wieder ins Leben zu kommen, und unter den Ihrigen zu erwachen. Dieser Volksstamm muß immer streng beobachtet werden, da sich Viele das Leben nehmen, und zu diesem Endzwecke alles Zeug, dessen sie habhaft werden können, anziehn, um recht viel mit nach Hause zu bringen. Bei einem frühen Spaziergange fanden wir einen todten Neger an einer Cypresse hängen, welcher 5 Westen, 4 Paar Beinkleider, 3 Röcke u. s. w. eines über das andere angezogen hatte. Wir schnitten ihn ab, aber er war schon todt, und wir wünschten Alle, daß er in seinem Vaterlande möchte erwachen können.«

(Heinrich Graf von Brühl), Minister Friedrich August III. Churfürsten von Sachsen und Königs von Polen, (1733 — 63), hatte auf seiner Tafel gewöhnlich 30 Schüssel; ein kleines Traktament bestand aus 50, ein großes aus 80 — 100 Schüsseln. Er hatte 200 Bediente, 12 Kammerdiener, 12 Pagen, 4 Mundköche, 12 andere Köche, 30 niedere Küchenbediente, und außerdem einen ganzen Troß von Stallmeistern, Haushofmeistern, Küchen- und Kellerschreibern. Schuhe mußten zu 100 Paaren, Perücken zu Dutzenden, sogar Pasteten aus Paris, Chokolade aus Rom und Wien kommen. Als die Preußen im siebenjährigen Kriege nach Dresden kamen, fanden sie in seinem Palais 200 Paar Schuhe, 1500 Paar Stiefel, 1500 Perücken und 800 reiche Schlafröcke.

(S. Neues Lausitz. Magaz. 4. Bd. 4. Hft. 1839.)

Prager Wettrennen.

Da das Rennen der Bauernpferde im Besitz der Selbstzüchter statt am 7. — am 15. Oktober abgehalten wird, so hat der Wettrenn-Ausschuß für nöthig erachtet, den Rennungstermin dieser Pferde, welcher auf den ersten September bestimmt war, bis 1. Oktober zu verlegen. Es werden demnach alle Jene, welche daran Theil nehmen wollen, aufgefordert, ihre Zeugniße, genau nach dem Formular verfaßt, bis 1. Oktober spätestens in der Wettrenn-Kanzlei N. 61, Neue Allee, einzusenden.

Prag im August 1840.

Vom Ausschuss des böhm. Wettrenn-Vereins.

Berichtigung.

Im Theaterberichte von Nr. 75 „Ost und West“ letzte Spalte haben sich einige Druckfehler eingeschlichen.

Zeile 32 v. o. statt „feine“ lies: „feiner“ und statt „wurde“ lies: „ward“
Zeile 36 v. o. statt „ihn“ lies: „mich“
Zeile 37 v. o. statt „auch“ lies: „auf“
Zeile 44 v. o. statt „nun“ lies: „so“
Zeile 55 v. o. statt „lase“ lies: „close“ —

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 77. Mittwoch den 23. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Mährische Volkslieder.

Aus Prof. Sušil's „Morawské národnj pjsně"*) von Fr. Walter.

1. Frühe Dämmerung.

Niedlich Täubchen flattert,
Meldet, daß schon dammert,
Dammert auf der Morgen
Ueber meinem Herzen.

Wenn von dieser Dämmrung
Ich den Schlüssel hätte,
Ließ' ich Morgen dämmern,
Morgen, erst zum Frühstück.

Morgen, erst zum Frühstück,
Morgen, erst zu Mittag,
Daß nach Wunsch noch schlummre
Meines Herzens Liebling.

2. Lüftchen.

Wehe nur immerhin
Mein freundliches Lüftchen!
Kehre den Fußsteig aus,
Dort wandelt mein Liebchen.

3. Schlechtes Zeichen.

Mein Liebchen, es scheint mir,
Ich habe bemerkt,
Mein Rosmarin liege
Bei dir ganz verwelkt.

Mein Rosmarin grün,
Das Veilchen so blau —
Mein Liebchen, du wirst nicht,
Wirst nicht meine Frau.

4. Zauberveilchen.

Blaues Veilchen, bist schon
Lange mir bekannt,
Warst für den Geliebten
Mein ein Zauberband.

Meine blauen Augen
Haben Wundermacht,
Sah er sie bei Tage,
Sucht er sie bei Nacht.

Federrisse aus Rußland.

Von Wilhelm von Waldbrühl.

Die russische Bauerwohnung.

Sobald man die letzte deutsche Hügelhebung hinter Trebnitz überschritten hat, wird man kein Dorf mehr finden, das andere Häuser aufweiset, als solche, die blos aus einem Erdgeschoß bestehen. Hat man aber Polen durchzogen und die schmutzigen Flecken Lithauens zurückgelegt, so glaubt man auf wohnlichere Dörfer, auf reinlichere künstlich gefügte Häuser zu stoßen, als man früher gesehen. Zwar bestehen auch hier alle Gebäude aus über einander gefügten, rohbehauenen Baumstämmen, zwar sind sie nicht viel größer wie die früher gesehenen, und wie diese mit Stroh gedeckt, aber dennoch zeigen sie um Fenster und Thüren, wie an dem Giebel Zierathen aus schuppenartig übereinander gelegten Holzspänen, die doppelt Würdigung verdienen, wenn man erfährt, daß der Bauer sie selber fügte, und die Art als einziges Werkzeug dabei brauchte; zudem haben die meisten Häuser durch einen vorspringenden, auf Holzpfeilern ruhenden Giebel, unter dem sich die Thüre befindet, einen Anstrich von Wohnlichkeit und Geschmack, der vortheilhaft auf das Innere schließen läßt.

Der Räume sind innen wenige: eine Küche, einige Kämmerlein und die große Wohnstube, auf deren riesigem Ziegel- oder Kachelofen schon ein halb Dutzend warmer Schlafstellen angebracht, welche bei den Dorfbewohnern meistentheils die Betten ersetzen müssen. Fast alle Häuser sind nach demselben Maße gefügt, so daß es oft schwer fällt, eines vom andern zu unterscheiden; nur die Schenke ist größer, oder hat wenigstens eine größere Stube für die einströmenden Gäste, für welche sonderbarer Weise keine Bänke angebracht werden dürfen, so daß diese, welche dem Trunke ergeben, sich wenigstens nicht bequem festsetzen, sondern nur im Vorübergehen ihrer Leidenschaft fröhnen können, welche Sitte und Ordnung vielleicht manchen schlimmen Rausch vermeiden und manchen Schenkenbesuch bedeutend kürzer machen wird.

Die Obstbaumzucht ist noch wenig in Rußland eingeführt, so daß selten das freundliche Grün die einförmigen Umrisse einer Dorfschaft unterbricht. Eine ebenfalls aus Holz gefügte Kirche ragt zuweilen über die niederen Dächer beträchtlich hervor, welche Dächer, damit sie der Wind nicht hinwegfegt, alle mit einer Reihe von Baumstämmen, die etwa in der Gestalt von spanischen Reitern zusammengefügt sind, niedergedrückt werden, die dem Dache einen etwas gerippartigen Schmuck geben, mit dem, ganz im Giebel vorne, die größeren sich kreuzenden Sparren in Verbindung stehn, die oft wunderlich gekerbt und gezackt sind, so daß sie an die Geweihe deutscher Försterwohnungen und Jagdschlößchen erinnern.

Die niedrigste Hütte wie der größte Pallast besitzt immer einen Raum, wo die geweihten Bilder angebracht sind, vor denen die Bewohner der Räume ihre Andacht verrichten, vor denen die Vorübergehenden wenigstens das Kreuzzeichen machen. Alles, was ein Haus erübrigen kann, wird zurückgelegt, um diese Bilder glänzend auszustatten. Gemalt ist an diesen Bildern nur Hand und Antlitz, weil es im Gebote heißt: Du sollst kein geschnitztes Bild machen. Dafür ist aber alles Andere halb erhaben in verschiedenen Stoffen gefügt, in der Art, wie man Vögel aus wirklichen Federn zusammensetzt, denen man nur die äußern Glieder malt. In den bessern Häusern sieht man auf

*) Von diesen ist so eben bei Rohrer's sel. Witwe die 2. Abtheilung erschienen.

würdige Gesichtszüge, und liebt vor anderm den süßlich zarten Ausdruck Carlo Dolce's. Der Heiligenschein, welcher nicht fehlen darf, ist wie der Grund des Bildes bei den Vornehmen ächtes Gold oder gediegenes Silber, nicht selten mit den kostbarsten Kleinodien geschmückt, bei den niedern Ständen übergoldet, bei den Bauern lediglich aus Flittergold bestehend. Bei den Reicheren bestehen die Kleider der Heiligen aus den theuersten Stoffen, wie denn viele denselben noch ihre kostbarsten Schmucksachen anhängen, weil sie so zur Schau ausgestellt, und dabei am besten aufbewahrt werden, da ein Dieb wohl eher den schreiendsten Mord, den gewagtesten Einbruch begehen, als einem offen hingehängten Bilde einen Edelstein ausbrechen würde. Vor dem Bilde, dessen Geschmacklosigkeit bei Vermögenden durch den Werth des Einzelnen überwogen wird, hängt überall eine immerwährend brennende Lampe von der Decke der Wölbung nieder, die in den Hütten von Eisen und Kupfer, bei Bemittelten aber aus Silber besteht, an silbernen Ketten schwankt, und ein geheimnißvolles Dämmerlicht an dem heiligen Orte unterhält. An jedem Bette, an jeder Schlafstelle befindet sich außer diesem noch ein Heiligenbild, gewöhnlich der Schirmvogt des Schlummernden, vor welchem sich derselbe aus- und ankleidet, seine »Pokloni« macht, d. h. mit der Stirn gegen den Boden schlägt, und an welchem er seinen Nacht-Gürtel aufhängt, ein Band, auf welchem Bibelstellen oder fromme Sprüche eingewebt sind, welches ihn dadurch, daß er die Nachtgewande damit gürtet, gegen den Einfluß der höllischen Mächte während seines Schlafes bewahren muß.

Das Osterfest.

Das größte, prächtigste kirchliche, und daher auch häusliche Fest wird in Rußland die Ostertage hindurch gefeiert. Schon in der Nacht vor dem bezeichneten Tage versammelt sich die Christengemeinde in den verschiedenen Kirchen, bei welcher Versammlung jede Behörde im Dienstkleide sein und ihr als Stand nicht als Mensch beiwohnen muß; gegen Mitternacht ist die heilige Handlung, die nächtliche Messe beschlossen, eine Glocke gibt das Zeichen der fröhlichen Stunde, in welches alle Glocken rings umher einfallen, in welches Geschützdonner einstimmen, so daß der Ruf: »Christus ist erstanden«, mit welchem sich Bekannte und Unbekannte jetzt grüßen, bald übertäubt werden. Gleich nach Beendigung des Gottesdienstes verfügt sich die Gemeinde in die verschiedenen Sippenkränzchen zu dem Mitternachtmahle, das schon vom Abend her bereit steht, und nun von Priestern feierlich eingesegnet wird, verfügt sich die Beamten-Welt in den Saal des Erzbischofs, der sein Weihemahl nun preisgibt. Nach den acht Fastenwochen, in denen keine Fleischkost, nicht einmal Butter, Eier, Fett und Fisch erlaubt gewesen, in welchen keine priesterliche Gelasse gestattet sind, in denen Grütze, Pilze und einige wenige Gemüse mit Oelbrühe die einzige Nahrung gewesen, steht auf einmal das Weihemahl mit allen nur erdenklichen Fleischspeisen, mit allen Leckereien da, und ladet zur langentbehrten Tafel die heißhungrige Menge, welche sich nun, von Entbehrung krank, im Uebergenuße abermals krank schwelgt. In allen Gesellschaftssälen, in welche heute jedermann zum Festbesuche tritt, auf allen Märkten und Straßen wiederhallt der Ruf: »Christus ist erstanden!« die Antwort »ja wahrhaftig erstanden!« und unter diesem Ruf umhalsen und küssen sich Freunde und Feinde, als ob der Tag der Versöhnung gekommen, und alles ein Herz und eine Seele hinführo sein sollte. An diesem Tage darf sich jedermann von jedem, von jeder, so ihm nur lieb, einen Kuß der christlichen Liebe ausbitten, und jeder müßte sich's zur Sünde anrechnen, hier irgend einen Korb zu geben, so daß oft der zerlumpteste Kosake zur blühendsten Fürstentochter hinaufblickt, und seine Lippen ungestraft auf die ihren drückt.

Das Ei scheint auch hier wie im übrigen Europa das Bild des Frühlingerwachens, des auferstehenden Lebens zu sein, und ist unter Freunden und Verwandten beliebte Festgabe, mit dem Unterschiede, daß man unter Vornehmeren statt wirklicher Hühnereier Glaseier gibt, welche innen die reichsten Kleinodien und Schmucksachen bergen, auch neben den Eiern alle übrigen Gaben und Bescheerungen wie in Deutschland zu Weihnachten austauscht.

Nachdem alles durch die langentbehrten Speisen gesättigt, vom Freudenrausche ermüdet ist, legt sich jeder zu Bette, um neue Kräfte für die folgenden Zerstreuungen zu sammeln, da man in allen Sälen einsprechen, und rings allen Weihessen zusprechen muß.

Auf den öffentlichen Plätzen sind die Spiele der Butterwoche wieder im Gange, nur daß der Rutschberg statt des Eises jetzt Rollwägelchen hat, weil doch um Ostern das Thauwetter schon eingetreten, der Frühling schon im Nahen ist. In den Sippenkreisen werden andere Tagesspiele getrieben, besonders von jungen Leuten mit Eiern gerollt, d. h. die Eier von einer schiefen Ebene herabgeschnellt, so daß das Ei, welches die unten bereits liegenden berührt, dieselben gewinnt, ein Spiel, welches das Kippen unserer deutschen Knaben ersetzt, doch hier reichere Ernte trägt, weil auch künstliche Eier mitunter vom Brette zu laufen pflegen.

Hamburger Bilder.

Von J. W. Christern.

I.

Wandern wir zuerst, um von unten anzufangen, an einem Sonntag Nachmittage nach dem früher und auch wohl noch jetzt hin und wieder sogenannten, in der alten und neuen Welt bekannten »Hamburger Berge,« dem Eldorado der untern Volksklassen. Um dem Beruf des Namens zu entgehen, wurde dieser vor mehreren Jahren mit dem nach dem Namen der Kirche dieser Vorstadt gewählten von St. Pauli vertauscht; allein warum das? »Der Bösen sind wir los, die Bösen sind geblieben.« Doch, wie gesagt, es ist Sonntag Nachmittags 3 Uhr; aus dem sogenannten Altonaer- oder richtiger Millernthore wälzt sich durch Staub und Wagengerassel die bunte Menge; rechts die breite Fahrstraße, links die Verkäufer und Verkäuferinnen mit von Staub aschgrauen Feigen und andern Früchten, mit Conchylien und Glasraritäten, Wahrsagerinnen und Elektrisirmaschinen, Drehorgeln und Zuckerpräparaten — von Staub und Mehl. Jetzt biegen wir links auf den Plan der hölzernen Buden ein, den Buden, die in den verschiedenen Jahrgängen alle Metamorphosen der Kunst durchmachen. Polichinell macht seine dummen Späße, versteht sich, immer im plattdeutschen Hamburger Jargon, und eine Menge Junge und Alte, die hier sicherlich nicht zum ersten Male dasselbe dumme Zeug mit gleicher Aufmerksamkeit wieder und wieder hören, umsteht das Gerüste. Die dramatische Kunst spielt hier überhaupt eine bedeutende Rolle. Quälen wir uns durch Staub und Rippenstöße einige Schritte weiter, da präsentiert sich das Hamburger Kasperle-Theater, wohlverstanden, das Hamburger, das uns durch diesen Beisatz alle Macht benimmt, es mit einem Wiener von gleichem Genre zu vergleichen, — mit seinen, nach alter Römerart, gemalten Komödienzetteln, mit den von Rothstein oder Ziegelerde geschminkten Wangen, der ganzen sich vor Beginn der Vorstellung an der Thüre präsentirenden Gesellschaft, die wer weiß aus, welchen Personalitäten zusammengesetzt ist. Spielt man hier Teufel- und Höllengeschichten, so dort wieder in höchster Instanz — ein gedruckter Zettel verkündet die Möglichkeit — Wilhelm Tell — und, wie es nach der ganzen Bezeichnung heißt — »der Kampf für Freiheit und Vaterland, großes vaterländisches Trauerspiel von Friedrich von Schiller.« Und hinterher: »Geßler erscheint zu Pferde.« Muß man das Volk nicht beneiden, das den guten, großen und ewigen Schiller so auf allen Straßenecken wiederfindet? In der That, Schiller's Dramen müssen hier doch wohl den alten Faust- und Fastnachtsspielen den Rang abgelaufen haben!

Es ist zu toll, man kann mit der Sonne um die Welt reiten, und wird solche Plattitüde und Bornirtheit des Volksgeistes nicht wieder finden. Was würde der frohe Oesterreicher zu solchem Spektakel sagen? Es ist ein Beweis mit, daß wir auf diesem Terrain keine Volksnatur haben und haben können, daß man selbst in den Volksschulen auf die jungen Gemüther allerlei abstraktes, pedantisches und superkluges Zeug pfropft, daß sie völlig darüber sinn- und gefühllos und für jedes Empfängniß des Lebens abgenutzt werden. Dieses

Volk ist im Stande, sich bei fortschreitender Weltkultur auch noch eine Beethovenische Symphonie von drei Bierfiedlern vorkratzen zu lassen!

Unter diesen Betrachtungen bin ich in Staub und Sonnenbrand vor den Buden auf dem »Hamburger Berge« angekommen, wo neben mir Bären grunzen und Cacadus schreien, und der Trompeter des Caroussels ein heilloses Spektakel macht, das von den Theatern in den schrecklichsten Mißtönen accompagnirend.

II.

Im südlichen Deutschland betrachtet man Hamburg gerne als eine Seestadt, und der Begriff mag auch im Ganzen der richtige sein, obwohl man sich am Orte selbst ganz anders fühlt. Das schönste Bild, welches theilweise diesen Eindruck auch gewährt, hat man auf der Höhe am Hafen, dem sogenannten Stintfang. Reizend, unbeschreiblich reizend ist der gleichzeitige Anblick auf die niedrigen Häusermassen eines großen Theils der Neustadt mit Thürmen und Straßen, auf den langen Hafen voll Masten, auf das flache handöverische Uferland mit wenigen Erhöhungen am neblichten Horizont, und endlich auf die bläulich glänzende Spiegelfläche weit gen Westen hinauf, mit Schiffen und Fahrzeugen jeder Art. Das bewegte seemännische Leben mit der sanften Ruhe der Landschaft, die unendliche Fernsicht mit der Behaglichkeit des eigenen Platzes treffen hier gleichmäßig zusammen. Man muß, um sich nicht die Freude zu verderben, nicht eigensinnig sein, und von Hamburg die durchglühten Rebenufer des Rheines oder die südlichen Gebirgslandschaften fordern, sonst hat es Alles, was das romantische, malerische Auge erfreut und Herzen erquickt. Ein Hamburger Maler, ich glaube Herr Kaufmann, hat die winterliche Darstellung der Elbe und des Hafens, mit den übereinandergeschobenen Eismassen des Nordmeers, zum Gegenstande eines Bildes genommen und mit Recht die Theilnahme der Kunstfreunde erworben. Der Anblick ist wild und grausend, der Westwind hat die Schnee- und mehr noch Eiswogen im rauhen Chaos durch und über einander geworfen, und die sonst reizende Gegend wie an die Küste von Norwegen verweht.

Zu den schönen Plätzen, die der Erinnerung werth sind, gehört auch Klopstock's Grabstätte in Ottensee. Die Malsteine sind vielfältig durch das unendliche Anschreiben von Namen besudelt, das alte hölzerne Gitter wird mehr und mehr verfallen, aber die schöne besungene Linde mit dem üppigen Laubdach treibt jährlich ihre neuen Schoßen, und trägt immer majestätischer ihre volle Blütenkrone. Wäre sie ein Sinnbild der deutschen Poesie und Literatur? als deren vor bald hundert Jahren gesetztes Zeichen sie auch dienen kann.

In der allgemeinen Manie der Deutschen, ihren großen Vorfahren Denkmaler zu setzen, ist Hamburg, dem solches hier doch auch zukäme, nie auf den Gedanken gekommen, Klopstock eins zu errichten. Jetzt ist die Periode wohl schon so ziemlich vorüber; oder hat man sich damit begnügen zu können geglaubt, daß über der Thüre des einstigen Wohnhauses Klopstock's in der Königsstraße ein Stein mit seiner Inschrift verkündet: »In diesem Hause wohnte Klopstock dreißig Jahre.« — ?

Man darf überhaupt nicht eben mit den solidesten Erwartungen zu den verschiedenen Thoren hinaus wandern, um die mannigfaltige Gegend dennoch schön und angenehm zu finden. Die Allee nach Harfstehude mit den alten dickästigen Buchen und dem Lieblingssitze des Hamburger Dichters Hagedorn hinauf, links die reizenden Villen mit ihren gras- und blütenreichen Parks, rechts der Alstersee mit den daran gränzenden Wiesen und Triften, athmet nicht minder malerische Poesie und köstliches, heiteres Leben, um es sich hier wie anders wo wohl und glücklich sein zu lassen. — Mundt in seinen »Briefen aus Hamburg« hat diese Partien manierirt, oder ich weiß nicht wie gefunden; weit entfernt, mit demselben über diese Sache des Geschmacks so lange hintenher noch rechten zu wollen, muß man gegen Herrn Mundt dennoch hintennach wohl behaupten, daß ihm damals die rechte Freiheit und Lokalität des Sinnes abgegangen sei. Soll man es nicht mit in Anschlag bringen, daß dem Ganzen dieser klaren niederdeutschen Landschaft auch nicht das Mindeste fehlt, was man von einer solchen zu fordern berechtigt wird. Und wäre die Prüderie der Villen und Parks, freilich nicht fürstlich weitschichtig in ihren Abzeichnungen, erheblicher, als sie es anderswo nach gleichem Maßstabe ist? —

Der »Andreas-Brunnen,« eine Anstalt künstlich bereiteter Wasser in dem nahen Eppendorf, kann und wird, aller verdienstlichen privaten Einrichtungen ungeachtet, niemals jene Theilnahme genießen, welche die Natur dem freien Produkte des mütterlichen Erdschooßes an und für sich selbst erwirbt. Table d'hote's mögen jetzt den wenigen Gästen die meiste Geselligkeit und Unterhaltung am Platze verschaffen. Aber die Anstalt ist dennoch in dem Gesammtbezirke bemerkenswerth und trägt zu den Zierden der Umgegend bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Letzte Erinnerungen aus der Heimat.

Jenseits des Rheines aufgezeichnet

von Heinrich Pacis.

(Im Juni 1840.)

(Beschluß.)

Frau von Haßelt ist zum Glück noch nicht mit fortgeschritten mit dieser brutalisirenden Bühnenemancipation. — Sie hält noch, nach guter alter Weise der Großmütter, auf Respect in der Liebe. —

Darum kann sie aber auch mit ihrer Liebe Oekonomie treiben, und braucht, um sicher zu demselben Ziel zu gelangen, nicht die Hälfte des Aufwands von »Feuer,« den die Wüthigen sich's müssen kosten lassen. Wenn dieses seelenvolle und doch so keusche Auge einen Blick der Liebe spendet, so ist das eben so effektvoll, als wenn Andre in permanenten Verzückungen den geliebten hölzernen Tenor umkreisen. Als sie das berühmte: »Gnade, Gnade!« sang, — da ließ auch sie sich auf die Knie nieder, da ergriff auch sie bittend des Geliebten Hand; — allein, — man sah auch in jeder dieser, dem weiblichen Stolz mühsam abgerungenen Bewegungen so deutlich, wie für Beide darin etwas so Seltenes und Ungewohnliches lag, daß man sogleich begriff, er müsse begreifen, wie unendlich viel das Alles von dieser Geliebten sagen wollte, und wie nur das Aeußerste sie zu so Vielem bringen konnte. — Damit erreichte sie denn freilich dreimal mehr Wirkung, als hätte sie sich, nach heutigem Styl, in epileptischen Zufällen an seinen Arm oder Mantel gehangen und dreimal die Runde des Theaters abgerutscht. Auch da, als sie aus dem Zauberschlaf erwachte, fuhr sie nicht etwa in Jubel auf und auf ihn los bei seinem Anblick, wie eine Sandistin in sublimer Vergessenheit ohne Zweifel gethan haben würde, sondern, nach altfränkischer Weise wohlerzogener Mädchen und Fürstentöchter, erschrack sie zuvörderst darüber, ihren Schlummer von einem Mann belauscht zu sehn. Kurz, in jedem Zug war Natur und Wahrheit, allein die Wahrheit der Sitte, der Liebe, der Weiblichkeit, nicht die der Orgie, der Sinnlichkeit, der Odalisken-Hingebung.

So wie einst mir ein Mann vor einem himmlischen Madonnenkopfe sagte: »Gesetzt, man käme mit schlechten Gedanken her, so müßte man sie vor diesem Gesicht verlieren;« — so rief, als die Künstlerin, in ihrem Brautschmuck einer weißen Taube gleichend, ihr flehendes »Gnade!« sang, Jemand aus: »Man möchte sie umarmen, und doch würd' man es nicht wagen!« — Und dieses Gefühl soll die Kunst einflößen, wenn sie die Weiblichkeit darstellt; jedes andere Gefühl liegt außer der Kunst und mag also auch außer der Kunst seine Befriedigung suchen! —

In Frau von Haßelt lebt wirklich noch das »heilige Feuer!« Dies sah man unter anderm auch darin, wie die Sängerin, nicht blos für ihren Part allein bedacht und Verdunklung alles Andern, überall für das Gelingen des Ensemble Sorge trug, und, zum Beispiel, die sehr stimm- und talentbegabte Anfängerin, welche ihr als Adalgisa so gescheig zur Seite stand, mit wahrhaft mütterlicher Einhülfe leitete und unterstützte, so daß auch ersichtlich alle Mitspielenden mitbegeistert und zu ungewöhnlichem Eifer von ihr fortgerissen wurden.

Ein einziges Mal bemerkte ich einen etwas zu langen und etwas gellenden Triller, sonst wüßte ich aber auch keine Ausstellung weiter, weder an Gesang noch Spiel zu machen. Höchstens möchte ich, da nun einmal auf der Bühne das Aeußere doch auch bei dem Totaleindruck mit in Betracht kommt, der geistvollen Darstellerin eine in der Toilette erfahrene Freundin wünschen, um ihr begreiflich zu machen, daß, wenn man eine magere Gestalt und keine gesenkten Schultern hat, man die Kleider nie herzförmig ausgeschnitten, sondern vorn hoch herauf und von den Achseln tief herabgehend, ferner auch nie ganz kurze und enge Aermel tragen, bei einem länglichen Gesicht und scharfen Profil aber, den Kopfputz stets mehr in die Breite als in die Höhe bauen, alle Aufsätze möglichst in die Stirn drücken, und sich sowohl langer Locken an den Seiten, als tief in den Nacken gehender Haarverzierungen enthalten muß.

Daß vor einem, so durch und durch das Gepräge der guten Gesellschaft tragenden, so ganz dem Titel eines Hoftheaters entsprechenden Haus, als das Darmstädter, neben einer so noblen Erscheinung als Frau von Haßelt-Barth, etwas so durch und durch selbst über alle Seiltänzer-Licenz hinaus Skandalöses producirt werden durfte, als der, von einer fremden Fußvirtuosin ausgeführte Tanz der gespenstischen Helena, das müßte mich billig Wunder nehmen, — wenn ich nicht schon längst beschlossen hätte, bei den jetzigen »Zuständen« jeder Art, mich ein für allemal über gar nichts mehr zu verwundern!

Aus Brünn.

Die Vorbereitungen zum Empfange und für die Verhandlungen der Forst- und Landwirthe sind bereits angeordnet. Es werden im k. städt. Redoutensaale nur 3 Grneralversammlungen abgehalten; dagegen sollen 4 Sektionen (für den Ackerbau, allgemeinen Pflanzenbau und ökonomische Technik, Obstbaumzucht, Weinbau und Seidenbau, für Forstkultur und Viehzucht) grbildet werden, welche jeden Vormittag ihre Sitzungrn halten und über die gepflogenen Verhandlungen der Generalversammlung zu berichten haben. Die Nachmittage sind für Besichtigung der Ausstellungen und Proben bestimmt. Die Ausstellungen werden bei der agronomischen Abtheilung in Dresch-, Hackſel-, Säe-, Maisentkörnungs-, Flachs-, Hanfbrechel- und andern Maschinen, derlei Modellen, allerlei Gebirgs- und Erd-Arten; bei der Viehzuchtsektion in Ausstellung von ausgezeichneten Vließen, Wollmustern, Schaf- und Rind-Vieh; bei der Obst- und Weinbau-Sektion in vorzüglichen Feld- und Gartengewächsen und Früchten bestehen. — Auch zweckmäßige Lokalitäten sowohl für die Sektions-Vrrsammlungen als auch für die Ausstellungen sind bereits ausgemittelt. Die Aufnahme findet im Hörsaale dee Logik (Minoritenkloster) Statt.

Vor Kurzem hielt sich hier der ausgezeichnete böhmische dramatische Dichtrr Klicpera auf. Ihm zu Ehren wurde die Posse: „Diwotworný klobauk" gegrben, drr jedoch der Dichter wegen plötzlicher Erkrankung nicht beiwohnen konnte. Die Vorstellung gelang sehr gut; man sah es den Darstellern an, wie sich jeder bestrebte, seiner Aufgabe würdig zu erscheinen, um dem unter den Zuschauern vermutheten Verfasser zu genügen. Und weil ich eben von Klicpera's Wunderhut spreche, kann ich die neue deutsche Posse: »Der Hut als Heirathsstifter,« die Dem Roscher zu ihrem Benefice gab, nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie ist nichts anderes, als der in gemeine Wiener Späße zersetzte Wunderhut mit etwas Beigeschmack von Berauner oder wie es hier heißt Komarowitzer Kolatschen, und das heißt beim H. Hilac (vielleicht Hilario) ein Original. Wenigstens hätte der Verfasser: »nach dem Französischen«(!) von Klicpera (!!) angeben sollen. *)

Fr. Walter.

Aus Köln.

Fräulein Schloß hat eine Ferienreise benutzt, um, geziert mit Leipziger und Berliner Kränzen, in ihrer Vaterstadt Köln aufzutreten, und dort zu versuchen, ob man bei ihrem Gesange vergessen werde, daß sie eine Kölnerin sei und dennoch nicht mit zu den dortigen Kameraderien (Klüngel genannt) gehöre.

Herr Musikdirektor Eschborn hat statt nach Aachen zu gehen, die Leitung einer deutschen Oper in Amsterdam übernommen, und wirbt für dieses Institut bereits am Rheine Künstler, welche zur Ehre des deutschen Kunstrufes dort auftreten und deutschen Geschmack, der dort schon tief Wurzel geschlagen, zur Blüte emporbringen können.

Durch den rühmlichst bekannten Maler Sonderland in Düsseldorf, dessen großes Talent zu Randzeichnungen durch zahlreiche Lithographien in ganz Europa bekannt wurde, soll in wenig Tagen das Testament Sr. Maj. des verstorbenen Königs von Preußen in würdiger Ausstattung erscheinen, damit es als Hauszierde den geschiedenen Vater im Kreise der Seinen lebendig erhalten möge. —

Die Stadt Aachen hat den Entschluß gefaßt, ihre Rathshallen mit Bildern aus dem Leben ihres Gründers, Karl des Großen, schmücken zu lassen, und deshalb die rheinischen Künstler gebeten, ihre Risse einzusenden. Rethel aus Frankfurt, der Maler der Lützner Schlacht, hat diesem zu Folge sechs Entwürfe eingesandt, worauf in Düsseldorf alle Nebenbuhler ihre Zeichnungen zurücknahmen und erklärten daß in neuerer Zeit nichts Aehnliches gezeichnet wurde. Da nun Rethel in der Erfindung wie in Auffassung und Ausführung, in Farbe wie in Zeichnung gleich gewaltig ist, so steht zu erwarten, daß Aachen schon mit seiner Karlshalle bald alle Pilger anziehen wird, denen deutsche Kunst wie deutsche Geschichte und Sage heilig ist.

W.

*) Es kam hier wirklich unter der Direktion des Zwonecek der Fall vor, daß Grammerstätter seine „Zwillingsbruder" „nach dem Französischen von Klicpera" ankündigte. — Erbärmliches Vorurtheil!

Vom Oberrheine.

I. k. Hoheit die Prinzessin Karl von Preußen, hat, anstatt das Rolands-Denkmal dem Nonnenwerder gegenüber herzustellen, eine fromme Stiftung in derselben Gemeinde gegründet, und dem Dichter Freiligrath gestattet, durch seine Bemühungen die Ruinen zu erhalten, daher denn die früher begonnene Kollekte fortläuft, und unter andern in Köln bei Dümont-Schauberg ein von diesem Dichter herausgegebenes Rolands-Album erscheint, welches alle Sagen über diesen Helden vereinigt, die größtentheils durch die Bearbeitung unserer besten Dichter ausgeschmückt wurden.

W.

Notizen.

(Berlin.) Franz Kommee, der niederrheinische Tonsetzer, bisher nur durch Kirchenkomposition bekannt, hat so eben ein kleineres Oratorium für Männerstimmen vollendet, dessen Fabel der vaterländischen Geschichte entnommen, und den Zauberschlummer des Kaisers im Kiffhäuser Berge darstellt, ein Werk, das wohl ehestens durch eine der deutschen Liedertafeln zur Ausführung gelangen wird. W.

(Der Bürgerkrieg in Spanien) hat 6 Jahre, 9 Monate und 2 Tage gedauert.

(Moritz Veit,) Doktor der Philosophie und Buchhändler in Berlin, hat bei der am 28. Juni in der Sittenfeld'schen Druckerei veranstalteten Vorfeier des Gutenbergfestes eine wahrhaft ausgezeichnete, begeisterungsvolle Rede gehalten, welche die treffliche Preßzeitung mittheilt. Ewig Schade, daß der brave Veit sein schriftstellerisches Talent (er ist auch ein sehr sinniger Dichter) so brach liegen läßt! — Ueber die von Hitzig geleitete Preßzeitung wollen wir nichts Lobenswerthes sagen, — sie empfiehlt sich von selbst durch ihre gediegenen Mittheilungen, und wird hoffentlich von dem deutschen Publikum genügend unterstützt. Sie entscheidet die wichtigsten Preßfragen, gibt wohlgeordnete bibliographische Anzeigen und ein längstgewünschtes Verzeichniß aller in deutschen Blättern befindlichen Recensionen. R. G.

(Der alte Soldat.) Bei der Einweihung von Klebers Standbild weinte ein alter Grenadier, als er vor der Statue vorbei defilirte; man fragte ihn um die Ursache seiner Thränen, da antwortete er: Als Trommelschläger und Soldatenkind trommelte ich das Trauerzeichen in Cairo, als man seine Eingeweide begrub; ich habe seine Reste auf Frankreichs Erde begraben; in Straßburg machte ich Pelotonfeuer, als man seine Asche in dem Gewölbe des Münsters beisetzte, und nun begrüße ich seine Statue abermals; es scheint mir, als hätte ich ihn viermal begraben. (Posaune.)

(Ines de Castro) wurde vielfach auf die Bühne gebracht (in neuester Zeit von Wiesner in Wien). Der erste Bearbeiter dieses mehr traurigen als tragischen Stoffes war Lamotte. Als er einst in einem Kaffehause in Paris unerkannt saß, und über seine Ines de Castro schimpfen hörte, erhob er sich plötzlich, als die Theaterstunde schlug, mit der stolzen Rede: »Gehen wir in die vierundsechszigste Vorstellung meiner Ines de Castro!« — Seinen Stolz hätte man mit der Bemerkung dämpfen können, daß mittelmäßige Stücke oft eine hundertmalige Aufführung erlebt haben, und auch durch eine tausendmalige nicht besser werden.

(London) dehnt sich jetzt von Bethnalgreen bis Turnhamgreen (20 englische Meilen), und von Kentishtown bis Brixton (7 englische Meilen) aus, hat eine Oberfläche von 20 engl. Geviertmeilen, 200,000 Häuser und 2 Millionen Einwohner.

(In Kiew) sind die Lebensmittel ungemein wohlfeil. Ein Pfund Rindfleisch kostet ungefähr 6 Pfennige (sächs.), die schönste Melone 2—3 Pfennige.

(Paris.) Die fromme Wiederherstellerin des Pariser Findelhauses, Schwester Bignon, ist in einem Alter von 84 Jahren gestorben. Sie war vor der Revolution in die Schwesterschaft des h. Vincent v. Paula eingetreten, und hatte seit 25 Jahren alle ihre Thätigkeit, so wie den größten Theil ihres Vermögens dem 1814 restaurirten Findelhaus gewidmet. Nahe an 50,000 Findelkindern ward ihre mütterliche Pflege zu Theil.

Wegen einer kleinen Reise, die ich machte, ist der Abdruck einiger Correspondenzen verspätet worden. Er soll jezt unverzüglich erfolgen.

Rudolf Glaser.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 78. Samstag den 26. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Nachklänge slawischer Volkspoesie.

Von Siegfried Kappee.

Ein Wort — ein König!

(Slowakische Ballade.)

Es warb der König wol Tag und Nacht,
Er warb ein Heer zur Türkenschlacht;
Und was einen Speer erschwingen konnt',
Das mußte sich stellen in Glied und Front.

Trat Einer hin in den Werber-Kreis,
Sein Scheitel war kahl, sein Bart schneeweiß:
»O König, reich mir zum Schwure die Hand,
Daß ich kämpfend sterbe für's Vaterland!«

»»Ich kann dir nicht reichen die Hand zum Schwur,
Die reich' ich kräftigen Jünglingen nur! —
Doch wenn du willst kämpfen für meinen Thron,
So stelle für dich mir zur Fahne den Sohn!««

* * *

»Du Aelteste von den Töchtern mein,
Willst du zieh'n zur Schlacht für den Vater dein?«
»»Ach Vater, ach Vater, ich zög' für dich,
Wenn nicht am Schlachtfeld mein Mann erblich!««

»Du Jüngere von den Töchtern mein,
So geh denn du für den Vater dein!« —
»»Ach Vater, ach Vater, ich ging zum Heer,
Wenn dort mein Lieb nicht gefallen wär'!««

Da weinte der Greis. — Die Jüngste sah's,
Und hüpfte, ein Reh, durch's thauige Gras:
»Ach Vater, ach Vater, und ließest du mich —
Ich zöge so gern, und kämpfte für dich!«

»Drum schaffe mir schnell ein Kampfroß herbei,
Und sattl' es mit einem Sattel neu,
Und gib mir Pfeile und Schwert und Speer,
Daß ich mich stelle für dich in's Heer!« —

Und als sie anlegte die Rüstung voll Muth,
Da war's Allen leid um's junge Blut,
Und als sie ritt über Wies' und Hag,
Da zog ihr des Vaters Segen wol nach.

Dann als sie einritt in's Felsenthal,
Wo das Lager stand mit Schanz und Wall —
Der König vor seinem Zelte sitzt,
Die Hand auf's blanke Schwert gestützt.

Sie brach sich ab von der Eich' ein Reis,
Und ritt um's Lager dreimal im Kreis,
Sie saß zu Rosse so stolz, so kühn —
Dem König gar wundersam ward zu Sinn.

»Und wärst du, o Reiter, ein Mädchen fein,
Du solltest zur Stund' mir schenken den Wein!« —

Da stieg sie vom Rosse und neigt' sich zur Erd',
Der König berühet sie dreimal mit dem Schwert.

»Und wärst du, o Reiter, ein Mädchen fein,
Du solltest zur Stund' meine Königin sein! —«
Sie lüftet den Helm, — ihr Goldhaar wallt dicht —
»»Ein Wort — ein König! — der hält, was er spricht!««

Deutsche Sagen.

Von Günther Nicol.

Der Wolfsstein bei Aerzen.

Nicht weit von Aerzen steht am Rande der Domäne ein Stein, welcher im Volke unter dem Namen der »Wolfsstein« bekannt ist. Der Stein ist grau, hie und da verwittert, und mit einzelnen dünnen Moosflechten verziert. Er erhebt sich einige Fuß in die Höhe, und stellt sich dar in der Form eines Bogens. Kommt man aus Aerzen, so steht er dem Wandrer zur Linken, und fällt sehr leicht in die Augen. Alte Leute im Volke erzählen von ihm: Das ist der Wolfsstein, unter welchem zwei Brüder, mit Namen Wolf, begraben liegen. Diese Brüder haben ein junges, schönes Mägdlein geliebt, welches vor langer Zeit in Aerzen auf der Burg (Domäne) gelebt hat. Es ist dies aber schon so lange her, daß über den Namen des Mägdleins nichts mehr erzählt werden kann. Genug, die Brüder haben einen heftigen Haß auf einander geworfen, und haben sich gegenseitig den Tod zugeschworen. Beide sind Kriegsleute gewesen. In einer Nacht sind sie auf dem Platze, wo heute der Wolfsstein steht, in Wuth auf einander gestoßen, und haben die blanken Schwerter gezogen. Der Sturm jagte die Wolken, durch welche dann und wann ein heller Schimmer des Mondes drang. Wilder und wilder fochten die Brüder, helle Funken sprühten von den Schwertern weit weg, in den Augen der Brüder lauerte der Tod; plötzlich von beiden Seiten ein gellender, weithin hallender Schrei, dann — Todesstille. Am andern Morgen ist das Unglück gesehen worden. Auf dem Platze lagen die bleichen Brüder still und kalt im Tode, sie hatten sich gegenseitig die Brust mit den Schwertern durchstochen. Auf dem grünen Rasen schwamm das rothe Herzblut, auf dem grünen Rasen leuchtete der Thau wie helle Perlen, die Lerchen sangen über der Flur ihre lustigen Lieder — still und kalt lagen die Brüder. Da sind viele Menschen herzugekommen, und haben die Brüder gesehen, wie sie sich gegenseitig erstochen hatten, und haben viel geweint und geklaget. Still und kalt lagen die Brüder. Sie sind aber auf diesem Platze begraben worden, und der Tod hat die beiden Brüder, die sich im Leben so feindselig gewesen sind, wieder vereint. In Einem Grabe ruhen die Brüder nun schon seit langer Zeit, und

der Stein, der über ihrer Ruhestelle gesetzt worden ist, heißt bis auf den heutigen Tag der »Wolfsstein.« — Von dem Wolfssteine wankt in finstern Nächten um die Stunde der Mitternacht ein seltsames Licht über den Weg hin bis an die Mauer des Friedhofs. Es geht langsam hin und her, und hat einen eigenthümlichen Glanz. Oft ist es gesehen worden, und es sind noch Leute im Orte, die dieses wunderbare Licht selbst erblickt haben.

Der Hühner-Busch.

Im Walde, nach dem Dorfe Gellersen (Königreich Hannover) hin, befindet sich ein Platz, welcher der Hühnerbusch genannt wird. Er ist bekannt bei allen Leuten der dortigen Gegend. Auf dem Platze ist's unheimlich, wie allgemein im Volke erzählt wird. Der Wind rauscht sonderbar in den Bäumen, die im Hühnerbusche stehen, und aus dem Gebüsche umher scheinen eigenthümliche Stimmen zu flüstern. Die Hasen und Rehe verweilen nicht gern in der Gegend, und der Hirt, dessen Lust und Leben der grüne Wald ist, treibt die Heerde rasch durch den Hühnerbusch hin. Muß einmal ein Wandrer seinen Weg durch ihn hinnehmen, so wird ihm immer unheimlich zu Sinne, und er beeilt seine Schritte, um diesen Platz so bald wie möglich hinter sich zu haben. In dem Hühnerbusche hält sich nämlich ein gespenstischer Hahn auf. Dieser erhebt des Mittags, gerade wenn es zwölf Uhr ist, seine helle, weithin hallende Stimme. Wunderbar klingt sie durch den Wald hin, weit in der Runde umher. Der Hirt hat den Hahn im Hühnerbusche oft krähen hören. Dann sagt er: »es ist Mittag, der Hahn im Hühnerbusche kräht laut, die Sonne am blauen Himmel steht heiß über dem Walde,« und die Heerde begibt sich unter die schattenden Bäume, und lagert am vorüber murmelnden klaren Waldbache. — Der Holzhauer, welcher im Walde arbeitet, hört ebenfalls oft des Hahnes Krähen. Ertönt es, so wischt sich der Holzhauer den Schweiß des Angesichtes ab, schaut sich dabei ängstlich um, ob der Hahn auch nicht selbst kommt, nimmt die blanke Axt auf die Schulter, macht Mittag, und wandert dem Dorfe zu. Der muntre Waidmann, der mit dem braunen Dachshunde, oder mit dem blanken Hühnerhunde im Walde umherstreift, ist oft plötzlich stehen geblieben, und hat mit angehaltenem Odem gelauscht, wenn er den hellen Hahnen-Ruf aus dem Hühnerbusche her durch den Wald hallen hörte. Der treue Hund hat sich ängstlich an seinen Herrn gedrängt, und hat leise geknurrt. — Aber nicht allein des Mittags zwölf Uhr ertönt das Hahnengeschrei aus dem Hühnerbusche, auch in der Nacht, in der stillen Nacht kräht dieser Hahn. Wenn's Mitternacht, wenn Alles ruhig und still, wenn der Schlaf durch die Welt schreitet, und nur ein leiser Lufthauch durch die Bäume des Waldes zieht, und die Sterne hell am klaren Himmel stehn, dann, wenn es zwölf Uhr um Nacht ist, ertönt wieder der laute Hahnenschrei. Durch den dunklen stillen Wald hallt dann das Krähen noch weit wunderbarer und lauter, als am hellen Mittage; durch das entlegene Gebüsch, an dem sich schimmernd der Thau schaukelt, dringt die Stimme des Hahns. Der späte Wandrer hat mit schauerlich-süßem Gefühl das Hahnengeschrei gehört. — Bisweilen ist dieser Hahn im Hühnerbusche auch schon gesehen worden, seltener des Mittags, öfter bei Nacht. Es mußte einmal spät in der Nacht ein Bote durch den Hühnerbusch. Der Mond und die Sterne erhellten den Wald mit mattem Schimmer, der Wind raschelte in den braunen Blättern, die zerstreut unter den Bäumen umherlagen und umherkräuselten. Es war im Herbste, die Bäume waren schon ziemlich entlaubt, sie warfen lange Schatten im Mondenlichte, und hoben sich hoch zum Nachthimmel empor. An dem Gebüsch säuselten die gelben Blätter, hie und da zeigte sich eine junge Tanne mit ihren grünen Nadeln. Sieh, der Bote ist mitten im Hühnerbusche. Wie ängstlich der Bote athmet, und wie hastig er vorwärts schreitet. Still ist's rings umher im ganzen Walde. — Auf einmal kommt aus einem Busche ein großer, prächtiger Hahn gelaufen. Er ist ganz feurig. Wie flammt und blitzt sein mächtiger Kamm, wie glüht sein Schnabel, wie leuchten die hohen Schwungfedern des Schwanzes, wie funkeln die langen Sporen an seinen Füßen! Wohin er tritt, sprüht's wie von Funken. Wie stolz läuft er einher, wie hebt er die flammende Brust, wie glühende Kohlen schimmern seine Augen. Erstaunt steht der Wandrer, der Hahn aber, hinter dem es wie Lichtflimmer herzieht, läuft an ihm vorüber, fliegt auf einen alten Baumstamm, schlägt mit den blitzenden Flügeln, daß die rothen Feuerfunken wunderbar und weit umhersprühen im Gebüsch, im Grase und in den Bäumen, und kräht laut: Kikeriki! Kikeriki! Und wie der Ton seines Rufs noch weit durch den ruhigen Wald hinklingt, ist er auf einmal wieder verschwunden. Es war aber gerade Mitternacht. — Der Hahn im Hühnerbusche, groß und feurig, ist auch von manchen andern Leuten gesehen worden. Wenn er um Mitternacht kräht, so erwachen auf einen Augenblick die Vögel und die andern Thiere des Waldes.

Wiener Briefe.

19.

Die deutsche Oper in Wien. — Pia desideria.

»Von der *Bühne* herab muß auf die Bildung und den Geschmack des Volkes eingewirkt werden.« Das Theater, *Schauspiel* und *Oper*, übt einen tiefern nachhaltigern Einfluß auf den Kunstsinn, die Moral und das ganze nationale Leben aus, als es vielleicht auf den ersten Blick hin den Anschein hat. Hierüber ist schon Vieles und Beachtenswerthes geschrieben worden. Speziell sehen wir dies gegenwärtig mehr als je in dem unerquicklichen Resultate vor Augen, welches die *moderne italienische Musik* und das *moderne französische Schauspiel* auf unser Publikum ausüben. Beide haben nach und nach den Ernst und die Weihe in der *ganzen* Kunst, den wahren Geschmack an einfacher, edler und gediegener Poesie in *Ton- und Wort-Dichtungen*, und rückwirkend selbst im *Leben* untergraben, und beklagenswerthe Verflachung, Frivolität, Poesielosigkeit und Koketterie mit grellen Effekten eingeführt. Statt eine Schule der echt ästhetischen Bildung zu sein, ist die moderne Bühne eine Schule des Leichtsinns in Gehalt und Form geworden. Und das Gift, das sie verbreitet, ist um so verderblicher und contagiöser, als es sich in lockender verführerischer Gestalt darstellt. Darum wird das *Publikum* der spirituellen Tonkunst und dem gehaltvollen Schauspiele immer mehr entfremdet, und wenn es sich an den modernen, mit Honig und Kanthariden überschwenglich gewürzten Pasticcios den Magen verdorben hat, so findet es keinen Geschmack mehr an gesunder, kräftiger, einfacher Geistesnahrung. Geist, Gemüth und Herz kommen wenig mehr in Betrachtung bei den jetzigen theatralischen Genüssen, nur die Ohren sollen gekitzelt, und die Sinnlichkeit angeregt werden. Wahrlich, man sollte die Bühne und das Publikum unter Curatel eines homöopathischen Arztes setzen, damit es sich wieder an einfache, nahrhafte Diät gewöhne. Und unser liebes *Deutschland* — die Nation der Denker, wie es sich schelten läßt — nimmt nicht nur alle ausländische Trödelwaare jetzt bevorzugend und beifällig auf, sondern vergißt darüber sogar seine eigenen Meisterschöpfungen, seine National-Heiligthümer, und überläßt es Fremden, dieselben aus dem Schutte der Vergessenheit hervorzuziehen und in's helle Sonnenlicht gerechter Würdigung zu stellen. *London* läßt sich deutsche Opern und deutsche Sänger kommen, um sich an den großartigen Poesien eines Gluck, Beethoven, Mozart zu erheben und zu begeistern, es bringt die erhabenen Oratorien deutscher Tondichter mit ungeheuerem Aufwande zur Aufführung; *Paris* hört die göttlichen Symphonien Beethovens im Conservatoire mit einer Vollendung und Inspiration geben, wie wir es im Vaterlande nicht hören, und fast jedes Konzert erhält dort durch ein paar Instrumental-Werke deutscher Meister seine Weihe — und Wien begnügt sich dafür mit Musik von Bellini, Auber, Donizetti, Ricci rc. Unser Publikum glaubt genug gethan und seine Ehre gerettet zu haben, wenn es alljährlich ein paar Symphonien, ein Oratorium und zwei Mozart'sche Opern hört, und sich dann das ganze Jahr hindurch für

diese geistige Anstrengung durch frivole italienische und leichte französische Musik entschädigt. So muß uns das Ausland an Manifestationen feinen durchgebildeten Kunstsinnes vorangehen und uns durch den Jubel, mit dem es Schöpfungen unserer besseren Komponisten aufnimmt, aufmerksam machen, was wir an denselben Großes besitzen. — Freilich wird auch dort und in jeder großen Stadt nur ein kleiner Theil des Publikums, der ästhetisch und theoretisch vorgebildet ist, sich zum vollkommenen Verständniß und zur gründlichen Würdigung vollendeter Kunstformen aufschwingen; ein etwas größerer Theil wird im Allgemeinen von der poetischen Bedeutung und dem edlen erhabenen Charakter klassischer Tonwerke angeregt und entzückt werden; die Mehrzahl aber, deren Geschmack schon durch die herrschende italienische und französische Musik eine frivole Richtung genommen, und sich durchaus verflacht hat, hat gar keine Ahnung von den hohen Schönheiten ernster guter Tonkunst, und wenn sie auch manchmal im Nothfalle, um sich nicht ganz zu vergeben, mit einer Mozart'schen Oper oder einem Händel'schen Oratorium kokettirt — so dankt sie doch immer Gott im Stillen, wenn es vorbei ist, und entschädigt sich schnell zu Hause durch eine Donizettische Arie oder eine Lißt'sche Etüde. Und bei uns gehört zu dieser letzten Klasse leider gerade das große elegante tonangebende Publikum, welches die Kunst der Mode unterwirft, Kunstwerke wie Modeartikel behandelt, und sich ohne innere Ueberzeugung gerade für jenes Genre am eifrigsten interessirt und enthusiasmirt, das eben en vogue ist. In Paris und London ist jetzt klassische Musik fashionable geworden, und wenn dies auch noch nicht genug ist, so ist es doch viel, und wenn es auch vor der Hand vielleicht nur Mode ist, so ist's doch eine Mode, die zum Guten führt, und immer besser Mozart und Gluck en vogue, als Donizetti und Herold. Wenn in Wien z. B. Mozart und Beethoven in die Mode kämen, und unser großes Publikum, selbst ohne ästhetisch dafür vorgebildet zu sein, müßte im Jahre einige Duzendmal deren Opern und Symphonien hören, so würde es bei seiner Empfänglichkeit für alles Schöne auf empirischem Wege einsehen und erkennen lernen, was es Großes und Schönes um gute Musik ist; und wie durch vieles Anhören seichter Musik sein Geschmack verdorben wurde, so würde durch oftmaliges Anhören klassischer Tonwerke sein Kunstsinn wieder verbessert und gehoben werden, und es würde sich endlich zu letztern wahrhaft hingezogen fühlen. Um aber dahin zu gelangen, fehlt es jetzt dem Publikum an Gelegenheit, Meisterwerke der Tonkunst vollendet aufführen zu hören — und das ist die Schuld der Operndirektion. Wenn diese dem Publikum mit Consequenz gediegene Opern deutscher, italienischer und französischer Schule vorführte — denn auch Italien und Frankreich hat aus der vorletzten Zeit her treffliche Tonwerke aufzuweisen — wenn sie die ältern klassischen Opern mit neuer glänzender Ausstattung und guter Besetzung in die Szene brächte — statt dieselben stiefmütterlich und wie alte Trödelwaare zu behandeln — wenn sie statt schlechter Vorspiele Beethovensche Symphonien geben ließe: so würden gewiß beide Theile dadurch bedeutend gewinnen. Und bei der auffallend steigenden Theaterwuth der Wiener und den immer höher gesteigerten Theaterpreisen könnte die Operndirektion wirklich Größeres leisten, mehr und bessere Abwechslung ins Repertoir bringen, neue gute Opern schneller in die Scene setzen und auf die mise en scene alter Meisterwerke mehr verwenden, so wie überhaupt viele Arrangements verbessern. So bedürfte die Komparserie einer bessern Organisation, um oftmalige lächerliche Störungen zu vermeiden; die Kostüme dürften viel brillanter sein und den Anforderungen der Schönheit und historischen Wahrheit mehr entsprechen; die Maschinerien sind in elendem Zustande, besonders die Flugwerke und die Marine, welche bei den Schiffenden leicht Seekrankheit erregen könnte; die Dekorationen, einige wenige von Millitz ausgenommen, lassen ebenfalls sehr viel zu wünschen übrig. Sonst besäße unsere deutsche Oper alle Elemente, was Sänger und Sängerinnen, Chor und Orchester anbelangt, um unter allen deutschen Theatern den ersten Rang einzunehmen und mit sämmtlichen großen europäischen Bühnen zu rivalisiren — wenn nur diese eminenten Kräfte gut verwendet und geleitet würden. Wir wollen sie die Revue passiren lassen. Was die Tenore ersten Ranges betrifft, die vielseitig gebildet und allseitig verwendbar sind, so haben wir hier so wie jetzt auf den meisten Bühnen daran empfindlichen Mangel, denn ein Phönix wie Wild wird nicht sobald wieder auftauchen, der in allen Schulen und allen Genre's der Opernmusik gleich ausgezeichnet war. Unser Wunsch kann nur sein, daß die Direktion von Neuem den Veteranen Wild oder den jugendlich aufstrebenden Tichatschek, diesen trefflichen Tenor, für die Oper gewinne. Unsere jetzigen zwei ersten Tenore sind Erl und Schunk. Erl ist ein gut musikalisch gebildeter Sänger, besitzt eine schöne kräftige Stimme, besonders sind die höhern Chorden derselben vom hohen F bis H von vorzüglichem Klange, sein Falsett ist gut ausgebildet und sicher, seine Singmethode und Stimmlage paßt am besten für die französische Oper und überhaupt für den staccirten Gesang. Wenn Erl auf seine schöne Stimme und auf tüchtiges Studium seiner Rollen mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verwenden möchte, könnte er Ausgezeichnetes leisten, so wie seine Durchführung des Raoul in den »Ghibellinen« wirklich eine vortreffliche Leistung ist. Dessenungeachtet läßt er gewöhnlich das Publikum kalt, wie leider die meisten deutschen Sänger, weil er nur Noten singt, nicht aber Gefühle, weil sein Gesang des Deus, quo agitante calescimus, entbehrt, und sich weder in seinen Tönen noch in seinem Spiele Phantasie, Seele und Leidenschaften abspiegeln. Hierüber im Allgemeinen noch später ein paar Worte. — Schunk hat einen etwas schwachen Tenor ohne besonders metallreichen Klang, seine Bruststimme reicht bis zum hohen a, sein Falsett ist rund und hübsch. Er ist ein fleißiger Sänger und studirt seine Rollen eifrig und aufmerksam, nur faßt er sie gewöhnlich zu sentimental und pathetisch auf; seine Stimme eignet sich weniger für Schreipartien, wo sie ihres Mangels an Kraft wegen nicht durchdringen kann, als vielmehr für Cantilenen, daher er z. B. seine Rollen im »Postillon von Longjumeau,« in der »Genueserin,« und im »Liebestrank« recht brav durchführt. — Die Baß-Partien sind ausgezeichnet besetzt. Staudigl, ein Sänger wie es Wenige gibt, vereint mit den gründlichsten Musikkenntnissen eine treffliche Schule und einen herrlichen metallreichen Baß, dessen Töne vom tiefen F bis zum hohen F und in der Force auch bis Fis und G von gleicher Stärke und gleichkräftiger Schönheit sind. Die Darstellung mancher seiner Rollen zeugt von tiefer Auffassung der Musik und tüchtigem Studium der Partien, leider scheint er aber nachgerade sehr häufig zu nachlässig zu sein, den Charakter und die Musik seiner Rollen gehörig einzustudiren; vor Allem eminent ist er in deutschen Opern und im Oratoriengesange. — Draxler besitzt eine schöne starke Baßstimme vom tiefen Es bis zum hohen F reichend, welche noch einer vollkommnern gleichmäßigern Ausbildung fähig ist, so wie sein oftmals schwankender indecidirter Vortrag durch fleißige Etüden noch mehr Sicherheit und Abrundung erlangen muß. — Schober ist Einer jener Sänger, welche mit wenig Mitteln viel Effekt zu machen wissen; seine Stimme hat seit Jahren bedeutend verloren, besonders an Umfang, so daß seine bessern Töne beiläufig von H bis Fis sind; auf diese wenigen Töne stützt er sich aber auch immer, und zwar auf eine so kluge Weise, daß er damit mehr Wirkung macht, als andre deutsche Sänger mit doppeltem Stimmumfang. Er scheint zwar nicht sehr gründlich musikalisch zu sein, besitzt aber eine effektvolle italienische Gesangsmanier, und weiß sowohl dadurch als noch mehr durch das Feuer seines Vortrags und Spieles außerordentlich zu bestechen. — Weinkopf, ein tüchtiger Sänger und gründlicher Kenner der Musik und des Contrapunktes, Just, besonders in komischen Spielpartien ganz vorzüglich, und Bielzicki, ein recht angenehmer Tenor, sind sehr verwendbare Mitglieder der deutschen Oper. —

(Der Beschluß folgt.)

Hamburger Bilder.

Von J. W. Christern.

(Fortsetzung.)

III.

Das Straßenleben hat an Universalität gewonnen, seit nach Art der Pariser organisirte Omnibusse die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen, und ihre Stationen selbst bis nach Altona und Ottensee ausdehnen. Weil dadurch ein großer Theil der sonst üblichen und zahlreichen Droschken zweck- und brodlos wurde, so hat natürlich der Einzelne, wie bei allen Instituten der Art, verloren, indessen die Masse, das eigentliche Volk, dabei immer nur gewinnt. Die Meisten aber wollten und wollen dies nicht einsehen, und erhoben darob ein gewaltiges Zeter über Unterdrückung und Beeinträchtigung der Kleinen, die damit nun theilweise ihre tägliche Erwerbsquelle verloren. Welche Folgen dieses indessen für die Zukunft haben wird, und ob dieses Institut, nachdem die Neuheit davon ganz und völlig verschwunden, wird in allen Zweigen bestehen können, läßt sich jetzt noch nicht entscheiden. Man sieht aber auch hierin, wie leicht es dem Hamburger wird, sich, wie in so vielem Uebrigen, den Pariser Sitten und Gebräuchen zu accomodiren, und was an der Seine gedeiht, auch an der Elbe zu berathen. Eins aber wird hier dennoch wohl abgehen: die burlesken Pariser Omnibusscenen, weil der holde Leichtsinn und die Allgemeinheit fehlt, der Kondukteur des Omnibus auch jeden die Anständigkeit irgend Beeinträchtigenden zurückzuweisen hat.

In der Art, wie Herr Professor Suhr die verschiedenen in Hamburg sich bunt durch einander mischenden Kleidertrachten zu einer Reihe

niedlicher Kostumbilder vereinigt hat, ist es, so viel ich weiß, noch keiner Feder gelungen, das vielverzweigte und auf gewisse Weise dem Pariser und Londoner gleichende mannigfaltige Gesammtleben aufzufassen und in detaillirter Beschreibung wiederzugeben. Vielleicht bietet keine Stadt in ihren Ringmauern selbst so entgegengesetzte Partien und verschiedene Eindrücke als eben Hamburg. Wie verschieden ist das Leben und Treiben in dem Quartier an der Elbe von dem an der Alster; wenn dort Alles auf die Expedition nach fernen Welttheilen und durch einen unheimlich fremden Lebensgeist auf das öde lautlose Seeleben und den emsigen Spekulationsgeist des Handels deutet, so mahnt hier Alles an die Lebenslust und Beweglichkeit der vornehmen Welt; hier unter den schattigen Linden eilt die schnippische »Lütmaid« zwar nicht mehr in dem ehemaligen sittsam-originelleren Kostume, im Putze vorüber, und der moderne Dandy sucht in der Alsterhalle, in der Konditorei von Giovanoly das Amusement seiner Tage. Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt scheint weniger Werkel- und Geschäftstag zu sein, während hier Alles einen Tag der Lust und Freude verkündigt. Vielleicht ist heute oder morgen wieder eine »vornehme Hochzeit,« dann wehen Dutzende von bunten Flaggen auf den Gondeln des Alsterbassins und spiegeln ihre Farben in der stillen glänzenden Flut.

Die häufigen Regenwolken, welche sich hier sammeln und entladen, und die tief gelegenen Straßen, selbst in den trockenen Jahreszeiten, mit einem ewigen Straßenschlamm überziehen, der, aufs feinste zerrieben und amalgamirt, an die Kleider geworfen wie Pech haftet und Manchem bei anhaltendem Regenwetter ein unaufhörliches Schlammbad bereitet, erinnern an die Seinestadt, wie ebenfalls nicht minder die größtentheils noch finstern, engen und krummen Straßen. In den letzten Jahren hat Hamburg darin manche angenehme Veränderung erfahren, und so viel thunlich kömmt das Bemühen des Einzelnen der Gesammtmasse zu Gute. — Eine eigene Erscheinung aber ist es, daß Hamburg bei seinen öffentlichen Bauten insbesondere nicht immer so glücklich ist, als man es von einer der begütertsten und vornehmsten Städte Deutschlands fordern und erwarten sollte. In der Regel, wird man sagen, findet sich bei jedem menschlichen Unternehmen etwas, bald dieses, bald jenes, auszusetzen; allein Wesen, Grund und Folge der Sache ist hier eigentlich doch anders gemeint; wovon das eigentliche Motiv, die materia peccans, wohl weniger in der Tüchtigkeit der betheiligten Männer, als in der Eigenthümlichkeit des Volkscharakters zu suchen ist.

Neue Bauten von statistischer Bedeutung sind das bereits bezogene Schul- und Gymnasialgebäude auf dem Platze der 1806 abgebrochenen Domkirche, und die neue Börse auf dem sogenannten Adolfsplatze, wo früher das Denkmal Adolfs von der Schauenburg stand. Die Stadt, ohnehin arm an freien, geschweige schönen Plätzen, hat dadurch wieder bedeutend an luftigen Räumen eingebüßt; allein wohin mit dem Bau, wenn doch einmal gebaut werden sollte; die Noth lag vor der Hand. Möchten in das erstere nur auch aus dem alten Johanneum die alten guten Geister mit herüber gezogen sein, und über dem letzteren, sobald der reiche Kaufmann dahin seine Schritte lenkt, nun auch die wirksamen und gütigen Götter des Glückes und des Reichthums schweben! —

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Den 13. und 17. d. M. hatten die Produktionen des Hrn. Döbler ihren fröhlichen Fortgang, und besonders verdient der Abend des 13. in den Annalen unserer Theaterchronik roth angestrichen zu werden. Es ging damals den Darstellungen des Hrn. Döbler Castelli's Lustspiel: »Die Schwäbin« voraus, und unsere treffliche Binder wirkte darin wieder mit solcher Meisterschaft, daß ich mich kaum eines so amusanten Duo erinnere, wie sie und Hr. Döbler, jedes gleich ausgezeichnet in seiner Sphäre, es an dem genannten Abende zu Stande brachten. Möchte doch Mad. Binder öfter in Rollen von ähnlichem Charakter Beschäftigung erhalten! Die »ewige Jugend der Kunst« leidet freilich — so sehr auch manche Actrice dagegen protestiren mag — keine analogische Ausdehnung auf die ewige Jugend der Künstlerin, aber Mad. Binder mit dem Wohllaut ihres wunderherrlichen Organs soll sich nicht vor der Zeit den jugendlicheren Rollen allzusehr entfremden. — Am 18. wurde ein neues Lustspiel von Schmiedl aufgeführt: »Die Wunderkur.« Das Publikum hat gerichtet, und da eine Reprise der Novität nach ihrem ersten Fiasko wohl nicht zu befürchten ist, so will ich vielmehr dem Autor und mir die Kritik seines Maienkindleins erlassen. — Den 20. spielte Hr. Döbler zum vorletzten Male. — Den 21. ward Adam's Oper: »Der Brauer von Preston« gegeben. — Gewiß waren diese beiden Vorstellungen für das zahlreich versammelte Publikum ein bedeutungsvolles Fest — denn sie wurden durch die Gegenwart des durchlauchtigsten Erzherzogs Franz Karl verherrlicht. —

ud. u.

Notizen.

(München.) Im Atelier von Stiglmaier schreitet jetzt Alles rasch vorwärts; von den zwölf kolossalen Fürstenstatuen, welche den Thronsaal zieren werden, sind nun acht gegossen, fünf ganz vollendet, und die sechste wird so eben vergoldet. Zur Vergoldung jeder Statue braucht man beiläufig 300 Dukaten an reinem Golde. Die Büste der Bavaria ist schon modellirt, und wird nun in Gyps ausgegossen. Unter einem eigens zu diesem Zweck erbauten Hause arbeitet man an der Ausführung der übrigen Theile der 54 Fuß hohen Statue, zu deren innerem Gerippe, um nämlich den Koloß aufrecht zu erhalten, vier der größten Baumstämme verwendet werden mußten. Es wird dies wohl das größte Standbild sein, das seit der Römerzeit in Erz gegossen wurde; denn der San Carlo Borromeo am Lago maggiore, wie der Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel sind bekanntlich aus geschlagenem Kupferblech. — Unsere großartige Ludwigsstraße nähert sich immer mehr ihrer Vollendung. Man beschäftigt sich jetzt damit, drei Häuser der Mittelfronte der Theatiner-Schwabinger-Gasse abzubrechen, und an deren Stelle eine öffentliche Halle im Style der »Loggia di Lanzi« in Florenz zu erbauen. Wie jene der Perseus von Cellini und andere werthvolle Statuen zieren, so wird unsere Halle mit den Feldherrnstatuen Wrede's und Tilly's geschmückt werden. Sie sind bereits nach Schwanthalers Entwurfe in Modell vollendet, und werden, 11 Fuß hoch, auf hohen Postamenten zu stehen kommen. — Die Bestimmung der Halle ist eine durchaus öffentliche; sie wird dazu dienen, den Vorübergehenden oder Längerverweilenden Schutz gegen schnell einfallende Regengüsse oder auch schattende Kühlung bei großer Hitze zu gewähren. Außerdem wird sie die schöne Ludwigsstraße gewissermassen abschließen, und dieser, so zu sagen, die Krone aufsetzen.

(Thalia.)

(Napoleon.) Zu den vielen Darstellungen Napoleons, welche die Spekulation in allen Kunstläden von Paris feilbietet, ist seit Kurzem eine sehr eigenthümliche Statuette hinzugekommen. Sie stellt Napoleon als General der Republik dar, wie er auf einem Kameele durch die syrische Wüste reitet, — gewiß einer der originellsten Momente aus seinem Leben. —

(Ein eigenthümliches Monument und Familienfest.) Die Schumacher'schen astronomischen Nachrichten enthalten folgende Mittheilung des Prof. Dr. Mädler: »Das größte und berühmteste aller optischen Instrumente, W. Herschels 40 füßiges Teleskop, welches im letzten Jahrzehent des vergangenen Jahrhunderts ihn Entdeckungen machen ließ, von denen so manche die Kräfte aller andern Werkzeuge bisher noch stets verspottete, — war schon längst in seinem wesentlichsten Theile der Zeit zum Opfer gefallen, und diente nicht mehr zu Beobachtungen; noch immer aber erhob sich in der Nähe von Slough das gewaltige Gerüst, welches gedient hatte, das 60,000 Pf. schwere Instrument mit Leichtigkeit in jede beliebige Richtung zu bringen und zu fixiren. Am Schluß des J. 1839 ließ John Herschel dies Teleskop ab- und auseinandernehmen, um seine Bestandtheile zu einem Monumente seines Vaters zu ordnen. Das 40füßige Rohr ward bei dieser Gelegenheit auf drei steinerne Pfeiler in horizontaler Richtung niedergelegt, und mit einem frischen Anstriche versehen, der in der Folge, so oft es nöthig, wiederholt werden soll, um es möglichst lange zu bewahren. In der Neujahrsnacht versammelten sich die weiterhin Genannten zu einem im Innern des Rohrs veranstalteten astronomischen Familienfeste, wozu J. Herschel selbst ein Gedicht verfaßt hatte. Der Chor wurde von seinen 6 ältesten Kindern (von 10 bis 3 Jahren) ausgeführt. Miß Caroline Herschel (in Hannover, welche ihren Bruder in seinen astronomischen Beobachtungen unterstützt hatte) theilte dem Fräulein Minna Witte (jetzt meine Gattin) eine Abschrift eigner Hand mit, die für 91 Lebensjahre noch eine ausgezeichnet feste und sichere genannt werden kann, diese übertrug sie ins Deutsche, und so sind beide Gedichte in meine Hände gelangt.

J. H. Mädler.«

Othmarschen, 10. Juni 1840.

Bei den k. k. Postämtern wird auf das Quartal Oktober bis Dezember von „Ost und West" Pränumeration angenommen mit 1 fl. 57 kr. Conv. M. und 12 kr. C. M. Couvertgebühr.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 79. Mittwoch den 30. September. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 143) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Düsseldorfer Kunstausstellung.

Die Düsseldorfer Kunstausstellung zeichnete sich in diesem Jahre weniger durch Anzahl der eingesandten Werke, als durch den Werth der Bilder aus, da beinahe alle über die gewöhnlichen Leistungen der Mittelmäßigkeit hinaus, viele an das Höchste anstreifen, was nur in der Kunst geleistet werden kann, da die Erzeugnisse mehrer genannter Künstler darthun, daß ihre Bildner sich vom Guten zum Bessern gewandt, und eine höhere Stufe noch zu erklimmen suchen. Deutlich zeigt die Ausstellung, was durch sie für die Kunst geleistet worden, wie die Geister geweckt, und zu dem höhern Streben in Malerei und Bildnerei geführt werden; dies kann nur die Gesammtheit würdigen, wo hingegen die Kunstwürdigung, dem Einzelnen überlassen, das Große verkannt läßt und die Spielerei und das Kunststück hervorhebt.

Im geschichtlichen Bilde standen Lessing und Stielke allen Andern voran; Ersterer in seinem Bilde Kaiser und Pabst, das Heinrich den V. vorstellt in dem Augenblicke, wo er Pabst Paschalis gefangen nehmen läßt — und den stürmischen kühnen König, aus dessen Auge das böse Gewissen redet, in sprühender Unruhe vor dem alten Kirchenvater darstellt, der, ob alle Kardinäle aufschreien, weinen und verzweifeln, mit einem sanften Lächeln die gezogenen Waffen anschaut, die bald vor seinem Worte brechen müssen. Das Bild, wie klein sein Umfang, drängt die ganze gewaltig bewegte Zeit mit all ihren Kämpfen und Opfern in den engen Rahmen, und versenkt den Beschauer unwillkürlich in den Strom der Jahrhunderte. Stielke gab uns die Farbenskizze zu seinem Auszuge der letzten syrischen Christen, eine schön gruppirte Erfindung, in welcher Jüngling und Greis, Priester und Richter, Jungfrau und Weib dem Drange der Barbarei entweichen, und auf den Wellen Rettung und Zuflucht suchen. Zu seinen Darstellungen aus dem Leben der Jungfrau von Orleans sind jetzt blos die Zeichnungen vollendet, welche aber auch als solche schon den reichen, kräftigen, überall naturgetreuen Künstler bethätigen.

Unter den übrigen Geschichtsbildern ist Haachs Elieser, Isaak und Rebekka eine schöne, des Gegenstandes würdig durchgeführte Komposition, die darthut: daß der Künstler nicht mit dem ersten großen Bilde, das seinen Namen begründete (Christus im Sturme), abgeschlossen hat, sondern daß er in rüstiger Jugendkraft fortarbeitet. Barys »Esther beim König Haman klagend,« Plüddemanns »sterbender Kolumbus,« Karl Klasens »Rudolf von Habsburg, dem Priester das Roß abtretend«, sind Bilder, welche die Zierde jeder Sammlung sein können, und Fay's »Simson im Schooße Delilas« bekundet einen Geist voll Kraft und Anmuth, der in kurzer Zeit mehr von sich reden machen wird.

Das Volksgemälde (das Genrebild), am leichtesten zu erfinden, wie es auch am leichtesten aufgefaßt und begriffen wird, ist, wie es sich denken läßt, auch am zahlreichsten vertreten. Weit über alle ragt Jakob Beckers »Landleute im Gewitter.« Eine mit der Ernte beschäftigte Bauernfamilie, welche, vom Gewitter überrascht, das in ihrem fernen Dorfe schon eingeschlagen, sich rasch ankleidet, und in Schreck und Besorgniß nach Hause eilt. Alles auf dem Bilde ist schön, jeder Zoll ein Meisterstück. Der düstere, grell beleuchtete Gewitterhimmel, die verdeckte Ferne, die Feuersbrunst, die Erntefelder, die erschreckten Alten, die Kinder, welche ihre Blumen wegwerfen und neugierig nach den fernen Flammen schauen, alle Personen, die da leben, sich bewegen, die wirkliche Menschen, wirkliche Westerwälder Bauern, keine Modelle, keine Gliederpuppen sind, Zeichnung, Farbe, Ausführung und Erfindung spricht bei diesem Bilde so wunderbar an, als es nur bei einem historischen der Fall sein kann.

Das Liebliche scheint in Steinbrücks »Elfen« erschöpft, welche nach der Tieck'schen Novelle ihre kleine Freundin auf dem Teiche in einer Muschelgondel führen, und sich vor ihr auf riesigen Wasserrosenblättern schaukeln und in einander verschlingen, als ob der Künstler wirklich einmal einen Elfenreigen belauscht und aus lebhafter Erinnerung das Bild gemalt hätte, das ebenfalls mit seiner tiefen Anspielung an die geschichtliche Bildnerei anstreift.

Die Komik hätte nicht besser vertreten sein können, als durch Schrödter und Hasenklever. Der erste gab uns »Sir John Falstaff auf der Aushebung« vor dem Friedensrichter Schallow, wo dann Silence, Schallow, John, Bardolf, der Schelm von Page, wie Warze, Bullkalb und der heroische Schneider so schön, so effektreich gruppirt sind, daß wir nur durch des Künstlers Wink, der sich in Schallows Schreibstube als Schreiber hingemalt, hinter allen Zauber kommen, da er so darthut, wie er alles lebendig mit angesehen hat. Hasenklever stellte »Hieronimus Jobs« im Examen dar, ein Bild, das in Gruppirung nicht das Leben, in der Farbe nicht den Glanz und die Natur Schrödters bringt, aber doch am unvergleichlichen Ausdrucke in den verschiedenartigen Gesichtern des Examinanden, wie der Examinatoren, ein dem vorigen ebenbürtiges Talent bekundet, und in diesem Werke die ganze Jobsiade an guter Laune und natürlicher Komik aufwiegt. — Die Zahl der Jägerinnen, Kirchgängerinnen u. s. w., welche immer wie Spiegelbilder ein gelungenes verdoppeln und verleiden, war diesmal kleiner als gewöhnlich, was sich bei dem ernstern Studium von selbst versteht.

In der Landschaft bewunderten wir Achenbach in seinen norwegischen Bildern, seinen Stürmen an der englischen Küste, seinen holländischen Strandansichten; neben der klaren, früher nie erreichten Naturwahrheit, besonders des Wassers, schwebt über jeder Landschaft ein eigener Geist, ist in der Auffassung ein Gedanke zu erahnen, der die

Landschaft über das hinaufhebt, was wir früher unter diesem Namen begriffen haben. Breslauer eiferte dem ersten befreundeten Meister nach in Darstellungen aus dem hohen Norden, während Schulten und Häke uns die schönen Rheinlandschaften vergegenwärtigen, Pose, vor Allen aber Normann, uns in die Schweiz entführen; Scheuern uns durch seine romantischen Kompositionen auf eine Zeit lang hinreißt, dann aber durch seine Bizarrerien, durch seine fehlerhaften Zeichnungen wieder abstößt, welche der junge Künstler mit geringem Aufwand an Fleiß und Studien wohl vermeiden könnte.

Pulian, der Architekturmaler, sprach aus einem Meisterstücke, »die Kirche zu Bacharach« vorstellend, und Schirmer war wenigstens in einer Skizze aus Rom unter seinen Freunden gegenwärtig. Im Portrait leistete Sohn beinahe das Höchste, was in dieser Gattung zu leisten ist, so daß wir uns statt aller Lenoren und Dianen, die doch immer dieselbe Idee des Künstlers wiederholen, alle denkwürdigen Zeitgenossen so abgespiegelt und so getreu und geistreich auf die Nachwelt gebracht wünschten. Zum Frankfurter Kaisersaale fanden sich die Bildnisse »Konrad II.« von Lorenz Klasen, »Friedrich I.« von Lessing, und »Max II.« von Rethel aufgestellt, welche alle durch tiefe Auffassung in die Reihe geschichtlicher Bilder zu stellen sind und sich einer Ausführung erfreuen, wie heutiges Tages wenige Portraits. Die beiden ersteren Bilder sind rein aus historischen Charakter-Studien hervorgegangen, zu letzteren aber sowohl Münzen, wie zeitgenössische Darstellungen benutzt worden.

Auch im Stillleben war manches Anziehende zu sehen, worunter die Leistungen des wackern kleinen Jakob Lehnen obenan stehen.

Die schönsten Bilder der Ausstellung, besonders im geschichtlichen Fache, waren alle schon Eigenthum des Vereins, was aber das Landschaftliche betrifft, hätte von dem Vereinsausschuß wohl eine bessere Auswahl getroffen werden können, so daß kaum zu glauben, daß die Auswahl nicht ohne persönliche Rücksichten geschehen sei. Derartigen gehässigen Nachreden, wie sie oft verlauten, solchen Mißhelligkeiten und einseitigen Geschmacksrichtungen wäre wohl vorzubeugen, wenn der Ausschuß nur auf ein Jahr zusammen träte, und so nach der Reihe eine größere Anzahl von Kunstkennern auf den Verein Einfluß üben könnte. Eine Auskunft, welche so offen und natürlich ist, daß man kaum begreift, warum dieselbe nicht lange schon getroffen wurde, da so oft junge Maler Beschwerden geführt, und Kunstkenner ihre Mißbilligung geäußert haben.

Wilhelm von Waldbrühl.

Treibholz.

Von Apollonius von Maltitz.

Wenn ein Chinese dankbar ist, so wünscht er nach seinem Tode in ein Pferd oder in einen Esel zu fahren, um seinem Wohlthäter recht nützlich zu sein.

Selbst der wohlwollendste Mensch, wäre er auch ein Geschichtschreiber, kann nicht, wie ein Espenlaub, für die Nachwelt zittern.

Im Programm einer Vorstellung »betriebsamer Flöhe« war angekündet: »Der Kupidowagen gezogen von zwei Schmetterlingen; Kupido und Schmetterlinge sind Flöhe.«

»Wenn es Jedem nach Verdienst ginge,« sagt Hamlet, »so bekäme Jedermann die Peitsche.«

Hamburger Bilder.

Von J. W. Christern.

(Beschluß.)

IV.

Der Geist färbt sich ab an dem Geiste, und die Geister der Zeit borgen ihre Nuancen und Charaktere von den Geistern des Orts. Der Geist, welcher Hamburg beherrscht, ist ein zwiefach getheilter und ganz verschiedener, der Geist der Fremde und der Heimat; der Geist des Bürgerthums und der Aristokratie; der Geist des Geldstolzes und der Leutseligkeit. Es ist ein Glück für Hamburg, daß die Armuth hier nicht wie in andern großen und reichen Städten so stark und groß hervortritt, daß sie allseits schon gemildert erscheint und durch selbsteigene Thätigkeit von dem öffentlichen Mitleid mehr auf die stille häusliche Klause hinübergeleitet wird. Doch ich wollte nicht eigentlich von der Armuth, sondern von den Geistern reden.

Der Witz des Volkes ist monoton, und dieses zehrt oft jahrelang von einem einzigen gesundenen Korne, während in Berlin die Eckensteher und Schriftsteller dritten Ranges sich darin wechselseitig an Fruchtbarkeit bekämpfen. Und der Witz, welcher so zum Vorschein kommt, ist ganz wie die Sprache, die ihn erzeugte, plattdeutsch, platt. Wienbarg, der wackerste Niedersachse, hat dieser seiner Muttersprache einst die Fehde erklärt; er hat in einer originellen kleinen Schrift und später mehrmals sich darüber ausgesprochen, daß alle in jenem Idiom zu gewinnende Bildung für die Zeit ungenügend sei, daß sie dem wirklichen Fortschritt der Humanität einen unauflöslichen Hemmschuh anlege; allein das edle Herz hat keinen Anklang gefunden, und gerade in Hamburg, dem großen Orte, wo die plattdeutsche Sprache noch in allen Ständen ihre versumpfende Macht geltend macht, nicht die mindeste Theilnahme sich erworben. Es waltet zwischen Sprache und Geistesbildung die feinste Verbindung ob, allein es ist nicht rathsam, hier darüber weiter in das Einzelne zu gehen. Wollt ihr einst etwas dafür wirken, so stiftet Mäßigkeitsvereine gegen die plattdeutsche Sprache, und betretet jene Geistesbahn, die euch eben so sehr von französischer Aefferei als steifer mittelalterlicher Unbeholfenheit, die nicht mit Geradheit des Sinnes zu verwechseln ist, entfernt.

Eine Folge von diesem starren Eigensinn ist auch der Mangel an feinem Sinn, besonders für bildende Kunst und öffentliche Institute der Art. Zeigt sich einmal in einer einzelnen Bürgertugend das Talent dafür, das sich hier gleichsam wie in einer Oase verliert, so erscheint es auch ganz gewiß in obgedachtem Charakter. Hamburg besitzt keine öffentlichen Sammlungen, kein Museum, keine Bildergallerie, die dem Staate, der Volkssouveränität gehörte, aber ein einfacher Bürger, der Oberalte, Herr Röding, hat sich von Kindesbeinen an in den verschiedensten Sammlungen versucht, und sein Schatz bildet das sogenannte Röding'sche Museum, das sich in einem langen Materialien-Gebäude des alten Bauhofes befindet. Als Privatsammlung verdient dieses sogenannte Museum allerdings gerechte Aufmerksamkeit, und manche Seltsamkeiten, die mehr zufolge einer eigenen, gewissen Personen von sinniger Natur anhängenden Liebhaberei hierher kamen, sind bemerkenswerth genug; allein der in Natur, Wissenschaft und Kunst wirklich Gebildete wird hier immer nur eine sehr untergeordnete Befriedigung finden. Deßhalb mag die Commune, wozu schon verschiedene Versuche gemacht worden sein sollen, diese Sammlung auch mehr aus Achtung gegen die Originalität des Mannes, als gegen den Werth, ihrer würdig, an sich zu bringen und zum Staatsgut zu machen suchen.

Es wäre hier vielleicht die schicklichste Gelegenheit, von Hamburgs allgemeiner literarischer Bildung noch ein Wort zu reden; bestimmt sich darüber auszulassen ist aber ein eben so mißliches als rücksichtsvolles Unterfangen. Die Bestandtheile und entgegenwirkenden Elementen sind zu mannigfaltig, die Träger und Hülfsquellen zu sparsam, als daß man Sicherheit und Feinheit, wie z. B. in Kunsturtheilen, allgemein nennen könnte. Natürlich rede ich nur von der gebildeten Masse. Im Ganzen wirkt nur der Enthusiasmus, welcher an sich, wenn er nicht von einer gewissen idealen Bildung der Gesinnung begleitet wird, immer einseitig und unvollkommen bleibt.

Nur das sei mir noch erlaubt, von einer viel gefeierten edlen Frau zu reden, in der Hamburg, ohne es zu welthistorischer Kunde zu bringen, ohne Sentimentalität und herznagenden Weltschmerz, seine Rachel und Charlotte Stieglitz besitzt. Vielleicht war es nur ein ungünstiger Umstand, daß Emilie Schröder weniger mit jungen, schreiblustigen Literaten als mit gebildeten Tonkünstlern insbesondere in Berührung kam. Allein Karl Maria von Weber, Louis Spohr, Eberwein u. A. fanden und schätzten in der sinn- und gefühlvollen Emilie die Dame von hohem Edelmuth und geistreicher Conversation. Für wie Viele war und ist sie noch jetzt die Leiterin und Trägerin des reinen Ge-

schmacks, die Beschützerin der Kunst, die Empfängliche für jedes Schöne, Ausgezeichnete und Wahre. Gewiß, Emiliens Memoiren, die Geschichte ihres speziellen kunstsinnigen Umgangs und ihrer lebensreichen Gesellschaft, würden eine Quelle reizender Unterhaltungen und angenehmer Erinnerungen bilden. Es ist mehr eine stillwirkende als lautrauschende Tugend, der statt trübsinniger Ueberspannung das reizende Element der Naturkraft und des Lebens innewohnt.

Wiener Briefe.

19.

Die deutsche Oper in Wien. — Pia desideria.

(Beschluß.)

Das weibliche Opernpersonale ist der Bedeutung und Zahl nach ausgezeichnet und kann mit jeder der größten europäischen Bühnen siegreich in die Schranken treten. Zwei der ersten lebenden Sängerinnen sind unstreitig Madame Hasselt-Barth und Dem. Lutzer. Jede eminent in ihrem Genre, und bei der Verschiedenheit ihrer Eigenthümlichkeit und ihres Wirkungskreises durchaus Keine eine Rivalin der Andern. Ich begreife gar nicht, wie sich darüber hier zwei Partheien bilden konnten, deren jede durch lärmende Exzesse ihr Idol als Alleinherrscherin auf den Thron setzen will, und sich so gegenseitig und noch mehr dem unbefangenen Zuhörer den ruhigen Opern-Genuß verkümmern und verderben. — Das Publikum sollte froh sein, daß es zwei solche Sängerinnen, wie Mad. Hasselt-Barth und Dem. Lutzer sind, besitzt, und sein eigenes Vergnügen und die gerechte Würdigung Jeder derselben nicht der kleinlichsten Parteiwuth aufopfern; denn dieser Kampf ist eben so lächerlich, als wenn sich der Streit erhöbe, ob Mad. Rettig oder Dem. Müller eine größere Schauspielerin sei. Ueber die Erbärmlichkeit solchen Theater-Unfuges überhaupt habe ich in einem meiner frühern Briefe weitläufiger mich ausgesprochen. — Madame Hasselt-Barth ist eine von den seltenen Primedonnen, welche schöne Mittel mit gründlicher Musikbildung und echt dramatischem Gesange vereinen. Ihre Stimme, besonders die höhere Tonlage, hat einen so eigenthümlich zum Herzen dringenden und im Affekte die Seele ergreifendern Timbre, daß sie dadurch schon besonders auf die tragische Oper angewiesen scheint. Ihre schöne und richtig angewandte Mezza-voce, ihr hinreißender Zauber im getragenen Gesange, ihr treffender Ausdruck und Fluß im Recitative, vollendeter deklamatorischer Vortrag, gutes Spiel und geniale Auffassung der Charaktere macht jede ihrer Darstellungen in der opera seria zu einem abgerundeten, schönen Kunstwerke. Sie ist in der italienischen Musik ebenso ausgezeichnet, wie in der deutschen, welche sie vorzüglich liebt und in wahrhaft deutschem Geiste darstellt; ihr Gesang ist voll tiefen Gefühles und wahren Feuers, und dringt deßwegen erwärmend und erschütternd zur Seele. Mad. Hasselt-Barth steht als Repräsentantin der Opera seria hervorragend da — darum sollte sie ihren Ruhm nicht schmälern wollen durch Uebernahme von Rollen, welche ihrer Individualität nicht zusagen. Uebrigens möchte ich rügen, daß sie ziemlich häufig die Tempi zu langsam nimmt und im pathetischen Gesange zu viel tremulirt, was manchmal die Wirkung schwächt; auch hat sie sich in letzter Zeit im mittlern Stimmregister, besonders bei Affektstellen, einen eigenthümlichen Anschlag angewöhnt, so daß sie bei der Intonation eines Tones immer einen verwandten tiefern Beiton vorklingen läßt. Dieß sind geringfügige störende Angewöhnungen, welche sich leicht vermeiden lassen, um den Glanz ihrer Leistungen durch nichts zu trüben. — So wie Mad. Hasselt-Barth besonders in der tragischen Oper glänzt, so exzellirt Dem. Lutzer vorzüglich in der komischen, lyrischen und halbseriösen Oper. Jede ist in ihrem Genre groß, aber das Genre der Hasselt ist größer. Dies liegt schon in der Stimme bedingt; die Stimme der Dem. Lutzer hat nicht jenen durchdringenden, erschütternden Timbre, der nothwendig ist, um im dramatischen Gesange zu ergreifen und zu rühren. Ihre Stimme kann nur und muß Lust, Heiterkeit und Sinnenrausch verbreiten; wenn man ihre silberreinen, weichen, kindlichzarten Töne hört, lacht Einem das Herz im Busen, man wird unwillkürlich in fröhliche frühlingslustige Stimmung versetzt. Ihre Tonbildung ist so leicht, klar und sicher, daß man niemals einen kakophonischen, gequälten oder schreienden Laut hört, ihre Coloratur so rein, spielend-ungezwungen und blühend, daß man nicht unterscheiden kann, was auf Rechnung der Natur oder der Kunst kommt. Kurz, ihre Stimme ist bezaubernd und ihre Technik vollendet. Sie entspricht allen Anforderungen, so lange sie ihrem zusagenden Wirkungskreise treu bleibt; sobald sie aber auf das tragische Gebiet übergreift, so geht es ihr wie dem berühmten Blumenmaler Huysum, wenn er Geschichtsscenen darstellen wollte. Wenn die van Hasselt in ihrem Gesange ernst und wahr und ergreifend malt, wie van Dyk in seinen historischen Gemälden; so malt die Lutzer in ihrem Gesange heiter, farbenfreudig, frisch und üppig, wie Rubens in seinen bachantischen Bildern — si parva licet componere magnis. — Neben diesen beiden Primedonnen sind noch einige Sängerinnen zweiten Ranges bei der Oper engagirt. Dem. Mayer zeichnet sich darunter durch gründliche musikalische Bildung, eine hübsche Stimme und fleißiges Studium ihrer Partien aus. Dem. Tuczek besitzt eine gute geregelte Schule, liebliche aber dünne Stimme und hübsche Coloratur. Dem. Rosetti hat eine schöne, kräftige, umfangreiche Stimme und reine Intonation. Dem. Kern ist eine hoffnungsvolle Schülerin der Mad. Hasselt und vereint mit einer klangvollen frischen Stimme eine tadellose Tonbildung. Delles. Rosetti und Kern scheinen sich zu trefflichen Sängerinnen heranzubilden. Dem. Berndes besitzt einen Alt, dessen Mittellage von ausgezeichneter Schönheit ist, um aber häufige Mißtöne und schlechte Gesangsmanier zu beseitigen, muß sie noch bedeutende Studien machen; an Feuer im Spiele und hübscher Theaterfigur fehlt es ihr nicht. — Die übrigen sechs oder sieben Sängerinnen sind ganz bedeutungslos. Ich begreife nicht, warum die Direktion dieselben nicht dazu verwendet, bei manchen Gelegenheiten den Frauenchor zu verstärken und ihm eine sicherere Haltung zu geben, wie z. B. in den »Ghibellinen,« wo der schöne Frauenchor wirklich zu schwach besetzt ist. Die Chöre unserer Oper sind sonst durch ihre Vollzahl, Präzision und Trefflichkeit berühmt, eben so das Orchester, welches ausgezeichnete Virtuosen unter seinen Mitgliedern hat, besonders die Harmonie. Seit geraumer Zeit aber scheinen für die neu einstudirten Opern viel zu wenig Proben gehalten zu werden, daher die ersten Vorstellungen den Anschein von Hauptproben haben, wobei die Mitwirkenden noch nicht mit ihren Partien im Reinen sind und der schöne harmonische Einklang zwischen Orchester, Chor und Sänger, so wie die vollendete fein nüancirte Präzision in den Ensembles vermißt wird. Man sollte die ersten Repräsentationen nicht so übereilen und mehr Repetitionen halten, um dem Publikum nur Fertiges vorzuführen. Unter den Kapellmeistern der Oper zeichnet sich besonders der seit Kurzem engagirte, als genievoller Lieder-Kompositeur bekannte Proch aus; ungeachtet seiner Jugend und kurzen Kunstcarrière weiß er durch seinen geraden festen Charakter und eingreifende Energie manche Uebelstände zu beseitigen und als Kapellmeister zu imponiren. Nebenbei hat er ein vorzügliches Talent, recht ansprechende, brillante, eingelegte Arien zu komponiren, wobei er immer mit vielem Takte den Charakter der bezüglichen Opernmusik zu treffen weiß. Er arbeitet an der Vollendung einer Oper. — Auch Umlauff ist erst kurze Zeit bei der Oper angestellt und als einer der tüchtigsten Orchesterdirektoren von Deutschland bekannt. Von dem Kapellmeister Reuling kommt nächstens eine Oper zur Aufführung. Als Gesanglehrer bei der deutschen Oper ist der Italiener Curci angestellt. Es war eine Zeit, wo man in Deutschland lauter französische Hofmeister und Gouvernanten hielt, um die Kinder zu erziehen, gewöhnlich Leute, welche im Durchschnitte selbst nur einen blinden Enthusiasmus für ihr Frankreich und häufig gar keine soliden Kenntnisse besaßen; die Samen der Frivolität und Oberflächlichkeit, welche sie in die jugendlichen Herzen säeten, trugen schlimme Früchte, und die Eleven kannten und schätzten ihr deutsches Vaterland nicht, weil ihre Lehrer auch Deutschland nicht kannten und schätzten. Nachdem man von diesem Wahnsinne in Deutschland zurückgekommen ist, verfällt man jetzt in einen andern ähnlichen, der zwar minder bedeutend und nur für die Musik gefährlich ist — ich meine den Unterricht durch italienische Gesangslehrer. Es ist wahr, Crescentini und seine italienischen Kollegen leisteten darin Ausgezeichnetes und allgemein Anerkanntes, aber jetzt mangelt es uns an würdigen Nachfolgern derselben, und besonders hier ist dieser Mangel sehr fühlbar, obgleich ein großer Theil des Publikums glaubt, es gehöre nur ein italienischer Name dazu, um ein guter Gesangslehrer zu sein. Es existirt jetzt in Wien gar kein berühmter und mit Recht allgemein anerkannter Lehrer im Gesange, den alten hoch verdienten Meister Vogel ausgenommen, der sich aber leider vom Unterrichte zurückzieht. Und von italienischen Lehrern, die gewöhnlich nur die italienische Musik verstehen und ausschließlich loben, sollen die Deutschen lernen und so schon mit dem ersten Unterrichte einen einseitigen Geschmack in der Tonkunst überhaupt und eine gewisse Geringschätzung ihrer eignen klassischen Musik sich angewöhnen! Eine Gesangsschule bei der Oper ist nothwendig; allein die dabei angestellten Lehrer sollen die betreffende Sprache gut verstehen und von der Poesie und Bedeutung der Musik vollkommen durchdrungen sein, um ihre Schüler darin unterrichten zu können, daß sie ihre Rollen richtig auffassen, fühlen und darüber urtheilen. Aber ein italienischer Gesangsmeister mag wohl den italienischen Operngesang gut zu lehren verstehen, jedoch gute deutsche Opernsänger zu bilden wird er nicht im Stande sein, wenn er die deutsche Sprache

und Poesie nicht gründlich versteht und den Geist und die poetische Bedeutung der deutschen Musik nicht tief erfaßt hat und seine Schüler dafür zu enthusiasmiren weiß. Daher kommt es dann, daß so Viele unsrer Sänger und Sängerinnen deutsche Opern nicht im Geiste derselben darstellen, sondern mit italienischen Zierathen verunstalten und auf die edlen deutschen Formen italienische Schönpflästerchen kleben — weil ihnen das Verständniß und die Liebe für ihre vaterländische Musik fehlt. Während daher die Italiener bei ihrem Patriotismus und ihrem Enthusiasmus für italienische Musik dieselbe auch feurig und vollendet darstellen — können die gewöhnlichen deutschen Sänger dann weder deutsche noch italienische Tonkunst vollkommen repräsentiren, weil ihnen für erstere die gründliche Kenntniß und die Begeisterung, für letztere Feuer, Phantasie und Inspiration fehlen. Wenn die klassischen deutschen Opern von unsern Künstlern mit tiefer poetischer Auffassung und mit so glühender Begeisterung gegeben würden, wie die seichten italienischen Singspiele von den italienischen Sängern — dann erst würde das Publikum den wahren Genuß deutscher Musik haben, dann erst würde man den Unterschied zwischen guter und schlechter Tonkunst einsehen. Deßwegen machen die italienischen Künstler sogar mit schlechten Opern mehr Effekt, als unsere Sänger mit den besten. Der berühmte Mann hatte Recht, welcher sagte: zu jeder Zeit, in der die Kunst gefallen ist, ist sie durch die Künstler gefallen. Darum, mag es auch immerhin angehen, daß bei einem Institut, wie das hiesige Operntheater ist, ein italienischer Gesangslehrer fungire, um italienische Opern mit den Sängern einzulernen, so sollte doch vor Allem für die deutsche Musik, die immerhin Hauptzweck sein und bleiben sollte, ein gründlich gebildeter deutscher Meister angestellt sein, der den hohen ästhetischen Werth unserer Tonkunst erklärte, sie auf jede einzelne Schönheit in unsern Opern aufmerksam machte, und die Partien im Geiste der Musik mit ihnen einstudirte — mit dem klaren Verständnisse und vollkommener technischer Mächtigkeit müßte dann unsern Sängern auch der Enthusiasmus für die deutsche Opernmusik kommen, und dadurch wäre für die Oper und für den guten Geschmack des Publikums außerordentlich gewonnen. Denn nicht ganz mit Unrecht ist seinerseits das Publikum jetzt so für die italienischen Opernkünstler eingenommen, so lange sie sehen, wie kalt gewöhnlich deutsche Sänger ihre Opern darstellen, wie sie Noten singen, aber nicht Gefühle, wie sie ohne Phantasie und Wärme spielen, wie die einzelnen Sänger ihre Partien dem Publikum vorsingen, statt sie mit den Mitspielenden zu singen und zu spielen, und dadurch den schönen Effekt der Ensembles und den Totaleindruck schwächen. Wenn die deutschen Sänger diese Mängel verbessern wollten, so würde das Publikum, das häufig die Darstellung nicht von dem Tonwerke zu trennen weiß, unsere Künstler und unsere klassische Musik wieder liebgewinnen und höher schätzen, die deutsche Musik hätte dann nicht mehr durch die Sänger zu leiden, und viele falsche Vorurtheile würden von beiden Seiten aufgegeben werden. — Sehr häufig hört man unsere Opernsänger die Klage erheben, daß die deutschen Komponisten nicht für die Sänger zu schreiben wüßten, und sie daher in italienischen Opern mehr glänzen könnten. Wenn auch dieser Vorwurf einzelne Belege für sich hat, so geht er im Allgemeinen doch nur von Leuten aus, deren Geschmack schon durch die moderne seichte italienische Musik verdorben ist. Es ist wahr, Manche von unsern deutschen Tonsetzern, besonders in neuester Zeit, opfern der Harmonie die Melodie auf, und suchen sich durch trockene, kontrapunktische Künsteleien ein gelehrtes Ansehen zu geben. Dies ist das andre, der italienischen Musikrichtung entgegengesetzte, eben so unpassende Extrem. Die Melodie allein gibt den Tonwerken Farbe und Kraft; eine unmelodische Musik, wenn sie auch in harmonischer Hinsicht regelrecht und gelehrt sein mag, ist für den Zuhörer ermüdend und wirkungslos. Nur die Melodie in schönem Einklange mit der Harmonie kann und soll gefallen, aber edle, einfache, charakteristische Melodie, wie sie uns Mozart, Gluck, Beethoven, Cherubini und Andre vorführten. Und daran fehlt es häufig unsern modernen deutschen Opern, so wie in vielen derselben die Harmonie so überwiegend ist, daß sie die Sänger zu erdrücken und zu ruiniren droht, wie z. B. in manchen Spontinischen Opern ꝛc. — Das andre fehlerhafte Extrem zeigt uns die neueste italienische Tonkunst — ihren Opern mangelt Einheit, Einfachheit und Charakteristik, die Melodie ist nur frivol concertirend behandelt, die Harmonie vernachlässigt, so daß der innere Zusammenhang gewöhnlich gänzlich fehlt. So hat z. B. Donizetti in seinen Opern manche sehr schöne Arien, viele recht effektvolle Ensembles, häufige sehr poetische Momente aufzuweisen — aber die konsequent poetische Durchführung, die höhere Weihe, die ästhetische Vollkommenheit fehlen, denn ein paar hübsche Arien und Ensembles machen noch keine gute Oper aus. Es hat aber Deutschland so gut wie Italien und Frankreich schlechte Opern aufzuweisen, besonders in neuester Zeit; darum soll man die Repertoirs nicht zu viel mit neuen Opern besetzen, sondern lieber und mehr zu den ältern klassischen Tonwerken zurückkehren, und dieselben neu in die Scene setzen. Warum gibt man in der italienischen Saison lauter Donizetti'sche Waare, warum nicht auch einige von den bessern Opern Rossini's ꝛc.? Besonders aber in der deutschen Saison sollte man das Publikum wenigstens mit seichten italienischen und französischen Opern verschonen, da sie in deutscher Uebersetzung und deutscher Repräsentation wahrlich nichts gewinnen. Die deutsche Oper verdient kaum diesen Namen, denn wir hören darin durchwegs mehr fremde Musik als deutsche. Oder wenn es nur lauter gute fremde Tonwerke wären, das ginge auch noch an. — Und welchen Schatz von guten Opern besitzen wir? und darunter Meisterwerke, welche wir schon so lange nicht hörten, daß sie uns wie Märchen aus der Kinderzeit klingen. Warum gibt man die herrlichen Kompositionen von Gluck, Cherubini, Beethoven, Weber u. s. w. nicht? Doch die jetzige Saison hat uns wenigstens schon einige klassische Schöpfungen Mozarts gebracht und zwar in trefflicher Aufführung — und daher gebe ich mich der Hoffnung hin, daß wir vielleicht von jetzt an ein besseres, deutscheres Repertoir bekommen werden. Dies ist Eines von meinen piis desideriis. — Ein zweiter frommer Wunsch wäre, daß die Direktion unsres Operntheaters, des ersten in Deutschland, welchem doch die Mozart'schen Opern so viele Tausende eingetragen haben, auch nachträglich eine Benefiz-Vorstellung für das Mozart-Monument gäbe, nachdem fast alle Theater, selbst die kleinsten in den Provinzen und im Auslande, ihr Möglichstes dazu beigetragen haben. Und Mozart hat doch hier gelebt und gewirkt. — Diese Säumniß ist unverzeihlich. — Ein pium desiderium der Wiener überhaupt und schon seit langem wäre wohl die Erbauung eines neuen Opernhauses — dies ist besonders bei der jetzigen allgemeinen Verschönerung Wiens ein deutlich gefühltes Bedürfniß, und würde dem ganzen Verschönerungsplane die Krone aufsetzen. — Und nun, so wie Cato immer mit seinem „ceterum censeo Carthaginem esse delendam“ schloß, so möchte ich gerne nochmals schließlich mit dem großen Publikum darüber rechten, daß es jetzt an den Künstlern das Kokettiren mit Effekten so beifällig aufnimmt; denn dieß kann man nicht oft genug berühren. Wenn ein Sänger aus vollem Halse schreit; wenn eine Sängerin recht outrirt spielt, wenn ein Pianist wüthend auf den Tasten herumstürmt, wenn ein Maler mit grellen Farben aufträgt, wenn ein französischer Novellist wie ein Scharfrichter schreibt — so ist das Publikum entzückt, applaudirt und apotheosirt. Frivole marklose Musik, die für Frauen und blasirte Jünglinge gemacht scheint, wollüstige kokettnackte Malerei, die nur die Sinnlichkeit aufzuregen im Stande ist, kurz eine krankhafte abnorme Kunstrichtung gefällt und findet Vertheidigung. — Wann wird man wieder einmal Natur, Einfachheit, männlichen Ernst, Einheit, Klarheit und edlen Geist in der Kunst in ihre alten Rechte einsetzen? Dies ist mein letztes pium desiderium.

L. M.

Magyarische Literatur.

Das zwölfte Heft von Ignaz Nagy's »Bühnenrepertoir« enthält den »Pflegling« (a' növendék) von der Prinzessin Amalie von Sachsen, übersetzt durch den Herausgeber.

(Pesth. Tagebl.

Bei den k. k. Postämtern wird auf das Quartal Oktober bis Dezember von „Ost und West“ Pränumeration angenommen mit 1 fl. 57 kr. Conv. M. und 12 kr. C. M. Couvertgebühr.

Hiezu die Beilage Nr. 15.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse N. 73.

Deutsche Literatur.

Rheinisches Jahrbuch für Kunst und Poesie, herausgegeben von F. Freiligrath, Matzerath und Simrock. Köln. 1840. Erster Jahrgang.

Wie über dem Wasser des Rheins trotz ewig neuen Rauschens ein Geist schwebt — so schwebt auch über allen Stimmen, welche in diesem Buche, das dem Rhein angehört, sprechen und singen, ein Geist — der starke, lebensfrische Geist rheinischer Individualität in Kunst und Poesie. Daß dieser Geist ein ganz eigenthümlicher sei, wird Niemand läugnen können. Durchzieht er nicht ganz eigens die Bücher Heine's, Bettinens, Brentano's, Görre's, waltet er nicht, ganz derselbe Geist, so eigenthümlich in den Bildern der Düsseldorfer Schule? Anders klingt das Lied, am Rhein gesungen, anders das auf der schwäbischen Alp verhallte — anders das vom Gestade der Nordsee. Und doch — sind diese drei Stimmen alle nicht echt deutsch? O wie groß ist ein Land, das mit seinen Provinzen wieder eine eigene Welt ist!

Doch wir wollten ja vom Rheinischen Jahrbuche und nicht von Deutschland sprechen. Wir finden alles in diesem Buche: Die Novelle, die Charakteristik, die Kritik, das Epos und das Lied, alles von den herrlichsten Kräften vertreten!

Eine Novelle von Matzerath: »Die Irrungen der Liebe,« eröffnet den Band, eine Novelle von einfacher Behandlung, und doch so fesselnd wie — eine erste Liebe, deren Schilderung sie ist. Hier gibt's Interesse ohne Fallthüren und Dolche, Lebenswahrheit, tiefe, mitunter bittre, Gefühle, kristallhelle Sprache, keckausgesprochene Ansichten über die Fragen unserer Zeit — über Poesie und Ehe. Zwei Freunde, zwei Frauengestalten bilden die Personen dieses Drama's, die

> Siebenberge leuchtend im Abendscheine
> Wie greiser Kön'ge sieben
> In Scharlach angethan

bilden den Hintergrund, von dem das Gemälde sich ablöst. — Was folgt, sind »Bruchstücke aus Reisebriefen.« Es sind dies Crayonskizzen, von einer Damenhand auf einer Reise durch Italien keck und flüchtig hingeworfen, Portraits mancher bekannten Personen, geistreiche Schilderungen des italienischen Lebens. Tiefere Anschauungen der Natur und der Kunst des Landes fehlen. Man erinnert sich, wenn man diese Blätter liest, unwillkürlich an eine andere Dame, die auch aus Italien lettres d' un voyageur geschrieben. Aber welche Briefe! welch ein Weib! — Levin Schücking ist's, der uns aus Italien zurückführt und zwar nach Westphalen, um in Münster die Fußstapfen einer nun auch todten, aber edlen, großen Frau aufzusuchen. Die Fürstin Gallizin, die Tochter des preußischen Feldmarschalls v. Schmettau, ward, eine hoch gefeierte Salondame, vom Durst des Erkennens in das Reich der Metaphysik getrieben, eine große irrende Seele. — Die trostlose Philosophie ihrer Zeit ließ sie nirgends Halt finden, die Atome Diderots konnten sie nicht aufwärts tragen, es bangte ihr vor dem eigenschaftslosen être suprême des Helvetius — da fand sie Hemsterhuis, Hemsterhuis, der einen Nachklang von Sokrates in der Seele trug. Sie schloß mit ihm einen schwärmerisch schönen Freundschaftsbund, er ward an ihr zum Sokrates, sie an ihm zur Mantineerin Diotima, die den Sohn des Sophroniskos inspirirte. Wie platonisch edel das Verhältniß des Philosophen und der Fürstin war, zeigt eine Reihe von Briefen »von Diotima an Sokrates.« Sie zeigt auch das edelste Ringen nach höherer Wahrheit, und bleibt so ein schönes Denkmal auch in unserer Zeit, die freilich seitdem noch ganz andere Stadien des Denkens durchwandert hat.

Der nächste Artikel ist der Betrachtung »den Kunstbestrebungen der Düsseldorfer Schule« gewidmet. Ein Hr. Püttmann bespricht sie ziemlich seicht, zu wenig concentrirt, und mit hinlänglicher Prätension. Ein trefflicher Artikel, — über die drei ausgezeichneten Romane der neuesten Zeit: Gutzkows Blasedow, Königs William, und Immermanns Münchhausen beschließt würdig den prosaischen Theil des Jahrbuchs.

Der zweite, poetische, ist noch weit bedeutender. Eine Episode aus Tristan und Isolde von Immermann ist's, die uns hier zuerst geboten wird. Ist das der alte Immermann? fragen wir unwillkürlich, sobald wir die ersten Strophen gelesen haben, dies Lied, von heißer Liebesglut so heiß gesungen, ist es von ihm? Welcher Frühling hat sein Herz mit so mächtigem Zauber getroffen, daß es in so ungewohnt raschen Pulsen aufspringt? Hat ihn der Zaubervogel des Märchens in den tiefgrünen Hain der Liebe geführt, und ihn dies Lied gelehrt, das wir nun mit Beben der Lust belauschen? Noch haben wir nur das Vorspiel zur Epopoe — noch kennen wir nur Rivalin den Starken und Blancheflur die weiße Rose — Tristans Eltern — aber doch ahnen wir ein Gedicht mit so glühenden Farben geschrieben, als habe Immermann seinen Kiel in die Farben des Prismas, oder in eine Tinte von Rosenglut getaucht. Ist das ganze Epos von Tristan und Isolde so, wie dieses Fragment, dann hat Deutschland ein hohes Lied, einen Hymnos der Liebe gewonnen.

Schön Sigrid, ein Fragment aus Wittich, Wielands Sohn von Simrock, sticht ernst von diesem Gedichte der Liebe ab. Ist die Sage von Blancheflur und Rivalin so duftig glühend und berauschend, wie ein Rosengarten, so erhebt sich dagegen das Fragment von Sigrid so groß und steinern, wie ein Stück eines gothischen Domes. Es ist ganz im Geiste des Niebelungenlieds gehalten und keiner war wol auch im Stande, diesen Geist besser in sich aufzunehmen, wie Simrock, den so viele altdeutsche Studien dazu befähigen. Hätten wir etwas an dem Gedichte zu rügen, so beträfe es nur die Form, und zwar das zu Fleiß holpricht gemachte Ende der je vierten Zeile.

Pfarrius gibt uns hierauf eine kleine Stelle aus einem lyrisch-epischen Gedichte: Karlmann. Wenn wir auch nicht ex unguo leonem erkennen, so erkennen wir doch ein schönes, sanftes Gemüth aus dem kleinen Bruchstücke. — Nun kommen noch die ersten dreißig Stanzen aus Shakespeare's Venus und Adonis, von Freiligrath übersetzt. Wenn das wahr ist, was, wenn ich nicht irre, Friedrich Schlegel von der deutschen Literatur sagte: sie sei kalt wie eine Hundsnase — und dies Wort des Unmuths ist insofern wahr, als wir Werke der tiefsten Tiefe wie des weichsten Gemüths, aber zu wenig Werke einer schönen lodernden Sinnlichkeit besitzen — dann ist ein so glühendes Gedicht wie Venus und Adonis ein wahrer Schatz für Deutschland; und deutsch, echtdeutsch ist es durch eine so virtuose Uebersetzung geworden, wie sie uns hier Freiligrath gegeben hat.

Nun folgt der dritte Theil des Buchs mit lyrischen Gedichten. Da überrascht uns gleich von Anfang ein so viel ich weiß noch unbekannter Name aufs freudigste. W. Müller zeigt in wunderschönen Liedern eine solche Frische der Empfindung, ein solch beruhigtes Hineinleben in die Natur, wie man es nur selten zu einer Zeit findet, »wo die Blässe des Gedankens« wirklich alles angekränkelt hat. Das kleine Lied von den Fischerkindern, der Abschied, das Märchen, sind entzückend durch Reichthum des Gefühls, wie der Phantasie.

Zwei herrliche Gedichte hat uns Luise von Bornstedt gegeben, Gedichte, denen man gewiß kaum die weibliche Hand ansehen würde. Die »Windesstimmen« zeigen eine so reiche düstere Phantasie, das Gedicht »Schweigen« solche Innigkeit und Tiefe des Gedankens, wie sie unfeine Kritiker gern nur dem männlichen Geschlechte vindiziren möchten.

Nun hebe ich noch ein Gedicht hervor — den Roland von Freiligrath. Der Dichter wandert durch's Waldgebirge, sein Gedanke in den Pyrenäen. Er denkt an Roland, und wünscht sich ein Leben, so kampfbewegt wie seines. Einen ruhmvollen Tod im Waldesthal, und eh er verblutet, eine letzte Fanfare seines Horns — der Poesie! dies wünscht er. Und wenn wir dies Gedicht beurtheilen sollen, so können wir nur sagen, es gleiche ganz Durindanen, dem Schwerte Rolands. Es ist schwer und schlagend wie eine Klinge, gemeißelt wie ein Schwertknauf, funkensprühend wie echter Stahl.

Wenn ich die Gedichte dieser Drei besonders hervorgehoben habe, so will ich keineswegs damit sagen, die übrigen gehörten in die Klasse des Mittelmäßigen — bewahre! der Rabbi von Hutterus, die Legende von Finkel, mehrere Lieder von Simrock sind wahrhaft ausgezeichnet. Adolf von Marees Lied in Auerbachs Weinkeller ist voll eigenthümlicher Laune, die meiner Individualität aber keineswegs zusagt, Simrocks Tenzone ein recht niedlicher Scherz, Matzeraths Gedicht zu reflektirend. Und so ist denn der Eindruck, den die Lektüre des Rheinischen Jahrbuchs zurückläßt, ein bleibender, freudiger. — Wir sehen den Rhein frisch, kräftig zu geistiger That, und vor allem: echtdeutsch. Die beiden Epopöen, die uns das Buch verspricht, werden vielleicht die Klagen herabstimmen, daß das Deutschland unserer Tage kein rechtes Epos geschaffen habe. Schade nur, daß dem Drama keine Stelle eingeräumt wurde.

Alfred Meißner.

Notizen.

(Der Prix de Rome.) In einer besonderen Sitzung hat die königliche Akademie der schönen Künste in Paris die diesjährigen Preise für die musikalische Komposition vertheilt. Die Aufgabe bestand in einer besonders hierzu von Emil Deschamps bearbeiteten dramatischen Scene, Lovsa von Montfort. Lovsa's Gatte, der zum Tod verurtheilt ist, wird bei Gelegenheit des Einzugs Heinrichs IV. in Paris durch die Gnade des Königs befreit. Vorgeschrieben waren zwei Duo's, zwei Trio's, eine Arie und die Recitative. Natürlich hatte diese große Aufgabe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sechs Konkurrenten, sämmtlich Schüler des Konservatoriums, hatten konkurrirt. Drei von ihnen hatten bereits bei früheren Konkursen den zweiten Preis erhalten, und hatten demzufolge nur noch an den ersten Anspruch. Dieser aber wurde einem gewissen Bazin ertheilt, den wir also zum ersten und letzten Male »einen gewissen« nennen dürfen, da er durch diesen Preis das Patent des Genies der französischen Schule erhalten hat. Bazin ist in Marseille geboren, erhielt dort den ersten Unterricht in dem städtischen Musikinstitute unter der Leitung Barsotti's — für uns gleichfalls noch »eines gewissen« — und kam dann in das Konservatorium nach Paris, wo ihm, einem Schüler Berton's, Halevy's und Dourlon's, im 24. Jahre seines Alters — das er in sechs Monaten vollenden wird — wie erwähnt, der Stempel der Genialität aufgedrückt wurde. Die französische Musik wird sobald nicht aussterben, denn unter den dreien, welche Preise erhielten, soll die Wahl für den ersten schwer geworden sein, und nur das Alter für Bazin entschieden haben. Ein gewisser Baptiste, aus Paris, 20 Jahre alt, gleichfalls Schüler von Berton und Halevy, erhielt den zweiten, und von Garaudé aus Paris, 19 Jahre alt, Schüler Halevy's, den dritten. — Am 3. Oktober, bei der feierlichen Sitzung des Institutes, wird in Gegenwart sämmtlicher Akademien die gebräuchliche Aufführung des Meisterwerks stattfinden. Die Proben haben bereits begonnen, die vielgepriesene Mad. Stolz, der Liebling Meyerbeer's, Royer und Derivis werden das gekrönte Opus, wie man sich jetzt neuromantisch ausdrückt, dem Publikum »interpretiren.« Bazin wird sich hernach längere Zeit in Rom aufhalten, zu welchem Zwecke eben dieser Preis gesetzt ist.

B. St.

(Danneckers) berühmte Christusstatue ist bereits in der neuen fürstlichen Thurn- und Taxis'schen Gruftkirche in Regensburg aufgestellt, wo sie in der ganz passenden Lokalität eine erhebende Wirkung macht und die Bewunderung aller Kunstfreunde erregt.

(Lithographische Presse.) Dem berühmten französischen Mechaniker, Perrot, ist es gelungen, eine nicht sehr komplizirte Maschine zum Steindruck zu verfertigen, vermöge welcher ein gewöhnlicher Arbeiter in 10 Stunden 3600 — 4800 gute Abdrücke machen kann, während bisher mit den gewöhnlichen Pressen nur 500—600 geliefert wurden. Drei solche durch eine Pferdekraft in Bewegung gesetzte und durch einen einzigen Arbeiter beaufsichtigte Maschinen liefern in zehn Stunden 18,000 gute Abdrücke. (Journ. des öst. Lloyd.)

(Daguerre'sche Lichtbilder.) Wie das Echo du monde savant berichtet, hat Herr Donné der französischen Akademie sein Verfahren mitgetheilt, die Daguerre'schen Lichtbilder so zuzubereiten, daß sie wie Kupferplatten abgedruckt und auf diese Weise vervielfältigt werden können.

(Lichtbilder auf Silberpapier.) Herr Raifé legte der Pariser Akademie mehre gelungene, auf Silberpapier erzeugte Lichtbilder vor; die sich, nachdem die Bilder darauf durch Waschung mit unterschwefligsaurem Natron fixirt worden, wie gewöhnliche Zeichnungen in einem Portefeuille aufbewahren lassen. Er leimt das Silberpapier auf Kartenblatt, streut, wenn es trocken geworden, feinen Trippel darauf, und reibt diesen mit Baumwolle ab. Die Jodirung dieses Papiers läßt sich eben so schnell und eben so gut bewerkstelligen, wie jene der silberplattirten Kupferplatten, und die Einwirkung des Lichtes in der Camera obscura erfolgt eben so schnell.

(Comptes rendus.)

(Karlstadt.) In Fiume hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche eine Eisenbahn von hier längs der Kulpe im Agramer Komitat bis Sissek auf Aktien zu bauen gesonnen ist. Die Länge dieser Bahn, auf welcher Banats reicher Früchteertrag an die Luisenstraße, und auf dieser ins ungarische Küstenland befördert werden wird, beträgt 10 3/4 deutsche Meilen — sie ist für Locomotive berechnet und die Kosten sind auf 666,000 fl. C. M. veranschlagt.

(Pesth. Tageblatt.)

(Fixe Ideen.) Das Magazin für Lit. des Auslandes enthält eine interessante Mittheilung von J. G. Kohl über das Petersburger Irrenhaus, aus der wir Folgendes entnehmen: »Unter den fixen Ideen gibt es manche, die durch nationelle Sitten und Gebräuche veranlaßt werden. So wird Niemand bei uns so leicht auf die Idee eines russischen Irren fallen, er sei eine Theemaschine, weil bei uns die hohe langhalsige Theemaschine, das russische Ssamowar, das mit einiger Nachhülfe und Zufügung einiger Extremitäten leicht phantastisch zu einer menschlichen Figur umgebildet werden könnte, nicht in Gebrauch ist. Jener Irre hörte beständig das Theewasser in seinem Innern sieden und sagte allen Vorübergehenden: »Es kocht, es kocht, es kocht, es ist schon warm, ich bitte abzuzapfen.« Auch bat er sie oft, ihm den Hirnschädel abzunehmen, um ihm etwas Kohlen nachzuschütten, wie die russischen Theebereiter dies denn auch durch den obern Hals des genannten Gefäßes thun.«

(Illumination.) Im November 1818 kehrte Kaiser Alexander von einem Besuche zurück, den er seinem kranken Schwager, dem bald darauf verstorbenen Großherzog von Baden, Karl, in Rastadt abgestattet hatte. Es war heller Mittag — es schien die Sonne, als er durch das Städtchen Mühlburg kam. Nichts desto weniger war das letzte Haus, ein Gasthof, illuminirt — und ein Mann in festlicher Kleidung stand unter der Thüre, und schrie, nebst einem Haufen Volkes, mit lauter Stimme: Es lebe Kaiser Alexander! Es war schon nicht ohne Eindruck auf den Kaiser, daß man ihm bei lichtem Sonnenschein illuminirt hatte; als er aber nach der Inschrift frug und erfuhr, sie heiße:

„Es lebe Kaiser Alexander!
Er ist unser bester Verwandter!“

so mußte er laut und anhaltend lachen, und bezeugte dem Urheber des kleinen Festes, einem durch heitern Sinn und Lebenslust bekannten Manne, seine Dankbarkeit mit freundlichem Gruß. (S. Bekenntnisse aus Leben und Meinungen. Von W. Reinhard, ehem. Staatsr. 2. Bd. Karlsruhe 1840.)

(Unverbürgtes.) Am Koburger Theater ist jetzt eine Tänzerin, Namens Florita, die so schön ist, daß sie in »Robert der Teufel« nie mitspielen darf, weil in der Verführungsscene noch kein Robert widerstehen konnte, und das Stück jedesmal einen andern Schluß erhielt. (Bresl. Blätter.)

(Maria Nostra, Honther Gespannschaft.) Am 24. Juni nachmittags um 4 Uhr schlug der Blitz in ein von dem hiesigen Kloster kaum 250 Schritte entferntes Bauernhaus, und tödtete die beim Tische sitzende Hausfrau, und schlug den im rechten Winkel des Zimmers stehenden Schubladkasten mit solcher Gewalt zum Ofen, daß dieser in tausend Stücke zerbrach. Der Mann, der kaum zwei Schritte entfernt von seinem unglücklichen Weib das Kind wiegte, blieb unversehrt, während auf den schrecklichen Schlag alle Fenster des Hauses zerbrachen; bald darauf stand das ganze Haus in Flammen. Merkwürdig ist es, daß vor 30 Jahren der Blitz in dasselbe Haus einschlug, ohne aber einen Schaden anzurichten. Der in dem Orte eben versammelte Herrenstuhl veranstaltete für den unglücklichen Bauer eine Collecte, die so reichlich ausfiel, daß er dadurch, — den Verlust seines kaum 32jährigen hübschen und braven Weibes ausgenommen — den übrigen Schaden wird leicht verschmerzen können.

(Pesth. Tagebl.)

(Jean Paul) wird jetzt in England bekannter werden, da Kenney den »Traum eines Engels« und einige andere Stücke vortrefflich übersetzt hat. Das Buch enthält auch einiges über Jean Pauls Leben und Charakter, und Börne's Denkrede auf Jean Paul. Da dieser Genius, offenbar der reichste, den je die Erde gesehen, selbst von den Deutschen noch nicht genug anerkannt und gewürdigt wird, so ist auch nicht zu erwarten, daß er in England durchdringen werde. Jean Paul war zu reich, als daß er seinen Reichthum immer harmonisch hätte gestalten können. Er könnte zehntausend lyrische Dichter mit der Fülle seiner Gedanken und Bilder versorgen.

(Russische Literatur.) Neue interessante Werke: Gretsch, Vorlesungen über die russische Sprache. — N. Moskewitsch, kleinrussische Volkslieder. — N. Polewoi, Skizzen der russischen Literatur.

(„Schön Irla“), ein Mährchen von Friedrich von Sallet, dessen ausgezeichnetes poetisches Talent längst die gebührende Anerkennung gefunden, »ist ein so zartes, aus dem feinsten Aether der dichtenden Phantasie gewebtes Duftbild, daß es die materielle Berührung und Beleuchtung kaum duldet« — (so heißt es in den Blätter für lit. Unterh.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 80. Samstag den 3. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Das Gastmahl des Bettlers.

Nach dem Polnischen des J. J. Kraszewski.

Welch eine herrliche Stadt ist doch Venedig! dort steht sie am Meere, das sie beherrscht, spielend mit seinem Grimme und seinen Stürmen; dort lebt sie mitten im Schooße des Ungeheuers, das schon so viele Menschen und Schätze verzehrt hat! dort ward Jerolamo geboren. Die Mutter, eine Bettlerin, gebar ihn bei kühler heller Nacht, unter Seufzern, die Niemand hörte, an den Marmorstufen des Dogenpallastes. Guitarren und Lieder tönten aus der Ferne bei der Geburt dessen, den das Schicksal doch nur für fortdauernde Noth und Entbehrungen bestimmte. An den Busen der Mutter gebunden unterstützte er ihr Betteln mit seinem kindlichen Weinen. So ward er die Stütze seiner Mutter; denn die Leute erbarmten sich des Waisen und spendeten reichliche Almosen. In Venedig bemitleidet man kein Weib. All ihr Bitten und Zureden bewirkte nicht so viel, als ein einziger Schmerzenslaut des Kindes, das an ihrer Brust hängend von der schmerzverzehrten vergeblich die natürliche Nahrung einzusaugen strebte.

Das erste, was Jerolamo erlernte, war das Ausstrecken seines Händchens. Willig legten die Leute ein Almosen darauf, denn sie sahen ein, daß die kleinen Finger, die eine geringe Gabe zu halten nicht vermochten, noch keiner Arbeit fähig seien. So lebten Sohn und Mutter ein Bettler-Leben, ein Leben voll Elend, ohne Aussicht, ohne Gedanken; ein Leben, abhängig vom Zufall, der einige Vorübergehende in die Kirche trieb, damit diese Beiden ihr Dasein fristen könnten. — Das weibliche Geschlecht zeigte sich mildthätiger als das männliche, und da die Mutter überzeugt war, daß es leichter sei, die Herzen derer zu erweichen, welche selbst eines Trostes bedürfen, so pflegte sie, das Kind auf dem Schooße, am Eingang einer Kirche zu sitzen, wohl wissend, daß die Menschen, die ein Gotteshaus besuchen, zugänglicher seien als jene, die mitleidlos und erfüllt mit egoistischen Gedanken, die engen Straßen der Stadt durchstreifen. So flossen des Kindes erste Lebenstage hin, ohne Heimat, auf offener Straße, vor den Pforten der Kirchen, fern von Menschen, die ihm, wenn er vor ihren Augen sich krümmte, von Weitem einen Groschen verächtlich zuwarfen und weiter gingen. Von der Welt verstoßen und immer nur auf sich selbst beschränkt, hatte die Bettlermutter mit ihrem Kinde keine andere Gefährten. Der Knabe und die Mutter mußten einander die Welt ersetzen. Das Leben Anderer ging an ihnen vorüber, wie Wolken an der Sonne vorbeifliegen; sie kannten es nicht und wurden davon nie berührt. Sie schliefen unter der freien Himmelsdecke, von kühlen Meereslüften umweht, als Bewohner offener Straßen, täglich in einem andern Winkel und immer wieder von dort vertrieben, unter Schimpf und Schlägen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Belgien.

Brüssel im September 1840.

Die Rubensfeste im Allgemeinen.

Unmöglich kann ich meine Korrespondenz aus Belgien beginnen, ohne der vorher und nachher so vielfach besprochenen Rubensfeste in Antwerpen Erwähnung zu thun. Aber eine Erwähnung und flüchtige Besprechung ist auch Alles, was man von mir erwarten kann; denn wenn ich dieses Herzuströmen aller Arten von Gästen zu der ehrwürdigen Hauptstadt des belgischen Handels, die sich für diese ihre Ehrentage mit ihrem besten Schmuck und vielem ihr, der Gealterten, vielleicht nicht ganz anständigen Flitterwerk zu dem Empfange der vielen Nachbarn und Fremden aus allen Städten Belgiens, aus Holland, England und Deutschland gar stattlich herausgeputzt hatte, diese Verzierungen selbst, die Aufzüge, Konzerte, Gemäldeausstellungen, Theatervorstellungen, Feuerwerke, Beleuchtungen der Stadt und der majestätischen Schelde, den prachtvollen Ball im Theater und die verschiedenen öffentlichen Volksbälle mit einem Zudrange von vielen Tausenden, die Schifferfeste, die Wettfahrten mit Ruder und Segel, die Eisenbahneröffnung und endlich die langersehnte Enthüllung der Rubensstatue im Einzelnen beschreiben wollte, so würden Bogen nicht hinreichen, und die Leser gar bald die Ermüdung verspüren, die denjenigen, der so vielen Festlichkeiten gewissenhaft beiwohnte, während der zehn Festtage doch allmälig überfiel. In der That, so interessant auch einzelne Tage waren, wie sehr auch bei einigen Festlichkeiten der Volksgeist sich offenbarte, bei andern ein Kunstgenuß geboten wurde, der wie bei den Konzerten sich so leicht nicht wiederholen dürfte, — so muß man doch am Ende zugestehen, daß das ewige Jagen und Treiben, um bald einem Aufzug, bald einer Weinvertheilung zuzusehen, bald hier dem prachtvollen Feste der Harmoniegesellschaft, bald dort dem Diner der Künstler beizuwohnen, doch am Ende eher ein lästiges Geschäft, als ein Vergnügen ist. Dies die prosaische Seite der Feste! Sieht man aber davon ab, und auf den Geist, der sich in ihnen offenbarte, auf der einen Seite diese unbegränzte liebevolle Verehrung des großen Malers und seiner Kunst, die, wie in Belgien überhaupt, so vorzüglich in Antwerpen eine Freistätte gefunden hat, eine Verehrung, die Jeder theilen wollte, die mehrere Tage lang das Volk in Aufregung, in einer Art trunkner Freude erhielt, die Fremde und Einheimische bei diesen mit erneuerter Aufmerksamkeit hinzog zu den Meisterwerken des gepriesenen Mannes, zu seiner »Abnahme vom Kreuz« in

der Kathedrale, zu seiner »Kreuzigung« im Museum, und endlich zu seiner »heiligen Familie« in der Kapelle über seinem Grabe, sieht man diese Verehrung, welche Tausende von allen Weltgegenden gekommen sind dem großen Manne darzubringen, o dann erweitert sich das Herz, man wird mit hingerissen, mitgehoben; auch der Laie folgt dem Zuge, auch er, vielleicht zum erstenmale, erkennt die Wahrheit und Kraft dieser Darstellungen, die Schönheit wirkt auf sein Gemüth und der Malerei ist ein neuer Verehrer gewonnen.

Sieht man auf der andern Seite die Anstrengungen, die man von allen Seiten machte, diese Tage zu wirklichen Tagen der Freude für das Volk, zu Tagen des Genußes für jeden Gebildeten zu erheben— wer ist da, der sich nicht mit dem Volke freut, wenn bei der großen Cavalcade ein mächtiger Wallfisch aus seinen von einem Amor gelenkten Spritzröhren Wasser gießt auf Jeden, der sich zu sehr in seine Nähe wagt, in jedes Fenster, das er offen findet? Wer zöge sich zurück, wenn es heißt, an einem Abende die ersten Künstler des Landes und die ersten Komponisten aller Zeiten zu hören? Wer folgte nicht gern in die Ausstellung, um die Statuen der Gebrüder Geefs, die Gemälde eines Jaquard, Roqueplan und Tannene, eines Shelfhout, Keusemann und Koekoek, eines Wiertz, Dykmans und Gregoie und des fast einzigen Deutschen, des Düsseldorfers Pose zu sehen? Wer ginge nicht sogar auch einmal in das Theater, um eine flämmische Tragödie oder ein französisches Lustspiel zu sehen?

Es sei mir erlaubt, mich bei diesen drei letzten Punkten, dem Mittelpunkte, um den sich fast jede Korrespondenz dreht, etwas länger aufzuhalten.

Konzrrte.

Antwerpen hat, wie jede Stadt von dieser Bedeutung, von Zeit zu Zeit Konzerte, wenn ein durchreisender oder dort wohnender Künstler sich hören lassen will; aber die Aufführungen, die zu dieser Zeit stattfanden, trugen im Ganzen einen von jenen Virtuosenproduktionen, die rein nur solche sind, verschiedenen Charakter. Die Absicht der Kommission, in der sich glücklicherweise einige ächt musikalische Deutsche befanden, war vielmehr, diese Aufführungen den deutschen Musikfesten so viel wie möglich zu nähern; deßwegen hatte man Stücke aus Händels Messias und aus Haydns Jahrszeiten, ferner Beethovens Christus am Oelberge und C-moll Symphonie als Hauptstücke für die beiden Konzerte ausgewählt und nur, um den Köder nicht zu vergeßen, die ersten Virtuosen des Landes, von denen wir gleich sprechen wollen, mit eingeladen; auch ließ sich entschuldigen, daß man eine Ouverture des Dirigenten Hanssens und eine besonders komponirte Festouverture und Festkantate von einheimischen Komponisten aufführte. Man muß dem Eifer der Kommission Gerechtigkeit widerfahren lassen, da sie zur Aufführung der erstgenannten Meisterwerke die ausgezeichnetsten Schüler und Professoren des Brüsseler, Genter und Lütticher Konservatoriums, so wie die besten Orchestermitglieder ersterer Stadt versammelte, wodurch es gelang, da besonders die Brüsseler durch Herrn Fetis auf die Beethovenschen Symphonien eingeschult sind, die genannte aus C-moll mit hinreißender Kraft und Lebendigkeit, ja mit ziemlicher Präzision und Schattirung, ohne beachtenswerthe Fehler, vorzutragen. Christus am Oelberg war an das Ende des zweiten Konzertes gestellt, und da neben dem übrigens vorzüglich vorgetragenen »Hallelujah« und der Arie mit Chor Nr. 18 aus Handels »Messias« zwei Bravourarien, zwei Konzerte und zwei Ouverturen vorhergegangen waren, so hätte man sich schon im Voraus auf den etwas kalten Empfang dieses ernsten Tonwerkes gefaßt machen können, bei der hier fast allgemein herrschenden Neigung, die Musik mehr nach der mannigfaltigen Einwirkung auf das Ohr als nach der Erhebung des Gemüthes zu beurtheilen, wenn auch Laborde, erster Tenor der fallirten Renaissance in Paris, der übrigens in der großen Arie des Daniel aus der „chaste Suzanne“ seine dramatische Auffassungskraft und ziemliche Stimmgewandtheit gezeigt hatte, auch wenn er, sage ich, den Christus weniger gefühllos vorgetragen hätte. Die Chöre, von ungefähr 250 Sängern ausgeführt, gingen wenigstens für die Umstände recht gut, ein Lob, welches ich auf die Ausführung der Haydn'schen »Herbstchöre« nicht anwenden möchte. Hier sah man deutlich, wie ein gehöriges Einstudiren mangelte; weder die Einzelnheiten noch die Nüancen wollten recht hervortreten, nichts desto weniger wurden sie mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Als Bravour-Sängerin wurde eine gewisse Dem. Janssens aus Gent wegen des Umfanges und der Fertigkeit, welche sie in einem Rossinischen Duett und einer Donizettischen Arie entwickelte, sehr bewundert und beklatscht — mich ergriff jedoch mehr durch das volle Metall ihrer umfangreichen Altstimme und die Innigkeit ihres Vortrages, vorzüglich der einfachen Händelschen Arie — Dem. Meerti, eine Antwerperin, die durch ihre vorjährige Kunstreise nach Leipzig auch in Deutschland bekannt und geschätzt wurde und für diese Konzerte besonders von Paris gekommen war.

Der Violoncellist Servais erhielt mit seiner „hommage à Beethoven,“ im Grunde blos einige tändelnde Schwierigkeiten producirende Variationen über den Sehnsuchtswalzer*), weniger Beifall, als er erwartet haben mochte; dagegen wurde der bekannte Violinist Th. Haumann sogleich mit großer Theilnahme empfangen und unter stürmischem Beifalle entlassen. Er hatte seine Phantasie über das Schlummerlied mit ihrem schönen Adagio und den wirklich angenehm ins Ohr fallenden Schwierigkeiten mit Gefühl, Feuer und seiner bekannten Fertigkeit vorgetragen, und man hätte sicher mehr von ihm gesprochen, wenn nicht Vieuxtemps ihn so mächtig überstrahlt hätte. Kaum 21 Jahre alt und schon seit 12 Jahren hier in seinem Vaterlande bekannt und geschätzt, hat dieser Künstler bei allen seinen Triumphen in Frankreich, Deutschland, England und neuerdings in Rußland ein so anspruchsloses, bescheidenes Wesen beibehalten, im Aeußern wenigstens, daß er schon dadurch sein Auditorium gewinnt. Nach den mächtigen Einleitungssätzen, vom ganzen Orchester, in wirklich gehaltreicher Komposition, ausgeführt, beginnt nun der eine Ton seines Instrumentes, so klein dem Anscheine nach und so mächtig in seiner Wirkung. Und so ist sein ganzes Spiel. Nichts Brillantes, nichts Gesuchtes, einfach folgen die Töne der oft zwar etwas barocken Passagen, die Schwierigkeiten sind kaum dem Eingeweihten sichtbar; aber er will nicht Bewunderung erregen, er will die Musik seines Innern mittheilen ohne Prunk, und so reißt er das ihm ergebene Publikum, das in seine Ideen eingehen will, mit sich fort, alle Schmerzen seiner Seele fühlt man mit, man spielt mit ihm an dem blumigen Ufer des heitern Sees und wird verschlungen von dem brausenden Orkane. Diese Eigenschaft dieses Künstlers, Musik vortragen und nicht, wie leider so viele andere, gleich einem Balletttänzer durch gewagte Sprünge, schwierige Stellungen und graziöse Bewegungen Staunen und Sinnenkitzel hervorbringen zu wollen, macht ihn in meinen Augen so schätzenswerth, wie seine Bescheidenheit ihn liebenswürdig macht. Doch ich merke, ich werde zu ausführlich; darum nur noch Einiges über die neuen Kompositionen. »Hansens« Ouverture zu Kenilworth hat Kraft und Feuer genug, aber das Gemütherregende fehlt; »Grisar's« Festouverture ist lang, wie zwei, hat viele und dazu bekannte Motive ohne rechte Durcharbeitung, und Sykens Kantate auf Rubens bot außer einem recht artigen Trio: Des artistes etc. mit Chor Nichts dar, indem das Ganze und vorzüglich die

*) Man muß wißen, daß der sonst talentvolle junge Mann diese Komposition häufigen Veränderungen unterwirft; vor zwei Jahren soll sie viel schöner gewesen sein.

Chöre in kräftlich leichtem Style gearbeitet sind. Die Konzerte erhielten, wie schon erwähnt, großen Applaus. Wurden auch die klassischen Stücke durchschnittlich nicht begriffen, so hütete man sich doch, als gegen klassische Werke, etwas dagegen vorzubringen, und reichlich wurden ja die Geduldigen durch die Solostücke, wo man kritisiren und bewundern konnte, entschädigt. Natürlich sprach man auch von nichts Anderm, als Vieuxtems. Er erhielt in der That einen schönen Succeß. Nach dem ersten Theile seines Konzerts verabredeten sich die Damen in der Pause, und als er den Schluß dieses Tonwerkes vorgetragen, warf jede der im Chor mitsingenden Damen (Dilettantinnen aus den ersten Familien) ihren Blumenstrauß dem Verwirrten zu, und Eine reichte ihm erröthend einen Lorbeerkranz. Das Publikum wollte nicht müde werden zu klatschen und Bravo zu rufen, und nur mit Mühe zog sich der Gepriesene zwischen die Orchesterpulte zurück. So viel von den Konzerten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Leipzig.

Sie wollen wissen, lieber Freund, wie viel es geschlagen hat, und meinen, weil ich in Klein-Paris, im Centrum des deutschen Buch-, Tuch- und Tabakhandels sitze, von mir hören zu können, wie sich Dame Zeit befindet? Aphoristisch, in abgebrochenen Andeutungen, will ich Ihnen wohl meine Meinung sagen, denn ausführlich über all den Trödel, den man der unschuldigen Zeit gewöhnlich in die Schuhe schiebt, zu sprechen, scheint mir nicht der Mühe werth. Was ich weiß, will ich Ihren Lesern in dürren Worten sagen, ich weiß aber wenig von der Journalistik, noch weniger von Politik, und nichts, gar nichts vom Theater. Hören Sie! Unlängst ging ich allein hinaus auf das weit gähnende Flachland vor Leipzig. Die fünf philosophischen Flüßchen Elster, Parthe und Pleiße (die zwei andern haben noch keinen Namen in der Weltgeschichte) murmelten und debattirten kleinlaut miteinander über Hegel, Schelling und Herbart; zwei Windmühlen, die einander in hoffnungsloser Liebe gegenüberstehen, führten mit ihren Flügeln allerlei phantastische Tänze aus, der Abendhimmel hing mit einem unübersehbaren Meer kupferroth glühender Wolken auf Klein-Paris nieder, aus der Ferne pfiff und heulte der Dampfwagen, wie eine Bestie, die nach Beute schnaubt, an mir vorbei gingen einige Krämer mit käsebleichen Wangen und blinzelnden Rechenpfennigaugen, von so und so viel hundert Thalern murmelnd, und unter einem Kastanienbaum stand ein Pietist mit langen Haaren; den dürren Finger drohend ausgestreckt, und mit gläsernen Augen in das Abendroth starrend, sprach er feierlich mit heiserer Stimme: »Gerade so sah es aus, als der Herr über Sodom und Gomorrha Pech und Schwefelflammen niederregnen ließ!« Pech, dachte ich, gibt es in Leipzig genug, davon weiß ich, heimatloser Gänsekielreiter, auch zu erzählen, das brauchte nicht erst vom Himmel zu regnen, aber Flammen und wären es auch Schwefelflammen, die wahrlich könnten wir brauchen. — Leipzig ist ein Kreuzweg, wo sich alle Geister und Gespenster Deutschlands begegnen, um über Nationalinteressen einträchtig zu flüstern und zwieträchtig zu schreiben. Leipzig ist ein Wärmemesser für die geistigen Stimmungen von ganz Deutschland. Nun, was zeigt der Thermometer? Wir haben viel junge Leute und keine Jugend; das Studententhum läßt, wie im Vorgefühl des nahen Todes, seine Flügel hängen; in der Literatur hat sich das rhetorisch-philosophische Raisonnement heiser geschrien und die 5 Koriphäen des weiland jungen Deutschlands gehen, wie die 5 leipziger Ströme, jeder seinen eigenen Weg zurück in das Paradies der Produktion; die belletristischen Journale werden immer stiller, die Polemik für oder wider literärische Richtungen findet wenig Anklang mehr, denn das Publikum hat fast selbst kritisiren gelernt und glaubt die Wortführer nicht mehr zu brauchen; nur schmutzige Winkelblätter kämpfen noch persönliche Streitigkeiten mit mistgabelartigen Federn durch. In kurzer Zeit werden die Vierteljahrsschriften mit dem schweren Geschütz ihrer Gründlichkeit alle die leichtere Kavallerie der Journalistik aus dem Felde schlagen; Kritik, Theatergeplauder, Skizzen- und Novelletten-Fabrikation wird sich als literärisches Feuilleton von großen, politischen Zeitungen in's Schlepptau nehmen lassen. Schon jetzt stehen sich Literatur und Politik, wie die oben erwähnten zwei Windmühlen, in begehrender Liebe gegenüber; die Leipziger, noch mehr aber die Augsburger Allgemeine Zeitung, bringt sehr oft rein literärische Artikel, während ursprünglich literärische Zeitungen, wie die Elegante, der Pilot, der Telegraph in Notizen, Korrespondenzen und Skizzen alle Welthändel unter die Loupe nehmen. Bei diesem flauen Zwitterstand der Dinge wird der Genius der Industrie auf seiner Geldkiste immer gebieterischer, anmaßender, und der Mangel an Gemüth und begeistertem Sinn, an einer Thatkraft, die aus dem Herzen stammt, rächt sich durch den immer mächtiger werdenden Pietismus, der die Seelenleere des von Materialismus ertödteten Volkes mit hohlen Spottbildern, mit den Nachäffungen und Gespenstern schlafen gegangener Schwärmereien heimsucht. Zu einem Kriege, der die dumpfen Lüfte reinigen könnte, ist keine Aussicht; denn selbst der Schauspieler Baudius (ausgezeichnet in mephistophelischen Rollen auf der Leipziger Bühne und als Kannegießer in unsern Kaffeehäusern) will nichts von Krieg wissen. Noch ein Mittel gäbe es, den deutschen Sinn emporzustacheln — Satyre. Das Bedürfniß nach etwas Salz für den überladenen Magen des deutschen Volkes hat seit einigen Jahren schon mehrere Schriften humoristisch satyrischer Art hervorgerufen; ich nenne nur: Münchhausen von Immermann, Rosenkranz's »Centrum der Spekulation,« Radewell's »Tyll Eulenspiegel« u. s. w. aber, obgleich Deutschland in mancher Hinsicht das Land ist, wo der Pfeffer wächst, der rechte, beißende Pfeffer der Satyre ist in allen jenen Schriften nicht. Was uns fehlt zur Satyre? — Die Verhältnisse. . . . Dennoch hat die Literatur dem durstenden Volke manche saftige Frucht geboten, hie und da einen Tropfen in der Wüste. Unlängst sind F. G. Kühne's »Rebellen von Irland« erschienen, ein Roman, der frische Naturkraft mit Gedankentiefe und jener feinen Charakterzeichnung verbindet, die das angeborne Talent und einen ausgebildeten seltenen historischen Sinn verräth. Karl Beck's »Saul« wird jetzt im Druck erscheinen; dann vielleicht wird es unsern Bühnen erst einfallen, daß es gut wäre, diesen Saul dem Volke zu zeigen. Von H. Marggraff sind »Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech, Zeit und Lebensläufte« (Engelmann in Leipzig) schon vor mehreren Wochen ausgegeben worden. Marggraff hat Talent zur Satyre, sogar zum Humor, aber er müßte die Satyre auf das Herz der Welt richten, und die Schneide seiner Waffen nicht an den kleinen Erbärmlichkeiten des Lebens abstumpfen, die man, statt sie zu verspotten, besser mit den Strahlen der Poesie vergoldet. — E. Willkomm beschäftigt sich jetzt mit einem Roman: »Wallenstein.« Julius Hammer sucht auf dem Lande Stoff zu einem Roman, der diesmal nicht im Salon spielen soll. Ihr gemüthlicher Landsmann Herloßsohn schmunzelt täglich ein Stück »Gaudelius Spickanl« vor sich hin; dieses Stück Poesie ist allem Anscheine nach auf das Zwergfell berechnet. Herloßsohn gleicht jetzt dem alten Vulkan, der die olympischen Götter durch Lachen kuriren und mit einander versöhnen will. F. Stolle hat einen »neuen Cäsar« unter der Feder. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es wieder Napoleon ist, für den er sich zum dritten Male begeistert hat. — Einige junge Leute wollen ein neues Journal gründen; man sagt, es werde »der Kosak« heißen und humoristisch sein. Die Titel-Vignette wird einen graubärtigen*) Rezensenten aus Halle vorstellen, der mit einer langen Stahlfeder, wie mit einer Lanze, kleine und große Lyriker, Novellisten und Dramatiker aufspießt. — Das Leipziger Publikum hat nach einander eine italienische Operngesellschaft — und französische Schauspieler auf der hiesigen Bühne gehabt. Welche Kunstgenüsse! Man le t sich noch jetzt alle Finger ab. Verzeihen Sie, daß ich so cynisch ende.

Waldteufel.

Aus Grätz.

Am 15. Sept. wurde das erste steirische Alpen-Musikfest gefeiert. Fast aus allen Bezirken Steiermarks fanden sich Natursänger ein, und Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Johann geruhten an die Koryphäen des Naturgesanges Prämien zu vertheilen. — Der Kapellmeister des ständischen Theaters, Herr Ott, der Orchester-Direktor Herr Hysel, dann Herr Hüttenbrenner bildeten das Kunstforum. Eine Masse von mehr als 4000 Menschen wohnte diesem vaterländischen Feste bei**), welches in den geräumigen Lokalitäten des Withalm'schen Kolliseums abgehalten wurde. Als die steirischen Alpensänger ein Lied anstimmten, das Beziehung auf Sr. kaiserlichen Hoheit allerhöchste Gnade hatte, erfaßte unbeschreiblicher Jubel die ganze Versammlung, und Tausende von Thränen glänzten in den Augen der biedern Steirer. Es war ein herzerhebender Augenblick!

Die Versammlung der Naturforscher und Landwirthe Steiermarks hat bereits begonnen. Unser Theater bot uns in jüngster Zeit manche Genüße dar. Kaum hatte der königl. baier'sche Kammersänger Hr. Pellegrini, dessen schöne Leistungen auch hier ehrenvolle Anerkennung

*) Das ist nur symbolisch gemeint; der Rezensent ist ein physisch zierlich junger Mann.

**) Auch in Schottland, das auf seinem Hochlande solche Natursänger zählt, werden alljährlich derlei Feste abgehalten.

fanden, uns verlassen, so führte uns die Direktion einen neuen ehrenwerthen Gast in Herrn **Ulram** vom königlichen Hoftheater in Dresden vor, der bereits dreimal unter stürmischem Beifall in »der Jüdin« und »den Ghibellinen« auftrat.

R.

Aus Brünn.

26. September.

Dießmal bietet sich mir ein reicher Stoff dar, um für Ihr geschätztes Blatt über unsere geistigen Genüße und intellektuelle Regsamkeit eine Silhouette zu gestalten. **Ernst** gab sein Abschiedskonzert, worin er neben bekannten Piecen die Phantasie dramatique über ein Thema aus der Oper Ludovico als eigene Komposition zum **erstenmal** vortrug, eine tüchtige Arbeit, mit der uns schon Vieuxtemps bekannt machte. Der kunstsinnige Theil des Publikums hatte es besonders an diesem Abende darauf abgesehen, dem gefeierten Künstler seine Anerkennung mittelst der Hände zu zollen, so daß der Beifall kein Ende nehmen wollte. Ernst will erst auf seiner Rückreise aus Petersburg in Prag auftreten, und wird gewiß vor diesem strengen Richterstuhle seine Künstlergröße bewähren; um so mehr, da er mit der Bravour der modernen Virtuosität nur für Augenblicke liebäugelt, und dem Gesange der Violine entschieden und mit Begeisterung huldigt.— Dr. Franz ist fortwährend mit seinen Lichtbildern beschäftigt, darunter einige sehr gelungen sind und sogar schöne Schattirungen enthalten.— Hr. **Ulram** sang hier dreimal. Wir fanden, daß er seit dem Abtreten von der Bühne seiner Vaterstadt tüchtige Fortschritte gemacht hat und mit entschiedenem Willen nach dem Ruhme ringt, einst dem Kreise der ersten Gesangskünstler anzugehören. — Ein eigenes Interesse gewähren uns die Vorstellungen des Hrn. **Schuh** mit seinem Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop. In den Radien der Drummond'schen Sonne, um mich so auszudrücken, gestalten sich die herrlichsten Gebilde der Natur in ihrer feinsten Nüancirung, und der erstaunte Zuschauer überblickt sie deutlich von der zartesten Faser und Linie ihrer Zellen und ihres Gewebes bis zu den Umrissen der Totalität. Der Eindruck, den dieser Blick in den innersten Organismus der Naturgegenstände auf Geist und Gemüth macht, läßt sich in seiner ganzen Bedeutung nicht schildern. Unter die frappantesten Gebilde gehört die Krystallisation des Salzes und der Wechsel der Kaleidoskop-Kompositionen. Eine einzige solche Vorstellung, die durch den erläuternden Vortrag des H. Schuh zur wahren Vorlesung wird, belehrt wohl mehr als ein ganzjähriger Unterricht in der Naturgeschichte, wie er gewöhnlich Statt findet. — Die Versammlungen der deutschen Forst- und Landwirthe haben den 21. begonnen. Es haben sich bisher 304 Mitglieder eingefunden, worunter die Herren Franz von Daum, Regierungs- und Landesökonomierath aus Berlin A. Grube, Landwirth aus Königsberg, Heckmann, Techniker aus Churhessen, J. F. Hindemann aus Basel, Jeße aus Westernkotten in Westphalen, Dr. König aus Sachsen-Weimar, Freiherr von Lentz aus Berlin, Prof. Becker aus Rostock, Klostermann aus Hessen, Staatsrath Ritter von Maßlow aus Moskau, Prof. Ricke und Professor Schwarz aus Würtemberg, Wilhelm von Stosch aus Brandenburg, Teichmann aus Sachsen, Forstrath Wickeda aus Mecklenburg, General von Ziethen aus Brandenburg, und der Forstreferent Zöttel aus Tirol, Forstrath Naugieur aus Paris, der Ritter von Jäthenstein aus Prag, der Graf Colloredo-Mannsfeld aus Wien, nebst vielen Ungarn und preuß. Schlesiern als die auffallendsten Fremden in den Verzeichnissen vorkommen. Ueber die Verhandlungen das nächstemal.

Fr. **Walter.**

Notizen.

(Böhmische Literatur.) Professor **Purkinje** in **Breslau**, dieser tiefe geniale Naturforscher, gleich ausgezeichnet als Mensch wie als Gelehrter, vergißt über seine wissenschaftlichen Untersuchungen die heitern Spiele der Muse nicht, und sorgt mit patriotischem Eifer auch in der Fremde für die Literatur seines Vaterlands Böhmen. Auf **seine** Kosten wurde Szukiewicz's polnische Uebersetzung von Čelakowsky's Nachhall böhmischer Lieder in Breslau gedruckt; auch gibt er seine böhmische Uebersetzung von Schillers Gedichten heraus und veranlaßt den Druck anderer böhmischer Werke in Breslau.

R. G.

— Professor W. A. **Swoboda**, der uns schon lange mit keiner Produktion erfreute, arbeitet an einem böhmischen Lustspiel in Alexandrinern nach einer Anekdote aus Skreta's Leben.

(Musik.) »**Sonst und jetzt**« heißt Spohrs drittes Concertino für die Violine, welches so eben bei Mechetti in Wien erschienen ist.

— Der musikaliche Nachlaß des Tonkünstlers **Ludwig Berger** wird von den Herren **Taubert** und **Rellstab** bei Fr. **Hofmeister** in Leipzig herausgegeben. Es befinden sich darunter kostbare Sachen, namentlich in Bezug auf Gesang; unter andern sind auch große Variationen in F dur dabei, auf welche Berger selbst schrieb: »Mein bestes Werk.« Rellstab wird zu der Ausgabe, welche auf Subskription erscheint, eine Skizze des Lebens und Charakters des Verewigten schreiben.

B. S.

(Karl Immermann's) höchst beklagenswerther Tod (am 25. August) hat eine allgemeine Trauer in der deutschen Literaturwelt hervorgerufen. Was hätte dieser wahrhaft geniale Dichter, dessen Talent sich in der letzten Zeit am schönsten entfaltete (wer denkt hier nicht an die Fabel vom Schwan, der im Vorgefühl seines Todes die schönsten Lieder singt), nicht noch Alles leisten können! — Nach der Leipz. allg. Ztg. soll Immermann Folgendes über den merkantil-literarischen Zustand geäußert haben: »Wir bleiben Bänkelsänger in Deutschland. Da haben sie geschrieben und gelobt von Süden und Norden die »Epigonen« und den »Münchhausen«, daß man denken sollte, in jeder Dorfschenke müßten die Bücher zu finden sein, und wenn wir es in der Meßrechnung besehen, so haben einige 30 Millionen Deutsche an 500 Exemplaren vollauf genug gehabt! Wie viel Deutsche kommen auf ein Exemplar eines belletristischen Buches? Rechnen wir es aus! Und da reden sie mir gar noch zu, ich sollte aufhören, Landgerichtsrath zu sein, und mich ganz der Schriftstellerei widmen, damit sie öfters was Hübsches zu lesen hätten!« — Leider haben die Deutschen in literarischen Dingen nur **Gemeinsinn**, wenn es gilt, etwas **Mittelmäßiges** zu kaufen; das findet reißenden Absatz!

(Eisenbahnen.) Auf der Eisenbahn von Versailles nach Paris wurden neulich an **einem** Tage 70,000 Menschen befördert. Diese hätten 3500 Diligencen, jede zu 20 Plätzen, gebraucht.

(Sternwarte.) Auf dem Gipfel des Lykabettus bei **Athen** soll eine Sternwarte erbaut werden, deren Kosten der reiche griechische Bankier **Sina** in Wien bestreiten will.

(Kurioses.) Eine Schnittwaarenhandlung in Preßburg führt den Schild: **Zum rothen Ungar.** — Eine Art moderner Wintertücher für Damen heißt: **Eccossais-Tücher.**

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Die Theilnahme für bildende Kunst ist bei uns seit Kurzem bedeutend gestiegen; die letzte Kunstausstellung mag hiezu nicht wenig beigetragen haben. Schon das herrliche, von Hanfstängl lithographirte Vereins-Blatt: »Führichs gefangene Juden zu Babylon,« welches 2399 fl. 30 kr. C. M. kostete, hatte Viele veranlaßt, dem Aktienvereine beizutreten, so daß der Aktienabsatz sich dieses Jahr um mehr als zwei Drittel vermehrte. Es wurden für 1581 Aktien à 5 fl. 7905 fl. C. M., aus dem Eintrittsgeld und dem Verkauf der Kataloge 1639 fl. 36 kr. C. M. gelöst. Vom Kunstverein wurden 18 Gemälde und 1 plastisches Kunstwerk für 3084 fl. 24 kr., von Privaten 14 Gemälde angekauft. — Führichs sinniges Bild: »St. Joseph und Maria auf dem Wege nach Bethlehem« wird als Vereinsblatt des künftigen Jahrs in Stahl gestochen. — Hiebei können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ein anonymer, im Stuttgarter Kunstblatt mitgetheilter Bericht über die Prager Kunstausstellung einige sehr **unüberlegte** Urtheile enthalt. Wer **Gail's** herrliche Architekturbilder kennt, wird sie nicht **stark manierirt** nennen, wenn er nicht das Lebendige, Frische mit dem Manierirten verwechselt. Wären sie übrigens **stark manierirt**, so könnten sie nicht **ausgezeichnet** sein, wie sie der Referent ebenfalls nennt; in **einem** Athem Alles durch einander! — Eben so lächerlich macht sich der Korrespondent, wenn er von **Pollacks** wahrhaft idyllischen, poetisch naiven Genrebildern sagt: »Pollacks neapolitanisches Mädchen und Schäferknabe in der Campagna, sind, so vortrefflich sie ausgeführt erscheinen, doch jener poetischen Auffassung entbehrend, durch die allein das Genrebild der wahren Kunst angehören kann.« — Gerade die poetische Auffassung ist es, die an diesen Bildern entzückt; wir berufen uns hier auf das Urtheil aller Kunstverständigen.

R. G.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser.** (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 81. Mittwoch den 7. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Der Burdalak.*)

Nach A. Puschkin von Wilhelm von Waldbrühl.

Jüngst, da kaum die Nacht begonnen,
Ging Held Wania nach Haus,
Kalt vom Schweiße überronnen,
Mußt' er durch des Kirchhofs Graus.

Wie er auf den Gräbern tappet,
Kaum dabei zu athmen wagt!
Welche Töne! wie das klappet!
Als ob wer an Knochen nagt.

Wania starrt! Gott sei's geklaget,
Wie der Arme da erschrack.
An den Knochen sicher naget
Ein rothmäul'ger Burdalak!

Weh, ich werd' verschlungen werden
Von dem Graus, ich armer Mann,
Wenn ich von geweihter Erden
Betend ihn nicht scheuchen kann. —

Ob ein Burdalak dort hauste?
Wania, welch ein Schreck wird kund:
Seinen Knochen ruhig schmauste
Auf den Gräbern dort — ein Hund.

*) Vampyr.

Das Gastmahl des Bettlers.

Nach dem Polnischen des J. J. Kraszewski.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Verhältnissen wuchs der kleine Bettler auf. Seine ersten Blicke begegneten der armen, von Allen verstossenen Mutter, und kalten, unbarmherzigen Menschen; aber ohne Vorwurf begegnete er ihnen. Er sah rings um sich Reichthümer und Palläste, unzugängliche Heiligthümer für ihn, dem Armen unbekannt und geheim. Er lebte ein Leben, reich an Thränen und verschimmelten Brod; ein Leben der Demuth, Verworfenheit und des Elends, mit einem Wort — ein Bettlerleben!

Jerolamo war den Händen der Mutter entwachsen und lernte allein gehen. Schon konnte er Etwas arbeiten, erwerben; schon konnte er aufhören seiner Mutter zur Last zu fallen — sie aber konnte sich nicht von ihm trennen — sie war Mutter! — Sie schliefen neben einander auf kaltem Gestein, sie sahen mit einander zum Nachthimmel hinan, zu den Sternen, die ihnen leuchteten wie andern Glücklicheren, sie hörten zusammen bei tiefer allgemeiner Stille das Rauschen des Meeres — sie theilten mit einander die Brodkrusten, sie erzählten einander von ihrem Unglück und Glück, — von elendem Glücke! —

Selbst ihre Gedanken blieben ungetrennt! An gleiche Denkweise von Kindheit an gewöhnt, trafen auch ihre Worte zusammen, keiner frug den andern — und doch, sie haben sich verstanden! In ihren Augen, in ihren Bewegungen, in ihren Seufzern lag ihre geheimnißvolle Sprache, — jedem Andern unverständlich. Sie waren ein Wesen in zwei Körpern — eine Seele, in zwei Hälften zerrissen, die immer zusammenzufließen strebten. Nie dachten sie daran, daß der Tod einen dem andern entreißen könnte; es war ihnen der Gedanke angeboren, mit einander zu sterben, mit einander einzugehen in eine andere Welt, glücklicher, schöner als diese, — in den Himmel, an welchen sie glaubten, denn sie waren unglücklich. Noth und Elend, Thränen und Schmerzen sind die eindringlichsten Beweise für die Unsterblichkeit der Seele. Siehst du jene zwei Birken mit den Stämmen verwachsen, die Aeste in einander verzweigt — fällst du die eine, so verwelkt die andere. — Wie Birke an Birke, so war Jerolamo an seine Mutter gefesselt. Der Tod des einen Theiles war der Tod des Ganzen. So flossen ihnen die Stunden, Tage und Jahre ihres Lebens hin. Die Mutter alterte — Jerolamo wuchs heran.

Eine küh'e, dunkle Nacht kam heran, ein feuchter Wind wehte von der Seeseite, und sie wußten nicht, wohin ihre Häupter zu legen. Ueber ihnen ließen sich Guitarrentöne und heiteres Lachen vernehmen, und helle Lichter und Feuer wurden sichtbar; — sie aber durchrieselte Frost. In Fetzen gehüllt drängte sich Mutter und Sohn an einander, auf den Stufen der St. Markuskirche sitzend. Der Platz vor ihnen war öd und still, nicht eine Gondel belebte den Kanal; — ermattet schliefen sie ein.

Ein fürchterlicher Traum beunruhigte Jerolamo. Er wähnte sich von Jemand todt geschlagen; erwachend, sah er über sich den Tag erstehen. Er hatte die ganze Nacht durchträumt, und als er sich nun umsah, wunderte es ihn nicht wenig, daß seine Mutter noch schlafe, die sonst immer mit ihm zugleich zu erwachen pflegte; er nahte ihr, um sie zu wecken — sie war todt. — Erstarrt blieb er bei ihr wie eine Säule stehen. In seinem Kopfe, in seinem Herzen drängte, stürmte, tobte Alles wirr durch einander; er konnte diesen Tod nicht fassen; er glaubte nicht an ihn — er wartete, ob er selbst nicht mitsterben werde — denn ein Theil von ihm lebte nicht mehr — er lebte, stand und sah — er konnte aber nicht klagen und nicht weinen — ach, wen hätte er beklagt! —

In demselben Augenblicke öffnete sich die Kirchthüre, der Kirchendiener trat hervor, stieß den Leichnam mit den Füßen von sich, und schrie, man möchte das Weib von der Stelle bringen. Der Leichnam wandte sich und schlug von Stufe zu Stufe. Jerolamo blickte diesen Menschen an, Thränen stiegen ihm in die Augen; er fing und

hielt die mütterliche Leiche auf, — drückte sie an sein Herz und wußte nicht, was er beginnen sollte. Er konnte fliehen und weiter betteln, und die Leiche der Mutter dem Zufalle überlassen; aber sein Herz stemmte sich gegen eine solche Handlungsweise. Sie, seine erste und letzte Freundin — die einzige auf der Welt, sie sollte hier allein liegen bleiben? Fremde Leute sollten sie in das Wasser werfen, und vielleicht gar die Last ihres Körpers verfluchen?

Sein Herz hing mit ganzer Kraft an der Leiche, aus welcher er geboren war. Er stand verstummt da; endlich nahm er sie auf die Arme und trug sie, — wie sie einst ihn getragen, als er noch klein war — an das Ufer des Kanals. Er kniete nieder, legte sie vor sich und befeuchtete mit seinen letzten bitteren Thränen die kalte Brust — die ihn einst nährte; dann betete er, dann stieß er langsam die Leiche in die Flut und sah ihr lange, lange nach, wie sie fortschwamm.

Endlich vermochte er an diesem Orte nicht länger zu verweilen; rasch stand er auf, und ging, ja er flog fort, und fand sich das erstemal allein auf der Welt, — ja mehr als allein unter den Menschen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Belgien.

Brüssel im September 1840.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Gemälde - Ausstellung.

Was die Ausstellung der Gemälde und Bildwerke betrifft, so zeigen die oben genannten Namen hinlänglich, daß es der Mühe werth war, sie zu besuchen, wenn es auch schon manchmal schwer war, zwischen dem vielen Mittelmäßigen das Gute nicht zu übersehen. Im Ganzen bemerkt man bei den Jüngern und Unreifern ein Streben für die Historie, das denn aber meistens mißlingt. Unter den Historien ist der Kampf um den Leichnam des Patroklus von Wiertz besonders zu nennen. Wenn ich auch das Gemälde nicht schön finde, so kann ich ihm doch in keiner Weise Kraft und Wahrheit, so wie dem Künstler eine ungeheuere Phantasie absprechen. Was die Landschaften betrifft, so findet man bei den Flammändern nicht den poetischen Sinn, der bei den Düsseldorfern (freilich auch durch den Rhein begünstigt) so vorherrscht, daher trägt nach meiner Ansicht: Pose's Barthelemy-See sowohl in Auffassung als Ausführung unter den gewöhnlichen Landschaften den Preis davon, wobei nicht gesagt ist, daß Schelfhout's Winterlandschaft und Koekoeks Landsturm in ihrer Art unter den seinigen standen. Die Genrebilder aus der flämmischen Schule sind bekannt und füllen auch diese Ausstellung; mir wird es jedoch allmälig widerwärtig, diese groben flämmischen Gestalten und Gesichtszüge, alle diese Scenen, die nur eine mittelmäßige Komik repräsentiren, überall wiederzufinden, während im Gemüthlichen und Niedlichen so wenig geleistet wird. In dieser Hinsicht macht ein Gemälde von Dyckmans eine rühmliche Ausnahme. Es stellt den Antwerpner Gemüsemarkt mit seinen niedlichen Händlerinnen und zierlichen Einkäuferinnen auf gemüthliche Weise dar, und konnte nicht verfehlen, auf das Publikum einen großen Eindruck zu machen. Verschiedene Marinen, vorzüglich von Tanneur, sind ungemein glücklich aufgefaßt und können ihres Eindrucks auf den Kundigen nicht verfehlen.

Unter den Skulpturen hat vorzüglich ein junges Mädchen, welches, halbbekleidet, mit einem Blumenkranze spielt, durch die Unschuld und Naivetät des Ausdrucks und Zartheit der Ausführung meine Aufmerksamkeit gefesselt. Es ist von Joseph Geefs, dem Bruder des berühmten Wilhelm, der durch dieses Werk allein sein Talent beurkundet.

Theater.

Ueber das Theater läßt sich nicht viel sagen. Bekanntlich ist das Haus eines der geschmackvollsten der neuern Zeit; für die Konzerte, die auch hier gehalten wurden und die französische und flämmische Vorstellung war es auf das Brillanteste erleuchtet; um so geringern Eindruck machte daher die mittelmäßige Darstellung der „Calomnie“ von Scribe, die nicht den geringsten und „Un tableau de Rubens,“ das nur wenigen Bezug auf das Fest hatte. Ueberhaupt werde ich wohl noch später Gelegenheit nehmen, auszusprechen, daß Antwerpen nicht leicht eine ordentliche Truppe in sein prachtvolles Haus bekommen wird. Die Literatur steht durch den Einfluß der französischen Presse, deren Produkte in Brüssel bekanntlich augenblicklich nachgedruckt werden, auf niedriger Stufe, so daß es leicht abzusehen ist, wie schwer es sein muß, sich durch diese schon dadurch, daß sie von Paris kommen, akkreditirten Werke durchzuarbeiten und Beachtung zu erwerben, besonders da mehrere Feuilletonisten der gelesensten Journale es sich vorgesetzt zu haben scheinen, alle belgischen Erzeugnisse niederzudrücken. Eben so schwer gelangt ein einheimisches Drama zur Darstellung, da ihm die Approbation und der Ruf von Paris fehlt, ohne welche sich kein Mensch angezogen fände hinzugehen, da ohnedies der Zudrang zum Theater in Belgien nicht groß ist. Wo wäre unter diesen Umständen ein Dichter zu finden gewesen, der ein tüchtiges Gelegenheitsstück (ohnedies eine schwere Sache) geschrieben hätte?

Das Drama in flämmischer Sprache soll interessant gewesen sein, besonders soll sich das flämmische Pathos gut ausgenommen haben. Das Stück (ich glaube Maria von Burgund) wurde von einer Liebhabergesellschaft dargestellt; leider war ich nicht unter den Glücklichen, die sich durch eigene Anschauung von dem Talente der Darsteller überzeugen konnten.

Uebrigens fängt die flämmische Sprache an, ihre verlornen Rechte wieder geltend machen zu wollen; dies hat sich bei mehrern Gelegenheit in Antwerpen und Gent gezeigt; bei nächster Gelegenheit werde ich über diesen Gegenstand ausführlicher sein.

Enthüllung.

Ich will nur noch erwähnen, daß der Schlußpunkt der Feste, die eigentliche Enthüllung, gänzlich mißglückte. Eine schöne Lehre für die Festordner! Reden, die nicht verstanden, Musik, die nicht gehört, Enthüllung der Statue, die nicht vorbereitet und nicht erwartet wurde! Daher kein Enthusiasmus im Volke, kein Vivatruf, kein Hüteschwenken, kurz gar nichts; das Volk verlief sich, weil es müde war, länger Langeweile auszuhalten.

Neues Dampfboot.

Denjenigen, welche blieben, bot sich aber nun ein interessantes Schauspiel dar, wenn dies auch schon mit dem Feste in durchaus keiner Berührung stand. Das Dampfboot »Archimedes« machte mehrere Manövres auf der Schelde, die bei gerade eingetretener hoher Flut in ihrer ganzen Majestät sich unter ihm ausdehnte. Interessant, sage ich, war das Schauspiel: denn wohl sah man den Rauch aufsteigen aus dem zwischen den Masten aufsteigenden Schlot, aber kein Schlagen der Räder, kein Wogen des Wassers wurde wahrgenommen. Still glitt das Schiff, wahrhaft wie ein Schwan auf der weiten Fläche dahin, drehte sich nach allen Richtungen, gegen den Strom und abwärts; kaum bemerkte man, daß die Wasserfläche durchschnitten wurde, man konnte an Zauberei glauben oder vielmehr an Wunder der Industrie. Nach einiger Zeit legte das Wunderschiff an, und mit vieler Liberalität wurden die anständigen Leute zugelassen. Der Schiffskapitän, ein Engländer, empfing seine Gäste sehr freundlich und erklärte mit der größten Bereitwilligkeit die Einrichtung des Schiffes. Er zeigte sogar ein kleines Modell, an welchem man denn ganz deutlich einsah, wie das ganze Schiff durch Umdrehen einer großen aber kurzen Schraube ohne Ende (vis d' Archimède), die sich unter dem Hintertheil ganz im

Wasser befindet, leicht und geräuschlos fortbewegt wird, eine Erfindung, von welcher man sich, da die Schraube nicht so leicht abgeschossen werden kann, vorzüglich für den Krieg ungemeine Vortheile verspricht. Der Schiffskapitän erzählte noch, daß er mit seiner Einrichtung beinahe die Schnelligkeit eines mit voller Kraft und dem günstigsten Winde segelnden Fahrzeuges erreichen könne, und wirklich schoß das Boot auf dem Fluß dahin, wie ich es früher an Dampfschiffen nicht leicht wahrgenommen.

Aus Dresden.

Unsere Sommerfreuden sind für dieses Jahr so ziemlich vorüber, das große Vogelschießen auf der Vogelwiese, das sogenannte Volksfest der Dresdner, wo sie früher oft entsetzlich viel Vergnügen ausstehen mußten, fiel heuer sehr ledern und ärmlich aus, und war wohl noch in keinem Jahr so wenig besucht, trotz der — ausnahmsweise — diesmal günstigen Witterung. Der Geschmack an diesem Feste scheint sich allgemach ganz verloren zu haben; aber das ist kein Wunder, denn Eisenbahn und Waldschlößchenbier for ever ist jetzt auch bei uns die Losung der Masse geworden. Sehr viele Fremde und darunter der König von Preußen, die Kaiserin von Rußland und andere hohe Personen sah Dresden in der letzten Zeit, und noch viele Fremde werden erwartet, denn im September und Oktober ist's die rechte Zeit, unsere schöne Gegend zu bewundern und unsere Trauben zu kosten.

Unsere Kunst- und Industrieausstellung ist seit Juni eröffnet, bietet aber, besonders was die Gemäldeausstellung betrifft, nur wenig und unter diesem Wenigen nur sehr wenig Gutes dar. Von einigen Bildern begreift man wirklich nicht, wie sie zur Ausstellung konnten zugelassen werden, so überaus jämmerliche Sudeleien sind es. Ein trefflich gemaltes Portrait Tiecks, eine kleine Farbenskizze von Bendemann, so wie eine überaus schön gemalte Judith mit dem Haupt des Holofernes — endlich einige Landschaften, das wäre so ziemlich Alles, was der Erwähnung wirklich werth wäre. Von einigen großen Cartons eines in großem Kredit stehenden Meisters kann ich mit dem besten Willen nichts anders sagen, als daß sie schulgerecht ohne Tadel gezeichnet sind, im Uebrigen sind sie weder geistreich noch charakteristisch, insofern nicht eine auffallende Einförmigkeit der Erfindung und Ausarbeitung, so wie eine gewisse leblose Starrheit für charakteristisch gelten sollen.

Die Baulust der Dresdner nimmt eher noch zu als ab, es entstehen in unglaublich kurzer Zeit ganz neue Gassen, meistens gewaltige Häusermassen, der Baustyl aber bleibt der alte, schlechte, geschmacklose, und die abenteuerlichsten Häuserformen kommen mitunter zum Vorschein. An unserm neuen Theater wird noch immerfort gebaut, das heißt nicht nur aus- sondern auch angebaut, — da der geniale Baumeister »über die große Totalität« einige Kleinigkeiten, z. B. die Garderobe, vergessen haben soll, so dürfte es denn geschehen, daß dieser »Prachtbau«, wenn er vollendet da stehen wird, als ein ergötzliches Seitenstück zu dem Bau des Hoffmannschen Raths Kreispel gelten könnte. Ueber einen zweiten Prachtbau ärgern sich die Dresdner fast noch mehr als über ihr neues Theater. Es ist die Restauration des alten abscheulichen Chaisenträger-Hauses, wodurch unser herrlicher Altmarkt entstellt wird. Denken Sie sich einen der schönsten belebtesten Plätze unserer Stadt; rings umgeben größere fünf bis sechsstöckige Häuser mit zehn bis zwölf Fenstern breiten Façaden eine elende, schwarze, schmutzige Baraque, höchstens 12 Fuß hoch — das Ding gleicht einer Kohlenschuppe — dies ist das Chaisenträger-Haus — in seiner alten baufälligen Gestalt — jetzt aber erblicken Sie es durch Balken gestützt, mit weißen Brettern gedeckt, nothdürftig von jahrelangem Schmutz gesäubert — und das ist unser neuer Prachtbau, ein Dorn in den Herzen der Dresdner und der Spott aller uns besuchenden Fremden.

Daß wir auch ein Gutenbergsfest en miniature begessen und betrunken haben, werden Sie wohl schon in den Zeitungen gelesen haben. Bald nachher wurde ein industriöser Bücherantiquar, welcher aus einer der ersten hiesigen Buchhandlungen für mehrere hundert Thaler Bücher von einem in der Handlung beschäftigten Lehrling gekauft hatte, festgenommen, und hat jetzt Muße, in Waldheim darüber nachzudenken. Der Mann trieb sein Gewerbe ins Große und hatte erst kürzlich seine Raubhöhle höchst elegant und comfortabel neu ausbauen und einrichten lassen.

Aufrichtiges Bedauern erregte der Tod des Besitzers der hiesigen Löwenapotheke, welcher sich in einem Anfall düsterer Melancholie vergiftete; der Unglückliche war ein durchaus ehrenwerther Mann, seine Bücher fanden sich alle in der größten Ordnung, so daß nur tiefe Seelenkrankheit ihn veranlaßt haben kann, im blühendsten Mannsalter freiwillig von dem Leben zu scheiden.

Tiecks neuer Roman: »Vittoria Accorombona« hat seine Verehrer eben so sehr überrascht als erfreut; aber wie viele Verehrer zählt der treffliche Dichter verhältnißmäßig in Dresden? Wie der hochherzige König von Preußen bemüht ist, mindestens die letzten Jahre Tiecks sorgenfreier zu gestalten, wird Ihnen wohl schon bekannt sein; es ist nur zu bedauern, daß Tieck so alt werden mußte, bevor ein edler Fürst auf so fürstliche Weise seinem großen Genie die gebührende Anerkennung thätlich bewies. Unter den jüngsten Gästen unserer Residenz befindet sich auch die so geistvolle als unglückliche Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche zur Herstellung ihrer Gesundheit sich längere Zeit in dem nahen Tharand aufhielt.

Sie schreiben mir: ich solle Ihnen nichts über das hiesige Theater berichten! Der Himmel lohne Ihnen dieses Verbot, Sie haben mir eine frohe Stunde damit bereitet. Bei den Göttern, mein Herr Redakteur, und außer der Qual, Theaterreferate zu lesen, wüßt' ich keine, welche der gleich käme, über Theater und Schauspieler zu schreiben, vorausgesetzt, daß man die gute Sache dabei im Auge hat und nicht etwa Rücksichten und Nebenabsichten, welche sich zur guten Sache verhalten wie Lumpaci Vagabundus zu Goethe's Iphigenia. Und somit sei mein diesmaliger Bericht beschlossen, ohne daß ich ein Weiteres vom Theatergerede versuchte.

J. P. Lyser.

Rückblick auf die vierte Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Brünn 1840.

Von Fr. Walter.

Mit der 5. Plenarsitzung am 26. Sept. hat die 4. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe die diesjährigen Verhandlungen geschlossen und hiemit ein neues Stück Arbeit an dem Aufbau ihrer preiswürdigen Totalaufgabe vollendet. Es liegt nicht in der Tendenz dieser Blätter, ein Summarium der Fragen und Debatten zu geben, welche in den Berathungskreis dieses land- und forstwirthschaftlichen, mobilen Parlaments, um so zu sprechen, aufgenommen wurden, noch die Ansichten zu resumiren, welche der Scharfsinn und die Erfahrung im Prisma der Wechselseitigkeit wiederstrahlen ließen; aber ein Rückblick, ein Schema des Wichtigsten und auf unsere Zeitverhältnisse Einflußreichsten dürfte nicht am unrechten Orte sein. Die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, so wie sich ihre Thätigkeit vor uns entwickelte, ging mit jenem heiligen Ernst und energischen Willen an ihre Aufgabe, welche die Wichtigkeit derselben für 2 Haupterwerbsquellen überhaupt und den dadurch bedingten Wohlstand insbesondere, erfordert. Das laute Mißfallen, mit welchem sie vermeintliche Störungen ihrer Berathungen zurückwies, kann wohl als Zeugniß gelten, daß sie sich der Würde ihrer Zwecke einerseits und der Erwartungen des Publikums andererseits bewußt ist und ehrenvoll ihre Mission auszuführen gedenkt. Sie hat ihre Aufmerksamkeit der Maulbeer- und Seidenzucht zugewendet, und es scheint ihr Ernst, dem Rückschritte in diesem Zweige der Oekonomie zu begegnen. Die Runkelrübe hat sich ihr als wichtig aufgedrungen; aber hier war der Kreis ihrer Erfahrung noch eng begränzt, sie muß noch experimentiren und kann diesem Neophyten noch kein Glück für die Zukunft feststellen. Sie wollte für Deutschland den Bedarf des Schlachtviehes ohne Moldau, Wallachei und Bessarabien im eigenen Vaterlande gedeckt wissen, und suchte nach Mitteln, um nicht in der Wollerzeugung vom Weltmarkte verdrängt zu werden. Ihr lag daran, die Liebe zur Obstkultur unter den Landleuten zu fördern, und sie glaubte in der Errichtung von Baumschulen dafür Erfolg zu finden. Den Götterbaum (Ailanthus glandulosa) empfahl sie dem Forstmann seines schnellen Wachsthums wegen. Sie suchte die Landwirthschaft und die Forstwirthschaft versöhnend sich anzunähern, um endlich eine Verständigung über die Demarkationslinie zwischen beiden herbeizuführen und die feindseligen Uebergriffe aus dem einen Gebiete in das andere zu erdrücken. Sie rieth dem Gutsherren, die Pflege des Forstes nicht ausschließlich dem Verwalter zu überlassen, der nur zu oft seinen Herrn wechselt und seine Sorge zwischen eigener Bereicherung und dem Nutzen seines Brodherrn theilt. Sie hat den langwierigen Kampf gegen die Raupe und die Seuche erneuert und empfahl sie dem Gesetze der Regenten, so wie sie andererseits dem Vogelfang das Verdammungsurtheil sprach. Aber nicht allein auf die Interessen des Land- und Forstwirths, für dessen Nutzen sie denkt und strebt, hat sie die Sorge übertragen; auch ihrem eigenen Haushalte

und dessen Ordnung hat sie das Auge zugewendet, und indem sie nach den Schicksalen der bisherigen Preisschriften fragte, glaubte sie es ihrer eigenen Ehre schuldig zu sein, die Nachlässigkeit der bisherigen Censoren zu rügen. Dem Vater deutscher Landwirthschaft, dem Staatsrath Thaer, hat sie in Leipzig, der Wiege landwirthschaftlicher Vereine und dem Mittelpunkte des künftigen Eisenbahnnetzes, ein Monument zu setzen beschlossen, zu dem die landwirthschaftlichen Vereine Geldbeiträge zu leisten haben. —

Das Publikum nahm an dem Gange der Verhandlungen sowohl während der Plenarsitzungen als an den Ausstellungen das lebhafteste Interesse, und die geistige Regsamkeit dieser Tage wird wohl lange nicht aus unserem Gedächtnisse schwinden. —

Für das J. 1841 wurde Mecklenburg zur Versammlung gewählt (Ort Doberan), und es sind als Vorstände die Herren Graf Osten-Sacken und Professor Becker bezeichnet. Für 1842 wurde Stuttgart in Vorschlag gebracht. Nach den Rechnungen der Vorstände der dritten Versammlung in Potsdam betrug das Kapital der Gesellschaft 3576 Thaler und es verblieben nach den dort gemachten Ausgaben von 3488 Thalern, 20 Silbergroschen und 2 Pfennigen — 27 Thaler, 1 Silbergroschen und 10 Pfennige als Rest. Se. Majestät unser allergnädigster Kaiser haben den Vorständen zum würdigen Empfange der Herren Gäste 10,500 fl. C. M. zur Verfügung gestellt.

Prager Bühne.

Am 3. Oktober zum erstenmale: »Der Blitz,« Oper in 3 Akten. Text nach Planard und St. George von Jul. von Ridics. Musik von Halevy.

Ein dramatisches Tonwerk mit nur vier Personen, ohne Chor, ja selbst ohne eine Baßpartie, der Handlung nach ein Rührdrama mit einigen komischen Scenen — ist wohl mehr ein Singspiel als eine Oper zu nennen. Der Anfang ist heiter, später verfinstert sich der Himmel und entsendet seine Blitze, die einem jungen Seemann Lionel (Hr. Beck), sein Augenlicht rauben und zugleich die Liebe in dem Herzen einer liebenswürdigen Amerikanerin, Henriette (Dem. Großer), entzünden, welche den Erblindeten gerettet hat und pflegt. Lionel dringt sie in einer Singstunde — eine allerliebste Scene — dahin, ihm ihre Liebe zu gestehen — aber zu Ende des zweiten Aktes schlägt der Blitz nochmals ein: die Stunde ist gekommen, wo Lionel geheilt seine Binde ablegen darf, er sieht — und fällt vor Henriettens Schwester, der schönen jungen Witwe Dardel (Mad. Podhorsky) auf die Knie. Eine nur augenblickliche Täuschung! Henriette aber glaubt ihren Liebestraum zerstört, flieht und will nicht eher zurückkehren, als bis sich ihr Geliebter mit der Schwester vermählt hat. Die Vermählung war aber nur zum Schein geschehen, und Alles nimmt ein glückliches Ende, ja selbst der Dupe des Stückes, ein bornirter Engländer, George (Hr. Demmer), der nach dem Wunsch seines reichen Onkels eine der Damen heirathen soll, bekommt die Hand der Witwe. Man sieht, daß die Handlung dem »Mädchen von Mecheln« (der bekannten schönen Erzählung in Bulwers »Pilgern am Rhein«) nachgebildet ist. Die Situationen ergeben sich ungezwungen aus einander, manche sind neu, und das Ganze recht ansprechend. Halevy's Musik ist wohl zuweilen etwas gekünstelt (besonders in der Ouverture), doch hat sie viele schöne Momente, und entspricht den Situationen, ist dramatisch lebendig. Die Textverfasser und der Kompositeur haben den Engländer mit französischem Muthwillen stark karikirt — er ist zu einem Gascogner geworden und Hr. Demmer, der ihn con amore darstellte, konnte ihn nicht leicht verengländern. Mad. Podhorsky und Dem. Großer sangen ganz vortrefflich und Hr. Beck zeigte wieder sehr bedeutende Fortschritte. Die Oper und ihre Darstellung gefiel außerordentlich und es wurde viel applaudirt und gerufen, ja die Liebesscene elektrisirte das Publikum so sehr, daß sie wiederholt werden und Henriette zu ihrer anfänglichen Schüchternheit zurückkehren und ihre Liebe nochmals gestehen mußte. Dieses Zurückschrauben des Affekts war recht komisch; Wiederholungen bei solchen Gelegenheiten sollten füglich unterlassen werden. Ueberhaupt sollte sich das Publikum nicht selbst den Genuß des Kunstwerks als eines Ganzen stören — und den Enthusiasmus lieber bis zu den Aktschlüßen aufsparen. **R. G.**

Notizen.

(Die Pannonia), ein belletristisches Beiblatt zur Preßburger Zeitung (Verlag von Schaiba) hat an Adolf Neustadt (aus Prag) einen eben so thätigen als geistvollen Mitarbeiter gewonnen. Die Redaktion sagt in ihrer Anzeige: »— — Es ist uns gelungen, Hrn. Adolf Neustadt, den unsere geehrten Leser bereits durch die (Theater-) Kritiken im vorigen Jahrgang der Pannonia und durch seine Mitwirkung am Pesther Tageblatte kennen*), für unser Journal als Mitarbeiter zu gewinnen. Unter Mitwirkung dieses renommirten Schriftstellers soll die Zeitschrift eine neue Bahn verfolgen rc. rc.« — (Die Preßburger Zeitung sammt Pannonia kostet mit Postversendung 2 fl. 24 kr. C. M. vierteljährig.)

(Sidney Smith.) Dieser berühmte englische Admiral, der vor Kurzem starb, hatte sich seit zwanzig Jahren in Paris aufgehalten. Sein thätiger Geist war immer von großen Zwecken erfüllt; so gehörte er einige Zeit zu einem Verein von Rittern, welche die Seeräuberei auf der afrikanischen Küste abschaffen wollten; später zu einem andern, welcher gegen die Sklaverei gerichtet war; dieser hat Manches durch Verbreitung von Schriften über das Gehässige der Sklaverei gewirkt. Zuletzt war er sehr thätig in einem Verein zur Rettung der Schiffbrüchigen. In einer seiner Wohnungen (denn er hatte deren drei in Paris: eine bei einem Neffen in der Vorstadt, eine in der Mitte der Stadt, und die dritte in einer abgelegenen Gegend mit einem Garten) waren sämmtliche dazu nöthige Geräthschaften und Maschinen aufgestellt. —

(Erlangen.) Ganz unabhängig von dem Universitätsleben blüht hier der Handel und die Industrie. Am bedeutendsten sind die Spiegelfabriken, am zahlreichsten die Strumpfwirkereien und die Werkstätten der Handschuhmacher. In der Umgegend blüht der Land- und Obstbau. Eine nahe Ortschaft zieht auf ihren meisten Feldern junge Obstbäume, welche ins Ausland, ja selbst bis Petersburg und Odessa versandt werden. Bei dem Städtchen Baiersdorf, anderthalb Stunden von hier, wohnt ein Bauer, der auf seinem Felde eine so große Menge Meerrettig zieht, daß mit dem Absatz desselben einer seiner Söhne Jahr aus Jahr ein in Hamburg beschäftigt ist. Hier gewonnener Meerrettig geht nach Holland, England und Rußland.

(Der Ludwigskanal), welcher dazu bestimmt ist, die Donau mit dem Main, und dadurch das schwarze Meer mit der Nordsee zu verbinden, ist ein wahrhaft großartiges Werk, wie Deutschland kein ähnliches aufzuweisen hat. Der Bau wird mit der größten Umsicht geleitet, und die Bauten zeichnen sich durch einen einfach edeln Styl aus. Sämmtliche Kunstarbeiten auf der Strecke von Nürnberg bis Bamberg werden noch in diesem Jahre, der ganze Kanal aber erst im J. 1842 vollendet sein. Bei Erlangen wird auch eine schöne Gruppe den Kanal schmücken, die Schwanthaler in München in Arbeit hat. Das Fundament dazu ist bereits fertig. In dieser Gruppe befinden sich Main, Donau, Rhein, der Handel und die Schiffahrt personifizirt.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Die Herren Burde, Horčička und Markowský haben die ihnen aufgetragene Restaurirung der in der königlichen Burg befindlichen Gemälde größtentheils vollendet.

— Der von Hauptmann Ritter von Rittersberg gegründete und geleitete »Verein für Kirchenmusik in Böhmen« macht erfreuliche Fortschritte. Er zählt jetzt 159 hiesige und 111 auswärtige Mitglieder, und die jährliche Einnahme beläuft sich auf 2300 fl. C. M. Eduard Graf Clam-Gallas beschenkte das musikalische Archiv mit einigen bereits selten gewordenen Partituren alter italienischer Meister, und der seit Kurzem von einer Kunstreise nach Rom zurückgekehrte Maler Jos. Hellich verehrte demselben eine Sammlung klassischer alter Kirchenmusik-Kompositionen, welche gegenwärtig neu aufgelegt in Rom erscheinen. An der Spitze dieser Sammlung befindet sich die berühmte Messe von Palästrina, bekannt unter dem Titel: „Missa del Papa Marcello."

*) Auch die Jahrgänge 1838 und 1839 von „Ost und West" brachten viele Mittheilungen von A. Neustadt, die mit großem Beifall aufgenommen wurden.
Die Red.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse N. 73.

Nro. 82. Samstag den 10. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Das Gastmahl des Bettlers.

Nach dem Polnischen des J. J. Kraszewski.

(Beschluß.)

Im Schmerze vergaß er seinen Hunger und sein Betteln, er weinte — und weinte immer. Was sind unsere müßigen Thränen, dem Zwange oder der Konvenienz entsprossen, Thränen, bei deren Vergießen wir an andere Personen, an die Welt denken, Thränen, die von Freundeshand wieder getrocknet werden, im Vergleiche mit jenen, die unbeachtet, still und ungezählt die glühende Wange und Brust Jerolamo's benetzten! Unsere Thränen sind Wasser, jene sind — Thränen!

Dennoch aber konnte Jerolamo nicht sterben, er mußte leben, und ein neues Sein hatte bei ihm begonnen. Den Momenten der bittersten Klage folgten die der Reflexion; er allein überflog im Geiste alle ihn umgebenden Verhältnisse. Die Menschen schienen ihm Ungeheuer, in Reichthümer und Glück eingehüllt; er sah, wie ihre Lieblingsthiere gepflegt und genährt wurden; — und er, ein Mensch, der ein gleiches Recht hatte zu ihren Vergnügungen, er lag unter ihren Pallästen und starb fast vor Hunger. — Er verachtete die Menschen; denn er bemerkte, daß sie gleichgültig, lachend, beglückt um sich sahen und das Elend ihrer Brüder mit unbethränten, reinen Augen, und zufrieden betrachteten.

Er bat um einen Groschen.

— »Arbeite!« — antwortete der Spaziergänger und ging singend weiter. — »Und was machst du?« — frug ihn der Bettler; — »ich unterhalte mich« — sprach der Spaziergänger sich entfernend. — »So bin ich denn verdammt« — rief zu sich der Unglückliche; »auf ewig ohne Hoffnung; werde ich nie die Gemächer berühren, deren Fenster mich dort verhöhnen? Diese Häuser und Palläste? Werden meine Lippen nie ihre Getränke verkosten und mein Herz ihre Freuden? Gott, wozu hast du mich geschaffen?

— »Zum Dulden!« — antwortete ihm sein blutendes Herz und er blickte zum Himmel. Die Erde war für die Menschen, vielleicht war der Himmel für ihn! —

Er dachte an den Himmel, aber die Erde lockte ihn noch immer. Jerolamo begnügte sich mit Brod und Wasser, und verbarg sorgsam das erbettelte Geld. Er trug seine alten Fetzen am Leibe, nährte sich — beinahe von Nichts, drängte sich mit Eifer überall vor, wo es nur möglich war sich hinzuwenden, wo er nur Etwas zu gewinnen hoffte; er weinte, er machte Fußfälle, er bat, er faßte die Leute bei den Gewändern, bei den Händen, er drängte die Menschen und zwang sie beinahe ihm ein Almosen zu geben. Alles, was der Eitelkeit der Vorübergehenden schmeicheln, oder ihr Mitleid erwecken konnte, — Alles versuchte er. Schmeichelei und Jammer, krampfhafte Windungen und Flüche, Gebete und verstellte Verzweiflung waren seine Hülfsmittel. Er sammelte in einem Tage mehr als fünf Andere. Diese lebten von ihren Almosen, er aber lebte — beinahe von Nichts; — von Obstabfällen, hartem Brode, Wasser und Luft! Er duldete den schrecklichsten Hunger, siechte und genoß doch keinen einzigen Groschen seines gesammelten Almosens; er sammelte nur und sammelte immer.

Also von seinem zwanzigsten Lebensjahre angefangen, blaß, elend und eingefallen, lebte er noch 50 Jahre, — ein halbes Jahrhundert der schrecklichsten Leiden. Der Tod war nicht fern, die Füße schwankten, das Haupt und die Hände zitterten; da überblickte er sein Geld, und sprach: »Es ist genug!«

Hierauf betrat er den schönsten Pallast und frug nach seinem Kaufpreis. Man verlachte ihn, als einen Narren — er beharrte auf seiner Frage; man bestimmte einen Preis, blos um des Fragers los zu werden; — er brachte das Geld und kaufte den Pallast.

Es war ein großes schwarzes Gebäude, mit geräumigen Sälen; marmorbelegt und geschmückt mit bunten und vergoldeten Farben, wie er sie nie zuvor gesehn, wie er selbe nie vordem sich vorzustellen vermochte. Das erstemal in seinem Leben fühlte Jerolamo den Stolz eines Eigenthümers und das Vergnügen, unter eigenem Dache, jedem Wetter, der Hitze, Kälte und Finsterniß auszuweichen — was er sonst für das höchste Glück zu halten pflegte. Er, den bisher Menschen, Stürme und Kälte verfolgten, den die Sonne braunte, dessen Unglück Andern Genuß verschaffte, er, der sonst nur auf den Gassen und an den kühlen, feuchten Ufern des Kanals lebte, — er war nun frei; die Nothwendigkeit und Pflicht des Bettelns hörte auf, — er konnte nun thun, was ihm beliebte!

Jerolamo befahl ein Gastmahl herzustellen mit allem Prunke, der sich erreichen ließ. Man bereitete Speisen, Weine und Wohlgerüche, lange Tische, Fässer mit Getränken, Blumen, Rauchgefäße, Tänzerinnen, Musik, Alles was nur zu einem königlichen Feste ersonnen und herbeigeschafft werden konnte. Sodann gab er sich für einen auswärtigen Fürsten aus, lud den Dogen, die Senatoren und alle Reichen von Venedig mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern; ja Jeden, wer nur durch Reichthümer, Stellung und Namen ausgezeichnet war, Jeden lud er ein.

Ueberall freute man sich auf das glänzende Fest, und sprach von dem unbekannten reichen Fürsten, der die halbe Stadt zu sich geladen. Endlich war der Tag des Festes erschienen.

Der Kanal, die Thore des Bettlerpallastes bespülend, ächzte unter Kähnen, Licht erglänzte hie und da, die Säle füllten sich mit Gästen. Da kamen schwarzäugige Venetianerinnen, ergraute Senatoren, der alte Doge, Herren, Damen und Fremdlinge, glänzend durch Gewand,

Schönheit, Jugend und Laune. — Heiter begann das Gastmahl; Musik und Wein berauschte die Venetianer; man pries den Veranstalter des Festes, die Becher wurden gefüllt, rings um den Tisch ward getrunken. Alles war voll Bewegung und Heiterkeit, und selbst Jerolamo schien glücklich zu sein; er trank, war beredt, lachte, Nichts fehlte ihm. Das Mahl zog sich in die Länge, mit der Lustigkeit wuchs in jedem Augenblick die Ungezwungenheit und Unterhaltung. Es schien, daß die Säle, die Gäste umfassend, auch alle mit einander verbrüderten; sie drückten sich die Hände, und besprachen sich gemeinschaftlich, als wären sie alle befreundet unter sich. Das Glück lächelte ihnen auf Momente — sie waren von Mädchen, Wein und Musik umgeben. Alles war da, was Sehnsucht erwecken, und sie befriedigend Wonne schaffen kann. Man drängte sich zu Jerolamo, man schmeichelte ihm, und inmitten dieser Gespräche, dieses Lächelns, im vollsten Glanze dieser Herrlichkeit, inmitten dieses lärmvollen Lebens, das ihn zum erstenmale umfaßte, war er nach siebenzigjährigem Elend neu geboren, glücklich und heiter, ohne Wunsch, ohne Besorgniß für den morgigen Tag. — Der Wechsel der Vergnügungen wollte nicht aufhören. Niemand gedachte an das Ende — da verschwand der Herr des Hauses. — Neuerdings wurden die Tische gedeckt, die Krüge und Becher gefüllt; zum zweitenmale setzte man sich nieder — der Hausherr fehlte.

Da plötzlich erschien ein Bettler, in Lumpen gehüllt, Seufzer auf den Lippen, Thränen in den Augen; in einer Hand den Bettlerstab haltend — indeß die andere zitternd sich ausstreckte, wie um Almosen flehend. Der Lichtglanz fiel auf sein Gesicht. Man erkannte den Hausherrn und erbebte. Er aber setzte sich zum Tische, nahm einen Becher und sprach mit zitternder Stimme: — Ihr hieltet mich für einen reichen Ausländer — ich bin ein einheimischer Bettler. Siebenzigjähriges Leiden, Elend, Demüthigung vor euch, vor den Thoren eurer Palläste, bei euren Kähnen, Brücken und Kirchen verwandte ich auf dieses Gastmahl. Siebzig Jahre lang ertrug ich Hunger und Stürme, Noth und Krankheit, ja Alles, was ein Mensch vor dem Tode erdulden kann, um diesen ersten und letzten heiteren Lebensmoment zu erkaufen. Ich wollte mich überzeugen, ob mich Gott mit einem solchen Herzen geschaffen, wie euch, ihr Reichen, ob auch mich das erfreuen könnte, was euch erfreut; denn ich hatte lange und Vieles zu beweinen, was ihr nie kennen gelernt habt. So war ich denn doch einmal so glücklich wie ihr, unsere Hände, unsere Lippen begegneten sich — ich bin ein Mensch wie ihr! — Zum erstenmale sah ich Menschen mir günstig zulächeln, auch solche, die sonst, wenn sie mir Almosen gaben, sich von mir verächtlich abwandten. Ich sah euch ohne jenes stolze Mitleid, mit welchem ihr mir sonst begegnet, ich vernahm eure Gespräche, erkannte eure Denkweise, trug das Gewand eures Glückes. Mit dieser Mahlzeit bezahlte ich eure Darleihen — ihr habt euch belustigt für einen — Bettelgroschen! Mein Leben ist geendet; was sollte ich unter euch thun? Ihr würdet mich verachten, und ich würde euch hassen wie früher. Aber ich muß von euch scheiden ohne Groll, und mit dem Glücke auf den Lippen enden, welches ich das ganze Leben hindurch entbehrte. Vielleicht, wenn ich länger lebte, würde ich mein jetziges Glück beflecken.

Also sprechend enthüllte er die mit einem Tuche bedeckte, rings von Tischen umgebene Mitte des Saales. Da zeigte sich ein Sarg, ein schwarzes Grab, und ein Haufen Erde. Der Bettler hob ein gefülltes Glas zu den Lippen und trank es auf die Gesundheit seiner Gäste. Es war Gift! — »Jeder von euch gebe mir als letztes Almosen eine Hand voll Erde; — und lebet wohl!« Dies sagend erblaßte er, fiel zusammen, erbebte, zuckte noch einmal, ächzte und starb. —

Karl Sabina.

Aphorismen.

Von Rudolf Glaser.

Unser Jahrhundert zeichnet sich wie das fünfzehnte durch großartige Erfindungen und Entdeckungen aus. Die größten waren damals: Die Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika. Auch die unserer Zeit streben einem ähnlichen Gipfel zu, welcher die Welt, wie damals, in das höchste Erstaunen setzen und seine Wirkung auf künftige Jahrhunderte erstrecken wird. Nur Eines wäre zu wünschen: daß mit jenen Erfindungen, welche die Nothwendigkeit der Menschenhülfe vermindern, und eine große Anzahl Arbeiter (gerade im Gegensatz mit den Müßiggängern die ehrenwerthere Menschen-Klasse) brodlos machen, andere gleichen Schritt hielten, welche sich auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse bezögen, z. B. Entdeckung neuer wohlfeiler Nahrungsmittel, erleichternde Heizapparate u. s. w. Leider schreitet der Erfindungsgeist rascher in ideellen als in reellen Dingen fort, rascher im Gebiete der Kunst (Daguerre's Lichtbilder, Liepmanns Farbendruck, lithographische und typographische Entdeckungen rc.) als im Gebiete des täglichen Lebens.

Die Zeit des Mittelalters ist zurückgekehrt. Turniere werden gefeiert, die Ritter sind — die Virtuosen; ihre Gegner — die Schwierigkeiten. Wer die meisten Gegner am leichtesten und schönsten besiegt (beliebte Formel der Kritiker), erhält den Preis. Das Volk jubelt, wirft Lorbeerkränze, die bestellten Kunstrichter dürfen im Enthusiasmus nicht zurückbleiben, da entsteht denn ein Lärm, daß einem die Ohren gellen! Selbst die wässerigsten Zeitschriften fangen Feuer und wie an einer elektro-magnetischen Kette fährt das Entzücken mit Blitzesschnelle vom Südpol zum Nordpol. Eine Erscheinung ist hiebei besonders bemerkenswerth. Es gibt Referenten, denen die Ereignisse über den Kopf wachsen. Sie haben bei mehrern Gelegenheiten ihren ganzen Vorrath an Redensarten verschwendet; es kommt eine neue, noch glänzendere Erscheinung — sie sind bankerott, sollten sich für zahlungsunfähig erklären; doch nein! sie wissen sich zu helfen, ein Genie kann Alles. Sie erklären öffentlich, daß sie einen Theil des überschwänglichen Entzückens, welches sie früher geäußert, recht gern zurücknehmen möchten!!! — Was ich sage, ist nicht aus der Luft gegriffen, es ist schwarz auf weiß zu lesen in Nr. X der Zeitschrift Y vom J. 1840.

Aus Leipzig.*)

Der Leipziger im Sommer, das ist der Soldat im Frieden; er hat nichts als seine Löhnung, nichts als das Commißbrod der Garten-Konzerte und marschirt trostlos aus dem »Küchengarten« in das »Rosenthal,« aus dem Rosenthal in den Küchengarten; dort ist wenig zu erobern. Im Winter gibt es Bälle, Konzerte, Schnee und Eis; da steht das Langweiligkeitsbarometer wenigstens auf Veränderlich; aber im Sommer, im Sommer, da ist die schönste Zeit, da steht es auf Beständig. Es läßt sich deßhalb auch wenig über Leipziger Zustände berichten. Es geht nichts über Literatur, Musik und Theater! jauchzte mir gestern ein phantasirender Ladenjüngling zu; der Mensch hat recht. Er hat mir auf die Sprünge geholfen. Also Literatur, Musik und Theater, wie ist euer Befinden in Leipzig? Mit der Literatur geht's so, so. Es sieht damit in Leipzig trauriger aus in Bezug auf das, was ich zu verschweigen für gut halte, als daß durch das zu Erwähnende ein Gleichgewicht hergestellt werden könnte. Nehmen wir von den hier erscheinenden Journalen die »Elegante Zeitung« und den in neuerer Zeit kräftig anstrebenden »Planeten« weg, so bleibt des Lesenswerthen gar wenig. Ein trefflicher Mitarbeiter an der erstgenannten Zeitschrift ist der talentvolle Jakob Kaufmann; wir lasen von Kaufmann in dem kürzlich erschienenen jüdischen Taschenbuch „Jesohurun" einen kostbaren Beitrag. Kaufmann wird eines Tages ein leuchtender Stern am literarischen Horizonte sein. — Der »Planet« hat in neuerer Zeit einen so

*) Der Bericht in Nr. 80 war von einem andern Korrespondenten.

frischen und kräftigen Ton angenommen, daß ihm hier unter allen Blättern das meiste Interesse gewidmet wird, wozu namentlich das von Ernst Keil trefflich besorgte literarische Feuilleton beiträgt. Es findet sich dort über die neuesten Erscheinungen in der Literatur ein gediegenes, unparteiisches Urtheil in gedrängter Kürze, und es haben sich bereits darüber die geachtetsten Journale anerkennend ausgesprochen. Herloßsohn ist sehr fleißig, aber nicht im »Kometen,« der immer wäßriger wird; es erschien von demselben eben »die Sylvesternacht« und von seinem »Böhmen von 1414 bis 1424« die beiden ersten Bände unter dem Titel: Huß. — F. Faber, der eine geraume Zeit die Redaktion der »Eisenbahn« besorgte, arbeitet schon seit längerer Zeit an einer Uebertragung der sämmtlichen Sonette Petrarca's und wird sie vielleicht binnen Kurzem vollendet haben. Wer es weiß, daß die wenigen vorhandenen Uebersetzungen des unsterblichen Dichters einer unsterblichen Liebe, aller schönen Form und alles sprachlichen Reizes entbehren und nicht einen Begriff von der Seelenglut eines Petrarca geben, der wird mit großer Freude der Vollendung des Werkes entgegensehen. Daß Friedrich Faber keine gewöhnliche Uebersetzung, wohl aber eine Reproduktion, würdig dem schönen Urbild, liefern werde, dürfen wir wohl mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen, da der Ueberträger die Poesie des Herzens mitbringt, ohne die kein wahres Wiedergeben Petrarca's möglich ist, und neben einem richtigen ästhetischen Takt eine glückliche Gewandtheit in Sprache und Vers besitzt, die an dem Gelingen seines Unternehmens nicht zweifeln lassen. — Karl Troxus ist mit einem großen historischen Romane beschäftigt, an dem er sehr fleißig arbeitet. — In musikalischer Beziehung steht Leipzig unstreitig obenan, und es muß sich wahrhaft glücklich schätzen, einen Künstler wie Mendelssohn zu besitzen, welchem es eine mächtige Einwirkung auf das ganze musikalische Treiben verdankt. Derselbe wird auch im nächsten Winter die Abonnementkonzerte leiten. Von Sängerinnen, welche in diesen Konzerten wirken werden, hörten wir vorläufig Dem. Schloß nennen. Ein junger Däne, Namens Nathan, und die Klavierspielerin Amalia Riffel aus Flensburg werden sich den bevorstehenden Winter, künstlerischer Ausbildung halber, hier aufhalten. Die Jagdsymphonie von Ihrem Landsmann Kittl, die wir im verflossenen Winter im Gewandhause hörten, und die jetzt auch von Valentino in Paris aufgeführt wurde, ist eben in einer schönen Ausgabe bei Breitkopf et Härtel in Druck erschienen. Von Robert Schumann kamen vor einigen Tagen bei Fr. Kistner vier Hefte Lieder heraus, auf die wir die Gesangsfreunde aufmerksam machen; es ist seit langer Zeit das Interessanteste, was für Gesang erschienen ist. Die Texte sind von Goethe, Heine, Burns, Byron, Th. Moore und J. Mosen; Schumann widmete die Lieder »seiner geliebten Braut.«

Unser Theater befindet sich eben nicht in einem besonders glänzenden Zustande; nehmen wir Mad. Dessoir und noch einige treffliche Mitglieder weg, so bleibt wenig übrig; wir hatten jedoch diesen Sommer zahlreiche und interessante Gäste, die uns die Mangelhaftigkeit unsers Personals an manchen Abenden vergessen machten. — Ludwig Löwe vom Hofburgtheater in Wien trat in mehreren Gastrollen auf und bewährte aufs neue seinen durch Deutschland verbreiteten Ruf. Seine sämmtlichen Darstellungen waren vollendete Kunstwerke bis in das kleinste Detail. Hierauf gastirte Herr Holzmiller, Tenorist aus Hannover; das Publikum spendete dem gebildeten Sänger lauten Beifall. Die italienische Operngesellschaft unter der Direktion des Herrn Luigi Merelli hat unstreitig durch ihre trefflichen Leistungen das meiste Furore gemacht, und zwar namentlich in Donizetti's »Belisario.« Wir lernten in dieser Oper einen Tenoristen, Herrn Roppa kennen, wie er auf der Leipziger Bühne schwerlich noch gehört wurde. Auch die Berliner französische Schauspielergesellschaft gab mehrere besuchte Vorstellungen. Jetzt ist aber wieder Alles zum Thore hinaus und uns ist nichts geblieben, als die — süße Erinnerung.

Ein großes Halloh brachte die kurze Anwesenheit der Kaiserin von Rußland hervor. Dieselbe stieg in dem Hotel de Bavière ab, das von dem Besitzer reich und geschmackvoll eingerichtet worden war. — Vor dem Hause standen zwei schöne Cypressenbäume, welche bis zum ersten Stock reichten; das Zimmer der Kaiserin war mit rother Seide ausgeschlagen, der Speisesaal chinesisch dekorirt, so wie überhaupt alles prachtvoll und für den Empfang einer Kaiserin eingerichtet. Die Kaiserin reiste mit eilf sechsspännigen und drei vierspännigen Wagen. — Nach dem gewöhnlichen Extrapostpreise kostet ihr jede Meile ungefähr 50 Rthlr. — Von Leipzig nach Dresden fuhr sie mit ihrem Gefolge in einem Extrazuge auf der Eisenbahn mit einigen zwanzig Wagen und zwei Locomotiven; es wurde diese Fahrt von drei Stunden mit 600 Thalern bezahlt. — Daß die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn im vorigen Monat eröffnet wurde, werden Sie bereits wissen.

Bartholf Senff.

Briefe aus Karlsbad.

10. Juli.

I.

Nun lebe ich wieder in dem lieben, romantischen Karlsbad, und finde alles so, wie ich es im vorigen Jahre verließ, ja selbst mehre bekannte Kurgäste sehe ich da, die sich mit dankbarem Gemüth wieder bei den Quellen eingefunden, um sich zu neuen Anstrengungen des Lebens zu stärken. Diesmal sitze ich im Zuckerrohr *), ohne Pfeifchen zu schneiden; denn du weißt, daß ich im Kurorte mit der lieben Musik in keinem engen Verhältniß stehe, obwohl mein Nachbar, ein Feilhauer, sich alle erdenkliche Mühe gibt, mich zu ihr zu zwingen, indem er mir leidenschaftslos Bruchstücke von Mälzels Metronom oft bis in die späte Nacht vorhammert. Von jeher dem Schlafe nicht sehr hold, ertrage ich ein so unzeitiges Klopfen und Pochen viel leichter, als jeder Andere, dem Schlafen über alles geht. Ich begann diesmal meine Kur mit den mildern Quellen, bin aber lange schon beim Sprudel, der dieses Jahr, einem Modeartikel gleich, mehr als sonst besucht, vollauf zu thun hat, wenn er all der bankeroten Menschen-Natur auf die Beine helfen soll, die sich täglich vertrauungsvoll um ihn versammelt. Seine Firma ist aber auch die beste und hältigste unter allen Firmen der Welt. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie die Kürbißfarbe von dem frischen Lebenskolorit nach und nach verdrängt wird, und wie der Kranke, immer und immer kräftiger, die Krücken weglegt, und auf einen gewöhnlichen Stock gestützt die Wallfahrten zu seinem Wohlthäter fortsetzt. Auch dieses Jahr sehe ich Karlsbad von Gästen sehr gefüllt, was jedoch seine Einwohner nicht zugestehen wollen, sagend, daß viele Quartiere noch unbesetzt sind; sie bedenken aber nicht, daß die seit einigen Jahren hier so sehr eingerissene Baulust eine Unzahl von Quartieren zur genügenden Auswahl geschaffen hat, und mit ihrer Vermehrung noch immer beschäftigt ist; — man kann daher jetzt aus leer gebliebenen Quartieren nicht mehr, wie ehemals, auf eine geringe Ferquenz schließen; — doch wer kennt nicht all die vertrackten Begriffe, die in einem Kurorte über den Sinn von wenig, mehr, oder viel cursiren. — Noch nie habe ich so sehr bedauert, daß ich kein Freund des Kartenspiels bin, als diesmal, wo es seit meiner Ankunft hier immer fort regnet, und die Langeweile mich mit Gelsenwuth verfolgt, woran jedoch nicht Karlsbad, sondern allein das schlechte Wetter Schuld ist, das durchaus nicht gestatten will, sich auf den mannigfach gruppirten Anhöhen zu ergehen, und an der freien, krystallreinen Luft zu laben. In so peinvoller Lage bleibt dem Fremden wohl keine andere Wahl übrig, als ins Theater zu gehen oder in der Kurliste zu blättern, und so das Schicksal mit einem unglücklichen Fischer zu theilen, der tagelang am Ufer sitzt, ohne etwas Namhaftes zu erangeln. Mir ging es mit dem Angeln etwas besser; denn ich fand in der Kurliste den bekannten Schriftsteller Heinrich Laube verzeichnet, den ich bald persönlich kennen lernte. Du kennst doch seine Schriften, kennst auch das Bündige und Frische seines Styls, wodurch seine Darstellungen so lebendig werden. Seine Persönlichkeit steht mit ihnen im vollkommensten Einklang. Denke dir einen jungen Mann von Mittelgröße und gedrängtem Gliederbau, mit einer echt slawischen Physiognomie**), aus der zwei geistreiche Augen dich frei und ohne allen Rückhalt ansehen; dessen Organ mehr tief als hoch, und dessen Gedanken mit der Sprache immer einen schnellen und dabei gleichen Schritt halten; denke dir zu dem allen noch ein lichtbraunes kleines Schnurr- und Knebelbärtchen, und Heinrich Laube steht vor dir, wie er leibt und lebt. Sein Gesichtsprofil wurde sogleich von meiner Einbildungskraft aufbewahrt, und ist nun mit Dinte entworfen in meine Portraits-Sammlung aufgenommen. Jeder, der Laube kennt, erklärt diesen Umriß für getroffen. Laube theilt das Loos der meisten Literaten und Künstler; denn er ist leberkrank, und hofft hier gleich Allen sein Heil zu finden. — Am Sonntag den 5. dieses wurde ich von dem hiesigen Orchester mit einer musterhaften Ausführung meiner Ouverture zur Oper Seraphine auf das angenehmste überrascht. Labitzky, immer noch an der Spitze des Orchesters, fährt fort sich zu einem Musikdirektor, wie er sein soll, immer mehr und mehr auszubilden. Du würdest dich sehr erbaut haben, wenn du das mit Präzision und Energie ausgeführte Werk gehört hättest; bei diesem Orchester gibt es weder Vorläufer noch Nachzügler, alles ist wie aus einem Guß, alles ein Leib und eine Seele. Solche makellose Produktionen sind dem Tondichter ein reicher Ersatz für das Unangenehme, das, durch kleine Seelen veranlaßt, ihm so oft in seinem Kunstleben

---

*) Ein Haus in der Sprudelgasse, beim Zuckerrohr genannt.

**) Laube stammt aus Schlesien, und lebt nun in Leipzig.

begegnet. Noch im Gefühle solcher ungetrübten Vaterfreuden laß mich die Zeilen schließen.

Dein Freund

W. J. Tomaschek.

Wendische Volkslieder.

Die oberlausitzer gelehrte Gesellschaft hatte schon längst ihr Augenmerk auf die in dem Munde des Volkes zirkulirenden Nationallieder gerichtet und für fleißige Sammler derselben mehrere Preise bestimmt. Der öffentlichen Einladung zu Folge wurde eine bedeutende Anzahl ober- und niederlausitzer Volkslieder gesammelt, welche nächstens unter der Redaktion der Hrn. Smaler und L. Haupt in 2 Bänden erscheinen werden.*) Der 1. wird die Lieder der Oberlausitz, der 2. jene der Niederlausitz enthalten. Allen ist die deutsche Uebersetzung und die Melodie beigefügt. Die Vorrede enthält eine gedrängte Uebersicht der Kultur-, Geschichts- und Sprachverhältnisse der Sorben in der Lausitz. Eine besondere Beigabe wird die Erklärung einzelner Lieder und Wörter, die Variation der Texte und Melodien und ihre Aehnlichkeit mit andern slawischen Volksliedern umfassen, so wie auch in einer besonderen Abhandlung die Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche der Sorben besprochen und zu vollständiger Beleuchtung auch Bilder beigefügt werden, nebst einem Anhang von volksthümlichen Sprichwörtern, Sagen und Mährchen, und einer genauen Angabe des Ortes, wo sie gehört und der Personen, von welchen diese Lieder oder Sagen vernommen wurden. Die Wichtigkeit dieses Unternehmens für den gesammten Slawenstamm ist zu augenfällig, als daß man darüber noch Etwas zu sagen hätte. Kaum mehr erwartete man ein Wiedererwachen zur Nationalität von den Söhnen der Lausitz, deren Volksthümlichkeit unter germanischen Einflüssen so sehr gelitten hat und — immer noch leidet. Vielleicht ist dies ein Zeichen, daß unsere Brüder in der Lausitz, zum lichteren Bewußtsein ihrer Ursprungs gelangt, auch die Pflicht anerkennen, ihre slawische Nationalität gegen die dortigen Germanomanen zu behaupten, die kein Mittel unbenutzt lassen, die Lausitz zu verteutschen. Die Annahme der böhmischen Orthographie, anstatt der früheren unterschobenen unslawischen Misère, deutet auf einen unerwarteten Fortschritt und bietet Hoffnungen für die Zukunft. Mögen die wackeren Beförderer dieser Unternehmung auch für die Folge in ihrem Eifer für die Emporbringung ihrer vaterländischen Literatur nicht erkalten.

K. S.

Prager Bühne.

Am 4. Oktober zum erstenmal, am 10. zum zweitenmal: »Das Preisstück,« Lokal-Posse mit Gesang in 3 Akten von Friedrich Kaiser. Musik von A. Müller.

Die bekannte Anekdote, daß ein reicher Theaterenthusiast einem armen Dichter die Autorschaft seines zur Preisbewerbung bestimmten dramatischen Erstlingsproduktes abkauft, um einen literarischen Ruf zu erobern, bildet die Grundlage dieser Posse. Der hohle Theaterenthusiasmus dornierter Köpfe, der sich als Roß vor den Wagen berühmter Theater-Schönen spannt und trotz seiner sublimen Kunstliebe in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen die zarte Blume der Menschlichkeit mit Roßeshuf zertritt, ist hier treffend persiflirt. Das verkaufte Drama erhält den Preis. Die Schauspielerin, für die Hr. v. Flügelheim (Hr. Walter) schwärmt, weiß ihn dahin zu bestimmen, daß er seiner Nichte (welche sie selbst ist) die Erlaubniß zur Vermählung mit dem jungen Dichter ertheilt, und weiß ihm auch durch eine, freilich ziemlich unwahrscheinliche — Komödie in der Komödie einzureden, daß das Preisstück im Begriff ist durchzufallen, worauf er in höchster Seelenangst, gerade als der Verfasser herausgerufen werden soll, dem Theaterdirektor den wahren Autor verräth, und so mit einemmal Geliebte und den usurpirten Musenlohn verliert. Die Behandlung ist gerade nicht originell und nicht geistreich — es hätte sich aus diesem Stoff noch viel mehr machen lassen — auch nicht durch viele Witzfunken ausgezeichnet; doch finden sich manche treffende Wahrheiten und manche komische Situationen, und was der Posse am meisten nützt: der letzte Akt ist der lebendigste. Das Werk fand Beifall. Mit Ausnahme des Hrn. Walter, welcher die Hauptrolle sehr lebendig spielte, dann des Hrn. Preisinger (Läufl, ein Zeitungs-Austräger) und der Dem. Zöllner (Stubenmädchen) in der Scene als Schauspielerin, gaben sich die Darstellenden in der 2. Vorstellung (die erste konnten wir nicht besuchen) gar wenig Mühe, was wir nicht eben lobenswerth finden.

R. G.

N o t i z e n.

(Die Galvanoplastik) macht in St. Petersburg sehr große Fortschritte. Professor Rauch, der unlängst von einem Ausflug nach Petersburg zurückkam, legte am 18. September dem wissenschaftlichen Kunstverein in Berlin mehrere Statuetten und Reliefs vor, die von dem Bildhauer Hasenberger und dem Mechaniker Hamburger gemacht wurden. Von bewunderswerther Zartheit soll besonders eine sich auf einem Blatte sonnende Eidechse sein, welche über das Thier selbst gebildet wurde. Man kann in Wahrheit sagen, daß sich die Natur hier selbst übertroffen hat.

(Aufforderung und Verbot.) Auf dem Gottesacker in O. hat ein Leichenstein die Aufschrift:

„Wandrer steh und brich hier eine Rose;
Denn sie ist ein Bild der Jungfrau zart.“ rc. rc.

Wer aber dieser poetischen Aufforderung folgen wollte, würde schön ankommen: denn an allen Ecken desselben Gottesackers sind Zettel angeklebt, welche das Abbrechen der Blumen bei Pfändung und Arrest untersagen. Der Deutsche weiß recht gut die Wirklichkeit von der Poesie zu scheiden.

(Goethe's Faust), dieses ewige Werk, dessen zweiter Theil vielleicht noch nicht allgemein vom deutschen Publikum verstanden wird, beschäftigt jetzt die englischen und französischen Literaten. Der in Deutschland gereiste junge Gerard, einer der ersten Pariser Feuilletonisten, hat damit den Anfang gemacht; die eben herausgekommene Uebersetzung von Henri Blaze, Sohn des berühmten Musikkenners Castil Blaze, gibt die beiden Theile des Faust vollständig mit einem Versuch über Goethe; voran steht eine Zueignung an die Großherzogin von Sachsen-Weimar. Eine noch größere Merkwürdigkeit ist, daß ein Zögling der berühmten Pariser Normalschule eine lateinische Uebersetzung des Faust vollendet hat, und herauszugeben im Begriffe steht. —

— Ueber das Werk von Henri Blaze erhalten wir so eben aus Paris folgende Mittheilung: »Finde ich Zeit, so schicke ich Ihnen eine Anzeige der höchst merkwürdigen Uebersetzung des ganzen Faust mit einer noch viel merkwürdigeren Einleitung von Henri Blaze, von welcher hier in 14 Tagen über 2000 Exemplare verkauft worden. — Man wird roth vor Aerger und Scham, zu sehen, wie großartig ein Fremder, ein junger Mensch, Goethe und den Faust auffaßt, über welche Beide wir täglich zu Hause (in Deutschland) nur die abgeschmackteste Salbaderei lesen müssen!« (Sehr wahr!)

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Ein vor mehreren Jahren hier durchreisender Engländer, welcher beinahe alle Hauptstädte des Kontinents gesehen hatte, wurde gefragt, welche Stadt ihm am besten gefiele. Er antwortete: »Konstantinopel macht den großartigsten Eindruck, aber Prag ist im Kleinen das, was Konstantinopel im Großen, und kommt ihm am nächsten.« — Prag hat sogar in einzelnen Theilen, z. B. in der Form der Erdzunge, welche Frantissek heißt, durch den Laurentiusberg u. s. w. eine wunderbare Aehnlichkeit mit Konstantinopel, was man am besten bei einem Panorama von Konstantinopel sehen konnte, welches Sacchelti vor mehreren Jahren hier aufgestellt hatte.

(Böhmische Literatur.) Von dem eben so talentvollen als fruchtbaren Tyl befindet sich ein Roman — »der blinde Jüngling« — unter der Presse. Herr Picek, der Verfasser des Drama der Herr von Rosenberg, bereitet ein neues Drama: »Wratislaw in Mähren« für die böhmische Bühne. Von Malý's Unterhaltungsbibliothek ist das 13. Heft erschienen und enthält zwei übersetzte Erzählungen: »Die Liebe der Ausgewanderten« — aus Zschokke, von Filjpek, und »der Unbekannte« aus Bulgarin von Weselský. P. Sušil in Brünn hat den 2. Band der mährischen Volkslieder herausgegeben. Ein großes altböhmisches juridisches Werk von Wšehrd befindet sich unter der Presse, so wie auch ein russischer Roman übersetzt von Sjr.

—7—

*) Eine vorläufige Anzeige dieses Werkes war schon in „Ost und West“ enthalten.

Hiezu die Beilage Nr. 16.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse N. 73.

No. 16. Beilagen zu „Ost und West.“ 1840.

Zu No. 82.

Joseph Ziechozki.

Unter den Zeitgenossen, welche für Tonkunst thätig sind, verdient, was Polen anbelangt, vorzüglich Joseph Ziechozki Anerkennung, weil er eine der Hauptstützen der dortigen Kunst ist, wie einer der Wenigen, welche der einreißenden Geschmacksverflachung in der Hauptstadt, daher auch im ganzen Lande, entgegen wirken. Reich, unabhängig und kinderlos hat er es sich zur Lebensaufgabe gestellt, nur der Tonkunst zu dienen, sein Haus zum Tempel Polyhymniens zu machen. Früher versuchte er mehrmal größere Vereine zu stiften, und dadurch dem Geschmack der Menge eine neue eigene Richtung zu geben; als aber an den Zerwürfnissen und Unfällen der Zeit dieses Unternehmen scheiterte, beschränkte er sich einzig auf seinen häuslichen Kreis, in welchem er alle Talente der Stadt vereinigte, alle fremden Tonkünstler willkommen hieß. Die musikalische Bibliothek Ziechozki's würde auch an jedem andern Orte als die eines Privatmannes ausgezeichnet zu nennen sein, indem sie sich über alle Kunstfächer erstreckt, und besonders in der neueren Kunstschule bis zum Erschöpfen vollständig ist, — auch dadurch, daß der Eigenthümer ihr als Bibliothekar beständig vorsteht, jedem Lusttragenden das Gewünschte gefällig mittheilend, und sie immer in höchster Ordnung erhält. Neben dem Ordnen und erforderlichen Kopiren der Füllstimmen, neben dem Vorstehen in den musikalischen Kränzchen, welche bald Saitenquartetts, bald Gesangstücke aufführen, ist Ziechozki wie seine Hausgenossen alle, auch ausübender Künstler; er spielt nämlich Flöte, während seine Gattin nicht geringe Gewandtheit im Pianofortespiel besitzt. Mehr Verdienst aber als durch seine Musikabende und seine Bibliothek hat der Gönner sich durch Erziehung und Bildung der beiden Fräulein Tourowska erworben, zweier wenig begüterter Waisen, welche von der Natur mit schönen Stimmen und nicht geringen Gesanganlagen ausgestattet sind; durch den Tod ihres Bruders, eines polnischen Beamten, allgemein geschätzten Musikfreundes und Sängers, waren die Kinder jeder Stütze beraubt, als sich Ziechozki ihrer annahm und alles anwandte, ihre Fähigkeiten moralisch wie artistisch zu entwickeln, welches menschenfreundliche Werk auch mit dem größten Erfolge gesegnet wurde; so daß die beiden Fräulein nun die bedeutendsten Zierden der polnischen Oper geworden sind und dabei einen sittlichen Ruf bewahren, wie dies selten geistvollen Frauen dieser Lebensart gelingt. Die jüngere der beiden Schwestern, Fräulein Maria, eine Sopransängerin, hat sich wegen Kränklichkeit seit einigen Monden von der Bühne zurückziehen müssen, die ältere aber, Fräulein Josefa Tourowska, dafür mit jedem Auftreten neue Lorbeern geerntet. Ihre Stimme ist Kontraalt und dabei von außerordentlichem Umfange, vollkommen ausgebildet und eines Ausdruckes fähig, der durch Geschmack und Eingehen in den Geist des Kunstwerkes noch erhöht wird. Sie würde vor allen polnischen Künstlern die Bevorzugte sein, welche im Auslande sich in höherem Grade Anerkennung und Beifall erringen würde, welche mit deutschen Talenten nicht unrühmlich um den Lorbeerkranz ringen könnte. Beide Künstlerinnen wohnen noch immerwährend bei ihren Pflegeältern, werden von diesen noch stets wie eigene Töchter gepflegt und geschützt, und hängen mit warmer Liebe wie eigene Töchter an ihren Wohlthätern, welcher Zug allein schon bewirkt, daß es hier gelungen, sittliche und künstlerische Bildung in hohem Grade zu vereinigen, die leider nur zu oft vereinzelt bestehn. —

Sch.

Deutsche Literatur.

Geschichte der deutschen Literatur von Ludwig Wihl.

Es scheint in Deutschland Mode geworden zu sein, durch eine Literaturgeschichte, durch subjektive Anschauung und Darstellung einzelner Perioden derselben, mehr oder weniger zu diesem Princip inclinirend, in den Augen des Publikums sich zum Kritiker stempeln zu lassen. Heine und Laube haben es vor Wihl versucht, Ersterer in Bezug auf die neuere Literatur; Jeder von ihnen auf eine eigenthümliche Art. Heine's Flatterhaftigkeit und gaukelnde Manier, die sich im Hervorziehen von Persönlichkeiten gefällt und darüber witzelt, hat sich an dem Ernste, welcher in einer Literaturgeschichte, zumal der Deutschen, angewendet werden muß, tief versündigt. Da ihm bei all seiner Eitelkeit doch nicht entgangen war, daß seine Lieder (wenn auch nicht alle) und seine Reisebilder dem tieferen Blicke eines ruhiger gewordenen Publikums nicht genügen würden, so wollte er durch einen ernsten Stoff seine überall tastende, überall irrende Manier los werden; er wollte den schönen Kern der Wahrheit aus den Witzeleien herausschalen, er wollte den Stoff, in welchem bis dahin nur seine Subjektivität prävalirend war, mit einem bessern, abstrakteren vertauschen, und kam auf den unglückseligen Gedanken, über die Literatur der Deutschen zu schreiben. Ich bin überzeugt, wenn er ein ernstes Drama geschrieben hätte, das Resultat wäre ungleich bedeutender und dauernder geworden.*)

Was Grimm, die beiden Schlegel, Lachmann, Rosenkranz, Wienbarg etc. etc. über einzelne Zweige der Literatur gesagt, kommt hier weniger in Betracht, da hier von einer Geschichte der deutschen Nationalliteratur die Rede ist. Wihls objektive Anschauung hat gewisse Ruhepunkte, an die sich die einzelnen Erscheinungen als Staffage anreihen. Hie und da sind die Materialien trümmerartig über einander gestürzt. Die Ruhepunkte seiner Intuition scheinen mehr durch Menschenhand aufgeführte als natürliche Höhen zu bilden, sie sind durch ein geistreiches Raisonnement allzu freigebig ausgeschmückt und zeugen von behaglichem Gefühl der Subjektivität. So z. B. hat Wihl die Sage vom Niebelungenhort, die Geschichten von Malagos, Reinald von Montalban, Ogier von Dänemark und den Haimonskindern, dann die Sage vom König Artus und der Tafelrunde für eine übersichtliche Darstellung viel zu sehr ausgesponnen. Die Parallele zwischen der Iliade und dem Niebelungenliede von Gervinus ist sehr passend angewendet. Seine Hypothesen über Sprache im Allgemeinen stehn im Widerspruche mit denen Herders. Die Eintheilung in den semitischen und japhetischen Sprachstamm ist neu und das Resultat einer selbstständigen, fleißigen Forschung. Daß Wihl die Literaturperiode des Mittelalters, die Minnesänger, die Provençalen und die Chronisten nur dann citirt, wenn er sie als negative Folie zur Hervorhebung der Reformation und ihres Einflußes auf die gesammte neuere Literatur gebraucht, ist ein etwas zu freies Schalten mit dem Stoffe. Er hat diesen Einfluß offenbar überschätzt, obgleich gerade darin seine selbstständige Anschauung auf eine eigenthümlich geistreiche Weise heraustritt. Taulers fünf Seiten lange Predigt stört sehr den übrigen gleichmäßig fortschreitenden Gang der Darstellung. Ueber den Volks- und Meistergesang der vorlutherischen Periode hat Wihl besonders interessante Daten geliefert. Die Zeit, in welcher Luther, Ulrich von Hutten und Hans Sachs aufgetreten sind, ist, so vollständig sie auch scheint und so liebevoll sie auch behandelt wurde, dennoch lückenhaft. Wir finden kaum eine Hindeutung auf die Prager Ereignisse des unmittelbar vorhergegangenen halben Jahrhunderts. Hieronymus, der bleiche Johannes und sein Flammentod zu Constanz ist nicht einmal erwähnt. Es ist ein trauriges Zeichen, daß die Popularität auch tiefer blickende Autoren verblendet. Auf die Häupter der Epigonen wird der Lorbeerkranz der Unsterblichkeit gedrückt, während ihre verdienstlicheren Vorgänger entweder aus Unwissenheit oder Malice übergangen werden. Das Lustspiel von Ayrer ist als Probe der damaligen dramatischen Dichtung zu lang. — Ueber den Eintritt der philosophischen Spekulation

---

*) Wenn der Herr Referent Heine's Buch über die philosophische Literatur meint, so müssen wir einstimmen; doch über die deutschen belletristischen Produktionen hat Heine manches sehr treffende Wort gesagt. Wie vortrefflich ist z. B. seine Charakteristik des Niebelungenliedes, Arnims u. s. w.

Die Red.

und des Kunstcharakters hat Wihl äußerst geistreich und tief geurtheilt und gezeigt, wie vertraut er mit seinem Stoffe ist. Auch hier leitete ihn seine Selbstständigkeit und Wahrheitsliebe auf den richtigen Weg.

Wenn Wihl in den nächstens erscheinenden zwei Heften, mit denen seine Literaturgeschichte bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt, schließen soll, sich mit eben so viel Geschick aus dem Wuste von Schwierigkeiten herauswindet, so können wir einzelnen Behandlungen seines Stoffes eine dauernde Zukunft anweisen. Die Beseitigung der Schwierigkeiten ist bei ihm um so schwerer, da er auf eine gewisse Anzahl Bogen beschränkt ist, und seine gediegenen Ansichten über Literatur nicht nach seinem Willen in gehöriger Form bieten kann. Dazu kommt noch der Andrang äußerer ihm feindseliger Interessen, die auf seine Produktionen leicht einen schädlichen Eindruck üben können, seine isolirte aufopfernde Stellung, die hohen Anforderungen, die man an sein Talent zu machen gewohnt ist. Wir gestehen, daß seine Aufgabe eine durchaus schwierige ist, um so viel als möglich objektiv und wahr zu bleiben, Persönlichkeiten zu vermeiden, und fern von jeder Partei nach allen Seiten hin genügend zu erscheinen. Wenn Wihl diese Aufgabe nur in einiger Beziehung löst, so ist ihm die Literatur, der Fortschritt im Allgemeinen Dank und Anerkennung schuldig.*)

* * *

Schillers Gedichte, erläutert von Heinrich Viehoff 1. Thl. Stuttgart 1839. P. Balz'sche Buchhandlung.

Ein Buch, sehr an der Zeit; d. h. ein Buch, das schon längst hätte geschrieben — vielleicht gedruckt werden sollen.

Ueberhaupt genommen hat man unserm Deutschland das Lobenswerthe nachzusagen, daß es keine Perücken und Radbrillen mehr trägt, und nicht mehr die Augen im Hinterkopfe sitzen hat, um sein ganzes Leben hindurch in die Vergangenheit hinein zu forschen und hinein zu interpretiren. Wir leben der Zeit — also auch für die Zeit! Das haben die letzten Jahrzehente eingesehen, und dem »hochgelahrten Deutschland« den Puder mit sammt der Perücke vom Kopfe geschüttelt. — Und erschreckt hat es sich emporgerafft und die Augen des Hinterkopfes in die Hand genommen und in der Eile unter die Stirne gesteckt, — und in die Gegenwart hineingeguckt — beiläufig wie eine aufgestörte Nachteule in den hellen, lichten Tag hinein guckt. Kurz Deutschland hat aufgehört, lateinische und griechische Gelehrte und Dichter zu nähren — wildfremde Kinder — die sich herumkatzbalgten, warum Sallustius „legumus" und nicht „legimus" schreibt, und »dumm« genug des armen Vaterlandes Seufzen nach geistiger Erlösung nicht verstanden und ihm mit lateinischen und griechischen Brocken den Mund verstopften. Gott sei Dank! das erneute Deutschland hat deutsche Gelehrte großgezogen und deutsche Dichter; und man sieht auf den Schulbänken neben Homer, Virgil und Seneka, Schiller und Goethe und Kant liegen.

Nicht mindern Dank, als Kannegießer für seine Goethe-Interpretation verdient Viehoff für das uns vorliegende Buch. Offen und deutsch sagt er uns, was er wollte, als er das Buch zu schreiben begann, und deutsch bescheiden meint er es nicht erreicht zu haben. Um so mehr glauben wir ihm das gebührende Lob nicht vorenthalten zu dürfen, und wünschen dem Verfasser Glück zu einem solchen ersten Bande und Aufmunterung von Seite aller tüchtigen Schulmänner Deutschlands zu eben so gründlicher und tüchtiger Ausarbeitung der Erläuterung zu der andern Hälfte der Schiller'schen Gedichte. Mit Ruhe und Besonnenheit, ohne wortmachende Expektoration, ohne enthusiastische Exklamation macht er sich ans Werk, dessen Aufgabe da ist, »in's Licht zu stellen die Veranlassungen, die Zeit, die Umstände, welche die einzelnen Gedichte hervorriefen; so weit es thunlich, aus Schiller's lyrischen Poesien die allmälige Entwicklung seines Geistes nachzuweisen; auf die Verwandtschaft der einzelnen Gedichte mit Schillers größern Produktionen auf dem Gebiete der Geschichte, des Drama's und der Philosophie hinzudeuten; endlich aufmerksam zu machen auf Schillers Eigenheiten in Sprache, Tropik, Figuren und Behandlung des Verses.« Und so sehen wir nach aufmerksamer Lektüre des Buches Schillers Leben und Weben wie einen klaren, sonnigen Julihimmel sich vor unserm Auge ausdehnen — und forschend — wie Kinder im Freien — schauen wir hinein in die tiefe, tiefe Bläue, und ahnen, wie unendlich tief sie sein müsse, und wie unerreichbar hoch sie sich über unsern Häupteen hinaufwölben müsse bis an die Stufen der Ewigkeit.

Siegfried Kapper.

*) Die ersten drei Hefte, 18 Bogen stark, im Duodezformat sind schön ausgestaltet bei Karl Aue in Altona bereits erschienen.

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

Lebende italienische dramatische Schriftsteller.

Wenn man sieht und liest, daß auf italienischen Bühnen meist nur Uebersetzungen aus dem Französischen zur Aufführung kommen, so muß man auf den Gedanken gerathen, daß der Born der dramatischen Poesie in Italien völlig versiegt ist, und doch ist dem nicht so. Außer den Koryphäen des neuern italienischen Drama's, die bereits in das Jenseits hinübergegangen sind, als Alfieri, Anelli, Avelloni, Albergati, Biondi, Decristoferis, Derossi, Federici, Fosolo, Gambara, Giraud, Monti, Pindemonte, Romanelli, Scevola, Sografi, Tottola u. A., gibt es noch eine kräftige Schaar lebender Dichter, von denen mehre, wenn sie nur wollten, eine neue Aera bilden könnten; wir brauchen in dieser Beziehung nur zu nennen: Manzoni, Niccolini, Pellico, Marenco, Carrer, Nota, Cosenza (der über 300 Lustspiele geschrieben, von denen ein großer Theil jeder Bühne Ehre machen würde), und erwägen wir das viele Gute, das Andere geschrieben haben, so brauchte die Wahl von Originalstücken wahrlich nicht sehr schwer zu sein. Um diese Behauptung noch mehr zu bethätigen, geben wir hier in alphabetischer Ordnung eine vollständige Liste der lebenden dramatischen Dichter, welche meist in Italien einen sehr guten Klang haben.

1. Tragödiendichter: Barbareschi, Bellotti, Bertolotti, Campagna, Carrer, Checchetelli, Cicognani, Cicconi, Corelli, Filipponi, Fiorio, Forleo, Galatti, Giacometti, Manzoni, Marenco, Micheletti, Michitelli, Navarro, G. B. Niccolini, Orti, Pellico, Perez, Pinto, Pullè, Ruffa, Somma, Sperduti, (Signora) Palli, Vaccaro (Herzog von), Ventignano, Zanchi Bertelli, zusammen 32.

2. Schau- und Lustspieldichter: A. Alberti, Amorini, G. Barbieri, G. Battaglia, Berti, G. Bianchi, (Signora) Bottcini, Bon, Brofferio, Carioppo, F. Cammarano, Cossa, Cosenza, Degiovine, Filioli, Fiorentino, Genoino, Ghillione, Gindri, Guaita, Guerrazzi, Lilla, Logè, Marta, Medoni, Marchionni, Nota, Novellis, Pareri, B. Podestà, Regli, Revere, Ronzi, Rossini, A. Rossi, Roti, Rovani, Sava, Sonzogno, Tallone, Tavoni, V. Torelli, Turotti, Ventura, zusammen 44.

3. Operntextdichter: Bassi, G. Barbieri, Bidera, Bindocci, Cabianca, S. Cammerano, Cominazzi, Cèpro, Checcherini, Dall'ongaro, D' arienzo, De Boni, De Ritis, Feretti, Giordignano, Marcello, Marini, Passaro, Pepoli, Petrucci, Piazza, Peevidali, Pullè, Ratti, Romani, Saccherro, Savio, Schmidt, Solera, Tarantini, Toccagni, V. Torelli, Troli, Zaccagnani, zusammen 34.

Italienische Bibliographie.

Der Buchhändler Ubicini in Mailand läßt nach den Vorbildern in Frankreich, England und Deutschland eine Lombardia pittoresca erscheinen. Gleich ihren Schwestern ist auch die pittoreske Lombardie mit interessanten Ansichten landschaftlich und historisch merkwürdiger Oerter geschmückt, welche von verschiedenen Meistern nach der Natur aufgenommen wurden. Den Text dazu liefern Männer, die in der Literatur einen guten Klang haben, nämlich C. Cantù, M. Sartorio, L. Toccagni, J. Cantù, Arrivabene u. A. und man muß gestehen, daß diese Herren sich nicht auf eine trockene Erläuterung beschränken, sondern auch nächst der Belehrung die Unterhaltung des Lesers ins Auge fassen. Das Werk wird, einmal vollendet, 200 Abbildungen und eben so viele Beschreibungen enthalten, die zusammen ein sehr gediegenes, geographisches, statistisches, historisches und artistisches Werk über die Lombardie bilden werden. — J. Ambrosolis treffliches Erziehungswerk Guida alla virtù per la via del diletto, wird nach einiger Unterbrechung jetzt wieder fortgesetzt, und gibt einen erfreulichen Beweis von der verdienten Theilnahme, die es findet. — Von der Enciclopedia artistica italiana, einem Repertorium des Interessantesten der antiken und modernen italienischen Kunst, ist nun auch das 9. Heft erschienen. Das 8. enthält das Leben des Malers Appiani und die Kopie eines Frescogemäldes von M. Scevola, das 9. die Beschreibung der k. k. Pinakothek der Brera mit dem wohlgetroffenen Portrait der Gründerin Maria Theresia. — Fumagalli in Florenz hat seine Galleria delle più belle incisioni in acciajo (Gallerie der schönsten Stahlstiche) begonnen. Den Text dazu schreiben Cantù, Carcano, Grossi, Maffei, Mauri, Niccolini, Revere, Sartorio u. A. — Bassano Finoli, Verfasser der Sgilda di Brivio, hat einen neuen historischen Roman beendet, und der liebenswürdige Tomaseo veranstaltet eine 2. Auflage seines in 2 Monaten vergriffenen Romans Fede e bellezza. — Zum Drucke werden ferner vorbereitet Carlo Portôs und T. Grossi's Poesien im Mailänder Dialekte mit Randzeichnungen.

Nro. 83. Mittwoch den 14. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Convert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

Seht Ihr jene Wesen, die still, furchtsam, fast wie im Traume befangen, beinahe nackt unter dem Gewoge von Persern, Truchmenen, Tataren und Russen umher wandern? Ihre Gesichtszüge, ihre dunkle Farbe, ihr Körperbau sondert sie fremdartig von allen Völkern, welche am kaspischen Meere siedeln; hier, wo sie den Tod erwarten, schlug die Stunde ihrer Geburt nicht. Ihr habt Recht; sie sind weit, weit her gewandert, über Berge, über Abgründe, über Flüsse, durch Steppen und Wüsten; sie haben gerungen mit Durst und Hunger, sie haben gelitten, was nur Menschen erleiden können; die Sonnenhitze hat sie gedörrt, hat den letzten Schweißtropfen auf ihrem Körper versengt und der Hauch des Frostes hat ihre Gebeine entmarkt. Was wollen die Unbekannten mit diesen Mühen erringen? Gold erbeuten, Blut vergießen? denn nur für diese Sünden hat der Mensch noch Kraft und Ausdauer. Nein, sie wollen nur beten zu ihrem Gott, zu dem Urgotte aller Erdbewohner; denn wahrscheinlich ist ihr Glaube der älteste aller Völker; eh Israel war, eh Egypten seine Mysterien feierte, war diese Gottverehrung; als der Mensch sich von dem Thiere sonderte, als er zum erstenmal denken, hoffen, lieben lernte, war dieser Glaube der seinige. Und seine Jünger wandern jetzt, wie vor Jahrtausenden, zu jener Stätte, auf die der Namenlose einst das Zeichen seiner Gnade niedergesenkt hat. Laßt Euch die Sage erzählen, sie ist so schlicht und einfach, wie die Bekenner dieser Lehre selbst sind.

Die Erde war erschaffen, und die Menschen wandelten auf ihr einher; aber sie freuten sich nicht, sie liebten nicht, sie lebten nicht; es waren irrende Spukgestalten ohne Dasein, in ihrer Brust schlug kein Herz, in ihren Adern rollte nicht warmes Blut, und ihr Athem war kalter Todeshauch. Sie hatten keine Freude, keinen Lebensdrang; oft kam über sie eine unbekannte Erstarrung, welche sie lähmte mit gespenstigem Grausen. Sie saßen dann bei einander, trauernd, Geist und Seele verfinstert; Keiner wagte den Andern zu berühren, um nicht die eisige Kälte zu empfinden, welche in ihrem Innern hauste. Ueber dieser Welt der lebenden Todten hing eine Sonne; aber sie gab keine Wärme, und die Erde hatte kein Grün, kein buntes Blütenmeer, sie war eingehüllt in eine nimmerschwindende Grabesfarbe. Da hoben die Unglückseligen einst ihre Blicke empor und wimmerten, ohne zu wissen, ob ihre Klage ein Ohr vernehmen oder ob sie ungehört verhallen würde in dem öden Raume: »Erbarme Dich unsres Leides, gib uns das, wonach wir uns sehnen und was wir so schmerzlich vermissen, ohne es zu kennen.« Siehe da, der Ewiggnädige erbarmte sich der Armen, die so elend waren, ohne gesündigt zu haben: wie sie so gebetet, brach über ihnen die dunkle Wolke am Himmel, welche sie bis jetzt für den Himmel selbst gehalten hatten, ein leuchtender Strahl zuckte nieder und durchdrang in einem Augenblicke das ganze Weltall, das Leblose wie das Lebende. Am Himmel schwebte jetzt eine andre Sonne, ein Lichtmeer, leuchtend und wärmend, und in diesem schattenlosen Aether belebte sich das Thier, wie die hervorsprießende Blüte. Auch in die Brust des Menschen war der Strahl gedrungen und hatte auch dort gezündet, und das Blut strömte jetzt heiß dem Herzen zu, und wie Einer dem Andern freudetrunken die Hand reichte, fühlte er warmes Leben dem seinigen nahen. Der Strahl der Gottheit erlosch nicht, nicht auf Erden, nicht in der Menschenbrust; er that sich kund in den Herzensschlägen, wenn Einer in des Andern Arme sank; er zeigte sich in der Lichtsäule, welche wunderbar von der Erde zu den Höhen der Allmacht in tausend leuchtenden Sonnengarben emporsteigt. — Dies war, dies ist das ewige Feuer der Magier, welches jetzt noch leuchtet an jener Stätte, die der Mensch das Rosenparadies nennt.

Licht war dem Geiste, Licht dem Herzen gegeben und so strebten die Verehrer des Feuers immerdar nach Erleuchtung. Und sie errangen, wonach sie sich mühten und ihre Blicke schauten in das geheimnißvolle Wirken der Schöpfung, indeß ihr kindlicher Sinn schuldlos blieb. Weit über die Zone der Erde verbreitete sich die Feuerlehre; das damals mächtige Persien, Baktrien und alle umgebende Länder waren ihr zugethan. Doch Alles ist vergänglich; lange Jahrhunderte führten einen Wechsel herbei; die Erde und das Menschengeschlecht nahm eine andre Gestalt an, die eiserne Waffe gebot uns, das blutige Gewand ward der Purpur der Herrscher. Vertrieben von ihren Städten, ihren Tempeln, ihren Heiligthümern wurden die Magier, oder die Parsen, oder die Gueber, denn alle diese Namen waren ihnen in

dem Wechsel der Zeit geworden. Als der furchtbare Andrang der Araber den besiegten Völkern die Lehren Mahomeds mit Blut und Mord aufdrang, flohen einige Feueranbeter nach dem fernen Indien, wo sie sich in Einöden verbargen, um ungestört Rahma verehren zu dürfen; denn in der Heimat ward ihnen kein Erbarmen, keine Gnade; sie lebten dort in sklavischer Erniedrigung und athmeten in immerwährender Todesangst. Dennoch zählte Persien unter Schah Abas*), den die Welt den Großen nennt, noch achtzig tausend Feueranbeter; doch dieser furchtbare Herrscher wollte mit unreinem Herzen das Heilige erkennen, wollte die Nacht seiner Sünden lichten durch der Parsen heilige Urbücher, um sich durch ihre Weisheit aufzuschwingen zu dem Höchsten der Sterblichen; es gelang ihm nicht; die Magier, schon damals Destureu genannt, ließen sich ermorden, aber sie überlieferten nicht dem Unreinen jene Urkunden, die noch jetzt den ungeweihten Blicken verborgen sind. Abas Rache kannte keine Grenzen, ein Bluturtheil wurde durch das ganze Land ausgerufen; es wurde nicht Mann, nicht Weib, nicht das Kind verschont; nur Wenigen gelang es dem Gewaltigen zu entfliehen. Und wie die Unglücklichen schonungslos hingeschlachtet wurden, so ward selbst ihr Name mit Schmach belegt, denn bei dem Perser bezeichnet ein Gueber jetzt einen finsteren Zauberer, einen von Gott abgefallenen Bösewicht.

Dies ist die Sage von den Feueranbetern, von ihrer Entstehung und ihrem Untergange.

Die Nachkommen von denjenigen, die nach Indien flüchteten, wallfahrten noch immer nach dem Ataschs-Gah von Baku, auf welchen einst vom Himmel das heilige Feuer niedersank. Es ist ihr Mekka, ihr Jerusalem; da scheiden sie dann auf lange Jahre, oft auf immer von der Erde, welche sie ernährte; ihre Wege zeigen ihnen die Trümmer von Städten, von Tempeln, welche einst herrlich glänzten und ihr Eigenthum waren; aber sie klagen nicht über ihre gesunkene Größe; doch diese stille, duldende Ergebung in das Walten des Geschickes ruft das Mitleid für sie um so inniger auf.

Es war Abend, als ich nach dem Atasch-Gah fuhr; der heilige Ort liegt zwei kleine Meilen von Baku entfernt auf der Halbinsel Abscheron, zwischen den Dörfern Esarchani und Emir-Hadschan. Die Nacht war ruhig, der Abendwind rauschte nicht mehr über die öde verlassene Gegend; ein heiliger Friede herrschte rings umher. Da tauchte schon aus weiter Ferne das ewige Feuer auf. Ein seltsamer, unbeschreiblicher Anblick! Die vier Hauptflammen erhoben sich wie heilige Pharuse in den Schatten der lautlosen Nacht, und wie wir näher kamen, leuchteten von dem Erdboden überall kleine Flammen auf. Stumm war es in der Schöpfung, als hätte alles Leben aufgehört, — und ist es nicht so? ist diese Erde, welche ich jetzt betrat, doch nur das Grab einer reichen Vergangenheit, ist doch Alles dahin gegangen, zertrümmert, vernichtet, dem Wandel verfallen; nur diese Feuer leuchten jetzt, wie vor Jahrtausenden. Es war mir immer wohlthuend, wenn ich, in der Finsterniß, mich einer Stadt nahte und nun die Lichter mir so gastlich und heimisch entgegenblinkten; aber der Eindruck dieser Erleuchtung war ungleich anders. Ich hatte Peterhof an seinem Festtage, oder vielmehr an seiner Festnacht gesehen, wo das erkünstelte Licht die scheidende Sonne vertritt, wo der Mensch in einem Lichtmeere wandelt und alle Springbrunnen sich plötzlich in flüssiges Gold, in feurige Garben verwandeln; aber auch dieses Licht ist nicht vergleichbar dem ewigen Feuer, und wenn Euch die weiße Mauer, welche die heiligen Hallen und die vier hohen Leuchten umschließt, entgegenblinkt und von dieser sich wieder unzählige Flammen emporheben, so daß die Mauer selbst nur ein wandelloses Licht scheint und der Boden unter Euch zum Feuer wird, glaubt Ihr nicht mehr auf der Erde zu weilen, sondern in den Tempel einer verklärten Welt einzutreten. Jede große, ungewöhnliche Naturerscheinung beengt das arme Menschenherz, diese nicht; diese Flamme, die nicht droht, nicht wild empor züngelt mit blutrothem Höllenfeuer, sondern nur milde, mit weißgelbem Mondenschimmer leuchtet, thut nicht dem Auge allein, thut dem Herzen wohl, und unwillkürlich möchte man diesen Lichtäther wie ein befreundetes, beseeltes Wesen begrüßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) 1660.

Briefe aus Karlsbad.

11. Juli.

II.

Ich bin im Geiste wieder bei dir, um über zwei Akademien, welche am 9. und 10. d. M. im böhmischen Saal Statt fanden, einen kurzen Bericht abzufassen, und dir dadurch zu beweisen, daß ich bei jeder Musik-Produktion an dich denke. Die erste gab der Herr W. Hilf, ein sehr junger Violin-Virtuose, der durch seinen sehr schönen und kräftigen Ton, dann seine äußerst gewandte Bogenführung die wenigen Anwesenden entzückte, und sich als würdiger Schüler seines trefflichen Lehrers, des Herrn Konzertmeisters und Musikdirektors David (in Leipzig) bewies. Wenn dir das allgemeine Auskunfts- und Anzeigeblatt von Karlsbad und seinen Umgebungen nicht unbekannt ist, so wirst du auf der letzten Spalte von Nr. 15 unter der Aufschrift W. Hilf in Karlsbad, von mir eine kurze, und parteilose Beurtheilung seiner Kunstleistung gefunden haben. Die zweite Akademie gab Herr Anton Bohrer, in der er auch sein eilfjähriges Töchterchen als virtuose Pianistin der Kunstwelt vorführte. Du kennst aus früherer Zeit die Gebrüder Bohrer, die als musikalische Inséparables beinahe ganz Europa durchzogen, und überall viel Geld und Ruhm ernteten. Daß sich die Brüder später trennten, und nun jeder für sich Geschäfte macht, ist dir auch bekannt. »Was? mein Freund nennt: Akademien und Konzerte geben, Geschäfte machen,« höre ich dich fragen? — Ja, du hast recht, daß es dir auffällt, auch sträubte sich meine Feder gegen diese Redensart, bis ich sie dazu nöthigte, sie an unsere Zeit erinnernd, in welcher kein Virtuose anders von seinen Akademien spricht als: »dort habe ich gute, dort aber sehr schlechte Geschäfte gemacht.« Auch wirst du nie oder sehr selten hören: »Die Oper erfreut sich noch fortwährend eines großen Beifalls,« sondern: »die Oper macht volle Häuser.« O könnte ich sagen, daß Herr Bohrer mit seiner Akademie den böhmischen Saal voll machte, so hätte eine solche neumodische Sprach-Tirade wenigstens für den Virtuosen eine vollklingende Geltung. Leider war aber auch diesmal das Publikum nichts weniger als zahlreich; und ich bedauerte sehr, daß eine Doppel-Virtuosität um so geringes Entgelt preisgegeben wurde. Bohrer steht als Violinspieler und als Tonsetzer noch immer auf derselben Stufe, auf der er vor etwa 30 Jahren gestanden.*) Es wäre ganz überflüßig, wenn ich von der modernen Violin-Virtuosität hier sprechen wollte, da du selbst als leidenschaftlicher Violinspieler die Differenz von Ehemals und Jetzt ganz genau kennst, wobei du jedoch eingestehen mußt, daß das ältere Violinspiel von dem neuern weit überflügelt wird, besonders wenn

*) Dies gelte ja nicht als Tadel seiner Kompositionen, indem unsere Tonsetzerleins gar keinen Grund haben, sich mit ihren Ephemeriden gewaltig zu brüsten.

man des letzteren staunenswerthe Technik und Gewandtheit in der Führung des Bogens erwägt, wodurch oft die mannigfaltigsten Stricharten erzielt werden. Daß aber bei solcher gymnastischen Anstrengung nicht selten Koketterie und eckle Ziererei sich einschleichen und auf Musikproduktionen störend einwirken, ist nicht zu läugnen. Wenn du dir nun eine Vermählung der ältern Spielart mit einer so jungen Kompositionsweise, wie die von Beriot, hinzudenkst, so wirst du wohl begreiflich finden, daß Bohrer als Violin-Virtuose jetzt nicht so wie ehemals effektuirte. Um so glücklicher war seine Tochter mit ihrer Virtuosität, indem Einige ziemlich dreist behaupteten, daß sie eben so wenn nicht noch besser als Liszt spiele. In unserer Zeit, wo Liszt noch als eine Elle oder eine Klafter gilt, nach welchem Maß die Virtuosität der Pianisten gemessen wird, ist eine solche rhapsodische Behauptung eben so lächerlich, als wenn man beweisen wollte, daß David viel größer als Goliath gewesen sei; doch wie alle Gleichnisse hinkt auch dieses; denn Liszt ist kein Goliath, und die junge Bohrer noch weniger ein David. Soll ich wahr sein, so muß ich sagen, daß ihre Leistung weit über die Kräfte ihres Alters geht, — hinc illae lacrymae, — weßhalb sie auch auf mich keinen erfreulichen Eindruck machte. Auf diesem verderblichen Wege wird sich ihre Virtuosität nie so gestalten, wie es ihr Lehrer und Vater vielleicht wünschen. Etuden und dergleichen Finger-Carousels, die der Ungeschmack in unsere Konzertsäle eingeführt hat, sind keine Aufgaben für ein Mädchen von so zartem Alter, eben so wenig die Sonate in F von Beethoven, die von einem reifern Gemüth vorgetragen sein will. Was soll ich erst von der Wahl der Thalbergschen Fantasie über Motive aus Moses sagen? — einer Komposition, welche einem so zarten Wesen die für seine körperliche Entwicklung nothwendige Kraft entzieht. Daß die Kleine ein ausgezeichnetes Talent zur Musik besitzt, ist außer Zweifel, doch muß es ganz anders gehegt und gepflegt werden, wenn es sein Ziel erreichen soll; vorzüglich hüte man sich, da, wo die Natur uns einen Finger zeigt, sogleich nach der ganzen Hand oder gar nach beiden Händen zu greifen. Ich verließ den Saal, voraussehend, daß es bei den mannigfachen Betrachtungen, die sich über die neue sogenannte Musik-Romantik oder vielmehr über die sich gewaltig aufblähende unmusikalische Musik in meinem Kopfe kreuzten, um meinen heutigen Schlaf geschehen sei, ich konnte daher nichts besseres thun, als dir schreiben, und mich nebstbei auf die Hammerschläge meines Nachbars freuen, die durch ihren langweiligen Rhythmus mich vielleicht dennoch in Schlaf bringen werden. Vederemo! freilich wäre diesmal ein niente vederemo besser für

deinen Freund

W. J. Tomaschek.

Aus Triest.

6. Oktober.

Unsere Kunstausstellung ist nun seit vierzehn Tagen eröffnet, und noch immer habe ich es nicht über mich gewinnen können, ein ausführliches Referat darüber zu liefern. Aufrichtig gesagt schreckt mich die Menge der Gemälde zurück, denken Sie: 510 Nummern, diese alle genau zu betrachten, und so zu betrachten, um ein öffentliches Urtheil darüber abzugeben, dazu gehört viel Zeit, die mir aber nicht zu Gebote steht, und sollte ich schlechtweg sagen: Nr. 329 hat mir gefallen, Nr. 356 ist schlecht u. s. w. u. s. w., sollte ich eine Nomenklatur von Malern und Bildhauern hersetzen, wie es in den meisten Kunstberichten geschieht, so würden Sie und Ihre Leser sich wohl schön dafür bedanken. Ich beschränke mich daher für heute blos auf die Mittheilung, daß unsere Erwartungen bei weitem übertroffen sind. Was die Quantität anbelangt, sind in keiner Ausstellung im österreichischen Staate so viele aus den verschiedenartigsten Schulen hervorgegangene Gemälde beisammen gewesen, und qualitativ darf man wol annehmen, daß zwei Drittheile Meisterwerke sind. Minder bedacht ist die Historienmalerei, aber die wenigen, worunter besonders »Joa's Krönung« von Hayez und »Dante in der Hölle« von Espalter die Aufmerksamkeit eines Jeden fesseln, sind trefflich zu nennen. Reich ist die Sammlung der Landschaftsbilder, worin die Natur meisterhaft nachgeahmt ist, so wie die Thierstücke meist wirklich ausgezeichnet sind. Ein großer Theil ist bereits von der Gesellschaft und von Privatpersonen trotz der hohen Preise gekauft worden, und dieser günstige Erfolg läßt hoffen, daß die Exposition mit jedem Jahre sich noch besser gestalten werde, um so mehr, als dafür Sorge getragen werden soll, daß mittelmäßige Piecen gar nicht zur Aufnahme kommen. — Begnügen Sie sich für heute mit dieser vorläufigen Notiz, in meinem nächsten Schreiben finden Sie, so weit es thunlich ist, ausführliche Daten. — Die Opernsaison wurde mit Nicolai's Il templario eröffnet, einer Oper, worin man die erfreulichen Flugschritte des Meisters in der Komposition wahrnimmt, und welche sich der verdienten Anerkennung erfreut hat. — Im Teatro filodramatico haben wir deutsches Schauspiel. Man hat alle Ursache, mit Darstellung sowohl als mit der Wahl der Stücke sehr zufrieden zu sein; die Gesellschaft (Boernstein) zählt mehre Mitglieder, als Dem. Strenge und Mad. Boernstein und die Herren Boernstein, Thomé, Hilmar, Schmidt, Scholz u. s. w., die jeder Bühne zur Ehre gereichen würden, und wir haben Gelegenheit, die gediegensten dramatischen Dichtungen vortragen, und zwar gut vortragen zu hören; wir bedauern nur, daß die Vorstellungen nicht so zahlreich besucht werden, wie sie es verdienen; theils trugen die Weinlese, die Oper, die Reitergesellschaft Gurrra, theils auch die Kaffee- und Bierhäuser die Schuld, die man doch auch besuchen muß. Möge Herr Boernstein den Muth indeß nicht sinken lassen, das Gute dringt immer durch, und wer einmal sein Theater besucht hat, kommt mit Vergnügen wieder.

L.

Böhmische Literatur.

Morawské národnj pjsně. Sbjrka nowá. S 288 nápěwy od F. S. w Brně. 1840. (Mährische Volkslieder, neue Sammlung mit 288 Melodien. Von F. S. Brünn.)

In unserer Zeit, in welcher die Völker, neben andern Bestrebungen ihrer Nationalität ein wachsames Auge zugewendet haben und für sie Geltung zu erringen suchen, mußte sich nebst der Frage nach den historischen Ahnen und nach der Mitwirkung am historischen Kulturprozesse auch noch das Forschen nach den Eigenthümlichkeiten der Völker als zusammenhängende Folge ergeben. Ein Beitrag dazu sind die Volkslieder, Herzensergüsse, die von flüchtigen Eindrücken angeregt, sich ungeschmückt, in rührender Natürlichkeit durch Wort und Melodie Bahn brechen. Wie viele Dichter leben unter dem Volke, die von der Natur und den Begegnissen des eigenen Lebens auferzogen, bald klagend, bald naiv, bald bitter spottend die Geschichte ihres Herzens improvisiren, in Augenblicken, wo sich dieses wahr ausspricht. Solche Herzensoffenbarungen soll man gläubig belauschen, wenn es sich um die Bezeichnung der Gefühlsweise eines Volkes handelt, und von diesem Standpunkte aus will der Werth der Volkslieder bemessen werden. Was die oben angekündigte neue Sammlung des Prof. Sušil betrifft, so müssen wir die Mühe der Anordnung und Sammlung mit Dank anerkennen; es war dies eine um so schwierigere Aufgabe in einer Provinz, wo Slawen čechischer Abstammung, Hannaken, Kroaten, Slowaken und Walachen neben einander leben, und sich oft ein Lied nur mit abweichender Beugung oder Vokaländerung bei allen Slawenzweigen wiederholt, oder im benachbarten Böhmen im Munde des Volkes weit verbreitet lebt. Hier stößt die genaue Ausscheidung an große Hindernisse und erfordert viel kritischen Scharfblick. Professor Sušil selbst theilt die Lieder seiner Sammlung in der Inhaltsanzeige in 1. erzählende, 2. naive, scherzhafte und satyrische, 3. elegische, 4. Nachklänge, 5. in Hochzeitslieder, 6. Soldatenlieder, 7. Schnitter- und 8. Tanzlieder, indem er den Inhalt ins Auge faßt; sie nach den abweichenden Slawenzweigen abzusondern scheint unmöglich, so interessant auch das Unternehmen wäre. Ausgezeichnet durch rührende Natürlichkeit sind besonders 125 der Frühling, 157 Husarenwerbung, 176 das Vogelstellen, 219 krank und todt, 304 Schuld, 317 das Bezaubern, 319 Klage um den Geliebten, 321, 323, die Botschaft durch's Täubchen, 393 Botschaft durch den Apfel, 12 der grüne und der goldene Kranz, 14 Klage um die Unschuld, 34 Rückkehr von der Geliebten, 67 die Vertrauungslose, u. a. Zu bedauern ist es übrigens, daß Prof. Sušil, wenn schon die hannakischen Lieder von den slowakischen und diese von den kroatischen sich nicht streng absondern ließen, nicht strenger in der Auswahl vorgegangen ist und sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, Alles einzusammeln, was gesungen wird. — Der Sammlung, welche 586 Nummern enthält, sind 288 Melodien beigegeben, weich, lieblich und meistens mit jenem Mollgrundtone, welcher den slawischen Liedern überhaupt eigenthümlich ist. Die Ausstattung (bei Rud. Rohrers sel. Witwe) ist recht nett, wie wir es aus Rohrers Druckerei gewohnt sind.

Fr. Walter.

Notizen.

(Prachtwerk.) Unter dem Titel: »Prachtflora europäischer Schimmelbildungen« erscheint bei Gerh. Fleischer in Leipzig in deutscher und französischer Sprache ein Werk des gelehrten A. C. J. Corda,

Custos des Nationalmuseums zu **Prag**, welcher die Aufmerksamkeit der Naturforscher zuerst durch seine mikroskopischen Forschungen über die animalischen Gestaltungen in den Karlsbader heißen Quellen (in de Carro's Almanach de Carlsbad) auf sich zog, später aber auch die allgemein auf ihn gegründeten Erwartungen durch selbstständige Werke in diesem Genre rechtfertigte. Auch hofft man, daß Hr. Corda sein lange erwartetes »Handbuch der Petrafactenkunde« demnächst der Presse übergeben werde. (Morgenz.)

(Der kleine Geiger.) Als der König von Dänemark auf seiner letzten Reise — so erzählt die »Posaune« — ein einsam gelegenes holsteinisches Dorf erreichte und unter einer blumengeschmückten Ehrenpforte hereinzog, bemerkte er unter den jubelnden Bauern auch einen kleinen Knaben von 9 Jahren, der sich in den Vorgrund gedrängt hatte, und auf seiner Geige lustige Weisen ertönen ließ. — Christian rief den kleinen Virtuosen zu sich heran und fragte: »Wer hat dich das gelehrt, mein Kleiner?« — »Niemand, das hat mir die Natur gelehrt,« erwiederte der Knabe keck, und erhob frei sein klares blaues Auge zu der Majestät. Dem König gefiel dies Alles so sehr, daß er sofort ein Jahrgeld zur Ausbildung des vielversprechenden Talentes aussetzte, welches verdoppelt werden soll, wenn sich die Richtigkeit des Naturgeschenkes ausweist.

(Wohlthätiger Verein.) Der in diesen Blättern bereits erwähnte, über ganz England verbreitete und wirksame Verein: „The independent order of odd fellows" (»Der Orden der lustigen Käuze«), der zu gegenseitiger Unterstützung in Unglücksfällen gegründet wurde, zählt jetzt gegen 140,000 »Brüder,« und die Mitglieder einer einzigen Loge in London haben vom März 1839 bis März 1840, Kranke und Hülfsbedürftige mit einer Gesammtsumme von 2556 Pfund Sterling unterstützt.

(Deutsche Dichter.) In den »Reisescenen in Baiern, Tirol und Schwaben von Emma von Niendorf,« Stuttgart bei Ebner und Seubert, 1840, erzählt die Verfasserin ihren Besuch bei dem gemüthlichen Dichter Justinus **Kerner** in Weinsberg, wo sich auch Uhland eingefunden hatte, und sagt unter Anderm: »Auf dem Wege nach Eberstadt führte Kerner humoristisch die Theorie durch, daß der echte Dichter unglücklich sein müsse, weil wahre Poesie nur aus Schmerzenstiefen auftauche. Wenn ich nicht meine Frau hätte, sagte er, würde ich auch noch Gedichte machen; aber so deckt **die** alle Wunden zu, bevor sie zum Liede werden. — (Eine schöne Apotheose der Ehe!) — Als Kerner Uhland auf die Warte führte, meinte dieser: Ja, da würde ich auch wieder dichten! — Nein, entgegnete der Freund unserm Liederfürsten, wenn du da unten im Verließe einige Wochen säßest bei Wasser und Brod, dann würdest du erst wieder schön singen.« — Wir sind zwar nicht dieser Meinung, doch das deutsche Publikum scheint dieser Ansicht zu huldigen; denn es sorgt schon dafür, daß seine Dichter mehr schlimme als gute Tage zählen, und daß es ihnen nicht allzuwohl werde auf einer Welt, deren Schönheit sie am lebhaftesten fühlen und durch ihre Werke zu verherrlichen streben.

(Drama.) Treffend heißt es im Morgenblatt: »Unser Publikum bedarf gerade den echten Shakespeare mit allen Kühnheiten seines Genies. Eben das, was dem gewöhnlichen Verstande nicht sogleich einleuchtet, soll am meisten vor das Publikum gebracht werden, damit es an ihm sich übe und heranbilde. Die Pflicht der Dramaturgen wäre vielmehr, die genialen Conceptionen Shakespeare's dem Publikum einleuchtend zu machen (wozu es manche Gelegenheit gäbe, durch geschickte Prologe, sogar auf dem Theater selbst), nicht aber sie zu verschneidern! In vielleicht nicht ganz ferner Zukunft werden wir aus den dramatischen Meisterwerken der Vergangenheit mehr für unser Theater zu machen wissen als gegenwärtig. Wir leben in der Zeit der Wiedergeburt und Wiedererkennung; auch die dramatischen Heroen werden in begriffener Eigenthümlichkeit wieder erstehen und das Ihre zur Erhebung und Weiterbildung des Geschlechts beitragen.«

(Eine christliche Odyssee) ist die Legende vom heiligen **Brandanus**, welche in verschiedenen Sprachen bearbeitet wurde. Der heilige Brandanus, ein frommer Abt, schiffte sich mit seinen Mönchen ein, um das Paradies auf einer seligen Insel im fernen Ozean zu suchen. Unterwegs stießen ihm Abenteuer und Wunder in Menge auf. Böse Geister suchten seine Mönche durch Sinnenteug zu verlocken. Eine Insel, auf der er ausgestiegen war, um die Ostermesse zu halten, fing plötzlich an sich zu bewegen und versank zuletzt, denn es war — ein Wallfisch gewesen. In einer andern Insel fand er das Paradies der Vögel. Einmal, da er auf dem Schiff Messe las, kamen alle Thiere des durchsichtigen Meeres aus der Tiefe hervor, umringten das Schiff und hörten ihm zu. Ein andermal lagerten sich eine ungeheuere Schaar Teufel auf dem Meere, um ihm den Weg zum Paradiese zu verlegen, und aus Zorn darüber, daß er dem Judas Ischarioth, den er auf einem kahlen Felsen büßen sah, eine kurze Linderung der Schmerzen gewährt hatte. Doch alle Hindernisse besiegte der Glaubensmuth des Heiligen, und er langte glücklich im Paradiese an. (Diese interessante Dichtung findet sich in dem sehr empfehlenswerthen Werke: Altfranzösische Sagen, gesammelt von H. A. Keller. 2. Bde. Tübingen, Osiander.)

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Die **Silhouettirkunst**, welche im vorigen Jahrhundert und noch im Anfange des jetzigen Epoche machte, ist jetzt durch die Wohlfeilheit der Zeichnungen und Lithographien in den Hintergrund gedrängt worden. Doch verdienen ihre Produkte noch immer die größte Beachtung und Empfehlung, wenn sie sich durch Reinheit des Schnittes und durch Aehnlichkeit auszeichnen. Sie erfordern nur eine kurze Sitzung und sind wohlfeil. Herr **Ziegler**, welcher sich gegenwärtig hier aufhält (Gasthof zum schwarzen Roß, Zimmer Nr. 28), silhouettirt mit großem Glücke, indem er beinahe sogleich die Aehnlichkeit trifft. Er besitzt mehrere Albums, worin sich sehr viele Silhouetten hochgestellter und berühmter Personen mit ihren Unterschriften befinden, welche er auch bereitwillig zeigt. Er beabsichtigt uns bald zu verlassen und nach Wien zu reisen, wo er gewiß sehr viel zu thun haben wird. Wer daher seine wohlgetroffene Silhouette zu besitzen wünscht, dem empfehlen wir aufs beste Hrn. Ziegler. **

Prager Bühne.

Den 9. und 10. Oktober: »Die Araber aus der Wüste Sahara« etc.

Kunst! — Was ist Kunst? — Am Ende nur eine Nachahmung der Natur, und jemehr man sich dieser nähert, desto mehr Kunst besitzt man auch. Was ist dramatische Kunst? — Nach den Ansichten unserer Zeit ein Unding. Muß doch ein Schauspieler, der den Namen eines Künstlers ansprechen will, die Hälfte oder gar sein ganzes Leben zu ernsten Studien verwenden und am Ende macht man ihm noch den Vorwurf, er habe das Werk des Dichters nicht vollständig erfaßt, oder sei nicht in die Erhabenheit der Gedanken eingedrungen, oder entferne sich durch ein allzusehr berechnetes Spiel von dem Natürlichen. Was sind Shakespeare's Titanenschöpfungen, was Schiller's Werke, von der Glut der Begeisterung durchdrungen? Wie viele Elemente müssen sich hier vereinen?

Alles fällt bei den Söhnen der Wüste weg, in Allem war die Natur ihre Lehrmeisterin, sie sind Dichter und Schauspieler zugleich; (dieses scheinen ihnen die Europäer auch schon abgelernt zu haben, so gut als wir die Turbans, Beduinenmäntel, Schlafröcke à la Abd-el-Kader von den Afrikanern entlehnten — die schöne Zeit ist gekommen, wo wir von dem Raffinement des modernen Lebens zur Natur zurückkehren) wenn der berühmte Ali dreimal nach einander sein Rad schlägt, oder über dreizehn Personen, von welchen acht Bajonette halten, einen Luftsprung macht, so applaudirt man ihm eben so sehr, als wenn Wallenstein oder Hamlet den großen Monolog gesprochen haben. Die Araber wissen ihre Stücke sehr bühnengerecht zu machen, sie besitzen auch eine bedeutende Erfindungsgabe und bringen das non plus ultra, wenn sie sich drei Mann hoch auf den Kopf stellen; viele Schauspieler, die zugleich Dichter sind, können sich auf den Kopf stellen, und dennoch zischt das Publikum, die Kritik zieht unbarmherzig über sie her und ihr Produkt wird zu Grabe getragen. — Wien, du weißt viel davon zu erzählen. — Doch »was werd' ich Alles erleben müssen.« Zuerst Menschen — dann Hunde, — Affen, — Elephanten, — Klischnigg, — Lawrence und Redisha, — Döbler und die Araber. Alles existirt friedlich nach einander in Melpomenens Tempel, und gewiß, die Araber gehören nicht zur partie honteuse. Ihre Gliedergewandtheit, Muskelkraft und Ausdauer ist bewunderungswerth, ihre Sprünge und Stellungen erregen Staunen; es ist dabei nichts Widriges, keine Glieder-Verzerrung, sogar nichts Halsbrecherisches, dafür sorgen sie durch ihre seltene Kunst im Balanciren, aber ihre Produktion würde mehr Reiz haben, wenn wir die Kabylen auf ihrem heimatlichen Boden bewundern könnten.

—k.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser**, (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse N. 73.

Nro. 84. Samstag den 17. Oktober. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die drei Gefangenen.

Altserbische Heldensage von Johann N. Vogl.

In der Veste Scutari am Bojan
Lagen einst in Haft drei Serbenhelden,
Ljesch von Piper, nannte sich der Eine,
Jolat von Vaszojevich, der Zweite,
Vukszan von Bulatovich, der Dritte.

Sprach der Vukszan zu den beiden Andern:
»Unabwendbar ist es, meine Brüder,
Daß wir durch die Hand der Türken fallen,
Sprecht, was schmerzt dabei euch wohl am meisten?«

Spricht der Ljesch von Piper zu dem Vukszan:
»Eines wahrlich schmerzet mich vor allem,
Daß ich ohne Hülf' und ohne Pflege
Muß die Eltern in der Heimat wissen,
Meinen Vater und die alte Mutter,
Da ihr einz'ger Sohn ich und Ernährer.«

Jolat von Vaszojevich erwiederte:
»Wahrlich dieses schmerzet mich am meisten,
Daß ich mich von meinem jungen Weibe
Muß so früh und ohne Abschied trennen,
Da ich erst gefreit vor fünfzehn Tagen.«

Doch der Vukszan spricht da zu den Beiden:
»Wahrlich, Brüder, thöricht seyd ihr Beide;
Denn noch schmerzlicher will mir's bedünken,
Daß wir also schmählich müssen sterben
Ohne Gegenwehr, durch's Schwert des Henkers.«

Als der Vukszan solches hat gesprochen,
Tritt ein Türkenscherge in den Kerker,
Also zu den drei Gefang'nen rufend:
»Wer von euch genannt der Ljesch von Piper,
Kann den Kerker alsogleich verlassen,
Und zurück zu seiner Heimat kehren,
Da für ihn das Lösegeld gekommen.«

Tritt der Ljesch da aus dem finstern Thurme,
Doch ein Henker, harrend vor dem Thore,
Haut ihm stracks das Haupt herab vom Rumpfe.

Tritt ein zweiter Scherge in den Kerker,
»Wer von euch, ihr Helden, ist geheißen
Jolat von Vaszojevich mit Namen,
Kann den Kerker alsogleich verlassen,
Da für ihn das Lösegeld gekommen,
Daß er könn' nach seiner Heimat ziehen.«

Und auch dieser tritt hinaus zum Kerker,
Doch ein Henker haut, gleich wie dem ersten,
Ihm das Haupt herab von seinem Rumpfe.
Aber auch ein dritter Scherge nahet,
Vukszan von Bulatovich berufend.

Tritt hinaus der Vukszan aus dem Kerker,
Also sprechend zu dem Türkenhenker:
»Gönne mir, o Türke, daß vom Leibe
Ich vorerst die schönen Kleider nehme,
Daß sie nicht mein Heldenblut beflecke;
Denn gar kostbar sind sie, wie du siehest,
Und zu brauchen wohl für manchen Prasser.

Wohl verlangt gar sehr den Türkenhenker
Nach des Serbenhelden schönen Kleidern,
Und das Richtschwert wirft er auf den Rasen,
Löset hastig ihm die starken Stricke
Von den nerv'gen Armen, von den Händen,
Um die Kleider ihm herabzuziehen,
Daß sie nicht des Helden Blut beflecke.

Aber schnell besonnen ist der Vukszan,
Rafft behende auf das Schwert vom Rasen,
Schlägt die Henker alle drei zu Boden
Und entflieht aus Scutari, der Veste.

Was auf seinem Wege ihm begegnet,
Mäht er nieder mit dem Schwert des Henkers,
So zur Brücke kam er, an dem Bojan.

Doch der Kadi*) und der Hodscha**) stehen
Auf der Brücke, ihm entgegen schreiend:
»Vukszan von Bulatovich, vergebens
Suchst Du einen Weg hier zum Entrinnen.

Doch der muth'ge Vukszan da entgegnet:
»Find' ich vor mir keinen Ausweg offen,
Ist auch keiner offen mir im Rücken!
Also rufend stürzt er auf die Beiden.

Als der Hodscha dies gewahrt, da springet
Er voll Furcht hinunter in den Bojan,
Doch den Kadi stößt der Vukszan nieder,
Und um ihn noch manche and're Türken.

So entkam er glücklich in's Gebirge,
Nach Czernicza, der berühmten Veste,
D'rin der Mata-Vajovich gebietet.
Der verbarg den Helden fünfzehn Tage,
Gab ihm dann nach Kovacz das Geleite,
Wo daheim er; denkt, wie da sich freuten
Seine Mutter, die besorgte Gattin,
Und nebst ihnen alle seine Kinder!

---

*) Richter. **) Lehrer des Korans.

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Ich trat in den Hof; blendender Lichtglanz umgab mich nun; es leuchtete mir nicht mehr, ich athmete in demselben; mein Fuß stand einen Augenblick gebannt, mein Herz bebte und auch ich ahnte Gott in diesem Elemente. Ich wagte nicht vorwärts zu schreiten, nicht rückwärts zu gehen; wird kein Bewohner dieser Stätte sich dir nahen, den neugierigen Fremdling empfangen oder auch störrisch zurückschrecken von der geweihten Stätte? — Nein! die Stunde der Mitternacht war freilich nahe, sie ruhten wohl Alle in Frieden, und ihre Armuth fordert keinen Wächter. Schüchtern entschloß ich mich weiter zu schreiten; ich stieg einige Stufen empor, eine kleine Halle, welche zu den Zellen der Feueranbeter führte, empfing mich. Ich trete in die erste; ein grober Teppich, ein irdener Wasserkrug, eine Schüssel war das ganze Geräthe dieser dürftigen Wohnung; am Boden, im Winkel brannte wiederum eine heilige Flamme; das Antlitz ihr zugekehrt, den Rücken dem Eingange der Zelle zugewandt, kniete ein fast nacktes Wesen. Es wendete Haupt und Auge nicht, der Fußtritt des Eintretenden hatte es nicht gestört; war es vielleicht ein Steinbild, hingebannt aus dem Bereich der Lebenden in dieses einsame Gemach? Nein! es ist ein frommer Indier, er betet in der stillen Stunde der Nacht, und da sind seine Sinne für die Außenwelt nicht empfänglich. So wanderte ich von Zelle zu Zelle; überall geschah mir wie hier, kein Blick, kein Auge hob sich, um den Fremdling anzuschauen, der aus dem fernen Abendlande hier eingewandert war. Endlich endete die Stunde des Gebetes, eine Glocke ertönte dumpf mit einem einzigen Schlage; es war das erste Geräusch, welches ich in der Stunde des Schweigens vernahm. Ich befand mich gerade in der Zelle eines betagten Indiers; dieselbe Dürftigkeit herrschte hier wie in den andern Gemächern; nur ein sehr schöner Rosenstock blühte neben dem heiligen Feuer und glänzte von dessen Lichte beschienen in wunderbarer Pracht. Ohne Staunen, ohne Ueberraschung fiel jetzt des Indiers Blick auf den Fremdling, der in Gestalt und Farbe so sehr von ihm unterschieden war. Demüthig beugte er sein Haupt vor demjenigen, der doch in diesem Lande wie er schutzlos, wie er hülflos war; er kreuzte die Arme über die Brust und sprach mit den weichen Lauten seines Volkes: »Rahma gebe deiner Zukunft Frieden und sei bei Dir, wie er in vergangenen Tagen, im Glück und Weh Dir zur Seite stand.« Er nöthigte mich nun auf seinen Teppich und wir saßen bei einander, wie zwei langbewährte Feunde. Dann bereitete er sein Morgenmahl, eine kleine Hand voll Gemüse, in Wasser bei dem ewigen Feuer gekocht; eine Speise, so dürftig, daß sie kaum einem Bettler, und so wenig, daß sie nicht einem Kinde genügt hätte; dennoch reichte er mir die Hälfte dieser kargen Nahrung und ich hatte nicht den Muth die Gabe der Armuth zurückzuweisen. Dann theilte er mir jene Sage von der Entstehung des Feuers mit, schöner, herzergreifender, als ich sie wiederzugeben vermochte, und erzählte von seiner Heimat, seines Volkes Sitten, von dem weiten Wege, den sie durchwandern mussen, um an dieser Stätte beten zu können; wie er nun schon beinahe zwanzig Jahre hier lebe und der einzige Indier sei, der die russische Sprache vollkommen spreche, wie er auch nicht denke zurückzukehren in sein Vaterland, sondern hier weilen wolle, bis der Tod ihn rufe.

Ist es Pflicht, fragte ich, daß jeder Verehrer des Feuers hierher wandern muß? Es ist keine Pflicht, entgegnete er, nur diejenigen thun solches, welche in ihren Herzen das Bedürfniß dazu fühlen. Aber, wandte ich ein, wenn Ihr nun auf dem langen Wege voller Mühseligkeiten sterbet? Ueberall ist Gott, entgegnete der Indier mit ruhiger Ergebung, ereilt uns der Tod auf der Pilgerfahrt, so wenden wir Haupt und Blicke gegen das Licht der Sonne, in welches wir nun eingehen. Ist es Nacht, so leuchtet uns ein Stern, und scheint auch dieser nicht, so glänzt dem Sterbenden ein **anderes** Licht, das nur er, nicht wir Geblendete erblicken. Noch ist kein Jünger unsers Glaubens in Finsterniß gestorben.

So sind diese Parsen; dem ältesten Urstamme der Menschen entsprossen, haben sie etwas bewahrt, was allen Völkern verloren gegangen ist: ihre Kindlichkeit.

Ocktai, der alte Indier, wurde mir täglich lieber; ich bewohnte durch die Gastfreiheit des Desturen eine Zelle neben der seinigen; er gab mir seine Decke, um auf derselben zu ruhen und zu schlafen, und freute sich herzlich, als ich mich nicht weigerte, sie anzunehmen. Er selbst schlief nun auf hartem Boden, und lächelte immer so freundlich und dankbar auf mich nieder, wenn er mich auf seinem Teppich gelagert fand, gleichsam als erwiese ich ihm damit eine Wohlthat. Ich lernte seine Eigenheiten immer näher kennen; er zeigte mir seine Krischni und seine Hanuma, jene Bildwerke, halb Thier, halb Menschen ähnlich. Mit Unrecht hat die Unwissenheit sie zu ihren Götzen gemacht; es sind die Talismane ihrer Erinnerungen; sie vertreten bei ihnen jene Spielwerke, welche bei uns Ordenssterne, blinkende Steine und anderer Tand sind. Ocktai mußte nun einige Stunden länger in seinem Gärtchen arbeiten, um den Fremdling zu ernähren, der freilich andere Bedürfnisse als dieses Kind der Natur hatte. Wie gerne verzieh ich es ihm, daß er nie mit mir aus einer Schüssel aß, daß er beim Essen mir ängstlich den Rücken zuwandte, damit nicht mein Athem den seinigen berühre; wie milde erscheint diese Schattenseite gegen die Unduldsamkeit, mit welcher wir so oft unsern Glauben entweihen. Auffallend war es mir, daß Ocktai nach jedem Male sich mit einer Muschel voll Speise entfernte und erst nach geraumer Zeit wieder kehrte; er war dann gewöhnlich ernster, und sein Gleichmuth schien erschüttert zu sein. Eines Tages, als er sich abermals entfernen wollte, forschte ich: wem bringst Du diese Speise, ist er ein Kranker, ein Unglücklicher, ein Verlassener? Er ist Alles das, erwiederte er leise, willst Du ihn sehen, so folge mir. Ich ging mit ihm, ohne eine Ahnung zu haben, was meiner wartete. Eine fast finstere Zelle, die einzige, in der kein heiliges Feuer brannte, empfing uns; ein häßlicher betäubender Dunst schlug mir entgegen. In einem Winkel saß bewegungslos, nackt, ein menschenähnliches Wesen, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, Haupt, Haare und Bart in einander verwachsen, beide Arme über den Kopf emporhaltend. Die Gestalt

gab kein Zeichen des Lebens von sich, das Auge starrte aus tiefer Höhle blödsinnig vor sich hin, vom Fleische war an diesem Gerippe auch nicht die geringste Spur mehr übrig, die tief gebräunte Haut lag voll dunkler Runzeln, die spitzen Knochen schauten überall hervor und die emporgehobnen Arme schienen völlig erstarrt und keiner Bewegung mehr Herr zu sein. Ocktai kniete vor diesem Entsetzlichen und flößte ihm zwischen den klaffenden lippenlosen Zähnen die Speise vorsichtig ein. Kalter Schauer durchrieselte mein Gebein, als ich diesen Unglücklichen erblickte, der nicht lebte und nicht todt war. Ich ahnte, daß ich einem indischen Selbstmärtyrer gegenüber stand, aber mehr empört als gerührt durch diese Verirrung des menschlichen Verstandes, rief ich unwillkürlich: Wer bist du? Nur eine leise Bewegung des Augensternes zeigte, daß er die Frage gehört hatte, sonst blieb Alles an diesem Wesen stumm und unthätig, aber Ocktai flüsterte: Seit Jahren hat seine Zunge keinen Laut des Lebens mehr gesprochen und seit mehr denn zehn Sonnenläufen hält er zur Buße die Arme so empor, daß sie nun völlig abgestorben keine Empfindung mehr haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsgebräuche der romanischen Landleute in der Moldau und Wallachei.

Nach einem russischen Berichte mitgetheilt

von Bernhard Stolz.

Die Civilisation der neuen Zeit hat auf die romanischen Landleute der Moldau und Wallachei bis heute erst wenig oder gar keinen Einfluß gehabt; daher unter ihnen eine große Menge eben so alterthümlicher als wunderlicher Gebräuche herrschen, deren Bedeutung sich fast ganz verloren hat. Die Mittheilung ihrer Hochzeitsceremonien wird, wie wir glauben, den Lesern dieser Blätter um so willkommener sein, als wir dieselben aus guter Quelle haben.

Will einer dieser Landleute heirathen und hat er ein junges Mädchen im Auge, das er zur Frau wünscht, so wendet er sich nothwendiger Weise zuerst an gewisse Freiwerber, Petitori, und theilt denselben seine Absichten mit. Die Petitori ziehen nun über den Sittenzustand der jungen Leute und ihrer Familien Erkundigungen ein, statten, sobald sie die Partie für passend halten, den Eltern des jungen Mädchens einen Besuch ab und befragen sie auf indirekte Weise über das Heiratsguth. Vor allem aber liegt den Petitori daran, zu wissen, ob sie echt romanischer Herkunft sind; denn kein romanischer Landmann nimmt eine Frau aus einem anderen Stamme, als dem seinigen. Ein wallachisches Sprichwort sagt: »Bevor du ein Weib nimmst, prüfe genau, welches Stammes und welches Geschlechtes sie ist.«

Zeigen sich der Vater und die Mutter den Petitoris geneigt, ihre Tochter zu verheirathen, so ziehen sich dieselben zurück, kehren aber einige Tage nachher in Begleitung des jungen Mannes und seiner nächsten Verwandten wieder. Einer dieser Verwandten redet dann die Eltern des jungen Mädchens in feierlichem Tone etwa folgendermaßen an:

»Als unsere Vorfahren einst auf die Jagd gingen, entdeckten sie das Land, das wir bewohnen, und welches uns mit seiner Milch und seinem Honig nährt. Dieser ehrenwerthe Jüngling ging jüngst, nach dem Beispiel seiner Väter, auch auf die Jagd und stieß auf eine Hindin, die aus Schaam entfloh. Wir aber haben ihre Spur verfolgt, und siehe, sie hat uns hieher geleitet. Wir begehren also von Euch, daß Ihr uns die Hindin ausliefert, oder den Ort uns bezeichnet, wo sich dieselbe verborgen hält.«

Nach dieser Anrede erklären die Eltern, daß kein Thier dieser Art ihr Haus betreten habe. Die Petitori behaupten das Gegentheil. Um ihrer loszuwerden führen die Eltern endlich eine alte in Lumpen gekleidete Jungfer herein, und fragen: ob dies die Person sei, die sie suchen. Die Petitori verneinen natürlich und fügen hinzu: »die wir suchen, hat Haare blond wie Gold, Augen gleich dem Falken, Zähne weißer als Perlen, Lippen, röther als die Kirsche; sie hat die Gestalt einer Löwin, den Hals einer Gans, die Brust eines Schwans; ihre Finger sind weicher als das Wachs, und ihr Gesicht ist strahlender als Sonne und Mond.«

Die Eltern beharren bei der Aussage, daß keine Hindin der beschriebenen Art bei ihnen eingetreten sei, allein die Werber erwiedern, daß ihre Jagdhunde, welche unfehlbar seien, ihnen angedeutet, daß das gesuchte Wild sich in diesem Hause befände. Nachdem dennoch all ihr Reden eitel gewesen, drohen sie die Waffen zu ergreifen. Diesem Argumente ergeben sich die Eltern dann. Sie lassen ihre Tochter kommen, welche, wie man sich leicht vorstellen kann, bei solcher Gelegenheit auf das vortheilhafteste gekleidet ist. Kaum ist dieselbe eingetreten, so rufen Alle: »Siehe da die Hindin!«

Der Priester kommt und in seiner Gegenwart wechseln die Verlobten die Ringe. Darauf verläßt die Braut das Gemach, die Uebrigen aber setzen sich zu Tisch und stehen erst wieder auf, wenn man über den Tag der Hochzeit, der gewöhnlich ein Sonntag zu sein pflegt, einig geworden ist.

Montag vor dem Hochzeitstage begeben sich die Eltern und Verwandten mit lärmender Musik zu dem Brautpaar. Der Bräutigam und die Braut geben jeder ein großes Familien-Gastmahl. Nach der Mahlzeit beschäftigen sich die Frauen damit, das Mehl zu kneten, welches bei dem eigentlichen Hochzeitsschmause gebraucht werden soll. — Daher nennt man diesen Montag den »Knetetag.« Während der ganzen Nacht bleiben die Gäste zechend beisammen; die Jugend tanzt, und die Alten plaudern und trinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Karlsbad.

13. Juli.

III.

Gestern war endlich der glückliche Tag, an welchem die heißersehnte Sonne das liebe Thal heimsuchte, und mit allem Leben liebäugelte, dem der langwierige Regen schon jede Hoffnung eines schönen Wetters geraubt hatte. Freund, du solltest sehen, was Sonnenstrahlen in einem Kurorte vermögen! Es ist Da gleich ein anderes Athmen, eine andere Eßlust, und eine andere Kraft in den Gliedern; kurz, der Mensch gleicht einer rein gestimmten Orgel, wo jeder Akkord so klingt, wie er klingen soll. Da ist keine Anhöhe zu steil und keine Gegend zu fern, denn der Kurgast fühlt bei jedem Schritt, den er vorwarts thut, das Herannahen seiner Genesung. Auch ich machte mich auf den Weg, um zu guter Letzt den Dreikreuzberg zu besteigen, und von da noch einmal das schöne Bild der Stadt mit ihrer Umgebung zu betrachten; denn dorthin, wo Denkmäler stehen, gehe ich nicht, ja selbst dem Hirschensprung weiche ich aus, weil mich das Gekritzel und Geschnitzel daran anwidert. Will es den Schulen gar nicht gelingen, die Jugend von einem solchen Gehirn-Schmutz zu reinigen, und ihr gehörigen Abscheu gegen einen solchen Frevel beizubringen? — Du kannst nicht glauben, wie es mich betrübt, wenn ich an einem kerngesunden Baume eingeschnittene Buchstaben erblicke, oder Ruhebänke mit einer Unzahl von nichtswürdigen Namen bekritzelt sehe! — Sind das nicht wahre Steckbriefe, wobei die Culpanten leider uneindringlich sind? — Es hat sich in unserm Vaterlande Manches zum Bessern gestaltet, doch die Wuth, Alles zu beklecksen und zu verderben ist jetzt wie sonst. Ich schrieb Dir, daß dem Kurgaste bei schlechtem Wetter nichts anderes übrig bleibt, als das Theater zu besuchen, was auch ich nicht unterließ. Das Theaterrepertoir ist zwar nicht reichhaltig, denn es beschränkt sich auf Lustspiele und Possen mit Gesang (ohne, wäre besser); doch ist die Wahl immer so, wie sie dem Leberkranken am besten zusagt. Du mußt nicht etwa denken, daß bei den Darstellungen hier alles nur halb und halb gethan wird, keineswegs; Du würdest erstaunen, wenn Du nur einmal den Schauspieler Braunmüller sehen konntest, der mit einem sehr vortheilhaften Aeußern, und einem schönen männlich klingenden Organ begabt, jede Rolle mit der Umsicht eines wahrhaft großen Künstlers durchführt, und dem das Innige, so wie das Heldenmäßige und das Humoristische stets mit gleichem Glücke gelingt. Den Scheiben-Toni, im Stücke gleichen Namens, gibt er mit einer Vollendung, die nichts zu wünschen übrig läßt. Eben so ausgezeichnet ist Demoiselle Wieser, deren rastloser Fleiß und treue Auffassung jedes darzustellenden Charakters nicht genug zu loben ist, und der es bei einer so rasch fortschreitenden Ausbildung ihres glänzenden Talentes gar nicht fehlen kann, sich in Kurzem den ersten Schauspielerinnen Deutschlands angereiht zu sehen. Nich minder verdienen die Herren Burggraf und Wieser, und zwar der Erste in Helden- und Liebhaber-Rollen, der

Zweite aber in zärtlichen und humoristischen Vätern, einer beifälligen Erwähnung. Auch gehört Demoiselle Weiß durch ihre Routine gewiß zu den bedeutendern Künstlerinnen. Der Direktor dieser Gesellschaft ist Herr Lutz, den du aus früherer Zeit kennst, und der bereits zum zweiten Mal von Klagenfurt die kostspielige Reise hieher macht, um den Kurgästen einige Stunden auf eine angenehme Art zu verkürzen. Du siehst schon aus den oben beurtheilten Mitgliedern der Gesellschaft, daß Lutz nicht allein die gehörige Kenntniß besitzt, um einer solchen Kunstanstalt mit Ehre vorzustehen, sondern daß er auch — wie ich als stiller Beobachter hinzusetzen darf, — alles thut, um die Kurgäste zu befriedigen, wogegen sie für ihn gar nichts thun. Ein härteres Schicksal kann einen Theaterdirektor wohl nicht verfolgen, als wenn er, wie Hr. Lutz, aus weiter Ferne sich hieher begibt, und alles im Winter Ersparte hier zusetzt. Ich besuche Karlsbad, wie Du weißt, seit vielen Jahren, und kann von der Erbärmlichkeit der hiesigen Theater-Frequenz mehr als ein Anderer sprechen, der das hiesige Theater selten oder gar nicht besucht. Ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich Dir sage, daß der Theaterbesuch hier in der Regel so gering ist, daß ich gar nicht begreife, wie es jemand wagen kann, seine Hoffnungen hier zu säen. Eben so unerklärlich bleibt es, wie man bei einer so mißlichen Lage von einem Theater-Unternehmer dreißig Gulden Conv. M. als Theaterzins für die Spielzeit abfordern, ihn nebstdei zur Herstellung einer neuen Dekorazion verbinden, und überdies nebst einigen Gratis-Plätzen noch verlangen kann, daß die Einheimischen um die Hälfte der gewöhnlichen Eintrittspreise eingelassen werden. Ein gleiches Schicksal erleben beinahe alle Virtuosen, die sich in einen Kurort verirren, um für ihre Rechnung ein Konzert zu geben. Wenn sie die Einlaßkarten den Kurgästen nicht unter die Nase stoßen, ungefähr wie es die Blumenmädchen hier mit ihren Blumensträußchen thun, so ist es um alle ihre schönen Träume geschehen. Es würde mich zu weit führen, wenn ich dieses Thema fortspinnen wollte, daher ich froh bin, daß eben jetzt der Lohnkutscher, der mich morgen nach Teplitz führen soll, ins Zimmer tritt, und ich noch Manches einzupacken habe. Auch die Liebe und Freundschaft, wohlverwahrt für dich, geht mit

Deinem Freund

W. J. Tomaschek.

Notizen.

(Plagiat.) Wie weit die literarische Unverschämtheit getrieben wird, beweist ein Hr. Adolf Karl Naske. Mehrmals bereits wurde diesem Schreiber nachgewiesen, daß er Novellen, Kritiken u. dgl. von Wort zu Wort abschreibe, und ohne Angabe der Quelle als sein Machwerk veröffentliche; ja er hatte sogar die Frechheit, ein Lustspiel unter seinem Namen im Josephstädter Theater in Wien aufführen zu lassen, das Oettinger zum Verfasser hat; und vor Kurzem hat er gar eine Erzählung von Zschokke von Kapitel zu Kapitel nachgedruckt. In Nr. 136 der Wiener Zeitschrift: Der Wanderer, vom 6. Juni 1840 steht: Frau Brigitte. Ein Lebensbild. Von Adolf Karl Naske. Dies Lebensbild ist aber Zschokke's Erzählung: Das blaue Wunder. Spaßes halber mögen die Leser beides vergleichen. Der Plagiator schließt sein Lebensbild gerade vor dem Kapitel, welches Zschokke mit dem Motto: »Der fromme Betrug« ziert. Die Namen sind so verändert: statt Doktor Falb — Adjunkt Wespe, statt Suschen — Fanni; statt Advokat Zange — Amtsrath Brand; statt Pastor Primarius Waldhorn — Amtsofficial Zeiselklang — und statt des Professors — Sekretär Süßkern. Und endlich wurde die Jungfrau Sarah in Frau Brigitta umgewandelt. Das Possierlichste sind die geringen Abänderungen. Wie nennt man ein so schamloses Plagiat nach einem der verbreitetsten Autoren? ***

(Hamburg.) Ein Muster von Wohlthätigkeit ist hier Amalie Sieveking, die Vorsteherin eines Vereins für Arme und Kranke, die den Armen Arbeit zu verschaffen sucht, und eigens Reisen macht, neue Zweige der Kultur und Industrie fremden Völkern abzulauschen, die sie dann anfertigen laßt und den beglückteren Mitbürgern im Namen ihrer Schützlinge anreist. Ja selbst bis auf gewisse verwahrloste Mädchen erstreckt sich ihre liebevolle Sorgfalt, indem sie wartet, bis die erste Strafe ihres Leichtsinns die armen Mitgeschöpfe in die numerirten Säle führt, wohin sie ihnen dann mit ihrem sanften, mitfühlenden Herzen nachschleicht, die verstimmten Saiten der jungen Seelen sondirt, und wo noch gesunde Töne erklingen, für eine Einstimmung in die Harmonie der menschlichen Gesellschaft Sorge trägt.

(Florenz.) Die im September hier eröffnete Kunstausstellung enthält sehr viel Gemälde aus der vaterländischen Geschichte; doch Schade, daß die Maler mit besonderer Vorliebe Mord- und Gräuelscenen dargestellt haben, an denen die italienische Geschichte eben so reich ist, wie an Zügen der erhabensten und schönsten Tugenden. Auch die Skulptur hat Treffliches geleistet, wie denn überhaupt diese in Italien jetzt viel höher steht als die Malerei.

(L. A Frankl) gibt nächstens einen neuen Band Gedichte und ein Epos »Don Juan d'Austria« heraus, welches überraschende Schönheiten enthalten soll. —r.

(Ritter von Spaun's) Buch über das Niebelungenlied macht in der literarischen Welt Wiens großes Aufsehen. Seine Beweisführung, daß dieses großartige National-Epos das Werk Heinrich's von Ofterdingen, und dieser Dichter ein Oesterreicher sei, ist klar und wohlbegründet. —r.

(Wien.) Im Hofburgtheater kam Alexander Baumanns neues Lustspiel: Die beiden Aerzte zur Aufführung. Die Fabel des Stückes ist neu und nicht uninteressant, die Charakterisirung hie und da etwas indecidirt und schwankend, der Dialog manchmal recht flüßig und pikant, und die ganze Durchführung verräth tüchtige Kenntnisse der Bühnenerfordernisse. Wir hoffen, daß diesem Erstlingswerke des jungen Schriftstellers viele noch gelungenere Arbeiten folgen werden. — r.

(Der deutsche Schriftsetzer.) Aus dem gehaltvollen Magazin für Literatur des Auslandes entlehnen wir folgende treffende Bemerkung: »Die Typographie in Deutschland war, wenn sie auch scheinbar durch die Kunstfertigkeit ihrer Schwestern in England und Frankreich übertroffen wird, ihnen doch immer an geistiger Befähigung überlegen. Der deutsche Schriftsetzer ist gewissermaßen ein Ausdruck der deutschen Literatur; er ist eben so universell und so kosmopolitisch wie sie. Man lege einem englischen oder einem französischen Setzer ein Manuskript in deutscher oder in jeder andern, als seiner eigenen Sprache vor, die Arbeit scheint ihm entweder unausführbar, oder er wird den Satz so entstellt liefern, daß das Manuskript kaum wieder zu erkennen ist. Deutsche Worte in englischen oder französischen Zeitungen bieten gewöhnlich fast eben so viele Fehler als Buchstaben dar. Der deutsche Setzer dagegen hat immer einen gewissen Takt für fremde Idiome, und weiß sich so bald hinein zu arbeiten, als ob er wirklich die todten und lebenden Sprachen alle verstände, die er bisweilen zu setzen hat. Daher kömmt es denn auch, daß, während französische, englische oder italienische Setzer bei uns zu Lande gar nicht zu beschäftigen wären, ihre deutschen Kunstgenossen in London, Paris und Mailand willkommene Gäste sind und dort in den berühmtesten Offizinen zahlreich angetroffen werden. Wo uns irgend eine großartige typographische Arbeit des Auslandes begegnet, da können wir auch sicher darauf rechnen, daß die geschickte Hand deutscher Schriftsetzer dabei mitgewirkt hat.« —

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) In dem vor Kurzem eröffneten, von dem Besitzer, Hrn. Hoschek, höchst elegant hergerichteten Saale des St. Wenzelsbades hatten die Prager Kunstgärtner am 4. u. 5. Oktober eine Georginen-Ausstellung veranstaltet, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Man zählte 594 Nummern, unter welchen sich die seltensten Exemplare befanden. Zwei Dahliensträuße erhielten den bestimmten Preis von zwei und einem Dukaten in Gold. — Bekanntlich wird die Georginenpflege besonders eifrig im Königgrätzer und Bidschower Kreise betrieben, und in Skalitz findet eine jährliche Versammlung von Georginenfreunden statt. Herr Apotheker Seifensieder in Gitschin hegt in seinem Garten, den wir aus eigener Anschauung kennen, die herrlichsten Varietäten. Die allerschönsten Dahlien soll aber der Rentmeister in Pardubitz haben. **N. G.**

(Aus Teplitz) wird Folgendes in der »Bohemia« berichtet: Die von Magdeburg bis Leipzig und Dresden vollendete Eisenbahn bringt uns jetzt noch immer einzelne Gäste, welche, blos um Teplitz zu sehen, die sonst wochenlange und kostspielige Reise jetzt in wenig Tagen sehr billig machen. Auch von hier und der Umgegend reisen Viele in diese bedeutenden Handelsstädte, und sind in fast unglaublich kurzer Zeit von Hamburg mittelst des Dampfschiffes über Magdeburg und von da auf der Eisenbahn über Leipzig und Dresden zurück.« — In Teplitz waren dieses Jahr 5624 Badegäste, zählt man noch hiezu die 10,273 Passanten und 4649 Handwerksgesellen, so ergibt sich die Totalsumme von 20,546 Personen, welche während dieser Saison Teplitz besuchten.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse N. 73.

Nro. 85. Mittwoch den 21. Oktober. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Mein Freund hatte jetzt das Werk der Barmherzigkeit geendet, er holte nun aus seinem Busen ein kleines Läppchen hervor und zündete vermittelst der mitgebrachten Leuchte das heilige Feuer in der Ritze des Kalksteinbodens an. Aber kaum wandten wir uns, um das Gemach des Selbstpeinigers zu verlassen, als die Flamme auch schon wieder erlosch; da faßte Octai trauernd meine Hand und zog mich von dannen. Wie ist es möglich, rief ich, als wir Beide allein waren, daß der menschliche Geist sich so sehr verirren kann, um hoffen zu können, durch solche Selbstqual eine Heiligung zu erringen? Der Indier sah mich lange an, sein schlichter Verstand fand sogleich das Wahre. Glaube mir, sprach er, diese Selbstmartern unsres Volkes haben einen andern Grund, sie erstehen nur aus einem tief verletzten Gewissen. Mit den Schmerzen des Körpers wollen sie die der Seele betäuben. Alle jene Selbstquäler waren einst Bösewichte, welche die innere Angst nun zu solchen entsetzlichen Bußen treibt. Auch dieser? fragte ich. Dieser! — wiederholte mein Indier mit seltsamen Lauten; er schien mehr sprechen zu wollen, aber plötzlich verstummte er; ein andermal, flüsterte er leise und trat zu seinem Rosenstocke. Lange blickte er auf ihn, und eine heiße Thräne fiel aus seinem Auge in den Kelch der Blume nieder. Sieh, sprach ich zu ihm, wie die Rose von dem Tropfen erglänzt. Licht ist der Abglanz Gottes*), erwiederte er, es strahle von der Sonne oder von einer Menschenzähre. — Unerklärlich war mir seine Stimmung; er war weicher, duldsamer als gewöhnlich, er sprach viel von seiner Heimat; aber, wie es wohl geschieht, wenn sich zwei Menschen in einer fremden Sprache unterhalten, es war mir jetzt in seinem Sehnen, in seinen Rückerinnerungen nicht Alles verständlich, es war mir sogar, als ob er die Heimat und das Grab verwechsle. Ich wagte daher die Frage: Hast Du im Vaterlande keine Lieben, zu denen Du Dich zurück sehnest, kein Weib, kein Kind? — Er erbleichte ein wenig, seine Augen bekamen einen ungewöhnlichen Lichtglanz, ich möchte sagen, die Jugendzeit trat in dieselben zurück und er entgegnete: Ich habe dort keine Lieben; mein treues Weib und mein Kind folgten mir hieher. — Sie sind todt? fragte ich übereilt. Sie leben, sagte er mit bebender Stimme, deren Wehlaute das Gegentheil versicherten. — In Deiner Erinnerung, in Deinem Geiste, Du Armer, wandte ich ein. Sie leben, wiederholte er abermals, meinem, Deinem Auge sichtbar. Siehst Du diese Rose? sie ist mein Weib; jene Knospe, die sich noch immer nicht entfalten will, mein Kind. — Mein Blick kehrte zu der Blume zurück, sie blühte wirklich in wunderbarer Pracht, die Glut, die Farbe, der Duft waren keiner andern gleich; dennoch verstand ich Octai nicht und mein Auge heftete sich fragend auf ihn. Du siehst mich an, sprach mein Indier, als fürchtest Du, der Wahnsinn siede in meinem Hirn. Es ist nicht so; Dir soll Alles klar werden, harre nur wenige Stunden und Du wirst mich vielleicht verstehen. Er sank nieder zwischen der heiligen Flamme und der blühenden Rose und betete innig, mir aber blieb es zweifelhaft, ob er sich mit seinem Flehen dem ewigen Feuer oder der Blume zuwandte. Da tönte nach einiger Zeit der lang gedehnte Ruf der Muschel; Octai erhob sich: Komm, sprach er zu mir, jetzt sollen Dir meine Worte deutlich werden.

Er führte mich in den Hof des heiligen Tempels; hier befand sich eine Vertiefung, welche ich zwar früher bemerkt, deren Zweck mir aber unbekannt geblieben war. Die Höhlung mochte ungefähr sieben Fuß lang, eben so breit und vier Fuß tief sein; sie war äußerst rein, und auch noch jetzt bemühte sich ein Indier, jedes Stäubchen zu entfernen; dann wurden über diese Gruft breite Steine gelegt, die gleichsam ein Gewölbe bildeten, doch waren diese Steine absichtlich nicht ganz nahe an einander gerückt, so daß überall Raum und Spalten blieben; über dieses Gewölbe stieg abermals eine schmale steinerne Einfassung, einem langen Kasten, fast einem Sarge ähnlich empor. Jetzt nahten sechs Indier mit einem Leichnam; er war in weiße Leinwand gehüllt, sie legten ihn in die obere Erhöhung und deckten bis auf das Antlitz ihn mit breiten Steinplatten zu, und Jeder trat nun einzeln zu dem Todten, blickte ihm lange in das starre Angesicht und flüsterte ihm dann einige Worte in das Ohr — Liebesworte, Grüße an die längst Entschlafenen, zu denen er jetzt hinüber wanderte. Dann sanken die Indier zur Erde, kreuzten die Arme und beteten; nun erhoben sich die beiden Aeltesten und deckten mit weggewandten Gesichtern auch über das Haupt des Entschlafenen einen Stein; der Todte war nun seinen Freun-

*) Glaubenslehre der Parsen.

den, seinen Lebensgefährten auf immer entschwunden. Ein Dritter — es war vielleicht der Bruder oder ein Anverwandter — warf nun mit zitternden Händen einen kleinen brennenden Lappen in die unterste Vertiefung; das heilige Feuer loderte sogleich empor und die Indier saßen schweigend um dasselbe und starrten mit ernsten Blicken vor sich nieder. Sie waren alle ja schon lebensmüde, alle reif und nahe einer neuen Ernte, wie jener, dessen Körper sich nun auflöste. Nach einigen Stunden wurden die Steine vorsichtig aus einander genommen; das Feuer hatte den Leichnam verzehrt, nur in der untern Höhle war ein wenig Asche nachgeblieben, welche derjenige, der das Feuer angezündet hatte, in eine kleine Thonurne sammelte. *) Ocktai zog mich in seine Zelle, er trat wieder zu seiner Rose und ich sah jetzt erst, daß sie nicht aus Erde, sondern aus Asche empor sproß. Weißt Du nun, zitterten seine Lippen, wer diese Rose ist? sie keimt aus dem Staube meines Weibes, meines Kindes.— Sage mir, bat ich gerührt, wie starben Dir die Theuern? — Jetzt nicht, antwortete der Indier, Du sollst meine Brust offen und mein wundes Herz unverhüllt sehen. Wann? forschte ich eifrig. Wenn der Schmerz wieder linder geworden, entgegnete er, wenn ich wieder Kraft gewonnen, wenn ich ihn gesehen habe. Ihn? wen? fragte ich. Rahma, den Ihr Gott nennt, erwiederte er. — Es war mir jetzt fast gewiß, daß der Arme sinnverwirrt war, er, der Erdenstaub wollte Gott schauen; aber sein Antlitz war so ruhig, so ergeben, so gläubig, daß ich unwillkürlich vor dem Frieden seines Blickes die Augen niedersenkte. Auch Dir, fuhr Ocktai fort, wird wohl Rahma in trüben und verhängnißvollen Stunden erschienen sein, und daß Du ihn nicht sichtlich gewahrtest, war vielleicht allein Deine Schuld. Hast Du nie gehört, wie dieser geweihten Stätte, außer dem heiligen Feuer, noch eine andere Erscheinung eigen ist? Jenes sonderbare Leuchten, jenes wunderbare Licht, in dem Gott dem Gesetzgeber eines andern Volkes einst erschienen ist? Bist Du so glücklich, so hochbegabt, daß Dein Auge diese Verklärung erblickt, so ist Dir das Höchste geworden, was Dir auf Erden werden kann, und Du wirst mit uns gläubig fühlen, daß Gott Dir nahe ist. — Zeigt sich, fragte ich, jene Erscheinung, von der Du sprichst, oft in dieser Gegend? Selten, sehr selten, erwiederte der Indier, nur einmal sah sie mein Auge, aber in meiner Brust lebt eine Stimme, welche ruft: Du wirst sie bald wieder sehen! Auch sind die Abende jetzt immer mild, seit vielen Tagen fiel immerdar ein warmer lauer Regen, dies sind die Vorboten, welche uns das Nahen des Unnennbaren verkünden. Harre und bete, daß Dir, wie uns, die Hoffnung erfüllt werde. — —

Ich schlief ruhig auf dem harten Teppich, da fuhr eine Hand über mein geschlossenes Auge; Ocktai stand vor mir: Steh auf, sprach er leise und froh bewegt, er ist erschienen, er ist da in seiner Herrlichkeit. Ich folgte ihm eilig und mein Auge schaute — nein, es ist unmöglich mit Worten, mit Tönen zu bezeichnen, was namenlos, was unaussprechlich ist. Wie Vieles ist in der Natur, wie Vieles in der Menschenbrust, was keine Sprache hat; so auch hier. Nur in meinen Träumen ist es mir manchmal vorgekommen, als schwebte und athmete ich in einem heiligen Lichte; jetzt waren jene Wahnbilder Wirklichkeit geworden. Alle Gegenstände, so wie die Erde selbst, hatten eine andere Gestalt angenommen. Der Berg vor uns war ein Flammenäther geworden, nicht gelb, nicht roth, dunkelblau wie des Menschen Auge, wie der Dom des Himmels, und dennoch völlig durchsichtig. Dieses Lichtmeer, es sengte nicht; es drohte nicht; es vernichtete nicht; sein Anblick befremdete, aber es flößte keine Furcht, kein Entsetzen ein; es gab dem Herzen Ruhe und die Ueberzeugung, daß in diesem Glanze der Verklärung nur der Friede herrschen, nur Selige athmen können. Weiter und weiter breitete sich dieses Leuchten aus, über die Felder, über das Thal, bis in die dunkle Ferne. Alle Indier waren neben mir zur Erde gesunken, sie hatten der Erscheinung die Arme entgegengestreckt und ihre Augen voll Wonne und Entzücken auf dieselbe gerichtet; sie beteten, aber nur in ihrem innern Geiste, ihre Lippen waren verstummt. Ocktai allein wiederholte leise sein Glaubensbekenntniß: Licht ist der Abglanz Gottes! Da sank auch ich nieder, da betete auch ich wie jene; ein Glaube einte uns, denn in diesem Augenblick war auch ich ein Parse.

Der Flammenocean begann sich jetzt stärker zu regen; er vertheilte sich nicht; er sank nicht in die Tiefen der Erde; die Erleuchtung hob sich langsam zu ihrer Heimat, zu dem Himmel empor. Die Wolken strahlten nun im lichten Blau; während auf Erden wiederum eine finstre Trauerdecke, wiederum die alte Nacht lag, glänzte es in den Höhen wunderbar. Endlich dehnte sich dieses Zauberlicht weit am Himmelsbogen aus und entschwand dann vor dem Licht des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hochzeitsgebräuche der romanischen Landleute in der Moldau und Wallachei.

Nach einem russischen Berichte mitgetheilt

von Bernhard Stolz.

(Fortsetzung.)

Das Hochzeitsfest, welches immer bei dem Bräutigam statt findet, fängt, wenn die Häuser der Verlobten in demselben Dorfe, oder nicht mehr als eine Tagereise von einander entfernt sind, schon am Montage an und dauert bis zum Sonntage, dem Tage der Trauung. Der Tisch ist während dieser Zeit beständig mit Speisen besetzt, und des Abends wird fortwährend getanzt. Wohnen die Verlobten aber weit von einander, so beginnt der Schmaus am Montage und wird fortgesetzt, bis der Verlobte zur Hochzeit abreist. Am Tage vor der Trauung überreicht der Braut ein Verwandter des Bräutigams die Geschenke, welche in reichen Stoffen, Bändern, Tüchern, Dukaten und Rupien*) bestehen. Die Münzen müssen aber zuvor durchlöchert sein, damit die junge Frau sie als Halsschmuck tragen kann.

Der Bräutigam begibt sich zu Pferde zur Hochzeit, begleitet von seinen Verwandten, die gleichfalls beritten sind. Einige seiner Freunde reiten jedoch zuvor nach der Wohnung der Braut, den Zug anzumelden. Die Verwandten der Braut kommen gleichfalls sämmtlich zu Pferde den Abgesandten entgegen und suchen zu verhindern, daß dieselben zu der Braut gelangen. Wenn es ihnen gelingt, sich der Abgesandten des Verlobten zu bemächtigen, so binden sie ihnen die Hände auf den Rücken, setzen sie verkehrt auf ihre Pferde und führen sie so

*) Die indischen Feueranbeter unterscheiden sich dadurch von den eigentlichen Guebern, daß jene ihre Todten verbrennen, diese aber die Leichname auf Bergeshöhen, Thürmen, öden Trümmern ausstellen, wo sie ein Raub der wilden Thiere werden.

*) Eine Rupie ist der vierte Theil eines türkischen Dukaten.

gefangen in die Wohnung der Braut. Dort fragt man sie, was sie zu sagen haben. Die Abgesandten pflegen dann zu antworten, sie seien gekommen, den Krieg zu erklären, die Schaaren ihres Herrn würden bald erscheinen, um die Veste anzugreifen. Man reicht ihnen Wein und sie werden darauf von denen, welche sie gefangen genommen haben, wieder bis in die Nähe der Wohnung des Bräutigams geführt. Jetzt lassen sie dieselben los, welche, sobald sie in Freiheit gesetzt sind, ihren Pferden die Sporen geben und in schnellster Eile davon fliegen, weil der Bräutigam, wenn er sie einholt, ihnen dieselbe Behandlung widerfahren läßt.

Der Zug des Bräutigams setzt sich in Prozession in Bewegung; wenn derselbe ein Dorf passirt, und wenn er vor dem Hause der Braut anlangt, so läßt jeder sein Pferd Kapriolen machen, schießt auch Pistolen und Flinten ab unter allgemeinem Ruf: „nuntalassi.“*) Mit diesem Worte wird auch der ganze Zug bezeichnet. Die bei der Braut versammelten Gäste treten bei der Ankunft des Hochzeitszugs aus dem Hause und empfangen die Ankommenden mit demselben Zuruf und feuern gleichfalls Pistolen und Gewehre ab. Die Männer stellen darauf Wettrennen an, bei denen der Sieger von der Braut ein gesticktes Taschentuch erhält. — Auch der Kopf seines Pferdes wird mit einer Blumenguirlande geschmückt.

Am Abend nach der Vesper begibt sich der Zug in die Kirche. Die Braut trägt einen gold- und silberdurchwirkten Schleier, der sie ganz verhüllt und auf allen Seiten in breiten Falten herabfällt. In einigen Gegenden hat die Braut statt des Schleiers eine Art kurzer mit Goldfransen besetzter Mäntel. Die Braut ist aber immer mit einem Gürtel angethan, welchen ihr Mann allein das Recht hat zu lösen. Bei dem Zuge in die Kirche wird die Braut von zwei Brautjungfern geführt; eine Musikbande zieht vor ihr her. Gleich nach ihr folgt der Bräutigam mit zwei Brautführern, darauf kommen die Verwandten und Freunde. Mitten in der Kirche stellt sich das Brautpaar auf einen Teppich, auf den alle, welche der Hochzeit beiwohnen, Geldstücke werfen müssen, die für den Priester und die Kirchendiener bestimmt sind.

Unter den sehr bigotten Romanen ist der Gebrauch eingeführt, daß das Brautpaar von einem Manne und einer Frau reiferen Alters begleitet wird. Diese Begleiter werden dann gewöhnlich aus den höheren Ständen gewählt, und sind später als die Gönner des jungen Ehepaars anzusehen. Wenn der Priester das „conjungo vos“ den Neuvermählten gesagt, läßt er sie dreimal ihre Ringe und Kränze wechseln; darauf reichen sich der Geistliche, das junge Ehepaar und die beiden Gönner die Hände und gehn dreimal um den Tisch, der zum Altar dient. Die Kirchendiener, Verwandte und Freunde streuen Paras**) und Nüsse für die Kinder in der Kirche umher, durch welchen symbolischen Gebrauch sie andeuten wollen, daß die Neuvermählten von nun an auch den Spielen ihrer Kindheit entsagt haben. — Zum Schluß hält der Priester dem Paare einen Honigkuchen vor den Mund, zieht ihn aber schnell zurück, wenn einer von beiden hinein beißen will. Dieser Scherz wiederholt sich unter dem Gelächter und lautem Jubel der Anwesenden so lange, bis es dem Einen oder dem Andern gelingt, den Kuchen mit den Zähnen zu ergreifen und festzuhalten, oder bis es dem Priester gefällt, ihn Einem von Beiden in den Mund zu stecken. Man kennt nicht den Sinn dieses wunderlichen Gebrauchs.***)

Der Zug verläßt nun die Kirche in derselben Ordnung, wie er gekommen. Die Musikanten an der Spitze singen Hochzeitsgesänge, und das ganze Dorf schallt von dem Rufe: „nuntalassi“ wieder.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Wie viele andere Wörter aus der Sprache der romanischen Wallachen, so beweist auch dieses den römischen Ursprung derselben; denn „nuntalassi“ ist augenscheinlich aus dem Lateinischen: „nunc Talassio“ entstanden, welches die Römer bei ihren Hochzeitstanzen riefen. Livius (Buch 1. Cap. 9.) leitet diesen Ausdruck vom Raube der Sabinerinnen her. Nach ihm hatte der Römer Talassius die schönste der jungen Sabinerinnen gewählt; als man sie zu ihm führte, fragten ihn seine Landsleute, wem sie bestimmt sei, und er antwortete: Talassio (dem Talassius).

Man wird überhaupt im Verfolge bemerken, daß noch sehr viele von den Hochzeitsgebräuchen der romanischen Wallachen eine große Aehnlichkeit mit denen der alten Römer haben.

**) Eine kleine türkische Münze im Werthe von ungefähr einem Kreuzer.

***) Wenn der Bericht uns sagte, daß dieser Kuchen stark mit einer Einlage von Pfeffer und Salz gefüllt wäre, so möchte die Deutung dieses sinnreichen Symbols nicht schwer fallen: der Kuchen würde den Ehestand bedeuten, nach dem man mit großem Heißhunger schnappt, in dem man aber nicht selten Gewürze findet, nach welchen man gewaltig den Mund verzieht, oder auch ein Haar anderer Art.

Wiener Briefe.

19.

Oktober 1840.

Reulings Oper: „Alfred der Große.“ — Mad. Pasta.

Die Bade-Saison geht zu Ende, das Wetter wird schon zu kalt und unfreundlich zum Reisen, der Herbst gestaltet sich zu rauh zur längern Fortsetzung der Villeggiatura, und das Residenzleben wird täglich bewegter und brillanter, jemehr die Winterzeit heranrückt — genug Gründe, um die Wiener wieder allmälig zu ihren Laren zurückzurufen. Die Jagden sind das einzige Hemmniß, welches Viele noch auf dem Lande und den Adel auf seinen Gütern zurückhält. Dessen ungeachtet ist das Treiben in unserer Hauptstadt schon wieder sehr lebhaft; nachdem man sich an der schönen Natur auf Reisen oder auf Ausflügen in die Umgebungen Wiens wieder erfrischt und gestärkt hat, sucht man von Neuem mit Interesse die sozialen Vergnügungen und artistischen Genüsse auf, welche Wien so im Uebermaße darbietet. Der gesellige Verkehr beginnt wieder, in den Salons tauscht man gegenseitig Reisereminiszenzen aus und macht glänzende Projekte für die Wintersaison; die Kunst empfängt wieder ihre Repräsentanten in Theatern, Konzertsälen und Ateliers. Die Opern und Schauspielhäuser füllen sich nach und nach, und Novitäten aller Art werden zur Darstellung gebracht. So hörten wir im Kärthnerthortheater vor einigen Tagen Reulings neue Oper »Alfred der Große,« dann Madame Pasta, die hochberühmte Sängerin. — Seit dem Schluße der italienischen Oper hatten wir abwechselnd Mad. Schodel, die uns langweilte, einige artistische Novizen, die uns nicht befriedigten, und Mad. Pasta, die uns entzauberte, zu genießen bekommen. Der treffliche Wild, den wir gewiß zu hören hofften, mußte wieder abreisen, ohne zu Gastspielen zu kommen. Das Repertoir befriedigte uns mehr. Nachdem die Matadore unserer Oper, Staudigl, Hasselt-Barth und Lutzer, wieder von ihren Kunstreisen zurückgekehrt waren, brachte die Direktion Mozarts »Hochzeit des Figaro«, »Entführung aus dem Serail« und »Don Juan«, dann Meyerbeers »Ghibellinen« und »Robert«, Spontinis »Vestalin«, Webers »Freischütz«, Spohrs »Jessonda« ꝛc. zur Darstellung, worunter die Repräsentationen der »Hochzeit des Figaro« und der »Ghibellinen« ganz ausgezeichnet waren. Wenn die Direktion mit Konsequenz fortfährt, auch fernerhin klassische ältere und gute neue Opern in reicher Anzahl dem Publikum vorzuführen, und wo möglich noch besser zu besetzen und auszustatten — so nehme ich gerne meinen im letzten Briefe über das deutsche Opern-Repertoir ausgesprochenen Tadel zurück. Das Publikum, welches sich stets so zahlreich bei diesen klassischen Opern einfindet, beweist hinlänglich, daß es in der großen Masse noch eine bedeutende Partei gibt, welche die Reprisen von Glucks, Beethovens, Mozarts, Webers ꝛc. herrlichen Tonwerken mit großem Enthusiasmus aufnehmen werde. — Die Oper »Alfred der Große« vom Kapellmeister Reuling, welcher für's Kärnthnerthortheater schon einige recht gute Ballet-Musiken geschrieben hat, ist eben keine glänzende Erscheinung am musikalischen Himmel. Die Ouvertüre schon ist weder ein einheitlich in sich abgeschlossenes charakteristisches Tonstück, noch steht sie in innerm Zusammenhange mit der Oper selbst; sie ist so wie die ganze Oper größtentheils eine leichtgehaltene, bald melodiöse, bald gedehnte Balletmusik. Wenn diese Oper den Mangel an konsequent durchgeführter Charakteristik und tieferem Gehalte, den Mangel an höherem poetischem Schwunge und nothwendiger organischer Einheit mit den meisten neuern italienischen Opern theilt — so hat sie dagegen auch wie diese einzelne recht effektvolle Piecen, wie z. B. das Quintett des ersten Aktes ꝛc., aufzuweisen, und besonders ist auf die Instrumentierung großer lobenswerther Fleiß verwendet. Der erste Akt ist der beste, die beiden andern sind matt und schleppend, so daß das Interesse des Zuhörers an der Musik von Akt zu Akt abnimmt. Die Rolle Alfred des Großen wurde von Schober mit aller Gewandtheit in Spiel und Gesang, die diesem routinirten Sänger eigen ist, dargestellt. Mad. Hasselt-Barth führte ihre Partie mit Adel und Wahrheit durch, und sang ausgezeichnet, wie immer; nur will es mich bedünken, als ob ihre Stimme in letzter Zeit etwas von ihrer Frische und Kraft verloren habe — es wäre sehr Schade, wenn die beste dramatische Sängerin Deutschlands so früh schon den vollen Gebrauch ihrer herrlichen Mittel vermissen müßte, doch mag vielleicht nur eine vorübergehende Indisposition daran Schuld sein. Ueberhaupt hielt das eminente Zusammenwirken dieses trefflichen Künstler-Kleeblattes: Hasselt, Staudigl und Schober die Oper über Wasser.

(Der Beschluß folgt.)

Musik.

Aus der Ferne. Gedicht von Rese, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponirt von Jos. Fischhof.

Unstät auf den Wogen des Meeres irrend, umschwebt den Wanderer das Andenken der Heimat, das theure Bild der Hütte, worin die Geliebte wohnt. So viel vom Stoff des Gedichts. Die Komposition aus A-dur, zart und gemüthlich, athmet ganz das sehnsüchtige Gefühl, welches den Versen entspricht, und erfreut sich jener künstlerischen Vollendung, welche wir überhaupt an den Werken des Hrn. Fischhofs, von dem wir nur Rühmliches und Lobenswerthes kennen lernten; gewohnt sind. So leicht es uns wäre, noch einzelne Schönheiten herauszuheben, so verweisen wir doch lieber den Kunstfreund auf das Werk selbst, indem es sicher Niemand bereuen wird, sich damit näher bekannt gemacht zu haben.

Gesänge von Ignaz Lachner: »Der Ungenannten«, gedichtet von Uhland, »Liebesglut« und: »An die Entfernte« ohne Angabe des Dichters, Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte und des Waldhorns oder Violoncells. Prag, bei P. Bohmann's Erben. (Leipzig bei F. Hofmeister.)

Alle diese Lieder tragen das bekannte Gepräge der Lachner'schen Muse in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen. Melodie und zwar sehr viel Melodie ist in allen Dreien, süß, kokett und überreich an vorgehaltenen Intervallen, aber auch voll von anmuthigen und gefälligen Stellen. Die harmonische Behandlung bietet nicht wenige Schönheiten, und zeigt von Geschmack und Geschick, wiewohl sich auch hier die Koketterie, welche den Gesang beherrscht, nicht verläugnet. Ueberhaupt könnten diese Werke an kernigem Gehalt, so wie an Rundung und Effekt bedeutend gewinnen, wenn der Verfasser sich nicht durch das Wohlgefallen an einzelnen, allerdings für sich recht hübschen Stellen, verleiten ließe, dieselben mehr als nöthig und ersprießlich ist zu wiederholen, und dadurch das Ganze zu sehr in die Länge zu ziehen. Die Deklamation ist etwas frei, insofern sie nämlich nicht immer ganz strenge der Prosodie angepaßt ist, besonders in den weiblichen Versenden, was sich übrigens viele Autoren erlauben.

Da jedoch diese Lieder die wesentlichsten Vorzüge einer Gesangkomposition enthalten, indem sie melodisch, kehlgerecht und daher für den Sänger dankbar, und reich an poetischen Schönheiten sind, überdies auch der Schmelz des beigefügten Horns oder Violoncells den Effekt nicht unbeträchtlich erhöht, so darf man sie um so unbedenklicher dem gesangliebenden Publikum anempfehlen, als auch die äußere Ausstattung elegant und gefällig ist. Seine »Liebesglut« hat Lachner dem Fräulein Doris Haus, königl. würtembergischer Kammersängerin, gewidmet, eben so das Lied »Der Ungenannten.«

L. N.

Notizen.

(Der rheinisch-westphälische Kunstverein) zählt gegenwärtig 3748 Aktionärs mit einem Jahresbeitrag von 18,740 Thalern, und hat dieses Jahr 40 Oelbilder und ein Aquarellgemälde zur Verlosung unter die Aktionäre um den Gesammtpreis von 9876 Thalern angekauft.

(Anekdote.) »Hr. Kollege«, sagte ein witziger Doktor der Rechte zu einem Doktor der Medizin: »Was glauben Sie, was für ein Unterschied zwischen mir und Ihnen ist?« — »O!« versetzte dieser, »ich weiß ihn — die Doktoren der Medizin machen kurze, und die der Rechte — lange Prozesse.«

(Wahr!) Ein Hörer der Rhetorik (so viel wie: Primaner) wurde bei der Semestralprüfung von seinem Professor gefragt, was für Werke Homer hervorgebracht hätte? — »Memoiren«, war die Antwort.

(Bauwerke.) Am 28. Juni ward in Reval die durch die Munificenz des Kaisers in ihrer alten ehrwürdigen Gestalt wiederhergestellte St. Olaykirche eingeweiht. Sie war am 28. Juni 1820 durch einen Blitzstrahl eingeäschert worden, ein Schicksal, welches sie seit ihrer ersten Erbauung im 14. Jahrhundert im Ganzen achtmal betroffen. Nach jeder Zerstörung ward sie nach dem alten Modell wieder aufgebaut. Ihr Glockenthurm ist nur 16 Fuß niedriger als der Straßburger Münster. —

— Der Großherzog von Meiningen läßt ununterbrochen an der neuen Burg Landsberg fortbauen, die auf einem Hügel im Werrathale, einige Stunden unterhalb der Residenz, unter Leitung des Landbaumeisters Döbner in pittoreskem altdeutschem Styl angelegt wurde.

— Der Bau der Walhalla ist im Aeußern bis auf die Dachbedeckung vollendet. Bis zum nächsten Frühjahr hofft man das Gebäude ganz unter Dach zu haben, und bis zum 18. Oktober 1842 soll Alles vollendet sein.

(Denkmäler.) Die Modelle zu dem Standbild des verstorbenen Großherzogs von Hessen und zu Jean Pauls und Mozarts Denkmälern sind in Schwanthalers Atelier zu München aufgestellt und werden zum Bronceguß vorbereitet.

(Interessantes Werk.) Bei F. Müller in Wien erscheint binnen Kurzem eine mit artistischen Beilagen geschmückte Beschreibung von Istrien, welche der geschätzte Schriftsteller J. Löwenthal in Triest, Redakteur des Journals des österreichischen Lloyd, verfaßt hat. Die in der genannten Zeitschrift mitgetheilten Proben beweisen, daß diese Monographie mit großer Sachkenntniß und Gründlichkeit gearbeitet ist. Einen werthvollen Beitrag erhielt das Werk durch eine Pflanzenstatistik der Halbinsel von Bartolotti, dem Direktor des botanischen Gartens in Triest.

(Königsberg.) Der bekannte Kompositeur und Schriftsteller H. Truhn (geboren in Elbing), welcher gegenwärtig mit Fräulein Agnes Schebest eine Kunstreise macht, gab hier während der Huldigungszeit zwei Konzerte. Von seinen Kompositionen ließ er aufführen: Huldigungschor mit großem Orchester (Gedicht von Truhn), eine englische Ballade »Lord Guy«, zwei spanische Romanzen: »Der Hidalgo« und »Der Ziegeunerknabe« und ein komisches Lied »Der Kord.« Sämmtliche Piecen wurden von Fräulein Schebest gesungen, und Kompositionen sowohl als Gesang fanden den größten Beifall von Seite des Publikums und der Recensenten. * *

(Auch eine Korrespondenz.) Das Münchner Tageblatt enthält in Nr. 258 folgende Korrespondenz: »Das Bier in der Schwabinger Kirchweih muß doch nicht gar so leicht und wäßrig gewesen sein, wie viele Gäste behaupten wollten; denn mein Herr Nachbar kam statt nach München nach Ramersdorf, und weiß zur Stunde noch nicht, wie das Ding hergegangen ist.« — Das Münchner Tageblatt muß viele Abonnenten haben; denn solche Dinge sind ganz nach dem Geschmacke des gewöhnlichen Publikums. Wozu sind Zeitschriften nach der gewöhnlichen Meinung? Zum Spaß und augenblicklichen Zeitvertreib. Wir aber meinen, daß ihre Mission eine andere ist, und bauen darauf, daß sich nach und nach ein solideres Publikum heranbilden wird. —

(Ungarn.) Der Martinsberger Benediktinerorden beschäftigt sich vorzugsweise mit der Bildung der Jugend. Er zählt jetzt 196 Ordensglieder und verwaltet 2 Akademien, zu Preßburg und Raab, in welchen die Gymnasial-, philosophischen und juridischen Gegenstände vorgetragen werden, dann fünf Gymnasien mit 6 Klassen zu Oedenburg, Gran, Güns, Komorn, Tirnau, und 1 Gymnasium mit vier Schulen zu Pápa.

(Industrie.) Auf der Kaiser Ferdinands-Nordbahn wurden mehrere Versuche mit Torfheizung bei Locomotiven gemacht, welche über alle Erwartung günstig ausfielen.

(Unsinn unserer Zeit.) Als Beleg zu den gegenwärtigen Börse-Spekulationen erzählt ein französisches Blatt: »Gestern (15. August) nannte man auf der Börse einen unglücklichen jungen Mann, der vor 14 Tagen noch 20,000 Franks Renten hatte, und gestern seine Uhr verkauft hat, um zu Mittag essen zu können.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Seine Majestät unser Kaiser haben mit Allerhöchster Entschließung vom 23. September Seiner Excellenz dem Hrn. Oberstkämmerer Grafen Czernin aufzutragen geruht, dem Doktor der Medizin und Chirurgie Herrn Wenzel Staněk in Prag wegen der Höchstdemselben eingesendeten Bearbeitung der Anatomie in böhmischer Sprache sammt dazu gehörigem anatomischen Atlas mit böhmischem, deutschem und lateinischem Erklärungstexte, das allergnädigste Wohlgefallen zu erkennen zu geben.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 86. Samstag den 24. Oktober. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Nachklänge slawischer Volkslieder.

Von Siegfried Kapper.

Die Botschaft.*)

(Ruthenisch.)

Wir kommen, wie kommen aus fernem Land,
Es hat uns die Königin Lojda gesandt!
Hoja Dunda Hoja!

»Und wenn Ihr die Boten der Königin seid,
Warum hat sie Euch gesandt so weit?«
Hoja Dunda Hoja!

Ihr sollt uns lassen in's Land hinein,
Wir müssen ihr holen das goldne Gestein.
Hoja Dunda Hoja!

»Und hat Euch gesandt die Königin hold,
Was will sie beginnen mit all dem Gold?«
Hoja Dunda Hoja!

Wo die silberne Donau fließt durch die Au'n,
Da will sie goldene Brücken bau'n.
Hoja Dunda Hoja!

»Was schickt uns die Königin Lojda zu Dank?«
Schwarzäugiges Mädchen fein und schlank!
Hoja Dunda Hoja!

»So nehmet des Goldes so viel Ihr ertragt,
Weil uns das schwarzäugige Mädchen behagt.«
Hoja Dunda Hoja!

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Bei unserer Rückkehr weilte Ocktai's Fuß an der Zelle des Selbstpeinigers. Der Arme, sprach er mit Bedauern, er allein hat ihn nie gesehen! Unwillkürlich traten wir über die Schwelle; die sonst dunkle Zelle war jetzt von dem ewigen Feuer hell erleuchtet und Ocktai rief tief ergriffen: auch ihm ist er nahe gewesen! Gnade ist dem Unglücklichen widerfahren und er erlöst von seinen Leiden! Der Märtyrer saß wie sonst, die Arme emporgehoben, in der unbeweglichen Lage, aber das Augenlicht war erloschen und kein Hauch des Lebens drang mehr aus der Brust hervor. Er war todt! aber wie ihn nun Ocktai niederlegte, das Haupt gegen Morgen, blieben alle Glieder in derselben Stellung, und wie früher dieser Elende das Ansehn eines Todten hatte, so erlog er jetzt einen Schein des Lebens. Es war ein furchtbarer Anblick, der nur weh thun konnte; doch Ocktai zeigte eine ungewöhnliche Fassung, er schien sich des Endes dieses Leidenskampfes zu freuen und übte mit stiller Geschäftigkeit alle jene Gebräuche, welche der Lebende dem Todten schuldet. Als nun aber jene Stunden eintraten, in denen der Leichnam unberührt auf dem Todtenlager liegen muß, führte mich Ocktai in seine Zelle und sprach mit einer Stimme, als wäre seiner Brust eine schwere Last entnommen: Jetzt will ich Dir meine Schmerzen nennen; ich durfte früher nicht sprechen, denn ich konnte den Unglücklichen nicht anklagen, bevor Rahma sich seiner nicht erbarmt hatte.

Wenn ich Dir von der Heiligung des Feuers sprach, wandtest Du mir oft ungläubig ein: wie es verderbend niederzucke aus Wolkenhöhen, wie es hervorbreche aus dem Schooße der Berge, aus dem Innern der Erde, daß diese selber erbebt und die Menschenstätten in Trümmern niederschmettern oder von Flammen aufgezehrt in Schutt und Asche zerfallen. Gott ist überall, auch in diesem Wirken; nur vermögen wir sein Wohlthun in dieser Zerstörung nicht zu erkennen, wie das kranke Kind nicht das Walten des Vaters begreift, der ihm ein bittres Heilmittel reicht. Mir aber war das Feuer immer ein befreundeter Schutzgeist, und alles Weh des Lebens, das meine Tage verdunkelt, kam von dem Menschenherzen.

Schön ist das Land meiner Heimat, dunkel sein Himmel, grün sein Laub, die Gipfel seiner Berge küssen die Wolken; an den Ufern seiner heiligen Flüsse schaukelt der linde Wind tausend bunte Blüten und trägt ihren stärkenden Duft weit in das Land hinein. Die Hütte, welche mein Vater mir vererbte, war nur klein, aber sie war groß genug für das bescheidene Glück, und der Morgen meines Lebens war heiter und sorgenfrei. —

---

*) Ein Spiel, das man bei Slawen überall — auch sehr oft bei Deutschen findet. Ein Knabe und ein Mädchen, einander gegenüberstehend, bilden mit ihren aufgehobenen Händen eine Triumphpforte. Vor derselben, um Einlaß bittend, steht, Eine hinter der Andern, eine Reihe Mädchen mit Blumenkränzen. Hinter der Pforte Knaben — das goldne Gestein. Das Lied „Hoja" rc. wird als Frage und Antwort abgesungen, die Mädchen finden Einlaß, erwählen sich jede einen Knaben, ein Tanz beginnt; das letzte „schwarzäugige" Mädchen der Reihe mit dem Pförtner tanzt vor. —

Da sah ich Atalja, die unfern von meiner Hütte ihr kleines Gärtchen baute. Ach, sie war schöner als alle Blüten um sie her! in dem Augenblick, wo mein Auge zum erstenmal in das ihrige schaute, war es mir, als ob ich lange, lange im dumpfen Todesschlafe gelegen und nun erst zum Leben erwacht wäre, und doch war ich früher glücklich und jetzt beengte ein unbekanntes Weh meine Brust, aber dieses Weh war mir Seligkeit. Wir wußten nicht, daß wir uns liebten, aber wir suchten und fanden uns überall, wir arbeiteten, wir rasteten, wir beteten mit einander, und da in unserm Lande, unter unserm Volke das Glück des Lebens keine Rücksichten fordert, so zog Atalja in meine Hütte und wurde mein Weib. Ich war unbeschreiblich glücklich; Du weißt es auch vielleicht, Fremdling, welch eine Seligkeit das Menschenherz in sich tragen kann. Da kam aber aus der Ferne oft ein Mann in unsre Hütte, er war bleich und blaß wie die Sünde, und stammte aus Eurem Welttheile, von einer Insel, wo nur selten der Himmel durch finstre Wolken bricht, wo immerdar häßliche Dünste gähren, die des Menschen Geist zum Trubsinn verfinstern; er kaufte daher von uns heilsame Kräuter, die er dann über's Meer in sein Vaterland sandte. Jedesmal, wenn er zu uns kam, brachte er Atalja ein kleines Geschenk, ein glänzendes Nichts mit. Wir sind Kinder der Natur und leicht tauschbar, eine Korallenschnur, ein blinkendes Stück Glas kann uns erfreuen. Atalja nahm mit Wohlgefallen die Gaben des Fremdlings und putzte sich gern mit den Geschenken. Mir aber gefiel der Bleiche nicht, ich sah die heißen Blicke, mit denen er mein Weib verfolgte und die Schuldlose an sich bannte, gleich der buntgefleckten Schlange, welche ihr Opfer mit Zauberaugen anstarrt, bis es ihr willenlos anheim gefallen. Er kam öftrer und öftrer, brachte immer neue Gaben, und immer freundlicher empfing ihn mein Weib; sie saßen oft stundenlang neben einander, die Hände eng verschlungen, mein Thun und Treiben wenig beachtend. Meine Seele aber verdunkelte sich, wenn ich solches sah, in meinem Herzen nistete ein häßlicher Argwohn, und wenn nun der Fremdling von uns schied und mein Weib zu mir trat, vermochte ich nicht, ein freundliches Wort zu sagen, vermochte ich nicht, meinen Blick zu ihr zu erheben, sondern mein Schmerz, wie mein Argwohn, blieben stumm in meiner Brust verschlossen. Dann entfernte sich auch Atalja von mir und wir saßen nun, statt wie sonst, freundlich mit einander zu kosen, abgewandt, jeder nur seinen finstern Träumen verfallen. Immer größer wurde diese feindliche Spannung, immer wahrscheinlicher mein Argwohn, denn der Blasse kam fast täglich, und die Unruhe, das Mißtrauen, der Schmerz, trieben mich aus der Hütte in unwegsame Wüsteneien. Da trat mir eines Tages, als ich in der Oede umher grollte, aus einem dunklen Gebüsche ein Weib entgegen; sie war sonderbar gekleidet, nicht häßlich, fast schön, aber dennoch zurückschreckend, denn es fehlte ihr des Weibes Sanftmuth und Milde. Sie habe sich verirrt, sprach sie, und bat mich, sie wieder auf den rechten Weg zu führen. Ich erfüllte ihr Begehren, obgleich es mir sonderbar schien, daß ein Weib mit dieser Jugend und diesen Reizen begabt, allein in dieser Einsamkeit umher wandle. Als wir nun so neben einander wanderten, zeigte die Unbekannte in ihren Reden einen ungewöhnlichen Reichthum des Geistes; sie war fröhlich, muthwillig, aber mitten in den scherzhaften Gesprächen zuckten die Züge des Hohnes und des Frevels in ihrem Gesichte, so daß mir das Weib völlig widrig wurde. Auch bemerkte ich, daß sie, wo mir selbst der Pfad zweifelhaft schien, immer keck und muthig den rechten Weg wählte; plötzlich lachte das Weib grell und schneidend auf und war verschwunden. Aber aus tiefer Kluft brachen auf dieses Zeichen vier Männer hervor, die mich feindlich anfielen und mich niederwarfen. Einer von ihnen kniete auf meine Brust nieder, und mühte sich mir ein Tuch mit einer Schlinge um den Hals zu werfen, während ein Zweiter und ein Dritter mich fest hielt und der Vierte eilig eine Gruft schaufelte, mein baldiges Grab! — Hast Du gehört von jenen Unseligen in unserm Lande, die durch eine furchtbare Verirrung der menschlichen Natur jenen entsetzlichen Verbrecherbund bilden. Ihr Gewerbe ist Mord, absichtlicher, leidenschaftsloser Mord. Sie sind Väter, Gatten, treue Freunde, aber nur in ihrem Lasterverein; außer den Grenzen desselben ist ihnen die Menschheit verfallen.*)

Ich war durch jenes Weib in die Gewalt der Würger verlockt; in dem Augenblicke, wo mir der Tod so nahe stand, gewann das Leben wieder Werth und Reiz für mich. Ich gedachte meines Weibes, jetzt schien sie mir wieder rein und schuldlos und ich kämpfte mit aller Kraft der Verzweiflung für mein bedrohtes Dasein. Die feigen Mörder keuchten, und der Vierte mußte die Schaufel ruhen lassen, um ihnen zu helfen. Da brach mein Muth und der zurückgedrängte Athem drohte mir die Brust zu zersprengen; der entsetzliche Augenblick, wo ich unterliegen mußte, war erschienen, aber plötzlich leuchtete ein Lichtstrahl durch den dämmernden Abend und hinter ihm rollte der Donner eines abgeschossenen Gewehres; der Schuß galt vielleicht einem Raubthiere, mir rettete er das Leben. Die Bösewichte ließen ab von mir und entflohen. — Ich sah den Schützen nicht; nicht er war mein Retter, sondern Rahma, der in dem Lichtstrahle mir nahe stand. Einen Augenblick kniete ich noch an der Gruft, die meinen Leib hatte aufnehmen sollen und betete zu ihm, dem Schattenlosen; dann wankte ich nach Hause. Als ich in die Thüre trat, saß wieder der Fremde bei meinem Weibe; er erschrack sichtlich, als er mich gewahr wurde, auch Atalja schien verlegen und beklommen; mein Argwohn kehrte riesengroß zurück, und mit dieser Qual im Busen wünschte ich: den Gräßlichen möchte ihr Werk nicht mißlungen sein und ich läge schon verscharrt in der unbekannten Oede. Der Abendländer entfernte sich bald, mein Weib forschte nicht, warum meine Kleider zerrissen, warum Brust und Hände mit Blut bedeckt, warum meine Züge entstellt waren und ich selbst bis zum Tode erschöpft sei. Keine Theilnahme mehr! die Sünde hatte uns getrennt.

Ich warf mich auf mein einsames Lager, aber trotz der Erschöpfung des Körpers ließ mich die Seelenqual nicht schlafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Die Thags.

Hochzeitsgebräuche der romanischen Landleute in der Moldau und Wallachei.

Nach einem russischen Berichte mitgetheilt

von Bernhard Stolz.

(Beschluß.)

In einigen Dörfern ist es Sitte, daß die junge Frau bei ihrer Zurückkunft auf der Schwelle des Hauses stehen bleibt und Alle diejenigen, welche ihr Glück wünschen, mit Rosenwasser besprengt. In andern Gegenden wieder setzt man einen Tisch mit Brod, Wein, Salz und Korn vor das Haus. Die junge Frau streut Gerstenkörner mit Salz vermischt nach den vier Weltgegenden, wäscht dann ihrem Schwiegervater die Füße, womit die Aufgabe dieses Tags beendigt ist. Am Abend setzt sich die Frau auf einen hohen Divan, ihre Mutter und Schwiegermutter nehmen neben ihr Platz, und sie darf mit Niemanden außer diesen beiden Damen reden. Die Gäste tanzen und treiben allerlei Spiele. Beim Abendessen nimmt der Priester den obersten Platz ein und segnet jedes Gericht, bevor es auf den Tisch kommt. Zu seiner Seite sitzt das junge Ehepaar, neben diesen folgen die Eltern. Bei solchen Gelegenheiten sind eine Essigsuppe und Kohl mit Speck die herkömmlichen Gerichte, die nie fehlen dürfen. Gegen Ende des Mahls, welches sich gewöhnlich bis drei Uhr Morgens hinzieht, bringen die Köchinnen einen gebratenen, mit all seinen Federn noch versehenen Hahn herein, und einer der Gäste, welcher vorher unter den Tisch geschlüpft ist, kündigt das Morgenroth an, indem er das Geschrei dieses Vogels nachahmt. Die Dienstboten erhalten ein Trinkgeld, und das Mahl schließt mit einem Gebete für die Neuvermählten. Nach aufgehobener Tafel führt der Ehemann seine Frau in die Mitte des Saales, und der Küster oder ein Geistlicher nennt mit lauter Stimme die Gegenstände auf, aus denen die Aussteuer der jungen Frau besteht. Schon während des ganzen Festes sind diese Gegenstände in dem Saale zur Schau ausgestellt gewesen; jetzt werden dieselben auf einen Wagen geladen und in die Behausung des Mannes gebracht.

Dann folgt eine ernstere Ceremonie. Einer von den Freunden der Gatten nimmt das Wort, setzt ihnen alle Wohlthaten aus einander, die sie in dem elterlichen Hause empfangen haben, und beschließt seine Rede, indem er die Eltern der jungen Frau bittet, derselben ihren Segen zu ertheilen, was natürlich auch sogleich geschieht. Darauf umarmen sich Alle, und das junge Ehepaar trinkt ein Glas Wein; dieser Trunk wird, man weiß nicht aus welchem Grunde, »der Trunk des weißen Weges« genannt.

Das junge Paar ist endlich reisefertig, aber siehe da, die Hausthüre ist mit Schaufeln, Hacken, Gabeln, Beilen und andern Werkzeugen verrammelt. — Es ist dies eine Neckerei von Seiten der nächsten Verwandten und erfordert, daß der Mann sich durch das Versprechen eines Geschenkes aus seiner Gefangenschaft loskaufe. — Erst wenn er dieses Versprechen geleistet, ist ihm gestattet, sein Pferd zu besteigen und mit seiner Frau abzureisen, welche ihrerseits mit ihrer Mutter, ihren Schwestern, wenn sie deren hat, und einem der jungen Mädchen, welche die Hochzeitsfackeln getragen, einen Wagen besteigt. — Kein anderer Verwandter und auch kein Diener des elterlichen Hauses darf sie in die Wohnung des Mannes begleiten. Ist dieselbe weit entfernt, so wird das Ehebett in dem elterlichen Hause der Frau aufgeschlagen und der Mann reist mit seiner Frau erst am folgenden Tage ab.

Ein anderer Gebrauch, der sich aber in sehr wenig Gegenden noch erhalten hat, ist der: Wenn der Mann im Begriff steht mit seiner Frau abzureisen, so sperren die Verwandten ihn mit einem alten Weibe in ein Zimmer ein. Er klopft an die Thüre und verlangt mit lautem Rufen, daß man ihm öffne; da man ihm kein Gehör gibt, fleht er, droht dann und schlägt endlich die Thüre ein, nimmt seine Frau in den Arm und bahnt sich einen Weg durch die Gäste, die ihn gleichfalls am Fortgehen hindern wollen. Man sagt, diese Komödie werde gespielt, damit es den Schein habe, als ob das junge Mädchen zur Heirath gezwungen sei.

Ist endlich die Frau in der Behausung ihres Mannes angelangt, so reicht man ihr Wein und andere Erfrischungen, ihre Freundinnen führen sie vor das Brautgemach. Dann trägt sie der Schwiegervater oder die Schwiegermutter in dasselbe, ohne daß ihr Fuß den Boden berührt. Am folgenden Morgen empfängt das neue Ehepaar die Glückwünsche aller verheiratheten Männer und Frauen, die der Hochzeit beigewohnt haben; Unverheirathete aber werden dabei nicht zugelassen. Die junge Frau trägt einen Schleier oder ein Tuch auf dem Kopfe, denn nur Mädchen gehn in der Wallachei und Moldau mit bloßem Kopfe.

Wiener Briefe.

19.

Oktober 1840.

(Beschluß.)

Die berühmte Pasta trat letzte Woche in zwei musikalischen Akademien im Kärnthnerthortheater auf, und stellte einzelne Scenen aus »Norma«, »Anna Bolena« und »Niobe« dar. Aus purer Pietät wurde sie durch lärmenden Applaus ausgezeichnet: denn wenn eine arme unbekannte deutsche Sängerin so gesungen hätte, würde man sie erbarmungslos ausgezischt haben. Ich gehöre nun einmal leider nicht zu jenen frommen und dankbaren Seelen, welche eine ci-devant große Künstlerin unbedingt anstaunen, weil sie etwa einst unsere Eltern und Großeltern entzückt hat. Ich habe die Pasta früher nie gehört; sie soll die größte dramatische Sängerin gewesen sein — das mag immerhin wahr sein, aber jetzt ist sie's nicht mehr. Darum soll sie nicht mehr aus den Schlacken ihrer früheren Größe noch edles Metall zu gewinnen suchen, und um ihrer einstigen Verdienste willen Beifall erbetteln wollen, welchen man ihr doch damals so gerne freiwillig und verschwenderisch zollte. Ich begreife das altersschwache Treiben solcher Künstler, wie Pasta, David, Lalande rc. nicht. Wenn ich ein großer Mann wäre, würde ich Gott bitten, mich im Culminationspunkte der Thatkraft sterben zu lassen. Warum begeistern wir uns so für Raphael, Mozart, Schiller, die Malibran rc.? — weil sie mitten in ihren Triumphen, von frischen grünen Lorbeeren bekränzt, starben; weil sie ihren frühen Tod schmerzlich bedauern ließen, da keine altersschwachen Werke den Nimbus ihrer jugendlichstarken trübten; weil sie in der vollen Glorie ihres Glanzes, als sie eben das Höchste geleistet hatten, die Erde verließen. Sie überlebten sich nicht selbst, und darum werden sie als ewigjunge Heroen in unserer Erinnerung fortleben; sie bleiben Halbgötter, weil die Welt das Alter, das hinfällig = Menschliche, an ihnen nicht mehr sah. Vielleicht hätten sie sich kurze Zeit darauf erschöpft oder ihren frühern Ruhm geschmälert — so traten sie aber zur rechten Zeit von der Weltbühne ab. Darum begreife ich sehr wohl, wie sich Leopold Robert, unser moderner Raphael, nach Vollendung seines schönsten Bildes das Leben nehmen konnte; er versuchte noch in einem letzten Gemälde das frühere Meisterwerk zu erreichen — allein der Versuch mißlang, sein Geist war durch Melancholie gelähmt, seine Inspiration vermochte nicht mehr den gewohnten Flug zu nehmen; er lebte in seiner Kunst, darum wollte er auch mit ihr zu Grabe gehen. Den edlen Sänger Nourrit stürzte ein unglückseliger Abend im Theater San Carlo zu Neapel von der Höhe seines Ruhmes herab; sein Künstlerstolz wollte seinen Fall nicht überleben — der andre Tag fand seine zerschmetterte Leiche. — Ich will damit nicht sagen, daß der Künstler dem Sinken seines Sternes durch Selbstmord vorgreifen soll, Gott bewahre! Aber den poetischen Zauber, mit dem schöne Jahre des Triumphes ihn umgeben haben, soll er nicht muthwillig selbst zerstören. Zur rechten Zeit, bevor seine Größe noch bloße Tradition wird, soll er vom Schauplatze seiner Siege abtreten; wenn auch nicht aus Künstlerstolz, doch wenigstens aus Klugheit. Dies verstand der geistreiche Rossini sehr wohl, und er lächelt jetzt ruhig und schlau, wenn das Publikum nach neuen Werken seines Genie's schreit — er wollte mit seiner besten Oper seine glänzende Laufbahn beschließen. Invalide Künstler, die sich nur noch auf ihre hingeschwundne Größe stützen, sind eine unerquickliche Erscheinung. Darum sollten Artisten, wie David, Ungher, Pasta rc. uns nicht gewaltsam die schöne Illusion rauben, die wir uns von ihnen machen; sondern auf ihren Lorbeern ausruhen, ehe sich noch Brennessel und Distel darunter mengen. Sie werden um keinen Triumph mehr reicher — aber das Publikum um eine Illusion ärmer. Ich erinnere mich dabei immer an die obwohl etwas inhumanen Worte des Baccalaureus in Göthe's Faust:

„Anmaßlich find' ich, daß zur schlechtsten Frist
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.
Am besten wär's, euch zeitig todtzuschlagen.“

Nun, mit dem Todtschlagen hat es zwar seine guten Wege, allein ich möchte dennoch vielen Künstlern rathen, diese Worte zu beherzigen. — Zehn Jahre der Zurückgezogenheit hatten um die Pasta schon den rosigen Schleier der Verklärung gewoben, sie gehörte schon der Kunstgeschichte an — da tritt sie auf einmal als Matrone wieder unter uns, und will noch Siege erfechten, ohne die Kräfte dazu mehr zu besitzen. Ganz Wien strömte höchst gespannt zu dem unerquicklichen Schauspiele herbei, den Schatten einer ehemaligen Größe zu sehen. Eine Sängerin mit ruinirter Stimme ist eine Künstlerin mit zerbrochenem Instrumente; und gewiß wird es z. B. Liszt nie einfallen, mit all seiner Virtuosität auf einem schlechten Trödel = Klaviere, welches seinen Intentionen nicht Folge leistet, Wunder wirken zu wol-

len. Hätte der Berliner Nante jetzt die Pasta gehört, er würde blos gesagt haben: »es jinge wohl, aber es jeht nich.« Die große Sängerin hat ihre Stimme so gar nicht mehr in ihrer Gewalt, daß sie sehr häufig distonirt, und ihre Mittel weder zum getragenen noch colorirten Gesang im Geringsten ausreichen. Den Mangel an Stimme sucht sie nun durch outrirtes Spiel auszugleichen; ihre Bewegungen und Mimik sind größtentheils ohne ruhigen Adel und würdevolle Schönheit. Abgesehen von ihrem Gesange — denn ohne Stimme kann man nicht singen — habe ich mir das Spiel der großen Pasta viel edler und großartiger vorgestellt. Leute, welche sie in ihrer Blüte sahen, sagen aber, daß sie auch hierin nicht mehr zu erkennen sei, theils weil ihrer äußerlichen Erscheinung jetzt ihr zu starkes Embonpoint unvortheilhaft ist, theils weil sie sich wirklich bedeutend den Extravaganzen unserer modernen Bühnenkünstlerinnen angeschlossen habe. Es ist in der That zu arg, welche Charaktere heutzutage auf die Opernbühne gebracht werden — und dieser Vorwurf trifft wieder größtentheils die Italiener — selten sehen wir auf diesen Brettern eine Person dargestellt, welche nicht nach Bedlam oder ins Zuchthaus geschickt zu werden verdiente; unt bei Gott! solche Seelenzustände sind doch kein Stoff für die Kunst, besonders in solcher Rrpräsentation. Statt die Leidenschaften und abnormen Geisteszustände, wie z. B. Wahnsinn, gemildert und wo möglich ästhetisch geadelt auf dee Bühne darzustellen, treiben unsere meisten Künstler und Sängerinnen dieselben unnatürlich auf die Spitze, und wollen durch Schreien und rasende Gestikulation Effekt machen — und das Publikum applaudirt; ich war schon bei manchen modernen Opernvorstellungen versucht zu glauben, ich sei in ein Tollhaus gerathen. Man kann sich doch durch solche grelle excentrische Darstellungen nicht gerührt und erhoben, nicht begeistert und wahrhaft ergriffen fühlen — man wird nur unangenehm wie von Fieberfrost durchschüttelt und momentan verblüfft, eisig durchschauert und endlich angeeckelt. Die Wirkung des wahrhaft Schönen ist eine ganz andre, als es der Effekt solcher Unnatur ist. Je mehr ich neue Sängerinnen sehe, desto mehr lerne ich unsere Hasselt schätzen — denn diese läßt sich sehr selten eine unschöne Uebertreibung im Spiele zu Schulden kommen, sie stellt jeden Charakter mit seinem ästhetischen Takte und edler Wahrheit dar. — Ich habe Ihnen, lieber Freund! hier meine offene Meinung über Mad. Pasta, wie sie jetzt ist, mitgetheilt; früher hörte ich sie nie, und darum mag auch mein Urtheil über sie, weil es nicht durch schöne Rückerinnrrungen gemildert worden ist, ziemlich unfreundlich scheinen. Ich hatte mir bisher immer in meiner Fantasie die Pasta mit allen herrlichen Eigenschaften einer großen Sängerin ausgeschmückt — und nun muß der erste und einzige Eindruck, den die Wirklichkeit auf mich machte, ein so unerquicklicher sein. Daß sie den Altar, drn ich ihr in meiner Imagination erbaute, jetzt selbst einriß, das ärgerte mich, und zwar um so mehr, als keine äußere Verhältnisse, wie etwa Mangel und Dürftigkeit, sie zum nochmaligen späten Betreten der Bühne zwangen. Und obwohl sie reich ist, so wollte sie doch noch, einem on dit zufolge, in der nächsten Stagione hier in Engagement treten, wenn das Publikum ihr jetzigrs Debut besser aufgenommen haben würde. Das Operntheater ist aber kein Invalidenhaus, und muß solchen unzeitigen Prätensionen keine Folge geben. Die Pasta war groß; aber jetzt sollte sie lieber für die Kunst und ihren Ruhm dadurch zu wirken streben, daß sie ihrer würdige Schülerinnen heranzubilden suchte. — L. M.

Notizen.

(Kölln, 15. Oktober.) Zur Feier der Huldigung wie des Geburtstages unsers geliebten Königs wurde heute Franz Kommers neueste, für die Hedwigskirche in Berlin gesetzte Messe durch eine zahlreiche Tonbühne in der Domkirche aufgeführt, und verfehlte, trotz der Wahrheit, daß ein Prophet in seiner Vaterstadt wenig grlte, seine Wirkung nicht, so daß der Künstler bei allen seinen tonkundigen Landsleuten volle Anerkennung fand. * *

(Koblenz, 15. Oktobrr.) Unter der Leitung Friedrich Schneiders wurde heute von einer zahlreichen Gesrllschaft einheimischrr und benachbarter Tonfreunde zur Feier des Tages ein großrs Konzert gegeben, wobei Schneiders Absalon, Spohrs Weihe der Töne und Saul unter den Propheten, wie auch durch Hüntens Einfluß eine große Ouverture zu Waverley von Hektor Berlioz zur Aufführung kam — eine Tonmißgeburt, die Gott sei Dank nie in Deutschland Beifall finden wird, sondern lediglich durch Kameraderie der Flugschriftler und Kapellmeister zur ephemeren Aufführung kommen kann. * *

(Eigenthümliches Löschmaterial.) In dem Dorfe Weinern, unweit Preßburg, kam im J. 1780 während der Weinlese Feuer aus, und da Mangel an Wasser war, wurde das Feuer mit Most gelöscht.

(Alexander Dreyschock), der geniale Pianist, hat vor Kurzem von Prag aus seine zweite größere Reise angetreten. Er wird in Breslau, Warschau, Moskau und Petersburg Konzerte geben, in den zwei letztern Städten längere Zeit verweilen, dann Stockholm und Kopenhagen besuchen und durch das nördliche und südliche Deutschland in seine Heimat zurückkehren.

(Wiener Landbälle.) In der jetzigen Jahreszeit, wo es für die Villeggiatura schon zu kalt und rauh und für die Salon-Saison noch zu früh ist, suchen die Wiener ihre Unterhaltung auf Jagden und Landbällen. So sind heuer die von einer Kotterie junger lebenslustiger Männer arrangirten Samstag-Soiréen in Döbling sehr en vogue, und es versammelt sich dort immer eine sehr zahlreiche gewählte Gesellschaft von hübschen Damen und jovialen Wienern, um sich durch Tanz und Conversation zu vergnügen. Die Wiener verstehen das Leben zu genießen! —r.

(Das Ministerium Rubini.) Rubini soll zum »General-Inspektor des Gesanges in Frankreich« ernannt sein. Auch Rossini hat früher diesen Titel geführt. Zugleich wird Rubini aber seine Stelle an der Oper behalten. Wir erleben es noch, daß neben dem Finanz-, Kriegs-, Staats-Ministerium, auch ein Gesangs-Ministerium kreirt wird, in welchem, wie es die Natur der durch dasselbe besrtzten Stellen erfordert, die stimmfähigsten Beisitzerinnen sein werden. B. St.

(Eine sehr tragische Scene) hat sich auf der Bühne in Lucca zugetragen. Zwei Schauspieler waren nicht auf den Brettern allein, sondern auch in den Straßen Lucca's und unter gewissen Fenstern Nebenbuhler. Sogar eine Romeo's Scene hatten sie schon in Wirklichkeit gespielt und sich geschlagen. Mit Mühe hatte man die grimmigen Freier besänftigt. Im 2. Akte von Lucia di Lammermoor treffen die beiden Helden feindlich zusammen, der Handlung gemäß ziehn sie die Schwerter, der Kampf beginnt. Da erwacht in Beiden zugleich das schlecht gedämpfte Feuer, der Kampf wird lebhaft, das Publikum applaudirt, als plötzlich Edgard Ravenswood einen gräßlichen Schrei ausstößt. — Was war das! Wahrlich so klingt das zweigestrichene C nicht! Es war ein Schrei des Todes, d. h. des echten, des Todes in Natura, wie man ihn nicht hinter Donizetti's Romantik zu suchen pflegte. Der Unglückliche war durchbohrt von des doppelten Gegners Waffe. Der Mörder ist arretirt und harrt seines Urtheils. Das Theater in Lucca konnte längere Zeit keine Oper geben, da sämmtliche Mitglieder derselben Tags nach dem erzählten Ereignisse sich weigerten, die mit Blut befleckte Bühne zu betreten. B. St.

(Lichtbilder.) Aus München wird berichtet, daß daselbst der Maler Isenring aus St. Gallen seine Daguerrotypen zeigt, welche größtentheils in Portraits bestehn. Durch eine eigenthümliche Methode hat er es dahin gebracht, vollkommenere Portraits hervorzubringen, als bisher geschehen ist. Ja, selbst farbige Portraits, deren Unmöglichkeit Arago ausgesprochen hatte, finden sich in seiner Sammlung. Sie sind freilich noch unvollkommen, doch unterscheidet man schon die Colorirung des Fleisches, der Haare und der Gewänder. Er hofft bald günstigere Resultate zu erzielen. — Wie bei mehrern Erfindungen unserer Zeit, so scheint man auch bei dieser an vrrschiedenen Orten auf ähnliche Fortschritte zu kommen. So berichtet das Echo du monde savant vom 23. September, daß Hr. Boscawen Ibbetson aus London Proben von Anwendung der Daguerrotypie erhalten hat, nämlich Muscheln und andere Naturgegenstände, die durch das Mikroskop vergrößert waren, und Portraits, die nach einem Verfahren des Erfinders auf Daguerrotypplatten gravirt und dann auf Stein übertragen waren, so daß man sehr saubere Abdrücke davon machen kann.

(Dr. Dieffenbach) hat in Wien während drei Wochen hundert Schielende und eben so viel Verkrümmte auf das glücklichste operirt. Die Wiener Zeitung nennt seine Hand eine »Hand, die nicht schneidet, nein im buchstäblichen Sinne des Wortes mit dem Stahl im Lebenden zeichnet, und anstatt zu zerstören, schafft.« — Auch Mißgestaltungen anderer Art hat er gehoben. »Wir sahen entstellende Uebel drs menschlichen Antlitzes unter ihrem Zauber schwinden, und durch schön geformte Bildungen ersetzt werden, vor deren Berührung auch kunstgeübte Hände in der Regel zurückbeben, deren bloße Bezeichnung den Menschen mit Grauen erfüllt.«

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite, Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 87. Mittwoch den 28. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Liebenden.

Von Juliane Glaser.

I.

Gewitterschwüle Lüfte schweifen
Durchs Flachsfeld hin, da bebt die Maid,
Und seufzt: »Wozu wirst du mir reifen,
Zum Brautgewand, zum Todtenkleid?«

Ein blüh'nder Hagdorn steht am Raine,
Dahinter still ein Knabe lauscht:
»»Mein wirst du sein, du holde Kleine,
Als Brautkleid dich dein Flachs umrauscht.««

Die Luft ward Sturm — mit feuchten Blicken
Naht seufzend sie dem Hagdorn sich:
»Ob deine Röschen einst wohl schmücken
Als frohe Braut, als Leiche mich?«

Und wie sie fragt, der Strauch erzittert,
Die Röschen sinken bebend ab,
Von fern es dumpf und bang gewittert,
Wie Schmerzensruf aus tiefem Grab.

II.

Schon schmiegt der Flachs als weißes Kleid
Sich kühl ans glüh'nde Herz der Braut:
»Noch fehlt der Kranz, blick hin, o Maid,
Der Hagdorn blüht, wo einst« — ihr graut.

Er scherzt und kost, sie seufzet schwer —
Er zieht sie hin, bekränzt ihr Haar —
Da trägt ein Sturmwind bang einher
Des Glöckleins Ruf zum Traualtar.

»Hörst du den Ruf? schon bist du mein,
Schon reißt von dir mich keine Macht!« —
Da, plötzlich, zuckt ein greller Schein —
Noch hört er Stöhnen — dann ist's Nacht.

III.

Er fühlt, es dämmert, er erwacht. —
Erwacht? — sie traf des Himmels Strahl;
Doch ihn? — ihn traf der Blitz der Qual! —
Er stürzt auf sie, und jauchzt und lacht.

Er hebt sie auf und lullt sie ein:
»Schlaf, Püppchen, schlaf, träum' süß und gut,
Im Bräut'gamsschooß sichs wohlig ruht —
Bist ewig jetzt, auf ewig mein!«

Und als der schwarze Sarg gebracht,
Da legt er lächelnd sie hinein.
»Dies Brautbett, ei, ist ja zu klein,
Dies ist ja nicht für Zwei gemacht.«

»Ein schöner Schreiner, ha, fürwahr!«
Er hüpft zum Wald, und klopft und haut,
Und zimmert, bis ein Sarg erbaut,
Drin Raum ist für ein bräutlich Paar.

Er schleppt ihn hin, und singt und lacht,
Und scharrt die Erde weg vom Grab,
Und reißt vom Sarg den Deckel ab,
Und hebt die Leiche sachte, sacht!

Er legt sie in die neue Truh',
Steigt lächelnd dann zur Braut hinein:
»Wie ruht im Brautbett sich's so fein!
Bist kühl, mein Lieb', ich deck dich zu.«

Er hebt den schweren Deckel auf,
Der schaurig in die Fugen kracht.
Das Brautpaar liegt in ew'ger Nacht, —
Der Hagdorn beugt sich trauernd drauf.

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Ich stand wieder auf und trat zu dem Bette meines Weibes; sie schlief, aber unruhig; etwas Ungewöhnliches schien sie zu bedrücken; das Gewissen! sprach mein Inneres. Sie murmelte leise und unverständlich und nannte endlich zürnend und grollend meinen Namen. Mein Name, von ihren Lippen so genannt, machte mir Alles klar; ich wankte zu dem Herde, zündete das geweihte Feuer an und betete mit Inbrunst. Da wurd' es milder in meiner Seele; »Du sollst ihr Unglück, ihre Sünde nicht sehen,« rief es in mir; »zieh von dannen, so weit dich deine Füße tragen; Rahma wird bei dir sein und auch die Gefallene nicht auf immer von sich stoßen.« In dem Augenblicke war ich reisefertig; ich warf noch einmal die Blicke umher, um zu erspähen, was ich mitnehmen wollte in die Fremde aus dem heimatlichen Hause; aber ich fand nichts, was für mich Werth hatte, als jenes Herz, das ich verloren wähnte. Da erwachte mein Weib und bereitete die Frühspeise; Keiner genoß von derselben; wir saßen so nahe bei einander und waren uns doch so ferne. Jetzt fiel auf meine Hand ein heißer Tropfen; Gott war abermals in dem Lichtglanze dieser Zähre; ich blickte zu meinem Weibe empor und fragte: kannst Du denn noch weinen? sie antwortete nicht; aber ihre Augen, überfüllt von dem

himmlischen Seelenthau, waren treu und schuldlos, wie in den ersten Tagen unserer Liebe. Da fiel die Bürde von meiner Brust; Rahma löste den Bann meiner Lippen und ich gestand ihr, was mich schmerzte und ängstigte. Sie horchte staunend meinen Worten; die Absicht des Verführers war ihr unbekannt geblieben; seine Geschenke hatten nur ihr kindisches Wohlgefallen, nicht ihr Herz erregt. Dennoch hatte der Fremdling es verstanden, auch ihre Brust mit ätzendem Gifte zu füllen; er hatte sie überredet, wie meine Kälte, mein störrisches Wesen und meine öftere Entfernung eine Untreue von mir begründe. — Auch in ihrem Herzen erlosch das heilige Vertrauen, und als ich gestern in jenem gereizten Zustande heimkehrte, glaubte sie sich von den Worten des Gleisners überzeugt. Die Binde fiel von ihren Augen, mit Abscheu schleuderte sie den eitlen Tand von sich; jeder Zweifel, den wir gegenseitig im Herzen genährt, war entschwunden; wir waren wieder glücklich, wir liebten uns heißer, inniger denn zuvor; der böse Feind blieb nun von unserer Schwelle fern; wahrscheinlich hatte er unsere Versöhnung erfahren; vielleicht drückte noch eine andere Schuld sein Gewissen; meine Armuth war zu bekannt, mein Tod konnte den Würgern keinen Vortheil bringen, wenn ihnen nicht ein Anderer den Lohn für ihren Frevel zahlte.

Drei Wanderer, zwei Männer und ein Weib, traten einst in meine Hütte und begehrten Aufnahme; sie wären, versicherten sie, wie wir Verehrer des Lichtes und pilgerten nach dem Atasch-Gah von Kangra.*) Das Weib war tief verhüllt und entschleierte sich auch dann nicht, als sie an unserm Herde saß. — Eine Buße, sprach der eine Mann, erlaube ihr nur den Schleier auf dem heiligen Berge zu lösen. Die Pilger schliefen mit uns auf einer Decke; ein dumpfes Geheul des Thieres, welches wir das treue nennen**), weckte mich; das bange Stöhnen des Hundes endete, als ich die Augen aufschlug; zugleich zischte die Flamme auf dem Herde, die wir vermöge unsers Glaubens immer unterhalten, auf und erlosch, als wäre sie mit Wasser übergossen. In demselben Augenblicke fühlte ich meinen Hals eng umspannt, meine Brust von einem Menschen niedergedrückt, während ein Andrer meine Hände zu halten suchte. Eine furchtbare Ahnung ergriff mich: dieselbe Angst, dieselbe Qual, wie damals, als ich mich unter den Meuchlern befand; jetzt mußte ich nicht allein für mein Leben bangen, sondern auch für das meines Weibes. Es gelang mir meine Hände loszureißen, und ich schleuderte das Wesen, welches auf mir kniete, von mir; der Stoß gegen dessen Brust belehrte mich, daß es ein Weib sei. Ich rief den treuen Hund; nur ein ersticktes Wimmern schlug an mein Ohr; ich rief mein Weib, keine Antwort! Atalja mir gemordet! dieser Gedanke gab mir Tigerwuth; in dem Gewirre der Finsterniß griff ich wieder nach dem Weibe, das ich von mir gestoßen, ich that ihr, wie sie mir gethan, ich kniete auf ihre Brust, umfaßte mit der einen Hand ihren Hals und hob die andere, um ihr das Messer in die Brust zu stoßen. All dies Entsetzliche hatte sich fast in lautloser Stille begeben und die Dunkelheit verhüllte noch, was geschehen war und geschehen sollte. Aber in dem nämlichen Augenblicke, als ich den Arm zum Morde, zur Wiedervergeltung niedersenkte, leuchtete meine Hütte im Feuer auf. Die Bösewichte hatten das dürre Blätterdach angezündet; es war das Erbe meiner Väter, meine einzige Habe; aber auch hier war Gott wieder in dieser Flamme mein Warner vor einer entsetzlichen That. Ich kniete auf der Brust meines ohnmächtigen Weibes, ein Augenblick später und ich wäre ihr Mörder gewesen! Als ich den Blick wieder von meiner Atalja wenden konnte, waren die Verbrecher bereits entflohen; das Weib huschte eben durch die Thüre; aber ihre Stunde war gekommen; nicht ich, Gott selbst wollte sie richten, der brennende Giebel stürzte nieder und zerschmetterte die Frevlerin. Sie lag gräßlich entstellt in ihrem Blute; auch hier waltete ein heiliges Verhängniß; denn die Elenden, so reich an Verbrechen, vermeiden es dennoch ängstlich, Blut zu vergießen und wähnen so weniger zu sündigen. Ich aber trug mein Weib ungefährdet durch die wogende Flamme; kein Haar auf unserem Haupt wurde versengt.

Am andern Morgen sammelten wir die bleich gebrannten Gebeine meines treuen Hundes aus dem Schutthaufen hervor, der das Opfer seiner Wachsamkeit geworden war; wahrscheinlich wurde er von den Würgern erdrosselt, eh er verbrannte. Schilt mich nicht, wenn ich seine Asche gleich der eines theuren Freundes aufbewahrt habe. Rahma gab auch dem Thiere heilige Tugenden, welche der stolze Mensch oft nicht besitzt.

Bald waren wir wieder so reich wie zuvor; das Rohr des Flußes gab uns die Hütte, die Blätter der Palme das Dach zurück; ein kleiner Herd, ein Wasserkrug, einige Muschelschaalen, und Alles war wieder wie zuvor. Wir bedürfen so wenig; Rahma segnete unser Volk mit seltner Genügsamkeit; wir haben keinen Sinn für das, was Ihr zu Eurem Glücke Alles fordert. Dennoch waren unsre Tage getrübt und wir lebten von nun an in immerwährender Todesangst, einer für den andern besorgt, einer für des andern Leben bangend; denn die in meiner Hütte Erschlagene war das Eheweib eines Würgers, dessen Rache wir nun doppelt verfallen waren. Jene Gräßlichen üben niemals Erbarmen, mit furchtbarer Beharrlichkeit verfolgen und umwachen sie ihr Opfer; jahrelang tragen sie den Durst nach Rache in ihrem Busen, bis es ihnen gelingt die Unthat zu üben. Nach manchem bangen Zweifel, nach mancher Angststunde beschlossen wir endlich, die Heimat zu verlassen und von dannen zu ziehen nach dem heiligen Atasch-Gah von Baku. Es ist nicht gebräuchlich, daß Weiber hierher pilgern; es ist nicht gewöhnlich, daß diejenigen, welche hier beten, verehlicht sind; aber es ist auch nicht verboten in unsern heiligen Büchern, und somit thaten wir, was unser Herz heischte. Wir packten unsere Habe zusammen, badeten uns noch einmal in dem heimatlichen Strome; denn auch das Wasser ist uns heilig; — des Menschen Thräne ist ein Tropfen dieses wunderbaren Elementes*) —

*) Kangra liegt im nördlichen Indien; das Atasch-Gah befindet sich auf dem Berge Tallach Moki, es ist vulkanischen Ursprunges und daher minder heilig als jenes von Baku.

**) Bei dem indischen Feueranbeter wird, nächst der Kuh, der Hund besonders geachtet.

*) Die indischen Feueranbeter zollen auch dem Wasser eine Ver-

und an einem frühen Morgen küßten wir noch einmal die Erde unseres Vaterlandes und zogen dann, beschwert mit unsern Krischni, mit unsern Hunama's und der Asche des treuen Hundes von dannen. Viele, viele Tage währte unsre Wanderung; sie war mühsam und beschwerlich, aber wir waren dennoch glücklich, denn die gräßliche Schlinge bedrohte nicht mehr ein geliebtes Haupt. Eine Wurzel, eine handvoll Reis genügte zu unserer Sättigung, und die Thautropfen, welche des Morgens wie lichte Perlen an den duftenden Pflanzen, an den bunten Blumen hingen, waren unser Frühtrunk. Auf der Reise wurde Atalja Mutter; o wie war ich, wie waren wir glücklich! der verborgene Hort unter dem Schatten eines Riesenbaumes war meines Weibes Krankenlager, meines Neugeborenen Bett das grüne Moos. So schwach und zart das Weib bei uns scheint, so stark ist es, wenn es sich froh und glücklich fühlt; sie genaß bald und wir konnten unsre Reise wieder fortsetzen, jeder den Glücklichen beneidend, der den kleinen Säugling tragen durfte.

Der Tag war ungewöhnlich schwül und drückend, mein armes Weib war erschöpfter als gewöhnlich, auch Aras, mein Knabe, war unruhig. Seit dem frühen Morgen stiegen wir mühsam einen steilen Berg hinan, dessen Gipfel uns immer noch unerreichbar war. Endlich gewannen wir die Höhe, aber plötzlich schwand des Himmels Blau und sein belebendes und leitendes Licht; schwere Wolken sanken wie Kerkermauern um uns nieder; es wurde urschnell Nacht; wir vermochten in dieser Finsterniß nichts mehr zu erkennen, und waren gezwungen, wäre die Erschöpfung auch minder groß gewesen, zu rasten. Wir tappten noch einige Augenblicke in der Dunkelheit umher, um einen Ruheplatz zu suchen, aber da keimte kein Strauch, da war kein Rasen, wir mußten uns begnügen auf dem kalten Stein zu lagern. Atalja nahm den Säugling an ihre Brust, und Kind und Mutter entschliefen sogleich vor Ermattung. Die Luft wurde immer glühender, der Athem in meiner Brust immer beengter, ein schwefelartiger Dunst hauchte mich an, und über mir und um mich entstand jenes sonderbare Geräusch, welches auf Bergeshöhen der gewöhnliche Vorbote des Gewitters ist. Weib und Kind athmeten schwer und ängstlich im Schlafe, dennoch vermochte ich nicht sie zu wecken, der Schlummer war ja die einzige Erquickung, die ihnen werden konnte. Plötzlich zuckte, wie eine feurige Schlange, ein furchtbarer Blitz nieder, die Felsen schmetterten von einander und stäubten in die Abgründe, aber mir war der Herr wieder nahe in diesem Flammenstrahle. Er, er war abermals mein Retter! Nah an einem furchtbaren Abgrunde lag Weib und Kind, schon war der Kopf meiner Atalja von dem Steine niedergesunken und hing in die Tiefe hinab! Eine einzige kleine Bewegung, und Beide stürzten nieder zu jenen scharfen Felsspitzen, die auf das Blut der Schlafenden zu lauern schienen; wäre der Blitzstrahl nicht gewesen, der kommende Augenblick hätte den Mord geübt. Mit Todesangst, aber auch mit heißem Dankgefühle riß ich die Gefahrbedrohten in meine Arme zurück.

ehrung, und opfern in dasselbe gewöhnlich einen Theil ihres Frühmahles; so wie sie auch an den Festtagen oder bei glücklichen Ereignissen Geld in den Fluß werfen.

Und als nun das Gewitter, oder vielmehr der Herr von dannen zog, folgten ihm die Heerschaaren der Wolken; es war wieder Tag und wir konnten die Gegend rings umher erkennen. Uns aber hatte der Schreck erkräftet; wir stiegen nun wieder von dem Unheilberge und lauschten des fernen Donners, der in den Klüften und Schluchten nicht mehr furchtbar, sondern herzerhebend, ein Loblied Gottes wiederhallte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

16. Oktober.

Schinkel, mit Leo Klenze unstreitig der größte deutsche Baukünstler, der jüngst vom Schlage getroffen wurde, ist durch ärztliche Hülfe diesmal leiblich dem Tode entgangen, hat aber dafür sein schöneres geistiges Leben eingebüßt, indem seine Verstandeskräfte so zerrüttet sind, daß kaum eine Heilung oder Besserung zu hoffen.

Nach öffentlichen Blättern sollte das Auber'sche Singspiel »Der Feensee« am Tage der Huldigung zur Aufführung kommen, und zur Verherrlichung des Abends dienen; in der That war auch durch die Direktion dieses Stück mit aller Sorgfalt eingeübt, mit allem Dekorationspomp ausgestattet worden; aber der kunstsinnige Monarch legte dadurch einen neuen Beweis seines vortrefflichen Geschmackes ab: daß er sich die Auber'sche Oper für diesen Tag verbat, und dafür Goethe's Tasso begehrte, für den zweiten Abend aber Glucks Iphigenie auf das Repertoir brachte. Aus dieser hohen Bestimmung läßt sich für die deutsche Kunst auf eine schöne Zukunft schließen, indem nicht nur dem beinahe verdrängten deutschen Drama seine Würde wiedergegeben, sondern auch in diesem wie in der Schwesterkunst das Reinste und Schönste aus dem modischen Wuste gehoben wird.

Bei Gelegenheit der Huldigung wurde die Schloßbrücke in Berlin mit den vor fünfzehn Jahren von Professor Rauch entworfenen acht Viktorien geschmückt, welche unstreitig zu den schönsten Zierden dieses zierreichen Festes gehörten, und den Wunsch allgemein anregten, jene Kunstwerke für immer in dauerndem Stoffe der Königstadt auf dieser Brücke zu erhalten, und zugleich durch die Aufstellung das Andenken an die schönen Tage zu verewigen.

Während dieser Festtage wurde auf der königstädter Bühne das Liederspiel »Der 15. Oktober« von Gläser gegeben, das sich wegen seines Zweckes schon allgemeinen Beifall errang, obwohl der Tonsetzer sich auch in diesem Werke nur zu getreu blieb: in der Instrumentation gewandt wie Wenige, mit Leichtigkeit schaffend, aber dabei leider flach und wässrig wie ohne Studium der Metrik und der Deklamation, das einem Bühnentonsetzer doch so unentbehrlich ist.

Das Fest, welches die Stände der Churmark den versammelten Abgeordneten des Königreiches im Opernhause gaben, wurde vom Hofrath Friedrich Förster angeordnet, und mit Geschmack geleitet. Alle Maler Berlins vereinigten sich, »die lebenden Bilder« zu ersinnen und auszuführen, welche Herr Förster mit Gedichten einleitete, und der Zögling Försters, der junge Tonkünstler Eckert, mit Musik begleitete, so daß jeder der zahlreichen Anwesenden begeistert und entzückt nach Hause ging.

W.

Wiener Briefe.

20.

21. Oktober.

Gutzkow's Schauspiel „Werner.“ — Artistische Neuigkeiten. —

Ich erinnere mich noch recht gut, auf einer Kunstausstellung ein großes Gemälde gesehen zu haben, welches die widersprechendsten Urtheile hervorrief. Es stellte Camoens vor, wie er die glühende Liebe der Maria im Andenken an seine Jugendgeliebte zurückweist. Die Conception des ganzen Bildes war auffallend schwankend und unmotivirt, der Charakter des Helden falsch aufgefaßt, und seine Formen verzeichnet: dadurch trat Marie, die in Anlage und Ausführung wunderbar wahr und entzückend natürlich war, als Hauptperson hervor, welche das Interesse der Beschauer in vollem Grade fesselte. Die Kunstkritiker schmähten daher über Mangel an einheitlicher Wahrheit der Komposition und über theilweise Inkorrektheit der Zeichnung. Da aber über das ganze Gemälde der hinreißende Zauber des glänzendsten Kolorits ausgegossen war, so wurde das Publikum von dieser

herrlichen Farben-Poesie unwiderstehlich angezogen, und ließ sich selbst durch die einzelnen Unwahrheiten in Charakteristik und Zeichnung in seinem Genuße nicht beirren. — Als ich den 14. Oktober die erste Darstellung des Schauspiels »Werner« von Gutzkow sah, rief mir dieses Drama sogleich jenes Gemälde ins Gedächtniß zurück, und brachte für den ersten Augenblick eine ähnliche Wirkung auf mich hervor. Die Fabel des Stückes selbst und die meisten Situationen scheinen oberflächlich so wenig mit unsern modernen Begriffen von Welt und Leben zu harmoniren, daß man sich anfänglich davon unerquicklich berührt fühlt und durchaus nicht sogleich in die Idee des Dichters eingehen kann. Der Charakter Werners scheint auf den ersten Blick hin so übertrieben schwärmerisch, so unpraktisch und inconsequent gezeichnet, daß man nicht begreifen kann, wie diese Dissonanzen seines innern und äußern Lebens zur harmonischen Lösung kommen. Wenn man aber dieses farbenreiche Seelengemälde öfters sieht und darüber nachdenkt, wenn man den Fäden dieses Gefühls-Gewebes sorgsam nachforscht, ihre Verbindung und Verschlingung untersucht — so wird Einem das ganze Wesen Werners klar, man findet seine scheinbare Inconsequenz in seinem Seelenleben bedingt und den beständigen Konflikt mit der Außenwelt folgerichtig. Werner, der Mann von Geist und Poesie und tiefem Gemüthe, stößt sich ebendaher natürlich an allen Ecken und Kanten der abgemessenen Formen und scharfen Konvenienzen der Welt an, und sein poetisches Herz liegt in immerwährendem Kampfe mit der Prosa des bürgerlichen Lebens — er entfaltet aber dabei ein tiefes reiches Seelenleben, zeigt uns den ganzen innern Organismus der Leidenschaft, bringt allbekannte und allgefühlte Dinge zur Sprache, die aber durch seine geistvolle Anschauungsweise und neue kühne Beleuchtung uns frappiren, und wirft tief psychologische Blicke auf die verschiedensten Zustände. Werner ist ein Charakter, wie ähnliche zu jeder Zeit existirt haben und existirt haben können, die aber stets durch ihre Zeit modifizirt werden. Um den Charakter und die Handlungsweise Werners wahr finden und richtig auffassen zu können — muß man ihm nachdenken und nachfühlen, seinen ganzen Denkprozeß mitmachen; denn nur der Geist kann die Worte des Geistes, nur das Herz die Sprache des Herzens verstehen. Daher werden Leute, welche nie ein beschauliches Seelenleben geführt und nie über ihren innern Mikrokosmus nachgedacht haben, dieses Drama nicht richtig beurtheilen. Werners Frau, Julie von Jordan, ist meisterhaft gezeichnet, ein ächt-weiblicher Charakter ohne übertriebene Empfindelei oder unwahre Gefühlskoketterie, ein Weib mit Fleisch und Blut und gesundem Sinne, wie sie im wirklichen Leben vorkommen und handeln. Die Sprache des Drama's ist tiefpoetisch und üppigblühend, wie man sie nur von einem solchen Meister der Diktion, wie Gutzkow ist, erwarten konnte. Man fühlte sich freudig gehoben, wieder einmal in einem modernen Schauspiele eine geistreiche, wahrhaft dichterische Sprache zu hören, nicht den gewöhnlichen leeren poetisirenden Klingklang. Die Darstellung war vortrefflich. Löwe spielte die äußerst schwierige Rolle des Werner mit allem Aufwand von Kunst und Geist, der ihm in so hohem Maße zu Gebote steht. Dem. Enghaus gab die Julie mit hinreißender Wahrheit. Laroche schien am Schluße ein Bischen zuviel auf Effekt hinzuarbeiten. Das Drama findet fast allgemeinen Beifall, und macht fortwährend volle Häuser.

Nächstens wird im Hofburgtheater eine Vorstellung zum Besten des trefflichen Instituts der grauen Schwestern Statt finden, wobei ein Prolog von Deinhardstein und ein Schauspiel von Friedrich Halm: »Die Pflegebefohlene« gegeben werden, welche das wohlthätige fromme Wirken des Ordens der grauen Schwestern zum Inhalt haben. Zu demselben Zwecke erscheint in Bälde ein Album von Beiträgen vaterländischer Schriftsteller, worin auch Halm's »Pflegebefohlne,« ein Drama von Pannasch, ein Bruchstück aus L. A. Frankls „Don Juan d' Austria,“ und viele andere treffliche Poesien enthalten sein sollen. — Im Kärnthnerthortheater bereitet man Mozarts herrliche Oper: „Cosi fan tutte“ zur Aufführung vor. Endlich scheint einmal ein besserer Geist über die Direktion gekommen zu sein. Wenn sie nur in ihrem Eifer nicht erkaltet, und uns bald durch die Reprise von langevermißten Opern Glucks, Beethovens, Webers ꝛc. in würdiger Darstellung neue Genüße bereiten wollte! — M. G. Saphir kündigt einen Cyklus von sechs Vorlesungen über moderne Dramaturgie und über die Frauencharaktere berühmter Dramatiker an. Man ist schon sehr gespannt auf diese Matinées, und sie werden gewiß ungeachtet des etwas hohen Entrées sehr zahlreich besucht werden. — Darüber zu seiner Zeit ein Mehreres. — L. M.

Vom Rheine.

Köln. Oktober.

Seit einigen Tagen ist die große Gemälde-Ausstellung auf dem Gürzenichsaale geschlossen; gewiß eine der größten, die seit Jahren in Deutschland stattgefunden, da nicht nur die meisten deutschen Meister und Schulen, sondern sogar Frankreich, Italien und die Niederlande durch zahlreiche Sendungen vertreten waren. Schon durch die Größe der Stadt, wie durch den Zusammenfluß der Fremden daselbst, ist der betreffende Kunstverein im Stande, ohne Opfer die Besorgungskosten aller Bilder zu tragen, ja wird bald auch an die betreffenden Künstler, wie es der Berliner Verein thut, ein verhältnißmäßiges Standgeld zahlen können. War die Sammlung reich an Zahl, so war sie es nicht minder an Werth der Bilder, obschon auch auf der andern Seite so erbärmliches Zeug aufgenommen war, als je über eines Wirthes Kneipe als Aushängeschild geglänzt; doppelt wichtig war der Werth alles Schönen durch die verschiedenen Geschmacksrichtungen der Schulen, durch die verschiedenen Augenmerke der Meister, welche sich aus den Bildern ergaben. Als gute Deutsche wollen wir an uns zuletzt denken und die Nachbarn zuerst besprechen. Italien! was lieferte das gelobte Land der Kunst? Leider so wenig, daß man kaum davon reden sollte. Das Geschichtliche, was vorlag, ohne Geist, ohne Farbeneinheit, das Landschaftliche grell, buntschillernd ohne Sinn, und Verstand, alles Zerrbild, alles Bekenntniß unendlicher Armuth. Wie Zwerge vor Riesen stehn, verbergen sich jene stolzen hesperischen Schöpfungen, deren Meister, ihrer Kühnheit nach zu schließen, gewiß noch den Traum einer taciteischen Germania träumen, in dem Glanze der sie umgebenden Werke. Was die Bilder französischer Meister betrifft, so kann man bei ihnen eben von Meistern reden, vorzüglich im Landschaftsfache, in welchem besonders eine italische Gegend von Lapito mit zu dem Schönsten gehört, was sich vorfand: Anordnung, Gesammtwirkung war an diesem Bilde hinreißend, und wie bei allen französischen Bildern dieser Ausstellung, vielleicht nur das zu tadeln, daß die Farben zu flüchtig, zu geistreich schnell aufgetragen, und mehr hingepinselt als gemalt scheinen. Von Historischem hatte Frankreich nichts gesandt, von seinen Genrestücken war nichts von Belange, dazu auch unter dem vielen Guten manches Schülerhafte, das mit der schlechten italienischen Waare sich scheu hätte verbergen sollen. Der größte Raum wurde durch die Bilder der holländischen und flämmischen Schule eingenommen, die, was gute Zeichnung, Lichtwirkung und Farbengebung anbelangt, wenig zu wünschen übrig ließen, an denen nur der Gedanke arm und abgenutzt, die noch immer die hundertjährigen Häringfresser, Kartenspieler und Fischkrämer zeigen, welche schon durch die ältesten flamländischen Maler zu Tage gefördert worden. Recht tüchtig gemalte Landschaften waren ebenfalls aus jenem Lande eingelaufen, Schleußen, Seestrande, Kanäle und Bruchstücke von der holländischen Ebene, die freilich neben den Ar- und Rheingegenden der Düsseldorfer unendlich verloren hätten, selbst wenn sie mit gleicher Kunst und gleichem Tiefsinn auf die Leinwand wären gezaubert worden.

(Der Beschluß folgt.)

Charivari.

Reime über Eck.

In einer geachteten Zeitschrift des Auslandes sind kürzlich drei blecherne Sonette erklungen mit folgenden über Eck gebogenen Reimen:

Dann fall' ich dem Götterglück anheim.
Frühlingsstern' erglänzen so beim
Lenzgesäusel u. s. w.

Aus derselben knarrenden Feder Folgendes:

— wann wie mit Bienenlippen
Ich Honig einsog aus den Liederrosen,
Indeß des Mühlenbachs romantisch Tosen
Mein Ohr vernahm und im anmuthig schwippen
Flug' nun ein Täubchen kam —

»Flug nun« als Jambus gebraucht. Das heißt doch der Prosodie gegen das Haar gestrichen! F. W—d.

Hiezu die Beilage Nr. 17.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Zu Nro. 87.

Russische Literatur.

„Hundert russischer Literaten" herausgegeben von dem Buchhändler A. Smirdin. 1. Band. St. Petersburg 1839. gr. 8., 830 Seiten, mit zehn gravirten Porträten der Verfasser und zehn Bildern.

Wie sehr sich Herr Smirdin der russischen Literatur annimmt, wie er kein Opfer und keine Gefahr scheut, die Interessen derselben zu befördern, und sich bei seinem Eifer nicht im geringsten von dem Spekulationsgeiste, der gegenwärtig die ganze Welt beherrscht, leiten läßt: das zeigt vorliegendes Unternehmen ganz deutlich. — Dasselbe kostet Herrn Smirdin mehr als 80,000 Rubel, und demnach muß er, nach Abzug des Rabatts an die Buchhändler, viertausend Exemplare absetzen, blos um die Kosten zu decken. Das Unternehmen ist wirklich riesenmäßig, und ein Opfer für die Literatur des Vaterlandes.

Das Werk soll Beiträge von allen Schriftstellern Rußlands enthalten; freilich wird unter ihnen auch manches Mittelmäßige erscheinen; denn man ist gezwungen das anzunehmen, was eingesendet wird. Aber anderseits kann man wohl annehmen, daß ein jeder das Beste nach seinen Kräften beitragen wird. Es ist jedenfalls ein Spiegel der russischen Literatur, und so oft man in denselben hineinblickt, wird man schaudern über die häßliche Larve oder die gräuliche Fratze Einzelner, und entzückt sein über den Glanz und die Schönheit, den Zauber und die Anmuth in dem Antlitze der Vortrefflichen und Ausgezeichneten.

Dies betrifft das ganze Werk; wir wollen nun auch auf die einzelnen Artikel übergehen, und über jeden ein paar Worte sagen. — Dieser erste Band enthält Beiträge von zehn Verfassern; sie sind der Reihe nach folgende: 1. Senkowskij. Sein Artikel: »Verwandlungen der Köpfe in Bücher und der Bücher in Köpfe« ist nicht gelungen. Jeder Scherz ist nur gut, wenn er kurz ist. Dieses Gesetz ist nun hier nicht beobachtet. In Krasicki's, des polnischen Dichters Werken befindet sich ein satyrisches Gedicht: Die Charlatane (kuglarze). Ein Charlatan verwandelt da allerlei Dinge in einander: eine Buchdruckerei — in Staub; einen Buchhändler-Laden — in Nichts; eine Menschengestalt in einen Bogen Papier; einen klugen Kopf — in ein Lexikon! daraus hat nun Senkowskij einen prosaischen, aber auch wirklich höchst prosaischen Artikel gemacht. Die Verwandlung der Köpfe in Bücher, und der Bücher in Köpfe geht im Büchermagazine Smirdin's vor. Der Charlatan Malatesti Morto macht da seine Kunststücke, und spricht dabei eine Sprache, welche wirklich der Natur des Charlatanismus sehr, ja außerordentlich nahe kommt. — 2. Puschkin: »Der steinerne Gast.« Eine herrliche Skizze! Schade nur, daß die Herausgeber von Puschkin's hinterlassenen Schriften aus einer zu weit getriebenen und an Nachlässigkeit gränzenden Pietät es nicht einmal wagten, Stellen abzuändern, die Puschkin selbst nie hätte stehen lassen, die der geniale Geist in seinem gewaltigen Fluge auf das Papier gegossen, mit der Absicht, das Ganze noch ein Mal zu revidiren. — Ein 2. Artikel ist von demselben Verfasser, betitelt: »Ein Kapitel aus einem unvollendeten Romane,« ein kurzer fragmentarischer Aufsatz, den man jedoch zu den besten zählen kann. — 3. Dawydow. »Tilsit im Jahre 1807.« Einer der besten Artikel des Buches. Der Krieger-Dichter beschreibt die Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon auf eine in jeder Hinsicht interessante Weise, und unter seiner Feder gewinnt dieses Ereigniß sogar die Würde und das Aussehn eines Romans. — 4. Marlinskij. Er umfaßt den 5. 6. und 7. Artikel: »Mulla-Nur«, eine Erzählung, die ihre volle Würdigung schon erhalten. »Die Rache«, Bruchstücke einer Erzählung. Diese Bruchstücke sind den Fragmenten einer schönen, reichen, von einem großen Maler bemalten Vase zu vergleichen. Ganz ist sie nicht und wird es nie werden, aber dennoch bleiben selbst die Bruchstücke theuer und werthvoll für die Liebhaber. »Der Traum« — die Geburt einer von Gram gebeugten Dichterseele; eine herrliche Schöpfung. — 5. Zotow. »Die Ankunft des Vice-Gouverneurs«. Eine Erzählung, nicht durch Phantasie noch durch Darstellung ungewöhnlicher Charaktere ausgezeichnet; aber sie liest sich leicht, — und das reicht hin; sie ist das exegi monumentum des Verfassers — er hat nichts Besseres geschrieben. — 6. Swinin: »Alexander Danilowic Menschikow, eine dramatische Darstellung in drei Gemälden.« Dieser Artikel ist mehr étude historique als Kunstwerk; als solchem mangelt ihm Leben und Handlung. Uebrigens stellt der Verfasser den Helden in den drei wichtigsten Epochen seines Lebens dar: als Herumträger, als großen Herrn, und endlich als Vertriebenen. — 7. Polewoj hat 2 Artikel. Der erste »Duracka«, eine Erzählung, ist ein gelungenes Gemälde des häuslichen und weltlichen Lebens des Adels zweiter Klasse, voll feiner und lebendiger Skizzirungen. Der andere, betitelt: »Von den nach dem Tode Peters des Großen in seinem Kabinette verbliebenen Papieren und Denkbüchern« hat einen zu wenig sagenden Titel. Dieser Beitrag ist sehr wichtig und interessant und dem von Dawydow vorzuziehen. — 8. Alexandrow: »die Schwefelquelle«; eine interessante Erzählung, welche die Sitten der Tscheremissen darstellt. — 9. Kukolnik: »Johann Anton Leisewitz,« eine dramatische Phantasie in 5 Akten mit einem Epilog (in Prosa). Ein lebendiges, seelenvolles Gemälde aus dem Künstler- und Dichterleben, voll Gefühl und Wahrheit. Dieses Drama hat einen hohen poetischen Werth, durch wahre Charakterzeichnung und gelungene Scenifizirung. — 10. Fürst Schachowskij: »Marusja (Marie), die russinische Sappho«. Der Veteran unserer Literatur hat dieselbe noch nicht ganz verlassen, und, wie diese Erzählung beweist, ist seine Phantasie noch nicht abgekühlt. Kleinrußland, zur Zeit der Hetmanschaft, ist lebendig dargestellt, mit seiner kecken Kühnheit und seiner entzückenden Volkspoesie. Der Styl ist frisch und dramatisch, aber der kleinrussische Dialekt, der darin herrscht, sehr verdorben.

J. P. Jordan.

Notizen.

Musik.

(Neue deutsche Opern.) »Die Nacht zu Paluzzi«, Oper von X. Pentenrieder, fand in München Beifall. Der Komponist (Hofkapellorganist) ward nach jedem Akt gerufen. — Conradin Kreutzers neue Oper: »Die beiden Figaro« hat in Braunschweig einen zweifelhaften Erfolg gehabt. — In Weimar kam zur Aufführung: »Der Eremit in den Pyrenäen« vom dortigen Kammermusikus Uhlrich. — Reissiger in Dresden hat eine Oper: »Graf Chateaubriand« vollendet. — Die am 12. August in Nürnberg, unter persönlicher Leitung des Komponisten, Kapellmeisters Wilh. Telle, zum erstenmal aufgeführte große romantische Oper in 3 Aufzügen: »Raphaele, oder das Kloster San Jago« wurde mit sehr großem Beifall aufgenommen.

(Meyerbeer) wurde für seinen »Robert« Ritter, für die »Huguenotten« Offizier des Ordens der Ehrenlegion; für die neue Oper: »Der Prophet« hat ihm der Minister des Innern das Commandeurkreuz versprochen. Für die Opera comique soll er ebenfalls ein neues Werk: „l' Africain" gearbeitet haben.

(Ein ungeheuerer Kampf) beschäftigt schon seit Langem die musikalische Welt in Marseille. Ein gewisser Bouchet wettete mit Hrn. Mottet, daß seine (des Bouchets) Oper: Die Belagerung von Korinth die gleichnamige Oper Rossini's übertreffe. Die Wette, im Betrage von 30 Franks wird angenommen. Ein Arzt und ein Jurist sind Schiedsrichter von Seiten Bouchets, Mottet wählt seinerseits eine gleiche Zahl. Der Doktor behandelt Rossini wie einen seiner Patienten: er schlägt ihn todt und macht ihn zu Staub. Er schaudert, als er in Rossini's Belagerung zwei auf einander folgende Quinten entdeckt. — Die Richter der Partei Mottet wehren sich verzweifelt. Dieser Fünfzig-Franken-Streit kostet jeder Partei bereits zweihundert und sechzig Franken für Noten- und anderes Papier, Druckkosten u. s. w.

B. St.

(In Petersburg) sind die Huguenotten als Konzert gegeben worden. Zur Fastenzeit soll diese Aufführung, die großen Beifall erhalten hat, wiederholt werden. **B. St.**

Theater.

(Eile mit Weile!) Im Theater français wird jetzt ein Stück „La Meunier de Harlem" gegeben, das bereits vor sieben Jahren eingesendet worden. Mehr kann man die Geduld nicht prüfen!!

(Neue Theater.) Nicht weniger als vier neue Theater sind in jüngster Zeit in Deutschland erbaut, in Breslau, Dresden, Coburg und Gotha. Mit Recht bemerkt die Morgenzeitung: Wenn von

diesen auch nur eines der wahren Kunst ein Asyl bietet, werden wir uns gern für befriedigt erklären.

(Arroganz.) In Elberfeld spielte kürzlich ein Hr. Rödee den Hamlet. Er wurde gerufen und sagte: »Ich danke Ihnen, anwesende Theaterfreunde, daß sie mich begriffen haben!« — Uns ist eine solche Arroganz unbegreiflich. Derselbe Schauspieler spielte vor einigen Jahren in Posen den Said (Herr und Sklave). Er ward nicht gerufen, ließ jedoch den Vorhang aufziehn, trat vor und sprach: »Wenn Sie mir auch Ihren Beifall nicht schenken, so versagen Sie mir wenigstens ihr Mitleid nicht, mit solchen Stümpern spielen zu müssen!« (Dampfboot.)

(Der Vorhang der großen Oper.) Der neue Vorhang in der großen Oper, von Combon gemalt, stellt ein prächtiges Gemach dar, und in demselben Ludwig XIV., die Privilegien der königlichen Akademie der Musik unterzeichnend. Siebzig bis achtzig historische Portraits sind auf diesem großartigen Vorhange angebracht, der der Beschreibung nach der prächtigste sein muß, der bis jetzt existirt.

B. St.

(Abermals ein Fortschritt.) Die kolossalen Anschlagzettel der komischen Oper in Paris werden in Folge einer geistreichen Oekonomie der Unternehmer Crosnier und Cerfbeer mit Stereotypen gedruckt.

B. St.

Literatur.

— Vom 1. Oktober an trat an die Stelle des Hamburger »Argos« die Zeitschrift »Nord und Süd,« redigirt von Otto Weidemann. Schon längst hatten wir erwartet, daß man diesen Titel für eine Zeitschrift wählen würde. Uebrigens ist »Nord und Süd« kein so durchgreifender Gegensatz in unserer Zeit, wie »Ost und West.« — Die ersten zwei Blätter von Nord und Süd sind recht interessant. Aus den mannigfaltigen literarischen Artikeln heben wir folgende »Hamburger Neuigkeiten« heraus: »Seltene literarische Thätigkeit spornt die hiesigen Schriftsteller zu edlem Wettstreit im Versuchen ihrer vielseitigen Kräfte, von hier aus auf Deutschlands intellektuelle Zustände zu wirken. Bärmann arbeitet fleißig fort, uns die besten Erzeugnisse der Romantiker Albions zu verdeutschen. Gutzkow, wie verlautet, wird dem fortwährenden Bedarfe und Verlangen unserer Bühne nach Original-Lustspielen, so viel an ihm ist, abzuhelfen suchen. Von Hebbel, den man bald in die Vorderreihen der lebenden Dichter stellen wird, erscheint binnen Kurzem: Deutsche Lyrik. Uffo Horn hat einen humoristischen Roman: »Die Egoisten« unter der Feder. Mettler, der geniale Redakteur des leider jetzt unterbrochenen Nordlichts feilt an seinem großen Roman: »Der moderne Faust,« wozu Lyser in Dresden fünfzig höchst originelle Federzeichnungen bereits eingesandt hat. August Mettleekamp, der Chackower Professor, will eine deutsche Bearbeitung der besten Neuigkeiten aus der russischen Literatur herausgeben. Von Georg Lotz ist eine dritte Auflage seiner Gedichte erschienen. Toeofer wird nächstens ein neues Originallustspiel »Canova« versenden. Weidemann bearbeitet ein Werk in 2 Bänden: »Deutschlands Zustände im J. 1840.« Wienbarg übernimmt die Redaktion der kritischen Blätter der Börsenhalle. Auch Wille, der treffliche Redakteur der neuen Zeitung, soll ein größeres eigenes Geistesprodukt vollendet haben. — L. Wihl gibt einen »Musenalmanach« heraus. Wollheim wird die Geschichte der letzten spanischen Kriege liefern; auch ist die zweite Auflage seiner Uebersetzung der Frithiofssage unter der Presse. Zu wünschen wäre, daß er endlich die Herausgabe seines Sanscritlexikons vornähme, welche ihm sicher viel Ehre, seinem Verleger reichen Gewinn bringen wird; N.B. wenn es in der gemeinsamen Gelehrtensprache, der lateinischen, abgefaßt, und so für das ganze gelehrte Europa, und nicht allein für Deutschland brauchbar ist.«

— Zu den interessantesten neuen Erscheinungen gehört das Werk: »Roland von Berlin,« ein frischer echtdeutscher Roman von Willibald Alexis (W. Häring) in Berlin, welcher ganz aus dem Volksleben gegriffen ist, und den denkwürdigen Kampf der Städte Berlin und Köln unter sich, wie mit den Fürsten und den Adelichen in der Mitte des 15. Jahrhunderts schildert.

— Von H. Harry's, dem geistvollen Redakteur der Zeitschrift: »Die Posaune« ist so eben bei Schulze in Celle erschienen: Volkssagen, Mährchen und Legenden Niedersachsens. Erste Lieferung der 1. Abtheilung und erste Lieferung der 2. Abtheilung (eine vollständige Sammlung der Harzsagen enthaltend.

(Cotta) hat eine neue vollständige Ausgabe von Goethe's Werken angekündigt. Es ist seine Pflicht, wirklich eine ganz vollständige Ausgabe zu liefern, und sich nicht wieder Einiges in Reserve zu halten für künftige noch vollständigere Ausgaben, dann: die Besitzer der vorhergehenden Duodez-Ausgabe durch einen Supplementband, der die früher nicht mitgetheilten Artikel enthält, zu entschädigen. —

(Kinderschriften.) Bei Baumgärtner sind so eben erschienen: Memoiren einer Berliner Puppe, und Memoiren eines bleiernen Soldaten, beide von Amalie Winter. Wenn die ganze Welt Memoiren schreibt, Briefwechsel herausgibt u. s. w., wer wollte dies einer Puppe und einem bleiernen Soldaten verwehren?

(Druckfehler?) Die Zeitung für die elegante Welt gab unlängst eine Notiz über Wiener Taschenbücher unter dem Titel: Wiener Taschentücher. Dieser Druckfehler wird später berichtigt. Sollte dies nicht eine Ironie gewesen sein?

Verschiedenes.

(Hohes Alter.) In Moskau lebt die Witwe eines Pelzhändlers in dem Alter von 157 Jahren. Sie hat sich in ihrem 123. Jahre zum fünften Male verheirathet, und in jeder dieser Ehen recht zufriedene Tage hingebracht. Nach ihrer eigenen Aussage verdankt sie dieses seltene Alter einer mäßigen, den Gesetzen der Natur zusagenden Lebensordnung. Sie hat nie eiskalte Getränke und nie heiße Speisen zu sich genommen. Sie vermied mit Sorgfalt jede Verkühlung und Ueberladung des Magens, jeden gemüthaufregenden Affekt. — Sie ist noch im Besitze guter Sinneswerkzeuge, und hofft vielleicht das 200ste Jahr erreichen zu können. Sie wurde auch niemals von einer bedeutenden Krankheit heimgesucht. (Eiskalte Getränke hätten ihr auch nichts geschadet; zu einem so hohen Alter gehört eine ganz eigene Konstitution, die nichts so leicht angreift.)

(Bukarest. 28. September.) Der Markt Reuré bei Rimnik jenseits des Altflusses ist vor Kurzem durch ein furchtbares Unglück heimgesucht worden. Bekanntlich vereinigen sich zu dem dortigen Jahrmarkt aus der ganzen Walachei und aus noch entferntern Gegenden eine große Anzahl Handelsleute, welche ihre Waaren auf einem innern Platze aufschlagen. Schon war die Dultzeit beinahe vorüber, als durch Unvorsichtigkeit in den Zelten Feuer auskam, und so schnell um sich griff, daß nur Wenige ihre Waaren und Effekten retten konnten. Man rechnet den Schaden auf 45,000 Dukaten. — — In der kleinen Walachei zu Mehedinz hat sich vor Kurzem Folgendes zugetragen: Während der Abwesenheit des dortigen, etwas abseits wohnenden Geistlichen, dringen in dessen blos von seiner Gattin und einer vierzehnjährigen Tochter bewohntes Haus drei Räuber ein, bemächtigen sich der Mutter, und trachten unter Mißhandlungen und der Drohung sie umzubringen, von ihr das Geständniß und die Herausgabe ihrer Baarschaft zu erpressen. Da ergreift das unbeachtete Mädchen ein Messer, und mit Blitzesschnelle auf zwei der Räuber, welche die Mutter festhielten, losspringend, verwundet sie dieselben tödtlich, während der dritte Räuber, im Aufsuchen der Baarschaft begriffen, durch den plötzlichen Fall seiner Cameraden und den Hülferuf des Mädchens erschreckt, die Flucht ergreift, und so dem Mädchen Zeit läßt, ihrer Mutter beizuspringen. Die Regierung, von der hochherzigen und muthvollen That des Mädchens in Kenntniß gesetzt, hat beschlossen, demselben eine Belohnung und öffentliche Belobung zu gewähren.

(Siebenbürger Wochenblatt.)

(Das englische Parlament) hat eine Summe von 70000 Thalern bewilligt, blos zum Ordnen und Binden von Staats-Urkunden. (Posaune.)

(Wilhelm von Waldbrühl) hat in mehrern rheinischen Zeitschriften den Neubau des deutschen Königsstuhles zwischen Rhense und Stolzenfels, dem Schlosse Sr. Majestät des regierenden Königs, in der Nähe von Koblenz, vorgeschlagen, um durch diesen Bau sowohl ein altes heiliges deutsches Denkmal, das uns die Franzosen übermüthig verdorben haben, wieder herzustellen, und dadurch anzudeuten, wie die Deutschen am Rheine ihre Heimat, ihr Volksthum sichern wollen, als auch, um dem geliebten Fürsten zu zeigen, wie ergeben ihm seine rheinischen Unterthanen sind, wie sie seinen Lieblingssitz Stolzenfels angenehmer und bedeutender zu machen streben. Es wäre zu wünschen, daß dieses Unternehmen in ganz Deutschland Anklang fände, damit das Denkmal sich bald auf eine würdige Weise wieder erhöbe, ein Bauwerk, an das sich die schönsten Erinnerungen aller Deutschen anknüpfen.

* *

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 88. Samstag den 31. Oktober. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Keim und Kind.

Von Karl Egon Ebert.

Wenn ich den kleinen Keim betrachte,
Aus dem einst frisch die Pflanze dringt,
Aus dem, wenn Lenzesglut erwachte,
Die holde Blume sich entschwingt,
Aus dem ein Heilkraut sich entfaltet,
Aus dem ein Fruchtbaum sich erhebt,
Aus dem die Eiche sich gestaltet,
Die riesig gegen Himmel strebt:

Dann tief im innersten Gemüthe
Bestaun' ich still die hohe Kraft,
Die Frucht erweckt aus Knosp' und Blüte,
Im Kleinsten wirkt, und Größtes schafft;
Und allen Keimen wünsch' ich Segen,
Und guten Grund in Feld und Au,
Und Sonnenschein und milden Regen,
Und warme Nächt' und kühlen Thau.

Doch wenn ein holdes Kind ich sehe,
Gewiegt von treuer Mutterhand,
Halb ist's noch in des Himmels Nähe,
Noch Gast und Fremdling unserm Land;
Ein tief Geheimniß dieser Erden,
Das erst die Zukunft einst erklärt,
Ein Räthsel, eine Welt im Werden,
Die im Gestaltungskampfe gährt;

Wenn ich es seh', ein solches Wesen,
Da faßt ein Sturm mich von Gefühl,
In seinen Zügen möcht' ich's lesen,
Was einst sein Loos im Weltgewühl;
Wird's glücklich sein, wird's Glück gewähren?
Das Aug', das jetzt so selig lacht,
Wird's nicht, erfüllt von bittren Zähren,
Durchwachen manche lange Nacht?

Das Kind, wenn Mann einst, wird es wirken
Für's Heil der Menschheit ernst und kühn,
Wird's, wenn es Weib, in den Bezirken
Des engern Hauses freudig blühn?
Wird's nicht vielleicht die Welt erschüttern,
Vielleicht vergessen untergehn,
Wird man es lieben, vor ihm zittern,
Wird auch ein Herz sein Herz verstehn?

O Weisheit, die du Knospenkeime
Bewahrst vor Frost und vor Gewürm,
Noch mehr als Pflanzen, Blumen, Bäume,
Bedarf das Kindlein deinen Schirm;
Ist es bedroht von Unglücksblitzen,
Dann nimm es lieber wieder heim,
Doch winkt ihm Heil, so woll' ihn schützen
Den kleinen großen Menschenkeim!

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Endlich betraten wir diesen heiligen Boden, endlich beteten wir vor dem Feuer, welches Gott selber, als ein Pfand seiner ewigen Güte, den Sterblichen übermacht hatte. Jene Zelle, welche unsern von der Deinigen in Trümmern liegt, war die meines Erdenglückes. Der gute Landsmann, welcher den Fischfang von Sallian gepachtet hat,*) und der alle zwei Monate hierher pilgert, um mit uns zu beten, versorgte mich großmüthig mit dem, was ich bedurfte, so wie er auch die Mauer um unsre heilige Städte gründen und jene Warten erbauen ließ, durch welche das heilige Feuer allen Seefahrern auf diesem Meere der Klippen und der Sandbänke ein warnendes Zeichen geworden.

Wir waren so glücklich, wir lebten in dem Athem Gottes, auf dem Boden, den unsre Urkunden heiligen, den eine mehr als tausendjährige Erinnerung weiht. — In diesem Raume, glaubten wir, könne nur der Friede herrschen, wir Armen wußten noch nicht, daß die Menschensünde überall heimisch auf Erden ist.

Ungefähr ein halbes Jahr nach unserer Ankunft wanderte ein Pilger ein. Er war ein frommer Mann; er betete mehr als wir Alle; hielt strenger die Lehren und Fasten, welche uns vorgeschrieben waren; kasteiete und marterte seinen Körper immerdar, und so geschah es, daß Ujru, der Fremdling, nach dem Desturen der geachtetste in unserm Vereine wurde. Mir aber kam dieser Fromme räthselhaft, fast unheimlich vor; er war mild und hart in einer Stunde, und wie er an sich selbst kein Erbarmen übte, so hatte er es auch nicht mit andern. Ich

*) Der Indier, Otumdschen, hatte das Unglück, daß bei dem Einbruch der Perser in dem letzten Kriege, gerade in der Zeit des großen Fanges, wo manchmal an einem Tage 20,000 Fische gefangen werden, alle seine Gebäude, Wohn- und Vorrathshäuser vernichtet und geplündert wurden. Ein unermeßlicher Verlust. Aber die ruhige Thätigkeit dieses Volkes gab ihm Muth und Ausdauer; schon im folgenden Jahre begann er aus den Trümmern sich neue Gebäude zu errichten und der Fischfang, bei dem mehr als tausend Menschen thätig sind, wurde wieder eröffnet. Er verbrauchte zu seinen Fischen jährlich gegen viermalhunderttausend Pfund Salz und bereitete zwei Millionen Pfund Caviar.

und mein Weib waren indessen überglücklich; war es doch, als ob die Weihe dieser Stätte auch Atalja's Herz immer mehr heiligte; sie wurde täglich besser, tugendreicher; mein Knabe war ein herrliches Kind, reich an Körperschönheit und Geist. Alle meine Glaubensbrüder liebten ihn; auch Ujru kam oft in unsre Zelle und war ein Zeuge unserer Zufriedenheit. Oft that er uns die Frage: Seid Ihr recht glücklich? und wenn unsre Blicke, unsre Lippen, unsre Umarmungen die Antwort gaben, blitzte es grauenhaft aus seinen Augen, während sein Gesicht kalt und eisern, wie immer, blieb. Der Unglückliche! auch er hatte Weib und Kind gehabt und Beide verloren. Wie es geschah, daß er so am Lebensglück verarmte, erfuhr Niemand von ihm; durch einen gewaltsamen Tod mußte ihm sein Weib entrissen sein, dies ließen seine Andeutungen ahnen; sein Kind siechte und starb dann, weil ihm der Mutter Pflege fehlte.

Es war meines Sohnes Geburtstag; das Kind war nun drei Lenze alt. Unsere kleine Zelle wurde mit Blüten, Blumen und grünen Zweigen gar herrlich geschmückt. Alle meine Glaubensbrüder kamen und brachten Geschenke, unbedeutende Gaben, aber ihre Liebe und ihre Armuth gab ihnen Werth. Die Mutter schenkte dem Knaben eine Rose, so glühend, so duftend, so lebenprangend, wie jene, die dem Staube der Todten entsprießt. Auch Ujru kam, er allein brachte kein Geschenk, und als er die Zelle in eine freundliche Blumengrotte verwandelt sah, zuckte es wieder feindlich in seinen Augen und vielleicht ihm unbewußt, murmelten seine Lippen wieder: Seid Ihr recht glücklich? Er wandte sich alsobald, um zu gehen, an der Schwelle kehrte er noch einmal um und flüsterte: Ich bringe Dir keine Festgabe, aber einen Rath will ich Dir ertheilen, der Gold und Perlen aufwiegt. Willst Du das wandelbare Glück an Deine Zelle bannen, so nimm eine Fackel, zünde sie an dem heiligen Feuer an und hebe sie, wenn Weib und Kind schlummern, dreimal in die Höhe bis zur Decke.

Es war mir bekannt, daß Ujru ungewöhnliche Kenntnisse, räthselhafte Geheimnisse besaß, sein Geist überherrschte den unsrigen, und so beschloß ich seinem Rathe zu folgen.

Atalja hatte ihren Knaben auf dem Schooße, beide tändelten mit einander und unter Scherz und Lachen entschlummerten die Glücklichen. Mein Blick ruhte noch einige Augenblicke auf den Theuren, dann nahm ich die Fackel, zündete sie an und hob sie hoch empor. Ein grelles, blendendes Licht leuchtete plötzlich auf, ein Getöse, furchtbarer als jener Donner auf der Felsenspitze, erscholl, eine unbekannte Macht warf mich zu Boden, über mich stürzten Decke und Wände zusammen, und nur wie im Traume hörte ich den Angstruf meiner Nachbarn. Als mein Bewußtsein wiederkehrte, standen die Erschrockenen um mich her; meine Zelle lag in Trümmern, ich selbst war nur leicht verwundet. Aber mein Weib, mein Kind! — doch nein, das Verderben hatte sie nicht ergriffen; an jener Stelle, wo sie saßen, war der Einsturz der Zelle nicht geschehen, die Mauern waren über sie nicht zusammengebrochen; selbst das furchtbare Geräusch hatte die Müden nicht geweckt, auf ihrem Antlitz lag noch das freundliche Lächeln, mit dem sie entschlafen waren. Ich stürzte in ihre Arme, um sie zu wecken. Hu! da schwand der glückliche Wahn, kein Lebenshauch auf den Lippen, kein Lebensodem mehr in der Brust; sie waren erstickt, hinübergegangen ohne Todesangst und Schmerzen, aus einem Schlaf in den andern verfallen. Ihnen war der schönste Tod, der dem Menschen werden kann, und dennoch trauerte ich, denn mir war jede Erdenseligkeit dahin.

Es ist Dir, Fremdling, vielleicht unbewußt, so wie es uns damals unbekannt war, daß jenes Wesen, — so wir die Seele des ewigen Feuers nennen — welches überall hier aus dem Steinboden strömt, sich leicht an der Decke sammelt und sich dort mit der gewöhnlichen Lebensluft vermischt. Dieses Doppelwesen äußert angezündet eine entsetzliche Kraft. Es brüllt daher wie Euer mächtiges Geschütze und bricht und stürzt die Wohnungen der Menschen. Wir einfachen Naturkinder kannten diese Wirkung nicht, aber durch dieses furchtbare Ereigniß sind wir vorsichtig geworden, und vermeiden es, in verschlossenen Wohnungen die Flamme bis zur Decke zu erheben.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Rheine.

Köln. Oktober.

(Beschluß.)

Unter den historischen Bildern machte sich der Einzug der Geusen in Antwerpen von Wappers durch sorgfältige Ausführung bemerkbar, obgleich es wegen Mangels an vertretenden Charakteren mehr an's Volksgemälde streift, als an's geschichtliche. Vor allen Niederländern an Gehalt, vor allen Uebrigen an Umfang, ragte die Woeniger Schlacht von de Kayser, ein Oelbild von 29 Fuß Länge, 25 Fuß Höhe, hervor, das vom König von Belgien, dem Besitzer, aus Freundlichkeit nach Köln gesendet worden. Wenn die kolossalen Figuren sich nicht zu einem Ganzen runden wollten, so mag dies am Raume gelegen haben, an der Beschränktheit des in anderer Beziehung riesigen Saales: die einzelnen Figuren sind vollkommen gemalt, die einzelnen Gruppen vorzüglich und erinnern lebendig an Rubens, welcher den meisten Flammländern als Muster vorschwebt. De Kayser, der Maler dieses an Größe unerhörten Oelbildes, war vor 10 Jahren noch Viehhiel, weßhalb wir denn gern die schwache Seite des Bildes, den Mangel der geschichtlichen Forschung, übersehen, die er sich bei seiner Meisterschaft im Technischen, bei seiner lebendigen Fantasie aneignen kann, die er sich aneignen würde, wenn er geraume Zeit Düsseldorf bewohnen und dort die Ansichten eines Lessings, eines Stielke's und Haachs theilen und austauschen könnte. Von diesen Düsseldorfer Meistern schauten wir in Köln das Erheblichste, was schon durch die Düsseldorfer Ausstellung bekannt geworden war. Lessings Papst und Kaiser, Beckers Gewitterscene, Steinbrücks Elfen, Stielke's letzte speische Christen, Schrödters Falstaff, Hasenklevers Jobs im Examen, Achenbachs Norwegischen Wasserfall, Fays gefesselten Simson, Kickrichs sterbenden Malteser — alles Bilder, die wenn sie auch nicht in der Farbenlebendigkeit den Niederländern gleichkommen, dennoch die Leistungen derselben an innerer Größe, an Renheit des Gedankens, an Richtigkeit und Schönheit des Ausdrucks und der Zeichnung übertreffen. Die Düsseldorfer Schule läugnet nicht im Geringsten, daß sie Manches von den Franzosen, Vieles von den Brabantern lernen könnte, und besucht fleißig die Ausstellungen, was für künftige Ausstellungen gewiß segenreiche Folgen haben wird, da nichts hebender und begeisternder ist, als eben Nacheifer und Vielseitigkeit.

Die Frankfurter Liedertafel, wenn nicht die bedeutendste, doch eine der bedeutendsten der Welt, welche über hundert klangvolle und tüchtig geübte Stimmen wöchentlich vereinigt, und in ihrem Kreise mehre tüchtige Tonsetzer zählt, von denen Schnyder von Wartensee, Speier und Guhr europäischen Ruf genießen, feierte am 10. Oktober ihr Stiftungsgedächtniß durch eine Liederfahrt nach dem benachbarten Städtchen Offenbach, wo einer der Restoren deutscher Tonkunst, Herr Hofrath André, der Freund Mozarts, das Fest durch seine Gegenwart verherrlichen half.

Mozarts C-moll Messe, welche bisher nur theilweise als Davide penitente bekannt war, ist durch die Forschung des tongelehrten

Hofraths André, insoweit sie Mozart vollendet hat, zusammengestellt und in Offenbach zum Druck befördert worden.

Von den Kaiserbildern für den Römer in Frankfurt sind bereits achtzehn angelangt, unter denen Lessings Friedrich I. wie Rethels Karl V. und Max II. für die gelungensten erklärt werden. In kurzer Zeit wird der Saal in historischer wie artistischer und nationeller Hinsicht der erste in Deutschland sein.

Grenier, Klavierbauer in Wetzlar, hat so eben ein neues, dem Piano ähnliches Instrument zu Stande gebracht, dessen Saiten durch Bogen, welche mit Tasten in Verbindung stehn, in Schwingung gesetzt werden. Es ist demnach ein Klavier, das vollständig ein Saitenquartett ersetzt. Freilich wird ihm, zweihändig gespielt, immer noch die freie Stimmführung abgehn, auch wahrscheinlich die Fülle des Tones fehlen, welche der Künstlerarm seinem Bogen geben kann, doch dürfte diese Erfindung von Einfluß auf unsere musikalischen Kreise sein und die Genüsse derselben vervielfältigen, auch wohl gar, mit einiger Vervollkommnung, das Tastenspiel dem Saitenquartett annähern.

Die letzte Schrift des bekannten geistreichen briefwechselnden Kindes »Die Günderode« überschrieben, hat am Rheine, besonders in Frankfurt, allgemeine Mißbilligung erregt, indem man das Eindringen in Familiengeheimnisse und deren rücksichtslose Veröffentlichung einer Dame ganz unwürdig achtet. * * *

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater zu Prag.

Göttliche Sara!

Ich komme nun von den Produkten böhmischer Maler- und Bildhauerkunst auf das čechische Theater. Čechisches Theater! Ein böhmisches Dorf für Dich, o Berlinerin! — Ein brennender Schmerz rieselt durch alle meine cholerischen Adern, wenn ich daran denke. — Namenloser Jammer würde selbst die vermoderten Titanen der čechischen Vorzeit ergreifen, wenn ich mit diesem Blatte in ihren Orkus hinabstiege.

Was ich in Zukunft darüber mit Dir sprechen, oder Dir schreiben werde, ist göttlich-wahr. Und sollte sich manchmal in meine Reflexionen ein sarkastischer Federzug, ein ironischer Witzfunke, oder wohl gar eine humoristische Seifenblase einschleichen, so denke Dir: Der Wahnsinnige aus Sans-souci ist in Prag, und der hat es geschrieben. Es ist eine sehr gemüthliche Gesellschaft, die böhmische Schauspielergesellschaft, und sie spielt 8 volle Monate in 30 Vorstellungen. Das sind nun ein paar liliputische Tropfen in der Wüste des čechischen Theaterlebens. Aber es gibt hier auch kein so durstiges Publikum, so wie in Deiner herrlichen Königstadt oder in Potsdam während der Sommersaison. In dem herrlichen Florenz an der Moldau muß das böhmische Publikum in Thaliens Tempel mit Sirenenstimmen gelockt oder unsanft an einem faustdicken Seile gezogen werden. Eine Benefiz-Affiche sollte hier das Motto führen: La bourse ou la vie! —

Aus Liebe zur Sprache gehn einige Wenige hinein, aus Liebe zur Kunst Niemand. Die Direktion, die Regie thut für die Sache gar nichts, weil die Sache selbst etwas für sich thut. Derowegen gibt es doch Kabalen, Liebe, Intriguen, Neid, Geld- und Geldsucht wie in der Republik Kniphausen. Gibts keine Tugend mehr auf Erden? Ein Glas Sekt, Schnekel — Lassen wir nun den alten Falstaff sprechen. — Seid keine Narren, liebet euch unter einander, so wie ihr euch außer einander liebt. Schließet euch würdige Glieder an einander, um einen Körper zu bilden mit Kopf, nicht aber neben einander ohne Kopf. Jungens! Ihr habt ja Talente, ihr habt ja die Bahn zur Kunst eben so gut offen wie die Deutschen, ja einige von euch sind sogar Männer von der Feder, die darauf losarbeiten, sich eine lithographirte Unsterblichkeit zu erringen, Ihr seid geistreich, ganz gewiß geistreich, schreibt für die Sache, erweckt durch Schrift und That doch irgend eine Vorliebe in den Gemüthern der sogenannten Publikaner für Melpomenen, und ich sage Euch, es wird anders werden, es muß anders werden. — Ich weiß, süße Sara, Du denkst Dir: Das sind nun Falstaffs pia desideria.

Den 27. September wurde nebst einem leeren Hause »Der Wildfang« von Kotzebue gesehen. Die Vorstellung stand so ziemlich mit dem Werthe des Stückes im Einklange. Der thätige, überaus fleißige Dramatist J. N. Štěpánek hat hiemit wieder eine wackere Uebersetzung geliefert.*)

Mit Auszeichnung verdienen von den Darstellern genannt zu werden: Herr Kolar (Wildfang), Dem. Manetinsky (Soubrette) und Herr Grabinger (Fuchsjäger).

Den 28. September: Kotzebue's: »Thal von Almeria.« Schauspiel in 1 Akt, übersetzt von Štěpánek, und große Pantomime von Balletmeister Rainoldi. — Es gibt doch so wenig Tage für die böhmische Theatersaison, und diese werden nicht weise genug benützt. — Eine bedeutungsvolle Bemerkung, holde Sara!

Den 4. Oktober: Der Kaufmann von Venedig, nach der Uebersetzung von Kolar.

Und Shakespeare's Stücke muß man spielen? Zwei Stunden sind dazu passirt? — Zwei höchst bedeutungsvolle Fragen in Jamben, herrliche Sara. Die Hauptrollen waren in guten Händen, und die höchstwichtigen Nebenrollen in den erbärmlichsten. Dem. Manetinsky spielte die Portia mit aller Sorgfalt ihres schönen Talents. Shylock ward von dem Herrn Grabinger mit der ganzen Weihe einer Geld- und -rachsüchtigen Ungeheuers dargestellt; feurig und mit Humor sprach und bewegte sich Herr Kolar als Graziano; voll edler Sentimentalität spielte Herr Skalný den Bassanio. Lobenswerth ward Kaufmann Antonio von Herrn Schmiller, mit zu wenig baroker Komik Lanzelot von Herrn Kaschka, und Nerissa von Dem. Jakisch nicht genug degagirt dargestellt. Ueber die Andern werde ich Dir nächstens eine dramaturgische Abhandlung à la Lessing senden.

Den 11. Oktober Jessonda. Oper von Spohr. Mad. Podhorsky, Dem. Groser (eine Landsmännin), Herr Beck und Herr Strakaty verdienen die lobenswertheste Erwähnung.

Den 18. Oktober: Kamma, Fürstin der Bojer, Melodram in 3 Akten, bearbeitet von Štěpánek. — Theure Sara! Ich sage Dir nichts mehr als dieses. Uebrigens habe ich gehört, daß dieses Melodram ein dramatisirter Beweis sein soll, daß die Bojer Slawen waren! Lebe wohl.

Dein wohlaffektionirter

Medardus.

Es ist Sonntag ³/₄ auf 4 Uhr.
Ich gehe in die Räuber.

Notizen.

(Zuwachs der Ehrenlegion.) Herr Schnitzhöffer, dem man die Musik zu der — uns leider nicht bekannten — Proserpina, zu Mars und Venus, zur bekannten Sylphide und zu mehren andern Balleten dankt, ist in Anerkennung seiner Verdienste — zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden! Den haben doch die Sylphiden, Elßler, Taglioni u. s. w. recht eigentlich in die Legion getanzt. O dankbares Frankreich! — Als neue Mitglieder hat man bereits vorgeschlagen:

1. Herrn A., Besitzer einer gastirenden Elephantenprimadonna.
2. Herrn B., Inhaber einiger merkwürdigen Araber.
3. Herrn C., der die Bajaderen der civilisirten Welt vorführte.
4. Herrn D., der nicht nur Flöhe, sondern Austern und Schildkröten zu menschlichen Fähigkeiten entwickelte, und einige Andere.

B. St.

(Petersburg) bedeckt jetzt einen Flächenraum von 2 Quadratmeilen und hat 168 Kirchen, darunter 21 der fremden Confessionen, in welchen in 15 verschiedenen Sprachen Gottesdienst gehalten wird. Die Zahl der Häuser betrug nach der neuesten Zählung vom J. 1838 — 8661, worunter 5418 hölzerne. Die Zahl der Einwohner wird zu 450,000 angegeben, darunter 50,000 Ausländer.

(Neuer Dichter.) Ein Gedicht in der »Thalia« ist unterzeichnet: Ein Pilgrim des Genius. Ist eine neue Art von Touristen!

(Sehr wahr!) In der Posaune heißt es: »Es ist jetzt nicht mehr wie in Goethe's Jugend, wo es die Leute dilettirte, den Vorhang aufzuziehen; seit die Schreibstellerei ein Handwerk geworden ist, glüht häufig nur noch in den Herzen der Dilettanten der wahre treue Eifer für die Kunst.« —

(Eisenbahn.) Die Eisenbahn von Preßburg nach Tyrnau, die erste in Ungarn, wurde am 4. Oktober auf der Strecke von Preßburg bis St. Georgen (7924 Klafter) eröffnet. Sie wird mit Pferden befahren, ist aber so construirt, daß sie sogleich mit Dampfmaschinen befahren werden kann. Man rühmt ihre Solidität, und die Wohlfeilheit,

*) Wir erlauben uns nur die Frage, warum Herr Štěpánek so neue und unbekannte Stücke übersetzt? Scherz bei Seite. Wie wäre es, wenn die böhmische Bühne durch Uebersetzungen oder vielmehr Bearbeitungen von neuen deutschen oder englischen Dramen, mit Uebergehung des französischen Krams, unserer deutschen Bühne den Vorrang abzugewinnen suchte?

Die Red.

mit der sie von dem Bauführer Hrn. E. Bäthge heegestellt wurde. Beinahe ein Drittel der ganzen Bahn ist vollendet. Da sie eine Communication mit reichbewohnten Städten, mit fruchtbaren Länderstrecken und gewerbsthätigen Gegenden eröffnet, so läßt sich ein bedeutender Nutzen für die Aktionaire prophezeien. Wer sich näher über diese Eisenbahn, über die historischen und topographischen Daten der Orte, die sie berührt, der Umgegend rc. unterrichten will, lese das gut geschriebene Werkchen des geachteten Literaten Adolf Neustadt: »Die erste Eisenbahn im Königreich Ungarn. Preßburg bei Schaiba.«

(Prag.) Wohl wenige unserer Leser werden wissen, daß es im Rhöngebirg, unweit des Gesundbrunnens Kissingen im Untermainkreis zwei Orte gibt, die Groß- und Klein-Prag heißen. Es wäre interessant, zu erfahren, wie sie zu diesem Namen gekommen sind.

(Nordamerika's) Bevölkerung hat in den letzten 5 Jahren um beinahe 4 Millionen zugenommen; viele von den Einwanderern, die nur wenig Kapital mitbrachten, arbeiteten sich rasch zu bedeutenden Ackerbauern empor, und von dem Ertrage des letzten Jahres blieb ein beträchtlicher Theil unverbraucht in den Händen der Pflanzer, Pächter und Kaufleute.

(Moderne Industrie.) Was doch Alles zu einem Handelsartikel wird! In Frankreich verkauft man sogar die Kranken. Hr. Cheré bietet zwar nicht eine »schöne Auswahl,« sondern blos eine sehr gute Kundschaft von Kranken, die 6 bis 7000 Francs einträgt, in der Nähe von Paris, zum Kaufe an. (Dampfboot.)

(Kurioses Jubiläum.) Zu den vielen Jubiläen des Jahrs 1840, welche vor Kurzem in »Ost und West« hergezählt wurden, muß noch eines hinzugefügt werden: das erste Jubelfest der allgemeinen Anpflanzung der Kartoffeln in Sachsen, zu welchem Dr. Moser, Pastor im Herzogthum Altenburg, in einer so eben erschienenen Schrift: »Frommer Lied' und Freude Feuerklänge« einladet. Dieses Werkchen enthält historische und naturgeschichtliche Mittheilungen über Kartoffeln, Gedichte (!) zum Jubiläum von verschiedenen Verfassern, auch Gedichte nebst Angabe der Melodien zu einer jährlichen Kartoffelfestfeier (!). Jedenfalls sind Kartoffelgedichte eine neue Bereicherung der deutschen Literatur. Die Poesie wird jetzt immer praktischer.

(Ein todtes Kapital.) Das Geld hat für viele Menschen eine wunderbare Anziehungskraft. Namentlich sollen die italienischen Großen bedeutende Vorräthe davon machen. Ein merkwürdiges Beispiel ist uns durch gefällige Mittheilung aus zuverlässiger Quelle bekannt geworden: Vor sehr kurzer Zeit wurde eine hochbejahrte Dame, Gräfin Brusca in Mailand, welche ein prächtiges Palais bewohnt, bestohlen und zwar wurde ihr die Summe von 370,000 Livr. in Gold entwandt. Bei der Untersuchung ergab sich, daß die Diebe nur deßhalb mit dieser Summe sich begnügt hatten, weil sie nicht mehr hatten fortbringen können; denn in derselben Kiste, aus der das Geld genommen war, befanden sich circa anderthalb Millionen in Gold, eine zweite Kiste in einem andern Zimmer enthielt ungefähr eine gleiche Summe, eine dritte und vielleicht noch mehre wurden gar nicht geöffnet. Sämmtliche Kisten hatte die Dame seit sechs Jahren stets verschlossen gehalten! **B. St.**

(Kittl's Jagdsymphonie.) Im Konzerte des Herrn Valentino in Paris ist Kittl's Jagdsymphonie gegeben worden; der Referent in der Gazette musicale läßt sich folgendermaßen darüber vernehmen: »Wir danken Hrn. Valentino für sein Streben, uns mit den wichtigen und schätzbaren Bemühungen (tentatives) bekannt zu machen, welche »Jenseits des Rheines« in der Instrumental-Musik geschehen.« Ei, du Franzose und kein Ende! Nennt der beschriebene Mann uns schon wieder Barbaren, und was vom Rheine an in Musik geleistet wird: tentatives. Ich meine aber, daß, wenn wir auch keine »jüdische Trompeten und römische Schlangenposaunen« und dergl. erfinden, die Franzosen mehr von Mozart, Beethoven, Haydn u. s. w. gelernt haben, als wir von Auber, Boieldieu u. dgl., und sie die Ersten waren, welche ihre tentatives machten. Den Rhein vergißt auch ein Franzose nicht leicht. Er theilt noch immer, wie hier Herr Henri Blanchard, die Welt in zwei Theile, deren einer diesseits des Rheines liegt und La France heißt, der andere aber „outre Rhin“ genannt wird. Wir kommen aber von der Jagdsymphonie ab. Von ihr sagt Blanchard: »Die Arbeit des Herrn Kittl, Direktor des Prager Konservatoriums*), ist nicht bestimmt, wie wir wenigstens glauben, eine große Sensation in der musikalischen Welt zu machen. Es ist ein ruhiges, schätzbares, gut gemachtes, gut geschriebenes Werk, ungefähr in der Art der Symphonie von Täglichsbeck, die wir vor 2 Jahren gehört haben. Es fehlt das Feuer, die Originalität, Leben (animation! wieder neu), aber man kann die Schulmittel nicht mit mehr Eleganz, Geschmack und Ingeniosität anwenden.« Das Andante wird als der beste Theil der Symphonie hervorgehoben. **B. St.**

*) Daß dies unrichtig ist, bemerken wir nur für die auswärtigen Leser.
Die Red.

(Edelmuth.) Je seltener Züge wahrer, uneigennütziger Großmuth werden, je größer der Lärm wird, den man über den Geiz, zumal der Theaterdirektoren erhebt: desto mehr verdienen Züge, wie der folgende, bekannt zu werden. Vor nicht langer Zeit führte eine wichtige Geschäftsangelegenheit Herrn Crosnier, Direktor der komischen Oper in Paris, in das Vorzimmer des Handelspräsidenten. Während er wartend da sitzt, führt man einen Greis herein, den Kummer und Krankheit niederdrücken. Zwei Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren leiten weinend seine schwankenden Schritte. Der Kommissär des Handelsgerichts vollendet die Gruppe, die das Interesse des Herrn Crosnier so in Anspruch nimmt, daß er sich nach der Angelegenheit des Greises erkundigt. Der Alte erzählt darauf, daß er seines Alters wegen aus einem kleinen Dienste entlassen sei, und sich zugleich außer Stand gesehen habe, dem Inhaber einer Pensions-Anstalt eine rückständige Schuld für die Erziehung seiner beiden Knaben zu bezahlen. Unbekannt mit Handelsgeschäften habe er für diese Schuld einen Wechsel ausgestellt. Vor einigen Tagen sei der Wechsel fällig gewesen, und der Kommissär des Handelsgerichts sei erschienen, die Zahlung in Empfang zu nehmen. Der arme Greis, zahlungsunfähig, dankte der Güte des Kommissärs einen dreitägigen Aufschub, auch dieser war jetzt verstrichen, und, ergänzt der Kommissär, wenn der Präsident dem Armen nicht einen Ausweg zeigt, so verläßt er dieses Haus nur, um ins Gefängniß zu gehen. Crosnier läßt sich gerührt die Papiere zeigen, erkennt, daß der Unglückliche verloren ist. Rasch wendet er sich zum Kommissär mit den Worten: »Mein Herr, Sie kennen mich, hier ist meine Unterschrift, lassen Sie den Herrn frei, und gehen Sie zur Kasse, man wird Ihnen Alles zahlen.« »Sie sind mein Schuldner«, fährt er zu dem Alten sich kehrend, fort, »und ich liebe es, meine Schuldner in der Nähe zu haben; kommen Sie oft zu mir, Sie verpflichten mich dadurch.« Nach diesen Worten eilt er in das Kabinet des Präsidenten, von den Segnungen der Befreiten und der Zeugen dieses Auftritts begleitet. **B. St.**

(Baumzucht.) Wenn ja Einer im frischen Andenken fortlebt, so ist's der Schotte Sir Grante, der sein ganzes Leben der Baumzucht widmet. Er soll bereits 48 Millionen der verschiedenartigsten Bäume gepflanzt haben.

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Prag.) Am 15. d. M. wurde das Veni sancte spiritus von den Zöglingen des Kinderfreund'schen Musikinstitutes aufgeführt. Wir freuen uns über die raschen Fortschritte, welche die Zöglinge desselben machen, und dürfen, vielleicht namentlich im Kirchengesang, bedeutende Resultate aus dieser Anstalt hervorgehen sehen. Auch nimmt die Zahl derer, welche noch vor Kurzem — als das Institut entstand — die Möglichkeit eines Fortbestandes desselben bezweifelten, in eben dem Maße ab, als auf der andern Seite die Theilnahme an demselben zu wachsen, und die Zahl der Freunde sich zu vergrößern scheint. **B. St.**

— Aus dem Absatz der für die Kreise Böhmens bestimmten Entschuldigungskarten zum Neujahr 1840 (welche, wie wir bereits erwähnten, in drei herrlichen Stahlstichen bestanden), wurde im Ganzen die bedeutende Summe von 32,570 fl. 39½ kr. W. W. gelöst, und wie gewöhnlich unter die Armeninstitute der einzelnen Kreise vertheilt. — Die Entschuldigungskarte für Prag ergab eine Einnahme von 4232 fl. 2½ kr. W. W. für den Verein zur Unterstützung der Hausarmen; und nach Neujahr 1840 wurden in Prag für die Land-Entschuldigungskarten noch gelöst 1203 fl. 12½ kr. W. W., welche Summe nach Abzug der Auflagskosten den Kleinkinderbewahranstalten zu Gute kommt. Die ganze Einnahme betrug 38,005 fl. 54½ kr. W. W. oder 15,202 fl. 21⅖ kr. C. M.

— Am 4. November um die 11. Vormittagsstunde findet die öffentliche Prüfung der Zöglinge der Hradschiner Kleinkinderschule statt, wozu alle Freunde dieser segensreichen Anstalten, welche man jetzt allgemein als die nothwendige Grundbedingung jeder echten Volksbildung anerkennt, hiemit eingeladen werden.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 89. Mittwoch den 4. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Westphälische Sagen.

Von L. Wiese.*)

1. König Vollmer.

Es ritt ins Burgthor von Hardenstein
Ein Unsichtbarer allabendlich ein;
Er setzte sein unsichtbar Roß in den Stall,
Schritt unsichtbar dann durch des Schlosses Hall';
Doch hörte man seiner Tritte Schall.

Entgegen sprang ihm Kunigund',
Wohl hätte sie gern geküßt seinen Mund,
Was liebende Mädchen so wohl verstehn;
Doch ach, das konnte hier nimmer geschehn,
Denn auch kein Mund war zu fühlen, zu sehn.

Der ganze Mann war unsichtbar,
Und fühlbar die Hand nur; — die reicht' er ihr dar.
Die fühlte sich an so glatt und so weich,
Dem feinsten Sammet und Purpur gleich,
Doch kalt auch, — kalt, wie die Hand einer Leich'.

»Sei mir gegrüßt, meines Herzens Braut!«
»»Willkommen, willkommen, mein Vollmer traut!««
Er hat vor ihr, sie vor ihm nicht Scheu;
Sie setzen sich nieder, sie schwören aufs neu
Aus Herzens Grunde sich ewige Treu.

Sie tauschen Gedanken von geistiger Lieb',
Dem heiligen, seelenverschmelzenden Trieb.
Es sind seine Worte so inhaltschwer,
Es klingt seine Stimme so lieb und hehr,
Als wenn er der oberste Engel wär.

Darauf gehen sie Beid' in den Speisesaal,
Wo ihrer wartet ein duftend Mahl,
Da harrt auch Graf Wilhelm, der Bruder der Braut,
Und grüßt den gespenstischen Schwager traut,
Vor dem ihm in früherer Zeit gegraut.

Sie setzen sich all' um den Marmortisch,
Und essen und trinken und plaudern frisch;
Sie sprechen von Pflichten in Kirch' und Staat;
Dem Grafen gibt Vollmer manch guten Rath,
Und warnt ihn vor Feinden und thöricher That.

Nie sprach wol ein Mensch so herzlich wie er;
Doch sieht ihn kein Auge, sein Stuhl scheint leer.
Nun endet das Mahl, und Vollmer preist
Laut betend den Geber, welchen er heißt
Gott Vater, Sohn und heiligen Geist. —

Der Graf dann lässet das Brautpaar allein,
Das sitzt noch bis in die Nacht hinein;
Auf Eins schon stehet der Zeiger fast:
»Ade, ade!« ruft plötzlich der Gast,
Und scheidet und eilet davon in Hast.

Im Traum und im Wachen gedenkt Kunigund'
Nur seiner, — bis um die gewohnte Stund'
Der Bräutigam wiederkehret ins Haus,
Und mit ihm Leben, Gespräch und Schmaus.
So ging es Jahr ein, so geht es Jahr aus. —

Als Vollmer zuerst um sie geminnt,
War Kunigunde noch schier ein Kind;
Sie war eine Knospe; die bricht jetzt mit Macht,
Die Jungfrau entfaltet sich, eh' man's gedacht,
Und prangt in herrlichster Blütenpracht.

Wie wird es ihr plötzlich um's Herz so schwer!
Des Geistes Liebe genügt ihr nicht mehr;
Es regt sich heimlich in ihrer Brust,
Anfänglich ihr selber noch nicht bewußt,
Ein Sehnen nach irdischer Liebe Lust. —

»O Kunigunde!« spricht Vollmer weich:
»Um dich verließ ich mein himmlisches Reich;
Ein schön'res auf Erden schufst du mir; —
Jetzt ist es vorbei! Nicht zürn' ich dir;
Leb' wohl! leb' wohl! Ich muß fort von hier.«

*) Der, so viel wir wissen, noch unbekannte Verfasser gibt nächstens eine Sammlung von Gedichten, einen Sagen- und Mährchenwald heraus. Die uns eingeschickten Proben verrathen ein bedeutendes, sehr kräftiges Talent.

Die Red.

Atasch-Gah.

Erzählung

von Wilhelm Müller.

(Beschluß.)

Uhru war, als dieses Unglück geschah, nach Baku gewandert, und da er nun zurückkehrte und mich lebend gewahrte, verzerrte sich sein sonst wandelloses Gesicht furchtbar und drohend; in diesem Augenblicke kam er mir bekannt, entsetzlich bekannt vor. Aber trotz den feindlichen Blicken, welche der Räthselhafte auf mich warf, schwieg er, seine verschlossene Brust enthüllte sich nicht. Er betete eifrig mit den übrigen Brüdern meines Weibes, meines Kindes Lager; er wich nicht aus der Zelle der Todten, nicht von meiner Seite. Aber seine frommen Worte schienen mir nunmehr nur furchtbarer Hohn, nur Lippengetöse zu sein, von dem seine Seele nichts wußte. Doch vermochte ich ihn nicht zurückzuweisen von seiner Andacht, denn es spricht unsre Lehre: Keiner, der selbst in Sünde geboren, soll den Genossen bannen vom Gebete.

Und als nun die Stunde der Mitternacht nahte und die Glocke ertönte, welche zum allgemeinen Gebete rief, leuchtete die heilige Flamme in der Grabeszelle heller auf; aber sie entstieg nicht aus dem Boden, sondern es war, als ob der hehre Glanz von der Stirne der Todten wiederscheine und sie umstrahle gleich einer milden Sonne; sodann richteten sich die Leichname empor, streckten ihre Arme von sich und erschlossen ihre Augen. Aber jene Erwachten mit den Feuerblicken, furchtbar und zürnend, waren nicht mein Weib und Kind; andere Geister, die der ernsten Rächer waren in die Leichname gekehrt, und ihre ausgestreckten Arme bedrohten nicht mich, ihre Augen schauten nicht auf mich, sondern auf Jenen, der dort im Winkel betete. Es war ein Wahn, ein Traumbild meines erregten Schmerzes; denn als ich an meine glühende Stirne faßte, um mich selbst zu wecken, lagen die Todten ruhig und bewegungslos. Aber Einer hatte noch meinen Wahn getheilt, hatte erschaut, was ich erschaut hatte. Ujru lag am Boden und heulte und wimmerte: »Die Todten sind gegen mich auferstanden und haben mich zum Gericht gerufen! Wisse, ich bin der Mann jenes Weibes, das in Deiner Hütte erschlagen worden; ich hatte Dir und den Deinen Rache geschworen; um sie zu üben folgte ich Dir hieher und betete mit Euch und heuchelte, der Bekenner Eures Glaubens zu sein, immer harrend, immer spähend auf die Stunde Eures Unterganges. Siehe, nur halb gelang die Rache, und die Todten erstanden wieder, um gegen mich zu zeugen!« — Er schlug die Hände vor die Augen und stürzte von dannen. Als der Morgen tagte, fand man ihn in jener Stellung der furchtbarsten Selbstqual, in der er jahrelang verharrte. Meine Brüder bewunderten seinen Glaubensmuth und ehrten ihn gleich einem Heiligen. Ich allein wußte, welch eine Hölle in dieser erstarrten Brust wogte, ich allein kannte des Unglücklichen Inneres; aber eben weil er tief gefallen, konnte ihn nur der Schuldlose richten. Als Zeit und Gewohnheit meine Gefährten gegen ihn gleichgültiger machten, als seine geistige Kraft immer mehr erstarb, seine Zunge verstummte und er täglich thierähnlicher wurde, war ich der Einzige, der ihn fortwährend pflegte: es war meine Pflicht, denn er hatte mir ja wehgethan! —

Ocktai schwieg nun und trat wieder zu seiner Rose, und es war mir, als ob sie sich ihm entgegen neige und bei seinem Anschauen heller erglänze. Haust denn in dieser Fortwandlung des menschlichen Körpers noch die Seele unsrer Lieben?

Ein Bote rief mich nach Baku; ich glaubte bald zu meinem Indier zurück zu kehren. Das Geschick wollte es anders: ich mußte jene Gegend schnell verlassen; nie kehrte ich dorthin zurück, nie sah mein Auge den Freund wieder.

Guter, frommer Mensch! so oft gedenke ich Dein! weilst Du noch auf Erden, betest Du noch vor der lichten Flamme für den entfernten Freund, blüht Deine Rose noch, oder ist die Asche Deines Körpers schon mit der Deiner Lieben vereint, und Dein Herz hat nun Ruhe, wie Dein Auge keine Thräne mehr?

Die drei Brüder.

Ein Mährchen.

Es ist einmal vor Zeiten eine so große Theuerung gewesen, daß viele Menschen vor Hunger gestorben sind. Zu der nämlichen Zeit sind auch drei Brüder gewesen, die haben sich sonst recht gut gestanden, denn sie konnten neben ihrer Grubenarbeit auch sehr schön Musik machen. Aber wegen der Theuerung sind sie auch herunter gekommen, so sehr, daß sie gefürchtet haben zu verhungern. Darum entschließen sie sich ins Land zu ziehen und mit Musik sich etwas zu verdienen und nach Hause zurückzukehren, wenn die Theuerung aufgehört, oder sie genug verdient hätten, um es wieder eine Zeitlang auszuhalten. So machen sie sich eines Tags auf den Weg. Aber damals hat's noch nicht so gute Wege gegeben, wie heut zu Tage, also verieren sie sich im Walde. Endlich kommen sie, wie's schon Nacht wird, auf einen freien Platz im Walde. Hier beschließen sie, die Nacht zu bleiben. Wie sie nun das Bischen Brod, welches sie genommen, aufgezehrt haben, und noch hungrig sind, und sich über ihre traurige Lage unterhalten, und gedankenvoll ins Feuer sehen, das sie angemacht, tritt auf einmal ein grüner Jäger zu ihnen. Der fragt sie, was sie hier machten? wer sie wären? Da sagen sie, daß sie Bergsänger sind und in die Welt ziehen wollten, um ihr Leben zu fristen, weil sie zu Hause wegen der Theuerung verhungern müßten. Da sagt der Jäger, er würde ihnen Geld geben, so viel sie wünschten, wenn sie ihm dafür gerecht sein wollten. Sie fragen ihn, was er wolle? Verschreibt mir Eure Seele, sagt er. Also der Teufel bist Du? sagt der älteste. Nein, mit Die wollen wir nichts zu thun haben. Ihr seid Narren, sagt der Böse, aber ich will mich handeln lassen. Ich will nur zwei von Euch haben; so sollt Ihr Euer Lebenlang versorgt sein. Nein, sagen sie. Wer wollte sich in Deine Klauen werfen. Wir wollen unser Brod ehrlich verdienen, der liebe Gott wird uns doch nicht verlassen. Probiert's, sagt der grüne Jäger. Morgen um diese Zeit will ich wieder bei Euch sein. Mit dem Wort geht er in's Gebüsch. Die drei Brüder schlafen ein und am andern Morgen gehen sie zeitig weiter. Sie kommen aus dem Walde wieder heraus und in ein Dorf. Wie sie aber Musik machen wollen, will keiner sie hören. Sie gehen weiter und kommen in noch mehre Dörfer, aber sie können nichts verdienen; nicht einmal für's liebe Brod hat man sie hören wollen. So kommen sie auf ihrer Wanderschaft wieder in einen Wald und finden wieder so einen freien Platz, wie gestern Abend. Hier machen sie ein Feuer an und lagern sich um dasselbe herum, und Keiner spricht kein Wort vor Mattigkeit und Sorge. Richtig kommt auch der grüne Jäger wieder. Nun, habt Ihr Euch besonnen? »Ja!« So ritzt Euch den Finger auf, hier habt Ihr Feder und Papier. »Nein! so haben wir uns nicht besonnen! Wer wollte sich in Deine Klauen werfen.« Na, ich will mich handeln lassen. Ich will nur Einen von Euch haben. »Nichts! geh deine Gänge.« Wie Ihr wollt, Morgen um diese Zeit will ich wieder bei Euch sein. Mit dem Wort geht er wieder ins Gebüsch. Die drei Brüder legen sich schlafen und am andern Morgen gehen sie bei Zeiten weiter, kommen wieder aus dem Walde heraus und in ein Dorf. Da wollen sie Musik machen. Aber es ist nichts zu verdienen. Nicht einmal ums liebe Brod hat man sie hören wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Stuttgart.

Oktober.

So wenig wir auch in Stuttgart ernstlich an Krieg glauben, wenn auch unsere französische Nachbarn noch so bedeutungsvolle Rüstungen machen, so hatte doch neulich unsere Umgegend, und vor allem die Gegend bei Heilbronn und Mannheim ein recht kriegerisches

Aussehen. Das achte deutsche Armeekorps, bestehend aus den Truppen von Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt zog nach der Ebene zwischen Heilbronn und Mannheim zu Kriegsübungen, denen die Souveräne der genannten drei Länder und viele ausgezeichnete und hohe Personen beiwohnten. Am Vorabend des ersten Manövertages gab unser König in Heilbronn ein großartiges Feuerwerk, das an Glanz Alles hinter sich gelassen hat, was man seit langer Zeit Aehnliches bei uns sah. Der erste Tag war dem Uebergang des Neckar-Corps über den Neckar bei Heilbronn bestimmt. Jenseits desselben wurde es vom Rheincorps angegriffen, das sich nach mehrtägigen Evolutionen und Scharmützeln bis gegen Mannheim zurückziehen mußte, auf dessen Ebene am letzten Tage die Souveräne große Revue hielten. Hierauf erließ unser König einen Tagsbefehl an die Soldaten, in dem er ihnen im Namen der übrigen Fürsten seine Zufriedenheit mit der von ihnen bewiesenen Ausdauer und taktischen Fähigkeit ausdrückte. Vierzehn Tage nach ihrem Abmarsch kehrten unsere Truppen in ihre Garnisonen zurück. Unser Stadtgouverneur, General Bangold, ein merkwürdiger Mann, der sich vom Dr. der Medizin zum General aufschwang, operirte als Commandant des Rheincorps mit solch ausgezeichneter Taktik, daß der König ihm auf dem Felde seine hohe Zufriedenheit ausdrückte. Solche Vereinigungen der Truppen verschiedener Länder lassen stets gute Früchte zurück; der Geist der Gemeinsamkeit muß dadurch genähret werden. — Wenige Tage nach der Rückkehr der Truppen war die Zeit unseres Cannstädter Volksfestes, des einzigen Volksfestes, das wir in Würtemberg haben. Ha! was führen wir da für ein lustiges Leben! Zwei, drei, vier Tage lang wird nur geschwärmt und gesungen und getrunken. An Pfeifen, Geigen und Orgeln ist kein Mangel, ja die Ohren summen Einem drei Tage lang davon. Es ist nämlich am 24. September der Geburtstag unseres geliebten Königs. Tags darauf versammelt sich halb Würtemberg auf einem großen freien Platz bei Cannstadt, auf welchem ein Circus errichtet ist, innerhalb dessen nicht nur landwirthschaftliche Preise vertheilt, sondern auch Pferderennen abgehalten werden. Der König und die königliche Familie, für die ein besonderer wunderschöner Pavillon mit vier herrlichen Fruchtsäulen errichtet wird, ist jedesmal anwesend. Da der König in diesem Jahre nach dem Haag gereist war, um seinen neugeborenen Enkel aus der Taufe zu heben, so vertrat der Kronprinz diesmal seine Stelle. Draußen aber auf dem weiten freien Raum wird unter den Wirthsbuden gejubelt und getrunken; alte Bekannte, die sich seit Jahren nicht gesehen, treffen sich hier und reichen sich die brüderlichen Hände; alle Sorgen sind verschwunden, Alles huldigt der Heiterkeit und Lust. Puppentheater, Seiltänzer suchen die Menge zu ergötzen, und das ganze Corps der Gaukler, die prahlerisch vor ihren Buden stehn, und laut, wie man es diesmal mit Ergötzen hören konnte, rufen: »Hier ist zu sehen die große ägyptische Königin Cleopatra, wie sie sich mit einer Klapperschlange umbringt.« Von den vielen herumziehenden Sängern und Sängerinnen bringt man manche originelle Volksmelodie nach Hause. So geht es zwei, drei Tage fort, bis der geleerte Geldbeutel die Besinnung wieder hervorruft.

Wissen Sie schon die nicht unwichtige literarische Neuigkeit, daß die »Europa« von der Verlagshandlung »Das Literatur-Comptoir« zu verkaufen gesucht wird? Lewald wird, wenn sie von einer auswärtigen Handlung gekauft wird, sich mit ihr übersiedeln, denn er hat Theil daran, und die Europa besteht ohnedies nur durch ihn und mit ihm.

Der Atlas, dessen Redaktion Lewald bisher auch führte, und der derselben Verlagshandlung angehörte, ist, wie man hört, bereits verkauft; Lewald tritt jedoch von der Redaktion ab. Was die Europa betrifft, so kauft sie vielleicht Lewald ganz an. Sie soll immer noch 1800 Abonnenten haben, und da verlohnt es sich schon der Mühe. — Ihr Landsmann Braun von Braunthal hat auf den nächsten Winter Vorlesungen in der Weise Tiecks und Holtei's angekündigt. Ich zweifle, ob hier das Publikum für solche Vorlesungen Sinn hat.

Beim Herannahen der rauhen Jahreszeit leidet die Geselligkeit wieder sehr Noth. Das nahe Cannstadt, im Sommer beinahe das einzige Ziel sonntäglicher Spazierfahrten, ist jetzt verlassen und verwaist. Die wenigen schönen Tage, die jetzt noch übrig sind, benützt man, um die umherliegenden Dörfer zu besuchen und ihnen bis zum Frühling Lebewohl zu sagen. Im Winter ist man ganz in diesem Stuttgarter Thal festgebannt; und mag man wollen oder nicht, es bleibt nichts anderes übrig, als den Tag über sich hinter dem Pulte zu verbergen, und des Abends irgend eine vertraute Gesellschaft im Bier- oder Weinstübchen aufzusuchen. — Doch, auch dieses Leben hat seine eigenthümlichen Reize.

Gustav Diezel.

Aus Brünn.

27. Oktober.

Für uns gibt es zwar keine festgesetzte Konzertzeit, indessen ist es doch nicht selten, daß uns selbst Künstler von Bedeutung interessante Genüsse bieten. Die Pause, die hierin seit Liszt's und Ernst's unvergeßlichen Konzerten eingetreten war, wurde den 18. Oktober durch den Pianisten Pirkhert aus Wien sehr angenehm unterbrochen. Hr. Pirkhert, der, so viel mir bekannt, schon in Wien neben Künstlern ersten Ranges in Akademien ehrenvoll da stand, wählte Brünn zum Ausgangspunkte seiner ersten Kunstreise und erfreute sich des beifälligsten Erfolges. In seiner ersten Akademie lernten wir in ihm einen der würdigsten Kunstjünger kennen, der die technischen Schwierigkeiten siegreich überwunden, und in seinem Streben, die äußere Form, (wie ich mich ausdrücken möchte,) zu beseelen, und dem Vortrage ein charakteristisches Gepräge zu geben, bedeutende Fortschritte gemacht hat. Seine Gemüthsstimmung erschien uns elegisch, schwermüthig, daher auch in seinem Vortrage die Wehmuth, Zartheit und Weichheit der Höltyschen Klagen zu uns spricht und aus innigem Gemüthe hervorgegangen in sanften Gemüthern ein Echo fand. Von Pirkhert ein stürmisches Wüthen auf seinem Instrumente zu fordern, scheint uns ungereimt, und mit seinem Gemüthe heterogen; sein Grundton ist Innigkeit, seine Form ist Zartheit und Eleganz, und für diese gibt es auch eine ehrenvolle Kunsthöhe. Hr. Pirkhert braucht noch ein größeres Zutrauen zu sich selbst und dieses gewinnt er durch vorurtheilsfreie Anerkennung. — Als Rarität ist Madame Jaffée wegen ihrer amerikanischen Schreibmethode zu erwähnen. Ihr Unterricht ist übrigens nicht so zahlreich besucht, als es es verdient. — Dem Bachus wurde von der früh eingetretenen Kälte arg mitgespielt; man könnte fast sagen, daß den Weinlesern ihr Evoe Bacche im Munde erfroren ist. — Hr. Schuh hat vor seiner Abreise eine abgesonderte Vorstellung für die hiesigen Lehranstalten gegeben, was uns seinerseits sehr human und von Seite des Lehrstandes sehr zweckmäßig erscheint, da es in der Naturwissenschaft keine schnellere Belehrung geben kann, als durch dieses Mikroskop. — Morgen wird auf der Bühne Mandelzweigs Lustspiel »Der Violoncellist« gegeben.

Fr. Walter.

Prager Bühne.

Am 20. Oktober zum Erstenmal: »Eine Nacht im Gefängnisse«, oder »Die Folgen des Leichtsinns.« Schauspiel in 5 Akten nach dem Französischen des Alex. Dumas von Dr. Römer.

Der Vorwurf, der so viel neueren Bühnen-Erzeugnissen mit Recht gemacht wird, daß nämlich zu wenig darin geschehe, trifft das gegenwärtige Stück durchaus nicht. Es hat so viel Handlung, daß deren Erzählung den Raum überschreiten würde, den diese Blätter ihrer Tendenz gemäß der Besprechung dramatischer Interessen widmen dürfen, ja die Handlung ist sogar interessant. Die Situationen, die sich jedoch aus dieser Handlung ergeben, eignen sich durchaus für kein ernsteres Drama. Es sind wahre Lustspielsituationen, und es ist nicht zu begreifen, warum der französische Verfasser mit aller Gewalt ein Rührstück daraus machte, und noch weniger, warum der deutsche Bearbeiter hierin dem Original treu blieb. Daß der Herzog ein Rendezvous mit Gabrielen zu haben glaubt, es aber in der That mit seiner früheren Geliebten hat, ist, wenn auch nicht neu doch wenigstens komisch. Sehr leicht wäre nun auch ein heiteres Motiv gefunden, das Gabrielen abhielte zu gestehen, sie habe die Nacht außer dem Hause der Marquise zugebracht. Gabriele brauchte nur ebenfalls etwas zur Eifersucht zu incliniren, eine Intrigue zwischen ihrem Bräutigam und der Marquise zu vermuthen, und deßhalb im Wagen und in den Kleidern der Marquise dahin fahren, wo sie Aubigny zu überraschen und zu entlarven glaubt. Dort angelangt könnte man sie aus einer Verlegenheit in die andere gerathen lassen. Bei ihrer Rückkunft könnte Gabriele Aubigny's Vorwürfe mit ähnlichen Vorwürfen erwiedern, denn sie hat ja Aubigny da nicht getroffen, wo er Tags vorher dringend sein zu müssen vorgab u. s. w. Das Alles machte ein Lustspiel voll Leben und ergötzlicher Situationen. Die Moral bliebe ohngefähr dieselbe, und wenn eine andere daraus resultirte, so hätte das nicht so viel zu bedeuten. Wie das Stück jetzt ist, bildet ein Eid die Axe, um welche sich die Fabel in ihrem Bühnenverlaufe bewegt. Abgesehen davon, daß auf der Bühne ein Eid im Widerstreite mit der Pflicht, das Leben oder die Unbescholtenheit zu erhalten, nur als eine unangenehme Casuistik zu den Grundsätzen über Pflichten-Collision wirkt, ist der Eid in diesem Drama nicht einmal ein eigentlicher Eid. Die Marquise gibt ja den Grund an, warum Gabriele über den Besuch

in der Bastille ein unverbrüchliches Schweigen bewahren soll, und dieser Grund eben würde Gabrielen berechtigen, Aubigny das Geheimniß, wohlverstanden als Geheimniß, mitzutheilen. — Der Moralist, der mit diesem Raisonnement nicht einverstanden ist, wird es gewiß noch weit verwerflicher finden, daß Gabriele bei der Nachricht vom Sturze des Ministers und der Marquise, endlich ihrem Bräutigam das Geheimniß mittheilt; denn jetzt hat sie gewiß noch mehr moralischen Grund, nichts über eine Gnade zu verlautbaren, die ihr der Minister, die Gränzen seiner Amtsbefugniß überschreitend, angedeihen ließ. Der Sturz des Ministers steht noch dazu mit dem Ganzen in keiner Verbindung, und die Verhaftung der Marquise erscheint beinahe lächerlich, besonders da sie blos zu dem Zwecke geschieht, um einen Entlastungsbeweis durch Vergleichung der Handschriften herzustellen. — Das sind nun die Uebelstände der Handlung. Eben so wenig Vollendetes bietet dieses Drama rücksichtlich der Charakterzeichnung. Es findet sich nirgends eine Spur von Originalität, oder von Verständniß jener Zeit, in welcher das Stück spielt. Weder die Handlung an und für sich, noch der Dialog, noch die Charaktere verrathen die Zeit der Begebenheit, nur der Theaterzettel thut es, und hie und da das Kostüm. Alle Personen dieses Stückes sind gewöhnliche Theaterfiguren, keine derselben ist wie das Leben, wie die Geschichte sie darstellt; sie sind der Bühne entnommen und der Bühne wiedergegeben. Sie sind nicht einmal Gebilde rein dichterischer Phantasie, sondern nur Geschöpfe der Bühnenpraxis. Diese letztere jedoch ist überall berücksichtigt, ihren Anforderungen unbedingt entsprochen. Die Menge bekömmt bald etwas zu lachen, bald etwas zu weinen, mitunter geistreich erfaßte komische, mitunter wirksame ernste Scenen; was will sie mehr? Das Stück hat, wie ganz natürlich, gefallen.

Die Darstellung zeigte sowohl vom Fleiße der Regie als vom Talent und regen Eifer der Darsteller. Die Hauptrollen waren in den Händen der Dem. Frey (Gabriele), und des Hrn. Dietz (Herzog), also in guten Händen. Unterstützt wurden die Genannten aufs sorgfältigste durch Mad. Binder (Marquise) und Hrn. Fischer (Aubigny).

—rer.

Zwei Konzerte im Saale des Kinderfreund'schen Musikinstitutes.

Wir haben schon mehre Male Gelegenheit gehabt, die Leistungen dieser Anstalt, die durch das Bedürfniß, die Musik allen Klassen zugänglich zu machen, hervorgerufen wurde, und so günstig sich entwickelte, zu loben, und wollen auch dieses Mal mit Dank anerkennen, daß in letzterer Zeit dieselbe ihren Gönnern und Freunden wiederholt den Genuß verschaffte, fremde Künstler zu hören. So trat der bekannte Violin-Virtuose Ghys bereits in einem frühern Konzerte des Musikinstitutes auf, und am 27. Oktober und am 1. November erfreuten wir uns vorzüglich an dem Spiele des Hrn. Erlanger aus Frankfurt a. M. und dessen Gattin. Herr Erlanger gehört zu den bessern Meistern auf seinem Instrumente, der Violine, und ist ohne Zweifel auf der rechten Bahn zu bedeutendem Künstlerrufe. Sein Spiel ist fest und sicher, die Intonation rein wie Krystall, die elegante ungezwungene Bogenführung Schöpferin eines vollen runden Tons, überaus gleichmäßig im Staccato, im Tremolo, Triller rc., wie in der gehaltenen Note, und die ungemeine Beweglichkeit des Handgelenkes allen Schwierigkeiten, die der neuere Geschmack der Violine aufgebürdet hat, gewachsen. Mit solchen Anlagen und Studien muß sich wohl ein schönes Ziel erreichen lassen. Und auch Mad. Erlanger hat sich im Klavierspiele weit über die Masse der Virtuosen erhoben und ist mit gutem, vollem Rechte in die kleine Reihe der Einzelnheiten zu stellen. Als Haupteigenschaften nennen wir, ohne uns in alle Besonderheiten einzulassen, ihre liebenswürdige Bescheidenheit, ihren ruhigen Anstand, dann ihre seltene Kraft, — der Franzose sagt applomb, — und Ausdauer; (Jeder weiß, was bei den neuromantischen Kompositionen dies bedeutet, und daß viel dazu gehört, daß eine Dame, die das Hinreichende leistet, aufhört in dem »schwachen Geschlechte« zu zählen;) den zierlichen Anschlag, besonders der rechten Hand, und noch mehr besonders der drei letzten Finger derselben, endlich die Deutlichkeit, Faßlichkeit und Richtigkeit ihres Vortrags. Im ersten Konzerte trug Herr Erlanger Variationen von David und in Verbindung mit seiner Gattin, Variationen von Benedikt und Beriot — Bravour über Bravour, aber — neuromantisch, ein Götze unserer Zeit, dem wir nicht huldigen — mit großem wohlverdienten, durch rasende Mühe erkauften Beifalle vor. Außer dem spielte Mad. Erlanger eine Phantasie (Huguenotten) von Thalberg. Mehr noch als in diesem ersten Konzerte glänzten aber ihre obenerwähnten Tugenden im zweiten, in welchem sie mit Herrn Erlanger ein Duo von Lafont, und allein Thalbergs Normaphantasie spielte. In demselben Konzerte hörten wir von Herrn Erlanger den 5ème air varié von Beriot, und den berühmten »Tremolo.« Manche Beifallskrone wurde dem Künstlerpaare aufs Haupt gesetzt. In beiden Konzerten wirkten aus Gefälligkeit mit: Mad. Sabine Miklowich, geb. Heinefetter. Sie wiederholte auf Verlangen im zweiten Konzerte Lachners »Waldvögelein«*), wobei Professor Kazatel das Cello spielte, und sang außerdem Schuberts Wanderer und eine Arie aus Figaro. Herr Prof. Küttel spielte nicht das angekündigte Rondeau von Fürstenau mit dem Hrn. Direktor Kinderfreund, sondern das Adagio aus einer früher schon gehörten Sonate von Moscheles, wobei wir dieses Mal wohl den ungemein schönen und zarten Ton, den er der Flöte zu entlocken versteht, nicht aber seine meisterhafte Bravour zu bewundern bekamen. Die 13jährige Louise Bergauer sang als ersten Versuch Blums Gruß an die Schweiz, mit schöner Stimme, unbefangenem Vortrage und so viel Gefühl, daß die dramatische Musik eine herrliche Blüte in der Schülerin der Mad. Sandrini für sich emporblühen zu sehen hoffen kann. Zwei Zöglinge des Institutes, Fraul. Herdiborsky und Hr. Kofranek ernteten viel Beifall im Duett aus Donizetti's Belisar. Möge besonders des Letzteren Stimme, die gute Mittel enthält und schöne dramatische Anlagen zeigt, dem großen Schock der Donizetti und Bellini u. s. w. noch lange widerstehen. Donizetti hat schon viele todt gemacht, die noch kaum geboren waren. — Die Konzerte waren im Ganzen gut besucht und die Zuhörer mehr als befriedigt. »War denn der nicht sehr große Saal zum Ersticken voll?« — »Mein Freund, wir sind in Prag, wo man viel spricht und kritisiet — quand même?!! — Von Meistern ersten Ranges, sowohl in Kritik als in ihren praktischen Leistungen anerkannt, wohnten unser vortrefflicher Tomaschek und der Prof. Moscheles aus London der Aufführung bei, und zollten, namentlich dem Erlanger'schen Ehepaare, ungeheuchelten Beifall. Dieses Künstlerpaar wendet sich, wie wir hören, von hier nach Brünn. Unsre besten Wünsche begleiten sie dahin, und wir stimmen mit voller Ueberzeugung dem günstigen Prognostikon bei, welches einer der Anwesenden ihnen stellte in Worten, die wir aus Rücksichten hier nicht wörtlich anführen, die aber um so schmeichelhafter für die Betreffenden sind, als jener Anwesende einer der ausgezeichnetsten, bewundertsten und in musikalischen Genüssen verwöhntesten Musiker ist.

B. St.

Notizen.

(Orgeln in Frankreich.) In Aix (südl. Frankreich) ist kürzlich eine Orgel von Daublaine und Calinet in Paris gebaut, aufgestellt und allgemein bewundert worden. Es ist durchaus Nichts zu nennen, wodurch diese Orgel sich als besonders ausgezeichnet hervorthut, aber während schon in Paris wenig gute Orgeln sind, findet man im ganzen südlichen Frankreich, und selbst in Marseille keine, die mehr als höchstens mittelmäßig wäre.

B. St.

(Bankerotte.) Ein amerikanisches Congreßmitglied hat durch Berechnungen nachgewiesen, daß in den vereinigten Staaten nicht weniger als fünfmalhunderttausend Handeltreibende gegenwärtig bankerott sind. Es war ein Gesetz vorgeschlagen worden, wonach jeder Fallite, der eine als nicht betrügerisch erkannte Bilanz deponirt hätte, von jeder weitern Verbindlichkeit frei gewesen wäre; dasselbe wurde jedoch mit geringer Mehrheit verworfen. (Posaune.)

(Ein spekulativer Wirth.) Im Departement der Oise wurden kürzlich in einer Gemeinde anonyme Brandbriefe gefunden. Durch Vergleichung der Handschriften u. s. w. entdeckte man den Verfasser derselben, einen spekulativen Schankwirth, der dadurch seine Mitbürger zwingen wollte, Nachtwachen zu verrichten, um, dem Gebrauche nach, in seinem Hause zu zechen.

*) Ein maliziöser Setzer soll im Anschlagszettel zu X. einmal sich in die Kritik verirrt und Waldvogelteim daraus gemacht haben.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 90. Samstag den 7. November. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.*)

I.

»Laßt euch doch betrachten, Söhnchen! Ach, wie ihr lächerlich aussehet! Was sind das für Popenkutten, die ihr anhabt? Sagt, gehn denn alle Akademiker so gekleidet?«

Mit diesen Worten bewillkommte der alte Bulba seine zwei Söhne, welche von der Hochschule von Kiew in ihre Heimat zurückkehrten, und so eben von den Pferden stiegen. Es waren zwei schlanke, schmucke Jünglinge, aber sie blickten etwas schüchtern umher, wie jüngst entlassene Seminaristen. Ihre gesunden und blühenden Wangen waren mit dem ersten Flaum bedeckt, den noch kein Scheermesser berührt hatte. Der sonderbare Empfang des Vaters machte sie nicht wenig verlegen, und sie blieben mit zur Erde gesenkten Blicken regungslos stehn.

»Kommt, Kinder,« sprach der Vater weiter, die Jünglinge hin und her wendend; »laßt doch sehen: Ei, was für lange Oberkleider! Soitken**) sind es! Nein, wahrhaftig, solche Soitken hat man noch nie in der Welt gesehen! Versucht es doch einmal zu laufen, ich möchte sehen, ob ihr nicht fallt.«

»Lache, lache uns nicht aus, Vater!« sagte endlich der Aeltere trotzig.

»Hu, wie stolz! und warum soll ich nicht lachen?«

»Meiner Seel, und wenn du gleich mein Vater bist, so prügele ich dich doch, sobald du mich auslachest!«

»Ei, du Blitzjunge! Also den Vater prügelst du?« sagte Taras Bulba, einen Schritt zurücktretend.

»Ja, bei Gott, bei einer Beleidigung nehme ich keine Rücksicht, und achte Niemanden.«

»So, du hast also Lust, einen Faustkampf mit mir zu machen?«

»Und warum nicht?«

»Nun, also zu den Fäusten!« sagte Bulba, den Aermel in die Höhe streifend; und Vater und Sohn, statt des fröhlichen Willkomms nach einjähriger Trennung, fingen an, sich von ganzem Herzen mit den Fäusten zu schlagen.

»Der Alte ist närrisch geworden!« sagte die bleiche, hagere, gute Mutter, welche, noch in der Thüre stehend, nicht Zeit gehabt hatte, ihre Lieblinge zu umarmen.

»Weiß Gott, er ist närrisch! Die Kinder kommen nach Hause, mehr als ein Jahr haben wir sie nicht gesehen, und er hat nichts besseres zu thun, als sich mit ihnen zu balgen.«

»Wahrlich, er schlägt herrlich drein!« sagte Bulba, vom Kampfe abstehend. »Bei Gott, vortrefflich. Es braucht keine Probe weiter. Er wird ein guter Kosak! Nun sei mir willkommen, Söhnchen! komm in meine Arme!« Herzlich umarmten sich Vater und Sohn. »Brav, recht brav,« fuhr der Vater fort, »schlage Jeden, wie du mich gedroschen hast, und weiche Niemanden! Aber dein Anzug bleibt doch lächerlich! Was ist das da für ein Strick, der dir hier hängt? Nun, und du, Tropf, was stehst du da, und lässest die Arme hängen?« wandte sich Bulba zum Jüngern. »Was denn, du Tölpel, willst du dich nicht mit mir schlagen?«

»Was fällt dir ein!« sagte die Mutter, den jüngern umarmend; »ein Kind soll den leiblichen Vater schlagen? und, als wenn auch jetzt die Zeit dazu wäre! ein so junges Kind, das einen so weiten Weg geritten und ermüdet ist! (Dieses junge Kind war gerade zwanzig Jahre alt, und maß die Höhe einer Klafter.) Es bedarf der Ruhe, wird Hunger haben, und er will sich mit ihm noch herumbalgen.«

»Haha, ein verzärteltes Muttersöhnchen bist du, wie ich sehe!« sagte Bulba. »Höre nicht, was die Mutter spricht, mein Sohn: sie ist ein Weib, und versteht Nichts. Wollt ihr euch verweichlichen? Eure Ruhebank ist das freie Feld und ein gutes Pferd; dann seht hier diesen Säbel — das ist eure Mutter! Es ist lauter Tand, womit man euch anfüllt: die Akademie und die Bücher, das Abc und die Philosophie, weiß der Henker, wozu das Alles nützlich ist. Pfui über sie!« — Bulba fügte noch etwas hinzu, das seine Verachtung zu deutlich ausdrückte, als daß wir es mitzutheilen wagen dürften, und schloß seine Anrede mit den Worten: »Ich schicke euch künftige Woche nach Zaporog*), dort ist eure Schule! dort werdet ihr zu Verstand kommen.« —

»Also nur eine Woche sollen sie im elterlichen Hause zubringen?« sagte die bleiche, abgehärmte, alte Mutter, mit Thränen in den Augen, »nicht erholen sollen sich die Armen, nicht einmal die Heimat kennen lernen, und ich soll mich nicht ihres Anblicks freuen?«

»Genug, genug, Alte!« rief Bulba. »Der Kosak hat Besseres zu thun, als sich mit Weibern abzugeben. Geh geschwind und bringe uns zu essen. Nicht Mohn und Honigkuchen und dergleichen Kram,

*) Gogol, dieser junge russische Dichter, gehört zu den überall seltenen — ursprünglichen, so zu sagen, frischurdarren Talenten. Er ist aus Kleinrußland gebürtig, und hat seine Studien im Lyceum Besborodko zu Neschin gemacht. Gogol hat mehrere Sammlungen von Novellen herausgegeben, in denen er hauptsächlich das eigenthümliche Leben der Kleinrussen schildert. Die große Novelle „Taras Bulba,“ zugleich ein Sittengemälde aus dem Leben der Kosaken im 16. Jahrhundert, kann auch als ein kleinrussisches Heldengedicht betrachtet werden, und gehört zu den herrlichsten Produktionen der Poesie. Eine böhmische Uebersetzung dieser Novelle hatte die Zeitschrift Kwěty im J. 1839 gebracht; unsere Uebertragung ist aber nicht nach dem Böhmischen, sondern unmittelbar aus dem Russischen.

**) Soitka: ein Oberkleid.

*) So wurde der Versammlungsort der Kosaken oder eigentlich das Lager, wo sie sich versammelten, genannt.

das ist nicht nöthig; bring uns nur geradezu einen ganzen Hammel auf den Tisch; aber Branntwein dazu, hörst du, Branntwein in Fülle! und nur nicht einen mit Rosinen und allerlei neuen Erfindungen verfälschten, sondern echten Kornbranntwein, welcher zischt wie der Teufel!

Bulba führte seine Söhne ins Zimmer, dem zwei Mägde mit rothen Halsbändern flüchtig entsprangen, als sie die jungen Herren hereintreten sahen, vor denen sie vielleicht Ursache haben mochten, sich zu fürchten. Die ganze Ausstattung des Zimmers war im Geschmack des letzten Theils des sechszehnten Jahrhunderts. Ueberall herrschte Reinlichkeit, der Fußboden war mit Thon ausgeschmiert, an den Wänden rings umher hingen Flinten und Säbel, die Fenstern hatten kleine runde Scheiben, wie man sie noch jetzt hin und wieder in alten Kirchen antrifft. In den Ecken des Zimmers standen dreieckige Gestelle mit irdenen Krügen, blauen und grünen Flaschen, silbernen Pokalen und vergoldeten Branntweinschälchen, von venezianischer, türkischer und cirkassischer Arbeit. Auf sehr verschiedene Weise waren diese Gegenstände durch die dritte und vierte Hand in Bulba's Besitz gekommen, wie es in jenen ereignißreichen Zeiten nicht ungewöhnlich war. Bänke von Lindenholz waren längs den Wänden angebracht; in der Mitte des Zimmers stand ein ungeheurer Tisch; den halben Raum aber nahm, gleich der beleibten Frau eines russischen Kaufherrn, ein Ofen für sich in Anspruch, dessen Kacheln Figuren aller Art zierten; dies Alles war unsern Jünglingen hinlänglich bekannt, denn sie waren jährlich während der Ferien nach Hause gekommen, und zwar zu Fuße, denn den Studenten war das Reiten verboten. Sie trugen nur lange Cub's*), an welchen sie jeder bewaffnete Kosak, den sie begegneten, tüchtig schütteln konnte. Bulba hatte ihnen aber diesmal ein paar junge Pferde aus seiner Heerde geschickt, weil sie ihre Studien beendigt hatten.

»Nun, meine Söhne! laßt uns vor Allem Branntwein trinken! Gott segne euch! bleibt gesund, meine lieben Söhne: du Ostap und auch du Andrij! Gebe Gott, daß ihr im Kriege immer glücklich seid! Schlagt im Kampfe die Mohamedaner, die Türken und die Tataren, und wenn die Liachen-(Polen) etwas wider unsere Freiheiten unternehmen sollten, auch diese.« Er hielt sein Glas zum Einschenken hin. »Nun, ist der Branntwein gut? Sagt mir doch, wie heißt der Branntwein im Latein? Wahre Dummköpfe waren die Lateiner, Bursche: sie wußten nicht einmal, daß es Branntwein auf der Welt gibt. Wie hieß doch jener, der lateinische Verse schrieb? Ich verstehe mich nicht sehr auf's Lesen, und habe meine Gelehrsamkeit auch so ziemlich vergessen; Horaz, glaube ich?«

»Sehe einer den Vater,« dachte Ostap, der ältere Sohn: »alles weiß er, und verstellt sich und fragt.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Die drei Brüder.

Ein Mährchen.

(Fortsetzung.)

Endlich kommen sie in eine Stadt. Hier denken sie, wird's doch etwas geben. Aber es geht eben wie in den Dörfern. Gegen Abend kommen sie wieder in einen Wald und in dem Wald ist ein freier Platz. Hier machen sie ein Feuer an und lagern sich um dasselbe, und gedenken hier zu sterben. Da kommt auch richtig wieder der grüne Jäger. Na, habt Ihr Euch besonnen? »Ja!« So macht Euch fertig, hier ist Papier und Feder. »Nein! so ist's nicht gemeint. Wer wollte sich in Deine Klauen geben! Lieber wollen wir hier sterben, behalten wir doch die ewige Seligkeit.« Nun, hört einmal, sagt der grüne Jäger, ich sehe, daß Ihr Männer seid, ich will Eure Seelen nicht haben. Hier hab ich eine grüne Jagdtasche. Die will ich Euch geben, und wenn Ihr hineingreift, habt Ihr jedesmal einen Kronenthaler. — Aber umsonst ist der Tod. Wenn Ihr die Tasche habt, so könnt Ihr mit keinem Menschen etwas anders sprechen als dies: Der Aelteste kann nichts weiter sagen, als: »wir Brüder alle Drei,« der Zweite: »wohl um das Geld,« und der Jüngste: »und das war recht.« Unter Euch aber könnt Ihr sprechen, was Ihr wollt. — Die Brüder gehn also mit einander zu Rathe. Und endlich denken sie: wenn's nicht an die Seele geht, so ist's einerlei; sterben müssen wir ja doch einmal. Also sagen sie: ja, das gehen wir ein. Darauf gibt ihnen der grüne Jäger die Jagdtasche und verläßt sie. Nun legen sie sich schlafen, und am andern Morgen gehen sie weiter. Gegen Abend kommen sie an ein Wirthshaus, das am Wege liegt. Da kehren sie ein. Wie sie eingetreten sind, denkt der Aelteste, er will Abendessen und Nachtquartier verlangen, und sagt: »wir Brüder alle Drei.« Der Zweite will's besser machen und sagt: »wohl um das Geld.« Der Dritte denkt, er will's besser machen und sagt: »und das war recht.« Der Wirth fragt: ob die Herren vielleicht Abendessen haben wollten und Nachtquartier. Der Aelteste: wir Brüder alle Drei. Der Zweite: wohl um das Geld. Der Dritte: und das war recht. Der Wirth denkt: das sind närrische Musikanten, aber Geld haben sie wohl; also führt er sie in ein schönes Zimmer und trägt auf und fragt, ob sie auch Wein haben wollten? »Wir Brüder alle Drei.« »»Wohl um das Geld.«« »»»Und das war recht.«»» Wildpret? »Wir Brüder alle Drei.« »»Wohl um das Geld.«« »»»Und das war recht.«»» Da läßt sie der Wirth zufrieden. So schmausen sie denn nach Herzenslust. Zuletzt aber wollen sie zu Bett gehen und ziehen an der Glocke. Da kommt der Wirth gesprungen, und weil's schon spät ist, fragt er: ob sie vielleicht zu Bett wollten? »Wir Brüder alle Drei.« »»Wohl um das Geld.«« »»»Und das war recht.«»» Also bringt sie der Wirth in ihre Schlafkammer. Sie haben aber nicht einschlafen können, sondern sich noch lange über ihre Angelegenheiten besprochen. Endlich wie die beiden Jüngern schon eingeschlummert sind, und nur der Aelteste noch wach ist, geht im Nebenzimmer eine Thür auf und der Aelteste hat gehört, wie Jemand ganz leise, wie in bloßen Strümpfen, durch das Zimmer schleicht. Da weckt er leise seine Brüder auf und zischelt ihnen ins Ohr, was er gehört hat. Es ist aber aus ihrem Zimmer eine Thür gegangen in das Nebenzimmer und in dieser Thür ist ein Fensterchen gewesen, und vor dem Fensterchen hat eine Gardine gehangen. Die Gardine hatte sich ein wenig verschoben, so daß man sehen konnte, was im Nebenzimmer vorging. Und da sieht denn der Aelteste, wie der Wirth vorangeht und eine Axt in der Hand hat, der Sohn aber eine Laterne. Wie er das sieht, schiebt er gleich den Nachtriegel vor und löscht das Licht aus. Darauf lugt er wieder durch das Fenster. Da sieht er denn, wie dem Fenster gegenüber ein Mensch im Bette liegt. Auf diesen Menschen schleicht der Wirth zu, der Sohn leuchtet dem Fremden ins Gesicht und der Wirth hebt das Beil auf und schlägt den Menschen vor den Kopf und gleich zu Tode. Darauf nimmt ihn der Alte auf den Rücken und schleppt ihn zum Zimmer hinaus, der Sohn hinterher. Gleich darauf geht hinten die Thür auf, welche in den Garten führt. — Und wie die drei Brüder durch's Fenster lugen, sehen sie, wie der Wirth und sein Sohn mit dem Todten hinten in den Garten gehen, ein Loch graben und den Todten hineinwerfen, und mit Erde bedecken. — Da sind wir in ein schönes Nest gekommen, sagen die Brüder unter einander, aber wir wollen doch sehen, wie das abläuft und noch eine Zeitlang hier bleiben.

Nun wollen wir einmal die Brüder sein lassen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Kosaken trugen rasirte Köpfe, und oben ließen sie einen Büschel Haare in Gestalt eines Zopfes, den sie Cub nannten, stehen.

Polnische Literatur.

Lucian Siemienski und Bohdan Zaleski haben den Plan gefaßt, gemeinschaftlich eine Uebersetzung aller (ausgewählten) slawischen Volkslieder herauszugeben. Igor ist bereits fertig; die königinhofer Handschrift übersetzt Siemienski aufs neue, da er (wie er sagt) mit der alten Uebertragung nicht zufrieden ist; russische Dumki (elegische Volkslieder) werden ebenfalls bereits gesammelt. Die ganze Sammlung soll vier Theile betragen.

Krasicki's Werke erscheinen bei Breitkopf und Härtel in einer neuen verbesserten Auflage, da die erste bereits ganz vergriffen ist.

In Krakau erschien ein Werk unter dem Titel: »Die Handschriften Martin Radyminski's«, beschrieben und mit Nachrichten über die Historiographen der Jagiellonischen Schule versehen von Jos. Muczkowski.

Bohdan Zaleski hat so eben die vollständige Sammlung seiner Dichtungen beendet; sie werden vier Bände ausfüllen; zwei Bände enthalten Lyrisches, ukrainische Dumken; zwei Religiöses. So wie die ersteren die kräftigste Blüte der Poesie entfalten, so erheben die letzteren Geist und Herz in die höchsten Sphären. — Das religiöse Gefühl, welches in diesen Dichtungen herrscht, strömt aus der Tiefe des Herzens. »Während der vier Tage, in welchen mir der Dichter diese Produktionen vorlas« schreibt einer der ausgezeichnetsten polnischen Schriftsteller, »befand ich mich in fieberhafter Aufregung. Es ist fast unmöglich, die Seele mächtiger zu rühren. Was ich hörte — und ich hörte die meisten seiner Dichtungen — übertrifft Alles, was wir für das Schönste in unserer Liteeatur gehalten haben.«

J. P. Jordan.

Brief aus Paris.

Preßburg. Oktober.

Die wunderliche Aufschrift darf Sie, geehrter Freund, nicht in Staunen versetzen; es ist dies auch eine Erscheinung der Neuzeit, die, obwohl bizarr, doch einen triftigen Grund hat. Sie wissen, daß unser Landsmann und Freund Kuranda nach Frankreich gereist ist, und in der Meinung, daß Excerpte aus den Briefen, die er mir schickt, gerade in Ihrem Journale theilnehmende Leser finden dürften, sende ich Ihnen einige Bruchstücke aus dem letzten Schreiben. Allein noch muß ich bevorworten, daß diese Privatbriefe ohne Hinblick auf öffentliche Bekanntmachung geschrieben sind; mein Freund Kuranda wird nichts gegen den Abdruck derselben haben, aber ich bin genöthigt, Lükken zu lassen, und aufmerksam zu machen, daß man keinen geregelten Aufsatz erwarte. Vielleicht hat dieses Buntdurcheinander, nach augenblicklicher Geistes- und Herzens-Stimmung an einen Vertrauten niedergeschrieben, gerade deßhalb einen höhern Werth.

Adolf Neustadt.

Mein Bruder und Freund!

Paris 18. September.

Seit den drei Wochen, die ich hier bin, stehe ich jeden Tag mit dem Vorsatze auf, ein Tagebuch für Dich zu beginnen, und immer geht der Tag vorüber, ohne daß ich dazu gelange. Ich will in Kurzem Einiges über meinen letzten Aufenthalt in Belgien nachtragen. Drei Monate war ich dort, keinen Tag mehr oder weniger. In Brüssel zwei Monate, in Antwerpen (bei dem Rubensfeste) 14 Tage, in Gent acht Tage, in Brügge, Ostende rc. 14 Tage. Du siehst ich habe Belgien Kreuz und Quer durchzogen, und ich kann sagen, ich habe viel gelernt, viel gesehen und eine schöne Zeit durchlebt. Die reichsten Momente erlebte ich in Antwerpen und in Ostende, wo ich zum Erstenmale das Meer sah und jeden Tag mich zweimal in seinen Wellen badete, und nach der Flut jeden Abend mit dem trefflichen Ahrens (Professor dee Philosophie in Brüssel) spazieren ging, und von deutscher Geschichte und Leben und von meinen Lieben sprach und die Einladung, einen Cursus über deutsche Literatur und Geschichte an der Brüsseler Universität zu geben, erhielt und annahm. Doch davon später. — Nachdem ich meine Materialien und Papiere geordnet, kehrte ich nach Brüssel zurück, um dort noch vier Tage zu bleiben, ehe ich mich dem, mit so vielen Opfern und Bestrebungen erkauften Reiseziel näherte. Ich besprach noch Einiges mit Ahrens über meine Vorlesungen, und reiste dann mit der Messagerie Laffitte nach Paris. — — Und nun wirst Du hören wollen, was Paris für einen Eindruck auf mich gemacht, wie ich auf die Vendomesäule gestiegen und die Hände ausgebreitet und hinausgejubelt, oder wie ich es dem auf der Julinssäule aufgestellten Genius der Freiheit nachgemacht, und mich auf einem Fuße wie närrisch herumgedreht habe. Abee von dem Allen nichts. Paris hat einen ganz andern Eindruck auf mich gemacht, als ich erwartete. Die verfluchten Kupferstiche! Da sieht man jedes Haus, jede Straße in einer Glorie von Licht und Reinheit, und wenn man kömmt, und die Sachen in natura anschaut, so sind sie mit Schmutz und Koth von unten bis oben bedeckt, und man muß lange hinschauen, um den Reichthum der Architektur und Bildhauerkunst zu bemerken, der durch den schwarzen Staub dem raschblickenden, leichtsinnigen Auge unsichtbar bleibt. Die schönste Façade des Louvre, der Eglise de St. germain l'Auxerois gegenüber, ist von einer so schmutzigen, übelriechenden Straße begrenzt, daß man kaum Raum und Lust hat, sie lange zu betrachten. Die Totalität von Paris macht bei weitem nicht den freundlich erquickenden Anblick, den Wien darbietet. Paris ist ein treuer Repräsentant der französischen Kunst. Schatten und Licht wechseln in jähen effektreichen Sprüngen, die Mitteltinten fehlen zumeist. Ich weiß nicht, ob Du schon einmal auf der Eisenbahn durch einen Tunnel gefahren bist, worin Fenster angebracht sind; wie da der lange dunkle Gang von Zeit zu Zeit durch plötzlich hereinfallende Lichter erhellt, und gleich darauf wiedee finster wird, so unterbrechen die einzelnen, prachtvollen und unvergleichlichen Plätze de la Concorde, de Vendôme, de Victoire, de la Bourse etc. die fast meilenlangen finstern Straßen St. Honoré, Montmartre etc., helle Flecken auf dem Leibe der Riesenschlange! Man stellt sich Paris immer als leichtsinnig vor; die Pariser mögen es sein, aber Paris nicht. Paris ist ernst, Wien ist wie ein Kind, das mit unschuldig lächelnden Augen im Grase sitzt und spielt, und die rothen gesunden Backen als Beweise seines glückseligen Zustandes mit sich herumträgt. Paris ist ein Mann, der in der Mitte seiner Kraft steht, die Miene ernst und leidenschaftlich, ehrgeizig und mit dem Leben ringend. — — — — Nicht die Schätze des Louvre, nicht der Luxor haben mich so in Erstaunen gesetzt, als die dicke Kuchenbackerin, die in dem kleinen Häuschen in der Mitte des pont neuf sitzt, und die, so oft ich vorübergehe, in ihren mit süßem Zwetschkenmus und Fett beschmierten Händen ein ellenlanges Journal hält, und eifriger den Inhalt verschlingt als ihre Kunden die torte à la crême. Du glaubst vielleicht, diese Frau sei eine Ausnahme? nein, nein, nein! Alle, Alle halten die Journale in Händen, und der Ouvrier in der zerrissenen Blouse, mit den Holzschuhen an den Füßen, der nicht mehr als zwei Sous in der Tasche hat, gibt einen Sou an der Journalbude aus, um das Journal zu lesen. Kein Bild! Wahrheit! Wahrheit! Im Palais royal, in den Tuillerien, in allen Gärten, auf allen Brücken, Plätzen, Straßen, stehen die Arbeitee und die Ordensmänner und die Dames de la Halle und die elegantesten Frauen, und lesen Journale neben einander in einer Reihe. Man könnte in Frankreich sagen: in der Kirche, im Grabe und vor der Journalbude sind alle Menschen gleich. Du kannst hier, faktisch, keine 50 Schritte gehen, ohne ein Kabinet de Lecture mit offnen Thüren, wo man, zu fünf Sous die Sitzung, alle Journale zu lesen bekömmt, zu treffen, oder eine Journalbude, wo man für jedes Journal einen Sou bezahlt. Und alle sind mit Menschen belagert, zu allen Stunden, von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends, wo die Abendjournale erst erscheinen, und Tausende an den Buden stehen und warten, bis die Laterne der Bude angezündet wird, und der Ruf ertönt: Le Journal de Soirrrr! Le Messager trois Sous! Le Moniteur parrrrrisien trois Sous! La gazette de France quatt'Sous! Und so bis zwei Uhr Nachts, Straße auf, Straße nieder, der eintönige Ruf, der so Manchem ein Eulenruf gewesen.

Nachmittags um 4 Uhr.

Ich komme so eben von einem zweistündigen Auf- und Abgehen mit Heine zurück; da ich erst um halb sechs zu Tische gehe, so will ich den Rest des Tages noch Dir widmen. Ueber Heine schreibe ich Dir später, jetzt fahre ich in der Ordnung des Geschehenen fort. Ich gehe jeden Abend ins Theater, und setze meine 3—4 Franken Entrée durch 4—5 Stunden ab. Im Ambigu comique sah ich ein allerliebstes Stückchen le mari de la reine. — Ein Vaudeville: Rosita, dessen erster Aufführung ich beiwohnte, ist von durchaus abgedroschenem Sujet, aber durch Kostume und Dialog so in die neueste Zeit hereingerückt, daß man von Anfang bis zu Ende sich interessirt. Bei uns würde ein solches Stück, abgesehen von der Unzulaßlichkeit von Seiten der Behörde, überhaupt nicht darstellbar sein, da die Welthändel unsrem großen Publikum ganz unbekannt sind, und es also die Hauptsache nicht versteht. Hier aber setzt man einen Journalartikel in Scene und spielt ihn in einem Vorstadttheater, da man sicher ist, selbst von der letzten Galerie verstanden zu werden; denn das Programm des Stükkes war in allen Händen: Das Journal.

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Den 31. Oktober: **Konzert** des Hrn. **Moscheles**, Kammer-Virtuosen Sr. k. Hoheit des Prinzen Albert von England und Prof. des königl. Konservatoriums zu London.

Es ist bereits eine lange Reihe von Jahren verflossen, als in Prag ein Wunderknabe auftrat und durch sein staunenswerthes Spiel auf dem Pianoforte die Bewunderung der Vaterstadt errang. — Er hieß Ignaz Moscheles. Damals war es noch nicht Mode, mit Wunderkindern zu prahlen, die Kunst war noch nicht zu Verzerrungen und Aftergebilden entwürdigt, man erfaßte sie von dem hohen Standpunkte ihrer reinen Göttlichkeit. Die Zeit gebar in der allgemeinen Gährung der Ansichten auch einen Begriff von Kunst, der wol das Titanengroße, Ueberraschende, aber wegen der Extravaganz selten das Schöne in sich schließt. — Auch die unwillkürlich erzeugten Regeln, nach welchen man den Maßstab an das Spiel eines Künstlers legt, sind mit dem Geschmack anders geworden; es gilt gewöhnlich mehr, diesen zu **übertäuben** als zu **befriedigen**. Vorzüglich hat sich die allgemeine Neigung dem Pianoforte zugewendet — die Zahl der Pianofortespieler heißt Legion und es gibt in großen Städten wol keine Straße, wo man nicht zu jeder Stunde des Tags, selbst der Nacht, bald mit ziemlicher Fertigkeit eine schwierige, oft auch klassische Piece ausgeführt hört, bald mit dem Geklimper einiger Variationen und veränderter Abschreibereien eines Czerny, Hünten und Consorten oder einiger Tanzkompositionen gequält wird. Wenn dann wirklich ein Künstler auftritt, was fordert man von ihm? Stets Großartigeres, Frappanteres. Wird und kann er leicht genügen, wenn sein Spiel den Geist einer höhern Begeisterung athmet? Nein — er muß die Stürme seiner Seele oder der Welt in einer Tonmasse toben lassen, sein Spiel muß ein Tummelplatz wilder Kobolde werden, die in halsbrecherischen Sprüngen und ausgelassenen Bachanalien ihr Unwesen treiben. Besucht dann diese Konzerte, Euer Auge gewahrt ringsherum verzückte Gestalten, Euer Ohr gellt von dem Sturme eines wüthenden Applauses, und habt Ihr den Sinn für Gemüthlichkeit mitgebracht, so wird zwar Eure Brust von den widersprechendsten Gefühlen durchdrungen sein, aber Ihr werdet unbefriedigt, nur betäubt und geblendet von dem Glanze der Lampen und der Töne heraustreten.

Mit der Kunst geht es wie mit Glück und Zufriedenheit. Man will es selten in den Pallästen der Reichen, häufiger in den Hütten der Armen finden. — Sobald die Kunst das Gepräge eines großartigen Treibens, verheerender Stürme an sich trägt, droht sie unterzugehen; aber in erneuerter schönerer Pracht tritt sie vor uns, wenn sie die Natur in ihrem Wirken nachahmt, das Bild einer ungetrübten, schönen Seele gibt; sie verliert nur, wenn sich die ungezügelte Leidenschaft verderbend hervordrängt.

Herr Moscheles ist seit jener Zeit ein Mann geworden, in dessen Geiste sich die nöthige Ruhe herausgeprägt hat, um die Kunst mit klarer Anschauung zu beherrschen; er huldigt nicht der Zeit und ihren Ausgeburten, er führt uns nicht zu einer beengenden Bangigkeit, übertriebenen Betaubung und dann um so größeren Abspannung, sondern er läßt uns die Natur belauschen, eine Idylle träumen, das Leben von der schönsten Seite, der Gemüthlichkeit, bewundern. Seinem Spiele geht zur Meisterschaft nichts ab; das ist eine bereits alte Wahrheit; daß er in seinen Kompositionen große Schwierigkeiten zu vereinen weiß, erinnere ich mich noch aus meinen Lehrjahren, wo mir mein Pianofortelehrer oft genug durch Variationen und Konzerte von Moscheles schwere Augenblicke verursachte — gern stimmen wir also in die allgemeine Bewunderung unseres Landsmannes ein. Das Pastoral-Konzert, so wie 3 Etuden: Allegro brillante, Vivace und Scherzo sind herrlich und vereinen alle Vorzüge dieses Meisters. Von den 4 charakteristischen Etuden: Zorn, Versöhnung, Widerspruch, Kindermährchen kann man mit Recht sagen, daß sie voll Charakter sind; besonders schön und ansprechend ist die letzte, welche Herr Moscheles auf Verlangen wiederholte. Schließlich improvisirte er mit allgemeinem Beifall über ein böhmisches Volkslied und die österreichische Volkshymne. — Herr Strakaty sang eine Arie von Bellini. — Es spricht sehr für die edle Gesinnung des Konzertgebers, daß er den auf ihn ausfallenden Theil der Einnahme mehrern hiesigen Wohlthätigkeitsanstalten widmete.

Vorher gab man den Zeitgeist von Dr. Raupach — diese Satyre auf unsere Zeit, jedoch nicht in allen Theilen mit der gehörigen und gewohnten Präcision; denn einige der ersten Darsteller blickten oft nach dem Souffleur. Dem. Frey war wie in den meisten Partien ausgezeichnet; sie ist eine wahre Zierde unserer Bühne. Recht ergötzlich war Herr Feistmantel, den wir mit wahrem Vergnügen nach seiner Genesung auf den Brettern wiedersahen, auf welchen er uns so viele angenehme Abende verschafft hat. — Eine Bemerkung liegt mir am Herzen, die ich nicht unterdrücken kann. Seitdem ich ins Theater gehe, und es ist bereits hübsch lange, höre ich in den Zwischenakten des Schauspiels immer dieselben Stücke, welche gewiß dem ganzen Publikum höchst langweilig werden müssen, besonders wenn sie nicht einmal gut durchgeführt sind. Kann man denn gar keine Abwechslung bieten?

—k.

Notizen.

(Verbrechen.) Vor den Assisen von **Rouen** steht ein Prozeß bevor, der mit jenem der Laffarge Aehnlichkeit bietet. Es handelt sich von einer Frau, die ihren Mann vergiftet haben soll. Die seit mehr als sechs Monaten in der Erde ruhende Leiche soll ausgegraben und von Sachverständigen untersucht werden, ob sich Arsenik darin vorfindet.

(Blumisterei.) Bisher wurde stets an Holland gedacht, wenn von einer szientifischen Blumenkultur die Rede war, allein das junge Belgien, dieser industrielle David, der manchen Riesen schon erschlagen auf dem Felde der Fabrikation, scheint seinem Nachbarlande auch diesen uralten Industriezweig entreißen zu wollen. Gent ist es, das dem blumistischen Haarlem seinen alten Ruhm entwendet, und in seiner jährlichen Ausstellungen einen Garten des Herrlichsten darbietet, daß Jeder darüber in Entzücken geräth. Der Ausstellungsort ist ein Gebäude der société royale de Botanique. Mehr denn 400 Glashäuser zählt die blumige Stadt, und alljährlich werden nach Frankreich, Italien, Deutschland und Rußland Versendungen veranstaltet, im Werthe von 1,500,000 Franken. (Dampfboot.)

(Paris.) Nach dem neuen, von Cousin eingeführten Studienplan wird an den französischen Gymnasien auch die englische und deutsche Sprache gelehrt, und den Schülern die Wahl zwischen diesen beiden Sprachen frei gelassen.

(Riesensaal.) Zu Holdbeech bei Leeds ist kürzlich ein Zimmer erbaut worden, welches wohl das größte der Welt sein dürfte; seine vier Wände umschließen zwei Morgen. Die Bestimmung dieses Riesensaals ist die Aufnahme von Dampfwebestühlen zur Spitzenfabrikation. Das Zimmer ist gewölbt und soll von außen mit Erde bedeckt werden, so daß das Dach das Aussehen eines kleinen Wiesenplateau haben wird.

(Ems.) Vom Rheine wird geschrieben: »Es war nicht die Quantität, sondern die Qualität der Kurgäste, was diesmal die Saison in **Ems** blühend machte; und in der That, ein paar hundert Auszehrende mehr oder weniger machen es nicht aus; **die Hauptsache ist, daß die Fremden** in den Bädern einen **Ueberfluß an Gesundheit** und Geld haben.« —

(Reisendes Postbureau.) Auf der London-Birminghamer Eisenbahn reist mit den Reisenden ein Postbureau. Es sitzt in einem besondern Wagen, der die Aufschrift führt: Grand Northern Railway Post-Office und aus zwei Abtheilungen besteht, von denen die kleinere ein Mann inne hat, dem das Einnehmen und Ausgeben der Briefbeutel obliegt, während die größere einen Tisch hat zum Sortiren der Briefe, und ringsum Oeffnungen zum Einwerfen derselben. Dieses fliegende Postbureau und die Art, wie hier eine bedeutende Korrespondenz von einem Sekretär und einem Manne, der nicht viel mehr als ein Handlanger ist, besorgt wird, charakterisirt einigermaßen die von Eisenbahnen untrennbare neue Ordnung der Dinge. Ohne die Fahrt im geringsten zu verzögern, werden die Briefbeutel ausgeworfen und dagegen andere in einem, vor der kleinern Abtheilung ausgespannten Netze aufgefangen, letztere sofort geöffnet und die Briefe sortirt, um vielleicht zum Theil schon in der nächsten Stadt in einen frisch geschlossenen Beutel aus dem Wagenfenster zu fliegen. Auf solche Weise ist es möglich, im Raume einer Stunde einen Brief zu schreiben, dem Postbureau zu übergeben, und in die Hände des zwanzig Meilen entfernt wohnenden Adressaten zu bringen. —

(Rom.) Der Bildhauer **Max**, ein geborner **Böhme**, welchem durch den Genuß der von Professor **Klar** in **Prag** gegründeten Künstlerstiftung die Gelegenheit verschafft wurde, sein schönes Talent in Italien auszubilden, hat hier ein Basrelief entworfen, dessen Gegenstand die gespenstischen Reiter der Apokalypse sind, und dessen lebendige, theilweis großartige Behandlung es der Ausführung in Marmor würdig macht.

Redakteur und Verleger: **Rudolf Glaser**. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei **K. Gerzabek**, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 91. Mittwoch den 11. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Elegien.

Von Alfred Meißner.

1.

Unseliger, der du in frevlem Wahne
Zu rufen wagst: »Ich bin mir selbst genug!
So einsam — doch so stark wie der Titane,
Den Gottes Zorn in Eisenbande schlug.«

Wach auf des Nachts, um Freundeshand zu fassen,
Und fasse schaudernd deine eigne Hand —
Wie der Tyrann, der arm und weltverlassen
Vor Hunger starb in seinem eignen Land.

Es werden dich des Himmels Winde fragen:
Und er, der Herr, der in sich Welten trug,
Wie wir, wir Winde, Blütenstäubchen tragen,
Der Herr des All's, war er sich selbst genug?

Er schuf die Menschen, um geliebt zu werden,
Um selbst zu lieben schuf er die Natur;
Doch du, granitner Träumer, willst auf Erden
Ein Einz'ger sein, ein Einsam-einer nur?

Aus Liebe nur hat Gott die Welt erschaffen,
Wie Liebe Lösung jedes Räthsels ist,
Dir wird die Liebe eine Welt erschaffen,
Wie also kömmt's, daß du so einsam bist?

2.

Da frägst du zweifelnd: Sprich, wen sollst du lieben?
Das Weib, vor dem du sterbend niedersankst? —
O sieh, kein Weib ist dir getreu geblieben,
Kein Mund, von dem du Mohn der Wollust trankst;

Die Stadt von luft'gen Schlössern, die du trunken
Ins weite Reich der eignen Brust gebannt,
Wie Ilium ist sie in Schutt gesunken —
Und Weiberfalsch war Schuld an ihrem Brand!

Und immer noch ahnst du ein Ungewisses —
Ein Bild der Liebe, unerforschlich, hehr —
Und Liebe suchend, wirst du zum Ulysses,
Zum Irrefahrer durch des Lebens Meer.

Umsonst daß du dich gegen Stürme wehrest,
Es bannen Circen dich in ihren Kreis;
Wenn du zuletzt in dich zurücke kehrest,
Bist du ein kalter, matter Bettlergreis!

Heil dir, wenn du den frechverscherzten Frieden,
— Penelopen — durch letzte Kraft erwirbst,
Und auf der Scholle Lands, die dir beschieden,
In deinem kleinen Ithaka entstirbst.

3.

Und wieder frägst du: Sprich, wen sollst du lieben?
Die Menschheit, die von Lüsten aufgeregt,
Von Haß gestachelt und von Neid getrieben,
Ans Holz des Kreuzes ihre Heil'gen schlägt?

Sie reicht dir Gift, wo du um Honig flehtest,
Und gibt dir Hohn, wo du ihr Trost gebracht,
Sie zecht zur Stunde, wo du für sie betest,
Und schlummert ruhig, wenn dein Auge wacht!

O wo am nächt'gen Oelberg dieses Lebens
Ein Welterlöser blut'ge Thränen weint,
Die Hände wund ringt, betet, und vergebens
Von seinem Gott erlöst zu werden meint —

Indeß die Leidensnacht, die durch Aeonen
Zu dauern scheint, auf seinem Haupte liegt,
Das Weh, der Druck von hundert Millionen
In wilder Jagd an ihm vorüber fliegt —

Dort ruht gewiß der Jünger dumpfe Gilde
Um ihn geschaart in ödem Ohnmachtsschlaf,
Und weiß vom tiefen Weltschmerz nichts, der wilde
Das große Herz des heil'gen Dulders traf.

4.

Und dennoch liebe! Bade in den Wogen
Des Liebesmeers den Busen ewig neu.
O sieh, die Liebe hat dich nie betrogen,
Nur was du liebtest ward dir ungetreu.

Die Liebe lieb. In ihrem Heiligthume,
Von ihrem Odem sonnenhaft umweht,
Sei sie die Sonne, du die Sonnenblume,
Sie Stern, du Aug, sie Pol und du Magnet!

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

»Der Archimandrit*), denke ich,« fuhr Bulba fort, »gab euch wohl nicht einmal Branntwein zu riechen? Und — bekennt nur — man hat euch ordentlich mit Birken- und Kirschenruthen den Rücken gegerbt, und als ihr größer und verständiger wurdet, mit Karbatschen gebläut? Ich wette, außer an den Sonnabenden**), hat man euch noch jeden Mittwoch und Donnerstag gewichst!«

»Ist's auch der Mühe werth davon zu reden!« sagte Ostap mit phlegmatischer Miene: »was vorbei ist, ist vorbei.«

»Nun können wir einem Jeden Etwas vorschreiben,« sagte Andrij: »mit Säbel-Buchstaben; laß uns nur mit den Tataren einmal handgemein werden!«

*) Archimandrit heißt hier nur ein Geistlicher der griechischen Kirche; denn griechische Geistliche waren Lehrer an der Kiewer Akademie.

**) Sonnabend wurde die Strafe für die ganze Woche den Studenten ertheilt.

»Brav, mein Sohn! Ei, bei Gott, brav! Ja, du hast Recht! ich reite mit euch! bei Gott, ich reite! Was Teufel, können wir hier auch aushecken? Ei, habe ich doch hier nur nach dem Getreide und dem Schweinehüter zu sehen! Soll ich etwa mit dem Weib zum Weibe werden? Möchte sie zum Henker gehn, wenn ich ihretwegen zu Hause bleiben sollte? Ich bin ein Kosak! Ich will nicht hinter dem Ofen sitzen! und wenn auch gerade kein Krieg ist, so wandere ich doch mit euch nach Zaporog. Ja, bei Gott, ich gehe mit!« Der alte Bulba kam so in Eifer, daß er zuletzt ernstlich böse wurde, vom Tische aufstand, und ganz außer sich mit dem Fuße stampfte. »Morgen reiten wir! Warum aufschieben? Was nützt uns das Sitzen hier? Was nützt uns die Hütte? Was all dieser Kram? Wozu diese Krüge?« Mit diesen Worten fing Bulba an, die Krüge und Flaschen umher zu schleudern und zu zertrümmern. Seine arme Frau, an solche Auftritte bei ihrem Manne schon gewohnt, saß traurig auf der Bank. Sie wagte nicht ein Wort zu sprechen. Als sie ihn aber den, für sie so schrecklichen Beschluß fassen hörte, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren. — Wehmüthig blickte sie auf ihre Kinder, von denen sie schon so bald sich trennen sollte. Wer vermöchte die Größe ihres stummen Schmerzes zu beschreiben, der in ihren Augen und auf den krampfhaft geschlossenen Lippen sich malte.

Bulba war im höchsten Grade eigensinnig. Er war einer jener Charaktere, welche nur in der Finsterniß des fünfzehnten Jahrhunderts, zumal in dem halbnomadischen Osten Europa's sich bilden konnten zu einer Zeit, wo über Rechte von Ländern, deren gesetzmäßiger Besitz, wie der der damaligen Ukraine, streitig war, die verworrensten Begriffe herrschten. Die Nothwendigkeit, in der sie sich beständig befanden, sich gegen drei ganz verschiedenartige Feinde zu vertheidigen — öffnete überdies den Söhnen dieser Länder ein weites, freies Feld zu ihren Unternehmungen, und nährte ihren störrischen Sinn. Auch Taras Bulba wurde von diesem Geiste des Starrsinns mit ganzer Kraft beherrscht. Als Batori in Kleinrußland mehrere Regimenter bildete, und ihnen dieselben Abzeichen gab, welche Anfangs nur die Bewohner der Wasserfälle des Dniepers getragen hatten, war Bulba einer der ersten Hauptleute in diesen Regimentern gewesen. Bald aber hatte er sich mit den übrigen Hauptleuten entzweit, weil die durch das vereinigte Heer der Polen und Kosaken von den Tataren gemachte Beute nicht gleichmäßig vertheilt, und das polnische Heer dabei begünstigt worden war. Bulba legte in der Versammlung der Hauptleute seine Würde nieder, mit den Worten: »Wenn ihr eure Rechte selbst nicht kennt, so mag euch der Teufel an der Nase führen, ich aber errichte mir ein eigenes Regiment, und wer mir dann das mir Gebührende entreißt, den werde ich zu treffen wissen.« In der That rüstete er bald nachher von seinem väterlichen Erbe ein ziemlich zahlreiches Häuflein aus, welches aus Landleuten und Soldaten bestand, und sich seinem Willen unbedingt unterwarf. Uebrigens war Bulba ein großer Freund von Ueberfällen und Aufständen. Er witterte es bald, wenn an irgend einem Orte eine Empörung aufzuflammen drohte, und plötzlich, wie der Schnee aufs Haupt fällt, erschien er auf seinem Pferde unter den Aufgeregten. »Nun Kinder! sagt mir, was es gibt, wem gilt es und wofür haltet ihr es nöthig euch zu schlagen?« Indem er sich so in die Angelegenheit mischte, untersuchte er vor Allem mit gewissenhafter Strenge alle Umstände, und nur wenn er das Recht auf der Seite derjenigen erblickte, welche die Waffen erhoben, nahm er an der Unternehmung Theil. Freilich entschieden bei ihm nur gewisse besondere Gründe für das Recht einer Partei. Diese waren: wenn die Bewohner des benachbarten Landes die Heerden fortgetrieben, oder ein Stück Feld genommen hatten, wenn die Kommissare desselben neue Verpflichtungen auferlegt, oder die Vorgesetzten nicht geehrt, und wohl gar mit bedecktem Kopfe angeredet, oder der Religion gespottet hatten. — In solchen Fällen war es seiner Meinung nach unumgänglich nothwendig zu den Waffen zu greifen. Gegen die Mohamedaner, gegen die Tataren und Türken hielt er jederzeit einen Krieg für recht und billig, denn ein solcher schien ihm zur Ehre Gottes, zur Ehre des Christen- und Kosakenthums unternommen.

Die damalige Lage Kleinrußlands, welches noch keinem Staaten-Systeme untergeordnet, oder vielmehr mit Bestimmtheit zugeschrieben war, begünstigte die Existenz vieler, unter einander vollkommen selbstständiger Parteigänger. Bulba's Lebensweise war höchst einfach, und nur ein gebieterischer Zug und der Ausdruck seiner Würde, die sich besonders dann in seinem Gesichte aussprach, wenn er zur Vertheidigung einer Sache sich entschlossen hatte, unterschieden ihn von dem gemeinen Kosaken. — Bulba ergötzte sich schon längst an dem Gedanken, mit seinen beiden Söhnen bei den Zaporogen zu erscheinen. »Seht her,« wollte er dann sagen, »was für zwei schmucke Jünglinge ich euch bringe!« denn er war entschlossen, sie nach Zaporog zu führen, in diese Soldaten-Schule der damaligen Ukraine; er selbst wollte sie seinen Kameraden vorstellen, und mit eigenen Augen sehen, wie sie sich in der Kunst des Krieges entwickelten und nicht minder in der des Schlemmens, welche er für eine der vorzüglichsten Eigenschaften des Kriegers hielt. Er wollte sie anfangs allein fortschicken, weil er gehört hatte, daß ein neues Regiment gebildet werden sollte, wozu seine Gegenwart erfordert wurde, er aber nicht gesonnen war, sich in neue Rüstungen einzulassen; als er aber seine erwachsenen und blühenden Knaben erblickte, erwachte der alte Soldatengeist mit ganzer Macht wieder in ihm, und er faßte den Entschluß, gleich des andern Tages mit ihnen zu reiten, ohne einer andern Nothwendigkeit zu gehorchen, als seinem Willen.

Um keine Zeit zu verlieren, ertheilte er sogleich die nöthigen Befehle seinem Assaul *), welchen er Toskatsch **) nannte, weil er in der That im Kriege einer kaltblütigen Maschine glich. Während des Treffens ging derselbe durch die Reihen der Feinde und mähte mit dem Säbel eben so gleichgültig, als knete er einen Teig, oder er bahnte sich wie ein Faustkämpfer einen Weg. Die Befehle, welche Bulba diesem Assaul ertheilte, enthielten nur, daß derselbe so lange auf dem Chutor ***) bleiben solle, bis er von ihm die Ordre erhielte, sich ins Feld zu begeben; darauf ging er selbst in seinen Gebäuden umher. Einigen gebot er mit zu reiten, die Pferde zu tränken, mit Weizen zu füttern, und für sich selbst bestimmte er das Pferd, dem er den Namen: Teufel, gegeben hatte.

»Jetzt Kinder,« rief er dann, »ist es Zeit, zu schlafen, und morgen geht's in Gottes Namen vorwärts. Mache uns keine Betten, Mutter, wir werden auf dem Hofe schlafen.«

Die Nacht hatte kaum begonnen einen leichten Flor über den Himmel zu werfen, Bulba aber pflegte sich zeitig zur Ruhe zu begeben. Er ging auf den Hof, streckte sich auf einen Teppich aus, und hüllte sich dicht in einen Schafpelz; denn die Nachtluft war kühl, und Bulba liebte es, sich warm zuzudecken, wenn er zu Hause war. In kurzer Zeit fing er an zu schnarchen, und bald folgte der ganze Hof seinem Beispiele. Von Allen, die aus den verschiedenen Ecken des Hofes einstimmten, ließ sich der Wächter am deutlichsten hören, weil er am meisten auf die Ankunft der Panitschen ****) getrunken hatte. Nur die unglückliche Mutter schlief nicht. Sie bückte sich über die Häupter der theuern neben einander liegenden Söhne; leise kämmte sie die jugendlichen, sorglos verwirrten Locken derselben aus einander und benetzte sie mit ihren Thränen. Sie betrachtete die Jünglinge, ohne den Blick von ihnen zu verwenden; alle ihre Gefühle, ihr ganzes Sein

*) Assaul, Aufseher. **) Toskatsch, Schläger. ***) Ein Wohnhaus mit Nebengebäuden ähnlich unsern Weilern. ****) Jungen Herren.

löste sich in diesem Anschauen anf, sie konnte sich nicht sattsehen. Ach, an eigener Brust hatte sie die Theuern gesängt, sie hatte sie mit aller Zärtlichkeit dee Mntterliebe erzogen — und sollte sie nun nur einen Augenblick in ihrer Nähe haben.

»Meine Söhne,« sagte sie leise, »meine lieben Söhne! was wird mit euch geschehen? welches Schicksal erwartet euch! könnte ich doch nne eine einzige Woche lang euch sehrn.« Bei diesen Worten flossen ihr heiße Thränen über die Rnnzeln ihres Gesichts, das nnr wenige Spuren frühe bewunderter Schönheit trug. Die gute Alte wae in der That beklagenswerth, wie jede Frau in jenem ranhen und wilden Jahrhundert. Sie hatte nne einen Augenblick die Liebe gekannt, nne das erste Auffiammen der Leidenschaft, und schon nach dem ersten Auflodern des jugendlichen Feuers hatte sie der geliebte Gatte, um des Säbels, dee Kameraden und der Schlemmeeei willen, allein gelassen. Sie hatte dann ihren Mann in manchen Jahren nur während zweiee odee dreier Tage gesehen, oft mehrere Jahre gar nichts von ihm gehört, nnd selbst, seit er nach Hause zurückgekehrt war, welch ein Leben hatte sie geführt? Kränkungen, ja, Mißhandlnngen entging sie nicht; Liebkosungen wurden ihe wie Gnadenbezeigungen erwiesrn; die Arme stand in der Gesellschaft unverheieatheter Krieger wie ein fremdes Wesen da, denn dieser Gesellschaft prägte das müßige nnd freie Zaporog den Charakter seines eigenen rohen Kolorits auf. So entschwand einsam ihre Jugend, die Blüte ihrer Schönheit verwelkte ohne Liebkosnng, und vor dee Zeit bedeckten Runzeln ihr Gesicht. Aber alle Liebe, ihe ganzes Gefühlsleben, Alles, was Zärtliches nnd Leidenschaftliches das Herz einer Frau beegen kann, drängte sich bei ihr in das Gefühl der Mntterliebe zusammen. Mit aller Stärke und Glut der Leidenschaft wandte sie sich ihren Kindern zu, nnd oft oergoß sie Thränen über ihre Knaben, wie die Möoe dee Steppe. Und jetzt! — Ihre Söhne, ihre geliebten Kinder werden ihe entrissen — enteissen! — und sie soll die Geliebten vielleicht nie mehe sehen. Im ersten Treffen fällt ihr Haupt vielleicht untee dem Beile des Tataren; hingestreckt anf dürrer Haide liegen ihre starken Leiber, die dee Schwarm beutesuchendee Raubvögel gierig zerhackt! Ach, für ein Stückchen ihrer Leiber, füe einen Tropfen ihres Bluts würde sie Alles opfern! Leise schlnchzend schaute sie die Jünglinge an, deren Augen der allmächtige Schlaf geschlossen hielt. »Vielleicht,« dachte sie, »wird Bulba, wenn er erwacht, die Abreise noch ein oder zwei Tage verschieben. Vielleicht beschloß er die schnelle Abreise nur in Folge des übermäßigen Branntweingenußes.«

Der Mond stand längst hoch am Himmel nnd beleuchtete den Hof, dessen Umzäunung dichte Weidengruppen und hoch wnchierndes Unkraut verdeckten. Sie saß noch immer zu den Häuptern der Vielgeliebten, und wandte keinen Blick oon ihnen. Sie dachte nicht an Schlaf. Schon witterten die Pferde das erste Erwachen des Morgens, und hörten zu fressen anf und legten sich ins Geas. In den Spitzen der Weiden begann es zu säuseln, nnd nach und nach fingen auch die untern Blätter an zu flüstern, als der Thau langsam auf sie niedertroff. Sie saß noch immer, den Morgen erwartend, und war nicht müde geworden; die Nacht wünschte sie so oiel als möglich zu verlängern. Von der Steppe scholl das Gewieher des Hengstes herüber, eothe Wolkenstreifen erglänzten am östlichen Himmel. Bulba erwachte plötzlich und sprang auf. — Er erinnerte sich sehe wohl seines gestrigen Entschlnßes.

»Auf, Bnrsche!« rief ee, »genug des Schlafs! Es ist Zeit! Tränkt die Pferde! Wo ist die Alte? Hurtig, Alte, beeeite uns das Mahl, wir haben einen tüchtigen Weg vor uns!«

Die Arme sah, daß ihre letzte Hoffnnng vernichtet war, und schlich teaurig in die Hütte. Während sie unter reichlichen Thränen das Frühstück bereitete, ertheilte Bulba seine Befehle. Er suchte selbst für seine Söhne passende Gewänder aus. In kurzer Zeit waren die Akademiker verwandelt: statt der schmutzigen Fußbekleidung trugen sie jetzt eothe, mit Silber beschlagene Saffianstiefel, Scharowari*), breit wie das schwarze Meer, mit tausend Falten nnd Verzierungen, um den Leib zusammengezogen durch einen goldenen Gürtel, an welchem lange Riemchen mit Troddeln und Pfeifengeräthschaften hingen. Den Kapakin**) von feuerfarbenem Tuche nmschlang ein gestickter, breiter Gnrt, in welchem türkische Pistolen von getriebener Arbeit prangten, und der Säbel schlug klirrend an ihre Beine. Ihre jugendlichen, noch nicht gebräunten Gesichter, deren Weiße der schwarze Schnurrbart noch erhöhte, strahlten oon Kraft nnd Muth unter den goldgestickten Mützen oon schwarzem Lammfell. Die arme Muttee! als sie ihre Kinder so erblickte, vermochte sie kein Wort zu reden, und Thränen perlten in ihren Augen.

»Nun, Kinder, Alles ist bereit, nicht lange gezögert!« begann Bulba anf's Neue. Jetzt kommt, wie sich's guten Christen vor der Reise ziemt nnd setzt euch.«***)

Alle setzten sich, selbst die Leibeigenen, welche ehrerbietig an der Thüre gestanden.

»Nun, segne deine Kinder, Mutter,« fuhr Bulba fort. „Bitte, Gott, daß sie tapfer kämpfen, ihee Kriegerehre unverletzt erhalten und das Christenthum beschützen, und thnn sie das nicht, so mögen sie untergehen, und anch ihr Odem von dee Erde verschwinden! Kommt, Kindee, tretet näher zu eurer Mntter, denn der Muttee Gebet ist ein gewaltiger Schutz zu Meer und Land.« Die Mntter, schwach wie jede Mntter, umarmte die Söhne, nahm zwei kleine Heiligenbilder, und hing sie ihnen schluchzend um den Hals.

»Möge sie euch schützen . . die Gottesmutter . . o meine Söhne, oergeßt eurer Mnttee nicht . . sendet ihr wenigstens zuweilen Kunde oon euch« . . Thränen erstickten ihre Stimme.

»Laßt nns ziehen!« rief Bulba.

Hinter dee Hütte standen die Pferde gesattelt. Bulba schwang sich anf seinen Teufel, welchee wild zusammenscheack, als er die zwanzig Pud****) schwere Last auf sich fühlte; denn Bulba war nicht wenig beleibt und daher sehr schwer. Als die Mutter auch ihre Söhne sich anf die Pferde schwingen sah, lief sie anf den jüngern, aus dessen Zügen die meiste Zärtlichkeit sprach, zu, erfaßte den Steigbügel, schmiegte sich voll Verzweiflung an den Sattel, und wollte ihn nicht aus ihren Händen lassen. Zwei starke Kosaken nahmen sie hinweg und trugen sie sorgfältig ins Haus. Als die Reitee aber den Hof verließen, lief sie ihnen mit dee Schnelligkeit einer wilden Ziege nach. Mit nnbegreiflicher Kraft hielt sie die Pferde auf, und umfaßte den Sohn mit einee an Wahnsinn gränzenden Heftigkeit. Man führte sie abermals mit Gewalt hinweg. Die jungen Kosaken eitten traurig und schweigend neben einandee fort. Sie fürchteten ihren Vater, welcher wohl auch oon dem Auftritte heftig ergriffen wae, aber seine Gefühle besser zu oerbergen wnßte. Der Tag war trübe, dee Thau schimmerte anf den Geashalmen; die Vögel flatterten unruhig umhee mit unharmonischem Gezwitschee. Als sie eine Weile geeitten waren, sahen sie sich um; ihr Chutor schien in die Erde versunken, bis auf die zwei Schornsteine des bescheidenen Wohnhanses, die wie auf der Erde stehend erschienen, und eben so die Gipfel der Bänme, auf deren Aesten sie einst den Eichhörnchen gleich geklettert. Eine weite Wiese lag voe

*) Weite faltige Beinkleider.

**) Kurzes Oberkleid dee Kosaken.

***) Bei den Russen ist es Gebrauch, vor einer Reise sich wenige Augenblicke niedeezusetzen.

****) Ein Pud ist gleich 20 unseree Pfunde.

ihnen ausgebreitet, auf welcher gleichsam die Geschichte ihres Lebens geschrieben stand, von den Jahren an, da sie sich auf dem bethauten Grase derselben schaukelten, bis da, wo sie der schwarzäugigen Kosakenmaid harrten, die scheu über den grünen Teppich dahinflog. Schon funkelten einzelne Sterne am Himmel; die Ebene, die sich vor ihnen ausdehnte, gestaltete sich in der Ferne zu einem Alles bedeckenden Berge. Lebe wohl, Kindheit, lebt wohl, Jugendspiele und Minne, und Alles, Alles!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die drei Brüder.

Ein Mährchen.

(Beschluß.)

Der Fremde, den der Wirth erschlug, ist nämlich ein Kaufmann gewesen, der viel Geld bei sich führte. Wie der Kaufmann nach einiger Zeit nicht ankommt, wo er hat ankommen sollen, und auch nicht nach Hause zurückkehrt, so kommt Nachjagd und endlich faßt man auf dies Wirthshaus Verdacht, weil er hier zuletzt mußte gewesen sein. — Und so wird der Wirth und seine Familie ins Gefängniß gesetzt. Der Wirth aber und seine Leute hatten es längst heraus, daß die drei Brüder nichts sprechen können, als »wir Brüder alle Drei, wohl um das Geld, und das war recht,« und wie der Wirth verhört wird, sagt er, er habe drei Kerle in seinem Hause, die hätten immer Geld und wären doch nur lumpige Musikanten; vielleicht hätten die den Kaufmann erschlagen. Wie das die Obrigkeit hört, werden auch die drei Brüder gefangen gesetzt. Bald darauf geht das Verhör an. Wie der Richter fragt, ob sie den Kaufmann gesehen hätten, der in dem Wirthshause zuletzt soll eingekehrt sein, sagt der Aelteste: wir Brüder alle Drei. Wird geschrieben: Der Aelteste sagte, sie hätten ihn alle Drei gesehen. Der Zweite sagt: wohl um das Geld. Das wird auch hingeschrieben. Der Dritte sagt: und das war recht. Drauf werden sie gefragt: ob sie ihn erschlagen hätten? »Wir Brüder alle Drei.« Wird geschrieben: Der Aelteste bekennt, sie hätten ihn alle Drei erschlagen. Wie sie gefragt werden: warum sie das gethan? sagt der Zweite: »Wohl um das Geld.« Aber ob sie denn das so leichten Muths hätten thun können, solche ruchlose That? Da sagt der Jüngste: »und das war recht!« Der Richter entrüstet sich aber sehr und läßt schreiben, die Mörder seien so ruchlos, daß sie sogar sagten, das sei ganz recht. So gehts beim zweiten Verhör, so beim dritten. Endlich werden die Akten weggeschickt und es kommt das Urtheil, die Mörder sollen mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.

In der Nacht vor der Hinrichtung, eben wie die Brüder mit einander über ihr Unglück sprechen, und was sie doch nun für eines elendiglichen Todes sterben müßten, und daß sie doch besser gethan hätten, wenn sie im Walde verhungert wären — und sich schon ganz drein ergeben haben, daß sie sterben sollen, ist plötzlich wieder der grüne Jäger da, und sagt, sie sollten nur getrost sein, es werde noch Alles gut gehn. Ja, gut wird es gehen, sagen die Brüder, Du wirst Deinen Jubel haben. So weit hast Du uns nun gebracht und morgen ist's aus. Aber unsre Seelen wenigstens bekommst Du nicht. Das ist noch unser Trost. — Aber der grüne Jäger sagt: Macht Euch nur keine Sorge. Morgen, wenn Euch zum letzten Mal das Urtheil vorgelesen wird, bleibt Ihr noch bei Eurem Wort. Aber wenn Ihr auf dem Schaffot steht und der Scharfrichter will zum Werke schreiten, dann soll der Aelteste sich eine Bitte gewähren lassen, und dann soll er von der Leber sprechen.

Am andern Morgen kommt der Pfarrer und will sie bekehren. Aber sie bleiben wie immer, so daß der Pfarrer endlich sagt: so verstockte Sünder seien ihm im Leben noch nicht vorgekommen. Endlich geht's auf den Markt. Da werden sie nochmals vor den Richter geführt, und der fragt sie, ob sie bei ihrer frühern Aussage blieben? — »Wir Brüder alle Drei, wohl um das Geld, und das war recht.« Nun! das Urtheil ist gesprochen, der Stab ist euch gebrochen. Darauf werden sie aufgeladen und fort geht's zum Richtplatz. Wie sie auf dem Schaffot stehen, da probirt's der Aelteste und sagt: es werde doch jedem Sünder vor seinem Tode noch eine Bitte gewährt, so möge man ihm sie doch auch gewähren. Er wolle nur ein paar Worte sagen. Da sagt der Richter, es solle ihm gewährt sein. Und wie er die Erlaubniß hat, spricht der Aelteste von der Leber und erzählt Alles, wie es ihnen ergangen ist und was er gesehen hat.

Nun aber ist eine ungeheure Menge Menschen um den Richtplatz versammelt gewesen und auch der Wirth, sein Sohn, seine Frau und seine Tochter; die haben auch zusehen wollen. Aber wie der Wirth und sein Sohn und seine Frau und seine Tochter hören, daß der Aelteste sprechen kann und von der Leber spricht, rennen sie fort und flüchten nach Hause. Da schneidet der Wirth sich die Kehle ab, und der Sohn stürzt sich in die Sense und seine Frau stürzt sich zur Luke heraus und seine Tochter erhenkt sich. So hat der Teufel doch seinen Willen bekommen und zwar vier Seelen für drei.

H. Harrys.

Charivari.

Nur diplomatisch.

Viele Redakteure glauben das Geheimmittel zu außerordentlicher Beliebtheit in der zärtlichsten Schonung aller, auch der winzigsten schöngeistigen Stadt- und Provinz-Interessen gefunden zu haben. Daher jene Schaaren ansüßelnder Rezensentchen mit dem Honigtöpfchen in der Hand, und dem Kindertrompetlein am Munde, in der Tasche aber — das Freibillet. Erlaube einmal ein Redakteur seinen Berichterstattern vom Standpunkte der Kunst und der Wahrheit, nicht des verbrüdernden Bierglases, über Schauspieler, Sänger u. s. w. zu urtheilen — ob dann sein Blatt darauf eingeht? — zehn Schauspieler und zehn Sänger werden ihr Riesenmaß, verschiedene Lobhudler ihre Pausbacken verlieren, alle Unbefangene aber werden beistimmen, und der Ruf des Blattes wird sich heben.

Worte in den Wind! stiege Lichtenberg aus dem Grabe, um für ein Blatt Korrespondenzen zu schreiben — der Redakteur bedankte sich für Wahrheit und Witz, und flüsterte mit überpfiffigem Lächeln: nur diplomatisch!

Dichterwürde und Männerwürde.

Mit einem großartigen Charakter ist stets Begeisterung für Recht, Haß gegen Unrecht verbunden. Es wäre ein günstiges Anzeichen für die Heroen des Geistes, wenn sie manchmal von ihren Heldentempeln niederstiegen zur Kampfebene der streitenden Literatur, edle Bedrängte beschirmend, Neidharte und anderes Pak mit geprüftem Theuerdank niederschmetternd. Wie einer aber etwas Grünes auf dem Kopfe hat, verläßt er den gemeinen Boden, stellt sich auf's Postament, und verharrt daselbst in antiker Marmorruhe, unbekümmert um die Schlachten des Geistes, die fortwährend geschlagen werden, unbekümmert um seine blutenden Brüder.

Das mag vielleicht Dichterwürde sein — Männerwürde ist es nicht.

F. W—d.

Hiezu die Beilage Nr. 18.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Aus Stuttgart.

22. Oktober.

Leipzig, der größte Büchermarkt Deutschlands, scheint kein »gesegnetes Land« für die Schriftsteller zu sein. — Im Gegentheile kommen fast alle Jahre mehr Zugvögel von dort hieher. In neuester Zeit haben sich wieder ein paar norddeutsche Uebersetzer bei uns angesiedelt, als ob es an dieser Klasse Autoren nicht schon eine Unmasse bei uns gäbe! Du lieber Gott der Musen, wo will das noch hinaus? Wenn Jemand derzeit nicht mehr weiß, was anfangen, wenn er überdies sechs Worte französisch und drei englisch versteht, so — geht er unter die Schriftsteller. Besonders bei den würtembergischen Theologen spürt man eine starke Hinneigung zu dieser Art zu handeln. — »Unabhängigkeit und leichter Verdienst!« das ist ihr Wahlspruch, und sie meinen, damit habe es keine Noth, wenn man nur schriftstellern wolle. Unsere Buchhändler aber sind ganz anderer Meinung, und es gibt bewährte Namen unter den hiesigen Literaten, die seit Monden nichts zu thun haben, wie viel weniger wird es Anfängern gelingen? Vor dreißig und noch mehr Jahren war es nicht so, damals ging man unter die Soldaten; doch so Gott will, wird es bald wieder so heißen, und bereits hat Würtemberg die Pferdeausfuhr nach Frankreich verboten, was als gar keine gute Vorbedeutung gilt. — Da ich schon einmal von Schriftstellern rede, so führe ich als größte Neuigkeit an, daß Freiligrath sich gegenwärtig in unsern Mauern befindet. Er ist ein schöner, jovialer, junger Mann, der viel Aufsehen macht, besonders seit sich die »Schauspielwelt« seiner bemächtigt hat. Ob er hier überwintern wird, weiß ich noch nicht, eben so wenig, ob er einige Opera hieher gebracht, um sie hier das Frühlingslicht erblicken zu lassen. Sonst wenig Neues aus der literarischen Welt, als daß Lewald und Münch noch immer unermüdlich in Edirung neuer Schriften sind. Ersterer schreibt Aquarellen, Gespensterbücher, Reisehandbücher u. dgl., übersetzt nebenbei in Masse, redigirt die Europa und den Atlas, auch einen großen Volkskalender, und thut also das Uebermenschliche. Letzterer macht Geschichtswerke über Geschichtswerke; bereits sind aus seiner Hand über siebzig Bände fertig, und doch hat er nebenher so viel mit Privat- und öffentlichen Korrespondenzen, mit dem Theater und seinen Notabilitäten, kurz mit allem Möglichen zu thun, daß man bei ihm eben so wenig, als bei Lewald einsieht, wie er nur fertig werden kann. Doch was die Herren nicht selbst thun, das thun Andere für sie. — Die neueste Schrift von dem Verfasser des Lebens Jesu, der erste Band seiner Dogmatik, macht ungeheueres Aufsehen, fast aber nicht mehr, denn die mündlichen Vorträge eines Herrn Werner, eines exclerisirten würtembergischen Theologen, der eine neue Religion zu stiften im Begriffe steht. Eigentlich ist es eine sehr alte Religion, nämlich die Wiederherstellung des Urchristenthums in seiner reinsten Form. Bereits hat er viele Anhänger, aber der Stifter einer Wiedertäufersecte dahier, ein Herr Onkan ist gegen ihn aufgetreten, und droht, seine Partei an sich zu reißen. —

Vom Theater melde ich nichts oder doch wenig. Frau von Pistrich und Fräulein Emma Basse sind abgegangen und dafür Fräulein Evers engagirt. Ob zum Gewinn? ob zum Verlust? Ich vermag es nicht zu sagen, denn das ewige Theatergeklatsch wird mir von Tag zu Tag eckelhafter. Mehr interessirt mich das anhaltende schlechte Wetter, denn der Wein, der viele, gute Wein, den wir dieses Jahr erhalten sollten, geht nun gänzlich zu Grunde. So etwas kann einen Weinliebhaber schon interessiren, auch wenn er kein Mitleiden mit den armen Winzern hätte, die nun abermals ein Jahr fast vergeblich gearbeitet haben.

An Baulust hat es dieses Jahr wieder nicht gefehlt; abermals sind einige Straßen entstanden und die Häuser schießen wie Pilze aus der Erde empor. Stuttgart vergrößerte sich seit 15 Jahren um das Doppelte, und wenn Frieden bleibt, wer weiß, was geschieht.

Nur allein an die Eisenbahnen scheint man nicht zu wollen; während man doch laut öffentlicher Ankündigungen ein Steinkohlenlager in unserm Kohlenmänner-Lande entdeckt haben will. Andere Minen sind nicht entdeckt worden, dagegen lassen die Anhänger der **'schen Partei alle Minen sprengen, um den Theaterintendanten von seiner Stelle zu bringen. Da haben Sie doch abermals eine Theaterneuigkeit, denn man kann es hier nicht vermeiden, immer und ewig wieder auf diesen Refrain zurückzukommen. Haben wir ja doch nicht einmal Konzerte, und noch weniger Bälle und Soiréen! doch Geduld, der Winter naht mit Riesenschritten und ich höre seine Stimme schon im Knistern des Feuers im Ofen.

Soll ich Ihnen noch zu guter Letzt über das verflossene Volksfest in Cannstadt oder über das Manöver bei Mannheim berichten? Sie werden solches nicht von mir verlangen, denn das Volksfest wurde in den letzten Tagen des Septembers wie alle Jahre gefeiert, und das Manöver hatte nur für die Militärs Interesse, und von diesen auch nur für die, welche — befördert wurden. Wollte Gott, jeder Lieutenant wäre General, so würde doch von dieser Seite einmal das Raisonnement aufhören, und größere Zufriedenheit unter dem Himmel ihr Hauptquartier aufschlagen. Nächst den Lieutenants wünsche ich den Pfarrgehülfen . . . . doch das tausendjährige Reich ist ja nahe, wie mein Nachbar, der Bengelianer sagt, und dann werden alle Wünsche befriedigt werden.

G.

Aus Berlin.

28. Oktober.

Ole Bull, der am städtischen Feste vor den hohen hier geschaarten Gästen spielte, gab bis jetzt zwei Konzerte, in welchen es ihm gelang den größten Theil seiner Zuhörer zu entzücken. Zwar war alles, was der Künstler nach dem Mozart'schen Andante vortrug, mit diesem als Tonwerk nicht zu vergleichen, und selbst das Mozart'sche Werk so verschnörkelt, daß der Tonsetzer kaum sein Werk wieder erkannt hätte, aber dennoch zeigte der Meister in einzelnen Momenten, daß er im Stande sei, auch etwas Großes, Gediegenes vorzutragen, wenn nur die Horchermenge dafür nicht schon zu verbildet wäre, wenn sie nur nicht statt der Kunst lediglich Kunststückchen erheischte. Diese Kunststücke, welche der Meister in Menge vorbrachte: Triller, Doppeltriller, Doppelgriffe, Harmonikatöne und Harfungen (Arpeggios) gingen mit Behendigkeit, mit Leichtigkeit von Statten, und ließen nichts von der Mühe und Schwierigkeit ahnen, mit welcher der Künstler zu ringen gehabt hatte, bis er es zu solcher Fertigkeit gebracht. Die Hauptvorzüge dieses Künstlers, abgesehen von allen Ueberschwänglichkeiten in jedes Kenners Augen, sind: erstens sein durchweg reines Spiel, das selbst in den schwierigsten Lagen, in den schroffsten Uebergängen und Sprüngen immer hellperlend bleibt, nie einen Gedanken zu tief oder zu hoch abweicht, dann sein unvergleichliches Staccato, das eben auch in allen Lagen und Verhältnissen mit einer Genauigkeit, einer Schnellkraft ertönt, wie es bis jetzt nicht erhört worden, so daß der Künstler hierin sogar den Großmeister Paganini übertrifft. Was

würde der Mann leisten, wenn er mit seiner Fertigkeit, seinem Feuer tüchtige Werke edler Meister zum Vortrage auswählte? Dies bleibt eine wehmüthige Frage, deren Lösung uns noch lange vorbehalten wird. — Fräulein Grünbaum, die vordem so gepriesene Sängerin, hat sich jetzt ganz von der Bühne zurückgezogen. Seit Jahren, als ihre Stimme abzunehmen begann, hatte man ihr von ihrem Gehalte bedeutende Abzüge gemacht, so daß mit dem Beginn dieses Jahres ihr Sold sich auf 2000 Thaler belief, von welchem man ihr neuerdings 500 wegnehmen wollte, worauf sie über die wiederholte Herabsetzung aufgebracht, ihre Entlassung nahm. Die sinnige Sängerin mit ihrer anmuthigen Darstellungsgabe hätte noch lange die Freude aller Kunstfreunde sein können, wenn sie nicht Herr von Spontini gewaltsam zu seinen Opern gezogen hätte, deren Instrumentalbraus ihre Stimme in wenig Jahren zu Grunde richtete. —

Die neue Oper »Der Feensee« von Auber macht noch immer ein volles Haus, nicht sowohl wegen des innern Gehalts der Musik, die im Gegentheil äußerst oberflächlich ist und nur in einzelnen Stellen den alten pikanten Charakter enthält, welchen der Tonkünstler früher so reich entwickelte, sondern der Ausstattung halber, da Tänze und wirklich feenhafte Dekorationen und Volksaufzüge die Hauptsache des ganzen Werkes zu sein scheinen.

Der Kölner Fasching, welcher ebenfalls in dem Singspiele vorkömmt, ist eigentlich nur ein Pariser Karneval, in dessen Hintergrund die Thürme von Köln gemalt sind, und hat nichts mit dem Kölner Feste gemein, weder das Salz des Witzes, noch die Laune äußerer Darstellungen, welche doch leicht hätten aufgegriffen werden können.

(Die Fortsetzung folgt.) W.

Ole Bull.

Berlin, den 27. Oktober.

Am Sonnabend, den 24. d. M. gab der Ritter Ole Bull im Opernhause sein erstes Konzert, dem gestern Abend das zweite folgte. Noch schwelge ich in der Erinnerung an die Entzückungen, welche er mir und Allen, die ihn gehört, mit so verschwenderischer Zauberkraft bereitet, und es bedarf der Sammlung, um über diesen bewunderungswürdigsten Violinvirtuosen mit der Ruhe und Besonnenheit zu berichten, welche ein kritisches Eingehn in seine so außerordentlichen Leistungen erfordert. Von vielen Seiten her ist Ole Bull mit Paganini verglichen worden; doch sehr mit Unrecht; insbesondere befinden sich diejenigen, welche behaupten, daß er ein Nachahmer Paganini's sei, in großem Irrthum. Aus seiner in vielfacher Beziehung so interessanten Lebensgeschichte geht hervor, daß er sich aus sich selbst herausgebildet, und daß er Paganini nur einmal und überdies zu der Zeit gehört hat, wo der Künstlerruhm des großen nordischen Virtuosen schon längst begründet war. Beide haben zwar Genialität und eigenthümliche Kunstweihe mit einander gemein; in Beziehung auf Virtuosität aber und auf die Ueberwindung von Schwierigkeiten gebührt Ole Bull der Vorrang, weil er sich in dem dritten Jahrzehend seines Lebens bereits auf einer Stufe der Vollendung befindet, welche Paganini selbst im 60. Lebensjahre nicht zu erreichen im Stande gewesen ist. — Den Anforderungen, welche man früher an einen Violinisten vom ersten Rang machte, vermochte jeder Violinspieler durch Fleiß und Ausdauer zu genügen. Allein Paganini schuf eine neue Gattung des Spiels. Es ließ sich mit dem bisher da gewesenen in keiner Hinsicht vergleichen; er behandelte sein Instrument auf eine so unbegreifliche Weise, entwickelte so unerhörte Wunder der Meisterschaft, daß man fast geneigt war, bei ihm eine dämonische Hilfskraft vorauszusetzen. Und alle bis dahin als groß angestaunten Violinvirtuosen sanken nun plötzlich, ihm gegenüber, zu Schülern herab. Wie so Mancher demnächst auch à la Paganini zu spielen versuchte, es war, ohne den Geist und die Persönlichkeit des nun hingeschiedenen großen Künstlers, doch nur eine mehr oder weniger gelungene Nachahmung äußerer Mittel, eine Kunstfertigkeit, die kein göttlicher Hauch beseelte. Nach einem solchen Vorgänger mußte es fast unmöglich erscheinen, sich noch als ein größerer Virtuose im Violinspiel geltend zu machen. Ole Bull allein ist es gelungen; er allein hat seinen Vorgänger überflügelt. Hätte Paganini nicht schon vor ihm existirt, so stände dem nordischen Künstler auch noch der Reiz des ersten Eindrucks, den die Neuheit eines Prinzips stets erzeugt, zur Seite. So aber gab Jener den neuen Impuls; er war schon in der musikalischen Welt aufgetreten und angestaunt worden, als Ole Bull seine ersten Töne erklingen ließ. Wie außerordentlich muß die Kunst sein, mit welcher dieser nach Paganini die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu fesseln, und Kenner wie Laien zum Enthusiasmus hinzureißen gewußt hat! — Daß er von einzelnen Seiten auch angefeindet wird, ist nicht minder ein Beweis seiner Vorzüglichkeit. Es sind die schlechten Früchte nicht, an denen die Wespen nagen. Da man einräumen muß, daß er die unglaublichsten Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet, und daß sein Spiel den Stempel einer nie geahnten Vollendung an sich trägt, so tadelt man, um doch etwas auszusetzen, seinen Ton, und behauptet, derselbe entbehre der Fülle und Kraft. Man setzt zwar entschuldigend hinzu, dies sei eine Folge der mechanischen Vorkehrungen, welche Ole Bull, um die Wunder seines Spiels möglich zu machen, an seiner Geige angebracht habe. Allein eins ist so falsch als das andere. Ein Jeder, welcher den bescheidenen und gefälligen Künstler besucht, wird sich überzeugen, daß sein Instrument durchaus wie jede andere Violine gebaut und gestimmt ist. Wohl aber hat Ole Bull die Mechanik der Geige seit Jahren so genau studirt, daß er bei jedem ihm vorgelegten Instrumente dieser Art auf den ersten Blick erkennt, durch welchen Fehler in der Konstruktion eine etwaige Schwäche oder fehlerhafte Ausbildung des Tons bedingt wird; — eine natürliche Folge dieses Studiums ist, daß er sein Konzertinstrument zur kräftigsten Austönung vorzugsweise geschickt zu machen gewußt hat, und da er, was selbst seine eifrigsten Gegner anerkennen, im Bogenstrich vollendeter Meister ist, so muß sein Ton nothwendig voll und groß sein; auch gibt jeder wahre Musikverständige zu, daß derselbe ganz besonders schön sei, und eben sowohl durch die weiche und üppige Fülle elegischer Klänge das Herz süß durchbebe, als durch die markige Kraft des Ausdrucks stürmischer Empfindungen das Innere mächtig erschüttere. — Dagegen ist der Bogen Ole Bull's eigenthümlich und dergestalt konstruirt, daß ein anderer Künstler mit demselben gar nicht zu spielen im Stande sein würde. Allein gerade in diesem Bogen ist wesentlich das Geheimniß seiner Kunst verschlossen. Zu der meisterhaften Führung desselben gesellt sich noch eine außerordentliche Muskelkräftigkeit Ole Bull's, eine seltene Spannkraft und Ausdauer seines Arms, und so wird er Herr von Effekten, die jedem andern Violinspieler hervorzubringen unmöglich sind. Daher gelingt ihm z. B. ein Crescendo mit kurzem bewegten Bogen in figurirten Sätzen vom unhörbaren Pianissimo bis zum gewaltigsten Fortissimo in einer Weise, von der man früher keine Ahnung hatte. — Außer dieser so außerordentlichen Bogenführung und Kraft in der Bildung eines sonoren Tons, gehören zu Ole Bull's in die Augen springenden besonderen Vorzügen eine unter allen Umständen, selbst in blitzschnellen Passagen und in fortlaufenden Oktavengängen silberreine Intonation und eine Meisterschaft im perlenden, gleichförmigen und eleganten Staccato, sowohl in doppelten, als in drei- und vierfachen Tönen, wie solche vor ihm noch kein Violinspieler errungen hat. Allein am beachtenswerthesten erscheint er als Schöpfer des Quartetts auf einer Geige, d. h. des gleichzeitigen ausgeführten Spiels auf den vier Saiten der Violine allein. Zwar hat schon Paganini versucht, dreistimmige Sätze auf der Violine vorzutragen, ja es war ihm gelungen, durch ein dürftiges Pizzicato auf der tiefen G Saite zuweilen eine vierte Stimme anzudeuten; allein der unbegreifliche Ole Bull trägt mit ruhiger Beherrschung aller vier Saiten auf seiner Geige zusammenhängende, vierstimmige Musikstücke dergestalt vor, daß jede einzelne Stimme in ihren Verschlingungen mit seltener Kraft deutlich hervortritt; man unterscheidet Melodie, doppelte Begleitung der Mittelstimmen und Baß, und die Täuschung ist so groß, daß man mit abgewendetem Gesicht wirklich vier besondere Spieler zu hören glaubt. Als Ole Bull hier vor einigen Tagen in dem Hause unserer ersten musikalischen Notabilität die Güte hatte, sich in einem Privatzirkel hören zu lassen, und er bei dieser Gelegenheit eine solche Quartettpiece in einem dunklen Kabinet vortrug, während die Gesellschaft im anstoßenden Salon, dessen Thür geöffnet blieb, zuhörte, war ich Zeuge, daß, nachdem er geendigt hatte, einige Anwesende ungläubig in das Kabinet eilten, um sich zu vergewissern, daß kein Mitspieler darin gegenwärtig gewesen sei! — Der ans Unglaubliche gränzenden Kunstfertigkeit Ole Bull's gesellt sich noch tiefste Innigkeit und Wahrheit des Gefühls und ein durchaus edler Vortrag, wie solcher nur durch höhere geistige Bildung begründet werden kann. Ole Bull hat eine treffliche Erziehung genossen und studirt, während die meisten Virtuosen nur für die Musik erzogen werden und sich selten einer genügenden Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften erfreut haben. Seine Kompositionen sind feurig und pikant, sein Andante und Adagio unbeschreiblich graziös und melodienreich;

in allen herrscht das elegische Prinzip vor; als Konzert-Komponist durfte er indessen, um alle Wunder seines Spiels glänzen lassen zu können, das Gebiet der phantastischen Romantik, der bizarren Laune nicht ganz unbeachtet lassen; aber nie ist er fratzenhaft, weder in der Komposition noch im Spiel, wie Paganini es leider zuweilen war, und der Musikfreund wird schwerlich diese pikanten Würzen entbehren mögen, welche, sparsam und zur rechten Zeit angewendet, den Genuß verschönern. Wollte Ole Bull in seinen Konzerten stets nur sogenannte klassische Stücke vortragen, würde er bald vergebens auf Zuhörer hoffen. Es ist also wirklich thöricht, wenn hiesige Kritiker ihm dasjenige Spiel zum Vorwurf machen, worin er dem entzückten Zuhörer gerade die köstlichsten Spenden seiner übersprudelnden Phantasie, seiner wunderwürdigen Virtuosität darbietet. — Ole Bull spielte am 24. ein schwieriges Konzert seiner Komposition (allegro maestoso, adagio cantabile und rondo pastorale), dann ein Adagio von Mozart, ferner seine Komposition über norwegische Nationalmelodien (Norges Fjelde) und seine variations fantastiques, letztere eine der reizendsten, melodiösesten und pikantesten Tondichtungen; am gestrigen Abend jedoch erst ein Konzert von Spohr, und dann von eignen Kompositionen ein capriccio fantastico für die Violine allein, eine Fantasie über schottische Nationalmelodien und sein berühmtes Polacca guerriera. Der Beifall wollte an beiden Abenden nicht enden; insbesondere rissen die Schlußpiecen in beiden Konzerten und das Capriccio für eine Violine, in denen der Künstler von allen ihm zu Gebote stehenden Zaubermitteln der höchsten Virtuosität Gebrauch machte, das Publikum zur stürmischen Begeisterung hin. Selbst Herr Rellstab, der vor zwei Jahren aus Gründen, die wir hier nicht erörtern mögen, Ole Bull's Meisterschaft öffentlich angriff, ist jetzt überwunden; er sucht in seinem gestrigen Bericht über das erste Konzert desselben mit Ehren einzulenken: nach seiner Ueberzeugung ist Ole Bull jetzt nach Paganini der erste Violinvirtuos der Welt. Ich meinerseits klassifizire: Ole Bull, Paganini, Ernst; — dieser Letztere ist lediglich Nachahmer Paganini's und hat, als solcher, sein Vorbild am meisten erreicht. — Ole Bull steht über Beiden.

X + Y.

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater in Prag.

II.

Süsse Sara!

Du kennst ja Jean Pauls: Unsichtbare Loge? Folgende Ideen haben die Schillerischen Räuber in mir geweckt. — O du göttliche unterirdische Jean Paulische Pädagogik! Baue dir deine Schulen in Plato's Republik auf, nicht aber in der mit Stickstoffgas gefüllten Erdennußschale. — Diese gigantischen Gefühlsmenschen seiner Muse, sobald sie in die Welt, in die Wirklichkeit treten, selbst in dem modernsten Frack, gehen als zerrissene umher, belächelt und bedauert. Chaotische Träume sind ihre Bettgenossen, Seufzer und Thränen ihr frugales Mahl, Verachtung und Spott ihre Auszeichnung; sie haben nichts, als die ewig dauernde Sehnsucht nach den Sternen. — Ich sah die Räuber, diese Mißgeburt einer kolossalen Fantasie, im slawischen Gewande. Ich dachte an die jetzigen böhmischen Wälder mit ihren Hasen und Pilzen, an große Menschen und an große Männer, und an eine Völkermediatisirung zu einem einzigen schönen Menschenstaat.

Die Schillerischen Räuber sind ja auch nichts anderes als Zerrissene, die aber zur Zeit des neugestifteten Landfriedens Gelegenheit und Muße hatten, die Einsamkeit romantischer Wälder zu beleben; — die Zerrissenen des 19. Jahrhunderts haben ihre Zufluchtsstätte im Café. Ich will ja keine kritische Beleuchtung über die Räuber schreiben; hat es ja ihr Autor schon selbst gethan. Ich will anjetzt über ihr slawisches Gewand sprechen ohne Präjudiz. Von den kecken Sophismen des Franz, den bombastischen Prahlereien Karls, von dem Gejammer und Zetergeschrei des alten Moor und dem holden Wahnsinn Amaliens ging in der Uebersetzung sehr viel verloren. Die Sprache der Čechen ist noch nicht auf jener Stufe der Verfeinerung, wie jene der Deutschen, wo man über das Abstrakteste des Abstrakten mit so viel Emphase spricht, als wäre es so reel wie eine Braunschweiger Wurst mit Essig und Oel. — Die Uebersetzung ist sehr gut, ohne Schmeichelei, und die Bearbeitung für zwei Stunden der Aufführung sehr zweckmäßig. — Die Räuber wurden also den 25. Oktober zum Vortheile der Dem. Manetinsky aufgeführt nach der Uebersetzung von Kolár.

Du hast ja Gustav Hopedizel als Karl Moor in Riga gesehen. Welch' ein Zufall! Hopedizels Karl gleicht Zug für Zug Herrn Kolárs Karl. Räuber Moors Charakter ist blos aus der idealisirenden Fantasie eines genialen feurigen Jünglings abstrahirt, und nicht aus dem Leben. Seine Darstellung erfordert weniger Studium, weniger Conception, als die Darstellung des Ungeheuers Franz, welcher, vermög seiner kolossalen Abscheulichkeit mehr der Wirklichkeit angehört. Ich unterschreibe freilich mit dieser Phrase Ovidens Satz: Video meliora, proboque, deteriora sequor, auf Deutsch: Wir sind ganz erbärmliche Adamskinder. — Karl Moor erfordert hiernach eine idealische Tournüre, ein kräftiges Organ, feurige Aktion, und so viel als möglich einen gewissen Grad determinirter Plastik, welche seine zwischen Erd und Himmel schwankende Erscheinung anhielte und auf einige Dauer fesselte. Er interessirt auch nicht so sehr durch sich selbst, als vielmehr durch die Machinationen seines Bruders, und da er mit Wort und That immer dem irdischen Jammerthale fernsteht, so darf seine deklamatorische Emphase nie zur Weichlichkeit und Weinerlichkeit herabgestimmt werden. Da Herr Kolár dieser hier fragmentarisch angedeuteten Ansicht über Moors Charakter im Wesentlichsten entsprochen hat, so ist es auch kein Wunder, daß er von einem so gemüthlichen Publikum, als es das böhmische ist, mit Beifall überhäuft wurde.

Von einem so gemüthlichen Publikum? Ja, liebe Sara! — Wir Deutschen haben nunmehr nur ein kritisches, ein in seinen Forderungen überspanntes, was den Geschmack betrifft, höchst verdorbenes Publikum. Erinnere Dich nur an Wien und Berlin! — Geckenhafte Dandys besudeln mündlich, übermüthige Kritikaster oft schriftlich den Kredit mancher Künstler, geschweige den mancher Talents. Und selbst hier in Prag! Welchen Widerstand erfuhr hier nicht ein Tichatschek, einer der ausgezeichnetsten Tenore Deutschlands, ja selbst Rott, unser große Mime, hatte eines Theils hier mit einer Opposition zu kämpfen, die ihm alle Künstlerschaft absprach, und ihn heimlich für einen Charlatan erklärte. Und diese Beiden sind geborne Böhmen! — O Abderal

Ich gerieth in ein Seitengäßchen! Vergeih, göttliche Sara.

Eine weit schwierigere Aufgabe, als Herr Kolár im Karl, hatte Herr Skalný in Franz Moor zu lösen. Du weißt, Franz ist ein großartiger Schurke, Zoll für Zoll, gleich in allem Anbeginn der Komödie. Es ist im Verlauf des ganzen Stückes kein innerer Entwickelungsprozeß seiner Schurkerei vorhanden, sondern eine Umgestaltung der ihn von Außen beengenden Verhältnisse durch seine schon im vorhinein prädestinirte Schurkerei. Das moralische Unsittliche gelangt bei ihm nicht durch Meditation, sondern durch einen angebornen Trieb auf den Kulminationspunkt der Lasterhaftigkeit. Franz ist hiemit ein Sklave des Lasters, er war nie, und kommt auch nie auf einen Scheideweg des Herkules. Aus diesem kannst Du, süße Sara, zu seiner Darstellung Folgendes abstrahiren: Ein abstoßendes, häßliches Aeußere, ein zischendes, feines Organ, das freilich in Momenten des Zornes und der Angst hell, durchdringend wird, eine so zu sagen doppelsinnige Gestikulation, und am Schluße seiner Aufgabe eine drastische Veranschaulichung einer in Gewissensqual, Wuth und teuflischer Bosheit sich auflösenden Seele. Herr Skalný hat ebenfalls dieser hier ausgesprochenen Ansicht im Wesentlichen entsprochen. Nur im 5. Akte konnte er mit seinem Organ nicht scharf genug durchdringen, um die ergreifendsten Nüancen seiner Vision, der Angst und des erwachenden Gewissens hervorzuheben. Sein Spiel ward allgemein mit der wärmsten Anerkennung gewürdigt. — Eine ausgezeichnete Leistung war die bedeutend gestrichene Partie der Amalie von Dem. Manetinský. Die unüberschwängliche, hinreißende Schwärmerei des Originalcharakters ging in der Uebersetzung zumeist verloren. Dem. Manetinský ersetzte aber durch eine so edle Zartheit des Gefühls und der Leidenschaftlichkeit den Verlust, daß man auf die Schillerische Amalie gerne vergaß. — Schweitzer war durch Herrn Gradinger mit edler Einfachheit und Derbheit, Spiegelberg durch Herrn Schmiller höchst ergötzlich dargestellt. Hermanns Partie war so sehr gestrichen, daß seine Bedeutsamkeit beinahe ganz verloren ging. Ueber die Andern außer dem alten Moor sende ich Dir nächstens eine dramaturgische Abhandlung à la Lessing.

Lebe wohl, theures Wesen.

Medardus.

Prager Bühne.

Den 4. November. Frauen-Emanzipation, Lustspiel in 3 Akten von Dr. Marchland.

Baronin von Eichenau, eine junge Witwe, schön, geld- und geistreich, ist von der in letzterer Zeit oft besprochenen Idee einer vollständigen Frauenemanzipation lebhaft ergriffen. Sie will ganz Mann sein, und ist es auch, so gut oder so schlecht es eben geht. Ueber ihre Fonds disponirt sie; selbst die Kunstliebhaberei betreibt sie mit männlicher Energie und wird energisch betrogen; Prozesse führt sie allein und verliert sie trotz einem jungen Doktor Juris. Sie will in Ansichten,

Neigungen, Gewohnheiten, Thun und Lassen den thatsächlichen Beweis führen, das Weib sei nur durch verjährtes Unrecht dem Mann untergeordnet, Weib und Mann hätten auf Freiheit und Unabhängigkeit gleiche Ansprüche, und wenn es darauf ankömmt, auch gleiche Kraft sie geltend zu machen. Daß diese widerspänstige Amazone ihren schönen Nacken nicht zum zweitenmal dem Ehejoch beugen will, ist ganz natürlich und um so natürlicher, da sie die Ehe überhaupt für keine naturgemäße und noch weniger für eine beglückende Combination menschlicher Zustände hält. Das Herz der Frau Baronin kann aber mit den Theorien ihres Kopfes nicht gleichen Schritt halten. Während der irregeleitete Verstand durch das weite Reich der Chimäre schwärmt, muß das Herz die Oberherrschaft des Grafen von Hellstein anerkennen, oder um minder figürlich zu reden, die Baronin von Eichenau liebt den Grafen noch von der Mädchenzeit her, von der lieben Zeit, wo sie nicht zu unterscheiden wußte zwischen Namen und Sache, Uebersetzung und Urtext, Emanzipations-Theorie und Pantoffel. Doch trotz der eignen Neigung, trotz der zärtlichsten Gegenliebe des Grafen, kann die Baronin sich nicht dazu verstehn, ihn zu heirathen, um ja ihre Unabhängigkeit nicht zu gefährden. Varnold, ein Cousin der Wittwe, seine Gattin Amalie und der Graf beginnen nun eine Conspiration. Die Conspiranten strengen ihren Scharfsinn nicht übermäßig an. Die Sache ist ganz einfach. Hellstein muß auf einem Maskenball mit einer maskirten Dame verliebt thun und das, meint die Coalition, soll die Baronin mürbe machen. Ehe ein Frauenzimmer sich der Gefahr aussetzt, durch eine Rivalin einen Anbeter auf einige Zeit zu verlieren, lieber verliert sie ihn auf immer und heirathet ihn — meint die Coalition. Viel Weltkenntniß zeigt der Dichter dadurch, daß er nun den Zufall das Beste bei der Sache thun läßt — das ist aus dem Leben gegriffen. Die Baronin erscheint maskirt auf dem Balle. Ein Baron von Hollbach, der seit einiger Zeit das Haus der jungen Wittwe besucht und den sie für den begeistertsten Bewunderer ihrer glänzenden Fähigkeiten hält, schließt sich an sie an, jedoch ohne sie zu erkennen. Die Baronin sieht nun Hellstein in lebhafter Konversation mit einer Maske (Amalie von Varnold), sie fragt, ob Hollbach die Maske nicht kenne, und Hollbach antwortet: das sei eine bekannte Närrin, die Baronin von Eichenau. Entrüstet gibt die Baronin sich zu erkennen und geht in ihrem Zorne so weit, Hollbach ein Duell anzutragen, das dieser nach mancher Widerrede endlich annimmt. Wenn die Baronin bis jetzt ihr Geschlecht vergessen läßt, so fängt sie allmälig an, uns daran zu erinnern. — Die widernatürlichen Empfindungen einer übertriebenen Unabhängigkeitssucht verlassen nach und nach ihre Brust, und machen, je näher die Stunde des Duells heranrückt, den natürlichsten Gefühlen einer unbändigen Angst Platz; doch noch immer überwiegt der Stolz die Furcht, und es soll eben zum Duell kommen, als Graf Hellstein es noch verhindert. Er hat in Hollbach einen Menschen erkannt, der sich fälschlich für einen Baron ausgibt, und weiß ihn dadurch zu entfernen. Die Kur der Baronin ist nun vollendet. Die Besorgniß, den Geliebten durch ihre Verkehrtheiten auf immer zu verlieren, die Angst um ihr von den Gesetzen der Chirurgie noch nicht emanzipirtes Leben, einige kostspielige und vergebliche Versuche, den Eisenbahnen und beschleunigenden Locomotiven im Gebiete der Themis Eingang zu verschaffen, bringen der schönen Wittwe die Ueberzeugung auf, daß es den Frauen nicht fromme, allein und unbeschränkt die Rennbahn männlicher Bestrebungen zu durcheilen, sondern daß sie bestimmt sind, von der liebenden Hand eines Gatten durch das Leben geleitet zu werden, das zu versüßen oder unerträglich sauer zu machen ihnen allerdings Kraft und Macht genug zu Gebote steht.

Dieses Lustspiel ist der erste Versuch eines Verfassers, dem man Talent und Geist gewiß nicht absprechen kann. Der Hauptcharakter ist mit Bestimmtheit gezeichnet, und mit lobenswerther Konsequenz durchgeführt. Von den Situationen sind einige nicht unwirksam; der Dialog ist größtentheils leicht fließend, der Sache und den Charakteren angemessen, und um auch ein negatives Verdienst dieses Stückes in Anschlag zu bringen, es ist nicht nach dem Französischen. Das Publikum hat diesmal ganz ungewöhnlich streng sein Mißfallen an diesem Lustspiel ausgesprochen. Daran trägt wahrscheinlich zu allererst der Stoff Schuld. Die Emanzipation soll ein satyrisches Lustspiel sein. Die erste Bedingung, damit ein satyrisches Lustspiel gefalle, ist, daß es ein häufig vorkommendes Laster, oder eine oft im Leben bemerkbare Lächerlichkeit zum Gegenstand habe. Die Frauen-Emanzipation ist eine Exaltation, die nie besonders Eingang gefunden hat, daher ist die Satyre dagegen unnöthig und deshalb auch minder treffend. — Bedenkt man noch, daß ein einzelnes Faktum nicht genüge, um die Emanzipationssüchtige Wittwe lächerlich zu machen; daß man dazu ihr ganzes Sein schildern muß, so sieht man gleich, daß die Handlung mit einem Ballast von Scenen beschwert werden müsse, die zur eigentlichen Fabel des Stückes in keinem weitern Bezuge stehn. Die Scenen der Baronin mit Streicher und Krause im ersten und letzten Akte, sind nothwendig zur Detaillirung des Charakters der Baronin, aber sie sind überflüßig für die Handlung; daher die Abspannung des ganzen Publikums. Die Frauen-Emanzipation kann weit besser durch eine Erzählung, als durch ein Drama persifliert werden.

Der zweite Uebelstand ist, daß der Verfasser durchaus nicht auf epigrammatische Würze im Dialog bedacht war. Es wird stellenweise sogar gepredigt, erörtert, diskutirt; woher soll die Theilnahme des Zuhörers kommen?

Das Lustspiel ist kein Lehrbuch. Im Lehrbuch ist das Axiom die Hauptsache, das Beispiel kann allenfalls wegbleiben; mit dem Lustspiel ist's gerade umgekehrt: das Beispiel muß gegeben sein, das Axiom soll der Zuschauer selbst finden. Somit kann man das öffentliche Urtheil streng, doch wenigstens der Materie nach nicht ungerecht nennen. Gespielt wurde so ziemlich. Sonderbar genug sind die Rollen in diesem Lustspiel so geartet, daß es blos den Darstellern der episodischen Personen (sie waren freilich diesmal durch Mad. Binder und Herrn Bayer besetzt) möglich ward, Anerkennung zu erlangen. **— rer.**

N o t i z e n.

(Ein moderner Minstrel.) Hr. von Villemarque, welcher der Bretagnischen Poesie verdienstvolle Bemühungen gewidmet hat, fand unlängst in der Mitte von Basse Cornouaille einen armen buckligen Bauer, mit Namen Loiz-Guioar, schlechthin daselbst Loiz Kam, d. i. der hinkende Ludwig (Louis le boiteux) genannt, welchen er als ein getreues Abbild jener Zwerge bezeichnet, die am Hofe der französischen Könige angestellt waren. Dieser hinkende Ludwig treibt in seinem Gau das Geschäft eines Sehers, und wird häufig um Rath gefragt; er steht aber außerdem auch noch in Ansehen durch seine poetische Gabe, vermöge welcher es ihm ein Leichtes ist, Verse und Reime zu machen, und volksthümliche Weisen nach traditionellen Sagen und Sprüchen abzusingen. Vorzüglich soll er als Seher und Dichter gegen den Hauptfehler der Bretons eifern und ankämpfen, d. i. gegen die Trunkenheit, und zwar mit so viel Glück und Erfolg, daß der Besuch der Wirthshäuser in seinem Kanton weit geringer ist, als in den angränzenden Gauen.

(Magyarische Literatur.) Auf Kosten der ungarischen Akademie ist so eben der 8. Band magyarischer Original-Bühnenwerke erschienen, und enthält das im Jahre 1839 mit einem Accessit belohnte fünfaktige Trauerspiel: Negyedik László (Ladislaus IV.) von Adolf Gyurmán. Das in demselben Jahre mit 100 Dukaten betheilte Trauerspiel: Hunyady László von Lorenz Tóth kann nicht im Druk erscheinen. — Die beiden Lustspiele von Szigligeti und Nagy, ersteres mit 100 Dukaten, das andere mit einer Nebenprämie betheilt, sind bereits unter der Presse, und werden den 9. und 10. Theil der oben genannten Sammlung bilden. (Pesth. Tageblatt.)

(Heilmittel.) Nach englischen Blättern werden rheumatische Schmerzen gelindert und gehoben, wenn man den schmerzenden Theil in dem Wasser, worin eben Kartoffeln abgekocht wurden, ganz warm badet, bevor man sich niederlegt.

(Berlin.) Direktor Klöde gibt hier populäre Vorlesungen über die wichtigsten Theile der Physik, für Herren und Damen.

(Industrie.) In der vor Kurzem in Nürnberg stattgefundenen Industrieausstellung hatten nahe an tausend Fabrikanten und Gewerbtreibende die ausgezeichnetsten Gegenstände ihres Fleißes geliefert. Sie soll den Beweis geben, daß das allerdings hauptsächlich an Erzeugnissen des Bodens reiche Baiern sich doch auch einer wichtigen, mannigfachen und alle Pflege verdienenden Industrie erfreut. »Man erhält die Ueberzeugung,« sagt das Morgenblatt, »daß die deutsche Industrie keine einseitige, künstlich getriebene und in die Höhe geschraubte, sondern die vielseitigste, natürlich aufgewachsene und reichhaltigste ist, daß deutscher Kunst und Gewerbsfleiß, wenn auch in einzelnen Zweigen nicht der großartigste, sich doch durch Mannigfaltigkeit, innern Reichthum und Gediegenheit vor wie nach vor dem aller andern Länder auszeichnet.

(Ole Bull), der berühmte Virtuose, wird nächstens nach Prag kommen, und hier Konzerte geben.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 92. Samstag den 14. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

II.

Schweigend saßen die drei Reiter auf ihren Pferden, der alte Taras gedachte vergangener Zeiten; ihm schwebte das Bild seiner zu schnell verflogenen Jugend vor der Seele; er fühlte in sich wie alle Kosaken den heißen Wunsch, daß sein ganzes Leben eine ununterbrochene Jugend geblieben wäre. Er frug sich, wen er von den Gefährten seiner Jugend wohl noch in der Sétscha*) finden werde? Er überzählte die bereits Gestorbenen, und die, welche noch am Leben. Eine Thräne stahl sich in seine Augen, und sein ergrauendes Haupt neigte sich auf seine Brust.

Seine Söhne waren mit andern Gedanken beschäftigt.

Sie waren nach zurückgelegtem zwölften Jahre auf die Akademie von Kiew geschickt worden. Die Großen und Vornehmen seiner Zeit hielten es für nöthig, ihre Söhne unterrichten zu lassen, sei es auch, daß sie das Erlernte schnell wieder vergaßen. Bulba's Söhne waren, wie alle andern, welche man auf die Akademie schickte, früher wild, und in gänzlicher Ungebundenheit aufgewachsen. Dort aber wurden sie etwas abgeschliffen, und erhielten einen gemeinsamen Anstrich von Bildung, der sie so ziemlich einer dem andern ähnlich machte. Ostap, Bulba's ältester Sohn, hatte seine akademische Laufbahn damit begonnen, daß er im ersten Jahre entflohen war. Man hatte ihn zurückgebracht, hart gezüchtigt und zum Studium gezwungen. Viermal hatte er sein Buch in die Erde vergraben, eben so oft war er mit Schlägen dafür gezüchtigt und das vernichtete Buch durch ein neues ersetzt worden; er würde dasselbe ohne Zweifel auch das fünftemal vergraben haben, wenn nicht der Vater ihm feierlich angedroht hätte, ihn in dem Falle auf zwanzig Jahre ins Kloster zu stecken, hinzufügend, daß sein Sohn in seinem Leben Zaporog nicht sehen solle, wenn er nicht alle Studien auf der Akademie beendige. Es ist sonderbar, daß es gerade Taras Bulba war, der so sprach, er, der alle Gelehrsamkeit schmähte, und seinen Kindern abrieth, sich damit zu befassen, wie wir bereits gehört haben. Diese Drohung des Vaters hatte geholfen, denn seit dieser Zeit war Ostap mit ungewöhnlicher Ausdauer den langweiligen Büchern treu geblieben, und bald zu einem der besten Schüler herangereift. Was man in jener Zeit Gelehrsamkeit nannte, war durchaus nicht übereinstimmend mit der Form des gewöhnlichen Lebens. Jene scholastischen, grammatischen, rhetorischen und logischen Spitzfindigkeiten stimmten nicht überein mit den Zeitverhältnissen, und konnten in denselben durchaus nicht angewendet werden. Selbst jenes Wissen, das nicht streng scholastisch, war für das damalige Leben ganz verloren. Die sogenannten Gelehrten jener Zeit waren oft die unwissendsten Männer. Es fehlte ihnen gänzlich an Erfahrung, daher auch der geringe Eifer der Jugend für die Wissenschaft. Dazu kam noch in der Anstalt, in welcher eine große Zahl junger, starker und gesunder Leute versammelt war, die fast republikanische Verfassung, die viel dazu beitrug, eine Thätigkeit in ihnen zu entwickeln, die weit außer dem Bereiche der Studien lag. Ferner dienten theils schlechte Kost, theils die häufig angewandte Hunger-Strafe, theils endlich das Erwachen der verschiedenartigsten Triebe, dazu, in den gesunden, kräftigen Jünglingen jene Kühnheit hervorzubringen, welche dann in Zaporog so energisch hervorzutreten pflegte. Die ausgehungerten Zöglinge der Akademie trieben sich auf den Straßen von Kiew herum, und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Die Marktweiber bedeckten mit den Händen ihre Kuchen, Backwerk und ihren Kürbißsamen, wie der Adler seine Jungen, so oft sie einen von ihnen kommen sahen. Der Klassenälteste, dessen Amt es war, seine Mitschüler zu beobachten und Ordnung zu erhalten, hatte in seinen Scharowari so weite Taschen, daß er den ganzen Kram einer unachtsamen oder überraschten Verkäuferin darin beherbergen konnte. Die Akademie bildete eine ganz in sich abgeschlossene Welt. Die Zöglinge derselben hatten in die höhern, aus dem polnischen und russischen Adel bestehenden Kreise keinen Zutritt. Selbst der Wojwode Adam Kisel, welcher die Akademie außerordentlich begünstigte und ihre Rechte überall in Schutz nahm, führte die jungen Leute nicht in die Gesellschaft ein, befahl vielmehr gegen sie die größte Strenge. Dieser Rath war übrigens überflüßig, denn der Rektor und die Professoren waren Mönche, welche Gerten und Karbatschen nicht schonten und ihre Lictoren, die Klassenobersten, zuweilen so behandeln ließen, daß dieselben mehre Wochen nachher noch die Spuren davon an sich trugen, und die schmerzhaften Stellen rieben, während freilich Manche von ihnen die Sache nicht anders nahmen, als einen starken, mit Pfeffer reichlich gewürzten Branntwein. Andere wurden solcher Plagerei wohl überdrüßig, und langten fliehend in Zaporog an, wenn sie den Weg dahin gefunden hatten, und nicht unterwegs aufgegriffen worden waren.

Obgleich Ostap Bulba mit großem Eifer Logik, ja sogar Theologie zu studiren angefangen, hatte er doch den unerbittlichen Ruthenstreichen nicht ausweichen können. — Das Zusammentreffen aller dieser Umstände hatte, wie begreiflich, seinem Charakter jene Festigkeit und Härte gegeben, die den Kosaken jederzeit auszeichneten.

Ostap galt immer für einen der besten Kameraden. Er machte zwar selten bei verwegenen Unternehmungen der Akademiker den An-

*) Verhau, ein mit Graben umgebener Platz, Lager der Kosaken.

führer, wenn es zum Beispiel galt, einen Obst- oder Küchengarten zu plündern u. dgl., aber er stand immer unter den Ersten auf dem Verzeichniß der zu einer Expedition zu Werbenden, denn er war kühn und unerschrocken und verrieth nie seine Kameraden; dazu konnte ihn keine, auch die härteste Strafe nicht bewegen. Er war durchaus unempfindlich gegen jeden andern Genuß, außer Krieg und schwelgerischem Schmauß, und seine Gedanken waren selten mit andern Gegenständen beschäftigt. Gegen seine Gefährten war er aufrichtig, und besaß so viel Gutmüthigkeit, als es sein Charakter nur immer zuließ. Beim Abschied war er über die Thränen seiner armen Mutter von ganzer Seele gerührt, und dies allein war die Ursache, daß er den Kopf traurig hängen ließ.

Andrij, der jüngere Bruder, war in seinen Empfindungen lebhafter, und von Seiten des Gefühls mehr entwickelt. Er lernte mit mehr Lust und weniger Anstrengung, als es gewöhnlich bei harten und festen Charakteren der Fall ist. Er hatte mehr Erfindungsgabe, als sein Bruder; auch war er oft der Anführer von sehr gewagten Unternehmungen, und wußte sich dann gewöhnlich durch die Gewandtheit seines Geistes der ihm drohenden Strafe zu entwinden, während sein Bruder sich nie bemühte, unstrafbar zu erscheinen, und noch weniger daran dachte, um Erlassung einer Züchtigung zu bitten. Des jüngern Bruders Thatendurst war nicht geringer als der seines Bruders, aber sein Herz war auch Regungen anderer Art geöffnet. Das Gefühl der Liebe erwachte mächtig in ihm, als er achtzehn Jahre alt war. Das ideale Bild einer Jungfrau erfüllte seine lebhafte Phantasie. Sie stand vor seinem geistigen Blicke, zart, in Jugendfülle, selbst wenn er philosophischen Disputationen beiwohnte. Er wähnte in ihre schwarzen Augen zu schauen, ihren blendend weißen Busen zu erblicken, ihren entblößten reizenden Arm, die zarte Hand, ja sogar das Gewand, das ihre zarten und doch kräftigen Glieder umfloß. Und eine unaussprechliche Wonne erfüllte bei diesen Bildern sein Herz. Er verbarg sorgfältig vor seinen Gefährten die Gefühle, die seine Brust durchströmten, weil man es einem Kosaken zur Schande und Schmach rechnete, wenn er an Mädchen und Liebe dachte, bevor er in einem Treffen sich gezeigt. Uebrigens trat er in den letzten Jahren seltener als Anführer zu irgend einem losen Streiche auf, irrte aber um so häufiger in den Nebengäßchen von Kiew umher, deren kleine mit Kirschbäumen umgebene Häuser ihn so lockend anblickten. Zuweilen durchwanderte er auch die Straßen der Aristokratie, den Theil des alten Kiew, wo der kleinrussische und polnische Adel zu wohnen pflegte, dessen Häuser schon damals nicht ohne Geschmack erbaut waren. Als er einst, wie gewöhnlich, dort gedankenlos vor sich hinsehend, umherstreifte, wäre er durch die Kutsche eines polnischen Magnaten beinahe niedergeworfen worden. Der schnurrbärtige Kutscher versetzte ihm vom Bocke herab noch einen tüchtigen Hieb mit der Peitsche, worüber der Akademiker in heftigen Zorn gerieth. Mit unsinniger Keckheit und kräftigem Griffe erfaßte er das hintere Rad des Wagens und zwang ihn stille zu stehen. Der Kutscher, des Beleidigten Rache fürchtend, trieb mit der Peitsche die Pferde an, so daß Andrij kaum Zeit hatte, das Rad los zu lassen. Er fiel auf die Erde und konnte es nicht hindern, daß sein Gesicht mit dem Gassenkoth in Berührung kam. — Eine laute aber wohlklingende Lache ertönte über ihm. Er blickte in die Höhe, und sah an einem Fenster ein Mädchen stehen, unaussprechlich schön, schwarzäugig, und weiß wie von der Morgensonne beschienener Schnee. Sie lachte von ganzem Herzen, was ihre blendende Schönheit noch erhöhte. Er stand wie versteinert ganz im Anschauen verloren, und wischte gedankenlos den Schmutz vom Gesichte, und breitete denselben durch seine Zerstreuung nur immer mehr aus einander. — Wer war diese Schöne? Er wandte sich fragend an die Dienerschaft, welche zahlreich und reich gekleidet unterm Thore stand, einen jungen Pandurenspieler umringend. Als diese aber das beschmutzte Gesicht erblickten, brachen sie in ein Gelächter aus, und Keiner von ihnen würdigte ihn einer Antwort. Endlich erfuhr er, daß die junge Dame die Tochter des Wojwoden von Kowen sei, welcher auf einige Zeit nach Kiew gekommen. In der folgenden Nacht überstieg er den Gartenzaun, erstieg mit der Kühnheit, deren nur ein Student fähig ist, einen Baum, dessen Aeste das Dach des Hauses berührten, und ließ sich durch den Schornstein eines Kamins in das Schlafzimmer der Schönen herab, welche gerade vor dem Licht sitzend ihre kostbaren Ohrgehänge ablegte.

Als die schöne Polin einen fremden Mann vor sich erblickte, war sie vor Schreck keines Lautes mächtig; erst da sie bemerkte, daß der junge Mann die Augen niederschlug, und aus Verlegenheit kein Glied bewegte, und in ihm den erkannte, welcher vor ihren Augen in den Koth geworfen worden, bemächtigte sich ihrer die Lachlust auf's Neue. Uebrigens hatte Andrij auch gar nichts schreckenerregendes in seinen Gesichtszügen, er war im Gegentheil ein sehr schöner Mann. Das Mädchen lachte und ergötzte sich lange an seiner Verwirrung. — Sie war leichtsinnig, wie alle Polinen, aber aus ihren Augen blitzte ein durchdringendes Feuer ihm entgegen, und es lag in ihrem schmachtenden Blick Etwas, das Beständigkeit verkündete. Der Student stand da, als wäre er an Händen und Füßen gebunden, aber des Wojwoden Tochter trat ermuthigt auf ihn zu, schlang ihr glänzendes Diadem um seine Stirn, und hing ihm ihre Ohrgehänge an die Lippen, den durchsichtigen, reich mit Gold gestickten Halskragen warf sie um seinen Nacken und nahm tausend Thorheiten dieser Art mit ihm vor, unbefangen wie ein Kind und wie Polinen zu sein pflegen, wodurch sie unsers Studenten Verlegenheit nur noch erhöhte. Er machte in der That eine lächerliche Figur; denn mit offenem Munde starrte er unverwandt in ihre wunderbaren Augen. Ein Geräusch vor der Thüre erschreckte sie. Das Mädchen hieß ihn sich unter das Bett zu verbergen, und als es bald nachher still geworden war, rief sie ihre Dienerin, eine gefangene Tatarin, und befahl ihr den Jüngling behutsam in den Garten hinab zu führen, aus welchem er den Weg über den Lattenzaun leicht finden würde. Aber trotz aller Vorsicht gelang unserm Studenten der Rückweg nicht so gut: der Wächter war durch das Geräusch erwacht und erwischte ihn an den Füßen. Die Dienerschaft lief zusammen und verfolgte ihn bis auf die Straße, und mit Mühe gelang es ihm, seinen Rücken dem Gewitter von Schlägen, das sich über ihn entlud, mit Hülfe seiner schnellen Füße zu entziehen. — Nach dem unglücklichen Ende, das dieses Abenteuer genommen, war es gefährlich für ihn, vor der Wohnung des Wojewoden vorüber zu gehen. Er sah die Geliebte noch einmal in der Kirche: sie bemerkte ihn, und lächelte ihm zu wie einem alten Bekannten. Dann sah er sie zum dritten Male, aber nur im Flug; hierauf reiste der Wojwode ab, und statt des wunderschönen, verführerischen, braunen Köpfchens schaute ein breites, flaches Gesicht aus den Fenstern der Theuern. Nun wißt ihr, woran Andrij dachte, und warum er den Kopf hängen ließ und auf die Mähne seines Pferdes starrte.

Inzwischen hatte die Steppe schon längst die Reiter in ihre grünen Arme geschlossen, das hohe Gras verbarg sie fast den Blicken; so daß nur ihre Mützen sichtbar waren, welche in den Riesenhalmen der Steppe sich bewegten.

»He! was ist das, Bursche!« rief endlich, aus seinen Gedanken erwachend, Bulba. »Was ihr still geworden seid! Sollte man nicht glauben, ihr wäret Mönche? Ei was! Jagt die Gedanken zum Teufel! nehmt die Tabakspfeifen zwischen die Zähne und laßt uns eins rauchen. Gebt den Pferden die Sporen, daß wir fliegen mit dem

Vogel um die Wette!« — Die Kosaken bogen sich auf ihren Pferden vor und verschwanden im Grase. Auch ihre schwarzen Mützen waren jetzt nicht mehr sichtbar, nur ein Streifen des im Fluge zertretenen Grases bezeichnete ihre Spur. Längst blickte die Sonne belebend vom heitern Himmel herab, und ergoß ihre wärmenden Strahlen über die Steppe. Da schüttelten die Kosaken Alles, was Trauriges und Nächtliches auf ihrer Seele lastete, fröhlich ab, wie der Vogel beim Erwachen den Nachtthau vom Gefieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief aus Paris.

(Fortsetzung aus Nr. 90.)

Im Theater de Varietés sah ich auch le Chevalier du Guet, voll komischer Scenen. In Erstaunen setzte mich das Theatre français, wo ich an zwei Abenden Moliere's Ecole des femmes und le Philosophe sans le savoir sah. So schlechte Komödianten habe ich nicht erwartet. Die Frauenrollen sind gut besetzt, die Männer aber ärger wie bei den deutschen Theatern zweiten Ranges, und bei weitem schlechter, als die an den Vorstadtbühnen, wo gerade das umgekehrte Verhältniß Statt findet, daß nämlich die Frauen manierirt und unter der Mittelmäßigkeit sind. Madame Plessys ist das reizendste Weib, das ich gesehen, und voll Talent. Ich lerne das Burgtheater immer mehr und mehr schätzen, namentlich in Bezug der Darsteller älterer Rollen. Die Rachel konnte ich bisher noch nicht sehen, da man Queue machen muß, um bei einer ihrer Vorstellungen ins Parterre zu gelangen, wozu ich mich nicht verstehe; ein Sperrsitz aber zu zehn Franken übersteigt meine Kräfte. Die Huguenottes hörte ich in der großen Oper, war aber in einer Loge so schlecht placirt, daß ich nicht urtheilen kann. Weder Duprez noch Levasseur haben mich erwärmen können. Ersterer singt gar zu viel durch die Fistel, was nach meiner Ansicht kein guter Tenor thun darf und in Italien als Verbrechen gilt. Die Damen sind gut, aber auch nicht mehr als das, und die Lutzer wie die Hasselt würden hier eben so viel, wo nicht noch mehr machen. Aber der Saal, die mise en scène, die Verwandlungen, Dekorationen, Comparsenstellungen u. dgl., davon haben wir in Deutschland keinen Begriff; es ist eher das ein Vorzug, den selbst die kleinsten Theater voraus haben, daß die geringste Rolle gehörig besetzt ist, und alles Nebenwerk die Illusion unterstützt.

Am 19. Nachmittags um 3 Uhr.

Heine sitzt in diesem Augenblick an meinem Schreibepult und schreibt einen schnellen Bericht über die Damasker Judengeschichte für die Allgemeine Zeitung; ich habe mir diese Blätter vom Kasten genommen und schreibe Dir die Fortsetzung, während Heine's Feder hinter meinem Rücken knistert. Heine war nicht hier in den ersten Tagen meiner Ankunft; als er von seiner Reise zurückkam, erzählte ihm der kleine Weill von meinem Hiersein. Er ließ mich einladen; ich ließ ihn jedoch wissen, daß ich nicht wohl ihn besuchen könnte, da er einmal drucken ließ, wie sehr er erschrecke, so oft ihm ein deutscher Literator einen Besuch abstatte.*) Darauf war Heine so liebenswürdig, mich zuerst zu besuchen. Seitdem sind wir fast täglich mehre Stunden beisammen. Er ist anders, als wir ihn gedacht; ich hätte ihn sogar etwas stolzer gewünscht. Man hat überhaupt in Deutschland nicht den rechten Begriff von ihm. Heine ist ein corpulenter hübscher Mann in der Gestalt von Ludwig Löwe in Wien und in einem Alter von 40 Jahren, mit etwas schwachgrauen Haaren und salopper Toilette. Im Charakter einige Aehnlichkeit mit —, versteht er doch nicht, sich das rechte Air zu geben, und hat hier nichts weniger als Freunde. Er lebt das Leben eines Journalisten, der nicht Redakteur ist! Herzzerschneidend ist es, zu sehen, wie ein so großer Poet — — — —. Er ist mit der oft erwähnten Mathilde verheirathet, eine angenehme corpulente Französin. Ein deutscher Dichter bedarf eines deutschen Weibes; was deutsche Frauen aber sind, das lernt man erst in Paris kennen. Der Begriff Familienleben, wie wir ihn in Deutschland haben, ist hier nicht zu übersetzen. Erst jetzt verstehe ich die Georg Sand'schen Confusionen von dem freien Weibe; solche Gedanken können in Paris wohl aufkeimen, ohne unnatürlich zu sein, aber Gott sei Dank, in Deutschland sind sie Frazze. Nun denke Dir einen deutschen Dichter mit seinen Träumen und Bestrebungen, der eine Frau zur Seite hat, die kein Wort von seiner Sprache versteht, der er nichts vorlesen kann, die ihn nicht auf die Auswüchse, in die jeder Dichtee sich bisweilen verirrt, mit seinem Sinne aufmerksam macht, und Du wirst begreifen, wie Heine sich bisweilen so grob vergreifen kann, wie dies wieder in seinem letzten Buch geschehen ist, wo die Anzahl herrlicher Stellen kaum die Flecken, die darin sind, verstecken können. Dazu kömmt noch die Entfernung vom Druckort und vor Allem die Entfernung von dem Lande, für das man schreibt. Heine kennt noch immer nur das Deutschland von 1830; was in diesen zehn Jahren in unserer Anschauungsweise sich geändert, hat sich zwar auch bei ihm geändert, aber auf französische Weise, und dieses ist eine unglückliche Quelle von Mißtönen zwischen dem Dichter und seiner Nation. Heine ist in diesem Augenblicke fieberisch aufgeregt durch die — — — —. Er war heiß damit beschäftigt, eine Broschure gegen — zu schreiben, — — — — ich habe das Verdienst, daß ich ihn von dieser Idee zurückgebracht habe. Ich glaube, ein gutes Werk gethan zu haben. Ich sagte ihm, daß er, statt eine Streitschrift zu schreiben, lieber etwas Neues produziren soll, und daß er seine Feinde dadurch eher auf den Mund schlagen wird. Er will; aber er hat zu viel Sorgen, um die Ruhe dazu zu gewinnen. Der Arme! — Es erscheint nächstens ein neuer Band »Salon« bei Campe, der nebst dem Abdruck einiger bereits erschienenen Gedichte und Aufsätze eine Judennovelle enthalten wird, wie nur Heine sie schreiben kann.

(Der Beschluß folgt.)

*) Eben solche Rückhaltung verbietet mir, die vertraulichen Mittheilungen meines Freundes über Heine ganz der Oeffentlichkeit zu übergeben, obwohl sie nicht blos das Interesse des Lesers, sondern auch dessen herzlichste Theilnahme erwecken, und viele Irrthümer des Dichters, wenn nicht entschuldigen, doch in ein günstigeres Licht stellen würden. Neustadt.

Böhmische Literatur.

Archiv Český, čili staré pjsemné památky České i Morawské etc. (Böhmisches Archiv, oder alte schriftliche Denkmäler Böhmens und Mährens. Aus einheimischen und fremden Archiven entlehnt und herausgegeben von Franz Palacky, Historiographen der H. H. Stände des Königreichs Böhmen, ord. Mitgliede und Sekretär der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w. Erster Theil. Erstes Heft. Prag 1840. In Kommission bei Kronberger und Řiwnac. Druck und Papier von Gottlieb Haase Söhne. 4. 15 Bogen. Preis 45 kr. C. M.

Die Herausgabe dieser überaus wichtigen, für einen jeden Böhmen sehr interessanten Sammlung haben wir den Hochlöblichen H. H. Ständen des Königreichs Böhmen zu danken. Wie aus der beigefügten Ankündigung erhellt, wird die Sammlung nur ursprünglich in böhmischer Sprache verfaßte Urkunden enthalten, und zwar in fünf Abtheilungen, als: A. Sendschreiben jeder Art, B. Landes- und Landtagsschlüsse, öffentliche Verträge und königliche sowohl als ämtliche Urkunden, C. Privaturkunden, D. Juristische und historische Auszüge, und endlich E. aus Urkunden geschöpfte Auszüge und Uebersichten.

Das Werk erscheint in zwanglosen Lieferungen, jedes Heft ungefähr 15 Bogen stark. Fünf Hefte bilden einen Band.

Daß die Herausgabe dieses böhmischen Archivs eine große Lücke in der Nationalliteratur ausfüllt, und ein bedeutender Fortschritt geschieht, muß Jeder eingestehn, der die Wichtigkeit alter schriftlicher Denkmäler dieser Art für die Erforschung der Geschichte und früheren Sitten eines Landes erwägt. Mit Recht kann man das böhmische Archiv als eine Ergänzung von Herrn Palacky's Geschichte Böhmens ansehn (welche er jetzt auch in der Muttersprache zum Druck bereitet), indem beide Werke einander wechselseitig commentiren. Was für eine reiche Ausbeute der Erforscher der vaterländischen Geschichte und der öffentlichen und Privatzustände des frühern Böhmens aus diesem Werke zu erwarten habe, zeigt schon das vorliegende erste Heft. Dasselbe enthält 1. Briefe Kaiser Sigmunds vom Jahre 1414 — 1437. 2. König Wenzel und das Herrenbündniß vom Jahre 1394 — 1401, endlich 3. Schreiben des Herrn Wilhelm von Pernstein vom Jahre 1520. — Hieraus ist zu ersehen, daß Hr. Palacky keine chronologische Ordnung beobachtet, sondern, wie er sich selbst darüber in der Ankündigung ausspricht, die Abtheilungen und Zeiträume wechselt, dabei jedoch Rücksicht nimmt, daß jedesmal ein Ganzes geboten, und die zu einander gehörigen Urkunden zusammen gestellt werden, wofür wir ihm allerdings mehr Dank wissen, als wenn er dieselben zwar in chronologischer Folge, aber ohne alle innere Verbindung an einander reihen würde. — Nicht weniger wichtig ist dies Werk auch dadurch, daß es unsere Kenntniß des altböhmischen Styls vermehrt, welcher für uns ein immer noch unerreichtes Muster bleibt. — Das hohe Interesse des Inhalts, die gefällige äußere Ausstattung und der beispiellos wohlfeile Preis lassen erwarten, daß dieses Werk bald in den Händen aller Freunde der böhmischen Geschichte sein wird. J. M.

Prager Bühne.

Den 11. November: Pantoffel und Degen, Lustspiel in 4 Akten. Nach Schröder frei bearbeitet von Holbein.

Eine blos durch den Zufall herbeigeführte Palliativ-Cur einer bösen Sieben (für so viel Bosheit ist Sieben noch eine sehr bescheidene Zahl), ein Mißverständniß eines Liebhabers, dem es durchaus nicht einfällt, daß seine Geliebte eine Stiefschwester haben könne, das sind die spärlichen Elemente dieser dramatischen Palingenesie. Wir wollen deßhalb weder mit dem todten Dichter noch mit dem lebenden Bearbeiter rechten. Daß dem Liebhaber die natürliche Lösung des Räthsels nicht gleich einfällt — der Mensch vergißt oft auf das Nächste, ja er vergißt vielleicht deßhalb oft auch auf den lieben Nächsten — das wäre in der Ordnung. Daß die Cur nicht radikal sei, ist übrigens nur eine Privatmeinung, aber es läßt sich kaum denken, daß in solchen Fällen die Heilung anders möglich sei als durch die kritische Absonderung der materia peccans. Auf jeden Fall hat dieses Lustspiel keine sehr interessante Handlung, keinen mit tieferer Menschenkenntniß erfaßten Charakter; es hat keine Tendenz und viel Unwahrscheinliches — und dennoch wurde es mit einstimmigem lautem Beifall aufgenommen, so siegreich ist die Kraft eines heitern Dialogs, der fern von allem unzeitigen Stolz keinen Spaß verschmäht, so drastisch der Effekt komischer Situationen, so lohnend die genaue Kenntniß der Bühne und des Volksgeschmacks, oder richtiger gesagt, so lohnend die Fähigkeit, das Publikum immer so zu beschäftigen, daß es vor Lachen nicht zum Denken kommen kann. Das Stück wird überall gefallen, wo es so vortrefflich gespielt wird, als hier. Besonders führte Herr Polawsky die allerdings auch dankbare Rolle des Amtsraths vortrefflich durch. Die Leistung war überraschend schön, und das will bei Herrn P., von dem wir immer das Beste zu erwarten gewohnt sind, wahrlich nicht wenig sagen. Auch die andern Darsteller standen Herrn P. würdig zur Seite.

Herr von Holbein hat durch diese Bearbeitung das jetzige Bühnenrepertoir, für welches Schröders »Das Blatt hat sich gewendet« schon zu veraltet war, wesentlich bereichert. Ueberhaupt hat Herr v. H. durch seine bühnengewandten Produkte uns schon manchen angenehmen Abend bereitet und so als Dichter gut gemacht, was er vielleicht als ehemaliger Theaterdirektor — — Wahrlich, jeder Theater-Entrepreneur sollte nebenbei Dichter sein. Der Dichter zahlte dann die Schuld des Theaterdirektors; freilich ein seltener Fall in Deutschland, wo der Dichter mit schwerer Mühe dazu gelangt, seine eignen zu zahlen.

—rer.

Der junge Virtuose.

Prag am 12. November.

Herr Raimund Dreyschock, absolvirter Zögling des Prager Konservatoriums der Musik, gab gestern am 11. im königl. ständischen Theater eine zwar kurze, aber desto glänzendere Kunstausstellung, indem er zwischen dem 1. und 2. Akte eines sehr ergötzlichen Lustspiels: »Pantoffel und Degen«, ein Konzertstück für Violine (Adagio und Bolero von Panofka) mit einer so gediegenen Meisterschaft vortrug, daß er sowohl Musikfreunde als Musikkenner wahrhaft begeisterte. Es liegt aber auch wirklich etwas ganz Eigenes in Dreyschocks Darstellungsweise, und Jeder würde sehr irren, der es in der reinen Intonation, oder in leichter Besiegung der schwierigsten Technik, vielleicht auch in der Schönheit und Glätte des Tones, oder in der gewandten Bogenführung des Virtuosen, oder in seiner mit graziösem Anstand gepaarten Ruhe suchen wollte; — nicht einzelne Strahlen der Virtuosität sind es, die einen solchen Eindruck in uns bewirken, sondern das allein ist es, was nicht gelernt werden kann, was aber im Innern des Menschen waltet*), wo sich alle Strahlen des Phöbos in einem Brennpunkt vereinen, und alles dann entflammen und entzücken. Den allgemeinen Beifall, mit dem man Dreyschock hervorrief, darf er nie vergessen; denn Böhmen sind es, die ihren Landsmann so auszeichneten. Ein dankbareres Konzertstück und ein gemüthliches Drama hätten übrigens Dreyschocks Virtuosität noch mehr ins Licht gestellt; denn ein so greller Uebergang, wie der von Scherz zur Sentimentalität, schwächt stets die Wirkung der Musik, weil, ehe der Zuhörer zur nöthigen Stimmung gelangt, die Herrliche schon fortgezogen ist. —

Auch Herr Pixis, Professor am Konservatorium, feierte einen nicht minder glänzenden Triumph, als er in der Kunstleistung seines Zöglings die Gründlichkeit und Haltigkeit seiner Lehrart in schönster Blüte gewahrte, und sich so als Meister die vollste Anerkennung erwarb.

Es verlautet, daß Herr Raimund Dreyschock noch ein ganzes Jahr seine Studien auf der Violine unter Leitung des Herrn Pixis fortsetzen, und sich dann mit seinem Bruder, dem rühmlich bekannten Pianisten vereinigen wolle, worauf beide als Kunstbrüder reisen, und bei ihrem beharrlichen Eifer für die Kunst, gewiß einst am Firmamente der Herrlichen als Castor und Pollux glänzen werden.

W. J. Tomaschek.

*) Est deus in nobis, etc.

Notizen.

(München.) Die Wand- und Deckenmalereien in der neuen Ludwigskirche nähern sich mit raschen Schritten ihrer Vollendung. Cornelius hat die Uebermalung und Retouchirung seiner gewaltigen Darstellung des Weltgerichts beinahe vollendet, während seine Gehülfen Hermann und Stürmer mit der Ausführung der Kreuzigung in dem linken Flügel des Querschiffes, und einige andere jüngere Künstler mit der Vollendung der beiden Darstellungen der guten und bösen Engel, so wie anderer Gestalten beschäftigt sind. Alle diese Bilder entsprechen durch den Ernst und die Größe der Auffassung und Ausführung den großartigen Räumen der Kirche, die mit ihrem malerischen Schmuck unstreitig einen überaus erhabenen Anblick gewähren wird.

(Druckfehler.) In dem Todtenverzeichniß einer böhmischen Kreisstadt liest man: Den 6. September: Frau Theresia Taubennestler, bürgerliche Schuhmachersgattin, als 65 Jahre, N. C. 435 (an Zahnfieber.) — soll vermuthlich heißen: Zehefieber.

(Leipzig.) Der Dr. Med. C. Belot, der vor länger als 20 Jahren am Hafen von Havannah, dieser Stadt gegenüber, ein Krankenhaus aus eigenen Mitteln erbaut und errichtet hatte, reiste dieses Frühjahr nach Europa, um die Fortschritte der Medizin und Krankenpflege kennen zu lernen, und befand sich kürzlich in Leipzig. Es ist ihm gelungen, die Tödtlichkeit des gelben Fiebers so zu vermindern, daß von 100 Fällen kaum 4 bis 8 tödtlich ablaufen. Der Arzt, welcher jetzt die Anstalt leitet, ist der Dr. Jörg aus Leipzig.

— Die Ueberschrift des neuen Schützenhauses in Leipzig, von Professor Hermann gefertigt, lautet: „Laboris industriis civibus requies" — als ob die Schützen von Leipzig ihr Tirocinium bestanden und den Donat eingepeitscht bekommen hätten! Wann wird unter uns Deutschen das Philisterthum einmal würde werden! Davids Guttenberg in Straßburg zeigt in seiner Bibel „la lumière fut!" und wir schämen uns immer noch jedes deutschen Wortes! W.

(Wien.) Die Vergrößerung und Verschönerung unserer Residenz macht riesige Fortschritte. Ganze Gassen sind in der innern Stadt schon verschwunden, während fast jede große Vorstadt 3 bis 4 Straßen zählt, die vor wenigen Jahren Grasplätze waren. Ein grandioses Projekt wird gegenwärtig ins Werk gesetzt, eine neue Brücke über den Donaukanal. Gerade von der Rothenthurmstraße herab wird ein Thor in die Stadtmauer gebrochen, oder eigentlich das Schanzelthor vergrößert, über die Donau, zwischen der alten Ketten- und der Schlagbrücke will man eine befahrbare große Kettenbrücke bauen, welche durch eine neu zu eröffnende Gasse eine zweite Passage gegen den Mittelpunkt der Leopoldstadt bilden soll. Rechts von dieser Gasse wird sich die neue Aktien-Schwimm- und Badeanstalt befinden, deren Maschinengebäude bereits vollendet ist; jetzt schreitet man zur Bildung des Bassins. — Durch die Demolirung der beiden Häuser am Graben wird die Paternostergasse aufhören, wie es schon mit einem großen Theile des Alserglacis durch die vorjährigen Bauten eben so geschah. (Pesth. Tagebl.)

Zur Nachricht.

(Prag.) Morgen am 15., Mittags um 12½ Uhr werden Hr. Erlanger und dessen Gattin im Saale des Platteis eine Matinée musicale veranstalten. — Hr. Strakaty, unser geschätzte Sänger, hat zu seinem Benefice im böhmischen Theater Mozart's Don Juan gewählt. Diese Vorstellung findet ebenfalls morgen Statt, und die Wahl des Werkes sowohl als der Name des Beneficianten lassen ein recht zahlreiches Publikum erwarten.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 93. Mittwoch den 18. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Form und Wesen.

Von Adolf Horwitz.

Der Zaubrer steht am schwarzen Felsensee,
Starrt sinnend in die bodenlosen Tiefen,
Und Nachtgebilde tauchen auf zur Höh',
Die seine dunkeln Runensprüche riefen.

Aus nächt'gem Abgrund an das Licht hinan
Ist ein gespenstig Riesenbild gestiegen,
Den Zaubermeister blickt es düster an
Mit tiefgefurchten, grausenvollen Zügen.

»Ich kenne dich — du bist mein eignes Bild —
»Ein furchtbar Merkmal sind die Flammenspuren —
»Wohlan! den Schmerz, der nagend mich erfüllt,
»Ihr sollt ihn schauen, kleinliche Naturen!«

Er winkt — da regt es sich durch Land und Meer,
Entschwebt es rings wie luft'ge Nebelgeister —
Dumpfschweigend lagert ein Gespensterheer
Um das Gebild und um den Zaubermeister.

Gekrönte Häupter, Krieger, hohe Frau'n,
Unzählige, einst herrliche Gestalten,
Im fahlen Antlitz der Verwesung Graun —
Sie wollen Seelen jetzt von ihm erhalten. —

Da läßt der Zauberer der Leichen Brust
Sein Spiegelbild, sein eignes Sein durchdringen,
Sie leben — jauchzen auf in wilder Lust,
Und sind entschwebt schon auf Gewitterschwingen.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Je weiter sie in die Steppe drangen, desto schöner und prächtiger stellte sie sich dem Auge dar. Zu der Zeit, von der wir reden, war die ganze südliche Fläche, welche das heutige Neurußland bildet, bis zum schwarzen Meere hin, eine jungfräuliche grüne Wüste. Nie hatte ein Pflug die unermeßlichen Wellen wilder Gewächse berührt. Nur die Pferde, welche sich in denselben, wie in einem Walde verbargen, stampften sie mit ihren Hufen. Einen schönern Anblick konnte nirgends die Natur gewähren. So weit man die Fläche überschaute, erschien sie einem grün goldenen Oceane gleich, auf dem Millionen der verschiedenartigsten Blumen schwammen. Durch die dünnen, hohen Halme des Grases blickten blaue und violette Blümchen; pyramidenförmig erhob sich der gelbe Ginster, und der weiße Wiesenklee mit seinen sonnenschirmartigen Blüten war der geringste Schmuck der Steppe. Hie und da fing eine Waizenähre, die sich Gott weiß wie hieher verloren, zu reifen an, und scheue Rebhühner streckten die Hälse unter ihren dünnen Halmen in die Höhe. Tausend Vogelstimmen erfüllten die Luft. Am Himmel stand unbeweglich mit ausgebreiteten Flügeln eine Wolke von Geiern, die ihre Blicke nicht vom Grase wandten. Von ferne her tönte das Geschrei einer Schaar wilder Gänse, die sich auf der Reise zu einem unendlich weit entfernten See befanden, und hier erhob sich mit gemessenem Flügelschlag aus dem Grase eine Möve und badete sich lustig in den Wogen des Aethers, bis sie fast verschwand und nur als ein schwarzer Punkt noch sichtbar war. Dann wandte sie sich und ihre Flügel leuchteten hell in der Sonne. — »Ha, zum Teufel!« rief Bulba, »wie schön seid ihr, meine Steppen!« —

Unsere Reisenden rasteten einige Minuten, das Mittagsbrod einzunehmen; die zehn Kosaken, die sie begleiteten, stiegen gleichfalls von den Pferden, und lösten die hölzernen, mit Branntwein angefüllten Gefäße und die Flaschenkürbisse, die zu demselben Zwecke benutzt wurden. Das Mahl bestand aus Speck und Brod und sie tranken dazu nur ein Gläschen zur Stärkung; denn Bulba erlaubte es Niemanden sich während der Reise zu betrinken. Hierauf setzten sie ihre Reise bis zum Abend weiter fort. Als der Tag sich geneigt hatte, änderte sich der Anblick der Steppe gänzlich. Ihren bunten Saum umflammte der glühende Abschiedsstrahl der Sonne, der nach und nach verlosch. Die vorübereilenden Schatten malten sich dunkler auf der grünen Fläche ab. Nebelartig stieg es immer dichter aus dem Boden auf, jedes Blümchen, jeder Grashalm hauchte Ambraduft und Wohlgerüche aller Art füllten die Ebene an. Rosige Goldstreifen, als hätte sie der Pinsel hingezeichnet, zogen sich breit über den tiefblauen Himmel hin; hin und wieder schwammen weiße durchsichtige Wölkchen im Aether. Kaum bewegte sich die Luft auf den Spitzen des Grases. Andere Töne als am Tage ließen sich jetzt rings umher vernehmen. Die Steppenthiere verließen ihre Lager und belebten die Gegend mit ihrem eigenthümlichen Geschrei. Das Gezirp des Grashüpfers ward lauter. Von Zeit zu Zeit hörte man die Stimme eines Schwans vom fernen See herüberschallen wie heller Silberklang. Die Reisenden machten Halt und suchten in der weiten Ebene einen passenden Ort für ihr Nachtlager aus; dann zündeten sie ein Feuer an, stellten einen Kessel darauf und kochten sich ihren Kulisch*), den sie im Kreise gelagert verzehrten. Nach Beendigung des Mahles legten die Kosaken ihren Pferden die Spannketten an, ließen sie im Grase sich ihre Nahrung suchen und legten sich schlafen. Ihre ausgebreiteten Oberkleider dienten ihnen als Lager und freundlich blickten die Sterne ihnen in die gebräunten Gesichter. Eine ganze Insektenwelt belebte sich unter ihren Köpfen, und raschelte, zirpte, und rauschte kriechend im Grase, hörbarer durch die Stille der Nacht, — eine wunderliche Harmonie!

*) Eine Speise.

Zugleich schien die Steppe mit glänzenden Funken besäet von unzähligen Leuchtwürmern. Dann und wann erleuchtete ein fernes Feuer hie und da den Saum des nächtlichen Himmels. Es war das Lodern des auf Wiesen und in ausgetrockneten Flußbetten angezündeten Rohres und Schilfes, welches plötzlich mit rosigem Schimmer einen dunklen Zug nach Norden ziehender Schwäne übergoß, die langsam durch den dunkeln Himmel dahin schwebten.

Als kaum der Tag angebrochen, setzten sich unsere Reisende wieder zu Pferde und kein besonderes Ereigniß unterbrach die Gleichförmigkeit ihrer Reise. Kein Baum war zu sehen, immer umgab sie dieselbe unendliche, freie, üppige Steppe. Zu Zeiten nur wurden die blauen Spitzen eines Waldes in der Ferne sichtbar, der sich an den Ufern des Dniepers hinzog. Auch gewahrte Bulba einmal von Weitem einen schwarzen Punkt im Grase, und zeigte ihn seinen Söhnen mit den Worten: »Seht, Kinder, dort hüpft ein Tatar!« Als sie näher kamen, blickte ein kleiner Kopf mit seinem breitgeschlitzten schmalen Augenpaare sie an. Der Tatar hob die Nase in die Luft, einem Jagdhunde gleich, und verschwand mit der Schnelligkeit eines Rehes, als er dreizehn Kosaken gewahrte.

»Nun,« sagte Bulba, »wollt ihr es versuchen, den Tataren einzuholen? Spart die Mühe, setzte er hinzu, es geschähe in Ewigkeit nicht, sein Pferd ist schneller als selbst mein Teufel.«

Bulba setzte aber mit verdoppelter Vorsicht die Reise fort, stets auf einen Ueberfall gefaßt. Als sie an den kleinen Fluß Tatarka kamen, der sich in den Dnieper ergießt, schwammen sie lange mit ihren Pferden darin herum, um ihre Spur zu verbergen, dann erst setzten sie ihre Reise fort.

Nach drei Tagen waren sie nicht mehr fern vom Ziele ihrer Reise. Die Luft ward plötzlich kühl; sie fühlten die Nähe des Dniepers. Siehe, da schimmert's in der Ferne, und vom Horizont trennt sich ein dunkler Streif, der sie mit kühlem Hauche anweht. Je näher sie kommen, desto breiter dehnt er sich aus, und bedeckt endlich die halbe Oberfläche der Erde. Das ist die Stelle, wo der Dnieper, bis dahin eingezwängt in Wasserfälle, sich endlich mit großem Geräusch frei ausbreitet wie ein Meer, wo die in seine Mitte geworfenen Inseln ihn aus seinen Ufern noch mehr heraus drängen und seine Wellen ihr Bett vergrößernd sich weit ins Land hineinstürzen, weil ihnen keine Felsen, keine Höhen mehr im Wege sind. Hier stiegen die Kosaken von den Pferden, begaben sich aufs Floß, und landeten nach einer dreistündigen Ueberfahrt an der Insel Chortiza, wo gerade das Lager stand, das oft seinen Platz wechselte. Am Ufer zankte sich ein Volkshaufe mit den Schiffern; die Kosaken aber, dies unbeachtet lassend, schirrten ihre Pferde, Taras warf sich in die Brust, zog seinen Leibgürtel fester zu, und strich stolz seinen Schnurrbart. Auch seine Söhne musterten sich von Kopf bis zu den Füßen, mit einer Mischung von Furcht und Selbstzufriedenheit. Als sie alle in geschlossenem Zuge in die Vorstadt einritten, die eine halbe Werste von Sěča (Sietscha) liegt, betäubte sie fast der Lärm von fünfzig Schmiedehämmern, die in fünf und zwanzig Werkstatten — in die Erde gegrabene und mit Rasen bedeckte Höhlen — thätig waren. Lohgerber saßen unter dem Vordache ihrer Häuser, Stierhäute mit kräftigen Händen reibend. Krämer boten in ihren Hütten große Haufen von Feuerstein, Stahl und Schießpulver feil; der Armenier hatte kostbare Tücher zur Schau ausgestellt. Ein Tatar drehte Stücke von Hammelfleisch am Spieß, und ein Jude schenkte Branntwein aus einem Fäßchen. Der erste Zaporoger, dem sie begegneten, war einer, der mitten in der Straße schlief, Hände und Füße von sich spreizend. Bulba konnte sich nicht enthalten stehen zu bleiben, um ihn zu betrachten.

»Ha, wie erhaben hat er sich da hingestreckt, und welch eine stolze Figur!« rief er, sein Pferd anhaltend. In der That, das Gemälde war kühn und kräftig: der Zaporoger hatte sich wie ein Löwe auf die Straße gelegt. Sein stolz hingeworfener Zub nahm den Raum einer halben Elle ein. Seine Scharowari von hellrothem kostbarem Tuch waren mit Theer besudelt, um den geringen Werth zu zeigen, den er auf äußern Schmuck legte. Als sich Bulba satt gesehen, ritt er weiter durch die engen Straßen. Die Vorstadt war mit allerlei Handwerkern angefüllt, die in derselben ihr Geschäft trieben, und Menschen aller Nationen bewegten sich um sie hin und her wie auf einem Jahrmarkte. Sie versorgten nämlich mit Kleidung und Nahrung die Sěča, deren Bewohner nichts weiter trieben, als Spazierengehen und Schießen.

Endlich hatten sie das Ende der Vorstadt erreicht und erblickten theils einzelne zerstreute mit Rasen oder nach tatarischer Art mit Filz bedeckte Hütten, deren einige mit Schießgewehren umstellt waren, während keine derselben irgend eine Einzäunung zeigte, theils niedrige Häuschen mit Vordächern, gestützt auf kleine hölzerne Säulen, wie in der Vorstadt. Ein unbedeutender Wall und ein Verhau, die beide eigentlich gegen nichts schützen konnten, verkündete die große Sorglosigkeit der Lagerer. Einige kräftige Zaporoger lagen, die Pfeifen im Munde, mitten auf dem Wege und blickten ganz gleichgültig die Ankommenden an, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Taras ritt mit seinen Söhnen behutsam zwischen ihnen durch und rief ihnen zu: »Seid gegrüßt, ihr Pane.« — »Seid auch ihr gegrüßt!« erwiederten die Zaporoger.

Auf einem Raum von fünf Wersten waren Schaaren von Männern zerstreut; dies war die Sěča, dies das Nest, aus dem alle jene Stolzen und Löwenstarken hervorgingen, das Nest, aus dem das freie Kosakenthum sich über die ganze Ukraine ergoß. Die Reisenden ritten auf einen geräumigen Platz, der zu den Rathsversammlungen diente. Auf einem großen, umgestürzten Fasse saß ein Zaporoger ohne Hemd er hielt dasselbe in den Händen, und nähte behaglich dessen Löcher zu. Ein Haufen Musikanten, in deren Mitte ein junger Zaporoger tanzte, sperrte ihnen den Weg. Der Tänzer riß seine Mütze in Stücke und schleuderte sie in die Höhe. »Rascher, ihr Musikanten!« schrie er, »Toma, schone den Branntwein nicht für die rechtgläubigen Christen!« Und Toma, also angefeuert und belehrt, schenkte jedem der Herantretenden einen ungeheuern Becher voll. Um den jungen Zaporoger arbeiteten vier ältere ziemlich mittelmäßig mit ihren Füßen. Bald stürzten sie wie ein Sturm beinahe den Musikanten auf die Köpfe, bald kauerten sie sich nieder und schlugen kräftig mit ihren silbernen Beschlägen den festgestampften Boden, der dumpf in der Runde wiederhallte. — Die Menge schwoll immer mehr an. Immer zahlreicher strömten Tänzer herbei, bis zuletzt der ganze Platz mit tanzenden Zaporogern angefüllt war. Das Ganze hatte etwas wunderbar Anziehendes; man mußte mit Begeisterung dazu hingerissen werden, wenn man den eigenthümlichen Tanz betrachtete, an dem die ganze Menge Theil nahm, den freiesten und ausgelassensten, den je die Welt gesehen, und den man auch nach seinen kühnen und kräftigen Erfindern den Kosakentanz nennt.

Taras Bulba schrie laut auf vor Ungeduld, und ärgerte sich, daß er seines Pferdes wegen gehindert war, sich unter die Tanzenden zu mischen, deren einige mit höchst komischer Gravität ihre Füße umher warfen. Ganz alte Männer lehnten sich an die Säule, an die man in der Sěča die Verbrecher zu schließen pflegte, und stampften den Takt mit den Füßen. Ausrufungen und Lieder, wie sie Menschen nur bei einer ausgelassenen Lustbarkeit in den Sinn kommen, ließen sich überall frei hören.

Taras begegnete bald vielen bekannten Gesichtern. Ostap und

Andrij hörten Bewillkommnungen in Menge. »Ach, bist du es, Pecerica! Sei gegrüßt Kolozup! Woher bringt dich Gott, Taras! Wie geräthst du denn hieher, Dolota! Willkommen, Zastezka! Ei, hätte nicht gedacht, dich je wieder zu sehen, Remen!« Und die Helden aus dem östlichen müßigen Rußland geküßten und küßten sich. Dann folgten eine Menge Fragen. »Was macht Kasian? Was Dorodawka? Was Koloper? was Pidsitok?«, und Taras Bulba vernahm in der Antwort, daß Dorodawka in Tolopan gehenkt, Koloper vor Kizikirmen geschunden, und der Kopf des Pidsitok in einem Faß eingesalzen und nach Konstantinopel geschickt worden sei. — Der alte Bulba neigte betrübt seinen Kopf und sagte gerührt: »Sie waren wackere Kosaken!« —

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellung in Triest.

Triest, November.

Bevor ich einen Bericht über unsere Kunstausstellung beginne, muß ich den geneigten Leser bitten, die Schwierigkeiten nicht zu verkennen, die mir dabei aufstoßen. Die Zahl der ausgestellten Werke übersteigt 500, darunter ist nur ein winziger Theil als mittelmäßig zu betrachten, alle übrigen sind mehr oder minder von entschiedenem Kunstwerth und verdienen anerkannt und namhaft gemacht zu werden; soll ich aber ins Weite gehen, so wird meine Relation zu einer Länge anwachsen, die der Raum dieser, auch anderen Interessen gewidmeten Blatter nicht gestattet. Ich muß mich also begnügen, aus dem vielen Guten das Beste hervorzuheben, und nur hierüber einige Worte zu sagen.

Der Totaleffekt der Exposition war allgemein ein überaus günstiger, und die Theilnahme daran spricht sich eben so sehr durch den fleißigen Besuch der Säle, als besonders dadurch aus, daß im Laufe der Ausstellung die Mitglieder bedeutend zugenommen haben, und bis heute Bilder für ungefähr 15,000 fl. theils von der Gesellschaft, theils von Privatpersonen angekauft worden sind. Erwägen wir nun, daß im ersten Jahre viele Vorauslagen nöthig waren, die künftig wegfallen, so darf man nach den in jedem Betracht befriedigenden Resultaten dem Vereine das beste Prognostikon stellen, und ihn als für die Dauer fest begründet betrachten.

Wie ich bereits in einem früheren Briefe gesagt, haben wir hier Repräsentanten aus jeder Schule; die italienische hat uns vorzugsweise mit historischen und architektonischen Piecen, die deutsche im Allgemeinen meist mit Landschaftsgemälden und die Wiener insbesondere mit Genrebildern bedacht, so wie die französische für Jagd- und Seestücke gesorgt hat. Der Portraits gibt es nur wenige, und diese wenigen haben auch zu viel Eigenthümliches und Charakteristisches, als daß sie nicht als willkommene Spenden aufgenommen werden sollten. Im ersten Zimmer trifft beim Eintritte sogleich unseren Blick ein Bild von Giacomelli aus Venedig. Es stellt die Scene dar, wie Marino Faliero den Michel Steno vom Balle zu entfernen sucht. Die Idee ist sehr gut durchgeführt; die meisten Köpfe sind schön in Zeichnung; und wenn ein Tadel ausgesprochen werden soll, so ist es über den nicht ganz günstigen Lichteffekt. — Neben diesen erblicken wir ein allegorisches Gemälde: Anna mit dem Kinde, Maria, Eva u. s. w. von Tunner, dessen meisterhaftem Pinsel wir auch ein großes Altargemälde in der hiesigen neuen St. Antonini-Kirche zu verdanken haben. — Das in Rede stehende Gemälde ist höchst ansprechend: da ist Gemüth, da ist Schönheit, das sind Physiognomien, wie sie nur der frommen Unschuld eigen sein können. — Nächst diesem verdient wol unstreitig und besonders als Landschaftsmaler Bürkel aus München erwähnt zu werden; man kann ihn dreist den zweiten Wouvermann nennen, und er nimmt gewiß in seinem Genre einen der ersten Plätze der gegenwärtigen Zeit ein. Seine Gemälde erreichen in Kolorit und Zeichnung die höchste Vollkommenheit, und das Auge des Beschauers wird von der treuen Wiedergabe der Natur aufs angenehmste überrascht. Bürkel hat unsere Ausstellung mit vier Bildern bedacht, von welchen alle und besonders eine Schneelandschaft den großen Meister in Auffassung nicht minder als in Ausführung beurkunden. — Von dem ausgezeichneten Maler Morgenstern, ebenfalls aus München, sehen wir einen Sonnenuntergang dargestellt. Wer betrachtet dieses Bild ohne ein wohlthuendes Gefühl! wie geistreich, wie glücklich hat er seine Aufgabe gelöst! welche Harmonie und Wahrheit und welche naturgerechte Färbung! —

J. Löwenthal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Brief aus Paris.

(Beschluß.)

Am 24.

Ich habe in letzten Tagen viel Theater gesehen. Vor Allem die Rachel in Corneilles »Polyeuct«. Eine gute deutsche Schauspielerin, eine vortreffliche sogar, aber keinen Zoll mehr.*) Hier mag es freilich eines Genies bedürfen, um aus dieser Unnatur zur Natürlichkeit zurückzukehren. Von der Miserabilität der Männer hast Du keinen Begriff; ich sah Ligier, der Talma ersetzt, — gräßlich! Eine Figur wie Wild, nur mit gemeinern Zügen. Beauvallet ist besser; er hat etwas, wenn er ruhig ist, was an Laroche erinnert, aber er ist eben nicht ruhig, und geht nie über die Leistungen unsers berühmten Hrn. Kunst hinaus. Ueberhaupt ist es merkwürdig, was in diesem Theater gebrüllt und mit der Stimme tremulirt wird, und zwar da, wo es gar nicht hinpaßt, und das Publikum applaudirt jeden Schrei, ganz wie man in Wien Herrn Kunst applaudirt. Auch hat es die Eigenschaft mit den Wienern gemein, daß es jede großsprecherische Phrase beklatscht, wie man bei uns die guten Thaten applaudirt, die der Schauspieler auf der Bühne begeht. Ich sah ferner les enfans d' Edouard, les trois chapeaux, Valério und das köstliche Lustspiel Japhet; im Ganzen 6 Vorstellungen, ich glaube also mir ein Urtheil erlauben zu dürfen: vom deutschen Standpunkt! In allen Lustspielen spielt ein junger Mensch, Namens Maillet die Liebhaber, der in Deutschland die sechsten Liebhaberrollen spielen müßte. Vortrefflich sind die Damen — und — **) — erstere in der Art der Fichtner, letztere spielt alte Koketten mit einer Grazie, wie ich es noch nie gesehen, dabei ist die Frau 6 Schuh hoch und zwei Schuh breit. Im Palais royal sah ich Bob, ein effektvolles Stück. Im Vaudeville: Quitte ou double, schlecht, l' oeil de verre nicht viel besser; les pages et les poissardes (ein Besuch der Fischweiber im Schlosse zu Versailles, um der Königin zur Geburt eines Prinzen Glück zu wünschen, wobei die Pagen allerlei Streiche treiben) kann in Deutschland kaum gespielt werden, weil man das Ensemble nicht herausbringt. Das Vaudeville-Theater hat die besten Schauspieler: Arnal, Lepeintre, Ravel, Felix, Madame Doigny rc. Genug vom Theater.

Ich habe an die Rachel ein artiges Billet geschrieben, worin ein junger deutscher Dramatiker die erste Schauspielerin Frankreichs um die Gunst, ihre Bekanntschaft machen zu dürfen, bittet, und bin in Folge dessen auf Montag geladen. Künftige Woche führt mich Heine bei George Sand auf; Gerard bei Balzac. — Die Zeit drängt mich, denn ich muß längstens am 15. Oktober in Brüssel sein. Es handelt sich darum, an der dortigen Universität einen Cours Vorlesungen über deutsche Literatur zu geben. Ich habe zur Bedingung gestellt, daß ich deutsch lesen darf, da ich doch meist deutsche Hörer haben werde und französisch nicht so gewandt sprechen kann. — — —

Das Leben ist hier bei weitem nicht so theuer, als man sich vorstellt; man braucht keinen Groschen mehr als in Wien und lebt großstädtischer. Ich wohne in der ersten Straße der Stadt Rue Richelieu, habe ein elegantes Zimmer im zweiten Stock (4 Lehnsessel, Schreibtisch, Commode, Toilettekasten, Uhr, große Spiegel rc.) und zahle 35 Franken monatlich. Mit zwei Franken täglich kannst Du vortrefflich speisen, wie Du in Wien für fünf nicht speisest: Suppe, drei Schüsseln à choix, Dessert und eine Flasche guten Wein. Mit 50 fl. C. Mze. monatlich kann man recht anständig auskommen und in Wien habe ich nicht weniger gebraucht. Es sind hier eine Masse Wiener, und obwohl Paris eine Million Einwohner hat, finden wir Landsleute uns doch zusammen; Med. Dr. Pollak aus Prag war oft bei mir. — Im Palais royal ist ein Lesekabinet, worin 300 Zeitungen sich befinden; Augsburger Allgemeine, Leipziger Allgemeine, Frankfurter Journal, Oberpostamtszeitung, Schwäb. Merkur, Preußische Staatszeitung, Hamburger Korrespondent, Stuttgarter Morgenblatt, und die Zeitg. f. d. eleg. Welt kommen täglich mit der Post. Wiener Blätter sind keine da. Du siehst, man kann in Paris leben. Ich bin natürlich dort abonnirt (6 Franken monatlich und man kann so oft man will des Tags hingehen), wie überhaupt das ganze Literatenheer sich hier zusammenfindet: Heine, Weill, Venedey, Spazier, Seuffert rc. Letzterer, Korrespondent der Augsburger Allgemeinen, ist ein vortrefflicher Mensch!

Ignaz Kuranda.

*) Ich lasse geflissentlich diese Worte stehen, damit Sie und die Leser ersehen, wie flüchtig Kuranda diese Zeilen hinwarf. Wir verlangen nie mehr, als eine vortreffliche Schauspielerin. A. N.

**) Die Schrift ist so klein, daß ich die Namen nicht entziffern kann.

Aus Berlin.

28. October.

(Fortsetzung.)

Ueber all den glänzenden Festen, von denen die Königsstadt wiederhallte, ist die diesjährige Kunstausstellung, die 32ste an der Zahl, ziemlich unbeachtet geblieben, und erfreut sich auch jetzt noch keines recht zahlreichen Besuches. Der Grund ist wohl mehr in dem Gehalte der Bildersammlung, als in den äußern Zeitumständen zu suchen, wie man denn schon viele Klagen über die jährige Ausstellung, anstatt der frühern zweijährigen, wie über Ausscheidung der Düsseldorfer Künstler hört, welche deßhalb, weil man ihren Bildern immer die schlechtesten Plätze gegeben, sich zurückgezogen, und eine eigene Ausstellung veranstaltet haben sollen. Die Anzahl der ausgestellten Bilder und Bildwerke ist übrigens beträchtlich genug, und vielleicht, was die Zahl anbelangt, die reichhaltigste dieses Jahrs, da das Verzeichniß 1235 Nummern nachweist. Leider sind aber unter der Menge gar zu wenig Kunstwerke, welche den Beschauer ganz in Anspruch nehmen können, und man geht durch den größten Theil der Säle, die bunten Wände beschauend, als ob man die Tapeten irgend eines Schloßsaales behaglich betrachtete, ohne der Sache ein höheres Interesse abzugewinnen. Das ergreifendste Kunstwerk, und ein wirkliches Kunstwerk, es mag stehen, wo es will, bleibt die Gruppe der ersten christlichen polnischen Könige »Mieczislaw und Boleslaw der Starke«, welche vom Grafen Raczynski für den Dom in Posen bestimmt ist, und gewiß eines der schönsten Denkmale bleibt, das Rauch's Namen auf die Nachwelt bringen wird. Auch eine Viktoria desselben Meisters verdient den Vorzug vor allen übrigen Bildwerken, wie vor den meisten Schöpfungen des Pinsels, welche in den benachbarten Sälen aufgestellt sind.

(Der Beschluß folgt.)

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater in Prag.

III.

Ewig süsse Sara!

Ich rappelte wieder vor einigen Tagen. — Und wer war Schuld? — Robert der Teufel, Raupach, unser dintenklecksendes Jahrhundert, und die böhmisch-deutsche Literatur. — Ueber diese Halbe G'mischt's werde ich nächstens mit Dir in einer vertrauten Stunde sprechen. — Ich kehre bald nach Sans-souci zurück. — Aber bringe mir ja nicht Raupach wieder vor die Augen. Ich liebe ihn nicht, seiner triefäugigen Tragödien und seiner doppelzüngigen Lustspiele wegen. Sein Kothurn ist ein hoher, vom Gehen schiefgetretener Absatz, sein Sokkus ein im Kothe patschender, seidener Damenschuh. Rede Dich ja nicht auf die Hohenstaufen aus. Er parallelisirte sich im holden Wahn mit Shakespeare, und verfiel auf die antediluvianische Idee, einen Cyklus historischer Dramen zu schreiben. — Den ersten Hohenstaufen zufolge, stelle ich den Nachfolgern kein gutes Prognostikon, und hoffe, Raupach wird bei der Idee stehen bleiben, und sich an dem Diluvium seiner Vorkinder ergötzen. Mit noch so manchem Vorurtheil gegen den Autor behaftet, goutire ich auch nicht so ganz diesen Robert (Robert ďábel), welcher am 8. November nach einer wackern Uebersetzung von Týl, über die böhmischen Bretter schritt.

Man könnte dieses Drama füglich eine dramatisirte Legende heißen, die zuletzt spießbürgerlich mit einer Heirath schließt. Der reuige Verbrecher wird von Hilario in ein Fegefeuer von Verhältnissen geführt, dessen Flammen die Seele von Sünden reinbrennen sollen. — Alle andern Personen des Stückes sind hiemit die Flammen des Fegefeuers, und Robert bratet und siedet unter ihnen mit einer stoischen Beharrlichkeit so lange, bis das von Hilario ihm aufgegebene Pensum mit den Worten des Königs: »Führt ihn zum Tode!« sich schließt. — Herrn Fischers Robert der Teufel ist eine ausgezeichnete Leistung, bis auf den Umstand, daß in seiner Deklamation zu sehr das tempo rubato und bei emphatischen Stellen ein zu pathetisches Dehnen des Redetons vorherrscht, welche Mängel aber bald verschwinden dürften, wenn Herr Fischer zur Verherrlichung der böhmischen Bühne auch fernerhin mitwirken wollte. Nicht minder ausgezeichnet war Dem. Manetinsky als Cynthia. Cynthia mit ihrer mysteriösen Sympathie, und so zu sagen magnetischen Leidenschaftlichkeit für Robert ist eine wahrhaft poetische Erscheinung, die aber freilich des memento mori wegen einigemal in Ohnmacht fallen muß. Dem. Manetinsky erwies sich in der Auffassung dieses Charakters als eine denkende Schauspielerin, ja in den Schlußscenen des 4. und 5. Aktes hätte selbst eine strenge Kritik an ihrem Spiele nichts auszusetzen gehabt. Beide wurden am Schluße lebhaft gerufen. — Mit Herrn Skalný's Hilario bin ich nicht ganz einverstanden. Hilario ist ein ehrwürdiger Greis voll Ruhe und erhabener Sanftmuth. — Herrn Skalný's Maske ähnelte stark Melanchthons Bilde bei Herrn Gedike in der Königsstraße, und seine Emphase war etwas zu bewegt. Es ist möglich, daß Herr Skalný aus anderweitigen biographischen Notizen über Hilario's Charakter und Aussehen seine Ansicht über dessen Darstellungsweise geschöpft haben mag. Ich wenigstens habe den Hilario in Berlin selbst, älter und würdiger gesehen. — Herr Kolár (Osorio) that aus seiner Rolle, was nur Mögliches aus ihr zu machen war; Herr Schmiller (König) benahm sich etwas zu altfränkisch, und Herrn Grabingers (Skapa) Maske war zu pimperlhaft. Osorio stellt ihn ja dem Könige vor als seinen Rathgeber, und wahrlich in diesem Gesichte stack kein guter Rath. Die Partien der Andern waren zu unbedeutend, als daß ich sie besprechen sollte. Das Zusammenspiel und die Comparsen waren löblich.

Lebe wohl, Herrliche!

Dein

Medardus.

Notizen.

(Eine Schmugglergeschichte.) In dem interessanten Artikel: »Die Touristen,« im Morgenblatt, wird Folgendes erzählt. Achtzehn Schmuggler, jeder mit einem Sack Bernischen Schießpulvers auf dem Rücken, schlichen sich einst über das Gebirge, um Pulver in Savoyen einzuschwärzen. Der Hinterste bemerkte, daß sein Sack ein kleines Loch hatte, aus welchem Pulver herauslief und einen feinen schwarzen Streifen auf der Erde bildete. Gleich erkannte er die Gefahr, daß sie dadurch entdeckt werden könnten. Er rief also Halt, und wie es bei diesen Leuten Sitte ist, hielten die andern siebzehn an, und setzten sich auf ihre Pulversäcke, um auszuruhen und einen Schluck Branntwein zu nehmen. Der Rufer aber ließ seinen Sack liegen, und ohne ein Wort zu sagen, lief er zurück, um wo möglich den Anfang der Pulverlinie zu finden. Bald gelangte er auch dahin, und um sie schnell zu vertilgen, schlug er Feuer an und legte den Schwamm darauf. Aber wie erschrack er, als ihn gleich darauf eine furchtbare Erschütterung umwarf. Auf der Pulverlinie war das Feuer schnell bis zu seinem Sack gelaufen, hatte diesen entzündet, und mit ihm in einem Augenblick die siebzehn andern, so daß die Schmuggler, die auf ihnen saßen, im Nu gegen die eng zusammengerückten Felsenwände geschleudert wurden und umkamen. Nur der anstiftende Feuerwerker kam mit dem Leben davon, getraute sich aber lange nicht mehr hinunter in sein Dorf.

(Hermann Marggraff), dessen »Gebrüder Pech« erst vor Kurzem erschienen sind, ist mit der Vollendung eines neuen Romans beschäftigt, dessen Stoff dem wirklichen Leben entnommen ist, mit streng durchgeführten Charakteren, humoristisch rührend zum Theil, zum Theil tragisch. Marggraffs Trauerspiel »Elfride« wird in Dresden bereits einstudirt und ein früheres Trauerspiel von M. »Das Täubchen von Amsterdam« ist in St. Petersburg so wie zu Emden mehrmals mit großem Beifall gegeben worden. Die ostfriesische Zeitung enthält darüber äußerst anerkennende Berichte.

(Münchener deutsche Blätter.)

(Neue deutsche Opern.) In Wien sollen nächstens folgende neue Opern zur Aufführung kommen: Geiger's »Wlasta«, und Prof Preyers »Walladmor.«

(Devicsa in Ungarn.) Ein hiesiger Einwohner wurde durch die kunstgeübte Hand des Dr. Fabiny in Pesth von einem mehrjährigen Staar glücklich operirt. Kaum war er in die väterliche Behausung zurückgekommen, entspann sich zwischen ihm und seinem ältern Bruder ein Zwist, worin er durch einen Faustschlag seines wieder erlangten Gutes beraubt wurde. (Pesth. Tagebl.)

(Schuster.) Zu den berühmten Männern, die früher Schuster waren, gehören, außer dem Poeten Hans Sachs, der atheniensische Feldherr Iphikrates, der Theologe Joseph Böhme, der Stifter der Quäkersekte Fox, der Komponist Cimarosa.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 94. Samstag den 21. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Dryade.

Von Theodor von Grünwald.

I.

Einsam in dem Alpenthale steht die Linde, schattig, grün,
Unter ihrem Dach der Sänger ruht, im Arm die Mandolin.
Blütendüfte haucht die Linde, und der Sänger Liebeslieder;
Wie er schweiget, hallt das Echo leise aus den Zweigen nieder.

Hör' ich Engelschöre tönen? rufet er erstaunt und lauscht,
Täuschung! — nur des Windes Hauch ist's, welcher durch die Blätter rauscht!
Ihm zur Antwort klingen aus den Blüten leise Melodien,
Welche mit den Blütendüften durch die stillen Lüfte ziehen.

Und vor ihm im Rosenkleide steht des Baums Bewohnerin,
Liebeblickend, hold erröthend, wie der Morgenröthe Glühn,
An die blonden Locken schmieget sich ein Kranz von Lindenblüten,
Ihre blauen Veilchenaugen süßen Liebesgruß ihm bieten.

Fliehe nicht, du schöner Jüngling, fleht sie leise schmeichelnd ihn,
Rosalinde muß hier weilen, kann mit dir nicht weiter zieh'n!
An der Linde Blütenleben ist das meine hingegeben,
Doch so lang sie blüht und duftet, weih' ich dir mein Geisterleben!

Nimmer kann er widerstehen solchem Reiz der Huldgestalt,
Solcher Stimme Mollakkorden, solcher Augen Banngewalt;
Glühend hält er sie umfangen, fest umschlungen mit den Armen,
Und erfleht mit Blick und Stimme ihre Liebe, ihr Erbarmen.

II.

War ein Jahr dahingeschwunden! wieder war die Lind' im Blühn,
Unter ihrem Dach der Sänger stand, im Arm die Mandolin,
Blütendüfte haucht die Linde, und der Sänger Liebeslieder,
Wie er schweigt, hallt aus den Zweigen Rosalindens Stimme wieder.

Oft noch wird die Linde blühen, singt der Jüngling tief bewegt,
Wird noch blühen, wenn vorüber man einst meine Leiche trägt.
Schnell vorüber zieht das Leben, und der Jüngling wird zum Greise,
Freundschaft nur und Liebe bleiben ewig jung nach Götterweise.

Deine Liebe wird entfliehen bei des Greises Silberhaar,
Solche Silberblüten trägt nur unser Lebensbaum fürwahr,
Doch noch immer grün und duftend wird die Linde sich erneuen;
Und du wirst auf meine Blüten mild die deinen niederstreuen.

Und er schweigt, vom Schmerz ergriffen, in den Zügen Gram sich malt,
Aber zitternd aus den Zweigen der Dryade Stimme schallt:
Nein, ich ahn's, mein Blütenleben wird vor deinem noch verderben,
Holder Jüngling! und ich werde so wie deine Liebe — sterben!

III.

Wieder war ein Jahr vergangen, und die Linde blühend stand;
Statt des Sängers war ein Mann da, hielt ein Beil in seiner Hand . . . .

Wie der Jüngling kömmt und eilet nach dem theuren Baum zu schauen,
Hatte ihn mit mächt'gen Schlägen schon der Alte umgehauen.

Er erscheint nur, um zu sehen, wie die schöne Linde fällt,
Aus den Blättern, aus den Blüten noch ein schmerzlich Wimmern gellt,
Und in Nebel sich auflösend, zieht vorbei im Abendwinde,
Ihren letzten Gruß ihm sendend, liebend, sterbend, Rosalinde! —

IV.

Jahre eilen dann vorüber! — Wo die Linde blühend stand,
Sitzt der Sänger mit dem Liebchen, Aug' in Auge, Hand in Hand.
Schwanden auch die Lindenblüten, singet er doch Liebeslieder,
Und aus Liebchens Mund und Augen hallet ihm das Echo wieder!

Durch die dunklen Locken schlinget sich der grüne Myrthenkranz,
Thränen in den Augen funkeln, wie der Thau im Sonnenglanz;
Doch nicht Zeichen sind's des Schmerzes, Perlen sind es nur der Freude,
Denn der Priester eint am Altar morgen für dies Leben beide!

Fest hält sie der Mann umschlungen, und erzählt der theuern Braut,
Sein und Rosalindens Liebe und der Dryas letzten Laut:
Nein, ich ahn's, mein Blütenleben wird vor deinem noch verderben,
Und ich werde, holder Jüngling! so wie deine Liebe — sterben.

V.

In der Jugend grünt und duftet »Fantasie« der Blütenbaum,
In dem Baume wohnt als Dryas unser erster Liebestraum!
Unser Herz, der Jüngling, singet ihm die ersten Liebeslieder,
Und als Echo tönt die Hoffnung der Verwirklichung hernieder!

Und wir bau'n für unsre Liebe uns ein Götterideal,
Mit dem Wahn, darnach gefunden sei das Mädchen unsrer Wahl!
Ahnung spricht: Du kannst dir nimmer solch ein Ideal erwerben,
Jugend, Fantasie und Liebe werden fliehn, erbleichen, sterben! —

Welterfahrung mit dem Beile fället unsren Blütenbaum,
Und mit ihm erstirbt die Dryas, unser erster Liebestraum!
Und wir sehn die Ideale liebend, sterbend uns entfliehen,
Nur die tiefe Herzenswunde fühlen wir noch lange glühen! —

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

III.

Schon acht Tage lebte Taras Bulba mit seinen Söhnen in der Sèča. Ostap und Andrij konnten sich wenig mit militärischen Uebungen abgeben, obschon ihr Vater sie den erfahrensten Kriegern zur Leitung und Unterweisung anempfohlen hatte. Uebrigens konnte auch in Zaporog von keinem theoretischen Erlernen, oder von allgemein angenommenen Regeln der Kriegskunst die Rede sein; die Jugend bildete

sich lediglich durch eigene Erfahrung in den heißen Schlachten, deren es beinahe beständig gab. Und die kurzen Zwischenräume von einer zur andern mit der Erlernung von Disciplin und Regeln der Taktik zuzubringen, fanden die Kosaken zu langweilig. Sehr wenige brachten einige kriegerische Vorkenntnisse in die Schlacht. Sie widmeten ihre ganze Zeit dem Müßiggang. Die Séča war eine durchaus ungewöhnliche Erscheinung. Es war ein ununterbrochenes Gastmahl, ein angefangener Ball, dessen Ende verloren gegangen zu sein schien. Einige betrieben wohl ein Handwerk, Andere hatten Läden und gaben sich mit Handel ab: der größte Theil aber schwelgte vom Morgen bis Abend in Saus und Braus, so lange in der Tasche die Möglichkeit dazu war, und die eroberte Beute sich nicht in den Händen der Krämer und Schenkwirthe befand. Dieses allgemeine Schmausen hatte etwas Bezauberndes. Es war nicht eine Versammlung von Schlemmern, die sich aus Verdruß und Behagen betrinken; sondern die tolle Ausgelassenheit der Freude. Wer hierher kam, hatte Alles vergessen und verlassen, was ihn bisher beschäftigt. Er brachte, kann man sagen, eine völlige Verachtung der Vergangenheit mit, und gab sich mit dem Eifer eines Fanatikers den Gefühlen der Freiheit und Kameradschaft hin; er fand hier nur Solche, wie er selbst war, Menschen, die keine Eltern, keine Verwandten, kein Winkelchen ihr eigen nannten, die Nichts hatten, als den freien Himmel und das beständige Fest in ihrer Brust. Daher diese ausgelassene Fröhlichkeit, die durch nichts Geringeres hätte erzeugt werden können. Die Erzählungen und Späße, die man in der Versammlung dieser Leute hören konnte, wenn sie auf der Erde herumlagerten, waren oft so humoristisch, daß das ganze Phlegma eines Zaporogers dazu gehörte, dem beständigen Lachen Einhalt zu thun. Es war nicht eine Versammlung Betrunkener in der Schenke, wo gedankenlos und finster durch niederen Genuß in der Freude der Mensch sich selbst verliert; es war vielmehr ein enger Kreis von Schulfreunden, nur daß dieselben, statt vor einem Lehrer zu sitzen und seinen Erläuterungen zuzuhören, hier einen Ueberfall auf fünftausend Pferden ausführten, und zwar auf eben der Wiese, auf welcher sie zu anderer Zeit Ball spielten; denn ihre Gränzen waren unbeschützt und der Tatar schielte deßhalb immer mit seinen hellen Augen nach ihnen, so wie der Türke mit seinem grünen Turban keinen seiner rohen Blicke von ihnen wegwandte. Noch ein anderer Unterschied zwischen der Séča und der Schule war, daß sie in der letztern der Zwang im Zaume hielt, daß sie aber, um hieher zu kommen, freiwillig Eltern und Geschwister verlassen und das väterliche Haus geflohen hatten; hier waren auch Solche, um deren Hals sich schon der Strick geschlungen hatte, und denen nun statt des bleichen Todes ein Leben der ausgelassensten Freiheit wieder lachte. Hier sammelten sich auch Solche, die nach löblicher Gewohnheit keinen Kopeken in der Tasche behalten konnten; auch Solche, die noch immer einen Dukaten für einen großen Reichthum hielten, und Andere, deren Taschen durch die jüdischen Pächter so zugerichtet waren, daß man dieselben jederzeit umwenden konnte, ohne Gefahr, etwas herausfallen zu lassen. Hier sah man Studenten, die der akademischen Strenge überdrüßig geworden waren, und denen kein Wort von der Akademie mehr im Gedächtnisse geblieben war; aber auch solche, die noch wußten, was ein Horaz, Cicero, und was die römische Republik war. Viele gebildete erfahrene Kämpen gab es hier, die die hochherzige Ueberzeugung hegten: daß es gleichviel sei, unter welcher Fahne man kämpfe, wenn man nur in den Krieg ziehe, und daß es für einen Edelmann schimpflich sei, ohne Krieg und Schlacht zu leben. Hier gab es auch Offiziere aus dem polnischen Heere — doch welche Nation hatte hier nicht ihre Repräsentanten. Diese sonderbare Republik war ein Bedürfniß jener Zeit. Freunde des Soldatenlebens, Liebhaber goldener Becher, reicher Stoffe, so wie von Dukaten und Realen fanden hier jederzeit Beschäftigung. Nur die Verehrer des schönen Geschlechts gingen hier leer aus; denn nicht einmal in der Vorstadt der Séča durfte sich ein weibliches Wesen blicken lassen.

Es kam den Brüdern sehr seltsam vor, daß Niemand ihnen entgegenkam und sie fragte, woher sie kämen, was sie wollten, oder wie sie hießen; sie traten hier ein wie in ihr eigenes Haus, welches sie erst vor wenigen Stunden verlassen hatten. Die Ankommenden meldeten sich nur bei dem Koschewoi*) und es entspann sich gewöhnlich folgendes Verhör: »Sei willkommen, glaubst du an Christum?« — »»Ich glaube an ihn!«« — »Glaubst du auch an die heilige Dreieinigkeit?« — »»Auch an sie glaube ich!«« — »Und in die Kirche gehst du?« — »»Ich thue es.«« — »So mache das Zeichen des Kreuzes.« Der Angekommene that es. »Nun gut!« schloß Koschewoi, »geh, in welche Hütte du willst.« — Hiemit war die ganze Ceremonie der Aufnahme zu Ende. Die ganze Séča betete in Einer Kirche, und Alle waren bereit, dieselbe bis zu ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen, obgleich von Fasten oder Enthaltsamkeit keiner Etwas hören mochte. Nur die Aussicht auf hohen Gewinn vermochte die Juden, Armenier und Tataren sich in der Vorstadt niederzulassen und Handel zu treiben, denn der Zaporoger liebte es nicht, um die Waare zu feilschen, und warf gewöhnlich so viel, als er mit der Hand aus der Tasche zog, zur Bezahlung hin. Uebrigens war dennoch das Schicksal dieser gewinnsüchtigen Krämer nichts weniger als beneidenswerth. Sie glichen denen, die sich am Fuße eines feuerspeienden Berges ansiedeln; denn wenn den Zaporogern das Geld ausging, so zerschlugen die Verwegenen die Kaufläden, und nahmen, was sie brauchten, umsonst.

So war die Séča beschaffen, darum hatte sie so viel Reiz für die Jugend. Ostap und Andrij stürzten sich mit allem Feuer ihrer Jahre in diesen Strudel. Sie hatten bald Alles vergessen, ihre Jugendspiele, die Akademie, das elterliche Haus, die Mutter und Alles, was in der jugendlichen Brust lebt. Sie gingen und tranken Brüderschaft mit den sorglosen Gesellen, die weder Haus noch Etwas besaßen, und schienen keine Aenderung dieser Lebensart zu wünschen. — Indessen sann Taras Bulba eifrig nach, wie irgend ein Unternehmen in Anregung zu bringen sei; ihm war es unmöglich, lange in Unthätigkeit zu bleiben.

»Was meint ihr, Koschewoi,« sagte er eines Tags, als er zum Attaman**) kam: »ich denke, es wäre Zeit, daß die Zaporoger einmal einen Ausflug machten?«

»»Ich wüßte nicht, wohin der Ausflug zu machen wäre,«« antwortete Koschewoi, die kurze Pfeife aus dem Mund nehmend und ausspuckend.

»Wie, nicht wohin? Können wir nicht in die Türkei gehen oder in die Tatarei?«

»»Es ist nicht möglich, weder in die Türkei, noch in die Tatarei,«« antwortete Koschewoi und steckte seine Tabakspfeife wieder in den Mund.

»Und warum nicht möglich?«

»»Ihr fragt noch? gelobten wir nicht Frieden dem Sultan?««

»Das wohl, aber er ist ein Mahomedaner; und Gott und die heilige Schrift befiehlt gegen die Mahomedaner zu streiten!«

»»Wir haben kein Recht dazu. Hätten wir bei unserm Glauben nicht geschworen, so könnte es vielleicht möglich sein.««

»Wie, Koschewoi? Was sprichst du denn, daß wir kein Recht haben? Schau, ich habe zwei Söhne, junge Bursche — es ist ihnen

*) Der oberste Anführer. **) Anführer.

nöthig, daß sie kennen lernen, was ein Krieg ist, und du sagst, die Zaporoger brauchten nicht in den Krieg zu gehn?«

»»Was ist zu machen?«« antwortete Koschewoi mit unerschütterlichem Gleichmuth: »»man muß es abwarten?««

Bulba aber war damit nicht zufrieden. Er lud verschiedene Starschinen und Attamane ein, und gab ihnen einen Schmaus, der die ganze Nacht dauerte. Als ihr Schwelgen die äußerste Gränze erreicht hatte, begaben sich Alle auf den Platz, wo sich der Rath zu versammeln pflegte. Dort waren auch die Pauken angebunden, mit denen man die Versammlung zu berufen pflegte. In Ermangelung der Paukenschlägel, die der Paukenschläger verwahrete, nahm man Holzstücke und begann zu trommeln. Der bekannte Ton lockte den Paukenschläger schnell herbei. Es war ein großer, starker Mann, der, obwohl einäugig, doch sehr verschlafen aussah.

»Wer wagt es, hier die Pauken zu schlagen?« rief er.

»»Schweig! nimm deine Schlägel, und schlag die Pauken, wenn man dich's heißt,«« antworteten näher tretend einige Starschinen.

Der Paukenschläger wußte sehr wohl, welches Ende ein solcher Anfang gewöhnlich nahm, und zog daher die Paukenschlägel, welche er mit sich genommen hatte, sogleich aus der Tasche. Die Pauken ertönten — und haufenweise wie die Hummeln strömten die Zaporoger auf dem Platze zusammen.

Einige eilten zu Koschewoi, und brachten ihn herbei. »Sei unbesorgt,« sagten einige Starschinen, ihm entgegen gehend. »Rede das Volk an, wenn du nicht willst, daß es schlimm werde; mach ihnen klar, daß die Zaporoger in den Krieg wider die Mahomedaner ziehen müssen.« Koschewoi sah wohl ein, daß hier nicht zu scherzen sei, er trat also in die Mitte des Platzes, verneigte sich nach vier Seiten, und sprach:

»Zaporoger, Pane, brave Gesellen! eure Herrlichkeit erlaube mir eine Rede zu halten!«

»»Rede, rede!«« schrieen die Zaporoger.

»In dieser Versammlung ist davon die Rede, sehr achtbare Männer — aber — ihr wißt es Alle besser als ich, daß viele Zaporoger in den Schenken der Juden und bei den Brüdern derselben so verschuldet sind, daß kein Teufel mehr Kredit hat; zudem wißt ihr auch, daß viele junge Gesellen unter uns sind, die noch mit keinem Auge eine Schlacht gesehen, und da, wie euch bekannt, ihr Pane, kein junger Mann ohne Krieg sein kann, was sollen für Zaporoger aus ihnen werden, wenn sie sich nicht ein einziges Mal mit den Mahomedanern schlagen?«

»»Nicht wahr, er spricht schön,«« sagte der Schreiber, Bulba mit dem Ellbogen anstoßend. Bulba nickte mit dem Kopfe.

»Denkt nicht, Pane, daß ich dieses sage, um den Frieden zu brechen. Gott behüte! ich sage nur so. Ueberdies ist unser Gotteshaus so arm, daß es eine Sünde ist. Wie viele Jahre sind es, daß die Seca durch die Gnade Gottes besteht, und doch ist, zwar nicht das Aeußere der Kirche, aber das Innere, die Bildsäulen der Heiligen, ganz ohne Zierrath. Wenn es nur Einem eingefallen wäre, ihnen einen silbernen Schmuck *) machen zu lassen. Sie erhielten Nichts, als was einige Kosaken in ihrem Testamente ihnen vermachten; — Vermächtnisse, die armselig genug waren, weil die Kosaken gewöhnlich schon bei Lebzeiten all ihr Habe vertrunken hatten. Ich führe euch dieses nicht etwa an, um mit den Mahomedanern Krieg anzufangen. Wir haben dem Sultan Frieden gelobt, und würden eine schwere Sünde begehen, wenn wir ihn brächen, denn wir haben bei unserm Glauben geschworen.

— »»Ei, verflucht! welch verwirrtes Zeug schwatzt der da?«« sagte Bulba zum Schreiber.

»Ihr seht also, meine Pane, daß es nicht möglich ist, einen Krieg zu beginnen. Die Rittecehre verbietet es. Aber nach meiner geringen Einsicht denke ich, daß man die jungen Bursche allein auf die Kähne lasse. Mögen sie dann ein wenig an der Küste von Anatolien herum stöbern. Was meint ihr, Pane?«

»»Führe uns, führe uns Alle!«« schrie die Schaar von allen Seiten: »»für den Glauben sind wir bereit unsere Köpfe preis zu geben.««

Koschewoi erschrack. Er hatte nicht die Absicht gehabt, ganz Zaporog aufzuwiegeln, denn es schien ihm höchst ungerecht, den Frieden zu brechen. »Erlaubt, ihr Herren, noch ein Wort!« rief er.

»»Es ist genug!«« schrieen die Zaporoger, »»Besseres wirst du uns doch nicht sagen.««

»Wenn es denn durchaus sein soll, so mag's nach eurem Sinne gehen. Euch ist aber wohl bekannt, daß der Sultan den jungen Gesellen ihre Freude nicht ungerächt lassen wird. Wir müssen deshalb bereit sein, mit frischen Kräften sie zu empfangen. Auch könnte es der Tatarei einfallen, uns während unserer Abwesenheit zu überfallen. Nun aber muß ich euch gestehen, daß wir nicht genug Kähne in Vorrath haben, um uns Alle auf den Weg machen zu können, und ich mit eurer gütigen Erlaubniß, ich bin mit Vergnügen der Diener eures Willens.«

Der schlaue Attaman schwieg. Die Versammelten fingen an sich unter einander zu besprechen; die Attamane berathschlagten, und es wurde beschlossen, daß man einige junge Leute unter der Leitung Aelterer, Erfahrener ziehen lasse.

Alle waren nun überzeugt, daß sie mit Fug und Recht den Zug unternähmen. Eine solche Ansicht von Recht war bei einer Nation, die so gefährliche Grenznachbarn hatte und inmitten von übermüthigen Gegnern wohnte, sehr zu entschuldigen, ja man hätte sich wundern müssen, sie anders handeln zu sehen.

Die Tataren brachen zehnmal den Waffenstillstand und gaben dadurch ein verführerisches Beispiel. Wie wäre es auch solchen verwegenen Soldaten in jenen kriegerischen Zeiten möglich gewesen, einige Wochen ohne Kampf zuzubringen?

Die Jugend eilte zu den Kähnen, besichtigte dieselben, und richtete sie zur Reise zu. Einige Zimmerleute waren sogleich mit den Aexten da. Sonnverbrannte, breitschultrige Zaporoger mit grau werdenden Schnurrbärten schürzten sich ihre Scharowari in die Höhe und gingen bis an die Knie ins Wasser, um die Kähne mit starken Tauen vom Ufer ins Wasser zu ziehen. Andere wurden in die Vorrathskammern am jenseitigen felsigen Ufer des Dniepers abgeschickt, wo die Zaporoger in unzugänglichem Versteck einen Theil ihrer erbeuteten Schätze und Waffen aufbewahrten. Die Erfahrnen ertheilten den Jüngern allerlei Lehre und Unterweisung mit einer Art von innerem Wohlbehagen, und gaben sich dabei ein sehr strenges und ehrbares Ansehen. Das ganze Ufer bot einen belebten Anblick, und geschäftige Regsamkeit hatte sich des bis dahin sorglosen Volkes bemeistert.

Indessen bewegte sich ein großes Floß dem Ufer zu. Eine Menge Menschen, die darauf standen, winkten schon aus der Ferne mit den Händen. Es waren ganz zerlumpte Kosaken. Aus ihrem durchaus verwahrlosten Anzuge, der bei Vielen in Nichts als einem zerrissenen Hemde und einer Tabakspfeife bestand, sah man, daß sie entweder von der größten Noth gedrückt waren, oder über die Maßen geschwelgt hatten.

Ein kleiner, breitschultiger Kosak, ein Fünfziger ungefähr, trat aus ihrer Mitte hervor. Er schrie stärker und winkte mehr als die Uebrigen.

*) Bei den nichtunirten Griechen ist es Sitte, die Bilder der Heiligen, besonders das Bild der heiligen Jungfrau ganz mit Silber zu bekleiden, mit Ausnahme des Gesichts; zuweilen wird denselben nur eine Krone auf's Haupt gesetzt.

»Gott helfe euch, ihr Zaporoger!« rief er den Arbeitenden zu.

»»Willkommen,«« antworteten diese und unterbrachen ihre Arbeit.

»Erlaubt mir, ihr Zaporoger, ein Wort zu reden!«

»»Rede.«« Die Menge drängte sich in dichten Haufen an's Ufer.

»Habt ihr gehört — fuhr der Alte fort — was auf der Hettmannschaft*) vorgeht?«

»Nun was?« riefen einige Stimmen.

»»Dinge gehen vor, daß man wohl davon Etwas zu erzählen hat.««

»Welche Dinge denn?«

»»Ihr seid geboren worden, und getauft. Solches habt ihr aber doch nicht gesehen!«« rief der kleine Kosak, mit dem stolzen Blick des Mannes, der sich im Besitze eines wichtigen Geheimnisses weiß.

»Nun so erzähle, was es ist!« schrie der ganze Haufen wie aus einer Kehle.

»»Also wirklich, ihr Herren, Nichts hättet ihr bis jetzt noch gehört?««

»Nein, Nichts, so rede!«

»»Wie geht das zu? Lebt ihr denn hinter den Bergen, oder haben euch die Tataren die Ohren mit Harz verpicht?««

»Erzähle! mach der Vorrede ein Ende,« riefen mehrere der vornestehenden Starschinen.

»»So hörtet ihr Nichts davon, daß die Juden die heiligen Kirchen wie die Schenken in Pacht genommen haben?««

»Nein, Nichts!«

»»Und auch das hörtet ihr nicht, daß die Christen selbst das geweihte Brod nicht essen dürfen, wenn nicht vorher der Jude mit unreiner Hand ein Zeichen darauf gemacht?««

»Nichts hörten wir!« schrie die Menge und drängte sich näher um den Sprecher.

»»Und daß die Ksenzi**) auf Tarataiken***) aus einem Dorf ins andere fahren und daß dabei statt der Pferde rechtgläubige Christen eingespannt werden? Dann wißt ihr auch wohl nicht, daß wir unsern Glauben verlassen sollen, wohl auch das nicht, daß die Jüdinen aus den Kirchenornaten der Popen sich ihre Röcke nähen.««

»Halt, halt!« unterbrach ihn Koschewoi, der bis jetzt den Blick auf den Boden geheftet, da gestanden hatte wie alle Zaporoger; denn, wie immer in wichtigen Angelegenheiten, so gaben sich diese Leute auch hier nicht dem ersten Eindrucke gleich hin, sie schwiegen und sammelten in ihrem Innern die eiserne Stärke ihres Unwillens.

»Halt! ich will dir auch ein Wörtchen sagen. Möge der Feind eure Väter schlachten! Habt ihr denn keine Säbel gehabt? Wie? Was ließet ihr solche Ungerechtigkeit zu?«

»»Ei, was zulassen,«« schrie der stämmige Kosak »hättet ihr es versucht zu widerstehen, da nicht weniger als fünfzig tausend Liachen****) und ein großer Theil Deutscher ihres Glaubens uns gegenüberstand?««

»Aber euer Hettmann und eure Heerführer, was thaten die?

»»Der Hettmann und die Obristen? Wißt ihr, wo jetzt der Hettmann und die Obristen sind?««

»Nun, wo?«

»»Die Köpfe und Hände der Obristen führt man jetzt auf den Jahrmärkten herum; der Hettmann wurde in einem kupfernen Stier gebraten, und liegt noch heute in Warschau!««

*) Hettmannschaft hieß das jenseitige Ufer des Dniepers, welches den Polen gehörte und unter einem Hettmann als Vasall der polnischen Krone stand.

) Geistliche. *) kleine niedere Wagen. ****) Polen.

Entsetzen ergriff die Menge; eine fürchterliche Stille, wie sie gewöhnlich dem Sturm vorangeht, lagerte sich auf Aller Lippen; aber plötzlich machten sich die unterdrückten Gefühle in einem Strom wilder Reden Luft. »Wie«, schrieen sie durch einander, »unsern christlichen Glauben soll der Jude vertilgen? Verfährt man so mit rechtgläubigen Christen? Soll man so die Unsern martern, und noch dazu wen? die Führer und den Hettmann selbst! und das sollten wir dulden? Nimmermehr! das leiden wir nicht!« — Solche Reden flogen durch die Reihen der zahlreichen Versammlung. Die Zaporoger murrten und fingen an ihre Kraft zu fühlen; nicht die Bewegung eines leichtsinnigen Volkes war es; es regten sich hier kräftige und starke Naturen. Sie erglühten langsam, aber erkalteten nicht sobald wieder.

»Wie«, rief Einer aus der Schaar, »die Juden sollen über uns herrschen! Auf, Kameraden! wir hängen die Judenschaft auf, daß ihr Hauch von der Erde verschwinde!«

Wie der Blitz durchflogen diese Worte die ganze Menge, und der wilde Haufe stürzte sich in die Vorstadt, fest entschlossen, alle Juden darin umzubringen.

Die armen Söhne Israels verloren alle Gegenwart ihres ohnehin kleinen Geistes, sie verbargen sich in leere Branntweinfässer, in die Oefen und krochen wohl gar den Jüdinnen unter die Schürzen, aber die unerbittlichen Rächer machten sie überall ausfindig.

»Hochedle Herren« schrie ein großer, hagerer Jude und streckte sein jämmerliches, von Schreck verzerrtes Gesicht aus dem Haufen seiner Kameraden hervor, »Hochedle Herren! Wir wollen Euch entdecken etwas Wichtiges, wie Ihr es noch nie hörtet, etwas, das ist so wichtig, daß man gar nicht kann sagen, wie es ist wichtig!«

»So laßt den Juden reden!« rief Bulba, der jederzeit gerne den Beschuldigten anhörte.

»Edle Herren!« fuhr der Jude fort, »wurden noch nie gesehen solche edle Herren! Bei Gott, nie! So gute, artige und tapfere Herren sind noch nie gewesen auf der Welt.« Seine Stimme zitterte und versagte ihm fast ganz vor Angst. »Wie sollte es sein möglich, daß wir könnten denken etwas Böses wider die Zaporoger. Sind doch die Pachter in der Ukraine nicht von unsern Leuten, daß ich's schwöre bei Gott! es sind keine Juden: das sind — der Teufel mag wissen, was! Man muß spucken auf sie und sie lassen liegen. Schauet, diese werden es sagen auch. Ist es nicht so Schlem? oder du Schmul, sprich!«

»Bei Gott, es ist wahr!« antworteten aus dem Haufen Schlem und Schmul, in zerrissenen Aermelwesten, so weiß, wie die liebe Erde.

»Wir haben uns nie,« fuhr der große Jude fort, »gethan zu den Feinden. Soll ihnen vom Teufel träumen. Wir sind gestanden mit den Zaporogern wie leibliche Brüder. . .«

»Wie? die Zaporoger und ihr wären Brüder?« schrie Einer aus dem Haufen: »das werdet ihr nicht erleben, ihr verfluchten Juden! In den Dnieper mit ihnen, Kameraden, man ersäufe die Ungläubigen.«

Diese Worte gaben das Signal: man ergriff die Juden und schleuderte sie in die Fluthen. Ein klägliches Geschrei ertönte von allen Seiten; die rohen Zaporoger aber lachten nur, als sie die Füße der Juden in Schuhen und Strümpfen über dem Wasser zappeln sahen. Der arme hagere Redner, der selbst auf sein und seiner Brüder Haupt das Unglück gerufen hatte, umfaßte Bulba's Knie und rief mit kläglich flehender Stimme: »Ach gnädigster, edelgeborner Herr, ich habe gekannt Ihren selig verstorbenen Herrn Bruder Doroscha. Er war ein weltberühmter Krieger. Ich habe gegeben ihm 800 Zechinen, als er sich mußte loskaufen aus der Gefangenschaft der Türken.«

»Du kanntest meinen Bruder?« fragte Taras.

»Soll mich Gott strafen! ich kannte ihn: er war ein großmüthiger Herr!«

»Und wie heißest du?«

»Jankel, gnädigster Herr!«

»Gut, folge mir.« Bulba führte den Juden zu seinem Gepäck, wo seine Kosaken standen. »Nun, kriech unter den Wagen und bleib dort liegen, aber rühre dich nicht. Und ihr, meine Brüder, laßt den Juden nicht heraus.«

(Die Fortsetzung folgt.)

Hiezu die Beilage Nr. 19.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Aus Belgien.

II.

Brüssel, im November.

Das Stück Landes, welches den Uebergang von den rauhen Ardennen des nördlichen Frankreichs zu den sumpfigen Tiefen Hollands bildet, und dessen Bewohner durch eine Staatsverfassung an einander gekettet sind, nennen wir Belgien.

Den Charakter eines Ueberganges trägt schon das Land an und für sich scharf in sich ausgeprägt. Wie die meisten Gebirgsabfälle Europa's, sind auch die der Ardennen gegen Norden ein allmäliges Absenken eines Hochlandes zum Flachlande hin. So bietet der südöstliche Theil den geraden Gegensatz zu dem nordwestlichen; während dort ein rauhes Hoch- und Gebirgsland, von Flüssen und Bächen vielfach eingeschnitten, und daher durch Hunderte romantischer Thäler geziert, sich dem Auge des Reisenden darbietet, blickt man hier (in dem berühmten Flandern) über die weiten ebenen Fluren hin, auf wohlhabende Dörfer und prächtige volkreiche Städte; während dort der Boden durch seinen Mineralgehalt (Marmor, Kalk, Schiefer, Eisen und Kohlen) und durch die Erzeugnisse der freien Natur (Holz und Wild) den Bewohnern ein Quell der Wohlhabenheit wird, zeigt er sich gegen Norden dankbar der ihn pflegenden Hand und liefert Getreide, Flachs und Hanf in den besten Gestaltungen.

Daß die verschiedene Gestalt und Beschaffenheit des Landes auch auf die Bildung der Bewohner Einfluß ausüben muß, ist unnöthig zu erweisen und zeigt sich alsbald in der gedrungenen Kraft der Gebirgsbewohner (die leider häufig durch die Arbeit in den Kohlenbergwerken gebrochen ist), im Gegensatz zu den runden behäbigen Gestalten des Flammänder. -

Doch nicht allein die Verschiedenheit des Landes trennt die Bewohner Belgiens; auch durch Abstammung und Sprache sind sie in zwei vollständig verschiedene Völkerschaften getrennt, die nur (wie oben bemerkt) in der gemeinsamen Staatsverfassung, dann aber auch noch in ihrem Eifer für den Katholizismus und vorzüglich zur Industrie ihren Vereinigungspunkt finden.

Die Liebe zur Industrie ist übrigens ein Charakterzug des Belgiers. Während sie den Lütticher lehrt, den Eisenstein zu den künstlichsten Maschinen zu verarbeiten, und dadurch die Thäler der Vesder, Ourthe und Meuse (denn so nennt man sie dort noch) zum Sitz der so berühmten Tuchmanufaktur macht, leitet sie den Flammänder an, seinen Flachs in das feinste Linnenzeug, die von fern hergebrachte Baumwolle in die wohlfeilsten Stoffe zu verwandeln, und läßt den Brabanter seine Spitzen klöppeln und seine verschiedenartigen Biere bereiten, kleinerer Zweige nicht zu gedenken.

Wenn die ebengenannten Erscheinungen größtentheils seit Jahrhunderten den industriellen Sinn, vornehmlich der Nordbelgier, beurkundet haben, so ist es nicht zu verwundern, daß dieses Volk in der neuern Zeit nicht zurückgeblieben ist, sondern sein Land so mit Kanälen durchschnitten und mit Eisenbahnen bedeckt hat, daß man die Steinkohlen von Charleroi sowohl über Mons nach Conde, als über Namur nach Mezières in Frankreich, sowohl über Lüttich nach Verviers als über Brüssel nach Antwerpen, und von da über Gent nach Brügge und Ostende zu Wasser schicken kann, daß Reisende und Waaren jetzt schon von Ostende nach Lüttich in 8 Stunden, von Tubise (6 Stunden südlicher als Brüssel) nach Antwerpen in zwei Stunden auf der Eisenbahn fliegen können, und Brüssel in zwei Jahren außer den angegebenen Orten und ihren Zwischenstationen mit Tournai, Courtrai (und Lille), Mons (und Valenciennes), Namur und Limburg (und Aachen) auf's Innigste verbunden sein wird.

Da die Eisenbahn zwischen Köln und Aachen in spätestens zwei, die zwischen Valenciennes und Paris in 4 Jahren beendet sein wird, da außerdem regelmäßige Dampfschiffahrt von Ostende und Antwerpen nach London, von Antwerpen nach Rotterdam und Havre schon eingerichtet ist und eine zwischen Antwerpen und New-York im Laufe des nächsten Jahres zu Stande kommen wird, so wird Belgien in Kurzem durch seinen industriellen Geist mit den Nachbarländern und den für seinen Handel wichtigsten Plätzen des Auslands sowohl, als auch in seinem Innern selbst im regsten Verkehre stehen.

Dabei fürchtet man durchaus nicht, daß durch die Vermehrung und Erleichterung der Kommunikationsmittel das Land selbst verliere. Mögen auch manche Reisende das Land schneller durchfliegen, als es früher möglich war, so lehrt doch die Erfahrung, daß das erleichterte Reisen das Reisen selbst vervielfältigt, indem nicht nur mehr Ausländer sich angespornt fühlen, das interessante Land wohlfeil zu durchreisen, wodurch die bedeutendern Zwischenstationen im Ganzen durchaus keine Verminderung ihres Besuchs erfahren, sondern auch die unbedeutendern Orte, wo der Reisende früher gleichsam gezwungen war anzuhalten, durch die Bewegung im Lande selbst reichlich für das Ausbleiben der Fremden entschädigt werden.

Die offiziellen Berichte aber weisen aus, daß die Einnahme der ganzen Bahn, die im Jahre 1838 Frs. 2,935,817 betrug, sich im Jahre 1839 freilich mit Zuziehung der Bahnstrecke von Gent nach Courtrai auf mehr als 4 Millionen belief. Wer noch zweifeln könnte, daß durch solche Anstalten und Unternehmungen der Wohlstand des Landes gehoben wird, der komme selbst und sehe, wie die der Eisenbahn nahe gelegenen Städte fast mit jedem Jahre durch den Aufbau neuer und prachtvoller Häuser ein anderes Ansehen gewinnen, der sehe, welche Menge Wagen und Pferde (viel mehr als früher für die Reisen auf den Chausséen) beschäftigt werden, Reisende und Waaren von den Stationen nach nähern oder entferntern Bestimmungsorten zu bringen, der frage in unsern Seeplätzen und Hauptstädten, welchen erneuten Aufschwung der Handel seit der Errichtung der Eisenbahnen genommen, und er wird nicht mehr auf die eigennützigen Klagen eines Conducteurs hören, der in der Erwartung ist, seine bequeme Stelle zu verlieren, oder auf die eines Wirthes, daß er keine Gäste mehr, die hungrig und durstig ankommen, nach Belieben prellen kann; er müßte sogar sehr beschränkt sein, wenn er selbst die anscheinend große Schuldenlast von 110 Mill. Franken (etwas über 42 Mill. fl. C. M.), die das Land zur Herstellung dieser Bahnen übernommen hat, für ein Uebel betrachten wollte, da die Bahnen, alle Vortheile, die sie dem Staate selbst bringen, abgerechnet, schon jetzt nahe an 4% Interessen rein abwerfen und bei einstiger Vollendung ohne Zweifel noch reichlicheren Ertrag geben werden.

Doch genug davon, und auch wohl hinreichend, um auf den industriellen Geist aufmerksam zu machen, der das Land durchzieht und der augenblicklich dem Ankommenden entgegen weht, mag dieser nun von Süden über Verviers mit seinen unzähligen Tuchfabriken, Namur mit seinen Werkstätten der Messerfabrikanten, Courtrai und Tournai mit ihren tausend Weberstühlen, oder von Norden über Gent und Antwerpen mit ihren ungeheueren Etablissements aller Art, die sich schon aus der Ferne durch ihre ungeheuren Schlote kund geben, das Land betreten.

(Der Beschluß folgt.)

Vom Rheine.

November.

In Düsseldorf hat sich jüngst die Erzählung des deutschen Humoristen E. T. A. Hoffmann »Signor Formica« auf eine höchst überraschende Weise wiederholt. In einer dort auf dem Markt erbauten Bretterbude war ein Puppentheater eingerichtet, zu welchem Jung und Alt durch den immerfort lustig sprudelnden Witz, durch die heitere, nicht selten kräftig beißende Laune des bergischen Bauers, einer sich bildenden Charaktermaske, angelockt wurde. Zufällig ergab sich, daß der bekannte vielgepriesene Schrödter, der Maler des Don Quixote, Falstaffs und mehrerer anderer berühmter Humorbilder, nicht verschmäht hatte, in dieser Bude versteckt, die ganze künstlerische und unkünstlerische Welt der Düsselstadt zu unterhalten und zu necken.

Die Rückkehr des Direktors Schadow nach Düsseldorf ist von den Zöglingen der Akademie wie von allen dort anwesenden Künstlern fürstlich gefeiert worden, ja überall am ganzen Rheine wetteiferte man, den anerkannten Künstler aufs zuvorkommendste zu empfangen. Hoffentlich wird der jahrelange Aufenthalt unter italischem Himmel den Meister nun gänzlich hergestellt, und für neues kräftiges Wirken gestärkt haben, so daß das Kunstleben Düsseldorfs nun durch ihn wieder frischer aufstrahlen kann.

Die neue Kirche, welche Graf von Fürstenberg auf dem Apollinarisberge am Rheine im deutschen Geschmacke durch den Baumeister Zwirner erbauen läßt, ist bis auf die Gewölbe fertig, und soll im Innern eben so reich ausgeschmückt werden, als dies der äußere Zierrath verheißt. Der kunstsinnige reiche Graf hat zu dem Ende mehre Düsseldorfer Künstler nach Italien reisen lassen, dort die weltberühmten Fresken zu studiren, und für seinen Bau, welcher sicherlich eines der Rheinkleinodien werden wird, die Entwürfe zu fertigen, die dann wahrscheinlich von Schadow begutachtet werden dürften.

W.

Aus Berlin.

(Beschluß.)

Unter den historischen Bildern, und zwar den religiösen, ist nur »Christus« von Begas, wie er vom Berge auf die Hauptstadt niederschaut, und deren nahen Fall vorherverkündigt, von Bedeutung, welches immerhin ein schönes, frommgedachtes Bild bleibt, obwohl Kenner die mangelnde Farbenharmonie und die Gruppirung der Jünger tadeln wollen. Die von verschiedenen Künstlern versuchte Rückkehr des jungen Tobias, obschon Manches geleistet ist, läßt im Ganzen unbefriedigt und kömmt dem Begas'schen Werke nicht gleich. Unter den weltlich-geschichtlichen Bildern fällt Kolbe's Karton auf, welcher das Hunnenheer darstellt, wie es, im Begriffe über den Lech zu gehen, durch eine Druide vor dem Uebergange gewarnt wird, eine Zeichnung, die an mannigfaltigen Gruppen, an Kühnheit und Fülle wohl alles übertrifft, was dieses Jahr geleistet wurde. Die Gruppen der Barbaren mit ihrer mannigfachen Bewaffnung, welche dem Fluß genaht sind, oder schon harmlos über ihn gesetzt haben, die nun beim Erscheinen der Wahrsagerin Neugierde, Ehrfurcht, Angst und Entsetzen, oder Troz und Verachtung in ihren Zügen ausdrücken, während die Druide von einem Felsvorsprung, den sie auf ihrem wilden Bergroß herangeritten war, auf die Barbaren herüber droht, bilden mit der Umgebung des schauerlichen Felsenthales die verschiedenartigsten Gegensätze, welche ausgeführt von schlagender Wirkung sein müssen. De Keyser's »Schlacht von Wöringen«, obschon nur in kleinem Formate, als Farbenskizze hier aufgestellt, gab doch einen Begriff von dem großartigen Gemälde, das am Rheine so viele Kränze des Lobs und der Ehre errungen, und erwarb auch hier dem jungen Künstler verdiente Anerkennung. An die vorhergehenden schließen sich noch würdig zwei Bilder von P. de la Roche, welche genugsam durch Stiche und Steinzeichnungen bekannt geworden, nämlich der Cardinal Richelieu, welcher Cinq Mars auf der Seine davon führt, dann der sterbende Cardinal Mazarin, welcher von seiner Nichte sich die Karte zum Spiele vorhalten läßt, — Bilder voll furchtbarer Wahrheit, von der Zerrissenheit des jungen Frankreichs kündend, geistreich, aber doch etwas zu keck, zu nachlässig hingeworfen. In der Volksmalerei (dem Genre) gebührt der Kranz »den Elfen« des Düsseldorfer Malers Steinbrück, von denen so viel Gutes schon anderweitig gesprochen ward, daß wir hier alles voraussetzen können, dann einem Bilde »Amor und Psyche« desselben Künstlers, das in der Gruppirung wohl manches zu wünschen übrig läßt, das aber, was Zartheit und Seele der Malerei betrifft, wie auf die Leinwand hingehaucht scheint, wie man denn Steinbrück im Allgemeinen mit Recht den Maler der Grazien, oder der Elfen nennen könnte. Uebrigens zeichnen sich unter der Unzahl Genrebilder nur wenige durch einen neuen Gedanken aus. »Ingeborg am Meere mit mit dem Falken«, von Isidor Kleine, »Scheherezade, welche dem Sultan ihre Mährchen erzählt«, von Jakobs, ein Mädchen, welches von einem Bilderhändler einen gypsenen Amor einkauft, der ihr nach dem Herzen zielt, von W. Streckfuß, Faust und Gretchen von Mila, dann ein vortrefflicher trunkener Reiter, welcher den Bauern durch's Getreide jagt, von Kolbe, sind mehr oder weniger frisch und neu, und entwickeln in der Fülle von trockenen Gegenständen einigen guten derben Humor; gleiches Lob verdienen die Thierstücke Zicks des Koblenzers, in dessen Familie die Kunst, besonders die Thiermalerei, schon seit mehreren Generationen erblich ist. Im Portrait stand Begas oben an; auch lieferte neben ihm August Hofgarten lebenathmende Bilder, denen die Portraitähnlichkeit anzusehen war, und welche in der reichen Anzahl von andern Bildnissen durch Geist und Frische sich bemerkbar machten.

Im Landschaftlichen stand der geistreiche Achenbach mit einem Bilde oben an, welches in diesen, wie in andern Blättern schon öfter zur Sprache gekommen, die Küste der Insel Wight darstellend; dann lieferte der Düsseldorfer Künstler Häke eine schöne, frische Aargegend, Biermann eine wilde Berg-Gegend, das Schloß Lung aus dem felsigen Krain, ein Bild, welches eben so kühn und geistreich ausgeführt als entworfen ist. W. Krause's Meer bei Havre in der Abendbeleuchtung ist ebenfalls ein hübsches Gemälde; auch Otto Völker's Unterinnthal taucht aus dem Schwalle der andern mit bleibendem Eindrucke, wie die schöne Gegend selber, hervor — eben so Fohr's Sonnenuntergang am Staheeenberger See, vorzüglich wegen des Friedens, der auf der Landschaft ruht, und wegen der sanften Farbenharmonie. Letztere Landschaft gehört zu jenen, die nebst der Gegend noch einen innern Gedanken auffassen und wiedergeben. Gräb's, wenn gleich roh hingeworfene Bilder, zeugen von Talent und fallen vor vielen besser gearbeiteten auf, unter denen besonders Gärtner's Ansichten von Moskauer Gebäuden und Stadttheilen schon wegen des Gegenstandes ansprechen, indem hier eine eigene Architektur, ja ein eigener Landschaftscharakter geboten wird, der mit eigenthümlichen Staffagen Europa und Asien vereinigt, und in der Folge gewiß mehr benutzt werden dürfte.

W.

Kunstausstellung in Triest.

(Fortsetzung.)

Triest, November.

Die drei um die Kunst so sehr verdienten, Vater und Brüder Adam, lieferten Thierstücke, von welchen das eine schöner als das andere ist; — vorzüglich müssen die von Albert Adam mit der größten Bravour dargestellten Pferde in der Schwemme hervorgehoben werden. — Schön gedacht und voll Geist durchgeführt ist des Professors Bezzuoli (aus Florenz) Skizze der Pisaner auf den balearischen Inseln. — Canella aus Mailand sandte sieben meist Marineansichten, ein, welche alle für die Genialität des Meisters sprechen. — Castelli aus Rom gab eine Ansicht von Terracina; man verkennt nicht großen Fleiß, doch bringt das Ganze nicht den gewünschten Effekt hervor. — Schnorr's Christus mit drei Schülern im Garten ist zu stylisirt. — Wir können dieses erste Zimmer nicht verlassen, ohne jene der Therese Weber, Kaltenmoser's, Ott's und Zimmermann's aus München und Müller's (Feuermüller) wenigstens lobend zu erwähnen.

Im zweiten Gemache fesselt uns ganz besonders Elsasser's (aus Rom) Urwald, ein echt geniales, großartiges und effektvolles Bild. — Breslauer aus Düsseldorf lieferte zwei Landschaften von guter Wirkung, wiewohl sein Baumschlag etwas zu hart ist. — Demselben gegenüber befindet sich ein Garten von Bassi, recht gut gehalten, so wie die in der Nähe hängenden Landschaften von Marino, Landesio, Milani und dem Engländer Morghen aus Florenz viel Geschmack und Fertigkeit beurkunden. — Einen angenehmen Eindruck erregt Schindler's (aus Wien) heimkehrender Postillon, ein Bild voll Geist und Leben. — Zum Ankaufe der schönen Landschaft von

Scheins aus Düsseldorf ist der Gesellschaft wahrhaft zu gratuliren. — Im dritten Zimmer verdienen besonders mit dem größten Lobe erwähnt zu werden: Gustine's (aus Rom) Weinverkäuferin im Strohhute, ein zum Küssen schönes Gesicht. — Caffi (aus Venedig) gab zwei Ansichten des Triester Börsenplatzes, die eine vom Mondscheine, die andere vom Tageslichte beleuchtet; man sieht es allen Gemälden dieses jungen tüchtigen Künstlers an, wie er nach Effekt strebt, und dieses gelang ihm auch insofern, als er in den Figuren, die den Platz beleben, meist bekannte Personen darstellte und dadurch die Aufmerksamkeit fesselt; der Kenner macht ihm den Vorwurf, daß er zu wenig Sorgfalt auf das Einzelne verwende und zu sehr auf das Ensemble sehe. — Holtenroth (aus Dresden) Fischerknaben und Hirtenknaben aus den Abruzzen sind gefallige Bilder. — Fiorini (aus Rom) hat ein wirklich musterhaftes Bild in einem beim Lichte lesenden Mädchen geliefert, es ist schön in Farbe und Zeichnung, und er übertrifft in dieser Beziehung bei Weitem Feuermüller, der in demselben Genre malte. — Bei Paglierini's Genrebildern dominirt die braune Farbe zu sehr; doch sind seine Triester Landleute vortrefflich, nur schade! etwas zu städtisch. — Tischbeins (aus Triest) Genre- und Marine-Bilder sind meisterhaft, gut gedacht und geschmackvoll ausgeführt. Wir dürfen uns freuen, ihn den unseren nennen zu können. — Noch viele andere Künstler wären hier zu erwähnen, doch es bleiben deren noch mehr in den übrigen Gemächern, darum rasch ins vierte Zimmer! —

J. Löwenthal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das zweite böhmische Pferderennen.*)

Es wäre vielleicht manchem Lefer nicht unangenehm, wenn wir ihm eine deutsche Ueberfetzung des ausführlichen in der Bohemia abgedruckten Berichts über das am 15., 17. und 19. Oktober abgehaltene zweite Pferderennen geben könnten, allein, indem wir unsere Unkenntniß der Sprache, in welcher jener Bericht abgefaßt ist, bekennen, müssen wir uns begnügen, die Endresultate kürzlich anzugeben.

Das auf Veranlassung der Fürsten Camill und Benjamin Rohan veranstaltete Bauernrennen, zu dem diese beiden Herren die nöthigen Summen verfügt hatten, eröffnete am 15. das böhmische Vereins-Wettrennen. Die Preise bestanden in dreißig Dukaten für das erste, zwanzig für das zweite, und zehn für das dritte Pferd. Acht Pferde liefen in zwei Abtheilungen, und die vier besten bildeten das dritte, das Entscheidungsrennen. Die Fuchsstute des Johann Kozák, aus Rybnicek, bidschower Kreises, siegte im ersten Rennen, und erhielt auch im dritten den Hauptpreis. Sie lief die englische Meile in einer Minute 4 Sek.; den 2. Preis errang die Lichtfuchsstute des Wenzel Hubalowsky aus Běchar, bidschower Kreises. Diese beiden Stuten kaufte der Verein, die erste für 200, die zweite für 150 fl. C. M. und verlooste sie unter die Aktionäre. Den Sieger gewann der Graf Ottokar Černin, das zweite Pferd der Fürst Joh. Lobkowitz.

Am 17. Oktober fanden sieben Rennen statt: 1. Das Eröffnungsrennen für alle außer England gebornen zweijährigen Pferde, Vereinspreis von 100 Dukaten, 50 Dukaten Einlage. Von den vielen Kämpfern siegte des Grafen von Renard brauner Hengst, Eiervorier. Er hatte die halbe englische Meile in 57 Sekunden zurückgelegt. — 2. Ein Continental-Stakes, für alle außer England gebornen Pferde, 80 Dukaten Einlage. Der Fuchshengst Rococo, den Tags zuvor der Ritter Alexander von Bethmann vom Grafen Henkel-Donnersmark gekauft hatte, besiegte seine drei Nebenbuhler. Er lief 1½ englische Meile in 3 Minuten 5 Sekunden. 3. Böhmischer Vereinspreis von 100 Dukaten; Einlage 15 Dukaten für alle in Böhmen, Mähren, österreichisch Schlesien und dem Erzherzogthume Oesterreich gebornen Pferde 1½ englische Meile. Mimika des Grafen Schlick siegte über drei Rivale. Das Rennen dauerte 3 Minuten 20 Sekunden. 4. Continental-Sweepstakes. 1½ Meile, doppelter Sieg. — Für alle auf dem Continente gebornen Pferde. Einlage 50—100 Dukaten, je nach der Zeit der Subskription. Im ersten Rennen, welches 3 Minuten 48 Sekunden dauerte, siegte des Ritters von Bethmann bereits erwähnter Rococo; im zweiten, das in 3 Min. 13 Sek. beendigt war, Little John, brauner Hengst des Grafen Clam-Gallas (für den Fürsten Franz Lichtenstein); fünf Pferde hatten Theil genommen. Was aber war das Resultat des dritten, des Entscheidungs-Rennens? Der Bericht in der Bohemia sagt: 3. Heat: »Rococo ging über die Bahn. Little John war Tags zuvor von dem Grafen Henkel-Donnersmark an den Grafen Clam-Gallas verkauft.«*)

Da wir dieses Rennen nicht selbst sahen, so müssen wir es unsern Lesern überlassen, diese etwas dunkeln Worte sich selbst zu interpretiren.

5. Gesellschaftspreis von 1000 Dukaten! — Pferde aller Länder, 2 englische Meilen, 100 Dukaten Einlage. Unter den vier Kämpfern siegte in 4 Min. 30 Sek., der bekannte und sieggewohnte neunjährige englische braune Hengst Stiff des Amtsraths Heller; den Statuten gemäß wurde der Sieger um 2000 fl. C. M. verkauft, und kam an den Fürsten Trautmannsdorf. Das 6. war ein Senftenberg-Stakes, mit einem Preis von 100 Dukaten, 20 Dukaten Einlage. Alle Pferde, bis auf Mimika des Grafen Schlick und Rebekka des Fürsten Brezenheim, waren zurückgegangen. Mimika siegte in 2 Minuten 7 Sekunden. Den Schluß machte 7. ein Preis von 100 Dukaten vom Fürsten Alois Lichtenstein für Pferde jeden Landes von wenigstens 4 Jahren, die in diesem Jahre entweder zu Breslau, Prag, Wien oder Pesth auf einer öffentlichen Bahn gelaufen sind, 1½ Meile. Einlage 25 Dukat. Es liefen 3 Pferde, und unter ihnen blieb des Fürsten Trautmannsdorf brauner Wallach Sea Sieger.

Am 19. Oktober hatten gleichfalls sieben Rennen statt: 1. Um den Graf Harrach-Gold-Becher mit einem Geldpreise von 50 Duk. für alle in Böhmen, Mähren und österreichisch Schlesien gebornen Pferde. 2 Meilen. Einlage 20 Dukaten; des Fürsten Trautmannsdorf Fuchsstute siegte in 4 Minuten 37 Sekunden — über des Fürsten Brezenheim braunen Wallach Alfred. Mehre Pferde waren mit Reugeld zurückgezogen. 2. Um den Becher der Grafen Hunyady und Joseph Zichy, für Pferde, die im Continental-Stakes Nr. 2 gelaufen. 2 Meilen, 20 Dukaten Einlage. Rococo siegte abermals, diesmal aber nur um eine Nasenlänge, über Sir Felix des Grafen X. Auersperg. Das Rennen dauerte 4 Minuten 52 Sekunden. 3. Handicap, Vereinpreis von 100 Dukaten. Pferde jeden Landes und jeden Alters, 1¾ Meilen, 30 Dukaten Einsatz, 15 Dukaten Reugeld. Es liefen 4 Pferde, nachdem nicht mehr als zwölf von ihren Besitzern zurückgezogen waren. Der Sea des Fürsten Trautmannsdorf blieb Sieger in 3 Minuten 38 Sekunden. 4. Graf X. Auersperg Becher für Pferde jeden Landes 1½ Meile. Von sieben Pferden siegte des Fürsten Alois Lichtenstein braune Stute Jean d' Acre, welche nach den Statuten um 150 Dukaten gekauft werden konnte. Das Pferd kam in den Besitz des Herrn Rathemann. — Das wie? ist nicht klar. 5. Ein Sweep-Stakes, für böhmische, mährische, österr. schlesische Halb- und Vollblut-Pferde und Halbblut-Pferde jeden Landes. 50 Dukaten Einlage, 1½ Meile. Kein Pferd hat mit Mimika des Grafen Schlick den Kampf aufnehmen wollen, welche deßhalb ohne Kampf das Reugeld erhielt. Das 6. Rennen galt dem Damen-Becher, und war ein Herrenreiten mit 10 Dukaten Einlage. Die Einlagen theilte der Sieger mit dem zweiten Pferde, 1 Meile. Spectre, brauner Hengst des Fürsten Fr. Lichtenstein, geritten vom Grafen Leop. Sternberg, trug über des Fürsten Vinzenz Auersperg braune Stute Disagreable, geritten vom Grafen Jaroslaw Sternberg, den Sieg davon. Die Dauer des Rennens war 2 Minuten 43 Sekunden. Das Schlußrennen, 7. hatte als Preis den Graf Clam-Gallas-Becher: Alle Pferde, die noch nicht Sieger waren, durften Theil nehmen. Einlage 10 Dukaten, das zweite Pferd erhält die Einlage zurück. The Cripple des Fürsten Fr. Lichtenstein besiegte seine drei Gegner in einem Lauf von 2 Min. 43 Sekunden.

So war der Verlauf des zweiten böhmischen Pferderennens. Die neugierige Theilnahme des Publikums war im Ganzen nicht so groß, als im vorigen Jahre, wozu das mißliche und am letzten Tage sehr schlechte Wetter beigetragen haben mögen. Hauptsieger möchte ich aber den allen Pferdeliebhabern wohlbekannten Herrn Amtsrath Heller nennen, der durch Rennen und Wetten nicht weniger als 20,000 fl. C. M. davon getragen haben soll.

B. St.

Konzert in Prag.

Am 15. November Mittags 12½ Uhr fand die Matinée musicale des Herrn Erlanger im Platteis Statt. Wir haben die Talente des Herrn Erlanger und dessen Gattin bereits besprochen, und fügen

*) Wegen Mangel an Raum verspätet.

*) Eine Anmerkung am Schluße des letzten Berichtes macht Einigen die Sache vielleicht deutlicher, wenn auch nicht gerade uns. Es heißt darin: die Herren Graf (wir glauben nicht, daß Grafen gerade recht sei) Clam-Gallas und Ritter von Bethmann haben nach dem zweiten Heats den Gewinnst getheilt, und Rococo ging für Beide über die Bahn.

deshalb hier nur hinzu, daß der einstimmige Beifall, der jede Piece begleitete, unser früheres Urtheil auf's Neue bestätigt. Es war nicht die Schuld der Konzertgeber, daß der Saal nur mittelmäßig gefüllt war, denn unsere eigentliche Konzertsaison hat noch nicht begonnen, und Viele, die gerne der Aufführung beigewohnt hätten, mußten es unterlassen, weil sie zwischen der Matinée und dem Benefiz des Hrn. Strakaty, um 4 Uhr, den wichtigen Akt des Essens nicht einzuschalten wußten. Herr Erlanger hat einerseits betrübende, nicht auf Musik bezügliche Erfahrungen in Prag gemacht, auf der anderen aber durch manchen Beweis der Anerkennung, des ermunternden Beifalls und des redlichsten Antheils sich entschädigt gefunden. — Wir hoffen ihn nach Verlauf einiger Zeit wieder in unserer Mitte zu sehen, und können bestimmt aussprechen, daß sowohl er, als auch seine Gattin überall sicherem Beifalle entgegen gehen. In dem erwähnten Morgenkonzerte wirkte aus besonderer Gefälligkeit Frau Juliane Glaser mit, und trug die drei reizenden Lieder Tomascheks (»In die Ferne« von Kletke, »Mein Lied« und »Mein Hochland«, nach Burns von Freiligrath), dann eine Arie aus Iphigenie in Tauris vor. Der wärmste Applaus empfing die Sängerin, die zum Erstenmale öffentlich aufzutreten sich hatte bewegen lassen; ungetheilter, lebhafter Beifall lohnte ihren Entschluß. Wir müssen uns leider eines ausführlichen Urtheils über die Sängerin enthalten, weil sie dem Redakteur dieses Blattes zu nahe steht.

B. St.

Notizen.

(Ungarn.) Der unermüdete Sammler vaterländischer Alterthümer Hr. Samuel von Nemes-Literati befindet sich jetzt in den an Ungarn gränzenden Provinzen auf einer antiquarisch-archäologischen Reise, nach deren Beendigung er seine schon Jahre lang mit großen pekuniären Opfern in und außer der Monarchie gesammelten Kunstschätze systematisch zu ordnen, und dem Publikum zugänglich zu machen gedenkt. Man wird in seinem antiquarischen Salon einen vollständigen Ueberblick der gesammten ungarischen Geschichte, insbesondere der Kultur- und Kunstgeschichte gewinnen. (Pesth. Tagebl.)

(London.) Für die Pflasterung mit Holz haben sich hier bereits zwei Compagnien gebildet, welche in der City Versuche damit anstellen werden.

(Wohlthätiger Verein.) Unter Leitung des Dr. Huggenbühl in Hofwyl bildet sich auf dem Abendberg im Bernischen eine Heilanstalt für Cretins, die, wenn dieses Uebel nicht sehr alt und eingewurzelt war, schon früher durch einen mehrjährigen Aufenthalt auf freistehenden Bergen Heilung gefunden. Auf dem Abendberg werden sie in den Höhen von 3400' und 5000' über dem Meer behandelt. Unter dem genannten Arzt und Direktor wird ein Mann stehen, der mit dem Unterricht Taubstummer umgehen kann, und Barmherzige Schwestern werden die Pflege übernehmen. Zu diesem Zwecke hat sich eine Abendberg-Gesellschaft gebildet, die alle Menschenfreunde im In- und Ausland um Beiträge bittet. P. Girard hat berechnet, daß in der ganzen Schweiz 8000 Cretins seien. —

(Natur-Curiosum.) In den Reben des Bürgermeisters Mohr auf der Insel Reichenau (bei Konstanz) fand man dieses Jahr weiße Burgundertrauben mit eingesprengten grauen rulandischen Beeren, und rulandische Trauben mit untermischten blauen Beeren des schwarzen Burgunders. Einzelne der erstgenannten Traubensorte waren sogar zu einer Hälfte grau und zur andern blau.

(Neusohl.) Samuel Libay hat hier eine lebensgroße Büste weiland Kaiser Franz I. aus dem feinsten Silber-Filigrandraht gebildet, welche aus 65,000 einzeln gearbeiteten Theilen besteht.

(Braunschweig.) Unser Herzog hat dem Sänger und Schauspieler L. Schäfer die Erlaubniß ertheilt, bei der hiesigen Hofbühne eine »Akademie der Schauspielkunst« zu organisiren, und demselben zu diesem Behuf den Gebrauch des Theaters, der Garderobe und aller anderen Requisiten zu öffentlichen Probevorstellungen überwiesen, welche alle 14 Tage Statt finden werden. Die Zöglinge sollen in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft, welche sich auf das Schauspielwesen beziehen, und in der französischen, englischen und italienischen Sprache gründlichen Unterricht erhalten. Dieses Institut muß bei einer guten Leitung einen unübersehbaren Einfluß auf die, leider so sehr vernachlässigte dramatische Kunst gewinnen.

(Siebenbürgen.) Am 8. und 9. Oktober fand zu Mediasch, von wo aus die erste Aufforderung hiezu ergangen, die erste Versammlung der Freunde siebenbürgischer Landeskunde statt. Aus Mediasch und dessen Kreise waren dabei über 60, aus andern Kreisen des Sachsenlands 22 Theilnehmer erschienen. Der Zweck dieses Vereines ist: 1) Unterstützung von Forschungen in allen Zweigen der Vaterlandskunde; 2) Ausarbeitungen über sämmtliche Zweige der Vaterlandskunde und Veröffentlichung derselben durch den Druck. Das Organ der Gesellschaft bildet eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. Alle Jahre soll am Donnerstag nach Pfingsten eine Generalversammlung abgehalten werden, welche im nächsten Jahr zu Schäßburg stattfindet.

(Ein Eisenbahnkalb.) Keine Unwahrheit! Im Anfang dieser Woche, so erzählen belgische Blätter, befand sich der Wagenzug auf der Eisenbahn von Brüssel nach Ostende in der Nähe von Melle, als die Lokomotive über eine Kuh hinwegging, welche auf der Schiene lag und das Thier in zwei Stücke theilte. Der Kohlenwagen und einige Waggons sprangen dabei über die Schienen und der Zug mußte anhalten. Als die dadurch verursachte Verwirrung sich ein wenig gelegt hatte, hörte man ein Blöcken, und fand, zum großen Erstaunen Aller, ein junges Kalb auf der Bahn, das lustig und gesund zu sein schien. Durch den Kaiserschnitt, welchen die Lokomotive gemacht hatte, war das Thier ans Tageslicht gebracht worden. Das Eisenbahnkalb, wie man es nennt, wurde vom Bürgermeister in Melle reklamirt, und soll, der wunderbaren Geburt halber, nicht geschlachtet werden.

(Ende gut, Alles gut!) Ein neuer fürchterlicher Roman endet mit folgender gräßlich-romantischer Phrase: »Und mit Schrecken sah er sein Haupt vom Rumpfe fallen!«

(Neue Zeitschriften.) Uffo Horn und R. Mellier geben in Hamburg eine neue Zeitschrift: »Die Zeit« heraus. — August Schmidt in Wien, der Redakteur des musikalischen Taschenbuchs »Orpheus,« wird von Neujahr an eine »Allgemeine Wiener Musikzeitung« herausgeben, von welcher wöchentlich 3 Blätter erscheinen. — Vom 1. Oktober an erscheint in Hamburg bei Schuberth et Comp. eine von dem geistreichen Literaten Christern redigirte Zeitschrift: Blätter für Musik und Literatur. Sie enthält musikalische Charaktere, musikalische Zustände Deutschlands und anderer Länder, Literatur-Skizzen, Resultate der neuesten Schöpfer in Literatur und Kunst, Kritiken 2c. Von Zeit zu Zeit werden Kupfer- oder Musikbeilagen gegeben, und Prämien auf Gesang- und Instrumental-Compositionen ausgesetzt. Wöchentlich erscheint eine Nummer in Oktav und der Jahrgang kostet 1 ½ Thlr.

(Etwas zu natürlich!) Bei der Aufführung des »Bethlehemitischen Kindermords« im Theater de la gaieté in Paris kamen Kinder vor aus — Gummi elasticum, die, nachdem man sie aus den Fenstern und von den Dächern geworfen, noch eine Viertelstunde lang auf der Bühne zuckten!

(Curiosum.) Ein atheniensischer Literat hat dem König von Griechenland eine Bittschrift überreicht — eine Revision des Prozesses des Sokrates vorzunehmen!

Böhmische Stadt- und Landchronik.

(Saaz.) Der 16. September war für unsere Stadt ein Unglückstag. Nachmittags brach in einem von Holz gebauten Hause der untern Vorstadt Feuer aus, verzehrte dieses Haus, ergriff, da zugleich ein furchtbarer Orkan tobte, mehrere andere Häuser, welche aber gerettet wurden, und endlich die zwei beim Haupteingange der Dekanalkirche sich erhebenden Thürme. Unter ungeheurem Krachen stürzten zuerst die zwei, 60 Zentner schweren Glocken des einen Thurmes auf das untere Gewölbe herab, das Kirchendach gerieth in Flammen, und der zweite Thurm brach durch die Wölbung, blieb dort hängen, und schlug endlich durch den mit Quadersteinen belegten Fußboden. Die Orgel, der aus Holz herrlich geschnitzte Hochaltar sammt dem Innern der Kirche, und der große, neu gedeckte Glockenthurm, dessen Restaurirung man gerade den Tag vorher vollendet hatte, wurden durch die vereinte Anstrengung so vieler von nah und fern herbeigeeilten Personen, welche keine Gefahr scheuten, gerettet.

— Bei einer auf dem Gute Neuiattl bei Saaz statt gefundenen Jagd am 25. August d. J. schoß Hr. Ulrich von Adlerstein einen Hasen, welcher außer den gewöhnlichen 4 Läufen noch zwei herunterhängende Läufe hatte, die mit ihren Enden auf dem sogenannten Widerrist zusammengewachsen waren und dort eine Art Höcker bildeten. Sie hatten ungewöhnlich lange Klauen an den Zehen, von denen eine ungefähr einen Zoll lang war.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 95. Mittwoch den 25. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Bulba eilte sogleich zum Versammlungsplatze, denn die Pauken beriefen den Rath. Ungeachtet seines Schmerzes über den in der Ukraine geschehenen Gräuel und trotz der Theilnahme, die er den Unglücklichen zollte, wär er doch einigermaßen froh, weil sich ihm jetzt ein weites Feld zu Unternehmungen darbot, und zwar zu solchen, die ihn nach dem Tode die Märtyrer-Krone erblicken ließen.

Die ganze Sěca, Alles, was in Zaporog war, hatte sich auf dem Platze versammelt. Die Starschinen und Attamane waren nach kurzer Berathschlagung entschlossen, mit dem ganzen Heere nach Polen zu ziehen. Da von dorther alles Schlimme kam, so wollten sie die Verwüstung gerade in das Land der Hauptfeinde tragen. Dann lockte sie auch die Aussicht auf reichliche Beute dazu. Plötzlich war die ganze Sěca verwandelt. Ueberall Uebungen im Schießen, Säbelgeklirr, Knarren der Wägen, — Alles gürtete und rüstete sich. Die Schenken waren gesperrt, und nirgends sah man einen Betrunkenen. Einer ungewöhnlichen Geschäftigkeit hatte der gewöhnliche Müßiggang Platz gemacht. Koschewoi war um eine ganze Elle höher geworden. Er war nicht mehr der Vollstrecker des Willens eines leichtsinnigen Volkes, sondern ein unumschränkter Gebieter. Die eigenwilligen und ausgelassenen Krieger standen jetzt vor ihm in Reih' und Glied, senkten ehrerbietig die Häupter und wagten nicht die Augen aufzuschlagen, während er seine Befehle ertheilte, langsam und mit der Festigkeit eines Mannes, der seine Sache genau versteht und die angewiesenen Maßregeln mehr als einmal in Ausführung gebracht hat. In der kleinen hölzernen Kirche verrichtete der Priester das Gebet, besprengte Alle mit geweihtem Wasser, und reichte ihnen das Kreuz zum Kuße.

Als das Heer der Zaporoger die Sěca verließ, wandten sich Alle noch einmal um. »Lebe wohl, unsere Mutter!« riefen beinahe Alle, wie aus einem Munde, »Gott der Allmächtige wolle dich bewahren vor jeglichem Unheil!« Indem sie durch die Vorstadt ritten, bemerkte Taras Bulba zu seinem Erstaunen, daß der Jude, den er gerettet, vor seinem offenen Laden stand, und Feuersteine und dergleichen feil bot.

»Bist Du toll, daß Du hier sitzest?« redete ihn Bulba an, »willst Du etwa, daß man Dich gleich einem Sperlinge erschieße?«

»Seid ruhig, gestrenger Herr,« erwiederte der Jude. »Ich gehe Euch nach und dem Heere, ich werde Proviant verkaufen um so geringen Preis, wie ihn noch nie Jemand verkaufte. Bei Gott, um einen Spottpreis! Sollt es sehen, hochgeborner Herr!«

Bulba zuckte die Achseln und sprengte wieder zu seiner Abtheilung.

IV.

Beinahe das ganze südwestliche Polen ward ein Opfer des Schreckenszuges der Zaporoger; überall hörte man nur ihren furchtbringenden Namen. Die schwächern Städte und Dörfer im Süden wurden gänzlich von der Oberfläche der Erde vertilgt. Schaarenweise erhängte man die jüdischen Pächter zugleich mit der polnischen Geistlichkeit. Wüsten Prassern gleich, zogen die Zaporoger ihren Weg und hinterließen überall nur verödete Räume. Das zahlreiche Heer der Polen vermochte nicht sie aufzuhalten; es wurde im ersten Treffen zerstreut.

Nichts konnte dem asiatischen Angriffe der Zaporoger widerstehen. Ein Prälat befand sich gerade im Kloster zu Radziwil. Er schickte zwei Mönche ab, um den Feinden vorzustellen, daß zwischen den Zaporogern und der Regierung Friede geschlossen sei, und daß sie durch einen Angriff auf das Kloster ihre Verbindlichkeiten gegen den König und das Völkerrecht verletzten.

»Saget dem Bischof im Namen aller Zaporoger,« erwiederte Koschewoi den Abgeordneten, »er solle Nichts fürchten: nur ihre Pfeifen wollen die Kosaken erst anzünden.«

Und alsbald war die majestätische Abtei von zerstörenden Flammen umflossen, und die kolossalen gothischen Fenster blickten finster durch die züngelnden Flammen. Fliehende Haufen von Mönchen, Soldaten und Juden überschwemmten die volkreichen Städte, und die Dörfer blieben der Willkür der Feinde Preis gegeben. Nur die Stadt Dubno ergab sich nicht. Die Hauptleute geriethen darüber in die höchste Erbitterung und unter ihnen Taras Bulba nicht am wenigsten. — Sie nahmen sich vor, die Stadt durch Hunger zu bezwingen, schloßen sie ein und lagerten sich davor mit ihrem Gepäck, welches ihnen beinahe immer zu folgen pflegte. Die Einwohner und eine nicht große Schaar Soldaten mit ihnen wollten das Schlimmste ertragen, und sich unter keiner Bedingung ergeben. Die Zaporoger wachten mit größter Aufmerksamkeit darüber, daß der Stadt nicht auf irgend einem Wege Hülfe zukommen konnte, spielten dabei Paar oder Unpaar, rauchten Tabak und sahen mit tödtlicher Kaltblütigkeit auf die Stadtmauern. Zwei Wochen vergingen, und obgleich sie gewöhnlich ihre unregelmäßigen Ueberfälle der Belagerung einer Stadt bei Weitem vorzogen, — konnte doch diesesmal nichts ihre Geduld ermüden. — Die Jüngern, welche bereits Gefallen an Gefahren und Schlachten gefunden hatten, brannten besonders vor Ungeduld. Natürlich befanden sich auch unsere beiden Helden, Ostap und Andrij, in dieser Zahl. Die Erfahrung, die sie in kurzer Zeit in kriegerischen Unternehmungen erworben, manche gelungene Wagestücke, erweckten in ihnen das Verlangen nach ähnlichen; sie lechzten darnach, neue Bewegungen und Veränderungen im Kriege zu sehen, um zeigen zu können, wie sie mit der Gefahr zu spielen ge-

fernt. Ostap schien dazu geschaffen, an dem Gastmahle einer beständigen Schlacht zu schwelgen. Es zeigte sich schon jetzt an ihm etwas Athletisches und Kolossales. Seine Bewegungen zeichneten sich durch eine kräftige Sicherheit aus, seine Eigenschaften, die man früher nicht an ihm bemerkt, traten entschieden hervor und gaben ihm das Ansehen eines mächtigen Löwen. Auch Andrij war ganz in die bezaubernde Musik der Säbeln und Kugeln versunken, denn nirgends vereinigen sich Freiheit, Selbstvergessen, Genuß und Tod mit einem so verführerischen und schrecklichen Reiz, wie in der Schlacht.

Die lange Unthätigkeit, zu welcher sie unter den Mauern der Stadt verurtheilt waren, mißfiel ihnen. Andrij saß noch lange neben seinem Gepäck, als schon Alles schlief, außer den ausgestellten Wachen. Es blickte eine herrliche Juninacht mit ihren unzähligen Sternen auf die verwüstete Erde herab. Die ganze Gegend gewährte einen erhabenen Anblick. Der Himmel nah und ferne war geröthet von den Flammen brennender Dörfer; hier hing die Flamme ruhig und majestätisch am Firmamente; dort hatte sie einen entzündbaren Stoff gefunden und erhob sich plötzlich mit Sturmesschnelle bis an die Sterne empor, und einzelne in den Lüften flatternde Funken erloschen am fernen Horizonte. Hier wieder stand ein schwarzes abgebranntes Kloster, drohend wie ein finsterer Karthäuser da und zeigte seine düstere Größe im Wiederschein der Flamme, und dort brannte ein neues, von Gärten umgebenes Gebäude in lichter Lohe. Die Bäume zischten, bedeckt mit Rauch; dann und wann schlug eine Flamme hindurch, und beleuchtete die an den Aesten hängenden Birnen, als wären sie von rothem Golde; Pflaumen nahmen in der Ferne eine phosphorische blaue Farbe an, und mitten in dieser Scene hing der schwarze Leichnam eines unglücklichen Juden an der Mauer, der mit dem Gebäude zugleich ein Raub der Flamme wurde. In der Ferne flog eine Vögelschaar und ihr Gefieder, mit kleinen kaum sichtbaren Kreuzchen besäet, erschien ein Flammenmeer dem Auge. Nichts unterbrach die Stille rings umher, als der Tritt der Pferde und ihr lautes Gewieher, das mit vervielfältigtem Dröhnen das Echo wiederhallte.

Andrij betrachtete schweigend dieses zugleich erhabene und schreckliche Gemälde, als er plötzlich etwas in seiner Nähe fühlte. Es war ihm, als stände Jemand neben ihm. Er sah sich um, und erblickte ein Mädchen, dessen dunkle Gesichtsfarbe und asiatischen Züge ihm bekannt waren. Er betrachtete sie aufmerksamer — es war die Tatarin! dieselbe, die bei der Tochter des Wojwoden von Kowen diente. Es durchzuckte ihn. Sein Herz klopfte mit starken Schlägen in seiner kräftigen Brust, die ganze Vergangenheit, Alles, was nur in der Tiefe seiner Seele verborgen und durch das gegenwärtige Leben unterdrückt und vergraben lag, Alles drängte sich auf die Oberfläche, und zwang die Gegenwart ins Dunkel zurück. Alle stolze Kraft der Jugend entzündete sich plötzlich in ihm. Leidenschaftliche Fragen strömten aus seiner Brust hervor: »Wo ist Deine Herrin? wie kommst Du hieher? was bedeutet das? sprich, quäle mich nicht mit Deinem Schweigen!«

»»Leiser, um Gottes Willen leiser,«« sagte die Tatarin und hüllte sich wieder in den Kosakenmantel, den sie von sich geworfen hatte. »»Meine Herrin erkannte Euch unter den Zaporogern. Sie ist in der Stadt.««

»Barmherziger Gott! Sie hier? was sagst du? sie in der Stadt?«

Die Tatarin nickte bejahend mit dem Kopfe.

»Und sie? sprich, rede! wie, Du schweigst?«

»»Schon ist heute der zweite Tag, seit sie nichts gegessen.««

»Wie!«

»»Nicht Einer unter den Einwohnern der Stadt ist im Besitz eines Stückchen Brodes; Alle essen schon lange Nichts als — Erde.««

»Heiliger Erlöser! Und die Stadt machte bis jetzt noch keinen einzigen Ausfall!«

»»Es war nicht möglich, die Zaporoger belagern rings umher die Mauern. Ein einziger geheimer Ausgang ist vorhanden, gerade da steht euer Gepäck, und entdeckte man diesen Ausgang, so ist die Stadt erobert. Meine Herrin befahl mir, Euch Alles zu offenbaren, Ihr werdet an ihr nicht zum Verräther werden wollen.««

»Sie verrathen, o Gott! Ich werde sie sehen! O! . . wenn ich nur nicht vor jenem Augenblick sterbe.«

Seine Brust war mit einer Alles überwiegenden Freude erfüllt. Er stürzte in größter Hast aus seinem Zelte, und raffte alles Eßbare, was er nur finden konnte, zusammen. Bald waren zwei nicht große Säcke mit Hirse und Zwieback gefüllt. Er gab sie der Tatarin, half ihr sich in den Mantel zu hüllen, und trug ihr auf, ihrer Gebieterin zu sagen, daß er selbst bald nachfolgen werde. Er befahl der Tatarin die Vorräthe fortzutragen und seiner Ankunft zu harren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Belgien.

II.

Brüssel, im November.

(Beschluß.)

Dieses industrielle Streben hat allerdings sein Gutes, insofern es dem Lande zum materiellen Wohlstande verhilft, auf der andern Seite tritt aber auch dem Auge des Beobachters alsbald der Nachtheil entgegen, der aus dieser Hinneigung zum Materiellen nothwendig erwachsen muß. Dieser besteht zuvörderst in der Hemmung der Cultur des Geistes, die schon ganz folgerecht aus diesen Bestrebungen hervorgeht. Nicht als ob der Geist in einem Lande, wo alle Kräfte auf Gelderwerb gerichtet sind, brach liegen müßte, oder auch nur könnte; im Gegentheile werden zu Unternehmungen, wie die eben angeführten, die geistigen Kräfte bedeutend in Anspruch genommen. Aber daraus folgt denn unmittelbar, daß das selbstständige Erheben des Geistes Noth leiden muß. Daher zuvörderst der gänzliche Mangel einer eigenen Literatur, auf den ich schon in meinem ersten Berichte hingewiesen habe, der aber freilich noch durch andere Umstände befördert wird.

Wie das belgische Volk nicht eines Stammes ist, so kann es sich auch, wie gesagt, nicht rühmen, eine Sprache zu besitzen. Der südliche Theil spricht in verschiedenen Abstufungen das wallonische Patois, und zwar so, daß der Namurer kaum den Lütticher, dieser aber den Hennegauer gar nicht versteht. In dem nördlichen Theile herrscht die flammische Sprache, die in den beiden Flandern am reinsten gesprochen wird, sich aber in Brabant mehr dem Deutschen, in Antwerpen und Limburg mehr dem Holländischen nähert. Wo ist hier die Vermittlung zu finden, um dem ganzen Volke eine Sprache zu geben? Im Innern wahrlich nicht; sie mußte also von Außen kommen, und die französische Herrschaft war so glücklich, ihre Sprache allmälig zum Eigenthume aller Gebildeten des ganzen Landes zu machen, und da die holländische Regierung eben auch nur die ihrige als eine ebenfalls theilweise fremde entgegen setzen konnte, so war es der Revolution um so leichter, besonders da ihre Anhänger dem französischen System mehr zugewandt waren, diese Sprache zur Landessprache zu erheben, und sie erobert denn mit jedem Jahre neue Rechte.

Mit der Sprache aber ist die Literatur noch nicht gegeben. Sie hätte sich durch ein inneres Streben nun rasch entwickeln können, aber gerade dieses Streben mangelte aus dem früher bemerkten Grunde; nichts desto weniger wäre ein allmäliges Emporarbeiten einer eigenen Literatur bei der gegenwärtigen europäischen Bildung nicht nur denkbar, sondern sogar fast nothwendig gewesen, wenn dieses nicht wenigstens theilweise dadurch gehemmt worden wäre, daß die Sprache, in der dieses hätte geschehen müssen, gerade die französische ist.

Wie aber wollte man mit Werken der so reichen und wenigstens so glänzenden Literatur der Franzosen konkurriren, auch wenn der Nachdruck diese fremden Werke nicht so (verhältnißmäßig) horrend billig geliefert, auch wenn der Eingangszoll für fremde Werke noch höher als bis jetzt (nämlich zu 10 fl. für 100 Pf.) gewesen wäre? Ist nicht, was von Paris kommt, für fast alle gebildete Völker Mode, wie vielmehr mußten die Werke dieser polirten Geister gegen

allenfallsige Versuche, die im Lande gemacht werden, abstecken, und diese sogar unmöglich machen, wenn man nicht sein Werk zuerst in Paris drucken lassen konnte! Nun aber noch der Nachdruck! Werke, die in Paris 8 Fres. kosten, werden hier für 1 oder 1 ½ verkauft und selbst die verschiedenen Revuen augenblicklich nachgedruckt.

Dieses gilt natürlich von der schönen Literatur, der aber die wissenschaftlicher fast aus denselben Gründen gleich steht, besonders da hier noch das hinzukommt, daß trotz den 2 Universitäten, die existiren, die Wissenschaft wenig, wenigstens durchaus nicht selbstständig kultivirt wird. So beschränken sich denn unsere literarischen Erzeugnisse fast lediglich auf das von dem Augenblick Geforderte, und da dieses vorzüglich in der Politik stattfindet, so sind Zeitungen und politische Broschüren im Allgemeinen unsere einzige Literatur. Welch ein Geist aber in diesen von keiner Censur überwachten Blättern herrscht, hat schon Dr. Kuranda in seinen »Brüsseler Briefen« im »Morgenblatt« treffend dargestellt. Ich kann hier nur noch hinzufügen, daß diese geistige Rohheit, wo man von beiden Seiten mit stumpfen Waffen ficht, und nur blindlings seinem Gegner Beulen versetzt, sehr treffend die Kindheit der belgischen Literatur bezeichnet, die sich gegenwärtig in den Flegeljahren befindet. Man muß es jedoch der Wahrheit gemäß zugeben, daß hier ehrenvolle Ausnahmen stattfinden, die die Erweckung eines bessern Geistes bekunden; und hier nennen wir denn vor Allem die **Revue nationale**, redigirt von Herrn Devaux, die auch nur aus dem Zeitbedürfnisse entstanden, es sich zur Aufgabe macht, auf gründliche Weise im geziemenden Tone die Interessen des Landes und der Zeit zu besprechen. Sie geht vom liberalen Gesichtspunkte aus und hat insofern die Revue de Bruxelles, die die Interessen der gegenüberstehenden politischen Partei verficht, gegen sich. *)

In diesen Blättern (vorzüglich der Revue nationale) dämmert die Morgenröthe für die belgische Literatur in einem wahrhaft gründlichen Streben und tüchtiger Männlichkeit; aber es ist erst die Dämmerung, welche vor den vielen künstlichen Lichtern (des Nachdruckes) noch kaum bemerkt wird.

Ein anderes literarisches Unternehmen, welches hierher gehört, indem es das Streben zeigt, sich aus dem Nachdruck wenigstens zur Nachahmung hervorzuarbeiten, ist das dem französischen „Les français peints par eux mêmes“ nachgebildete: „Les belges p. p. eux mêmes“, welches in der That charakteristische Schilderungen des Landes und des Volkslebens enthält. Doch ich wollte mich nicht tiefer auf die einzelnen Erscheinungen, die ersten Lebenszeichen einer werdenden Literatur einlassen; für das Erste genügt es nur, der Lichtseite in der Ausbildung der Industrie die Schattenseite im Mangel der geistigen Kultur entgegengestellt zu haben.

Diese niedrige Kulturstufe spricht sich zwar zunächst durch den Mangel der Literatur aus, aber auch noch auf andere Weise und zwar vor Allem in der Religion. Ein Belgier ist entweder abergläubisch oder (letzteres jedoch bei Weitem zum kleinsten Theile) ungläubig. Eine traurige aber leicht zu erweisende Wahrheit! Man höre nur die albernen Geschichten, die die gemeinen Leute einander erzählen, sehe ihre gedankenlose Werkheiligkeit, und beobachte auf der andern Seite das Ablaugnen alles Heiligen und Höchsten, und man wird nur zu schnell überzeugt sein, daß der oben ausgesprochene Satz kein Irrthum ist.

So viel für heute. Für das nächste Mal werde ich wohl einen Uebergang finden, um endlich einmal von Brüssel selbst zu reden.

F. J.

Aus Berlin.

Der Huldigungsabgeordnete Monheim brachte von der Stadt Aachen die durch Alfred Rethel entworfenen Kartons zum Karlsaale mit nach Berlin, um sie S. M. dem Könige vorzulegen, welcher sie auch gnädigst zu betrachten geruhte, und ihren Werth mit vollem Beifall anerkannte. Recht bald können wir der Vollendung dieses Kunstwerkes entgegensehen, da die ersten Künstler Düsseldorfs nicht verschmäht haben, unter der Leitung des jüngern Künstlers die Gemälde mit anfertigen zu helfen, ein Anerbieten, das beiden Theilen gleich ehrenhaft ist.

Man erzählt, daß ein bekannter Direktor eines der hiesigen Theater, des Schreibens wie Lesens unerfahren, was allerdings an einem Theaterdirektor seltene Eigenschaften sein mögen, neulich einen Brief von einem Lustspieldichter erhalten hat, worin dieser, über das jahrelange Liegenbleiben seines Lustspiels ungeduldig, den Direktor mit einer Fluth der beißendsten Schmähworte überhäufte. Der Direktor, welcher sich diesen Brief, wie die übrigen alle von einem Geheimschreiber vorlesen ließ, soll nun, als die Schmähungen begannen, dem Schreiber die Ohren zugehalten, und ihn dann fortlesen geheißen haben, der Meinung, daß er die von ihm laut gelesenen Injurien nun nicht hören, also wohl auch nicht auffassen könne, — eine Anekdote, zu der man das „si non vera, ben trovato“ zuzusetzen hat. —

Die Hunde des hiesigen Malers Krüger, der zum Unterschied von mehreren andern Malern desselben Namens gewöhnlich Pferdekrüger genannt wird, treten wöchentlich zweimal in der Auberschen neuen Oper »der Feensee« im hiesigen großen Opernhause unter dem Beifalle des gesammten Publikums auf.

Der hiesige Komponist Franz Commer hat die muthmaßlich älteste deutsche Kirchenkomposition von Hermann von Vohringen vom Jahr 1100 gefunden und hergestellt, und gedenkt dieselbe baldigst zu veröffentlichen.

Der junge Komponist Eckert, der schon als Kind Aufsehen als Pianospieler, Geiger und Tonsetzer gemacht hatte, dann als Jüngling sich zu ernsteren Studien bestimmte, hat nun als Schüler Felix Mendelsohns ein Oratorium vollendet, zu dem die Geschichte der Judith den Stoff geliehen, welches noch im Verlaufe des Winters hier zur Ausführung kommen durfte.

Die äußern Verzierungen des Universitätsgebäudes wie der beiden Thürme des Gensdarmenmarktes sind nun der Vollendung nahe, und tragen wesentlich zur Verschönerung der Stadt bei, die eigentlich aus der Ferne gesehen, wenig hervorstechende Punkte, keinen Hauptruhepunkt darbietet, aber diesen, wenn anders der Friede von Dauer, durch den frommen Kunstsinn unsers Königs in einem Dome erhalten soll, der jetzt alle Aufmerksamkeit der Baukünstler in Anspruch nimmt, wie es denn schon Koryphäen des griechischen, gothischen und byzantinischen Styles gibt, welche ihm ihren Stempel aufzudrücken gedenken. Schade, daß Deutschlands größter Baukünstler Schinkel an diesem Werke nicht seine ganze Kraft mehr entwickeln kann.

W.

Wiener Briefe.

21.

H. Bolgiano's Gemäldeausstellung. —

Der Kunsthändler H. Bolgiano aus München hat mir durch seine kleine Exposition eine recht herzliche Freude gemacht, nicht gerade durch seine Bilder — denn ich kannte dieselben Meister schon aus bessern Werken — sondern dadurch, daß er Veranlassung gab zu bemerken, wie die Empfänglichkeit für Kunst in Wien von Tag zu Tag steigt, und selbst das große Publikum an Kunstschöpfungen lebhaften und unparteiischen Antheil nimmt. H. Bolgiano kam mit etwa 20 Gemälden von Münchner Künstlern vor einiger Zeit hieher, und stellte dieselben im Kunstvereins-Lokale im Volksgarten den Wienern zur Ansicht und zum Verkaufe aus. Kaum war dies hier bekannt, so strömte durch zwei Wochen zu jeder Stunde eine Masse von Menschen hinaus, und da die Ausstellungszimmer nicht sehr geräumig sind, so mußte gewöhnlich eine Schaar von Neugierigen aus allen Ständen stundenlang im Volksgarten promeniren, bis wieder Raum für neue Zuseher wurde. Es scheint jetzt in Wien Mode werden zu wollen, sich um die schönen Künste und ihre Produktionen zu bekümmern, davon zu sprechen, darüber zu urtheilen — und wenn dies auch noch nicht mit ganz richtigem Takte und scharfem Blicke geschieht, so ist es doch ein erfreuliches Zeichen und ein erster Schritt zum endlichen Verständnisse derselben. — Leider war auch diesmal wieder das Gemälde, welches die allgemeine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch nahm, ein Bild ohne wahren tiefern Kunstwerth, blos auf die momentan-frappirende Wirkung optischer Effekte berechnet. Ich kann mich nicht erinnern, daß in neuerer Zeit je von einem Bilde so viel und so allgemein gesprochen wurde, als von dieser heiligen Magdalena von Maes — eben so wenig, als je ein Bild diesen allgemeinen Beifall in so geringem Maße verdiente, als dieses. Aber so steht es nun einmal jetzt um die Kunst, daß das große Publikum für die wahre innere Schönheit und für die einfache naturgemäße Darstellung derselben in Kunstwerken noch keinen rechten Sinn hat, und grelle Effekthascherei der weihevollen Poesie vorzieht. Da es aber für den Augenblick nicht zu ändern ist, daß die Augen der Menge lieber am kokett-Nackten und

*) Man vergleiche über Beide einen ausführlichen Aufsatz von K. in der allgemeinen Zeitung vom August.

Sinnlichen sich ergötzen als am Geistigschönen und Heiligen — so ist es um so verzeihlicher für den Künstler, wenn er diesem falschen Geschmacke immer neue reizende Nahrung gibt, wenn er um den Beifall der großen Masse dadurch buhlt, daß er die Kunst zur Dienerin der Sinne erniedrigt, oder gar — wie es in diesem Bilde geschah — wenn er durch kokette Effekte und leichtfertige Künsteleien Frivoles unter heiligem Namen in den erhabenen Tempel der Kunst einschmuggeln will. Wenn Maes seine optischen Studien und seine farbenüppige Plastik durchaus zeigen wollte, so hätte er sein sinnlichschönes italienisches Modell zu einer Odaliske verwenden sollen — nur nicht zu einem Heiligenbilde. Denn strenger historischer Styl, religiöse Weihe, erhabene Einfachheit und tiefe Charakteristik dürfen einem christlichen Kunstwerke nicht fehlen: und diese Anforderungen waren in dem Gemälde von Maes nicht eben sehr beachtet. Ueberhaupt glauben viele Künstler, daß sie in demselben Style, in dem sie Genrebilder malen, auch Historienbilder malen können, und scheinen nicht recht einzusehen, daß sich nach dem Wesen der Kunstgattung auch der Styl verändern müsse. So taugt z. B. die gewöhnliche Manier eines Amerling eben so wenig für die heilige Geschichtsmalerei, als der Styl Heine's für eine heilige Schrift.

Jeder Stoff fordert seine eigenthümliche Behandlung bis in die technischen Details, und eine effekthaschende Technik paßt daher durchaus nicht für religiöse Malerei: in dieser Beziehung werden unsre altdeutschen Maler und die Cinquecentisten ewige hohe Muster bleiben, und ihr Studium sollte der am unrechten Platze angewandten modernen Anglomanie vieler unserer Künstler strenge Schranken setzen. Was übrigens die Ausführung des Gemäldes von Maes betrifft, so habe ich noch hinzuzusetzen, daß die Zeichnung hie und da schwankend und inkorrekt ist, daß man ihm eine etwas schmutzige Palete und rohe Farbe vorwerfen könne. Was aber optische Effekte und plastische Modellirung anbelangt, hat Maes in seinem Bilde wahrhaft Ueberraschendes geleistet — und darum übt es auch eine so frappirende Wirkung auf jenes Publikum aus, welches den Schein vom Wesen nicht zu trennen weiß. Man versuche, diese heilige Magdalena neben ein Bild von hohem Style oder an einen heiligen Ort, wo ein Religionsbild hinpassen soll, zu hängen — und dessen überschwängliche Bewunderer werden ihre Täuschung einsehen. Ich habe vielleicht meine Meinung zu offen und streng ausgesprochen; allein die Furcht, daß die Sensation, welche dieses Bild hier machte, manche unserer Maler verleiten möchte, derselben falschen Richtung zu folgen und in dieser koketten Manier heilige Historienbilder zu malen, vermochte mich dazu. Der Künstler selbst, welcher schon sehr Tüchtiges geleistet hat, wird mir gewiß auch hierin beipflichten, und höchlich verwundert sein, daß ein Bild, welches er anspruchslos als Studie um einige hundert Gulden verkaufte, um eben so viele Tausende wieder verkauft wurde und so viel von sich sprechen machte. —

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Den 19. November: »Ines de Castro,« historisch-dramatisches Gedicht von Dr. Adolf Wiesner.

Der Stoff wird den meisten Lesern dieser Zeitschrift bekannt sein, theils aus der Geschichte selbst, theils aus den Berichten der Wiener Blätter, die dieses Stück bereits besprachen, und vielleicht auch aus der Lusiade, in deren drittem Buche die Geschichte der unglücklichen Ines eine kurze Episode bildet. Vielleicht hätte der Dichter wohl gethan, wenn er sich mehr an die Erzählung des Camoens gehalten hätte. Während in Hrn. Wiesner's Gedicht das böse Prinzip in der unedlen Gestalt einer gemeinen Eifersucht auftritt, ist bei Camoens ein großartiges Motiv im Spiele:

> Es will den König schon die That gereuen,
> Gerührt von ihren Worten ihrem Bangen,
> Und dennoch soll sie Rettung nicht erfreuen,
> Da Volk und Schicksal ihren Tod verlangen.

Volk und Schicksal sind würdige Feinde, Gegner, die der Donna Ines moralisch ebenbürtig sind; das Kleeblatt Gonzalez Coelho und Pachecco ist, so wie Herr W. diese drei Personen zeichnet, nicht werth, auch nur das Beil zu sein, durch welches das schöne Haupt der Unglücklichen fällt. — Wenn Ines dem Verhängniß zum Opfer gebracht werden muß, wenn der Dichter dieses Opfer mit all den Blüten schmückt, die er im weiten Zaubergarten der Dichtung pflücken darf, so lasse er dann seine Ines nicht durch eine ordinäre Hacke sterben. Herr W. hat sein Stück ein historisch-dramatisches Gedicht genannt. Wahrscheinlich fühlte er selbst, daß es kein Trauerspiel sei; denn man sucht vergebens nach einem tragischen Interesse. Es ist aber auch kein dramatisches Gedicht, denn es fehlt alle Verwicklung. Ines de Castro ist nur die dramatisirte Geschichte eines Unglücks. Es wird eine schöne Frau von einem verschmähten Liebhaber ermordet, gerade nachdem es ihr gelungen ist, den erzürnten Vater ihres Gemahls zu versöhnen, in dem Augenblicke ermordet, wo sie im Besitze eines liebenden Gatten und hoffnungsvoller Sprößlinge eben erst recht sicher einem behaglich idyllischen Stillleben entgegen sieht — das ist sehr traurig, aber kein Trauerspiel, und eben so wenig ein dramatisches Gedicht. — Auch hat dieses Stück einen Akt zu viel. Wozu der 5. Akt? Ines ist am Schluß des 4. Aktes todt; sie kann im fünften nicht noch todter sein. Mit Ines Tod ist die Handlung zu Ende, also auch das Stück. Don Pedro hat durch 4 Akte nichts gethan und ruht im 5. von seiner Arbeit aus. Er weint und bestellt in einer höchst sonderbaren Apostrophe ein Leichencarmen bei Camoens. Und dazu noch ein Akt?

Die Novität erfreute sich einer ziemlich beifälligen Aufnahme, besonders gefiel der dritte Akt. Zu diesem günstigen Erfolge hat Dem. Herbst (Donna Ines) durch ihr vortreffliches Spiel wesentlich beigetragen. Zweckmäßig unterstützt wurde sie durch Hrn. Bayer (König Alfons).

—rer.

Notizen.

(Gerechte Strafe.) Ein reicher Geizhals in Danzig, der drei Häuser besaß, wollte dieselben, als sie baufällig wurden, aller Warnungen ungeachtet, nicht stützen oder renoviren lassen. Da brachen sie plötzlich zusammen und erschlugen den größten Theil der Bewohner. Nur Einige retteten ihr Leben, und tragikomischer Weise befand sich unter diesen der sehr schuldige Urheber des ganzen Unglücks, der Eigenthümer der eingestürzten Häuser, dessen schmutziger Geiz ihn stets abgehalten hatte, auf den baulichen Zustand seines Eigenthumes etwas zu verwenden. Der eigensinnigste Zufall hatte gewollt, daß sein Stuhl, nebst dem kleinen vor demselben befindlichen Tische, gerade auf den einzigen Theil des Gemauers gestellt worden war, der unversehrt stehen blieb, als Alles rings umher zusammenbrach. Ganz isolirt, hoch in der Luft, in Schlafrock und Nachtmütze, saß vor aller Welt Augen die lebende, fast entgeisterte Jammergestalt des widrigen Greises, wie am Pranger, von keinem der rings um ihn her noch immer nachstürzenden Ziegel und Balken getroffen. Tief unter ihm tobte mit wildem Hohn ein wüthender Haufen, bereit, sobald er herunter käme, auf seine Weise über ihn Gericht zu halten. — Erst später, als der ganze Raum mit Wachen umstellt, und die müßig da stehenden Zuschauer entfernt worden waren, durfte man es wagen, den von Angst halb todten Alten von seinem erhabenen Platz hinunter in Sicherheit zu bringen. (S. Johanna Schopenhauer Jugendleben und Wanderbilder. 1840. Braunschweig, Westermann.)

(Deutsche Literatur.) Maria von Plessen hat vor Kurzem bei Kürschner in Schwerin eine Sammlung von Gedichten herausgegeben. Auf dem Titelblatt nennt sie sich Verfasserin der Schneeglöckchen, der Mathilde, des Parks zu Elvas, Marino Falieri, des Grafen von Geldern, der Schlittenfahrt zu Schmerle, des Eugen und Emilie und des schönen Georg, des Edmund und Blanka, der Elfride von England und Edward der Märtyrer u. m. A.« Wahrlich eine ganze Literatur!

(Neue Erfindungen.) Die Experimente des Ingenieur-Kapitains Melzer in St. Petersburg, der ein Privilegium auf einen Dampf-Heizungs-Apparat bekommen, sollen mit großem Erfolg gekrönt worden sein. Der geniale Erfinder bringt den Dampf mittelst eines unplatzbaren Kessels zu einem so hohen Grade von Hitze, daß sich dieser Stoff in seine zwei Hauptheile absondert, nämlich Oxygen und Hydrogen; der erstere oxydirt sich in einer glühenden, eisernen Röhre, während der letztere die Holzflamme zu einem dreifachen Grad von Hitze steigert. Er verbraucht nur die Hälfte des Holzes, und heizt nicht nur Zimmer mit seinem Apparate, sondern brennt auch Ziegel, siedet Zucker 2c. Diese Erfindung läßt eine große Umwälzung im Heizungssystem hoffen, weil der Apparat sehr wohlfeil ist, und vom Aermern gekauft werden kann. Hätte man das vor ein Paar hundert Jahren gedacht, daß Wasser Ziegel brennen könne! (Dampfboot.)

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

No. 96. Samstag den 28. November. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Er dachte jetzt an Nichts, als wie er sie ohne Gefahr zu jener Stelle geleite, wo der unterirdische Gang war. Derselbe befand sich gerade unter einem mit Kriegsgeräthen bepackten Wagen. Zum Glücke des jungen Mannes schliefen alle Zaporoger vermöge ihrer Sorglosigkeit so fest wie die Todten. Andrij geleitete leise die Dienerin an der Hand. Als er sorgfältig die Schlafenden umgehen wollte, stieß er aus Versehen die Tatarin mit dem Ellbogen, der Mantel fiel von ihren Schultern, und ihr weißes Gewand ward hell vom Wiederschein des Feuers beleuchtet. Er blickte in tiefster Seele erschreckt um sich, — Gott, welch ein Glück! nicht einmal der Wächter, der an einem der gefährlichsten Posten stand, sah sie; er schlief an sein Gewehr gelehnt. Die Tatarin hüllte sich fester in ihren Mantel, und schlüpfte unter einen Wagen; ein unbeträchtliches viereckiges Rasenstück erhob sich, und das Mädchen verschwand in die Erde. Andrij kehrte eilig an seinen Platz zurück, um zu sehen, ob noch Alles schliefe und sich ruhig verhalte.

»Andrij?« fragte plötzlich den Kopf erhebend der alte Bulba, »was ist das für eine Tatarin, die bei dir gewesen?« —

Hätte jemand in diesem Augenblicke Andrij's Gesicht gesehen, er würde ihn für einen aus dem Grabe Erstandenen gehalten haben.

»He! gib Acht, mein Söhnchen, bei Gott, ich bearbeite dich so mit dem Stock, daß dich der Rücken noch am Ende der Welt jucken wird. Die Weiber führen dich zu nichts Gutem.«

Bulba, entweder von Sorgen ermüdet oder mit einem wichtigen Plan beschäftigt, dachte, als er das sagte, gar nicht daran, daß die Tatarin aus der Stadt sein könne, er hielt sie vielmehr für eine Ueberläuferin aus irgend einem Dorfe, mit welcher sein Sohn eine Liebelei angesponnen, wandte sich, als sei nichts vorgefallen, auf die andere Seite und schlief wieder ein.

Andrij athmete tief auf. Mit klopfendem Herzen begab er sich zu den Wägen, nachdem er, was er noch Eßbares vorfand, in seine Taschen und unermeßlichen Beinkleider verborgen hatte. Er war wie betäubt, der Athem stockte ihm und schien zu entfliehen bei dem Gedanken an die Seligkeit, die seiner harrte. Noch einmal blickte er um sich herum, nichts fühlend, weder sein Herz, noch sich selbst, noch die Erde, noch die Welt, — und kroch unter den Wagen. Der schmale Eingang öffnete sich plötzlich vor ihm, und schloß sich auch gleich wieder, sobald er hindurch war. Er befand sich nun in dichter Finsterniß. Unter seinen Füßen fühlte er abwärts führende Stufen. Jemand erfaßte seine Hand. Sie stiegen lange hinab; als endlich die Stufen aufhörten und sie sich auf ebenem Boden befanden, schimmerte das Licht einer Laterne in der unterirdischen Finsterniß. —

»Folget mir immer gerade aus,« sagte ihm die Stimme seiner Begleiterin, in der er die Tatarin erkannte. Der Gang zog unter der Stadtmauer her, und endigte in eine ähnliche aufwärts führende Treppe, wie die beim Eingang. Als er sie erstiegen hatte, befand er sich mitten in der Stadt, als schon die Morgenröthe anfing den Himmel zu färben und Morgenlüfte sich bewegten. Kein Schornstein rauchte. Nur ein leises schmerzliches Stöhnen, welches ihn erschüttern mußte, unterbrach die Todesstille in der Stadt. Die Schildwachen auf ihren Posten waren bleich, wie Todte, ähnlicher Schatten, als Menschen. Mitten auf der Straße bot sich ihnen ein schrecklicher erschütternder Anblick dar: ein Frauenzimmer, das beklagenswerthe Opfer des Hungers, rang in den letzten schrecklichen Augenblicken ihres Lebens. Sie hielt mit den Zähnen ihren entfleischten Arm fest. Entsetzt eilte Andrij der Tatarin nach; er flog, hatte für nichts Gefühl, als für den Gedanken, daß er diejenige wiedersehen werde, für deren Glück er bereit war sein Leben hinzugeben. Er rannte die Treppe hinauf, und trat ins Zimmer. Ueberall tiefe Stille: entweder schliefen Alle, überwältigt von Qualen, oder sie litten schweigend. Er stand auf der Schwelle ihres Zimmers. Sein Herz hörte auf zu schlagen; welche Gefühle durchzuckten ihn bei dem Gedanken an die Nähe des Wiedersehens!

Und er sah sie, sah die, welche einst so sorglos fröhlich, leichtfertig und muthwillig ihr Ohrgehänge ihm angehängt, ihn mit ihrem kostbaren Putz, der den Flügeln des Schmetterlings ähnlich, geschmückt hatte. Er sah sie wieder. Sie saß auf dem Divan, ihr bezauberndes, schön geformtes Füßchen untergeschlagen. Sie sah matt und bleich, die Weiße ihrer Wangen durchsichtig, wie das glänzende Gewand eines Seraphs. Die schönen fein gezogenen Brauen, die ihre Züge mit dem heiligen Schauer einer süßen Furcht umgaben, ertheilten ihrem Gesichte beim ersten Anblick eine hinreißende Kraft. Die langen, seidenen Wimpern warfen Schatten, feinen Nadeln ähnlich, auf ihr himmlisches Antlitz. — Welch ein Wesen! Und dieses Wesen, wie zur Bewunderung der Welt geschaffen, sie, zu deren Füßen das ganze Weltall, mit allen seinen Schätzen als Opfer hingelegt, noch immer zu gering wäre, sie, die Himmlische litt Hunger und was es nur Bitteres für den Bewohner der Erde gibt. Eine verschimmelte Brodrinde, die auf einem goldenen Teller lag, zeigte, daß hier noch vor Kurzem der grausamste Hunger gewüthet hatte. Als des Woiwoden Tochter ein Geräusch vernahm, richtete sie ihren langen bekümmerten Blick auf den vor ihr stehenden Jüngling. Er war, so schien es, vernichtet und in sich selbst versunken. Ihr Gesicht dünkte ihm anfangs ein an-

deres: wohl waren es noch die vorigen Züge, aber neue unendliche Schönheiten hatten sich an demselben entfaltet. Die Merkmale der verschwiegenen Leiden, dieser kummervolle Blick. . . O, um wie viel war sie schöner als vorher! Er stürzte zu ihren Füßen und schaute in ihre allmächtigen Augen. Ein freudiges Lächeln schwebte auf ihren Lippen und eine Thräne drängte sich zugleich unter ihren Wimpern wie ein Brillant hervor.

»Kaiserin!« rief er, »was soll ich für Dich thun? was begehrst Du?«

Sie blickte ihn lange an und legte dann ihre wunderthätige Hand auf seine Schultern. Von dem verzehrenden Feuer der Leidenschaft hingerissen, bedeckte er sie mit seinen Küssen.

»Nein. Ich gehe nicht von Dir,« sagte er. »Ich sterbe neben Dir, wäre es auch zu Deinen Füßen, vom Hunger verzehrt, ich will so wie Du, meine Herrin, sterben! und mehr, als den Tod, den süßen Tod zu Deinen Füßen, begehre ich nicht.«

»»Und Deine Gefährten, Dein Vater, — Du mußt zu ihnen,«« sprach sie leise. Ihre Lippen bewegten sich noch lange ohne Worte, und sie heftete ihre mit Thränen gefüllten Blicke auf ihn.

»Was sagst Du!« rief Andrij mit der Kraft eines festen Willens. »Was wäre meine Liebe, wenn ich um Deinetwillen nur das verließe, was leicht zu verlassen ist. Nein, meine Herrin, Du Schönste, ich liebe nicht so; Vater, Bruder, Mutter, Vaterland, Alles, was die Erde noch Theueres außer Dir trägt, Alles gebe ich für Dich hin, Allem sage ich Lebewohl, ich bin der Deine jetzt, nur Dein! Sprich, was begehrst Du noch?«

Sie neigte ihren Kopf zu ihm herab. Er fühlte seine Wange von der ihrigen berührt, wie mit elektrischem Feuer durchzuckte es ihn, und ein Kuß — o! welch ein Kuß! schmolz die Lippen der Liebenden zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wiener Briefe.

21.

H. Volgiano's Gemäldeausstellung. —

(Beschluß.)

Einige andere recht treffliche Gemälde zierten diese kleine Ausstellung. Darunter zeichneten sich vorzüglich drei Landschaften von Bürkel aus, zwei italienische und eine deutsche Alpen-Landschaft. Neben charakteristischer Auffassung der Gegend und poetischer Darstellung der Natur ist auch seine Technik eminent, die Details sorgfältig, jedoch ohne ängstliche Pinselei ausgearbeitet, die Staffagen lieblich und in den Rahmen der Gegend ungezwungen hineinpassend, die Haltung der Landschaften bis in die fernen Hintergründe richtig und naturwahr, das Kolorit lebendig, kräftig, wahr und höchst harmonisch. — Bürkels Landschaften ziehen an und bezaubern, weil sich in Komposition und Farbe eine warme innige Poesie ausspricht. — Eines herrlichen Fruchtstücks von Preyer muß ich noch erwähnen, der keinen Vergleich mit Huysum, Ruisch rc. scheuen darf. In diesem Genre, wo der Maler blos auf getreue Nachahmung der Natur angewiesen ist, liegt die Meisterschaft in der Perfektion und täuschenden Wahrheit der Kopie. Und wirklich geht Preyer in seinen Fruchtstücken und Stillleben so treu und ehrlich und ohne Koketterie mit der Natur um, daß er dieselbe — so viel es im Bereiche der Palette liegt — vollkommen wiedergibt. Dieses Bildchen ist ein werthvolles Kabinetsstück. — Außerdem waren noch ein treffliches Thierstück von Lotze, durch poetische Auffassung der Landschaft und der Staffage ausgezeichnet, ein gutes Architekturstück von Ainmüller, ein Bild vom Pferdemaler Adam, die Gegend von Athen von Roos, eine gelungene Nachahmung Rottmann'scher Manier, aber ohne den Geist und die Technik Rottmanns, und einige andre unbedeutendere Gemälde ausgestellt. Darunter fiel mir eine Landschaft von Kaiser auf, der sonderbaren Komposition wegen. Sie stellt ein Seeufer vor; der Vordergrund ist recht fleißig und gut gemalt, allein den Mittel- und Hintergrund verdeckt ein dichter undurchdringlicher Nebel, wie eine Theatercourtine, welche hinter der Avantscene herabfällt — das Bild kam mir vor, wie ein Portrait, dessen Gesicht verhüllt ist. Die Maler sollten doch bedenken, daß nicht Alles, was malbar ist, auch malerisch sei, und daß die Kunst gar Vieles darstellen kann, was sie nicht darstellen soll. — Der ungeheure Zudrang des Publikums zu dieser kleinen Exposition bewies übrigens, daß man jetzt in Wien lebhafteres und regeres Interesse an der Kunst nimmt, als jemals und als es vielleicht in irgend einer Residenzstadt der Fall ist. Es wäre zu wünschen, daß auch hier, wie zum Beispiel in München, im Vereinslokale eine perpetuelle Ausstellung Statt fände, wo die hiesigen und fremden Maler ihre Produkte exponieren könnten, ohne gerade an den beengenden Termin der jährlichen großen Ausstellung gebunden zu sein. Das Publikum hätte da eine immerwährende Gelegenheit vor Augen, seinen Kunstsinn und sein Kunsturtheil zu üben, die Maler brauchten ihre Werke nicht auf so lange Zeit aus den Händen zu geben, und könnten immer das, was sie eben fertig haben, vor dem Verkaufe auf einige Tage ausstellen. So gingen viele Kunstwerke, welche sich jetzt aus den Ateliers sogleich in den Privatbesitz verlieren, für das Publikum nicht unbeachtet und unbekannt vorüber. Es steht zu hoffen, daß dieser Vortheil, der den Künstlern und dem Publikum gleich angenehm wäre, von der Direktion des Kunstvereins dessen Mitgliedern nachgerade gewährt werde. — L. M.

Mittheilungen aus Dresden und Leipzig.

Im November 1840.

Es ist wahrhaftig keine Kunst mehr, Herr Redakteur, und man braucht deßhalb weder ein Geist noch geistreich zu sein, um einen Ueberall und Nirgends vorstellen zu können. Mit Hülfe der Eisenbahnen geht alles ganz natürlich zu, sogar daß Einer sich hinsetzt und aus zwei, fünfzehn geographische Meilen von einander entfernten Städten eine Korrespondenz schreibt.

Ich habe, wie Figura zeigt, dieses Stückchen unternommen wie Lancelot Gobo junior: Aus Dresden: Das Wetter ist abscheulich! Aus Leipzig: Das Wetter ist unter aller Kritik, sogar unter der Leipziger. Aus Dresden: Die Kunstreitergesellschaft des Herrn Gärtner macht hier viel Glück. — Aus Leipzig: Die Leipziger haben ein Schillerfest gefeiert, im Theater wurden die Räuber gegeben, wozu Karl Beck einen herrlichen Prolog gedichtet hatte, der Prolog war aber der Komité nicht zahm genug gerathen, und so sprach Madame Dessoir anstatt des stürmischen Beck'schen, einen versöhnlichern, Wilhelm Gerhard'schen Prolog. Uebrigens haben die Leipziger zu Schillers Ehren ihr Möglichstes gethan — beim Festmahle — trotz der gepanzerten Erklärung Karl Beck's im Tageblatt. Dresden: Das neue Schauspielhaus soll nun, wie es heißt — am zweiten Weihnachtsfeiertage d. J. eröffnet werden und zwar mit Goethe's Tasso. Literarische Neuigkeiten sind Wachsmann's prachtvoll ausgestattete Lilien, Th. Hell's Penelope, dramatisches Sträußchen und die Herbstgabe von Karoline Leonhardt-Lyser. Der Dr. Meynert gibt eine neue Zeitschrift: Der Omnibus heraus, welche viel Beifall findet, und ihn auch verdient. Leipzig: Der Redakteur der Rosen Dr. Heller muß viele Anfeindungen über die von ihm herausgegebene Sommerreise erdulden, aber wie mich dünkt sehr mit Unrecht, denn das Buch ist wirklich eben so unterhaltend als anständig-freimüthig geschrieben und unzweifelhaft das beste, was aus der Feder dieses gewandten Schriftstellers geflossen ist. Dresden: Eine neue Oper von Dotzauer, Text von dem Hofschauspieler Kriete nach Körners Hedwig bearbeitet, hat sehr viel Beifall gefunden und wird sich hoffentlich auf dem Repertoir halten. Leipzig: Lortzing's Opern machen hier fortwährend Glück; die herrlichen Lieder von Robert Schumann, welche er unter dem Titel »Myrthen« seiner Braut Klara widmete, erregen den Enthusiasmus der Kenner und werden auch nach und nach dem Publikum verständlicher. Die Gewandhaus-Konzerte unter Mendelsohn-Bartholdy's energischer Leitung stehen jetzt im schönsten Flor; wie es heißt, wird nach Weihnachten Fräulein Nina Sonntag — die Schwester der Gräfin Rossi — hier eintreffen und in den Konzerten sich hören lassen. Fräulein Nina Sonntag wird von den Musikverständigen als eine höchst ausgebildete, namentlich im neu italienischen Styl vorzügliche Sängerin gerühmt. Dresden: Auch in Dresden haben die Konzerte der königlichen Kapell- und Kammermusiker begonnen; von größern Werken kam in der Neustädter Kirche wieder der Paulus zur Aufführung; der Omnibus von Meynert enthält eine gut geschriebene, sehr anerkennende Würdigung dieses Werkes und Mendelsohn's überhaupt. Leipzig: Abscheuliches Wetter! Regen, Sturm, ein wenig Donner und Blitz. Dresden: Das hiesige schlechte Wetter sucht es dem Leipziger noch zuvorzuthun. Dresden und Leipzig: Augenblick-

licher, auffallender Geldmangel unter der Mehrzahl der schönen Geister beider Städte — womit diese Doppel-Korrespondenz beschließt

Ihr

J. P. Lyser.

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater in Prag.

IV.

Göttliche Sara!

Die Čechen! Dieses großartig musikalische Volk mit seinen reizenden Nationalgesängen! — Ach, jetzt singen sie zwar sehr wenig, — aber sie singen doch, wenn ihre Herzen sich erwärmen an großartigen Reminiszenzen, bei Hochzeiten und zufälligen Gehirnilluminationen mollige, schmelzende, zauberische Lieder, daß es Dich bedünken möchte, es seien im Abendroth segelnde Schwäne nach Jenseits. Du kennst ja Mozart! — In ihm erkennst Du auch den Charakter čechischer Musik, in ihm ist sie konzentrirt wie die Sonnenstrahlen im Focus eines Brennspiegels, in ihm ruht die ganze Weihe dieses großen musikalischen Volkes. — Die Musik ist der Thermometer, vermittelst dessen man den Grad des Gefühlsvermögens eines jeden Volkes bestimmen kann. Ich habe jenes der Čechen erkannt, der ich, ein Fremdling, in ihre paradiesische, von Waldgebirgen umgürtete Thäler hinabstieg, ohne Sympathien für sie, doch auch ohne Vorurtheil gegen sie. — Den 15. November, um vier Uhr Nachmittags, hörte ich den Mozartischen Don Juan mit čechischem Text. Du weißt, ich konnte von jeher den italienischen Text zu dieser Musik als Text nicht entschuldigen; jetzt aber wünschte ich sogar, es fände sich ein Talent, das einen čechischen Text zu dieser unvergänglichen Musik schriebe. — Pst! Da habe ich mich geschnitten! — O Wahnsinn! Die Mozartische Musik ist ja ein Eigenthum aller Völker! — Herr Strakaty sang die Partie des Don Juan sehr wacker. Ausgezeichnet waren Mad. Podhorsky als Donna Anna, und Dem. Großer als Elvira. Herr Bravo (Leporello) war im Spiel und Gesang recht brav, nicht minder Dem. Triebensee als Zerline. Herr Schimmel (Gouverneur) verdient ebenfalls lobende Erwähnung; nur hätte er den echt dramatischen Gesang seiner Sterbescene etwas charakteristischer nüanciren sollen. Die Chöre und das Orchester waren sehr löblich. —

Den 22. November wurde zum Vortheile des Herrn Schmiller ein 3aktiges Originaldrama: König Wratislaw in Mähren, von Pieck, aufgeführt. Da sich der Verfasser etwas zu strikt an die Geschichte hielt, so mußte das Sujet des Stückes etwas zu mager ausfallen. Die Geschichte verschließt vor den illusorischen Fiktionen der Poesie alle Pforten, umgekehrt schließt die Poesie der Geschichte alle Thore ihres Edens angelweit auf, bekleidet und schmückt da die nackte Wahrheit mit all dem Flitter ihres idealischen Depositoriums. Der leidige Kampf zwischen zwei herrschsüchtigen Brüdern, ein thatkräftiger Heldensohn, ein begünstigter Intriguant und eine erotische Episode könnten freilich wohl mit dem noch interessanten Beiwerk von Patrioten und Nichtpatrioten zu einem Drama recht gut verarbeitet werden. Aber der bloße Kampf um Herrschaftsinteressen darf vor den Fußlampen nicht als eitle Dialektik, der Held nicht als thatenloser Bramarbas, der machinirende Intriguant nicht als stichelnder Schwätzer, und die Nebenpersonen nicht als überflüßige Anhängsel herumspazieren. Was an Handlung und Charakter einem Drama abgeht, das kann eine bilderreiche Sprache und Diktion nicht ersetzen. Ich gebe daher dem talentvollen Dichter, wenn er ja fernerhin auf dem noch so brachliegenden Acker der čechischen Dramatik sich zu versuchen gedenkt, den wohlmeinenden Rath, den Menschen im Menschen, das Volk im Volke selbst zu studiren, und von den großen Vorbildern Albions, Spaniens und Deutschlands zu seinen Schöpfungen den Maßstab abzunehmen. Ich spiele damit auf keine Nachahmung dieser Vorbilder an; denn um Shakespeare nachzuahmen, müßte man an Geist wenigstens sein Milchbruder sein; aber in ihm, in Calderon, Lopez de Vega, Goethe und Schiller prangen unvergängliche akademische Lustgänge für die Dramatiker aller Zeiten. Ich komme nun zur Darstellung. — Herr Grabinger gab den König Wratislaw mit Anstand und Würde. Nur schien uns sein Redeton manchmal etwas zu breit und unsicher, als hätte ihn das Wort, nicht er das Wort beherrscht. — Lebhaft und mit feuriger Emphase spielte Herr Kolar den Redehelden Bretislaw; mit bedächtiger Ruhe gab Herr Skalny den Zderad und Herr Schmiller den Konrad mit aller Haltung eines entschlossenen Gemüths. Ludgarde (die einzige Erscheinung im Stücke, die doch etwas thut) ward von Dem. Manetinsky sehr effektvoll dargestellt. Walburga, Konrads Gattin, war in der Versöhnungsscene im 3. Akte etwas zu breiweich. Vielleicht wäre diese Partie durch Dem. Nikolai wirksamer besetzt gewesen. Von den Stützen des böhmischen Throns kann ich blos Rostislaw (Herrn Kaschka) lobend erwähnen. Der Aventurier Wiprecht stolperte bei Aufzählung seiner Heldenthaten beinahe über jedes Wort, eben so erging es dem mährischen Landmanne Zeroto. Ich tadle nicht gerne zu viel. Deßhalb will ich der Andern wegen ins tiefe Schweigen mich versenken. — Dem. Manetinsky, Herr Kolar und Herr Schmiller wurden lebhaft gerufen. — Lebe wohl, wohl, göttliche Sara. Im Anschluß übersende ich Dir alle Hefte der zwanglosen Zeitschrift: Wlastimil, und erwarte nächstens Briefe von Dir, wie weit Du schon in der Sprache der Čechen vorgeschritten, und wie viel Du von der Lektüre verstanden.

Dein

Medardus.

Konzert des Vereins zur Beförderung der Kirchenmusik in Böhmen.

Dieses Konzert wurde am 21. November zum Besten des Armenhauses bei St. Bartholomäus und des Taubstummeninstitutes zur gewöhnlichen Theaterzeit im landständischen Theater gegeben. Die Wahl der Piecen ist zu loben. Spohrs bekannte dritte Symphonie ward von unserm Orchester trefflich ausgeführt. Dem. Frey trug einen schönen, sinnvollen Prolog vor, den Prof. Joh. Aug. Zimmermann gedichtet hatte. Wir bedauern sehr, daß Prof. Zimmermann, der eben so ausgezeichnet als Dichter wie als philosophischer Denker ist, so selten literarische Arbeiten veröffentlicht. Seine geistlichen Lieder gehören zu den vortrefflichsten ihrer Art. Seine (in der Calve'schen Buchhandlung zu Prag erschienene) Paraphrase des Vaterunsers hat W. J. Tomaschek in Musik gesetzt, welche Komposition wir zu den schönsten des Meisters zählen. Warum wird sie niemals in unsern Konzerten ausgeführt? — Mad. Podhorsky sang eine Arie aus Mozarts Idomeneo. Es wäre zu wünschen, daß wir uns bald einer Aufführung dieser Oper nach dem von dem trefflichen Wilhelm von Waldbrühl bearbeiteten Texte erfreuten. — Das großartige Alleluja aus dem Messias von Händel schloß die erste Abtheilung. Eine gelungene Ausführung des ganzen Tonwerkes gehört auch zu unsern Wünschen. — Die zweite Abtheilung begann mit Schulze's Hymne: »Gott segne den König.« — Hr. Emminger sang hierauf ein Arie aus Glucks Iphigenie in Tauris, deren Aufführung, wie wir hören, vorbereitet wird. Schon seit Jahren wurde keine Oper von Gluck auf unserm Theater gegeben! — Hr. Fischer deklamirte den »blinden Orgler,« ein sinniges Gedicht von unserm talentvollen Dichter und Kompositeur Ludwig Ritter von Rittersberg, welches, wenn wir nicht irren, in Schumanns Zeitschrift für Musik abgedruckt war. Der Winter aus Haydns Jahrszeiten beschloß das Konzert. Die Solopartien wurden von Mad. Podhorsky, Hrn. Emminger und Hrn. Strakaty mit gewohnter Präzision ausgeführt.

N. G.

Konzert spirituel in der Musik-Bildungsanstalt des Hrn. Joseph Proksch

den 22. November.

Wer den Standpunkt prüft, den die Musik heutzutage einnimmt, wird gestehen müssen, daß ein gründliches Studium und Bildung des richtigen Geschmacks häufig Noth thut. Hr. Proksch sucht Beides durch seine Methode zu befördern, und unsere Blätter haben schon oft seine Verdienste gewürdigt. Ein neuer Beweis dafür war dieses Konzert, dem die schöne Idee zu Grunde lag, das Gedeihen der Musik aus systematisch geordneten Piecen seit dem 16. Jahrhunderte überblicken zu können. Die Einleitung bildete ein Kinderlied an die h. Cäcilie, eine gemüthliche Komposition des Herrn Proksch. Nach einem schönen Prolog von Prof. Anton Müller, richtig, aber etwas eilig von Dem. Schwelle gesprochen, folgte ein Passionsgesang von Jakob Gallus. Kraft und Hoheit bezeichnen diese Komposition, welche sehr entsprechend vorgetragen wurde. Die Präzision, mit welcher das antike Konzert von Archangelo Corelli auf 5 Piano's von den weiblichen Zöglingen gespielt wurde, verdient alle Anerkennung. — Sehr lobenswerth war das Spiel des 12jährigen Adolf Proßnitz, welcher eine Fuge und Sonate von Domenico Scarlatti mit großer Sicherheit und rich-

tiger Färbung vortrug. — In dem D-moll Konzert von Sebastian Bach hatten die Herrn Pius Richter, Kawan und Michel Gelegenheit, eine große Fertigkeit zu entwickeln; daß der Erstgenannte zu den besten Pianisten Prags gehört, war aus frühern Konzerten in gutem Andenken, und es wäre zu wünschen, daß er die mit Glück betretene Laufbahn als Kompositeur weiter verfolgen möchte. — Ein großer Genuß war die Ouverture und Chor aus Händels Messias, worauf Pauline Rischawy für ihren ausgezeichneten Vortrag des D-moll-Konzertes von Mozart, das nicht geringe Schwierigkeiten bietet, allgemeinen Beifall erntete. — Joh. Ludw. Dussek's, unsers trefflichen Landsmanns Konzert in Es, Hes trug Dem. Finke mit liebenswürdiger Hingebung und Dem. Schitz mit vieler Wahrheit im Ausdrucke vor. Die vier Variationen in C über Rule britania waren die folgende Nummer; — Dem. Tezelli wußte Cramers Originalität und Dem. Schitz Hummels markige Töne sehr gut wieder zu geben; Demoiselle Finke traf sehr richtig Moscheles Anmuth und Demoiselle Rischawy Kalkbrenners Tiefe. — Hierauf folgte Thalbergs Divertissement in F für Piano und Violoncell, vorgetragen von Frl. Anna Mazak von Ottenburg und Hrn. Wiehan. Den herrlichsten Schlußstein bildete »Meeresstille« und »Glückliche Fahrt« von Beethoven, und ließ uns in dem Tonmeer des großen Meisters schwelgen. Schade, daß mehre Gesangsstücke, als Pergoleses Stabat mater, dann das Recitatio und die Arie aus Händels Messias und ein Lied nach Shakespeare von Haydn aus zufälligen Ursachen unterbleiben mußten. — Nur Mangel an Raum verbietet uns, über jede Nummer ausführlicher zu sprechen; jedenfalls ergibt sich auch diesmal das Resultat, daß Hr. Proksch die Kunst versteht, tüchtige Zöglinge zu bilden. —k.

Notizen.

(Berlin, Brieflich.) Als man zur Vorbereitung zum städtischen, den preußischen Standen zu gebenden Feste den Berliner Stadtrathen die Speisekarten zur Auswahl vorlegte, und die Herren sich in dem Mosaik aus deutschen, italienischen und französischen, ja englischen Worten nicht zurecht finden konnten, ordneten sie zuerst ein Probeessen an, nach welchem sie dann mit frisch erlangter Sachkenntniß den Plan der Aufträge und Schüssel entwarfen. **M.**

(In Riga) ist eine Handlung mit der Firma: »Elephant, Rhinoceros und Comp.« eröffnet worden, die den Verkauf von Werkzeugen und Requisiten zum Wallfischfang annoncirt.

(Berichtigung.) In dem gut redigirten »Temeswarer Wochenblatte« heißt es: »Von Alex. Puschkin, dem zu früh dahingeschiedenen russischen Dichter, unstreitig einem der ersten seines Landes, ist ein größeres Gedicht: Der Born von Bachtschisarai von einem in Prag lebenden Dichter Wilhelm von Waldbrühl übersetzt, und der Gräfin Felizia Potozka gewidmet worden, was vielleicht als eine der gediegensten Uebersetzungen gelten kann, die wir von dem gefeierten nordischen Sänger zu Gesichte bekommen haben.« — Die »Croatia« entlehnte diese Notiz. — Hiezu bemerken wir, daß die erwähnte Uebersetzung, wie die Leser unsers Blattes wissen, in »Ost und West« abgedruckt war, und daß der treffliche W. v. Waldbrühl kein Prager Dichter ist, auch nicht in Prag, sondern jetzt in Berlin lebt. Er ist von Geburt ein Rheinländer. Man vergleiche diese Uebersetzung mit einer jüngst im Pilot erschienenen; dann wird man sich noch mehr überzeugen, wie meisterhaft Waldbrühl übersetzt hat.

(Der 29te Juli in Lierre. Belgien.) Vom frühsten Morgen an wogt eine fröhliche Menge durch alle Straßen der Stadt; zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß; Herren und Damen im schönsten Sonntagsschmuck paradiren auf der Chaussee, die von Brüssel kommt. In der Stunde, da sonst noch alle Fensterläden mystisch geschlossen sind, versammelt sich heute der Stadtrath in großer Uniform. Niemand fehlt, als der Präsident, der an der Spitze einer Ehrenkommission auf die letzte Station neben einer Ehrenpforte sich hat befördern lassen. Was nur eine Korporation bildet, hat sich versammelt, vor allem die »Harmonie« — der städtische Musikverein — welche am Thore Posto faßt. In dem großen Rathhaussaale, der mit jungem Laub geschmückt ist, prangt auf schön dekorirtem Tische ein rothsammtnes Kissen, darauf ein grüner Lorbeerkranz. Der Schöffe der Stadt, Herr Van Acker, durchblättert noch ruhig das Manuskript einer Rede, die er im Namen Aller zu halten hat. — Jetzt läuten die Glocken der Stadt, von ferne her ertönt der Jubel einer begeisterten Menge. »Meine Herren,« ruft der Schöffe, sein Manuskript eilig in die Tasche seines Frackes schiebend, »er kommt!« Ein Sieger von kaum fünfzehn Jahren ist's, der seinen Einzug hält. Neben ihm im offenen Wagen der Präsident, die philharmonische Gesellschaftskommission in drei Wägen folgt. Am Thore hält der Zug vor einer herrlichen Blumenpforte, mit dem prächtigsten Mädchenkörbchen geziert. Erröthend spricht sie ein Gedicht, — ich kann es nicht vernehmen, bis zu mir reicht nicht der zarte Silberklang herüber — jetzt aber gibt sie zitternd die auf rothem Atlas gedruckten Worte dem verlegnen Helden. An allen Fenstern wehen die weißen Tücher in den Händen zarter Mädchen und schöner Frauen. An der Thüre des Rathhauses steht die Kommission der Bürgerschaft, achtbare Männer mit greisen Häuptern. Man begrüßt mit feierlichem Pauken- und Trompetenschall den Helden des Tags. Im Rathssaale redet der Hr. Schöffe begeisterte Worte; von: Jugend — Geist — Hoffnung des Vaterlandes — späten Enkeln — Unsterblichkeit — höre ich reden. Der Schöffe setzt dem Jünglinge die Lorbeerkrone aufs Haupt. Welcher Jubel! er reicht ihm den Becher mit dem Ehrentrunke. Fanfare, betäubende Vivats! — Aber wer ist der gefeierte Held? Wem dieser Lorbeer, wem diese Stadt voll trunkenen Jubels? — Vernehmt, es ist Lierre's Sohn, deß Name Opdebeek! und was sein Verdienst? — welcher sein Ruhm? Er errang den Sieg, den ersten Preis mit — seiner Flöte im Konservatorium in Brüssel, nach nur neunmonatlichem Unterrichte. Die Stadt Lierre bezahlte diesen neunmonatlichen Unterricht, und hat dem hoffnungsvollen Jünglinge versprochen ihn in den Stand zu setzen, seine Studien in Paris fortzusetzen! — Was ich erzählte, ist wahr, fragt nur Herrn Specht, den Redakteur der Pariser Gazette musicale. — Wer aber sagte da eben: tout de bruit pour une omelette!? Wie, und Ihr meint: diese omelette sei nicht einmal gar? Aber, ich frage Euch im Namen aller Einwohner von Lierre: Warum soll Lierre nicht auch sein dürfen wie Krähwinkel und Schöppenstadt ist? — **B. St.**

(Wer kennt ihn?) Worin liegt es eigentlich, daß uns England und seine Verhältnisse fremd bleiben, so bald uns die von diesem großen Atelier der Industrie ausgesendeten Entdeckungen nicht über Paris durch Franzosen spedirt werden? Das malerische England, das heißt das Malende, ist nur Wenigen bekannt, das musikalische, das heißt das Komponirende vielleicht noch Wenigeren. Ein englisches Blatt zeigt an, daß im Juni dieses Jahres William Dance gestorben sei. — Kennen Sie diesen Herrn? — und doch wird er: »Einer der berühmtesten englischen Musiker« genannt. Er ist der Stifter der royal Music-society in London, und sein Ruf stammt noch aus Garriks Zeit, wo er im Orchester des Drury-Lane spielte. **B. St.**

(Paganini's letzter Gedanke) ist in Musik gesetzt worden. — Man könnte sich bereits eine Sammlung letzter Gedanken anschaffen. — Wer wäre nicht begierig zu sehen, wie eines Mannes, wie Paganini, letzter Gedanke sich auf dem Forte-Piano ausnimmt? Heinrich Herz hat den pikanten Gedanken gehabt, und Paganini's Bild voran setzen lassen. Der ganze Gedanke kostet Einen Franken; wir hoffen aber, daß er mehr werth ist. In der französischen Anzeige dieser Novität heißt es sehr naiv: Es ist nicht der Mühe werth, es sich nicht anzuschaffen. **B. St.**

(Der Direktor) der italienischen Oper in Marseille ist durchgegangen, und hat seine Lämmer in der größten Verwirrung zurückgelassen, über welche jetzt die Gläubiger als gierige Wölfe herfallen. **B. St.**

(Gute Korrespondenz.) Eine französische Zeitschrift berichtet, daß Fanny Elßler von Berlin nach Prag gereist sei, und enormen Beifall in einem ungarischen Divertissement erhalten habe. Der Prager Korrespondent muß eine gute Spürnase oder der Berliner ein wackerer Prophet oder der Pariser Redakteur ein tüchtiger Geograph sein, denn mir scheint, der Letztere hält das ungarische Ballet für eine Prager Nationalität. **B. St.**

An die Herren Buchhändler.

Die Bestellzettel für den Jahrgang 1841 von **„Ost und West“** bittet man: aus dem Ausland durch Hrn. **Fr. Hofmeister** in Leipzig, aus den österreichischen Provinzen durch die löbl. Buchhandlung **Bauer und Dirnböck** in Wien an die **Expedition von „Ost und West“ (Johann Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag)** einzusenden.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt, bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 97. Mittwoch den 2. Dezember. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

V.

»Herr!« sprach der Jude Jankel, der seinen Kopf ins Zelt steckte, worin Bulba saß — es war derselbe Jankel, dem Bulba das Leben gerettet hatte, und der jetzt im Heere der Zaporoger den Marketender und Spion machte — »Gestrenger Herr, wisset Ihr, was geht vor?«

»Sprich, was ist's?«

»Nun kömmt ein Heer von 15,000 Polen und führt auch mit sich Kanonen.«

»Haben wir nicht schon 20,000 geschlagen? so werden wir auch wohl mit 15,000 fertig,« antwortete Bulba.

»Und Ihr wißt doch, was weiter noch geschieht?«

»Und was denn?«

»Euer Sohn Andrij, o wei mir, was ist das für ein stattlicher Ritter! . . .«

»Nun?«

»Er hat sich jetzt gethan auf die Seite der Polen.«

»Wie?« rief Bulba aufspringend aus: »mein Kind . . . mein Sohn . . ha, ich ermorde Dich, verfluchter Jude! Du lügst, Teufelsbrut!«

»Ai, ai! wie wäre es möglich, daß ich lüge! soll auch mein Vater kein Glück haben in jener Welt, wenn ich lüge.«

»Wie! Taras Bulba's Sohn sollte auf solche Unthat verfallen?«

»Soll mich Gott strafen, leider, ist es so.«

»Er verkaufte die Religion Christi und das Vaterland?«

»Straf mich Gott, es ist so! Ich selbst hab gesehen ihn mit eigenen Augen. Ei, welch stattlicher Ritter! Hundert achtzig Dukaten ist werth sein Panzer allein! ein kostbarer Panzer! alles in Gold, und wenn Ihr hättet gesehen, wie herrlich er musterte die Soldaten!«

Taras Bulba war wie vom Blitz getroffen. »Du sprichst verworrenes Zeug, verfluchter Judas! Es ist nicht möglich, daß ein getauftes Kind seinen Glauben verkaufe. Wäre er ein Türke, ein unreiner Jude. . . . Nein, er kann es nicht thun! Bei Gott, er kann nicht!« Doch fiel ihm ein, daß er ihn schon während zweier Tage nicht gesehen, und er erinnerte sich jetzt auch jener Tatarin, die er im Zelte erblickt hatte. — Seine Augen funkelten, die furchtbarste und schrecklichste Wuth, die Wuth eines Tigers flammte auf in seinem Gesichte. »Sieh, Teufels Bursche, du hast das Deinige gethan! — Zeugte dich denn der Teufel zur Schande des ganzen Geschlechtes!« Sein Gesicht glühte von der Flamme des Zornes, als er aus dem Zelt trat, und die Pferde zu satteln befahl. Koschewoi ertheilte indessen seinerseits den Befehl, in Bereitschaft zu sein, und auf keine Weise eine Vereinigung der Belagerten mit dem sich nähernden Heere der Polen zuzulassen. Die feindliche Armee war übrigens stärker als 15000 Mann. Koschewoi mit den Starschinen kamen im Rathe darin überein, daß man die gegen den Feind gerichtete Linie verstärke. Dadurch wurde die entgegengesetzte Seite der Belagerer geschwächt. Ungeachtet das polnische Heer mit beträchtlichem Verlust beim ersten Angriff zurückgeworfen wurde, so entschloßen sich doch die Einwohner der Stadt, die schwache Besetzung jener Seite sich zu Nutz zu machen, und einen Ausfall zu versuchen. Derselbe gelang ihnen auch in der That, sie bahnten sich einen Weg mitten durch die Belagerer, und beide Heere vereinigten sich beinahe vor den Augen der Zaporoger. Bulba raufte sich die Haare vor Aerger, — daß es nun unmöglich wurde, die Stadt durch Hunger zu vertilgen. Die Zaporoger bildeten eine dichte, undurchdringliche Mauer, ein Manöver, das ihnen immer wesentliche Vortheile brachte, weil ihre Taktik asiatischen Ungestüm mit europäischer Kraft vereinigte. Obgleich der Feind zweimal stärker war, konnte er doch kein entscheidendes Uebergewicht erhalten. Das Treffen wurde heiß und Blut vergießend. Taras Bulba befand sich auf einer der wichtigsten Obercommandosstellen, und drei Regimenter der Krone, unvermögend seinem ungestümen Angriff zu widerstehen, waren im Begriff zurück zu weichen und zu fliehen, als er plötzlich alle seine Kräfte einer ganz andern Seite zuwandte.

Er erblickte seitwärts eine feindliche Abtheilung, die dem Anscheine nach einen Hinterhalt bildete, und erkannte seinen Sohn Andrij unter der Menge. Er gab Ostap einige Anweisungen, wie er das Gefecht fortzusetzen habe und warf sich wüthend mit einer geringen Anzahl auf diesen Hinterhalt. Andrij erkannte seinen Vater aus der Ferne, bebte heftig zusammen, verbarg sich wie eine Memme hinter die Reihen seiner Soldaten, und ertheilte ihnen von da aus seine Befehle. Die Kräfte Taras Bulbas waren nicht groß; ihn begleiteten nur achtzehn Mann, er stürzte sich aber mit solcher Wuth, mit solch übernatürlichem Ungestüm auf die feindlichen Reihen, daß dieselben erschreckt zurückwichen vor dieses gereizten Ebers Wuth. Es gibt Nichts, womit man ihn vergleichen konnte; die Mütze war ihm schon lange vom Kopf geflogen, die Haare umflatterten ihn wie Flammen und der Zub krümmte sich einer Schlange gleich in der Luft; sein wüthendes Pferd biß und schlug die Pferde der Feinde; sein kostbares Kleid war zerrissen, den Säbel hatte er von sich geworfen; er schwang nur noch eine schreckliche, ungemein schwere, mit kupfernen Spitzen engbesetzte Keule. Man muß sein Gesicht gesehen haben, um sich die verkörperte Wuth vorstellen und die Feigheit Andrij's, der sein Gewissen nicht rein fühlte, entschuldigen zu können. Dieser erbleichte, als er

seine Polen sich zerstreuen und sinken sah, als er bemerkte, wie die letzten ihre Pferde wendeten und die Waffen von sich warfen: »Rettet!« schrie er und breitete verzweifelnd die Arme aus: »wo flieht ihr hin! seht, er ist allein.« Die Krieger fanden nach einer Minute ihre Besinnung wieder und ermuthigten sich wirklich, als sie sich nur von einem Einzelnen mit drei ermatteten Kosaken verfolgt sahen. Doch vergebens bemühten sie sich dem verzweifelten Willen Taras Bulba's zu widerstehen. »Nein, du entgehst mir nicht!« schrie er, die Fliehenden niederhauend, welche anfingen zu glauben, daß sie es mit dem Bösen selbst zu thun hatten. Andrij machte verzweifelnd den Versuch zu fliehen, aber zu spät: der entsetzliche Vater stand vor ihm. Taras sah sich um. Niemand war ihm im Rücken; seine Soldaten lagen zerstreut hie und da auf dem Felde umher. Sie waren ganz allein.

»Ei, wie nun, Söhnchen?« sagte Bulba, ihm fest in die Augen schauend.

Andrij war sprachlos.

»Nun, mein Söhnchen?« wiederholte Taras, »halfen dir deine Polen?«

Andrij brachte keine Sylbe hervor: er stand wie ein zum Tode Verurtheilter.

»So verkaufst du den Glauben? Verflucht sei die Stunde, in der du das Licht der Welt erblickt!« Während er dieses sagte, warf er wilde blitzende Blicke umher.

»Du dachtest, daß ich mein Kind irgend einem Richter überliefere? Nein! Ich habe dich gezeugt, ich werde dich selbst richten! Steh, und rühre dich nicht, bete auch nicht zu Gott um Vergebung: für solche Verbrechen gibt's keine Vergebung in jener Welt.«

Andrij, wie Linnen so bleich, lispelte einen Namen zwischen den Lippen, der aber keinem seiner Verwandten, weder Vater noch Mutter angehörte, es war der Name der schönen Polin.

Taras nahm die Flinte von der Schulter, trat einige Schritte zurück, und zielte . . der Schuß fiel . . Wie ein Weizenhalm, den die Sichel durchschneidet, wie eine junge Heerschnepfe, die plötzlich das tödtliche Blei fühlt, neigte der Getroffene den Kopf, fiel auf's Gras, und gab keinen Laut von sich.

Der Sohnesmörder blieb stehen und sann nach, ob er die Leiche dem Schimpfe, den Raubvögeln und dem grimmigen Wolfe zum Fraß überlassen, oder ehelich begraben solle.

Da kam Ostap herangeritten: »Vater!« Bulba hörte nicht.

»Vater, hast du ihn getödtet?«

»Ich, mein Sohn.«

Auf Ostaps Gesichte malte sich der Ausdruck eines Vorwurfes, der keine Worte findet. Er stürzte auf die Leiche, seinen Bruder und Gefährten zu umarmen, mit dem er aufgewachsen war und zwanzig Jahre zusammen gelebt hatte.

»Genug, mein Sohn, nichts mehr! Tragen wir den Leichnam hinweg, ihn zu begraben!« sagte Bulba, und suchte das in seiner Brust aufsteigende bittere Gefühl zu unterdrücken. Sie nahmen den Leichnam und trugen ihn auf ihren Schultern in einen abgebrannten Wald, der dem Heere der Zaporoger im Rücken stand, und scharrten mit ihren Säbeln und Lanzen eine Grube.

Taras legte die Lanze zur Seite und betrachtete die Leiche des Sohnes. Er war auch im Tode noch schön; sein männliches Gesicht, kurz vorher voll Kraft, trug noch die Spuren jenes für die Frauen unwiderstehlichen Zaubers. Die schwarzen Brauen beschatteten wie ein Trauersammet seine bleichen Wangen.

»Was fehlte ihm zum echten Kosaken?« sprach Taras: »hoch von Gestalt, mit schwarzen Brauen, einem Gesicht wie ein Edelmann! die Hand kräftig und sicher in der Schlacht — er ist dahin! dahin ohne Ruhm! . . . .« Sie senkten den Leichnam ein, bedeckten ihn mit Erde, und einige Minuten später schwang Bulba den Säbel in den feindlichen Reihen, als wäre nichts vorgefallen; nur mit dem Unterschiede, daß er mit mehr Erbitterung und mit dem brennenden Wunsche seinen Sohn zu rächen focht. Sein eigenes Regiment langte unter der Anführung Towkatsch's jetzt an und gab ihm ein bedeutendes Uebergewicht. Er erfuhr endlich auch noch, wer Schuld an dem Uebertritte seines Sohnes zu den Feinden war, und beschloß, es möge kosten, was es wolle, die Stadt einzunehmen. Er hätte diesen Entschluß auch ausgeführt, der Grausame, er wäre durch die Straßen gestürmt wie der Tod. Er hätte sie mit seiner eisernen Hand herausgezogen, sie die Bezaubernde, Zarte, Herrliche; grausam hätte er sie bei ihren langen verführerischen Haaren hinter sich her geschleppt, hätte seinen krummen Säbel über ihrem Taubenhals blitzen lassen . . aber eine unvorhergesehene Begebenheit hielt ihn auf dem Wege seiner unversöhnlichen Rache auf.

VI.

Im Heere der Zaporoger verbreitete sich die Nachricht, daß die Sêča eingenommen und von den Tataren zerstört worden sei. Der größte Theil der zurückgebliebenen Zaporoger sammt einigen Kanonen, hieß es, sei den Feinden in die Hände gefallen. In solchen Fällen pflegten die Kosaken ohne Zeitverlust die Plünderer einzuholen und ihnen auf ihrem Rückwege die Beute abzunehmen. Aber nach drei Wochen war dies zur Unmöglichkeit geworden, da die gefangenen Kosaken sich schon auf den Märkten von Groß-Asien befinden konnten. Koschewoi beschloß mit Beistimmung der übrigen Anführer unverzüglich den Brüdern zu Hülfe zu eilen, erwägend, daß sie sich schon hinlänglich an den Polen für ihre Untreue und den Tod der Hettmane gerächt hätten; die verwüsteten Felder mußten die Polen an den Besuch dieser Gäste erinnern. Auch Bulba gab seine Zustimmung, obgleich er ein außerordentliches Verlangen trug, die Stadt einzunehmen. Er machte sich auf, ertheilte Befehle, ließ die Wagen schmieren, die Pferde beladen — plötzlich blieb er stehen, und sagte, sich zum Ataman wendend: »Noch um Eines muß ich Dich fragen, Ataman! Du weißt, man sagt, im feindlichen Heere seien der Unsern dreißig Mann gefangen?«

»Ich habe schon eine Auswechslung der Gefangenen anbieten lassen, sie wollen sich nicht dazu verstehn.«

»Und wir sollten es vielleicht dabei bewenden lassen?«

»Was ist zu thun?«

»Wie! damit sie wieder gemartert werden?«

»Was ist da zu thun?« wiederholte Koschewoi. »Du weißt, es ist nicht möglich ihnen zu helfen. Selbst wenn wir bleiben, so zwingen wir sie nicht, und verlieren obendrein das Unsere, denn die Tataren werden nicht auf uns warten.«

»Und es sollte geschehen, daß die verrätherischen Polen nach Willkür über uns triumphiren und unsern Glauben beschimpfen.«

Koschewoi zuckte die Achseln.

»Doch mich bedünkt, Ataman, daß es nicht so sein sollte!«

»Und warum nicht?«

»Ich weiß schon warum.«

»Oho! Du machst Dich wichtig!« sagte Koschewoi und stampfte die Glut in seiner Pfeife mit dem Daumen nieder.

»Habt ihr's gehört, ihr Männer, was Koschewoi beabsichtigt?« sagte Bulba, als er von Koschewoi sich zu den Zaporogern wandte. »Er will, daß wir uns jetzt sogleich zur Sêča aufmachen, und unsere Gefährten, die in die Gefangenschaft der Feinde geriethen, hier im Stiche lassen, damit die Verräther sie martern. Was sagt ihr dazu?«

»Wir folgen nicht dem Koschewoi!« sagte wie aus einem Munde

ein Theil der Zaporoger, trennte sich von den übrigen und stellte sich, ohngefähr tausend Mann, seitwärts. Koschewoi trat aus dem Zelte. Er hörte schon die Bewegung, die der unruhige Bulba hervorgebracht hatte. »Was begehrt ihr? Aus welchem Grunde erhebt ihr solchen Lärm?« schrie er drohend.

»Wir gehen nicht zur Seča, wir bleiben hier!« rief der Haufen.

»Was? seid ihr närrisch? ich werde euch Alle binden lassen, ihr Teufelskinder.«

»Welch Recht hat er dazu?« sagte Bulba, sich zu den Zaporogern wendend. »Wir sind freie Kosaken!«

»Wir sind freie Kosaken!« schrien die Zaporoger.

»Was frei! Wo seid ihr frei? auf der Seča, dort seid ihr frei! Dort könnt ihr mich meiner Würde berauben, mich binden, tödten und thun, was ihr wollt; aber hier kein Wort! Wißt ihr, was es heißt: Kriegsrecht? — Und du, was stiftest du hier Aufruhr?« sagte er sich zu Bulba wendend.

»Ich bin kein Aufrührer,« erwiederte Taras kaltblütig, »ich erfülle nur christliche Pflicht!« Ich vertrete unsere Rechte, denn wir sind es schuldig, christliches Blut zu beschützen.«

»Ich werde dich an den Packwagen schließen lassen, alter Teufel!«

»Versuche es!«

»Höret Zaporoger, Brüder!« sagte Koschewoi, seine Sprache mäßigend. »Warum verlaßt ihr denn die Brüder, welche die Tataren von der Seča hinweg in die Gefangenschaft geschleppt haben? Oder meint ihr, die Tataren werden besser mit diesen verfahren, als die Polen mit jenen?«

»Dort sind Tataren, hier Polen,« antwortete Bulba, »das ist ein Anderes. Die Mahomedaner haben noch eine gewisse Gottesfurcht; doch die Polen haben nie eine gehabt, und werden auch keine haben. Doch wartet, Bursche, ich werde euch noch Eins sagen: Wenn ihr in Gefangenschaft geriethet, und man anfinge euch lebendig zu schinden, oder auf Pfannen zu braten, was würdet ihr sagen, wenn dann von euren Landsleuten, euren Brüdern, von denen, deren Pflicht es ist, euch bis zum letzten Blutstropfen zu beschützen, auch nicht Einer die Hand ausstreckte zu eurer Rettung? was würdet ihr dazu sagen?«

»Was wir sagen würden?« erwiederten Einige: »wir würden sagen: Auswurf, nicht Zaporoger seid ihr!« Die Worte Taras Bulba's hatten die Menge sichtbar erschüttert.

»Steht, ihr Männer! auch ich werde reden!« schrie der Ataman. »Sagt nur, Brüder, wo ist euer Verstand? Urtheilt selbst: was könnt ihr gegen solchen Feind ausrichten? Ihrer sind mehr als zehntausend, und ihr seid etwa zweitausend stark. Seht, ihr seid verloren auf der Stelle!« »Verloren, sagst du, verloren?« sprach Bulba.

»Bleibt denn hier,« fuhr der Ataman fort, »wenn euch so sehr nach eurem Verderben verlangt! Ihr aber, die ihr vernünftiger seid, fort, macht euch auf den Weg!«

»Thut, was ihr wollt,« sagte Bulba, »auch wir werden thun, was unsere Pflicht!«

Die beiden Parteien standen sich gegenüber und beobachteten eine Minute lang ein tiefes Stillschweigen. Endlich sprachen einige schon ergraute Zaporoger in den vordern Reihen mit zur Erde gesenktem Blicke. »Es ist am Ende völlig gleich, wenn wir es recht bedenken: Ihr erfüllt die Pflichten der Kriegerehre, und auch wir verfahren nach Kriegergebrauch. Dazu lebt ja auch der Mensch um den Glauben und die Gebräuche zu vertheidigen, Und, was ist denn eigentlich das Leben? was? wenn man das so sehr bedauert, dann weiß ich nicht, um was man nicht trauern sollte. Bald werden wir auch bedauern müssen, daß wir unsere Weiber verlassen haben. Wir haben schon alles Ungemach im Leben versucht; nun wohl, so ist's auch gut einmal zu versuchen, was der Tod ist. In keinem Falle dürfen wir Feindschaft Einer gegen den Andern hegen. Wir Alle sind Zaporoger, Alle aus einem Neste, und Alle hat die Seča vereint, wie Alle sind leibliche Brüder . . Wir fragen Euch, ob Einer von Euch mit uns aus irgend einer Ursache unzufrieden ist?«

»Wir waren immer zufrieden!« schrieen die Angeredeten mit Einer Stimme.

»Nun so wollen wir vor dem bevorstehenden Scheiden uns Alle unter einander umarmen; denn Gott allein weiß es, ob Einer von uns den Andern je wiedersieht.«

Und zweitausend Krieger küßten zweitausend andere, Koschewoi umarmte den Taras.

»Nun lebt wohl, ihr Brüder und wackeren Kämpen! Gott gebe, daß Alles so wird, wie es ihm wohlgefällt! Wenn wir unsere Häupter niederlegen, so werdet ihr von uns erzählen: es waren fröhliche Gesellen, die nicht vergeblich gelebt haben. Wenn aber ihr fallet und der Ehrentod euch zu Theil wird, so soll es die ganze Ukraine, ja auch andere Länder von uns erfahren, daß ihr Männer gewesen, die den Glauben Christi zu beschirmen und auch die Verbrüderung zu schätzen wußten. Lebt wohl! der Segen Gottes möge mit euch sein und mit uns.« Beide Heere vereinigten sich sogleich, damit die Theilung desselben dem Feinde nicht verrathen würde, und begaben sich zu dem abgebrannten Kloster, vor welchem sich ein breiter Graben hinzog. Die eine Hälfte mit dem Ataman Koschewoi ließ sich sodann über den Abhang des Berges hinab und verfolgte durch den Graben, dem Feinde unsichtbar, ihren Weg, schweigend und geräuschlos. Der auf einer Höhe stehenden polnischen Heeresabtheilung war die Bewegung im Zaporoger Heere nicht entgangen. Die Feinde beschloßen daher sogleich einen Angriff zu machen. Aber ein französischer Artillerist und Ingenieur, welcher im polnischen Heere diente, ein großer Meister in der Kriegskunst, hielt sie auf, indem er sagte: »Nein, nein, ihr Herren! die Bewegung der Feinde ist nicht das, wofür ihr sie haltet. Es ist hier Nichts weiter, als eine teuflische List. O, dieses Zaporoger Volk,« rief er, legte den Zeigefinger an seine Adlernase, und ließ seine Stimme, die sonst heiser war, im Diskant pfeifen: »dieses Zaporoger Volk ist listig wie der Satan selbst!«

»Nun, ihr Herren und tapfern Freunde!« sprach Bulba, nachdem sich das eine Heer entfernt hatte, »jetzt ist für uns die Zeit gekommen, den Ruhm Zaporogs zu bewähren. Seht, wenn es dahin kommt, daß wir unsern Feinden nicht mehr widerstehen können, so, ihr Herren, wollen wir Alle auf dem Platz fallen, daß Keiner am Leben bleibe, Alle wollen wir als gute Kameraden auf derselben Stelle sterben und in ein gemeinschaftliches Grab uns betten. Jetzt, vor der großen entscheidenden Stunde, laßt uns trinken, ihr Brüder. Unser Verhängniß ist einer Hochzeit ähnlich, auf die ein jeder Mensch sich zu freuen für seine Schuldigkeit halten muß.« — Kosaken begaben sich zum Gepäck, zogen die Gefäße mit Branntwein hervor, und bereiteten sich, das Amt der Mundschenke zu vollziehen. Zweitausend Kosaken setzten ihre Fausthandschuhe unter.

»Vor Allem, meine Brüder,« sagte Bulba, seine Handschuh in die Höhe hebend: »gebietet die Pflicht, auf das Wohl des christlichen Glaubens zu trinken; daß die Zeit kommen möge, wo er sich in der ganzen Welt verbreitet und alle Mahomedaner Christen werden; und auf das Wohl der Seča zugleich, daß sie lange, lange stehe zum Verderben der Mahomedaner, daß Jahr für Jahr aus ihr tapfere Männer hervorgehen, Einer besser als der Andere; — auch auf unsern eigenen Ruhm laßt uns trinken, unsere Enkel und Urenkel mögen sagen, daß es einst Männer gegeben habe, die der Kameradschaft sich nicht schämten, und die Ihrigen nicht verließen. Und so, ihr Herren

Brüder, daß wir munter, wie dieser Branntwein schäumt und perlt, zum Tode gehen. Wohlan, dem Glauben!«

»Dem Glauben!« wiederholten die zunächst stehenden Reihen, und hoben ihre Handschuh in die Höhe.

»Dem Glauben!« tönte es bis in die entferntesten Glieder nach.

»Der Seča!« rief Bulba, seinen Handschuh erhebend.

»Der Seča!« schrieen donnernd die Vordern.

»Der Seča!« hallte es in der Ferne wieder.

»Dem Ruhme und allen Christen, die auf der Welt Gottes leben!«

»Dem Ruhme und allen Christen!« riefen die Ersteren.

»Dem Ruhme und allen Christen!« wiederholten die Fernstehenden.

»Jetzt zu Pferde, Bursche!«

Alle schwangen sich auf die Pferde, und ritten in einem regelmäßigen Haufen hinaus, dem Feinde entgegen. Sie athmeten mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Es war kein wilder Enthusiasmus, von der Verzweiflung erzeugt. Es war die Eingebung der Freude, ein feierliches Erbeben, was diese an Ausschweifung gewöhnte tapfere Menge im Herzen fühlte — die schwarzen und grauen Schnurrbärte hingen herunter; ihre Züge waren voll Selbstvertrauen; alle ihre Bewegungen waren frei und bedeutend. Die ganze Reiter-Kolonne stieß auf den Feind fest, doch ohne alle ihre Kräfte zusammenzunehmen, als vergnügten sie sich nur und spielten mit ihrer Stellung. Unter dem Pfeifen der Kugeln schritten sie wie bei einer Hochzeitsmusik einher. Ohne einen theoretischen Begriff von Taktik bewegten sie sich doch mit einer erstaunenswerthen Regelmäßigkeit, die vielleicht daher rührte, daß die Leidenschaft ihre Herzen alle in denselben Takt brachte, so daß sie Eins waren durch ihre gemeinschaftliche Gesinnung. Nicht Einer sonderte sich ab; an keiner Stelle zerriß die Masse. Das polnische Heer, welches sie mit einem heftigen Widerstand empfangen hatte, fing an, von Furcht befallen, zurück zu weichen, in der Meinung, daß wohl eine übernatürliche Macht den Kosaken helfe. Die besten Anordnungen in der Armee wurden durch die zerstörende Kraft dieses Glaubens vernichtet. Der ganze Reiterhaufen der Zaporoger bewegte sich wie durch höhere Eingebung, ohne sich zu verändern, ohne kalter zu werden, ohne den Eifer zu verdoppeln. Es war ein Bild, des Pinsels eines großen Künstlers würdig. Der französische Ingenieur, der von ganzer Seele Künstler war, warf, sich vergessend, die Lunte von sich, mit der er die Kanone anzünden sollte, klatschte in die Hände, und rief laut: „Bravo, Messieurs les Zaporogers!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Liszt.

Auszug aus dem Schreiben eines ehrlichen Schulmeisters an seinen Freund.

(Eingesandt.)

»— Liszt, einer der Ersten, wenn nicht der Erste der Finger-Akrobaten, gehört nach meiner Ansicht zu solchen Kunst-Abenteurern, die den Zeitgeist auf eine sehr spitzfindige Art zu benützen verstehn. Während das Publikum über sein Finger-Getappel und Gezappel in Wonne schwelgt, und dafür bewußtlos das Geld verschleudert, denkt der ruhige Beobachter dabei: Wohl bekomm's beiden! — Du findest Liszt sehr bescheiden und anspruchlos, ich hingegen finde ihn sehr arrogant. Die Meisten bewundern Alles an ihm, und erklären Alles, was er thut, für unbegreiflich; ich dagegen bewundere nichts an ihm, und begreife noch immer nicht, daß er, als Zögling von Paris, sich bis jetzt die Kunst noch nicht eigen gemacht hat, die Arroganz, den schroffen Gegensatz von Bescheidenheit, so zu gebrauchen, daß das Grelle daran nicht auffalle. Daß ihn seine Landsleute, die Magyaren, sehr auszeichneten, war gut für ihn, vielleicht auch nicht, doch für die Auszeichnenden war dies keineswegs gut; denn indem sie ihn so hoch stellten, daß er ihrem Gesichtskreise ganz entrückt wurde, beraubten sie sich selbst der Möglichkeit, sein eigentliches Wesen klar zu sehen und über ihn ein begründetes Urtheil zu fällen. Bach, Händel, Mozart und Beethoven sind wahrlich zu beneiden; denn sie lebten in einer vernünftigern Zeit, wo sie die gebildete Welt entzückten, ohne von ihr vergöttert, oder gar verdorben zu werden.

O tempora, o mores!“

* *

Kunstausstellung in Triest.

(Fortsetzung.)

Wir sind nun in der Nähe des großen Börsensaales, welcher zum Besuche der Ausstellung in verschiedene große und kleine Gemächer abgetheilt wurde, in deren Mitte eine halbe Rotunde gebildet ist, der wir wegen der herrlichen Kunstschätze, die sie birgt, mit vollem Rechte den Namen eines Musentempels beilegen können. Bevor wir jedoch eintreten, wollen wir einen Gang durch die erwähnten Seitenabtheilungen machen. In der ersten werden wir gleich beim Eintritte von einem echt humoristischen Bilde des Genremalers Pistorius aus Berlin angezogen. Es stellt eine musizirende Familie dar, deren Mitglieder, Alt und Jung, mit recht vieler Laune ihre Instrumente spielen, während ihr Konzert von Katzen und Elstern begleitet wird. Die Physiognomien der Musiker sind überaus sprechend, und besonders ausdrucksvoll ist ein Knabe, welcher sich statt einer Geige eines Pinschers bedient und auf ihm einen Bogen streicht. Das Ganze ist eben so gut gedacht als trefflich ausgeführt. — Demselben gegenüber befindet sich eine Skizze von Amerling, ein Mädchen von 12—14 Jahren darstellend. Fehlt es auch den Schöpfungen dieses berühmten Meisters an genialer Phantasie, so sind sie dafür wahrhaft treue Abbildungen der Natur, und man vermag das zauberische Kolorit derselben nicht zu schauen, ohne zur Bewunderung hingerissen zu werden. Dies war der Ausspruch, den ich mir über frühere Produktionen Amerlings erlaubte, und ich fand denselben neuerdings beim Anblicke der genannten Skizze nicht minder gerechtfertigt, als bei drei andern Bildern, womit er unsere Ausstellung bedachte, nämlich eines Archimandriten, einer Fruchthändlerin und der h. Magdalena, welche letztere leider durch den Transport sehr gelitten hat.

Von Butti aus Triest sehen wir drei Marinebilder, die ihn zu einem tüchtigen Meister stempeln, nur ist der Abendeffekt zu schreiend. — Moricci aus Florenz that in seinem Marionettentheater dar, wie viel der denkende Künstler selbst aus dem frivolsten Gegenstande zu schaffen vermag. — Zotti's (aus Florenz) im Kirchenstyle gehaltenes Gemälde: die Jungfrau mit dem Kinde und den Aposteln Peter und Paulus, ist mit recht vieler Wärme und Kraft dargestellt, Kolorit schön, Physiognomien höchst ansprechend und charakteristisch. — Zotti's würdigster Nachbar ist Podesti aus Ancona. Wie trefflich sind seine Köpfe, besonders jener vom Turban umhüllte; hier ist echte südliche Glut in Farbe und orientalische Apathie im Gesichte. Benno Törmer's (aus Dresden in Rom) Preisbild: die Ueberraschung bei der Toilette gereicht dem Meister und der Ausstellung zur größten Ehre. Auch sein fränkischer Minnesänger in einem andern Zimmer ist von entschiedenem Kunstwerthe. — Jedes Beifalls würdig sind ferner Joh. Ender's (aus Wien) Italienerin am Brunnen; Rittig's (aus Rom) Julius des Zweiten Besuch bei Michelangelo, als dieser an seinem Moses arbeitete, Fiorini's römischer Landmann, Nadorp's (aus Prag) Söhne Eduards, Vogel's Hirtenknaben und Bosa's Fischer. — Giuseppini aus Udine legte in drei Piecen, worunter eine phantastische Scene nach der Sündflut, sein großes Talent an den Tag; die Komposition beurkundet den fühlenden und denkenden Künstler, nur läßt das Kolorit Manches zu wünschen übrig. — Salghetti aus Zara in Florenz hat in seinem morlakischen Barden recht viel Fleiß auf die Anordnung des Ganzen mit Glück verwendet, doch glaube ich, daß ihm das historische Fach weit besser noch als die Genremalerei zusagen würde. — In dieser Abtheilung sehen wir wieder einige Genrebilder von Paglierini, und ich finde meinen Ausspruch, was Farbe betrifft, neuerdings bestätigt; sein Mangia maccaroni, so wie seine Kartenspieler sind originelle und richtig aufgefaßte Lokalphysiognomien. — Der treffliche Künstler Van Hannen aus Amsterdam in Wien bedachte uns mit drei Piecen, von welchen besonders eine Schneelandschaft ausgezeichnet ist. Wie schön ist sie trotz des winterlichen Anblicks, wahrlich, ich zöge sie mancher italienischen vor! — Der junge Riccardi aus Mailand bewährte sich in seinem von Fischern belebten Seegestade als einen der tüchtigsten Marinemaler unserer Monarchie. — Steinfeld aus Wien gab zwei, und Hantsch fünf Landschaften, meist Ansichten aus Tirol, welche viel Studium der Natur beurkunden und sehr gefällig sind. Des Letztern Bregenzer Wald hat mich wirklich überrascht, wegen der Treue, womit er wiedergegeben ist. Wie viele angenehme Erinnerungen erregte er in mir an die schönen Tage, die ich in dem lieben Vorarlberg erlebte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Hiezu die Beilage Nr. 20.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

N^ro. 20. **Beilagen zu „Ost und West.“** 1840.

Zu N^ro. 97.

Aus Posen.

November.

Berwinski, ein bis dahin unbekannter Dichter, ist jetzt in Posen mit einer Sammlung großpolnischer Volkssagen hervorgetreten, welche sich würdig an die verschiedenen, in Deutschland durch namhafte Schriftsteller veranstalteten Sammlungen anschließen; ja seine Sammlung übertrifft vielleicht die meisten durch die Einkleidung, wie Aneinanderreihung der verschiedenartigen Mythen. Der Dichter, welcher an den waldbeschatteten, malerischen Hügeln des Goplosees geboren zu sein scheint, versetzt sich in seinem Werke an dessen Ufer, sieht aus dessen Spiegelflut die noch im Volks-Aberglauben fortlebenden Nussalkas (Nixen) auftauchen, schaut die Götter- und Heldengestalten des Slawenthums wie Ossianische Nebelbilder einherschweben, und hört von ihnen jene Sagen erzählen oder vorsingen, und gibt solchergestalt theils prosaisch, theils metrisch ein Werk, welches mit jenen volksthümlichen Werken Woicicki's zu den für Polen literarisch wichtigsten der jüngsten Zeit gezahlt werden kann. W.

Aus Berlin.

Das Haus, welches der hiesige Architekt Knoblauch unter den Linden für den reichsten Bürger Berlins, den Kaiser von Rußland, erbaut, ist nun von Außen vollendet, und innen bereits theilweise bewohnt. Es löst vollkommen die gestellte Aufgabe, und bietet, obwohl ohne Säulenstellungen, eine Fülle der geschmackvollsten Verzierungen, die in den dauerhaftesten, kostbarsten Stoffen ausgeführt sind, so daß es mit Recht eines der geschmackvollsten, jedenfalls das reichste Haus unserer Hauptstadt genannt werden kann. —

Der alte lorbeerbekränzte Sanger Wild aus Wien feiert auf der Königstädter Bühne in einem Alter, wo Andere auf ihren Lorbeern ruhen, neue Triumphe, und verdunkelt um sich herum die meisten jüngern dramatisch-musikalischen Kunstheroen, indem er in seinen Tenorpartien die ersten Liebhaber mit jugendlichem Feuer spielt und singt, so daß man den Sänger mit vollem Rechte neben die ähnliche Erscheinung der pariser Bühne, das Fräulein Mars, stellen könnte.

Zum Beweise, wie das Vortreffliche und Herrliche auch heutzutage neben dem Bunten und Geschraubten Anerkennung findet und wie der gute Geschmack so gar noch nicht verstorben ist, dient die jüngste Aufführung des Mozart'schen »Don Juan«, der in überfülltem Hause solche Theilnahme erregte, als schon lange keine neue mit den überschwänglichsten Dekorationen ausgestattete Oper hier erregt hat.

Erfreut sich die diesjährige Gemäldeausstellung der hiesigen Aka- .mie kaum eines sehr lauen Beifalls, so kann sich die Ausstellung r Gilde- und Zunftabzeichen, welche von den verschiedenen Gewerken . Huldigungszuge geführt wurden, und nun im Brettersaale am vernhause geordnet sind, eines um so lebhafteren Besuches rühmen, so daß täglich viele von den Zudrängenden aus Mangel an Raum zurückgewiesen werden müssen. Das Bretteregebäude ist an 170 Fuß lang, verhältnißmäßig breit, in der Mitte über 40 Fuß hoch und mit den minderhohen Seitenräumen durch eine Pfeilerreihe beiderseitig verbunden. Der ganze, mit den Fahnen und Wappen der Stadt Berlin und der Monarchie, wie mit den Bildnissen der Herrscherreihe geschmückte Raum, der in den Huldigungstagen zur Festhalle diente, ist nun von den niedlichen bunten Abzeichen eingenommen, welche zwischen den Pfeilerreihen, oder an den Seitenwänden des Saales in schöner Ordnung aufgestellt sind. Neben den Sinnbildern und Fahnen jeder Zunft und ihren alten oft dreihundertjährigen Konstitutionsbüchern, hat beinahe jedes Gewerk augenscheinlich gezeigt, was und wiefern es etwas zu leisten vermag. So wird denn jeder Neugierige von der Menge der kostbarsten Sachen in Anspruch genommen, die oft in ihrer gewönlichen Größe Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, als Hausrath u. s. w. darstellen, oft aber dieselben für eine Liliputerwelt abspiegeln, so daß der Besucher ein Museum von dem berühmten Swiftischen Reisenden Gulliver zusammengetragen wähnt. Diese Gegenstände sind aber nicht blos für den Neugierigen von Belang, sondern bieten auch dem Gewerbkundigen einen Maßstab für die Leistungen der Stadt, für den Standpunkt hiesiger Gewerbthätigkeit; dabei geht beinahe in allen das Handwerk entweder in die Kunst oder in die Wissenschaft über, und steht auf der Höhe, wo das Niedliche und Reiche eben in das Schöne übergehen will. So sind die Arbeiten der Glaser und Töpfer, der Tischler, Korbflechter und Fischer für den Künstler, jene der Zimmerer und Maurer, Schiffer und Schlosser in ihren Modellen für den Bauerstandigen äußerst ansprechend; wie denn jene der Schmiede und Klempfner eine Reihe der köstlichsten Siegermale (Trophäen) aufstellten, welche von einem wirklichen Künstler nicht schöner geordnet sein könnten. W.

Aus Preßburg.

November.

Ich setze mich, um Ihnen einen Bericht von hier zu schreiben. Was ich Ihnen schreiben soll, weiß ich noch nicht; unsere Stadt ist klein, weder im Handel noch sonst wie bedeutend, und die Kunst und Literatur kann hier keine großen Sprünge machen. Ein stehendes Theater ist hier, beiläufig dritten Ranges, welches kein Interesse für Ihr Institut darbietet, das doch eine andere Tendenz befolgt, als Komödianten zu lobhudeln oder zu bemäckeln, je nachdem man gut oder schlecht Freund mit ihnen ist. Die Mitglieder einer solchen Bühne bestehn gewöhnlich aus drei Sorten.

Nr. 1. Beginnende Schauspieler, die hier zu größern Rollen kommen und ihr Talent entwickeln können. — Von dieser Sorte haben wir einige Stücke, namentlich die Sängerin Coradori, die sehr hübsche Mittel, Schule und für ihre Jugend eine bedeutende Routine besitzt.

Nr. 2. Talente, die sitzen geblieben sind. Das Schicksal ist nicht Jedem günstig, und nicht immer folgt einem brillanten Anfange ein entsprechendes Ende. Die Schauspieler, in ein leichtfertiges Nomadenleben geworfen, gerathen nur zu oft auf Sandbänke, wo selbst das ergiebigste Talent fruchtlos liegen bleibt. Von dieser Sorte haben wir hier ein Stück: Röder, dessen wahrhaftes Talent sich vielleicht noch einmal bedeutend aufschwingt (er ist noch jung) und einen guten Schauspieler für große Bühnen abwirft.

Nr. 3. Handwerker. Diese Sorte ist überall in Masse zu finden. Leute, die zur Bühne gingen, weil sie es bezahlt bekamen, und trotz aller Talentlosigkeit dabei blieben, weil es ihnen Brod bringt; Menschen, die eine praktische Routine durch jahrelanges Abmühen erlangten, und die geprügelten Bedienten u. dgl. wahrhaft klassisch darstellen. Solche Mitglieder leben, besonders in kleinern Städten, von dem Mitleiden des Publikums; man weiß sogleich, daß der Ritter dort oben der Hans Gugelhupf ist, der die Kreislerin geheirathet und so und so viel Kinder hat. — Von dieser Sorte haben wir mehr als der geduldigste Rezensent mit dem besten kritischen Magen vertragen kann.

Ich schreibe Ihnen also, daß ich Ihnen über das hiesige Theater nichts schreibe. Vielleicht finden Sie mehr Interesse an einigen sehr prosaischen Auskünften. Ungarn ist ein gesegnetes Land, und besonders der Boden so fett und ergiebig, daß er trotz der noch rohen Bebauung Alles in Uebermaß liefert. Die Wochenmärkte in Preßburg sind in dieser Beziehung von Bedeutung, und ich will meine Erkundigungen hier veröffentlichen, wenn Sie mir versprechen, mich deßhalb nicht zu verlachen. Es wird uns ja in manchen andern Sphären Kraut und Rüben vorgesetzt, die wahrlich nicht den Werth des natürlichen Krautes haben. In voriger Woche waren hier mehr 100 Wagen »Häupel-Kraut,« jeder Wagen faßt mindestens 4 bis 500 Stück solchen Krautes, und das Hundert wurde um 30 kr. C. M. verkauft. — Ein Sack Erdäpfel, hier häufiger Grundbirn genannt, mehr als 1½ Preßburger Metzen enthaltend, kostete 24 kr. C. M. — Und in diesem Maße ist alles spottbillig, nur das Fleisch ist theuer: das Pf. 14 kr. W. W. — Eine sonderbare Erscheinung, die ich andern Ortes näher besprechen will, ist das schlechte Brod, besonders das Bäcken-Brod, welches überall, wo ich es essen mußte, kaum genießbar war; fast in ganz Ungarn wird auch das Brod zu Hause geknetet und blos beim Bäcker in den Ofen gebracht, jedoch auch dieses Hausbrod schmeckte mir nicht, da es durch eine Beimischung von Erdäpfel sehr spröde ist. — Berühmt ist Preßburg seiner Zwiebacke und Würste halber, die hier in seltener Vollkommenheit bereitet werden. Nächstens schicke ich Ihnen, werther Freund, einige Proben von Preßburger Zwieback und Würsten, damit Sie selbst die Wahrheit meiner

Anweisung zu Nutz und Frommen Ihrer Leser erkennen mögen. Mit den Würsten sollen Sie auch ein Referat über höhere Interessen erhalten.

Adolf Neustadt.

Volkslieder.

Gutzkows Telegraph hat vor Kurzem eine höchst unbesonnene Bemerkung gebracht, die sogleich von mehrern Zeitschriften nachgebetet wurde. Sie lautet: »Eine herbe Rüge verdient die litterarische Sucht, nach **Volksliedern** auszugehen. Immer mehr greift sie um sich. Alle diese slawischen, zaporogischen (so? die zaporogischen sind also keine slawischen?), tatarischen Naturlaute sind ins Deutsche übersetzt, meistentheils Trivialitäten(!). Es ist recht hübsch, zu wissen (wirklich nichts weiter?) auf welcher Stufe der poetischen Bildung Naturvölker stehen, aber diese pretiösen Mittheilungen (welche Logik! was trivial ist, kann nicht pretiös sein) solches meist ungehobelten Singsangs (herrlich charakterisirt!) werden denn doch endlich zu vorlaut und verwirren nur die Begriffe, die wir mit der Dichtkunst verbinden sollen.« Herder und Göthe, was würdet ihr zu **diesen** verworrenen Begriffen sagen? Doch wir brauchen keine Autoritäten, und appelliren an das gesunde Gefühl aller Freunde wahrer Poesie, sie fragend, ob es einen empörendern Ausspruch geben könne? Wo fließt der Born echter Poesie reiner als in den Volksliedern? Wo findet das Echtmenschliche einen genügendern Ausdruck? Also die serbischen Heldengesänge (nur mit den homerischen zu vergleichen), die altenglischen und altschottischen Balladen, Burns Gedichte u. s. w. sind Trivialitäten? Alle jene Lieder, die der Weltharfe bald elegisch-süß, bald stürmisch-wild entströmten, in denen sich die Geschicke der Völker für ewige Zeiten hin abspiegeln, sind pretiös, ungehobelter Singsang? — Es ist allgemein anerkannt, daß jene Dichter die größten waren, welche ihre Zeit mit dem naiven ursprünglichen Sinne der Volksdichter anschauten und darstellten. So Homer, Shakespeare und Göthe. — Gutzkow, den wir so sehr als Kritiker ehren, hat jenen Ausspruch gewiß nicht gethan. Wer ihn aber auch gethan hat, — ihn verläugnet die Poesie, denn er hat sie verläugnet!

N. G.

Prager Bühne.

Freitag am 27. November: »**Der Sherif**«, Oper nach dem Französischen des **Scribe** übersetzt von **W. A. Swoboda**, Musik von **Halevy**. Benefice des Hrn. Demmer.

So sehr man berechtigt war, von dem genialen Komponisten der Jüdin eine tüchtige Oper zu erwarten, so muß ich leider sagen, daß diese günstige Erwartung arg getäuscht wurde. Der Hauptgrund liegt am Text; denn nicht nur, daß er an sich nichts taugt, sowohl in der Anlage des Ganzen, als in den einzelnen Nummern, so bewegt er sich auch auf einem Felde, welches dem Talente Halevy's durchaus nicht zuzusagen scheint. In der abgeschmackten Nachtwandler- und Diebsgeschichte, der elend ausgesponnenen Liebesintrigue, und der ungeschickten Behandlung der einzelnen Scenen ist es so schwer, den gewandten und sonst mit dem Bühneneffekt sehr vertrauten Scribe wieder zu erkennen, daß man wetten sollte, er habe das Opernbuch geflissentlich mit der höchsten Liederlichkeit geschrieben.

Halevy's Musik dagegen will dramatische, ergreifende Momente, wo sie sich frei dem Ungestüm ihrer Leidenschaftlichkeit hingeben kann. Mit leichteren Stoffen, die in die Komik einschlagen, ist dieser Komponisteur nicht so glücklich als Auber: die komisch sein sollenden Nummern im Sherif sind entweder unbeholfen, oder fallen ins Läppische, wie z. B. im 1. Akt das Quartett mit »tin tin tin tin« und »pum pum pum pum.« Solche Witze machen beim prager Publikum nicht so leicht Glück. Etwas besser ist noch der Konstabler-Chor im 2. Finale ausgefallen. Die Arie mit Chor »**Auf, Englands tapfre Söhne!**« wo der Tonsetzer ein mehr dramatisches Element vorfand, macht eben deshalb eine glückliche Ausnahme in dieser mißrathenen Oper.

Die Aufführung zeugte von Fleiß und gutem Willen der Sänger, besonders thaten sich hervor Hr. **Demmer** (Yorik), Mad. **Podhorsky** (Katto) und Hr. Emminger (Edgar); nur muß Letzterer besondre Gründe gehabt haben, um im Zimmer der Lady Camilla durch eine ganze Scene den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Die übrigen Mitglieder hatten undankbare Rollen. — Zum Schluße müssen wir noch einer Kuriosität erwähnen. Man sah Schiffe im Hafen liegen mit **geschwellten** Segeln!

L. N.

Notizen.

(Ungarn.) In der ungarischen Zeitschrift Hirnök, die zu Preßburg von Droß redigirt wird, erschien vor Kurzem ein Aufsatz, überschrieben: »Noch etwas in Angelegenheiten der Juden zu Damaskus, »**wenn auch nur zur Unterhaltung!**« — Eine saubere Unterhaltungssache das! Der Verfasser, ein gewisser Várady ist aber nicht blos um einige Jahrhunderte, sondern um ein paar Jahrtausende in der Bildung zurück. So schreibt er unter andern aufgewärmten Absurditäten, »daß der Tod der Midianischen Prinzessin Cosbi durch den jüdischen Oberpriester Pinhas als Beweis dienen könne, daß man sich in Kriminalangelegenheiten nicht so leicht für die Juden verwenden darf.« — Das ist doch weit hergeholt!! Der Verfasser schreibt aber noch ärgern Unsinn, so daß man sich wundern muß, wie es die Redaktion aufnehmen konnte.

A. N.

— In der Stadt **Güns** hat sich seit Kurzem ein **Musikverein** und eine damit verbundene Musikschule gebildet, wovon der erste bereits 160 Mitglieder, die letztere aber über 40 Zöglinge zählt. Der Protektor des Vereins ist der Graf Gustav von **Hugonay**.

(Neue Opern), welche die komische Oper in **Paris** in diesem Winter zur Aufführung bringen wird, sind: Der Guitarrero, von **Halevy** (Text von Scribe), »die Krondiamanten« von **Adam** und eine Oper von **Auber**.

(Armuth des Reichthums.) Nichts ist leichter — sagt Mrs. Paulding — als reich zu werden. Man braucht nur Niemanden zu trauen, mit Niemanden Freund zu sein, Interessen auf Interessen, Procente auf Procente zu häufen, alle edleren Gefühle zu ersticken und zwanzig Jahre lang gemein, elend und verachtet zu sein, dann kommt der Reichthum so gewiß, wie Krankheit, getäuschte Hoffnungen und elendiglicher Tod.

(Gutenberg als Fleischer.) In einer k[illegible]en Stadt, wo auch ein Gutenbergsfest gefeiert werden sollte, bat der Obermeister des Fleischhauergewerks einen Gelehrten um eine Inschrift auf die neue Handwerksfahne, die beim Zuge vorgetragen werden sollte. Nach kurzem Nachdenken überreichte ihm ein Poet folgende Inschrift:

Wie herrlich strahlest Du im Reich der Geister,
O Gutenberg, als Fleischer-Obermeister!
Laut soll Dein Ruhm, Dein ew'ger Ruhm erschallen;
Die meisten Ochsen sind durch Dich gefallen.

(Karlstadt in Croatien.) Hier wurden am 2. November zwei Raubmörder mit dem Strange hingerichtet. Der Eine ist aus einer Familie, aus der vor ihm bereits **fünf** Glieder wegen Verbrechen des Straßenraubes und Mordes der strafenden Gerechtigkeit verfallen waren.

(Möchte es sehen!) Rossini, gefährlich krank, geschwollen am ganzen Korper, besonders am Kopfe, wird alle Tage in einem zu diesem Zwecke besonders gebauten Wagen spazieren geführt. Wie mag der Wagen aussehen? und wie dieser geschwollene Kopf beschaffen sein, der in einen gewöhnlichen Wagen nicht mehr paßt!

(Ein Schrecken.) Die große Oper in Paris ist in großem Allarm. Seit einiger Zeit haben die empfindsamen Seelen im Theater wie in der Stadt verschwiegene Sekretärs gehabt; Frauen liefen von einer Loge in die andere, zärtliche Liebesbriefe schreibend, austauschend, einhändigend. Das ganze Balletpersonale hatte auf dem Papiere den Geist der Frau von Sevigné. In der Conversation blieb freilich Nichts davon, that aber auch nicht so Noth. Dies Alles war das Werk und das Geschäft einer emeritirten Duenna. Neulich, mit ihrer Einnahme unzufrieden, hat sie erklärt, ihre Memoiren herausgeben zu wollen. Ein Schrei des Entsetzens und viele Verzweiflungen — aber keine Ohnmacht! — zeigten den bedenklichen Zustand, die Gefahr der Oper. — Der Gesang und der Tanz haben davon gesprochen, eine Subskription zu eröffnen, um das Stillschweigen des geheimen Sekretärs zu erkaufen. Eine Koryphäe, für welche die Schriftstellerin ihre ganze Orthographie und Schönheit ihres Sty's erschöpft hatte, schrieb ihr gestern: Mah chair V .... voasi trente fran, tè-toi. (Ma chère V .... voici trente francs, tais-toi.)

B. St.

(Literarische Curiosität.) Bei Beck in Nördlingen ist eine Broschure herausgekommen: »Das Fegefeuer von seiner lieblichen Seite betrachtet. Ein Büchlein für Fromme.«

(Bettina.) In einem interessanten Aufsatz der Zeitg. f. d. eleg. Welt über Bettinens Briefwechsel mit der Günderode wird Bettinen **Sybaritismus des Geistes** zugeschrieben.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 98. Samstag den 5. Dezember. 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumeriert in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Fünfter Jahrgang der Zeitschrift:

Ost und West.

Von Januar 1841 an erhält diese Zeitschrift eine bedeutende Erweiterung. Zu den wöchentlich zweimal erscheinenden Blättern in Royalquart werden nämlich unter dem Titel:

„Prag“

regelmäßige Beilagen in Oktav gegeben, welche vollständige Berichte über Kunst, Industrie und soziales Leben in Böhmen und insbesondere über die Leistungen der Prager Bühne enthalten sollen. Diese Beilagen werden der raschern Mittheilung wegen in Prag

viermal wöchentlich,

nämlich am Monta Mittwoch, Donnerstag und Samstag, jedesmal zu einem Viertelbogen, ausgegeben.

Wer in der Expedition von »Ost und West« (welche sich in der Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. Johann Hoffmann in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145 befindet) den ganzjährigen Pränumerationsbetrag von 7 fl. C. M., oder den halbjährigen pr. 3 fl. 30 kr. C. M. baar erlegt, erhält »Ost und West« sammt den Beilagen (welche jährlich 52 Bogen betragen).

In sämmtlichen Buchhandlungen der österreichischen Monarchie und des Auslandes kostet »Ost und West« mit den Beilagen: ganzjährig 8 fl. 36 kr. C. M., halbjährig 4 fl. 18 kr. C. M. — ohne Beilagen: ganzjährig 7 fl. C. M. halbjährig 3 fl. 30 kr. C. M. Die Bestellungen aus dem Ausland erbittet man sich durch Hrn. Fr. Hofmeister in Leipzig, aus den österreichischen Provinzen durch die Herren Bauer und Dirnböck in Wien.

Die k. k. Oberpostämter in Prag und Wien liefern das Journal sammt den Beilagen, wöchentlich zweimal um den bisherigen halbjährigen Pränumerationsbetrag von 3 fl. 54 kr. C. M. (mit Couvert: 4 fl. 18 kr. C. M.), welcher an die genannten Postämter franco eingesendet werden muß. Man kann auch bei jedem andern Postamte der österreichischen Monarchie abonniren, doch dürfte von manchem ein Zuschlag der Versendungsgebühr gefordert werden. Diejenigen Herren Pränumeranten, welche sich das Journal bei ihrem nächstgelegenen Postamt abholen lassen, brauchen keine Couvertgebühr zu zahlen. Der Herausgeber und Redakteur Rudolf Glaser in Prag (wohnhaft: Kleinseite, Nr. 181) übernimmt mit Vergnügen jede Besorgung der Pränumeration durch die Post, wenn ihm mit gehöriger Angabe der Adresse der Herren Pränumeranten der Betrag von 4 fl. 18 kr. C. M. franco zugesendet wird.

Wer die Beilagen abgesondert von dem Hauptblatte zu erhalten wünscht, pränumerirt im Wege des Buchhandels ganzjährig mit 2 fl. 30 kr. C. M., halbjährig mit 1 fl. 15 kr. C. M. Durch die Postämter findet keine Pränumeration auf die abgesonderten Beilagen Statt.

Die Redaktion von »Ost und West« bittet hiemit alle Literaturfreunde in Böhmen, ihr Berichte über denkwürdige Ereignisse auf dem Lande gefälligst durch die Post zukommen zu lassen, damit sich das Beiblatt von »Ost und West« zu einem wahrhaft vaterländischen Blatte erhebe.

Prag, im Dezember 1840.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des G o g o l.

(Fortsetzung.)

Etwa zweitausend Feinde lagen todt auf dem Boden, und eben so viele wendeten sich zur Flucht und zerstreuten sich. Die frischen, herangezogenen Truppen blieben ungewiß stehen. Aber die Zapoeoger waren ihrerseits nicht entschlossen, weiter vorwärts zu dringen. Vor den Augen des Feindes nahmen sie die Kanonen, einen Theil des Gepäcks und Prooiants, welches derselbe hatte zurücklassen müssen, und zogen in gleicher furchtbarer Ordnung zum abgebrannten Klostee zurück, dessen Lage die günstigste war, um sich dem deobachtenden Auge der Feinde zu entziehen. Bulba setzte sich mit den Zaporogern nach einer so rühmlichen Schlacht zum Schmause. Als er seine Reihen übersah und zählte, fand ee im Ganzen nicht mehr als tausend Mann. Inzwischen kamen dem Feinde fortwährend neue Truppen zu Hülfe, und wenn Etwas die Zaporoger oor einem Anfall der Feinde bewahrte, so war es die tiefe Muthmaßung des französischen Ingenieurs, der eine große Anzahl oersteckter Zaporoger fürchtete.

Bald erfuhr Bulba, daß die gefangenen Kosaken sich schon unter starker Bedeckung auf dem Wege nach Warschau befänden. In seinem Kopf erzeugte sich sogleich der Gedanke, den Zug aufzufangen. Er verkündete seinen Plan dem Heere und fing an, in aller Stille den Rückzug zu beeeiten. Den ganzen Tag ließen die Kosaken ihre Wagen mit Theer ein, damit sie nicht knarrten, verscharrten den größten Theil der Kanonen in die Erde, damit sie den Feinden nicht wieder in die Hände fielen, und unterhielten ein deständiges Schießen. Ein Theil zog die Obeekleider aus und verfertigte daraus Puppen, die auf die Mauern des Klosters gestellt wurden, wo sonst die Wachen standen. Hinter dem Kloster hatten sie einen Weg entdeckt, von welchem aller Wahrscheinlichkeit nach der Feind keine Kenntniß hatte. Er führte durch zwei Wasserrisse und war mie abgehauenen und verbrannten Waldbäumen ganz oerschüttet. Die Dunkelheit der Nacht benutzend, setzten sich die Kosaken in Bewegung und schleppten sich mit allem Gepäck und mit den Wagen an fünf Werste weit, bis sie sich im freien Walde befanden, wo kein Feind mehr zu sehen war. Dann peitschten die Zapoeoger ihre Pferde und flogen noch eine halbe Stunde lang über die Ebene hin. Sie hätten gewiß ihre gefangenen Landsleute eingeholt, hätten noch Zeit genug gehabt, sich auf den Feldweg zu werfen, und die Schnelligkeit ihrer tatarischen Pferde hätte vielleicht der Séča ihre eifrigen Veetheidiger zurückgegeben: aber das polnische Heer hatte beschlossen, das Klostee zu überfallen. Der umsichtige Ingenieur zündete den daran stoßenden Wald meisterhaft an, und versicherte, daß er dadurch Allen einen köstlichen Braten aus Kosakenwild verschaffen werde. Doch die tiefe Stille im Kloster machte die Polen destürzt; ihre Verwirrung ward noch erhöht, als sie statt Zaporoger, wofüe sie aus der Ferne die Gestalten auf der Mauer gehalten hatten, nur Puppen fanden. Aus allen vorgefundenen Spuren ward es ihnen klar, daß der Feind nicht sehr zahlreich wae, und diese Entdeckung mehrte noch ihren Verdruß. Der Anführer, ein rasch entschlossener Mann, ertheilte den Befehl, auf der Stelle den Zaporogern nachzustürzen. Hätte sich Bulba nicht so fehe depackt, so würde er vielleicht einen weit größern Vorsprung gewonnen haben, und wäre wohl seinen Verfolgern entschlüpft; so aber that es ihm leid um einige Kanonen, und nach wenigen Minuten sah er den sich erhebenden Staub von einem zahlreichen, von zwei Seiten herankommenden Heere.

»Sieh! hol es der Teufel! die Polen haben den Braten gerochen,« sagte er, und die Pfeife, welche er schon mit der größten Zufriedenheit zu rauchen angefangen hatte, fiel ihm aus dem Munde. Er sah die Unmöglichkeit ein, einer so zahlreichen Menge auszuweichen, und ertheilte mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit den Befehl, die Wagen und das Gepäck auf einen Haufen zusammenzustellen, und in meheen Reihen zu umzingeln. Dieses Manöoer galt für das vollkommenste in der Kriegskunst der Kosaken und erregte sogar Bewunderung bei den größten Taktikern dee damaligen Zeit. Der Erfolg davon war, daß der Rücken ganz gedeckt wurde, daß eine undurchdringliche Mauer die Wagen umgab und alle mit dem Gesicht dem Feinde zugewendet waren. — In dieser Stellung wurden die Kosaken nie besiegt. — Die Kanonen gewährten ihnen namhafte Vortheile, da sie es nicht zu einem Handgemenge kommen ließen, und ihre Reihen vor zu baldiger Ermüdung schützten, um so mehr, da die Feinde, um das Nachsetzen zu beschleunigen, nur leicht bewaffnet waren. — Das polnische Heer, welches sich jederzeit durch seine Ungeduld auszeichnete, war schon bereit, den Kampf aufzugeben, als die Zaroroger eine Blöße gaben, die den Polen einen großen Vortheil brachte. Ostap hatte auf seiner Seite alle Munition aus den Kanonen verschossen; aus Verdruß über seine unthätige Lage, ließ er sich oon seiner Heftigkeit verleitet, in ein Kleingewehrfeuer und zuletzt in ein Handgemenge ein. Seine wilde Tapferkeit zerstreute einen Theil der feindlichen Truppen; doch wurde er bald von der Uebermacht bezwungen, ergriffen, und der alte Taras sah mit eigenen Augen, wie sein Sohn von mehren Händen in die Höhe gehoben, mit starken Stricken gebunden und in den Haufen abgeführt wurde.

Der Wunsch zu helfen und den geliebten Sohn zu befreien, ließen ihn die Wichtigkeit seines Postens vergessen. Er trennte sich plötzlich mit einer starken Anzahl Zaporoger von den Fuhrwerken und griff den Feind in dee Mitte an, da, wo er seinen Sohn vermuthete. Die Zaporoger verloren sich ganz in der Menge dee Feinde und Jeder von ihnen wae gezwungen, einzeln zu kämpfen. Es war bewundernswerth, wie sie sich wendeten und drehten, wie Blitze schleuderten sie nach allen Seiten die Säbeln, Flintenkolben, Peitschen und Keulen. Jeder von ihnen sah den gewissen Tod vor sich, und dachte nur daran, sein Leben so theuee als möglich zu verkaufen. Bulba ragte wie ein Gigant aus dem allgemeinen Chaos hervoe. Wild hieb er mit gewichtiger Faust um sich und gerieth mehr und mehr in Feuee, je mehr Feinde sich auf ihn stürzten. Er begleitete seine Bewegungen mit einem wilden und furchlbaren Geschrei, und seine Stimme erscholl gleich dem entfernten Gewieher eines Hengstes über das Feld hin. Endlich war er mit Säbelhieben bedeckt und stürzte bewußtlos zusammen. Die Menge drückte und trat ihn niedee und die Pferde stampften ihn in den Staub. Nicht Ein Zaporogee blieb am Leben, Alle lagen auf dem Schlachtfelde. Nicht eine einzige lebende Trophäe blieb den Polen als Zeuge des Sieges, welchen sie errungen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Brünn.

25. November.

Obwohl ich sonst jede weitläufige Besprechung unsers Theaters als eine Versündigung an der Tendenz dieses Blattes oermeide, so erbitte ich mir doch diesmal die Erlaubniß zu einee Ausnahme; denn es gilt die Anerkennung zweier oaterländischen Talente, des Hrn. M a r e c z e k und Ihres Kapellmeisters Hrn. S k r a u p. Von Ersterem kam das Erstlingsprodukt »H a m l e t«, Oper in 3 Akten, zur dreimaligen Darstellung. Ein nach strengem Maßstab ausgesprochenes Urtheil müßte den 17jährigen Kompositeur eben so entmuthigen, als ein übertriebener Lobqualm zu übermäßigen Erwartungen in der Zukunft führen und Mareezek die früh betretene Laufbahn verbittern. Ein Erstlingswerk dieser Jahre, wo noch keine Reife möglich ist, will nur als Talentprobe betrachtet sein, und auf diesem Standpunkte ist der junge Kompositeur sehr aufzumuntern. Er hat selbstschöpfeeische Fantasie und läßt Vorzügliches erwarten, bis sein Gedankenreichthum durch

Studium geordnet und sein Talent durch ein tieferes Eindringen in den innersten Bau klassischer Tonschöpfungen erzogen sein wird. Sein erstes Produkt brachte nur Keime, aber erfreuliche Keime, die auf üppige und fruchtreiche Triebe hoffen lassen. Ueber die Wahl des Sujets, das wohl selbst dem genialsten Tonmeister Verlegenheiten bereiten müßte, wenn er als würdiger Rivale des berühmten Britten auftreten wollte, wollen wir nicht rechten; die Leidenschaften, die im Drama auf- und niederfluten, sind für den Schöpfungsdrang eines jungen Kompositeurs zu verführerisch. Kurz die Aufnahme war für ein ernstes Streben sehr aufmunternd. Diesen Vorstellungen folgte bald die Aufführung der vaterländischen Oper Drátenjk (Drathbinder), Text von Dr. **Chmelenský**, Musik von **Skraup**, welche der Bassist Herr Dwořak für seine Mitwirkung in den böhmischen Vorstellungen zum Benefize wählte. Der Benefiziant hat sich dadurch die Freunde der slawischen Sprache und Musik zum Danke verpflichtet; denn es ist die erste Nationaloper, die wir zu hören bekamen, und die durchgehends das Gepräge slawischer Eigenthümlichkeit an sich trägt. Ohne Künsteleien, gemüthlich, und selbst in der heitern Gemüthsstimmung einen Anflug von Wehmuth athmend, die bei den Slawen historisch geworden ist. Die Hauptrolle ist mit den lieblichsten Arien ausgestattet, originell und richtig in der Zeichnung, die für den Mährer von besonderem Interesse ist. Auch die Anordnung und Ausstattung der übrigen Partien bewährt ein achtbares Talent, das die selbstständige Ausbildung unserer **Nationaloper** mit Glück weiter führen könnte. Warum sollten die Slawen nicht auch in diesem Felde den Deutschen, Franzosen und Italienern gegenüber einen ehrenvollen Standpunkt behaupten, sie, die nebst den Italienern als die musikalischeste Nation gelten? Es ist zu staunen, wie viel bei meistens unreifen Kräften für die Darstellung gethan und geleistet wurde. Hr. **Faukal** (Drátenjk), Hr. **Dwořak** (Kwětenský), Hr. **Rosa** (Kul), Hr. **Sinetti** (Hranatj), so wie die Dems. **Rosser** und **Spechtmaier** haben jeder nach seinen Kräften Ueberraschendes geleistet. Herr Dwořak wurde nebst Hrn. Faukal am meisten durch Beifall ausgezeichnet und verdiente ihn in jeder Beziehung.

Fr. **Waniczek.**

Briefe aus Teplitz.

I.

Teplitz, den 16. Juli 1840.

Heller Sonnenschein begleitete mich auf der Fahrt von Karlsbad bis Saaz, welche Stadt ich früh genug erreichte, um sie noch vor Sonnenuntergang in Augenschein nehmen zu können. — Mein erster Gang führte mich in die Hauptkirche. Noch immer erinnere ich mich sehr dankbar der herzlichen Zuvorkommenheit, mit welcher mich der Herr Dechant auf alles Sehenswürdige darin aufmerksam machte. — Als wahrer Schmuck prangt hier ein vorzügliches sehr wohl erhaltenes Bild von Skreta. Die Orgel, von gewöhnlicher Form mit einem Regiertisch und Brustpositiv, hat ein hohes Alter, dafür spricht ihre schon sehr abgegriffene Tastatur, und da sie auch nicht reich an Registern und diese von keinem besondern Werthe sind, so fiel es mir nicht ein, nach dem Namen ihres Verfertigers zu fragen. Hohe Zeit ist es, daß sie gestimmt und in guten Stand gesetzt werde. Horazens Bemerkung, »daß sich die Künstler erst lange bitten lassen, und dann, wenn sie einmal begonnen, nicht aufzuhören wissen,« hielt diesmal nicht Stich; denn ich ließ mich gar nicht bitten, und wußte bald aufzuhören, indem ich nur ein paar Fugen mit vollem Werke spielte, die eine Wirkung hervorbrachten, wie ich sie von dieser Orgel am wenigsten erwartet hätte. Ich folgte hierauf dem Herrn Dechant in seinen Garten, dessen größerer Theil auf einem Abhange liegt, wo ich durch die reichste Aussicht auf das liebliche Egerthal, die malerisch gruppirten Launer Berge und die üppigsten Hopfengärten ungemein überrascht wurde. Wenn man die Lage der Stadt genau betrachtet, so stellt sie sich als eine Brustwehr der ganzen Umgegend dar, und man wundert sich nicht, daß den Herzogen von Saaz öfters die Lust ankam, mit den Herzogen von Prag einen Kampf zu beginnen, wobei sie, wie Du weißt, immer das Kürzere zogen. Deutlich kann man hier sehen, wie es selbst einer rastlosen Thätigkeit schwer wird, den Urtypus einer alten Stadt ganz zu vertilgen. Die engen, krummen Gassen, und überhaupt die höchst unregelmäßigen Räume, sind noch Ueberreste jener gefahrvollen Zeit, wo der Mensch sich gern in eine Nußschale verkrochen hätte, um der Noth und den Drangsalen des Kriegs zu entgehen; doch deuten sie auch auf ein Leben, dessen höchste Tugend die Genügsamkeit war. — Die Sonne schied von der Erde, oder besser nach Kopernik, die Erde wendete sich vom Angesicht der Sonne ab, und ich schied mit dankerfülltem Herzen von meinem äußerst gefälligen Mentor, um zur Ruhe zu gelangen. Du lieber Gott! Ruhe! in einem Gasthofe! — Noch dazu in den Sommermonaten, wo die Völkerwanderung nach den Badeorten im besten Zuge ist! — Nur in einer Karthause mag Ruhe zu finden sein, wo kein Fenster dem andern begegnet, wo man keinen Laut von der Nachbarschaft vernimmt; dort aber, wo im Nebenzimmer vier rohe Lapidar-Egoisten ihr Leben bis Mitternacht fortissimo verarbeiten, ist es mit jeder Ruhe vorbei, — wie herzensfroh war ich, als der Stellwagen das saubere Kleeblatt um vier Uhr früh fortführte. Bald kam auch die Reihe an mich, das Gasthaus zu verlassen, und mich der ersten Kettenbrücke in Böhmen zu nähern, über die der Weg nach Teplitz führt. Sie gewährt zwar dem Reisenden kein so schönes Bild, wie ihre jüngere Schwester in Ellnbogen, doch rechtfertigt sie durch ihre mehrjährige Haltbarkeit die großen Baukosten vollkommen. Obgleich die Reise von Saaz nach Teplitz schon durch das äußerst interessante und reich belebte Erzgebirg die angenehmste Abwechslung darbietet, so war ich doch sehr froh, als ich schon Mittags in Teplitz auf dem Schloßplatze ankam, und das Haus zur Göttin Fortuna erblickte, das man mir in Karlsbad aufs beste empfohlen hatte. Sogleich bezog ich darin ein ganz neues Quartier von zwei geräumigen und geschmackvoll möblirten Zimmern. Freund, Du weißt, daß ich öfter Badeorte besuche, und mitunter auch so glücklich war, sehr aufmerksame Hausherren zu finden, doch schwer dürfte es halten, mehrere Exemplare von so vorzüglicher Qualität, als mein gegenwärtiger Haus-Padrone sammt seiner Frau Gemahlin ist, aufzutreiben. Das Schild des Hauses hat bei Hrn. **Steigert** einen vollgiltigen Sinn, und ich kann sagen, daß es das erstemal in meinem Leben ist, wo ich mich der sonst spröden Göttin zu Dank verpflichtet fühle. Wer auf Reinlichkeit des Hauses und Eleganz in Allem, was ihn umgibt, ja auf ein freundliches Zuvorkommen rechnet, findet hier jede Erwartung übertroffen; ja ich möchte Allen, die Teplitz als Kurort wählen, die »Fortuna« empfehlen, und zwar in der vollsten Ueberzeugung, daß man mir für eine solche Adresse danken wird. Du weißt nun, wo ich mich wohl fühle, und wo ich meine Erinnerungen an Dich den früheren anreihe.

Dein Freund

W. J. Tomaschek.

Kunstausstellung in Triest.

(Fortsetzung.)

Ein wahrhaft vollendetes und zugleich effektvolles Meisterwerk ist **Schirmer's** (aus Düsseldorf) Mühle nach einem Ungewitter. Treffliche und charakteristische Bilder in gleichem Genre finden wir hier von **Raffals**, **Zimmermann**, **Schwemminger**, **Rieger**, **Grolig** und **Reher**, dessen Bild: Das Thoe von Ingolstadt sehr gelungen zu nennen ist. — Wir sind nun im großen Saale, den nicht nur Meisterwerke der Malerei, sondern auch der Skulptur herrlich schmücken. Von diesen heben wir hervor: **Bianchi's** Gruppe: »Hektors Abschied« und die Marmorbüste »Der Friede.« **Cameroni's** Melancholie, **Zandomeneghi's** Thetis und Vulkan, **Giordani's** Ganymed in Marmor und des jungen **Canova** Basrelief: Havez vorstellend. — Angenehm überraschen **Schiavoni's** (Natale) Frauenbilder, gleich ausgezeichnet durch glutvolles Kolorit, wie durch weiche Contouren und Ueppigkeit der Formen, lauter Vorzüge, die nicht sobald in einem Kunstgebilde vereint sich finden. Warum aber ein jedes Bild mit einem andern Namen getauft ist, weiß ich nicht. Wer kann in Abrede stellen, daß alle seine Gebilde einen und denselben Typus haben? wer vermag mir zu sagen, wodurch sich die Madonna von der Odaliske und diese von der Melancholie unterscheide? — Schön, ja trefflich, wenn man will, unübertrefflich als Portraits sind sie Alle, aber sie tragen nicht das Gepräge des Charakters, den sie repräsentiren sollen. — Vom hiesigen Maler **Tominz** sehen wir über diesem schönen Harem den Vladika von Montenegro und dessen Mohren. Warum auftischen, frage ich, was wir bereits in mehreren Expositionen vor einigen Jahren sahen? Hr. Tominz hätte wohl aus Rücksicht für seine Vaterstadt diesmal Neues schaffen sollen. Daß er es kann, hat er ja doch schon dargethan. — Einen würdigen Nachbar fand Schiavoni in **Henning** aus Berlin. Seine Italienerin bei der Toilette ist etwas hart, wie es die meisten Schönen in einem andern Sinne sind, aber wer betrachtet dieses Feuerauge, dieses rosige Antlitz, diese Formen-Fülle, diese zarten Finger, wie sie die dichten wallenden Rabenhaare glätten, ohne zu wünschen, im Besitze dieses zauberischen Wesens zu sein! Und ich gebe die Hoffnung dazu nicht auf. Ist es doch zur Verlosung unter die Mitglieder des Vereins eingekauft worden, und vielleicht ist das Glück mir hold! — Oberhalb dieser anmuthsvollen Gesellschaft erhebt sich fast bis zur Decke des Saales ein riesiges Gemälde von **Colignon** aus Florenz: Tod der Sophouisbe. Schade

um den Zeitverlust des sonst tüchtigen Künstlers, noch mehr Schade um die Kosten, die der Transport der Gesellschaft gebracht hat; denn für die 2333 Gulden und selbst für weniger wird es doch nie Käufer finden. — Schnorr's verlorenem Sohn kann man nicht viel Geschmack abgewinnen. Wir wollen diesen Saal nicht verlassen, ohne Rigg aus Wien für seine herrlichen Blumenstücke unseren vollen Beifall zu zollen.

F. Löwenthal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

November.

Prof. Steffens aus Berlin hat seine Erlebnisse herauszugeben begonnen, und dadurch ein Buch geliefert, das zwar keine auffallende Begebenheiten, aber dafür den sanften freundlichen Gelehrten mit all seiner Liebenswürdigkeit in Schlafrock und Pantoffel enthält.

Ole Bull, welcher in seinen Konzerten das Mögliche an Kunststücken geleistet, ist nun zum Schluße seiner hiesigen Vorstellungen als Quartettspieler in einem Beethovenischen und zwei Mozart'schen Quartetten aufgetreten, und hat in diesen alle Kenner und Nichtkenner entzückt. Wenn man freilich so lebendig Mozart auffassen, so glühend jeden seiner Gedanken wiedergeben kann, mag es auch wohl erlaubt sein, ein wenig mit dem Strome zu schwimmen, und vor der großen Welt mit Hexereien aufzutreten. Wird man auf diese Weise denn auch einmal mit dem hellen Haufen anderer Ueberflieger und Tausendkünstler zusammengeworfen, so hat man ja nur einen solchen Quartettabend zu geben, um Allen als Flügelmann, als Riese vorzutreten. —

Der hiesige Spontiniverein, — eine Gesellschaft Schwärmer für Spontini, welche sich wöchentlich versammelten und blos Chöre aus Spontini's Opern sich vorsangen — gemäß eines Facsimile des Meisters, das er der Gesellschaft mit seinem Bilde verehrte, für »den edelsten aller Musikvereine« ausgegeben, ist seit einigen Wochen ganz zerfallen, ohne daß die Kunst dadurch irgend einen merklichen Nachtheil erlitten hätte, wie denn jene Einseitigkeit, wenn auch im Größten befangen, schon an sich auf die Dauer hätte verderblich wirken müßen.

Am Tage des Wiegenfestes unserer geliebten Königin fand ein kleines Konzert in Potsdam statt, in welchem Ole Bull, Taubert, dann die Sänger Bader, Mantius, Bötcher, die Damen Löwe, Schulz u. s. w. mitwirkten, in welchem der erhabenen Königsfamilie die würdigsten, edelsten Musikstücke, wie sie unser König ausschließlich liebt, geboten wurden. Unter andern kamen mehre Nummern des Mendelsohn-Bartholdyschen Paulus zur Aufführung, die sich des allerhöchsten Beifalls zu erfreuen hatten. An demselben Abend ward in der hiesigen Garnisonskirche durch Musikdirektor Rungenhagen ein Konzert veranstaltet, worin Lotti's Crucifixus den gewaltigsten Eindruck machte, und alle übrigen, obwohl achtbaren und sinnigen Leistungen, gar sehr in Schatten stellte.

Das kölnische Rheinlied, das außer den vier ersten Zeilen keinen besondern poetischen Gehalt hat, und blos auf einer Negation in schönen Worten beruht, hat außerordentlichen Anklang gefunden, und dazu namhafte Tonsetzer, von denen wir nur Konradin Kreutzer, Wilhelm Speier, Derkun, Frau Mathieux, Taubert, Neidthart, Pistorius, P. Schmidt, Huth, Franz Kommer, Verhulst, Stainer, Eckenbrecher, Lecerf und Robert Schumann herzählen wollen.

Auf der königstädter Bühne erregen jetzt die hier anwesenden Araber ungemeinen Beifall. In der That überschreitet die Gewandtheit und Muskelkraft dieser Naturmenschen alles bereits Gesehene, ohne daß sie in die Gliederverrenkung und Verdrehung Klischnigg's und anderer Affennachahmer ausartet. Das fast an's Fabelhafte streifende Non plus ultra bleibt die sogenannte »Jagd in der Luft«, eine Uebung, bei welcher der Turner so rasch hinter einander Purzelbäume in der Luft kopfüber schießt, daß er mit den Füßen beinahe gar nicht die Erde zu berühren scheint, wobei man den Turner hinschwebend zu schauen glaubt. Unter diesen Purzelbäumen ergreift er Gewehre, die hin und wieder geladen aufgehängt sind, und feuert sie ab, so daß der Künstler nun im Pulverdampfe schwebend wirklich dem Gesetze der Schwere überhoben scheint.

W.

Notizen.

(Hamburg.) Unter den vielen hier bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten ist auch das rauhe Haus und das Magdalenenstift. In dem erstern werden sittlich verwahrloste Kinder und Erwachsenere aufgenommen, und durch Religion und Arbeit gebessert. Sie müssen fast Alles selbst erzeugen, was zu ihrer Erhaltung nöthig ist, und lernen daher den Werth einer geregelten Thätigkeit schätzen. Eine ähnliche Anstalt ist das Magdalenenstift, welches 12 Bewohnerinnen enthält. Sobald sie gebessert entlassen werden können, sucht sie der Vorstand in Dienst zu bringen. — In der neuesten Zeit hat der weibliche städtische Verein für Armen- und Krankenpflege, an dessen Spitze das Fräulein Sieveking mit rastloser Thätigkeit steht, ein Haus erbauen lassen, in welchem 9 arme Familien für eine jährliche Miethe von 10 bis 12 Thalern eine nette Wohnung finden. In demselben Gebäude ist auch ein Kinderhospital errichtet, ein Plan, der von dem Dr. Morath ausgeht.

(London.) So eben hat sich hier ein Verein unter dem Namen: The London professional Choral society, zur Verbesserung des Kirchen- und Schulgesangs gebildet. Die Mitglieder werden sich wöchentlich zweimal versammeln und gute Aufführungen geistlicher Musiken zu mildthätigen Zwecken veranstalten. Da es ferner im Sinne des Vereins liegt, durch ganz England Oratorien zu geben, und Schwesterinstitute zu stiften, so ist wohl nicht zu zweifeln, daß seine Thätigkeit nach und nach den Ohrenzwang vermeiden wird, an welchem jeder nur irgend musikalische Mensch in den hiesigen Theatern und Kirchen zu leiden hat. — Dieser Verein ist also im Ganzen dem Prager, von J. Ritter von Rittersberg gestifteten Verein für Kirchenmusik ähnlich.

(Industrie.) Der Ehrenbürger Gerdau in Petersburg hat die Kunst erfunden, Gemälde auf Fischbein abzudrucken, und verfertigt allerliebste und dabei sehr dauerhafte Sachen (Tabaksdosen, Cigarrenbüchsen u. s. w.) aus Fischbein. Diese Arbeiten haben auf der diesjährigen Leipziger Messe reißenden Absatz gefunden und eine Menge sind nach London gegangen. (Dampfboot.)

(Kunst und Industrie in St. Petersburg.) Ein Korrespondent des Danziger Dampfboots schreibt unter Anderm: Gestern sah ich neuerdings das schöne, dem Grafen Scheremeteff zugehörige Eisengitter mit goldenen Vasen, welches der kunstreiche Architekt Corsini erbaut hat, zugleich war dieser Künstler so gefällig, mir das Innere des von ihm neu aufgebauten Scheremeteffischen Palastes zu zeigen. Ein glücklicher Nachahmer des berühmten Architekten Schinkel hat er einen sehr schönen, mit Silber, himmelblauem Atlas und weißem Marmor verzierten Saal erbaut. Man kann sich nichts für das Auge Angenehmeres, als die Zusammenstellung dieser zwei Farben Himmelblau und Weiß vorstellen. Neue historisch-originelle Zimmer als das Zimmer à la Louis XIV., das etrurische und über 20 andere sind auf das herrlichste verziert und mit den schönsten Gemälden versehen. Der Schmuck mancher Zimmer dürfte Millionen werth sein. Zu den Raritäten gehört unter andern ein Sattel Karl XII. Die meisten der Gemälde befanden sich vor ein paar Jahren auf einem Boden, doch als der Graf heirathete, zog sie der Architekt aus ihrem Verstecke hervor und schmückte damit die herrlichen Zimmer. — Ein französischer Civil-Ingenieur Joffriaud hat hier ein Privilegium auf die Verarbeitung eines künstlichen Marmors bekommen. Die Härte des Marmors, die Adern auf der Oberfläche wie im Innern sind täuschend nachgeahmt. Die Masse besteht aus Gyps und einer Flüssigkeit, welche ihm diese Konsistenz verleiht.

(Literatur in Ungarn.) Nächstens erscheint in Pesth ein hebräisch-ungarisches und ungarisch-hebräisches Wörterbuch von Herman Markussohn Bauer, Notar der israelitischen Gemeinde in Szegedin. — Bei Buchhändler Korn in Preßburg erscheint das hebräische Gebetbuch mit gegenüberstehender ungarischer Uebersetzung. — Blochs hebräisch-ungarische Bibel hat guten Fortgang.

A. N.

(Mendelssohn's) Ouverture zum Sommernachtstraume wird im Journal des Debats als „Ouverture de Midhummer" aufgeführt!

Anzeige.

Der Guitarrevirtuose, Hr. Friedrich Kühnel, gibt heute nachmittags im Platteis ein Konzert, welches sich um so mehr eines zahlreichen Zuspruches erfreuen dürfte, da der Konzertgeber die Hälfte des reinen Ertrages für die Klar'sche Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde bestimmt hat.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 99. Mittwoch den 9. Dezember. **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

VII.

»Habe ich lange geschlafen?« sprach Bulba, die Ecken des Zimmers betrachtend, in welchem er mit Wunden bedeckt und ganz zerschlagen lag. »Habe ich nur geträumt oder in der Wirklichkeit Alles gesehen?«

»Wär'st beinahe auf ewig eingeschlafen!« antwortete der neben ihm sitzende Towkatsch, dessen Gesicht nur auf einen Augenblick sich bewegte und dann wieder seine vorige natürliche Kälte zeigte.

»Das war ein Gemetzel! wie ward ich denn gerettet? Sieh, mir scheint, ich war ganz von Säbelhieben zermalmt; doch, was weiter geschah, dessen entsinne ich mich nicht . . . .«

»Wie du gerettet wurdest? Nun davon ist nicht viel zu erzählen. Genug, daß du gerettet bist.«

Towkatsch war einer von jenen Menschen, die ihre Thaten stumm verrichten, und nie davon sprechen.

Auf dem bleichen, verbundenen Gesichte Bulba's war die Anstrengung sichtbar, mit welcher er sich bemühte, der Begebenheiten der letzten Zeit sich zu entsinnen. »Und was wurde aus meinem Sohne? — meinem Ostap? Auch er legte sich gewiß mit den Andern, und verdiente sich ein Ehrengrab!«

Towkatsch schwieg.

»Warum redest du nicht? Halt! ich entsinne mich, ich entsinne mich: ich sah, wie sie ihm die Hände auf den Rücken drehten und ihn in die Gefangenschaft führten! Die gottlosen Polen! — und ich befreite dich nicht, mein Sohn! mein Ostap! Mich verließen die Kräfte!« Er zog die Stirn in Falten, und kräftige Entschlüsse lagerten sich auf sein mit Hieben bedecktes Gesicht.

»Schweige, Taras. Was geschehen soll, das muß geschehen. — Schweige, und stärke dich, wir haben noch mehr als hundert Werste zurückzulegen.«

»Wie so?«

»Nun, weil dich jetzt jeder Auswurf sucht. — Weißt du, daß demjenigen, der deinen Kopf br ngt, zwei tausend Dukaten gezahlt werden?« Taras hörte die Worte Towkatsch's nicht. »Mein Sohn, mein Ostap!« rief er: »ich befreite dich nicht!« Und durch die Gewalt des Kummers versank er in völlige Bewußtlosigkeit.

Towkatsch blieb den ganzen Tag im Zimmer; beim Einbruch der Nacht aber führte er den bewußtlosen Taras weiter. Er wickelte ihn in eine Ochsenhaut, legte ihn in einen wiegenartigen Kasten, befestigte ihn quer über den Sattel vor sich auf einen tatarischen Renner und jagte im gestrecktesten Lauf davon. Nur öde Schluchten und ungangbare Wege sahen ihn mit seiner schweren Bürde. Towkatsch fürchtete sich vor Verfolgung und ging jeder Begegnung aus dem Wege, obwohl er sich auf der Steppe befand, als deren Herren die Zaporoger mehr als alle andern sich zu betrachten das Recht hatten. Aber die Grenzen waren in jener Zeit so wenig abgemessen, daß Jeder auf dem unbeschützten Raume wie auf seinem Eigenthume umherstreifen konnte. Er wollte Taras nicht auf dessen eigenen Chutor bringen, weil er ihn dort nicht für so sicher hielt, als in Zaporog, wohin er seine Reise lenkte. Er war überzeugt, daß das Wiedersehen seiner Kriegsgefährten, Gastmähler und Schlachten ihn am ersten beleben und zerstreuen würden. Er täuschte sich in der That nicht.

Taras eiserne Kraft gewann bald die Oberhand, trotz dessen, daß er sechzig Jahre zählte. Nach vierzehn Tagen war er wieder auf den Füßen. Dennoch war nichts im Stande ihn zu zerstreuen; selbst die Gelage der Zaporoger schienen etwas Bitteres für ihn zu haben. Er konnte es nicht vergessen, daß er noch vor zwei Monaten mit seinen beiden blühenden und kräftigen Söhnen umhergewandelt, und bei dieser Erinnerung malte sich auf seinem, früher durch Nichts zu verändernden Gesichte, ein herzzerreißender Jammer. Dann ließ er langsam das Haupt sinken, und rief betrübt: »O mein Sohn, mein Ostap!«

Die Zaporoger sammelten sich zu einem Kriegszuge über das Meer. Zweihundert Kähne wurden in den Dnieper gelassen, und Asien sah ihre rasirten Köpfe mit langem Zub, landen und die blühenden Ufer durch Feuer und Schwert zerstören; die Turbane der mohamedanischen Bewohner lagen auf den mit Blut getränkten Fluren zerstreut, gleich unzähligen Blumen, und schwammen an den Ufern umher. Die Kleinasiaten sahen mit Schrecken die mit Theer beschmutzten Scharowari, die schwarzen muskulösen Hände, mit der Nagaika*) bewaffnet. Die Zaporoger plünderten die Weinberge und zerbrachen und vernichteten, was sie nicht aßen; in den Moscheen ließen sie ganze Haufen Dünger zurück; die kostbarsten persischen Shawls benützten sie zu Pferdedecken und gürteten ihre schmutzigen Svitken**) damit. Noch lange nach jener schrecklichen Zeit fand man überall ihre kurzen Pfeifen. Sie schwammen lustig zurück, doch ein türkisches Schiff von zehn Kanonen verfolgte sie, und zerstreute durch eine Salve aus allen Kanonen ihre schwachen Kähne gleich einer Schaar Vögel. Der dritte Theil von ihnen fand ihr Grab in der Tiefe des Meeres; die Uebrigen aber sammelten sich bald wieder, erreichten die Mündung des Dnieper und brachten 12 mit Zechinen gefüllte Fäßchen ans Land. Aber alles dies konnte bei Taras Bulba keine Theilnahme erwecken.

*) Eine Art aus Riemen geflochtener Peitsche.

**) Eine Jacke der Kosaken.

Er saß unbeweglich am Ufer, leise die Lippen bewegend: »Ostap, mein Ostap!« Vor ihm schimmerte und breitete sich das schwarze Meer aus; im entfernten Schilfrohr schrie die Möve; sein weißer Schnurbart glänzte wie Silber im Abendroth und eine Thräne folgte langsam rollend der andern.

Der Jude Jankel befand sich gerade in der Stadt Uman, wo er wegen Lieferungen mit den dortigen Pächtern unterhandelte. Als er einst, in sein schmutziges Sterbekleid gehüllt, sein Gebet schloß und sich umwandte, um zum letzten Male auszuspucken, den Vorschriften seiner Religion gemäß, zeigte sich plötzlich seinen erstaunten Blicken das Gesicht des hinter ihm stehenden Bulba. Dem Juden fielen vor allem andern sogleich die zweitausend Dukaten ein, die auf den Kopf desselben gesetzt waren; doch schämte er sich gleich wieder seines Geizes und bemühte sich, den beständigen Gedanken an das Gold zu unterdrücken, der die Seele eines Juden wie ein Wurm umschlingt.

»Höre Jankel,« sprach Taras zu dem Juden, welcher unter vielen Bücklingen die Thüre behutsam verschloß, damit sie von Niemanden gesehen würden. »Ich habe dir das Leben gerettet, jetzt erweise du mir einen Dienst!«

Das Gesicht des Juden verfinsterte sich etwas.

»Dienst?« sagte er. »Welchen Dienst? kann ich thun den Dienst, den Ihr verlangt von mir, warum sollte ich nicht?«

»Schweige und fahre mich nach Warschau.«

»Nach Warschau? wie, nach Warschau?« sagte Jankel, und seine Brauen und Schultern hoben sich zugleicher Zeit vor Staunen in die Höhe.

»Entgegne mir Nichts; fahre mich nach Warschau. Es geschehe was da wolle, ich will ihn noch einmal sehen, ihm, wenn auch nur ein einzig Wort, sagen.«

»Wie ist es möglich zu reden solche Worte?« sagte der Jude, die Finger an beiden Händen ausspreizend. »Hat denn der Pan nicht gehört, daß schon . . . .«

»Ich weiß es, ich weiß Alles: für meinen Kopf gibt man zweitausend Dukaten. Kennen denn die Narren seinen Werth! Ich gebe dir zwölftausend. Da hast du gleich auf der Stelle zweitausend, das Uebrige erhältst du, sobald ich zurückkomme.

Der Jude nahm geschwind das Handtuch und bedeckte die Dukaten damit. »Eine köstliche Münze!« sprach er, wendete einen davon zwischen den Fingern herum, und versuchte ihn an seinen Zähnen.

»Ich würde dich nicht bitten. Ich würde auch vielleicht selbst den Weg nach Warschau finden; es könnten mich aber die verfluchten Liachen auf irgend eine Weise erkennen und fangen; denn ich bin nicht geschickt im Erfinden, ihr Juden aber seid dazu geschaffen, ihr hintergeht den Teufel selbst. Euch sind alle Betrügereien bekannt. Sieh, deßhalb komme ich zu dir. Auch in Warschau würde ich allein Nichts ausrichten. Spanne also augenblicklich den Wagen ein, und fahre mich!«

»Aber, wie meint der Pan denn, daß ich ihn kann verbergen?«

»Nun, so etwas wißt ihr Juden schon einzurichten: in ein leeres Faß meinetwegen, oder worin du willst.«

»Wie wäre es möglich in ein Faß! Ein Jeder würde meinen, es sei darin Branntwein!«

»Nun und warum nicht? Das ist ja auch gut!«

»Wie gut? Ach, mein Gott! wie könnt ihr sprechen: gut! Der Pan müßte nicht wissen, daß Gott hat geschaffen den Branntwein, um getrunken zu werden von Jedermann. Dort sind sie zudem solche Säufer, Gott erbarm's — besonders das Soldatenvolk, daß sie werden laufen fünf Werste nach dem Faß, sie werden es anbohren, und sieht Einer, daß Nichts fließt, wei mir, so sagt er gleich: der Jude führt kein leeres Faß, dahinter steckt gewiß Etwas.«

»Nun so leg' mich in einen Wagen unter Fische.«

»O, wei mir! nicht möglich, straf mich Gott! nicht möglich! dort sind die Menschen auf allen Wegen so hungrig, wie die Hunde, sie werden stehlen mir alles und zuletzt finden den Pan.«

»So führe mich meinetwegen auf dem Teufel — nur führe mich!«

»Wartet, wartet! Es werden geführt jetzt auf allen Wegen viel Backsteine, wird gebaut, Gott mag wissen, welche Festung. Der Pan könnte sich legen auf den Boden des Wagens und ich deckte über ihn die Backsteine. Der Pan ist, Gott sei Dank, gesund und stark, so wird ihm nicht schaden das schwere Gewicht; ich werde machen unter dem Wagen ein Loch, um dem Pan das Essen zu reichen.«

»Mach wie du willst, aber fahre mich.«

Eine halbe Stunde später fuhr ein mit Backsteinen beladener und von zwei Mähren gezogener Wagen aus Uman. Auf einem der Thiere saß der lange Jankel, und seine in Ringeln herabhängenden Seitenlocken flogen in der Luft herum, wie er von dem Pferde hin und her gerüttelt wurde.

VIII.

Zu der Zeit, in welcher sich unsere Geschichte zutrug, gab es noch an den Grenzorten keine aufgestellten Beamten und Wächter, folglich konnte ein Jeder aus- und einführen, was ihm beliebte. Wenn ein Beamter eine Untersuchung und Revision anstellte, so that er es zu seinem eigenen Vergnügen, besonders wenn sich auf dem Wagen Sachen befanden, die die Augen auf sich zogen und seine Hand die nöthige Stärke dazu besaß. Backsteine aber hatten für Niemanden den geringsten Reiz, daher fuhr Jankel mit seiner Last unangefochten ins Thor von Warschau ein. Bulba konnte in seinem engen Käfig nur das Geräusch der Fuhrwerke und das Geschrei ihrer Führer, sonst aber Nichts vernehmen. Jankel wurde auf seinem kurzen mit Staub bedeckten Renner herumgerüttelt, und lenkte, nachdem er einige Umwege gemacht, in eine finstere schmale Gasse ein, die die Koth- und Judengasse zugleich hieß, weil in der That beinahe alle Juden von ganz Warschau darin wohnten. Diese Gasse glich ganz einem der Gasse zugekehrten Hofe. Die Strahlen der Sonne, wie es schien, drangen nie hinein. Die geschwärzten hölzernen Häuser, und die vielen langen Stangen, die aus den Fenstern gesteckt waren, vermehrten noch die Dunkelheit. Selten zeigte sich eine rothe Ziegelwand, und auch das Roth war schon größtentheils in Schwarz übergegangen. Nur dann und wann war in der Höhe ein Stück Wand von der Sonne beschienen, dessen Schimmern das Auge nicht ertragen konnte. Hier war alles in schönster Ordnung: Röhren, Hadern, Schalen, Hülsen, zerbrochene Schüsseln, und alles, was man nicht mehr benützen konnte noch wollte, wurde auf die Gasse geschleudert, damit sich die Vorübergehenden daran ergötzten. Ein Reiter auf seinem Pferde konnte beinahe mit der Hand die Stangen erreichen, die aus dem Fenster eines Hauses in das gegenüberstehende gelegt waren, auf denen jüdische Strümpfe, kurze Beinkleider und geräucherte Gänse hingen. Hin und wieder schaute das ungewaschen Gesichtchen einer mit schwarz gewordenen Glasperlen geschmückten Jüdin zu dem alten Fenster heraus. Ein Haufe schmutziger und zerlumpter Judenkinder, mit krausen Haaren, wälzte sich lärmend im Koth herum. Ein rothköpfiger Jude, dessen Gesicht mit Sommersprossen besäet war, so daß es einem Sperlings-Ei ähnlich war, streckte den Kopf aus dem Fenster und knüpfte gleich in seinem Kauderwelsch mit Jankel ein Gespräch an, worauf dieser seinen Wagen in einen Hof lenkte. Noch ein anderer Jude, der vorüber ging, blieb stehen und mischte sich ins Gespräch, und als Bulba sich unter den Backsteinen herauswand, sah er drei Juden, die in größtem Eifer mit einander sprachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Teplitz.

II.

Teplitz, den 29. Juli 1840.

Ich bin noch außer mir vor Wonne, wenn ich an all das Herrliche und Schöne denke, das die Natur und der Mensch binnen siebzehn Jahren hier geschaffen, — denn so lange ist es, daß ich Teplitz zuletzt gesehen. Wie hat sich doch Alles hier anders gestaltet! Das Stadtbad, das Herrenbad und Fürstenbad sind in ihren innern Räumen ganz verändert, und mehre von den Badezimmern bequem und nett eingerichtet. Was soll ich aber erst von Schönau sagen, wo jetzt Palläste prangen, wo lange und zugleich breite, mit dem herrlichsten Trottoir versehene Straßen den freundlichsten Anblick gewähren! — Das einzige Steinbad hat noch das alte Aussehen, dagegen würde das ganz neue Schlangenbad durch sein gefälliges Aeußere und durch die imposante Kolonnade gewiß alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wenn sich nicht in seiner Nähe ein ganz neues, wahrhaft prachtvolles, auf Anordnung des Fürsten Clary erbautes Bad erhöbe, das mehr einem italienischen Pallaste als einem Badhause gleicht, und alle hierortigen Bade-Anstalten so sehr verdunkelt. Schon die Halle, als Haupteingang, durch ihre Größe und Höhe, und durch die marmorartigen Säulen auf das Großartige des ganzen Baues vorbereitend, zeigt so wie alles Uebrige von einer wahrhaft fürstlichen Munifizenz, die keine Kosten scheute, die Mit- und Nachwelt mit einem Werke seltner Art zu erfreuen. Die breite, majestätische und bequeme Luftstiege von Stein führt zu beiden Etagen. Die für Badegäste bestimmten Wohnzimmer sind hoch und groß, und sämmtlich von unserm trefflichen Wild herrlich gemalt. Die moderne Möblirung harmonirt vollkommen mit der Malerei, und gewährt den Gästen alle erforderliche Bequemlichkeit. Die Badezimmer, zu denen man aus der Halle durch einen breiten Gang gelangt, sind in einem sehr schönen Verhältniß, durchaus zweckmäßig und zierlich, wie es selbst der Uebermuth nicht besser wünschen könnte; ja es bedarf nur eines Blickes auf die niedlichen Bassins von schneeweißem und lasurblauem Porzellan, und die Kleider wollen am Leibe nicht mehr halten. Der Pächter des Badhauses, zugleich auch Badmeister, zeigte mir das Innere des ganzen Gebäudes mit vieler Bereitwilligkeit. — Vorgestern machte ich einen Ausflug nach der Wilhelms-Höhe. Die Fahrt dahin, besonders bei schönem Wetter, wäre gewiß höchst angenehm, wenn sie nicht mehrere nahe an der Straße befindliche Kalkbrüche durch ihren unerträglichen Dampf vergällten. In Maria-Schein hat man endlich das Unangenehme überstanden, und bald ist die Wilhelms-Höhe erreicht, — wo sich ein Panorama von seltener Abwechselung und Schönheit entfaltet. Freund! da gibt es ein Konzert, nicht für das Ohr, sondern für das Auge; wobei sich vorzüglich der Mileschauer Berg auszeichnet, auf welchen die unzähligen um ihn gelagerten Berge und Hügel wie auf ihren Kapellmeister hinauf sehen; diese entzückende harmonienreiche Symphonie, wie sehr erschwert sie die Trennung von der Wilhelms-Höhe! »Es gibt nur ein Wien!« spricht der Wiener, warum sollte ich nicht mit demselben Rechte sagen können: »Es gibt nur eine Wilhelms-Höhe!« — Rosenburg, nun beinahe ganz verwaist, muß mit neidischem Blick auf ihre Rivalin sehen, die alles an sich zieht und alles bezaubert. Auch ich nehme mir ein da capo der Herfahrt vor, ehe ich abreise.

(Der Beschluß folgt.)

Wiener Briefe.

22.

Mozarts Oper „cosi fan tutte.“ — Händel's Oratorium „Timotheus.“ — Pium desiderium in Bezug auf klassische Musik. —

Noch schnell, bevor die Konzert-Ueberschwemmung über uns hereinstürzt, beeile ich mich, Ihnen, werther Freund! ein kurzes Résumé der letzten Neuigkeiten zu geben. Vor allem schreibe ich Ihnen gerne in der Rückerinnerung an zwei klassische Genüsse, wie Mozarts »Weibertreue« und Händels »Timotheus« sind, welche uns wie grüne frische Oasen mitten in der Sandwüste moderner Kunstmisère erquickten. Nicht als ob die neueste Kunst nichts Gutes hervorgebracht hätte — aber doch ragen darin jene klassischen Werke wie Pyramiden über niedere Menschenwohnungen empor. Wie groß steht die Musik von Mozarts »Figaro's Hochzeit,« welche wir jetzt hier Gott sei Dank öfters und trefflich repräsentiert hören, und seinem „cosi fan tutte“ unter den komischen Opern der letzten Epoche da! dieß erkennt aber auch das kunstgebildete Publikum, und nahm deßwegen neulich die Reprise der »Weibertreue,« welche lange Jahre nicht auf dem Repertoire erschienen war, mit wahrem innigem Entzücken auf. Wer sollte aber auch nicht von der edlen Einfachheit, der lieblichen Natürlichkeit, der innern Wahrheit und dem leichten Fluße dieser Musik bezaubert werden — der müßte wahrlich keine Kunstempfänglichkeit und gar keinen musikalischen Verstand haben. Auch die Darstellung war nicht übel, besonders sangen Dem. Lutzer und Staudigl recht gut; da aber in dieser Oper sehr viel vom Spiele der Mitwirkenden abhängt, so ließ das Ensemble noch Bedeutendes zu wünschen übrig. Die Ausstattung dieses herrlichen Werkes war schlecht und einer solchen Meisterschöpfung ganz unwürdig; auch wurden wenigstens zwölf Gesangsnummern ausgelassen — so daß man doch nicht zum vollen unverkürzten Genuße dieser Oper kam. Das ist nicht der Weg, auf dem eine Theaterdirektion das Publikum zur Liebe und zum Verständniß klassischer Musik heranbilden kann; denn zu dem Zwecke sollte Alles aufgewendet werden, um durch allseitig gute Besetzung der Partien, Darstellung der ganzen Werke ohne Auslassung der geringsten Kleinigkeit, convenierte Pracht der Ausstattung und zahlreiche Opernproben zu einer abgerundeten, in allen Theilen vollendeten Darstellung zusammenzuwirken, damit die innern und äußern Sinne des großen Publikums, das sich auch viel von äußern Eindrücken bestimmen läßt, zugleich angeregt und befriedigt würden. —

(Der Beschluß folgt.)

Prager Bühne.

Den 1. Dezember. »Heinrich IV.« von Shakespeare; wiederholt den 7. Dezember.

Hr. Bayer hatte in unserer Zeit den Muth dieses Stück zu seinem Benefiz zu wählen! das spricht ein sinnreiches Lob diesem kräftigen Veteran im Dienste Thaliens. Dadurch, daß Hr. B., der früher den König gespielt hatte, dieses Mal den Falstaff für sich wählte, wurde die für unsere Anstalt zweckmäßige Besetzung verschoben, und zwar so, daß nicht wohl ein nach Maßgabe der Kräfte rundes Ganze sich daraus gestaltete. Herr Dietz, so trefflich er in einigen Conversationsstücken sein kann, ist als Percy, man kann es nicht mehr sein, deplacirt. Percy, dieses Ungeheuer, wie der Salamander im Feuer, so im Gemetzel vegetirend, ist vom Dichter so gemalt, daß das Bild den Darsteller vollkommen in den Grund bohrte. Das kann Hrn. Dietz weder wundern noch verletzen, da er sich nicht für ein allumfassendes Genie halten wird, das den Bauernfeld und den Shakespeare gleich innig ergreift und wiederspiegelt. Shakespeare war zwar ein ziemlich großer Mann, aber für Hrn. Dietz zu schreiben, das hat er doch nicht verstanden. Percy wäre besser die Partie des Hrn. Fischer gewesen. Hr. Reeking muß vor Allem den Unterschied bürgerlicher und ritterlicher Kleidung und Haltung studiren; auch nimmt derselbe den Prinzen im Allgemeinen zu klug und ernst räsonnirend; der Prinz ist ein Bonvivant, ein ausschweifender Geselle, ein Wüstling, aber einer hohen Begeisterung auch fähig; sonst war Hr. R. gut. Hr. Bayer aber hatte zu wenig Gewicht auf seine Maske gelegt und sich mit Unrecht gefürchtet zur Karrikatur zu werden. Auch sprach er im Allgemeinen zu griesgrämlich, nicht liederlich jovial genug, er ließ sich nicht genug gehen, und wollte zu fein sein.

Mit Bedauern bekennen wir übrigens, daß der allgemeine Geschmack des Publikums so gesunken ist, daß die Menge Nichts aus dieser genialen Schöpfung, der kühnsten aller Dramatiker, zu machen wußte. Man fragt und logisirt uns so: Ist das ein Lustspiel? aber Percy stirbt etc.; oder ein Trauerspiel? aber der Falstaff arbeitet ja unaufhörlich aufs Zwergfell los! Freilich möchte ich den neuern Dichter sehen, der die Kühnheit hätte, ein Lust- und Trauerspiel in einen Rahmen voll der wechselndsten Handlung zu schließen, der hier des Percy's Tigerwuth, dort das Falstaffs Hasenfüßigkeit gegenüber stellt; hier in dem höchsten tragischen Effekt den Helden hinsinken, und zugleich den feigen Schlemmer in verstelltem Tode hinpurzeln läßt, der eine solche Wirthshausscene, der im königlichen Palast voranschickt und dgl. m. Wir wollen uns nicht auf Einzelnheiten einlassen möchten aber wünschen, daß die Direktion nicht ermüde, ähnliche Schöpfungen uns vorzuführen, wenn wir auch die Aufführung des Heinrich nicht für vollendet halten können, ein Los, das sich übrigens vielleicht keine deutsche Bühne noch errungen hat.

Das Eine aber könnte man billig noch zur Verbesserung der Darstellung thun, nämlich die englischen Wörter recht oder mindestens gleichmäßig aussprechen. Sollte die hier adoptirte Aussprache: Falstäff und Schrefsbury (statt Fahlstaf und Schreusbörry) wirklich — was wir noch bezweifeln — die Sprache der englischen Bühne sein, so müssen wir doch die Aussprache des täglichen Lebens, als die allgemein bekannte vorziehen.

B. St.

Samstag den 5. Dez., neu einstudirt: »Nathan der Weise« von G. Lessing.

Motto an das Publikum:
Ihr wart ja brul' wir nasses Stroh,
Und brennt doch sonst gleich lichterloh!

Wenn wir von ganzem Herzen der Direktion es danken, daß sie namentlich in letzterer Zeit der anerkannten Klassizität Gelegenheit gab, ihre von der Kritik so hoch gepriesenen Wirkungen abermals zu äußern, wenn wir namentlich den Mitgliedern unserer Bühne für die Liebe und Begeisterung dankbar sind, mit welcher sie ohne Ausnahme die älteren Meisterwerke behandeln, — deren unser Repertoir jetzt mehr zahlt, als ein großer Theil deutscher Bühnen, — so haben wir leider! auch Gelegenheit gehabt zu staunen über den Fortschritt unserer Zeit! Wahrlich, Referent dieses wird es kaum wagen, den Mund zu einem Tadel aufzumachen, selbst wenn unter den sieben Tagen der Woche bei sechsen: der Hut, der Handschuh, der Strumpf, der Stiefel, die Nachtmütze und die Schnupftabaksdose als Eheprokuratoren auftreten, da sich diese Tagshelden unter sehr bescheidenen Bedingungen wenigstens immer als Geldprokuratoren erweisen, und der Ueberschuß dieser Sechs vielleicht das Defizit von der siebenten Vorstellung eines klassischen Werkes von Shakespeare, Lessing u. dgl. — decken dürfte. Leben muß man vor Allem und die Klassizität und der alte Ruhm scheinen für's Erste noch magere Küchenmeister in Prag zu sein. Ein Nathan ist auf der Bühne wie im Leben ein seltener Phönix, und redet eine Sprache und gebehrdet sich, daß ein ehrlicher Weltbürger fast erröthen möchte, und Weisheit gar ist eine Münze, die vierundzwanzig Stunden nach der Wahrheit außer Kurs gerathen, und kaum als Rarität in einigen alten Münzkabineten, die man aus langer Weile angähnt, gefunden wird. Wunderlich! in der Posse — und was für eine Posse oft! ist das Theater wie eine Leberwurst gestopft, daß, wenn eine Thüre aufgeht, die Menschen hervorquellen, wie aus der erwähnten Wurst das Fett, wenn die Köchin die zischende mit ihrer Gabel prickelt, und die Logen platzen fast; aber wenn der Raum der Logen schwarz blickt, daß man fühlt: »in den öden Bretterhöhlen wohnt das Grauen«, so stand gewiß Lessing oder ein mindestens Gleicher auf dem Zettel. Der Anblick dieser Logen hat mir manche ernste Betrachtungen heute eingeflüstert, mit denen ich aber nicht gerne Euch die Lichter ausblasen und die Nachtmützen über die Ohren ziehen oder Eure Mittagsschläfchen würzen möchte. Nur ist so ein einsamer, melancholisch-schauender Kopf in einem Logenrahmen ein wehmüthiger Anblick; aber einige Reihen von vier und sechs Kinderköpfchen, die kaum über die Logenbrüstung sehen konnten, ließen doch hie und da auf den guten Willen der lieben Eltern schließen, und fielen wie ein warmer Thau auf die Hoffnung für das kommende Geschlecht. — Zum Nathan hatte unsre Bühne die besten Kräfte mit reifer Umsicht gesammelt: Herr Fischer darf die Titelrolle für eine seiner vorzüglichsten halten, was Deklamation und Spiel betrifft. Nur scheint mit Unrecht Hr. Fischer jeden Anflug eines jüdischen Dialekts dabei zu meiden, der dem idealen Charakter des Juden eine größere Wahrheit und Natürlichkeit verleihen würde, versteht sich, daß das nur mit gut berechnetem Maße geschehen müßte. Die Herren Dietz (Tempelritter), Polawsky (Klosterbruder), Bayer (Derwisch) und Walther (Comthur), dann Dem. Herbst (Sittah) und Mad. Allram (Daja), bürgen schon mit ihren Namen für ihre Partien und entsprachen allen gerechten Erwartungen. Dem. Frey stellte die Recha der Mehrzahl, wenn wir nicht sagen wollen der Totalität ihrer übrigen Rollen entgegen, dar und so mußte ihr dies Bild der anmuthigsten Unschuld, des reinsten, makellosesten Geistes über alle Erwartung gelingen. Nur als sie knieend vor dem Sultan lag, blickte — ich weiß nicht, warum? — ein flüchtiger Zug schalkhafter Koketterie plötzlich hervor, der den Eindruck dieser Scene völlig zerstörte, doch kann dies unmöglich in der Absicht der Darstellerin gelegen haben, und muß wohl nur einem augenblicklichen Sichvergessen oder einem dem Stücke heterogenen Gegenstande zugeschrieben werden. Hr. Nerking war gleichfalls recht brav als Sultan, nur fuhr er im letzten Akte manchmal allzuheftig auf, so daß die Uebergänge zur verständigen Prüfung der vorliegenden Verhältnisse von dem Tadel des Tempelritters für einen Saladin zu schroff erschienen, und um so unwahrer, als dieser Tadel nur eben die aufbrausende Heftigkeit des Ritters trifft. Um auch noch einer Kleinigkeit zu gedenken, erinnern wir daran, daß die Worte: »Schweig, Tempelritter!« zu rasch auf einander folgten und das letzte derselben nicht den Ton hatte, den der Eindruck, welchen es auf den Angeredeten macht, voraussetzt. — Das häufige Versprechen fast aller Darsteller war eine lästige Zugabe, welche beweist, daß man bei einer Sprache, wie die im Nathan, nie sorgsam genug sein kann, und wird wohl durch die lange Abwesenheit dieses Stükkes vom Repertoir etwas entschuldigt, wenn bei der Reprise Nichts mehr davon zu merken ist. So gehört der Nathan zu den trefflichsten Leistungen unserer Bühne, und Keiner hat dieses Meisterwerk deutscher Dramatik in Prag je besser und abgerundeter dargestellt gesehen. Erklärt es Euch demnach selbst, warum wir unser Motto brauchen mußten.

B. St.

P. S. (Originell und etwas Neues, die Statisten im P. S. zu rezensiren.)

Um den Statisten, die schneller als mancher Komiker, die Lacher auf ihrer Seite haben, ihre Rolle zu erleichtern, lasse man sie im betreffenden Falle nicht scheinbar, sondern wirklich schwere Kisten und Säcke über die Bühne tragen. Kieselsteine sind doch eben kein theures Requisit.

Ders.

Notizen.

(Vom Rheine.) Der Dichter Freiligrath ist seit einigen Tagen Bräutigam mit einem hübschen jungen Mädchen der Rheingegend, und zeigt in Folge dieses Bündnisses in den Erzeugnissen seines Griffels gleich mehr Gemüthlichkeit, welche dem Sänger bis dahin, nach dem Urtheil der meisten Kritiker, gefehlt hat. **W.**

(Merkwürdige Witterung in Ost und West.) Die Agramer Zeitung berichtet aus Kroatien vom 25. November, daß die Wiesen daselbst einem Blumenteppich gleichen, Märzveilchen verkauft werden, und Gartenblumen, welche sonst erst im Mai blühen, jetzt in vollster Blüte prangen. Blühende Aepfel-, Birn- und Zwetschkenbäume findet man häufig. Am 22. November wurden auf dem Markt Himbeeren zum Verkauf ausgeboten. — Die Posaune berichtet vom 4. November. »In dem Dorfe Schwarza bei Blankenhain (Weimar) stand dieser Tage ein Apfelbaum zum zweitenmal in diesem Jahr in voller Blüte, und in Blankenhain blühte zum drittenmal in diesem Jahre ein Birnbaum, und trug zu gleicher Zeit von der ersten Blüte reife, von der zweiten unreife Früchte.

(Ein wohlfeiles und gesundes Nahrungsmittel.) Die Preßburger Zeitung berichtet aus Arad: Seit geraumer Zeit befindet sich eine Frau von 38 Jahren hier, die aber das jugendliche Aussehen von höchsten 24 Jahren hat. Sie ißt täglich zwei Seidel Marosch oder Bausand mit größtem Appetit. Im Winter, wo keine Bauten ausgeführt werden, und das Sammeln des Sandes durch Schnee oder starken Frost erschwert ist, sucht sie von den Gebäuden trockenen Mörtel abzuschlagen, zu pulverisiren, und verzehrt ihn, jedoch mit weit weniger Appetit als den reinen Sand. Außer dieser Nahrung, die sie regelmäßig morgens und abends zu sich nimmt, genießt sie nur Brod, selten warme Speisen, so daß der Sand ihr Hauptnahrungsmittel ausmacht. Ihre Schwester, die sich aber nicht hier befindet, hat die Gewohnheit, täglich einen halben Brennziegel (also etwa 4—5 Pfund) zu pulverisiren und mit größter Begierde zu essen. Die Mutter dieser beiden Weiber hatte keine dieser sonderbaren Gewohnheiten, aber die Großmutter aß täglich einen halben pulverisirten Brennziegel bis an ihr Lebensende, ja sie mußte, um ihre Gesundheit zu erhalten, täglich dieses Quantum pulverisirten Brennziegels zu sich nehmen.

(Druckfehler.) In N. 97. S. 458. Spalte links. 39. Z. v. o. ist zu lesen: Zaporoges st. Zaporogers.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 100. Samstag den 12. Dezember **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Jankel wendete sich zu Bulba und sagte ihm, daß seine Angelegenheit gut stehe, Ostap im Stadtgefängniß sich befinde, und daß, obwohl es schwer halten werde die Wächter zu gewinnen, er doch hoffe ihm eine Unterredung möglich zu machen.

Bulba trat mit den drei Juden ins Zimmer.

Die Juden begannen wieder in ihrer unverständlichen Sprache zu reden. Bulba blickte sie Einen nach dem Andern an. Er schien heftig von Etwas ergriffen. Auf seinem rauhen und kalten Gesichte flammte eine traurige Hoffnung auf, eine Hoffnung, die den Menschen manchmal erst im höchsten Grade der Verzweiflung aufsucht. Sein altes Herz fing an heftig zu schlagen, als gehörte es einem Jünglinge.

»Hört, Juden!« sprach er, und in seinen Worten lag etwas Feierliches. »Ihr vermögt Alles auf der Welt, ihr durchwühlt selbst den Grund des Meeres, und das Sprichwort sagt: der Jude bestiehlt auch sich selbst, wenn er nur Lust hat, sich zu bestehlen. Befreit mir meinen Ostap! Gebt ihm Gelegenheit zu entfliehen aus teuflischen Händen. Diesem Menschen hier verspreche ich 12,000 Dukaten: wohl, ich lege noch andere zwölf dazu. Alle kostbaren Pokale, alles eingegrabene Gold, mein Haus und das letzte Gewand verkaufe ich, und schließe einen Bund für mein ganzes Leben mit Euch, Alles, was ich im Kriege erbeute, mit euch zu gleicher Hälfte zu theilen!«

»Wei mir! es ist nicht möglich, geehrter Pan!« seufzte Jankel.

»Nein, es ist nicht möglich!« sagte auch der zweite Jude, und die drei Juden blickten sich unter einander an.

»Versuchen wir's,« sprach der Dritte, die beiden Andern furchtsam anblickend. »Kann sein, daß Gott es zuläßt.«

Die drei Juden redeten nur Deutsch unter einander, und Bulba mochte sein Gehör anstrengen so viel er immer wollte, er errieth nichts von dem Inhalte ihres Gesprächs. Er hörte nur das häufig vorkommende Wort: »Mardochai« weiter nichts.

»Hört, Pan!« sagte Jankel: »es ist uns Noth, daß wir berathen mit einem Menschen, wie vor ihm noch war keiner auf der Welt. Wei, wei, der ist weise wie Salomon, und wenn der Nichts ausrichtet, so richtet es aus niemand auf der Welt. Setzt Euch hier! da ist der Schlüssel! laßt aber Niemanden herein!« Die Juden verließen das Haus.

Taras schloß die Thür zu, und betrachtete durch das kleine Fenster die schmutzige jüdische Aussicht. Die drei Juden blieben auf der Gasse stehn und begannen eine lebhafte Unterredung. Bald gesellte sich zu ihnen ein Vierter, und endlich ein Fünfter. Taras hörte sie wiederholt das Wort »Mardochai, Mardochai« aussprechen, wobei sie beständig nach einer Seite der Gasse schauten. Zuletzt zeigte sich am Ende derselben hinter einem schlechten Hause ein Fuß in einem jüdischen Schuh und die Falten eines schwarzen Oberkleides.

»Ah, Mardochai! Mardochai! schrieen die Juden mit einer Stimme. Ein hagerer Jude, weniger lang als Jankel, doch weit mehr das Gesicht mit Runzeln bedeckt, und mit einer ungeheuren Oberlippe, näherte sich dem ungeduldigen Haufen, und alle Juden zugleich beeilten sich ihm zu erzählen, wobei ihn Bulba einigemal nach dem Fenster blicken sah, und daraus errieth, daß die Rede von ihm sei. Mardochai focht mit den Händen, unterbrach das Gespräch, spuckte häufig zur Seite, und steckte seine Hände, das Oberkleid aufhebend, in die Taschen, aus denen er verschiedene Kleinigkeiten herauszog, und dabei seine nur zu unreinen Beinkleider sehen ließ. Zuletzt erhoben die Juden ein solches Geschrei, daß der wachestehende Jude genöthigt war, das Zeichen zum Schweigen zu geben, und Taras schon für seine Sicherheit zu fürchten begann; — da er sich aber erinnerte, daß die Juden sich immer nur auf der Gasse berathschlagen, und ihre Sprache kein Dämon verstehe, beruhigte er sich.

Nach zwei Minuten kamen alle Juden zu ihm ins Zimmer. — Mardochai näherte sich Taras, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: »Wir wollen sehen, und wenn es Gottes Wille ist, so wird es so werden, wie es sein soll.«

Taras betrachtete diesen Salomon, wie es noch keinen auf der Welt gegeben, und schöpfte einige Hoffnung. — Wirklich konnte das Aussehen desselben einiges Zutrauen erwecken. Seine Oberlippe war in der That schrecklich. Die Dicke derselben rührte ohne Zweifel von ganz besondern Ursachen her. In dem Barte dieses Salomon befanden sich gerade nur fünfzehn Haare, und diese an der linken Seite. Auf dem Gesichte desselben waren so viele Zeichen von Schlägen, die er für seine Verwegenheit bekommen, daß er gewiß schon längst die Zahl derselben vergessen, und sich gewöhnt hatte sie für Muttermale zu halten.

Mardochai entfernte sich mit seinen von Bewunderung über seine Weisheit erfüllten Kameraden. Bulba blieb allein. Er war in einer besondern, noch nie erlebten Lage: er fühlte zum erstenmale in seinem Leben Unruhe. Seine Seele befand sich in einem fieberähnlichen Zustande. Er war nicht mehr der vorige unbeugsame, nicht zu erschütternde und eichenfeste Mann: er war kleinmüthig, er war schwach. Er zuckte bei jedem Geräusch, bei jeder neuen jüdischen Gestalt, die sich am Ende der Gasse zeigte. In diesem Zustand brachte er den ganzen Tag zu, er aß und trank nicht, keinen Augenblick die Augen von dem kleinen Fenster wendend, welches auf die Gasse ging.

Gegen den Abend endlich zeigte sich Mardochai und Jankel. Sein Heez erstarrte.

»Wie, ist es gelungen?« fragte ee mit der Ungeduld eines wilden Pferdes.

Doch ehe die Juden zur Antwort Athem holten, bemerkte Taras, daß Mardochai um seine letzte Locke gekommen sei, die, wiewohl ziemlich unzierlich, sich früher unter seiner hohen Mütze hervorgeeingelt hatte. Man sah es ihm an, daß er etwas sagen wolle, er speach aber solch thörichtes Zeug, daß ihn Bulba nicht veestand. Ja selbst Jankel legte die Hand auf die Lippen, als litte er an Feost.

»O liebster Pan!« sagte zuletzt Jankel: »jetzt ist es ganz unmöglich! bei Gott unmöglich! Das ist ein so schlimmes Volk, daß man ihm auf den Kopf spucken möchte. Hier Maedochai kann es auch sagen; Mardochai that, was noch kein Mensch gethan hat auf der Welt, Gott aber will nicht, daß es geschieht. Dreitausend Soldaten stehn Wache, und moegen wird sein die Hinrichtung.«

Taras sah den Juden in die Augen, aber ohne Ungeduld und ohne Zorn.

»Und wenn der Pan wünscht ihn zu sehen, so muß es moegen früh, noch vor Sonnenaufgang geschehen. Die Wache ist beeeits gewonnen, ein Anfüheer hat es veesprochen. Aber sie sollen nicht glücklich sein auf jener Welt! o wei mir, was ist das für ein habsüchtiges Volk! nicht unter den unsern gibt es solche. Fünfzig Dukaten gab ich einem jeden, und dem Anführer. . . . .«

»Gut. Führe mich zu ihm!« sprach Bulba entschlossen, und die ganze Kraft seinee Seele kehrte zueück. Ee stimmte Jankel bei, sich in einen ausländischen Geafen zu verkleiden, der aus Deutschland gekommen, zu welchem Zweck der vorsichtige Jude die Kleidung schon versoegt hatte.

Es war Nacht. Der Herr des Hauses, der bekannte rothköpfige Jude mit den Sommeesprossen, zog eine magere Mateazе mit einer Matte bedeckt hervor, und breitete sie für Bulba auf eine Bank. — Jankel legte sich auf die Erde auf einer ähnlichen Matraze. Der rothe Jude trank ein Gläschen Liqueur, zog seine Schuhe und Strümpfe aus, und machte daraus etwas einem Huhn Aehnliches, worauf er sich mit seiner Jüdin in ein schrankartiges Behältniß begab. Zwei Juden legten sich wie ein paae Haushündchen neben dem Schrank auf die Eede. Taras aber schlief nicht. Er saß unbeweglich und trommelte leise mit den Fingern auf dem Tisch. Er hielt die Tabakspfeife im Mund und blies den Rauch vor sich hin, welchee den Juden im Schlaf nießen machte, und ihn zwang, die Nase unter die Decke zu stecken. Kaum begann es zu dämmern, als Taras Jankel mit dem Fuße stieß.

»Steh auf, Jude, und gib dein Geafenkleid hee.«

In einer Minute war Taras angekleidet; er schwärzte seine Brauen und den Schnurebart, und setzte ein kleines dunkles Baeett auf — Niemand, selbst die Kosaken nicht, die um ihn waren, wüeden ihn erkannt haben. Man hätte ihn für einen Mann von höchstens fünfunddreißig Jahren gehalten. Die Röthe der Gesundheit glänzte auf seinen Wangen, ja selbst die Naeben gaben seinem Gesicht etwas Gebieteerisches. Das mit Gold verzierte Kleid paßte ganz für ihn.

Die Gassen waren alle noch öde. Nicht ein einziges merkantilisches Geschöpf mit dem Koeb in der Hand zeigte sich auf ihnen. — Bulba und Jankel kamen zu einem Gebäude, welches einem sitzenden Reiher glich. Es war niedrig, breit, weitläufig, geschwärzt, und auf einer Seite desselben erhob sich wie der Hals eines Storches ein schmalee hohee Thurm, auf welchem ein Stück Dach hing. Dieses Gebaude diente zu verschiedenem Gebeauche. Hier waren Kasernen, das Gefängniß, und auch das peinliche Gericht.

Unsere Reisende traten in das Thor, und befanden sich nun in einem weiten Saal odee bedeckten Hof. An tausend Menschen schliefen beisammen. Sie kamen nun zu einer niedern Thür, vor welchee zwei Wächter saßen und ein Spiel spielten, welches daein bestand, daß einer den andern mit zwei Fingeen auf die flache Hand schlug. Diese schenkten ihnen gar keine Aufmerksamkeit, und wendeten nur dann den Kopf um, als Jankel sagte: »Da sind wir, hört, ihr Herren, wir sind es.«

»Geht!« sagte Einee von ihnen, indem ee mit einer Hand die Thür öffnete und die andere seinem Kameeaden zum Daraufschlagen hinhielt.

Sie teaten in einen schmalen finsteen Gang, welcher sie in einen dem vorigen ähnlichen Saal führte, der oben mit kleinen Fenstern versehen war. »Wer da?« riefen einige Stimmen, und Taras sah eine hübsche Anzahl ganz gewaffneter Männer.

»Uns ist befohlen niemanden einzulassen.«

»Das sind wir, edle Herren!« schrie Jankel: »ei bei Gott wie, edle Heren!« Abee Niemand wollte hören. Zum Glück kam ein Dickwanst dazu, welcher dem Ansehn nach ein Vorgesetzter schien, weil ee mehr als alle Andern schimpfte.

»Heer, das sind ja wir. Sie kennen uns ja schon, und der Herr Graf wird dankbae sein.«

»Laßt sie duech, bei allen Teufeln! dann aber laßt Niemanden mehr ein. Und Keiner unterstehe sich, den Säbel abzulegen. . . . .

Die Foetsetzung der schönrednerischen Befehle hörten unsere Wandeeer nicht weitee. »Wir sind's — ich bin's, wir gehören zu den Eurigen,« sagte Jankel Jedem, dem er begegnete.

»Und was kann man machen jetzt?« feagte er einen der Wächtee, als sie das Ende des Ganges ereeicht hatten.

»Was man machen kann, das weiß ich nicht; eben so wenig, ob man euch bis in das Gefängniß läßt. Jan ist jetzt nicht mehr dort: an seiner Statt ist ein Anderer auf dem Posten,« antwortetete der Wachestehende.

»Mai, mai!« speach leise dee Jude: »das ist schändlich, lieber Here!«

»Führe mich!« speach Taeas hartnäckig, und dee Jude that nach seinem Willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Teplitz.

II.

Teplitz, den 29. Juli 1840.

(Beschluß.)

Gestern bei dem herrlichsten Wetter fuhr ich nach Bilin, von dort nach Dux. Voe allem kann ich die von Teplitz in seine Umgebungen führenden Steaßen nicht genug loben. Wer im Schlaf das höchste Erdenglück findet, und sich noch einmal seine Wiegen-Jahee zurückwünscht, der kann wahrlich nichts Besseees thun, als sich hier auf den Straßen hin und her fahren lassen. Bilin hat noch immer die alte griesgeämliche Physiognomie; selbst die Feisue, die ihm die neueee Zeit hie und da aufgeietzt, machte es nicht feeundlicher, doch sein Wächter, ich meine den Boren, steht wie sonst immee noch so keck und übermüthig da, als wenn er das ganze Erzgebirg herausfoedern wollte. Ich ließ mir ein Glas vom Schreckensteiner Wein kredenzen, mich schon im voraus auf den lebhaften Kampf mit dem Saueebrunn kindiich freuend; doch der Letztere mußte in seinem Gegner einen solchen Schwächling erblickt haben, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt mit ihm anzubinden, es lief daher Alles ruhig ab, und ich, in meiner Eewartung der Betrogene, setzte meinen Weg nach Dux weiter foet. Beim Haupteingange des Schlosses harrten schon mehre Feemde des alten Cicerone, der das, was ee nicht weiß, mit Vortheil an Mann zu bringen versteht. Wenn sein Ich so, wie er es betont, gedruckt werden sollte, mußte dazu die größte Frakturschrift verwendet weeden. Die

Art und Weise überhaupt, mit der er Alles zeigt und erklärt, erinnerte mich lebhaft an einen weiland Professor in Prag, der, wenn er seinen Schülern einen schweren Fall aufgab, zu sagen pflegte: »Das weiß weder ich, viel weniger ein Anderer, folglich — Keiner.« Vielleicht ist der alte Cicerone geistesverwandt mit ihm. Die meisten der hier aufgehäuften Kunstgegenstände sind jetzt anders, als früher, und zwar zum Nachtheil des Ganzen geordnet, besonders die Bilder im Saale, wovon mehre aus der italienischen Schule nicht vortheilhaft hängen, und daher der gehörigen Beleuchtung entbehren; — so hängt z. B. das Van Dyk'sche Portrait des Friedländer Waldsteins, das doch eine von den Perlen der Gemälde-Sammlung ist, zu hoch. Possierlich ist es, wenn der Cicerone jedes alte, noch so sehr in der Zeichnung verfehlte Bild, für ein Meisterstück erklärt; — vielleicht denkt der Mann dabei immer auch an sich. Die übrigen Sammlungen, theils Waffen, theils Porzellangefäße, sind für den, der die Zeughäuser in Wien, und das japanische Kabinet in Dresden sah, von keinem großen Belang. Uebrigens muß Jeder die Loyalität des Grafen Waldstein würdigen und dankbar anerkennen, durch die es während der Kurzeit jedem Fremden freigestellt ist, das Innere des Schlosses, wie auch den wunderschönen Park täglich von vier bis sechs Uhr Nachmittags zu besehen.

Nun hieß es rasch nach Teplitz, wo ich zeitig genug ankam, um noch vor Sonnen-Untergang eine tüchtige Promenade in dem überaus reizenden Schloß-Park zu machen. Du würdest den Park kaum mehr erkennen, da er seit der Zeit, wo du ihn sahst, um ein sehr Beträchtliches erweitert wurde. Er ist der gewöhnliche Sammelplatz, wo sich die Badegäste wenigstens einmal des Tages sehen, und zwar immer um eilf Uhr, wo täglich musizirt, und am Sonntage von einem vollen Orchester wenig Gutes, mehr des Mittelmäßigen, und sehr viel des Schlechten gegeben wird. Das Orchester zählt im Durchschnitte sehr brave Musiker, daher ihre Produktionen unter der Leitung des Hrn. Musikdirektors Schmiedt in der Regel ausgezeichnet sind. Herr Schmiedt kennt gewiß den Weg, auf dem man allein der wahren Kunst begegnen kann, doch Hemmnisse verschiedener Art, die zum Theil auch in unserer walzenden und galoppirenden Zeit liegen, entkräften oft den besten Willen. Er versuchte sich auch im Komponiren, indem er eine Ouverture schrieb, die von Talent zeugt, welches sich aber erst dann geltend machen kann, wenn es sich klar dessen bewußt wird, was es eigentlich will. — Heute früh sah ich alles Silber, das der hiesigen Schützen-Gesellschaft von Weiland Sr. Majestät dem Könige von Preußen nach und nach geschenkt wurde, und als ein sehr theueres Andenken in einem großen Kasten unter Schloß und Riegel aufgethürmt, von dem Verwahrer, Herrn Köckert, Jedem, der es zu sehen wünscht, gezeigt wird. — Die königliche Freigebigkeit hat mehre Freunde des Schützenwesens angespornt, den Schatz zu vermehren; denn es finden sich darunter sehr schöne und sinnreiche Pokale, worunter mir der vom Fürsten Clary geschenkte wegen der eleganten Form und netten Ausführung vorzüglich gefiel. Nun habe ich alles ausgekramt, was ich seit meinem letzten Schreiben sah und hörte. Lebe nur den zehnten Theil so vergnügt, wie ich in der Fortuna lebe, und Du kommst bei Deiner bewährten Genügsamkeit damit vollkommen aus.

Dein Freund

W. J. Tomaschek.

Wiener Briefe.

22.

Mozarts Oper „cosi fan tutte.“ — Händel's Oratorium „Timotheus.“ — Pium desiderium in Bezug auf klassische Musik. —

(Beschluß.)

Den 8. und den 12. November wurde das große Oratorium »Timotheus oder die Gewalt der Musik« von Händel, in der k. k. Reitschule von 1100 Musikern unter der Oberleitung des Hrn. Schmiedl aufgeführt. Dieses grandiose Tonwerk, welches im Jahre 1735 komponirt worden war, wurde in Wien zum ersten Mal im Jahre 1812 mit großem Aufwande gegeben, wobei Musikfreunde aus allen, selbst den höchsten Ständen unter der Direktion des Hrn. von Mosel mitwirkten. Diese rege und selbstthätige Theilnahme der höhern Stände an klassischer Musik ist zwar leider seitdem etwas erkaltet — dessenungeachtet aber fand sich die erwähnte kolossale Anzahl von Dilettanten zur Mitwirkung bereit, und jede der beiden Aufführungen war von dem ganzen kaiserlichen Hofe und vielen tausend Zuhörern besucht und mit großem Enthusiasmus aufgenommen. — Wenn ich an die Metempsychose glauben würde, wäre ich fest überzeugt, daß die Seele Raphaels in Mozart, die Seele Michelangelo's in Händel übergegangen sei: dort bei Mozart die ächt raphaelische Grazie, Einfachheit, der hohe Adel und die tiefe Charakteristik; hier bei Händel die michelangeleske gewaltige Konzeption, die großartigen Formen, die überwältigende Wirkung durch einfache Mittel. Selbst in ihren Tendenzen begegnen sie sich — was jene beiden Malerfürsten durch Farben, wollten diese beiden Musikfürsten durch Töne malen; fast denselben Ideenflug nahmen die verwandten Geister. Und sie werden auch unsere ewigen unübertroffenen Muster bleiben, die wir immerfort bewundern und anstaunen müssen, die der hohe Maßstab sind für alles Große in ihrer Kunst, an denen wir unsern verflachten Geschmack heranbilden sollen. Was auch neuere Zeiten Gutes geschaffen haben, jene großen Vorbilder sind unerreicht geblieben. So Händel im Oratorium. Wie innig ist in seinen lyrisch-dramatischen Tongemälden die Musik mit der Poesie vermählt? wie trefflich hohe Wahrheit mit großer Wirkung vereint? wie gut der Konzertstyl mit dem dramatischen verbunden? wie gewaltig wirken seine herrlichen Chöre durch imposante Massen? Kein Kompositeur zeichnete sich im Oratorium durch grandiose Einfachheit und epische Breite wie Händel aus. Darum ist es für eine Stadt, wie Wien, wo die Musik so allgemein kultivirt wird, ein ganz convenientes Streben, dem Publikum alljährlich solche klassische Tonwerke in weihevoller Ausführung und großartiger Besetzung vorzuführen; und der Musikverein verdient dafür die Anerkennung und den Dank aller wahren Musikfreunde. Es wäre nur noch zu wünschen, daß sich eine Gesellschaft von geistvollen und tüchtigen Künstlern verbände, um in demselben Sinne auch jährlich einen Cyclus von Akademien zu veranstalten, in welchen Symphonien- und klassische Kirchen-Musik unter kräftiger begeisterter Leitung mit wahrer Inspiration und hoher Vollendung dargestellt würde. Die concerts spirituels leisten wohl in dieser Richtung höchst Erfreuliches, — allein welcher warme Musikfreund wird sich gerne mit vier guten Konzerten für ein ganzes Jahr begnügen? in denen er noch dazu höchstens zwei Beethovensche Symphonien und nur einzelne Bruchstücke aus Kirchenmusiken hören kann? und wobei denn doch die Ausführung auch nicht immer den strengsten Anforderungen entspricht. Es wirft nachgerade kein schmeichelhaftes Licht auf Wien, welches sich gerne die Hochschule der Musik nennen läßt, daß man die Meisterwerke klassischer Musik selbst in Paris (das Konservatorium ist berühmt durch seine unübertroffenen Aufführungen Beethovenscher Symphonien ꝛc.), ja sogar in kleinern deutschen Städten wie Leipzig (ich erinnere z. B. nur an die Gewandhauskonzerte unter Mendelsohns trefflicher Leitung) in häufigern und vollendetern Repräsentationen dem Publikum vorführt. Ich bin überzeugt, daß eine solche Unternehmung hier gewiß auf ein zahlreiches und dankbares Auditorium rechnen könnte; dies beweist schon der übergroße Zudrang zu den concerts spirituels und allen klassischen Musikproduktionen. Unsre Kunstrichter und Künstler sollten dies öfters in Anregung bringen und ins Werk zu setzen suchen.

Nun nachträglich noch ein paar Worte über die Darstellung des Timotheus. Die Solopartien wurden von Mad. Hasselt-Barth, von H. H. Staudigl und Lutz gesungen. Wir lernten da wieder die vielseitige musikalische Bildung der Mad. Hasselt bewundern, welche den ernsten gehaltvollen Oratoriengesang ebenso würdevoll und klassisch repräsentirte, als sie im Operngesang stets als gediegene wahre Künstlerin sich bewährt. Die herrliche Arie: »Töne sanft du lydisch Brautlied« in der ersten Abtheilung mußte sie jedesmal wiederholen. So tief ihre Auffassung der Musik und ihr Eingehen in den Styl der Komposition ist, so meisterhaft ist auch ihr Vortrag, so kräftig tönt ihre Stimme im Affekte, so weich und klangvoll im sotto voce. Selbst die etwas antiquirten Figuren trug sie treu und redlich und schön vor, ohne daran etwas modernisiren zu wollen. Staudigl, der wenig und noch dazu gewöhnlich in einer ihn genirenden hohen Tonlage darin beschäftigt ist, und Lutz bewährten sich wieder als treffliche Oratoriensänger. Dies ist um so rühmlicher, als diese Musik sehr schwer zu exekutiren ist. Chöre und Orchester wirkten mit großer Präzision, besonders effektvoll wurde die Introduktion und der Weck-Chor vorgetragen, der von kolossaler Wirkung ist. Die Schönheiten dieses Tonwerkes zu analysiren, wäre eine Riesenaufgabe; es ist ein mächtiges großes musikalisches Drama, durch Einheit, Wahrheit und Schönheit bis in die kleinsten Theile ausgezeichnet. Wenn es vielleicht im Allgemeinen weniger anspricht, als andre Oratorien von Händel, Haydn ꝛc., so liegt wohl die Schuld an unserm heutigen Geschmacke, der sich in seiner Richtung immer mehr davon entfernt hat, und dieser epischen Breite und dem etwas veralteten Style nicht mehr so zugethan ist. Wir bewundern das Werk so, wie wir etwa einen gothischen Riesen-

bau bewundern: aber wenn wir einen Dom bauen müßten, hätten wir doch nicht mehr den Muth und die geistige Weihe und den Sinn, ihn eben so zu bauen. Wir verehren eine solche Schöpfung wie ein ehrwürdiges überkommenes Heiligthum. — **L. M.**

An die Wiener Rezensenten.

Die Wiener Herren Referenten der dortigen Journale sind oft kuriose Käuze. Da jeremiadisiren sie Alle auf einmal, daß die Konzertzeit heranrücke, und sie das Gedudel und Gefidel der sogenannten Virtuosen anhören und rezensiren müßten. Aber meine werthen Herren und Freunde! warum schreibt Ihr denn ein Langes und Breites über das Heuschreckenvolk der Fingerstümper und Kehlengurgler? wozu ennuyirt Ihr Eure Residenz- und noch mehr die Provinzleser mit Berichten, wo auf einer Kolumne bewiesen wird, daß X kein Lißt und Y keine Lutzer sei? Thäten es denn nicht ein paar scharfe, gedrängte Worte auch, um diesen eingebildeten Größen sammt der Verwandtschaft zu sagen, daß Null nichts ist?? Wäre es nicht wohlthätiger für diese Andringlinge, sie entschieden zurückzuweisen, statt mit gedrechselten Phrasen ihnen weder hi! noch hott! zuzurufen, so daß sie in ihrem Eigendünkel nur fortfahren?! Ihr wißt es wohl, das wahre Talent wird selbst durch verletzenden Tadel nur angespornt, nicht gehemmt oder gar unterdrückt; und die Talentlosen sollen — sich »heimleuchten« lassen. Also ich bitte Euch, und mit mir gewiß viele Tausende Eurer Leser und Abonnenten (ich schreibe ein gewaltiges Wort für die Wiener Blätter gelassen nieder), gar keine, oder sehr kurze, die alleralllerkürzesten Konzertreferate zu liefern, Ihr erspart Euch dann die Jeremiade! **A. N.**

Aus Berlin.

November.

Die Entwendung eines bedeutenden Gemäldes, die am hellen Tage im hiesigen Museum verübt worden, blieb lange der Polizei ein Räthsel, bis der dreistgewordene Dieb sich vor einigen Tagen in einem hiesigen Bilderladen, wo er das Gemälde verhandeln wollte, selber fing. Obschon sein Diebstahl von großer Schlauheit zeugte, so ist er doch statt ins Gefängniß ins Irrenhaus gewandert, weil er die That im Zustande der Geistesabwesenheit verübt haben soll. Uebrigens hat der Dieb viel zu dem Glücke eines jungen Mannes beigetragen, des Lehrlings nämlich, der ihn festhielt, welcher die Prämie vom Museum (150 Thlr.) wie auch von der Polizei (100 Thlr.) bekam, und, um dies Kapital reicher, sich nun auf eigene Hand als Bilderhändler niederlassen kann.

Gestern ist Raupach's neuestes Lustspiel: »Die Belagerung von Gründberg« in überfülltem Hause einstimmig ausgepocht worden. Das Stück ist nicht ohne Talent gearbeitet, wie es nicht anders von diesem Manne erwartet werden kann; es hat aber den Fehler, daß es zu sehr in die Länge gezogen, zu sehr durch die Fülle der Personen zersplittert ist, wie denn überhaupt der Verfasser zu rasch arbeitet und zu viel schreibt, um alles gut und gediegen zu machen. Wirklich scheint die Sage: »Raupach gehe regelmäßig wie ein Zimmermann an seine poetischen Bauten, und verfertige tagtäglich seine bestimmte Anzahl Verse« einigen Grund zu haben.

Die Möser'schen wie die Schneider'schen Musikabende haben für diesen Winter wieder ihren Anfang genommen, wurden aber von dem Ole Bull'schen Quartettabend sehr in Schatten gestellt. In dieser Woche werden auch die Zimmermann'schen Quartette beginnen, und somit den Freunden Mozart's, Haydn's und Beethoven's wieder eine Fülle der edelsten, würdigsten Genüsse geboten.

Der hierselbst lebende tragische Dichter Firmenich hat in Gesellschaft mit dem Komponisten Kücken, der durch seine süß schmelzenden Melodien hinlänglich bekannt ist, ein Volkslied angekündigt, das Alles übertreffen soll, was je in dieser Art geleistet worden. Wie sollte auch nicht ein Dichter, der schon griechische, spanische, italienische und englische volksmäßige Lieder gesungen hat, nicht auch einmal ein deutsches zu Stande bringen? — **W.**

Notizen.

(Heiliger Eifer.) Robert der Teufel und Meyerbeer spielen die Hauptrolle in einem interessanten Prozesse, der am 15. September im Marseille vor dem Polizeitribunal verhandelt wurde. Die Sache verhält sich so: Bei einer Vorstellung der genannten Oper wurde im dritten Akte der Tanz der Geister nur von einem einzigen Cello begleitet. Weil nämlich in der Partitur des großen Theaters bei dieser Stelle Violoncello im Singular steht, so hatten die andern Cellisten einstweilen 𝄐 𝄐 Das indignirte Herrn Lambert, einen der ausgezeichnetsten Dilettanten auf dem Cello, passionirten Verehrer der Musik und Meyerbeers, in dem Maße, daß er auf der Stelle laut die Administration mit Vorwürfen überhäufte, weil sie des göttlichen Meisters erhabenes Werk so zu verunglimpfen wage. Der erste Rang krönte diese Rede mit lautem Applaus. Nach dem Akte verließ der wüthende Dilettant den Saal und setzte im Foyer seine Rede fort vor einer großen Versammlung, die stürmisch ihm Beifall rief. Ein Kommissär wollte Frieden stiften, war aber nicht mit seinen Insignien versehen, und erhielt im sich entwickelnden Streite den Titel: »impertinent.« In dem nun sich ergebenden Prozesse wurden eine Menge angesehener Zeugen vernommen. Die Vertheidigung von Lecourt soll ein Meisterstück poetisch-artistischer Gerichtsberedtsamkeit sein, und bewirkte, daß die erst erkannte zweimonatliche Gefängnißstrafe in eine sechstägige verwandelt wurde. Seht, dahin kann der Eifer für die Romantik führen! — **B. St.**

(Eigenthümliche Heilmethode.) Im Bicêtre zu Paris werden die Narren durch die Vorsorge des Dr. Leuret durch Musik kurirt. Die ihres Verstandes Beraubten lernen erst National-Gesänge im Chor mehrstimmig vortragen und singen später beim Gottesdienste. Es soll einen höchst wunderlichen Eindruck machen, diese geistlosen Gesichter die feierliche Musik gleichsam ohne Seele vortragen zu hören. Schon das Hören der Musik soll auf diese Unglücklichen eine bedeutende Wirkung ausüben. Die Mühe des Dr. Leuret soll ungeheuer sein, wie sein Fleiß und sein Eifer, aber er hat es, unterstützt vom Hrn. Guerry (Verfasser der Statistique morale de la france), einem ausgezeichneten Gelehrten und Musikfreund, dahin gebracht, daß er einen vollständigen Chor aus lauter Verrückten besitzt, der in seiner Abwesenheit von einem fast Geheilten dirigirt wird. **B. St.**

(Neusatz.) Ungeachtet hier bereits ein serbischer Musenalmanach von Paul Stamatovics unter dem Titel: „Serbska Pcela ili novi crjetnik“ (Serbische Biene oder neuer Blumenkranz) bei dem Buchdrucker und Buchhändler Paul Jankovics erscheint, so hat doch der hiesige gelehrte und patriotische Serbe, Dr. Peter Joanovics, ung. Landesadvokat, Prof. der Humanitätswissenschaften und der Philosophie an dem hiesigen nicht unirten Gymnasium und provis. Direktor desselben, einen neuen serbischen Almanach für das Jahr 1841 unter dem Titel: »Backa Vila« (Die Bácser Fee) angekündigt. Dieser Almanach wird gleichfalls bei dem thätigen P. Jankovics mit cyrillischen Lettern erscheinen. **Preßb. Ztg.**

Anzeige.

Wir wiederholen die Pränumerationsbedingnisse in Bezug auf den Jahrgang 1841 der Zeitschrift **„Ost und West.“**

Zu dem **wöchentlich zweimal** erscheinenden Hauptblatte in 4. werden Beilagen in **8.** unter dem Titel: Prag gegeben, welche lokale Zustände besprechen und **wöchentlich viermal** erscheinen sollen.

Wer in der Kunst- und Musikalienhandlung des Herrn Johann Hoffmann in Prag (Jesuitengasse Nr. 145) den ganzjährigen Pränumerationsbetrag von 7 fl. C. M. oder den halbjährigen pr. 3 fl. 30 kr. C. M. baar erlegt, erhält dafür **„Ost und West“ sammt den Beilagen** (jährlich 52 Bogen in 4. und 52 Bogen in 8.).

Durch die Postämter wird **„Ost und West“** sammt den Beiblättern wöchentlich zweimal um den bisherigen halbjährigen Pränumerationspreis pr. 3 fl. 54 kr. C. M. ohne Couvert (4 fl. 18 kr. C. M. mit Couvert) versendet. Die Pränumeranten auf der Post erhalten daher ebenfalls eine unentgeltliche Zugabe von 52 Bogen in 8.

In den Buchhandlungen kostet »Ost und West« halbjährig ohne Beiblätter: 3 fl. 30 kr. C. M. — mit den Beiblättern: 4 fl. 18 kr. C. M.

Die Beiblätter abgesondert kosten: 1 fl. 15 kr. C. M. halbjährig.

Die Bestellungen bittet man im Ausland durch Hrn. Fr. Hofmeister in Leipzig, in den österr. Provinzen durch die löbl. Buchhandlung Bauer und Dienböck in Wien zu machen.

(Berichtigung.) In Nr. 99 in dem Artikel: Prager Bühne ist Z. 29 v. o. zu lesen: Schöpfung des, st. Schöpfung, der — Z. 30 v. o. logirt nur st. logirt uns — Z. 42 v. o. Lob st. Loos — Z. 47 v. o. Schreusberry st. Schreusborry.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 101. Mittwoch den 16. Dezember **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Vor der unterirdischen Thüre, die aufwärts in einer Spitze endigte, stand ein Haiduk*) mit einem dreistöckigen Schnurrbarte. Der erste Stock ging rückwärts, der zweite gerade vorwärts, der letzte abwärts, was ihn einem Thier sehr ähnlich machte.

Der Jude krümmte sich dreifach zusammen, und schlich seitwärts zu ihm. »Euer Gnaden! mein edelgeborner Herr!«

»Jude, sprichst du mit mir?«

»Mit Euch, edelgeborner, gnädigster Herr.«

»Hm . . und ich bin ein gemeiner Haiduk!« sagte der dreistöckige Schnurrbart, und seine Miene erheiterte sich.

»Ich aber bei Gott dachte, daß Ihr der Woiwode selbst wäret. Ai, ai, ai . . .« fuhr er fort, drehte den Kopf hin und her und spreizte die Finger von sich. »Ai, welch ein würdiges Ansehen! bei Gott ein Obrist, ein vollkommener Obrist! Auch nicht eines Fingers Breite fehlt und der Obrist ist fertig. Man müßte den Herrn auf einen Hengst setzen, der so behend wie eine Fliege wäre, und dann müßte er die Regimenter mustern!«

Der Haiduk ordnete die unterste Etage seines Schnurrbarts, und seine Augen blitzten vor vollkommener Freude.

»Was für ein Volk, diese Soldaten!« fuhr der Jude fort: »was für ein schönes Volk! Schnürchen, Beschläge, Alles glänzt an ihnen wie die liebe Sonne; und die Mädchen, wo sie nur sehen einen Soldaten . . . ai ai!« und dabei drehte der Jude wieder mit dem Kopf.

Der Haiduk schlängelte die oberste Abtheilung seines Schnurrbarts um seinen Finger, und gab dabei einen Laut durch die Zähne von sich, dem Gewieher eines Pferdes nicht unähnlich.

»Ich bitte den Herrn, uns zu erweisen einen Dienst!« äußerte der Jude. »Der Fürst hier kommt aus fremdem Lande, und möchte gern sehen die Kosaken. Er sah noch in seinem Leben keine, und möchte gerne wissen, was für Leute sind diese Kosaken.«

Das Erscheinen ausländischer Grafen und Barone war in Polen nichts Ungewöhnliches: sie wurden allein durch die Neugierde hingezogen, diesen großentheils halbasiatischen Winkel Europa's zu sehen. Denn Rußland und die Ukraine hielt man schon für Asien. Der Haiduk bückte sich tief, und fing seiner Seits an:

»Ich weiß nicht, Hochedler Herr, warum Ihr die sehen wollt. — Es sind Hunde und keine Menschen. Auch ihre Religion ist so, daß sie niemand achtet.«

»Du lügst, Teufelssohn!« sagte Bulba: »Du selbst bist ein Hund! Wie kannst du sagen, daß niemand unsere Religion achtet?«

»Eh, he!« sagte der Haiduk: »und ich, Freund, weiß: daß du selbst einer von denen bist, die hier bei mir sitzen. Warte, ich werde die Unsern rufen.«

Taras sah seine Unbesonnenheit ein, doch Verdruß und Starrsinn hinderten ihn, seinen Fehler zu verbessern. Zum Glück lenkte der Jude Jankel augenblicklich ein.

»Hochedler Herr! wie könnte der Graf ein Kosak sein? Und wäre er ein Kosak, wo würde er ein solches Kleid hernehmen, und ein solch gräfliches Ansehn?«

»Sprich, was du willst!« sagte der Haiduk, und öffnete schon seinen breiten Mund, um zu rufen.

»Eure königliche Hoheit! Schreien Sie nicht! Um Gottes Willen! Schreien Sie nicht!« bat Jankel, »Schreien Sie nicht! wir werden Ihnen dafür so viel zahlen, wie Sie noch nie gesehen haben: wir geben Ihnen zwei Dukaten in Gold.«

»Eh! zwei Dukaten? zwei Dukaten? das ist nichts. Ich gebe dem Barbier zwei Dukaten dafür, daß er mir den Bart abrasirt, und das nur zur Hälfte. Jude, gib hundert Dukaten!« Dabei drehte der Haiduk den obersten Schnurrbart. »Und wenn du nicht hundert Dukaten gibst, den Augenblick schrei ich.«

»Und warum denn so viel?« sagte der erbleichende Jude betrübt, indem er seinen ledernen Beutel öffnete. Nun war es aber sein Glück, daß sich nichts mehr darin befand, und der Haiduk auch nicht weiter, als bis hundert zu zählen wußte. »Herr! Herr! entfernen wir uns geschwind! Sehet, was das hier für ein böses Volk ist!« sagte Jankel, als er sah, daß der Haiduk die Dukaten auf der flachen Hand betrachtete, als ob er bedauerte, nicht mehr gefordert zu haben. »Du Teufels-Haiduk,« rief Bulba: »das Geld hast du genommen und willst uns nichts zeigen? Nicht so, du mußt zeigen. Wenn du das Geld bekamst, so hast du kein Recht uns dies zu verweigern.«

»Geht, geht zum Teufel! wenn nicht, so geb' ich sogleich ein Zeichen, und man wird euch . . . Entfernt euch von hier, sag' ich, geschwind!«

»Herr! Herr! gehn wir, um Gotteswillen gehn wir. Mögen sie so was träumen, daß man drauf spucken muß«, schrie der bleiche Jankel.

Bulba wandte sich und ging langsam zurück mit gesenktem Kopf, von den Vorwürfen des Juden begleitet, welcher sich über die verlornen Dukaten ungemein grämte. »Wozu ihn reizen? Lasse man den Hund zanken! das ist ein Volk, welches ohne Zank nicht sein kann!

*) Haiduke im 16. Jahrhundert ein leichtbewaffneter Infanterist, später bedeutete es einen Bedienten beim Adel, den man in das Kostüm eines Haiduken kleidete.

Ach, wei mir, welch Glück beschert nicht Gott den Menschen! hundert Dukaten dafür, daß er uns fortjagte! Und unser einem: uns reißt man die Locken aus, und richtet uns die Schnauze zu, daß man nicht darauf schauen kann, und niemand gibt uns hundert Dukaten dafür. O mein Gott! Barmherziger Gott!«

Nun aber hatte dies Mißgeschick auf Bulba eine mächtige Wirkung geäußert, die mit verzehrenden Flammen aus seinen Augen leuchtete.

»Gehn wir!« sagte er plötzlich, als schüttelte es ihn: »gehn wir auf den Platz. Ich will sehn, wie man ihn martert.«

»Oi Herr, wozu hingehn? Damit können wir nicht helfen.«

»Wir gehn!« sagte Bulba störeisch, und seufzend folgte ihm der Jude wie eine Wärterin nach.

Der Richtplatz war nicht schwer aufzufinden: das Volk strömte von allen Seiten dahin. In jenen rohen Zeiten war dies eines der angenehmsten Schauspiele, nicht blos für den Pöbel, sondern auch für die höhern Stände. Viele strenge alte Frauen, viele junge Mädchen und sehr furchtsame Feauenzimmer, welchen die Nacht darauf von den blutigen Leichnamen träumte, und die im Schlaf so laut aufschrieen, wie nur ein betrunkener Husar schreien kann, unterließen es doch nicht diese Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Neugierde zu benützen. »Ach welche Martern!« schrieen Viele von ihnen bebend wie im hysterischen Fieber, indem sie ihre Augen bedeckten und sich wegwandten, wo sie hingegen ein anderesmal lange genug aushielten. Ein Anderer sperrte den Mund auf und breitete die Arme aus, indem er wünschte, den Uebrigen auf den Kopf zu springen, um nur besser sehen zu können.— Aus dem Haufen schmaler, kleiner und gewöhnlicher Köpfe streckte ein Metzger sein breites Gesicht heraus, und beobachtete den ganzen Prozeß mit der Miene eines Kenners, wobei er sich in ausgesuchten Worten mit einem Waffenschmied unterredete, welchen er Gevatter nannte, aus dem einzigen Grunde, weil sie an Festtagen in einer Schenke zusammen zu trinken pflegten. Einige unterhielten sich lebhaft, Andere nahmen Partei; doch bestand der größte Theil aus solchen, die auf die ganze Welt, und Alles, was darauf vorgeht und geschieht, die Hände in die Taschen steckend, schauen. Im Vordergrund, gleich hinter Schnurrbärten, welche die Stadtgarde bildeten, stand in militärischer Kleidung ein junger Edelmann oder Einer, der sich für einen solchen ausgab, welcher alles anhatte, was er besaß, so daß in seiner Wohnung außer einem zerrissenen Hemde und alten Stiefeln nichts zurückblieb. Zwei Kettchen, eine über der andern, hingen mit irgend einer Medaille um seinen Nacken. Er stand mit seiner geliebten Jusia und schaute sich beständig um, damit Niemand ihr seidenes Kleid beschmutze. Er erklärte ihr alles, so, daß gewiß nichts hinzuzufügen blieb.

»Sehen Sie, Seelchen Jusia,« sagte er: »das ganze Volk, welches Sie hier sehn, ist gekommen, um zu betrachten, wie man die Verbrecher strafen wird. Und der dort, Seelchen, den sie dort sehen, das Beil und andere Instrumente in der Hand haltend, das ist der Scharfrichter, und der wird die Strafen vollziehn. Wenn er anfängt den Missethäter zu rädern und andere Martern vorzunehmen, da wird dieser noch am Leben sein; wie man ihm aber den Kopf abschneidet, Seelchen, so ist er auf der Stelle todt. Anfangs wird er schreien, und sich bäumen; wenn man ihm aber den Kopf abhackt, wird er nicht mehr schreien, nicht essen, und nicht trinken können, und das deßwegen, weil er, Seelchen, keinen Kopf mehr haben wird.« Und alles dies hörte Jusia mit Furcht und Neugierde an. Die Dächer der Häuser waren mit Volk besäet. Aus den Dachlucken schauten wunderliche Gesichter mit Schnurrbärten, und andere in Häubchen heraus. Auf Balkonen unter Baldachinen saßen die Vornehmen. Das schöne, wie Zucker blendend weiße Händchen der lächelnden Panna*) hielt sich am eisernen Geländer. Hochedle, wohlbeleibte Herren schauten mit wichtiger Miene zu. Ein Diener in glänzendem Putz trug mit zurückgeschlagenen Aermeln Getränke und Speisen herum. — Die schwarzäugige muthwillige Schöne ergriff manchmal mit ihrem blendenden Händchen Kuchen und Obst, es unter die Menge schleudernd. Ein Haufe hungriger Ritter hielt die Mützen zum Auffangen unter, und irgend ein langer Schlachtic, in einem rothen abgeschabten Kleide mit matt gewordenen Goldschnüren, streckte seinen Kopf unter der Menge hervor, erhaschte es der erste, mit Hilfe seiner langen Arme, küßte die erlangte Beute, drückte sie ans Herz, und schob sie dann in den Mund. Der unter dem Balkon im goldenen Käfig hängende Falke war auch Zuschauer: er bog den Schnabel zur Seite, hob den Fuß in die Höhe, und betrachtete seiner Seits das Volk aufmerksam. Plötzlich erhob sich unter dem Haufen ein Lärm, und von allen Seiten ertönte es: »man führt sie! man führt sie! Die Kosaken!«

Sie gingen mit entblößten Häuptern und langen Zubs, ihre Bärte waren lang; sie gingen weder furchtsam, noch trotzig, doch mit einem stillen Stolz; ihre Gewänder aus kostbarem Tuch waren abgetragen und hingen um sie wie alte Lappen; auf das Volk schauten sie nicht; Ostap ging den andern voran.

Was fühlte der alte Taras, als er seinen Ostap sah? Was ging in seinem Herzen vor? Er schaute aus der Menge auf ihn, und keine seiner Bewegungen ging für ihn verloren. Sie nahten schon dem Richtplatz. Ostap blieb stehen. Er sollte der erste den bitteren Kelch leeren. Er schaute auf die Seinen, erhob die Hand, und sagte laut: »Gott gebe, daß keiner von den Ketzern, wie viele hier stehen, daß keiner höre, wie ein Christ gemartert wird! daß keiner von uns ein Wort spreche!« Hierauf näherte er sich dem Schafot. »Gut, mein Sohn, gut!« sagte leise der alte Bulba und senkte seinen grauen Kopf zur Erde.

Der Nachrichter streifte von Ostap die Lappen seiner Kleidung herunter; man band ihm die Hände und Füße in eine eigends dazu gemachte Bank und . . . . ich werde meine Leser nicht mit der Beschreibung dieser höllischen Martern, wobei ihnen die Haare zu Berge stehen würden, foltern. Sie waren der Ausgeburt jenes rohen grausamen Zeitalters, wo der Mensch ein blutiges Leben führte, und im Waffengetümmel sein Herz so sehr abhärtete, daß es taub wurde gegen alle Menschenliebe. Wir müssen gestehen, daß der König immer einer der ersten Gegner war dieser grausamen Maßregeln. Er sah sehr gut ein, daß eine so gräßliche Bestrafung nur dazu geeignet sei, die Rache der Kosaken noch mehr zu entflammen. Doch vermochte der König Nichts wider den kühnen Willen der Magnaten des Reichs, die mit unbegreiflicher Unvorsichtigkeit und kindischer Eigenliebe, stolz ohne Grund den Landtag unterbrachen, und in eine Satyre gegen die Regierung verwandelten. Ostap ertrug die Martern wie ein Riese, mit einer Stärke, die man sich nicht vorstellen kann; und als man anfing, ihm die Knochen an den Armen und Beinen zu zerschlagen, so daß ein gräßliches Krachen derselben selbst der entfernt stehenden todtenstillen Menge hörbar wurde, als die Pane ihre Augen wegwandten— auch da entfuhr nicht das leiseste Gestöhn seinen Lippen, sein Gesicht zuckte nicht. Taras stand unter der Menge mit gesenktem Haupte, aber mit erhobenen Augen, und sagte nur beifällig: »Brav, mein Sohn, brav!«

Zuletzt schien dem Gequälten die Kraft zu sinken. Als er neue Marterwerkzeuge erblickte, mit denen man sich anschickte, ihm die Muskeln auszuziehn, so fingen seine Lippen an, sich zu bewegen. »Vater!«

*) Panna, so viel als Fräulein.

sagte er mit fester Stimme, in deren Ton sich der Wunsch ausdrückte, die Marteen zu überwältigen: »Vater! wo bist du? hörst du mich?«

»Ich höre dich!« klang es durch die allgemeine Stille, und die Million Volkes zuckte plötzlich zusammen. Berittene Soldaten stürzten geschäftig herbei, die Haufen des Volkes zu durchsuchen. Jankel ward bleich wie der Tod. Als sie sich ein wenig entfernt hatten, sah er sich mit Schrecken um — Taras war aber nicht mehr neben ihm; jede Spur von ihm war verschwunden.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Teplitz.

III.

Teplitz, den 1. August 1840.

Ich kann es kaum glauben, daß ich schon neunzehn Tage in Teplitz bin, wovon freilich die Stadt nicht viel zu erzählen wüßte, indem ich mit ihr nur die Nächte, und nicht die Tage theile. — Warum gehört aber auch in unserm lieben Vaterlande ein schönes Wetter bald zu den Raritäten, besonders im heurigen Sommer, wo man stets auf der Lauer sein muß, wenn man einige Sonnenstrahlen erhaschen will, um sie zu einem vergnüglichen Ausflug zu benützen. Und so kam es, daß ich vor ein Paar Tagen nach Außig fuhr, und bei dieser Gelegenheit alle drei, nahe an der Straße errichteten Monumente besah. Da Du sie aus sehr guten Lithographien kennst, so wäre alles Lange und Breite darüber wahrhaft überflüßig; nur das sei bemerkt, daß das vor Kulm von Sr. Majestät unserm Kaiser aufgestellte, und den im letzten Befreiungskriege hier gefallenen Russen gewidmete Denkmal das schönste und geschmackvollste, dagegen das bei Arbessau dem Feld-Zeugmeister Grafen Colloredo errichtete Monument das kolossalste, so wie das von weiland dem Könige von Preußen seinen hier gebliebenen Kriegern gewidmete zwar nett, jedoch das kleinste ist. Der Aufseher beim ersten Monument, ein Invalide von feinerm Benehmen, spricht gut deutsch, und hält seine sehr nette Wohnung und den eingefriedeten Raum nicht nur äußerst rein, sondern pflegt auch den Blumenflor darin mit vieler Sorgfalt; der Wächter des kolossalen Denkmals, ebenfalls ein Invalide, ist etwas älter, und lebt als geborener Böhme mit der deutschen Sprache im immerwährenden Krieg; denn als ich ihn frug, ob er den Feld-Zeugmeister Grafen Colloredo persönlich gekannt hätte? gab er zur Antwort: »O sehr gut, hat sie mir manigesmal bei Schnauzbart genummen, — er war sie sehr freundlicher Herr.« Nach dieser Sprachniederlage setzte ich meinen Weg weiter fort, der, je mehr man sich der Gegend nähert, wo die Braunkohle heimisch ist, immer mehr und mehr an Interesse verliert; doch bald ist man in der alten Stadt Außig, die sich jetzt auch zu verjüngen gedenkt. Sie hat vollkommen recht, daß sie ihres schmutzigen Gewandes einmal los werden will, um der Elbe und dem Schreckenstein gegenüber nicht gar so armselig auszusehen. — Außig birgt einen Kunstschatz von unnennbarem Werthe in sich, ich meine die berühmte Madonna nach Carlo Dolce von Mengs, dem deutschen Raphael, zu der in jeder Badezeit ganze Karavanen von Malern und Kunstfreunden wallfahrten, und so, wie ich, entzückt von dannen gehen. Es ist aber auch ein Bild, worin die Kunst ihren schönsten Triumph über die Natur feiert. Während der Kirchendiener mir von den wunderschönen Augenwimpern der Madonna, dann von den so künstlich ausgearbeiteten Fäden und Härchen an ihrem wollenen Kopftuche mit Elsterzunge ein Endloses vorschwatzte, stand ich über den seelenvollen Ausdruck ihrer klaren blauen Augen in Betrachtung versunken. Freund! ich betheure es Dir, daß noch kein Kunstwerk der Malerei mich so ergriffen hat, wie dieses, woran die Farbe, ja alles Materielle vergeistigt ist, und welches daher das wahrhaft Schöne der Kunst mehr, als alle Theorien der Welt darzustellen im Stande ist. Nur der herannahende Abend, der mich nach Teplitz zu bringen hatte, konnte mich von dem herrlichen Meisterwerke trennen, sonst würde ich vielleicht noch immer vor ihm stehen. Ich ging nun dem Elbeufer entlang, bis ich den schroffen Schreckenstein sammt seiner Burg erblickte; dahin zu überschiffen war die Zeit zu kurz. Im schnellen Trott verließ ich Außig, und langte, von den letzten Strahlen der Sonne begleitet in Teplitz an. — Gleich den folgenden Tag fuhr ich nach dem freundlichen Ossek. — Du kennst das Kloster sammt seiner Umgebung so gut als ich, und erinnerst Dich gewiß der sehr langen Kirche, und des Parkes, an denen die Zeit bisher nichts geändert hat. Die herrliche Aussicht aus dem Speisezimmer der Prälatur kann wohlgemuth die Aussicht von der Wilhelmshöhe in die Schranken fordern. Die anstoßenden Zimmer enthalten mehre meisterhafte Bilder, worunter das außerordentlich wohlgetroffene Portrait des dortigen Herrn Prälaten Jeden überraschen muß. C. Vogel, der Meister des Bildes, gehört zu den seltenen Malern, die nicht nur ein sehr treues Facsimile einer Physiognomie, sondern auch den innern Charakter in Farben zu geben verstehen. Von da ging ich auf das Chor, um die neue Orgel zu sehen und zu probiren, die erst fertig geworden. Ihr Corpus ist stattlich und nicht getheilt, dabei aber mit einem Regier-Tisch versehen. Ich spielte ein Paar Fugen mit allen Stimmen, und fand die Wirkung im Ganzen gut, doch bei so vielen Registern (mehr als dreißig) fand ich sie unter meiner Erwartung. Der Schnarr-Baß von einer sehr lockern Vibration knarrt, statt zu tönen, und ist deßhalb abscheulich; ich ließ ihn sogleich verstummen. Die Zeit war zu kurz, um ins Detail einzugehen, ob alle Stimmen darin in einem gehörigen Verhältniß zu einander stehen, ohne welche Prüfung ein kunstgerechtes Urtheil unmöglich ist. Doch wenn ich das Werk mit der in Hof von den Gebrüdern Heidenreich neu erbauten Orgel, auf der ich im vorigen Jahre gespielt, vergleiche, hätte ich wohl keinen Grund mehr, Ossek der Orgel wegen zu zu besuchen. Merkwürdig bleibt es aber jedenfalls, daß das Werk nicht von einem gelernten Orgelbauer, sondern von einem Manne, der früher Schneider war, erbaut wurde. Er heißt Johann Feller. Schon als Knabe von 8 Jahren zeigte er ein entschiedenes Talent zum Orgelbau, indem er ein Kästchen mit Pfeifen und Tasten verfertigte, und seine Mitschüler damit unterhielt. Sein Vater, der ihm die Schneiderei aufhalste, starb dem Talente wie gelegen; der Sohn warf die Nadel weg, und griff nach dem Hobel, kurz er ward Orgelbauer, und lebt jetzt glücklich in Königswalt in der Nähe von Teplitz, und kann den Bestellungen, die er von allen Seiten bekömmt, kaum genügen. Wohl dem, der so glücklich ist, noch zu rechter Zeit den ihm von der Natur vorgezeichneten Pfad zu finden, um seine Lebenswanderung auf demselben fortsetzen zu können. Für so glücklich hält sich auch

Dein Freund

W. J. Tomaschek.

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater in Prag.

V.

Göttliche Sara!

»Reich mir einen großen Gedanken, daß ich mich erquicke!« — Also sprach weiland Herder zu seinem Sohne. »Gib mir ein Glas Sekt, Schurke!« Also rief weiland Falstaff in einer Kneipe zu Eastcheap dem Kellner zu. — »Gib mir einen Witz, Berlinerin, daß ich den Čechen erquicke!« — Prag und kein Witz, und die Čechen, und abermals kein Witz. Sie haben große Gedanken und gutes Bier, aber schlechten Witz. Und das ist gut. Ihre Melancholie ist Abadonas schwermüthiger Ernst, ihre Lustigkeit das Pelotonfeuer eines unversiegbaren Humors. Und wenn an ihren Kirchweihfesten durch alle Gauen die Fahne des Jubels flattert, wenn dann aus allen seinen Schleußen das Land alle Musikanten mit ihren Instrumenten und Dudelsäcken ausgespieen, wenn dann die Volksgesänge ertönen und weithin erschallen von den Knäufen des grauen Prags bis zum beschneiten Haupt des Riesengebirges, so steigt aus diesem ganzen Lustfeuerwerk doch keine Witzrakete auf, und in der Sonnenfronte des Jubels dämmern stets einige elegische Monde. Und wie liebe ich sie darum, daß sie keinen Witz haben, wenigstens keinen Lerchenfelder Witz, und keine Possen, wenigstens keine Wiener Possen. Auf diese Ideen kam ich den 29. November durch die Ironie des Lebens selbst, und durch die Aufführung einer Posse: Der Springinsfeld und der Seiler, bearbeitet nach Lemberts Fortunat von Týl. Da die Posse selbst, so wie die Aufführung derselben nicht zu den glänzendsten Phänomenen des böhmischen Theaters gehören, so laß mich, holde Sara, darüber schweigen.

Den 6. Dezemb. wurde »Der Maler,« 3aktiges Rührstück von Scribe nach Štěpanek's Uebersetzung, und eine wundersame Pantomime mit vielen Füßen aber ohne Kopf aufgeführt. Das Stück selbst ist Nießwurz in einer eleganten Salontabatiere zum Nutzen einer Erektion der Thränendrüsen. Da es mit der löblichsten Sorgfalt und Rundung gegeben wurde, so konnte es auch seinen feuchten Zweck nicht verfehlen. Herr Kolar gab den Maler bis in die feinsten Nüancen, mit solch' einer Sorgfalt und Delikatesse, daß ich diese Partie zu seinen gelungensten zähle. Nicht minder ausgezeichnet waren Dem. Manc-

tinsky als Hermance und Hr. Skalny als Baron von Rethu. Da auch Hr. Hametner (August) und Dem. Jaksch (Viktorine) ins Zusammenspiel mit Fleiß und Aufmerksamkeit eingriffen, so muß ich, theure Sara, wenn ich nicht boshaft sein will, diese Vorstellung eine der gelungensten dieser Saison nennen. Die Pantomime war, wie ich schon oben bemerkt, sehr arm an mimischem Interesse, die Tänze der zweiten Abtheilung aber waren durchgehends sehr wacker und präzis ausgeführt. Dieselbe Vorstellung wurde am 8. Dezember mit eben derselben Sorgfalt wiederholt. Ehe ich mein rhapsodisch-wahnsinniges Referat schließe, mache ich Dir kund und zu wissen, daß am 20. Dez. Schillers Wallenstein nach der Uebersetzung des Kolár zur Aufführung kömmt. Die Čechen freuen sich darüber, und sind auf das kühne Unternehmen gespannt. Die Böhmen (les Allemands) wundern sich über die Keckheit und Waghalsigkeit, und schreien Zeter und Weh über den Verwegenen, der sich erdreistet, Schillers Riesenwerk bei dem so beschränkten status quo der čechischen Bühne, einem Publikum vorzuführen, das seinen Genius noch nicht begreift. O holde Sara! Eine Thräne steht mir im Auge! — O könnte ich nur in Aristophanes Wolken segeln, ich wollte Hagel und Blitze herabschleudern, wie weiland Jupiter touans auf Roma's verdorbenes Geschlecht. Ja, in meinem lieben Deutschland gibt es Bühnen und Hofbühnen, welche Schillers und Shakesspeares Riesenwerke mit eben so viel Kühnheit aufzuführen sich nicht entblöden, und fürwahr, sie sind nicht werth, dieser čechischen Bühne die Schuhriemen aufzulösen. Ich erinnere Dich nur, göttliche Sara, par exemple an Görlitz, Meiningen, Altenburg, Rudolstadt, Sonderhausen 2c. Ja, ich lobe es! Sie sollen ihn haben — den Wallenstein, die Čechen sollen ihn haben, denn er war ihr Landsmann. Aus böhmischer Erde stieg sein bewundert Meteor empor, auf böhmischer Erde mußt' es wieder sinken. Da, sie sollen ihn haben! Dein wohl affektionirter

Medardus.

Prager Bühne.

Den 11. Dezember zum Erstenmal: »Werner,« bürgerliches Schauspiel von Gutzkow. Benefice des Herrn Dietz.

Die Theaterfreunde sahen schon lange der Aufführung dieses vielbesprochenen Schauspiels mit gespannter Erwartung entgegen. Das zahlreich versammelte Publikum folgte mit seltner Aufmerksamkeit dem Gange der Handlung. Man ließ sich nicht vorschnell hinreißen, man prüfte, man überlegte, ward immer wärmer und wärmer und zollte endlich dem Ganzen einen für den Verfasser um so ehrenvolleren Beifall, als ihm eine bedächtige Untersuchung zu Grunde lag — kurz, dieses Schauspiel erfreute sich eines glänzenden Erfolges.

Wesentlich zu diesem glänzenden Erfolge trug vor Allem die Wahl des Stoffes bei. Er ist, was allerdings einen Unterschied macht, dem gewöhnlichen und nicht dem gemeinen Leben entnommen. Fast jeder Zuschauer im Publikum liebt es sich selbst gespielt zu sehn; aber nur den besseren Theil seines Wirkens und Fühlens, nicht den, dessen er sich schämt, will er sich vorführen lassen, nicht jenes Misère, dem zu entfliehen er sich der Muse in die Arme wirft, will er im Schauspielhause wiederfinden, nein! er fordert eine Handlung, die seine bessere Empfindung in Anspruch nimmt, die ihm aus der Analogie ähnlicher Erlebnisse entweder an sich oder an anderen ihm bekannten Personen ein erhöhtes Interesse abgewinnt. Dadurch beantwortet sich von selbst ein Vorwurf, den man hie und da in Journalen diesem Schauspiel machte, daß nämlich die Familien-Aehnlichkeit mit den Rührstücken einer früheren Periode nicht zu verkennen sei. Es ist damit, wie mit den meisten physiognomischen Aehnlichkeiten. Zwei Brüder, der eine schön, der andere häßlich, haben oft beide denselben Familienzug, und dennoch ist der eine schön und der andere häßlich. So konnte die Physiognomie »Werners« einem der Ifflandischen Geisteskinder ähnlich sehen, aber gewiß nicht zum Verwechseln. Die Lineamente der Wahrheit, der Gemüthlichkeit mögen sie beide haben, aber Werners Physiognomie hat Züge von Poesie, von Adel, die dem andern fehlen. Gutzkows Dichtung mag vielleicht zum Genre der Rührstücke gehören, — überflügelt sie aber alle, weil die bisherigen Rührstücke nicht zum Genre der Dichtung gehören.

Die Natur der Handlung (der Unterschied zwischen Stoff eines Drama's und Handlung eines Drama's bedarf wohl keiner weitern Erklärung) ließ es nicht zu, daß der Dichter auch seine Vielseitigkeit in der Charakterzeichnung bewähre. Nur der Charakter des Werner ist neu; allein die Fabel des Stücks verträgt nicht mehr, da durch das Hinzufügen eines zweiten, gleich wichtigen Charakters, das Interesse nur zersplittert worden wäre. Werners Charakter aber ist originell, wahr, und mit tiefer Kenntniß der Zeit, des Menschen und des Lebens erfaßt. Selbst, wo Werner schwankt, wo er der Konsequenz entbehrt, hat der Dichter nicht die Gewalt über seine Schöpfung verloren, sondern er will ihn schwanken, will ihn inkonsequent werden lassen, so weit es nämlich geschehen muß, um der Lebens-Wahrheit treu zu bleiben, so weit es geschehen kann, ohne dem Helden des Stückes jene Achtung zu entziehen, die der Zuschauer nothwendig für ihn fühlen muß, wenn er anders mit ihm sympathisiren soll.

Die Handlung selbst ist gerade nicht reich, aber mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit auf die einzelnen Akte und Scenen so vertheilt, daß sie nirgend still steht, oder wenigstens daß man den Stillstand erst bemerkt, wenn sie wieder vorrückt. Der Verfasser ist ein guter dramatischer Wirth, der nicht an einer Stelle verschwendet und dann an einer andern geizt, sondern der sich gehörig einrichtet, und dadurch alle Verlegenheiten vermeidet. Die Handlung hat trotz ihrer mindern Bedeutenheit ihre Stadien, ihre wichtigen Momente, die zweckmäßig zu drastischen Effekten benützt wurden; dieser aber bedarf der Dichter, und man hätte sehr Unrecht, ihn deßhalb der Effekthascherei zu beschuldigen. Der Dichter soll nicht buhlen um die Gunst des großen Haufen, aber er soll es verstehn auf die Massen zu wirken. — Was dem Alterthume der Redner war, das ist uns in Ermanglung eines eigentlichen öffentlichen Lebens der Dichter. Wie der Redner jetzt die Lachlust der Hörer durch einen Scherz erregt, dann gleich durch eine lebhafte Schilderung ihre Empfindung vorbereitet und im nächsten Augenblicke die Versammlung rührt, erschüttert, begeistert, so muß es in gleichem Grade auch der Dichter können. Nur sei bei Beiden die allgemeine Heiterkeit und die Thräne nicht Zweck, sondern blos ein Mittel, und nur der Dichter, der es zum Zweck macht, ist Effekthascher.

Gutzkow schrieb seinen Werner nicht für Dichter, nicht für Gelehrte, nicht einmal blos für den sogenannten Gebildeten — er schrieb ihn für das Volk. — Er muß ihm faßlich werden, er darf kein Mittel außer Acht lassen, dessen Aufmerksamkeit zu fesseln. Er schrieb nicht für einzelne Stände, er schrieb für Groß und Klein, für Vornehme und Geringe, für Geschäftsleute, für Frauen, vielleicht auch sogar für Rezensenten, denen zu Liebe er einige kleine Mängel beibehalten zu haben scheint, damit die guten Leute doch auch ihre Freude dran hätten; denn was wäre einem Rezensenten ein Stück, an dem es gar nichts zu tadeln gäbe. Sehr ergiebig wird die Tadellese jedoch nicht ausfallen. Höchstens ließe sich gegen den Schluß etwas sagen; denn dieser ist in der That unbefriedigend, mußte es wohl sein; insbesondere ist das Opfer Werners, wieder Heinrich von Jordan zu heißen und Rath zu werden, denn doch zu wenig Opfer. Das ist keine Resignation, das ist ein Avancement. Vielleicht findet es auch Mancher unzart, daß Heinrich von Julien begehrt, sie solle Marien portraitiren, daß Heinrich (freilich wird dies nur erzählt) sich selbst mit einer verletzenden Rücksichtslosigkeit einen Grafen von Gleichen nennt. Doch was wollen diese Geringfügigkeiten gegen das schöne Ganze, gegen die vielen einzelnen Schönheiten des Werkes sagen.

Der Dialog ist, um kurz zu sein, vortrefflich. Die Darstellung war eine der besten seit langer Zeit, und die Regie sowohl als die Darsteller verdienen die ehrenvollste Anerkennung. Hr. Dietz (Heinrich von Jordan) löste seine höchst schwierige Aufgabe zur allgemeinsten Zufriedenheit. Die Rolle gestaltete sich in den Händen des talentvollen Darstellers zu einem gelungenen Zeitportrait, sie war tief durchdacht, ohne darum auch im Mindesten der poetischen Frische zu entbehren. Von gleicher Gediegenheit war die Leistung der Dem. Herbst (Julie). Besonders war die Mäßigung zu loben, mit welcher sich Dem. Herbst in den ersten Akten der Idee des Ganzen unterordnete. Die Partie gewann dadurch an Wirksamkeit, wie endlich die Situationen des dritten und vierten Aktes Julien in den Vordergrund stellen. Dem. Frey (Marie) gut, recht gut, vielleicht zu gut, denn die Marie war schon etwas in das Tragische hinübergespielt. Marie ist ein schlichtes Mädchen, die mit ihrem tiefen Seelenschmerz kein Eclat machen will. Gegen eine so reichbegabte Schauspielerin wie Dem. Frey darf ein Wort des Tadels eher laut werden, da sich die Gelegenheit sie mit Fug und Recht zu loben, gewiß bald wieder finden wird. Hr. Fischer (Assessor Wolf) versuchte sich als Intrigant (ein ihm neues Rollenfach) mit Glück. — Die Herren Bayer, Polawsky und Walter, obwohl diesmal nur in untergeordneten Rollen beschäftigt, wirkten mit Lust und Liebe zur Sache. Auch Hr. Reeking (Referendar Fels) gefiel.

Mad. Allram, die als Frau Schulz ebenfalls zum Gelingen des Ganzen redlich beitrug, wird die zweite Vorstellung des Werners zu ihrem Benefice geben. Die Wahl dieses höchst gelungenen Stückes ist sehr zu loben und läßt, wenn man die vieljährigen Verdienste der Mad. Allram um unsere Bühne erwägt, um so eher einen zahlreichen Besuch erwarten.

—rer.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 102. Samstag den 19. Dezember 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West" (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Gedichte von Friedrich Bach.

Der Rosenstrauch.

Was ist's, was hinter mir so bang,
Unheimlich rauscht, und klagt,
Wie eines irren Geistes Sang,
Dem Glück und Ruh' versagt!? —

Das Röslein ist's, von dem ich heut
Verwundet worden bin;
Aus locker'm Boden zog mein Kleid
Die schöne Quälerin! —

Und ob mich auch dein Rosenmund,
O Mädchen, schmerzlich stach,
Dein Sehnen hob ich aus dem Grund,
Es klagt mir ewig nach!

Wolken.

Herrlich ist's, emporzuschauen
Zu des Himmels Heiterkeit! —
Nur im Westen, fern im Grauen,
Steht ein Wölkchen, klein und weit! —

Aber wenige Minuten,
Und es spinnt im Aethermeere
Lange, lange graue Ruthen,
Schwarze, schauerliche Flöre! —

Schöner Himmel — süßes Lieben! —
Eine Wolke, fern versteckt,
Lauscht so lang', bis sie mit trüben
Wettern traurig ihn verdeckt!

Taras Bulba.

Nach dem Russischen des Gogol.

(Beschluß.)

IX.

Bald zeigte sich Bulba's Spur. Ein Heer von 30,000 Kosaken erschien an der Grenze der Ukraine. Es war keine Schaar, die nach Beute auszog, oder das Interesse eines Einzelnen verfocht: es handelte sich um eine allgemeine Angelegenheit. Es war eine ganze Nation, der die Geduld ausgegangen war, die sich erhob, die Kränkung ihrer Rechte, die Unterdrückung ihrer Religion und Gebräuche, den treubrüchigen Mord ihrer Hetmane und Heerführer, das Aufdringen der jüdischen Pächter, und Alles, wodurch sich das unterdrückte Volk gekränkt fühlte, zu rächen. — Der Befehlshaber des Heeres war der Hetman Ostranica, ein noch junger Mann, von dem Wunsche erglühend, den beengenden Despotismus von seinem Volke abzuschütteln, den die Magnaten des Reichs durch ihre Selbstregierung demselben auferlegten, und die Ukraine von den Juden und von fremdem Einfluß zu erlösen. Neben ihm stand sein hochbejahrter erfahrner Freund und Rathgeber Gunja. Vierzig tausend Pferde wieherten ungeduldig unter Reitern und ohne Reiter. Acht Regimenter, eine Hälfte zu Pferd, die andere zu Fuß, schritten in rothen, gelben und blauen Röcken stolz einher. Acht erfahrene Führer standen an ihrer Spitze, mit dem ernsten, kalten Winke ihrer Brauen den ungeduldigen Marsch beschleunigend oder hemmend. Eine dieser Heeresabtheilungen führte Bulba an. Seine vorgerückten Jahre, sein Ruhm und seine Erfahrung gaben ihm einen überwiegenden Einfluß im Rathe; doch schien seine unerbittliche, grausame Strenge selbst den tief gekränkten Rächern entsetzlich. Sein Rath athmete Nichts, als gänzliche Vernichtung, sein grauer Kopf stimmte nur für Feuer und Galgen. Ich werde weder alle Schlachten beschreiben, in denen sich die Kosaken auszeichneten, noch die Reihe der folgenden Bewegungen des großen Feldzuges; solches gehört der Geschichte an. In derselben ist es genau beschrieben, wie die polnische Garnison aus den befreiten Städten floh, wie die gewissenlosen jüdischen Pächter gehenkt wurden; wie schwach der Hetman der Krone, Nikolaus Potocki, troß seines zahlreichen Heeres, gegen diese unüberwindliche Macht war, wie, geschlagen und verfolgt, die bessere Hälfte seines Heeres in einem kleinen Flusse ertrank, wie ihn die furchtbaren Kosaken-Regimenter in dem kleinen Städtchen Polonn belagerten, und wie der aufs äußerste gebrachte polnische Hetman mit einem Eid vollständige Genugthuung von Seite des Königs und der Beamten des Reichs versprach, und auch die Wiedereinführung in alle früheren Rechte und Freiheiten verhieß. Die Kosaken, durch den vorigen Treubruch gewitzigt, blieben unerbittlich, und Potocki würde gewiß nicht mehr auf seinem kostbaren cerkessischen Renner einher stolziert sein, durch den er die Blicke der schönen Fräuleins und den Neid des Adels auf sich zog, hätte ihn nicht die russische Geistlichkeit, welche in dem Städtchen sich befand, gerettet. Eine feierliche Prozession mit den heiligen Bildern und Kreuzen, und die Bitten eines greisen Geistlichen rührten die Kosaken, welche noch die Bande fühlten, die sie an den König fesselten. Der Hetman und die Obristen beschlossen Potocki nicht eher abziehen zu lassen, als bis der Traktat abgeschlossen wäre, welcher die Kosaken in allen Punkten sicher stellte. Nur der unbeugsame Taras raufte sich ganze Büschel Haare aus seinem grauen Haupte, als er diesen, wie er es nannte, weibischen Kleinmuth der Heerführer sah. »Ich lasse es nicht zu, Ihr Anführer, daß Ihr Solches thut!« rief er mit Festigkeit. Aber diesmal ward sein Rath verworfen. »O traut den Polen nicht, Ihr Herren!« wiederholte er, und schlug mit der Nagaike

auf eine Kanone. Als ihm der Schreiber des Heeres die Uebereinkunft zur Unterschrift reichte, winkte er verneinend mit der Hand und sagte: »Bleibt Euch selbst überlassen, Ihr Herren, mich seht Ihr nicht wieder. Seht, ich sage Euch, Ihr werdet meiner gedenken!« Seine Stimme nahm dabei einen prophetischen Ausdruck an. »Ihr meint Ruhe erkauft zu haben, und glaubt, daß Ihr jetzt regieren werdet — Ihr werdet sehn, daß Solches nicht geschieht! — Von Deinem Kopf, Hetman, wird man die Haut schinden, und mit der Spreu des Buchweizens ausgestopft, wied sie noch lange genug auf den Jahrmärkten zu sehen sein. Und auch Wenigen von Euch, Ihr Herren, wird der Kopf fest bleiben! Ihe werdet verdeeben in feuchten Kellern, eingemauert zwischen steinernen Wänden, wenn man Euch nicht gleich Hammeln lebend in Kesseln kocht!« »Und Ihr, meine wackern Mannen, wollt Ihr sterben?« fuhr er zu seinem Regiment sich wendend fort; »sterben, wie ehrliche Kosaken? Ihr gedenkt vielleicht noch zu leben, wohl gar zu Haus auf dem Ofen euch auszustrecken, bis Euch der Feind aufsucht? Was ist besser, frage ich Euch, ihr Bursche: nach Hause zurückzukehren, um Euch von euern Weibern alltäglich schlagen zu lassen, und betrunke nvor irgend einer Schenke, einem Hunde gleich, zu Grunde zu gehn: oder Alle wie treue Streiter, wie leibliche Brüder, Euch auf dem Schlachtfeld hinzulegen, und ewigen Ruhm zu hinterlassen?«

»Wir folgen Dir, Hauptmann, wir folgen Dir Alle,« antworteten die vordern Reihen des Regiments: »führe uns! bei Gott, führe!«

»Gut, Ihr wackern Männer!« sagte Taras, und nahm seine Mütze ab, die er aber sogleich wieder auf den Kopf setzte, aus seinen Augen zuckte ein blitzendes Feuer. »Alle Ketzer sollen von uns vertilgt werden, daß auch kein Hauch von ihnen übrig bleibe. Sie sollen unteegehen, die Ungläubigen! Juchhe Bursche!« Indem er diese Worte sprach, machte sich der sinnlose graue Fanatiker auf den Weg. Die andern Kosaken sahen mit Blicken des Neides den sich entfernenden Kameraden nach, und nur der strenge Gehorsam gegen ihre Führer, der immer ihre Tugend war, hinderte Viele, sich ihnen anzuschließen.

Der Hetman und die übrigen Anführer hielten das abziehende Regiment nicht auf. Es schien, daß die Prophezeihung Bulba's sie einiger Maßen bestürzt gemacht hatte. Wie dem auch sei, sie saßen eine Zeitlang stillschweigend da, ohne daß einer den andern anblickte. Bald darauf gingen auch Bulba's prophetische Worte in Erfüllung. Nicht lange nach der treulosen That unter den Mauern von Kaniow wurden die Köpfe des Hetman und mehreree Anführer auf Stangen ausgestellt.

Wenden wir uns zu unserer Geschichte. Was machte Bulba mit seinem Regimente? Er brannte achtzehn Städtchen nieder und an vierzig Kirchen, und näherte sich schon der Stadt Krakau. Man schickte kleinere Abtheilungen aus, ihn zu fangen, aber immer vergebens: er wußte ihnen auszuweichen. Wo er erschien, geschah es immer unerwartet, da er seine wahre Absicht stets verbarg, und wenn ein Dorf oder ein kleines Städtchen mit Angst und Entsetzen seiner Ankunft entgegen sah, so hatte er plötzlich seinen Weg geändert, und brachte Tod und Verderben dahin, wo man es ganz und gar nicht erwartete. Keine Feder ist im Stande, alle Grausamkeiten zu schildern, mit denen ee den Weg seinee Verwüstungen bezeichnete. Nichts tauchte in diesem alten, Rache kochenden Herzen auf, das dem Mitleid ähnlich gewesen wäre. Er schonte Niemanden. Vergebens versuchten unglückliche Müttee, junge Weiber und Mädchen, unter denen Manche so schön und unschuldig wie Maiblumen, Schutz an den Altären: Taras verbrannte sie mit den Kirchen zugleich. Und wenn ihre weißen Hände unter dem Ruf der Verzweiflung aus der gräßlichen Flamme und dem Rauche sich gegen den Himmel erhoben, ihre Schultern, von den aufgelösten Haaren umweht, im Rauche sichtbae wurden, und die wilden Kosaken die weinenden Säuglinge mit den Lanzen von den Straßen aufhoben, und mitten unter die Jammernden in die Glut schleuderten, so sah es Taras mit dem Ausdrucke des gräßlichsten Genußes, und sagte: »Da, ihr teuflischen Liachen, habt ihr ein Todtenmahl für Ostap!« und solche Todtenmähler für Ostap beging er an jedem Ort, an den er kam.

Endlich sah die polnische Regierung ein, daß das Betragen Bulba's nicht besser, als gewöhnlicher Raubmord war. Und Potocki erhielt den Befehl, mit fünf Regimentern unverzüglich gegen Taras aufzubrechen und ihn einzubringen.

Taras erkannte die Gefahr, und wandte um. Auf Feldwegen ritt er Nachts mit seinen Kosaken aus vollen Kräften, und nur die tatarischen Pferde, von denen er gewöhnlich eine Heerde bei seinem Regimente hielt, konnten die Schnelligkeit seiner Flucht ertragen. — Diesmal war Potocki seines Auftrages würdig: er verfolgte Taras mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit, und erreichte ihn zuletzt am Ufer des Dniesters, wo Bulba, um ein wenig auszuruhen, eine verlassene, halbzerstörte Festung besetzt hatte. Die Festung lag auf einer Erhöhung, und die dem Wasser zugekehrte Seite bildete einen so jähen Abhang, daß es schien, als würde jeden Augenblick der ganze Bau ins Wasser stürzen. An zwanzig Klafter tief unterhalb der Veste rauschte der Dniester. In dieser Festung belagerte Potocki mit seinem Heee von drei Seiten den Taras.

Taras konnte mit seiner Tapferkeit und seinem Eigensinn alle Maßregeln der Belagerer zu nichte machen; aber er war in der wüsten Festung durchaus ohne Lebensmittel, und die Kosaken konnten eher Alles, als den Hunger ertragen, um so mehr, da sie einsahen, daß das Ende ein langsamer Hungertod sein werde. Mit dem Wasser war es unmöglich in Verbindung zu kommen: es hing nur ein schmales Stück Weg in der Höhe, das Uebrige war vor Kurzem mit einem Felsenstücke, das sich abgelöst hatte, in die Wellen gestürzt, und ließ nur einen schroffen Abhang zurück. Taras entschloß sich die Festung zu verlassen, sich durch die Reihen der Feinde zu schlagen, und an dem Ufer einen Ort zu erreichen, wo man mit den Pferden durchschwimmen könne. Er stürzte mit Heftigkeit aus der Festung, und die Kosaken begannen schon sich durch den Feind eine Bahn zu brechen, als sich Taras plötzlich zur Erde bückte und sagte: »Haltet Brüder, ich ließ meine Pfeife fallen.« In demselben Augenblick fühlte er sich von starken Armen ergriffen. Er ward von einer Abtheilung, die ihm in den Rücken fiel, gefangen und von den Seinen abgeschnitten. Er schüttelte sich, doch fiel niemand mehr herunter zue Erde, wie wohl ehemals die ihn packenden Haiduken.

»O, das Alter, das Alter!« rief er beinahe mit Thränen aus. Man band ihn mit Stricken und Ketten an einen ungeheuern Balken, und nagelte zu größerer Sicherheit seine rechte Hand daran. Das Ende des Balkens steckte man in eine Spalte der Mauer, so daß Taras höher, als Alle stand, und von allen Soldaten gesehen wurde, ein Zeichen des errungenen Sieges. Dee Wind wehte durch seine grauen Haare. Er schien in der Luft zu stehen, — dieses, und der Ausdruck eines kräftigen ohnmächtigen Willens, machte ihn einem Geiste ähnlich, der durch seine übernatürliche Macht etwas verhindern will, aber die Unmöglichkeit davon einsieht. In seinem Gesichte war nicht die geringste Sorge um sich selbst zu lesen. Er blickte nach jener Seite, wo die Kosaken schießend sich zuerückzogen. Von seiner Höhe herab sah er Alles deutlich, wie auf der flachen Hand vor sich. »Besetzt, ihr Bursche,« schrie er: »besetzt, sage ich euch, geschwind den kleinen Berg dort hinter dem Walde: dorthin konnen sie euch nicht folgen!« Der Wind trug seine Worte nicht bis zu ihnen. »O, sie gehn zu Grunde, gehn zu Grunde ohne Noth!« sprach er wüthend und blickte in die Tiefe, wo der Dniester schimmerte. Da blitzte plötzlich die Freude auf in seinen Augen. Er sah hintee dem Gesteäuche drei Steuerruder hervorragen. Seine ganze Kraft raffte ee zusammen, und schrie, daß es die nahe Stehenden beinahe betäubte:

»Bursche, an's Ufer, an's Ufer! Unter dem Abhang, auf dem die Festung steht, sind Kahne! und zwanzig Schritte hinter euch führt ein Weg an's Ufer. Besetzt die Kahne alle, daß man euch nicht folgen kann.« Diesmal wehte der Wind von einer andern Seite, und trug alle seine Worte den Kosaken zu. Aber ein Schlag mit dem Rücken einer Art änderte Alles. Man brachte ihn auf der Stelle zugleich mit dem Balken tiefer, damit er nicht weiter Rath ertheilen könne.

Die Kosaken wandten ihre Pferde, und flohen im gestrecktesten Lauf davon. Das Ufer bestand aber auch hier aus schroffen Abhängen. Die Kosaken würden die Tiefe erreicht haben, wäre nicht, viee Klafter breit, ein Abgrund im Weg gewesen; nur die Pfähle einer ehemaligen Brücke standen zu beiden Seiten, und aus der uneeeeichbaren Tiefe

stieg, kaum hörbar, das ersterbende Gemurmel eines in den Dniester sich ergießenden Baches empor. Dieser Abgrund war in der Richtung zur Rechten zu umgehen; doch die feindlichen Soldaten saßen ihnen, so zu sagen, schon im Nacken. Die Kosaken blieben nur einen Augenblick stehen, erhoben dann ihre Nagaiken, pfiffen, und ihre tatarischen Pferde schwangen sich von der Erde auf, streckten sich wie Schlangen in der Luft, und flogen über den Abgrund. Nur unter Einem machte das Pferd einen Fehltritt; aber es klammerte sich mit dem Huf fest in das Gestein, an die Abgründe der Krimm gewohnt, und arbeitete sich mit seinem Reiter wieder heraus. Die Feinde blieben erstaunt am Rande des Abgrundes stehen. Der Hauptmann, der sie anführte, ein junger, bis zur Tollkühnheit unerschrockener Mann, der Bruder der schönen Polin, die den armen Andrij bezaubert hatte — entschloß sich ohne weitere Ueberlegung es den Kosaken gleich zu thun. Um seiner Mannschaft ein Beispiel zu geben, stürzte er mit seinem Pferde voraus — aber an dem schroffen Gestein zerschmetterte er sich — und sein Gehirn, mit Blut vermischt, bespritzte das Gesträuch, das an den zackigen Wänden wuchs.

Als sich Bulba von dem Schlag der Art etwas erholt hatte und auf den Dniester blickte, sah er, wie zu seinen Füßen die Kosaken sich in die Kähne setzten. Freude loderte in seinen Augen. Ein Kugelregen fiel auf die Kosaken herab, doch schenkten sie demselben keine Aufmerksamkeit, und stießen vom Ufer ab.

»Lebt wohl, ihr Brüder und Kriegsgefährten,« rief er ihnen von der Höhe zu: »gedenkt meiner in einer andern Zeit. Sorgt nicht um mein Geschick; ich weiß, daß man meinen lebendigen Leib in Stücke zerreißt, und daß diese Stücke auf Erden nicht bleiben werden; doch ist das meine Sache! . . Bleibt gesund, meine Brüder und Freunde! doch vor Allem seht zu, daß ihr künftigen Sommer wieder kommt! und macht wieder eure Sache so brav!« — Ein Schlag mit dem Artrücken unterbrach abermals seine Rede.

Beim Teufel! gibt es wohl Etwas auf der Welt, das der Kosak fürchtete? Der Dniester ist kein kleiner Fluß; und weht der Wind vom Meere her, so heben sich seine Wellen bis zum Mond empor. — Die Kosaken schwammen unter dem Kugelregen der Polen davon, mieden sorgfältig die grünen Inseln, ordneten hübsch die Segel, schlugen im Rudertakt die Wellen und sprachen von ihrem Ataman.

Aus Hannover.

Ende November.

Die Rubrik Hannover, eine Zeitlang so sehr en vogue, ist nun wieder verwaist in den Tagesblättern. Wir gestehen, daß wir die große Aufmerksamkeit, die uns ein paar Jahre hindurch gewidmet wurde, gern entbehrt hätten. So sehr wir bis dahin gesucht waren, so begierig man auf unsre Nachrichten war, gegen welche selbst die Londoner und Pariser zurückgesetzt waren, so schnell sind wir auch wieder vergessen worden. Die Blätter der Politik beginnen nachgerade zu verstummen, und die der Wissenschaft und Belletristik haben niemals großen Gewinn aus unsern Begebenheiten gezogen. Nach einer Pause, wie sie einem gewissenhaften Korrespondenten so lang kaum zu gestatten ist, weiß ich mich dennoch vor Reichthum an Meldenswerthem gar wohl zu bergen; ja ich habe Ihnen im Grunde eigentlich nur Zukünftiges zu vermelden. Der angehende Winter verheißt uns einige Unterhaltung. Die Kapelle hat einen Cyklus von Quartett-Soireen begonnen, die Intendanz der Bühne will im Schauspielhause große Konzerte geben, der Redakteur des Volksblattes beabsichtigt an zwanzig Abenden ästhetische Vorlesungen, zunächst in Bezug auf Schiller und dessen Werke zu halten, und das Theater gibt auch vielleicht noch ein paar Novitäten. Das Theater, die Hauptressource der residenzstädtischen Vergnügungen, ist ein wahres Unglücks-Institut. Seit undenklichen Jahren arbeitet es rastlos an seiner Vervollkommnung und kommt doch nicht vorwärts. In dem Zustande unaufhörlichen Ringens nach Besserwerden, gelangt es nie zu heitrer Ruhe, erringt wohl einmal momentan einen mäßigen Höhepunkt, aber niemals die Kraft, sich darauf zu halten. Wir erinnern' uns nun schon seit Jahren, von Zeit zu Zeit immerfort in offiziellen Artikeln zu lesen: Nun sind wir nicht weit mehr entfernt von der Rivalität mit Wien und Berlin; oder: eine Regeneration steht uns bevor, die uns zu einem beneidenswerthen Flor erheben wird; oder: Holbein hat eine Rundreise angetreten, deren Resultat von überraschender Heilsamkeit sein wird. Auf einer solchen Rundreise befindet sich Holbein eben in diesem Augenblicke wieder; ich bin gewiß, er wird sich noch ein Dezennium alljährlich auf derselben Rundreise befinden. Dieser Tage ist der Bühne nun wirklich ein beneidenswerthes Glück passirt: sie hat Mad. Gentiluomo und deren stimmbegabte Schwester Frl. Spatzer wieder gewonnen. Ich nenne das ein Glück, weil sie auf dem Punkte stand, dies Schwesterpaar zu verlieren, ja dasselbe eigentlich schon verloren hatte; ein beneidenswerthes, weil Deutschland wohl kaum noch zwei solcher anmuthigen singenden Schönheiten besitzt. Dies geschah nun auf folgende Weise: Die beiden Damen, früher kaum genannt und hier durch zweijährige Wirksamkeit in ihrer Kunst sehr fortgeschritten, reisten nach Berlin und brachten dort einen Jubel hervor, der nach Rellstabs eignen Aeußerungen, an das goldne Zeitalter der Sonntag erinnerte. Die Folge dieses Succeßes war ein Engagement mit einem Gehalte, der auch für eigne Equipage ausgereicht hätte; aber es war eine Klausel in diesem Kontrakte, nämlich die, daß die Schwestern sich zeitiger von hier losreißen müßten, als ihr Kontrakt gestattet. Dieser Klausel haben wir unser Glück zu danken; denn als nun von Seiten der Berliner Intendanz das Gesuch um Entlassung der Damen hier ankam, wurde diese entschieden verweigert. In Folge dieses Notenwechsels geruhete die viel begehrte Signora, deren Privatverhaltnisse gleichzeitig sich so gestalteten, daß sie auch ein bereits abgeschlossenes Wiener Engagement rückgängig zu machen suchen mußte, — die sich folglich der beiden Kunstplätze für deutsche Kunst beraubt sah — hier einen neuen Kontrakt zu unterzeichnen, der ihr und ihrer Schwester einen Jahresgehalt von 6000 Thlr. gewährt und nebenher ein Spielhonorar von resp. zwei und einem Louisdor bewilligt; Summa circa 7000 Thl., ein Künstlerlohn, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen. In diesen Tagen wurde die Donizettische Oper Lucia von Lammermoor zwei Mal mit italienischem Texte gegeben. Ich kann nicht leugnen, daß der Versuch den deutschen Sängern ziemlich glückte, allein ich tadle den Versuch. Der Zweck jeder Kunstleistung ist neben Anderm: mögliche Vollkommenheit zu erstreben. Warum soll man sich dies unnöthiger Weise erschweren? Natürlich können deutsche Sänger eine Oper in deutscher Sprache immer besser geben, als in fremder, und wenn sie vorher noch so viel buchstabirt und noch so viel Sprachlehrer gebraucht haben. Der Kuriosität halber soll man aber in der Kunst nichts thun. Auch möchte ich fragen: ob wohl jemals ein italienischer Impressario auf den Einfall kommen würde, seinen Sängern eine deutsche Oper deutsch einzuquälen? Sonst wüßte ich Ihnen keine Theatralia zu erzählen, die mehr als stadthannoverschen Werth hätten; allenfalls wäre erwähnenswerth, daß Gutzkow's Werner gegeben werden soll. Gutzkow liefert recht augenscheinlich den Beweis, wie schwer es ist, dem deutschen Drama emporzuhelfen: um sich Eingang in das deutsche Repertoir zu schaffen, muß er sich, gewiß gegen seine bessere Einsicht, ziemlich in die alten, von ihm, als Kritiker, verachteten Formen fügen, muß Theatereffekte, einen bunten Scenenwechsel und alle Requisiten des heutigen Geschmackes zu Hülfe nehmen. Der Savage ist doch in der That nichts mehr, als ein Drama nach französischem Zuschnitt; den Werner aber habe ich gelesen und kann versichern, daß er nur in der Ausführung, nicht einmal im Wesentlichen, in der Idee, — kaum eine Stufe höher steht, als Iffland und die sächsische Prinzessin. Wie gesagt, ich behaupte nicht, daß es Gutzkow nicht besser machen könnte; ich sage nur, er darf es nicht besser machen, sonst schlagen sie ihm die Pforten der Bühne zu. Im Allgemeinen aber zweifle ich auch, daß Gutzkow, wiewohl derselbe sich jüngst selbst ein vorzügliches Talent für das Drama zuerkannt hat, der Mann des Heils für die deutsche Bühne werden könne; es fehlt ihm dazu an dichterischem Talente, an dramatischem Fond und an Selbstständigkeit.*) Wenn er auch in Abrede nimmt, daß er seine bisherigen Dramen nach fremden Meistern gearbeitet habe, so hat er doch nichts Ursprüngliches darin geliefert. Mosen hat weit mehr Beruf zum dramatischen Dichter; ihm fehlt nicht viel mehr, als Uebung, die zu erlangen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Teplitz.

IV.

Teplitz, den 4. August 1840.

Man sagt: »Ein kluger Mensch läßt sich das Beste zuletzt«. — Auch ich wurde bald gewahr, als ich vorgestern nach Tetschen fuhr, daß diese letzte Fahrt wohl die beste aller meiner bisherigen sei. Der Weg ist anfangs derselbe, wie nach Außig; hinter Arbesau theilt sich die Straße und führt links nach Königswald, wo eigentlich das berühmte Thal beginnt, welches sich bis zum Elb-Ufer von Tetschen fortzieht. Freund! ich muß mich sehr kurz fassen, wenn ich die Grenze

*) Damit können wir nicht einverstanden sein. Die Red.

eines Briefes nicht überschreiten will. Auch wäre es bei der Schnelligkeit meiner Reise rein unmöglich, von all dem Wunderbaren und Herrlichen, das mein Auge sah, eine detaillirte Beschreibung zu liefern; ich mußte mich mit einem totalen Eindruck begnügen, der aber so großartig war, daß ich Dich gern nach Durchlesung dieser Zeilen im Wagen sitzen sähe, der Dich an das feenhafte Thal brächte, das dritthalb Stunden lang und ziemlich breit ist, und drei oder gar vier, so nah an einander gränzende Ortschaften einschließt, daß sie nur ein Ort zu sein scheinen. Zur rechten Hand schlängelt sich ein munteres Bachlein, woran mehre Mahl- und Brett-Mühlen sich tummeln und dadurch die Einöde in Schach halten. Zur linken Hand stehn hie und da sehr niedliche Häuschen, von Blumengärtchen umgeben, dazwischen glänzen einige Teiche, in denen sich die bewaldeten Anhöhen mit ihren oft sehr grotesken Felsgestalten abspiegeln; was die schönsten Wasser-Panoramen gewährt. Der Reisende kommt nicht sobald aus dem Sinnenrausche; denn, wie er das Elbe-Ufer erreicht, lachen ihm rechts und links pitoreske Gegenden entgegen; aber eine imposante Wirkung bringt das gräflich Thunische Schloß hervor, das jenseits der Elbe auf einem ungeheuern Felsen erbaut, die Umgegend beherrscht, und der Glanzpunkt des ganzen Weichbildes ist. Wegen Mangel an Zeit konnte ich leider das Schloß und den daran stoßenden englischen Park nicht näher betrachten. Kaum war ich im Gasthause angelangt, so ging ich zu dem Dampfboot hinunter, das seit zwei Tagen wieder seine taglichen Fahrten nach Dresden begonnen hatte. Mir gefiel das kleine Ungeheuer, doch Jene, die sich darauf besser als ich verstehen, tadeln es sehr, indem sie behaupten, daß es wegen seiner zu großen Schwere zu tief gehe, daher man bei niederem Wasserstande keinen Gebrauch davon machen könne, und loben den Entschluß der Actionäre, ein leichteres Fahrzeug in Hamburg bauen zu lassen. Indeß freute ich mich sehr auf den Augenblick seiner Abfahrt, und nach dem durch die Glocke gegebenen Zeichen war gewiß niemand so schnell am Ufer als ich, um alle die Reisenden, die sich nach und nach sammt ihren Päckchen einfanden, und die Plätze unter sich theilten, zu sehen. Es schlug drei, und das Dampfboot fing an sich zu bewegen, und endlich in der Richtung nach Dresden zu segeln, was bei weitem nicht so schnell geschah, als ich mir gedacht hatte. — Ich verweilte einige Augenblicke vor dem Gasthause in Gesellschaft von zwei Herren und einer äußerst liebenswürdigen Dame, die, wenn sie nicht schon Frau wäre, ich für Schillers Mädchen aus der Fremde hielte. Du kennst meinen Humor, und weißt auch, daß, wenn er von einem angenehmen vis a vis angeregt wird, er selten ins Stocken geräth.

Wie gern hätte ich in der jokosen Konversation eine Augmentation à la Beethoven angebracht, aber Teplitz kam mir diesmal als drohender Geist vor, und ich gehorchte der Drohung, indem ich mich empfahl und hinwegeilte. Ein Sonnen-Untergang von seltner Schönheit schloß all die Wonnen dieses mir unvergeßlichen Tages. Gestern machte ich noch einen Besuch der Wilhelmshöhe, fuhr aber diesmal den äußerst interessanten Weg nächst dem Eichenwald dahin. Ich betrachtete mit wahrer Andacht das wunderschöne Bruchstück der Partitur der Schöpfung, nicht etwa von Haydn, sondern diesmal von Jehova, der sie mit einer solchen Klarheit schuf, daß wir, von den Strahlen geblendet, oft unfähig sind sie richtig zu lesen. Lebe wohl, du lieber Mileschauer, du Watzmann den Pragern, wenn sie vom Laurenz-Berge die Höhen ihres Vaterlandes betrachten. — Du fragst in Deinem letzten Briefe, ob dieses Jahr hier ein Theater sei? — Du wirst doch nicht glauben, daß die Badegäste, wenn sie auch die ganze Zeit so wenig als möglich darnach fragen, ohne Theater sein könnten? — Oder ist diese Frage etwa ein Hölzchen für mich, womit Du mich zu stacheln gedenkst, damit ich über den Theaterdirektor und seine Gesellschaft recht losziehe, und Jene noch mehr in ihrer Meinung bestärke, die mir eine Rigorosität zumuthen, welche keine Schwächen im Gebiete der Kunst duldet, ohne sich darüber nach Fug und Recht auszusprechen; diesmal aber irren sich die Herren gewaltig; ja ich will ihnen sogar beweisen, daß ich auch über die schwächsten Schwachen der Künstlerschaft zu schweigen weiß, und daß ich als guter Christ nicht so selten, als sie glauben mögen, von dem Mantel der christlichen Geduld Gebrauch mache. Morgen ist Ruhetag, und übermorgen heißt es nach Prag. Vielleicht hast Du Dich zur Reise nach Tetschen entschlossen, und willst beim Herfahren begegnen und überraschen

Deinen Freund

W. J. Tomaschek.

Notizen.

(Die ilirische Nationaltheatergesellschaft), welche in Karlstadt und Sissek mit allgemeinem Beifall gespielt hatte, eröffnete am 9. Dezember den zweiten Cyklus ihrer Vorstellungen in Agram mit dem fünfaktigen Drama: Bretislaw und Jutta, von Karl Egon Ebert, welches Ludwig Vukotinović ins Ilirische übersetzt hatte. Mad. Vagi, die beliebte Schauspielerin, welche sich jetzt ganz der ilirischen Bühne zugewandt hat, gab die Rolle der Jutta. Wir werden nächstens einen ausführlichen Bericht über das ilirische Nationaltheater von unserm verehrten Korrespondenten, Hrn. Franz Lović in Sisseк, bringen.

(Reichsamt.) Nach Jakob Gottlieb Link, der eine lateinische Schrift über Ritterwappen und Schilder herausgegeben, hat das heilige römische Reich nebst den Reichserzämtern der Truchsesse und Erzschenken auch eine Erzköchin gehabt in der Aebtissin von Quedlinburg. Sie habe deßhalb zwei silberne Credenzmesser mit güldenen Griffen im rothen Felde geführt.

(Kroatien.) Der Kupferschmiedmeister Franz Vlahović in Bellovar hat einen Dampfapparat aufgestellt, welcher binnen drei Stunden jede schmutzige Wäsche ohne Auswaschen und Einseifen, ohne Klopfen und Bürsten und auf die unschädlichste Weise mittelst Dampf zu blendend weißer Wäsche herstellt. Der Apparat kostet sehr wenig und die Manipulationsauslagen betragen nicht einmal 1/6 der bei dem gewöhnlichen Waschen erforderlichen Kosten. (Preßb. Ztg.)

(Eisenbahnen.) Am 11. Nov. hat die Mainzer Eisenbahn 10,000 Personen befördert; es war Markt in Hochheim.

(Dampfmaschinen.) Man hat berechnet, daß die Dampfmaschinen Englands die Arbeit von 7,480,000 Menschen verrichten, und da sie wieder andere Menschen in Bewegung setzen, die Arbeit von 100 Millionen Menschen. (Pannonia.)

(Kuriosum.) In Leipzig erschien ein Buch: »Raub Mord und Brand.« Jede deutsche Leihbibliothek wird auf 20 Exemplare pränumeriren. Es ist überhaupt jetzt für ein Buch und eine Zeitschrift keine Ehre mehr, recht viel Abonnenten zu haben. Oft hat zwar ein gutes Buch und eine gute Zeitschrift auch viel Abonnenten, doch muß es dieses Schicksal mit den schlechten theilen.

(Neue Opern.) Halevy's neue fünfaktige Oper, zu welcher St. Georges den Text geliefert, heißt: Der Malteser. — Jos. Geigers tragische Oper in 4 Akten: Wlasta, welche vor Kurzem in Wien gegeben wurde, hat den gespannten Erwartungen nicht entsprochen. — Nächstens folgt: die Jungfrau von Orleans von Hoven. — Die neue Oper Graciosa vom k. Kammermusikus Dotzauer in Dresden, Text von Kriete nach Körners Hedwig, wird sehr gelobt.

Eine sehr beliebte Zeitschrift betreffend.

Redakteur und Verleger: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 104. Samstag den 26. Dezember **1840.**

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Lausitzisch-serbisches Lied.

Von J. P. Jordan.

Im Garten unter'm Hagedorn
Quillt helles Wasser aus dem Born.

Zum Brunnen führt ein schmaler Steg,
Das ist des schmucken Mägdleins Weg.

Früh morgens eilt um Wasser sie hin:
Drei Reiter sieht sie die Straße ziehn.

»Gott grüße dich, feins Mägdelein!
Schöpf' uns vom Wasser, so frisch und rein.«

Das Mägdlein rasch den Eimer schwenkt,
Und frisch die matten Rosse tränkt.

Da spricht mit lust'ger Reiter-Zier,
Der auf dem Schimmel saß, zu ihr:

»Hast du drei hundert Thaler baar,
So wirst du mein heut' über's Jahr.«

Und stolz das rasche Mädchen spricht:
»Mit Geld erkauf' ich Liebe nicht!«

Darauf der Reiter, schwarz und blaß,
Der auf dem blanken Rappen saß:

»Die gold'ne Kette, sieh! — ist dein,
Willst, Mägdelein, mein eigen sein!« —

»Auch in der Kette glänzend Gold
Verschließ' ich nicht der Minne Sold.«

Drauf Der mit blanker Waffenwehr,
Der auf dem Braunen ritt einher:

»Den Ring steck' ich an deine Hand,
Willst, Mägdlein, ziehen in mein Land.«

Und hell der Ring am Finger blitzt,
Und schnell auf seinem Roß sie sitzt:

»Der Ring schwört ew'ge Treue mir,
Dein bin ich! — Ewig folg' ich dir!«

Der Silvesterabend.

Ein Mährchen von Eberhard A. Jonak.

(Fortsetzung.)

So waren sie etwa eine halbe Stunde gefahren, als der Wagen plötzlich anhielt und der alte Herr Serafinen heraushob. Sie standen vor einem pallastähnlichen Hause, dessen Fenster alle erleuchtet waren, und rauschende Akkorde tönten den Ankommenden entgegen. Einige Bediente sprangen eilfertig herbei und geleiteten sie über die mit erotischen Gewächsen gezierte Treppe in ein Vorzimmer, aus dem man durch die geöffnete Thür in einen äußerst prachtvoll geschmückten Saal sehen konnte, worin sich eine zahlreiche Gesellschaft in dem elegantesten Kostume bewegte. Serafine dachte mit Schaudern an ihr Hauskleid, das sie anhatte, als sie der kleine Herr beinahe entführte, und schon wollte sie denselben bitten zurückzukehren, damit sie nicht unangenehmen Auftritten preisgegeben würde, als ein flüchtiger Blick in einen der zahlreichen Trumeaux-Spiegel sie zu neuer Verwunderung zwang, denn sie gewahrte auch sich in einem glänzenden Anzuge, den sie früher übersehen hatte; zugleich bemerkte sie, daß sie an ihrer körperlichen Größe bedeutend verloren hatte, und darin allen Bewohnern des Hauses glich; denn keiner derselben maß über drei Schuh. Zu weiteren Fragen und Erörterungen war keine Zeit, denn der alte Herr nahm sie am Arme und trat mit ihr in den Saal. Seine und Serafinens Ankunft schien nicht aufzufallen; freundlich begrüßten ihn Männer und Frauen; er dankte mit einem leichten Kopfnicken. Seine Begleiterin schien sich kaum von dem großartigen Eindrucke, den Alles auf sie machte, erholen zu können; stets verdrängte eine Erscheinung die andere. War schon die Pracht des Saales und der übrigen Gemächer im Stande ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, — denn aller Glanz schien hier erschöpft und Alles vereint, was die Phantasie Ueberraschendes erfinnen konnte, — so mußten die Personen noch mehr ihre Blicke auf sich ziehen: nicht blos das bunte Gemisch der verschiedensten Individuen aus allen Klassen und Ständen fiel ihr auf, sondern vielmehr, daß viele von ihnen ihr sehr bekannt schienen, als hätte sie dieselben schon irgendwo gesehen. Ihre Blicke hingen fragend an ihrem Begleiter, der sich an ihrer Verwirrung zu weiden schien. Als sie endlich einigemal durch die Gemächer geschritten waren, nahmen sie auf einem Sopha Platz und der alte Herr hub lächelnd an. »Ich glaube recht gerne, daß Sie Alles hier befremden muß, allein es ist dies vielleicht ein Mittel, Sie von ihrem Trübsinne zu heilen. Vorläufig habe ich die Ehre Ihnen in unserer Gesellschaft die Gnomen der Zeit aufzuführen; ein artiges Völkchen, das aber seiner Ahnfrau, der Zeit, huldigt und alle ihre Tugenden und Narrheiten annimmt. Wir sind den Menschen ähnlich, geneigt zum Guten und Bösen, zu besonnenen Handlungen und Lächerlichkeiten, zu würdevollem Ernste und bedauerungswerther Verschrobenheit — wir gehn mit der Zeit gleichzeitig vorwärts und das ist der Unterschied zwischen uns und den Menschen: Viele derselben eilen ihr voraus, während Andere an ihrer Zeit und deren Begriffe festsaugend zurückbleiben. Wie Sie mich da sehen, spiele ich die Rolle eines alten jovialen Kapitalisten, der sich oft das Vergnügen macht, Leute zu mystifiziren. Dies geschieht heute alljährlich in dieser Gesellschaft; denn ich führe dann immer einen der sterblichen Menschen hier ein, um ihm wie im Spiegel seine Welt vorzuführen; wir versammeln uns nämlich alljährlich hier zu einer großen Soirée, halten aber weder Berathschlagungen noch Sitzungen, sondern

unterhalten uns, jeder nach seiner Weise; sonst sind wir zu verschiedenen Beschäftigungen auf dem Erdball zerstreut. — Sie werden hier außer der Pracht des Arrangements nichts Außergewöhnliches finden; ich mache mir nur das Vergnügen, Ihnen zu zeigen, daß bei uns die vollste Aufklärung nach den Begriffen der Menschen herrscht und daß wir trotz unseres Fortbestehens das alte Rumpelwerk der Hexerei und andere Alfanzereien glücklich abgelegt haben. Nun, sind Sie zufrieden?«

»Ach ja,« lispelte Serafine, denn der Gedanke, daß sie sich unter gespensterartigen Wesen befinde, denen die Sage stets das Gewand böser Kobolde leiht, hatte sie so erschreckt, daß sie kaum zu Worte kommen konnte.

»Nun bitte ich, alle Gêne abzulegen, fuhr der Alte fort, »Sie sehn, wir wissen auch, was bon ton heißt; übrigens erkennt Sie Niemand hier und Sie mögen als meine Tochter et caetera hier passiren. Nun aber wollen wir eine größere Tour durch die Gemächer machen, und wenn's Ihnen beliebt, ein wenig die Konversation anhören, damit Sie davon einen weiteren Schluß auf uns ziehen können« — und hiemit stand er auf, Serafinen seinen Arm präsentirend.

Sie kamen in einen Salon, worin sich ein geschlossener Cirkel gebildet hatte. Als eine ältliche Frau den Begleiter Serafinens erblickte, rief sie ihm vom Sofa zu: »Ach schön, Hr. von Guthmuth, daß man Sie zu Gesichte bekommt, verweilen Sie doch ein wenig bei uns, wer weiß, wann wir Sie wieder sehen. — Vermuthlich Ihre Tochter?«

»Zu dienen, meine Gnädige, ich führte Sie erst seit Kurzem in die Welt ein.« Serafine wurde ein über das andere mal roth.

»Ah, charmant Holde, wie entzücken Sie mich durch Ihren Anblick, kommen Sie an meine Seite,« hiemit wies sie dem schüchternen Mädchen einen Sessel in ihrer Nähe an und fuhr, ohne sich durch die Episode stören zu lassen, fort: »Wir sprachen so eben über die Effronterie und Keckheit, welche bei unsern jungen Leuten so sehr Eingang findet, besonders wird sie bei Literaten fühlbar — diese Kaste von Leuten maßt sich durch ihr Urtheil eine Oberherrschaft über die ganze Welt an.«

»Sobald eine reiche Geisteskraft sie dazu befähigt,« sprach begütigend ein dicker Herr dazwischen, »kann man es nicht tadeln.«

»Ganz recht,« äußerte eine ernste Dame, »nur müssen sie nicht der gewöhnlichen Flachheit und Grundlosigkeit huldigen, die beinahe den Hauptcharakter bei ihnen bildet.«

»Ach, das wäre noch ihre Tugend« fiel Frau von Höflich, die erste Dame ein, »eben dadurch werden sie unausstehlich, daß sie taktfest und gründlich ihre schmähsüchtigen Worte setzen. Ich bitte, im Vorübergehn jenen kleinen Mann im schwarzen Kleide und gelben Handschuhen zu bemerken, der beinahe theilnahmlos durch die Säle schreitet, aber Alles wohl bemerkt.«

»Ja derselbe,« fiel ein junger brunetter Mann ein, dem ein Antheil von Geistesarmuth aus dem geschlitzten Auge leuchtete, — »derselbe, der eine Societät, die ich die Ehre anzuführen hatte, in einem Jornal ganz kalt besprach; ich habe ihn auch dafür gestraft, indem ich seinen Artikel sehr dumm nannte.«

»Bah, was liegt daran,« erhob ein Zweiter mit langen Haaren seine Stimme, »dadurch haben Sie selbst Blößen gegeben, der Mensch hat Talent, aber er hat noch nichts Bedeutendes geleistet und deßhalb lasse ich ihn unbeachtet.«

»Vergessen Sie nicht,« erwiederte ein schönes Kind, das an seiner Seite saß, »daß Lebenszweck von Nebenbeschäftigung wohl zu unterscheiden sei.«

»Genug davon, meine Lieben,« rief Frau von Höflich, »ich glaube, dieser Punkt dürfte ennuyiren. A propos, haben Sie schon die famose Aventure gehört, wie sich die neue Liaison der Comtesse Lebefroh zerschlug? Es ist sans doute ein kleiner Roman, den Sie anhören müssen,« und hiebei erzählte sie mit großer Menschenliebe das Verhältniß jener Dame, und würzte ihre Rede durch französische Brocken und unschuldige Bemerkungen.

(Der Beschluß folgt.)

Treibholz.

Von Apollonius von Maltitz.

Eines der schmutzigsten Völker Nordamerika's hat für den Begriff des Waschens dreizehn verschiedene Zeitwörter.

Auf den Karolinischen Inseln, wo Eisen im hohen Werthe steht, schreibt man auf das Grab eines edlen Mannes: »Er stahl nie Eisen.«

In der alten Massilia (Marseille) bedurften die Selbstmörder einer Erlaubniß vom Magistrat.

Das Lächerliche ist das griechische Feuer, welches nicht unter dem Wasser verlischt.

Seit den syssitia (gemeinsamen) Mahlzeiten des Lykurgs (siehe Plutarch Lykurg. X.) sind die tables d' hôtes immer tiefer gesunken.

Wenn Aeltere der Jugend gegenüber so gar stolz mit ihren nüchternen entmuthigenden Erfahrungen thun — fällt mir immer der Topf voll Wagenschmiere ein, den ein Charlatan einigen Neugierigen vorwies, die den Stein der Weisen bei ihm zu finden gemeint und hernach aus falscher Scham ihren Irrthum nicht verkündeten. O, verachten wie die Jugend nicht, weil sie den Topf mit Wagenschmiere noch nicht gesehen hat! —

Ist die Zeit nicht die wahre galoppirende Schwindsucht? —

Kunstausstellung in Triest.

(Fortsetzung.)

Im nächsten Gemache werden wir vom Anblicke einer graziösen Komposition der Frau Karoline Hay aus Antwerpen angenehm überrascht; sie stellt eine alte Wahrsagerin dar, im Momente, wo sie zwei jungen lieblichen Mädchen etwas Frohes verkündet. Daß das Verkündete etwas Frohes sei, glauben wir aus den freundlich belebten Zügen der Fragenden schließen zu können. Die alte Sibylla sitzt da mit einem wahren Prophetenernst, während ihr beweglicher Mund die Zukunft entschleiert. Dies Gemälde ist mit so vielem Geschmack behandelt und mit so großer Meisterschaft durchgeführt, daß wir der Direktion völlig beipflichten müssen, wenn sie, wie verlautet, dies Bild angekauft hat, um es für das nächste Jahr lithographiren zu lassen. Alessandro Chiari aus Rom wählte zum Gegenstande eines historischen Gemäldes: Besuch der Maria Medicis im Atelier des Malers Rubens. Die Fürstin, eine hohe, edle Gestalt, wird von einer Menge Hofschranzen begleitet, und vor ihr steht der liebenswürdige Maler mit seiner Palette. Das Gemälde ist zwar etwas theatralisch gehalten, verfehlt aber seine angenehme Wirkung nicht auf den Beschauer. Diesem gegenüber sehen wir: Joas Thronbesteigung von Hayez. Die hiesigen Journale: der Osservatore triestino und die Favilla geben diesem Gemälde die Präválenz vor allen anderen, und ich darf also nun in dieser Beziehung keine andere Meinung äußern, wenn ich nicht besorgen soll, eine starke Partei gegen mich auftreten zu sehen. — Zu leugnen ist aber nicht, daß diese Skizze (ein vollendetes Gemälde ist es in keinem Falle) eine der herrlichsten Kunstschöpfungen

der Jetztzeit ist. Im Ensemble nicht minder als in jeder Einzelheit zeigte sich Hayez des großen Rufes vollkommen würdig, den er in und außer Italien mit allem Fug und Recht genießt. — Daneben Chauvin's (aus Düsseldorf) Gebet Moses ist trefflich, ganz in seines Nachbars Style, so daß man fast in Versuchung geräth, beide Bilder für die Werke eines und desselben Meisters zu halten. — In diesem Zimmer müssen noch anerkennend erwähnt werden: Beaume's (aus Paris) und Schulz's treffliche Jagdstücke und N. Schiavoni's reizende Venus. Des Professors Borsati beschneiter Markusplatz ist nicht ohne Verdienst, verliert aber in Vergleich mit den vielen anderen weit besseren und vorzüglicheren architektonischen Bildern, die sich in den Sälen befinden.

Wir gelangen jetzt in ein anderes Gemach, das weit Werthvolleres, Schöneres und Gediegeneres einschließt, als manche große Gallerie aufzuweisen hat.

> Vidi genti fangose in quel pantano
> Ignude tutte e con sembiante offeso,
> Questi si percotean, non pur con mano,
> Ma con la testa, e col petto, e co' piedi,
> Troncandosi coi denti a brano a brano
> . . . .
> Dopo ciò poco vidi quello strazio
> Far di costui alle fangose genti,
> Che Dio ancor ne lodo e ne ringrazio.
> Tutti gridavano: a Filippo Argenti!
> E'l fiorentino spirito bizzarro
> In se medesimo si volgea co' denti
> Quivi il lasciammo, che più non ne narro.

Das ist der Vorwurf zu einem grandiosen Gemälde, welches uns der Spanier Espalter in Rom vorgeführt hat; eine großartige, düsterernste, ja schaurige Scene, deren wahrhaft Grauenerregendes durch die ruhigen und würdevollen Schattengestalten Virgils und Dante's gemildert wird. Sämmtliche Figuren sind fast in Lebensgröße. In der Anordnung des Ganzen wie in der Ausführung des Einzelnen ist dieses Tableau ein Meisterwerk, wie dessen noch wenige in neuerer Zeit geschaffen worden sind, und indem wir unsere Bewunderung dem Künstler zollen, müssen wir die Wahl der Direktion loben, welche dieses Bild zur Verlosung unter die Mitglieder des Vereins für 800 fl. C. M. angekauft hat. Manche tadeln den Maler, daß er gerade diesen Gegenstand behandelt hat, aber wir wollen deßhalb mit ihm eben so wenig rechten, als wir dem großen Dichter der Hölle grollen können, dessen Idee er so poetisch aufgefaßt und mit so vieler Wahrheit und Treue nachgedichtet und mit dem Meisterpinsel versinnlicht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Ilirisches National-Theater zu Agram, Karlstadt und Sissek.

Sissek, Dezember 1840.

Die verehrten Leser dieser Blätter werden sich wohl noch erinnern, daß im vorigen Jahre eine Dilettanten-Gesellschaft von jungen ilirischen Patrioten und Patriotinnen in Sissek zum erstenmal in der vaterländisch-ilirischen Sprache einige theatralische Vorstellungen gab, wobei man jedoch keineswegs auf ein fortdauerndes Bestehen dieser Unternehmung rechnete. Inzwischen ist die dem damals mitgetheilten Korrespondenz-Artikel vorangeschickte Bemerkung: »Manches Große in Literatur und Kunst hat sich aus unbedeutenden Anfangen entwickelt,« schon größtentheils in den ilirischen Ländern (besonders in Kroatien) in Erfüllung gegangen; — denn bereits im Januar d. J. wurde in der Versammlung des ilirischen Lesevereines zu Agram wegen Errichtung einer fortbestehenden National-Bühne lebhaft debattirt und mancher freiwillige Beitrag zur Unterstützung dieses Unternehmens angeboten.*) — Im verflossenen Sommer ließ der erwähnte patriotische Verein mehre Individuen, welche sich für's Theater zu verwenden entschlossen waren, aus der untern Gegend, namentlich von Neusatz auf Unkosten des Vereins nach Agram kommen, und die ersten, nach vielen Aufopferungen und mühselig überwundenen Schwierigkeiten zu Stande gekommenen, freilich noch schwachen Leistungen dieser Gesellschaft, wurden von dem zahlreichen gebildeten Publikum mit jener liebevollen Nachsicht, die einem so jungen Unternehmen gebührt, und mit so edlem Enthusiasmus und Nationalgefühl aufgenommen, wie sie nur von wahren Patrioten erwartet werden können. — Durch volle zwei Monate währten die Vorstellungen in der Nationalsprache in dem städtischen Theater zu Agram, und wurden immer besser und gerundeter, besonders, nachdem man noch einige gebildete und tüchtige Individuen aufgenommen hatte. Da diese Gesellschaft schon im Voraus auf zwei Monate nach Karlstadt engagirt war, so begann sie bereits mit Anfang September das patriotische Karlsstädter Publikum zu erfreuen. Das Haus war bei jeder Vorstellung ohne Ausnahme ganz gefüllt, ja öfter mußten Hunderte von Menschen wegen Mangel an Platz zurückgewiesen werden. Für den Monat November wurde unsere vaterländische Schauspielergesellschaft zugleich nach der Seestadt Zengg und nach Sissek begehrt; da aber Zengg zu weit entfernt von Agram ist, wohin die Gesellschaft binnen Kurzem zurückkehren mußte, so ließ man sie für jetzt lieber nach Sissek ziehen, um so mehr, da die Sisseker Abonnenten und das aus den angesehensten Personen der Stadt zu diesem Zwecke entstandene Theater-Comité einen Bevollmächtigten wegen dieser Angelegenheit nach Karlstadt gesandt hatte. In Sissek wurde die Gesellschaft mit größter Freude empfangen und während ihrer ganzen Anwesenheit mit vaterländischer Liebe und Auszeichnung, wie überall, behandelt. Dieser Umstand und das auch hier stets angefüllte Schauspielhaus sind die sichersten Beweise, daß die Ilirier ihre schöne Sprache und ihre Nationalität immer mehr zu würdigen wissen, und, um diese beiden zu befördern, zu jedem Opfer bereit sind. Von den dramatischen Werken, die uns vorgeführt wurden, und die den größten Beifall ernteten, verdienen eine besondere Erwähnung: „Juran i Sofia", Drama in 3 Akten von J. Kukuljević von Sakcin. — „Stěpko Šubić ili: Bela IV. u Horvatskoj" von demselben. — „Miloš Obilić" in 3 Akten von J. S. Popović, — und „Svetislav i Mileva" in 5 Akten von demselben. Von den Uebersetzungen aus dem Deutschen, dann einigen wenigen aus dem Italienischen, Französischen und Englischen, will ich nur anführen: „Strělci" (Strelitzen), großes Drama in 4 Akten, aus dem Deutschen übersetzt von Mirko F. Sandor, welches Stück auch wegen seiner ziemlich gelungenen Darstellung mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Die meisten Mitglieder der Nationalbühne sind, wie gesagt, blos junge Anfänger, die unmöglich gleich das leisten können, was man bei dem schon so lange blühenden deutschen Theater von routinirten Künstlern mit Recht verlangt; doch fehlt es ihnen nicht an Talent und gutem Willen, weßwegen man in kurzer Zeit das Beste von ihnen erwartet, um so mehr, da es solide und gebildete Leute sind, die der Nation Ehre machen. Es ist daher nach meiner Meinung jetzt noch nicht an der Zeit, sie einer öffentlichen, ins Einzelne gehenden Kritik zu unterziehen und eben so wenig fühle ich mich dazu berufen; so viel aber kann man mit Recht sagen, daß Alle eher Lob als Tadel verdienen. — Unsere erste Schauspielerin ist gegenwärtig Mad. Wagi, welche früher bei dem deutschen Theater ein Liebling des Agramer Publikums war und seit ihrem Uebertritt zur Nationalbühne ein Liebling der ganzen Nation geworden ist. Wir hatten das Vergnügen, sie hier zweimal als Sofia in „Juran i Sofia," — zwei Mal als Vukosava in „Miloš Obilić," — dann als Maria, Gemahlin des Königs Bela IV. in „Stěpko Šubić," — als Mileva in „Svetislav i Mileva," als Paolovna Osakova in „Strělci" etc. zu begrüßen. Ihr Auftreten war auch wirklich sehr imposant, ihre Aussprache bereits rein ilirisch, mit durchaus guter Betonung, ihr Spiel stets gefühlvoll und künstlerisch; — kein Wunder, daß man sie gerne jeden Abend auf der Bühne gesehen hätte, und daß sie als ein Stern des jugendlichen ilirischen National-Theaters betrachtet wird. — Am 3. Dezember ist die ganze Gesellschaft nach Agram zurückgekehrt, wo man ihr mit einem guten neuen Repertoire entgegen kommen wird.*)

Schließlich muß ich noch bemerken, daß unser Nationaltheater nicht mehr blos das Unternehmen des ilirischen Lesevereines ist, sondern seit dem letzten Landtag der vereinigten Königreiche Kroatien, Slavonien und Dalmatien, gesetzlich eine Landesangelegenheit wurde, indem eine besondere zu diesem Zwecke ernannte Deputation das Nöthige zu verfügen und bei den Kongregazionen des Agramer Komitats darüber zu referiren hat. Bei dieser Gelegenheit wurden wieder mehre freiwillige Beiträge subskribirt, und im Vertrauen auf die fernere wohlwollende Unterstützung aller edelgesinnten und vermögenden Vaterlandsfreunde kann man hoffen, daß dieses, die Nationalität und Sprache fördernde Institut immer vollkommener und endlich eine Schule der wahren Volksbildung werden wird.

Franz Lovrić.

---

*) Siehe „Ost und West" Nr. 16. l. J.

*) Wie wir bereits erwähnten, wurde die ilirische Nationalbühne am 12. Dez. mit einer ilirischen Uebersetzung von Ebert's Bretislaw und Jutta eröffnet.

Rhapsodische Briefe eines Wahnsinnigen über das čechische Theater in Prag.

VI.

Angebetete Sara!

»Sie sollen ihn nicht haben!« tönt es weit und breit vom romantischen Gestade des bläulichen lacertenartigen Rhein bis zu den schwarzen trägen Wellen des Acheron. Wen sollen sie nicht haben, und wer soll ihn nicht haben? — Quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? — Da liegts. — Schelte mich nicht, süßes blauäugiges Mägdelein, ob sothaner mysteriösen Redseligkeit. — Die Wahrheit ist in unserm papiernen Jahrhundert ein Gespenst, das zur Nachtzeit, stolz und herrisch auf Stelzen einhergeht, mit der Laterne des Diogenes in der Hand, sich selbst suchend, und sich nie findend, bis es endlich ermüdet und durstig irgendwo in ein Alibi hineinstolpert, wo Bier, Wein, oder Branntwein getrunken wird. Wenn dann das Gespenst Wahrheit getrunken, wird es gesprächig, wird hitzig, kriegt Schläge, und wird auf die Straße geworfen, wo es dann sich auflöst im Morgennebel des herandrechenden Tages. Könnte ich in der Sprache Hyang-Hyung der Othomis, eines der gebildetsten Völker Mejiko's, schreiben, Gott! — welche Wahrheiten würdest Du und die Welt erfahren! Mit dem Schicksal darüber zu hadern, dies wäre so viel als mit den Homerischen Göttern zu hadern, denn wie diese, hat auch jenes ein stilles, gesundes Herz, an dem sich so leichte Wunden alsogleich zuschließen. Mit dieser Reflexion schließe ich das Eingangsportal zu meinem wahnsinnigen Berichte über die Darstellung des Wallenstein, welchen die Čechen am 20. Dezember zu Gesichte bekamen. Ach, sie sahen ihn wohl, er aber sah sie nicht. Still und ruhig ging er an ihrem Gesicht vorüber, und kein enthusiastischer Ruf begrüßte den Titanen, und mit dem peinlichen Gefühl des Zweifels über seinen slawischen Werth ließen sie seine Glorie mit dem Lampenlicht verlöschen. Und das war nicht edel. Alles war Kritik, ich selbst nicht ausgenommen, als ich ins Theater trat. Die Čechen haben große schöne Tugenden, aber sie lassen sich nicht von der Begeisterung überrumpeln, wo es Noth thut, und das ist ein großer, häßlicher Fehler. Schillers Riesenwerk ging freilich in einem etwas zerrissenen Frack und Beinkleid und mit der Hahnenfeder auf dem Barett über die čechischen Bretter, und da dachten sie, es wäre der Mephisto, und blickten ihm scheel und neidisch nach. Mir standen die Thränen in den Augen und über mir vernahm ich den einförmigen Pendelschlag der infernalischen Schicksalsuhr: Immer, nimmer, immer, nimmer. Es ist aus, und ich will anjetzt über die Vorstellung ohne Humor sprechen.

»Oeffne, Seni!« — rief der Herzog aus seinem Observatorium und trat hervor. Da stand er mit einer herrlichen idealischen Maske, trefflichem Kostüm, aber mit einem etwas bedeutenden Embonpoint. Von dem Gastmahl zu Pilsen angefangen, hat der Friedländer Alcidens Scheideweg betreten, wo sein gigantischer Ehrgeiz mit der Rechtsidee in stetem Kampfe ist. Fügen wir zu diesen Zweifelsqualen noch jene fatalistische Schwärmerei hinzu, welche der Dichter auf eine höchst geniale Weise in sein nichtgeschichtliches Charakterbild verwebt hat, so wird es klar, daß des Friedländers Thun und Wollen einer düstern Meditation sich unterordnen muß, welche ihn so lange beherrscht, bis er Oktavio's Verrath und seine eigene Acht erfährt. Dies ist der erste und größere Abschnitt in der Darstellung des Wallenstein, und in diesem scheint Herr Gradinger sich ganz geirrt zu haben. Sobald der Friedländer Oktavio's Verrätherei erfahren, als nun auch Buttler ihm den Abfall der meisten Regimenter, den Verlust Prags und des Kaisers Acht gemeldet, wird er sich seiner Willenskraft bewußt, und entschlossener Muth tritt an die Stelle zaghafter Unentschlossenheit. Dies ist der zweite Abschnitt in der Darstellung des Wallenstein, und in diesem wie auch in der Empfindungsepisode zu Max hat Herr Gradinger sich nicht geirrt. Aus diesem ziehe ich nun den Schluß, daß Herr Gradinger in Einzelnheiten recht wacker gewirkt, — vorzüglich in den Szenen mit Max, wo sein weiches Organ und gefühlvolle Ruhe vorherrschten, — im Ganzen aber Charaktereinheit und Studium des Charakters vermissen ließ. Herr Kolar gab den Max Piccolomini. Max ist, so dünkt es mir, ein verkörpertes heldenkräftiges Rechtsgefühl, das sogar von der Sirenenstimme der reinsten Liebe nicht irre geleitet werden kann. Daß Herr Kolar physisch und geistig zur Darstellung dieses Charakters taugt, ist kein Zweifel, aber sichtlich war er diesmal nicht in der Illusion, nicht in jener Selbstvergessenheit, worin die eigene Individualität untergeht, um einer eingebildeten Platz zu machen. Ihm mangelte diesmal alle Wärme des Gefühls, und statt der Glut der Begeisterung prunkte er mit einem rhetorischen Eifer, der ihm nicht von Herzen ging. Wahrhaft ausgezeichnet war Dem. Manetinsky als Thekla. Zart, innig und doch wahr bis in die ergreifendsten Nüancen ihres Monologs, löste sie ihre schwierige Aufgabe. — Mit dieser Trias schließe ich auch schon meinen Bericht. Die übrigen waren mehr oder minder auf ihrem Platze, die meisten gar nicht. Trotz dem, daß das Stück bedeutend gekürzt war, so waren doch alle wichtigen Scenen in ihrer Gänze da, und von Wallensteins Thekla's, Max Piccolomini's herrlichsten Reden ging kein Jota verloren. Dein wohlaffektionirter

Medardus.

Notizen.

(Der König von Baiern) hat das Ufergebirge der Donau zwischen Weltenburg und Kelheim angekauft, damit nicht Privatleute dort Steinbrüche anlegen, und so den pittoresken Anblick derselben verändern können. So handelt echter Kunstsinn!

(Herzensgüte.) Bäuerle's Theaterzeitung berichtet aus Berlin folgenden rührenden Zug von Herzensgüte des jetzigen Königs von Preußen: Ein rheinischer Deputirter, Hr. v. F., der seinen Wohnsitz nahe bei Köln hat, ward von Sr. Maj. bei einem der letzten Hoffeste befragt, weßhalb er so traurig aussähe, da doch Alles rings umher fröhlich und guter Dinge wäre? — »Ich bitte um Verzeihung, wenn meine ernste Stimmung irgend eine Störung verursachen sollte,« entgegnete Hr. v. F. offen, »aber Ew. Maj. werden mich gewiß entschuldigen, wenn ich sage, daß ich meine Gattin krank verlassen habe, und nun schon seit drei Tagen ohne alle Nachrichten bin.« Der König erwiederte nichts, und entfernte sich. Nach zwei Stunden aber ließ er den bekümmerten Gatten zu sich rufen, und trat ihm mit den Worten entgegen: »Mein lieber Herr v. F., ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zu sagen, daß Sie sich Ihrer Frau wegen vollkommen beruhigen können; sie befindet sich wieder wohl und läßt Sie grüßen.« — Der König hatte Befehl ertheilt, sogleich durch den Telegraphen in Köln anzufragen und hierher zu berichten.

(Neue Oratorien.) Die Theaterzeitung berichtet aus Wien von mehrern neuen Oratorien: Prof. Preyer hat das Oratorium Noah, mit Text von H. Adami vollendet, der Vicehofkapellmeister J. Aßmayer: »Saul und David,« mit Text von Chr. Kuffner, der Hoforganist Sechter ist mit einem Oratorium: Sodom und Gomorrha beschäftigt, wozu E. Straube den Text verfaßte.

(Theater.) Die ungarische Theatergesellschaft des Herrn Paly gibt in Kronstadt (in Siebenbürgen) Vorstellungen in walachischer Sprache. — Auf dem Coventgarden-Theater wurde mit vielem Beifall Shakespeare's »Sommernachtstraum« aufgeführt. —

(Komisches.) Der selige Professor Burscher in Leipzig sagte oft zu seinen Zuhörern: »An jenem Tage werden Viele, welche die reine Lehre verachtet haben, um der Verdammniß zu entrinnen, kommen und sagen: »»Herr, wir haben nicht gewußt, welches die reine Lehre war, und woher sollten wir das wissen?«« Da wird der Herr ihnen sagen: »»Hat nicht mein Knecht Burscher in Leipzig Symbolik gelesen?«« (Telegraph.)

(Ein altes Liederbuch.) Die Bibliothek des böhmischen Nationalmuseums enthält unter ihren Manuskripten einen merkwürdigen Codex aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, das »Liederbuch der Klara Hätzlerin,« welches dieselbe für Jörg Roggenburg verfertigte. Ein Ausländer, Dr. Karl Haltaus, welcher sich schon durch frühere Forschungen in altdeutscher Sprache und Literatur bekannt gemacht, hat sich das Verdienst erworben, dieses böhmische Eigenthum der gesammten deutschen Lesewelt bekannt zu machen, indem er dasselbe während eines zweimaligen Aufenthaltes in Prag kritisch durchforschte und mit einem Glossarium und historisch-kritischer Einleitung versehen als 8. Band der Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur erscheinen ließ.

(Die Vormundschaft.) Mehrere deutsche Blätter, unter andern der »Telegraph« und die »Morgenzeitung« erzählen, daß die Gerle-Hornsche Vormundschaft unter dem Titel »I Tutori« ins Italienische übersetzt, und zwar für ein Original ausgegeben worden sei. „C' est tout, comme chez nous“ fügt die »Morgenzeitung« hinzu. —

Hiezu die zweite Probenummer der Beiblätter.

Redakteur und Herausgeber: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.

Nro. 105. Mittwoch den 30. Dezember 1840.

Ost und West,

Blätter für Kunst, Literatur und geselliges Leben.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei halbe Bogen mit außerordentlichen Beilagen. Man pränumerirt in der Expedition von „Ost und West“ (Joh. Hoffmann's Kunst- und Musikalienhandlung in Prag, Jesuitengasse, Nr. 145) und in allen Buchhandlungen halbjährig mit 3 fl. 30 kr. C. M. (2 Thlr. 8 gr.), auf den k. k. Postämtern mit 3 fl. 54 kr. C. M. (unter Couvert mit 4 fl. 18 kr. C. M.). Den Debit für das Ausland besorgt Hr. Friedrich Fleischer in Leipzig.

Die Beschwörung.

Von J. Tandler.

Es irrt, versenkt in Träume,
Hingleitend, zögernd, leis,
Durch seines Friedhofs Räume
Der Mensch, ein finst'rer Greis.

Dort klammert er die Arme
Um manchen Leichenstein,
Es dringt in's Herz das warme
Der Todesschauer ein.

Kein Wort des Zauberbannes
Ist seiner Lippe Hauch;
Der Seufzer eines Mannes
Erweckt die Todten auch.

Da tönt aus Sargesspalten
Ein wonniglich Gestöhn,
Und luftige Gestalten
Den Meister rings umstehn.

Ein Kind mit Flitterkränzen
An seine Brust sich legt,
Es schwatzt von Jugend-Lenzen,
Daß laut das Herz ihm schlägt.

Mit Blicken wehmuthtrübe
Hervor ein Weib sich drängt,
Es ist die erste Liebe,
Die seiner noch gedenkt.

Den Muth, den jungen Recken
Mit längst gebrochner Kraft,
Er wußt' auch ihn zu wecken
Aus dumpfer Todeshaft.

Es ziehn heraufbeschworen
Aus Kindergräbern klein,
Viel Wünsche, kaum geboren,
Herbei zum Geisterreih'n.

Es war der Schlaf gefallen
Von jedem Augenlied,
Ein Weib nur lag von Allen
So starr und todesmüd.

Sie blieb in ihrer Truhe,
So sehr er sie beschwor —
Es war die alte Ruhe,
Die er so früh verlor!

Der Silvesterabend.

Ein Mährchen von Eberhard A. Jonak.

(Beschluß.)

Serafine fand in diesem Gespräche zu wenig Reiz, um es anzuhören, vielmehr wandte sie ihre Aufmerksamkeit auf die Worte zweier Fräulein, die in ihrer Nähe saßen.

»Ich versichere Dich, liebe Emmeline,« hub die Eine an, »unsere Wohnung ist wirklich köstlich, man sieht stets ein reges Treiben, die Offiziere, wenn sie von der Parade kommen, oder Referendars, welche aus oder in die Kanzlei eilen, zuweilen ein paar Musensöhne, die vorbei stolziren und so manche schöne junge Männer.«

»Du Glückliche,« sprach die Zweite, »wie beneide ich Dich, während ich in unserer öden Gasse doch gar nichts zu sehen bekomme; mein Vis a vis ist zwar ein passabler junger Mann, der aber nur für seine Pfeifen Sinn hat und mich nicht einmal bemerkt, wenn ich beim Fenster sitze; dafür bekömmt er auch keinen freundlichen Blick.«

»Auch hier bin ich im Vortheil, denn wenn ich zum Fenster hinaussehe, da schauen die Herrchen hinauf, flüstern sich zu, mancher grüßt sogar höchst artig, man dankt ihm nachlässig oder lacht ihn gar aus. Man muß sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen trachten.«

»Nun darauf verstünde ich mich schon, denn ich weiß unzeitige Annäherungen zurückzuweisen — —« Hier wurde Serafine von einem eleganten, modernen Herrn zum Tanz aufgefordert, und mußte aus Artigkeit zusagen, obwohl sie dem Gespräche noch gerne zugehört hätte, das ihre Neugierde rege machte, da es ganz aus dem Leben genommen schien. Nach einer Tour stellte sich das Paar in die lange Kolonne.

»Fräulein tanzen wohl recht gern,« sprach Serafinens Tänzer, »ach, ich bin passionirt — es ist königlich — diese Walzer sind ganz famos, und dann dieses Arrangement, man kann es sich nicht besser denken, und zudem tanzen Sie, meine Gnädige, wie ein Seraph; mit Ihnen einen Walzer zu tanzen ist wahre Seligkeit — der Tanz gewinnt durch Sie den meisten Reiz.«

»Soll ich dies etwa als Spott nehmen?« fragte Serafine.

»Bitte sehr um excuse, ich spreche reine Wahrheit,« und hiebei ergoß er sich in einen solchen Schwall von gewöhnlichen Ballredensarten, daß es Serafine nicht der Mühe werth hielt darauf zu achten, um so mehr, als sie vor sich den schwarzgekleideten Mann bemerkte; ihr zur Seite stand ein schönes Kind mit rothen Wangen und zierlichem Lockenbau.

»Ueberhaupt,« sprach dieser zu seiner Tänzerin, »scheinen Sie sich ihrer Neigung noch nicht klar bewußt zu sein; ihr Herz schwankt bei den verschiedenen Erscheinungen, die sich Ihnen aufdrängen; doch glaube ich nicht, daß Ihnen Friedrich ganz gleichgültig ist.«

»Darauf kann ich Ihnen nicht antworten,« erwiederte das Mädchen erröthend.

»Sie kennen mich,« fuhr ihr Tänzer fort, »ich bin in meinen Gedanken und Aeußerungen schlicht und offen. Selbst wenn Friedrich nicht mein Freund wäre, ich müßte für ihn sprechen; es gibt für mich keine schönere Idee, als die Vereinigung zweier guten Menschen; in solchen Verhältnissen sind die gewöhnlichen Konvenienzformen wahre Skorpione; wir haben ja im Leben von der Wiege bis zum Grabe mit Vielem zu kämpfen, warum sollten wir nicht in uns und durch uns ein Paradies schaffen, welches uns für Alles hinlänglich entschädigt, welches unserm Leben einen schöneren Anstrich gibt. Ich glaube wohl in Ihrer Seele zu lesen. Darum gestehen Sie.«

»Ach nur hier nicht,« lispelte die Holde und entschwand in dem Reigen.

»Ach die Glückliche,« seufzte Serafine und wurde von ihrem Begleiter in das rauschende Vergnügen fortgerissen. Nach dem Tanze eilte sie zu Herrn von Guthmuth, der die Rolle des zärtlichen Vaters herzlich spielte und nach einigen Ermahnungen seine Tochter zur Kredenz führte, um sie mit Erfrischungen zu bedienen.

Abermals gewahrte sie hier den schwarzgekleideten jungen Mann neben einem Zweiten, um dessen Miene ein eigenthümlicher Zug spielte, den man vielleicht Ironie genannt haben würde, hätte sein schönes blaues Auge nicht eine Gutmüthigkeit verrathen, die mit jener Aeußerung nicht wohl im Einklange stand.

»Ganz köstlich siehst Du heute aus, Ernst,« rief der Dichter, »ich würde Dich zum Helden einer modernen Novelle machen, wäre ich nicht Dein Freund.«

»Dein Spott ist verletzend,« erwiederte der Angeredete, »Du kennst mich und auch jede Fiber meines Herzens, Du weißt, wie sehr dieses ergriffen ist. Im Leben gibt es so viele Schläge, gegen die blos die Kraft eines Mannes nicht ausreicht. Gewiß, mein Arthur, ich fühle mich jetzt in der Periode, wo sonst unbedeutende Erscheinungen das ganze Prachtgebäude unserer Hoffnungen stürzen können.«

»Dacht' ich mir's doch gleich, daß es so kommen konnte,« warf Arthur etwas ernster hin, »es geht dem Menschen wie einem armen Teufel, der das große Loos gewinnt; er kennt sein Glück nicht und weiß es auch nicht zu schätzen. Und besonders in der Liebe gibt es gar viele Tollheiten — in dieser Hinsicht bin ich ein praktischer Mensch geworden; seit ich mir die Flügeldecken verbrannt, steige ich nicht mehr zu dieser ungewissen Höhe — ich lache sarkastisch über dieses Malheur, das jedem von uns wenigstens einmal im Leben passiren muß, aber ich bemitleide Alle, die hier enttäuscht werden mußten; es ist dies ein Wiederhaken, den man nicht mehr herausreißen kann, ohne sich zu verwunden; doch als Freund rathe ich Dir, sei ein Mann; aber die Männlichkeit besteht nicht in einem harten unbeugsamen Willen, den man uns oft und mit Recht vorwirft, sondern im Nachgeben, wo es sich darum handelt, sein eigenes Glück zu erringen. Nun aber Adieu, Ernst, mach' Deine Sachen gut; ich höre so eben die ersten Takte des Cotillons', und muß meine Tänzerin suchen, sonst geht es mir wie auf einem Balle, wo ich viermal abtreten mußte.« Und mit diesen Worten eilte er in den Saal.

Serafine fühlte sich durch die letzten Gespräche, welche sie mit angehört hatte, wunderbar bewegt; Vieles paßte auf Momente aus ihrem Leben oder schien damit doch in Verbindung zu sein; mit schwerem Herzen gedachte sie ihrer eigenen Lebensverhältnisse, sie fühlte die bittere Wahrheit derselben, aber es blieb ihr nicht Zeit zum Nachdenken, denn auch sie wurde neuerdings zum Tanze aufgefordert.

Nach einigen Touren kam sie neben Ernst zu stehen. Eine lebhafte Unruhe äußerte sich in seinen Mienen, er wandte sich stets von einer Seite, von welcher ihn ein schönes Kind in frischer Lebensfülle erblickte. Endlich kam dies in seine Nähe und wandte sich an ihn mit der Frage: »Sie scheinen gar ein Einsiedler geworden zu sein.«

»Ich suche wieder meine Ruhe, aus der ich angenehm gestört wurde, um unangenehm zu erwachen,« sprach er traurig.

»Ich wünsche Ihnen viel Glück dazu,« warf sie schnell hin und wandte sich unmuthig ab.

Der junge Mann schien lange mit sich selbst zu kämpfen, endlich gab er seinen Gefühlen Worte: »Und dies konnen Sie so kalt sagen, Albertine?«

»Warum nicht,« erwiederte das Mädchen, »Sie scheinen modern geworden zu sein, denn Sie spotten mit dem Heiligsten.«

»Albertine,« rief er begeistert aus, »verkennen Sie mich nicht; aber verkennen Sie auch sich selbst nicht; Ihr Herz ist gut, himmlisch rein, aber Sie geben ihm den Anstrich der Zeit, Sie wollen anders scheinen, als Sie wirklich sind. Sie kennen meine Gedanken und Gefühle, warum wollen Sie diese absichtlich mißdeuten?«

Albertine stand traurig und gesenkten Hauptes da, aber Serafine, ihrer selbst nicht mächtig, schwindelte und sank zu Boden. Als sie nach einigen Augenblicken zum Bewußtsein zurückkehrte, blickte sie scheu um sich; aber das Fest mit seiner Pracht war verschwunden, sie sah das herabgebrannte Licht und bemerkte staunend, daß sie noch an ihrem Schreibtische saß und blos geträumt hatte. Aber von den Thürmen der Stadt ertönte lauter Jubelgesang und begrüßte das neue Jahr in seinem Erwachen.

Am Abende des Neujahrstages war beim Grafen D*** große Soirée, Serafine mit ihren Eltern war auch geladen; mit schmerzlichen Gefühlen hatte sie lange schon Edmund bemerkt, der bleicher als gewöhnlich schien und sie absichtlich vermied. Der Zufall führte sie zusammen; des Anstandes halber mußten sie einige Worte wechseln und — — in einigen Tagen kosten sie wieder, wie in einer frühern Zeit, und Serafine schwor es sich in ihrem Herzen, nimmermehr ein boshaftes Spiel mit Edmund zu treiben.

Kunstausstellung in Triest.

(Beschluß.)

Unter den herrlichen Landschaften, die dieses Zimmer schmücken, steht Rottmann's (aus München) Ansicht von Scio obenan, ein wahres Chef d'oeuvre. Daß der Künstler auf sein Werk einen so hohen Preis gesetzt hat, daß wir dafür ein Gut in natura ankaufen könnten, finde ich in so fern gerechtfertigt, als doch im Grunde der Genuß, den uns der Anblick des unübertrefflichen Gemäldes gewährt, unbezahlbar ist. — Recht charmante Bilder und ihrer Meister vollkommen würdig sind Gudin's und Mozin's Marinestücke, Knebel's Landschaften, des genialen Beyer Klosterfrau, V. Adams Thierstücke, die Kompositionen von Lotze, Meyerheim, Gärtner, Raffals, Bosa und Pini, Ranftls Volksscenen, deren mehre unsere Ausstellung verherrlichen, erfreuten sich nicht minder hier wie überall des allgemeinen und größten Beifalls. — Ainmüller's (aus München) das Innere einer Kapelle von S. Marco(?) ist unbestritten das beste architektonische Bild der Ausstellung, und das will viel heißen, denn in diesem Genre wurde ganz besonders Ausgezeichnetes gespendet. — Grigolettis Francesca da Rimini im letzten Zimmer ragt durch glühend warmes Kolorit hervor, und ist eine herrliche, wiewohl nicht die beste Schöpfung dieses berühmten Künstlers. — Isabey aus Paris hat seine Prozession in einer normanischen Stadt mit viel Wahrheit, doch etwas zu manierirt dargestellt. — Der hiesige Maler Rieger beurkundet in mehren architektonischen und Marinebildern, vornehmlich aber in seinem »Sturm«, daß er ein Kunstberufener sei, und seine Leistungen berechtigen zu um so größeren Erwartungen, als er es lediglich aus innerem Triebe und ohne gehörige Vorstudien zu einer beträchtlichen Stufe gebracht hat. Besonders hervorzuheben in seinen Arbeiten ist die Klarheit der Darstellung. Ich glaube nun das Bemerkenswertheste unserer ersten Ausstellung berücksichtigt zu haben;

blieb noch mancher wahre Künstler unbenannt, so möge man mir es mit der Masse zu Gute halten, die zu sehen war, und mich entschuldigen, wenn ich Einiges übersehen habe. Meinerseits muß ich nur noch nachschicken, daß ich weit entfernt bin, mein ausgesprochenes Urtheil für unumstößlich zu halten; ich sagte nur meine schlichte Meinung; denken Andere anders, nun wohlan; de gustibus non est disputandum! Zum Schluße noch einige statistische Notizen. Die Zahl der eingegangenen Werke beläuft sich, wie bereits erwähnt, auf 510; von diesen kam die eine Hälfte aus Italien und die andere aus Deutschland. Die meisten sind aus Wien, Venedig, München, Rom, Florenz und Berlin eingetroffen. — Unter den 250 Meistern, die die Werke anfertigten, sind 149 Deutsche und 80 Italiener, die übrigen Franzosen, Niederländer, Polen, Dänen, ein Spanier und ein Amerikaner. Angekauft wurden 74 Piecen, und zwar 21 vom Vereine und 53 von Privatpersonen, zusammen im Werthe von ungefähr 14000 Gulden C. M. — Der Verein kaufte für ungefähr 4000 Gulden; da seine Einnahme jedoch sich auf circa 9000 Gulden beläuft, so dürfte er wohl noch einige Ankäufe machen.

J. Löwenthal.

Aus Stuttgart.

Herr Ernst ist hier und hat bereits zwei Konzerte im Theater gegeben. Wer unsere kleinen Verhältniße kennt, wird sich die außerordentliche Wirkung seines Meisterspiels erklären können. Es ist über den Virtuosen bereits so viel gesprochen worden, daß eine Kritik ganz entbehrlich wird. Interessant war es, unsern einheimischen Künstler, Hrn. Molique, im Abonnementskonzert den Tag, bevor Ernst zum zweitenmale auftrat, nach langer Pause hören und auf diese Weise Beide gegen einander stellen zu können. Darum bleibt doch Jedem sein Verdienst, ihr Spiel ist so rein individuell und eigenthümlich, daß Keiner in des Andern Sphäre hinübergreift. Molique's Triumphe in England sind bekannt. Er verdankt sie zumeist der Einfachheit und Natur seines ganzen Wesens. Jenes Gekünstelte und Barocke, was sich allmälig eingeschlichen hat, und womit so mancher Virtuos dem unverständigen Publikum Sand in die Augen streut, jene Taschenspielerei, die lieber Künste, als Kunst gibt, sind ihm fremd und innerlich zuwider. Es ist die Seele, womit er spielt, nicht der Verstand. Die erstaunliche Technik des Hrn. Ole Bull und Ernst hat Molique nicht, dagegen an der Sicherheit des Strichs, an der Fülle des Tones, an der reinsten Intonation sucht er seinen Meister. Auch das Forçiren eines Instrumentes über sein eigenthümliches Wesen hinaus, verschmäht er mit Recht, er spielt allein die Violine. Dabei ist er ein tüchtiger Musiker, ein großer Vortheil, den er als Komponist voraus hat. Schade, daß er nicht für die Beethoven'schen Symphonien die Direktion unserer guten Kapelle hat, er verstände sich gewiß am besten auf den Geist dieser Tonwerke. — Unsere Oper hat sich endlich nothdürftig rekrutirt. Hr. Rauscher, als Tenorist von Mannheim, zwar keine jugendliche Stimme mehr, doch in der Kunst des Gesanges und in der Gewandtheit des Spieles routinirt, und Fräulein Evers, früher in Leipzig, zuletzt in Wiesbaden, für erste Sopranparthien. Diese, nebenbei gesagt, sehr schöne und junge Dame, hat von der Natur eine so reiche Ausstattung von Mitteln erhalten, daß bei einer gleichmäßigen Fortbildung derselben und einem eifrigen Streben im Dienste ihrer Kunst, sie ein hoher Rang unter den deutschen Sängerinnen beehren kann. Wir können solche Wünsche wohl aussprechen, da ein Stern nach dem andern an unserm Opernhimmel erbleicht. Ihr Bruder, Hr. Karl Evers von Hamburg, ist als Pianist bereits in Norddeutschland und am Rheine, wo er überall mit ungetheiltem Beifall Konzerte gab, rühmlichst bekannt. Wenn man weiß, wie hoch jetzt diese Kunst gesteigert ist, so darf man im Voraus sicher sein, daß Einer etwas können muß, um öffentlich aufzutreten. Herr Evers ist nicht älter als 22 Jahre und besitzt dennoch eine Fertigkeit, welche die gehäuftesten Schwierigkeiten spielend überwindet. Als Liederkomponist hat er Gutes geleistet, und zwei Etüden, so wie ein Capriccio von ihm wurden recht gelobt. Der junge Mann beabsichtigt auf diesen Winter und wahrscheinlich längere Zeit nach Wien zu kommen, um sich daselbst die Anerkennung zu gewinnen, welche einem Virtuosen nie fehlen darf. Es wäre dann sehr wahrscheinlich, daß Sie ihn auch in Prag hörten.

H. S.

Aus Brünn.

20. Dezember.

Wiewohl ich schon einigemal Ursache hatte, den hier herrschenden Geschmack und die geringe Theilnahme am Klassischen zu rügen, so läßt es sich doch nicht übersehen, daß in der neuesten Zeit sich einige geistige Thätigkeit geltend macht, der man mit Aufmunterung entgegen kommen muß. Die schon einmal berührten Erzählungen, Sagen und Gedichte von Lamatsch von Warnemünde sind endlich bei Rohrers sel. Witwe in 2 B. erschienen. Lamatsch ist schon durch einige Erzählungen, die in der Moravia, dem Zuschauer und dem österreichischen Morgenblatte erschienen, als ein achtbares Talent bekannt; seine Gedichte sind gemüthlich, aber die Form gehört einer früheren Periode an. Er hat von den Fortschritten der neuesten Literatur nichts in seine Darstellungsweise aufgenommen, die nun als überlebt erscheint. Professor Wolny schreitet rüstig der Beendigung seiner Topographie von Mähren entgegen. — Sein Werk hat einige Widersacher gefunden, jedoch meistens unberufene, die unfähig waren über ein so umfangsreiches Werk ihre Stimme mit kritischem Scharfsinne abzugeben. Auch hatten dabei Privatleidenschaften die Hauptrolle gespielt. Seltene Ausdauer und Sachkenntniß lassen sich daran von einem unbefangenen Beurtheiler nicht läugnen. Von Donneh erscheinen zur nächsten Ostermesse in Leipzig »die Schwertlilien,« von denen sich Tüchtiges erwarten läßt, weil der Verfasser schon schöne Proben seines lyrischen Talentes abgelegt hat. Jurendes Pilger für d. J. 1841 ist ein sehr reichhaltiges Archiv alles dessen, was das Interesse des Gebildeten in Anspruch nimmt. Es ist auffallend, wie dieses Volksbuch, dessen Lesekreis sich immer erweitert, von einem mächtigen Willen und Kraft geleitet, mit immer größerem Erfolge an der Aufgabe arbeitet, der Mittelklasse die Fortschritte der Intelligenz zugänglich zu machen und zeitgemäß zu sein. — Im böhmischen Theater kamen, nach mehren Wiederholungen des Dratenjk, Tyl's Passerowé zur Darstellung, eine geistreiche Bearbeitung, die eine sehr gute Aufnahme fand.

Fr. Waniczek.

Aus Berlin.

Verwichene Woche wurden im hiesigen Opernhaussaale, der an zwanzig Jahren unbenutzt gelegen, für die Huldigungsfeier aber neu ausgeschmückt worden, Haydn's Jahreszeiten von einem zahlreichen Orchester unter Spontini's Leitung aufgeführt und so der Saal auf nicht unwürdige Weise neu eingeweiht. Da die königliche Kapelle den Kern der Leistungen ausmachte, so hätte man glauben sollen, die Aufführung sei untadelig gewesen, sie war es aber leider nur in einzelnen Bruchstücken und vorzüglich in jenen, welche von den beiden Hofsängern, den Herren Bader und Mantius vorgetragen wurden; Fräulein Löwe aber, wie hoch wir ihr Talent achten, und Herr Böttcher desgleichen, vermochten an dem Abend nicht in den sanften Haydn'schen Musik-Charakter einzugehen, und die Chöre erwuchsen gar zu wahren Knall- und Schlachtstücken, welche zu ihrer Harmonik und Melodik in keinem Verhältnisse standen; kurz, es zeigte sich auf das sonnenklarste, wie wenig man mit den besten Mitteln zu leisten vermag, wenn man einmal von vorne herein den Charakter des ganzen gesammten Kunstwerkes mißgriffen. Auf Herrn Spontini fällt die Schuld nur insofern, als er Ursache war, daß gerade ein Haydn'sches Werk unter seiner Leitung zur Aufführung kam, ein Werk, das den seinigen so unähnlich und entgegengesetzt ist; wohingegen er gewiß jeden andern musikalischen Autor besser aufgefaßt haben würde.

Wenn es wahr ist, daß ein vorlautes Todesgerücht dem überlebenden Todtgeheißenen noch lange Jahre frisches Leben zusichert, so können wir uns für unsere herrliche Künstlerin Crelinger freuen, die von Stettin aus, uns am Schlage gestorben gemeldet wurde, die uns aber seit wenig Tagen im Schmucke neuer Verdienstkränze entzückt, und wirklich im Spiele die Volkssage zu bewähren scheint. —

Rauch, unser gefeierter Bildhauer, dem unsere Stadt ihre schönsten Kleinodien verdankt, welcher jüngst noch für den Posner Dom ein Kunstwerk in vollem Wortsinne schuf, ist leider so erkrankt, daß alle Kunstfreunde für seine Tage besorgt sind. — Ernst Förster, der Forscher im Gebiete der Kunstgeschichte, ist von München bereits hier angelangt, und im Kreise hiesiger Gelehrten und Künstler vielfach gefeiert worden; größere Bewegung, als seine Ankunft in der Kunstwelt verbreitet, steht uns durch das Eintreffen des Direktors der Münchner Schule, Cornelius, bevor, welcher, begleitet von dem Maler Herrmann in einigen Tagen hier anlangen und Berlin für längere Zeit beziehen soll, wie man sich denn schon mit der Hoffnung schmeichelt daß jener Meister dem Ruf unseres Königs Folge leisten, und der hiesigen Kunstschule als Direktor einen neuen Schwung, eine höhere Bedeutung geben werde. —

Allen Freunden ächter Kirchenmusik können wir die bisher wenig bekannte, von Franz Kommer (Berlin bei Gustav Krantz) herausgegebene, für drei Männerstimmen von dem alten italienischen Tongelehrten

Giambatista Martini verfaßte Messe, mit voller Zuversicht empfehlen. Der erwähnte Gelehrte und Tonkünstler, welcher durch seine riesenhaft begonnene Geschichte der Musik bekannt ist, schrieb diese Messe zwar zu einer Zeit, wo die ächte wahre Kirchenmusik schon verflacht und ausgeartet war, hatte aber durch sein ernstes Studium der alten Muster die guten Meister immer vor Augen, und lieferte so ein Werk, das neben dem heiligen Ernste auch durch Anmuth sich auszeichnet. — Die Messe ist, wie gesagt, für drei Männerstimmen blos mit einem Grundbaß begleitet, und daher leicht ausführbar, da sie weder einen großen Chor noch übergroße Kunstfertigkeit von Seiten der Sänger erfordert. Die Ausgabe ist korrekt und gut gestochen, sonderbarer Weise fehlen aber die Ueberschriften der einzelnen Meßtheile: Kyrie, Gloria u. s. w. Auch hätte dem lateinischen Texte wohl eine Verdeutschung beigegeben werden können, damit diese wahrhaft erbauliche, überall einzuschaltende Musik auch unseren Bruderkonfessionen zu Erbauung und Frommen gereichen könnte; welchen Umstand der geehrte Herausgeber wohl beherzigen möge, wenn er ähnliche klassische Kirchenwerke, deren noch mancher Schatz unzugänglich ruht, dem Volke zugänglich machen sollte. **W.**

Notizen.

(Sonderbarer Mangel.) In Nr. 58 der gazette musikale wird erwähnt, daß zwei neue Theater, die Renaissance und die Porte St. Martin eröffnet wurden, und der Verfasser dieses Artikels wagt es zu sagen: An Theatern fehlt's nicht; aber die Stücke? — Erschrickt man nicht, daß ein Franzose über Sterilität der französischen dramatischen Literatur klagt? da sieht man, wie ungeheuer die Konsumtion in Frankreich ist; wenn nur das Konsumirte nicht so lange in Deutschland wiedergekäuet würde. Großer Gott, noch mehr? mehr als Scribe und Konsorten? — **B. St.**

(Sehr naiv!) Aus Lyon berichtet ein französisches Blatt, daß die Société élémentaire (die Sorge für den Elementarunterricht trägt) einen unentgeltlichen Kursus des Gesanges für die männliche Jugend unter der Leitung der Herren Maniquet und Hainl eröffnet habe, welche nach den Grundsätzen der Wilhem'schen (?) Methode unterrichten werden. Um zu diesem Kursus zugelassen zu werden, heißt es, muß man lesen und schreiben können, und — wenigstens sechzehn Jahre alt sein! — So also sieht's mit dem Elementarunterrichte in Frankreich aus, daß man bei einem sechzehnjährigen Jüngling die Kunst des Lesens und Schreibens noch nicht voraussetzen kann!

(Dichter.) In sächsischen Gesetzen des 16. und 17. Jahrhunderts werden die Advokaten: Dichter genannt. So heißt es in: Elector. Sax. resolut. und Erledigung zu Torgau vom J. 1609: »keine Supplikation, so von dem Dichter nicht selbst mit eigenen Händen unterschrieben.« Dann in Reskript. v. J. 1594, 20. Sept. u. 1637. vom 3. Nov.: »auch von dem Advokaten und Concipienten oder Dichter.« **R. G.**

(Schöne Titulaturen.) In ältern Zeiten gab es in Deutschland immer Streit zwischen den zünftigen Meistern eines Handwerks und jenen, die sich dieses Recht anmaßten. Sie bekamen verschiedene Benennungen: Störer, Alteeissen, Böhnhasen (von Böhn— sächs. — so viel als Boden, hievon Bühne), Fretter, Hausirer, Hosenköche, Lästerer, Pfuscher, Webzichelbecker. **R. G.**

(Theater.) Aus Stuttgart wird gemeldet: »Aubers Falschmünzer« ist auf unserer Bühne total durchgefallen. Ein gleiches Schicksal traf: »1740, 1840, 1940,« welches zur Benefice des Herrn Gnauth auf das Repertoir kam. »Der Fabrikant« von Eduard Devrient, worin der Verfasser die Titelrolle als Gast gab, und von Dem. Studenrauch (Eugenie) und den Hrn. Maurer (Cantal) und Moritz (Lambert) trefflich unterstützt wurde, gefiel außerordentlich. Noch reichern Beifall verdankte »der Lückenbüßer«, nach dem Französischen von Lebrun, dem trefflichen Zusammenspiel, vorzüglich aber dem unerschöpflichen Springquell von Humor des Hrn. Moritz. Die übrigen Rollen des Hrn. Devrient waren Dr. Busch im »Oheim«, Nathan, Lord Harleigh, Posa und Hamlet. — Dem. Evers von Wiesbaden gastirte als Norma, Madelaine und Romeo mit vielem Glücke und wurde engagirt.

In »Othello« trat Hr. Rauscher zum erstenmale als neuengagirtes Mitglied auf, und Dem. Zerr von Karlsruhe, eine treffliche Sängerin im Charakter der Lutzer, gefiel außerordentlich als Nachtwandlerin, die sie wiederholen mußte, und als »Adine« im »Liebestrank«, worin sie stürmisch gerufen wurde. Als Prinzessin im Robert machte sie weniger Glück, da sie sich ganz für die italienische Oper gebildet zu haben scheint. Von ältern Stücken behaupten sich fortwährend. »Griseldis« und »der Majoratserbe« als Lieblinge des Publikums. In Letzterem sagte eine hohe Person von dem Paul des Hrn. Moritz: »diesen Charakter hat er hier nicht studirt, der muß in andern Ländern gewesen sein. Neu einstudiert erschien »Tasso's Tod« von Raupach, worin sich Dem. Studenrauch (Leonore) mit Hrn. Moritz (Tasso) und Hrn. Maurer in die Ehrenkränze des Abends theilte. Auch »Albrecht Dürer« und Jüngers »Entführung« wurden neu in die Scene gesetzt, und letzteres machte im vollen Sinne des Wortes Furore. Hr. Döring trat nach seiner Urlaubsreise zum erstenmale wieder als Perin in »Donna Diana«, Mad. Wilbrann in der »Leonore« auf. Der Empfang war lau; Perin ist eine der schwächern Partien des obengenannten wackern Künstlers und würde sich ganz für die Darstellungsweise des Hrn. Moritz eignen, wenn wir außer ihm einen Don Cäsar besäßen. Nächstens soll Hr. Fedor Löwe*), ein jugendlicher Liebhaber aus Frankfurt, von dem man sich viel verspricht, hieher kommen, auf Engagement zu gastiren. Dem. Nowak, die Schülerin unserer verehrten Studenrauch, geht nächsten Januar in ihr neues Engagement nach München.

(Industrie.) In der Seidenfabrik Lamberti in Mailand werden jetzt herrliche Stoffe aus Seide und Glasfäden gewoben. Sie haben das Aussehen der schönsten gold- und silberdurchwebten Stoffe. Sie eignen sich vorzüglich für Zimmertapeten und auch zu Möbelüberzügen. Die Dessins sind sehr reich und geschmackvoll, nach den neuesten Lyoner und Pariser Mustern. — Nicht zufrieden, die Webrstühle hiezu mit großen Kosten eingerichtet zu haben, errichtete der höchst betriebsame Hr. Lamberti auch eine Glasspinnerei in seinem Hause, welche die ausgezeichnetsten Resultate liefert. Bisher hatte Hr. Lamberti das Glasgespinnst aus Venedig bezogen.

(Vergriffen!) In einem kleinen Städtchen hinter Landsberg a. d. W. beschloß ein Schulmeister, seinen König Friedrich Wilhelm IV. bei der Durchreise feierlichst mit seinen Zöglingen zu begrüßen. Sein Frack hatte noch den Vor-Dresdner Schnitt, er ließ sich deßhalb auf Pump (Borg) einen neuen anfertigen. An Schulmeisterschmerz fehlte es dem Manne nicht, und er formte daraus ein großes Heldengedicht auf seinen König. Der ersehnte Tag war gekommen, der Frack auch; nur an dem König fehlte es noch. Lange stand der arme Schulmeister mit seinen gewaschenen Bengeln an der Straße, und redete sich ein, der Hunger sei nur Einbildung; manche Ohrfeige verabfolgte er an die thatenlustige Jugend, aber der König kam noch immer nicht. Da wurde des Schulmeisters Hunger riesengroß, er stellte Posten aus, die ihm sogleich die Ankunft des Königs melden sollten, und wanderte in seine Wohnung. Kaum hatte er schonungshalber den neuen Frack vom Leibe gezogen, kaum hatte er gierig einige Bissen Brod mit Speck verschlungen, da stürzt Fritze, der Primus, zur Thür herein: »Herr Schulmeister, der König kömmt!« Eilend rannte der Schulmeister fort, und kömmt eben noch zu rechter Zeit an Ort und Stelle an, um seine demüthige Rede an den freundlichen König halten zu können. Nach Beendigung derselben greift er in die Tasche nach dem Gedicht, und überreicht dem König das Papier. Der König öffnete es, ist erstaunt, lächelt und übergibt es seinem Adjutanten mit den Worten: »Bezahlen Sie!« In der Eile hatte der Schulmeister den alten Frack angezogen, und überreichte dem König statt des Gedichtes, welches zu Hause im neuen Frack steckte, die unbezahlte Schneiderrechnung. (Dampfb.)

(Der Doktor.) Ad. Olearius erzählt Folgendes im 3. Bande seiner Persianischen Reisebeschreibung. Kap. 6.: »Der Großfürst von Moskau hatte unter andern auch einen Hochteutschen, welchen er selbst zum Doktor gemacht. Dann als derselbe einsten um Erlaubniß bat, auf eine deutsche Universität zu ziehen, und den Gradum Doktoris anzunehmen, fragte der Großfürst, was das wäre: Doktor werden, und wodurch es geschehe? Als er vernommen, daß man sich in seiner Kunst müsse examiniren lassen, würde er tüchtig befunden, so erklärte man ihn zum Doktor, und gäbe ihm dessen ein Zeugniß unter der medizinischen Facultät Hand und Insiegel. Darauf der Großfürst: Den Weg und die Unkosten kannst du sparen, ich habe deine Kunst erfahren (dann er hatte ihm kurz zuvor an den Podagrischen Schmerzen Linderung geschaffet), ich will dich zum Doktor machen, und einen so großen Brief geben, als du draußen nicht bekommen sollt, welches auch geschah.«

*) Ein trefflicher Lyriker, wie seine Beiträge in „Ost und West" beweisen.
Die Red.

Hiezu Titel und Inhaltsverzeichniß.

Redakteur und Herausgeber: Rudolf Glaser. (Wohnt: Kleinseite Nr. 181.) — Gedruckt bei K. Gerzabek, Brenntegasse Nr. 73.



